Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Unsere Zeit.

Jahrbuch

zum

Conversations-Lexikon.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Die Culturgeschichte

und die culturgeschichtliche Literatur Deutschlands in der neuesten Zeit.

Die Culturgeschichte als ein neuer Zweig der Geschichtswissenschaft: ihre äußere Stellung und Geltung.

Im Laufe der letzten Jahre hat eine Richtung der Geschichtswissenschaft, die bis dahin nur ein dürftiges, fast unbeachtetes Dasein führte, sich zu selbständiger Geltung und allgemein anerkannter Bedeutung erhoben. Die Culturgeschichte — denn von ihr sprechen wir — ist beinahe als eine ganz neue Wissenschaft in die Reihe der übrigen Wissenschaften eingetreten, wird aber bereits in weitesten Kreisen als ihren ältern Schwestern, der politischen Geschichte und der Alterthumswissenschaft, ebenbürtig anerkannt, ja von dem größern Publikum und selbst von einer täglich wachsenden Fraction der Männer vom Fach sogar mit auszeichnender Vorliebe behandelt. Nicht allein, daß culturgeschichtliche Werke, größere und kleinere, aller Orten hervorwachsen, daß die Monographien- und Biographienliteratur, die politische Geschichte und die Geschichte der Fachwissenschaften mehr und mehr einen culturgeschichtlichen Charakter annehmen oder sich doch mit culturgeschichtlichen Elementen durchdringen: auch eigene selbständige Organe hat diese neue Wissenschaft — zunächst in ihrer Anwendung auf die vaterländische Geschichte — sich bereits geschaffen, die 1856 entstandene „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" von Müller und Falke (Nürnberg), und den 1857 begründeten „Verein für deutsche Culturgeschichte". In der Tagespresse, besonders in den, dermalen so zahl- und einflußreichen Zeitschriften für Belehrung und Unterhaltung des größern Publikums, die ihre Abonnenten nach Tausenden und Zehntausenden zählen und in die weitesten Schichten des Volks, in die Hütte des Landmanns und die Werkstatt des Handwerkers dringen, bilden die culturgeschichtlichen Abhandlungen, Bilder und Notizen eine stehende Rubrik. In der Roman- und Novellenliteratur ist ein besonderes Gebiet der „culturgeschichtlichen" Romane und Novellen entstanden, auf welchem sich bekannte Novellisten vom Fach, wie H. Koenig, R. Heller, O. Müller, Luise Mühlbach, mit Culturgeschichtsforschern begegnen, welche diese leichtere Form zur bessern Versinnlichung und Verbreitung der Resultate ihrer ernstern Studien wählen zu müssen glauben, wie W. Riehl, K. Seyfart und andere. Und endlich hat die Culturgeschichte auch schon in den Schulunterricht Eingang gesucht und gefunden, nicht blos durch jene Lehrbücher der allgemeinen Weltgeschichte, welche das culturgeschichtliche Element als ein wesentlich förderndes Moment des Geschichtsunterrichts in sich aufgenommen haben, wie die von G. Weber, Zeiß, Wernicke und andere, sondern auch durch einzelne Versuche, die Culturgeschichte zu einem selbständigen Unterrichtsgegenstande zu machen, wohin z. B. Kirchmann's „Geschichte der Arbeit und Cultur, dargestellt als Lehrgegenstand für Schulen und als Lehrbuch für jedermann" zu rechnen ist.

Mit diesen raschen und fast überraschenden äußern Erfolgen hat die innere Entwickelung der Culturgeschichte, namentlich was die Ausbildung und Feststellung ihrer Methode betrifft, kaum Schritt zu halten vermocht. Jedenfalls bedarf es der ernstesten und unablässigsten Anstrengungen von seiten der Jünger dieser neuen Wissenschaft, damit dieselbe nicht hinter den Erwartungen, welche sie erregt, und den Sympathien, welche sie wach gerufen hat, zurückbleibe. Vor allem ist Bedacht zu nehmen, daß nicht aus Mangel eines klaren Einverständnisses über Zweck und Mittel, Aufgabe und Bedeutung der Culturgeschichte, mit einem Worte, aus Mangel einer festgegründeten culturgeschichtlichen Schule und Methode, die dieser Richtung zugewendeten Bestrebungen sich verzetteln und zersplittern, daß nicht am Ende gar ein Dilettantismus platzgreife, der nirgends verlockender und doch nirgends gefährlicher ist, als gerade auf diesem Gebiete. Ein glücklicher Instinct, oder, sagen wir besser, die unwiderstehliche Macht einer großen und allgemeinen Ideenbewegung hat bisher die ernstern und strebsamern Forscher dieses Fachs vor Abirrungen und Schwankungen der gedachten Art in der Behandlung ihrer Aufgabe so ziemlich bewahrt; allein es ist hohe Zeit, daß ein ausgesprochenes Verständniß und Einverständniß in Bezug auf Ziel und Weg die weitern Schritte der jungen Wissenschaft leite, unterstütze und sichere, sie überhaupt allererst als wirkliche Wissenschaft — was sie nur durch den Besitz einer festgestellten und anerkannten Methode wird — legitimire.

Einen Beitrag dazu wollen wir in den folgenden Betrachtungen zu geben versuchen, andern überlassend, das hier Gesagte entweder zu bestätigen, oder zu berichtigen und zu ergänzen.

Rückblick auf die Entwickelung dieser Wissenschaft.

Wir beginnen mit einem kurzen Rückblick auf die Entwickelung dieser Wissenschaft. Schon im vorigen Jahrhundert begegnen wir Anfängen und zwar zum Theil sehr namhaften Anfängen einer Culturgeschichte — unter dem Titel einer „Geschichte der Sitten", oder „des menschlichen Geistes", oder „des menschlichen Geschlechts", oder „der Cultur des menschlichen Geschlechts", oder „der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts" (z. B. von Meiners, Iselin, Eggers, Gotsch, Weißhaupt). Eben dahin gehören Herder's berühmte „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und Kant's nicht minder berühmte „Geschichte aus weltbürgerlichem Standpunkte". Kommt doch sogar der Name „Culturgeschichte", „allgemeine Culturgeschichte" vor in den Werken Galletti's und anderer.

Auch einzelne Zweige des Culturlebens wurden schon damals in selbständigen Schriften abgehandelt, so der Handelsverkehr der alten Völker von Heeren, der deutsche Handel von Fischer, die Geschichte der Frauen von Meiners, u. dgl. m. Manche Geschichtschreiber vervollständigten und erläuterten auch die politische Geschichte durch eingestreute Betrachtungen über Verfassung, Verwaltung, materielle Zustände des Volks, Sitten und Lebensweise der Höfe u. dgl. — so namentlich Spittler. Alles dies waren dankenswerthe, wenn auch vor der Hand nur noch sehr vereinzelte Anfänge einer wirklichen Culturgeschichte. Was jene allgemeinen Werke betrifft, die sich selbst diesen oder einen ähnlichen Titel beilegten, so unterschieden sich dieselben von dem, was man heutzutage Culturgeschichte nennt, theils durch die Einseitigkeit, womit sie in der Regel einzelne, insbesondere solche Culturrichtungen, die einen mehr ideellen Charakter trugen, wie z. B. die Fortschritte der sogenannten Humanität oder der Denkfreiheit u. dgl., vor den übrigen bevorzugten, ja bisweilen fast ausschließlich mit gänzlicher Hintansetzung aller andern ins Auge faßten, theils durch den Mangel eines wahren geschichtlichen Pragmatismus, indem es den meisten Verfassern solcher Werke mehr darauf ankam, gewisse philosophische, weltbürgerliche, humanitäre, moralische oder religiöse Ideen mit geschichtlichen Thatsachen zu belegen, als eigentlich geschichtliche Zustände und gegebene Verhältnisse in ihrem Zusammenhange und ihrer Entwickelung pragmatisch zu schildern.

Noch viel weiter liegen in diesem letzten Betracht von der heutigen Culturgeschichte jene Versuche einer streng systematischen „Philosophie der Geschichte" ab, wie sie nach Fichte's und Schelling's Vorgang vor allem Hegel vom Standpunkte der „sich selbst denkenden Idee" unternahm.

Dagegen beginnen um den Anfang des laufenden Jahrhunderts die schon oben erwähnten Ansätze einer wirklich culturgeschichtlichen Betrachtung, wie sie uns in den Werken von Spittler, Heeren, Fischer und anderer begegnen, sich zu planmäßigern Bearbeitungen des culturgeschichtlichen Elements zu verbreitern und zu verdichten. Der Geschichte des deutschen Handels von Fischer schließen sich die Werke von Hüllmann über das deutsche Städte- und Ständewesen an; den Bahnen Spittler's folgt theilweise Rotteck in seiner „Allgemeinen Geschichte", worin namentlich die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft besondere Abschnitte bilden, eingehender und zu ungleich größerer Bereicherung dieses Geschichtszweiges aber Schlosser in seiner berühmten „Geschichte des 18. Jahrhunderts".

Allmählich sehen wir sodann die Culturgeschichte zu einer selbständigen Existenz und zugleich zu einer immer größern Allseitigkeit emporstreben. Auf einen kürzern, von vorwiegend Rotteck'schem Standpunkte aus unternommenen Versuch dieser Art von F. Kolb (in Speier) folgten ausführlichere Werke der gleichen Richtung, vor allen W. Wachsmuth's „Europäische Sittengeschichte" und „Allgemeine Culturgeschichte" — Werke, in welchen ein außerordentlicher Schatz von Gelehrsamkeit und Belesenheit, eine Fülle von Daten sowie von Verweisungen auf geschichtliche Quellen erster und zweiter Hand, behufs weiterer Belehrung, aufgehäuft ist. In engere Grenzen schränkte Johannes Scherr seine Behandlung der Culturgeschichte ein, indem er lediglich das deutsche Vaterland zum Gegenstande derselben nahm. Seine „Geschichte deutscher Cultur und Sitte" (von der kürzlich eine zweite Auflage erschien) schildert viele Seiten des deutschen Culturlebens höchst anschaulich, wogegen sie freilich andere unberührt läßt oder nur leichthin streift.

Völlig abweichend davon behandelt die Culturgeschichte Gustav Klemm in Dresden. Im Besitze eines äußerst reichen, durch mehr als dreißigjährigen Sammlerfleiß zusammengebrachten

Materials, bestehend aus allen möglichen Erzeugnissen menschlicher Cultur, von den einfachsten bis zu den vorgeschrittensten und kunstreichsten, aus allen Zeiten und aus allen Zonen, lag es ihm nahe, seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf diese äußerlichen Producte und Symptome eines sich mannichfaltig gliedernden Culturprocesses bei den verschiedenen Völkern hinzulenken. Von diesem Standpunkte aus hat Klemm in mehreren umfänglichen Werken — der „Allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit", der „Allgemeinen Culturwissenschaft", den „Culturgeschichtlichen Briefen" u. s. w. — einen reichen Stoff interessantester Einzelheiten in Wort und Bild zusammengestellt, wobei jedoch, aus leicht begreiflichen Gründen, gerade die mehr innerlichen, höhern Entwickelungsformen des Culturlebens der Völker weniger zur Geltung gelangten. Vielleicht wäre hier auch an ein älteres Werk, nämlich an E. M. Arndt's „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", zu erinnern, worin die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Hauptculturvölker in allgemeinen Zügen, mehr jedoch nach der Seite ihrer angeborenen Stammeseigenthümlichkeiten, als nach den daraus selbstthätig entwickelten Bildungsunterschieden, geistvoll und scharfsinnig charakterisirt sind.

Wieder ganz anderer Art sind die culturgeschichtlichen — oder, wie er selbst sie lieber nennt: „cultur- und socialpolitischen" — Bestrebungen W. Riehl's in München. Seine Methode hat mit derjenigen der sogenannten „Philosophie der Geschichte" das gemein, daß auch für ihn die Entwickelung geschichtlicher Thatsachen nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Bewahrheitung und Veranschaulichung gewisser, von vornherein als zweifellos angenommener politischer, gesellschaftlicher, sittlicher und religiöser Axiome ist. Von einem unbefangenen geschichtlichen Pragmatismus ist bei ihm fast ebenso wenig als bei der geschichtsphilosophischen Schule die Rede.

Wir haben hier nur die hervorstechendsten Bearbeitungen der Culturgeschichte aus der neuesten Zeit erwähnt. Diese Anführungen werden genügen, um einestheils den allgemeinen und tiefen Drang culturgeschichtlicher Behandlung der Vergangenheit, anderntheils die Verschiedenartigkeit der in Bezug auf Ziel und Methode dieses Studiums zur Zeit noch herrschenden Ansichten zu charakterisiren. Es dürfte schwer sein, aus einer Vergleichung dieser mannichfachen Arbeiten im Fach der Culturgeschichte, von denen eine jede darauf Anspruch macht, diese Wissenschaft vollgültig zu repräsentiren, einen deutlichen Begriff von dem zu erhalten, was eigentlich Culturgeschichte sei, welche Aufgabe sie zu erfüllen, welche Stelle im Organismus der Wissenschaften und welchen Platz unter den Factoren des Lebens und des Fortschritts der Gegenwart sie anzusprechen habe.

Wesen und Aufgabe der Culturgeschichte.

Leichter wird es uns vielleicht werden, die obige Frage zu lösen, wenn wir darauf achten, welcherlei geschichtlich entwickeltes Bedürfniß es war, was diese neue Wissenschaft hervorbrachte und ihre immer weitere Ausbreitung bewirkte. Das erste, was uns hier ins Auge fällt, ist ein nahe liegendes politisches Moment. Lange Zeit hindurch hatte sich die Geschichte lediglich mit den Angelegenheiten der Fürsten, Höfe und Cabinete beschäftigt. Die Völker kamen in ihren Darstellungen höchstens als leidender Stoff vor, entweder büßend für die Thorheiten ihrer Gebieter, oder als Werkzeuge dienend für deren Zwecke.

Dieser Standpunkt der Geschichtschreibung entsprach dem damals herrschenden Systeme absoluter Selbstherrlichkeit der Fürsten, absoluter Unterthänigkeit und Passivität der Völker. Über diese beschränkteste Art der Geschichtsauffassung hinaus war es schon ein belangreicher Fortschritt zu nennen, als man anfing, neben der persönlichen Regentengeschichte und neben den Erzählungen von Kriegen, Schlachten, Verträgen und diplomatischen Intriguen auch mit dem innern Leben der Staaten, mit der Geschichte der Verfassung, der Verwaltung, der Rechtseinrichtungen sich zu beschäftigen. Es bewies dies, daß man, wenn auch noch nicht dem Volke, doch mindestens dem Staate als einer Rechtsanstalt eine gewisse selbständige Geltung beilegte, daß man nicht mehr, wie zur Zeit Ludwig's XIV., den ganzen Staat gleichsam in dem Fürsten aufgehen ließ. Allmählich ging man noch einen Schritt weiter. Die Völker, nicht mehr zufrieden, lediglich ein, wenn auch sorgsam beachtetes und bis auf einen gewissen Grad rechtlich geschütztes Object fürstlicher Regierungsthätigkeit zu sein, traten selbsthandelnd auf die Bühne des öffentlichen Lebens. Nicht blos die unmittelbar eingreifende Hand des Herrschers und seiner nächsten Umgebungen fand sich durch verfassungsmäßige Schranken mehr als sonst zurückgedrängt, sondern auch die Allgewalt des Staats selbst mit seinen centralisirenden und nivellirenden Tendenzen mußte vor

der erwachenden Selbstthätigkeit des Volks Schritt um Schritt in immer engere Grenzen zurückweichen. Namentlich auf den Gebieten materiellen Schaffens war dieser Umschwung ungeheuer. Die verschiedensten Zweige volkswirthschaftlicher Thätigkeit, Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, sammt den daran sich knüpfenden allgemeinen Erwerbs-, Nahrungs- und Bevölkerungsverhältnissen, sie, welche vordem nur ein, oftmals sehr beiläufig behandelter Theil der Staats- und Finanzwirthschaft gewesen waren, erhoben sich jetzt zu der selbständigen, ja bevorzugten Geltung eines bewegenden und grundlegenden Elements im Staats- und Gesellschaftsleben. Volkswirthschaftslehre und Statistik wurden nun ebenso wichtige Wissenschaften, wie Verfassungs- und Verwaltungspolitik. Kein Wunder, wenn auch die Geschichte diesem Zuge folgte und sich zu befleißigen anfing, die Fortschritte der Völker auf allen Feldern der materiellen wie der geistigen Betriebsamkeit mit derselben Aufmerksamkeit zu verfolgen, wie vorher nur die Thaten und Schicksale der Fürsten und Höfe.

Eine ähnliche Verallgemeinerung der Wissenschaften und folglich auch der Geschichte fand nach einer andern Seite hin statt. Lange war in Deutschland die ganze Masse des Volks in zwei scharf voneinander getrennte Gruppen zerfallen, in Gelehrte und Ungelehrte. Das ganze geistige Leben der Nation trug sichtbar den Stempel dieser Trennung an sich. Wissenschaft, Kunst, Literatur, alles hatte einen fachmäßigen Charakter angenommen. Die Gelehrten dachten und schrieben nur für sich und ihresgleichen: die Uneingeweihten, also die ungeheure Majorität des Volks, mußten sich bescheiden, weder ein rechtes Verständniß, noch ein selbständiges Urtheil in Bezug auf die Erzeugnisse der Literatur zu haben.

Auch das ist anders geworden. Wie ehemals die Gelehrten ihren Stolz darein setzten, von der ungelehrten Menge nicht verstanden zu werden, so streben sie jetzt wetteifernd nach Allgemeinverständlichkeit und Popularität. Wie man vordem die Wissenschaft meist nur um der Wissenschaft willen und jede Wissenschaft als ein in sich abgeschlossenes Ganzes trieb und schätzte, so sehen wir jetzt alle Wissenschaften, selbst die abstractesten nicht ausgenommen, sowol sich untereinander als alle zusammen dem Leben, der Wirklichkeit, der allgemeinen Bildung und den nationalen Interessen die Hand zum Bunde reichen.

Natürlich konnte die geschichtliche Auffassung der verschiedenen Wissenschaften von dieser Wandelung nicht unberührt bleiben. Das Bedürfniß machte sich geltend, Stand und Fortschritt, Werth und Aufgabe jeder einzelnen wissenschaftlichen Richtung nicht ferner blos aus einem abstracten Begriffe und von einem isolirten fachwissenschaftlichen Standpunkte aus zu betrachten, sondern vielmehr je nach ihrer Stellung im Leben und zum Leben und mit Berücksichtigung der zu ihrer Entwickelung mitwirkenden Factoren des allgemeinen Culturfortschritts.

In diesem Sinne sind denn auch wirklich neuerlich nach den verschiedensten Seiten hin wenigstens Anfänge oder doch Versuche dazu gemacht worden, die fachmäßige Geschichtsauffassung der geistigen Potenzen, Kunst und Wissenschaft, in eine mehr culturgeschichtliche umzuwandeln. Für die schöne Literatur hatte schon Gervinus in seinem berühmten Werke „Geschichte der deutschen Dichtung" dazu theilweise einen Anstoß gegeben, und seinem einflußreichen Vorgange folgten mehr oder weniger die meisten neuern Bearbeiter dieses Fachs. In der Theologie betraten Hagenbach in seinen trefflichen „Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation", Tholuck in seiner, unter diesem Gesichtspunkte höchst verdienstvollen „Vorgeschichte des Rationalismus", für die allerjüngste Zeit endlich Schwarz in seiner „Geschichte der neuesten Theologie" ganz entschieden den Weg culturgeschichtlicher Behandlung, auf welchem ihnen schon früher Hase und andere nach dieser und jener Richtung hin bahnbrechend vorangegangen waren. Die Geschichte der Pädagogik ward in ähnlichem Sinne von K. von Raumer behandelt. Ja selbst die Philosophie, die sich am längsten und hartnäckigsten dagegen sträubte, andere Maßstäbe, als die ihrer eigenen Systematik, auf sich anwenden zu lassen, konnte dennoch den Anforderungen einer allgemeinern culturgeschichtlichen Behandlungsweise sich nicht gänzlich versagen. Nach einem frühern Versuche solcher Art, den der Verfasser dieses Aufsatzes schon 1843 in seinem Werke „Die deutsche Philosophie seit Kant in ihrer wissenschaftlichen Entwickelung und in ihrer Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart" gemacht hatte, ist neuerdings Haym in der Schrift „Hegel und seine Zeit" auf den gleichen Weg pragmatisch-psychologischer Entwickelung eines philosophischen Systems aus der Stellung seines Urhebers zu den allgemeinen culturgeschichtlichen Verhältnissen seiner Zeit eingetreten. Ganz besonders wirksam endlich und zu sichtbarster Bereicherung dieses ganzen Zweigs der Literatur tritt der culturgeschichtliche Gesichtspunkt je mehr und mehr hervor in dem mit so großer Vorliebe gepflegten Fache der Biographie. Die vielen trefflichen Ar-

beiten auf diesem Gebiete, welche nur allein die letzten zehn Jahre uns geliefert haben, und auf die wir weiter unten zurückkommen, fassen ihren Stoff beinahe ausnahmslos unter diesem höhern und allgemeinern Gesichtspunkte auf.

Noch in einer dritten Beziehung kam der Geist der neuen Zeit dem Aufschwunge der Culturgeschichte zu Hülfe, nämlich durch die erhöhte Geltung, welche das eigentliche Volksleben (dies Wort hier im socialen, nicht im politischen Sinne genommen) mit seinen Interessen und seinen Eigenthümlichkeiten je mehr und mehr erlangte. Dieselbe Strömung der Ideen, welche auf dem Gebiete politisch-socialer Theorien den „vierten Stand" zum Gegenstande eines, bisweilen sogar übertriebenen und affectirten Cultus erhob, welche in der schönen Literatur der Darstellung des Volksthümlichen, Provinziellen und Lokalen in der „Dorfgeschichte" einen so breiten Spielraum und so glänzende Erfolge bereitete, dieselbe Strömung der Ideen führte auch der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung eine Masse des fruchtbarsten, gleichwol bis dahin meist unbenutzt gebliebenen, übersehenen oder gering geachteten Stoffes zu.

Unsere Literatur im allgemeinen hatte sich zu lange nur mit dem Leben der vornehmern Klassen — höchstens mit Einschluß des gelehrten Standes — also mit einer Aristokratie beschäftigt, bei welcher der allgemeine Typus vor der individuellen Verschiedenheit, das Conventionelle vor dem Natürlichen und Eigengearteten überwog. Ein übertriebener Idealismus in Kunst und Wissenschaft hatte sich von der derben Wirklichkeit des sogenannten „gemeinen Lebens" (wozu nicht selten der ganze Umkreis bürgerlicher und häuslicher Interessen gerechnet ward) vornehm verachtend abgewendet und fast nur die Kreise der höhern gesellschaftlichen und ästhetischen Bildung seiner Beachtung werth gehalten. Als natürlicher Rückschlag dagegen macht sich neuerdings, wie im Leben so in der Wissenschaft und selbst in der Kunst, ein Realismus geltend, der seine Betrachtung und Abspiegelung des Volks- und Gesellschaftslebens nicht, wie der Idealismus, bei der obersten Schicht oder der Spitze der Pyramide, sondern bei deren breiter Basis, bei jenen einfachsten, gleichsam handgreiflichsten Zuständen beginnt, welche gewissermaßen den Übergang aus dem Naturleben eines Volks in dessen Culturleben bilden.

So ist also, um das oben Ausgeführte nochmals in kurzem Überblick zusammenzufassen, der Culturgeschichte durch das aus dem Leben selbst, wie aus der Wissenschaft, hervorgewachsene Bedürfniß einer erweiterten und freiern Auffassung des gesammten gegebenen Geschichtsstoffs eine dreifache wichtige Aufgabe vorgezeichnet. Fürs erste soll sie zu der Darstellung des äußern Lebens der Staaten und Völker, wie es sich vornehmlich in der Geschichte der Regenten, der Höfe, der diplomatischen Verhandlungen, der Kriege, der Eroberungen abwickelt, die des innern Staats- und Volkslebens, und zwar im allerweitesten Sinne, hinzufügen, also die Schilderung nicht blos der organischen Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen der Staaten, sondern ganz besonders auch des selbsteigenen, freithätigen Webens und Wirkens der Völker in materieller und geistiger Beziehung, in Ackerbau, Gewerbe und Handel, wie in Kunst und Wissenschaft, in geselliger Sitte, wie in den Kundgebungen des religiösen und moralischen Sinnes. Von dieser Seite ist die Culturgeschichte eigentlich nur eine consequente Weiterausbildung der bisherigen politischen Geschichte, entsprechend der fortgeschrittenen Entwickelung des öffentlichen Lebens selbst und unserer Kenntniß von sowie unsers Interesses an demselben. Wie der ehemalige bloße Fürsten- oder Patrimonialstaat sich zum Rechts- und Volksstaat, zu einem wahren Gemeinwesen und einer allseitigen Verkörperung des gesammten Volkslebens erweitert und entwickelt hat, so muß und wird die bloße Regenten-, Cabinets-, Diplomaten- und Kriegsgeschichte sich immermehr erweitern zur wahren, allgemeinen, organischen Volksgeschichte, und hat es zum großen Theile schon gethan. Nichts anderes ist es, was der Begriff der Culturgeschichte nach dieser Seite hin bedeutet.

Derselbe Begriff einer organischen Volks- oder Culturgeschichte heischt aber auch nach einer andern Seite hin eine Verschmelzung, Assimilirung und beziehendlich Umgestaltung der einzelnen, bisher abgesondert voneinander ihren Weg gehenden Fachgeschichten unter einem höhern gemeinsamen, neben dem culturgeschichtlichen Standpunkte. Es ist darunter mehr als eine bloße sogenannte „Popularisirung" dieser einzelnen Fachwissenschaften und ihrer Geschichte zu verstehen; vielmehr geht die Forderung dahin, daß soweit nur immer möglich von jeder einzelnen Wissenschaft oder Kunst und ihrer geschichtlichen Entwickelung nachgewiesen werde, wie dieselbe mit der allgemeinen Bewegung und Gestaltung des Volkslebens in einer gegebenen Zeit im Zusammenhange stehe, wie dieses letztere auf sie, wie wiederum sie auf dieses letztere eingewirkt habe.

Drittens endlich hat die Culturgeschichte auch solche Richtungen des Volkslebens zur Anschauung und Geltung zu bringen, welche man bisher, sei es aus Unkenntniß, sei es aus einem

falschen gelehrten oder ästhetischen Dünkel, gänzlich übersehen, insbesondere das Thun und Treiben, Denken und Empfinden der untern Klassen oder des schlechthin sogenannten „Volks", also dasjenige, was man ebendeshalb öfters vorzugsweise das „Volksthümliche" oder „Volksmäßige" zu nennen pflegt. Statt des allzu abstracten Begriffs der „Nation" oder des „Volks" im ganzen und großen, wovon nur zu häufig namentlich die Politiker bei ihrem Experimentiren mit Staatstheorien, aber auch die Historiker und vielfach selbst die Romanschreiber in ihren Darstellungen von Zeitbildern ausgingen, soll ein möglichst allseitiges, lebensvolles, reich nuancirtes Bild des Volkslebens in allen seinen Schattirungen gewonnen werden, ein Bild, in welchem die Züge des Dörflers ebenso wenig vermißt werden dürfen wie die des Städters, des Proletariats so wenig wie der vornehmen Klassen und des wohlhäbigen Mittelstandes, des naturwüchsigen Sohnes abgeschlossener Gebirgsthäler oder dem Verkehre fern liegender Marschen so wenig wie des hochgebildeten, auch wol überbildeten Bewohners der großen Brennpunkte des Weltverkehrs und der Civilisation.

Die reactionäre und die progressistische Schule der Culturgeschichtschreiber.

Leider ist gerade in der oben zuletzt erwähnten Beziehung die Culturgeschichte nicht selten in eine bedenkliche Einseitigkeit verfallen. Es ist ihr ergangen, wie es Richtungen zu gehen pflegt, die, erst lange unterdrückt oder ungebührlich hintangesetzt, dann plötzlich zu Ansehen und Geltung gelangt, sich ihrer neugewonnenen Stellung überheben und den rechtmäßigen Gebrauch derselben vergessen. Wie der Socialismus oftmals, nicht zufrieden damit, den vierten Stand neben den andern Ständen zur Anerkennung gebracht zu haben, ihn über alle andern zu erheben und zum alleinberechtigten zu stempeln versuchte; wie die Dorfgeschichte sich bisweilen geberdete, als sei sie nicht blos eine, sondern schlechthin die, d. h. die ausschließlich gültige Literaturrichtung der Gegenwart und Zukunft — auf ganz ähnliche Weise haben manche Bearbeiter der Culturgeschichte diese letztere auf jenen untersten Stufen nationaler Cultur festbannen und derselben, wenn nicht als einzigen, doch als hauptsächlichen und bevorzugten Gegenstand ihrer Bestrebungen die Aufsuchung, Zusammenstellung und Abschilderung der einfachsten und ursprünglichsten Züge des Volkslebens, der Sitten, Gebräuche, Landestrachten u. s. w., namentlich der niedern Klassen, anweisen wollen. Das heißt aber nach unserer Meinung die Aufgabe der Culturgeschichte viel zu eng fassen, das heißt dem Äußerlichen und Untergeordneten einen ungebührlichen Vorzug vor dem Wesentlichen und Organischen geben und der oberflächlichen, dilettantischen Curiositätenjägerei bedenklichen Vorschub leisten. Die Culturgeschichte muß das ganze Volksleben umfassen, sie darf keinen Theil, keine Stufe oder Richtung desselben außer Betracht lassen. Sie darf nicht deshalb, weil die frühere Geschichtsauffassung zu ausschließlich den herrschenden Ständen ihre Aufmerksamkeit zuwandte, nun ihrerseits nur den entgegengesetzten Pol der Gesellschaft ins Auge fassen; sie darf ebenso wenig die geistigen, idealen Potenzen darum gering schätzen, weil dieselben eine Zeit lang zu einseitig überschätzt wurden; sie darf nicht die Äußerungen einer noch mangelhaften Cultur — und wäre es auch unter dem bestechenden Namen des „Volksmäßigen", „Eigenthümlichen", „Gemüthlichen" u. s. w. — auf Kosten der andern, vorgeschrittenern Stufen über Gebühr erheben und bevorzugen. Das leitende Princip culturgeschichtlicher Darstellung muß immer und überall das Gleichmaß aller Theile des zu entwerfenden Bildes, das Gesetz, wonach sie die verschiedenen Elemente des Volkslebens einander über- und unterordnet, muß das der organischen Entwickelung sein. Jene Anfänge der Cultur, wie sie in den Eigenthümlichkeiten der lokalen und provinziellen Bildungen des Volkskörpers, gewöhnlich in engster Wechselwirkung mit der Besonderheit der Landesart, mit Berg und Thal, Fluß und Wald, ferner mit den angeborenen Stammesindividualitäten zu Tage treten, sind für die culturgeschichtliche Betrachtung allerdings die Grundlage und der erste, nothwendige Ausgangspunkt aller weitern Entwickelung; allein, bei ihnen stehen bleiben, hieße erklären, daß das Culturleben des Volks selbst über solche Anfänge nicht hinausgekommen sei, hieße die reichern und vielgestaltigern Formen und Gliederungen, welche dasselbe auf den höhern Stufen seiner Entwickelung annimmt, in durchaus ungeschichtlicher Weise verleugnen und misachten. Doppelt gefährlich wird eine solche einseitige Richtung dann, wenn sie, unter Hinzutritt gewisser politischer oder religiöser Idiosynkrasien, einen tendenziösen Charakter annimmt und mit der ausgesprochenen Prätension auftritt, daß jene einfachern Culturzustände vollkommenere, weil naturwüchsigere seien, als die einer vorgeschrittenern, freilich auch verwickeltern Civilisationsstufe, wenn sie von ebendiesem Gesichtspunkte aus die „alte Zeit" schlechthin als die „gute" preist, den Fortschritt der Geschichte aber von dem Damals zum Heut vielmehr als einen Rück-

schritt oder „Verfall“ darstellt, der sobald als möglich durch eine „Umkehr“ zu der Denk- und Lebensweise früherer Geschlechter ungeschehen und rückläufig gemacht werden müsse.

Diesen Ton hat bekanntlich Riehl in seinen Schriften angeschlagen, und es hat nicht an solchen gefehlt, welche, die einen aus Unkenntniß und blindem Nachahmungstriebe, andere mit sehr bewußter Absicht, noch andere endlich, weil einmal der Wind der neuesten Mode so wehte, in dasselbe Lied eingestimmt haben.

Die Geschichte soll eine rein objective Wissenschaft sein; sie muß alle Meinungen gelten lassen, welche sich durch Thatsachen zu rechtfertigen und zu begründen vermögen. Eine Culturgeschichte vom Standpunkte der „Umkehr“ wäre daher, wenn sie diese Voraussetzung erfüllte, ebenso gut berechtigt wie ihr Gegentheil. Aber ebendiese Voraussetzung ist bisher von seiten jener restaurationssüchtigen Geschichtsauffassung durchaus unerfüllt geblieben. Theils hat man den Versuch einer Begründung der aufgestellten Behauptungen durch bestimmte geschichtliche Thatsachen gar nicht unternommen, sondern sich auf bloße Versicherungen beschränkt; wo man aber, auf das Gebiet der Thatsachen hinübertretend, einen solchen Versuch unternahm, da ist er jedesmal gründlich gescheitert. Den wenigen, noch dazu meist mangelhaften, einseitig aufgefaßten oder zu irrigen Schlußfolgerungen misbrauchten Ausführungen Riehl's und seiner Gesinnungsgenossen zur Bewahrheitung ihrer Ansichten stehen zahlreiche, augenfällige und authentische Beweise des Gegentheils in den Schriften und Aufsätzen derjenigen culturhistorischen Schule, welche in der Geschichte einen Fortschritt erkennt, gegenüber. Selbst Männer, die ihren politischen und religiösen Anschauungen nach weit eher jenen Ansichten Riehl's als diesen seiner Gegner hätten beipflichten müssen, wie z. B. Tholuck in seinem schon genannten Werke, mußten, der geschichtlichen Wahrheit die Ehre gebend, eingestehen, daß gerade in einer der wichtigsten, ja der wichtigsten aller Beziehungen, nämlich der allgemeinen Sittlichkeit, die gepriesene „alte gute Zeit“, die Zeit scheinbar größerer Einfachheit der Sitte und Wärme des religiösen Lebens, hinter der so arg angefeindeten Gegenwart weit, weit zurückstehe.

Es darf daher heutzutage als eine durch die Zustimmung aller unbefangen und gründlich Forschenden bekräftigte Wahrheit angesehen werden, daß das Leben unsers Volks, trotz mancher Verirrungen im einzelnen, dennoch im ganzen und großen einen Fortschritt darstellt, daß dieser Fortschritt gerade in den letzten Jahrhunderten mit erhöhter Sicherheit und Stetigkeit vor sich gegangen ist, daß also die progressistische Richtung der Culturgeschichte, gegenüber der reactionären oder pessimistischen, das Recht der thatsächlichen historischen Wahrheit entschieden auf ihrer Seite hat.

Die Stellung der Culturgeschichte zur Alterthumswissenschaft.

Ganz anderer Art ist das Verhältniß der Culturgeschichte zu der Alterthumswissenschaft, als einer wirklich historischen Erforschung früherer Zeiten, obschon auch diese letztere mit unverhohlener Vorliebe bei den einfachern, primitivern Zuständen einer weit rückwärts liegenden Zeit verweilt. Hier ist eine gegenseitige Annäherung und Ausgleichung nicht blos möglich, sondern von einem höhern gemeinsamen Standpunkte aus sogar geboten. Die Alterthumswissenschaft hat sich um die nationale Geschichtsforschung große und bleibende Verdienste erworben; allein die ganze Aufgabe derselben hat sie nicht erschöpft, und sie wird sich ebenso gut bescheiden müssen, der Culturgeschichte neben sich einen Platz und eine ebenbürtige Geltung einzuräumen, wie die Culturgeschichte ihrerseits in der Alterthumswissenschaft eine gewichtige Vorgängerin und Bahnbrecherin ihrer eigenen Bestrebungen für eine gründliche Durchforschung des Volkslebens nach allen seinen Richtungen hin dankbar anzuerkennen und zu ehren hat. Die Culturgeschichte hat bisher ihre noch junge Thätigkeit vorzugsweise an den der Gegenwart näher liegenden Perioden der Vergangenheit erprobt; sie hat sich wesentlich mit dem vorigen, dem ehevorigen, höchstens dem 16. Jahrhundert beschäftigt. Hier fand sie den Stoff für breiter angelegte und mannichfaltiger gefärbte Zeitbilder, wie sie solche braucht, besser vorbereitet als in frühern, mehr einförmigen, weniger vielseitig entfalteten Culturepochen. Hier lag die Beziehung auf die Gegenwart, die Gravitation nach vorwärts, der Gedanke einer stetigen Fortentwickelung ungleich näher. Gleichwol wird die Culturgeschichte im weitern Fortgange ihrer Ausbildung sich der Aufgabe, auch die mehr rückwärts liegenden Abschnitte der vaterländischen Vergangenheit mit derselben Sorgfalt, wie die neuern und neuesten, zu behandeln, nicht entziehen können noch wollen. Andererseits dürfte die Alterthumswissenschaft nicht umhin können, anzuerkennen, daß all ihr noch so eifriges Bemühen um die Erforschung einzelner Formen und Gestalten einer frühern Cultur, wenn solches einen wahrhaft geschichtlichen Zweck erfüllen und nicht in bloße

Curiositätenkrämerei, gelehrtes Klauben in Äußerlichkeiten und zielloses Umhertappen nach dem zufällig sich Darbietenden ausarten soll, nothwendig der Einordnung in einen größern geschichtlichen Organismus, der Rückbeziehung auf die lebendige Gegenwart und ihre Interessen, der Vergeistigung und Leitung durch allgemeinere Anschauungen, mit einem Worte: der Fortbildung zu streng culturgeschichtlicher Auffassung bedürfe.

Schon jetzt ist ein, wenigstens äußerlicher Vermittelungs- und Annäherungspunkt für beide Wissenschaften gegeben durch eine Anstalt von großartiger Anlage und, wenn nicht alles täuscht, von bedeutender Zukunft, das „Germanische Nationalmuseum" zu Nürnberg. Obwol dasselbe sein planmäßiges Sammeln deutscher Geschichtsdenkmale vor der Hand, mit weiser Selbstbeschränkung, auf die Zeit vor 1650 begrenzt, so hat es doch schon jetzt, auch innerhalb dieses ferner liegenden Zeitraums, dem culturgeschichtlichen Elemente vielfach neben dem rein antiquarischen Geltung verschafft, und wird gewiß bei fortschreitendem Wachsthum seiner Mittel und dadurch bedingter Erweiterung seiner Wirksamkeit allmählich jene erstere Seite immermehr in den Bereich seiner Bestrebungen ziehen.

Die culturgeschichtlichen Vereine und ihr Verhältniß zu den Geschichts- und Alterthumsvereinen, sowie zu dem Germanischen Museum.

Die Alterthumswissenschaft hat sich schon vorlängst eine entsprechende äußere Organisation, gleichsam einen Körper, in der Form zahlreicher, über ganz Deutschland verbreiteter „Geschichts- und Alterthumsvereine" gegeben; das Germanische Nationalmuseum hat etwas Ähnliches für sich ins Leben zu rufen versucht in den allerwärts errichteten „Agenturen" und den vieler Orten sich daran anschließenden Vereinigungen von Freunden und Förderern der Zwecke des Museums. Es lag nahe, daß auch die Culturgeschichte, bei erstarkendem Bewußtsein ihrer selbständigen Aufgabe und Bestimmung, den gleichen Weg einzuschlagen unternahm. Allerdings konnte in Frage kommen, ob es nicht besser sei, statt einer neuen Organisation die schon vorhandene der Geschichts- und Alterthumsvereine zu benutzen, um, unter entsprechender Erweiterung ihrer Wirksamkeit, mit ihrer Hülfe auch culturgeschichtliche Zwecke zu verfolgen.

Es hat jedoch den Freunden der Culturgeschichte angemessener geschienen, vorerst eine selbständige Vereinsbildung für ihre Sache zu versuchen, ohne damit einer gegenseitigen Handreichung und Unterstützung, ohne selbst einer spätern Verschmelzung dieser Vereine mit den ältern Geschichts- und Alterthumsvereinen irgendwie sich versagen zu wollen. Was dabei besonders den Ausschlag gab, war die ziemlich kühle Aufnahme, welche ein bei der Jahresversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Hildesheim 1856 gestellter Antrag auf Bildung besonderer Sectionen für Rechts- und Culturgeschichte von seiten der großen Mehrheit dieser Versammlung erfuhr. Die abweisende oder doch gleichgültige Stellung, welche bei dieser Gelegenheit die gedachten Vereine gegenüber der Culturgeschichte einnahmen (eine Stellung, die sich bei der vorjährigen Versammlung derselben zu Augsburg wieder in ganz ähnlicher Weise kund gegeben hat), schien zu bezeugen, daß auch auf jener Seite das wol ganz richtige Gefühl obwalte, es sei besser, daß Culturgeschichte und Alterthumswissenschaft erst eine Zeit lang selbständig jede ihren Weg gehe, bevor eine Verschmelzung beider — die, wie gesagt, mit der Zeit nicht ausbleiben wird — auf eine für beide Theile förderliche und für keinen präjudicirliche Weise werde stattfinden können. Die Anhänger der jüngern Wissenschaft hatten aber noch ganz besondern Grund, eine Vereinigung mit den schon länger bestehenden und bereits zu einer Macht erstarkten Geschichts- und Alterthumsvereinen nicht vorschnell zu suchen, da eine solche den gegebenen Verhältnissen nach leicht einem bloßen Aufgehen der culturgeschichtlichen Richtung in der dort vorherrschenden mehr antiquarischen und exclusiv gelehrten hätte gleichbedeutend sein mögen.

Unbedenklicher dagegen und in mehrfacher Hinsicht Nutzen versprechend erschien eine Annäherung der beabsichtigten neuen Vereinsorganisation an das Germanische Museum zu Nürnberg. Auch fanden über eine solche mit der Verwaltung der gedachten Anstalt vorläufige Verhandlungen statt, welche die eventuelle Geneigtheit dieser letztern zum Eingehen auf einen derartigen Plan außer Zweifel stellten.

So kam im September 1857 die Gründung eines „Vereins für deutsche Culturgeschichte" in Weimar zu Stande. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte nach vorherigem Einvernehmen mit einigen Gleichgesinnten, die Freunde der Culturgeschichte dorthin zu einer vorberathenden Versammlung — im Anschluß an die Dichterfeste — eingeladen. Zwar waren, wie überhaupt nur wenige Männer der Wissenschaft, so auch nur wenige, von welchen eine Förderung dieses be-

stimmten Vorhabens zu erwarten stand, zu den Dichterfesten gekommen. Inzwischen verloren diese wenigen den Muth nicht, sondern gingen unverzagt daran, aus kleinsten Anfängen ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches nur bei weitester Ausdehnung und allgemeinster Theilnahme seine Aufgabe entsprechend wird lösen können. Sie beschlossen die Constituirung eines culturgeschichtlichen Vereins und die Veröffentlichung eines „Aufrufs an alle Freunde deutscher Culturgeschichte" zum Anschluß an diesen Verein und zur Unterstützung seiner Wirksamkeit. Zugleich ward ein vorläufiger geschäftsführender Ausschuß zu Weimar eingesetzt, für das nächste Jahr aber eine zweite Versammlung in Aussicht genommen, um durch Feststellung einer endgültigen Organisation das Unternehmen formell zum Abschluß zu bringen. Der „Aufruf" wendet sich „an alle Freunde der Culturgeschichte" und fordert dieselben auf: 1) durch schriftliche, an den in Weimar niedergesetzten geschäftsführenden Ausschuß, zu Händen des Professor Biedermann, zu richtende Erklärungen ihren Beitritt zu dem Verein und ihre Bereitwilligkeit zur Förderung der Culturgeschichte, und zwar vorzugsweise der deutschen, in dem obenangedeuteten Sinne zu bekunden, gleichzeitig einen Beitrag von Einem Thaler zu den Bureaukosten des Vereins einzusenden; 2) ihr thätiges Absehen auf die Ausfindigmachung culturgeschichtlichen Materials zu richten, also beispielsweise: alter Familienpapiere, Correspondenzen, handschriftlicher Lebensbeschreibungen, Tagebücher, Familien- und Ortschroniken, Haushaltungs-, Bau-, Handwerker- und Kaufmannsrechnungen, Pfarrbücher und Pfarrregister, desgleichen der in Bibliotheken und Archiven befindlichen und noch nicht veröffentlichten oder benutzten Documente aller Art, insonderheit der das Rechts- und Staatsleben, die Verwaltung, das Kirchen- und Schulwesen, merkwürdige Persönlichkeiten und ihre Erlebnisse u. s. w. betreffenden, genug, alles dessen, was über das deutsche Volks-, Staats-, Gesellschafts- und Familienleben in irgendeiner Hinsicht neue Aufschlüsse zu gewähren verspricht; 3) von allen derartigen Entdeckungen Mittheilung an die obengegebene Adresse zu machen, mit kurzer Angabe des wesentlichen Inhalts sowie des Ortes, wo, und der Art und Weise, wie das entdeckte Material entweder (sei es im Original, sei es abschriftlich) eigenthümlich für den Verein zu gewinnen, oder, wenn nicht dies, doch im einzelnen Falle für dahin einschlagende culturgeschichtliche Forschungen zugänglich und flüssig zu machen stehe; 4) auf demselben Wege zur besondern Inbetrachtnahme und Förderung bestimmter culturgeschichtlichen Aufgaben Anregungen zu geben oder Anerbietungen zu machen, z. B. zur Sammlung von Material für eine Geschichte des Volksliedes, oder gewisser Handwerksbräuche, oder bestimmter Gesellschaftsklassen, wie des Bauernstandes u. dgl. m.; endlich 5) für die gleiche Thätigkeit des Aufsuchens und Sammelns von culturgeschichtlichem Material auch andere — Fachgelehrte und Laien — zu gewinnen und auf diese Weise den Anstoß zur Bildung von Orts- oder Zweigvereinen zu geben, die erfolgte Bildung solcher aber ebenfalls, nebst dem Namensverzeichniß der Mitglieder, dorthin anzuzeigen.

Zum Organ des Vereins ward die „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" (Nürnberg) erklärt; eine nähere Verbindung mit dem Germanischen Museum blieb vorbehalten. Unlängst, bei Gelegenheit des jenaischen Jubiläums (am 16. Aug. 1858) hat der Verein eine zweite Versammlung gehalten, worin die definitive Constituirung des Vereins im allgemeinen, d. h. die unermüdliche Verfolgung des eingeschlagenen Wegs in der bisherigen Weise, beschlossen, rücksichtlich der äußern Organisation jedoch das bisherige Provisorium bis auf weitere Erfahrungen über die Nothwendigkeit oder Räthlichkeit etwaiger Abänderungen und bis auf eine vielseitigere äußere Ausdehnung des Vereins, insbesondere die Bildung zahlreicherer Zweigvereine, verlängert ward. Die bei dieser Gelegenheit gegebene, sowie die durch die regelmäßigen „Mittheilungen in Sachen des culturgeschichtlichen Vereins" in der nürnberger „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" zur Öffentlichkeit gelangten Übersichten über die Wirksamkeit des Vereins während dieses ersten Jahres seines Bestehens ergeben folgende Resultate. Der Verein zählt dermalen nahe an 200 Mitglieder, welche theils sporadisch über Deutschland verstreut, theils in Ortsvereinen wieder unter sich verbunden sind. Solcher Ortsvereine gibt es zur Zeit drei, in Meiningen mit einigen sechzig, in Weimar und Nürnberg mit je etwa vierzig Theilnehmern. In Aussicht gestellt ward die Bildung von Ortsvereinen schon vor einiger Zeit in Bremen, Hildesheim, Manheim, Stuttgart, Eisenach und andern Orten. Der Centralausschuß des Vereins hat eine Sammlung theils von handschriftlichen, theils von zwar gedruckten, aber dem allgemeinen Gebrauch nicht oder schwer zugänglichen Quellen zur deutschen Culturgeschichte anzulegen begonnen. Diese Sammlung, zu der bisher nur der Ortsverein zu Weimar sowie mehrere der vereinzelten Glieder des Gesammtvereins und auch manche außerhalb des Ver-

eins stehende Freunde culturgeschichtlicher Bestrebungen beigesteuert haben, umfaßt zur Zeit über 50 Nummern Handschriftliches und gegen 40 Nummern Gedrucktes. Unter den erstern befinden sich: eine Liste der Getreidepreise aus dem Weimarischen von 1660—1854; eine Correspondenz des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar wegen Anwerbung von Leibsoldaten in Ungarn von 1731; mehrere sehr umfängliche Rechnungs-, Haushalts- und Contractbücher von adelichen Gütern (aus der Mitte des 17. Jahrhunderts); Auszüge aus Ortschroniken, Kircheninspectionsacten, Steueranschlägen u. s. w. (meist aus dem 17. Jahrhundert); eine größere Anzahl Geschichtsdocumente über allerhand sociale Verhältnisse der Sachsen in Siebenbürgen u. s. w.; Briefe von zwei jungen Adelichen an ihren Bruder, geschrieben auf einer Expedition zur Durchforschung Afrikas im Jahre 1785; eine Prorectoratsrechnung aus Jena von 1720—21, alte Speisezettel, Constitutionen eines Schöppenstuhls, Vorschläge zur Verbesserung des Gewerbewesens im Weimarischen aus dem Jahre 1757, und anderes mehr. In der Bibliothek des Vereins werden unter andern aufbewahrt: Ausschnitte aus alten Chroniken, aus Tagebüchern, mitgetheilt in dem „Oldenburgischen Volksboten"; ein als Manuscript gedrucktes Werk: „Erinnerungen aus dem Jahre 1805", sodann verschiedene Zeitschriftennummern, welche culturgeschichtliche Mittheilungen enthalten u. s. w. Die Ortsvereine zu Nürnberg und Meiningen haben ähnliche Sammlungen angelegt: wir finden darin namentlich alte Zunftbriefe und sonstige Documente zur Geschichte des Innungswesens, alte Carnevalsordnungen, satirische Gedichte und andere fliegende Blätter, meist aus dem Dreißigjährigen Kriege, alte Rangordnungen und Beamtenverzeichnisse, Marktpreislisten u. s. w. verzeichnet.

Wir führen diese Einzelheiten an, um kenntlich zu machen, in welchem Sinne der Verein geschichtliches Material sammelt, und um zugleich anzudeuten, wie eine solche Sammlerthätigkeit, wenn sie durch Beiträge aus allen Theilen Deutschlands unterstützt würde, im Laufe der Zeit ganz unschätzbare Vorarbeiten für eine deutsche Culturgeschichte liefern könnte. Der Verein beobachtet das Verfahren, daß er die ihm zu Händen kommenden Geschichtsmaterialien, soweit er sie nicht eigenthümlich erwerben kann, wenigstens dergestalt entweder repertorisirt, oder in Auszügen bearbeitet, daß sie für den künftigen Gebrauch eines auf diesem Gebiete Forschenden leicht bereit und verfügbar sind.

Der Verein beschränkt sich aber nicht auf die bloße Entgegennahme und Verwerthung von Materialien, welche die Gunst des Zufalls und der Eifer seiner Mitglieder oder außenstehender Freunde der Culturgeschichte ihm zuführt; vielmehr gibt er auch von sich aus Anregung und Anleitung zu planmäßigen Forschungen auf diesem Gebiete. So hat er in öffentlichen Blättern wiederholt zur Mittheilung älterer Familienpapiere jeder Art (Hauschroniken, Tagebücher, Stammbücher, Briefwechsel, Haushalt-, Handwerker- und andere Rechnungen, Hochzeits- und andere Gedichte u. dgl. mehr) als Materialien zur Kenntniß des Familienlebens und der Sitten einer frühern Zeit, desgleichen zu Mittheilungen über das Vorhandensein und den ungefähren Inhalt von Ortschroniken, als eines Mittels zur Veranschaulichung der Entwickelung des Gemeindelebens, der Güter- und Personenverhältnisse u. s. w., aufgefordert, ferner an alle Redactionen von Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern und ähnlichen Publicationen das Ersuchen gerichtet: „in allen den Fällen, wo sie größere oder kleinere Mittheilungen von culturgeschichtlichem Interesse, die nicht schon anderweit bekannt und auf andere Weise leicht zugänglich sind, veröffentlichen, ein Exemplar des betreffenden Blattes dem Centralausschusse unter Kreuzband postfrei einsenden zu wollen."

Endlich hat er auch eine planmäßige, im ganzen Bereich seiner organisirten Wirksamkeit gleichmäßig vorzunehmende Erhebung über die an den verschiedenen Orten noch bestehenden kirchlichen Gesangsinstitute (Weihnachts-, Neujahrs-, Dreikönigssingen u. s. w.) und die dabei üblichen Lieder, sowie über die kirchlichen und sonstigen Gebräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen und Kirchweihen, als wichtige Elemente zur Sittengeschichte des Volks, eingeleitet.

Es springt in die Augen, daß, nach der eigenthümlichen Natur und Aufgabe der Wirksamkeit gerade des culturgeschichtlichen Vereinswesens, die Verzweigung desselben über möglichst viele Ortschaften und Gegenden und die Wechselwirkung dieser Orts- oder Zweigvereine mit der centralen Thätigkeit des Gesammtvereins eine Hauptbedingung gedeihlicher Erfolge des ganzen Unternehmens ist. In den Ortsvereinen pulsirt das wahre, werkthätige Leben dieses Organismus; sie sind sozusagen die Saugadern, womit der Verein sich tief in das individuellste Sein, Thun und Empfinden des Volks hineintreibt und dieses an sich zieht. Den Ortsvereinen, wenn sie nur irgend regsam und gut geleitet sind, kann es an mannichfaltig fruchtbaren und anregenden Stoffen für ihre Thätigkeit niemals fehlen. Trotz des kurzen Bestandes und der noch ge-

ringen Zahl derartiger Abzweigungen weisen doch die Berichte des Vereins bereits eine Menge der interessantesten Verhandlungen, Mittheilungen und Anregungen im Schose dieser letztern auf und lassen so ahnen, welch reiche, vielseitige, für Wissenschaft und Leben gleich fruchtbare Thätigkeit sich in diesen Vereinigungen und durch sie mit der Zeit entwickeln kann, wenn dieselben erst alle Theile Deutschlands umfassen und dadurch im Stande sind, alle Pulsschläge des großen deutschen Volkskörpers aufzufangen und einem einzigen Mittelpunkte zuzuführen. Um nur in wenigen Zügen ein Bild dieser Thätigkeit zu geben, sei aus den öffentlichen Berichten darüber wenigstens einiges mitgetheilt. Der Ortsverein zu Weimar, der sich zur bessern Theilung seiner Arbeiten in Sectionen für Volkswirthschaft, Kirchen= und Schulwesen, Sittenkunde, Rechtsleben, Staats= und Gemeindewesen, Literatur, Kunst und Buchhandel gegliedert hat, beschäftigte sich in seinen bisherigen Verhandlungen mehr oder minder eingehend mit folgenden Gegenständen: dem Stande des Zinsfußes, sowie den Getreide= und sonstigen Nahrungspreisen früherer Jahrhunderte, dem Gewerbs= und Innungswesen sonst und jetzt, dem kirchlichen Pönalwesen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, den alten Hegemalen und ihrem Hereinragen in die neue und neueste Zeit u. dgl. mehr. Der Ortsverein zu Nürnberg spürt der Bewegung des Handels und der Gewerbe dieser ehemals so bedeutenden Reichsstadt nach, wie sie in der Zeit ihrer größten Blüte, im Wendepunkte des 15. und 16. Jahrhunderts, sich entfaltet hat, ferner der Geschichte der dortigen Kunsthandlungen und Bibliotheken, des Buchhandels, des alten Zeidelgerichts, endlich der wichtigsten Zünfte Nürnbergs. Der Verein zu Meiningen richtete seine Aufmerksamkeit auf die Erkundung der eigenthümlichen Volkstrachten und des Gewerbswesens des Herzogthums und seiner Nachbarschaft, sowie auf sonstige volkswirthschaftliche, gesellschaftliche und sittliche Zustände jener Landestheile.

Diese schon in ihren ersten Anfängen so mannichfaltige Thätigkeit der culturgeschichtlichen Vereine verdeutlicht besser, als Worte dies zu thun vermöchten, die Fruchtbarkeit des culturgeschichtlichen Studiums überhaupt und dessen innige Berührung mit allen wichtigsten und unmittelbar gegenwärtigsten Interessen des Lebens. Es erkennt sich leicht, wie bei dieser Art der Geschichtsbehandlung die Vergangenheit immer in engster Beziehung zur Gegenwart aufgefaßt, umgekehrt für das gegenwärtig Bestehende überall eine Anknüpfung an Früheres gesucht wird, sei es in der Form genetischer Entwickelung, sei es in der einer Vergleichung des Verwandten und Gegenüberstellung des Contrastirenden — wie dadurch die wahre Aufgabe der Geschichte: „Lehrerin der Gegenwart durch die Vergangenheit zu sein", erst recht erfüllt, der geschichtliche Sinn, der überall fragt, wie und warum etwas geworden, warum es so und nicht anders geworden, erst recht geübt, geschärft und zugleich befriedigt wird. Das gilt nicht blos für die unmittelbar ins praktische Leben einschlagenden Fächer, z. B. die volkswirthschaftlichen und statistischen Betrachtungen über Bevölkerungs=, Erwerb= und Nahrungsverhältnisse einer frühern Zeit im Vergleich zur jetzigen — (wo die culturgeschichtliche Erforschung des Frühern geradezu die unentbehrliche Voraussetzung einer gründlichen und fruchtbaren Erkenntniß des Gegenwärtigen ist) — sondern es gilt auch von den geistigen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen und sittlichen Erscheinungen, deren keine ganz begriffen werden kann ohne eine in die Breite und Tiefe, rückwärts und vorwärts gehende Durchforschung des ganzen Culturlebens, innerhalb dessen jene wuchsen und dessen Ausflüsse sie waren.

Aus diesem Grunde vermag auch die Culturgeschichte in so hohem Grade sich dem Verständniß und Interesse der weitesten Kreise des Volks anzuschmiegen, vermag sie populär im edelsten Sinne des Worts zu sein. Weil sie das ganze Leben des Volks ergreift und nichts, auch das Kleinste nicht, beiseite läßt oder gering achtet, darum fühlt jeder im Volke, der Laie so gut wie der Gelehrte, sich ihren Bestrebungen verwandt, ihre Resultate seinem Denken und Erfassen leicht zugänglich. Mehr noch! Der Laie sieht sich in den Stand gesetzt, nicht blos aufnehmend und genießend, sondern auch thätig und selbst Hand anlegend an dem Werke der Culturgeschichte mitzuarbeiten, denn jeder, der Ungelehrte wie der Gelehrte, lebt ein Stück Culturgeschichte mit, findet sich in der Mitte von Beziehungen und im Besitze von Erlebnissen, Erinnerungen, Beobachtungen, welche ihm mannichfaltigen Stoff zur Unterstützung der planmäßigen Arbeiten des gelehrten oder fachmäßigen Culturforschers an die Hand geben. Es kommt nur darauf an, daß jeder einzelne sich die Zwecke und Mittel culturgeschichtlicher Forschung vollkommen klar mache, daß er den rechten culturgeschichtlichen Sinn in sich hege und ausbilde. Und das eben ist ein wesentlicher Theil der Aufgabe dieser Vereine, in denen Gelehrte und Ungelehrte, Männer der verschiedensten Berufsstände und Lebensstellungen miteinander verkehren und gemeinsam auf das gleiche Ziel hinstreben.

Der einheitliche und der particularistische Standpunkt in der Culturgeschichte.

Eine wichtige Frage, die auch bereits mehrfach lebhaft angeregt worden ist, betrifft das Verhältniß der einheitlichen oder centralisirenden zu der particularistischen, lokalisirenden und individualisirenden Richtung des culturgeschichtlichen Studiums. Soll man sich damit begnügen, sammelnd nur das auf einen gewissen begrenzten Bereich (eine Stadt, Provinz, Landschaft) bezügliche Material zusammenzubringen und im Mittelpunkte dieses Bereichs zu vereinigen, darstellend nur die Eigenthümlichkeiten einer eben solchen begrenzten Particularität zu einem Bilde zu verarbeiten — oder soll man dort wie hier auf eine größere Einheitlichkeit — im Umfange des nationalen Gesammtlebens — ausgehen? Sowol im Schose der culturgeschichtlichen Vereine, als seitens der Männer vom Fach hat die eine wie die andere dieser Ansichten ihre Vertreter gefunden. Zu Gunsten der particularisirenden Richtung ward angeführt, daß das eigentliche Volksleben und seine Eigenthümlichkeiten sich vorzugsweise particularistisch, nach Landschaften, Stammesbesonderheiten, natürlichen und geschichtlichen Trennungen verschieden geartet äußere, daß man also, wolle man nicht diese Eigenthümlichkeiten verwischen, auf die gegebenen Abgrenzungen und Besonderungen achten, und daher sich bescheiden müsse, ein Culturbild des fränkischen oder bairischen Stammes, der Bevölkerung der Rhön oder des Thüringerwaldes, der Anwohner des Rhein oder der Donau zu entwerfen, nicht aber ein Gesammtbild des ganzen deutschen Volks, weil ein solches eben der individuellen Züge entbehren würde, ohne die ein wahres Volksleben nicht gedacht werden könne.

Diese Anschauungsweise geht, wie man sieht, auf jene schon früher besprochene zurück, der zufolge überhaupt in der Culturgeschichte das Primitive, Unentwickelte, darum keiner größern organischen Einheit Zubehörige, vielmehr in sich Besonderte und Abgeschlossene die Hauptrolle spielen soll. Für eine ästhetische, belletristische Behandlung von Culturstoffen, für den Roman, die Novelle, die bloße Sittenschilderung oder für jene Art culturhistorischer und socialer Genremalerei, wie sie W. Riehl liebt und mit großer Virtuosität (z. B. in seinem Buche „Land und Leute") geübt hat, mag dieser Standpunkt der entsprechende und ausreichende sein, nicht aber für die eigentliche, echte Geschichtswissenschaft im großen Stile, welche schlechterdings Einheit, Totalität, organischen Zusammenhang der Theile verlangt. Eine Culturgeschichte, welche den Gedanken der Einheit des nationalen Lebens aufgeben und sich damit begnügen würde, das Einzelne als solches, die örtlichen und provinziellen Besonderheiten in ihrer Getrenntheit und Verschiedenheit zu erkennen und zu fixiren, könnte zwar immerhin manches Vortreffliche leisten, manche interessante und nützliche Anschauung darbieten, aber den höhern Beruf: organische Wissenschaft, vor allem: Wissenschaft für das Leben zu sein, hätte sie damit ganz gewiß aufgegeben. Was würde man von einer politischen Geschichtschreibung sagen, welche nur das Leben der Theile, nicht des Ganzen, nur die Schicksale der einzelnen deutschen Staaten oder gar nur der einzelnen Land- und Ortschaften, nicht aber ihr Verhältniß zum Reich und die eigenthümliche Entwickelung dieses letztern zum Gegenstande ihrer Schilderung machen wollte? Und ist etwa der Gegenstand culturgeschichtlicher Betrachtung, das deutsche Volk, weniger dazu angethan, als ein Einiges und Ganzes behandelt zu werden? Wenn irgendwo der Trieb nationaler Einheit und Zusammengehörigkeit lebendig und wirksam blieb, so war es in denjenigen Schichten des Volks, welche allezeit die kräftigsten Träger der nationalen Cultur gewesen sind — in den sogenannten bürgerlichen oder Mittelklassen — so war es in dieser Cultur selbst, und namentlich in den höhern geistigen und sittlichen Beziehungen derselben. Solange die deutsche Culturgeschichte nicht zu dieser Erkenntniß hindurchdringt, hat sie auf den Namen einer solchen keinen vollgültigen Anspruch, und wenn sie gar diese Erkenntniß zurückstoßen und sich darauf steifen wollte, nur eine Wissenschaft des Besondern, eine Fixirung und Verherrlichung des Eigenthümlichen und Abgeschlossenen in seiner Eigenthümlichkeit und Abgeschlossenheit zu sein, so wären ihre Bestrebungen, vom wissenschaftlichen wie vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, nicht als ein Fortschritt und Gewinn zu begrüßen, sondern als eine bedenkliche Ableitung vom rechten Wege zu beklagen.

Allerdings ist es nicht leicht, die so verschiedenen lokalen und individuellen Züge, aus denen sich das deutsche Volksleben zusammensetzt, zu einem einheitlichen Culturbilde zu verschmelzen. Mehr als anderswo hat in Deutschland, infolge allbekannter Verhältnisse, auch das Culturleben der Nation, gleich dem politischen, eine particularistische Färbung angenommen, hat sich in eine Masse von Besonderheiten zersplittert, von denen jede, getreu dem alten deutschen Individualismus, sich in dieser Unterscheidung und Trennung von den übrigen zu behaupten strebte. Aber gerade deshalb und um so mehr ist es die Pflicht der Culturgeschichte, diesem centrifugalen

Triebe unserer nationalen Entwickelung — der, wie berechtigt auch bis auf einen gewissen Punkt, doch über diese Grenze hinaus ebenso wol ein Kennzeichen als eine fortwährende Ursache mangelhaften, einseitigen Culturstrebens wird — sein Correctiv zu geben in der Aufsuchung und Hervorhebung der entgegengesetzten, gleichfalls vorhandenen, nur oft verkannten oder misachteten einheitlichen Strömungen des Nationalgeistes; es ist ihre Pflicht, in den scheinbar vereinzelten und weit auseinander gehenden Lebensäußerungen der verschiedenen Theile deutscher Volksstämme — mit aller Achtung vor ihrer Selbständigkeit — doch das höhere Princip der Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit überall zu erfassen und zur Geltung zu bringen.

Die Kunst der Culturgeschichtschreibung.

Der zuletzt besprochene Gegensatz zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen in der Culturgeschichte führt uns ganz von selbst auf eine nähere Betrachtung der dieser letztern eigenthümlichen Methode der Geschichtsdarstellung oder der historischen Composition. Die Hauptschwierigkeit für diese besteht darin, daß die Culturgeschichte es nicht, wie die politische Geschichte, mit der bloßen Gruppirung einer Reihe von Thatsachen, sondern mit der Gewinnung allgemeiner Resultate aus solchen, oder, mit andern Worten, nicht mit der Schilderung von Ereignissen, sondern von Zuständen zu thun hat. Die Kunst oder Methode der rechten Culturgeschichtschreibung besteht daher darin, theils aus einer Masse von vielleicht unter sich abweichenden Daten den richtigen Durchschnitt, die in der Mitte liegende Wahrheit herauszufinden, theils, was ebenso oft sich nöthig macht, aus einzelnen, unvollständigen Zügen ein ganzes Culturbild — ex ungue leonem — mit möglichster Wahrscheinlichkeit herzustellen. Diese letztere Schwierigkeit wird mit der wachsenden Zahl und Ergiebigkeit der culturgeschichtlichen Einzelforschungen, ganz besonders aber durch den zu verhoffenden kräftigen Aufschwung und die immer weitere Verbreitung des culturgeschichtlichen Vereinswesens sich mehr und mehr verringern; jene andere dagegen, die in der richtigen Vertheilung und Benutzung eines vielgestaltigen culturgeschichtlichen Materials besteht, wächst mit der Fülle dieses Materials selbst, und nur einer durchgebildeten, sich ihrer Aufgabe nach allen Seiten hin klar bewußten Methode mag es gelingen, auch hierin den rechten Weg zu finden.

Zwei Fehler werden dabei ganz besonders zu vermeiden sein. Einmal verführt ein vorhandener Reichthum bunter und interessanter Einzelheiten leicht zu einer anekdotenhaften Detailmalerei, welche zwar der Neugier und Oberflächlichkeit des großen Haufens schmeichelt, aber den höhern, ernstern Zwecken der Wissenschaft wenig entspricht, das Interesse der Leser zerstreut und sie der strengern Geistesarbeit des Aufsuchens allgemeiner Resultate entwöhnt, ohne welche doch, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, die Culturgeschichte der Würde einer wahren Wissenschaft verlustig gehen würde.

Bedenklicher noch und folgenreicher ist ein anderer Misgriff, der darin besteht, daß man zu voreilig und unüberlegt aus einzelnen Thatsachen allgemeine Folgerungen zieht. Es mag bisweilen — wenigstens solange es an ausgebreitetern Forschungen fehlt — unvermeidlich sein, zu Generalisirungen dieser Art nach den Gesetzen der Analogie seine Zuflucht zu nehmen; allein dies darf dann allemal nur mit größter Vorsicht und unter dem ausdrücklichen Vorbehalt einer künftigen Verbesserung der aufgestellten Ansicht bei erlangter gründlicherer Kenntniß von dem Thatsächlichen geschehen. Ein Dogmatismus, der auf wenige Inzichten hin und aus einer rasch vorgefaßten Meinung heraus sich ein System von Behauptungen ausspinnt und diese Behauptungen mit kategorischer Gewißheit verkündet, ist nirgends weniger am Platze, nirgends schädlicher, als im Gebiete der Culturgeschichte. Dieser Fehler ist es, der mehr oder weniger den sämmtlichen culturhistorischen Arbeiten Riehl's anhaftet und dieselben, trotz mannichfacher trefflicher Beobachtungen im einzelnen und trotz der gewinnenden Form ihrer Darstellung, mit dem Makel wissenschaftlicher Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit behaftet.

Zwischen diesen beiden Abwegen — der Zerstreuung in zusammenhangslose Detailschilderei und dem eigenmächtigen Schematisiren und Construiren des thatsächlichen Stoffs — hat die wahre culturgeschichtliche Methode sorgfältig die rechte Mitte einzuhalten. Sie muß aus der unendlichen Mannichfaltigkeit einzelner und zum Theil scheinbar weit auseinander gehender Erscheinungen und Richtungen den Einheitspunkt herausfinden, wohin alle gravitiren und von dem aus es möglich ist, dieselben zu einem Gesammtbilde einer bestimmten Culturperiode zu gruppiren; aber dies darf nicht auf dem Wege philosophischer Abstraction, muß vielmehr in streng pragmatischer Weise, mittels einer unbefangenen Erfassung des wirklichen, thatsächlichen Zusammenhangs derselben geschehen. Sie darf ihre Maßstäbe und die Formeln ihrer Entwickelung nicht

fertig mitbringen, sondern dieselben müssen ihr aus einer lebendigen Anschauung und Vergleichung des Gegebenen mit überzeugender Sicherheit entgegentreten. Ihr Ziel muß sein, wie schon früher bemerkt ward, das Culturleben eines Volks als ein organisches Ganzes aufzufassen und abzubilden, also einestheils im stetigen innern Zusammenhange alles Einzelnen, anderntheils im lebendigen Flusse der Entwickelung zu immer neuen Gestaltungen; aber die bestimmten Formen und Stufen dieser Entwickelung, ebenso wie die einzelnen Glieder der Kette, welche alle Culturerscheinungen eines und desselben Zeitraums zur Einheit verbindet, sind nur durch eine streng objective, ruhig abwägende Ermitteluug, Betrachtung und Zusammenstellung der gegebenen Thatsachen, ohne Einmischung vorgefaßter Meinungen oder persönlicher Liebhabereien, mit Sicherheit zu gewinnen. Für eine Culturgeschichtschreibung im wahrhaft historischen Stile reicht es nicht aus, etwa nur die verschiedenen Hauptrichtungen des Culturlebens einer Zeit eine nach der andern zu charakterisiren und ihre gemeinsame Grundrichtung oder ihr gemeinsames Ziel beiläufig anzudeuten; ebenso wenig kann sie, gleich der Darstellung der äußern Schicksale und Thaten eines Volks, der politischen Geschichte, sich damit begnügen, die einzelnen Erscheinungen, wie sie der Zeitfolge nach hervorgetreten sind, vorzuführen. Das erstere Verfahren würde nur eine Sammlung von Fachgeschichten, ein Agglomerat literar-, kirchen-, sitten-, rechtsgeschichtlicher und anderer Schilderungen, nicht aber eine wahre, organische Culturgeschichte zu Wege bringen; bei dem andern müßten wir, da auf dem Gebiete des innern Volkslebens dieselbe Art von Erscheinungen (z. B. theologische Parteikämpfe) oft in mehrfachen und ziemlich gleichförmigen Wiederholungen auftritt, den Faden der Entwickelung immer an derselben Stelle wieder und wieder aufnehmen, was zu einer ermüdenden Monotonie führen und jedenfalls gegen die ersten Regeln der Geschichtschreibung verstoßen würde. Die wahre Kunst der Composition besteht vielmehr hier darin, das Neben- und Nacheinander, die Auseinanderfaltung des Culturlebens einer Zeit in seiner ganzen Breite, zu klarster Anschaulichkeit eines Gesammtbildes, und die fortschreitende Bewegung historischer Entwickelung zu vereinigen, für jede einzelne Culturperiode die darin vorherrschende Grundrichtung zu finden und um diese herum die übrigen gleichsam nur mittönenden oder anklingenden Nebenaccorde zu gruppiren. In dieser richtigen Gruppirung und in der durchsichtigen und übersichtlichen Anschaulichkeit des Stoffs besteht auch das sicherste Mittel allgemein verständlicher und im bessern Sinne des Worts populärer Darstellung, nach welcher allerdings der Culturgeschichtschreiber ganz vorzugsweise zu streben hat. Je einfacher er dabei in Bezug auf die äußere, stilistische Form der Schilderung verfährt, je mehr er sich von allem überflüssigen rhetorischen Beiwerk und Bilderschmuck fern hält, desto gewisser wird er sein Ziel: zu belehren, zu fesseln und zu überzeugen, erreicht sehen.

Die neueste culturgeschichtliche Literatur.

Bisher hat man es allerdings mit den höhern Kunstforderungen an die Culturgeschichte, die wir im Vorstehenden andeuteten, in der Praxis meist noch nicht so streng genommen. Die Erforschung des Thatsächlichen nahm so sehr die Kraft und den Fleiß der Männer vom Fach in Anspruch, daß sie zu einer künstlerischen Verarbeitung und Anordnung des mühsam erbeuteten Stoffs selten noch hinlängliche Zeit und Geduld übrig behielten und sich daher meist auf eine bloße Zusammenstellung der beobachteten Culturerscheinungen nach einzelnen Hauptgruppen beschränkten. Diese Methode waltet in Wachsmuth's „Allgemeiner Culturgeschichte" vor, wo die Culturzustände der Völker unter einzelnen Rubriken: Kirche, Recht, Verkehr, Naturwissenschaften, Erziehung, Poesie u. s. w. gruppirt sind, woneben wol auch ein gewisser organischer Fortschritt hervortritt, jedoch nur innerhalb jener einzelnen Sphären, in welche das Ganze zertheilt ist.

Einen etwas andern Weg ist Scherr in seiner „Geschichte deutscher Cultur und Sitte" gegangen. Er hat zuerst den ganzen Stoff der deutschen Culturgeschichte in drei große Perioden abgetheilt, deren jede eine bestimmte Phase des Culturfortschritts repräsentiren soll — die „katholisch-romantische Zeit" (das Mittelalter), die „protestantisch-theologische Zeit" (von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert) und die neueste oder „menschlich-freie Zeit". Innerhalb dieser drei Hauptabschnitte schreitet die Darstellung zum Theil auch wieder chronologisch, zum Theil nach Materien oder Gruppen von Erscheinungen, überhaupt aber mit einer gewissen Freiheit fort, ohne daß ein streng durchgehender, alles zur Einheit verknüpfender Faden (außer jenem allgemeinen Gedanken, daß die Cultur aus der Beschränktheit immermehr zur Freiheit hinstrebe) sichtbar wird.

Andere Culturgeschichtschreiber haben sich ihre Aufgabe dadurch vereinfacht und erleichtert, daß sie ausdrücklich nur eine ganz bestimmte Richtung des Culturlebens zum Mittelpunkte und zur Hauptsache ihrer Darstellung nahmen, die sie dann von Phase zu Phase verfolgten, und neben der sie nur noch beiläufig diese und jene andern Erscheinungen zur Anschauung brachten, ohne sie doch eigentlich organisch damit zu verbinden. So Perthes in seinem, übrigens sehr verdienstvollen Buche: „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution."

Einen Versuch wirklich organischer Darstellung einer ganzen Culturperiode hat der Verfasser dieses Aufsatzes in seinem „Deutschland im 18. Jahrhundert" gemacht. Doch ist auch dieser Versuch gleich in der ersten Anlage hinter der oben aufgestellten Forderung einer durchgängigen organischen Gliederung des Stoffs insofern zurückgeblieben, als darin die „politischen, materiellen und socialen" Zustände von den „geistigen, sittlichen und geselligen" geschieden und in einer besondern Abtheilung abgehandelt erscheinen. Erst innerhalb der zweiten dieser Abtheilungen, der Schilderung des geistigen Lebens der Nation im vorigen Jahrhundert, ist die Anwendung der obenangedeuteten Methode organischer Entwickelung in ihrer vollen Consequenz mindestens erstrebt worden.

Was hier also immer nur erst theilweise, überdies auf einen einzigen Zeitraum beschränkt, versucht ward, das wird, zu größerer Vollständigkeit ausgebildet und in umfänglicherer Anwendung auch auf andere Zeiträume, allmählich den Grund zu einer Culturgeschichte unserer ganzen vaterländischen Vergangenheit legen müssen. Die Ausführung eines solchen Unternehmens wird freilich, bei den ungeheuern Schwierigkeiten, welche dasselbe bietet, und den fast über die Kräfte eines einzelnen hinausgehenden Anstrengungen, welche es erfordert, noch geraume Zeit auf sich warten lassen. Inzwischen ist wenigstens so viel zu wünschen, daß der Sinn wahrer, methodischer Behandlung culturgeschichtlicher Stoffe, die Einsicht, worauf es dabei ankommt, je mehr und mehr alle Bestrebungen der Forscher wie der Darsteller auf diesem Gebiete durchdringe und dieselben concentrisch auf ein und dasselbe Ziel hinlenke. Wenn vor der Hand auch nur kleinere Ausschnitte des allgemeinen Culturlebens mit dem rechten methodischen Geiste bearbeitet werden, so wird dies immerhin eine treffliche Vorbereitung für größere und umfassendere Werke sein.

Dergleichen Vorarbeiten nun hat namentlich die allerneueste Zeit in erfreulicher Zahl und Qualität entstehen sehen. Vor allem gehören hierher die vielen, durch ihren Inhalt wie durch ihre Behandlungsweise die Zwecke der Culturgeschichte trefflich fördernden Biographien. Um nur einige der bedeutendsten davon zu nennen, erwähnen wir aus dem Mittelalter Floto's „Kaiser Heinrich IV."; aus dem 16. Jahrhundert Langenn's „Kurfürst Moritz von Sachsen" und „Christoph von Karlowitz"; zur speciellen Charakteristik des nürnberger Lebens die Biographie Christoph von Scheurlen's und den Aufsatz B. Stark's über Albrecht Dürer in der „Germania" (Bd. 1), sowie die anerkannt meisterhaften Werke von David Strauß über Frischlin und Ulrich von Hutten, denen sich, aus spätern Zeiten, desselben Verfassers „Schubart's Leben" und „Christian Märklin" anreihen; aus dem 17. Jahrhundert die Arbeiten Guhrauer's über Jungius, Leibniz und den Hof von Mainz, Henke's „Georg Calixt", Hoßbach's „Spener und seine Zeit"; aus dem 18. und 19. Jahrhundert die Monographien Danzel's über Gottsched und Lessing (die letztere fortgesetzt von Guhrauer); „Lessing als Theolog" von K. Schwarz; die Schilderungen Georg Forster's von Gervinus und neuerdings von Heinrich Koenig; „Sömmerring's Leben und Verkehr" von R. Wagner; „F. L. von Erthal, Fürstbischof von Bamberg" von Bernhard (Reuchlin); die Charakteristiken W. von Humboldt's und Hegel's von Haym; das „Leben des Generals York" von Droysen; „Stein's Leben" von Pertz; „Anselm von Feuerbach" von Ludwig Feuerbach; „Karl August von Weimar" von Schöll; „Mozart's Leben" von O. Jahn; „Friedrich Ludwig Jahn" von Pröhle; „General Friedrich von Gagern" von H. von Gagern, ungezählt die vielen literarhistorischen Monographien und Biographien, besonders aus unserer classischen Zeit, worunter freilich im ganzen mehr des fachmäßig Literargeschichtlichen als des wirklich Culturgeschichtlichen im weitern Sinne sich findet.

Von ganz besonderm Werthe als Vorstudien für eine künftige Gesammtculturgeschichte des deutschen Volks sind die Autobiographien seiner hervorragenden Männer in Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst oder auch im bürgerlichen Leben, insoweit deren Verfasser culturgeschichtlichen Sinn genug hatten, um ihr eigenes Selbst zum Selbst einer Allgemeinheit zu erweitern und im Spiegel ihres Lebens zugleich das Leben ihrer Zeit widerstrahlen zu lassen. Nichts kennzeichnet übrigens stärker das Wachsthum und die Ausbreitung des culturgeschichtlichen

Sinns in unserm Volke als der frappante Unterschied, welcher sich in dieser Hinsicht zwischen den Selbstlebensbeschreibungen aus einer frühern und denen aus der neuesten Zeit kund gibt. Welche Trockenheit, welche enge berufs- und standesmäßige Begrenzung des Gesichtsfeldes finden wir dort, selbst bei Männern von hervorragendem Geist oder von mannichfaltigen Beziehungen und Erfahrungen in ihrem äußern Leben, wie z. B. bei Christian Wolf, Joachim Lange, Gottsched, oder dem Chronisten Lucä. Kaum daß die Selbstbekenntnisse eines Leibniz und Thomasius davon in manchen Beziehungen, keineswegs in allen, eine Ausnahme machen. Und Ähnliches gilt, nach anderer Seite hin, von den zahlreichen Memoiren vornehmer Schriftsteller jener Zeit, die sich fast immer nur mit dem Leben ihrer nächsten Kreise beschäftigen, das eigentliche Volksleben aber gänzlich unbeachtet lassen. Dagegen welche Fülle mannichfaltigster Beobachtungen, welche freie Beweglichkeit des Blickes, welche tiefe Empfänglichkeit für alle Regungen ihrer Zeit nach den verschiedensten Seiten hin tritt uns aus den Aufzeichnungen einer spätern Epoche, nicht allein von berühmten Gelehrten oder Dichtern, sondern selbst von schlichten Geschäftsmännern, ja Handwerkern, entgegen! Zu geschweigen Goethe's classisches „Aus meinem Leben" sammt den vielen sonstigen, in der Form von Aufzeichnungen, Briefwechseln u. dgl. aufbewahrten Erinnerungen literarischer Größen aus der classischen Zeit, erinnern wir nur an die Selbstbiographien von Strombeck, Immermann, E. M. Arndt, Weitzel, J. Kerner, Pfaff, Eilers, nicht an letzter Stelle endlich an das vortreffliche „Leben von F. Perthes", und selbst an die „Wanderungen und Lebensansichten des Buchbindermeisters Adam Henß".

Nicht minder wichtige Vorarbeiten für eine deutsche Culturgeschichte bilden die mannichfachen neuern Forschungen und Schilderungen, die sich um einzelne Örtlichkeiten gruppiren. Hier kommt jener Zug der Culturgeschichte nach dem Individuellen und Landschaftlichen, von dem wir oben sprachen, zu seiner richtigen, naturgemäßen Geltung, nur daß auch hier immer der weitere Blick auf das Ganze eines nationalen Culturlebens so Forschung wie Darstellung leiten muß, wenn beide fruchtbar und bedeutend im höhern Sinne sein sollen. Muster eines solch[illegible]leich in die wärmsten Lokalfarben getauchten und doch nach allen Seiten hin weite und [illegible]rchblicke auf das allgemeine Leben der Zeit eröffnenden Culturbildes einer bestimmten Ö[illegible]keit ist W. Wachsmuth's Abhandlung „Die Zustände in Hildesheim gegen das Ende seiner Selbständigkeit" (im Januarheft 1857 der nürnberger „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte"). Eine schätzbare Arbeit in derselben Richtung, von größerm Umfange und tiefeingehender Art, sind ferner Ennen's unlängst erschienene „Zeitbilder aus der neuern Geschichte Kölns, mit besonderer Rücksicht auf Ferdinand F. Wallraf". In ähnlicher Weise haben Augsburg an Stetten, Nürnberg an Lochner, Königsberg an Rosenkranz und Schubert, Leipzig an Dolz und neuerdings an Diezmann, Hamburg an Beneke und Bärmann, Lübeck an Deecke und Waitz mehr oder minder sorgsame Schilderer ihrer Culturzustände gefunden. Für landschaftliche Culturgeschichte sind vor allen Brückner's Arbeiten über Franken und Thüringen, sowie Keller's Darstellungen der nassauischen Zustände — beide den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges entnommen — als wahrhaft mustergültig hervorzuheben. Auch Sammelwerke, wie Stromberg's „Rheinischer Antiquarius" und Günther's „Hessischer Antiquarius", ebenso der „Antiquarius des Elbstroms", bilden — soweit sie in ihren Detailschilderungen zuverlässig sind, was freilich nicht von allen gleich unbedenklich angenommen werden kann — willkommene Vorarbeiten auf diesem Gebiete.

Eine dritte Klasse solcher sind endlich die Special- oder Fachgeschichten, vorausgesetzt, daß sie nicht aus beschränkt gelehrtem Fachstandpunkte, sondern mit wirklich culturgeschichtlichem Sinne abgefaßt sind. Werke, wie Tholuck's „Vorgeschichte des Rationalismus" und — auf ganz anderm Felde — Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", ebenso die meisten literargeschichtlichen Arbeiten von Prutz, weisen hier den rechten Weg, von dem nur zu wünschen wäre, daß noch recht viele ihn betreten möchten. Daß Bücher, wie Rehlen's „Geschichte der Erfindungen" und „Geschichte der Gewerbe", Barthold's „Geschichte des Städtewesens", Stüve's „Verfassung der Landgemeinden", Landau's „Materielle Zustände der untern Klassen" („Germania", 2. Bd.) und Ähnliches reichfließende Quellen culturgeschichtlicher Belehrung sind, brauchen wir kaum zu erwähnen.

So streben von allen Seiten rührige Kräfte auf das eine Ziel hin, tragen wetteifernd Bausteine zusammen und üben sich, forschend und gestaltend, am Einzelnen, bis die Zeit gekommen sein wird und der kühne Baumeister sich findet, der Hand anzulegen wagt an den stolzen Bau einer deutschen Culturgeschichte im großen nationalen Maßstabe.

Das Verhältniß der Culturgeschichte zur politischen Geschichte und die Aussichten für eine künftige organische Verbindung beider.

Noch ein Letztes bleibt zu thun übrig: die Verschmelzung der Culturgeschichte mit der politischen Geschichte. Bisjetzt ist es kaum erst zu einer äußerlichen Verbindung beider gekommen. Die politische Geschichte hat allerdings das Bedürfniß empfunden, sich mit culturgeschichtlichen Elementen zu durchdringen und zu sättigen, aber sie hat diese Elemente doch zur Zeit noch mehr oder weniger als bloßes Bei- und Nebenwerk behandelt. Die sämmtlichen neuern Werke über deutsche Geschichte (von K. A. Menzel und W. Menzel, von Pfaff, Venedey, Hagen und andern), desgleichen Gervinus in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts", haben besondere Abschnitte, gewöhnlich am Ende eines größern Zeitraums, der übersichtlichen Schilderung der Culturzustände der betreffenden Epoche gewidmet. Einigermaßen organischer haben Ranke in seiner „Geschichte des Reformationszeitalters", Sybel in seiner „Geschichte der Revolutionszeit", Häusser in seiner „Deutschen Geschichte seit Friedrich dem Großen", Droysen in seiner „Geschichte der preußischen Politik", die Culturgeschichte mit der politischen Geschichte selbst zu verweben versucht, indem sie die erstere theils als Grundlage der andern vorausgehen ließen, theils in den Verlauf der äußern Ereignisse als erklärendes Moment einflochten.

Die Culturgeschichte ihrerseits hat noch viel zu viel mit ihrer eigenen Ausbildung und Vervollkommnung zu thun, der Stoff, den sie zu bewältigen hat, ist zu massenhaft und schwerflüssig, als daß sie schon daran hätte denken können, sich mit der Frage ihrer Stellung zur politischen Geschichte einlaßlicher zu beschäftigen oder gar von sich aus praktische Versuche zu einer Verschmelzung beider Gebiete zu unternehmen.

Werfen wir hier der Vergleichung halber einen flüchtigen Blick über die Grenzen Deutschlands hinaus, so hat selbst der größte Meister moderner Geschichtschreibung, und der in mancher Beziehung zugleich als der Vater der neuesten culturgeschichtlichen Schule gelten kann, Macaulay, doch bisjetzt ebenfalls nur erst halb jenes schwierige Problem gelöst. Was er in der unübertrefflichen Einleitung seiner „Geschichte Englands" als culturgeschichtliche Grundlegung der politischen Zustände des 17. Jahrhunderts vorausgeschickt, bewegt sich (wie das die Sache mit sich brachte) vorzugsweise um die maßgebenden Verhältnisse des staatlichen, kirchlichen und socialen Lebens, ist überhaupt sehr kurz und summarisch gehalten. Seine mit Recht vielbewunderte Schilderung der englischen Culturzustände gegen Ende des 17. Jahrhunderts (in dem berühmten dritten Kapitel) gibt zwar ein meisterhaft entworfenes Bild des damaligen England, allein doch mehr nach seiner äußerlichen Physiognomie und unter besonderer Hervorhebung der materiellen und socialen Seite des Culturlebens, als nach der ganzen Breite und Tiefe der Entwickelung des nationalen Geistes in Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Religion, Moralität und geselliger Sitte. Über das alles erhalten wir nur beiläufige Andeutungen. Vielleicht genügte dies für ein englisches Publikum, weil in England auch die geistigen Bewegungen von jeher mehr in unmittelbarem Rapport mit der Masse der Nation geblieben, also dieser mehr gegenwärtig und verständlich sind, als solches bei uns der Fall ist. Unsere gründlichere deutsche Art kann sich bei einer solchen flüchtigen Skizze nicht beruhigen; sie verlangt ein tieferes Eingehen auf die eigentlich bewegenden Kräfte des Culturlebens einer Zeit und auf ihre mannichfachen Verzweigungen untereinander.

Einer der ersten französischen Historiker, Guizot, hat bekanntlich ein besonderes Werk über die Geschichte der Cultur in Frankreich („Histoire de la civilisation en France") geschrieben. Hier ist der umgekehrte Weg von dem Macaulay's gewählt: die Ausbildung des Staats- und Volkslebens, hauptsächlich jedoch von seiner rechtlichen und politischen Seite, bildet den Hauptvorwurf der Darstellung, und die Ereignisse der äußern Geschichte sind nur summarisch insoweit hineinverflochten, als dies zur Erklärung der innern politischen Entwickelung nothwendig schien. Tocqueville in seinem neuesten Werke: „L'ancien régime et la révolution", noch mehr in seinem frühern „La démocratie en Amérique", hat ebenfalls mancherlei culturgeschichtliche Elemente in den Gang seiner politischen Betrachtungen aufgenommen; aber immer nur in directester Beziehung zu diesen letztern, um diese zu erläutern, zu unterstützen oder zu begründen.

Fast möchte es scheinen, als ob die Culturgeschichte — in der Gründlichkeit und mit der selbständigen Geltung, wie sie bei uns in Deutschland, wenn noch nicht als fertige Wissenschaft, so doch als Gegenstand vielseitigster Bestrebungen und eines weitverbreiteten Bedürfnisses auftritt — eine uns Deutschen eigenthümliche, mit unserm ganzen nationalen Bildungsgange eng zusammenhängende Richtung sei. Andere Nationen haben entweder von jeher mehr nach außen

gelebt und daher ihre Aufmerksamkeit mehr den äußern Thaten und Erscheinungen ihres öffentlichen Lebens als dem stillen Walten und Weben der innern Geistesentwickelung zugewendet, oder sie haben diesen geistigen Gärungsproceß, wenn sie einen solchen zu bestehen hatten, rascher durchgemacht und vollständiger abgeschlossen als wir, sodaß sie auch geschichtlich sich leichter damit abfinden können. So, um nur ein bestimmtes Beispiel anzuführen, ist bei den Engländern die empirische Methode in der Wissenschaft und die damit zusammenhängende Auseinandersetzung zwischen der Behandlung des Sinnlichen und des Übersinnlichen, zwischen Vernunft und Glauben, seit Baco und Locke so vollständig und allseitig in Blut und Leben der ganzen Nation übergegangen, daß es auch für den Geschichtschreiber nicht vieler Worte darüber bedarf, vielmehr die leiseste Andeutung in dieser Beziehung genügt, um selbst dem Nichtgelehrten das volle Verständniß jener Ideenbewegung zu erschließen. Daher konnte sich Macaulay in seiner Skizze darauf beschränken, mit wenigen Sätzen den gewaltigen Einfluß dieser Richtung auf das ganze englische Volksleben anzudeuten, und durfte gewiß sein, von seinen Lesern auch in weitesten Kreisen verstanden zu werden. Bei uns könnte man mit den Darstellungen der Kämpfe, der Vor- und Rückschritte, des Hin- und Widerschwankens, der unterbrochenen und immer von neuem begonnenen Anläufe auf diesem Gebiete allein ganze Bände füllen. Diese so breite und zum Theil so verwickelte Entfaltung unsers innern Lebens ist es, was uns Deutschen hauptsächlich die Verbindung der Culturgeschichte mit der politischen Geschichte erschwert! Auf der andern Seite kann, wie schon angedeutet, gerade das „Volk von Denkern und Dichtern" einer tiefern Bezugnahme auf jene so wichtige Seite seines Nationallebens am allerwenigsten entbehren. Die Aufgabe wird also sein, bei aller Achtung vor dem selbständigen Walten dieses idealen deutschen Geistes, dennoch auch sein Thun und Schaffen in einen innern Wechselverkehr zu setzen mit den bewegenden Kräften und den Zielen des öffentlichen und nationalen Lebens, als des allgemeinen Mediums aller Cultur und alles geschichtlichen Fortschritts. Es muß anerkannt und als leitender Gesichtspunkt der Culturgeschichtschreibung festgehalten werden, daß jede, auch die allerinnerlichste und idealste geistige Bewegung in einer oder der andern Weise, nach den geschichtlichen Voraussetzungen ihres Auftretens wie nach ihren fortzeugenden Wirkungen, auf das reale Volksleben zurückgreifen und sich mit diesem, bedingend und bedingt, im lebendigen Zusammenhange erhalten muß. Eine solche Betrachtungsweise allein vermag einen gesicherten Übergang von der Culturgeschichte zur politischen Geschichte zu vermitteln. Wenn dann ihrerseits die politische Geschichte sich immermehr mit dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit einer geschichtlichen Anschauung durchdringt, welche nur die einsamen Gipfel politischer und diplomatischer Combinationen beschreitet, ohne in die fruchtbaren Thäler herniederzusteigen, in denen das eigentliche Volksleben sich bewegt, so wird die Annäherung und endliche Verschmelzung beider Gebiete nur noch eine Frage der Zeit und jener Kunst historischer Composition sein, die neuerdings so erfreuliche Fortschritte gemacht hat und daher gewiß auch dieses Problem früher oder später glücklich lösen wird.

Die Culturgeschichte als Unterrichtsgegenstand auf Schulen und Universitäten.

Eine wichtige Mission ist, wenn uns nicht alles täuscht, der Culturgeschichte noch vorbehalten, nämlich als Lehrgegenstand auf Schulen und Universitäten. Daß der Geschichtsunterricht auf Schulen einer Reform dringend bedürfe, kann als eine beinahe allseits zugestandene Sache betrachtet werden, daß zu einer solchen Reform die Culturgeschichte das wirksamste Mittel darbiete, ist von Sachkundigen ebenfalls schon anerkannt worden. Kirchmann in seiner früher angeführten „Geschichte der Arbeit und Cultur, dargestellt als Lehrgegenstand für Schulen" hat sich entschieden dafür ausgesprochen, daß für den Unterricht in Schulen (namentlich in den sogenannten höhern Volks- oder Bürgerschulen) an die Stelle der politischen Geschichte die Culturgeschichte zu setzen sei, welche letztere, wie er hinzugefügt, „nicht nur die Kenntnisse der Schüler für ihren Lebenskreis zweckmäßig ergänzt, sondern auch auf deren Charakterbildung günstig einwirkt, indem sie dem künftigen Bürger das Strebziel aufsteckt, ein Förderer und Verbesserer auf dem Felde friedlicher Cultur zu werden", während die politische Geschichte „dem Knaben nur siegreiche Feldherren und Krieger als große Männer zeigt, vor denen er entweder trostlos dasteht, weil sie ihm unerreichbar erscheinen, oder deren Vorbild ihn verführt, die friedliche Entwickelung, auf welcher doch die wahre Völkerwohlfahrt ruht, zu misachten". Wie Kirchmann versichert, hat er selbst bereits die praktische Probe dieser seiner Ansichten gemacht und bei dem von ihm ertheilten culturgeschichtlichen Unterricht durch die anregende und anziehende Kraft, die derselbe auf die Schüler übt, seine eigenen Erwartungen übertroffen ge-

funden. Aus ähnlichen Gründen erklärte sich die im verflossenen Jahre zu Weimar abgehaltene zehnte deutsche Lehrerversammlung für eine vorzugsweise culturhistorische Behandlung des Geschichtsunterrichts in der Volksschule.

Und in der That bietet die Culturgeschichte für den Schulunterricht viele und gewichtige Vortheile dar. Neben dem praktischen Gewinn fürs künftige Berufsleben, dem sittlichen für die Gemüths- und Charakterbildung und dem politischen der Wiedererweckung des, unserm Volke leider nur zu sehr abhanden gekommenen Sinnes für historische Stetigkeit wie historischen Fortschritt (wir denken hierbei vornehmlich an das Vertrautwerden der Jugend mit dem geschichtlichen Bildungsgange unserer Nation im Staats- und Gemeindeleben, auf den Gebieten der gewerblichen und der agrarischen, der Berufs- und der Standesverhältnisse, nicht minder in Betreff des Familiengeistes, der allgemeinen Sitte und dergleichen mehr) — neben diesem allen scheint uns der culturgeschichtliche Unterricht namentlich auch in Hinsicht auf Methodik und als formelles Bildungsmittel einen bedeutenden Vorzug vor dem blos politisch-geschichtlichen zu haben. Die ersten Bedingungen jedes methodischen Unterrichts — Anschaulichkeit, Ausgehen vom Nächsten, Bekannten, stufenweise Gliederung durch Vorausnahme des Einfachern, Leichtern und allmähliches Fortgehen zum Schwerern, endlich Aufsteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen — alle diese Bedingungen vermag die Culturgeschichte in befriedigender Weise zu erfüllen. Sie hat den Vorzug der Anschaulichkeit, denn sie schildert Zustände, d. h. etwas Ruhendes, Abgeschlossenes, in die Breite Entfaltetes, was für eine jugendliche Fassungskraft allemal viel leichter anzueignen und zu behalten ist als der rastlos forteilende Fluß von Ereignissen und Handlungen, worin die äußere oder politische Geschichte der Völker sich bewegte. Der Gegenstand der Culturgeschichte, das innere Leben des Volks, steht jedem einzelnen aus dem Volke nahe, viel näher, als die Thaten, Plane und Zwecke von Heerführern und Staatsmännern, für welche der noch unentwickelte Geist des Knaben und selbst des angehenden Jünglings höchstens eine unklare, meist auf bloßem Autoritätsglauben fußende Begeisterung empfinden, aber schwerlich ein wirkliches inneres Verständniß gewinnen mag. Der culturgeschichtliche Stoff ist ferner weit eher als der politisch-geschichtliche einer stufenweisen Gliederung fähig. Und endlich hat die Culturgeschichte als formelles Bildungsmittel dadurch einen ganz besondern Werth, daß sie aus Reihen von Thatsachen allgemeine Resultate entwickelt, in einer bunten Mannichfaltigkeit gegebener Zustände das Gleichartige wie das Entgegengesetzte aufsucht, an dem scheinbar Zusammenhanglosen den innern Zusammenhang, die stetigen Übergänge, die überall sich wiederholenden natürlichen Entwickelungsgesetze aufzeigt, und so auf die vielfältigste Weise den Scharfsinn, die Beobachtungsgabe, das Inductionsvermögen des Schülers übt und anregt.

Wir sind übrigens keineswegs der Meinung, daß die Culturgeschichte die politische Geschichte gänzlich aus dem Schulunterricht verdrängen solle. Wir glauben, daß beide recht wohl miteinander Hand in Hand gehen können; nur scheint es uns zweckmäßig, nicht allein, daß der Geschichtsunterricht mit dem innern oder Culturleben der Völker beginne, sondern daß er auch selbst in seinen vorgeschrittenern Stadien dasselbe immerfort zum Ausgangs- und Mittelpunkte seiner Schilderungen mache. Für eine so allgemein gehaltene „Geschichte der Cultur" freilich wie die von Kirchmann, welche sich an gar kein bestimmtes Nationalleben anschließt, vielmehr nur die verschiedenen Äußerungen menschlicher Cultur (Gewinnung und Bereitung der Nahrung, der Kleidung, der Hausgeräthe u. s. w.) nach ihrer stufenweisen Vervollkommnung im Fortgange der Weltgeschichte aufführt, könnten wir uns nicht erklären, möchten eine solche höchstens als Vorstufe des eigentlichen Geschichtsunterrichts, als eine Art von erweiterter Anschauungslehre für die erste Übung des Beobachtungssinns gelten lassen. Der planmäßige Geschichtsunterricht, auch der culturhistorische, wird immer ein bestimmtes Land und Volk zum Gegenstande haben müssen, natürlich zuerst und vor allem das eigene Deutschland und das deutsche Volk. Den Organismus eines solchen culturgeschichtlichen Lehrganges denken wir uns etwa folgendermaßen: Auf seiner untersten Stufe würde es genügen, die einfachsten, der täglichen Wahrnehmung am nächsten liegenden Culturäußerungen, wie eben Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w., in ihrer geschichtlichen Ausbildung und Umgestaltung seit den Zeiten unserer Urväter und nach den Gegensätzen des Damals und Heute dem Schüler aufzuzeigen und soviel möglich zu veranschaulichen. An diesen ersten Cursus würde sich dann, ergänzend und erweiternd, ein zweiter anschließen, der jene mehr äußerlichen Veränderungen nach ihren Ursachen und Voraussetzungen weiter verfolgte, also beispielsweise auf die verschiedenartige Eintheilung

und Bestellung des Bodens in den ältesten und den spätern Zeiten, auf die damit in Verbindung stehenden Verhältnisse des Besitz- und Personenstandes, den Übergang des ältesten Zustandes der Sklaverei in den der Leibeigenschaft oder Hörigkeit, die Entstehung, Ausbildung und endliche Wiederbeseitigung des Frohnwesens — oder, nach anderer Seite hin, auf die Anfänge und Fortgänge des Handelsverkehrs in Deutschland, den Ursprung und die Entwickelung des Gewerbswesens und seines Hauptorgans, des Handwerkerthums, von da wieder auf das Städtewesen und seine mancherlei Phasen tiefer und tiefer einginge. Ebenso natürlicherweise in Bezug auf die ideellen Culturrichtungen. Solchergestalt die Kreise seiner Betrachtungen immer weiter ziehend, immer mehrere und immer höhere, verwickeltere Verhältnisse darein befassend, könnte der culturgeschichtliche Unterricht in völlig naturgemäßer, methodischer Gliederung nach und nach das ganze Gebiet vaterländischer Geschichte, später auch der Geschichte anderer Völker durchmessen. Auch die Hereinziehung der politischen Geschichte würde bei einem solchen Unterrichtsgange nach der gleichen Stufenfolge geschehen können. Man würde zuerst einzelne Persönlichkeiten und einzelne Ereignisse von hervorragender politischer Bedeutung nach ihren Einwirkungen auf bestimmte Seiten des Culturlebens ins Auge fassen, z. B. das Wirken Karl's des Großen für Verbesserung des Ackerbaues und des Handelsverkehrs, die Einflüsse der Kreuzzüge ebendarauf u. s. w.; man würde sodann bei der Besprechung wieder anderer Seiten des Culturlebens dem Schüler theils neue Persönlichkeiten und Begebenheiten, theils die schon einmal betrachteten unter neuen Gesichtspunkten vorführen und auf diese Weise ihm ebenso allmählich und stufenweise die ganze Reihe äußerer Begebenheiten aus der politischen Geschichte, wie vorher die verschiedenen Entwickelungsphasen des Volks- oder Culturlebens, bekannt und vertraut machen.

Rücksichtlich der Wichtigkeit regelmäßiger Vorträge über Culturgeschichte, theils vaterländische, theils allgemeine und vergleichende, auf den Universitäten möchte, neben den in die Augen springenden directen Vortheilen, welche z. B. der künftige Staats- oder Verwaltungsmann aus einer retrospectiven Betrachtung des frühern Kameral- und Verwaltungswesens im Vergleich zu dem jetzigen, oder der ehemaligen volkswirthschaftlichen Zustände und ihrer mannichfachen Umgestaltungen im Laufe der Zeit, unfehlbar ziehen würde, insbesondere noch auf einen höhern und allgemeinern Gesichtspunkt hinzudeuten sein. Man sucht dem jungen Mann, der aus der sichern Beschränktheit des Schullebens auf das nach allen Seiten hin in ungemessene Weiten sich ausdehnende Feld des akademischen Studiums hinübertritt, durch encyklopädische, propädeutische und andere dergleichen Vorlesungen eine klare An- und Übersicht über das unbekannte Land, das er anbauen und erobern soll, zu verschaffen, um ihn in den Stand zu setzen, für seine Bestrebungen in der Wissenschaft und im Leben Weg und Ziel sich selbst nach sicherer, fester Überzeugung abzustecken. Schwerlich aber möchte es für diesen Fall eine bessere Propädeutik geben als die Darlegung der Bestrebungen, der erfolgreichen wie der mislungenen, welche unsere Nation und die Menschheit im ganzen auf den mannichfachen Gebieten geistiger und materieller Cultur in den verschiedenen Perioden ihrer fortschreitenden Entwickelung gemacht hat — Bestrebungen, welche zu kennen, zu verstehen, an welche anzuknüpfen, verbessernd oder fortbauend, jeder bemüht sein muß, der auf wahrhaft organische und nachhaltige Weise in das große Werk der Civilisation eingreifen will. K. Biedermann.

Ary Scheffer.

Die französische Malerschule, wenn man die jetzt in Frankreich lebende Malergeneration noch so nennen darf, hat durch den neulichen Tod Ary Scheffer's einen bedeutenden Verlust erlitten, obwol die öffentlichen Blätter nicht sonderlich viel Wesens davon gemacht und den Schaden, scheint es, nicht für so beträchtlich gehalten. Die Publicität hier und anderwärts ist manchmal, wie die Popularität, von wunderlichen Grillen und Umständen abhängig. Als Paul Delaroche starb, stieß die Fama hundertstimmig ins Jammerhorn, und ihre Klagetöne hallten lange und hallen noch jetzt in der Tagespresse nach. Bei Ary Scheffer erheben sich aus der allgemeinen Stille und Gleichgültigkeit kaum einige einsame Stimmen zum Absingen einer Trauermelodie zu Ehren dieses großen Künstlers.

Nicht eben mehr jung, machte Ary Scheffer sich zuerst bei dem Ausbruche des Kampfes

zwischen den Classikern und Romantikern bemerklich und galt, wie Eugène Delacroix, im hitzigsten Gewühl dieses Kampfes für einen Hauptbannerträger der revolutionären Streitmacht. Als aber später der romantische Nachwuchs die mit entschiedenem Glück durchgefochtene Fehde zu keinem Friedensschluß kommen ließ und den Krieg auf eigene Hand als Guerrillastrupp fortführte, wurde Scheffer zugleich mit Delaroche von der Liste der Häuptlinge gestrichen und zu den Abtrünnigen gerechnet, welche der freien Bewegung auf dem Gebiete der bildenden Kunst tyrannisch entgegentreten und den neuen Geist wieder ins Joch der alten Schulsatzung einzwängen wollten. Seitdem sind Jahre verflossen. Während andere Maler unaufhörlich producirt haben, hat Ary Scheffer verhältnißmäßig nur wenig geliefert — freilich Gediegenes; und so hat ihn das Publikum fast aus den Augen verloren. Es ist gewiß, daß Ary Scheffer an ursprünglichem und feurigem Genie mit Eugène Delacroix nicht in eine Reihe gesetzt werden kann; aber ebenso gewiß ist, daß er unter den tüchtigsten und achtungswerthesten Malertalenten unserer Zeit eine Stelle einnimmt. Er gehört zu den Künstlern, die sich vor allem die Composition ihrer Werke, die darin waltende Idee, den sie anregenden Gedanken und das sie beseelende Gefühl angelegen sein lassen. Solche Künstler sind von Natur zuerst Denker und nachher Maler; nie so ganz eins mit dem Gegenstande, beschauen sie ihn stets und nehmen seine geistigen Eindrücke in sich auf, aus ihnen die Darstellung herausarbeitend und so zu ihrer jeweiligen Mühe eine ewige Mühe hinzufügend. Ihre Arbeit wird von einem solchen Beschauen und Bedenken ohne Ende verdoppelt. Innerlich plagen sie sich mit Visionen und Reflexionen, während Form und Farbe ihnen äußerlich zu schaffen machen; sie ringen zugleich mit dem Stoff, mit dem Gedanken und mit dem Handwerk, und unterliegen natürlich oft in so heißem Streite. Unter gewissen Verhältnissen ist ein solcher Streit mit seinen Gefahren und Mühseligkeiten nicht ohne Vortheile und belohnende Resultate. Bisweilen geschieht nämlich, daß der Maler sich den Mantel der Geschichte oder Religion umhängt oder bei der Beliebtheit eines Volksdichters Anhalt sucht. Die Menge, freudig überrascht, die Götter und Heroen ihrer Verehrung oder Phantasieanschauung auf der Leinwand zu erkennen, begrüßt sie mit Jubel und wird von dem vor ihren Augen sich belebenden Bilde ebenso mächtig angezogen wie von einem gut gegebenen Schauspiel. Solches glückte und traf sich oft zur Zeit, als der Künstler und die Menge gemeinschaftliche Sprache, gemeinschaftliche Glaubensvorstellungen hatten. Da brauchte ersterer nur auf das Gemurmel der Seelen zu horchen, nur ins allgemeine Bewußtsein hineinzugreifen und aus der beständig von allen Lippen fließenden Sage und Dichtung zu schöpfen; er schrieb nachher nieder, und das Volk verstand ihn. Der Künstler wirkte auf die Menge, und die Menge wirkte wieder auf den Künstler. Aber jetzt ist das geistige Band zwischen der Menge und dem Künstler zerrissen, und es hat letzterer nur noch Zusammenhang mit dem gebildeten Publikum, d. h. mit einem lockern Gewirre zufälliger Begriffe, Ideen, Meinungen und Stimmungen, in welchem er den Anknüpfungspunkt für seine Erfindungen suchen muß. Wie unsicher ist die Rechnung, die er auf das Maß von Kenntnissen machen kann, die das schaulustige Publikum zu dem Anblicke seines Werkes mitbringt, und durch welche selbigem das Verständniß, das lebendige Eingehen in die Seele des Beschauers gesichert ist! Wie abhängig von unzähligen Nebenumständen und Verhältnissen der Erziehung, des Nationalcharakters, der Neigungen, der Beschäftigungen! In der That der Künstler, der heutzutage seine Gedanken in das Leben des Volkes verflechten und bedeutendere, d. h. den Inhalt und Charakter der Zeit mehr oder weniger aussprechende Kunstwerke hervorbringen will, ist der geplagteste Mann von der Welt.

Ary Scheffer mußte diesen qualvollen Umstand ganz besonders empfinden; er war weichherziger als seine den Weltlauf mit einer gewissen bequemen Gleichmüthigkeit und Ruhe hinnehmenden Zeitgenossen; er hatte einen dem positiven, praktischen Sinn des Jahrhunderts widerstrebenden Hang zum Tiefbeschaulichen, zum Überschwenglichen; es wallte ein wesentlich spirituelles, idealistisches Princip in seinen Adern. In einer Kunst, die recht eigens auf die handgreifliche Form angewiesen ist, ging sein leidenschaftliches Bestreben über die Sphäre des Sinnlichen hinaus nach Übersinnlichem, und oft gelang es ihm, beides auszugleichen und harmonisch zu verbinden. In allen seinen Bildern ist vielleicht kein einziger Strich, der nicht Zeugniß ablegt von dieser entschiedenen Vorliebe für alles, was durch Vermittelung der Augen das Herz bewegt und den Verstand erhebt; er wandte sich nur an den feinsten unserer Sinne, um unserm Gemüthe schneller und sicherer beizukommen. Hätte er sein Talent der Dichtkunst gewidmet, so ist anzunehmen, daß er mit Erfolg die Elegie, die Ode und Ballade bearbeitet, auch in der poetischen Darstellung der Vorgänge des gewöhnlichen Lebens, im bürgerlichen Drama, im psychologischen Roman Erhebliches geleistet haben würde; denn er besaß von Natur viel

Fassungskraft und eine seltene, im besten Sinne verstandene Empfindsamkeit. Er hatte etwas Unfranzösisches in seinem Wesen, ganz besonders einen Anstrich von Trüb- und Tiefsinnigkeit, wie er nordischen Gemüthern eigen ist. Auch war er am 12. Febr. 1795 in Dordrecht geboren; jedoch mehr Deutscher als Holländer vereinigte er alle guten Eigenschaften unserer Nation mit einem Anflug von französischer Beweglichkeit und Reizbarkeit. Sein Vater, der Maler Johann Baptist Scheffer aus Manheim, Schüler von Tischbein, hatte in Holland sein Glück versucht und sich in Dordrecht angesiedelt; er heirathete hier die Tochter des Malers Ary Lamme und zog später nach Amsterdam, wo er 1809 als Hofmaler des Königs Ludwig Napoleon starb und eine Witwe mit drei unerwachsenen Söhnen hinterließ. Madame Scheffer, selbst Malerin und eine Frau von vielem Verstande und starkem Gemüthe, hatte glücklicherweise die nöthige Gabe und Kraft, die mütterliche Liebe und Vorsorge bis auf den höchsten Punkt zu treiben. Allen Anzeichen nach sollten ihre Söhne Männer von hervorstechendem Geiste werden; sie machte aus ihnen Männer von Herz und Charakter, die einer so vernünftigen und zärtlichen Mutter zeitlebens mit aller Innigkeit kindlicher Pietät und Hochachtung anhingen. Bei dem Eifer und Scharfsinn, den sie für die Erziehung ihrer Kinder hatte, mußte Madame Scheffer wol einsehen, daß eine Handelsstadt für die Ausbildung so reicher Geistesanlagen, als sie bei ihren Söhnen hervortraten, und für die Begründung einer so glänzenden Zukunft, als sie zu hoffen war, keine besondern Hülfsmittel und Aussichten darbot; sie entschloß sich daher zur Auswanderung, und ging mit ihren drei Söhnen von Amsterdam nach Paris. Arnold, der älteste Sohn, trat hier als politischer Schriftsteller im Sinne des Liberalismus auf und schrieb für Journale von dieser Parteifarbe, namentlich für den „National", an dessen Redaction er, mit Armand Carrel und Godefroy Cavaignac, lange Antheil hatte. Die zwei jüngern Söhne, Ary und Henry, wurden beide Maler. Sie erhielten ihren ersten Unterricht bei einem der berühmten „vier G." (so hießen unter dem ersten Kaiserreich die vier Matadore der David'schen Schule: Girodet, Guérin, Gérard und Gros), nämlich bei Guérin, dem van der Werff jener Schule, dessen Werke die in gläserne Pracht und geschmacklose Süßigkeit ausgeartete antikisch-theatralische Manier unerquicklich zur Schau stellen. Dieser von seinen Zeitgenossen so hoch verehrte und so ungemein bewunderte Meister (Guizot in seiner Schrift „Le salon de 1810" sagt, er kenne nichts Schöneres als Guérin's Cephalus) malte in den letztern sechzehn Jahren seines Lebens, von 1817—33, kein einziges Bild mehr, obschon er 1822 zum Director der französischen Schule in Rom ernannt worden. Seine Schüler lernten bei ihm nichts als das Handwerk, und seine völlige Gleichgültigkeit gegen die neuen Regungen und Bestrebungen der damals aus dem Ei gekrochenen Künstlergeneration ließ die junge revolutionäre Brut flügge werden; denn aus seinem Neste, ich meine aus seinem Atelier sind Géricault, Eugène Delacroix und Ary Scheffer ausgeflogen, d. h. die drei Maler, die in verschiedener Art, aber alle drei mächtig und erfolgreich die neue Bahn brechen und in die zu todter Nachahmung gewordene Kunst wieder Seele und eigenes Leben bringen halfen.

Das älteste Bild Ary Scheffer's datirt von 1812; es stellt Abel und Thirza bei ihrer Hütte betend vor, und ist mir aus eigener Anschauung nicht bekannt. Auch seinen Tod der Eurydice (1814), und die Erscheinung der drei Engel vor Abraham's Hause im Hain Mamre, womit Scheffer 1816 bei den für diesen Gegenstand ausgeschriebenen Concurse in Antwerpen den Preis von 800 Fr. gewann, habe ich nicht gesehen. Man darf wol voraussetzen, daß diese Bilder nicht der freien Entwickelung, sondern der von dem Einfluß der Schule beherrschten Thätigkeit des Künstlers angehören. Selbst sein Bild: der Tod Ludwig's des Heiligen, 1817 ausgestellt und im Umriß gestochen bei Landon, hat in der Anordnung viel von Guérin's Dido und verräth auch in der Ausführung den schwankenden Schüler. Ebenfalls noch im Stil der frühern Schule ist das im Jahre 1819 ausgeführte Bild: Sokrates, wie er den Alcibiades in der Schlacht bei Potidäa vertheidigt. Gleichzeitig malte Scheffer, im Auftrage der Regierung, die heldenmüthige Aufopferung der sechs Bürger von Calais. Eustache von St.-Pierre an ihrer Spitze und von englischen Soldaten geführt, gehen sie in Sünderhemden, barfuß und mit Stricken um den Hals, ins Lager Eduard's III., um von Henkershand zu sterben; Freunde und Verwandte haben sie bis ans Stadtthor begleitet, wo der schmerzvolle Augenblick der ewigen Trennung beginnt. Es sind talentvolle Motive in diesem Bilde, welches sich gegenwärtig im Conferenzsaal des Palastes des Gesetzgebenden Körpers befindet; aber die Abhängigkeit von dem Grundsatze des schulgerechten Antikisirens und Idealisirens läßt das Verbot des nähern Anschließens an individuelle Natur noch nicht überschreiten; es scheint mehr eine Scene des classischen Alterthums als ein Auftritt des romantischen Mittelalters: Eustache von St.-Pierre,

der Hauptheld, gleicht dem Belisar Gérard's, dem Marcus Sextus Guérin's, und die wehklagende Weibergruppe erinnert an die Frauen in David's Brutus. Folgende Stelle aus einem Briefe Ary Scheffer's, welchen Hr. Lenormand in der Biographie des Malers Gérard mitgetheilt hat, bezieht sich auf dieses Bild und gibt interessante Auskunft über einen kritischen Moment im Leben unsers Künstlers:

„Jenes Bild misfiel den damaligen Kunstrichtern im höchsten Grade, und das Journal «La Renommée», unter andern, verwendete drei große Spalten, um zu beweisen, daß es nicht blos eine elende Ignoranten- und Pfuscherarbeit, sondern auch ein ganz unfranzösisches, unpatriotisches Werk sei. Ich war sehr arm, sehr unbekannt, und blieb von dem Bannfluche zerschmettert. Wie groß war meine Verwunderung, als mein Meister mir sagte, daß Gérard den jungen Urheber des unglücklichen Bildes kennen zu lernen wünsche. Ich ging zu ihm, er empfing mich äußerst wohlwollend, lobte sehr sowol die Composition des Bildes als auch den Ausdruck der Köpfe, ertheilte mir aber zugleich ernste Winke über die Ausführung und Farbengebung; alsdann erkundigte er sich, was ich Neues vorzunehmen gedenke. Ich sagte die Wahrheit, indem ich zur Antwort gab, daß ich ohne sein aufmunterndes Zureden die Kunstcarrière verlassen würde, und zu arm sei, um ein anderes Bild in Angriff zu nehmen. Er rieth mir, ich solle mich gedulden und in einigen Tagen wieder bei ihm vorkommen. Beim zweiten Besuche überreichte er mir die schriftliche Bestellung für ein Bild zu 3000 Fr., die er bei dem Seinepräfecten für mich ausgewirkt hatte; zu jener Zeit war das beinahe ein Vermögen. Später ließ er andere Bilder bei mir bestellen; endlich verdanke ich ihm, daß ich im Jahre 1821 zum Zeichenlehrer der Kinder des Herzogs von Orleans gewählt wurde, und merkwürdigerweise kam ich damals nur zu ihm, wenn er mich rufen ließ, um mir zu sagen, was er in meinem Interesse ausgedacht hatte." Dieses Zeugniß ist ebenso ehrenvoll für den Künstler, der es ausgestellt, als für den, zu dessen Gunsten es ausgestellt worden. Gérard, ein Mann von ausgezeichnetem Geist und achtbarstem Charakter, machte unter den Künstlern insofern eine seltene Ausnahme, als er sehr gern jüngere Talente auftauchen sah und seinen Einfluß wie seine Kasse für sie verwendete; er entschied den amtlichen Beifall für Géricault's Floß der Medusa, kaufte die ersten Bilder von Ingres, unterstützte eifrigst Leopold Robert und half, wie wir eben gesehen, auch Ary Scheffer wirksam vorwärts — trefflicher Malermäcen, aber mittelmäßiger Maler.

Scheffer hatte um diese Zeit gewiß häufigen Verkehr mit seinem ältern Atelierkameraden Géricault und mochte sich durch Geistesverwandtschaft zu dem Neuerer hingezogen fühlen. Aber die Bande und Vorbilder der Schule waren einstweilen bei ihm noch stärker als der Drang nach freier Auslassung der Individualität. Übrigens erkennt man in diesen Jugendwerken Scheffer's bereits den Grundzug seiner spätern Bilder, nämlich die Vorliebe für das Pathetische in den Motiven, das überwiegende Streben nach pathologischem Ausdruck. Was in der Folge der eigenthümliche Stempel seines Talents wurde, war von Anfang an sein Ziel, seine Richtung, gewissermaßen sein Instinct, und man begreift, wie ein Künstler von so wahrem und warmem Gefühl den Druck einer Manier, die ihre innere Hohlheit und Leblosigkeit in äußere Glätte und Eleganz verhüllte und ganz darin aufging, mit der Zeit immer peinlicher empfinden und am Ende zu dem Entschlusse kommen mußte, die erkältenden Fesseln jener Manier abzustreifen. Schon weiter vorgeschritten und selbständiger ist Scheffer in dem für die Seinepräfectur gemalten Bilde: Ludwig der Heilige, der seine pestkranken Soldaten besucht (1822). Hier ist mehr freie, der Natur und Wahrheit getreue Erfindung des Künstlers selbst, und es tritt zu dem obenerwähnten Grundzuge seiner Werke eine andere Eigenschaft hinzu: der Sinn für das Kräftige in der Farbe. Ein kleines Staffeleibild von demselben Datum: die Witwe des Soldaten, stellt eine Frau auf der Heerstraße mit ihren zwei Kindern vor, wovon sie das kleinste in ein Tuch eingewickelt auf dem Rücken trägt; ein größerer Knabe, den Säbel und Tschako des in der Schlacht gebliebenen Vaters auf der Schulter, geht nebenher und blickt fragend zur Mutter empor, die mit weinenden Augen gen Himmel sieht. Dieses Bild, jetzt in der Sammlung des Hrn. Delessert zu Paris, zwar schwach ausgeführt, aber natürlich gedacht und ganz aus eigener Empfindung geschöpft, fand außerordentlichen Beifall und hunderttausendfältige Verbreitung durch Kupferstich und Steindruck, sodaß Scheffer mit einem mal zu den jungen Künstlern seiner Generation zählte, von welchen man sich viel versprach. Sein eigenes Talent, und zugleich der thätige Antheil seines ältesten Bruders an allen Kämpfen der liberalen Opposition, brachten ihn bald in Verbindung mit den meisten angesehenen Männern jener Zeit, insbesondere mit Lafayette. Ary Scheffer war lange gewöhnlicher Gast auf dem Lustschlosse Lagrange, wo Washington's alter Waffengefährte mit einigen Freunden und Gleichgesinnten aus Paris den

Sommer über ein angenehmes, ländlich-städtisches Leben führte, und malte hier mehrere seiner beliebtesten kleinern Stücke. Einer von seinen Biographen, Hr. F. de Lasteyrie, ein naher Verwandter Lafayette's, meint sogar, jener stille, patriarchalische Familienkreis, dem Scheffer als vertrauter Hausgenosse angehörte, sei gewiß nicht ohne Einfluß auf die Richtung dieses Malers geblieben, und es scheine, als ob er das treuherzig Schlichte, den wehmüthigen Reiz und die etwas weichliche Vornehmheit, welche um diese Zeit den meisten seiner Arbeiten charakteristisch eigen sind, aus jenem Kreise hergenommen habe. Richtiger jedoch ist wol die Vermuthung, daß Scheffer durch inneres Bedürfniß, vielleicht auch durch äußere pecuniäre Rücksicht, zum Aufsuchen eines passenden Ausdrucks für die eigenthümliche Art seines Geistes und so vorzugsweise zum Darstellen naiver oder sentimentaler Genrescenen hingeführt wurde. Die in der David'schen Schule gebräuchlichen großen epischen Compositionen blieben anziehungslos für die Masse, die daraus sich wenig für ihre Empfindung nehmen konnte, und der Hauptstrom des Interesses lief sichtbar nach den kleinen Darstellungen des gemeinen Lebens hin. Scheffer war um so bereitwilliger in diese veränderte Geschmacksrichtung einzugehen, als sie seiner individuellen Gefühlsweise zusagte, und vernachlässigte daher die sogenannten historischen Sujets gegen Motive, die er aus seiner Zeit und Umgebung entlehnte, und zu deren allgemeiner Verständlichkeit es weiter nichts als eines gesunden Auges und Herzens bedurfte. Und zwar wählte er hier zu seinen malerischen Darstellungen vornehmlich solche Vorfälle, Scenen und Lagen des menschlichen Lebens, die den empfindsamen Beschauer anziehen und zu wehmüthiger Betrachtung stimmen. Auch gelang es ihm bald in dieser Kunstgattung Werke hervorzubringen, die durch lebendige Auffassung und warme Empfindung wie durch kräftige Behandlung um so mehr Anklang fanden, als sie mit dem theatralisch kalten Eindruck der classischen Historienbilder nichts gemein hatten und, anstatt in die dem Herzen der Mitwelt gleichgültig oder fremd gewordenen Zustände der Vergangenheit, in die ihm nahe liegenden Verhältnisse und Verwickelungen des gleichzeitigen Volks- und Familienlebens einführten. Hierher gehören folgende Cabinetsstücke: die Familie des Matrosen — eine Frau auf einem Felsen am Meere sitzend, einen schlafenden Säugling im Arm und ein kleines Mädchen an der Seite, blickt bange und traurig nach der stürmenden See; der abgebrannte Pachthof, ein figurenreiches Bild voll Leben und Affect; die arme Kindbetterin; das kranke Kind; die Convalescenz einer Mutter, die auf ihre zwei Kinder gestützt zur Kirche geht; die verwaisten Kinder, ein älteres Mädchen mit einem jüngern Brüderchen und Schwesterchen auf dem Kirchhofe; die verirrten Kinder, ein Knabe und ein Mädchen im Walde; die kleinen Schnitter — zwei Mädchen und ein Knabe binden Garben auf dem Felde; der kleine Schreier — ein weinendes Kind will auf den Arm genommen sein; der erste Kummer — ein kleines Mädchen zeigt der Mutter eine zerbrochene Puppe; der alte Schäfer — er steht an einem Hügel, vor ihm sein Hund, worauf ein kleiner Junge reitet, im Beisein eines zusehenden kleinen Mädchens; die glückliche Mutter — sie sitzt im Freien bei ihren Kindern, ein Knabe hat sich an die Erde hingehockt und macht den Reitgaul für sein Brüderchen, das die Schwester ihm auf den Rücken setzt; der Großvater — er schaukelt einen kleinen Jungen auf den Knien, bei ihm an der Erde sitzt ein kleines Mädchen und spielt mit der Puppe; die Großmutter — sie sitzt im Lehnstuhl und erzählt zwei Enkeln ein Kindermärchen; die Abreise — die Mutter wirft sich jammernd an die Brust des selbst betrübten Vaters, ein in der Ferne aus dem Dorfe abmarschirender Zug Rekruten enthüllt die Ursache des Schmerzes; die Heimkehr — der Sohn kommt als Krüppel aus dem Kriege und klopft an die Thür der vereinsamten Hütte; der alte Sergeant und die Barmherzige Schwester, nach Béranger's Liedern; das Begräbniß des Fischers, nach Walter Scott's Alterthümler; Ach! ohne Hoffnung! — ein junges Mädchen in tiefem Schmerz am Strande sitzend und in die brandende See starrend; die Überschwemmung — ein Mann und seine Frau nebst zwei Kindern auf einer Anhöhe, in der Ferne ihre Wohnung von Wasser umflutet; das verhagelte Feld; die verwüstete Hütte, Kriegsscene aus dem Elsaß im Jahre 1814 — eine trauernde Mutter bei den Trümmern ihres Hauses, mit zwei Kindern, wovon eines in ihren Armen, das andere auf ihren Knien schlummert, im Hintergrunde Scharmützel; das brennende Dorf, andere Scene aus demselben Kriege — die Kosacken haben die Häuser angezündet, und die vertriebenen Einwohner, von ihrem Pfarrer, dem ehrwürdigen Pastor Oberlin, geführt, suchen im benachbarten Walde eine Zufluchtsstätte. Diese eben aufgezählten Bilder sind größtentheils von F. Girard, H. Garnier, A. Johannot, Jazet, Belliard, A. Midy, N. Desmadryl, Maurin und andern gestochen oder lithographirt, und in dieser Gestalt auch in Deutschland bekannt geworden. Ary Scheffer erwarb damit einen populären Namen und ansehnlichen Platz unter den französischen Malern. Seine beinahe immer auf Rührung

empfindsamer Herzen angelegten Compositionen hatten etwas Originelles, und seine Behandlung war ebenfalls von eigenthümlicher Art. Sein Stil frappirte gerade nicht durch Erhabenheit und Reinheit; die feine, gemüthvolle Auffassung der gewöhnlichen Lebenszustände, die als unterscheidende, charakteristische Eigenschaft daran hervorstach, machte ihn beliebt und schätzbar. Scheffer trieb damals hauptsächlich Genremalerei; aber seine Conversationsstücke waren natürlicher, eindringlicher als die steifen, frostigen Historien der Pseudoclassiker, welche entweder affectirten Liebreiz oder todte Schattenrisse uninteressanter, auf Kosten der Wahrheit und Individualität verschönerter Idealgestalten lieferten. Es war meist nur das kleine Volk, welches Scheffer in seinen Bildern vorführte mit den geringfügigen Zufälligkeiten der Tracht, in der Enge des Hauses, in den Vergnügungen der Familie, in den Mühseligkeiten des alltäglichen Daseins; aber es war Leben und Wirklichkeit. Auch die Bauern und Fischerfrauen haben eine Seele gerade sowie die Helden und Heiligen. Diesen Seelenausdruck verstand Scheffer seinen Figuren mitzutheilen, und man muß ihm hierin zwei Vorzüge zuerkennen: einmal, daß er oft den Ausdruck starker Affecte sehr getroffen; zweitens, daß er die zartern Bewegungen des Gemüths und die sanftern Neigungen des Herzens glücklich gegeben hat. Das leicht Graziöse und munter Naive erreichte er nicht, da er von Natur zu ernst war, um es hierin je zu etwas anderm als zu würdiger Anmuth und gemessener Heiterkeit zu bringen. Zwar sind unter den vorhin genannten Bildern etliche Stücke, wo der Ausdruck des fröhlich Unbefangenen leidlich gerathen ist; aber die Geberdensprache der wehmüthigen Ergriffenheit redet Scheffer jedesmal am besten und am überzeugendsten. Seine Zeichnung ist eben nicht fein und edel, aber individuell und expressiv. Seiner Farbe fehlt es durchgängig an Glanz und Frische, aber sie hat oft etwas Reizendes; bei den meisten seiner kleinen Bilder aus dieser Zeit könnte man sagen, das Colorit sei trüb elegisch wie der Gegenstand. Scheffer zeigte sich damals ungemein rüstig im Componiren und Ausführen. Angeblich malte er in den Jahren 1824—28 über achtzig Cabinetsstücke, die frisch von der Staffelei weg in die Sammlungen der Liebhaber hineingingen. Weit gefehlt, daß man ihm seine Leichtigkeit vorhalten konnte, mußte man ihm dazu Glück wünschen, da sie seinem Talente keinen Abbruch that, sondern Zuwachs brachte. Vielleicht erklärt jedoch diese Geschwindigkeit im Produciren das ziemlich häufige Vorkommen derselben Motive und das Gebrauchen derselben Figuren in verschiedenen Compositionen. Scheffer hat gewisse Typen, die ihm unwillkürlich in den Pinsel laufen; zum Glück sind sie meist gefällig und anziehend. Er bringt z. B. allenthalben ein blondes Mädchen von zartem Gemüthsausdruck und lieblicher Gesichtsbildung an; auch malt er gern ein niedliches blondes Kind; eine durch langes Seelen- und Körperleiden abgezehrte Alte ist ebenfalls eine von seinen Lieblingsfiguren; endlich findet er Gefallen an Wiederholung von Personen beiderlei Geschlechts, die mit dem Gesichte zugleich den Ausdruck des Schmerzes verhüllen. *)

Hätte damals Ary Scheffer nichts weiter zu Markt gebracht als diese kleinen Darstellungen, so würde man ihm gewiß bald vorgeworfen haben, daß er ohne eigentliche Tiefe in Charakter und Ausdruck sei und sich von einer gewissen Monotonie, von einem schwächlichen, der Empfindelei sich zuneigenden Wesen nicht ganz frei zu halten wisse. Aber zum Glück hatte er gleichzeitig in einigen Compositionen von größerm Umfang und Inhalt die Stärke und Verschiedenheit seines Könnens bewiesen. Auf der Ausstellung des Jahres 1824 befanden sich von ihm bei einer ziemlichen Anzahl Cabinetsstücke zwei große Bilder: der heilige Thomas von Aquino beim Seesturm Vertrauen auf göttliche Gnade predigend, sehr energisch in Auffassung und Durchführung, und Gaston von Foix, nach dem Siege bei Ravenna unter den Todten auf dem Schlachtfelde gefunden, jetzt im Museum zu Versailles. Dieses letztere Bild machte gewaltiges Aufsehen. Hier war ein historischer Gegenstand auf eine den Regeln der Schule und Convenienz ganz zuwiderlaufende Art, nicht frei von Übertreibung und Stilroheit, aber frappant und lebendig vorgestellt. Scheffer hatte es gewagt, keine Theaterhelden zu schildern, glatt geschniegelt, zierlich ersterbend und sauber verblutend, sondern Sieger wie sie eben aus dem Schlachtgewühl

---

*) Dieser bekanntlich aus einem Gemälde des Timanthes entlehnte Gedanke: dem Zuschauer lieber gar keine Darstellung von dem höchsten Gipfel des Schmerzes als eine mangelhafte geben zu wollen, hat den französischen Malern von jeher ganz besonders glücklich und nachahmungswerth geschienen. Er ist von Poussin im Tod des Germanicus bei der Agrippina, von David im Tod des Sokrates bei einem anwesenden Schüler, von Delaroche in der Hinrichtung der Jane Gray bei einer Hofdame, von Ingres in der Krankheit des Antiochus bei einer Nebenfigur wiederholt worden. Ary Scheffer hat nicht blos in seinen frühern Bildern diesen Gedanken öfter angebracht, man findet ihn auch noch mehrmals in seinen spätern Werken.

kommen, blutig und staubig, vom Morden erhitzt. Der ritterliche junge Held starr hingestreckt in den Armen eines Waffengefährten, sein glänzender Panzer von schwarzem, geronnenem Blut besudelt, sein schönes Antlitz mit Leichenblässe übergossen und von blonden Locken umwallt; dabei die alten, rauhen Krieger voll des gerührtesten Antheils, in Schweiß und Thränen zugleich gebadet; — alles das war so natürlich, so sprechend, daß man keiner Auslegung bedurfte, um die ganze Situation einer jeden der zusammengestellten Personen deutlich zu verstehen und zu fühlen. Die Männer von der strengen Observanz fanden freilich an dem Bilde auszusetzen, daß die Zeichnung voller Unrichtigkeiten sei, daß die Dreistigkeit des Pinsels bis zur Impertinenz gehe, daß es gar sehr an Harmonie und Haltung fehle, und sie hatten nicht unrecht; aber das Publikum, welches mehr nach dem Anstoße des warmen Eindrucks als nach dem Verfahren der kalten Analyse urtheilt, war eingenommen von der glücklichen Erfassung des dramatischen Moments, von dem treuen Ausdruck der Affecte. Die Energie der Auffassung, die Entschiedenheit der Ausführung und vorzüglich die Tiefe des Gefühls ließen die Mängel des Bildes bei der Mehrzahl nicht in Betracht kommen.

Als Scheffer dieses Bild ausstellte, war in Frankreich eine große Bewegung auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens und Wollens. Während die politische Welt stürmisch hin- und herwogte und mit den Geburtsschmerzen einer Revolution rang, zeigten sich auch immer sichtbarer die Ansätze zu der Veränderung, die in der Kunstwelt sich gestalten wollte, und traten die plastischen Kräfte, die in wirksamer Arbeit die Productionsmasse durchfuhren, immer unverhüllter mit ihrem Werke ans Tageslicht hinaus. Géricault hatte bereits im Jahre 1819 mit seinem Floß der Medusa die Losung zum Aufstande gegeben; hierzu kamen 1822 Dante und Virgil über den See der Höllenstadt fahrend, und 1824 das Gemetzel auf Skios, womit Eugène Delacroix den Classikern den Fehdehandschuh hinwarf und sein Faustrecht geltend machte. Ary Scheffer's Schlacht bei Ravenna, die in demselben Jahre, als das letztgenannte Bild erschien und mit ihm in jeder Hinsicht wetteiferte, wurde ebenfalls als ein Manifest der jüngern Schule betrachtet. Indessen war sie weniger eine Kriegserklärung als die unverhohlene Äußerung, die selbständige Offenbarung eines starken und originellen Talents, wie überhaupt das gesammte Streben der romantischen Neuerer nur den Zweck hatte, mannichfaltige Richtung und freies Belieben der einzelnen an die Stelle der erdrückenden Einseitigkeit und Zwingherrschaft des David'schen Systems zu setzen.

Es war natürlich, daß die Griechen, ihr Heldenmuth, ihre Misgeschicke und Niederlagen, welche um diese Zeit alle Gemüther bewegten, ebenfalls ihren Antheil von Stoff zu den Compositionen eines Malers lieferten, der bei der Auswahl seiner Gegenstände sich so aufmerksam nach der Gefühlsweise und Denkungsart seiner Zeitgenossen richtete. Wir kennen von Scheffer drei Bilder dieser Art: die Ipsariotischen Mädchen, während eines Gefechts die Madonna um Beistand anflehend, ein sorgfältig vollendetes Stück, von Ludwig Philipp, damaligem Herzog von Orleans, bestellt und seit der Plünderung des Palais-Royal im Februar 1848 nicht mehr vorhanden oder wenigstens in unbekannte Hände gekommen; die letzten Soldaten der Besatzung von Missolonghi, im Begriff Feuer an die Pulvermine zu legen, womit sie sich in die Luft sprengen wollen, ein ergreifendes und geschickt componirtes Drama, etwas skizzenhaft behandelt, aber fest und leicht hingeschrieben von einem breiten und lebendigen Pinsel, der, nach Masse und Gesammtwirkung strebend, keck über das Einzelne hingeht; endlich die Suliotischen Frauen, im Augenblick, wo sie, nach der Niederlage ihrer Männer durch Ali-Pascha von Janina, den Entschluß fassen, sich lieber von der Höhe des Felsens zu stürzen als in Sklaverei zu gerathen. Diese grauenvolle Scene benutzte der Maler als Gelegenheit, die ihm angeborenen und in hohem Grade eigenthümlichen Gaben des Ausdrucks und der Empfindung zu entwickeln. Ergreifend sind die Äußerungen der Verzweiflung. Die Frau, die, das Antlitz gegen den Boden gekehrt, mit der einen Hand sich die Haare zerrauft und mit der andern ihr Kind in Windeln an die Brust drückt, das rückwärts gesehene junge Mädchen, das ihr Gesicht in den Schos der Mutter verbirgt, die Frau, die jammervoll beide Arme zum Himmel ausstreckt, und das Kind, das schreiend sich an sie anklammert, können als Muster leidenschaftlich bewegter Figuren angesehen werden. Die ganze Gruppe bildet eine wilde, aber gut zusammenhängende und übersichtliche Masse. Was dem denkenden und gefühlvollen Beschauer am interessantesten sein mußte, der Ausdruck der Bewegungen, die eine so äußerste Lage hervorbringen kann, ist dabei mit discretem Geschmacke gewählt und gegeben. Die romantischen und excentrischen Feuerköpfe hätten freilich mehr Geschrei und Getümmel, mehr rücksichtsloses Bloßgeben vor der Gewalt des Moments gewünscht, und der in den Schranken des Schönen und Schicklichen gehaltene Ausdruck

war ihrem Gefühl noch ungenügend und frostig. Unparteiischere und unbefangenere Beschauer fanden ihn jedoch hinreichend kräftig und lebendig; sie hätten wol gern gesehen, daß die Höhe des Felsengipfels stärker fühlbar gemacht worden, bemerkten aber sonst an diesem Bilde einen glücklichen und bedeutenden Fortschritt, zumal in dem technischen Theile der Kunst. Die reichen griechischen Costüme waren hier mit einer Geschicklichkeit und Festigkeit der Hand ausgeführt, wie der Maler der Schlacht bei Ravenna sie nicht besaß. Die in dem Bilde angewandte Beleuchtung ließ sich eben nicht rechtfertigen; aber in den hellen Theilen war das Fleisch von tadelloser Transparenz. In den dunkeln Partien erschienen die Farben leider trüb und schmuzig, und ihre undurchsichtige Schwere stach unharmonisch gegen die Lichter ab. Dieser auffallende Misgriff wurde von den Kritikern stark hervorgehoben. Man brachte dem Künstler seine lobenswerthe Absicht nicht in Anschlag: um den grellen Effect zu mildern, hatte er einen Theil seines Bildes in Halbschatten gehüllt und damit nichts weiter erreicht als eine zu einförmige Dämpfung aller warmen Töne; aber die Figuren des Vorgrundes waren überaus fein und zart gemalt und gezeichnet und sehr sorgsam gerundet. Hieran sah man besonders, daß der Maler im Technischen sich weiter durchgearbeitet, und der gerügte Fehler schmälerte eben nicht übermäßig die Vorzüge des Bildes, welches auf der Ausstellung des Jahres 1827 für ein Hauptwerk der neuern französischen Malerei gehalten wurde und als solches sich auch jetzt noch im Luxembourg-Museum bewährt.

Der Seesturm, von Garnier lithographirt, als das Original sich in der Sammlung des Barons Schickler in Paris befand, hat mit dem vorigen Bilde ähnliche Verdienste. Auch hier ist eine Schreckenssituation, welche zum Ausdruck interessanter Affecte Veranlassung gibt, mit großer Kraft und Geschicklichkeit vorgestellt. Männer, Frauen und Kinder, am Eingange einer Hafenbucht versammelt, erwarten, scheint es, das Einlaufen eines Schiffes bei dem fürchterlichsten Wind und Wetter. Alles ist mit Einem Gedanken beschäftigt, von Einer Angst erfüllt; Besorgniß, Bangigkeit, Spannung äußern sich durchgängig und mannichfaltig in Mienen und Stellungen. Die specielle Ursache der allgemeinen Bestürzung bleibt zwar verborgen; doch hindert das Geheimniß nicht den Antheil, den wir an dem Sichtbaren nehmen. Schwere, schwärzliche Wolkenmassen bedecken den Himmel, die aufgewühlten Wellen überschlagen sich und spritzen weißen Schaum in die Luft, und über dem Ganzen liegt ein düsterer, stürmischer Ton, der beinahe allein schon hinreicht, den Beschauer in die Gemüthsstimmung zu versetzen, welche ihn mit dem Affecte jeder einzelnen Figur sympathisiren, ihn also das Bild hinlänglich verstehen und empfinden läßt.

Im Jahre 1829 machte Scheffer eine Reise nach den Niederlanden theilweise in der Absicht die ältern flandrischen und holländischen Meister, insbesondere Rembrandt, zu studiren. Auch erkennt man deutlich den Einfluß dieses Studiums in den nächstfolgenden Werken unsers Künstlers. Ganz Rembrandtisch gedacht und behandelt ist das kleine Bild: Christus und die Kinder. Die Seelengüte des Heilands, der sich an einem Baum hingesetzt hat, gleichsam um den Kindern die allzu ehrfürchtige Scheu zu benehmen und sich körperlich abreichbar für sie zu machen, das unbefangene Zutrauen und Zudrängen der reizenden kleinen Geschöpfe, die Verwunderung der Mütter, der nachdenkliche Ernst der Apostel sind sehr glücklich gegeben. Die Lenore, nach Bürger's Ballade (bei Hrn. von Rothschild in Paris), in derselben Scene wie Lessing sie gemalt und in dem Augenblick, wo sie der vertröstenden Mutter die Worte zuruft: O Mutter, Mutter, hin ist hin! verloren ist verloren! erinnert günstig an fleißig ausgeführte Bilder von Rembrandt's erster Manier. Es ist ein schönes Cabinetsstück von brillanter, kräftiger Wirkung, ohne Härte, ohne absichtliche Trübheit, und hat mehr Harmonie und Haltung als die bisher genannten Gemälde Scheffer's. Ton und Malersinn können für echt romantisch gelten. Die Composition, voll gelungener Motive, ist allzu reich und nicht dramatisch genug zusammengehalten. Wenn wir gleich im Vorgrunde die Gruppe eines Ritters sehen, der seine Kinder, seinen alten Vater, aber nicht sein treues Weib wiederfindet, so ist die Idee zwar schön, aber diese Nebenfiguren thun den Hauptpersonen Schaden und nehmen ebenso sehr, ja fast noch mehr als letztere das Interesse in Anspruch, während der Dichter gewiß nicht ohne Absicht und Bedacht die unglückliche Lenore und ihre Mutter mitten zwischen das allgemeine Glück des Wiederfindens gestellt hat. In dem Bilde ist dieser prägnante Moment nicht so festgehalten und der Eindruck auch nicht so concentrirt. Überhaupt machte man die Bemerkung, daß Scheffer bei seinen weitläufigern Compositionen weniger dramatisirte als andere Maler; daß er bei der Zusammenstellung zahlreicher Figuren an einem Orte weniger auf das Zusammenhandeln in und zu einem Ganzen als auf den Ausdruck mannichfaltiger und individuell bedingter Ergriffenheit Be-

dacht nahm; daß ihm daher die einfachen Bilder des Affects einer isolirten Figur stets besser glücken würden als die zusammengesetzten Vorstellungen einer affectvollen Situation vieler Personen gegeneinander. Es scheint als ob Scheffer ungefähr ebenso über die Eigenthümlichkeit seines Talents gedacht; denn von nun an wird die scenische Anordnung seiner Bilder durchweg einfacher, die Composition dramatisch anstaltloser, und wendet er hauptsächlich seine Kräfte an das Ausmessen der Höhen und Tiefen des menschlichen Gemüths, die er entweder bei nur mit sich selbst beschäftigten Einzelfiguren oder in Auftritten mit zwei bis drei in leidenschaftliche Beziehung zueinander gesetzten Personen veranschaulicht. Man darf diese Art der Malerei, in Rücksicht auf Ausdruck, mit der lyrischen Poesie vergleichen, worin der Dichter den Empfindungen seines Herzens Luft macht und alle diejenigen, die sich ungefähr in gleicher Lage befinden, mit ihm denselben Gang der Gefühle zu gehen einladet.

Das von Scheffer mit gründlichem Ernst und Eifer betriebene Studium der fremden Dichter, deren Werke der eigenthümliche Zug seines Geistes, die genaue Kenntniß der Ursprache ihm tiefer und reicher als allen andern französischen Künstlern erschloß, hatte unstreitig viel Einfluß auf seine neue, etwas gefühlsschwärmerische Richtung; allein andere Umstände wirkten gewiß gleichfalls mit. Die Julirevolution war gerade eingetreten, und ebenso hohe als innige Vertrautheit fesselte Ary Scheffer an die neue Dynastie, deren kluges Oberhaupt bekanntlich nie versäumt hatte, ausgezeichnete Männer der frühern Opposition an sich zu ziehen. Seit zehn Jahren hatte Scheffer die Kinder des neuen Königs zu Schülern. Der älteste Prinz, zum Mann herangereift, war sein Freund geworden, und der glückliche Meister sah, wie von seiner Pflege und Anleitung das so seelenverwandte Talent seiner berühmten Schülerin, der Prinzessin Marie, zu überraschender Entfaltung gedieh, sodaß ihr früh von der Liste der Lebenden ausgestrichener Name bis auf den heutigen Tag den wunderbaren Klang und anmuthigen Reiz einer zarten Legende behalten hat. Die Zeit der geharnischten Wirksamkeit war für Scheffer vorbei. Mit den Prinzen befreundet, am Hofe des Bürgerkönigs gern gelitten, aber nichts weniger als Hofmann, lebte er jetzt ausschließlich seiner Kunst. Die Begeisterung der Julitage verrauchte bekanntlich sehr schnell, und die einzige Spur, die sich davon in Scheffer's Werken vorfindet, ist die mit ebenso viel Kraft als Feuer hingeworfene Skizze der Marseillaise. Die prosaische Wendung der Dinge mußte ihm jeden weitern Antheil an den meist auf kleinliche Streitereien hinauslaufenden Zeitereignissen verleiden. Aus der Wirklichkeit des kleinbürgerlichen Lebens und der Tagesgeschichte, die er übrigens immer mit Dichter- und Künstleraugen angesehen hatte, flüchtete er in eine ideale Welt, wie sie die feinsten Köpfe ersonnen, die besten und größten Herzen gefühlt und gedacht haben, eine Welt, die weder der Himmel noch die Erde, sondern ein Mittelding zwischen beiden ist, wo der Böse noch seine Streiche spielt, und die zwar keinen allgemein feststehenden Eigennamen hat, gewöhnlich aber das Reich der Poesie heißt. Scheffer wurde Hofmaler der romantischen Dichterfürsten: Dante, Schiller, Goethe, Byron waren nunmehr seine Anreger; die glänzenden Gebilde ihrer Dichtungen umschwebten seinen Geist und beschäftigten seinen Pinsel; die gefeierten Helden und Heldinnen, die sie erschaffen und die von ihnen Namen erhalten hatten, bekamen von ihm Gestalt und Gesicht. Französische Kritiker haben ihm deshalb alle eigene dichterische Erfindung abgestritten, sind aber dabei von einem ganz falschen Begriffe ausgegangen. Wenn man von Erfindung in der Malerei spricht, so denkt man nie an Hervorbringung eines neuen dem Zuschauer unbekannten Vorwurfs, sondern an Erfindung einzelner Theile, wodurch ein bekannter Gegenstand auf eine neue Art dargestellt wird. Der Zuschauer ist der Herd in der Achse eines Malers, und die Brennlinie, welche er suchen und finden muß. Seine Erfindsamkeit geht daher nicht auf die Neuheit des Themas; er bleibt und bewegt sich am liebsten und am wirksamsten in dem Bezirke weniger ihm und dem Publikum geläufig gewordener Ideen und Ideale. Es zeugte von richtigem Takt und Scharfsinn, daß Scheffer bei der Wahl höherer Gegenstände sich die modernen Poesiegebilde aussuchte, welche uns die verlorenen Typen der antiken und mittelalterlichen Kunst einigermaßen ersetzen. Tartufe und Harpagon, Don Quixote und Sancho Pansa, Werther und Lotte, Romeo und Julia, Faust und Gretchen sind für die gebildete Hälfte unserer Zeit, was Götter und Heroen, Engel und Heilige für das ganze Volk im Alterthum und Mittelalter waren, nämlich Idealgestalten, wobei der Künstler voraussetzen kann, daß sie erkannt werden, wenn er das bereits in einer größern oder geringern Zahl von Köpfen lebende Bild irgendwie angemessen ausspricht und vorstellt. Von den Typen, welche Scheffer als Stoff zu seinen Gemälden angewandt hat, gehört ihm allerdings keiner eigenthümlich und ursprünglich an. Wenn sie aber auch nicht ganz von ihm erfunden sind, so kann man doch nicht sagen, sie seien von ihm mit dem Storchschnabel nachgezeichnet. Seine Originalität

besteht darin, daß er sie in der Werkstatt seines Geistes ausgestaltet und mit dem Ausdruck einer Gefühlsweise versehen hat, die niemand von ihm zurückfordern darf. So sehr Delacroix auf kühne Bewegung und Farbenharmonie und Delaroche auf seine Formeneleganz und Individualisirung hinzielte, so sehr strebte Scheffer nach tiefem Gemüthsausdruck, und man muß die Kunst bewundern, womit er die geheimsten Affecte der Seele durch die Bewegung des Körpers, oft nur durch einen Blick, eine Geberde, eine Thräne dem Auge des Beschauers verständlich zu machen gewußt hat. Rücksichtlich des Seelenhaften der Auffassung sind übrigens seine ersten Genrebilder und seine letzten historischen Stücke Entwickelungen einer einzigen Grundlage; jene enthalten in niederm Grade, was diese in höherm Maße gesteigert und potenzirt an sich haben, und beide unterscheiden sich voneinander nur etwa so, als der eingeschränktere Flug des Elegikers sich von dem freiern Schwung des Oden- und Balladendichters unterscheidet. Eine eigenthümlich warme und wehmüthige Empfindsamkeit bildet den Grundzug seiner sämmtlichen Werke.

Am häufigsten hat Scheffer seine Inspirationen aus Goethe's „Faust" hergeholt, und die Scenen dieser Tragödie blieben bis ans Ende seiner Künstlerlaufbahn ein Lieblingsstoff seines Pinsels. Die ganze poetische Substanz des ersten Theils findet man in einer Folge von mehr oder minder gelungenen Bildern verarbeitet. Ich sage absichtlich verarbeitet; denn die von dem Maler gelieferte Version ist keineswegs eine wort- und sinngetreue Übersetzung, sondern eine freie Bearbeitung, die zwischen dem Scheffer'schen „Faust" und dem Goethe'schen eine wesentliche Verschiedenheit begründet. Das Talent des französischen Malers war in jedem Betracht nicht so ausgebreitet als das Genie des deutschen Dichters. Dieser sah wie ein Mann, weitumfassend, klar, deutlich, richtig; jener wie ein Weib, fein, scharf, aber einzeln und unzuverlässig. Scheffer dachte und empfand, Goethe that beides in weit größerm Umfange und schuf überher. Wenn Goethe einen rührenden ergreifenden Gegenstand in die Feder nahm, so entwickelte er ihn eifrigst; aber Kälte im Kopfe und Feuer im Herzen, verlor er nie die olympische Ruhe und Herrscherkraft, die herbe und doch weise mit allen Mitteln schaltet und waltet. Scheffer wurde weich; er blieb weder Herr seines Gefühls, noch Herr seiner Hand, die den Gedanken der Seele beinahe nie ohne merklichen Abfall auf die Leinwand brachte. Seine Bilder bekamen dadurch bei aller Glut des Affects, die aus denselben unverkennbar hervorleuchtet, einen rhapsodischen Anstrich, und nicht jenen vollen Guß und Fluß, jene lebensprühende Frische und Wärme, die der Goethe'schen Dichtung eigen sind, und die er, begabt mit der eindringendsten Verstandes- und Empfindungsschärfe, dennoch nicht zu erreichen vermochte.

Den Übergang zu seinen größern Darstellungen aus „Faust" bilden zwei isolirte Halbfiguren vom Jahre 1831: Faust in seinem Studirzimmer und Gretchen am Spinnrade. Faust in den Sorgenstuhl und träumerisches Grübeln versunken, blättert in einem Folianten; sein Kopf ist von edelm, bedeutsamem Charakter: schwere Fragen und Zweifel quälen sein Gehirn, dessen angestrengtes Arbeiten an den Gesichtsmuskeln hervorscheint und sie straff anspannt; eine Anwandelung von Mattigkeit überschattet jedoch bereits seine Züge und verkündet den bevorstehenden Bruch mit Vernunft und Wissenschaft. Hinter ihm im Dunkel lauert der arglistige Verführer auf sein Opfer und grinst höhnisch wie der Teufel, der seinen Hofstaat von Gottlosen zunehmen sieht. Trefflich ist die Wirkung des Helldunkels, die Durchsichtigkeit der Schatten, die Kraft und Harmonie der Farbe, worin Scheffer damals dem Rembrandt nacheiferte. Diese Nachahmung des großen holländischen Coloristen glückte bei Faust mehr als bei Gretchen, wo die Farbe in den Halbtönen nicht ganz rein ist und das Fleisch stellenweise aussieht als hätte es blaue Flecke. In anderer Beziehung ist jedoch das Bild sehr gelungen. Gretchen sitzt in ihrer Stube, trübe vor sich hinsehend, in schwermüthigen Betrachtungen verlorener Herzensruhe; ein heimlicher Gram drängt sich mit verrätherischen Thränen aus den Augenwinkeln, und zuckt in den stark aufathmenden Nüstern; sie hat ein inniges, wahres Mädchengesicht, flos ipse annorum, von dem die Leidenschaft noch nicht den Blütenstaub der Jugendfrische verweht hat. Freilich Gretchen erkennen wir in diesem Bilde ebenso wenig, als Faust in dem Gegenstücke für uns zu erkennen ist; jedenfalls aber sind es zwei interessante Bilder, obgleich sie, meines Erachtens, die rechte Idee der Goethe'schen Gebilde mangelhaft wiedergeben und einen Deutschen, der mit den Personen der poetischen Welt seines Nationaldichters vertrauter umgeht, zu dem Ausruf nöthigen: Schön, aber nicht ähnlich!

Ebenso bei zwei andern Gemälden: Gretchen zeigt Marthe den Schmuck, von Garnier gestochen unter dem Titel: Le présent de Faust, und Gretchen in der Kirche, welches Hr. Patucle in Paris besitzt. Auf dem erstgenannten Bilde hat Gretchen zu viel von einer vornehmen Miß,

und ist Marthe zu gemein und auch zu alt gedacht. Die wirkungsvolle Art und Weise, wie das weiße, zarte Fleisch der Margarethe sich entschieden gegen ihr schwarzes Seidenkleid abhebt, und wie ihr niedliches Keepsake-Gesicht in vollem Lichte dem garstigen, übrigens höchst charaktervollen Hexenkopfe der Marthe im Halbschatten entgegengesetzt ist, zeigt hier ebenfalls den Coloristen, dem holländische Musterbilder vorschweben, und das Ganze erinnert beinahe an die bekannte Rembrandt'sche Radirung der „kleinen spanischen Zigeunerin", die eine Scene aus der Geschichte der Pretiosa vorstellt. Bei dem zweiten Bilde vermißt man in der Auffassung die Großartigkeit des tragischen Pathos, welche den vorgestellten Moment des Goethe'schen Trauerspiels ganz besonders auszeichnet. Gretchen, auf eine Bank hingekniet, hat ihr Gebetbuch fallen lassen; hinter ihr, betende Männer und Frauen, links im Hintergrunde, der messelesende Priester. Sie ist schön und sichtlich von innerer Gewissensangst durchschauert. Der böse Geist, den der Dichter ihr zugesellt, ist im Bilde weggelassen; dafür kniet an ihrer Seite ein junges Mädchen, welches im reinen Gefühl kindlicher Unschuld und Unbefangenheit andächtig betet. Das Anbringen dieses Gegensatzes, der den Gedanken in den Worten:

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trast —

ausdrücken soll, zeugt unstreitig von einem feinfühlenden Künstler; aber man ersieht daraus, daß der Vorgang von dem Maler nicht mit so erschütternder Gewalt erfaßt ist als von dem Dichter. Der Fleiß der Behandlung erstreckt sich gleichmäßig über alle Theile des kräftig colorirten und gezeichneten Bildes; nur fehlt es etwas an Luft und Tiefe, und mit Ausnahme der vollständig heraustretenden Margarethe lösen sich die andern Figuren nicht genug vom Grunde ab.

An diese Bilder aus „Faust" reihen sich der Zeitfolge nach mehrere von andern Dichtungen hergenommene Stücke. Zunächst der Giaour nach Byron, 1833 gemalt, eine Halbfigur von gewaltiger Wirkung, voll grimmigen Trotzes und verzweifelter Keckheit in Bewegung und Gesichtszügen, und, wie mich dünkt, sehr im Geiste Byron'scher Poesie aufgefaßt. Hinsichtlich der Ausführung steht dieses Bild mit dem vorigen auf derselben Stufe. In der Medora, nach Byron's „Korsar", vom Jahre 1834, sind die Palettenkünste beinahe ganz versteckt, die Zeichnung kräftig und sauber, der Kopf fest umrissen und fein gefühlt. Träumerische Wehmuth war vielleicht nicht die einzige Stimmung, welche Byron's Medora äußern mochte; aber man kann, glaube ich, dem Maler nur Dank dafür wissen, daß er mehr den gesammelten als den ausgelassenen Schmerz des weiblichen Herzens auszudrücken gesucht hat. Wie reizend auch diese Halbfigur ist, so scheint mir doch der gleichzeitig gemalte und jetzt im Luxembourg-Museum aufbewahrte Eberhard der Greiner, nach Schiller, bei weitem vorzüglicher. Wir haben hier die breite, freie Manier Scheffer's, die vielleicht seine technische Verfahrungsart zu sichtbar hervortreten läßt und in der Betonung wie in der Beleuchtung kein rechtes Maß hält, die aber stärker auf den Beschauer wirkt, weil sie mehr von der eigenthümlichen Art des Malers, von seiner Künstlerorganisation herstammt. Wie in der Schiller'schen Ballade, sitzt der alte Herzog in seinem Zelte vor der Leiche des am Morgen noch blühenden, jetzt verblichenen Sohnes, und faltet weinend die Hände. Zwar den Ton des Volksliedes, den Gegensatz der Siegesfreudigkeit gegen den Schmerz konnte der Maler nur andeuten in den Nebenfiguren der jubelnden Soldaten im fernen Hintergrunde des Lagers, den die Öffnung des Zeltes zeigt; aber der Ausdruck und Ton des untröstlichen Grams, der vor dem Vatergefühl schmelzenden Kriegsrauheit ist in der Hauptfigur vortrefflich gegeben, und das Ganze sehr schön durchgeführt. Wunderbar contrastirt die jugendliche Frische und Lieblichkeit des Todten mit der gebrochenen Gestalt des greisen Vaters, über dessen gefurchtes Antlitz die Thränen hinlaufen wie das Blut über den blanken Harnisch des Sohnes.

Bei dieser Gelegenheit, wie bei mancher andern Veranlassung, hatte Scheffer zur Genüge bewiesen, daß nur schmerzlich bewegende Gegenstände mit dem Wesen seines Geistes, mit seiner Neigung auf die dunkle Seite, auf die Leiden dieses Lebens zu reflectiren, so recht übereinstimmten. Es darf uns daher nicht wundern, daß er dem Dante, dem „ewig trauernden großen Gemüth", die Idee des Bildes verdankt, welches die äußerste Höhe und glücklichste Schwebe seines Talents bezeichnet. „Dante und Virgil treffen in der Hölle die vom Sturmwinde umgetriebenen Schatten der Francesca da Polenta und des Paolo da Malatesta" — so lautet der Titel, unter welchem Scheffer's Meisterstück um 1834 für den Herzog von Orleans gemalt und im folgenden Jahre öffentlich ausgestellt wurde. Es erregte beinahe unbedingte Bewunderung und verdiente sie vollkommen. Nie war Scheffer glücklicher inspirirt als bei diesem Anlaß. Die Vorstellung des schwierigen Gegenstandes ist so edel und rein, als die Phantasie selbige nur aus-

denken und die Malerei sie nur abbilden kann. Dante's Verse sind allein im Stande, einen Begriff zu geben von dem sanft-Harmonischen der Gruppe des unglücklichen Liebespaares, das, von Einem Stoße getödtet und von Einem Willen getragen, durch die sichtbare Finsterniß ewig lichtloser Räume dahinschwebt. Im Gedichte ist ohnehin der Eindruck, den der Leser empfindet, nur ausgesprochen, während er im Bilde zu ergreifender Wirklichkeit ausgemalt ist; nicht bloße Schatten erscheinen und schweben als Schatten dem Auge unsers Geistes vorüber, sondern bestimmte und klare Gestalten in der vollen Schönheit und Mäßigung der reinen und keuschen Kunst treten lebendig vor unser leibliches Auge. Der Maler hat sich in den Moment versetzt, wo Francesca die Geschichte des verhängnißvollen Kusses auserzählt hat und nun mit Paolo vom schwarzen Wirbel zum Minos hingetrieben wird. Paolo, mit düsterm Blick zu den beiden Dichtern zurückgewendet, verhüllt verzweiflungsvoll die Stirn mit dem aufgehobenen Arme und Tuche; Francesca schmiegt sich an den ihr unzertrennlich verbundenen Gefährten, und ihre aufgelösten langen Haare gleiten längs dem schönen Leibe hin wie ausgebreitete Schwingen. Vom Leichentuch halb entblößt, aber in ihrer Nacktheit gleichsam verschleiert von dem nie endenden Weh, das auf ihren blassen Todesgesichtern so schön ausgedrückt ist, umschlingen sich beide mit reinstem Zartgefühl und sittsamster Huld. Über und unter ihnen in düsterer Ferne kreisen andere Seelen, die von verbrecherischer Liebe geglüht, mit dem Schall und Schwall ihres Seufzergeschluchzes. Die beiden Sänger, von dem Jammeranblick gerührt, stehen unbeweglich und schauen mit stiller Theilnahme nach den Vorüberschwebenden: Virgil wie ein an Erscheinungen der Schattenwelt gewöhnter Unsterblicher; Dante wie jemand, der aus dem schauerlichen Dunkel des Hades noch mit den Lebenden redet und die Sonne noch sieht. Dieses herrliche Bild, unstreitig eines der vollkommensten, welche die französische Schule neuerer Zeit hervorgebracht, ist noch frisch in aller Gedächtniß. Wer es nicht gesehen hat, kennt es wenigstens aus dem schönen Kupferstich von Calamatta, und es rechtfertigt den hohen Autorruhm und allgemeinen Kunstrichterbeifall, den Scheffer dafür einerntete; denn in keinem andern Gemälde von ihm findet sich so viel Ausdruck in Köpfen und Geberden mit so schwungvoller Zeichnung, so feiner Formenwahl, so graziöser Bewegung, so schöner Rundung und so gesättigter Farbe vereinigt. Der Anblick dieses ebenso kühn aufgefaßten als glücklich durchgeführten Bildes ist ganz originell, und erinnert an keinen der frühern großen Meister, obschon es den poesiereichsten Compositionen aus der besten Zeit italienischer Malerei an die Seite gestellt werden kann.

Welcher Abstand zwischen der Witwe des Soldaten und der Francesca von Rimini! Welch ein unermeßlicher Fortschritt von 1822 bis 1835! Manche Maler bringen mit dem ersten Ansatz etwas so Tüchtiges und Vollkommenes zu Stande, als alles was sie im spätern Verlauf ihres Lebens leisten, wenn dieses auch noch so lange dauert. Van Dyck besaß schon im Atelier bei Rubens ein Auge, das so richtig sah, und eine Hand, die so willig folgte, als in seiner vollsten Blütezeit. Man kann wol sagen, daß solche Hochbegnadigte keine unbeholfene Jugend, wenigstens keine mühsamen Lehrjahre durchzumachen haben. Sie kommen auf die Welt mit der seltenen Gabe, den Kern ihrer poetischen Substanz gleich mit Leichtigkeit auszudrücken. Andere Naturen hingegen, von tiefem Künstlergemüth, aber ohne angeborenes Handwerkertalent, müssen sich den Ausdruck für ihre Gefühle und Gedanken durch ausdauernden Fleiß und Kampf erwerben. Ary Scheffer hatte diesen Kampf vollauf zu bestehen, und bestand ihn mit Ehren: bei jedem neuen Werke wurde er stärker und reifer; ohne an Wahrheit und Interesse zu verlieren, gewann er zusehends von Jahr zu Jahr an Gediegenheit und Schwungkraft, und bethätigte immer erfolgreicher das Streben, sich aus der Verkünstelung und Unnatur herauszuarbeiten, welches in jenem Zeitraume die bessern Maler der jungen Schule charakterisirte. Besonders waren die gepriesenen venetianischen und niederländischen Coloristen die Muster, welche die Anhänger der neuen Richtung mit Eifer studirten, und denen sie auch manchmal nachkamen. Wiewol man dabei sehr oft, und selbst in den Werken ihrer namhaftesten Repräsentanten, das Vorbild erkannte, nach welchem einzelne Theile der Gemälde und sogar ganze Compositionen sichtlich gearbeitet waren, so hatte dies für das Auge des echten Kunstfreundes doch bei weitem weniger Anstößiges als die Erscheinung des Gliedermanns, des Gipsabgusses oder des verzerrten Schauspielers, die fast aus allen Gestalten der ältern französischen Malerschule hervorblickten. Daß bei diesem Ausgehen auf Farbe und Wirkung Übertreibungen und Misgriffe vorfielen, läßt sich denken. Zur Zeit als Scheffer mit seinen Suliotischen Frauen, seiner Lenore, seinem ersten Gretchen u. s. w. bei dem Publikum in so große Gunst kam, war er entschieden Romantiker, d. h. sehr eingenommen für das kecke Impastiren und die kühne Farbenharmonie, wodurch Eugène Delacroix, Louis Boulanger, Eugène Devéria und andere sich als würdige Nachfolger

von Rubens, Rembrandt, Paul Veronese zu beurkunden suchten. Scheffer malte à la Rembrandt, wie es damals in Frankreich an der Tagesordnung war, übrigens mit soviel Talent und Beifall als keiner von den Malern gleicher Richtung. Nur machte ihn der Beifall nicht glauben, daß er auf seinen errungenen Lorbern ausruhen und bei seiner angenommenen Manier stehen bleiben dürfe; sondern Bescheidenheit und Vervollkommnungstrieb ließen ihn beständig vorwärts streben. Auch glückte es ihm, während seine Mitstreiter, um recht geistreich zu scheinen, am Ende nur flüchtige Skizzen lieferten, sich in seiner Francesca von Rimini zwischen den zwei Extremen, Glasurglanz und Knalleffect, bis zur richtigen Mitte durchzuarbeiten, und es schien, als sei er mit diesem Bilde zu einem Resultate gekommen, das, wenn es, von ähnlichen Musterwerken in Zukunft gehoben und gestützt, immer weiter und wirksamer durchdränge, das Beste der beiden Richtungen in einem Brennpunkte vereinigen und die streitenden Parteien zu einem ersprießlichen Compromiß veranlassen könnte. War es die Überzeugung von der Nothwendigkeit eines strengern Stils, oder die Verstimmung über die Verkehrtheiten des von wilder Bravourmalerei fortgerissenen Romanticismus, die ihn auf eine andere Bahn und Behandlung brachte? Thatsache ist, man bemerkt nun in seinen Gemälden ein Schwanken der Darstellung; das vorige und das neue Princip streiten sich um die Herrschaft, sodaß die Auffassung mit dem Streben nach tieferm Seelenausdruck, mit dem Durchklingen des individuellen poetischen, religiösen und politischen Gefühls zwar unverändert bleibt, die technische Ausführung aber bald zur frühern dem Rembrandt nachartenden Manier zurückgeht, bald der alten italienischen und der ihr verwandten neuern deutschen Kunstweise sich nähert, und zuletzt in einen eigenthümlich strengen und unscheinbaren Vortrag fällt.

Die ersten Merkmale einer zwiespältigen Behandlungsweise finden sich in dem berühmten Bilde, welches Henriquet-Dupont so meisterhaft gestochen hat unter dem Titel: Christus consolator. Der beträchtliche Beifall, den dieses Bild auf der Ausstellung des Jahres 1837 fand, war in gewisser Hinsicht verdient, wenngleich gegen die Auffassung des Gegenstandes sich manches einwenden läßt. Die in den Ecken des oben vierkantigen Bildes geschriebenen Worte aus der Vulgata Lucas 4, 18: „Der Herr hat mich gesandt zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollten", sind zum Grundtext gewählt, aber nicht in rechtgläubigem, sondern in freiem, ganz eigenartigem Sinne ausgelegt und ausgedrückt. In der Mitte der fast symmetrischen Anordnung thront der Heiland auf Wolken; zu seinen Füßen hingeworfen eine jammernde Mutter mit ihrem todten Kinde; zu seiner Rechten Trauernde und Gebeugte verschiedenerlei Art, Männer und Frauen, drei und drei zusammengruppirt und nach Altersstufen charakterisirt; dazwischen, allein sitzend, Tasso als Repräsentant für die Schmerzen der Poesie. Ob es recht war, an die religiöse Freiheit der Kinder Gottes die politische Freiheit der Menschenkinder anzuknüpfen, möchten wir bezweifeln; aber das Herz des Künstlers, allen humanen Sympathien seiner Zeit zugänglich und getrieben von dem Drange, seine individuellen Wünsche und Hoffnungen zu dem Lenker der Schicksale auszudrücken, hat den ewigen Schmerzen der Menschheit gleichzeitige Trübsale beigesellt, und den nothleidenden Arbeitern, den weinenden Müttern, dem verkannten und schmachbeladenen Dichter unterdrückte und einem unerbittlichen Verhängniß erliegende Nationalitäten an die Seite gesetzt. Rechts vom Beschauer erscheint zunächst Magdalena, mit aufgelöstem Haar und verdecktem Antlitz sich über den Arm des Erlösers beugend, der einem auf zerfetzten Fahnen am Boden liegenden und mit der letzten Anspannung seiner Kräfte sich in die Höhe richtenden nackten Jüngling die Kette abreißt (diese Figur soll Polen bezeichnen); im Mittelgrunde streckt ein knieender Neger seine noch gefesselten Sklavenarme nach dem Heiland aus; weiterhin steht ein Grieche, der hoffend und bittend die Hände über die Brust kreuzt. Christus behält unter der Menge, die ihm so vielerlei zumuthet, bei aller Theilnahme doch Ruhe und Besonnenheit. Seine Gestalt bildet den Mittelpunkt und Gipfel der Composition; alle Linien, alle Mienen und Blicke führen darauf hin. Sie hebt sich kräftig von dem hellen Grunde ab; der altübliche mystische Heiligenschein ist zu einem formlosen Lichtschein, gleichsam zu einem rein moralischen Lichtglanz, zu einer Glorie von Herzensgüte und Seelenadel vergeistigt. Sowol den physiognomischen als den pathologischen Ausdruck des Kopfes hat der Künstler, von herkömmlichen Vorbildern ganz absehend, nach eigenen Begriffen gemodelt. Es ist nicht der altkirchliche Christus, der den Menschen Friede und Geistesfreiheit gebracht, sondern der neuromantische Christus, der allen Privat- und Staatsleiden abhelfen soll, ein vermenschlichter Heiland ohne den Charakter und Nimbus der Göttlichkeit, ein Menschenfreund, der sich alle Trübseligkeiten des bürgerlichen Lebens wie seine eigenen zu Herzen zieht. Seine Gesichtsformen sind edel und schön, haben jedoch

einen Ausdruck von Traurigkeit; die vielen Unglücklichen jammern ihn offenbar, aber es scheint, als ob ihm leid thut, daß er nicht alle beglücken kann, und auch hier bestätigt sich, daß weder Verstandesschärfe, noch Phantasie, noch das wahrste und tiefste Gefühl von seiten des Künstlers den Ausfall der gemeinsamen typenbildenden Geistesthätigkeit ganzer Generationen zu ersetzen vermag. Die Anordnung der Scene ist vortrefflich und sinnvoll: die Wehklagendsten und Gedrücktesten sind am nächsten bei Christus; je weiter weg vom Centrum, desto stiller und geduldiger die Ansprüche und Äußerungen der Nothleidenden. Das gibt Feinheiten und Schattirungen außer den Feinheiten und Schattirungen eines jeden schmerzlichen Affects, wovon Worte kaum einen Begriff geben können, die aber Scheffer's Pinsel verstehen und fühlen läßt. Der Vortrag hat nichts Glänzendes und Bestechendes; aber es ist darin eine latente Wärme, welche den Zuschauer gewinnt, und wenn man sich auch nicht recht erklären kann, wie so verschiedenartig Gebeugte und Beladene an diesem Orte zusammengekommen sind, so läßt man sich doch gern die poetische Idee und Freiheit des Malers gefallen, welche den Erlöser und die Bedrängten von der Erde entrückt und in eine Zwischenatmosphäre, in eine Art Vorhimmel versetzt hat, wo die Umwandelung aller daselbst zusammenseufzenden Schmerzen schon anzugehen scheint.

Das zehn Jahre später gemalte Gegenstück zu diesem Bilde ist von A. Blanchard gestochen, mit dem Titel: Christus remunerator. Die in den obern Ecken angebrachte Inschrift aus dem Evangelium Matthäi 25, 33: „Er wird die Schafe zu seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken", sagt uns, daß hier eigentlich das Jüngste Gericht abgebildet sein soll; aber dieser altkirchliche und altchristliche Gegenstand ist im profanen und humanen Sinne der Neuzeit bis zur Unkenntlichkeit umgedeutet und umgestaltet. Christus, beide Arme ausgebreitet, steht in der Mitte der symmetrisch angeordneten Composition, die Guten zu sich rufend und die Bösen in die ewige Finsterniß verweisend. Zu seiner Rechten die Tugendhaften: ein barmherziges junges Paar, das einem Armen Brot und Kleidung bringt; ein Mann, der einen Kranken trägt; ein Soldat, der sein Schwert und eine zerbrochene Kette in die Höhe hält, zum Zeichen, daß er für die Freiheit gestritten; im Vorgrunde sitzt ein Religionslehrer (womit Lamennais gemeint ist), ein aufgeschlagenes Buch vor sich und daraus einen Knaben unterrichtend, den er von der Wahrheit seiner Lehre durch Hinweisung auf den Erlöser überzeugt; daneben eine Frau, das Knie beugend und ihr Kind an sich drückend. In schön gedachtem und bedeutungsvollem Gegensatz mit dieser beglückten Mutter ist auf der andern Seite des Bildes die begnadigte Buhlerin zu den Füßen Christi dargestellt, die von Scham und Reue überwältigt ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt und keinen Blick auf ihren Erretter zu werfen wagt, während jene dankbaren und festen Auges nach dem Heiland hinschaut. Bei der Magdalena knien ein Proletarier, die Rechte auf der Brust, und ein Tagelöhner vom Lande, die Hände zum Gebet faltend. Auf eben dieser Seite, im Hintergrunde, erscheinen die Lasterhaften: der Despot, der Mord- und Brandstifter, der Habgierige, der Hochmüthige, der Schlemmer, die Heuchlerin, die Kupplerin, mehr oder weniger kenntlich charakterisirt, alle in Schatten gestellt und im Bilde wie im Sinne des Malers aufgeopfert. Scheffer hat sich nicht die Mühe gegeben, sie sorgfältig zu runden und aus dem Hintergrunde hervortreten zu lassen, als ob er gefürchtet, ihnen ebenso viel Wichtigkeit beizulegen als den Personen, die ihn interessirten und auch den Beschauer interessiren sollten. Die Hauptfigur ist hier am wenigsten gelungen: Christus zeigt die ernste, finstere und strenge Miene des moralischen Unwillens; aber diese sowol als die etwas theatralische Stellung würde sich mehr für einen irdischen Richter schicken. Unter den Nebenfiguren gibt es viel schönere Gestalten; vorzüglich wird man den Ausdruck der ernsten Kraft in dem Kopfe des knienden Proletariers und den Ausdruck der sanften Milde in einigen weiblichen Köpfen mit Gefallen bemerken.

Ich bin sehr weit entfernt, die Art, wie Scheffer die Person Christi und die angezogenen Bibelstellen sich bedacht und ausgelegt hat, zu der meinigen zu machen; ich habe nur darum ausführlich von diesen beiden Bildern gesprochen, weil ich ihnen eine große künstlerische Bedeutsamkeit einräumen zu müssen glaube, ohne ebendeswegen ihren Gedankeninhalt wahr und richtig zu finden. Die Läuterung und Umdeutung, welche Scheffer mit den alten christlichen Dogmen und Symbolen vorgenommen, ist, meinem Gefühl nach, eine Verunreinigung und Versündigung. Indem er dieselben erweitern und zum Gefäß seines Philanthropismus und platonischen Republikanismus machen wollte, hat er sie zerbrochen; sie sind ihm unter den Händen zerplatzt, wie denn seine ganze Auffassung in beiden Stücken ebenfalls zerplatzt an der Erde liegen bleibt. Aus Lammenais' „Worten des Glaubens" lassen sich keine Christusbilder machen. Man hat, durch Scheffer's Schuld, obendrein diese Bilder falsch verstanden. Es laufen nämlich darin zwei

Fäden durcheinander, die ein ziemlich verworrenes Gewebe liefern. Einmal hat der Maler die ganze Menschheit im Auge, dann aber und wol hauptsächlich Frankreich und die nächste Zukunft. So bedeutet z. B. sein Christus consolator die Zuflucht aller Unterdrückten, aber auch den Hort gewisser politisch gedrückter Stände und Völker, und sein Christus remunerator ist zugleich Richter des Jüngsten Tages und der jüngsten Vergangenheit. So wenig man der Auffassung, die diesen Bildern zu Grunde liegt und unstreitig aus einem wohlwollenden, aber mit den Grillenfängereien seiner Zeit sympathisirenden Künstlergemüthe herrührt, beistimmen kann, so sehr darf man der malerischen Anordnung und Ausführung das Wort reden. Die Figuren sind vortrefflich zusammengruppirt, besonders im Christus consolator; sie hängen sehr gut aneinander, und jede einzelne ist mit großer Klugheit gestellt. Die Zeichnung ist, wenn auch nicht ganz streng und stilgemäß, doch rein und kräftig; die Wirkung der Massen richtig abgewogen; das Colorit, mit Vermeidung aller lebhafter stechender Farben durchgeführt, hat eine gewisse Stumpfheit und Kälte, aber Harmonie und Haltung. Man bemerkt durchaus schöne Köpfe und große Gewandmotive, und erkennt in diesen beiden Beziehungen deutlich den Einfluß einerseits von Cornelius und Overbeck, andererseits von Fra Angelico und Fra Bartolommeo. So ist z. B. im Christus remunerator die Figur des Religionslehrers hinsichtlich der Gewandung fast ganz von dem berühmten „Evangelisten Marcus" des zuletzt genannten Meisters im Palast Pitti zu Florenz entlehnt, und einige Köpfe erinnern auffallend an bekannte Typen in den Werken von Cornelius. Zwei andere im Jahre 1837 gemalte kleine Gegenstücke: Rahel, nach Quinet's Ahasverus, und des Mädchens Klage, nach Schiller, tragen das Merkmal von derselben Auffassungsweise und Methode als die ebenerwähnten Christusbilder; sie bieten jenes Gemisch von Religion und Poesie, welches die Arbeiten Scheffer's von dieser Zeit an charakterisirt.

An dem unmittelbaren Weiterverfolgen dieser mysticirenden Richtung wurde Scheffer durch mehrere Bestellungen für das historische Museum in Versailles, welches damals die Pinsel aller bedeutenden Künstler beschäftigte, eine Weile gehindert. Er malte für dieses Museum zwei große Bilder: Die Schlacht bei Zülpich und die Unterwerfung Wittekind's und der Sachsen unter Karl den Großen zu Paderborn (beide in Gavard's Kupferwerk gestochen). Wenn man im ersten Bilde die kühn aufgefaßte Hauptfigur Chlodwig's, der hoch zu Rosse sich im Augenblick der Gefahr um Beistand zum Gott der Christen wendet, und im zweiten etliche schöne, ausdrucksvolle Köpfe ausnimmt, so ist an beiden Stücken eben nichts sehr Bemerkenswerthes. Man sieht, daß der Künstler mit gewohntem Ernst und Fleiß, aber nicht mit rechter Lust und Liebe gearbeitet hat. Scheffer konnte nur gut malen, wenn ihn der Gegenstand in Affect, in Begeisterung versetzte, und diese hängen nicht einmal immer vom eigenen Willen, geschweige denn von anderer Zumuthung ab. Mit den von der Regierung oder von Privatpersonen bestellten Bildern ist es ihm daher nie sehr geglückt: sein Karl der Große, der in Gegenwart der versammelten Franken die Capitularien niederschreiben läßt, 1827 für einen Saal des damaligen Staatsraths im Louvre ausgeführt, jetzt im versailler Museum, und seine Anna von Österreich, welche die Auslieferung Broussel's und Blancmenil's verweigert, 1831 für die historische Galerie des Palais-Royal gemalt und seit der Plünderung dieses Palastes im Februar 1848 verschollen, gehören wenigstens nicht zu seinen gelungenern Arbeiten.

Nach Erledigung der dringendsten Regierungsaufträge kehrte Scheffer wieder zu den Gegenständen seiner Wahl und Neigung zurück. Wie oben gesagt worden, hatte er angefangen Goethe zu übersetzen oder vielmehr ihm in die höchsten Regionen der Poesie nachzufliegen. Jetzt schließt er sich enger an diesen erhabenen Gefährten an. Er ist viel mit ihm bei Mignon, zumal bei Gretchen in der Art Vorhölle, wo Faust, Mephistopheles, Martha und dergleichen Schatten im Dunkel herumschwirren. Zunächst haben wir den König von Thule (1837). Scheffer hat den Moment gewählt, wo der schon sehr alte König, allein bei Tische sitzend, seinen Becher vielleicht zum letzten mal an die Lippen bringt. Es ist kaum möglich, diesen schmerzvollen Moment mit mehr lebendiger Wahrheit in die Phantasie aufzunehmen und dem Beschauer vorzuführen. Man muß sehen, wie fest und innig er den Becher mit seinen zitternden Händen drückt, und die großen Thränen, die von seinen Backen rinnen und in seinen Wein träufeln oder in seinen langen weißen Bart hineinfließen. Nicht ohne Mühe verläßt man den bewundernswürdigen Kopf dieses Greises von unendlich rührendem Ausdruck, den die Lithographie von Léon Noël nur in einem höchst beschränkten Maße wiedergibt. Hinsichtlich der künstlerischen Ausführung ist der König von Thule ein naher Anverwandter von Eberhard dem Greiner; er ist in Scheffer's erster Manier gemalt, mit dem Zusatz einer reinern, bestimmtern Zeichnung: daher die reiche gediegene Farbe, die Lebhaftigkeit des Tons, die Kraft der Wirkung und Beleuchtung, der mar-

kige Vortrag. Man meint, man stehe vor einem Rembrandt. Diese technischen Vorzüge treffen wir hier zum letzten mal in Scheffer's Werken. Er wählte nunmehr geflissentlich eine glanzlosere, strengere Behandlungsweise, die jede weitere Entwickelung seines Coloristentalents abbrach, zum großen Bedauern eines Theils seiner Bewunderer. Nach ihrer Meinung, und ich glaube, sie hatten nicht so ganz Unrecht, war Scheffer von Natur zum Coloristen bestimmt und hätte es bleiben sollen wie Rembrandt, der hauptsächlich durch Farbe und Wirkung ein großer Maler und ein noch größerer Dichter geblieben ist, und oft nichts weiter braucht als einen in breiten Halbschatten eingetauchten Sonnenstrahl, um uns ebenso gewaltig zu rühren und zu fesseln, als Rafael es mit der vollkommensten Schönheit und Reinheit seiner Contouren vermag. Scheffer dachte anders: über die Sorge für Zeichnung und Ausdruck verabsäumte er manchmal auf unverantwortliche Weise den Reiz des Colorits und Lichteffects. Gefühl und Gedanke wurden beinahe sein alleiniges Augenmerk; sie walteten und wühlten hinter den Formen und Farben, die sie gewissermaßen zerrieben und bis zur Durchsichtigkeit verdünnten. Dies bestätigen zunächst die beiden Mignon. Abgerechnet, daß die wenigsten von denen, welche diese Bilder sehen sollten, den Goethe'schen Roman kannten, boten die von dem Maler gewählten Episoden unendliche Schwierigkeiten dar, und waren gerade solche, die sich am wenigsten malen lassen und über alle Grenzen des malerisch Darstellbaren hinausgehen dürften. Scheffer allein konnte Zuversicht haben zu dem Gelingen des Wagestücks, eine so unbestimmte Absicht, als z. B. „Mignon sehnt sich nach dem Vaterlande", auf dem Wege der Malerei verständlich zu machen. Wie soll mir die gemalte Figur sagen, daß sie sich nach ihrem Vaterlande, und nicht nach ihren Ältern, nach ihren Geschwistern, nach ihrem Geliebten, oder nach ihrer Katze oder ihrem Vogel sehnt? Ich sehe nur ein traurig alleinstehendes junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, den linken Elnbogen in der rechten Hand, mit braunem Teint, mit großen schwarzen Augen, deren trüber und düsterer Blick mir folgt, wohin ich mich stelle; aber wo ist das Heimweh? Durch was ist ein so abstractes Gefühl bezeichnet? Läßt sich die Äußerung dieser Empfindung durch eine stillstehende, stumme Pantomime irgendwie deutlich und kenntlich machen? Das Gegenstück, „Mignon sehnt sich nach dem Himmel", leidet an derselben Undeutlichkeit und Unklarheit des Inhalts. Zwar kommen wir hier den Absichten des Künstlers näher auf die Spur, durch das mehr herangewachsene schwarzbraune Mädchen, das, beide Arme auf einen Felsen gestützt, so inbrünstig und heiß nach dem Himmel hinschaut, als wolle es mit ihm in Eins zerfließen; aber in wie viel verschiedenen Gemüthslagen richtet man nicht bittende und sehnsüchtige Blicke nach dem Himmel? Der Gedanke des Malers war also in beiden Stücken eben kein glücklicher. Aber wenn ich die Namen von diesen Bildern wegnehme und sie als einfache Darstellungen des Trauereffects ansehe, so sind sie von erheblichem Verdienst und Interesse. Die einfache Darstellung des Affects braucht mir den Anlaß, der ihn rege macht, nicht zu sagen, sobald dieser nur einen Ausdruck motivirt, der sich auf mehrere Situationen einer Art anwenden läßt, z. B. die Begierde anzukommen, die ungeduldige Eile der badenden Männer, die aus dem Flusse ans Ufer klimmen, in den sogenannten Kletterern von Michel Angelo; die reuige Zerknirschung, in der Magdalena von Guido Reni; das schüchterne Aufhorchen, in der heiligen Cäcilie von Domenichino; die nachdenkende Schwermuth in der Frau am Fenster, die Marcanton nach Parmigianino gestochen hat. Alle diese Darstellungen sind mir völlig und auf den ersten Blick verständlich, wenn ich auch nichts von der besondern Lage zusammenwirkender Umstände weiß, welche die allgemein gewöhnliche Thätigkeit veranlaßt. Ich verlange daher von dem Künstler nichts als Treue im Wiedergeben der Äußerung einer bewegten Seele am Körper, und diese Anforderung hat Scheffer in seinen Mignon vollkommen befriedigt. Freilich um diese Mignon gehörig zu würdigen und sich an der Tiefe ihres Ausdrucks und der Einfachheit ihrer Darstellung erfreuen zu können, muß man sich die kleine Zigeunerin in „Wilhelm Meister" aus dem Kopfe schlagen. Habe ich diese nicht in Gedanken, so sehe ich auf dem einen wie auf dem andern Bilde ein sich innig nach etwas sehnendes Mädchen. Dies ist dem Herzen genug, die Richtigkeit des Ausdrucks zu prüfen. Ob das sehnsüchtige Verlangen gegründet ist? Wer kennt nicht die Empfindsamkeit junger Mädchen? Wer wird nicht Rücksicht nehmen auf ihre Herzensgeheimnisse? Zu meinem Genuß und Verständniß reicht hin, daß ich das Phänomen aus der alltäglichen Erfahrung kenne, daß im Spiel der Mienen und in Stellung der Ausdruck natürlicher, dem weiblichen Geschlecht charakteristischer Empfindungen liegt. Das Auge eines jeden, sage ich mit erborgten Worten, macht hier die Exposition, das Herz die Erzählung. Scheffer malte diese beiden Mignon 1839 für den Herzog von Orleans, nach dessen Tode sie durch Vermächtniß an den Grafen Molé ge-

kommen sind. Aristide Louis hat sie im Jahre 1843 gestochen. Ein anderes Bild: Mignon und ihr Vater, kenne ich blos aus dem Kupferstich von A. François, und danach zu urtheilen, ist es von einerlei Eigenschaft mit den obengenannten Pendants, wobei die Ausführung ernst und unscheinbar gehalten, eine gediegene Zeichnung, eine sorgsame Durchbildung der Formen, eine kräftig zusammengebräunte, aber trübe Farbe der Carnation bemerkbar und ein düsterer Gesammtton absichtlich angewandt ist.

An die Mignon reihen sich die verschiedenen Gretchen der zweiten Periode und Manier des Meisters: Gretchen kommt aus der Kirche (1839). Diese von A. Caron gestochene Composition ist sehr schön, und ich würde sagen ganz schön, wären nicht auf der linken Seite vier oder fünf Figuren, übrigens von gutem Stil, aber von trockenem Umriß, und die hart gegeneinander abstechen, ohne irgendeinen Zwischenraum zwischen sich ahnen zu lassen. Alle vermengen sich auf einem Plane und treten auf gleiche Art ins Auge, wodurch die Scene an Tiefe und Räumlichkeit verliert. Gretchen, allein im Vorgrunde des Bildes, geht die Treppenstufen vor der Kirche hinunter; sie ist eine nicht schöne, aber frische Gestalt, etwas kurz und derb, und an Miene und Schritt eben keine Grazie, sondern ein schlichtes, sogar etwas gewöhnliches Mädchen. Hinter ihr, zu gleicher Zeit aus der Kirche tretend, eine alte Frau, ein Greis und ein allerliebster kleiner Junge, ganz stolz auf das Gebetbuch, das er zu tragen hat, obschon er den Triumph seiner höchst wohlgefälligen Duodezeitelkeit unter seine bescheiden niedergeschlagenen Wimpern zu verstecken sucht. Rechts im Mittelgrunde, aus einer Straße kommend, Faust mit seinem schrecklichen Führer, und im vollen Glanz der zweiten Jugend, die ihm angeflogen; die leibhaftige Leidenschaft von der ungestümsten Sorte, wie sie Satan einflößen kann und wie sie jemand empfinden muß, der im Stande ist, sich zum Trost und Schadenersatz für seinen gedemüthigten Stolz in wilden Genußtaumel zu stürzen. Beim Anblick der Kirchgängerin, die ihr jungfräuliches Angesicht senkt und verschämt im Vorübergehen die Augen niederschlägt, bleibt er betroffen stehen; sein von Unlauterkeit des Affects und der Empfindung leuchtendes Antlitz, im Gegensatz gegen das junge Mädchen, das in allen Geberden und Zügen die schuld- und leidenschaftslose Seele hervorblicken läßt, hat etwas Verhängnißvolles und Ergreifendes; sein und Gretchen's ganzes Schicksal offenbart sich in diesem Contrast. Die Scene, obwol anders gedacht als bei Goethe*), ist so klar, so verständlich und wahr, daß man bedauert, den Mephistopheles dabei hervortreten und eine Rolle mitspielen zu sehen: in dem Blick des Faust stecken Hölle und Teufel!

Hier sehen wir Gretchen vor dem Fall als „sitten- und tugendreiches" Mädchen, dessen Taubenherz noch unbezaubert ist von dem tödlichen Basiliskenblick des Mannes, der sie ins Verderben bringen soll; dem Fall ganz nahe ist sie vorgestellt in dem Bilde: Gretchen und Faust im Garten (1846), welches nach der Unterschrift des von A. Blanchard gestochenen Blattes dem Frhrn. A. von Lotzbeck in Weyhern gehört. Faust, jung und schön, trägt keck seinen Degen, sein Baret und seinen Scharlachmantel. Sein Gesicht zeigt noch keine Spur von dem Anbiß der Sorge, welche die vom Geist der Finsterniß allzu willig gespendeten Freuden unausbleiblich vergällt; vorläufig quält ihn nur die süße Pein, aber sein Feuerblick verkündet unseligen Appetit und seine geöffneten Lippen brennen von unheimlicher Begier nach dem Glücke, das ihm aus Gretchen's herrlichen blauen Augen voll unbeschreiblicher Sanftmuth, Hingebung und Empfindsamkeit versprochen wird. Er hat die beiden Arme Gretchen's gefaßt, die den Kopf an seine Brust neigt mit leichter Biegung des Körpers, dessen jungfräuliche und geschmeidige Formen unter dem weißen Kleide und enganschließenden Mieder ihre Umrisse abzeichnen. Zehn- und zwanzigmal hat man auf deutschen Kupferstichen älterer und neuerer Zeit ein so zusammengestelltes und fast ebenso gekleidetes Paar gesehen; der Hergang ist so einfach, so lockend, daß er allen Künstlern in den Pinsel und Grabstichel hat kommen müssen; aber keiner hat ihn so glücklich gegeben. Ary Scheffer ist ebenso gemüthvoll als die Deutschen, und dabei anmuthiger und liebenswürdiger. Sein Gretchen ist das Ideal der sanftesten, gefühlvollsten, reinsten und duldsamsten weiblichen Seele, nicht das Ideal der Formen, nicht das eines hohen Ausdrucks. Man kann von Gesicht schöner, von Körperbau feiner sein, auch geistreicher und interessanter, aber

*) Im Original geht bekanntlich Gretchen allein über die Straße; sie kommt nicht aus der Messe, sondern von der Beichte. Mephistopheles ist noch hinter den Coulissen; er hat Faust einen Verjüngungstrank eingegeben, der ihn in jedem Weibe eine Helena sehen läßt, aber er selbst zeigt ihm nicht das Schlachtopfer. Diese Unterschiede sind jedoch unwesentlich; Hauptsache ist, daß Scheffer's Bild vom Geiste der Goethe'schen Dichtung durchdrungen ist.

herzlicher, holdseliger, hingebiger ist man nicht, freilich auch nicht unvorsichtiger und wehrloser. Was soll man noch von ihr hoffen? Sie ist schon überwunden, eine geknickte und gepflückte Lilie. In dem Goethe'schen Gedichte überläuft sie wenigstens ein Schauder bei der Erinnerung an das Gebot des Kleinen Katechismus; in dem Scheffer'schen Bilde hat sie keinen Gedanken an ein anderes Gesetz als das, welches die Natur ihr ins Herz geschrieben, und weder eine Vorstellung noch eine Ahnung von der Gefahr, in die sie sich verstrickt. Obendrein sieht man hier in einiger Entfernung im Garten, an der Mauer, ein altes Weib und einen wunderlichen Kauz spazieren, und erräth, was der hämische und schnöde Blick bedeutet, den sie dem kosenden Paare zuwerfen.

Haben wir eben den Fehltritt oder vielmehr das Unheil vorausgesehen, so tritt jetzt das böse Gewissen vor unsere Anschauung. Das gleichzeitig gemalte Gegenstück zu Gretchen im Garten ist: Faust auf dem Blocksberge sieht Gretchen's Gespenst (lithographirt von E. Lassalle). Auf einem Hügel in einer rauhen, unwirthbaren Gegend steht Gretchen's Geist, bleich wie ihr Leichenhemd und von unbestimmtem Dämmerlicht angeschienen; sie ist halbnackt und hat gerade so viel Körper als nöthig ist, um eine von tiefer Bekümmerniß zerrissene und von schrecklichen Martern hingeschiedene Seele zu hüllen und zu spiegeln; ihr Augenstern hat nicht mehr den himmelblauen Glanz, sondern einen trüben gläsernen Schein, und ihre maschinenmäßig vor ihrem Leibe zusammengelegten, zarten Hände halten mit genauer Noth ihr todtes kleines Kind, ein blasses Blümchen an verwelktem Stengel. Unten am Hügel kauert Faust mit seinem Begleiter. Er hat sich mit vorgebogenem Körper nach der Erscheinung hingewendet, entsetzt von eiskaltem Schrecken und zugleich wie von grausiger Wonne durchglüht bei den Erinnerungen, die der Anblick des Gespenstes in ihm aufregt. Im Vorgrunde funkeln die Rabenaugen des Galgenvogels, der mit schwarzem Flügelschlage Gretchen's schönen weißen Fuß anweht, und in der Luft flattert wüstes Herengezücht. Scheffer hat den schauerlichen Charakter des Goethe'schen Dramas etwas gemildert und abgeändert. Dem Gespenst fehlt das charakteristische Wundmal des gewaltsamen Todes, nämlich „das rothe Schnürchen um den Hals, nicht breiter als ein Messerrücken"; dafür hat es das erdrosselte Kind vor sich. Dieser Zusatz ist an und für sich recht gut gedacht und nicht schlechterdings verwerflich; daß aber der Anstifter von all diesem Unheil im Bilde eine Miene und Stellung hat, als ob er dem Faust höhnisch brennende Worte ins Ohr flüstere und die Hölle heiß mache, verstößt gegen den Sinn des Originals, wo bekanntlich Mephistopheles seine Larve behält und seinem Gesellen die Gespensterfurcht und Gewissensangst auszureden sucht. Die Art, wie Scheffer dieses Bild ausgeführt hat, ist insofern bemerkenswerth, als sie von der im Gegenstücke angewandten Behandlungsweise abweicht. Hier ist sein Vortrag breiter, und sind seine Umrisse minder trocken, seine Formen besser gerundet; er hat sich dabei mehr der Manier seiner Francesca von Rimini angeschlossen.*)

Dagegen ist er bei zwei andern Bildern von gleichem Datum (1846): Dante und Beatrice im Paradiese und der heilige Augustin mit seiner Mutter Monica zu Ostia, ins entgegengesetzte Extrem übergegangen, gleichsam um zu zeigen, wie sehr er die Form in seiner Gewalt habe. Dieselbe ist hier wie ein dünner Florschleier, der den Gedanken durchschimmern läßt. Eine solche Behandlungsart war vielleicht passender als jede andere für den Ausdruck der ekstatischen Seelenstimmungen, die in jenen Bildern vorgestellt sind; nur hat hierbei der Künstler zu viel auf unsere Vorkenntnisse von den wirklichen oder erdichteten Lebensumständen seiner Helden gerechnet. Faust und Gretchen, die sich umarmen, Adonis, der sich von Venus trennt, Äneas, der den Anchises aus dem brennenden Troja rettet, der renige Petrus, der betende Hieronymus u. s. w. können von jedermann verstanden und gefühlt werden, es sind Darstellungen so allgemein bekannter leidenschaftlicher Thätigkeiten und Seelenzustände, und es gibt der Anlässe dazu im menschlichen Leben so viele, daß der Beschauer über die Frage, was sie in den besondern Fällen veranlaßt haben könne, freiwillig weggeht; sind es nicht Faust und Gretchen, Venus

*) Es war mir unmöglich, das letzte von Scheffer gemalte Gretchen „am Brunnen" zu sehen. Nach der Angabe des Hrn. F. de Lasteyrie soll es mit den frühern Gretchen von gleicher Frische des Gefühls sein, die hier noch durch den Reiz und Zauber einer vollkommen ausgebildeten Meisterschaft verstärkt und gehoben werde. Von einem andern mit Scheffer befreundeten Berichterstatter, Hrn. L. Ratisbonne (im „Journal des Débats", 5. Aug. 1858), erfahren wir, daß dieses Gretchen am Brunnen ein Gegenstück zum Gretchen am Spinnrade ist; letzteres sei 1848 aus dem Schloßbrande von Neuilly gerettet und 1857, der Ausbesserung halber, ins Atelier des Künstlers gebracht worden, der es vollkommen wiederhergestellt und bei dieser Gelegenheit einen Pendant dazu verfertigt habe. Ich bemerke nachträglich, daß zwei früher erwähnte Bilder, der Giaour und die Medora, sich ebenfalls im Schlosse zu Neuilly befanden; aber seitdem dieses Schloß im Februar 1848 theilweise eingeäschert und ausgeplündert wurde, weiß man nicht, wo diese zwei Bilder hingekommen und ob sie überhaupt noch vorhanden sind.

und Adonis, Äneas und Anchises, Petrus, Hieronymus, so sind es schlechtweg Hans und Grete, Jäger und Geliebte, Vater und Sohn, ein Reuiger, ein Andächtiger, und daran haben wir genug; aber Margarethe von Schottland, die den schlafenden Alain Chartier küßt, Cäsar, der durchs Meer schwimmend wichtige Papiere mit der einen Hand in die Höhe hält, die Weiber von Weinsberg, die ihre Männer tragen, der heilige Paulus, der in den dritten Himmel entzückt wird, der heilige Franciscus, der die Wundenmale Christi empfängt, machen viel zu eigenartige Situationen aus, als daß wir bei der Auslegung des Ausdrucks, bei der Prüfung seiner Richtigkeit nicht leicht irre geführt werden sollten. Ich verkenne keineswegs das erhöhte Maß von Interesse, welches ein Gemälde dadurch erhält, daß wir uns bei demselben einer schönen Stelle aus einem classischen Dichter oder Geschichtschreiber erinnern; aber abgerechnet, daß die schönsten Stellen beim Lesen oder Hören gerade diejenigen sind, welche die Malerei mit ihren darstellenden Mitteln am wenigsten zur Anschauung bringen kann, bin ich auch nicht so unbillig zu verlangen, daß alle Menschen, die Augen zum Sehen und Herz zum Empfinden haben, sich dieser Stellen lebhaft mit mir erinnern sollen. Schon aus diesem Grunde, meine ich, sollte sich der Maler zum Gesetz machen, den Stoff seiner Werke nur aus solchen Schriften herzunehmen, die allen Gebildeten so geläufig geworden sind, daß über das Nachsinnen und Rathen des Verstandes die Einbildungskraft und das Herz nicht erkalten. Dante's „Paradies" und Augustin's „Bekenntnisse" dürfen wol nicht zu den gelesensten und populärsten Büchern gerechnet werden, und Scheffer hat das Verständniß seiner bildlichen Darstellungen noch dadurch erschwert, daß er aus jenen Büchern gerade solche Stellen ausgehoben, die sich mit Formen und Farben kaum verdeutlichen lassen. Zu dem einen Bilde ist aus dem ersten Gesange des „Paradieses" der Moment gewählt, als Dante, mit Beatrice ins Paradies getreten, diese vom Anblick des reinen Lichts beseligt sieht, und er selbst von dem Abglanz ihres Antlitzes angestrahlt und wie aus sich herausgerissen in tiefes Nachdenken versinkt. Beatrice wird von Wolken getragen; ihre nach oben hingewendeten Augen belebt das Anschauen der Gottheit, das alle niedern Regungen aus ihrem Herzen entfernt. Vor ihr, aber etwas niedriger und nur als Halbfigur sichtbar, steht Dante, der zu ihr emporblickt und mit aufgehobenen Händen sein Erstaunen bezeigt. Ich möchte nicht behaupten, daß die Äußerung der hier gedachten Empfindungen pantomimisch deutlich genug wird, aber der Ausdruck der Köpfe hat viel Adel; nur ist die Bewegung der Körper etwas steif, der Wurf der Gewänder sehr unlebendig und der Ton der Farbe zu kalt. N. Lecomte hat von diesem Bilde einen Kupferstich geliefert. Das andere Bild, für die Königin Marie Amélie gemalt und von Beaugrand gestochen, stellt den heiligen Augustin und seine Mutter Monica vor, die am Meeresstrande sitzen und sich ihre Ahnungen und Gedanken über das ewige Leben der Gerechten gegenseitig mittheilen, nach einer Stelle im neunten Buch der „Bekenntnisse", wo der Verfasser diese Unterredungen schildert. Die sehr einfachen Bestandtheile des Bildes sind folgende: eine blaue Zone für das Meer, eine andere etwas hellblauere Zone für den Himmel und zwei aufwärts sehende Halbfiguren. Der Himmel hat keine Durchsichtigkeit und Weite; dem Meer fehlt es an Ausdehnung und Bewegung; die Linie des Wasserhorizonts verschmilzt nicht mit der Luft, und der stumpfe blaue Ton ist für Himmel und Meer beinahe gleich, sodaß man diese platten, bewegungslosen Streifen ganz gut umwechseln und für etwas anderes als für Himmel und Meer ansehen könnte; denn hier ist weder Tiefe noch Ferne; Unermeßlichkeit bemerkt man nur in den Augen des Heiligen und seiner Mutter, woraus ein Menschenherz hervorblickt tief wie das Meer und der Himmel, und diese Tiefen allein sind es, die der Maler uns sinnlich sichtbar machen wollte, für alles Übrige sollten wir blind sein. Es ist in der That unmöglich, einen wahrern Ausdruck religiöser Schwärmerei zu sehen als in den Zügen der Monica. Die fromme Frau glaubt sich in ihrer süßen Verzückung schon entkörpert und zu der Gemeinschaft mit den Seligen im Himmel erhoben. Sonst herrscht viel Gewöhnliches auf dem Gesicht, nebst einem starken Anfluge von Kränklichkeit, und ohne die tiefe Beseelung, die sich darin ausspricht, würde es eben nicht sehr anziehend sein. Bei Augustin ist der Ausdruck im Kopfe zwar der Fassung angemessen, womit die Seele über einen wichtigen Gegenstand nachdenkt, aber nicht so überschwenglich und schwärmerisch: sein großes offenes Auge, sein glattes jugendliches Angesicht verkünden ein weiches theilnehmendes, aber von der Erde noch nicht ganz abgetrenntes Herz; das Kinn auf die rechte Hand gestützt und die linke in die Hand seiner Mutter gelegt, richtet er forschende Blicke gen Himmel und thut sein Möglichstes, einen Theil von der mütterlichen Stimmung in sich aufzunehmen: es ist der Charakter eines ruhig und doch zärtlich sympathisirenden Mannes. Der Maler kannte aus eigener Lebenserfahrung die heiligen und innigen Bande, welche Sohn und Mutter verknüpfen. Diese Beschützerin und

geliebte Führerin seiner Jugend, diese vertraute und verehrte Rathgeberin seines reifern Alters hatte ihm unlängst der Tod geraubt, und seine kindliche Pietät ließ sie damals unwillkürlich in den Werken seiner Einbildungskraft wieder aufleben.

Die heilige Monica ist indeß nur als eine Anspielung des Herzens zu betrachten. Aber das wirkliche Porträt von Scheffer's Mutter findet sich in einem etwas frühern Bilde; ich meine das fromme Kind, nach der Geschichte, welche Elisabeth im „Götz von Berlichingen" dem kleinen Karl erzählt. Wir sehen das Kind, welches für seine Wohlthätigkeit von der Mutter Gottes mit der Wunderkraft belohnt worden, Kranke durch Anrühren gesund zu machen, voller Freude auf seine im Bett liegende kranke Mutter zustürzen, deren Gesichtszüge bereits die ersten Symptome der Besserung erkennen lassen: ein Ansatz von Röthe überläuft die noch eingefallenen Backen, und die noch matten, aber nicht mehr starren Augen erleuchtet ein Strahl von Wonne und Leben. An dem Bett steht ein Jünglingsengel (bei Goethe ist es bekanntlich ein schöner glänzender Heiliger), und hält im Zipfel seines Gewandes das Obst und Brot, das er von dem Kinde geschenkt erhalten. Dieser Gegenstand eignete sich ganz besonders für Scheffer's gemüthliches Talent, und ohne einen leisen Anklang von Empfindelei wäre mir das (von Thevenin gestochene fromme Kind) — die beiden Pendants: Gretchen im Garten und Faust auf dem Blocksberge ausgenommen — beinahe das liebste unter allen Cabinetsstücken, welche Scheffer gemalt hat. Hier ist reines und zartes Gefühl, und danach richtet sich das Machwerk. Der Pinsel wird weniger von der Hand als von dem Herzen geführt und ist sehr sorgsam, aber seinem gerührten Führer nicht immer ganz folgsam.

Scheffer hatte nun entschieden seine Richtung gewählt: seine Malerei war stets und vor allem spiritualistisch. Er hielt sich besonders an Darstellungen solcher Vorfälle, wo nicht das äußere, sondern das innere Leben des Moments vorwaltet, und die Seele nur im Gesichte Spuren von Erregung wahrnehmen läßt. Seine Gestalten zeigen durchgängig Ruhe und Gelassenheit, mit einem Anklang von Wehmuth in Stellung und Miene; außerdem kannte er blos das grinsende Hohngelächter des Teufels. Die erheblichen Resultate, die er auf diesem Wege erreichte, beweisen, daß er seine Kräfte richtig geschätzt hatte. Aber nichts zwang ihn, immer behutsamer und kälter zu werden, wie er es that. Man muß gestehen, daß seine Praxis in dieser Periode oft verlegen, schüchtern und bisweilen unzureichend ist. Die Anordnung seiner Compositionen ist stets sehr verständig, das Gefühl im einzelnen wie im ganzen immer tief poetisch, und der Ausdruck in den Köpfen vortrefflich; aber seinem Vortrage fehlt es an Leichtigkeit und Zuverlässigkeit, und sein beständiges Über- und Zurückmalen verdirbt die gelungenste Anlage des ersten Entwurfs. Ein einmaliger Ansatz von festem Willen und Geschick wäre genug gewesen; anstatt dessen sieht man einen ängstlichen Wechsel von Dreistigkeit und Schüchternheit; es scheint, als ob der Pinsel augenblickweise einen Fieberanfall von Keckheit gehabt, und nachher plötzlich eingehalten hätte, zitternd vor Furcht und bestürzt über seine Verwegenheit. Früher fand Scheffer Gefallen an freier, geistreicher Tockirung, und ließ seinen Bildern gern das Aussehen von leichten Skizzen; jetzt beflis er sich der saubersten, sorgsamsten Ausmalung. Dadurch, daß er der Natur eine künstliche Milde und Harmonie geben wollte, brachte er sie um einen Theil ihrer Lebendigkeit und Energie, und sich selbst zu einer gewissen Flachheit und Einförmigkeit. Die lokale Bedeutung des Farbentons und die Impastirung sind ohne hinlängliche Abwechselung von dem Fleische an bis zu den Stoffen, zur Luft und zu den Terrains. An die Stelle des pastosen, unvertriebenen Auftrags tritt eine aquarellartig dünne und glatte Arbeit, die nicht blos alle Handwerksgriffe, sondern auch die gewöhnlichen Hülfsmittel der Ölmalerei verschmäht. Seelenausdruck geht ihm über alles, und je mehr er davon in seine Bilder hineinlegt, desto mehr kargt er mit Formenrundung und Farbenwirkung, sodaß sein Talent einen überaus nüchternen, unmalerischen und gewissermaßen nur moralischen, abstracten, idealen Anstrich gewinnt.

Sehr bemerkbar ist diese Eigenthümlichkeit in den Werken aus der dritten und letzten Periode des Meisters (von 1848—58). Fast übertrieben ängstlich vor jedem Anschein von Abhängigkeit, seinen Jugendeindrücken, Grundsätzen und Herzensneigungen unwandelbar treu, und charakterloses Benehmen als etwas Niederträchtiges verabscheuend, lebte Scheffer seit der Februarrevolution ganz zurückgezogen. In dem Salon der öffentlichen Ausstellungen war von seinen neuen Arbeiten nichts mehr zu sehen, und die Staatsbehörde ließ ihn im Jahre 1855 vergebens ersuchen, zu der allgemeinen Kunstausstellung seine ältern Gemälde herzugeben und damit sein Theil beizutragen, daß die gleichzeitige französische Kunst vor den Fremden mit Ehren bestehe. Ob er recht oder unrecht hatte, will ich nicht entscheiden; aber unstreitig ist aus

dieser systematischen Vermeidung aller Theilnahme an den öffentlichen Ausstellungen der Schade erwachsen, daß die letzten Werke Scheffer's dem größern Publikum beinahe unbekannt geblieben sind. Die Verwaltung, die für ihre Wünsche bei dem Künstler keinen entgegenkommenden Diensteifer gefunden hatte, bezeigte ihrerseits keine absonderliche Vorsorge, einige von jenen Werken an sich zu bringen, die noch frisch vom Pinsel und selbst noch unfertig schon ihre Abnehmer hatten und fast alle ins Ausland gegangen sind, sodaß die öffentlichen Sammlungen in Paris gegenwärtig von Ary Scheffer nur die Suliotischen Frauen und Eberhard den Greiner besitzen. Der Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe sich bewußt, producirte Scheffer in den letzten Jahren seines Lebens langsam und wenig. Der Entschluß zu gänzlicher Zurückgezogenheit von dem Treiben der Gegenwart bestimmte seine Wahl einer von dem Lärm der innern Stadt entfernten Wohnung in der Straße Chaptal, im Tivoliquartier, wo er halb wie auf dem Lande in ununterbrochener Thätigkeit lebte. Sein Atelier war eine permanente Privatausstellung, aber streng abgesperrt gegen die Indiscretion und Alltagsneugierde der Einheimischen und Fremden. Wenn er jedoch bei einem Besucher wahres Interesse für die Sache voraussetzen konnte, so kam er dem Kunstjünger wie dem bloßen Kunstliebhaber freundlich entgegen, und gewährte bereitwilligen Zutritt zu der Gesellschaft, die sich täglich in seiner Werkstatt versammelte; ein kleiner Cirkel von gesinnungstreuen und charakterfesten Männern, zwischen denen ein Geist humaner, offener Unterhaltung, gegenseitige Toleranz der abweichenden Meinungen, freie Erörterung von Gegenständen der Kunst, Literatur und Politik ohne Zwang und Rückhalt herrschte.

Die immer zunehmende spiritualistische Richtung Scheffer's und seine von Natur immer etwas schwermüthige Stimmung, die durch anhaltende Kränklichkeit und traurige Erlebnisse in der letzten Revolutionszeit sich immer tiefer mit seinem Charakter verwebte, führten ihn am Ende seiner Laufbahn beinahe ausschließlich zur biblischen Historienmalerei hin, und ich glaube, daß sein Talent davon eben keinen Schaden und Abbruch gelitten hat. Der kleine Kreis von Affecten, die zur Malerei geeignet sind, weil sie das Gemüth des Menschen, wenn ich so sagen darf, ins Gesicht hinaustreten lassen, ist zwar in jedem Geschichtswerke, in jedem Gedichte von größerm Umfange wieder anzutreffen, da alle den Menschen in einer gewissen Folge von Zeiten und Zuständen schildern. Die Bibel aber hat den Vorzug, daß sie von jedem etwas gebildeten Manne gelesen oder wenigstens ihrem historischen Inhalte nach gekannt ist. Sie erzählt in einem leichten, faßlichen Tone, und da sie mehr erzählt als schildert, so behält die Einbildungskraft des Malers freieres Spiel. Die Affecte, zu deren Ausdruck die darin aufgezeichneten Begebenheiten Anlaß geben, sind größtentheils von der Art, daß sie sich gut malen lassen und wie namentlich Scheffer sie am liebsten und am besten malte, weil sie die zärtlichen, sanften, in sich gekehrten Triebe des Herzens mehr als die heftigen, aus sich herausgehenden Gemüthsbewegungen zur Grundlage haben. Wir brauchen daher wol nicht zu bedauern, daß anstatt Dante, Goethe und anderer die Heilige Schrift das Handbuch Scheffer's in seiner letzten Periode geworden ist. Die Gegenstände der meisten seiner Bilder dieser Periode sind daraus hergenommen: Jakob und Rahel; Ruth und Naemi; die Hirten von einem Engel zur Krippe Christi hingeführt; die heiligen Drei Könige; Christus in der Wüste vom Teufel versucht, ein Gemälde von kolossaler Dimension, woran der Meister zwei Jahre arbeitete; Christus legt seine Hand auf ein Kind, das er für den Größten im Himmelreich erklärt; Christus weint über Jerusalem; die Rückkehr des verlorenen Sohnes; Christi Leiden im Garten; der Judaskuß; Christus als Ecce homo; Christus trägt sein Kreuz; Maria als mater dolorosa; Magdalena am Fuß des Kreuzes; Christi Grablegung; die drei Marien kommen vom Grabe Christi — drei lebensgroße weibliche Halbfiguren, ohne Attribute, fast ohne Nebensachen dargestellt und in einem oben abgerundeten Rahmen gruppirt, der Ausdruck in jedem der drei Köpfe verschieden gegeben und doch in allen zu einem gemeinschaftlichen, seelenverwandten Schmerz- und Andachtsgefühl zusammengestimmt, eines der schönsten Werke des Meisters (gestochen von F. Girard). Scheffer verehrte es einer frommen Fürstin, deren hohen, glaubensstarken Sinn und Wandel Verbannung und Misgeschick nur um so mehr hervorgehoben haben, der Königin Marie Amélie. Als ihn der Tod überraschte, hatte er zwei andere Bilder dieser Art in Arbeit: die heiligen Frauen kommen zum Grabe, und Christus nach seiner Auferstehung erscheint der Magdalena. Wie sich Scheffer's Gemüthsleben in seinen Bildern nach Gedichten abspiegelte und als umdichtende Thätigkeit zu dem Stoffe verhielt, so zeigte und bethätigte es sich auch in seinen religiösen Compositionen. Die biblischen Vorgänge gaben ihm nur den äußerlichen Anlaß und Titel für die Versichtbarung seiner liebsten Gedanken und Gefühle. In diesen Gegenständen soll freilich die individuelle lyri-

sche Stimmung vorwalten vor dem dramatischen Leben und des Künstlers eigenstes, innerstes Gefühl, erfüllt von dem Eindruck, den die Scenen der Heiligen Schrift in seiner Seele hervorbringen, zur Anschauung kommen; aber der Typus der Formen ist in einem gewissen Maße gegeben und die Bedeutung der Aufgabe in einem gewissen Sinne festgestellt, woran sich der Künstler in einem gewissen Grade zu halten hat. Scheffer hat weder eines noch das andere berücksichtigt und beides nach seiner Weise umgestaltet und umgedeutet. So ist z. B. sein Christus im Garten, in der Kreuztragung, im Ecce homo, kein Gottmensch, sondern blos Mensch. Scheffer hat jedesmal einen schönen Kopf gemalt, worin aber noch mehr Trauer als Leiden ausgedrückt ist. An die Stelle des schrecklichen Körperschmerzes setzte der Maler die Wehmuth, den Seelenschmerz: die Furcht, seinen Helden herabzuwürdigen, ließ ihn denselben verkleinern; er wollte nicht einräumen, daß Christus Angstschweiß wie Blutstropfen vergossen, daß er mit Ruthen gepeitscht, mit Dornen gekrönt, kurz barbarisch gemisbandelt worden, und meinte es besser zu machen, wenn er auf dem edeln Angesicht Qualen hervortreten lassen, die über den Körper hinausliegen. Diesmal, dünkt mich, hätte im Widerspruch mit dem, was geschrieben steht, der Buchstabe den Maler gerettet, und hat der Geist sein Werk getödtet. Der religiöse Ausdruck seiner heiligen Gestalten ist nicht wie bei den ältern Meistern gemüthlich naiv, sondern vielmehr aus einer bewußten, übrigens aufrichtigen Erhebung und Empfindung hervorgegangen. Dieselben tragen ein gewisses sentimentales Gepräge, das manchmal zu eigenthümlicher Anmuth und edler Würde durchgebildet ist, wie z. B. in den drei Marien, die vom Grabe kommen und in den Heiligen Frauen, die den Leichnam Christi betrauern. Wenn nun diese Bilder auch durch Wahrheit und Innigkeit des individuellen Gefühls, sowie durch Grazie und Tiefe des Ausdrucks in den Köpfen einen hohen Werth haben und alle Anerkennung verdienen, so scheinen sie mir doch hinsichtlich der Auffassung auf der Schwelle der krankhaften Religiosität zu stehen, die ebenso gefährlich ist als das Anferlegen vor einer Sandbank: der erste Windstoß treibt das Fahrzeug auf den Strand. In technischer Beziehung sind sie Scheffer's mangelhafteste Werke. Es scheint fast, daß die überströmende Fülle des empfindseligen Herzens den Künstler verhindert hat, mit der gehörigen Ruhe und Gleichmüthigkeit der Betrachtung und Beschauung zu malen; es ist, als ob er zu gleicher Zeit gedacht, gefühlt und gemalt, eine Methode, bei der kein Kunstwerk zu vollkommener Reife und Ausbildung gedeihen kann. Auch sollten diese Bilder, dem Sinne des Urhebers nach, mehr als bloße Malerei sein; sie verdanken ihre Entstehung weniger der malerischen als der religiösen Inspiration, sind aber nicht vom Geist des Evangeliums durchdrungen. Es herrscht darin eine heterodox schwärmerische Andacht, die viel ungesunde Stoffe enthält, obschon der große Beifall, der diesen Bildern zu Theil geworden ist, bezeugt, daß eine Ader ähnlicher Empfindungen durch die religiöse Gefühlsweise unserer Zeit hinläuft.

Endlich sind aus dieser letzten Zeit Scheffer's noch drei allegorische Gemälde anzuführen: Tugend und Laster oder die himmlische und irdische Liebe (in der Sammlung des Hrn. Benoist Fould zu Paris), versinnbildlicht durch zwei reizende Frauengestalten, die eine von üppiger, verführerischer Schönheit, die andere von reinem, hohem Charakter, mit der Hand nach dem Himmel hindeutend und darauf die sorglose Schöne verweisend, die halb unbekleidet an der Erde liegt und die Blätter von den Rosen der Wollust abzupft; der Bürgerkrieg (im stillen auch der Zweite December genannt), vorgestellt durch einen Mann, der gewaltig ausholend mit beiden Armen, wovon der eine sein Gesicht verdeckt, eine Hippe schwingt und auf wehrlose Personen einhaut; im Hintergrunde, wehklagende Nebenfiguren und der gen Himmel entschwebende Schutzengel des Rechts und der Freiheit. Das dritte Gemälde (im Umriß gestochen in dem Probeheft der „Gazette des Beaux-Arts") ist eine Art Gedicht, wo der Maler seine innersten Gefühle, zusammengedrängt, in die Welt der Anschauung hinaustreten lassen und so den nachkommenden Geschlechtern Zeugniß ablegen wollte von dem, was ihn beseelt, was den Inhalt seines ganzen Lebens ausgemacht hat. Die Klagen der Erde verwandeln sich in Hoffnungen und Seligkeiten, je nachdem sie sich zum Himmel erheben — das ist der Gedanke, den Scheffer in diesem Bilde ausgedrückt. Die hier zusammengruppirten Figuren sind Seelen, die nach Gott verlangen und zu den Sternen hinaufschweben, von den untern Räumen scheidend und theilweise noch bewegt von dem Druck einer letzten Umarmung. Sie durchkreuzen das Bild als sanfte, bloße Schatten, als ätherische Gespenster, sowie sie dem Künstler erscheinen mußten in der Stille der Nacht, bei dem hellen Schein des unerklärlichen Lichts, das in den Träumen des Dichters fortleuchtet, wenn er die Augen geschlossen hat. Wenn man sie so durch die Wolkenregion hinschweben sieht, so meint man zuerst, es sei eine einzige Gestalt, in verschiedenen Stel-

lungen und Fassungen tiefer Betrübniß wiederholt, allein bald erkennt man hier die feinsten Schattirungen der Physiognomie, alle Varianten des menschlichen Schmerzes: die bittere Traurigkeit und die süße Wehmuth, das getröstete Herzeleid einer Heiligen und die trostlose Verzweiflung einer Geliebten. Jede von diesen Gestalten erinnert an einen Eigennamen, an eine bekannte Ähnlichkeit. Der Maler, der sie belebte, traf sie selbst in seinem geträumten Elysium als alte Bekannte wieder. Aber das tiefe und innige Gefühl, welches ihn zum Heraufbeschwören gewisser Erinnerungen und Schattengebilde antrieb, ist von der Art, daß es sich nicht für rücksichtslose Erläuterung und Besprechung eignet. Übrigens würde man diesen Figuren ihre Grazie schmälern, wenn man ihnen die Deutlichkeit und das Vorspringende der Nomenclatur geben wollte, anstatt sie in der reizenden Unbestimmtheit ihrer Namenlosigkeit zu lassen. In diesem Bilde entspricht die Ausführung dem poetischen Gedanken. Die Farbe hat den sanften Ton eines Frescogemäldes, gibt jedoch dem Ganzen die Wirkung, wie sie von dem Gegenstande selbst angedeutet schien. Nicht zu sprechen von der ungemeinen Zartheit, womit der Gemüthsausdruck jeder Figur schattirt ist, verdeutlicht die alleinige Behandlung des Helldunkels auf den ersten Blick den Gedanken des Malers: der ganze untere Theil der Composition ist in einem durchsichtigen Schatten eingetaucht, wo man in Thränen zerfließende Gestalten unterscheidet, die mit den Schmerzen der Erde ringen und die Augen zum Himmel aufschlagen; allein, je nachdem die menschlichen Gruppen sich vom irdischen Jammerthal entfernen, schwindet das Dramatische, wird das Seufzen schwächer, die Malerei heller, und mit Wohlbehagen geht das Auge aus der Traurigkeit der Finsterniß, deren Tiefe es ahnt, zu der leisen Wehmuth der Halbtöne und zu der obern Freudenwonne des Lichts. Während die Geschöpfe, die noch mit den Leidenschaften des Erdenlebens behaftet sind, nur von weitem den Schimmer der Glückseligkeit wahrnehmen, schwimmen andere, schon vom Glauben erleuchtet und von der Gnade verjüngt, in übernatürlicher Klarheit und berühren mit den Blicken die Gottesstadt. An der Heiterkeit ihres Gesichts, das von göttlichem Abglanz strahlt und mit dem azurblauen Himmel verschmilzt, begreift man, daß sie voll Entzücken die Violinen der Seraphim hören und die Morgenröthe des Paradieses erblicken.

Nachdem ich die Hauptwerke Ary Scheffer's vielleicht allzu weitläufig besprochen habe, will ich schließlich die der Reihe nach bei dem Einzelnen geäußerten Gedanken möglichst zusammenzufassen und den Charakter des Meisters im ganzen noch zu zeichnen suchen. Sein Ruhm ist, an der Umwandelung einer Kunst, welche David's Nachfolger sachte hinsterben ließen, einen bedeutenden Antheil und in der Galerie der französischen Maler des 19. Jahrhunderts eine eigene Physiognomie zu haben. Wenn diese Physiognomie keinen so ganz scharfen und originellen Schnitt zeigt, so kommt es viel davon, daß Scheffer nicht von einem instinctmäßigen und ursprünglichen Triebe seines Geistes zur Malerei hingedrängt worden. Er hatte den Sinn und Geschmack, aber nicht das Herz und Temperament eines Malers. Zum Dichter geboren, wurde er aus Wahl oder Zufall Maler; ebenso hätte er aus Wahl oder Zufall ein tüchtiger Musiker werden können, und das von ihm ausgeführte Denkmal auf dem Grabe seiner Mutter beweist, daß er unter den ausgezeichnetsten französischen Bildhauern neuester Zeit ganz gut einen Platz eingenommen haben würde. Ary Scheffer hatte in dieser Beziehung Ähnlichkeit mit Paul Delaroche; auch bilden beide Meister in der romantischen Malerschule zwei charakteristische Nuancen. Ihre Werke stehen zwischen den Werken von Delacroix und Ingres in der Mitte und dienen gleichsam als Bindestrich. Ich will jedoch damit nicht sagen, daß Scheffer und Delaroche Romantiker von gleichem Schrot und Korn gewesen. Delaroche, ein durchaus kalt überlegender und positiver Geist, hatte es besonders auf die Darstellung des prägnanten Moments, auf die unmittelbare Hineinreißung des Beschauers in die Mitte der Handlung abgesehen und erhob sich nie über die wirksame Poesie des gewöhnlichen Dramas. Scheffer hingegen gehört mit seinen Tendenzen zur kleinern Familie der Idealjäger. Wenn auch kein Genie, ist er doch ein Talent von gediegener Art, das immer zu Denken gibt, stets zum Herzen spricht, allmählich anzieht und dauernd fesselt. Wenn wir vor einem Bilde Scheffer's stehen, so vergessen wir nach und nach das materielle Aussehen, Form und Farbe; wir sind von dem Gedanken eingenommen, verfolgen seine Andeutungen und werden mit Verwunderung gewahr, daß unsere Phantasie beschäftigt ist, das Gedicht, wovon der Maler uns nur ein Bruchstück, eine Episode geliefert, weiter auszuspinnen und zu Ende zu führen. Scheffer hatte viel von dem sinnenden und träumenden Wesen deutscher Gemüthsart. Die Kunst zeigte sich ihm beim ersten Blick nur von ihrer feinsten und scheinbar unanfaßlichsten Seite; jeder Gegenstand der malerischen Darstellung war für ihn zunächst reine Abstraction, die er sodann zu versinnlichen suchte. Wie jener alte Maler,

von dem berichtet wird, daß er nie den Pinsel ergriff, ohne vorher gebetet und gebeichtet zu haben, so ging Scheffer nur mit erhöhter, ehrfurchtsvoller und andächtiger Stimmung an seine Arbeit. Sein erstes war, daß er mit seinem Gegenstande sich in intellectuelle Gemeinschaft setzte und sozusagen communicirte; wenn er alsdann den Stoff in der Werkstatt seines Geistes gehörig verarbeitet, in die Farbe seiner Seele eingetaucht und mit dem Ausdruck seines Gefühls gestempelt hatte, so übertrug er ihn mit möglichst treuer und sorgsamer Hand auf die Leinwand. Daher kommt es, daß seine Bilder, ungeachtet der formellen Mängel, die sie öfter verrathen, dennoch durch den Vorzug des gründlichen Eingehens in den Gegenstand immer eine lebhafte Theilnahme erregen.

Unter den neuern französischen Malern ist keiner, der die Empfindungen, die sich gern durch Geberden mittheilen, diese als ein nothwendiges Verstärkungsmittel des Eindrucks, gleichsam als Symbole des Anziehens ansehen: die Empfindungen der Zärtlichkeit, des Mitleidens, des Seelenschmerzes u. s. w., mit so viel Virtuosität dargestellt hätte als Scheffer. Ganz besonders ist ihm geglückt, tiefen Kummer, inniges Sehnen und Schmachten auszudrücken, und wo zeigen sich diese Affecte mehr als bei Frauen und Greisen! Hier hat er gewöhnliches Weinen zu ungemeinem Pathos, unthätiges Dulden zum festen Vertrauen auf die Vorsehung, zur Ergebung in den Willen des Himmels, schwächliche Kopfhängerei in edle Wehmuth und frömmelnde Andächtelei zur Inbrunst, ja zur völligen Entkörperung und Vereinigung mit der Gottheit erhoben. Auf die Vorstellung dieser Charaktere und Affecte war das Talent Scheffer's allerdings nicht durchaus eingeschränkt; aber ich glaube diesen Künstler nicht herabzusetzen, wenn ich sage, daß er kein dramatischer Maler war. In größern historischen Compositionen ist er oft verunglückt. Selten hängen hier die Personen durch einen gemeinschaftlichen Antheil an der Haupthandlung zusammen und machen sie pantomimisch deutlich. Physiognomie, Charakter haben die Figuren, auch Ausdruck einer Seelenstimmung, welche durch die individuellen Verhältnisse der dargestellten Personen motivirt wird; aber selten liegen diese Verhältnisse im Bilde, gemeiniglich setzt der Künstler die Kenntniß derselben bei dem Anschauer voraus, und stellt seine Personen auf eine Art vor, als hätten sie nicht sowol den Auftrag, mich über ihre Handlung aufzuklären, als die Bestimmung, mir die Affecte bemerklich zu machen, von welchen sie bei einem solchen Vorfalle sich ergriffen denken lassen. In einzelnen Gestalten und in Gruppen von zwei oder drei Personen also hat Scheffer seine Stärke. Hier läßt das genau ausgefüllte Bild keine Lücken hervortreten, und die auf einen einzigen Moment und Gegenstand concentrirte Aufmerksamkeit des Beschauers faßt lebendiger den Gedanken des Künstlers, wenn dieser Gedanke nicht abgelöst zu werden braucht von einer Menge Nebensachen, deren Zweckmäßigkeit sich eben nicht von selbst versteht und rechtfertigt. Über die meisten seiner Gemälde ist ein Zug von schwermüthiger Stimmung ausgegossen, der in dem persönlichen Charakter des Meisters der herrschende war und sich nothwendig seinen Werken mittheilen mußte. Bei seinen weiblichen Köpfen bemerkt man dieselbe wiederkehrende Gesichtsbildung, die wol eine Erinnerung an irgendein schönes Ereigniß glücklicher Jugendtage sein mag und dann mit ihm alt geworden; in manchen Bildern erscheint dieser Kopf gar anmuthig und verbindet mit dem Gepräge der Melancholie den Ausdruck einer edeln Weiblichkeit; immer ist er anziehend durch sittsamen Reiz und ehrbaren Charakter.

In allen Theilen der Malerei, die neben einer weisen Wahl mechanisches Talent der Hand erfordern, merkt man, wie mich dünkt, unserm Künstler an, daß er zum Handwerker nicht geboren war, daß Geschmack oder systematischer Wille ihn bei der Ausführung leitete, aber daß weder der eine noch der andere den Mangel angeborener Fähigkeit ersetzen konnte. Was an Scheffer auffällt ist die Mühe, die Schwierigkeit des Ausdrucks. Es scheint, daß bei ihm von dem Auge ab bis in die Hand vieles verloren ging, und daß er kaum die Hälfte von dem ausführte, was er dachte und empfand. Wenigstens entdeckt man beständig die Spuren und Wahrzeichen der Schlacht, welche Ausführung und Auffassung in ihm miteinander ausgefochten haben, und man sieht die Anstrengungen, die ihm der Sieg gekostet hat. Er war keiner von den glücklichen Künstlern, die auf einmal dahin gelangen, sich zu genügen. Er war nie ganz zufrieden mit seinen Leistungen, und konnte bescheiden mit Michel Angelo sagen: „Hätte ich, um meine Werke zu zeigen, gewartet, bis sie so vollendet wären, als ich es wünschte, so hätte ich nie eines davon ans Licht treten lassen.“ Er suchte immer, auch dann noch, wenn er fertig war; und will man aus seinen Werken alle Absichten, alle Schattirungen, die er hineingelegt hat, herausspüren, so ist das eine Arbeit, aber eine Arbeit, die nicht zu Boden drückt, und die einen reichen Schatz von Poesie aufschließt. Beim Durchforschen seiner Werke findet man, daß es volle Werke

sind; sie klingen nicht hohl, wie so manche andere Bilder, die viel versprechen und wenig oder nichts halten.

Scheffer besaß nicht blos jenes wilde Feuer, jene Reizbarkeit zu ungestümen Ausbrüchen, die, verbunden mit glühender Einbildungskraft und fruchtbarem Witze, so oft für Genie ausgegeben werden, oft auch dafür gelten können, ohne den bildenden Künsten wahren Vortheil zu bringen; sein Herz war dauernder Wärme, ruhiger Fülle fähig, und seine Phantasie mit Scharfsinnigkeit und Urtheilskraft gepaart. Aber er hatte von vornherein einen zu wenig feststehenden Begriff von Vollkommenheit, als daß er auf einer einmal eingeschlagenen Bahn hätte ausharren sollen. Seine Werke tragen daher, je nach den verschiedenen Zeiten seines Lebens, einen verschiedenen Charakter, nicht sowol in Hinsicht auf das innere Streben, als vielmehr nur in Bezug auf das Äußere der Behandlung. Eine Zeit lang waren die niederländischen Coloristen seine Muster, und malerische Wirkung und Rundung sein Hauptziel. Doch zeigte sich schon dazumal der Zusatz von Ausdruck, den er in seine Figuren legte; zu jeder Zeit der unterscheidende Vorzug unsers Künstlers! Dessenungeachtet stand er in Gefahr, die einfache Kraft einer gleichmäßig durchgeführten Behandlung mit dem Anschein von technischer Bravour, dem keck Impastirten, dem geistreich Skizzirten zu vertauschen. So sehen wir ihn in seiner Schlacht bei Ravenna und in den Suliotischen Frauen; aber bald entdeckte er den Abweg: er lenkte ein, und bereichert mit Schönheiten, die er selbst seinen Irrungen zu verdanken hatte, zeigte er sich in aller seiner Stärke und Gediegenheit in dem berühmten Gemälde der Francesca von Rimini. Das Studium der Werke der ältern italienischen und der neuern deutschen Schule erhöhte seine Begriffe von der wahren Bestimmung seiner Kunst. Er wurde aufmerksamer auf Zeichnung, und da er seine Mangelhaftigkeit in diesem wichtigen Theile der Malerei erkannte, so widmete er demselben seine gesteigerten Kräfte. Doch merkt man dabei eine gewisse ängstliche Sorgsamkeit, die über neu zu erlangende Vorzüge alte aufzuopfern fürchtet und sich häufig zu ihnen zurückwendet. Daher das unsichere Umgehen mit den Handwerksmitteln, welches den Meister in der zweiten Periode seines Lebens charakterisirt. Es ist als ob Scheffer, wenn er malte, rechts einen Anwalt des Colorits und links einen Sachführer des Stils sitzen gehabt hätte, die ihm reiheum die Verfahrungsweise eingaben. Fast jedes seiner Bilder aus dieser Zeit hat eine andere Art von Behandlung, oder vielmehr Scheffer hatte damals zwei Manieren, die er abwechselnd und manchmal zusammen bei seinen Werken in Anwendung brachte. Wäre er mit Leib und Seele, sozusagen eingefleischter Maler gewesen, so hätte ihn sein Instinct aus der Unschlüssigkeit herausgerissen und gleich beim ersten Schritte unbedenklich nach der Seite des Stils oder nach der Seite des Colorits, nach Italien oder nach den Niederlanden hingezogen. Aber bei seiner bedachtsamen Natur dauerte es eine Weile, bis das malerische Princip völlig den kürzern zog und entschieden in den Hintergrund trat. Seine sogenannte dritte Manier ist im Grunde nichts anderes als eine Verzichtleistung auf die Malerei selbst. Die Malerei ist kein Zweck mehr, sondern nur noch Mittel. Scheffer kümmert sich nicht mehr ums Malen; sein ganzes Streben geht aufs Denken. Alles was die eigentliche Kunstdarstellung bedingt und begründet, neigt sich in seinen Werken allmählich zur Auszehrung und Vernichtung hin; seine Farbe bekommt das Ansehen von Tuschbläße; seine Zeichnung wird schmächtig und mager; seine Rundung verliert alle Sicherheit und Bestimmtheit. Form, Ton, Stil, alles das gilt ihm nicht mehr als irgendein gleichgültiges Gewand für die Einkleidung seiner Ideen.

Wunderbarerweise brachte es Scheffer dahin, daß er mit dieser von allem Technischen abstrahirenden und etwas hektisch aussehenden Malerei auf den Zuschauer wirkte, ganz ebenso wie die Musik auf den Dilettanten wirkt, durch unbestimmte, gleichsam indirecte und beinahe unerklärliche Mittel. Wie geht es zu, daß eine musikalische Phrase von Beethoven, eine Reihenfolge von unbestimmten und flüchtigen Tönen, immer einen gewissen Eindruck, eine gewisse Vorstellung und Stimmung in der Seele erweckt? Wie geschieht es, daß dieses Resultat gewonnen wird, ohne daß der Ton irgendwie Ähnlichkeit hat mit dem Schall und Geräusch des Dinges, welches man darstellen will? Trotz des Bestrebens einiger Componisten, der nachahmenden Musik eine überwiegende Geltung zu verschaffen, ist die poetische Musik unstreitig die gewaltigste, die, welche am eindringlichsten zum Herzen spricht. Ary Scheffer wußte einigermaßen durch ähnliche Mittel zu rühren und zu ergreifen. Es ist in seinen Werken etwas Unbestimmbares und doch Tiefgefühltes, das die Saiten unsers Herzens anschlägt; etwas Ähnliches wie der vor- und durchklingende Ton, worauf man immer mit Angst in einem leidenschaftlichen Gesange wartet, etwas zugleich Weh- und Wohlthuendes. Kurz, seine Gemälde haben den ausgezeichneten Charakter (Fehler oder Vorzug?), der sie von den Bildern anderer Maler unter-

scheidet: sie geben wenig und eigentlich immer dasselbe, aber das Wenige und das Eine geben sie stark und nachdrücklich. Auch hatte deshalb Ary Scheffer eine ganz ausnahmsweise Stellung in der neuern französischen Schule. Die Zeichner ließen ihn nicht unter sich für vollbürtig gelten; die Coloristen zählten ihn auch nicht zu den ihrigen. Der sogenannte große Stil war gerade nicht sein Hauptverdienst als Maler; in seinem Talente lagen also Ursachen und Elemente von Schwäche, die, allem Anschein nach, ihn zu einem untergeordneten Range verdammen sollten, und dennoch schwang er sich durch die einseitige Stärke seines Gemüths und Willens in den ersten Rang hinauf. Leute von Fach wollen ihm hier freilich seinen Platz streitig machen, und seine Bilder ständen in großer Gefahr, wenn sie nur vom Gesichtspunkte des Handwerks aus und blos von Künstlern gerichtet werden sollten. Die technische und positive Kritik der Ateliers ist hart und herbe gegen Ary Scheffer; sie findet vielerlei an ihm auszusetzen: seiner Zeichnung fehle es an Bestimmtheit und Festigkeit; die Modelirung seines Fleisches habe nicht genug Rundung und Leben; sein Colorit sei ohne Wärme und Harmonie; seine Behandlung falle ins Ängstliche und Trockene u. s. w. Aber alles das auch als ausgemacht und bewiesen angenommen, so bleibt doch eine Thatsache zu erklären übrig: der ausgebreitete sympathetische Einfluß Ary Scheffer's, sein außerordentlicher und dauernder Beifall. Nachdem ich selbst meinen Tadel frei und unverhohlen ausgesprochen, beeile ich mich recht laut zu sagen: dieser Beifall war verdient. Wäre man ihn auch nicht dem Talente Ary Scheffer's schuldig gewesen, so war man ihn seinem beständigen Vorwärtsstreben, seinem rastlosen Fleiße und Studium schuldig. Hier hat das Publikum das Recht, den Kunstrichtern einzuwenden: was gehen mich eure Handwerkschicanen an? Was kümmern mich die technischen Mängel dieser Compositionen, wenn sie dessenungeachtet entzücken? Was liegt mir an den mechanischen Mitteln und Proceduren, wenn ich das Resultat besitze? Scheffer's Talent hatte vielleicht keine ganz scharfe Originalität, aber nichtsdestoweniger ein so bestimmtes Gepräge von Auszeichnung, daß es auf den ersten Blick unter Tausenden zu erkennen ist. Seine Gedanken sprachen sich nicht so ganz klar und deutlich aus, das mag sein; wenn man aber auch seine Ideen nicht genau fassen und auseinander legen konnte, so merkte man darum doch ganz gut das edle Anstreben und den ernsten Aufschwung seines Geistes und Herzens. Seine Figuren sind etwas weichlich, von blassem Aussehen, ohne absonderlichen Accent und Charakter; es sei — aber die, welche man im Traume sieht, haben auch etwas Ungewisses und Verschwommenes und hinterlassen dennoch köstliche Eindrücke und tiefe Rührungen. Auf diese Einwände ließe sich vielleicht manches erwidern; aber ich wüßte nicht, wie man das Publikum von seinem Unrecht überzeugen könnte.

Ich habe noch nicht von Scheffer als Porträtmaler gesprochen, obwol er als solcher viel beschäftigt war. Indeß betrieb er die Bildnißmalerei eigentlich nur so nebenher, und hat zwar auch in diesem Fache seine Stärke bewiesen, ist sich hier aber nicht immer gleich: wenn er im Porträt Vortreffliches leisten sollte, so mußte ihn irgendein Band der Sympathie mit seinem Modelle verknüpfen. Daher der bemerkenswerthe Umstand, daß die Bildnisse seiner Freunde ihm am besten gelungen sind. Diese malte er schnell unter dem Eindruck und Anstoß des Herzens; mit wenigen Pinselstrichen hatte er sie lebendig herausgerundet. Die andern behandelte er sehr gründlich, sehr gewissenhaft, und verwandte darauf viel mehr Zeit und Arbeit; aber es glückte ihm nicht immer, fremden Gesichtern, die ihm nichts Besonderes sagten, einen sprechenden Ausdruck und Charakter von Individualität zu geben. Seine guten Porträts vereinigen mit einer sehr treuen, lebendigen Auffassung eine malerische Beleuchtung und eine markige Behandlung, die an die Werke der holländischen Porträtmaler früherer Zeit erinnern. Ungemein schön ist das Bild seiner Mutter und das der Königin Marie Amélie als Witwe, zwei Meisterwerke gemüthvoller Auffassung und sorgsamer Ausführung. Man sieht es diesen Bildern an, daß Liebe und ehrfürchtige Bewunderung dabei den Pinsel geführt haben. Außerdem sind als gelungene Bildnisse noch besonders zu nennen: Lafayette*), Franklin, Béranger, Lamennais, Lamartine, Liszt, Rossini, Chopin, die Generale Cavaignac, Changarnier und Lamoricière, Daniele Manin, Madame Ristori, Villemain, A. Coquerel (Prediger der reformirten Kirche in Paris); endlich ein vorzügliches historisches Porträt von Calvin, der, in halber Figur und die Schreibfeder in der Hand, nachsinnend an seinem Arbeitstisch vor einem aufgeschlagenen Fo-

*) Dieses Porträt, ganze lebensgroße Figur, 1822 gemalt und durch Kupferstich und Steindruck in beiden Hemisphären verbreitet, ist gewissermaßen eine Art officielles Bild, eine Art historischer Typus des „ritterlichen Freiheitshelden zweier Welten“, dessen Züge es sehr treu wiedergibt. Scheffer hat es mehrmals wiederholt, und eine von diesen Wiederholungen schmückt den Palast des Senats der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

lianten sitzt — in der allerletzten Zeit des Künstlers gemalt und unlängst von Charpentier lithographirt.

Wenn die Meinungen über Scheffer als Künstler verschieden lauten, so hört man hingegen über ihn als Mensch nur einstimmige Lobeserhebungen. Antike Einfachheit, chevalereske Ehrenhaftigkeit, Engelsgüte. Kein Fehler als übertriebene Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die von allem Beifall nie angebrochen und umgestimmt wurden. Gegen Complimentenmacher hatte er ein Vorurtheil. Sein Atelier stand allen angehenden Malern offen, die er ganz wie seinesgleichen behandelte. Er half ihnen nicht blos mit seinem Rath und Beispiel. Ich kenne in Montmartre ein weitläufiges Haus, fast nur aus Malerateliers bestehend, wofür Ary Scheffer mehrere Jahre lang die Miethzinse aus seiner Tasche bezahlt hat. Allgemeine Bewunderung erregte die Uneigennützigkeit, womit er die Stelle von Paul Delaroche ausschlug, als dieselbe in der Akademie der schönen Künste vacant geworden. Ingres war zu Ary Scheffer gekommen und hatte ihn gebeten, sich als Candidat zu melden. Eine imposante Majorität sicherte dem Maler der Francesca von Rimini im voraus die Unfehlbarkeit seiner Wahl. Ary Scheffer schlug nicht blos die Stimmen aus, die sich von selbst anboten; er verlangte, daß sie übergetragen würden — man rathe auf wen? auf einen Nebenbuhler im Ruf, auf einen Gegner in der Malerei, auf Eugène Delacroix! Endlich ist bekannt, welcher Ursache man seinen Tod zuzuschreiben hat: einem Acte dankbarer und treuer Gesinnung. Schmerzlich betroffen von der unerwarteten Nachricht des Todes der Herzogin von Orleans, der Witwe eines Fürsten, der einst sein Freund gewesen, eilte er, obschon krank und leidend, nach London, und die Gemüthserschütterungen mehr noch als die Anstrengungen der Reise verschlimmerten seinen Krankheitszustand. Kaum von London zurück, starb er in Argenteuil bei Paris am 17. Juli 1858. Die neuere französische Malerschule verlor an ihm einen ihrer glorreichsten Meister. Bei der Nachwelt wird sein Ruhm vielleicht etwas abnehmen, aber sein Name gewiß nicht untergehen. Wenn er auch kein vollkommener Praktiker war, so hatte er eine echte Dichterseele, ein edles, hohes Gemüth voll treuer Anhänglichkeit an gefallene Größe, voll innigen Mitgefühls für alle Trübsale, voll Erbarmen mit allem Misgeschick. Durchdrungen von der Empfindung und dem Gedanken tiefer Herzensfülle, trug er sein Sehnen, Streben und Verlangen, kurz sich selbst in seine Bilder über, und in jedem derselben sehen wir gleichsam einen Widerschein von dem Lichte oder Dunkel, das von seiner innern Gemüthswelt auf den äußern Gegenstand fiel. Wer geliebt und gelitten hat, fühlt sich getröstet, gestärkt und erleichtert beim Anschauen der so reinen, so keuschen und so schmerzlich bewegenden Werke Ary Scheffer's.

Ein Nacheiferer dieses Meisters ist sein Bruder Henry Scheffer, geboren im Haag 1798, und ebenfalls Schüler von Guérin, doch mehr noch von seinem Bruder. Man hat von ihm Historienbilder, Porträts und Genrestücke. Unter diesen letztern sind am bekanntesten: die Verhaftung der Charlotte Corday (im Museum des Luxembourg), die protestantische Predigt zur Zeit der Dragonaden, die Vorlesung des Großvaters (in der Sammlung des Hrn. Patucle in Paris). Seine Ideen sind oft geistreich, aber malerisch eben nicht glücklich ausgedrückt; seine Zeichnung ist ohne auffallende Unrichtigkeiten, sein Colorit und Machwerk frei von Übertreibung; aber alles das ist von schwächlicher Art. Er verhält sich zu seinem berühmten Bruder wie der blasse Mondschein zum Glanz der Sonne.

Statistik und Statistiker in Belgien.

(Wagemann, Mone, Smits, Reverberg, Quetelet, Heuschling, Ducpétiaux, Visschers.)

Wo irgend der in neuester Zeit so vielgenannten Statistik Erwähnung geschieht, da wird gewiß Belgien angeführt; und sicherlich verdienen der rege Eifer und der unermüdliche Fleiß, die in diesem jüngsten europäischen Staate auf die modernste Wissenschaft verwandt werden, die höchste Anerkennung. Gleich befähigt durch das geltende Princip der Öffentlichkeit und freien Discussion, wie durch die Übersichtlichkeit eines nicht zu ausgedehnten Territoriums, hat Belgien im letzten Vierteljahrhundert seine „stehende Geschichte", seine Zustände „im Querdurchschnitt" aus dem Nichts geschaffen. Die französirende Tendenz seiner Verwaltung, vielfach dem alten Communalgeiste nicht völlig homogen, erleichterte eine Aufgabe, der sich in England bis zur Stunde der angeerbte Geist des home und der geschlossenen Körperschaft widersetzt. Die Stati-

stik ist ihrer Natur nach äußerst wißbegierig — neugierig, sagt der Angelsachse; sie respectirt nicht die persönlichen Anliegen; worin der Einzelbürger ein Geheimniß zu erblicken geneigt ist, das wird bei ihr zur öffentlichen Zahl. Schonungslos wischt sie den Blütenstaub der Discretion von tausend Verhältnissen; Verlegenheit, Scheu, Schamröthe und dergleichen negative Tugenden betrachtet sie als positive Vergehen an ihrer trockenen Majestät. Nehmt einmal eine exacte Verrechnung der Production und Consumtion vor, wenn Producent und Consument erklären: My house is my castle! Sucht einmal den Jahresertrag von Acker, Garten, Wiese, Wald herauszubekommen, wenn der oberste bürgerliche Grundsatz lautet: Der Staat soll sich um sich bekümmern, je weniger er sich blicken und hören läßt, desto besser!

Belgien vereinigt in genügendem Grade für die Statistik die Freiheit der einzelnen und der kleinern Verbände mit der Centralisation der allgemeinen Verwaltung. Nur so wurden jene unschätzbaren Documente möglich, welche das Archiv seines gesellschaftlichen Lebens bilden und kühn manchen andern Staaten zur Nacheiferung anempfohlen werden mögen. Aber die Männer haben auch nicht gefehlt, die sich dieses glücklichen Verhältnisses bemächtigen mußten.

Das Verdienst der jetzigen statistischen Behörden Belgiens tritt erst in sein wahres Licht, wenn wir einen prüfenden Blick auf Entstehung und Geschichte der dortigen Statistik werfen, und erfahren, wie viel oder wie wenig die Gegenwart der Vergangenheit verdankt. Die ältesten Kirchenbücher sind aus dem 16. Jahrhundert, befassen sich jedoch ausschließlich mit Katholiken. Die spanische Zeit, die Revolutionen und die großen Kriege, deren Object und Schauplatz das arme Land zu gleicher Zeit war, verwüsteten geradezu alles, materiellen wie moralischen Reichthum, Industrie und Intelligenz, Zucht und Ordnung. Die Güterwelt wurde durch Feuer und Schwert verheert, Intoleranz und Inquisition wütheten noch ärger als Brand und Pest. Das übrig gebliebene Kapital floh mit dem Talent ins Ausland, vorzüglich nach dem glücklichern Holland, das bis zur Stunde noch von den eingewanderten Doppelschätzen zehrt. Zur Zeit der Maria Theresia gab es in Belgien keinen Civilstand; sie und namentlich ihr großer Sohn Joseph II. drangen zuerst auf derartige Maßnahmen. Die erste regelmäßige Volkszählung ist vom Jahre 1784, fiel aber freilich noch unregelmäßig genug aus. Es sind also noch lange keine hundert Jahre her, seit der erste Lichtstrahl in die statistische Nacht Belgiens drang.

Im Jahre 1794 *) wurde das Land französisch. Wie sehr es sich auch über die Proconsulregierung und die Solidarität mit dem Kaiserreiche zu beschweren gehabt: die Gründung seiner administrativen Statistik rührt aus der französischen Zeit her. Im ersten Jahre des Consulats gründete Lucian Bonaparte als Minister des Innern das statistische Bureau zu Paris. Sein Nachfolger Chaptal befahl sämmtlichen Präfecten departementale Statistiken anzufertigen. Der Statistiker Peuchet sandte im Jahre IX der Republik seinen „Essai d'une statistique générale de la France" an sämmtliche Präfecten und zahlreiche Privatgelehrte als Muster; man fand jedoch in den neun belgischen Departements, mit Ausnahme der beiden Flandern, die Methode zu schwierig und zu gelehrt. Auch ward der Druck der eingeforderten Actenstücke 1805 sistirt, weil das Unternehmen zu kostspielig sei. Doch waren sieben Mémoires eingesandt worden, die auch im Druck erschienen; das vom Hennegau wurde nicht gedruckt, das luxemburgische nicht vollendet. Die Präfecten fuhren jedoch fort, in der Form von Almanachs statistisches Material zu veröffentlichen; daneben trat Belgien in den allgemeinen französischen Statistiken von Ballois, Deferrière, Herbin, Peuchet und Chanlaire auf. Als französischer Gebietstheil figurirten die neun belgischen Departements natürlich auch in den drei großen Volkszählungen von 1801, 1806 und 1811, von denen die erstere die beste und genaueste genannt werden muß.

Im Jahre 1815 ward Belgien mit Holland zum Königreich der Niederlande vereinigt; seine statistischen Studien konnten abermals nur dabei gewinnen. Die nördlichen Nachbarprovinzen beherbergten seit langer Zeit größere wissenschaftliche Bildung. Ein Holländer, Delaet, hatte die „Elzevirischen Republiken" edirt; Lucas de Linda und Evrard Otto waren Bataver; Johann de Witt hatte den ersten Tarif der Lebensrenten nach der Lebenswahrscheinlichkeit der Mortalitätstabellen aufgestellt. Die Mortalitätstabelle Kersebooms's, schon über ein Jahrhundert alt, galt neben der französischen von Deparcieux für die beste. Ein Holländer, Tydemann, übersetzte 1807 Schlözer's „Theorie der Statistik". Der Mathematiker Lobatto veröffentlichte während der Vereinigung Hollands und Belgiens sein statistisches „Jaarboekje over (Jahr-

*) S. das „Aperçu des principales publications statistiques faites sur la Belgique", von 1794 bis zur Gründung der Centralcommission, von dem Secretär der letztern, Hrn. X. Heuschling, in dem „Bulletin de la commission centrale de statistique" (1843), I, 578 fg. Hr. Heuschling hat eine bibliographische Note seines Vorgängers Ed. Smits mit seiner eigenen Arbeit verschmolzen.

buch für) 1826—30"; derselbe berechnete auch eine verdienstliche Mortalitätstabelle für die Stadt Amsterdam. Im November 1842 eröffnete die brüsseler Centralcommission ihre Verbindung mit diesem Gelehrten, der als Aviseur im Ministerium des Innern im Haag figurirt. Von Hrn. de Baumhauer, dem tüchtigen jetzigen Chef der holländischen Statistik, dürfen wir nicht mehr reden.

Der sehr „aufgeklärte" erste König von Holland war ein rechter Freund der Wissenschaft und gab sich alle erdenkliche Mühe, höhere Bildung im südlichen Theile seines Reichs anzusiedeln. Hätte er es nur nicht in der Form versehen, nicht den Rigorismus Joseph's II. wiederholt, so wäre vermuthlich in einem Staate zweiten Ranges, mit einer Militärmacht von 150000 Mann nebst Flotte, auch ein ansehnliches Reich der Bildung entstanden. Aber König Wilhelm war so despotisch wie aufgeklärt, ein rechtes Muster des „aufgeklärten Despotismus". Er wollte das Gute, aber es sollte auch ins Leben treten, weil und wie er es wollte.

Die holländische Regierung berief zwei deutsche Gelehrte auf die südlichen Landesuniversitäten, Wagemann aus Göttingen nach Lüttich, Mone aus Heidelberg nach Löwen*), damals noch nicht die Hochschule der katholischen Partei. Johann Georg Wagemann, aus der Stadt der Achenwall und Schlözer, Schwiegersohn des bekannten Theologen Planck, ward 1820 zum Professor der Geschichte und Statistik (notitiae rerum publicarum, wie er selbst es nannte) an der Universität Lüttich installirt, wo er jedoch schon am 31. März 1825 zum allgemeinen Leidwesen mit Tode abging. Erst lange nach seinem Tode erschienen seine Vorlesungen im Druck, unter dem Titel: „La statistique d'après feu Mr. Wagemann, par J. A. H. Michiels van Kessenich" (6 Bde., 1846—51). Redaction wie französischer Stil lassen leider sehr viel zu wünschen übrig. Man ersieht jedoch aus dem Werke hinlänglich, daß die Statistik für Wagemann eine eigene staatswissenschaftliche Disciplin bildete, daß er sogar die Politik auf Statistik gründete, die übrigen Wissenschaften in der Statistik aufgehen ließ, und diese selbst ungefähr also definirte: Die wissenschaftliche Beschreibung des moralischen Körpers, Staat genannt, nach allen seinen wichtigen Bezügen und in allen seinen Theilen. Der politischen Arithmetik, der Wissenschaft des Verhältnisses unter den verschiedenen socialen Thatsachen, räumte Wagemann nur den Rang eines Zweiges der allgemeinen Statistik ein, wogegen kein mathematischer Statistiker etwas einwenden wird, da einer nicht alles treiben kann, und dieser Zweig der Statistik beliebig als die Krone des ganzen Baumes betrachtet werden mag. Der jetzige belgische Statistiker August Visschers war ein specieller Schüler Wagemann's.

Der auch als Kritiker der altdeutschen Dichtung und als Antiquar berühmte Franz Joseph Mone von Heidelberg, der in letzterer Stadt bereits 1824 die erste Abtheilung seiner „Theorie der Statistik" herausgegeben hatte, eröffnete 1827 seine Vorlesungen über Statistik und politische Geschichte an der Universität Löwen, wo er bis zum Jahre 1830 lehrte. Seine „Historia statisticae adumbrata", Geschichte der Statistik, erschien in den „Annalen der Universität Löwen", deren Druck durch die Revolution unterbrochen wurde. Seine „Theorie" vollendete er gleichfalls in lateinischen Dictaten: sie erschien 1834 als Ganzes unter dem Titel: „Théorie de la statistique, traduite de l'allemand et du latin de F. J. Mone", von Emil Tandel, Lector zu Löwen, jetzt ordentlichem Professor der Philosophie und Literatur zu Lüttich, versehen mit Zusätzen, Noten und einer Bibliographie der statistischen Theorie. Mone theilt die Staatswissenschaften in drei Theile: Politische Geschichte, Statistik, Politik. Er erklärt sich gegen die „figurative oder delineative Methode", und entscheidet sich für die „descriptive". Er sagt: Eine einfache Beschreibung geht auf den Grund der Dinge, Zahlen und Gemälde bleiben auf der Oberfläche haften. Dennoch ist Mone später gezwungen, von der „Abschätzung veränderlicher Thatsachen" zu reden und die Berechnung der „Durchschnittszahlen" zu empfehlen, wobei er eine große, kleine und mittlere Durchschnittszahl finden lehrt. So schwer, ja unmöglich ist die Durchführung einer Scheidung, die sogar zwei entgegengesetzte Schulen oder Richtungen in der Statistik hervorgerufen hat.

Unterdessen hatte die holländische Regierung ein statistisches Centralbureau im Haag errichtet, zu dessen Chef sie den auch in der poetischen Welt bekannten Ed. Smits ernannte. Mathieu Edouard Smits, 1789 in Brüssel geboren, verlebte eine sehr abenteuerliche

*) Vgl. über Wagemann's Leben und Wirken die historische Notiz von X. Heuschling im fünften Bande des „Bulletin der Centralcommission", S. 312 fg., auch als Vorrede zu dem „Résumé de la statistique générale de la Belgique" (1841—50) besonders abgedruckt (Brüssel 1853). Über Mone desselben Verfassers „Bibliographie historique de la statistique en Allemagne" (Brüssel 1845), S. 79 fg.

Jugend, ließ sich als Freiwilliger in die Hannoverische Legion anwerben, war jedoch kaum in Italien angekommen, wo jenes Cavaleriecorps stand, als ein kaiserlicher Befehl die Legion ausschließlich für fremde Deserteure bestimmte. Er ging nun nach Paris, lehrte zwei Jahre lang Latein und Mathematik, ward dann Militärinspector zu Boulogne-sur-mer, Marinebeamter zu Antwerpen, hierauf Privatsecretär des Grafen de Celles, Präfecten des Departements des Zuidersee. In dieser Qualität fertigte er eine Statistik des genannten Departements zur Hälfte an, floh 1813, fiel den Preußen in die Hände, sollte erschossen werden, kam jedoch mit einem Monat Gefängniß davon. Im Jahre 1814 war er Kassirer und dolmetschender Secretär beim Generalzahlmeister der schwedischen Armee, und zog mit in Paris ein. In Amsterdam vermählte er sich mit einer Tochter des Generals Van Baërle, ehemaligen Militärgouverneurs von Surinam. Als der Prinz von Oranien Generalgouverneur der belgischen Provinzen wurde, trat Smits ins Generalcommissariat des Innern. Nunmehr kehrte er zu der seit 1812 verlassenen Statistik zurück.*)

Die officielle Statistik der Niederlande verdankt ihre Organisation einem aufgeklärten — „aufgeklärt" waren sie alle — höhern Beamten im Ministerium des Innern, Van Ewyck, der in seiner Eigenschaft als Administrator des Unterrichts jährlich einen Bericht über den Zustand der Schulen und Bildungsanstalten veröffentlichte. Die Regierung war ferner verpflichtet, einen Jahresbericht über Armenpflege zu erstatten, und seit 1826 auch Documente über die Statistik der Tribunale nach französischem Muster zu sammeln. Unter dem 3. Juli 1826 wurde eine Centralcommission für Statistik im Haag gebildet: Präsident, der Minister des Innern, umgeben von drei höhern Beamten des Innern, des Unterrichts und der Nationalindustrie; Secretär, Ed. Smits. Diese Commission, die Vorläuferin der gegenwärtigen brüsseler Centralcommission, hat zwei Documente hinterlassen: 1) die Bewegung der Bevölkerung in den Niederlanden in den Jahren 1815—24; 2) die Statistik des Handels, des Sanitätswesens, der Agricultur und Meteorologie, des Fischfangs und der Kohlengruben, für den Zeitraum von 1825—28. Ed. Smits gab eine Art von Commentar zu dem erstern Werke heraus, unter dem Titel: „Statistique nationale."**)

Am 14. Dec. 1826 verordnete die Regierung facultative Provinzialcommissionen im ganzen Lande, unter Leitung der Gouverneure. Die brüsseler Commission, zum Muster für die südlichen Provinzen bestimmt, erhielt zum Secretär den Director der unter seiner Leitung soeben eingerichteten Sternwarte, Hrn. Quetelet. Dieser gab auf den Wunsch des Königs von Holland unmittelbar darauf sein erstes statistisches Hauptwerk heraus: „Untersuchungen über Bevölkerung, Geburten, Todesfälle, Gefängnisse, Bettlerdepôts u. s. w. im Königreich der Niederlande" (Brüssel 1827). Dieses Werk, welches die wissenschaftliche Statistik im eigentlichen Belgien begründete, enthielt auch die statistischen Tabellen zur Bestimmung des Einflusses von Tag und Nacht auf die Geburten, von Guiette (wiederholt in den Quetelet'schen „Untersuchungen über die Reproduction", 1832, besonders abgedruckt im „Bulletin der medicinischen Gesellschaft von Gent", 1835), sowie als Anhang die statistischen Notizen des Barons Keverberg, worin die Unumgänglichkeit einer neuen Volkszählung nachgewiesen war. Wenn Hr. Quetelet hier und in dem zweiten statistischen Werke: „Statistische Untersuchungen über das Königreich der Niederlande" (Gebiet, Steuern, Bevölkerung, Handel, Bücherei, Journale, Posten, Lotterien, Unterricht, Armenpflege, Verbrechen und Vergehen, sammt statistischer Vergleichung der Provinzen untereinander), 1829, die reine Wissenschaft gründete, so muß dem Baron Keverberg, neben Ed. Smits, die Begründung der statistischen Praxis in Belgien gutgeschrieben werden.

Lange vor dem Decret vom 14. Dec. 1826 hatte Baron Keverberg de Kastel, Gouverneur der Provinz Ostflandern, in Gent eine Provinzialcommission für Statistik gegründet. Im Jahre 1818 schon hatte sich Westflandern zur Nachahmung dieser preiswürdigen Neuerung angeschickt. Eine interessante Broschüre mit der Jahrzahl 1819 liegt von demselben Gouverneur vor: „Essai sur l'indigence dans la Flandre orientale." Im Jahre 1819 ward Keverberg in den Staatsrath berufen, und er mußte der Regierung bald nach Brüssel, bald in den Haag folgen. In einem spätern Werke: „Sur le royaume des Pays-Bas", verbreitete er sich

*) Die biographischen Daten über Ed. Smits s. bei A. Quetelet, „Notice sur Edouard Smits", im „Bulletin der Centralcommission", V, 533 fg.

**) Als drittes Werk kann man den beiden erwähnten hinzufügen: „État de l'agriculture" (1813—21) von Kops, auf Befehl des Ministeriums veröffentlicht, 1821.

über den öffentlichen Unterricht, die Armenpflege, die Colonien zur Unterdrückung des Bettels (eine Schrift über die Colonie Frederiks-Oord hatte er 1821 aus dem Manuscript des Generalmajors Vandenbosch ins Französische übersetzt). Er war 1763 am 13. März geboren und starb am 30. Nov. 1841. Seine Biographie, von Hrn. Quetelet verfaßt, steht im „Annuaire" der belgischen Akademie (1842), deren Ehrenmitglied Baron Keverberg gewesen war.

Der wahre Gründer der Provinzialcommissionen für Statistik ist also bekannt; die holländische Regierung verallgemeinerte nur das Institut. Am 10. Dec. 1827 gab sie sämmtlichen Gouverneuren die Anfertigung von 14 Karten auf, welche die geographische Ausdehnung der einzelnen Provinzen, ihre größte Länge und Breite, ihre Höhenmessung, Hydrographie, Bodencultur, administrative Verfassung, ihren Mineralreichthum u. s. w. darstellen sollten. Von diesen Karten lieferten: Antwerpen 12, Namur 10, Hennegau 8, Lüttich 6, Ostflandern 5, Brabant 2, die übrigen nichts.*)

Wir sahen soeben wie die praktischen Resultate der brabanter Provinzialcommission sich fast auf nichts reducirten. Hr. Quetelet gibt die Gründe dieser Sterilität dahin an: Auf einen der Statistik befreundeten Gouverneur folgte ein anderer, der entgegengesetzten Ansichten huldigte, die Commission gering schätzte und ihren Arbeiten hinderlich in den Weg trat. Darüber kam es zu Erklärungen, zunächst in gemessener Form; als diese jedoch nichts fruchteten, platzte der geniale Sonderling Engelsbach-Larivière, Mitglied der Commission (für Geologie und Mineralogie), mit der vollen, unverschleierten Wahrheit heraus. Die natürliche Folge dieser Scene war die Auflösung der Commission unter dem 28. Oct. 1828.**) Es ist dieser Engelsbach-Larivière derselbe, der in der Septemberrevolution eine Woche lang Brüssel mit unumschränkter Macht regierte, dann seinen Abschied nahm, und später den seltsamsten aller Selbstmorde beging. Er lud nämlich seine Freunde zu einem copiosen Mittagsmahle ein, opferte der Ceres und dem Bacchus, und stieg unmittelbar darauf ins Bad, was seinen Tod zur Folge haben mußte und auch wirklich herbeiführte.

Eine neue Volkszählung war also durch die Bemühungen der Herren Quetelet und Keverberg erwirkt; sie wurde von der Regierung am 29. Dec. 1818 beschlossen.***) Gleichzeitig stellte die brüsseler Akademie die Preisfrage: Welches ist der beste Modus der Zählung? Als Antwort kamen zwei Memoires ein, das eine in französischer, das andere in holländischer Sprache. Keins von beiden erhielt jedoch den Preis.

Die Zählung war 1830 schon beendet, als die Revolution ausbrach. Die holländische Periode der belgischen Statistik schließt mit diesem Vermächtniß ab. Leider gingen für den neuen Staat diejenigen Documente verloren, welche sich in den beiden Provinzialhauptstädten von Luxemburg und Limburg befanden, deren Besitz schließlich Holland zuerkannt wurde. Auch waren die anbefohlenen lokalen Bevölkerungsregister schlecht ausgeführt, sodaß sie im Jahre 1846 neu angelegt werden mußten.

Da Revolutionen in der Regel laufende Geschichte machen, so sind sie der „stehenden Geschichte" nicht besonders günstig. Doch war die Unterbrechung diesmal keine absolute, besonders da die Herren Quetelet und Smits Belgier verblieben. Schon am 24. Jan. 1831 decretirte die Provisorische Regierung die Wiederaufnahme der Arbeiten. Smits ward zum Cabinetssecretär des Ministers des Innern und zum Dirigenten der allgemeinen Statistik ernannt; Quetelet bearbeitete die Documente der Volkszählung von 1829, und 1832 gaben beide Männer das erste officielle Werk belgischer Statistik heraus: „Untersuchungen über die Reproduction und Sterblichkeit, und über die Bevölkerung Belgiens." Im folgenden Jahre erschien von denselben die erste „Criminalstatistik" des jungen Staats oder Rechnungslage der Tribunale. Dieses Werk wäre beinahe in der Geburt erstickt worden. Verschiedene Detailangaben über lokale Ursachen des Verbrechens mußten auf ministeriellen Befehl getilgt werden, erschienen jedoch später in andern Arbeiten. An diese beiden ersten officiellen Publicationen reihten sich bis 1841 noch vier andere „Documents statistiques", sämmtlich vom Dirigenten des statistischen Bureau im Ministerium des Innern geleitet. Aus dem Ministerium des Innern gingen ferner hervor sechs Bände „Gemälde des belgischen Handels mit fremden Ländern": erster Band 1836 (begreifend die Jahre 1831—34), zweiter Band für 1835—37; dritter Band für 1836—38;

*) S. handschriftliche Mittheilung des Hrn. de Baumhauer an die brüsseler Centralcommission, in den Archiven der letztern.

**) Quetelet, „Notice sur Ed. Smits", S. 540.

***) Eine sehr oberflächliche Zählung, so unzuverlässig wie die von 1811, hatte kurz nach der Bildung des Königreichs, 1816, stattgefunden.

vierter Band für 1837—39; fünfter Band für 1838—40; sechster Band für 1839—41. Desgleichen erschien ein „Résumé des Elementarunterrichts" (1830—40) mit actenmäßigen Belegstücken bis 1815 hinauf, und ein ähnliches Résumé (1830—42) über den Mittelunterricht, sammt allen betreffenden Gesetzen, Verordnungen und Circularen von 1815—42. Die Ministerialberichte über das Universitätswesen stehen seit 1836 in den Acten der Repräsentantenkammer.

Das Justizministerium veröffentlichte die Statistik der Criminaljustiz von 1831 an, die der Civiljustiz seit 1832. Im Finanzministerium verarbeitete man die Territorialstatistik nach dem Kataster, im Ministerium der öffentlichen Arbeiten die Statistik der Berg- und Hüttenwerke, Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Nur das auswärtige Amt und der Krieg leisteten nichts.

Die Kammer der Abgeordneten verordnete im Jahre 1840 eine Enquête über Industrie und Handel, das Conseil central de la salubrité publique ernannte eine Commission zur „Untersuchung der Wohnungen der arbeitenden Klassen und der Mittel dieselben zu verbessern". Der Bericht der Herren Moeremans, Spaak und Ducpétiaux ist von 1841. Berichte über Gewerbeausstellungen wurden angefertigt; die flandrische Frage tauchte auf, und eine Enquête sur l'industrie linière (1841—42) wurde bereits zum öffentlichen Ereigniß. Endlich gehören zu dem reichen statistischen Material, das bis 1841 auf eine centralisirende Stelle und eine ordnende Hand wartete: sämmtliche Gesetzvorlagen nebst Beweisstücken, die Budgets sammt Rechnungsnachweisen, die Berichte der Handelskammern und Ackerbaucommissionen, endlich die seit 1836 regelmäßig veröffentlichten Exposés sur la situation administrative des provinces, wogegen die gleichfalls jährlichen Berichte über Verwaltung und Lage der Gemeinden nur in einigen größern Städten dem Druck übergeben wurden. Im Jahre 1841 ließ das Ministerium des Innern ein „Résumé der Lage der Provinzen und Gemeinden" erscheinen.

Hatte nun der junge Staat bisher die holländische Verwaltung im Punkte des statistischen Bureau im Ministerium des Innern nachgeahmt, so blieb ihm jetzt der wichtige Schritt zu thun übrig, eine allgemeine statistische Commission, außer und über jenem Bureau, zu errichten. Es war nämlich augenscheinlich, daß die statistischen Arbeiten der einzelnen Ministerien weder Maß noch Ordnung hatten, daß sie willkürlich und ohne höhern Gesammtzweck erschienen. Im Jahre 1841 gab Ed. Smits seine Dimission, die ihm in ehrenvoller Weise ertheilt ward. Der Minister des Innern erklärte bei Veröffentlichung des officiellen Documents von 1841 in seinem Bericht an den König, „dieser Band sei unter den Auspicien eines höhern Beamten angefangen und vollendet worden, der kürzlich seinen Abschied genommen habe, und dessen Laufbahn würdig durch diese nützliche Arbeit gekrönt werde". An seine Stelle als Chef des allgemeinen statistischen Bureau im Ministerium des Innern trat im März 1841 der Luxemburger Xavier Heuschling, in Deutschland weit bekannter als sein Vorgänger. Hr. Heuschling hatte bereits ein Jahr vorher eine Note *) beim Minister des Innern eingereicht, in welcher er die Nothwendigkeit einer Reorganisation der Statistik und namentlich ihrer Centralisation mit den schlagendsten Gründen nachgewiesen. Der damalige Minister, Hr. Liedts, seitdem Finanzminister im Cabinet de Brouckère-Faider, einer der gebildetsten Staatswirthe des Landes (zur Zeit wieder Gouverneur der Provinz Brabant), ging vollkommen auf die ihm dargebotene Idee ein, die ihn seit längerer Zeit selbst beschäftigt hatte, und schuf durch königlichen Beschluß vom 16. März 1841 die heutige „statistische Centralcommission", deren Wirksamkeit eine neue Epoche der belgischen Statistik bezeichnet. In seinem Bericht an den König erklärte Hr. Liedts, „man habe sich nach und nach von dem Zwecke der Provisorischen Regierung entfernt; einige Departements hätten die Statistik gänzlich vernachlässigt, andere vereinzelt, oft nach denselben Quellen, daran gearbeitet, sich in ihren Untersuchungen begegnend und kreuzend. Dieser Mangel an Zusammenhang mußte nothwendig Widersprüche, doppelte Arbeit und Lücken hervorrufen". An die Spitze der neuen Centralcommission trat Hr. Quetelet als Präsident. Aus jedem Ministerium wurden einer bis drei höhere Beamte erwählt, vollständig vertraut mit dem Material ihrer Ressorts; ausgezeichnete Männer aus dem Justizfach und andern öffentlichen Beamtungen traten hinzu, selbst Statistiker aus der freien Literatur und dem Privatleben fanden Aufnahme; Heuschling wurde Secretär. Um sein Werk zu vollenden schuf Liedts unterm 6. April 1843 auch statistische Provinzialcommissionen unter der Leitung der Gouverneure. Ihre Bestimmung ist die Discussion der Provinzialstatistik, ehe diese an die Centralcommission eingesandt wird; die Resultate haben jedoch bisher

*) S. Heuschling's „Einleitung" zu Horn's „Statistisches Gemälde von Belgien".

der Idee noch nicht recht entsprochen. Auch mischte sich die leidige Geld- und Staatsunterstützungsfrage ein.

Gleichzeitig mit der Organisation der Centralcommission schritt das Ministerium des Innern zur Veröffentlichung der ersten zehnjährigen Bevölkerungsstatistik (Relevé décennal, 1831—40), worin der Personenstand der Jahre 1831—33 zum ersten male bekannt gemacht wurde, und für den ganzen Zeitraum die Population nicht nur nach Provinzen und Verwaltungsbezirken, sondern auch nach Städten und Landgemeinden, nach Gerichtssprengeln, Milizcantonen und Friedensgerichtsbezirken specificirt war. Neben der geographischen Ausdehnung war auf die numerischen und proportionellen Ergebnisse der Bevölkerungsbewegung Rücksicht genommen. Daneben erschien dann der sechste Band der bereits erwähnten „Documents statistiques", die übrigen statistischen Zweige enthaltend. Diese Doppelarbeit sollte jetzt ihr Ende erreichen, und das neue Decennalrésumé fiel der einheitlichen Centralcommission anheim.

Ed. Smits blieb nach seinem Rücktritte vom statistischen Bureau noch Mitglied der Centralcommission und stattete den Bericht der Specialcommission über den neuen Modus der Bevölkerungsaufnahme ab. Seit längerer Zeit leidend, starb er am 22. Jan. 1852 in der Vorstadt Ixelles. Die gesammte Centralcommission folgte seiner Leiche, und beschloß einstimmig, ihm eine biographische Notiz zu widmen.

Für die Jahre 1841—50 wurden zehn Bände Populationistik ausgearbeitet und vom Ministerium des Innern regelmäßig veröffentlicht. Dies war das Resultat der laufenden praktischen Thätigkeit der Commission; sie hat aber zugleich seit 1843 sieben Bände „Bulletin der Centralcommission für Statistik" veröffentlicht, in denen sie als gelehrte Körperschaft auftritt und ihre innern theoretischen Verhandlungen niederlegt.

Im Jahre 1849 veröffentlichte das Ministerium des Innern den ersten Riesenband des Generalcensus vom 15. Oct. 1846: „Statistique de la Belgique. Population. Récensement général". Dem folgten 1850 vier weitere Riesenbände: „Agriculture" mit Übersichten nach Provinzen und Bezirken; dann 1851 ein sechster und letzter Band: „Industrie". Nie hat ein Staat so großartig und vollständig Rechnung über sein inneres Leben abgelegt. Am lückenhaftesten sind wol Industrie und Handel ausgefallen, da natürlich diese Factoren bei ihrer Quecksilbernatur dem „Status", der Fixirung, am eigensinnigsten ausweichen, während der Agriculturstatistik mit großem Unrecht der Vorwurf der Ungenauigkeit und Mangelhaftigkeit gemacht wird. Eine erste Protokollirung des gebauten wie des liegenden Eigenthums, eine erste Angabe der Wohnungen, Bodenarten, Behandlungsmoden, Erzeugungswerthe, Kostenpreise, des Selbstverzehrs wie des Marktverkaufs, wird immer viel zu wünschen übrig lassen. Was aber will es besagen, wenn die Aristarche endlich herausgefunden, daß bei Löwen zwei Gebäulichkeiten falsch beschrieben und gewerthet worden! Was bedeuten ähnliche Ausstellungen gegen die Majestät dieses statistischen Domes? Gehört nicht selbst die Unterschätzung von Eigenthum, Rente, Ertrag u. s. w., auf die man sich bei dem bekannten bäuerlichen Mistrauen stets gefaßt halten mag, wiederum zu jenen Elementen, die der statistischen Wahrscheinlichkeitsrechnung verfallen, deren consequente und fast systematische Unrichtigkeit gerade den Schlüssel zur richtigen Abschätzung enthält? Es ist nicht anders bei den permanenten Werthen der Ein- und Ausfuhr: man transponirt die Noten und versteht die Melodie.*)

Nach einem königlichen Erlasse vom 14. März 1850 sollte das neue „Decennalrésumé der Lage von Provinzen und Gemeinden" mit einer „allgemeinen Statistik des Königreichs" verbunden werden. Es galt also jetzt, die früher publicirten „Documents statistiques" zu erweitern, die Zustände der Provinzen, der Wissenschaft, Literatur und Kunst, das Armen- und Gefängnißwesen, die Polizei und öffentliche Sicherheit, das Sanitätswesen, die Wehrkraft und die Finanzen darin aufzunehmen, allgemeine Übersichten zu gewinnen, und so das gesammte Leben der Nation nach allen Richtungen hin als einen sich bewegenden Zustand bestimmt und anschaulich darzustellen. Dies unternahm die Centralcommission, indem sie das Princip der Arbeitstheilung anwandte, und die verschiedenen Branchen monographienweise ausführen ließ. So entstand der starke Band in groß Quart: „Statistique générale de la Belgique. Exposé de la situation du royaume" (1841—50). Durch die Allseitigkeit des Stoffs, sowie durch die partienweise Bändigung desselben, bildet dieses „Exposé" ein wissenschaftliches Ereigniß; es ist eine nach moder-

*) Nicht uninteressant ist es vielleicht zu erfahren, was ein solcher Generalcensus kostet. Der von 1846 kam der Regierung auf 600000 Fr. zu stehen. In England kostete der von 1831 3 Mill. Fr., während dort das jährliche Budget der laufenden Statistik 2,268900 Fr. beträgt.

nen Anforderungen vollendete Belgica illustrata, wie der alte Schöpflin freudig sagen würde. Die Statistik rückte hier praktischen Studien näher, erhielt eine entscheidende Stimme bei socialen, finanziellen und Creditdebatten, und man darf wol sagen, daß dieses Werk den staatswirthschaftlichen Maßstab für die modern-europäischen Zustände überhaupt gegeben hat, daß die Fragen der Production, Consumtion und des Handels, der Bodenrente, des Kapitalgewinnstes und der Löhne, der Armenpflege, des Gefängnißwesens und des Pauperismus noch nirgends so drastische Antworten erhalten hatten. Sechs Monate redlichen Studiums dieser Generalstatistik eines Landes von vier Millionen Menschen bringen eine wahre Offenbarung ein.

Die zehn Bände jährlicher Populationistik, von denen oben die Rede war, sind nicht weiter fortgesetzt worden, zum Theil auch wegen Competenzstreitigkeiten. Bei Gründung der Centralcommission war ausdrücklich stipulirt worden, daß die einzelnen Ministerien mit der Veröffentlichung ihrer speciellen Statistiken fortfahren sollten. Wenn nun die einzelnen statistischen Bureaux ihre Pflicht thun, so muß die Centralcommission entweder größere Zeiträume abwarten, oder sie muß dem gegebenen Einzelmaterial fortwährend neue Seiten abgewinnen und es in andern Combinationen krystallisiren lassen. Die Decennalrésumés entsprechen der erstern Seite dieser Aufgabe; die letztere wird erfüllt durch ein neues Heft in groß Quart: „Documents statistiques" (1857), welches im Jahre 1858 ans Licht trat und abermals eine reiche Fundgrube socialen Wissens erschließt. Diese „Documents" umfassen die Jahre 1853—54, in manchen Partien bis 1855, und enthalten außer den bereits eingebürgerten Rubriken zum ersten mal die Statistik der Militärconscription, der Kammerwahlen sowie die Provinzial- und Communalstatistik. Die „Documents" sollen künftig jährlich erscheinen, natürlich mit demnächstiger Nachholung der Periode 1855—57, und können den Arbeitern im Weinberge der Zahlenpolitik sowie den Freunden der Zustandskunde im voraus nicht warm genug empfohlen werden.

Das sind in Kürze die Titel und Ansprüche, auf die sich der europäische Ruf der belgischen Statistik gründet; das gab dem kleinen Belgien im Jahre 1853 die Berechtigung, den ersten internationalen statistischen Congreß nach Brüssel zu berufen, dem sodann 1855 der pariser, 1857 der wiener gefolgt sind, ohne, und zwar aus lokalen wie aus politischen Gründen, gerade besonders von sich reden zu machen. Nur der brüsseler Congreß war ein internationales, freies Meeting von Gelehrten und Staatsmännern, während in Wien wie in Paris der National- und der Regierungscharakter empfindlich vorwogen. Der ganze brüsseler Congreß kostete der belgischen Regierung die geringe Summe von 3336 Fr., während die österreichische Regierung von vornherein 63500 Fr. zur Bestreitung der Kosten aussetzte. Und so hatte sich die kühne Voraussage des Ministers Liedts verwirklicht, der am 18. März 1841, gelegentlich der Einsetzung der Centralcommission, in der Kammer gesagt hatte: „Mit ihrer Hülfe können wir dazu kommen, in Belgien eine Statistik zu schaffen, die in keinem Lande Europas ihresgleichen haben wird."

Wir haben von der Sache geredet; jetzt auch ein Wort über die Personen. Nicht als ob es möglich wäre, bei Collectivanstrengungen allen gerecht zu werden, von allen jenen braven Hülfsarbeitern, auf deren Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit jedes statistische Gebäude wie auf seinem Fundamente ruht, ein Porträt oder auch nur ein Daguerreotyp, ja selbst nur die Namen zu geben. Die Corporale, welche die rohen Zahlenrekruten allererst einexercirten, die entwilderten dann in Reihe und Glied stellten, können ihre Belohnung nur in der Gerechtigkeit des Hauptmanns oder seiner Lieutenants finden. Wenn wir daher einige wenige Namen noch besonders anführen, so verpflichtet uns dazu theils deren wissenschaftliche Bedeutung, theils auch die Scheidung in zwei mitunter sogar feindliche Richtungen der Statistik, die an jenen Namen zur Klarheit gebracht werden soll.

Wir lesen in jedem Quartbande des „Bulletin der Centralcommission" folgendes Citat aus dem Reglement, auf einer weißen Seite dem Titel gegenüber: „Indem die Commission die Einrückung von Documenten oder Memoires ins Bulletin verordnet, gedenkt sie nicht die Verantwortlichkeit der von den Verfassern ausgesprochenen Ansichten auf sich zu nehmen." Daraus folgt offenbar, daß im Schose der Commission selbst von vornherein verschiedene Ansichten herrschten und herrschend geblieben sind. Welches sind diese Ansichten? In Belgien nennt sich die eine Richtung die „descriptive" und tauft die andere die „mathematische"; die andere nennt sich selbst die „wissenschaftliche" Richtung, welche aus der Statistik eine „exacte Wissenschaft" machen wolle, wie es der große Laplace bereits ausgesprochen, und tauft die andere die „empirische", welche nicht wisse, was sie aus ihrem Zahlenconglomerat machen solle. Die eine beruft sich fortwährend auf Deutschland, dessen Sprache man nach Lalande lernen müsse, um Statistik

treiben zu können; die andere wiese danach wol mehr auf Frankreich hin, wo ja von Pascal's Zeiten her die Wahrscheinlichkeitsrechnung mit dem größten Erfolge betrieben worden. Als ob nicht auch Leibniz ein großer Rechenmeister gewesen wäre, und als ob die jetzige französische Statistik, die Herren Legoyt, Leplay und Moreau de Jonnès, mehr als Tableaux gäben!

Weit entfernt, in den wissenschaftlichen Controversen der Herren Quetelet und Heuschling*) z. B. einen unversöhnlichen Gegensatz zu finden, wäre es uns unmöglich, die Existenz der Statistik zu begreifen, ohne das Vorhandensein der Antithese; und wie beide ehrenwerthe Männer Freunde im Leben sind, wahrscheinlich im richtigen Vorgefühle ihrer wissenschaftlichen Zusammengehörigkeit, so wollen wir sie auch vom Standpunkte der höhern Einheit betrachten. Hr. Heuschling sagt: „Die höchste Aufgabe der Statistik ist, ein gegebenes Land unter allen seinen Gestalten zu betrachten, alle seine Elemente zu analysiren, die Mittel zu Vergleichen mit der Vergangenheit und zuverlässige Angaben für spätere Verbesserungen an die Hand zu geben, das vermittelnde Band zwischen Vergangenheit und Zukunft zu bilden. Deshalb hat die Statistik eine eigene Stelle auf dem Gebiete der menschlichen Kenntnisse." Ganz vortrefflich, wer aber vergleichen will, der muß vergleichbare Größen haben; vergleichbare Größen aber sind nur mathematische, sonst fällt man in die Metapher, welche nur in der Rhetorik gilt. Schlüsse auf die Zukunft lassen sich mit einiger Sicherheit wieder nur mathematisch machen, besonders wenn verschiedene Elemente von sehr diverser Qualität dabei in Anschlag kommen, die doch wol erst einem Generalnenner zu unterwerfen sind. „Descriptiv" könnte die Statistik nur bleiben, wenn sie es absolut mit einem einmaligen Zustande zu thun hätte; sobald wir den wandelnden, sich verwandelnden Zustand vor uns haben, müssen wir ein Maß der Wandelung suchen; das Maß aber ist stets ein mathematischer Begriff, ob geometrisch oder arithmetisch.

Hr. Quetelet, der sich an die stolze Reihe der Pascal, Leibniz, Bernoulli, Condorcet, Laplace, Poisson, Fourier anschließt, der Feind des „wahrscheinlichen Falschen", mit der die Jesuiten das „moralisch Wahre" vergifteten, ist so sehr an die Thatsache gebunden, hängt dermaßen von empirischen Daten ab, daß er nicht den kleinsten Calcul anstellen kann, ohne die solide, erprobte descriptive Statistik; daß er ohne die gewissenhaften Beschreiber des Zustandes und der Zustände rein in der Luft schweben würde. Kein Zweifel, er selbst ist der erste, der diese Wahrheit anerkennt. Der vermeintliche Gegensatz löst sich folglich dahin auf: Erst die empirische, umsichtige, scrupulöse Statistik, nachher die scientifischen Fernsichten; erst die sorgfältig behauenen Steine, nachher der Tempel; erst die Natur, das Object, hernach die Physik und Physiologie.

Lambert Adolphe Jacques Quetelet, ein Mann von europäischem Namen, ward geboren zu Gent am 22. Febr. 1796, wuchs also auf in der französischen vaterlandslosen Zeit. Dieser Umstand kann jedoch kaum als Nachtheil für den strebsamen Jüngling bezeichnet werden; denn seine Studienzeit fiel noch in die Abendröthe des echt wissenschaftlichen Treibens zu Paris. Der junge Quetelet hatte zu Lehrern und Freunden einen Poisson und Benoiston de Châteauneuf, ja der unsterbliche Laplace lächelte noch auf ihn hinab. So bildete er sich zum Mathematiker echten Kalibers und sog jene mathematische Richtung der Statistik ein, die bisweilen den tugendhaften Fehler beging, etwas zu akademisch streng zu sein, ein Fehler, den man bei den heutigen oft zwecklosen Zahlenanhäufungen erst wahrhaft schätzen lernt. Jene Alten kannten keine Zahl, als die eine Bedeutung hatte, keine Rechnung, als die ein bestimmtes sociales Facit ergab, und sie wandten das Gesetz der Serie oder Reihe gerade so auf den gesellschaftlichen Organismus an wie Geoffroy Saint-Hilaire auf den animalischen. Will man den ganzen Unterschied an einem Beispiele ermessen, so vergleiche man die Arbeiten eines Poisson oder Benoiston mit der verschwommenen Unsicherheit eines Moreau de Jonnès, der heute in Frankreich officiell ist.

Hr. Quetelet wurde 1814 zum Professor der Mathematik am Gymnasium zu Gent ernannt; 1819 wurde er in gleicher Qualität ans Gymnasium zu Brüssel befördert. Im Jahre 1826 beauftragte ihn der König von Holland mit dem Bau und der Leitung der neuen Sternwarte zu Brüssel, welche Alexander von Humboldt, Hrn. Quetelet innig befreundet, die „vollständigste Sternwarte" genannt hat. Seine Betheiligung bei der Gründung der Statistik in den Niederlanden sowie in dem neuen Königreiche Belgien ward schon erzählt. Er steht noch an der Spitze der Centralcommission für Statistik. Seit 1836 lehrt er zugleich an der Militärschule zu Brüssel Astronomie und Geodäsie. Im Jahre 1820 war er Mitglied der belgischen

---

*) S. deren Kritiken und Antikritiken, Repliken und Dupliken im „Journal des économistes" (September, November, December 1854 und Januar 1855) über Berechnung der Mortalitätstabellen.

Akademie der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste geworden; vom 5. Mai 1832 bis zum 22. Nov. 1834 präsidirte er der gelehrten Körperschaft; dann erfolgte seine Ernennung zum „immerwährenden Secretär" (Secrétaire perpétuel).

Quetelet's fünftes Werk, seine erste zugleich angewandte vollständige Theorie der Statistik, erschien ebenfalls noch im Interregnum der praktischen Zustandskunde, und heißt: „Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale" (2 Bde., Paris 1835). Eine deutsche Ausgabe unter dem Titel: „Über den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten, oder Versuch einer Physik der Gesellschaft", in einem Octavbande, mit vielen kostbaren Noten des Verfassers und trefflichen Zusätzen des Bearbeiters, ist von Dr. Riecke (Stuttgart 1838) besorgt worden. Auch die englische Ausgabe von Knor, Edinburg, ist reicher als das französische Original.

Ein ferneres höchst bedeutendes Buch desselben Verfassers ist: „Sur la théorie des probabilités", oder „Über die Theorie der Wahrscheinlichkeiten, angewandt auf die moralischen und politischen Wissenschaften, Briefe an den regierenden Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha" (Brüssel 1846), das auch ins Englische übertragen wurde. Wir übergehen natürlich alle rein mathematischen und astronomischen Arbeiten des gelehrten Mannes. Endlich zu Paris 1848: „Du système social et des lois qui le régissent", oder „Von dem socialen System und den Gesetzen, die es regieren", welches Werk dem Prinzen Albert, Gemahl der Königin Victoria, gewidmet ist. Außerdem stehen viele Beiträge Quetelet's in den Memoiren der Akademie: über Geburten und Sterblichkeit in Brüssel; Untersuchungen über das Gesetz des Wachsthums des Menschen; über die Neigung zum Verbrechen in den verschiedenen Lebensaltern; über das Gewicht des Menschen; über den Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit; über moralische Statistik und deren Grundprincipien. Ähnliche Ausführungen finden sich in den Bulletins der Akademie, wo man sie nachschlagen kann. Zum Schluß führen wir an: eine Reihe von Memoires in dem erwähnten „Bulletin der Centralcommission für Statistik des Königreichs", namentlich acht wichtige Beiträge in den fünf ersten Bänden, unter denen eine „Moralische Statistik, vom Einfluß des freien Willens des Menschen auf die socialen Thatsachen", die Veranlassung zu der Kritik des Hrn. Dedecker im Schoße der Akademie gab, welche die Resultate des mathematischen Nationalismus ins Katholisch-Dogmatische übersetzte.

Das Ziel Quetelet's in diesen Schriften kann mit einem einzigen Worte bezeichnet werden: Er sucht den „mittlern Menschen", soweit die Menschheit in die Erscheinung getreten ist, wie Goethe die Urpflanze suchte; er verfolgt diesen Urtypus nicht nur auf physikalischem, sondern auch auf moralischem und intellectuell-ästhetischem Gebiete; er glaubt die Lebenscurve selbst für die höchsten poetischen und philosophischen Producenten gefunden zu haben, wie er auch die auf- und absteigende Curve für das Verbrechen bei Mann und Frau beschreibt, wie er das Wachsthum des Menschen statistisch-graphisch anschaulich macht.

Was den Standpunkt Quetelet's betrifft, wie er sich in seinen drei angeführten Hauptwerken resumirt, so ist es nur dann möglich, ihn einen fatalistischen oder materialistischen zu nennen, wenn man in der Statistik die ganze Socialwissenschaft erblickt, und nicht vielmehr einen einleitenden Theil der letztern. Wenn Quetelet das Wort „sociale Physik" ausspricht, und so einen scheinbaren Widerspruch aufstellt, da die Societät doch nicht völlig Naturgewächs, sondern auch ein Act des Collectivwillens ist, zum allerwenigsten aber noch einen andern Factor kennt als den des blos physikalischen Geschehens: so gewinnt er auf Einen Schlag die Materialisten oder Verehrer des „kohlensauren Kalks", und stößt sämmtliche Spiritualisten und Idealisten ab. Man darf aber nur bedenken, daß Quetelet mit jener Bezeichnung lediglich das n o t h w e n d i g e Element im menschlichen Geschehen meint, daß die Sprache eben nur Bilder, Metaphern gewährt, also höchstens der Ausdruck schief wäre, um sich sofort zu beruhigen und von der heutigen Partei- und Wortklauberei zur Betrachtung der Sache überzugehen. Denn was hindert uns, auf die „sociale P h y s i k" eine sociale E t h i k folgen zu lassen, und die vergangenen wie die zukünftigen Acte der menschlichen Freiheit ins gebührende Licht zu setzen? Wir werden sehen, daß Quetelet selbst weit entfernt ist, diese Acte zu leugnen, wenn er sie gleich, dem idealistischen Hochmuth gegenüber, und zwar mit Recht, beschränkt. Unsere etwaige Polemik richtet sich daher weit mehr gegen die falsche Auffassung der Quetelet'schen Theorien als gegen diesen Gelehrten selbst.

Quetelet beobachtet des Nachts die Sterne, bei Tage die Gesellschaft. Was kann er dazu, wenn Meteorsteine und Aerolithen fliegen, Kometen irrlichteriren? Ist es seine Schuld, daß auch er findet: „Die Gebrechen der Gesellschaft vermehren die Zahl der Armen und der Ver-

brechen; die Fortschritte der Civilisation steigern die Häufigkeit des Irrsinns" (Esquirol)? . . . „Der Blödsinn ist ein Zustand, der vom Boden und von materiellen Einflüssen abhängt, während die Verrücktheit ein Erzeugniß der gesellschaftlichen Zustände, der intellectuellen und moralischen Einflüsse ist. Die eigentliche Narrheit steht also im geraden Verhältniß zur Civilisation." Und dann die allerberühmteste These: „Es gibt ein Budget, das mit einer schauerlichen Regelmäßigkeit entrichtet wird, nämlich das der Gefängnisse, Galeeren und Schaffote." Oder: „Es gibt eine Abgabe, die der Mensch regelmäßiger bezahlt, als die an die Natur oder den Staatsschatz entrichtete, es ist die, welche er dem Verbrechen zollt. Wie niederschlagend ist diese Thatsache für die Menschheit! Wir können zum voraus bestimmen, wie viele ihre Hände mit dem Blut ihrer Nebenmenschen besudeln werden, wie viele sich Fälschungen, wie viele sich Vergiftungen zu Schulden kommen lassen, fast ebenso wie man zum voraus die künftigen Geburten und Todesfälle angeben kann. Die Gesellschaft birgt in sich die Keime zu allen Verbrechen, die begangen werden sollen, zugleich mit den zu ihrer Vollführung nothwendigen Gelegenheiten. Sie ist es gewissermaßen, die diese Verbrechen vorbereitet, und der Schuldige nichts als das Werkzeug der Ausführung."

Das ist nun freilich fürchterlich, nicht etwa wegen der ungerecht Bestraften und Getödteten, sondern wegen der gemordeten Freiheit. Und die Reihenfolge der die Gesellschaft betreffenden Elemente, von den wenigst schwankenden bis zu den veränderlichsten: Größe des Menschen, Repression des Verbrechens, Geburten, Hang zum Verbrechen oder Wahrscheinlichkeit desselben, Sterbefälle, Trauungen, Staatseinnahme und Ausgabe, Fruchtpreise, hat so wenig Tröstliches, daß Quetelet folgendes „Folglich" daran hängt: „Folglich haben die Regierungen alle Ursache, den Schwankungen der Fruchtpreise entgegenzuwirken. Die Gesetzgeber müssen das Budget der Verbrechen feststellen, wie das der Staatseinnahme und Ausgabe. Der Unglückliche, der sein Haupt auf das Schaffot trägt oder in einem Gefängnisse sein Leben beschließt, ist gewissermaßen ein Sühnopfer der Gesellschaft. . . . Auch kann ich denjenigen, welchen das Wohl und die Ehre ihrer Mitmenschen am Herzen liegt, und die nicht ohne Erröthen einige Francs mehr oder weniger, so an den Staatsschatz gezahlt werden, und einige Köpfe mehr oder weniger, so durch Henkershand abgeschlagen werden, auf dieselbe Linie miteinander stellen möchten, nicht oft genug den Satz wiederholen: Es gibt ein Budget u. s. w."

Glücklicherweise reißt bereits ein fatales „Gewissermaßen" ein Loch in den mathematischen Höllencirkel, dessen Wölbung anderwärts durch ein „Fast" oder „Beinahe" durchbrochen wird. Und was ist es mit den „etlichen Francs" anstatt „etlicher Köpfe"? Könnten etwa die Francs die Köpfe erhalten? Beim Budget der Galeeren und Schaffote heißt es: „Hier vor allem sollte man auf Ersparnisse Bedacht nehmen." Das ist also thunlich, möglich! O, der Tag bricht durch die zerrissene Wölbung! Richtig: „Diese Beobachtungen, die auf den ersten Anblick entmuthigend erscheinen können, haben bei näherer Betrachtung etwas Tröstliches, indem sie auf die Möglichkeit hinweisen, die Menschen durch Verbesserung der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Sitten und Gebräuche, durch Aufklärung und überhaupt durch alles, was auf ihre Art zu leben Einfluß hat, zu bessern." Da nun die Verbrechen sowie der Irrsinn mit steigender Civilisation nur zugenommen haben, so muß es nothwendig noch etwas über diese Civilisation hinaus geben, und der Menschheit wird die Freiheit zugeschrieben, selbst über diese große und weite Nothwendigkeit hinauszukommen!

„Wenn jeder Fortschritt der Wissenschaft dem Menschen einen Theil seiner Bedeutung zu entreißen scheint, so dient er zugleich dazu, uns einen höhern Begriff von der geistigen Macht zu geben, mittels deren der Mensch Gesetze ausfindig macht, die ihm für immer verhüllt zu sein schienen, und in dieser Beziehung haben wir alles Recht stolz zu sein . . . Als Mitglied der Gesellschaft erfährt der Mensch jeden Augenblick den Zwang der Ursachen und zollt ihnen seinen regelmäßigen Tribut, aber als Mensch beherrscht er durch den vollsten Gebrauch seines geistigen Vermögens jene Einflüsse, modificirt ihre Wirkungen und kann immer bessern Zuständen sich zu nähern suchen." Es folgt also keineswegs, daß „man die Willensfreiheit der Individuen gänzlich in Abrede stellen, oder annehmen müsse, sie sei ohne Einfluß"; denn der Wille hängt nicht in der Luft, ist kein Abstractum, sondern applicirt sich auf eine Substanz, welche die gesellschaftlichen Zustände heißt. Der Mensch muß nicht morden wie der Tiger, er muß nicht auf das Verbrechen fallen, wie der Körper im leeren Raume fällt; der Mensch mordet und fällt nur eher unter gegebenen Umständen. Diese Umstände modificiren und im „Individuum" den „Menschen" erziehen, ist eins und dasselbe und das, was noth thut. Wenn der Trost für die Regelmäßigkeit der Verbrechen in der Möglichkeit socialer Verbesserungen gegeben ist, so hat

auch diese Möglichkeit ihren nothwendigen Verlauf oder ihre Statistik: dann berechne man die nächste Reform nach der Reihe der vorhergehenden, man stelle die Serie der menschheitlichen Fortschritte fest, und man wird sich mitten in der „socialen Ethik" befinden.

Wenn wir daher keinen Widerspruch gegen das Motto aus dem großen Laplace erheben: „Wenden wir auf die politisch-moralischen Wissenschaften die Methode an, die sich auf Beobachtung und Calcul gründet, eine Methode, die uns so gute Dienste in den Naturwissenschaften geleistet hat", so verlangen wir nur die durchgängige Anwendung dieses Grundsatzes, auch auf die zukünftigen Dinge, mit andern Worten die Statistik der Reformen. Und wenn Quetelet in einem akademischen Mémoire erklärt: „Die wichtige Rolle der moralischen Statistik bestehe darin, dem Gesetzgeber den Punkt zu zeigen, wo er eingreifen müsse, um den socialen Zustand zu modificiren", so ist damit erstens die Freiheit des Collectivmenschen eingeräumt, denn die Zustände der Bienen, Biber und Büffel lassen sich nicht modificiren, wenigstens nicht von den Bienen, Bibern und Büffeln selbst; zweitens aber ist die Freiheit des individuellen Menschen gerettet, indem der Gesetzgeber vorab ein Individuum ist, sodann aber die Meinungen und Ansichten aller Staatsindividuen zusammen erst den wahren Gesetzgeber produciren.

Übrigens wird die volle Wahrheit von Quetelet selbst in dem angeführten Werke „Vom socialen System" dahin formulirt: „Die socialen Phänomene, vom freien Willen des Menschen beeinflußt, gestalten sich von Jahr zu Jahr mit einer größern Regelmäßigkeit, als die blos von materiellen und zufälligen Ursachen beeinflußten Phänomene." Danach sind also Freiheit und Willen nicht nur vorhanden, sondern sie sind auch in der Entwickelung begriffen, und das Ziel oder Ideal der Menschengeschichte formulirt sich dahin: Immer größere Regelmäßigkeit in den socialen Phänomenen, immer größere Beeinträchtigung des blinden Waltens! Bei dieser Theorie des Fortschritts, die wol die jedes denkenden, vorurtheilsfreien Mannes sein wird, haben wir nur vor dem Neben- und Seitenwege des Condorcet'schen Progrès indéfini oder schlechtunendlichen Fortschritts zu warnen, der sich z. B. über die menschliche Lebensdauer dahin äußert: „Die mittlere Dauer des Lebens ist unendlich, objectiv wie subjectiv; objectiv, insofern es keine Schranke gibt, vor der sie stehen bleiben müßte; subjectiv, insofern wir keine Grenze fixiren können. Wir wissen nicht, welchen Termin das Leben nicht überschreiten kann, wir wissen sogar nicht, ob allgemeine Naturgesetze einen solchen bestimmt haben."*) Das heißt mit andern Worten, der progrès indéfini ist die Unbestimmtheit und die Unwissenheit, er ist das Nichts. Wissenschaft aber ist Kenntniß des Gewissen.

Schließlich noch die Bemerkung, daß Quetelet das in jüngster Zeit in Deutschland mehr aufgegebene als widerlegte Malthus'sche Bevölkerungsgesetz durch ein eben sowol ökonomisches als physikalisches Gesetz verdrängt hat, welches so lautet: „Die Bevölkerung strebt in einer geometrischen Progression zuzunehmen; der Widerstand oder die Summe der Hemmnisse ihrer Entwickelung verhält sich, unter übrigens gleichen Umständen, wie das Quadrat der Schnelligkeit, mit welcher die Bevölkerung zu wachsen strebt." In normalen Verhältnissen, von denen z. B. Irland so lange ausgeschlossen war, regelt sich die Bevölkerung nach der Production; da aber die Production selbst wieder von der Bevölkerung abhängt, so regelt die Bevölkerung die Bevölkerung, d. h. sie regelt sich selbst. Aller Irrthum und alles Ungemach rühren lediglich daher, daß die Bevölkerung, d. h. die Arbeit nicht ihren homogenen Ausdruck an der Production findet. Ursache und Wirkung decken sich nicht.

Philippe François Xavier Théodose Heuschling ward geboren den 21. März 1802 in der Stadt Luxemburg. Er ist nach Geburtsort, Name und Abstammung von echt germanischer encyklopädistischer Herkunft. Sein Oheim, Etienne Heuschling, war ein wahrer Polyhistor, Professor der orientalischen Sprachen, der allgemeinen Grammatik, des Naturrechts und der Philosophie, Verfasser einer Widerlegung des Empirismus und Sensualismus, sowie der Condillac'schen Logik. Die deutsche Gründlichkeit und Vielseitigkeit steckte auch dem jungen Xavier im Blut, und zwar seiner ersten Bestimmung zum Trotz. Er arbeitete nämlich im Notariat seines Vaters zu Luxemburg und bestand 1824 das Candidatenexamen vor der Kammer der dortigen Notare. Im Mai 1831 ging er jedoch in die Hauptstadt des jungen Belgien und debutirte in einem Bureau des Finanzministeriums als subalterner Beamter. Hier gewahrte er bald, was der neuen Verwaltung noch alles mangele, und wie namentlich der rechte Sinn für Staatswissenschaften erst angebaut und gepflegt werden müsse. Er erzählt selbst („Einleitung"

*) Condorcet, „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain", citirt am Schlusse von Quetelet in dem Werke: „Du système social etc."

zu Horn's „Statistisches Gemälde"), wie ein Buch von Michael Franz Joseph Müller: „Kurze doch zuverlässige statistische Übersicht des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny" (Trier 1814), der erste Lichtstrahl geworden sei, der ihn zu den Theorien eines Achenwall und Süßmilch geführt habe. Mit einem Worte: Heuschling warf sich auf die Statistik und die Lehre von den Steuern, und führte die deutschen Ideen der Mone und Wagemann in die statistische Praxis ein.

Im Jahre 1838 erschien sein erstes Werk: „Essai sur la statistique générale de la Belgique, composé sur des documents publics et particuliers", welches 1841 eine vermehrte und verbesserte Auflage erlebte, und zu welcher 1844 ein „Supplément" erschien. Durch dieses Werk hat sich der Verfasser einen ehrenvollen Namen in der Literatur gesichert; Belgien wurde zum ersten male nach seinen sämmtlichen socialen und politischen Seiten hin illustrirt. Im Jahre 1845 erschien: „Bibliographie historique de la statistique en Allemagne", die erste französische Publication über den Reichthum unserer staatswissenschaftlichen Literatur, kurze Geschichte der Männer und Bücher. Das Gegenstück, die „Bibliographie historique de la statistique en France", datirt von 1851. Das zweite größere Hauptwerk Heuschling's erschien 1847 und führt den Titel: „Manuel de statistique ethnographique universelle", mit einer theoretischen Einleitung über den Zustand der Wissenschaft — ein Werk wie Achenwall's „Abriß u. s. w.", oder Büsching's „Vorbereitung u. s. w.", oder Hassel's „Lehrbuch", oder Malchus' „Statistik und Staatenkunde", oder Reden's „Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbsgeographie und Statistik", und wie die Franzosen nur eines, die „Statistique générale" von Moreau und Slowaczynski, besaßen. Im Jahre 1853 condensirte Heuschling das erwähnte Decennalrésumé (1841—50) zu einem übersichtlichen Auszuge, und setzte diesem seine Arbeit über Wagemann's Leben und Wirken zu Lüttich vor. Dazu gesellten sich zahlreiche Arbeiten über einzelne Punkte der Statistik im „Bulletin der Centralcommission", im „Journal des économistes" und in dem jetzt eingegangenen brüsseler „Athenée historique", sowie eine der französischen Akademie eingereichte neue Mortalitätstabelle, endlich die Rechenschaftsberichte über die drei statistischen Congresse zu Brüssel, Paris und Wien.*)

Im März 1841 trat Hr. Heuschling an die Stelle Ed. Smits' als Chef der allgemeinen Statistik im Ministerium des Innern, und steuerte in dieser Eigenschaft, wie auch als Secretär der Centralcommission, rüstig zu den officiellen Veröffentlichungen bei, die wir oben namhaft gemacht haben. Es geht aus seiner Stellung zur Genüge hervor, daß er in Belgien die Seele der praktischen oder angewandten Statistik bildet.

Er trat auch in die durch königlichen Beschluß vom 9. Nov. 1847 (nach dem Siege der liberalen Politik) ernannte Commission der Gemeindeoctrois, welche zu sehr liberalen Resultaten gelangte, die Abschaffung der Octrois nebst Mitteln, sie durch eine andere Steuer zu ersetzen, vorschlug, ohne daß die Regierung bisjetzt die geringste Notiz von den Arbeiten der Staatscommission genommen hätte. Hr. Heuschling hat auch noch anderswo den Beweis geliefert, daß nach seiner Ansicht eine radicale Steuerreform eine theilweise Antwort auf die sociale Frage gibt. Als Finanzschriftsteller veröffentlichte er: „Einige theoretische Beobachtungen über die Steuer" (Mons 1839); „Von der Steuerreform als Mittel wider den Pauperismus" (Paris 1844); „Von der Einkommensteuer, neue Anmerkungen" (Brüssel im Mai 1848); „Entwurf einer Einkommensteuer, an Stelle der städtischen Octrois. Der Staatscommission vorgelegt" (Brüssel 1848); „Von der Einkommensteuer zum Vortheil des Staats" (erste Lieferung [unterbrochen], Brüssel 1850); „Von der Einkommensteuer, günstige Erfahrung im Großherzogthum Luxemburg" (Brüssel 1852).

Man sieht, daß auch auf dem Gebiete der Finanzen Hr. Heuschling zu den absoluten und resoluten Praktikern gehört, welche keine Umwege lieben, sondern der Sache direct auf den Leib gehen, indem sie sogar im vorliegenden Falle die Frage von der Hand weisen: Kann die Steuer das Einkommen erreichen, ohne die bisherige Erzeugung der Güter zu stören, und ruht nicht die falsche Steuerumlage auf andern ökonomischen Falschheiten, mit denen sie eines Tages stehen oder fallen muß? Was aber über jeder Kritik steht, das ist die redliche Unumwundenheit so vieler belgischer Beamten, die sich hartnäckig Kopf und Herz freihalten von den neufränkischen Corruptionsmiasmen, welche dort drüben als „Geschicklichkeit" gelten. Zu dieser Elite von Staatsdienern gehört auch Heuschling.

*) Die bis zum Mai 1856 reichende vollständige Bibliographie der Herren Quetelet, Heuschling, Ducpétiaux und Visschers findet sich im dritten Anner des „Compte rendu de la deuxième session du congrès international de statistique", 1855 zu Paris gehalten.

Hr. Heuschling ist also der Vertreter der „beschreibenden" Statistik, der Achenwall-Schlözer'schen Wissenschaft des Staatenzustandes, der Staatenkunde, oder auch der „concreten Statistik", im Gegensatz zur „delineativen", „figurativen", „speculativen", „abstracten" oder auch „mathematischen" Statistik. Dieser Gegensatz und Heuschling's Wahl haben allerdings im vorliegenden Falle die Berechtigung, daß zum Chef des statistischen Bureau, zum Redactor der Personen- und Sachenzählungen, wie sie das belgische Departement des Innern herausgibt, ein realer Kopf gehört, ein sachliches administratives Talent; und wenn wir allen Ländern die belgische Organisation der statistischen Behörden wünschen, so möchten wir an deren Spitze lauter so unermüdliche, umsichtige, vielbelesene Beamte erblicken. Aber die Antithese hält nicht Stich. Il ne faut pas *faire* parler la statistique, il faut la *laisser* parler, heißt das Motto der Heuschling'schen „Statistique de la Belgique". Und Hr. Heuschling ersinnt selbst eine neue Mortalitätstabelle, wie sie die Todtenregister niemals von selbst gesprochen haben! In der Vorrede zum „Supplément" von 1844 sagt er: „Für uns besteht die allgemeine Statistik in der vollständigen Analyse des Staats, unter dem doppelten Gesichtspunkt seines Wesens (soll wol heißen «Inhalts»): des Bodens und der Bewohner, und seiner Form: der Regierung und Verwaltung." Er citirt Peuchet in der Einleitung zu Herbin's „Statistique générale de la France" (1803): „Man hat nichts gelernt, wenn man ein Resultat in die algebraische Sprache übersetzt hat, über welches niemand einverstanden ist; das ist entweder ein Charlatanismus oder eine Lächerlichkeit, die der wahren Wissenschaft nicht dienen können."*) „Es ist wenig", fügt Heuschling hinzu, „die mathematischen Verhältnisse zwischen den Zahlen einer mehr oder weniger langen Reihe aufstellen. Was wichtiger und zugleich schwieriger ist dies, die numerischen Quantitäten, das Gegebene des Problems festsetzen" (Einleitung zur „Statistique ethnographique universelle", S. 11). Aber, wir wenden das Blatt um und lesen (S. 12): „Doch verdient die politische Arithmetik nicht jene Verachtung; auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung gegründet, bildet sie den Übergang von der Statistik zur politischen Ökonomie; nur durch sie entdeckt man die Gesetze, welche Production, Distribution und Consumtion der Güter beherrschen; eher könnte man gewissen Ökonomen vorwerfen, aus der Statistik ein pures Anhängsel der Wirthschaftslehre zu machen, wie J. B. Say und viele Engländer thun." Ja, es heißt weiterhin: „Die Zahlengemälde sind nur eine Abkürzungsmethode der beschreibenden Form; gerade so ist es mit graphischen Constructionen (Curven, Dreiecken, Vierecken, Kreisen, schattirten oder illuminirten Karten)." Was wollen die Mathematiker mehr?

In der „Bibliographie der deutschen Statistik" sagt Heuschling: „Jene Autoren (Dufau, Cournot) lassen die Statistik in den Durchschnittsquantitäten der veränderlichen Thatsachen der Gesellschaft bestehen; das ist ein abstractes System, das gewissermaßen den Begriff des Staats ausschließt (warum? wenn die gegebene Reihe aus gut beobachteten staatlichen Thatsachen besteht?). Auf diese Weise würde die Statistik nicht zum Gebiete der politischen Wissenschaften gehören, nicht einmal zu dem der historischen, sie wäre eine blos mathematische Disciplin, auf die moralische Welt wie auf die physische angewandt. Die Theorie protestirt gegen ein solches System." In der beregten Einleitung lesen wir dagegen: „Man sieht den ganzen Nutzen dieser Formel (eines Zahlenverhältnisses); sie gewährt das Mittel, in reiner und genauer Weise das abzuschätzen, was die Zusammenstellung der absoluten oder concreten Zahlen nur in vager oder dunkler Weise gewahren läßt. Der Geist muß eine gewisse Zahl von Verhältnissen auf einmal umfassen können. Das ist die wahre Sprache der Wissenschaft." Endlich identificirt der Verfasser die vergleichende Statistik (Vergleichung verschiedener Provinzen desselben Landes oder Angaben aus verschiedenen Zeiten) mit der abstracten oder speculativen Statistik. Nun, dann machen wir uns anheischig, Hrn. Heuschling den Titel eines vortrefflichen mathematischen Statistikers zu vindiciren. Denn der Werth seiner großen praktischen Arbeiten, der Werth des „Exposé de la situation" (1841—50), beruht auf der Vergleichung der Perioden und Provinzen, auf der Zusammenstellung zahlreicher Lebensäußerungen in verschiedenen Epochen und Gegenden. Die Statistik als einmalige ist sogar völlig unverständlich, völlig nutz- und sinnlos. Erst die Statistiken machen die Zustandskunde möglich; erst die Reihe der „Querdurchschnitte" gibt dem Geiste ein Object, der Wissenschaft einen Stoff. Von diesem Standpunkte aus müssen wir den Heuschling'schen Satz gerade umkehren: „Alles ist absolut in der concreten

*) „Die mächtigsten Hindernisse der moralischen Statistik erwachsen besonders aus dem fast absoluten Mangel vergleichbarer Beobachtungen" (Quetelet, „De l'influence du libre arbitre de l'homme sur les faits sociaux", im „Bulletin de la commission centrale", Bd. III).

Statistik, relativ in der abstracten." Nein, in der ersten descriptiven Auffassung ist Alles relativ, erst die Vergleichung und vergleichende Berechnung nähert uns der Gewißheit.

Sagen wir jetzt ein Wort von denjenigen Männern, die weniger die Statistik als Wissenschaft fördern, als dieselbe zum administrativen Hülfsmittel gebrauchen. Das erst sind die wahren Praktiker. Wie man verdauen kann ohne Physiologie, richtig denken, ohne Logik ex professo studirt zu haben, so kann man auch Zustandskunde betreiben, ohne theoretischer Statistiker zu sein. Belgien zählt zwei Männer, die ganze Klassen bezeichnen: der eine die Klasse der aufrichtigen Philanthropen überhaupt, welche die Zustände des Pauperismus im allgemeinen durchforschen und empirische Mittel zur Abhülfe suchen — das ist Hr. Ducpétiaux; der andere die Klasse der Specialitäten, welche sich gründlich mit Einer Frage beschäftigen — wie Hr. Visschers, der die persönliche Vorsicht und Vorsorge — la prévoyance — in den gesellschaftlichen Massen organisiren möchte. Bei Hrn. Ducpétiaux wird die Statistik Prodrom und Epilog, die Verbesserung, Abhülfe, Staatsintervention, liegt in der Mitte; bei Hrn. Visschers tritt die Statistik meist als Rechnungsabschluß auf. Diese Klassificirung erstreckt sich natürlich nur auf die Specialthätigkeit beider Männer; als Gelehrte und Mitglieder der Centralcommission umfassen sie das ganze Gebiet, unterziehen sie sich auch der allgemeinen Statistik, arbeiten in den Specialcommissionen u. s. w.

Edouard Ducpétiaux, durch Begründung der Wohlthätigkeitscongresse, die so recht sein ganzes Wesen ausdrücken, in ganz Europa bekannt, ist geboren zu Brüssel am 29. Juni 1804. Er studirte die Rechte, wurde 1824 von der Universität zu Gent zum Dr. juris promovirt und hielt sich abwechselnd in Holland und in Frankreich auf, um seine Studien zu vollenden. Seine reife Jugend fiel in die Zeit der belgischen Gärung gegen die holländische Willkür, und der junge Jurist verband sich damals in seiner Vaterstadt mit einigen Freunden, um das Journal „Courrier des Pays-Bas" im Sinne der Opposition zu leiten. Das Blatt trug mächtig zur Herstellung der belgischen Unabhängigkeit bei. Die lebhafte Natur Ducpétiaux', sein leidenschaftliches Gemüth verwickelten ihn natürlich, wie de Potter und andere, alsbald in Collisionen mit der Regierung. Am 28. Oct. 1828 erschien ein Artikel von ihm im „Courrier", in welchem er sich heftig gegen die Ausweisung zweier Franzosen, Bellet und Jador, erklärte. Ducpétiaux wurde vor die Assisen gewiesen und dort zu 15 Monaten Gefängniß und 500 Fl. Buße verurtheilt. Im Gefängniß traf er mit Hrn. de Potter zusammen, mit dem er sich bald aufs innigste befreundete. Als der Kampf der Belgier wider Holland das theoretische Gebiet verließ, blieb Ducpétiaux nicht zurück. Kaum aus dem Gefängnisse entlassen, trat er in die Reihen der Kämpfer zu Brüssel. Seine Rolle war nicht die eines gewöhnlichen Soldaten der Freiheit: er pflanzte zuerst die belgische Nationalfahne angesichts der holländischen Truppen auf, die einen Theil der Stadt besetzt hielten. Wie er der Centralvereinigung präsidirt hatte, die zuerst den bewaffneten Widerstand beschloß, so wurde er auch von der Versammlung brüsseler Bürger als Unterhändler an die holländischen Truppen gesandt, um womöglich deren Rückzug zu betreiben. Hier aber ward er ergriffen, trotz seiner Eigenschaft als Parlamentär in Ketten geschlagen und zu Antwerpen ins Gefängniß geworfen. Ohne Zweifel wäre er mit dem Tode bestraft worden, hätten die Belgier nicht gesiegt und nicht Geiseln zum Austausch anbieten können. Nach Erledigung verschiedener vorübergehender Missionen wurde Ducpétiaux im October 1830 zum Generalinspector der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten ernannt, welche Stelle er noch bekleidet. Ducpétiaux wirkte seitdem an allen praktischen Verbesserungen mit, die in Belgien im Berriche der Wohlthätigkeit, der Vorsorge und Strafpolizei vorgenommen worden sind. Er war Mitglied und Secretär aller Commissionen, welche Plane zu Verbesserungen auszuarbeiten hatten, war besonders beauftragt die Zellengefängnisse und die Besserungsschulen (Écoles de réforme) zu organisiren, und hat allerdings das so seltene Glück theilweise genossen, die Saat seiner philanthropischen „Träume", wie sie sich mit der Zeit bei ihm modificirt hatten, auf dem Boden der Praxis aufgehen zu sehen.

Mit dem Triumphe der politischen Befreiung Belgiens nicht zufrieden, durchforschte der begabte junge Mann die damals auftauchenden socialistischen Systeme nach der Lösung der tiefern Frage: Wie ist der abstracten Freiheit des Volks durch allgemeinen Wohlstand ein Inhalt zu geben? Ohne jegliche Rücksicht auf persönliche Beförderung, ohne einen Schatten jener Ichsucht, die in Revolutionen nur das bequeme Mittel zum Riemenschneiden erblickt, vertiefte sich Ducpétiaux in die Systeme der Saint-Simonisten und Fourieristen, immer nur auf Lösung des Räthsels bedacht: Wie ist der moderne Staat mit den dringenden Anforderungen der Gesellschaft zu versöhnen?

Hr. Ducpétiaux debutirte noch zur Zeit des holländischen Regiments mit einer Schrift „Über die Todesstrafe" (Brüssel 1827), der bald noch zwei andere über, d. h. gegen diesen Strafmodus folgten, namentlich die Kritik der Vertheidigung desselben seitens der Redactionscommission des Strafcodex (1828). Wie kräftig der Protest des jungen Philanthropen gewesen, mag aus dem Umstande ersehen werden, daß die holländische Regierung den Verfasser criminell verfolgen wollte. Die Anklagekammer verwarf jedoch die Anträge des Staatsanwalts. Die Todesstrafe abschaffen, heißt sie gesellschaftlich unnöthig machen wollen. Ducpétiaux faßte also die sociale Frage gleich bei der tiefsten Wurzel. Gleichzeitig mit jener ersten Schrift erschien: „De la justice de prévoyance", welches Werk „hauptsächlich vom Einfluß des Elends und des Wohlstandes, der Unwissenheit und des Unterrichts auf die Zahl der Verbrechen" handelt. Das hieß die Todesstrafe aus den gesellschaftlichen Zuständen erklären und die wahren Urheber derselben aufweisen. Die belgische Revolution begrüßte er 1830 mit der Schrift: „Von den Sparkassen und ihrem Einflusse auf die arbeitenden Klassen." Im Jahre 1832 veröffentlichte er einen Bericht an den Minister des Innern: „Über die Mittel die Armuth zu lindern und auszurotten und den Bettel zu vernichten, mit einem Gesetzentwurf und statistischen Nachweisen über die Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien." Der Verfasser ging consequent radical zu Werke, er sprach von „Vernichten" und „Ausrotten". Sodann folgten officielle Berichte über Zustand und Besserung der Irren, der Gefängnisse, der jungen Sträflinge. Ferner: Statistiken der Tribunale und Gefängnisse (1834); der Todesstrafe in Belgien, Frankreich und England (1835); Vorschläge in Betreff der Findelkinder (1834); Rechenschaftsbericht über die Gesellschaft des Elementarvolksunterrichts (1834); Abrechnung der Verwaltung der Criminaljustiz in Belgien für die Jahre 1831—34 (1836); Berichte an die brüsseler Sanitätscommission über Arbeiterwohnungen und deren Verbesserung; Bericht über die kleinen Straßen, sowie eine Schrift „Über Gesundheitszustand der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten" (Paris 1833). Auch sah sich Ducpétiaux inzwischen gründlich im Auslande um, und schrieb über die Irrenhäuser von York, über Asyle für junge Freigelassene und arme Kinder in England, über Strafreform in England und den Vereinigten Staaten, über Temperanzgesellschaften in den Vereinigten Staaten und Europa. Er verglich den belgischen Volksunterricht mit dem in Deutschland, Preußen, der Schweiz, Frankreich, Holland, den Vereinigten Staaten (1838).

Es ist nicht leicht möglich, diese ganze Bibliographie aufzuführen; Hr. Ducpétiaux hat allein mehr Titel als viele Schriftsteller Seiten. Wir wollen uns nur darauf beschränken, die noch nicht erwähnten Materien, sowie die wichtigsten Leistungen hier kurz zu berühren: „Von den Todesfällen in der Stadt Brüssel im Verhältniß zur Bevölkerung" (1843); „Von der Arbeit der Kinder und Frauen in den Kohlengruben Großbritanniens und Belgiens" (Paris 1843); „Von der Unmäßigkeit und Trunksucht in den arbeitenden Klassen" (1843); „Die Ackerbaucolonie von Mettray bei Tours" (1843); „Von der physischen und moralischen Lage der jungen Arbeiter und den Mitteln der Verbesserung" (2 Bde., 1843); „Memoire zur Vertheidigung des Gesetzentwurfs über die Gefängnisse (der Kammer am 3. Dec. 1844 vorgelegt), mit drei Plänen von Zellengefängnissen" (1845); „Von der Bäckerei und Fleischerei in Brüssel, Mittel Brot und Fleisch wohlfeil zu machen" (1845); „Untersuchung (am 7. Sept. 1843 war durch königlichen Beschluß eine Commission eingesetzt worden) über die Lage der arbeitenden Klassen und die Arbeit der Kinder in Belgien" (3 Bde., von Ed. Ducpétiaux und Aug. Visschers redigirt, 1848). Ferner: „Memoire über die Organisation der Ackerbau-Besserungsschulen, dem Justizminister unterbreitet"; „Beschreibung des und Bericht über das Zellengefängniß von Pentonville zu London"; „Entwürfe zu neuen Reglements der Wohlthätigkeitsbureaux, der Comités de charité, des Armen-Sanitätswesens u. s. w."; „Bericht an den Justizminister über Ackerbaucolonien, Besserungsschulen für Dürftige, Bettler und Vagabunden in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich, England, den Niederlanden und Belgien"; „Öffentlicher Unterricht, Wissenschaft, Literatur und Künste in Belgien" (in der Decennalstatistik für 1841—50); „Résumé der Anordnungen des Board of health in England über Drainirung und Reinigung der Städte"; „Vorproject eines Gefängnißgesetzes für Belgien" (Einzelhaft); „Verbesserung der Arbeiterwohnungen", Plan eines Unternehmens, die building societies nachzuahmen, gemeinschaftlich mit Aug. Visschers. Die Unternehmer verlangten als anonyme Gesellschaft anerkannt zu werden, was die Regierung nicht gewährte. Auf der Exposition d'économie domestique, welche 1856 gleichzeitig mit dem Wohlthätigkeitscongresse in Brüssel eröffnet war, sah man das Musterhaus für eine Arbeiterfamilie in natürlicher Größe. Auch diese Ausstellung wohlfeiler Industrieproducte war wesentlich das Werk des Hrn. Ducpétiaux.

Man hat unstreitig im Verlaufe der vorstehenden Nomenclatur bemerkt, wie Ducpétiaux vom Departement des Innern zu dem der Justiz überging, von der allgemeinen Wohlfahrtspflege zu der Specialität: Verbrechen, Strafjustiz, Gefängnißwesen. In der That bekleidet er ja auch, wie wir wissen, den wichtigen Posten eines Generalinspectors sämmtlicher Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten des Königreichs, eine Zusammenstellung, die etwas sehr Frappantes hat und nicht den mildesten jener Gegensätze darbietet, an denen unsere Zeit so reich ist. Auch wird es niemand entgangen sein, wie die anfangs so viel umfassenden Titel des Autors sich immer mehr verengen, wie der allgemeine Gesichtspunkt sich bis zur Betrachtung der speciellsten Verwaltungsmaßregel zusammenzieht, die „Vernichtung des Pauperismus" in der „Drainirung" des städtischen Unflats, in der „Einzelhaft" u. s. w. gesucht wird; wie endlich die wohlfeilen Arbeiterwohnungen, deren Nothwendigkeit doch gerade auf dem bestehenden Misverhältniß zwischen den Lebenslosen und den vertheilten Productquoten beruht, gegen ihre eigene causa efficiens unmöglich ankämpfen können. „Wohlfeil" ist überhaupt, streng genommen, kein ökonomischer Begriff, höchstens ein relativer, wenn es sich von dem Vergleich verschiedener Arbeitsproducte handelt. In derselben Kategorie von Producten ist nichts wohlfeil: das einstöckige Blockhaus der Herren Ducpétiaux und Visschers ist gerade so theuer wie die brillanten Hotels des Quartier Léopold. Und so wird die ganze Ausstellung von wohlfeilen Producten entweder zur Ausstellung von Surrogaten, mit denen sich der Ärmere behelfen muß, weil er nicht anders kann, oder der Arbeiter jener Producte befindet sich in derselben Unmöglichkeit sein Product wieder zu kaufen, wie der Winzer aus Burgund, der in Paris Wasser trinkt.

In einem jedoch ist Hr. Ducpétiaux unveränderlich gleich mit sich geblieben, in der Ehrlichkeit, mit der er die haarsträubendsten Dinge erzählt, gerade wie sie ihm aufstoßen, in der Wahrhaftigkeit, mit der er die belgischen Proletariatszustände der ganzen Welt mittheilt. So hat er in einem besondern Memoire den „Pauperismus der beiden Flandern" enthüllt, ohne jede Rück- oder Vorsicht; und die belgische Akademie hat sich selbst gekrönt, indem sie 1850 dieses Memoire krönte, dessen Verfasser seit 1847 ihr Correspondent gewesen. Eine fast noch kühnere That war die Veröffentlichung der „Budgets économiques des classes ouvrières en Belgique", aus dem vierten Bande des „Bulletin der Centralcommission" besonders abgedruckt (1855), infolge deren der Verfasser auch Correspondent des französischen Instituts (moralisch-politische Wissenschaften) wurde. Der Plan zu diesen „Budgets" rührte vom ersten statistischen Congresse von 1853 her, der zugleich verordnet hatte, die Ausgabenbudgets der Arbeiter in drei Kategorien zu theilen: Ausgaben materieller Natur, Ausgaben für religiös-moralisch-intellectuelle Bedürfnisse, Ausgaben des Luxus und der Unvorsichtigkeit. Die Arbeiterwelt selbst sollte nach drei Klassen registrirt werden: Dürftige Familie, zum Theil durch öffentliche Mildthätigkeit unterhalten; wenig gutgestellte Familie ohne Unterstützung; unabhängige Familie. Die Musterfamilien sollten aus Vater, Mutter und vier Kindern, im Alter von 16, 12, 6 und 2 Jahren bestehen, und Ackerbau- und Industriearbeiter streng auseinander gehalten werden. Die Centralcommission zu Brüssel sandte ihre Formulare an die Provinzialcommissionen, diese vertheilten wieder die Arbeit an die Lokalitäten. Die Berichte aus den Provinzen wurden im Ministerium des Innern collationirt, und Hr. Ducpétiaux redigirte das Ganze.

Das Resultat, vermöge einer besondern Berechnung aus den Ducpétiaux'schen Angaben gezogen, ist nicht nur sprechend, sondern schreiend. Neunzig Personen der 15 brabanter Musterfamilien haben alle zusammen jährlich für moralische und Luxusbedürfnisse (für das, was den Menschen ziert, ja ihn ausmacht) 329 Fr. oder 1 Cent. auf den Tag und für den Kopf. Neunzig andere Personen aus derselben Provinz (wieder 15 Familien) haben zusammen für die zweite und dritte Ausgabenkategorie 1067 Fr. 84 Cent., oder $3^1/_4$ Cent. auf den Kopf und Tag. Rechnen wir beides zusammen, so haben wir $4^1/_4$ Cent. für zwei Köpfe, oder $2^1/_8$ Cent. auf den Kopf, für alles was außerhalb der rein animalischen Erhaltung liegt. Wer die Budgets selbst ansieht, wie sie von 407,433448 Fr. sich mühsam hinauf zu 602,713810 Fr. erheben, um einmal 1673 und einmal 1871 Fr. zu erreichen, der wird wissen, daß Brot und Kartoffeln darin die Hauptrolle spielen.

Addirt man die 30 Ausgabe- und Einnahmebudgets der brabanter Musterfamilien zusammen, zieht man die Gesammtüberschüsse von den Gesammtdeficits ab, so ergibt sich für den brabanter Arbeiter ein durchschnittliches Deficit von 57 Fr. 92 Cent. auf das Jahr, oder von $2^5/_8$ Cent. auf den Tag und Kopf. Ja, striche man die Befriedigung aller außeranimalischen Bedürfnisse, so fehlten dennoch jeder Familie 11 Fr. 39 Cent. jährlich oder $^1/_2$ Cent. auf Tag und Kopf zum thierischen Leben. Soviel geben die Wohlthätigkeitsbureaux ungefähr den ein-

geschriebenen Armen! Und dabei ist noch blos von Normaljahren die Rede, die Rechnung begreift nicht die kritische Zeit von 1854—57.

Nehmen wir eine dritte, günstigste Berechnung der brabanter Arbeiterbudgets zur Grundlage der weitern Berechnung, schreiben wir dem Arbeiter dieser Provinz jährlich 8 Fr. 65 Cent. gut, addiren wir das Boni der Provinz Namur, 28 Fr. 78 Cent. dazu; summiren wir auf der andern Seite die Deficits von sieben Provinzen = 378,94 Fr., ziehen wir die Überschüsse ab: so ergibt sich für neun Durchschnittsfamilien ein Jahresdeficit von 341 Fr. 51 Cent. oder 38 Fr. auf die Familie. Nach der frühern brabanter Verrechnung wüchse dieses Deficit auf 45 Fr. 34 Cent. Sollte dieses Deficit von 700000 Arbeiterfamilien wirklich saldirt werden, so handelte es sich um Deckung von 31,500000 Fr. jährlich, oder um Zuschuß des normalen Militärbudgets! Es kommt auf den Kopf der belgischen Arbeiterbevölkerung nicht soviel wie auf den gemeinen Soldaten, nicht soviel wie auf den Gefangenen, dessen Budget doch wahrlich nach allen Regeln der Sparsamkeit eingerichtet ist, ja dessen Wohnung und Heizung auf dem Fuße großer Entreprisen beschafft werden.

Die Statistik gibt also die unumstößliche Bestätigung des ökonomischen Lehrsatzes, daß der Arbeitslohn um das „Minimum der Subsistenz" herumschwankt, und das Material zu dieser Beweisführung verdanken wir dem redlichen Sammelfleiße des Hrn. Ducpétiaux. Gegenwärtig beschäftigt sich Ducpétiaux mit der Ausführung des Plans einer „internationalen Wohlthätigkeitsassociation", die bei der Ausweitung des Handels zum Weltverkehr und den damit verbundenen Weltkrisen allerdings am Platze sein dürfte.

August Visschers wurde am 31. Aug. 1804 zu Mastricht, der jetzigen Hauptstadt der holländischen Provinz Limburg geboren. Er war als Student auf der Universität Lüttich ein Schüler des Göttinger Wagemann, widmete sich dem belgischen Staatsdienst und bekleidete den Posten eines Directors der Grubenverwaltung im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Gegenwärtig ist er Conseiller au conseil des mines, so etwas wie Bergrath. In Belgien besteht bis zur Stunde kein Staatsrath, der die Gesetzvorlagen ausarbeiten könnte, ehe sie an die Kammern gelangen, und die Regierung sieht sich genöthigt, oft an die Einsicht und den guten Willen der Beamten und Bürger zu appelliren. Hr. Visschers, der sich durch große Geschäftskenntniß, sowie durch seltene persönliche Gewandtheit auszeichnet, kam oft in den Fall, zu wichtigen Vorarbeiten herbeigezogen zu werden. Er ist Mitglied der statistischen Centralcommission, Vicepräsident der dirigirenden Commission für die „Annalen der öffentlichen Arbeiten", Vicepräsident der Verwaltungscommission des „Museums der Industrie", Mitglied der Verwaltung der Civilinvalidenkasse (caisse de retraite), Präsident der Commission der Gegenseitigen Hülfskassen u. s. w. Er ist ein geborener Präsident, wie man sieht; niemand eignet sich besser dazu als er, eine Sache in Gang zu bringen, dürre Arbeiten angenehm zu machen, überall anzuregen und erheiternd zu fördern. Sein Wahlspruch ist: die persönliche Vorsicht und Ersparung an die Stelle der Barmherzigkeit treten zu lassen, und insofern huldigt er ganz dem protestantischen Staatsprincip. Die Staaten des Mittelalters, und was noch heute mittelalterlich constituirt ist, beruhen auf dem Almosen, auf der Mittheilung aus der Fülle der aufgespeicherten Gnade. Im rechtverstandenen Protestantismus ist der Mann Er selbst. Vorsicht und Vorsorge an Stelle des Almosens ist daher vortrefflich, dafern und insoweit als dem einzelnen das von der Allgemeinheit oder in deren Namen Vorweggenommene zurückgegeben worden; wo nicht, so verwandelt sich seine Sorge in Nachsorge, und die Gesellschaft ist gezwungen, Nachsicht mit ihm zu haben.

Im Jahre 1838 veröffentlichte Hr. Visschers, angeregt durch die vielen Unglücksfälle im Grubenbezirk Lüttich, ein kleines Schriftchen: „Von der Einführung der caisses de prévoyance zu Gunsten der Bergleute." Er wurde damit der Gründer der belgischen Knappschaftskassen, die am Harz so uralt sind, und die in Belgien im Verlaufe von 20 Jahren 72000 Theilnehmer mit einem Einkommen von 1,868469 Fr. (1856) erlangt haben. Am 1. Jan. 1857 hatten sie in Kasse 2,470812 Fr. Im Jahre 1844 wurde Hr. Visschers zum Berichterstatter der Commission für bürgerliche und geistliche Pensionen ernannt. Er ist ferner der Verfasser der Statuten der Pensionskasse für Witwen und Waisen der Beamten, über die er gegenwärtig (Mitte 1858) das Decennalrésumé (1845—54) ausarbeitet und Vorschläge der Abhülfe wider eingerissene Unordnung projectirt. Auch die caisses de retraite und die Hülfskassen für Eisenbahnarbeiter verdanken ihm ihre Organisation. Überall lehrt Visschers Sparsamkeit und rechtzeitige Vorsorge für die kommenden bösen Tage, und bedauert nur, daß nicht eine centralisirte staatliche Sparkasse, wie in Frankreich, seinen Bestrebungen einen sichern Anhalt gewährt.

Vielleicht bedauert er auch, daß die budgets économiques seines Freundes Ducpétiaux so wenig Aussicht auf Ersparnisse gewähren.

Bei seiner natürlichen Beweglichkeit und seinem einnehmenden Vortrage vollbringt Hr. Visschers oft gesprächsweise das, wozu andere ein Buch schreiben. So trug er durch einen zweckmäßig angebrachten Toast wesentlich zur Realisirung des ersten statistischen Congresses bei, den man damals fast noch als Unmöglichkeit betrachtete. Zu den Congressen von Paris und Wien war er delegirt; auf dem erstern rettete er die Ehre der außerfranzösischen Nationen, die man dort in gewohnter Weise etwas übers Knie behandeln wollte. Baron Ch. Dupin meinte in der ersten Wuth, ob man diesen Belge nicht „ecrasiren" könne? Das ging jedoch nicht, und bei seiner Rückkehr von Paris war der statistische Bergrath Visschers eine populäre politische Größe.

Was nun die wissenschaftlichen Arbeiten des Hrn. Visschers betrifft, so treten sie meist in kurzer und administrativer Form auf, und wir wollen nur auf diejenigen unter ihnen aufmerksam machen, die sich fortwährend zum Nachschlagen eignen, so: „Statistik der Bergwerke, siderurgischen Fabriken und Dampfmaschinen in Belgien, für die Jahre 1836—38"; „Unglücksfälle in den Gruben des Königreichs von 1821—40" (Brüssel, 1842); verschiedene Artikel in der lütticher „Revue belge" über Criminaljustiz, Volksunterricht, Knappschaftskassen, Gefängnisse, Ingenieurschulen, Taubstummenanstalten. Im „Bulletin der Centralcommission" findet sich von ihm: „Über belgische Grubenausbente und metallurgische Industrie"; „Über das Wahlsystem"; „Berichte über die Thätigkeit der Provinzialcommissionen"; „Bericht an den statistischen Congreß zu Brüssel über Arbeiterbudgets". In den „Annales des travaux publics": Artikel über die Knappschaftskassen, gemeinschaftliche Arbeiterkassen, über Livrets (Ausweisbücher) der Arbeiter in der Metallindustrie, über Pensionen, Civilinvaliden- und Gegenseitige Hülfskassen. In den Arbeiten der königlichen Commission für Verbesserung der Lage der ärmern Klassen: „Memoire über die Prudhommes" (Gewerberichter), 1847; desgleichen verschiedene lehrreiche Artikel im „Bulletin du Musée de l'industrie".*) Außerdem veröffentlichte er besondere Broschüren: „Über die Arbeiten der stehenden Commission für gegenseitige Hülfsgesellschaften, nebst Rechnungslage von 1851—55"; „Über die Gesellschaften zum gemeinschaftlichen Ankauf der nothwendigsten Bedürfnisse"; „Bericht über die Organisation des industriellen Unterrichts" (1852). Endlich befinden sich von ihm in den officiellen Kammerdocumenten: „Bergwerksabgaben" (1853); „Knappschaftskassen"; „Bericht des Bergraths über einen Gesetzentwurf des Ministers der öffentlichen Arbeiten" (1854). Wer sich eine gedrängte Übersicht des Zustandes sämmtlicher Unterstützungskassen in Belgien verschaffen will: für Witwen und Waisen von Beamten, für Elementarlehrer in Stadt und Land, für Eisenbahnarbeiter, für Bergleute, für Piloten und Matrosen, für Künstler, für gegenseitige Hülfe und Ankauf der Lebensbedürfnisse (diese Vereine sind wie in England in anerkannte und nichtanerkannte friendly societies getheilt), ferner der Sparkassen in Brüssel, Lüttich u. s. w., endlich der Privatanstalten bei größern Fabriken, der ökonomischen Bäckereien und Schlächtereien: der nehme Visschers' „Aperçu des institutions de prévoyance" zur Hand, welcher dem statistischen Congresse vorgelegt wurde und auch ausführlich im besondern Drucke (Brüssel, 1857) erschienen ist. Er wird zugleich daraus lernen, wie außer den Knappschaftskassen das Meiste noch so ziemlich in der Kindheit steht, und wie namentlich die Unmöglichkeit des Ersparens hier zum andern male statistisch zu Tage tritt.

* * *

So haben wir nun dem Leser eine Übersicht über die Statistiker und den Zustand der Statistik in Belgien zu geben versucht — über diese erste „neologische Wissenschaft", wie A. M. Ampère in seiner Klassification der menschlichen Kenntnisse sich ausdrückte. Wir haben gesehen, welche großartigen Leistungen sich in einen verhältnißmäßig kleinen Zeitraum zusammendrängen. Das alte Wort des Justus Lipsius von 1642 ist zur Prophezeiung geworden, und hat sich abermals bewährt: Omnes, magnam rem, nec falso, Belgicam putant u. s. w. Sagen wir es deutsch: „Alle halten Belgien, und nicht mit Unrecht, für etwas Großes. Und sowie eine Landzunge, obwol schmal, den Wellen verbietet zusammenzufließen und sich zu vermischen, so scheint mir jenes, wiewol wahrlich keine große Provinz, große Reiche zurückzuhalten und zu dämmen, damit sie nicht alles überschreiten und überfluten." Justus Lipsius hätte seinen Ver-

---

*) Der durchaus praktische Visschers ist auch Verfasser einer „Belgischen Geographie für Elementarschulen" (zwölfte Auflage, 1854), sowie einer Uebersetzung der „Elemente der Nationalökonomie" des Erzbischofs Whateley zu Dublin (in zwei Auflagen, 1835 und 1838).

gleich weiter ausdehnen können: Wie die Landzungen feste Anhaltspunkte geben und geographische Erkenntniß möglich machen, so zündet das kleine Belgien den Leuchtthurm der statistischen Aufklärung an, daß er seine Strahlen weithin verbreite. Auf statistischem Gebiete hört das politische Wirrsal, die Herrschaft der Intrigue, die Schmach der Apostasie, die Kleinlichkeit der handelnden Personen auf — die Wissenschaft macht die Menschen wirklich besser, weil sie keiner Göttin zu huldigen brauchen als der lautern Wahrheit. Nur muß die statistische Wahrheit noch eine Form gewinnen, welche erst die Feuerprobe der Charaktere bilden wird. Was Heuschling abstract ausspricht, muß concret werden: die Resultate der Statistik müssen die politische und sociale Ökonomie bestimmen. Oder wie Quetelet sagt: die statistischen Berechnungen sind der Fingerzeig für den Staatsmann. Die Resultate, dem Ganzen entnommen, können einzig vernünftig auf das Ganze zurückwirken. Was über des einzelnen Verantwortlichkeit hinausgeht, was die Grenzen des individuellen Willens und Vermögens hinter sich läßt, das muß der Gesetzgeber auf sich nehmen, da muß die Collectivkraft eintreten, die sich in demselben Verhältnisse dem Alleskönnen nähert, wie sie auf das Allwissen der Gesellschaftszustände zuschreitet. Denn wenn der Mensch durch die Statistik am Begriffe seiner Einzelfreiheit einbüßt, so wächst dafür die Vernunft der Gesammtheit. Wissen aber ist Können, wie Denken Sein.

Toulon als Kriegshafen.

L'Empire c'est la paix, sagte Ludwig Napoleon zur französischen Nation, als er sich zu ihrem Kaiser wählen ließ, was ihn jedoch nicht abhielt, den orientalischen Krieg zu beginnen. L'Empire c'est la paix wiederholte er, als der Pariser Vertrag Europa den Frieden wiedergab. Mit demselben Spruche motivirte er aber auch die großartige Ausdehnung, welche er seit seiner Thronbesteigung den französischen Streitkräften zu Lande und zu Wasser gab, sowie die kolossalen Festungs- und Hafenbauten, die bei dem Feste in Cherbourg im August 1858 das gesammte Europa in Erstaunen und die Engländer in einige Angst versetzten.

Wenn nun aber Cherbourg eine Seefestung ersten Ranges ist, welche durch ihre furchtbaren Werke die gesammte Nordküste Frankreichs beschützt und Englands Küsten bedroht, so kann es doch allein für die Hunderte von Meilen der französischen Meeresküste nicht ausreichen, und man ließ sich darum angelegen sein, einen ähnlichen Waffenplatz im Süden zu schaffen, der geeignet wäre, die französische Herrschaft über das Mittelmeer zu sichern und der südlichen Flotte einen geschützten Hafen zu bieten.

Das von der Natur für diese Zwecke so ungemein begünstigte und in militärischer Beziehung am vortheilhaftesten gelegene Toulon, an der Küste der Provence, und zwar an dem Punkte, wo diese Küste am weitesten in das Mittelmeer hineintritt, zwischen Spanien und Italien gestellt und im Angesicht der Küste Algeriens und des ganzen Nordafrika, wurde hierzu ausersehen. Wiewol mit weniger Geräusch als in Cherbourg, so doch mit gleicher Energie ist dieser schon seit Jahrhunderten berühmte Kriegshafen in den letzten Jahren auf eine Weise verändert und befestigt worden, daß er als ein zweites Cherbourg gelten kann, wenn er auch in seiner Anlage mit letzterm nur geringe Ähnlichkeit besitzt.

Toulon, gegenwärtig Hauptort eines Arrondissements des Departements Var und Sitz einer Seepräfectur, liegt am nördlichen Ufer, im Hintergrunde, einer Bucht, die sich in nordwestlicher Richtung in das französische Festland erstreckt und den Namen der Bai von Toulon trägt. Diese Bucht ist von der Natur fast gegen alle Winde geschützt. Während im Norden ein hoher Gebirgszug das Land im Rücken der Stadt halbkreisförmig begrenzt, wird der Eingang zur Bai im Süden durch weit herausspringende Vorgebirge, deren westliches Cap Cepet heißt, verengt und gegen östliche oder westliche Winde geschützt. Gegen Südwind sichert eine sich quer vor den Eingang lagernde Halbinsel, nördlich von welcher sich die große Rhede befindet, während innerhalb Cap Cepet die kleine Rhede und unmittelbar an der Stadt zwei durch großartige Molen und Kais gebildete Bassins, der alte und der neue Hafen, liegen, deren östlicher für Handels- und Kriegsschiffe, der westliche jedoch allein für Kriegsschiffe bestimmt und seit 1856 bedeutend erweitert ist. Die Tiefe der äußern Rhede ist 60 Fuß, die der innern und der Bassins 30 Fuß, sodaß auf ihnen allen ein vollständig armirtes Linienschiff ersten Ranges bequem schwimmen und ankern kann.

Geschichtliches.

Die Stadt Toulon, zur Zeit der Römer Telo Martius genannt, hatte von den Einfällen der Sarazenen viel zu leiden und ist darum, trotz der günstigen Lage als Seeplatz, im Mittelalter in seinem Aufblühen sehr zurückgehalten worden. Die alten Grafen von Provence befestigten es, und im 13. Jahrhundert vermehrte und erweiterte namentlich König Ludwig der Heilige die Festungswerke. Eine raschere Entwickelung nahm die Stadt im 14. und 15. Jahrhundert. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte sich die bedeutenden Seehandel treibende Bevölkerung so vermehrt, daß bereits außerhalb der Ringmauern größere Vorstädte bestanden. Zur Zeit König Franz' I. zählte die Stadt etwa 15000 Einwohner. Die Landung der von diesem Könige 1543, im Kriege gegen den Kaiser und Heinrich VIII. von England, zu Hülfe gerufenen Türken, welche unter Führung des berüchtigten Barbarossa in Toulon Winterquartiere hielten, störte die Entwickelung der Stadt bedeutend. Doch hob sich Toulon wieder unter Heinrich IV., der zum Dank für die ihm bewiesene Treue die alte Stadt durch Niederreißung der Festungsmauern mit den Vorstädten vereinigte, dafür aber außerhalb der letztern eine neue Linie von Vertheidigungswerken nach dem zu jener Zeit gerade in Aufnahme gekommenen Winkelsystem zog. Im Jahre 1589 wurde der Grundstein zu dieser Linie gelegt und 1594 der Bau der Molen begonnen, welche der vergrößerten Stadt einen sichern und wohlvertheidigten Hafen geben sollten. Ein Theil des Hafens ward von Heinrich IV. als Kriegshafen reservirt, und er erbaute hier zugleich ein Arsenal, sodaß dieser König als der eigentliche Begründer der jetzigen Kriegsanstalten anzusehen ist. Mit dem Wachsen der französischen Seemacht erwies sich dieser Hafen bald als unzureichend; aber obwol sich schon unter Ludwig XIII. das Bedürfniß einer Erweiterung fühlbar machte, kam doch erst unter dessen Nachfolger und auf Betrieb des Ministers Colbert der Plan eines großartigen nautischen Etablissements zur Ausführung. Nach einem bedeutenden Brande wurden im Jahre 1669 die Arbeiten unter Leitung von Vauban begonnen, der den Plan zu dieser schönen und bewunderungswerthen Schöpfung entwarf, die nicht weniger ihm, dem Erbauer, als auch Ludwig XIV. zur Ehre gereicht.

Die anhaltende Vermehrung der Bevölkerung machte es seitdem schon längst wünschenswerth, die Stadt und den alten Hafen zu vergrößern. Seit dem Jahre 1784 beschäftigte man sich angelegentlich mit diesen Plänen. Allein erst 1836 schritt man zur Ausführung, obwol es damals gerade am wenigsten nöthig war, da das aufblühende Marseille allen Handel an sich zog und Toulon als Handelsstadt immer mehr sank. Die Vergrößerung der Stadt selbst ist erst seit 1856 in Angriff genommen worden, und zwar nur infolge einer Erweiterung des Kriegshafens, dessen Ausdehnung zu der von Ludwig Napoleon so schnell geschaffenen großen Flotte in keinem Verhältnisse stand. Während der Kriegshafen früher nur 30 Linienschiffe fassen konnte, ist er jetzt für hundert geräumig genug; die ihn umgebenden Festungswerke sind niedergerissen und weiter hinaus verlegt, wodurch eben ein bedeutendes Terrain für neue Stadttheile gewonnen worden ist.

Toulon hat seit seiner Gründung viele Belagerungen aushalten müssen, die fast alle für die Stadt unglücklich verliefen. Im Jahre 599 wurde es durch die Gothen genommen, 789 den Sarazenen durch Karl Martell entrissen, 1178, 1196 und 1211 zu drei verschiedenen malen von den Sarazenen belagert und verwüstet. Im Jahre 1524 ward es von den Truppen Karl's V. unter dem Connetable von Bourbon besetzt. Es widerstand jedoch im Spanischen Erbfolgekriege glorreich einer Belagerung des Prinzen Eugen im Jahre 1707, der nach 28 Tagen schweren Kampfes mit 30000 Mann, von denen er ein Viertheil vor den Wällen verloren hatte, unverrichteter Sache abziehen mußte. Das letzte tragische Ereigniß dieser Art war im Jahre 1793 die Belagerung und Zurückeroberung der an die Engländer übergebenen Stadt durch die Waffen der Republikaner, wobei das Kriegsgenie Napoleon Bonaparte's, damals noch einfacher Artilleriekapitän, zum ersten mal aufleuchtete. Während die abziehenden Alliirten (Engländer, Spanier, Piemontesen und Neapolitaner) die im Hafen liegende französische Flotte theils verbrannten, theils entführten, wütheten die eindringenden Sieger mit unglaublicher Barbarei gegen die Stadt, welche der Convent sogar von der Erde zu tilgen beschlossen hatte. Von den 28000 Einwohnern, welche Toulon bei Ankunft der Engländer (28. Aug.) zählte, waren kurze Zeit nach deren Abzuge (18. Nov.) noch 7000 übrig. Ein Theil davon war umgekommen, ein anderer Theil mit den Fremden entflohen. Gegen 6000 Menschen erlagen hierbei dem Schwert oder den Massenhinrichtungen der Republikaner.

Doch nicht allein durch Kriegsunglück hatte Toulon schwer zu leiden, sondern auch durch Seuchen, die hier mit einer furchtbaren Wuth auftraten. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts

wurde die Stadt nicht weniger als neunmal von der Pest heimgesucht, besonders aber im Jahre 1721, wo die Krankheit zum letzten male erschien. Dreiundsechzig Gemeinden der Provence wurden von der Krankheit befallen, Marseille und Toulon jedoch am härtesten betroffen. In Toulon starben von 21000 Einwohnern nicht weniger als 13283.

Physiognomie der Stadt; ihre Merkwürdigkeiten.

Toulon mit seinen Umgebungen hat (nach der officiellen Statistik vom Jahre 1851) 82705 Einwohner. Die Stadt ist in Form eines Halbkreises erbaut, dessen Sehne der fast in gerader Linie fortlaufende Kai der beiden Häfen bildet. Obwol die Häuser sehr hoch, die Straßen im allgemeinen eng sind, und sich überall eine Beschränkung des Raums durch die Festungsmauern kund gibt, macht das Innere der Stadt keineswegs einen unangenehmen Eindruck. Die vielen Baumpflanzungen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, besonders aber die auffallende Menge von Springbrunnen, um deren meist verwittertes graues Gestein sich üppiges frisches Grün rankt, verleihen Toulon ein gar freundliches Aussehen, verbreiten Kühlung und angenehmen Schutz gegen die Sommersonne und gewähren dem Städter, dem Zeit oder Gelegenheit fehlen, sich Erholung außerhalb der Festungswerke zu schaffen, die angenehmsten Promenaden.

Die Zahl der Fontainen und Brunnen ist außerordentlich groß. Es gibt deren nicht weniger als 140 innerhalb und 63 außerhalb der Stadt, die sämmtlich aus drei reichen Quellen in der höher gelegenen Umgegend Toulons gespeist werden. Dieser ewig sprudelnde Wasserreichthum ist auch in sanitätlicher Hinsicht der Stadt von großem Nutzen. Bei den dichtgedrängten Gebäuden, den engen Straßen und der oft tropischen Hitze müßten sich unfehlbar gesundheitsgefährliche Miasmen erzeugen, wenn nicht jene Fontainen alle Gassen und Abzugskanäle stets mit fließendem Wasser versorgten und die schädlichen Substanzen mit sich fort zum Meere führten.

Ungefähr in der Mitte der Stadt auf einem geräumigen und gleichfalls mit Bäumen bepflanzten Platze (la Place au foin), liegt die schönste und größte Fontaine, deren Strahlen drei Delphine emporsteigen lassen, während das Wasser über den Rand einer kolossalen Muschel wieder in ein größeres Bassin zurückströmt. In der Nähe dieses Platzes befinden sich fast alle großen Hotels, die Post, die Messagerien, und er wird deshalb meistens von den Fremden als Ausgangspunkt für ihre Touren in der Stadt gewählt.

Das Klima von Toulon ist gesund, wenngleich die umgebenden Berge oft einen heftigen Temperaturwechsel bewirken, sodaß beim schönsten Wetter plötzlich kalte Windstöße auftreten. Östliche und westliche Winde sind vorherrschend, erstere in den Sommermonaten, letztere während des Winters. Im Sommer hat man bei beständigem Wetter hier die sogenannten Solarwinde, die nur während des Tags wehen, morgens leise aus Ost beginnen, gegen Mittag stärker werden und sich südlich ziehen, am Abend aber, aus Westen kommend, mit der untergehenden Sonne sich legen. Der Nordwestwind oder Mistral ist äußerst heftig und für kleinere Schiffe auf der Rhede sehr gefährlich. Er kommt bei heiterm Himmel mit furchtbarer Gewalt über die Berge hernieder und wühlt die Wogen des Mittelmeers hoch auf, verliert jedoch gleichfalls am Abend seine Stärke. Im August wehen die Mistrals am häufigsten.

Das gesellschaftliche Leben in Toulon sagt dem Deutschen wenig zu. Es wäre zwar unrecht, sich über Mangel an Zuvorkommenheit, Gastfreundschaft und Höflichkeit zu beklagen, aber die freundlichen innern Beziehungen wollen nicht eintreten. Das germanische und das ausgeprägte romanische Element haben zu wenig Berührungspunkte: dies merkt man auch hier, und man verläßt Toulon, wie man es betrat — als Fremder.

Außer dem Arsenal, auf welches wir später zurückkommen werden, besitzt Toulon wenig Sehenswürdigkeiten oder Kunstdenkmäler. Der Vandalismus der Republikaner im Jahre 1793 hat die meisten derselben muthwillig zerstört, und dem Reisenden bleibt nur einzelnes zur Befriedigung seiner Neugierde übrig.

Geht man vom Place au foin durch die Rue Chaudronnière nach dem Hafen hinunter, so stößt man auf den St.-Peterplatz, der von der an ihm erbauten und dem heiligen Petrus geweihten Kirche seinen Namen erhalten. Die Kirche bietet zwar nichts Sehenswerthes, wir erwähnen sie jedoch als die Metropole der Fischer, einer Corporation, die in Toulon eine eigenthümliche Stellung einnimmt. Bekanntlich ist die Fischerei in Frankreich ein Gewerbe, das im großartigsten Maßstabe getrieben wird, das unmittelbar unter dem Schutze der Regierung steht, und dessen Gesetze und Rechte noch neuerlich durch einen umfangreichen Erlaß des Marine-

ministeriums bis in die kleinsten Details geregelt worden sind. Die Unentbehrlichkeit dieser Gewerbsklasse, sowie das beschwerliche Leben, welches ihr Stand mit sich bringt, die vielen Gefahren, denen die Fischer in ihren kleinen Booten besonders bei dem unbeständigen Wetter an der französischen Südküste ausgesetzt sind, haben ihnen nicht nur von seiten der Regierungen seit den ältesten Zeiten Privilegien verschafft, sondern auch ihren Sitten, Gewohnheiten und ihrem Charakter ein eigenthümliches Gepräge gegeben, das sie von den übrigen Gewerbtreibenden durchaus unterscheidet. In ihren Familien geht es durchaus patriarchalisch zu; sie sind von erprobter Rechtlichkeit, und es herrscht unter ihnen eine Sittenstrenge, wie man sie selten anderwärts findet. Sie gehorchen mit naiver Unterwerfung den Vorständen ihrer Innung, die seit den ältesten Zeiten die Benennung Prudhommes führen und nach einem ihrer vorzüglichsten Privilegien von der Regierung mit dem gesetzlichen Charakter als Richter bekleidet sind.

Das Justizverfahren dieser Prudhommes ist ungemein einfach. Nachdem beide Parteien gehört, ihre Klagen und Gründe mit großer Gewissenhaftigkeit abgewogen sind, werden die Sachen summarisch abgemacht ohne alle Dazwischenkunft von Advocaten, allein nach den Regeln der gesunden Vernunft. Der Gang des Processes ist ebenso einfach. Der Kläger deponirt eine Citation des Verklagten in einer dazu bestimmten Kiste und fügt zur Deckung der geringen Kosten einige Sous hinzu. Nach acht Tagen erscheinen beide Parteien vor den Richtern, um ihre Klage vorzubringen und sich zu vertheidigen. Sind die Richter genügend instruirt, so einigen sie sich über das Urtheil, und der älteste Prudhomme verkündet dasselbe mit der geheiligt gehaltenen Formel: Un tel, la loi vous condamne! Diese einfachen Worte genügen zur Schlichtung eines jeden Streits. Eine Appellation gegen dies väterliche Urtheil findet nicht statt, es wird mit frommer Ergebung hingenommen und vollstreckt. Das Tribunal dieser Prudhommes, welches sonntäglich seine Sitzungen hält, besteht aus fünf Mitgliedern, welche alle Jahre neu gewählt werden. Früher waren sie bei Ausübung ihrer Functionen mit einer einfachen schwarzen Robe bekleidet; nach einem neulich erlassenen Decret tragen sie jedoch die Amtstracht der Richter der Civiltribunale, während sie in der Woche in ihrem gewöhnlichen Fischeranzuge einhergehen. Am Vorabend des Festes ihres Schutzpatrons versammelt sich die ganze Innung unter Führung ihrer Prudhommes auf dem freien Platze vor der Peterskirche, auf dem man mit großer Feierlichkeit ein Freudenfeuer anzündet, während am andern Morgen in feierlicher Procession die Büste des Heiligen in der Stadt umhergetragen wird.

Vom Place St.-Pierre stößt man auf den Kai des alten Hafens, auf dessen Extremität zur Rechten das schon seit 1576 erbaute Sanitätsbureau steht, wo jedes ankommende Schiff seinen Gesundheitspaß zur Revision hinzusenden hat, bevor es zur Communication mit dem Lande zugelassen wird.

In der Mitte des Kais, gegenüber dem Rathhause, erblickt man eine schöne Bronzestatue den Genius der Schiffahrt vorstellend. In der rechten Hand hält dieser Genius ein halbaufgerolltes Pergamentblatt, auf dessen Inhalt — die maritimen Entdeckungen — er mit dem Zeigefinger der Linken deutet. Auf den Flächen des Piedestals, das sehr niedrig und gedrückt ist und in keinem Verhältniß zu den auf ihm befindlichen Basreliefs steht, zeichnen sich noch vier gleichfalls in Bronze ausgeführte allegorische Figuren, die Fortschritte der Schiffahrt in Bezug auf die Civilisation der Welt und die Entwickelung der Kunst darstellend, durch ihre Schönheit aus. Auf demselben Platze, welchen jetzt diese Statue einnimmt, wurde während der Revolution eine Statue der Freiheit auf einem Piedestal errichtet, dessen Marmorbekleidung aus den zerstörten Altären der in Tempel der Vernunft umgewandelten Kirchen bestand. Mit allem Pompe damaliger Zeit inaugurirt, verschwand diese Statue plötzlich in einer Nacht des Jahres 1805.

Das Rathhaus, dessen wir schon Erwähnung gethan, entbehrt zwar als Gebäude jeder Großartigkeit, zeichnet sich jedoch durch die beiden Karyatiden aus, welche den Balcon tragen; sie sind ein Werk des berühmten Malers und Bildhauers Puget, der sie im Jahre 1656 vollendete. Diese Figuren, deren Unterkörper mit dem Gestein verschmilzt, stellen zwei jugendlich männliche Gestalten dar, die mit allem Aufgebot ihrer Kräfte das ihnen aufgebürdete Gewicht, welches sie niederzudrücken droht, zu tragen streben. Alle ihre Muskeln ziehen sich mit Gewalt zusammen, und das Blut treibt ihre Adern zum Zerspringen auf. Der jüngere derselben, dessen Kinn ein leichter Flaum deckt, fühlt bereits seine Schulter unter der Last nachgeben, und diese ruht schon ganz auf seinem Haupte, das gleichfalls sie nicht mehr zu halten vermag. Mit einer letzten Kraftanstrengung hat er seine Hand gegen die Wange gestemmt, deren Haut zurückweicht, während die andere Hand die Ecke des Balcons zu unterstützen strebt. Sein Gefährte, der gleichfalls unter der Bürde stöhnt, dessen Kräfte jedoch noch nicht erschöpft sind, stützt seine

rechte Hand kräftig auf seine Hüfte, um dem Oberkörper Widerstandskraft zu verleihen, während er, mehr durch die Sonne als durch die von ihm getragene Masse belästigt, den linken Arm zum Schutze seiner Augen über die Stirn gelegt hat. Um die ganze Wahrheit dieses Bildes zu fühlen, muß man es gegen Abend betrachten. Wenn die Sonne die Bewegung erklärt und ihre Strahlen auf das Gesicht des Trägers fallen, dann ist die Illusion vollständig: man glaubt die schweren Athemzüge zu hören, man sieht die Muskeln zucken und die Haut erzittern. Pierre Puget, mit dem Beinamen der französische Michel Angelo, wurde für dies Meisterwerk, bei dessen Ausführung er nur dem Triebe seines Genies gehorchte, auf nicht eben glänzende Weise belohnt. Er erhielt von der Stadt Toulon die Summe von 800 Rthlrn. Eine Zeit lang drohte dem Kunstwerke der Untergang. Durch die Oxydation zweier eiserner Bolzen, durch welche die Figuren mit dem Balcon verbunden sind, litten sie sehr, und die Reparaturen ungeschickter Pfuscher verunstalteten sie noch mehr, bis im Jahre 1827 ein toulouneser Künstler, Hubac, ihre Restauration unternahm und sie in ihrer reinen Schönheit wiederherstellte.

Die Kirchen Toulons enthalten wenig Sehenswerthes; selbst die beiden größten, der Jungfrau Maria und dem St.-Louis geweiht, nichts, was der Beschreibung werth wäre, wenn man den von Hubac mit viel Kunstsinn geschnitzten Chor in letzterer ausnimmt. Die Revolution vernichtete alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche sie vordem schmückten, und die Toulonesen scheinen wenig geneigt, das Verlorene ersetzen zu wollen. Klöster gibt es schon seit dem vorigen Jahrhundert nicht mehr in Toulon; die militärischen Rücksichten haben die kirchlichen überwogen, und die Klostergebäude sind zu Kasernen umgewandelt.

Das städtische Hospital mit der Inschrift: Mihi divites, ego pauperibus, 1638, ist nicht bedeutend, und seine beschränkten Räumlichkeiten stehen in keinem Verhältnisse zur Einwohnerzahl. Man hat deshalb in den letzten Jahren ein zweites außerhalb der Stadt gebaut, neben dem alten Marinehospital, das, gleichfalls unzureichend, durch ein prachtvolles Gebäude an der westlichen Küste, nahe der Halbinsel Cepet, erweitert worden ist.

Zwischen dem neuen Civil- und dem alten Marinehospital liegt merkwürdigerweise das Theater eingeklemmt, ganz am Ende der Stadt, an einem so unpassenden Orte wie möglich. Dasselbe ist zu klein, äußerlich und innerlich schlecht und unpraktisch eingerichtet, und die Schauspieler stimmen vollkommen zu dem Ganzen. In jeder mittelmäßigen Provinzialstadt Deutschlands erwartet und findet man Besseres.

Das Arsenal.

Nichts ist geeigneter, die Macht des Menschen im Kampfe mit Hindernissen und sein über alle Schwierigkeiten triumphirendes Genie klarer zu veranschaulichen, als der Besuch eines Arsenals. Die wunderbaren Arbeiten, welche hier vor sich gehen und zur Ausführung gebracht werden, sind der Beweis, daß seinen Combinationen nichts unmöglich ist. Die alleinige Thatsache, von einem Ende der Erde zum andern eine Maschine wie ein Schraubenlinienschiff von 120 Kanonen zu senden, auf dem die Existenz von 1200 Menschen beruht, das mit Lebensmitteln und Ersatzgegenständen aller Art auf sechs Monate und darüber versehen wird, ist das großartigste Resultat der schöpferischen Macht, die dem menschlichen Geiste innewohnt.

Vor allen andern derartigen Etablissements zeichnet sich aber das Arsenal von Toulon aus, durch seine Größe, die fast den vierten Theil des Flächenraums der ganzen Stadt einnimmt, durch die auf das zweckmäßigste und beste gewählte Anlage seiner verschiedenen Theile, durch die Reichhaltigkeit des Materials, die Mannichfaltigkeit der Werkstätten und Maschinerien, vermittels deren Thätigkeit in fünf Jahren allein 21 Schraubenlinienschiffe vom Stapel liefen. Wie schon angedeutet, war die Marine von Toulon bis ins 17. Jahrhundert von keiner großen Bedeutung. Zu Zeiten der Kreuzzüge werden nur Marseille und Aigues-Mortes als Häfen erwähnt, und erst die Fortschritte im Schiffbau machten es nothwendig, sich nach der tiefen und geräumigen Bucht von Toulon umzusehen. Heinrich IV. gründete das Arsenal, aber noch zu Anfange von Ludwig's XIII. Regierung besaß Toulon nur einige Schiffe, die ebenso wol zu Handels- als Kriegszwecken benutzt wurden. Im Jahre 1645 lieferte jedoch das Arsenal, welches bereits durch Richelieu bedeutend erweitert worden war, eine Flotte von 36 Linienschiffen, 25 Jahre später von 42 Linienschiffen, darunter mehrere Dreidecker und der Magnifique von 104 Kanonen, das berühmteste, größte und schönste Kriegsfahrzeug seiner Zeit.

Im Jahre 1680 wurde durch Vauban der Neubau des Arsenals begonnen. Man zog die Molen, welche letzteres einschließen, und gab dem neuen Hafen die erforderliche Tiefe, indem man den ausgebaggerten Schlamm in die Sümpfe des westlich vom Hafen gelegenen Castigneau

schüttete und dadurch ein festes Terrain für die neuen Etablissements gewann. Bis zum Jahre 1856 blieb das von Vauban erbaute Arsenal, unter welchem Ausdrucke wir alle zu dem Kriegshafen erforderlichen Anlagen und Gebäude verstehen, ohne wesentliche Modificationen. In diesem Jahre wurde eine Vergrößerung des Hafenbassins, ein fast durchgängiger Neubau des Etablissements, sowie die Anlage von zwei neuen Docks, deren Toulon bisher nur eins besaß, in Angriff genommen und bis zum gegenwärtigen Augenblicke (1858) fast vollendet.

Um zu dem Arsenal zu gelangen, geht man die nächste Straße, welche parallel mit dem Kai läuft, nach Westen hinab. In ihr fällt schon von weitem dem Blicke die Fronte des schönen Thores auf, das den Eingang zu ihm bildet. Dasselbe wurde im Jahre 1738 vollendet und ist mit besonders schöner Sculpturarbeit geschmückt. Es besteht aus vier Marmorsäulen in dorischem Stil, welche das obere Querstück tragen. Die beiden mittlern Colonnen begrenzen die eigentliche Pforte. Die Seitenflächen zwischen ihnen und den Ecksäulen sind mit nautischen Emblemen in Hautrelief geschmückt, während über den Capitälern die in Marmor ausgeführten Statuen von Mars und Bellona stehen. Die erstere Figur ist von Verdiguier, die zweite von der Hand eines deutschen Künstlers, Namens Lange.

Eine in gerader Linie fortlaufende Allee durchmißt das ganze Arsenal seiner Länge nach, und die verschiedenen Etablissements erheben sich zu beiden Seiten. Das Auge stößt zunächst auf den Glockenthurm, pavillon de l'horloge, in dem sich zugleich das Centralbureau des maritimen Telegraphen für das Arrondissement Toulon befindet. Durch diesen Telegraphen gehen dem Marinepräfecten die Nachrichten über alles zu, was an der französischen Küste von der Grenze der Pyrenäen bis zu der der Alpen passirt, und jedes sich auf dieser Strecke zeigende Kriegsschiff oder Ereigniß von irgendwelcher Bedeutung wird ihm signalisirt. Zugleich dient der Thurm zur telegraphischen Communication mit den Kriegsschiffen auf der Rhede, und gibt zur Regulirung der Chronometer aller in Toulon anwesender Schiffe den genauen Zeitpunkt für den Mittag in Paris und Greenwich an. Von diesem Thurme hat man zugleich die beste Übersicht über das ganze Arsenal mit dem Hafenbassin, welches letztere früher 42000, nach der jetzigen Vergrößerung aber 75000 Quadratmeter Flächenraum einnimmt, während der Umfang des Arsenals 4000 Meter (früher 2800) beträgt (1 Meter = 3 Fuß 2 Zoll).

Zur Rechten der Allee erblickt man zunächst die Reepschlägereien, in denen das gesammte Tauwerk für die Kriegsschiffe angefertigt wird. Dies sind drei nebeneinander liegende, etwa 1000 Fuß lange überdachte Bahnen, die durch verschiedene Thüren unter sich verbunden sind, und unter denen die Tauwerkfabrikation unabhängig vom Wetter vor sich gehen kann. Am Ende derselben befindet sich eine kleine Dampfmaschine, welche die schweren Arbeiten des Zusammendrehens verrichtet.

Auf dem Platze vor diesen Gebäuden sind sämmtliche zu den desarmirten Schiffen gehörige Ankerketten nach ihrer Größe aufgestapelt, während sich das Depot für die Vorrathsketten zwischen der Reepschlägerei und der Mauer befindet, welche das Champ de Bataille vom Arsenal trennt. Dieses Champ de Bataille gehört gleichfalls zur Marine, enthält das Marinepräfecturgebäude und dient als Exercirplatz für sämmtliche Truppen der Flotte.

Zwischen dem Kettenplatz und der Reepschlägerei, auf dem Platze, wo früher die von Ludwig XIV. gegründete école des gardes-marines, die Cadettenschule, stand, ist jetzt eine Schule für Deckoffiziere und Meister, l'école de la maistrance, errichtet, in welcher diese wichtige Klasse der Unteroffiziere eine sorgsame theoretische Bildung genießt, wie sie in keiner andern Marine gegeben wird. Im zweiten Stock dieses Gebäudes befindet sich die Bibliothek, die 8000 Bände, fast ausschließlich nautischen Inhalts, zählt. In einem Seitengebäude desselben Lokals sieht man noch eine Dampfmaschine, welche das durch unterirdische Kanäle aus der Stadt herbeiströmende Wasser zur Speisung sämmtlicher im Arsenale befindlichen Brunnen in ein Reservoir schafft und täglich 1000 Kubikmeter Wasser hebt.

Zur Linken der Reepschlägerei gelangt man zu der großen Schmiedewerkstätte, deren einzelne Branchen in besondere Räume getheilt sind, die ebensowol durch ihre Mannichfaltigkeit als durch die in ihnen herrschende Ordnung imponiren. Eine Dampfmaschine ersetzt auch hier Tausende von Menschenhänden und verrichtet die schwierigsten und verschiedenartigsten Dienste. Während sie den Hunderten von Essen, die in Thätigkeit sind, durch unterirdische Kanäle die nöthige Luft zuführt, welcher ein von ihr gedrehter vielblätteriger Fächer in einem Reservoir den nöthigen Impuls gibt, setzt die Maschine auch den mehrere hundert Centner schweren Dampfhammer in Bewegung, dessen Fall sich so genau reguliren läßt, daß er ebensowol mit seinem ganzen Gewichte den Anker für ein Linienschiff schmiedet, als eine Haselnuß aufknackt,

ohne ihren Inhalt zu beschädigen. Dort noch dreht sie Walzmaschinen, auf denen drei bis vier Zoll starke Eisen- und Kupferstangen zu dünnen Plättchen gewalzt werden, hier Bohrmaschinen: dort wieder bewegt sie die gewaltigen Scheren, welche zweizollige Metallplatten wie weiche Stoffe geräuschlos voneinander trennen.

In der Werkstatt, wo die Ankerketten geschmiedet werden, befinden sich zwei Probirmaschinen, auf denen die fertigen Ketten mittels hydraulischer Pressen versucht werden, indem man sie einer ihrer Stärke angemessenen Spannung aussetzt. Bricht bei diesen Kraftproben ein einzelnes Glied und stellt sich heraus, daß nicht schlechtes Schmieden die Schuld trägt, so wird die ganze Kette verworfen, da von der Haltbarkeit derselben sehr häufig die Sicherheit des ganzen Schiffs abhängig ist.

Ganz in der Nähe dieser Schmieden liegen die Magazine, in welchen die aus jenen hervorgegangenen Gegenstände, insofern man sie nicht zum augenblicklichen Gebrauch auf die Schiffe gibt, aufbewahrt werden. Auch hier zeichnet sich alles durch die zweckmäßigste Vertheilung und genauste Ordnung aus. Alle gleichartigen Gegenstände haben ihre besondern Räume, die, nebeneinander liegend, durch Wände voneinander getrennt sind, und alles ist nach Stoff, Zweck und Größe planmäßig arrangirt. Außerhalb der Thüren, welche auf lange helle Corridore münden, ist auf Tafeln der Inhalt der einzelnen Abtheilungen verzeichnet. Ganz nach demselben Principe wie die Schmieden sind die übrigen Werkstätten, Böttcherei, Tischlerei, Blockmacherei u. s. w., eingerichtet, auf welche man zunächst stößt, und deren fertiges Material gleichfalls in prächtigen Magazinen gelagert wird.

Von ihnen aus gelangt man zu der Mastbauerei, großen Schuppen, in denen die Masten, Raaen, Salings und alle diejenigen Holztheile angefertigt werden, welche zur Bemastung der Kriegsschiffe erforderlich sind. Da es unmöglich ist, die Masten aus Einem Stücke zu fertigen, so werden sie aus mehreren Theilen, gewöhnlich sechs zusammengesetzt, die man durch eiserne Ringe miteinander verbindet. Die Länge des großen Mastes eines Dreideckers beträgt 118—120 Fuß, sein größter Durchmesser 3 Fuß 11 Zoll. Die Länge der großen Raa eines solchen Schiffs ist 110—112 Fuß bei größter Dicke von $2^1/_2$ Fuß. Man begreift daher, daß dergleichen Gegenstände sich nicht aus Einem Stück fertigen lassen, wollte man auch gänzlich von der Haltbarkeit absehen, die bei zusammengesetzten Masten wegen der vermehrten Elasticität größer ist als bei solchen, welche aus Einem Stück bestehen. Die Stengen und Bramstengen, d. h. die ersten und zweiten Verlängerungen der Masten, bilden jedoch stets nur ein Stück, ebenso die an ihnen hängenden Raaen, die Mars- und Bramraaen. Die Länge der Marsstengen beträgt drei Fünftel der Untermasten, und die ganze Höhe des Großmastes eines Dreideckers, vom Fuß des eigentlichen auf dem Kiel ruhenden Mastes bis zur Spitze oder dem Topp der Bramstenge, 215—220 Fuß. Zum Einsetzen dieser schweren Stücke in die Schiffe wird ein eigener Krahn, der Mastenkrahn benutzt. In Toulon befindet sich derselbe auf der Mole am Ausgange des neuen Bassins auf die Rhede.

Der Mastschuppen wurde 1793 durch die Engländer verbrannt und ist seitdem neu erbaut. In seiner zweiten Etage befindet sich die Segelmacherei, aus der die Segel für die gegenwärtigen Schiffsriesen hervorgehen. Man glaubt kaum seinen Augen zu trauen, wenn man in diesen Räumen das Großsegel eines Dreideckers ausgebreitet sieht, zu dessen Anfertigung 1800 Ellen Segeltuch erforderlich sind, dessen durchschnittliche Breite 100 Fuß, dessen Tiefe 46 Fuß und dessen Gewicht 2210 Pfd. beträgt. Der Segelmacherei ist auch die Anfertigung der Flaggen zugehörig. Die Höhe einer Flagge für einen Dreidecker ist 34, ihre Breite 50 Fuß, und das dazu erforderliche Material an Flaggentuch beträgt 1100 Ellen. Über der Segelmacherei liegen endlich noch die Rißkammern, Lokale, in denen jedes für den Bau eines Schiffs nothwendige Constructionsstück vorher gezeichnet und im Modell angefertigt wird.

Vom Mastschuppen gelangt man zunächst zu den überdachten Helgen, d. h. den Plätzen, auf welchen man die Schiffe erbaut. Von diesen besaß Toulon früher nur zwei, die jetzt jedoch um zwei weitere vermehrt worden. Diese mit einer gedielten Unterlage versehenen Helgen sind geneigte Ebenen, deren unteres Ende unmittelbar an tiefes Wasser stößt, damit das fertige ablaufende Schiff sofort ins Wasser gleiten und, ohne den Grund zu berühren, schwimmen kann. Eine Bedachung ist erforderlich, um die Inhölzer der Schiffe während des oft jahrelangen Baues vor Nässe und auch vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen. Diese Helgen haben eine Länge von 250 Fuß, die Breite des Dachgerüstes ist 66 und seine Höhe 110 Fuß. Der Raum zwischen je zwei derselben ist gleichfalls überdacht und dient als Magazin für Aufbewahrung der fertigen Masten, Stengen und Raaen. Unmittelbar neben den Helgen befindet sich

das alte Dock zur Reparatur der Schiffe. Im Mittelmeere herrscht keine Ebbe und Flut, und es erwachsen bei der Benutzung der Docks, d. h. gemauerter Bassins, welche zur Aufnahme eines Schiffs groß genug und mit Schleusen zu verschließen sind, große Schwierigkeiten. Da man die Schiffe nur schwimmend hineinbringen kann, so geschieht dies sonst mit der Flut, oder mit hohem Wasser. Man setzt sie in dem Dock fest, und mit der eintretenden Ebbe fließt das Wasser aus den geöffneten Schleusenthüren von selbst ab. Die Thüren werden alsdann bei wiederkehrender Flut geschlossen, und das Schiff steht in dem Dock trocken und bereit zur Reparatur. In Toulon dagegen muß alles Wasser durch Pumpen aus dem Dock entfernt werden, eine ungemein zeitraubende Arbeit, welche früher durch die Galeerensklaven geschah, bei den neuen Docks jedoch durch Dampfpumpen verrichtet wird. Der Bau dieser Docks hat wegen der vielen vorhandenen Quellen, welche das Grundmauerwerk stets unterminirten, unsagliche Schwierigkeiten verursacht, welche die französischen Ingenieure endlich dadurch besiegten, daß sie die Grundfläche auf Brückenbogen construirten.

Hinter den bedeckten Helgen sieht man zwei Pavillons. In dem einen befindet sich das Bureau der Direction für hydraulische Arbeiten, und in dem zweiten die Werkstätte für Anfertigung der Compasse, sowie aller weniger delicaten nautischen Instrumente.

Wendet man sich jetzt vom Bassin zur Rechten der Allee, so passirt man den Ballastplatz. Hier ist in besondern Haufen der Ballast aufgestapelt, den jedes Kriegsschiff haben muß, um den durch seine Batterien erhöhten Schwerpunkt wieder tiefer zu bringen und dadurch seine Stabilität zu sichern. Dieser Ballast besteht gewöhnlich aus prismatischen Stücken Eisen von 100—200 Pfd. Gewicht, und jedes Schiff hat eine bestimmte von seinem Baumeister berechnete Quantität. Daneben befindet sich der Platz für die Wasserkasten, kubische Gefäße von Eisenplatten, die am Bord über dem Ballast gestaut werden und als Behälter für das mitgenommene Trinkwasser dienen. Früher benutzte man zu diesem Zwecke hölzerne Fässer; jedoch ging mit diesen zu viel Raum verloren, und das Wasser hielt sich lange nicht so gut in ihnen wie in den eisernen Kasten. Die Größe und Form der letztern variirt nach Größe und Form der Schiffe; meistens sind sie jedoch kubisch und enthalten je 500—2000 Quart Wasser.

In der Nähe dieses Platzes liegt der Takelschuppen, das heißt der Ort, wo die Takelage eines Schiffs oder sämmtliches zu seiner Ausrüstung gehörige Tauwerk fertig gemacht und zu den verschiedenen Benutzungszwecken vorbereitet wird. Diesem Gebäude gegenüber erhebt sich der Segelboden, das Magazin, in welchem die fertigen Segel aufbewahrt werden.

Das große prachtvolle Gebäude, welches man alsdann an der Allee erblickt, ist das Generalmagazin, das Depot für alle kleinern Ausrüstungsgegenstände, Kaufmannswaaren und Utensilien, welche sowol die Schiffe als die Werkstätten des Arsenals selbst gebrauchen. Dasselbe ist ganz massiv und bombenfest an Stelle des alten aufgeführt, welches die Engländer 1793 gleichfalls verbrannten. Sieben große Arcaden, von denen drei das Portal bilden, theilen die Fronte dieses Magazins und wiederholen sich an seiner hintern Fläche. Es besteht aus drei Stockwerken, deren jedes 24 Fuß hoch ist. Zwei Reihen von Pfeilern, die wie die Mauern aus Quadern aufgeführt sind, trennen das Innere in drei Abtheilungen. Zu beiden Seiten der Vorhalle führen Treppen in die obern Etagen, von denen jede Stufe aus einem einzigen Stein besteht.

Die dem Eingange gegenüberliegende Hauptabtheilung ist durch Eisengitter ihrer Länge nach in sieben Räume getheilt, sodaß man eine Übersicht über die darin aufbewahrten Gegenstände hat. Auf gleiche Weise sind die übrigen Abtheilungen eingerichtet. Die Länge dieses prachtvollen Gebäudes beträgt 300 Fuß, seine Breite 52 Fuß. In der untern Etage liegen, nach Gattung und Stoff geordnet, die schwerern und werthvollern Gegenstände, während oben die leichtern und minder kostbaren aufbewahrt werden. Die größte Sauberkeit, Ordnung und zweckmäßigste Einrichtung zeigt sich hier bei jedem Blicke, und jedenfalls hinterläßt das Generalmagazin bei dem Fremden den großartigsten Eindruck von allen Einzelheiten dieses berühmten Arsenals. Nach Überschreitung eines kleinen Kanals, auf dem die Boote vom großen Bassin bis an das Magazin fahren, gelangt man an den Geschützpark, wo sämmtliche Kanonen, nach ihren Kalibern geordnet, in endlosen Reihen am Kai entlang liegen. Es sind dies alles Geschütze nach neuem Modell, wie sie augenblicklich am Bord gebraucht werden. Die vielen Tausende von alten, welche früher hier lagerten, hat man zerschlagen und umgegossen.

Gegenüber dem Geschützpark befinden sich die Magazine, Werkstätten und Bureaux der Artilleriedirection. Sie liegen sämmtlich in einer Bastion der das Arsenal einschließenden Festungswerke. Die Kehle dieser Bastion, in der auch alle Eisenmunition aufgestapelt ist, wird

durch eine Balustrade geschlossen, die aus alten, mit Ketten verbundenen Geschützröhren besteht. Vor dem Eingange sind die eisernen Marinemörser aufgestellt.

Rechts vom Geschützpark sieht man den Waffensaal, jedenfalls das Schönste, was man in dieser Art finden kann. Die Waffen sind mit so viel Geschmack und Schönheitssinn in so unendlich mannichfaltigen Figuren auf- und zusammengestellt, daß sich Staunen mit Bewunderung mischt und man auf die angenehmste Weise überrascht wird. Aus Pistolen, Ladestöcken, Gewehrkugeln und den Zündpfannen alter Gewehre hat man Vasen gebildet, deren Rundung außerordentlich graziös ist; aus Gewehren und blanken Waffen sind Trauerweiden hergestellt, deren herabhängende Blätter Dolche bilden. Aus Säbelscheiden und Bajonneten hat man Palmen, Sonnen, Sterne und die mannichfaltigsten Verzierungen zusammengesetzt, sodaß man nicht weiß, ob man mehr den erfinderischen Geist oder die Geduld bewundern soll, welche diese Mordinstrumente in so gefällige und freundliche Formen brachte.

Ältere Waffen, an denen gewöhnlich artilleristische Museen und Zeughäuser so reich sind, findet man hier nur in geringer Zahl. Der ganze Inhalt des Saals ist für den activen Dienst bestimmt. In seiner Mitte erhebt sich die Statue der von kriegerischen Trophäen umgebenen Bellona. Sie schwingt drohend das Schwert und ist im Begriff dem Feinde entgegenzustürzen. Ihr zu beiden Seiten hat man zwei vollständig geharnischte Ritter aufgestellt, deren aus getriebener Arbeit gefertigte und mit Basreliefs verzierte Eisenschilder sehr kostbare Reliquien der Vorzeit sind. Auf dem einen ist die Eroberung Jerusalems und auf dem andern die Befreiung der Andromeda ausgearbeitet. Ähnliche Ritterstatuen mit Rüstungen, bei deren Gewicht wir unter der jetzigen Generation vergeblich nach Trägern suchen würden, sind noch an verschiedenen Punkten des Saals placirt, und die düstere Haltung dieser Eisengestalten trägt noch dazu bei, den freundlichen Eindruck der glänzend polirten und in so ansprechende Bilder gebrachten Waffen zu erhöhen.

Vom Artilleriepark zur Mündung des Bassins auf die kleine Rhede führt eine Mole, an welcher, nebeneinander gereiht, die desarmirten und für Hafendienst bestimmten Dampf- und Segellinienschiffe und Fregatten liegen. Die für den Hafendienst bestimmten Fregatten, an Zahl die übrigen überwiegend, sind eigentlich nur dem Namen nach desarmirt und können binnen 24 Stunden vollständig seefertig gemacht werden. Sie liegen der Hafenmündung zunächst, haben ihre Artillerie, ihr Trinkwasser und Kohlen an Bord, und wenngleich scheinbar die kahlen Untermasten sie zu desarmirten Schiffen machen, erkennt das seemännische Auge doch sogleich, daß die ganze Bemastung auf dem Verdecke fertig liegt und in wenigen Stunden auf ihre Stelle gebracht werden kann. Nur die Besatzung fehlt, welche diese selbst in ihrer Nacktheit und schweigsamen Ruhe Furcht gebietenden Riesen beleben soll. Es ist das Stillschweigen der Vernichtung, der Schlummer des Blitzes, den ein Wink erwecken kann. In den Magazinen, welche diese Mole begrenzen, wird das Zubehör der einzelnen desarmirten Schiffe in besondern Räumen aufbewahrt, sodaß ohne den geringsten Aufenthalt, ohne Unordnung und Störung 10—12 Schiffe zu gleicher Zeit in Dienst gestellt werden können.

Verfolgt man die östlich sich erstreckende Biegung der Mole des neuen Bassins, so gelangt man an den Ausgang des letztern, der nachts mit einer Kette verschlossen wird und deshalb Chaîne-Neuve heißt. Ein Fährboot oder sogenanntes va-t-et-vient, das ein Galeerensklave bedient, vermittelt die Communication mit der westlichen Mole, auf der sich die Gebäude des Bagno befinden. Auf diese sind von der östlichen Mole zwei Bombengeschütze gerichtet, um im Falle einer Revolte unter den Sträflingen die Chaîne-Neuve zu vertheidigen.

Der Bagno.

Der Bagno erstreckt sich längs der westlichen Mole. Die in ihm befindlichen Galeerensträflinge wurden ehemals in die Galeeren eingeschlossen, wo sie in Gemeinschaft mit den von den Muselmanen erbeuteten Sklaven die Ruder bedienten. Trat an Sklaven Mangel ein oder reichte die Zahl der Sträflinge nicht aus, so konnten sie durch freie Menschen ersetzt werden, welche die Behörden bezeichneten, eine Maßregel, die zwar tyrannisch war, zugleich aber die Gemeinden von allen schlechten Subjecten befreite. Öfter auch vermietheten sich Menschen freiwillig zu diesem traurigen Dienste, denen man den Namen Bouono-voyo, bonne volonté, gab, ein Ausdruck, der noch jetzt zur Bezeichnung eines mauvais sujet in der Provence gäng und gebe ist.

Marseille und Toulon waren die ersten Punkte, wo man Galeerensträflinge hielt, später wurden auch in Rochefort, Brest und Lorient Bagnos errichtet. Seit einiger Zeit besteht nur noch der Bagno in Toulon; man hat die übrigen Sträflinge, vorgeblich aus Humanität, nach

Cayenne geschickt und geht damit um, auch den Bagno von Toulon aufzuheben. Die mittlere Zahl der Bagnobewohner beträgt 4000. Seit Abschaffung der Galeeren im Jahre 1750 hat man sie zu den schweren Arbeiten verwendet, welche im Kriegshafen vorkommen.

Der Eingang des Bagno ist durch ein schweres eisernes Gitterthor verschlossen, das jedoch während des Tags geöffnet bleibt. Unmittelbar hinter dem Thore befindet sich der Bazar, ein Lokal, wo die von den Sträflingen während ihrer Mußestunden angefertigten Arbeiten an Schnitzwerk, geflochtenen Sachen, Mosaik u. s. w. an Fremde verkauft werden. Man ist gewohnt, in Gefangenhäusern dergleichen Gegenstände zu sehen, an denen meist mehr die Geduld als die Geschicklichkeit bewundernswerth ist. Hier muß man jedoch unwillkürlich erstaunen über die Menge der saubern und prachtvollen Arbeiten, deren Herstellung nicht nur lange Zeit und Geduld, sondern auch künstlerische Talente in Anspruch genommen hat. Die Hauptindustrie der Gefangenen scheint in Schnitzereien aus Kokosnuß und in Anfertigung von Strohmosaik zu bestehen. Man sieht Kokosnüsse in Form von Pulver- oder Jagdflaschen in ausgezeichnetster Weise sculptirt. Das Chef d'oeuvre in dieser Art hat ein wegen Anfertigung falscher Banknoten zu fünfundzwanzigjährigen Galeeren verurtheilter Graveur in zwei Jagdflaschen geliefert, auf denen die Schlacht von Balaklawa und ein anderes Gefecht in erhabener Arbeit ausgeschnitzt sind. Man zählt auf den beiden Flaschen 145 vollständig ausgearbeitete, mit größter Sauberkeit und Kunst ausgeführte Figuren, auf deren Vollendung der Verfertiger dritthalb Jahre verwandte. Die Preise dieser Sachen stehen nicht im Verhältnisse zu ihrem Werthe. Die Arbeit jeder Mußestunde eines Sträflings wird nur zu 1—4 Cent. (1—4 Pf.) gerechnet; er kann daher bei täglich sechsstündiger Freizeit nur 6 Pf. bis 2 Sgr. verdienen. Jene Flaschen, deren Werth 1000 Fr. zum wenigsten ist, kosteten daher nur 125 Fr. In gleichem Verhältnisse stehen die Preise der übrigen Sachen, unter denen, wie bemerkt, die mit Strohmosaik belegten Arbeitskästchen für Damen die kunstreichsten und vollendetsten sind. Die verführerische Billigkeit dieser kleinen Kunstwerke erzielt einen schnellen Absatz, und fast keiner der den Bagno besuchenden Fremden verläßt denselben, ohne etwas zu kaufen.

Die Gebäude des Bagno theilen sich in verschiedene Säle, welche als Wohnungen für die Gefangenen dienen und hauptsächlich in drei Kategorien geschieden sind. Die einen sind für die lebenslänglich Verurtheilten, die andern für die sogenannten indociles oder solche Sträflinge, welche nicht arbeiten wollen, die dritten für die éprouvés oder diejenigen, welche sich während einer bestimmten Reihe von Jahren zur Zufriedenheit betragen haben.

Jeder neue Ankömmling wird mit einem zweiten zusammengekettet, wobei man jedoch der Menschlichkeit zur Ehre Rücksicht auf die Charaktere nimmt. Jeder, der den Bagno als Sträfling betritt, wird zuerst zu schweren Arbeiten, der sogenannten grande fatigue herangezogen, und es bedarf eines jahrelangen guten Betragens (gewöhnlich die Hälfte der Strafzeit), um für die minder beschwerlichen Arbeiten oder die petite fatigue verwandt zu werden. In letzterm Falle wird der Sträfling von seinem Compagnon getrennt und trägt seine Kette, die 15 Pfd. wiegt, allein. Doppelte Ketten, Bastonnade, einsame Haft und la salle des indociles sind die Strafen, welche für Vergehen innerhalb des Bagno verhängt werden.

Die letztere Lokalität erfüllt den Beschauer mit Grauen. Hier liegen die Gefangenen an eiserne Stangen geschmiedet, welche im Fußboden befestigt sind und ihnen nur einen Raum von drei Schritt zum Gehen gestatten. Das Lager, d. h. eine etwas schräge Holzfläche mit einem losen Stück Holz als Kopfunterlage, befindet sich unmittelbar hinter den Stangen. Decken oder Matratzen erhalten diese Sträflinge nicht. Solange sie in ihrem Widerstande beharren, verlassen sie den Saal nicht und gelangen nie an die frische Luft. Auch sehen sie niemand außer dem Aufseher, welcher das Essen bringt. Der Fremde kann diesen Ort, der einem Käfig voll wilder Raubthiere gleicht, nur durch eine kleine vergitterte Öffnung in der Thür in Augenschein nehmen. Die Physiognomien dieser verstockten Verbrecher sind wahrhaft grauenerregend und stoßen jede aufkeimende Regung von Mitleid sogleich zurück. Man fühlt sich unwillkürlich beengt in der Nähe dieses Abschaums der Menschheit und athmet erleichtert auf, wenn das Schließen der Öffnung uns den schrecklichen Anblick entzieht. Man sollte glauben, daß ein solcher Aufenthalt schon nach einigen Tagen alle Widerstandskraft eines Menschen brechen müßte, aber dennoch hat man Beispiele, daß einzelne Verbrecher hier jahrelang vegetirten, ehe sie sich zur Arbeit bequemten, wenngleich im allgemeinen das Mittel sich bewährt und viele schon nach Wochen himmelhoch um ihre Erlösung aus dieser wahrhaften Hölle flehen.

Die Bekleidung der Sträflinge besteht aus einem Hemde von grober Leinwand, einer langen rothen Jacke von Fries ohne Knöpfe und Kragen, einem Paar Beinkleidern im Sommer von

Leinwand, im Winter von Tuch, einem Paar Schuhen und einer wollenen langen Mütze, an welcher die in Weißblech ausgeschlagene Nummer des Gefangenen befestigt ist. Die Buchstaben GAL sind überdies an verschiedenen Stellen auf alle Kleidungsstücke gedruckt. Zur Unterscheidung der verschiedenen Kategorien und bessern Überwachung der gefährlichern Sträflinge tragen die rückfälligen Verbrecher einen gelben und einen rothen Ärmel. Die rothe Mütze bezeichnet die zu fünf bis zehn Jahren, ein gelber Rand an der Mütze die zu mehr als zehn Jahren und eine grüne Mütze die auf Lebenszeit Verurtheilten. Ihre Nahrung besteht aus Brot und Gemüsen. Fleisch bekommen nur die Invaliden täglich, und zweimal wöchentlich die éprouvés. Diese erhalten auch eine Matratze, während alle übrigen nur eine Decke zum Zudecken für die Nacht bekommen. Während der Nacht werden alle Gefangene an eiserne Stangen geschlossen, die vor den Fußenden ihrer Schlafstellen in den Boden gebolzt sind. Ein Ausbruch zieht eine dreijährige Vermehrung der Strafzeit nach sich.

Die Sträflinge à la grande fatigue dürfen nichts verdienen, die éprouvés jedoch, wie schon bemerkt, 5 – 20 Cent. per Tag. Die Hälfte dieses Verdienstes wird als Eigenthum des Gefangenen zurückbehalten und am Tage der Freilassung dem Maire desjenigen Orts übermittelt, an dem der Befreite sich niederlassen und das von ihm im Bagno erlernte Gewerbe betreiben will. Jeder Gefangene wird zur Erlernung eines Handwerks angehalten. Welche Resultate man hiermit erzielt hat, beweisen die Bauten des Generalmagazins, der bedeckten Helgen, des Hospitals, die lediglich von Galeerensklaven ausgeführt sind. Die Gefangenaufseher heißen gardes-chiourmes; nur von ihnen werden die Sträflinge überwacht und begleitet. Innerhalb des Bagno sind sie mit einem Säbel, außerhalb mit geladenem Gewehr bewaffnet. Auf fünf Paar Sträflinge kommt immer ein garde-chiourme.

Unter der traurigen Bewohnerschaft des Bagno sieht man alle Stände vertreten, und alle Klassen der Gesellschaft haben zu ihr beigesteuert. Stabsoffiziere, Generalsecretäre, Advocaten, Ärzte, Priester, Gelehrte und Künstler figuriren hier neben dem Diebe und Mörder von Profession. Man verläßt schaudernd diese Räume, wo so mancher früher hochgestellte Mann vielleicht ein verbrecherisches Leben, vielleicht auch nur einen verbrecherischen Augenblick büßen muß.

Von den zugehörigen Gebäuden des Bagno verdient das Hospital einer besondern Erwähnung. Dasselbe war früher ein Magazin für Ankertaue, wurde jedoch seit Anfang dieses Jahrhunderts seiner jetzigen Bestimmung übergeben. Es besteht aus einem einzigen Saale von 300 Fuß Länge und 25 Fuß Breite, der durch zwei Reihen von Pfeilern seiner Länge nach in drei Galerien getheilt ist. Die mitlere derselben ist frei und dient zur Passage, in jeder der beiden andern stehen 50 eiserne Krankenbetten. Die kranken Sträflinge werden hier auf die sorgsamste Art gepflegt, und es macht einen wohlthuenden Eindruck, die Barmherzigen Schwestern in aufopfernder Menschenliebe diese Verbrecher pflegen, ihnen Trost zusprechen und auf ihre leisesten Wünsche Acht geben zu sehen. Eine feierliche Stille herrscht in diesem Saale, dessen schneeweißes Bettzeug, glänzend gescheuerter Fußboden und blank polirtes Geräth von der großen Ordnung und Sauberkeit zeugen, die in der ganzen Anstalt herrschen. Die unzähligen Anschläge der Gefangenen, vom Hospital aus auszubrechen, haben es nöthig gemacht, sie auch während ihrer Krankheit anzuschließen, und nur in schweren Fällen und auf Verlangen des Arztes werden sie entfesselt. Jeden Abend untersucht ein Wächter alle Eisenstangen der Fenster, indem er mit einer Messerklinge der ganzen Länge nach darüber hinfährt, um sich zu versichern, daß keine durchgesägt ist. Die Oberaufsicht in der Küche des Bagno führen ebenfalls Barmherzige Schwestern, und so sauber wie ihr Anzug ist in diesem Raume jedes Winkelchen. Das hier bereitete Essen ist schmackhaft, kräftig und wird in reichlichem Maße verabreicht.

Nördlich von diesem Hospital befindet sich auf derselben Mole die Bootsbauerei, ein großes zweistöckiges Gebäude, in dessen unterm Raum die großen Schiffsboote construirt werden, während man die leichtern im obern Stock baut. Hinter diesem Gebäude ist die Pech- und Theerkocherei. Am Ende der Mole stößt man auf die Helgen, auf denen Fregatten und Corvetten erbaut werden. Sie sind nicht überdacht und bieten nichts Bemerkenswerthes. Rechts von ihnen lagern die neuen Dampfkessel für die Dampfschiffe.

Die Hülfsarsenale; die Forts; das neue Militärhospital; Frankreichs Seestärke.

Hiermit ist die Runde durch das eigentliche Arsenal geschlossen, und man ist zum Ausgangspunkte zurückgekehrt. Es existiren jedoch noch zwei Hülfsarsenale, das von Castigneau im Westen und das von Mourillon im Osten der Stadt, die beide sehr bedeutend sind und deshalb Erwähnung verdienen.

In Castigneau fällt zunächst die große Bäckerei in das Auge, ein Etablissement, aus zwei Hauptgebäuden bestehend, die einen stumpfen Winkel bilden und durch ein drittes kleineres an der Spitze miteinander verbunden sind. Ein jedes der Hauptgebäude hat zwei Stockwerke, die als Magazine dienen, das eine für Mehl, das andere für Schiffsbrot. Die Backöfen befinden sich im Erdgeschoß; in dem einen Flügel sind deren acht, in dem andern zwölf. Ein Meeresarm erstreckt sich bis an die Bäckerei, sodaß das Brot auf Booten an Bord geschafft werden kann. Links von der Bäckerei ist der Park für die Anker, ein großer Platz, auf dem sämmtliche Anker, neue und alte, aufgestapelt liegen. Nach dem neuen Plane des Marineministers soll jedoch die Bäckerei abgebrochen und die Eisengießerei an dieser Stelle erbaut werden. Auch eine Formerei und Kesselschmiede soll hier angelegt werden. Daneben wird ein Kohlendepot für die Dampfschiffe errichtet werden. Die Bäckerei kommt zwischen den Ankerpark und den großen Kanal, und schließlich sollen in der Ebene nördlich von diesem Kanal, der nach dem neuen Bassin führt, noch zwei Docks construirt werden. Man hat mit der Ausführung dieses Plans bereits begonnen, und die Arbeiten werden in kürzester Zeit vollendet sein.

Jenseits Castigneau am Ufer des Meeres steht das Marinelaboratorium, in dem alle Munition und die nöthigen Feuerwerkskörper angefertigt werden; weiterhin erblickt man die beiden Pulvermagazine der Flotte, deren eines Millaud, das andere la Goubran heißt. Hinter la Goubran, nahe der Küste, liegt eine Batterie und etwas weiter auf einer Höhe eine zweite. Erstere trägt den Namen batterie des sansculottes und letztere batterie de la montagne. Beide wurden 1793 von Napoleon I. construirt und fügten, wie bekannt, den englischen Schiffen im Hafen große Nachtheile zu. Nahe bei Castigneau liegt die Vorstadt Pont de Lac, so benannt nach dem sie durchströmenden Gebirgsflusse, dessen Bett Vauban bei dem Bau des Arsenals verlegte, indem er ihn hinter la Goubran in das Meer leitete.

Im Osten Toulons befindet sich die zweite Vorstadt la Rode oder, wie sie häufiger genannt wird, Mourillon, an welche der alte Hafen stößt, und von der das hier angelegte Hülfsarsenal seinen Namen trägt. Man gelangt zum Arsenal, wenn man sich von der Vorstadt südlich nach dem Fort Lamalgue begibt. Bereits seit einem Jahrhundert befand sich hier das Depot für das Marinebauholz. Im Jahre 1821 errichtete man Schuppen für dasselbe, und 1836 begann man den Bau der gegenwärtigen Etablissements. Die wichtigsten derselben sind die unmittelbar am Wasser gelegenen drei Gruppen von je fünf Helgen, welche es möglich machen, 15 Linienschiffe auf einmal zu erbauen, sowie zwei Docks. Da diese Docks wegen der mangelnden Ebbe und Flut in wenigstens 30 Fuß tiefem Wasser erbaut werden mußten, und der felsige Boden ein Aussprengen derselben am Ufer verhinderte, so kann man sich einen Begriff davon machen, mit welchen enormen Schwierigkeiten die mit dem Bau beauftragten Ingenieure zu kämpfen hatten. Es mußten zu diesem Zweck enorme hölzerne Kasten construirt und versenkt werden, um innerhalb derselben das betreffende Mauerwerk aufzuführen. Diese Kasten hatten eine Länge von 300 Fuß, bei einer Breite von 95 und einer Tiefe von 34 Fuß. Sie schlossen einen Flächenraum von 6,821 Quadratmeter ein und übten auf das zu verdrängende Wasser einen Druck von 606 Mill. Pfd. Da die Herstellung dieser Kasten und ihre Versenkung jedoch mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden war, construirte man sie später in drei Abtheilungen, die sich besser behandeln ließen. Jedes einzelne der Docks kostete durchschnittlich 1,650000 Fr., mithin ungefähr dasselbe, was Bau und Armirung eines Dreideckers beanspruchen.

Hinter den Docks sind die zu Mourillon gehörigen Gebäude errichtet, von denen zunächst die Dampfschneidemühlen zu erwähnen sind. Die dazu erforderliche Maschine liegt in der Mitte, während rechts und links sechs Schneideapparate von ihr getrieben werden. Rechts von dieser Mühle befinden sich die Schuppen, unter denen das Vorrathsbauholz aufgestapelt ist. Diese mächtigen Schuppen sind noch neu und nach dem furchtbaren Brande aufgeführt, welcher am 1. Aug. 1845 auf unerklärliche Weise in den alten Etablissements ausbrach und sämmtliche Vorräthe von Holz im Werthe von 5 Mill. Fr. in Asche legte. Etwas weiter nach der Vorstadt liegt die große Peyruc'sche Maschinenfabrik, in welcher bis zur Vollendung der Kesselschmiede in Castigneau sämmtliche Dampfkessel für die Marine angefertigt werden.

Eine Kette von Festungswerken umschließt diese Succursale des großen Arsenals. Der Theil der kleinen Rhede vor Mourillon ist für die Kriegsschiffe reservirt, welche, nachdem sie im Arsenal ihre Ausrüstung empfangen haben, sich hier seefertig machen. Von hier legen sie nach der großen Rhede hinaus, wo sie mehr Raum zum unter Segel Gehen haben.

Das obenerwähnte Fort Lamalgue krönt eine Anhöhe, welche sowol die beiden Rheden als auch die ganze Stadt Toulon mit ihren Umgebungen beherrscht. Dasselbe besteht aus einem

mit Winkelbastionen befestigten Parallelogramm, das auf zwei Drittheile seiner Länge noch ein Cavalier überragt. Das Commandanturgebäude bildet die Fronte des Forts, das 200 Geschütze zu seiner Vertheidigung führt und mit bombenfesten Kasematten versehen ist.

Das Panorama, welches sich auf der Spitze der Anhöhe, an der Lamalgue liegt, vor dem Beschauer entrollt, ist eins der schönsten, welches die an Aussichten so reichen Umgebungen Toulons bieten. Das Auge kann von hier das ganze Befestigungssystem des Orts und Hafens überblicken, im Norden und Westen die Forts Ste.-Catherine, Artigues, Faron mit seinem Thurme, die Forts und Werke von St.-Antoine, das Fort Malbousquet hinter Castigneau; im Osten das ganz neuerbaute Fort auf dem Cap Brun und das Fort Ste.-Marguerite; als Befestigungen der Rhede, außer den beiden zuletzt genannten, das Fort Lamalgue mit seinen detachirten Werken, das Fort St.-Louis, Grosse-Tour, das Fort Balaguier oder Petite-Tour, das Fort Aiguillete, das Fort Napoléon oder Petit-Gibraltar und endlich die furchtbaren Batterien des Cap Cepet, zu denen noch drei bis vier Küstenbatterien im Niveau der Wasserlinie kommen. Diese Festungswerke zählen zusammen 800 Geschütze; fast alle beherrschen und secundiren sich gegenseitig, und auch dem zahlreichsten und verwegensten Feinde dürfte es nicht gelingen, seine Schiffe so weit zu bringen, daß Toulon oder dem Arsenale Gefahr drohte.

Noch bleibt uns übrig, einen Blick auf das obenerwähnte neue Marinehospital St.-Mandrier zu werfen, das am Fuße der Halbinsel Cepet unweit der Küste erbaut ist. Dies ist eines der großartigsten Gebäude seiner Art; in seiner Anlage ward nichts versäumt, was irgend der Bequemlichkeit der Kranken oder dem Zwecke der Anstalt dienlich sein konnte. Drei Hauptgebäude bilden die drei Seiten eines quadratischen Platzes, dessen vierte Seite durch ein Eisengitter geschlossen wird, und in dessen Mitte sich zwei ungeheure unterirdische Cisternen befinden, die 10 Millionen Litres Wasser fassen. Um die Weiterverbreitung etwa ausbrechender contagiöser Krankheiten von einem Hauptgebäude zum andern zu verhüten, sind alle drei isolirt und nur durch fliegende Brücken miteinander verbunden. Jedes Gebäude hat drei Stockwerke, und jedes der letztern nach außen eine Galerie von 21 Arcaden, eine Bauart, die sowol dem Ganzen ein großartiges Aussehen verleiht, als besonders dazu beiträgt, während des Winters die Kälte und während des Sommers die Hitze zu mildern, ohne die Ventilation oder die Helligkeit zu beeinträchtigen. Außerdem haben diese Verandas den Vortheil angenehmer Promenaden für Kranke, deren Schwäche nicht erlaubt, in den Hof hinabzusteigen.

Die beiden Seitengebäude sind zur Aufnahme der Kranken bestimmt, und jedes hat 500 Betten. Das Quergebäude dient als Wohnung des gesammten Beamtenpersonals und enthält die Bureaux, Apotheken, Laboratorien, Küchen und alles übrige Zubehör einer so großartigen Anstalt, sowie die Räume für kranke Offiziere. Hinter denselben erhebt sich der Gebirgszug von Cap Cepet, der mit Bäumen und Gebüschen der verschiedensten Art bepflanzt ist. Ein Theil dieser parkähnlichen Anlagen wird durch eine hohe Ringmauer eingeschlossen, innerhalb welcher die Reconvalescenten ebenso angenehme als stärkende Partien machen können.

Zur Linken des Hospitals steht die Kapelle, eine höchst freundliche Rotunde, umgeben von Säulen ionischer Ordnung, während das Innere von 16 korinthischen Säulen getragen wird. Das Licht fällt von oben durch die auf den Säulen ruhende Kuppel, der Altar ist von grauem Marmor und der Fußboden aus sehr schönem Mosaik von den verschieden gefärbten Marmorarten des Landes gefertigt. Die Sculpturen der Capitäler und die verschiedenen, der Beachtung werthen Verzierungen, sowie die ganze Kapelle selbst sind aus den Händen von Galeerensträflingen hervorgegangen.

An diese Rundschau möge sich noch eine allgemeine Bemerkung über die französische Marine knüpfen. Es wurde bereits in diesem Werke (in dem Artikel „Die Marinen Englands und Frankreichs", II, 1—16) ausführlicher dargethan, in welch umfassender Weise die Marine sowol unter der vorigen als besonders unter der jetzigen Regierung reorganisirt und erweitert worden ist. Einen vollen Begriff von dem Aufschwunge derselben erhält man jedoch erst mit dem Besuche der französischen Kriegshäfen, vor allem Toulons. Das Marienministerium gibt schon seit dem Jahre 1853 keinen öffentlichen Ausweis mehr über den Activbestand der Flotte, und das Ausland befindet sich darum bis zu einem gewissen Punkte immer im Dunkeln über die wirkliche Stärke der französischen Marine. Diese Stärke wird erst vollkommen klar, wenn man in den Häfen die massenhafte Anhäufung von Material mit eigenen Augen betrachtet, die sich sowol in der Zahl der Schiffe selbst als in den Magazinen auf Schritt und Tritt kund gibt. Ludwig Napoleon hat bei der Vergrößerung der Marine sein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, nicht nur eine gewaltige Flotte zu schaffen, sondern auch für einen schleunigen Ersatz im

Falle der Noth zu sorgen. Er hat dadurch den großen Fehler seines genialen Onkels vermieden, alles auf einen Wurf zu setzen. Unglückliche Schlachten, wie die von Abukir und Trafalgar, können Frankreich nicht mehr von der See ausschließen, wie damals, und nach vier Wochen würde eine gleiche Anzahl von Schiffen zum Kampfe bereit sein. An Seeleuten zu ihrer Bemannung gebricht es in Frankreich nicht mehr. Die Listen der inscription maritime weisen 145000 Mann auf, hinreichend um 100 Linienschiffe nebst der entsprechenden Anzahl von Fregatten und Corvetten zu besetzen, obwol Frankreich augenblicklich nur 64 Linienschiffe besitzt. England zählt deren 82, kann aber dessenungeachtet seinem Rivalen nur eine gleiche Zahl entgegenstellen, weil es die Überzahl zum Schutze seiner Colonien verwenden muß. Ludwig Napoleon hat demnach, wie es scheint, sein Ziel erreicht, die Herrschaft der Meere wenn nicht den Engländern streitig zu machen, so doch mit ihnen zu theilen.

Stadt und Inseln Hyères.

In der Umgegend Toulons sind die Stadt und Inseln Hyères als diejenigen Punkte zu erwähnen, welche sowol von Franzosen als von Reisenden häufig besucht werden, obwol sie, will man parteilos urtheilen, weniger landschaftlichen Reiz besitzen. Mehr Werth dürften sie für die Brustkranken haben, welche zu Hunderten von den Ärzten hierher gesandt werden, um in dem milden Klima, unter dem heitern Himmel und in der reinen Luft Heilung oder Erleichterung ihrer Leiden zu suchen. Diese klimatischen Vorzüge von Hyères, das etwa drei Meilen südöstlich von Toulon an der Küste des Mittelmeeres liegt, waren sicherlich schon zur Zeit der römischen Epoche bekannt, wie schon die Auffindung mehrerer Alterthümer beweist, darunter ein Mosaikfußboden von vollendeter Arbeit. Die Stadt Hyères ist am Abhange eines Hügels erbaut, dessen Spitze die imposanten Ruinen einer feudalen Burg krönen.

Die alte Stadt, die einige ungemein steile Straßen hat, entvölkert sich immer mehr und mehr, indem die Einwohner sich weiter unten in der Ebene ansiedeln. An Merkwürdigkeiten besitzt Hyères nur eine alte Kirche, deren Construction aus der römischen Zeit stammt, jedoch rücksichtlich der Architektur nichts Ausgezeichnetes bietet. Berühmt sind die schönen Gärten in der Umgegend von Hyères, in denen auch tropische Früchte zur Reife gebracht werden, und wo die Orangenbäume förmliche Wäldchen bilden. Diese Gärten sind von Toulon aus das Ziel zahlreicher Ausflüge von Einheimischen wie von Fremden. Bei dieser Gelegenheit besucht man zugleich einen berühmten Olivenbaum in der Nähe der Stadt, wahrscheinlich einer der ältesten der Erde. Nach der Volkstradition stammt er aus der Zeit, wo das benachbarte Marseille als Colonie der Phocäer blühte; jedenfalls dürfte er mehrere hundert Jahre alt sein. Obwol er nur wenig Zweige besitzt, ist der Stamm noch kräftig und gesund; er mißt am Erdboden 36 und in Mannshöhe 20 Fuß im Umfange.

Etwa drei Meilen vom Ufer entfernt liegen die Inseln Hyères, welche vor der Küste eine große und sichere Rhede bilden, auf der die französischen Geschwader gewöhnlich ihre Übungen halten. Die drei Hauptinseln sind Porquerolles, Port-Cros und l'Ile de Levant. Im Alterthume hießen sie wegen der Fülle ihrer Orangenfrüchte die Goldenen Inseln, allein gegenwärtig sind sie öde, besitzen nicht einmal einen Süßwasserquell und werden nur von Fischern bewohnt. Die großen Erwartungen, welche gewöhnlich die Fremden von den Inseln hegen, finden sich demnach gänzlich getäuscht. Auf Port-Cros sieht man die Ruinen eines im Mittelalter berühmten Klosters, das wegen wiederholter Angriffe der Sarazenen von seinen Bewohnern verlassen wurde. Nach dem Falle von Rhodus hatte der Großmeister Villiers die Absicht, den Sitz des Johanniterordens hierher zu verlegen, und suchte sich die Zustimmung König Franz' I. zu erwirken. Allein Kaiser Karl V., welcher den Einfluß Frankreichs auf den Orden fürchtete, verhinderte die Ausführung dieses Plans, indem er den Johannitern die Insel Malta schenkte.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

***Chmel** (Joseph), einer der thätigsten österreichischen Geschichtsforscher, war am 18. März 1798 zu Olmütz geboren, wo sein Vater Adam Matthias C. (geb. zu Teschen am 27. Aug. 1770, gest. zu Linz am 12. März 1832) damals als Lehrer des Geniefachs an der mährisch-ständischen Akademie angestellt war, bis er 1803 die Professur der Mathematik, später auch der Physik an dem Lyceum zu Linz erhielt.

Um sich seiner schon frühzeitig entwickelten Neigung für historische Studien ganz hingeben zu können, trat C. bereits 1816 in das Chorherrenstift zu St.-Florian, als dessen Bibliothekar er seit 1826 wirkte. Nachdem er 1830—33 zu Wien in den Bibliotheken und Archiven für die ältere Geschichte Österreichs gesammelt hatte, ward er durch kaiserliche Entschließung vom 6. Mai 1834 als zweiter Archivar in das Geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv berufen. Im Jahre 1840 zum ersten Archivar und 1846 bei Gelegenheit der Reorganisation des Staatsarchivs zum Vicedirector desselben mit dem Prädicate eines Regierungsraths ernannt, ward er in diesem Wirkungskreise am 28. Nov. 1858 vom Tode überrascht. C. hatte sich zur Hauptaufgabe seines Lebens die Sammlung und Sichtung der Quellen für die ältere Geschichte seines Vaterlandes, besonders des Hauses Habsburg gemacht und auf diesem Gebiete seit 1832, wo das erste Heft seiner „Materialien zur österreichischen Geschichte" erschien, in verschiedenen selbständigen Schriften, wie in zahllosen Abhandlungen und Beiträgen zu Sammelwerken Vortreffliches geleistet. Als seine Hauptwerke sind außer den erwähnten „Materialien zur österreichischen Geschichte" (5 Hefte, Linz und Wien 1832—38) hervorzuheben: die „Regesta chronologico-diplomatica" der Kaiser Rupert (Frankfurt 1834) und Friedrich III. (2 Bde., Wien 1838—40); ferner die Sammelwerke: „Der österreichische Geschichtsforscher" (2 Bde., Wien 1838—41), dessen Inhalt zum größten Theile von C. herrührt, und das „Habsburgische Archiv" (1. und 2. Bd., Wien 1846), welches „Herberstein's Gesandtschaftsreise nach Spanien im Jahre 1519" und „Actenstücke zur Geschichte Kroatiens und Slawoniens in den Jahren 1526 und 1527" umfaßt. Hieran schließen sich die „Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte Maximilian's I." (Stuttgart 1845), auf Kosten des literarischen Vereins gedruckt, und „Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien" (1. und 2. Bd., Wien 1840—41). Letzteres unvollendet gebliebene Werk verzeichnet nicht blos die reichen historischen Schätze dieser Bibliothek, sondern theilt auch Excerpte und vollständige Abdrücke vieler Stücke mit. Ebenfalls unvollendet blieb C.'s einziges darstellendes Werk von größerm Umfang, die „Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian I." (1. und 2. Bd., Hamburg 1840), zu dessen Fortführung er die umfassendsten monographischen Arbeiten, wie über Matthias Corvinus, die Cillyer u. s. w. vorbereitet hatte. Eine außerordentliche literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der historischen Quellenkunde entwickelte C. besonders seit Begründung der österreichischen Akademie der Wissenschaften (1847), welche auf seinen Antrag die vaterländische Geschichtsforschung und die Sammlung der Geschichtsquellen zu einer Hauptaufgabe erklärte und zu diesem Behufe eine eigene historische Commission aufstellte, an deren Spitze C. trat. Er war seitdem nicht blos Herausgeber, sondern auch der fleißigste Mitarbeiter an dem „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen" (Wien 1848), welchem seit 1851 auch ein „Notizblatt" beigegeben wird. Durch ihn veranlaßt wurden auch insbesondere die „Monumenta Habsburgica", eine Sammlung von Documenten zur Geschichte des Hauses Habsburg in den Jahren von 1473—1576, welche als eine eigene Abtheilung der „Fontes rerum Austriacarum" in drei Abtheilungen erscheint und deren erste Abtheilung, die „Actenstücke zur Geschichte des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilian's I." (3 Bde., Wien 1854—58) von C. selbst redigirt wurde. Viele seiner Arbeiten und Untersuchungen wurden auch in den „Denkschriften" und „Sitzungsberichten" der Akademie veröffentlicht. Unter den Beiträgen zur letztern Zeitschrift dürften die auch in besondern Abdrücken ausgegebenen „Habsburgischen Excurse" (6. Abtheilung, Wien 1850—51) und die Untersuchungen „Über die österreichischen Freiheitsbriefe" (Wien 1851) besonderer Erwähnung verdienen. Schon vor der Wendung der Dinge in Österreich seit dem Jahre 1848 zählte C. zu der geringen Anzahl österreichischer Gelehrten, welche sich durch die Vorzüglichkeit ihrer Leistungen auch im übrigen Deutschland die verdiente Achtung und Anerkennung zu erwerben wußten, wie er denn auch in seiner Stellung zum Staatsarchive, in unverhohlener Weise echt wissenschaftliches Streben nach Kräften stets zu fördern bemüht war.

Ghika (Helene, Fürstin), als Schriftstellerin bekannt unter dem Namen einer Gräfin Dora d'Istria, ist am 22. Jan. 1829 in der Walachei geboren und die Tochter des Fürsten Michael G., welcher eine Zeit lang Minister des Innern in der Walachei war. Oheime derselben sind die Fürsten Gregor IV. G., welcher von 1822—28, und Alexander X. G., der von 1834—42 als Hospodar an der Spitze der Verwaltung in der Walachei stand. Durch Reisen in Deutschland, Italien, der Schweiz, Belgien u. s. w. hatte die Fürstin Helene ihre durch sorgfältige Erziehung und durch Selbststudium gewonnenen vielseitigen Kenntnisse vermehrt und eine allgemeine Bildung sich angeeignet, die auf wissenschaftlicher Grundlage und auf dem genauen Verständniß mehrerer alter und neuer Sprachen, sowie auf freisinniger Anschauung der kirchlich-religiösen und politischen Verhältnisse Europas beruht. Obgleich morgenländische Christin, beurtheilt sie das Papstthum mit der Klarheit und dem Selbstbewußtsein des Protestantismus: als Rumänin bekundet sie den entschiedensten Patriotismus und bekennt sich als Feindin eines jeden Despotismus und Absolutismus. Mit männlichem Talente und einer gewissen Begeisterung hat sie ihre Ansichten bisjetzt in zwei Büchern ausgesprochen, von denen das erstere, „La vie monastique dans l'eglise orientale" (Paris 1855), binnen wenigen Jahren eine zweite Auflage (1859) erlebte, während das zweite „La Suisse" (2 Bde., Zürich 1856), unter dem Titel „Die deutsche Schweiz" (3 Bde., Zürich 1858) eine vermehrte und verbesserte deutsche Originalausgabe erhielt. In den Jahren 1855 und 1856, wo sie sich neun Monate in der Schweiz aufhielt und infolge der glücklich ausgeführten Besteigung des Mönchs ihr Name vielfach genannt wurde, war sie als Gräfin Dora d'Istria in italienischen Zeitungen, wie dem „Diritto" in Turin, vielfach literarisch thätig. Weil sie sich in einzelnen Artikeln über die politischen und kirchlich-religiösen Zustände Italiens mit Entschiedenheit wie mit Sachkenntniß aussprach, wurden ihr namentlich von seiten der ultramontanen Presse, wie z. B. vom „Credente cattolico" in Lugano, heftige Anfeindungen und Angriffe zu Theil. Sie behauptet die Stammesverwandtschaft der Rumänen und Italiener, indem beide Völker Nachkommen der alten Römer seien, hebt jedoch dabei mit nationalem Selbstgefühl hervor, daß die Rumänen das einzige Volk altrömischer Abkunft seien, das sich von der Herrschaft des römischen Papstes losgesagt habe. Durch den Beifall

aufgemuntert, welchen allerwärts ihre Schriften gefunden haben, bereitet sie die Herausgabe einiger andern Werke vor, unter denen namentlich eine für die nächste Zeit in Aussicht gestellte Schilderung der Frauen im Orient von vielem Interesse sein dürfte. Seit 1849 ist die Fürstin Helene G. mit dem Grafen Koltzow-Massalsky vermählt.

*Koromilos (Andreas), einer der ersten und jedenfalls der thätigste und unternehmendste unter den Buchdruckern des neubegründeten Königreichs Griechenland, starb im November 1858 zu Athen. K. hat zur Entwickelung der Buchdruckerkunst in seinem Vaterlande besonders beigetragen und sich vielfach um die Literatur, namentlich um einzelne Zweige derselben verdient gemacht. Aus seiner Buchdruckerei, welche er 1834 auf der Insel Ägina besaß, gingen die von dem gelehrten Griechen Neophytos Dukas besorgten Ausgaben altgriechischer Dichter und Schriftsteller hervor, welche K. unentgeltlich an Schulen, sowie an bedürftige Lehrer und Schüler vertheilte. Im Jahre 1837 verlegte er seine Druckerei nach Athen und beschäftigte sich daselbst auch ferner vorzugsweise mit dem Drucke wissenschaftlicher Werke und mit Schulbüchern für die Elementar- und die hellenischen Schulen, sowie für die Gymnasien des Königreichs. Namentlich waren es auch lexikographische Werke von Skarlatos Byzantios, zum Theil in Stereotypdruck, die er unternahm. Die aus seiner Druckerei hervorgegangenen Bücherdrucke haben namentlich auf das Schul- und Unterrichtswesen auch außer Griechenland und überall im Orient, wo Griechen in größerer Anzahl sich aufhalten, den anregendsten Einfluß geübt.

*Lyons (Edmund, Lord), britischer Viceadmiral, bekannt durch seine Thätigkeit als Gesandter in Athen 1835—49 und als Oberbefehlshaber der englischen Flotte im Schwarzen Meer, verschied nach längerm Leiden in Arundel-Castle, dem Schlosse seines Schwiegersohns, des Herzogs von Norfolk, am 23. Nov. 1858. In der Pairie folgte ihm sein ältester Sohn, Richard Bickerton L., außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Florenz.

*Osann (Friedrich Gotthilf), ein verdienter deutscher Philolog, starb am 30. Nov. 1858 zu Gießen, wo er seit 1825 als ordentlicher Professor der alten Literatur und Dirigent des philologischen Seminars ununterbrochen gewirkt hatte. O. hat sich um die verschiedensten Zweige der classischen Philologie und Alterthumswissenschaft verdient gemacht. So um die Epigraphik unter anderm durch die „Sylloge inscriptionum antiquarum graecarum et latinarum" (10 Hefte, Darmstadt 1822—34), um die griechische Lexikographie durch das „Auctarium lexicorum Graecorum" (Darmstadt 1824), um die Grammatik durch die „Commentatio grammatica de pronominis tertiae personae is, ea, id formis" (Göttingen 1845), um die Geschichte der griechischen und römischen Literatur besonders durch seine „Beiträge zur Geschichte der griechischen und römischen Literatur" (2 Bde., Darmstadt 1835—39). Außer zahlreichen andern, diese Fächer berührenden kleinern Schriften und Abhandlungen bearbeitete O. noch mehrere griechische und lateinische Schriftsteller und gab theils in den Erläuterungen zu Stuart's und Revett's „Alterthümern von Athen" (Darmstadt 1831), theils in verschiedenen akademischen Schriften schätzbare Beiträge zur Kunde des classischen Alterthums. Selbst die lateinische Literatur des Mittelalters zog er in den Bereich seiner Forschung und wirkte hierin nicht unwesentlich durch die Ausgabe des „Amphitryon et Aulularia" (Darmstadt 1836) des Vitalis Blesensis. Unter den zahlreichen Beiträgen zu den verschiedenen fachwissenschaftlichen Zeitschriften sind besonders seine Aufsätze in der 1857 eingegangenen „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft" hervorzuheben.

*Schoppe (Amalie, eigentlich Emma Sophie), deutsche Schriftstellerin, starb am 25. Sept. 1858 zu Schenektady, einer kleinen Stadt unweit Albany im nordamerikanischen Freistaate Neuyork. Als Tochter des später in Holstein angestellten Arztes Weise auf der Insel Femern am 9. Oct. 1791 geboren, erhielt sie ihre Bildung nach der Wiederverheirathung ihrer frühzeitig verwitweten Mutter zu Hamburg, wo sie sich auch mit dem Doctor der Rechte Schoppe vermählte. Nachdem diese nicht glückliche Ehe durch den frühzeitigen Tod des Gatten gelöst worden, lebte sie zurückgezogen meist in der Nähe von Hamburg, bis sie, durch verwandtschaftliche Beziehungen veranlaßt, im Jahre 1851 nach Amerika übersiedelte. Als Witwe genöthigt für ihren Unterhalt zu sorgen, entwickelte Frau S. eine ungemeine literarische Thätigkeit. Gedichte hatte sie schon als Mädchen in Taschenbüchern und Zeitschriften veröffentlicht; jetzt versuchte sie sich im Romane und der Novelle und wußte auch in diesem Genre eine Zeit lang einen zahlreichen Leserkreis um sich zu versammeln. Doch findet sich unter ihren zahlreichen Werken nichts, was einen dauernden Werth beanspruchen könnte. Dasselbe gilt auch von ihren Jugendschriften, die bald durch andere, dem Zeitgeschmack mehr zusagende verdrängt wurden. Für das Beste, was sie literarisch leistete, können ihre „Erinnerungen aus meinem Leben" (2 Bde., Altona 1838) gelten.

*Torlonia (Don Giovanni), der zweite Sohn des Fürsten Marino T., Herzogs von Poli und Guadagnolo, geb. am 22. Febr. 1831, starb am 29. Nov. 1858 zu Rom im Alter von 27 Jahren. Er gehörte zu den wenigen römischen Aristokraten, die sich aus innerer Neigung den ernsten Studien widmen. Mäcen und Dichter zugleich, muß er als die Seele der sich bildenden jungen römischen Dichterschule gelten, welche, einerseits an Leopardi anlehnend, andererseits mit der germanischen Dichtung befreundet, in ihrer Grundstimmung der Gefühlspoesie huldigt. Ganz besonders sind die „Poesie" (Florenz 1856) T.'s von deutscher Lyrik beseelt. Die junge Dichterschule, in der sich Nannarelli, Ciampi, Castagnola, Maccari und die Dichterin Guoli bereits in selbständiger Weise bemerklich gemacht haben, versammelte sich um den auch sonst allgemein geliebten und geachteten Fürsten als eine freie und zwanglose Akademie, welche seit 1858 ihre Dichtungen in der „Strenna Romana", einer Art Musenalmanach, veröffentlicht. Aus seiner Ehe mit Donna Francesca, aus dem Hause der Fürsten Ruspoli, hinterläßt T. einen Sohn, Clemens, der ihm am 15. Nov. 1852 geboren ward.

Britisch-Columbien und Vancouverinsel.

Als vor einem Jahrzehnd, während Europa um seine politische Palingenesie vergeblich rang, von den fernen Gestaden des Stillen Ocean her die Kunde erscholl, es sei hier ein Land entdeckt worden, wo Gold in unermeßlicher Fülle zu erheben, welches außerdem mit dem reichsten Boden und mit einem lieblichen Klima gesegnet sei, da schien es die alte atlantische Welt hinauszurufen aus ihren Wirren nach jenen jungfräulichen Gefilden. Mindestens durfte man die Meinung hegen, daß sich an jenen bisher einsamen Küsten eine Umwälzung vorbereite, die in ihren Folgen viel Nachhaltigeres verspräche als die Revolutionen und Errungenschaften des alten Europa. Kaum aber war das junge Californien in seinem goldglänzenden Gewande vorgetreten, als man vom andern Gestade des Großen Ocean her denselben Ruf vernahm: auch das breite Gebirge, welches das australische Festland gegen den Stillen Ocean abdämmt, strahlte in hellem Goldglanze auf. Und, wunderbar! jetzt wiederholt sich zum dritten male, doch abermals vom entgegengesetzten Gestade desselben großen Weltmeers, von den bisher kaum beachteten Ufern des Frazer und der Columbia her, der Ruf, daß auch hier eine reiche Quelle des edeln Metalls zu Tage getreten. Es sind also gerade die entgegengesetzten Seiten der Erde, die anscheinend miteinander in keiner Verbindung stehen, wo die Entdeckung der neuen Goldfelder gemacht worden ist; und doch dürfte es der wissenschaftlichen Betrachtung nicht schwer fallen, den Beweis zu liefern, daß es hier wie dort nur ein und derselbe große Gebirgszug sei, welcher der heutigen Welt seine geheimen Schätze bietet.

1) Geographische Übersicht von Britisch-Columbien.

Britisch-Columbien, bis vor kurzem Neucaledonien geheißen, liegt am südwestlichen Ende der britischen Besitzungen in Nordamerika, zwischen 49 und 55° nördl. Br. Das Land besteht größtentheils aus dem Frazerthale, enthält jedoch im Südosten auch ein Stück des nördlichen obern Columbiathals. Es wird an der westlichen und östlichen Seite von hohen Gebirgen umsäumt, im Westen von den Cascades oder Pacifischen Alpen, die hier dicht am Meere streichen und nur eine schmale Küstenstufe belassen, im Osten vom „Felsengebirge" (Rocky Mountains).

Diese Cascades bilden einen Theil jener ungeheuern Erhebungslinie, der ausgedehntesten der Erde, welche von den unterirdischen Feuersmächten in echter Kreisform rund um den Stillen Ocean (Pacific) gezogen worden. An der Küste des russischen Nordamerika, an der äußersten Nordostecke des Ocean, erhebt sich der noch jetzt nicht erloschene Vulkan Elias, 17850 Fuß, als der höchste Gipfelpunkt des nordamerikanischen Festlandes. Von hier aus streicht das Gebirge — unter den Benennungen Pacifische Alpen, Cascades, Sierra Nevada — südwärts parallel mit den Küsten des britischen Nordamerika, sowie mit denen der Staaten Washington, Oregon und Neucalifornien, und verläuft sodann, als Sierra di Santa-Lucia, auf der Halbinsel Altcalifornien bis ins Meer. Andererseits streicht der Gebirgszug vom Elias aus auch nach Nordwesten ab und verläuft in der (Altcalifornien ganz analogen) Halbinsel Aliaska. Von hier aus aber überbrückt er in den Aleutischen Inseln den nördlichen Pacific und durchzieht sodann, einen großen Bogen beschreibend, die Halbinsel Kamtschatka, die Kurilen, Japan, Formosa, die Philippinen, Neuguinea, Australien und Tasmanien (Vandiemensland). Wir erkennen mithin, daß es eine identische Gebirgskette ist, welche, das Bollwerk der Continente in der beschriebenen großen Linie bildend, an voneinander so entfernten Stellen ihre reichen Goldlager birgt, wie es denn auch die Gleichartigkeit der Gebirge in Californien mit denen in Australien war, welche zur Entdeckung des Goldes in letzterm Lande geführt hat.

Das „Felsengebirge", die östliche Begrenzung von Britisch-Columbien, tritt an der äußersten Nordwestspitze von Amerika, am Cap Lisburne, aus der Beringstraße hervor, zieht längs des Eismeers bis an die Mündung des Mackenzie, worauf der Zug umbiegt und, im allgemeinen in gleicher Richtung mit dem westlichen, vom Knotenpunkte des Elias auslaufenden Gebirge, südwärts streicht, bis ans Hochland von Mexico, dem es sich anschließt. Bei diesem Hochlande steigt aber gleichfalls die westliche Kette, welche als Sierra di Santa-Lucia am Cap Lucas ins Meer stürzt, am gegenüberliegenden Cap Corrientes wieder hervor, wie wir deutlich an der sofort hier auftretenden Reihe von Vulkanen erkennen, in welcher noch vor einem

Jahrhundert ein neuer Feuerberg, der Jorullo, sich erhob (Juni 1759). Die so in der Hauptrichtung vereinigte Erhebungslinie erreicht in Südamerika, dessen ganze pacifische Küste sie durchzieht, ihre größte Mächtigkeit, worauf sie im antarktischen Ocean in der Grahamsinsel wieder auftaucht, während andererseits im antarktischen Victorialand, in der Richtung von Australien her, der Erebus erscheint — womit sich denn der herrliche Kranz von Feuergebilden abschließt, welcher die Continente gegen das große Weltmeer schützt, zu welchem alle übrigen Meere sich nur als Binnengewässer verhalten.

Die beiden Gebirgsketten, die westliche an der Küste und die östliche im Innern des amerikanischen Continents, weichen im südlichen Theile von Nordamerika am meisten voneinander ab, indem sie zwei voneinander divergirende Bogen bilden. Wie die Küste vom Cap Lucas bis Cap Flattery, so beschreibt das Küstengebirge (die Sierra di Santa-Lucia, Sierra Nevada, Cascades) einen weiten, nach Westen vorgehenden Bogen, dessen äußersten westlichen Punkt das Cap Mendocino bezeichnet, während das „Felsengebirge" einen nach Osten ausweichenden Bogen von gleicher Form und Dimension zieht, dessen östlichster Punkt dem Cap Mendocino gerade gegenüberliegt. Die größte Convergenz erreichen beide Gebirgslinien im 49. Breitengrade an der britisch-amerikanischen Grenze. Von hier aus zieht die westliche Linie (die Cascades oder Pacifischen Alpen), wie vorher der Küste parallel, mehr nordwestwärts, während das „Felsengebirge" (wenigstens dessen östlicher oder Hauptarm) ziemlich gerade nach Norden setzt. Dieser große Absatz in dem Striche des Gebirges bezeichnet sich auf entsprechende Weise durch den großartigen Meereinschnitt der Juan de Fuca-Straße; denn es ist ein Gesetz — welches sich in Amerika besonders deutlich ausspricht — daß alle bedeutenden Absätze in dem Striche oder alle großen Unterbrechungen der Gebirgskörper, welche die Continente tragen, sich an der gegenüberliegenden Meeresküste durch Meereinschnitte oder Baien kund geben. Wir werden später auf die großen Vortheile zurückkommen, die sich für den künftigen transcontinentalen Verkehrszug durch jene stattfindende größte Convergenz der beiden Gebirgszüge und die größte Nähe des Meeres ergeben.

Diese beiden Hauptgebirgszüge von Nordamerika sind aber eigentlich keineswegs isolirte Ketten, sondern nur die erhabenen Ränder eines Hochlandes, das sich, als Fortsetzung des Hochlandes von Mexico, zwischen diesen Ketten entlang erstreckt, und welches das eigentliche Hochland des Continents ausmacht, während alles übrige Land von Nordamerika nur aus dem pacifischen und atlantischen Abfall besteht. Dieser große Damm besteht in dem südlichen, zwischen den beiden bogenförmigen Gebirgszügen liegenden, Theile in der Mitte aus dem großen innern, vollständig abgeschlossenen Salzseenbecken von Utah, im Süden aus dem Coloradothale, im Norden aus dem Columbiathale. Das Land nördlich von der Gebirgsconvergenz bis zum 55. Breitengrade bildet Britisch-Columbien.

Das „Felsengebirge" im Osten von Britisch-Columbien besteht, wie im größten Theile seines Laufs, aus zwei an 20—25 Meilen voneinander abstehenden Armen, von welchen der östliche mehr nördliche, der westliche mehr nordnordwestliche Richtung hat. Die östliche ist die Hauptkette. Sie bildet die höchste Abtheilung des gesammten „Felsengebirges", indem die Gipfel sich meistens an 15000 Fuß erheben und mit ewigem Schnee bedeckt sind. Der Berg Hooker im 52.° hat 15700 Fuß, der Berg Brown in 52° 30′ hat 16000 Fuß Höhe. An dieser Gebirgsreihe entspringen dicht nebeneinander fünf der größten Flüsse von Nordamerika: am Ostabhange der Saskatschawan und die Athabasca, am Westabhange die Columbia, der Frazer und der Friedensfluß. Das Gebirge enthält mehrere Pässe. Der bedeutendste ist das zwischen den beiden mächtigen Säulen, dem Hooker und dem Brown belegene Committee's-Punch-Bowl-Cleft, so nach einem dort befindlichen kleinen runden See (Committee's-Punch-Bowl) genannt. Innerhalb des Passes entspringen: ostwärts fließend, ein Quellfluß der Athabasca (Südstamm des in das Polarmeer mündenden großen Mackenziesystems) und, westwärts fließend, ein Quellfluß der Columbia — eine Erscheinung, die sich mehrmals wiederholt, unter anderm im Großen Südpaß, wo die Platte (Mississippisystem) und der Grüne Fluß (Colorado, der im Golf von Californien mündet) entspringen. Die erwähnten Pässe im „Felsengebirge" von Britisch-Columbien sind jedoch nur vom Juni bis September gangbar, während welcher Jahreszeit sie von den Leuten der Hudsonsbai-Gesellschaft benutzt werden.

Die Cascades, welche an der Columbia (in Washington und Oregon) eine so beträchtliche Höhe erlangen, wo beim Durchbruche dieses Flusses der Jefferson, Hood, St.-Helens über 15500 Fuß messen, scheinen auch in Britisch-Columbien nicht viel von dieser Höhe zu verlieren und größtentheils mit ewigem Schnee bedeckt zu sein. Nur wenige Pässe dieser Cascades sind

bekannt. Dieselben zeigen sich rauh und abschüssig, für Saumthiere selbst im Sommer unwegbar, sodaß man von Westen her nur mittels des Flusses selbst in das innere Thal des Frazer eindringen kann, welcher in einer langgewundenen, aber schmalen und tiefen Spalte durch das Gebirge bricht, wie auch, südlich vom Frazer, die Columbia und, nördlich vom Frazer, der Simpson thun. Südlich vom Durchbruch des Frazer läuft quer durch das Land, von den Cascades bis zur Quelle des Thompson, ein Westarm des „Felsengebirges", ein Plateau, das Couteauland, welches das Frazerthal im Süden abschließt und vom Thale des Okanagan, eines nördlichen Hauptzuflusses der Columbia, trennt.

Der Frazer entspringt im 54. Breitengrade aus zwei Seen, am Westfuße des östlichen oder Hauptarms des „Felsengebirges", in der unmittelbaren Nähe des Canoeflusses, des nördlichsten Zuflusses der Columbia, und nur 950 Fuß von der Quelle des Friedensflusses, welcher letztere, gleich innerhalb des Gebirges ein großer, für Boote schiffbarer Strom, dadurch sehr merkwürdig ist, daß er das „Felsengebirge" nach Osten durchbricht, was weiter südlich von keinem Flusse geschieht. Der Friedensfluß gesellt sich durch den Großen Sklavensee dem System des Mackenzie zu, welches mit Inbegriff seines südlichen Theils, der Athabasca, eine Länge von 500 Meilen hat. Indem der Frazer aus dem obern Thale tritt, umzieht er, nach echter Weise der Felsengebirgsströme, in weitem Bogen den Westarm des Gebirges, der hier bald eine breite Unterbrechung hat. Dieser Bogen ist westwärts fast bis an den Ostfuß der Cascades ausgedehnt, worauf der Frazer den wasserreichen Stuart aufnimmt, welcher aus mehreren großen Seen, die im ganzen Lande sehr zahlreich sind, seinen Ursprung nimmt. Der Fluß zieht sich nun südwärts längs der Cascades, aus welchen ihm zahlreiche Zuflüsse, von denen der Chilcotin und der Pinklitsu die namhaftesten, zufallen, während er von Osten her die großen Ströme Thompson und Quesnell erhält. Er durchbricht sodann die Cascades in einer Reihe von Fällen und Stromschnellen, wendet sich nun nach Westen, indem er noch aus den Cascades den Harrison, eigentlich eine Kette von Seen mit Abflüssen von Norden her, erhält, und fällt in 49° 7′ nördl. Br., dem Südende der Vancouverinsel gegenüber, in den Georgiagolf. Die Länge des vom Flusse durchzogenen Landes beträgt an 125 (deutsche) Meilen, die Länge des Stromlaufes (ohne die Windungen zu rechnen) an 180 Meilen. Der Fluß hat jeden Sommer eine aus dem Schmelzen des Gebirgsschnees entstehende Flut, welche im Mai beginnt, im Juni ihre Höhe erreicht und erst im September wieder schwindet. Während derselben tritt der Fluß weit über seine Ufer aus und steigt an Stellen, wo er durch steile Felsenufer eingeengt wird, an 60—80 Fuß. Der Mündung vorliegende Sandbänke von mehreren Meilen Breite erschweren die Einfahrt; von da an aber ist der Fluß 25 Meilen weit stromaufwärts für große Seeschiffe schiffbar. Die Ufer des Frazer an der Mündung sind flach und mit niedrigen Weiden, Buchen und Gestrüpp besetzt. Weiter aufwärts erheben sich die Ufer allmählich und sind mit Weiden von höherm Wuchse bestanden, denen sich bald hohe Eschen, Fichten, Sprossenfichten, Ahorn in dichter Folge zugesellen. Ungeheure Massen von meist riesigem Treibholz, aus dem Oberlande fortgeschwemmt, finden sich an den Ufern aufgehäuft. Der Fluß ist voll von langgestreckten grünen Werdern und breitet sich mehrmals um einen solchen Werderarchipel seeartig aus. Von besonderer Wichtigkeit ist der Zufluß Harrison, den der Frazer 15 Meilen oberhalb seiner Mündung aufnimmt. Die durch Abflüsse verbundene, für Dampfboote schiffbare Kette von Seen, aus welchen der Harrison, wie bereits erwähnt, besteht, führt nämlich ohne besondere Schwierigkeiten in die Cascades hinauf, von wo aus dann eine Portage (d. h. ein Pfad, auf welchem der Reisende sein Gepäck zu tragen hat) von 12 Meilen Länge durch einen Paß im Gebirge nach dem Goldfelde oberhalb des Thompson leitet, welches für das beste gilt. An 18 Meilen oberhalb der Mündung erhebt sich am Frazer das Gebirge. Im scharfen Gegensatz zu der Stille und Ruhe des untern Flusses charakterisirt sich der gewaltige Durchbruch. Einzelne Hügel, rauh, steil, finstern Ansehens, bilden das Vorspiel; dann gelangt man in die ungeheure Kluft hinein. Es ist ein wahrhaft großartiges, fast wunderbares Schauspiel. Sind es die düster daherwirbelnden Wässer, welche diese Spalte geschnitten haben? Zu beiden Seiten steigen die Felswände bis an, bis über die Wolken, durch die hindurch man den Schnee auf den Zacken glitzern sieht. Wilde Sturzbäche fallen hier und da über die Felskante als Staub herab. So heftig aber auch der Frazer auf seiner steilen Straße daherrauscht, so verhindert er doch selbst größere Dampfboote nicht, bis Fort Hope, 25 Meilen von der Mündung, zu gelangen, und leichtere Ruder- oder Dampfboote können sogar vier Meilen weiter, bis Fort Yale, kommen. Eine halbe Meile oberhalb des letztern Platzes aber beginnt der Cañon (Hohlschlucht), welcher sich acht Meilen weit bis zum indianischen Dorfe Quajom erstreckt, wo der

Fluß, wild und spitzgezackten Laufs, zwischen 500 Fuß senkrecht emporstarrenden Felsen hindurchtobt. An 43 Meilen oberhalb der Mündung empfängt der Frazer seinen beträchtlichsten Zufluß, den Thompson, welcher ebenfalls, wie die meisten Zuflüsse des Frazer, eine Kette von Seen bildet, indem der am Westarme des „Felsengebirges" entspringende Quellfluß westwärts in den großen See Schauswap (Shouswap) fließt, welcher wieder durch einen Abfluß mit dem westlich davon gelegenen großen See Namlups (Namloops) in Zusammenhang steht, dessen Abfluß halbwegs auf seinem Zuge nach dem Frazer umbiegt und einen Bogen nach Süden beschreibt, ehe er in den Hauptfluß mündet. Zwanzig Meilen von der Mündung des Thompson in den Frazer weiter aufwärts befindet sich der große Fall, der steilste und beträchtlichste, welchen der Frazer auf seinem Laufe aufzeigt, wo zu jeder Jahreszeit Boote umgetragen werden müssen, was selbst im großen Cañon, oberhalb Fort Yale, nur während der Flut zu geschehen pflegt. Weiter oberhalb ist die Schiffbarkeit des Flusses häufig durch seichte Strecken, Stromschnellen und Klippen unterbrochen; doch dürfte man während der Flut mit leichten Kähnen wol bis zu den Quellseen hinaufkommen können. Wenngleich die Flut des Flusses im Sommer 1858 die Goldwäscherei sehr gestört hat, so ist der große Wasserreichthum des Landes doch ein Segen. Er leistet nicht nur der Goldwäscherei gewiß mehr Vorschub als Wassermangel, an dem Australien so sehr leidet, sondern gewährt auch der Culturentwickelung des Landes in jeder Richtung den größten Vorschub.

Im ganzen bietet die Landschaft von Britisch-Columbien, in einem verhältnißmäßig geschlossenen Rahmen, eine schöne Abwechselung von Gebirge, Hügeln, Thälern, Ebenen, Wald und Landseen dar. Im untern Theile des innern Frazerthals, bis zum großen Falle, namentlich am Thompson, ist das gewellte Land nur unmittelbar an den Flußufern dicht bestanden, und weite Prairien eignen sich vortrefflich für Viehzucht und Ackerbau. Das obere Thal aber scheint rauh, dafür aber sehr dicht bewaldet zu sein.

Das Klima in allen Theilen des Westen von Nordamerika ist bekanntlich im Vergleich zu denselben Breiten im Osten dieses Continents von sehr milder Beschaffenheit. Dieselbe Erscheinung tritt auch in den klimatischen Verhältnissen von Westeuropa zu Osteuropa und Ostasien hervor und läßt sich in beiden Fällen aus gleichen Ursachen erklären. Wie die wärmenden südlichen Einwirkungen durch den Golfstrom nach Westeuropa hinaufgeleitet werden, so ziehen im Stillen Ocean die äquatorischen Gewässer durch die Japan- und Nordpacifieströmung nach den nordwestlichen Gestaden von Nordamerika hinauf, und in beiden Fällen führen vorherrschende Westwinde die linden Einflüsse über das Land. So hat denn auch Britisch-Columbien ein beträchtlich milderes Klima als Canada, obgleich es nördlicher liegt. Die jährliche durchschnittliche Temperatur beträgt an 54° F. In den niedern Thälern ist gewöhnlich von April bis Juni angenehmes Frühlingswetter. Im Juni regnet es zuweilen mit Südwind. Im Juli, besonders im August, erreicht die Hitze einen hohen Grad (im August des Jahres 1858 über 90° F.). Die Reife der Cerealien bleibt daher immer vollkommen gesichert, obwol der vorher durchweichte Boden Fliegen und andere Insekten in Myriaden erzeugt. Im September gibt es viel Nebel, oft von solcher Dichtigkeit, daß man bis Mittag keine hundert Schritt vor sich sehen kann. Im November tritt der Winter ein, und Seen und kleinere Gewässer gefrieren. Im ganzen aber ist der Winter feucht, und mitunter hat man von October bis März fortwährend Regenwetter, zuweilen von Gewittern begleitet. Der vorherrschende Wind während dieser Jahreszeit ist der Süd und Südost; Nord und Nordwest bringen heiteres Wetter. Die Goldwäscher haben während des Winters von 1857 zu 1858 ihre Arbeiten in den Thälern ungestört durch Frost und Schnee fortgesetzt. Während des Sommers regnet es nicht viel, doch ist starker Thaufall und des Morgens oft starker Nebel. Im obern Frazerthale dagegen bleibt der Schnee vom December bis April an 2 Fuß hoch liegen, und das Thermometer sinkt oft unter 22 Grad; doch ist auch hier der Sommer mild, sodaß von Ende Mai bis September kein Stubenfeuer erforderlich wird. Übrigens zeigt sich im obern Thale das Wetter sehr veränderlich, und die einzelne Örtlichkeit hängt dabei viel von ihrer Lage ab, besonders insofern als sie den Gebirgsgletschern nahe oder den daher wehenden Winden ausgesetzt ist.

Von nutzbaren Mineralien, die das Land enthält, gibt man, außer Gold, hauptsächlich Kupfer, Eisen und Steinkohlen an. Der Holzwuchs im Frazerthale ist meistens riesig und begreift hauptsächlich die Tanne, die Sprossenfichte, die rothe und die weiße Eiche, die Esche, die Eibe, den Holzapfelbaum, die amerikanische Ceder, den Arbor vitae, die Pappel, den Ahorn, die Weide, die Weichselkirsche. Getreide aller Art gedeiht in den Thälern, namentlich Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, sowie Kartoffeln, Rüben und sonstige Gemüsepflanzen. Weizen

erträgt 25—30 Scheffel per Acre. Die Obstbäume blühen im April, und besonders gedeihen Äpfel und Birnen. Ackerbau und Gartenbau wird in allen Forts der Hudsonsbai-Gesellschaft mit Erfolg betrieben. Doch ist der Anbau bei den Forts bisher nur sehr beschränkt gewesen, da dieselben ihren Bedarf an Lebensmitteln größtentheils von Nisqually, an der Südspitze des Pugetsund im Washingtongebiet, beziehen. Überhaupt muß man den Boden des Landes als einen noch jungfräulichen bezeichnen, und auch gegenwärtig dürfte der Ackerbau noch keiner großartigen Entwickelung entgegengehen, da es durchaus an allen Communicationsmitteln fehlt. Ganz besonders erscheint das Land für Viehzucht geeignet. Als vorzügliche Weideländer gelten namentlich die Gegend bei Fort Langley am untern Frazer, das Gebiet an der Grenze der Vereinigten Staaten, ganz besonders die herrliche weite Prairie, welche der Thompson durchfließt. Auch soll sich bei Jervisbucht an der Küste des Georgiagolfs ausgedehntes schönes Weideland befinden.

Pelzthiere sind im Lande noch zahlreich. Biber und Marder leben besonders im „Felsengebirge", wo sie in den Schluchten schützende Schlupfwinkel finden; außerdem finden sich die Bisamratte, der Mink und der Luchs, sowie Bären aller Art, braune, schwarze, graue. Als arge Landplage zeigt sich die Holzratte. Dieselbe wohnt in Felshöhlen, dringt aber gern in menschliche Wohnungen ein, wo sie große Zerstörung anrichtet und, wenn einmal eingenistet, schwer ausgerottet werden kann. Sie ist von grauer Farbe und der gewöhnlichen Ratte ganz ähnlich, mit Ausnahme des Schwanzes, welcher dem des Eichhörnchens ähnelt. Das übrige in Nordamerika einheimische Wild ist auch in Columbien zu Hause; besonders gibt es viel Kaninchen. Ebenso sind Vögel zahlreich, zumal Schwimmvögel. Seen und Flüsse schwärmen von Fischen, darunter Forellen, Karpfen, Weißfische, Hechte. Störe von 100—500 Pfd. an Gewicht kommen vor. Vor allem wichtig aber ist der Lachs, welcher den Eingeborenen (Indianern) die Hauptnahrung liefert. Derselbe steigt im Frazer und dessen Nebenflüssen in zahllosen Schwärmen hinauf, um zu laichen, wobei Tausende umkommen, sodaß nur ein geringer Theil nach dem Meere zurückkehrt. Die Eingeborenen fertigen für den Lachsfang sehr geschickt Reusen mit cylindrischen Körben. Der Fisch wird, nachdem man das Rückgrat herausgenommen, zum Aufbewahren gedörrt.

Die Indianer des Landes gehören zum Stamme der Takelli oder Carriers (Träger) und zerfallen in die Sippschaften der Tolkotin, Slauerkuß, Dinas, Nasrud, Dinnie. Sie leben von der Jagd und vom Fischfang. Den Namen „die Träger" haben sie erhalten, weil sie auf ihren Jagdzügen ihre sämmtliche Habseligkeiten bei sich zu führen pflegen. Die Fischzeit ist die geschäftigste Zeit im Jahre. Die Männer machen die Reusen und fangen die Lachse, die Weiber richten dieselben zu und dörren sie. Sie essen übrigens den Fisch meist im verfaulten Zustande, indem sie ihn im Boden verscharren und dort monatelang aufbewahren. Die Weiber sammeln auch eßbare Beeren und Knollen. Ihre Wohnungen sind leicht aus Pfählen zusammengesteckte Hütten, bedeckt mit Tannenrinde, an jeder Seite mit einer Thüröffnung von $2\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser, durch welche ein Fremder sich nur mit großer Mühe durchklemmen kann. Die Männer sind sehr gesellig. Man versammelt sich gern beim Nachbar, verplaudert die Zeit, singt im Chor, tanzt, spielt und lebt guter Dinge. Besonders leidenschaftlich sind sie dem Spiele ergeben, indem sie, ihre letzte Habe einsetzend, Tag und Nacht dabei bleiben, bis der Hunger zum Aufbruch zwingt. Sie tanzen im Kreise, Männer und Weiber miteinander, indem sie sich dabei an der Hand halten. Auch zeigen sie sich als große Liebhaber von Hunden, von denen sie eine Rasse besitzen, die der Art gleicht, welche die Eskimos führen: klein, mit aufgeringeltem Schwanze, kurzen Ohren und Spitzschnauze. Die Weiber stehen in diesen Stämmen in größerm Ansehen, als es sonst bei den Indianern der Fall: dieselben werden sowol zu den Rathsversammlungen als zu den Festen zugezogen. Ihre Todten werden den Flammen übergeben. Die Witwe selbst zündet den Scheiterhaufen, auf welchem der verstorbene Ehemann liegt, an und bleibt während der mehrere Tage dauernden Verbrennung dabei stehen. Hierauf sammelt sie die Asche und Knochen in einer Schachtel und trägt dieselbe bei sich bis zur Gedächtnißfeier des Verstorbenen, wo sie dann in einer eigenen kleinen Hütte oder auf einem sauber geschnitzten Pfahle beigesetzt wird. Religiöse Vorstellungen von einem göttlichen Wesen, von der Unsterblichkeit u. s. w. haben sie nicht. Die Sprache der Takelli ist ein Dialekt des Chippeway, während die Sprache der zwischen den Takelli und den Chippeway wohnenden Beaverindianer gänzlich abweicht. Sie gehören, gleich den benachbarten Stämmen, zu den Plattköpfen, indem sie die Sitte üben, in der ersten Kindheit den Kopf durch künstliche Mittel platt zu drücken. Sie sind leicht erregbar und reizbar, aber nicht mürrisch und rachsüchtig, gastfrei und freigebig.

Die Hudsonsbai-Gesellschaft besitzt mehrere bedeutende Forts am Frazerfluß. Diese Forts sind Quadrate von Palissaden, an zwei diagonal gegenüberstehenden Ecken mit Bastionen versehen, deren Kanonen die Seiten des Fort bestreichen. Fort Langley, sechs Meilen oberhalb der Mündung, im Küstensaume, liegt in einer fruchtbaren, zum Ackerbau wie zur Viehweide vortrefflich geeigneten Ebene. Fort Hope, 20 Meilen oberhalb Fort Langley, ist eine für Anlage einer Stadt vorzüglich geeignete Örtlichkeit, indem hier die Schiffahrt von der See aus ihren Endpunkt erreicht, auch hier ein Paß liegt, welcher über Manson's Berg zu Lande nach der Thompsonflußmündung führt. Der Paß ist jedoch nur während der Sommermonate gangbar und durchaus so rauh, daß ein Saumthier mit nicht mehr als 90 Pfd. Gewicht beladen werden kann. Fort Yale liegt vier Meilen weiter aufwärts am andern (dem rechten) Ufer des Frazer. Von diesem Fort aus geht ein Tragweg (d. i. eine Strecke, wo man die Kähne zu tragen hat) von ungefähr drei Meilen nach der indianischen Dorfschaft Spuzzum, da der Fluß hier nicht nur den Cañon passirt, sondern auch zwei weite Schlingen bildet, das Ufer aber durchaus unwegsam ist. Von Spuzzum gelangt man zu Kahne in anderthalb Tagen nach der indianischen Dorfschaft Kiekalus. Hier hat der Fluß vier starke Fälle, und das Ufer ist so steil und gebirgig, daß man auf einem Tragwege, der zwei Tage in Anspruch nimmt, um das Gebirge herumziehen muß. Quajom, eine indianische Dorfschaft, ist nun die nächste Station. Von dieser aus gelangt man auf einer dreitägigen Kahnfahrt, ohne gefährliche Schnellen, aber bei starker Strömung, oder durch eine zweitägige Landreise zu Pferde, auf einem für Lastthiere gangbaren Pfade, nach der indischen Dorfschaft Tucumjan an der Thompsonmündung (the Forks). Der große Fall des Frazer, von dem wir bereits gesprochen, der entfernteste wie bedeutendste Punkt der bisher bekannt gewordenen Goldregion, liegt 20 Meilen weiter nördlich.

Fort Alexandria, so nach dem berühmten Reisenden Sir Alexander Mackenzie benannt, liegt im 53.° nördl. Br., an 50 Meilen von der Thompsonmündung, in einer malerischen Landschaft, in welcher Hügel und Thal, Ebene und Wald reizend abwechseln, und besitzt einen fruchtbaren Boden, welcher einen guten Ertrag an Getreide und Gemüse ohne Dünger liefert. In der Waldung sind Pappel, Erle und Birke die herrschenden Bäume. Die Büsche liefern Beeren in Fülle für die Eingeborenen. Wild ist häufig, namentlich im Frühjahre Brachschnepfen, Wildgänse, Enten. In der Umgegend findet man unter anderm Kobalt, Talkstein, Eisen, Markosit, Granit, Walkererde, schwarzen Marmor, Kalkstein. Frazerfort, am Ausflusse des Quawsees, 80 Meilen aufwärts von Fort Alexandria (nämlich 30 Meilen den Frazer hinauf bis zur Mündung des Stuart, dann 50 Meilen diesen Fluß hinauf), hat eine geschützte Lage auf einem bewaldeten, nur nach Südwesten offenen Plateau. Fort St.-James, gleichfalls 80 Meilen aufwärts von Fort Alexandria, am Ausflusse des Stuartflusses aus dem Stuartsee, einem romantischen Wasser, 13 Meilen lang und eine Meile breit, mit lieblichen Werdern übersäet, von schön bestandenen Hügeln umgeben und mit den schneebedeckten Gipfeln des „Felsengebirges" in der Fernsicht, von Fort Frazer acht Meilen nordöstlich (über Land) entfernt — ist das Hauptdepot der Hudsonsbai-Gesellschaft in Britisch-Columbien. Der Platz ist dem von den Gebirgsgletschern herkommenden Nordostwind und daher plötzlichem Temperaturwechsel ausgesetzt, sodaß, wenn dieser Wind anhält, bisweilen mitten im Sommer kleine Lachen gefrieren. In der Nähe des Fort liegt eine indianische Dorfschaft.

Britisch-Columbien war bisher allem Anschein nach das reichste Revier der Hudsonsbai-Gesellschaft, welches jährlich an 8000 Biber und eine Masse anderer werthvoller Felle im Verhältniß ertrug. Der Waarentransport für die Einfuhr ging in früherer Zeit über Land vom Rainysee (am Obern See in Canada) aus, wo sich das Depot befand. Allein die mit dem Transport Beschäftigten verweilten oft so lange im Innern, daß sie, vom Winter überrascht, einfroren und große Noth litten. Dieser Transportzug ist daher längst aufgegeben. Die Vorräthe werden jetzt von England aus über Cap-Hoorn direct nach Fort Vancouver (im Gebiet Washington) an der Columbia gesandt, gehen dann in Booten die Columbia hinauf nach dem Okanagansee in Britisch-Columbien, von hier auf Saumpferden nach Fort Alexandria, und sodann wieder in Booten den Frazer und Stuart hinauf nach Fort St.-James.

Noch gehören zu Britisch-Columbien einige Theile des obern Columbiathales, welche namentlich zwischen den beiden Armen des „Felsengebirges" liegen. Die Columbia entspringt im 52.° nördl. Br. in einem See am östlichen Arme des „Felsengebirges" und fließt nordwestlich längs dessen Fuße bis zum Passe zwischen den Bergen Hooker und Brown. Hier empfängt die Columbia aus dem schon erwähnten kleinen See, Commitee-Punch-Bowl, einen Zufluß von Osten her, und zugleich von Norden her den aus dem Cranberrysee in 53° 30′ entspringenden Canoe-

fluß, worauf sie ihren großen Lauf nach Süden antritt. Ferner nimmt die Columbia aus Britisch-Columbien den Okanaganfluß auf, welcher aus dem etwa 15 Meilen langen und zwei Meilen breiten, in der Nähe des obern Thompson gelegenen Okanagansee südwärts abfließt. Das gesammte obere Columbiathal, mit einem Flächeninhalt von über 5000 Quadratmeilen, zeigt eine herrliche Abwechselung auf von Prairie und Waldung, in welcher Birke, Fichte, Ceder und Cypresse vorherrschend ist.

Auch erfreut sich das Thal eines Klima, welches im Verhältniß zu der hohen Lage außerordentlich lieblich und so milde ist, daß der Schnee im Winter nicht liegen bleibt. Man hat Steinkohlen und silberhaltiges Blei, nach den neuesten Nachrichten auch gediegenes Silber in Menge gefunden.

2) Die Vancouverinsel.

Die Vancouver- (früher Quadra- und Vancouver-) Insel erstreckt sich, von 48° 19′ bis 50° 53′ nördl. Br. und von 123° 17′ bis 128° 28′ westl. L. von Greenwich, von Nordwesten nach Südosten in einer Länge von etwa 70 (deutschen oder geographischen) Meilen. Sie bildet ein unregelmäßiges Dreieck, an der Nordseite durch den Königin-Charlottensund, an der Ostseite durch den Georgiagolf und an der Südseite durch die Juan de Fuca-Straße vom Festlande getrennt. Der Flächeninhalt beträgt an 4050 Quadratmeilen. Das Innere der Insel besteht größtentheils aus dichtbestandenem Gebirge, einer Fortsetzung des vom großen Knotenpunkte San-Bernardino in Californien absetzenden Zugs, welcher das unmittelbare Küstengebirge von Californien, Oregon und Washington bildet und im Süden der Juan de Fuca-Straße als der hohe Berg Olymp erscheint; wie denn überhaupt die ganze Insel nur als ein Stück des Festlandes zu betrachten ist, losgerissen durch den tiefen Einschnitt der Juan de Fuca-Straße. Die Küste ist hervorragend, steil und felsig, an der Nordostseite fast ununterbrochen, an den andern Seiten mit vielen Einschnitten versehen, von denen mehrere durch vorspringende Vorgebirge oder vorliegende kleine Inseln geschützt sind und vortreffliche Häfen bilden. Die Bodenbildung besteht in dem südlichen Theile der Insel — bis zum Cowichinfluß — in krystallinischem und metamorphischem Gestein, von da an in Sandstein. An nutzbaren Mineralien hat man bisher gefunden oder erwartet: Eisen, Kupfer, wahrscheinlich Gold, Töpferthon von besonderer Güte, Steinkohlen.

Ungeachtet der Nähe des Festlandes ist das Klima durchaus insularisch, dem von England ähnlich, nur, wenigstens in dem südlichen, bisher besiedelten Theile, beträchtlich milder. Der Winter ist stürmisch, mit schwerem Regenfall im November und December. Frost tritt in den Ebenen gewöhnlich nur im Januar ein und selten so anhaltend, daß er die landwirthschaftlichen Verrichtungen unterbricht. Im Februar beginnt die Vegetation, welche schnelle Fortschritte im März macht und im April und Mai durch den Wechsel von warmen Schauern und Sonnenschein gefördert wird. Die Sommerhitze ist sehr stark, besonders im Juni und Juli, im August wird das lange Gras so dürre, daß es leicht in Brand geräth. Sehr dichte und anhaltende Nebel sind häufig.

Den gewöhnlichsten Baumwuchs bildet die Föhre, besonders die Abies Douglasii und grandis, welche erstere vorzügliche Spieren liefert, während die letztere zu unregelmäßig und weich wächst, um gutes Bauholz zu geben. Doch gibt es auch andere Arten Föhren, die vortreffliches Bauholz gewähren, aber nur in hinlänglich tiefem Boden gedeihen. Die schönste und riesigste Föhre ist die nobilis, welche eine Höhe von 250, eine Stammdicke von 42 Fuß mit einer 8—14 Zoll dicken Rinde erreicht, jedoch nur in reichem Alluvialboden vorkommt. Auch die hochwachsende rothe amerikanische Ceder kommt vor. Der weiße Ahorn ist in allen Niederungen häufig, aber immer von geringer Höhe. In allen offenen Prairien findet sich die Eiche, welche hartes und zähes, zum Schiffbau in jeder Art vorzüglich geeignetes Holz hat; die Bäume sind jedoch meistens nur klein. An der Seeküste, auch an Flußufern wächst eine Art Arbutus, welche an 30—40 Fuß hoch wird und hartes, weißes Holz ausgibt, das eine vortreffliche Politur annimmt. Unter den sonstigen einheimischen Pflanzen ist bemerkenswerth die Camaß, ein kleiner eßbarer Knollen, von der Größe einer Zwiebel. Dieselbe wird überall auf den fruchtbaren Prairien angetroffen und bildet das hauptsächliche Zugemüse der Eingeborenen, welche sie daher in Menge sammeln und in Gruben wie Kartoffeln aufbewahren. Sehr häufig ist auch das Salal der Canadier (Gualtheria Shallon), eine kleine Staude mit einer dunkelblauen, großen, süßen und gesunden Beere. Die Arbutus uva ursi steht sehr häufig auf Hügeln. Ihre getrockneten Blätter werden als Taback benutzt. Sie ist, wie der Name besagt, ein Lieblingsfutter der

Bären. Das Equisetum hyemale, der Pferdeschwanz oder die Prêle der Canadier, stellenweise häufig, ist ein Lieblingsfutter des Viehs, dem es daher die natürlichen Gräser, die auf der Insel selten sind, zum Theil ersetzt. Wild wachsen die Erdbeere, Stachelbeere, schwarze Johannisbeere, Himbeere, kleine schwarze Kirschen, der Holzapfel.

Was die Thierwelt der Insel anlangt, so gibt es zunächst zwei Arten von Bären, beide zahlreich. Ferner, das Elenn, welches sehr gutes nahrhaftes Fleisch hat; das weißgeschwänzte und das schwarzgeschwänzte Reh, sehr häufig, dessen Fleisch jedoch trocken und geschmacklos ist. Im Dickicht hausen der Panther, der schwarze und der weiße Wolf; Eichhörnchen und Minre finden sich überall. Auch gibt es noch See- und Landottern, jedoch nur in dem nördlichen Theile der Insel. Der Pelzertrag der Insel ist höchst unbedeutend. Unter die Vögel der Insel gehört der Tetrao obscurus, ein schön blaugefiederter Vogel mit einer losen Vorhaut an der Gurgel, wie der Truthahn, welche Vorhaut er aufbläst, wenn er seinen eulenartigen Schrei ausstößt. Ferner hat man den Tetrao Richardsonii, das Rebhuhn u. s. w. Von kleinen Vögeln finden sich der mexicanische Specht und eine Art Dompfaff. Singvögel gibt es nicht. Dagegen sind Schwimmvögel aller Art überaus zahlreich im Winter, wo sie die Seen fast bedecken, während sie das Land im Sommer gänzlich verlassen. Ein großer Kranich findet sich häufig auf Marschen und Prairien. Lachs und sonstige Fische sind zahlreich in allen Gewässern. Namentlich wird die Küste auch von dem Potfisch häufig besucht.

Die Eingeborenen oder Indianer sind sämmtlich Fischer und Ichthyophagen und bringen den größten Theil ihrer Zeit in ihren Kähnen zu, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu lenken wissen. Sie zerfallen in eine große Anzahl von kleinen Stämmen, welche vier verschiedene Sprachen und vielerlei Mundarten sprechen. Die einzelnen Stämme sind fast fortwährend in Fehde miteinander. Alle Gefangenen werden zu Sklaven gemacht oder getödtet, und die auf Pfähle gesteckten Köpfe der Unglücklichen gelten als die vornehmste Zierde einer Dorfschaft. Die gewöhnlich von Palissaden umzogenen und dicht am Ufer eines Sees oder Flusses gelegenen Dorfschaften sind immer kennbar an den massenhaften Anhäufungen von Muschel- und Austerschalen, Fischgräten, faulem Fleisch, alten Lumpen und Matten und sonstigem Schmuz aller Art. Ebenso ist der Körper des Indianers mit Schmuz und Ungeziefer bedeckt. Die Waffen der Eingeborenen bestanden vor Ansiedelung der Hudsonsbai-Gesellschaft in Bogen und Pfeil aus Fischgräten; jetzt sind sie ziemlich mit der Muskete vertraut. Sie erreichen selten das Alter von 60 Jahren, indem die Kinder meist den alten Mann, der sich nicht mehr selbst ernähren kann, umbringen. Diese Indianer werden überhaupt als grausam, blutdürstig, tückisch und feige geschildert. Die Hudsonsbai-Gesellschaft erkaufte bei ihrer Ansiedelung die Ländereien der Eingeborenen im Namen der britischen Regierung für Wolldecken, von denen in England das Stück ungefähr 5 Sh. werth war. Jede Familie empfing eine Decke, der Häuptling außerdem noch zwei oder drei. So erhielten die Isomaß 500, die Saneteh 300, die Isdallum und Sole gemeinsam 150, alle zusammen 950 Wolldecken, im Werthe von 235 Pf. St. in England, für 500 Quadratmeilen Landes.

Fort Rupert am Biberhafen, an der Nordostspitze der Insel, ist die nördlichste Niederlassung der Hudsonsbai-Gesellschaft. Es lagern hier Steinkohlenflötze von großer Ausdehnung. Die Kohle zeigt sich jedoch von zu lockerer Textur und zu schieferig, um bauwürdig zu sein. Dagegen liefert die Waldung gerade hier sehr vorzügliches Schiffbauholz, namentlich für Masten und Spieren. Point Holmes, südlich von Fort Rupert, hat an drei Quadratmeilen sehr reiches, offenes Prairieland an der Küste, das sich vorzüglich zur Bestellung eignet. Fort Nanaimo, am Winterhuysen Inlet, ist wichtig durch bedeutenden Steinkohlenbau. In einer Ausdehnung von 2000 Acres lagern hier mehrere Steinkohlenflötze, unmittelbar am Ufer der Bai, von welchen einer, der Douglasflötz, von 57¾ Zoll Mächtigkeit, im Jahre 1852 zu Tage liegend gefunden wurde. Trotz der sehr kunstlosen Arbeit der Indianer, die ihn sofort in Angriff nahmen, hat sich derselbe sehr einträglich erwiesen. Seitdem ist ein Schacht auf 50 Fuß abgeteuft und ein Flötz von 6—7 Fuß Mächtigkeit abgebaut worden. Bis Februar 1854 waren hier an 2000 Tonnen Steinkohlen gewonnen, welche nach San-Francisco zu 28 Doll. die Tonne verschifft wurden. Nächst der Ergiebigkeit ist die Lage der Flötze unmittelbar am Ufer eine dem Bau sehr günstige. Die hiesige Farm der Hudsonsbai-Gesellschaft begreift an 6000 Acres, den gesammten urbaren Boden der Gegend. Hier befindet sich eine kleine englische Niederlassung von 125 Personen, von denen 37 arbeitende Männer in Diensten der Gesellschaft, die übrigen Weiber und Kinder sind. Die Niederlassung wird reichlich mit Wildpret und Kartoffeln von den Indianern versehen, welche oft an einem Tage an 20 Stück Rothwild herbeibringen. Der

Hafen ist bequem und von allen Seiten geschützt. Der Nanaimofluß, welcher in die Bai fällt, ist 10 Meilen weit für Kähne schiffbar. Die anwohnenden Indianer, die Nanaimo, sind ein Zweig der Cowichin.

Der Cowichin, der beträchtlichste Fluß auf der Insel, mündet fünf Meilen nördlich von Cowichin-Head und entspringt nur wenige Stunden vom Meeresarme Nitinat (Barclaysund), an der Westküste, in einem Landsee. Er ist bis zur Quelle für Kähne schiffbar und hat an seinen Ufern, welche ein die Insel durchschneidendes Thal bilden, viel wohlbewässertes und urbares Alluvialland. Die Cowichinindianer wohnen in mehreren Dorfschaften je unter einem Häuptling. Dieser Stamm ist kriegerisch und zählt bei einer Bevölkerung von 2100 Köpfen an 300 Krieger. Sie unterhalten ausgedehnte Kartoffelfelder und ziehen auch Gurken.

Die südlichen Theile des Georgiagolfs, welcher im ganzen eine Breite von etwa 18 Meilen hat, sind bis nach Winterhuysen Inlet hinauf besetzt vom Arro-Archipel, einer großen Menge von kleinen Inseln. Die dazwischenlaufenden Seearme sind zwar schiffbar, aber wegen der starken Strömung und häufigen Windstillen unbequem für Segelschiffe. Nootkasund, an der Westküste der Insel, ist ein Seearm von beträchtlicher Größe, welcher mehrere kleine wohlbeschützte Häfen enthält. Die anliegenden Küsten sind unfruchtbar und dicht mit wenig nutzbarer Waldung bestanden. Clajoquot, südlich davon, ist ein tief einschneidender Seearm, welcher wohlgeschützte Ankerplätze gewährt. Die umliegenden Küsten sind jedoch rauh, dicht bestanden und unwirthbar. Die Indianer hier und am Nootkasunde sind zahlreich und zuweilen feindlich. Barclaysund ist eine $3^3/_4$ Meilen breite und $4^3/_4$ Meilen lange Bai, durch mehrere Inseln an der Mündung beschützt. Die Küsten zeigen sich auch hier rauh, felsig und dicht mit schlechtem Holze bestanden. Die indianischen Anwohner der Küste sind sehr armselige Fischer. Point Bonilla bezeichnet die Einfahrt der Juan de Fuca-Straße an der Inselseite. Östlich davon tritt ein nach innen $3^3/_4$ Meilen weites Haff mit einer engen und seichten Mündung ins Meer, umwohnt von den Nittientusch oder Nittienat, geschickten Walfischfängern. Sokebai, der westliche Hafen der Insel an der Juan de Fuca-Straße, ist geschützt, aber seicht, hat fruchtbaren Boden an der Mündung, aber sonst kein urbares Land in der Nähe. In der Waldung findet sich vortreffliches Bauholz. Pedderbai ist ein wohlgeschützter kleiner, dreiviertel Meilen tief eingehender Hafen mit einem fruchtbaren wohlbewässerten Küstenstriche. Die Küste weiter östlich ist aber wieder felsig und öde.

Victoria, die Hauptstadt der Insel, liegt auf einer kleinen an der Südostspitze der Insel hervortretenden Halbinsel, welche im Süden von der Juan de Fuca-Straße, im Osten von der Victoriabai (einem weiten zickzackförmig ins Land eindringenden Arme des Georgiagolfs, welcher hier von dem südlichen Theile des Arro-Archipels erfüllt ist) und im Norden von dem Victoriaarm, einer schmalen, tief eindringenden und das Land fast durchschneidenden Bucht umgeben wird. Die Stadt ist vortrefflich angelegt auf abschüssigem Grunde, welcher sich aus der Ebene erhebt und nach allen Seiten natürlichen Abzug hat. Das älteste Gebäude der Stadt ist das Fort (Fort Victoria) der Hudsonsbai-Gesellschaft, wie die meisten dieser Gebäude, ein viereckiger, von 20 Fuß hohen Palissaden umzogener Raum mit octagonalen, je mit einem Sechspfünder bewaffneten Bastionen an der Nordost- und Südwestecke, innerhalb welches Raumes die aus Stammholz gezimmerten Gebäude errichtet sind. Vor der Goldentdeckung bestand der Ort aus ungefähr 60 Holzhütten mit 400 europäischen Einwohnern; aber plötzlich stellte sich eine Einwohnerschaft von 7000 Goldgräbern ein. Im Juni des Jahres 1858 enthielt die Stadt bereits 150 Häuser. Fast jedes Haus oder Schuppen war ein Kaffee- und Speisehaus, natürlich mit höchst einfacher Einrichtung, schlechter Bedienung und hohen Preisen, welche Anstalten alle glänzende Geschäfte machten. Außerdem waren überall bei der Stadt Zelte aufgeschlagen. Bauplätze im Innern der Stadt wurden zu 2—7000 Doll. verkauft, welche noch wenige Wochen vorher zu 50 Doll. von der Hudsonsbai-Gesellschaft geliefert worden waren. Die Miethe für hölzerne Häuser stieg höher als die Miethe für massive Häuser in San-Francisco. Dabei wurden überall Neubauten vorgenommen, obgleich die Löhnung eines Zimmermanns 10—15 Doll. den Tag betrug. Bereits seit dem 21. Mai 1858 erscheint in dem Orte auch eine regelmäßige Zeitung, die „Victoria Gazette". Dieselbe ist ein Regierungsorgan und wird von dem frühern Redacteur des „San-Francisco News Letter" herausgegeben, welcher hier eine Druckerei (seitdem zur Regierungsdruckerei erhoben) errichtet hat. Der bei der Stadt gelegene Hafen, die Cammusanbucht, eine der Nebenbuchten der Victoriabai, ist klein, wenig tief, hat eine schwierige Einfahrt und eignet sich überhaupt nicht für größere Seeschiffe, ein Mangel, der jedoch reichlich durch den Hafen Esquimault ersetzt wird. Der Hafen Cammusan be-

steht indessen aus einem schönen Granitbecken und zeigt sich für Küstenfahrer und kleinere Schiffe sehr bequem. Eine von der Hudsonsbai-Gesellschaft mit einer Kostenauslage von 1000 Pf. St. angelegte Brücke führt im Norden des Hafens über den Victoriaarm nach der großen, der Gesellschaft gehörenden Meierei Esquimault. In der Nähe der Stadt befindet sich eine kleine Niederlassung von Indianern. Dieselben sind sehr nützlich als geschickte Bootsleute, handeln in der Stadt mit Lachs und andern Fischen, welche in der Bai sehr reichlich vorhanden, mit Kartoffeln, Erdbeeren, Orangen und andern Früchten, und verrichten sonst allerlei Dienstleistungen. Die Löhnung für europäische Dienstleute ist fabelhaft hoch gestiegen. Dienstmädchen erhalten monatlich 30—40 Doll. nebst freier Kost, Matrosen 75 Doll. den Monat. Die Umgegend von Victoria hat sehr fruchtbaren Boden, wie es denn auch landwirthschaftliche Zwecke waren, welche ursprünglich die Anlegung von Fort Victoria an dieser Stelle veranlaßten. Die Umgegend der Stadt enthält an zwei Quadratmeilen offenes und an $2\frac{1}{2}$ Quadratmeilen bestandenes Land, lauter vortrefflichen Ackergrund.

Esquimault, der eigentliche Hafen von Victoria, liegt an der Westseite der Halbinsel, dreiviertel Meile zu Lande und anderthalb Meilen zur See von der Stadt entfernt. Man vermag diesen Hafen leicht in noch nähere Verbindung mit der Stadt zu setzen. Der erwähnte schmale Arm im Norden der Halbinsel nähert sich nämlich Esquimault bis auf 1800 Fuß, sodaß also vermittelst Herstellung eines sehr kurzen Kanals der Güterverkehr zwischen dem Hafen und der Stadt gar bequem durch dieses Binnengewässer vermittelt werden könnte. Der Hafen ist ein herrliches natürliches Felsenbecken, eine Meile lang und eine Meile breit, 6—8 Faden tief dicht am Lande. Trinkwasser ist reichlich vorhanden, auch lagern ausgedehnte Kalksteinflötze in der Nähe. Obschon die Einfahrt enge und zwischen zwei Felswänden gelegen, ist doch der Hafen zu jeder Zeit leicht zugänglich. Der Wasserspiegel des Beckens zeigt sich ruhig wie ein Landsee, und die Stille wird noch erhöht durch die dichte Tannenwaldung, welche sich umherzieht. Leicht könnte die Einfahrt vollständig verschlossen, wie auch gegen die Angriffe einer feindlichen Flotte in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Der Ankergrund ist gut. Bei Anlage von gehörigen Anstalten könnten hier Hunderte der größten Schiffe bequem Platz finden.

Schon seit längerer Zeit ist in der Umgegend von Victoria Ackerbau mit Erfolg betrieben worden. Der Ackergrund besteht an den meisten urbaren Stellen im südlichen Theile des Landes aus einer Lage von 1—2 Fuß tiefer schwarzer Erde, auf einem Unterboden von hartem, gelbem Thon. Weizen, Gerste, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln gedeihen vortrefflich, Hafer weniger. Die Kartoffel wird namentlich schon lange von den Indianern in den südlichen Theilen der Insel, wie auch am Frazer, in großer Menge gezogen.

Wie wir aus dieser Übersicht der bedeutendsten Küstenpunkte ersehen — das Innere ist freilich noch beinahe unbekannt — scheinen urbare Landstriche sich fast nur im südöstlichen Theile der Insel vorzufinden, während die ganze Westküste, nördlich von Barclaysund, ein höchst unwirthbares Ansehen hat. Von dem südlichen, bereits vermessenen Theile des Landes ist etwa ein Drittel felsig und unbrauchbar. Das offene urbare Land, meistens sehr fruchtbar, ist, wie schon angedeutet, von beschränktem Umfange. Der bestandene Boden zeigt sich natürlich insbesondere humusreich. Rindvieh gedeiht vortrefflich, noch besser aber das Schaf, welches ausnehmend groß wächst. Das Pferd ist von kleiner indianischer Rasse, stark und ausdauernd. Die Ausfuhr im Jahre 1853 (seit welcher Zeit keine weitern Daten vorliegen) betrug: 1492 Tonnen Steinkohlen, 150 Faß Beeren, 128000 Fuß Pfähle, 165000 Fuß Balken, 22000 Fuß Spieren, 10000 Fuß Dielen, 1000 Faß Austern, 3540 Faß Lachs, 200 Faß Thran.

Die Vancouverinsel wurde im Jahre 1849 von der britischen Regierung der Hudsonsbai-Gesellschaft provisorisch auf 10 Jahre abgetreten. Der Hauptfactor der Gesellschaft auf der Insel, gegenwärtig Hr. Jakob Douglas, ein geborener Schotte, welcher an eine auf der Insel geborene Frau von gemischtem Blute verheirathet ist, führt die Regierung im Namen der Gesellschaft, ist aber zugleich zum Gouverneur der britischen Regierung bestellt und hat in allen wichtigen Angelegenheiten mit dem englischen Colonialministerium zu verkehren. Zur Seite steht ihm ein Rath von sieben Mitgliedern, welche sämmtlich von der Krone ernannt werden, und eine repräsentative Versammlung, deren Mitglieder von allen Grundbesitzern von wenigstens 20 Acres erwählt werden. Der Kaufschilling der noch freien Ländereien fällt in das Ärar der Gesellschaft. Europäische Einwanderer, die sich auf der Insel ansiedeln und ankaufen wollen, haben der Gesellschaft, in deren Amtshaus zu London, die Summe von 1 Pf. St. per Acre zu erlegen. Grundstücke unter 20 Acres werden nicht verkauft. Das Passagiergeld ist in dem Kaufschillinge natürlich nicht einbegriffen, sondern von dem Käufer selbst

zu bestreiten. Käufer von größern Grundstücken entrichten denselben Kaufschilling per Acre und sind außerdem gehalten, fünf unverheirathete Personen oder drei Ehepaare für je 100 Acres mitzubringen. Es erscheint dies als ein gar unsinniges Verkaufsreglement, zumal angesichts der Landpreise in Californien, Oregon und Washington, wo man vortreffliches Ackerland in jeder beliebigen Quantität für 6 Sh. per Acre kauft. Der Hudsonsbai-Gesellschaft wurde die Vancouverinsel von der britischen Regierung unter der ausdrücklichen Bedingung übergeben, dieselbe zu colonisiren. Man sieht aber, daß die pelzhandelnde Gesellschaft es sich nicht eben sehr angelegen sein ließ, diese Bedingung einzuhalten. Der Verkaufspreis der Gesellschaft für Bauplätze in der Stadt Victoria war bisher 50 Doll. für einen Platz von 60 Fuß Breite und 120 Fuß Tiefe.

3) Die Entdeckung der Insel; die Hudsonsbai-Gesellschaft.

James Cook, der berühmte Seefahrer des 18. Jahrhunderts, kam auf seiner dritten Entdeckungsreise am 7. März 1778 an der Nordwestküste von Nordamerika, 25 Meilen nördlich von Cap Mendocino, an. Hier mehrere Tage an der Fortsetzung seines nach Norden gerichteten Laufs verhindert, erreichte er erst am 22. März Cap Flattery, so von ihm genannt, weil sich ihm jetzt bessere Aussichten auf sein Weiterkommen eröffneten. Die hier beginnende große Meerstraße war jedoch bereits im Jahre 1592 von dem Griechen Apostolos Valerianos, welcher unter dem Namen Juan de Fuca in spanischen Diensten stand, entdeckt worden, indem ihn die spanische Regierung an diese Küsten gesandt hatte, um dieselben gegen die Engländer zu schützen. Cook übersah jedoch die großartige Straße zwischen der Insel und dem Festlande und setzte, die nun folgende Küste einfach für die des Festlandes haltend, seinen Lauf fort bis 49½° nördl. Br., wo er eine geräumige und schöne Bai fand und seine Schiffe bequem ausbessern konnte. Er ertheilte dieser Bai den von ihm irrthümlich für den einheimischen gehaltenen Namen Nootkasund. Da derselbe sich zur Einnahme von Wasser und Proviant, sowie zur Beschaffung von Reparaturen sehr vortheilhaft erwies, wurde er fortan ein von allen Schiffen, die jene Theile des Weltmeers befuhren, viel besuchter Hafen. Die Spanier schickten darum im Jahre 1789 den Commandanten Martinez nach Nootka, welcher hier Factoreien anlegte: sie waren hiernach nicht nur die ersten, die diesen Landstrich eigentlich entdeckt, sondern die ihn auch in Besitz nahmen. In demselben Jahre (1789) unternahm die amerikanische Schaluppe Washington, Kapitän Kendrick, die erste Durchfahrt der Juan de Fuca-Straße. England aber machte jetzt gegen Spanien die, wie sich später herausgestellt hat, unbegründete Behauptung geltend, daß gewisse Ländereien am Nootkasund einem John Meares und andern britischen Unterthanen gehörten, erzwang sich deren Abtretung und sandte hierauf den Kapitän Vancouver, welcher als Lieutenant unter Cook gedient hatte, ab, um selbige Grundstücke in Besitz zu nehmen. Zugleich wurde Vancouver beauftragt, die Küste aufzunehmen. Bei Cap Flattery angekommen, fuhr er am 1. Mai 1792 von dort ab und längs des Südufers der Juan de Fuca-Straße hin, kam dann in eine sich südwärts öffnende Durchfahrt, den Admiralty Inlet, und endlich in eine weite Bai, den Pugetsund. Indem er sodann in den Hauptkanal zurückkehrte, traf er unerwartet zwei spanische Schooner, die ebenfalls mit der Aufnahme der Küsten beschäftigt waren. Die Kapitäns vereinigten sich und blieben einen Monat lang beisammen, indem sie sich gegenseitig bestens unterstützten. Am 28. Aug. 1792 erstattete Vancouver dem spanischen Commandanten Quadra zu Nootka Bericht über seine Umschiffung der Insel, und die beiden Offiziere kamen überein, der Insel ihre beiden Namen beizulegen, sodaß dieselbe ursprünglich den Namen Quadra- und Vancouverinsel führte.

Das Eldorado, so lange von den ersten Colonisten von Amerika mit der äußersten Anstrengung gesucht und längst zur Fabel geworden, ist, wie es fast scheint, an den Ufern des Frazer ans Licht getreten. Der reiche Boden wird nicht nur von dem Goldgräber durchwühlt, sondern ist auch nunmehr dem Ackersmann erschlossen, und Handelsflotten beleben schon die Küste. Noch bis vor kurzem schlummerten diese Schätze und dieses Leben in dem tiefen Walddunkel der Hudsonsbai-Gesellschaft, welche die ganze nördliche Hälfte von Nordamerika vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean als ihr Eigenthum, als ihr Pelzwildgehege, beansprucht. Diesen breiten Besitzstand, dessen rechtliche Begründung übrigens schon früher viel in Frage gestellt worden ist, ererbte die englische Gesellschaft ursprünglich von den alten französischen Colonisten in Canada, denen eigentlich die Ehre der Begründung des großen nordamerikanischen Pelzhandels gebührt. Bald nachdem die Franzosen im Jahre 1608 unter Cartier ihre Niederlassung auf der Insel Montreal in Canada begründet hatten, wurde dieser Handel in Häuten und Pelzen mit den Eingeborenen angeknüpft.

Horden von Eingeborenen kamen periodisch in ihren Kähnen nach der Stadt, schlugen vor derselben ihr Lager auf und hielten Markt für den Verkauf ihrer Waaren. Die französischen Coureurs des bois drangen ihrerseits, reichlich mit Waaren für den indianischen Bedarf, mit Messern, Ärten, Kesseln, Decken u. dgl. beladen, längs der Flüsse in die Wildniß ein. Überall wurden die werthvollen Pelze um geringen Preis erlangt. Zwar betheiligten sich, nachdem Hudson im Jahre 1610 die nach ihm benannte Hudsonsbai explorirt hatte, auch Engländer am amerikanischen Pelzhandel; es war aber erst nach der Stiftung der Hudsonsbai-Gesellschaft, daß derselbe eigentlich von England aufgenommen wurde. Die Hudsonsbai-Gesellschaft wurde jedoch gleichfalls von einem Franzosen begründet, von Grosselier, der zuerst die kühne Idee faßte, an den unwirthlichen Gestaden der Hudsonsbai eine Niederlassung anzulegen, und auf die großen Vortheile der Jagd der dortigen überaus werthvollen Pelzthiere aufmerksam machte. Erst als Grosselier bei seinen eigenen Landsleuten keinen Anklang finden konnte, legte er seinen vielversprechenden Plan dem Prinzen Rupert von England vor, welcher einsichtsvoll genug war, denselben aufzunehmen. Es bildete sich nun eine Gesellschaft, zu der unter andern hohen Herren auch der Herzog von Albemarle und Lord Craven gehörten, mit einem Kapital von 10500 Pf. St. Diese Gesellschaft, „der Gouverneur und die Gesellschaft von Abenteurern von England, welche nach der Hudsonsbai Handel treiben", wie sie in der Urkunde durchweg benannt wird, erhielt vom Könige Karl II., in einem Freibriefe vom Jahre 1670, ein ausschließliches Handelsprivilegium in allen der Hudsonsbai anliegenden Landen, die nicht zu den Gebieten anderer christlicher Mächte gehörten. Die ersten Factoreien der Gesellschaft befanden sich auch sämmtlich an den Gestaden der Hudsonsbai, zuerst am Moosefluß, dann am Albany, dann am Nelson und Severn angelegt. Rasch aber breiteten sich die Unternehmungen der Gesellschaft weiter ins Innere aus und ihre Gewinnste stiegen, so erfolgreich auch oft die französischen Pelzhändler in Canada ihr entgegentraten und schwere Verluste verursachten. Im Jahre 1720 hatte sich das Kapital der Gesellschaft verdreifacht. Die maritimen Erfolge Englands schwächten inzwischen immermehr die französische Macht in Nordamerika. Im Frieden von Utrecht (1713) mußten die Canadier die Forts, welche sie der Hudsonsbai-Gesellschaft weggenommen hatten, zurückstellen. Es geschah auch in demselben Frieden, daß das ganze Gebiet jenseit des „Felsengebirges" — das jetzige Britisch-Columbien — welches bisher die französische Handelsgesellschaft „Neufrankreich" vermöge eines von Ludwig XIII. verliehenen Freibriefs vom Jahre 1626 innegehabt hatte, an England abgetreten wurde.

Endlich wurden sogar die Canadier selbst britische Unterthanen und diese erbittertsten Feinde der Gesellschaft damit die wärmsten Anhänger der britischen Macht in Nordamerika. Dagegen traten die Pelzhändler der inzwischen unabhängig gewordenen südlichen Provinzen in Concurrenz mit der Gesellschaft. Nach Ordnung der bezüglichen Angelegenheiten in dem Handels- und Schiffahrtsvertrage von 1794 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten entwickelte sich ein ausgedehnter und regelmäßiger Pelzhandel zwischen den Amerikanern und Indianern am Mississippi und am Obern See. Aus diesem Verkehr entstand die Nordwest-Pelz-Gesellschaft, und es war auf deren erstem Zuge jenseit des „Felsengebirges" im Jahre 1806, daß der Schotte Simon Frazer, ein Mitglied dieser Gesellschaft, das Fort Frazer am Ausflusse des Quawsees, welcher in den Stuart, den Nebenfluß des gleichfalls nach diesem Hrn. Frazer benannten Frazerflusses, fällt, gründete. Dieses Fort ist mithin die älteste Station in Britisch-Columbien.

Bald nachdem auf diese Weise das überaus pelzwildreiche Frazerthal in Angriff genommen und von den Forts der Nordwest-Gesellschaft besetzt worden war, wurde auch das südlich davon gelegene Columbiathal in Betrieb genommen von der von dem reichen deutschen Kaufmann Johann Jakob Astor in Neuyork begründeten Pacific-Pelz-Gesellschaft. Die erste Expedition dieser Gesellschaft gelangte im März 1811 in den Bereich der Columbia und legte acht Meilen von der Mündung dieses Flusses ein Fort an, das man zu Ehren des Gründers der Gesellschaft Astoria nannte. Die Concurrenz der drei Gesellschaften, der Hudsonsbai-, der Nordwest-Pelz- und der Pacific-Pelz-Gesellschaft führte jedoch fortwährend zu Reibungen, oft zu blutigen Händeln, weshalb denn endlich durch die Vermittelung der britischen Regierung im Jahre 1819 ein Ausgleich zu Stande gebracht wurde, wonach sich die drei Gesellschaften unter dem gemeinschaftlichen Titel der Hudsonsbai-Gesellschaft vereinigten. Diese vereinigte Gesellschaft erhielt im Jahre 1821 durch britische Parlamentsacte eine auf 17 Jahre gültige Bestätigung ihres Handelsmonopols, sowol in den von dem ursprünglichen Patente von 1670 bezeichneten, als in den darin nicht einbegriffenen, seitdem aber von der Gesellschaft besetzten Landen. Nach Ablauf

dieser Bestätigung wurde die Gesellschaft abermals durch Parlamentsacte vom 30. Mai 1838 auf eine Frist von 21 Jahren erneuert, dabei jedoch ausdrücklicher, als vorher geschehen, das Monopol der Gesellschaft blos auf den Handel mit den Indianern bezogen.

Das jetzt bestehende Privilegium der Hudsonsbai-Gesellschaft läuft also am 30. Mai 1859 ab, und es ist jedenfalls so viel entschieden, daß dieses Privilegium, wenn überhaupt, über keinen irgend cultur- oder colonisationsfähigen Theil der jetzigen Gesellschaftsterritorien mehr erneuert werden wird. Denn, obgleich der Hudsonsbai-Gesellschaft in keiner ihr verliehenen Urkunde andere Privilegien als das Monopol des Handels mit den Indianern übertragen worden, und von einem allgemeinern Handelsmonopol, geschweige denn von eigentlichen Territorialrechten gar nicht die Rede gewesen ist — selbst vorausgesetzt, daß die britischen Behörden überhaupt zur Verleihung solcher Rechte oder Vorrechte berechtigt waren — so sind derartige Rechte doch stets von der Gesellschaft beansprucht und, merkwürdig genug, ihr auch von der allgemeinen Meinung zugestanden worden. Inzwischen erhob sich aber, trotz der Meinung von den Rechten der Gesellschaft, ein entschiedener und allgemeiner Unwille darüber, daß so unermeßliche Gebiete zum Theil culturfähigen Landes, über 3 Mill. englische Quadratmeilen, diesen Pelzhändlern als ausschließliches Jagdrevier noch ferner überlassen bleiben sollten. Im Juni 1858 erschien eine Deputation angesehener Männer vor dem britischen Premierminister Lord Derby, um diesem in Bezug auf das Monopol der Hudsonsbai-Gesellschaft Vorstellungen zu machen. Das Haupt dieser Deputation, das Parlamentsmitglied Roebuck, erklärte hierbei, es sei eine unumgängliche Nothwendigkeit, die britischen Besitzungen in Nordamerika weiter zu entwickeln. Während die nordamerikanische Union von 13 auf 35 unabhängige Staaten und von einer Bevölkerung von 3 Millionen auf 30 Millionen angewachsen, hätten die Engländer auf jenem Festlande nichts erwirkt. Während die nordamerikanischen Grenzstaaten Minnesota und Iowa aufblühten, besäßen die Briten ihrerseits nichts als die unbedeutende Red River-Colonie. Diesen Zustand der Dinge schreibe er mit Recht dem Monopol der Hudsonsbai-Gesellschaft zu. Es müsse dasselbe sofort beseitigt werden. Entschiede man, daß die Gesellschaft zu bleiben berechtigt sei, so solle sie für die Verzichtleistung auf ihre Rechte Entschädigung erhalten, wo nicht, ohne Entschädigung ausgewiesen werden. Kurz vor dem Schlusse der Parlamentssession von 1858 stellte sodann Roebuck im Unterhause den Antrag, es sollten die Privilegien der Hudsonsbai-Gesellschaft bei deren bevorstehendem Ablaufe nicht erneuert werden. Es entspann sich hierauf eine interessante, dem Antrage im ganzen beistimmende Discussion, und der Colonialminister, Sir Edward Bulwer-Lytton, erklärte, die Regierung sei entschlossen, das Privilegium der Gesellschaft über keinen zur Colonisation geeigneten Theil des indianischen Gebiets zu erneuern und eine Regierungsbill in dem Sinne für die nächste Session einzubringen. Es ist nur noch die Frage offen, ob die Privilegien für die entferntern nördlichen Regionen zeitweilig zu erneuern seien. Ohne Zweifel dürfte die Regierung hierbei ausdrücklich zur Bedingung machen, daß jede Landstrecke, welche auch dort etwa für Culturzwecke in Anspruch genommen werden sollte, sofort des Privilegiums der Gesellschaft enthoben sei. Nicht minder wird man alle allgemeinen Anrechte des Staats auf Fischereien, Bergwerke u. dgl. vorbehalten.

Die Gesellschaft besitzt zur Zeit in ihrem weiten Gebiete über 160 Forts, welche an jedem irgend wichtigen oder vortheilhaften Punkte zwischen der amerikanischen Grenze und dem Eismeere angelegt sind. Verbleibt ihr auch nur der Privatbesitz dieser Gebäulichkeiten, Meiereien und Anlagen, so steht zu erwarten, daß der Aufschwung der Colonisation und Cultur, der nun stattfinden muß, sich für sie selbst unendlich gewinnreicher gestalten wird als die bloße Pelzjagd. Die Gesellschaft ist indessen schon seit längerer Zeit geneigt gewesen, sich aus ihren zahlreichen, in den amerikanischen Gebieten Oregon und Washington gelegenen Forts zurückzuziehen, indem sie durch den britischen Gesandten Lord Napier der Vereinigten-Staaten-Regierung den Antrag gemacht hat, ihr jene sämmtlichen Stationen nebst Viehbestand für die gewiß sehr geringe Summe von 600000 Doll. abzukaufen.

Verschieden von dem Besitzthum der Gesellschaft auf dem Festlande ist der auf der Vancouverinsel. Hier wurde der Gesellschaft von der Regierung im Jahre 1849 auf 10 Jahre der Territorialbesitz der Insel abgetreten. Es geschah, wie schon erwähnt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Gesellschaft die Insel colonisire, was sie jedoch gänzlich unterlassen, ja hintertrieben hat. Die britische Regierung hat auch in dieser Beziehung die bestimmte Erklärung abgegeben, daß sie die Verwilligung nicht zu erneuern beabsichtige.

Was Britisch-Columbien betrifft, so wurde dasselbe durch Parlamentsacte vom 2. Aug. 1858 absolut aller Jurisdiction der Hudsonsbai-Gesellschaft enthoben und in den oben-

angegebenen Grenzen definitiv als besondere britische Colonie constituirt. Zugleich ward der Name Neucaledonien, welchen das Land bisher geführt hatte, abgeschafft, weil er mit der Bezeichnung einer großen Südseeinsel zusammenfällt. Sonst wäre der frühere Name nicht unpassend gewesen, da die große Mehrheit der Angestellten der Hudsonsbai-Gesellschaft aus Schotten besteht. Endlich wurde provisorisch verordnet, daß das Land vorerst bis zum 1. Dec. 1862 durch königliche Geheimrathsverfügungen regiert werden solle. Sobald es jedoch geeignet erscheine, möge der Geheimrath der Colonie eine Repräsentativverfassung ertheilen.

4) Die Goldentdeckung; der Einwanderungsstrom; die Maßregeln der Behörden.

Das erste Gold wurde in Britisch-Columbien zu Anfange des Jahres 1856 gefunden, und zwar an der obern Columbia, wo sie noch auf britischem Gebiete fließt. Von den einzelnen Goldsuchern machte der Mann damals täglich 2—8 Pf. St. Ausbeute. Es waren dies meist pensionirte Beamte der Hudsonsbai-Gesellschaft, die mit den Indianern, mit denen sie häufig verschwägert, gut standen, während die Amerikaner in Washington und Oregon vorerst noch durch die Feindseligkeit der Indianer von der Theilnahme am Goldsuchen abgehalten wurden. Ferner fand sich auch Gold in beträchtlicher Menge am Pend'Oreillefluß und dessen Zuflüssen, sowie am Okanagansee und an dem Okanaganflusse, meist in flachen Schuppen von siebzehn- bis achtzehnkaratiger Feinheit. Man gewann das Gold anfänglich nur aus Gruben an der Oberfläche; doch wurden während des Winters 1857 am Pend'Oreille auch schon Gruben im unterliegenden Gestein mit großem Erfolge abgeteuft. Zwei Männer, Namens Sullivan und Daly, gewannen auf letztere Weise, mit gewöhnlichen Waschwiegen, in fünf Tagen eine Masse Goldstaub im Werthe von 3000 Doll. An hundert Goldsucher arbeiteten bereits im Winter 1857 in tiefer getriebenen Gruben.

Bald nach den Entdeckungen im Bereiche der Columbia fand man auch Gold am Thompson, dem Nebenflusse des Frazer, und an letzterm selbst. Dieses Gold war grobkörniger und hatte einen Werth von 18—18,50 Doll. die Unze. Indessen dauerte es noch mehrere Monate, bis der Goldreichthum am Thompson und Frazer sich feststellte, indem die Untersuchungen nur vereinzelt gemacht wurden, weil die Indianer am Thompson sich geneigt zeigten, die europäischen Goldsucher fortzutreiben. Erst allmählich brachten die Arbeiten der Indianer die bedeutende Goldhaltigkeit des Thompson- und Frazergebiets zu Tage, obgleich es den Eingeborenen an allen Werkzeugen zum Waschen fehlte, und sie das Gold nur mit ihren Messern oder Fingern von den Erdtheilen reinigen konnten. Als sich endlich die Kunde von den Goldentdeckungen in den angrenzenden amerikanischen Gebieten verbreitet hatte und größerer Zuzug von daher zu erwarten war, erließ der Gouverneur der Vancouverinsel, Hr. Jakob Douglas, am 28. Dec. 1857 eine Proclamation, in welcher befohlen wurde, daß jeder Goldgräber sich mit einer Licenz für monatlich 10 Sh. zu versehen habe, welche Licenzgebühr man aber schon in den ersten Tagen des nächstfolgenden Monats Januar 1858 auf 21 Sh. erhöhte. Es war diese Maßregel ohne Zweifel ein ungesetzlicher Übergriff, denn dieser Beamte hatte als Statthalter der Vancouverinsel keine Jurisdiction über das Land am Frazer. Wenn er auch als der einzige königliche Beamte in der Nähe sich verpflichtet halten durfte, die Rechte der Krone in dem neuen Goldlande zu wahren, auch das Beispiel in Australien für die Maßregel sprach, wo eine ähnliche Taxe erhoben wird, so fand hier doch ein wesentlicher Unterschied statt. Die Taxe ward zwar auch am Frazer im Namen der Krone erhoben, aber nicht wie in Australien für Polizei- und andere Landeseinrichtungen, zu deren Herstellung dem Statthalter von Vancouver, wenn nicht der Wille, doch alle andern Mittel fehlten. Die Taxe fiel einzig und allein in das Ärar der Hudsonsbai-Gesellschaft. Eine große Zahl der Goldgräber fügte sich dem Befehle, sodaß bis Ende Juni 1858 an 1300 Gräber die Taxe entrichtet hatten. Dazu trug wol bei, daß der Statthalter das britische Kriegsschiff Satellite in die Mündung des Frazer, welchen die meisten Goldgräber hinauffuhren, gelegt und diesem den Befehl ertheilt hatte, jeden Gräber, der mit keinem Licenzschein versehen wäre, anzuhalten. Es scheint jedoch, daß die Mehrzahl der Goldgräber, namentlich alle, welche über Land ankamen, sich der Entrichtung der Taxe zu entziehen wußten. Dies war Hrn. Douglas auch nicht unbekannt; allein er erklärte, er habe Anstand genommen, die Mannschaft des Kriegsschiffs zur Erzwingung der Taxe in den Goldgruben selbst zu verwenden, bis er nicht dazu ausdrücklichen Befehl von der Regierung erhalten. Indessen mochte er wol das Gefährliche begriffen haben, mit wenigen Matrosen und Marinesoldaten zur Anwendung von Gewalt zu schreiten, im Gebirge und gegen einige tausend wohlbewaffneter und waffengeübter Californier. In stockbritischer Weise sah der alte schottische Herr

überhaupt den Massenzuzug von Amerikanern ins britische Gebiet mit schelen Augen an und machte nur gute Miene, weil er das Spiel nicht hindern konnte. Wiewol er in seinen Depeschen an das Colonialamt vom 15. Juli 1857 bis 6. April 1858 anfänglich die Feindseligkeiten der Indianer gegen die vereinzelten Vorläufer der Goldgräber entschieden misbilligt, stellt er doch später die Frage auf, ob die Eingeborenen nicht Anspruch auf den Schutz der königlichen Regierung hätten, und ob es nicht angemessen sei, daß ein gehörig bevollmächtigter Beamter zu dem Behufe unverzüglich eingesetzt werde. Am 8. Mai 1858, als die bisher nur „befürchtete" Masseneinwanderung nun im Ernste eingetreten war, schrieb er: „Wird das Land einer ungehinderten Einwanderung geöffnet, so können die Interessen des Reichs durch die Einführung einer fremden, vielleicht entschieden antibritisch gesinnten Bevölkerung leiden.... Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nimmt die Frage ein bedrohliches Ansehen an, und es erregt die Politik Bedenken, den freien Zutritt von Fremden in das britische Gebiet zum Behufe von Ansiedelung zu gestatten, ohne sie zuvor zur Ablegung des Huldigungseides zu veranlassen und sonst zu Gewährleistungen für ihr Verhalten, wie die Landesregierung es für erforderlich und nöthig halten dürfte.... Aber (fügt Hr. Douglas mit einem Seufzer hinzu) es dürfte jetzt unmöglich sein, den Lauf der Einwanderung zu hemmen, da, selbst wenn man den Frazerfluß absperren wollte, die Gräber sich Zugang zum Goldbezirke vermittelst der Columbia erzwingen würden, in welchem Falle dann der werthvolle Handel des Landes in einen fremden Kanal geleitet und diesem Lande verloren gehen würde."

Noch engherziger, ungesetzlicher und bedrohlicher als die Goldtaxe war für die Einwanderer die Maßnahme, welche der Statthalter Douglas in einer Proclamation vom 8. Mai 1858 verkündigte. In diesem Actenstücke hieß es: „Da kundbar geworden, daß gewisse Boote und andere Fahrzeuge in den Frazerfluß zum Behufe von Handelsgeschäften eingelaufen sind, und da mit Grund zu befürchten steht, daß Boote und andere Fahrzeuge zu demselben Behufe noch von andern ausgerüstet werden, so gebe ich allen Personen kund, daß solche Handlungen gesetzwidrig und Übertretungen der Rechte der Hudsonsbai-Gesellschaft sind, welche gesetzlich berechtigt ist, mit den Indianern in den britischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika, mit Ausschließung aller andern, sowol britischen als fremden Personen, Handel zu treiben; und ferner, daß nach vierzehn Tagen vom Datum dieser meiner Proclamation an alle Schiffe, Boote und Fahrzeuge, welche im Frazerflusse oder in irgendeiner Bai, einem Flusse oder einer Bucht in den besagten britischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika angetroffen werden und keinen Erlaubnißschein von der Hudsonsbai-Gesellschaft oder von dem gehörigen Zollbeamten zu Victoria aufzuweisen haben, mit der am Bord befindlichen Ladung der Beschlagnahme verfallen sind und aufgebracht und dem Gesetze nach abgeurtheilt werden sollen." Für diesen Concessionsschein, auf welchen sich der Statthalter bezieht, mußte jedes Fahrzeug, gleichviel ob von britischer oder auswärtiger Nationalität, wenn ein verdecktes Schiff, 12 Doll., wenn ein offenes Boot, 6 Doll. entrichten. Die Bedingungen der Concession aber waren: 1) Der Eigenthümer des Fahrzeugs macht sich verbindlich, kein Gut an Bord zu nehmen, welches nicht der Hudsonsbai-Gesellschaft gehört. 2) Er macht sich verbindlich, kein Schießpulver oder Kriegsgeräthe außer vom Vereinigten Königreiche einzuführen. 3) Er verpflichtet sich, keine Passagiere aufzunehmen, welche nicht einen Concessionsschein oder eine Licenz zum Goldgraben von der Regierung auf Vancouverinsel aufweisen. 4) Er verpflichtet sich auch, keinen Handel mit den Indianern zu treiben.

Es war diese Maßnahme ein wirklich unerhört willkürlicher und tyrannischer Übergriff, da die Hudsonsbai-Gesellschaft nicht nur keinerlei Anspruch auf Territorialrechte in den betreffenden Landstrichen am Frazer aufweisen kann, sondern auch das ihr von den britischen Autoritäten ertheilte Handelsmonopol sich lediglich auf den Handel mit den Indianern bezieht; wie denn der Statthalter selbst in jener Proclamation nur von dem Privilegium des Handels mit den Indianern sprechen konnte, der natürlich mit dem Handel mit europäischen Einwanderern gar nichts zu thun hat. Das britische Kriegsschiff Satellite, Kapitän Prevost, in der Frazermündung wurde angewiesen, alle Fahrzeuge, welche ohne Erlaubnißschein einlaufen wollten, anzuhalten. Einem Kaufmann aus Bellinghambai im Vereinigten-Staaten-Gebiet Washington wurden auch bald darauf Waaren zum Belauf von 2000 Doll. weggenommen, weil er bei Fort Langley Handel getrieben. Den Goldgräbern, welche sich zu Victoria nach dem Frazer einschifften, gestattete man blos je 200 Pfd. Bagage mitzunehmen, sodaß sie sich nur auf zwei Monate verproviantiren konnten. Hier sah man die Goldgräber, die mit dem nächsten Schiffe abgehen wollten, in langer Reihe vor einem der Gebäude im Fort (der Hudsonsbai-Gesellschaft) warten,

um sich ihren Proviant zu kaufen. In einem Bureau am obern Ende des Gebäudes empfing jedes Glied der sich langsam fortschiebenden Männerkette von einem Commis einen Zettel, welcher den Speichermeister beorderte, dem Inhaber die gewünschte Quantität Pökelfleisch, Bohnen, Thee, Zucker u. s. w. auszuliefern. Mit dem Zettel versehen, eilte dann jeder über den Hof nach einem andern Gebäude, wo sich die Reihe von neuem bildete. Hier hatte man zuvörderst vor der Thür zu warten, die sich nach Verlauf einiger Zeit öffnete, worauf ein Commis heraustrat, der dem davor Angekommenen seinen Zettel abnahm, denselben sorgfältig ansah und dann die Thür wieder schloß. Von der Thür schob man sich dann weiter fort bis vor ein offenes Fenster, wo endlich, wieder nach geraumer Zeit, die verlangte Waare herausgereicht wurde. Zwar bestand in Victoria Freihandel, sodaß man auch von Privatleuten kaufen konnte, aber die Gesellschaft verkaufte beträchtlich wohlfeiler, als jene zu thun vermochten. So war denn alles von den Autoritäten der Hudsonsbai-Gesellschaft darauf abgesehen, den gesammten Handel mit den Goldgräbern, die gesammte Lieferung ihres Bedarfs aller Art und mithin den beträchtlichsten Theil des Goldertrags an sich zu ziehen — ein kühner Griff, aber auch ein höchst unberechtigter Übergriff! Aber mochte es mit der Berechtigung sich verhalten, wie es wollte, die Tage der Compagnie waren ja ohnehin gezählt, und es galt daher für ihren Hauptfactor — was eigentlich der Statthalter Douglas war — vor allem, die Conjunctur zu benutzen, um ein gutes Geschäft zu machen.

Diese Maßnahmen erregten besonders in Victoria selbst Opposition, wo die Kaufleute gerade von dem neuen Verkehr nach dem Frazer große Erwartungen gehegt hatten. In einer am 5. Juni 1858 gehaltenen Volksversammlung, welcher die angesehensten Einwohner der Stadt beiwohnten, wurde beschlossen, eine Adresse an den Gouverneur zur Erlangung des freien Handels und der freien Schiffahrt nach dem Frazer zu richten. Diese Adresse legte dar, daß die Hemmung des Verkehrs bereits in den Gruben große Noth verursacht habe, was um so weniger zu entschuldigen sei, als so reichliche Mittel zur Befriedigung des Bedürfnisses vorhanden, daß ferner jene Hemmung bereits auch auf die Einwanderung in die Vancouverinsel sehr hinderlich gewirkt habe. Der Statthalter erwiderte, es stehe die Freigebung des Verkehrs mit den Gruben nicht in seiner Macht; er sei einfach Executive der Hudsonsbai-Gesellschaft, deren Privilegien er aufrecht zu erhalten verbunden, und könne nur auf Instructionen von Hause handeln; er habe bereits über den Zustand der Dinge nach Hause berichtet und erwarte Weisungen, die ihn in Stand setzen würden, der Sachlage Genüge zu leisten. Am 10. Juni 1858 fand sodann im Gouvernementshause eine Conferenz zwischen dem Statthalter und einer aus zwei Mitgliedern des Legislativen Raths und fünf Mitgliedern des Repräsentantenhauses bestehenden Deputation statt, in welcher namentlich die Berechtigung zu den getroffenen Maßnahmen besprochen und ernstliche Vorstellungen hinsichtlich der Gefahr vor Hungersnoth in den Gruben gemacht wurden. Der Gouverneur blieb jedoch dabei, daß er den Rechten und Privilegien der Compagnie nichts vergeben könne, obgleich er zusagte, daß im Falle von Noth in den Gruben auch andern Schiffen als denen der Hudsonsbai-Gesellschaft Erlaubniß zur Zufuhr von Passagieren und Lebensmitteln ertheilt werden solle.

Ebenso lebhaft war der Unwille in den benachbarten nordamerikanischen Gebieten Washington und Oregon, wie Hr. Stevens, Gouverneur des Washingtongebiets und dessen Delegat beim Vereinigten-Staaten-Congreß, in einer vom 21. Juli 1858 aus der Stadt Washington datirten Eingabe an den General Cass in umständlicher und nachdrucksvoller Weise aussprach. Stevens legte dar, daß die Goldtaxe von 21 Sh. monatlich für die 40000 Amerikaner, die sofort aus den benachbarten Staaten Californien, Oregon und Washington nach Britisch-Columbien einwandern würden, sich zu 2,400000 Doll. auf das Jahr belaufen müsse; daß die Lieferung des Bedarfs für diese Masse, zu mindestens 50 Doll. monatlich auf den Mann angeschlagen, eine Gesammtsumme von 14,400000 Doll. darstelle, wovon, nach den üblichen Ansätzen, die Hudsonsbai-Gesellschaft einen Profit von 1—200 Proc. machen dürfte. Die erforderlichen Lebensmittel könnten aber nur in Californien, Oregon oder Washington beschafft werden, und diese Staaten würden daher in dem Falle sich befinden, die Hudsonsbai-Gesellschaft zum Factor für den Verkauf ihrer eigenen Erzeugnisse zu machen, und dieser mithin den ganzen Gewinn bei dem Handel mit ihren eigenen Mitbürgern abzutreten. Dies sei ein Zustand der Dinge, welchem amerikanische Bürger sich nicht fügen könnten, wenn sie nicht durch positives und ausdrückliches Gesetz dazu verpflichtet wären. Hr. Stevens geht sodann auf die Erörterung der Berechtigung des Gouverneurs Douglas zu den betreffenden Maßnahmen ein, die er in jeder Beziehung verneint, und schließt dann: „Will die Regierung der Vereinigten

Staaten dulden, daß die natürlichen Rechte ihrer Bürger zu Arbeit und Handel von einer Gesellschaft von Kaufleuten, deren gesetzliche Rechte die britische Regierung selbst kaum anerkennt, beschränkt und gehemmt werden? Es ist dies keine geringfügige Sache für die pacifischen Gebiete der Vereinigten Staaten. Ein Viertel der arbeitenden Bevölkerung von Californien, Oregon und Washington wird nach jener neuen Gegend hingezogen, und die Gewinnung von Gold in Californien und von landwirthschaftlichen Erzeugnissen in Oregon und Washington wird dadurch wesentlich vermindert werden. Falls man die gegenwärtigen Beschränkungen zugesteht, wird das Gold der neuen Region durch die Hände der britischen Monopolisten nach England gehen, ohne unserm eigenen Lande und Volke irgend zugute zu kommen. Obgleich die Länder Californien, Oregon und Washington alle Vorräthe für die neue Goldregion liefern, werden sie doch durch den Abzug ihrer Arbeiter ärmer werden, während zugleich der Gewinn aus dem Verkaufe der in eben diesen amerikanischen Gebieten erzeugten Vorräthe den auswärtigen Monopolisten zufallen muß." Auf diese Veranlassung wandte sich die Regierung der Union durch Hrn. Dallas, ihren Gesandten in London, an die britische Regierung und erhielt ungesäumt vom Auswärtigen Amte (Lord Malmesbury) unter dem 17. Juli 1858 die Antwort: die Regierung der Königin sei gesonnen, so liberal als möglich gegen alle Bürger der Vereinigten Staaten zu verfahren, welche sich nach jenem Theile der britischen Besitzungen begeben wollten. Die nordamerikanische Regierung sandte hierauf einen diplomatischen Agenten zur Beobachtung der Verhältnisse nach Britisch-Columbien. Bereits am 1. Juli 1858 aber hatte Sir Edward Bulwer-Lytton, als britischer Colonialminister, eine Instruction an Hrn. Jakob Douglas ergehen lassen, die unter anderm besagte: „Die königliche Regierung will Ihnen zu wissen thun, daß, während sie entschlossen ist, sowol die auf Regierung wie auf Handel bezüglichen Rechte, welche diesem Lande (der Colonie Britisch-Columbien) zustehen, aufrecht zu erhalten, und während sie beabsichtigt, Ihnen hierzu eine wirksame Militärmacht zu stellen, ihre Politik doch nicht dahin geht, Amerikaner und andere Fremden von den Goldfeldern auszuschließen. Sie sind im Gegentheil ausdrücklich angewiesen, dem Aufenthalt dieser Fremden daselbst zum Behufe des Goldgrabens kein Hinderniß irgendeiner Art entgegenzusetzen, solange sie, gleichwie die Unterthanen Ihrer Majestät, die Autorität der Königin anerkennen und den Polizeiverordnungen nachkommen, welche Sie zu erlassen für angemessen finden. Das nationale Recht der Schiffahrt auf dem Frazerflusse ist freilich eine besondere Frage und eins, welches sich die Regierung Ihrer Majestät reserviren muß. Bei einer so großen Einwanderung von Amerikanern in englisches Gebiet wird es kaum nöthig sein, Ihnen die Nothwendigkeit einer vorsichtigen und rücksichtsvollen Behandlung aller jener so mannichfache internationale Beziehungen und Gefühle berührenden Fälle zu empfehlen, welche unfehlbar vorkommen werden, und die, wenn nicht mit Mäßigung und Umsicht verfahren wird, leicht zu ernstlichen Verwickelungen zwischen zwei benachbarten und mächtigen Staaten führen können."

Diese ministeriellen Instructionen standen allerdings in höchst schlagendem Gegensatze zu dem Tone der Berichte und der Verfügungen des Gouverneurs Douglas und konnten dessen bureaukratischen Eifer nur mäßigen und herabstimmen. Freilich war damals England, infolge des indischen Drucks, ganz besonders zuvorkommend gegen Amerika, und in den Artikeln der einflußreichen „Times" wurden täglich ganz Mexico, Cuba, und was man sonst beliebte, an die Amerikaner verschenkt. Aber man muß auch anerkennen, daß sich die Politik des Colonialministers Bulwer in dieser wichtigen Angelegenheit weit über die engherzigen Ansichten des schottischen Hudsonsbai-Factors erhob. Gleich liberal, umsichtig und energisch bewies sich auch der Minister in der Ausführung seiner aufgeklärten Grundsätze. Nachdem die Bill zur Constituirung der neuen Colonien zu Stande gebracht, die er namentlich bei der zweiten Lesung im Unterhause in einer gehaltvollen Rede befürwortete, verfügte er sofort die Absendung einer starken Abtheilung des königlichen Geniecorps nach Britisch-Columbien, um daselbst Landstraßen und Brücken zu bauen, Blockhäuser zu errichten, wo die Goldgräber das Metall mit Sicherheit niederlegen könnten, und zugleich in polizeilicher Hinsicht zur Aufrechthaltung von Gesetz und Ordnung zu dienen. Diese Militärmacht wurde unter den Befehl des Obersten Moody gestellt (früher Statthalter der Falklandsinseln), eines Mannes von erprobtem Talent und ausgebreiteter Erfahrung im Colonisationswesen. Derselbe erhielt als Vicestatthalter und Commissar der Kronländereien die schwierige Aufgabe, die Anfänge einer wirklichen Lokalregierung in Britisch-Columbien zu begründen.

Der Masseneinzug der Californier in das neue Goldland, in Britisch-Columbien, kam

als ein sehr merkwürdiges Ereigniß unserer Zeit angesehen werden. So großartig und schnell auch die Einwanderung in Californien und in Australien nach der Goldentdeckung in diesen Ländern vor sich ging, war sie doch bis zu einem gewissen Punkte beschränkt und behindert durch die große Entfernung jener Erdstriche von den Auswanderungsplätzen. Jetzt aber sandte ein Nachbarland, das junge Californien selbst, sofort Tausende von Männern in einem ununterbrochenen Strome in das neue Eldorado, und verwandelte die bisher in stiller Einsamkeit schlummernden Landschaften plötzlich in einen regen Tummelplatz menschlicher Geschäftigkeit. Bis Mitte April 1858 hatten sich am Frazer einige tausend Goldgräber eingefunden, wie schon bemerkt, größtentheils pensionirte Beamte der Hudsonsbai-Gesellschaft und Leute aus Oregon und Washington. Am 20. April nun ging das erste Dampfboot von San-Francisco ab, welches 450 Goldgräber nach Victoria brachte. Bis zum 20. Juni hatten sich bereits 14000 Personen von Californien aus eingeschifft. Das Passagiergeld betrug 65 Doll. in der ersten und 35 Doll. in der zweiten Kajüte. Mehrere Tausende unternahmen auch die Reise zu Lande von Shasta und Yreka im Norden von Californien durch Oregon und Washington. Dies ist eine zwar beschwerliche, aber doch gangbare Route, welche man in ungefähr 18 Tagen zurücklegt, und auf der namentlich auch vieles Rindvieh, Maulesel und Pferde ins Land gekommen sind. Die Zahl der Menschen, welche bis August 1858 Californien verlassen und den Weg nach Britisch-Columbien angetreten haben, schätzt man im ganzen auf 50000 Köpfe. In San-Francisco war man sehr erfreut über den Menschenstrom, der seinen Zug aus allen Theilen des Landes nach der californischen Hauptstadt nahm, um sich für die Reise auszustatten. Diese Massenwanderung eröffnete auch die Aussicht auf Entwickelung eines großartigen Verkehrs mit der Vancouverinsel und dem Gebiete des Frazer. Man hat berechnet, daß seit Beginn der Frazerbewegung der tägliche Umsatz in San-Francisco sich um 1 Mill. Doll. vermehrte.

Die Mehrzahl der Goldgräber ging zunächst nach Victoria auf Vancouverinsel, weil hier die San-Francisco-Dampfer landen; viele Gräber brachten hier auch während der Flutzeit des Frazerflusses mehrere Monate zu. Das bisher sehr unbedeutende Örtchen wurde durch diesen Andrang der Einwanderer auf einmal zur Stadt. Die sogenannten Gasthöfe des Orts machten glänzende Geschäfte, indem sie gewöhnlich der Person für den Tag 5 Doll. für gar schlechte Kost und Herberge abnahmen. Der Handel, und zwar nicht blos der Großhandel, sondern ganz besonders der Kleinhandel, litten freilich durch die Concurrenz der Hudsonsbai-Gesellschaft, die, wie schon bemerkt, kurz vor ihrem Scheiden aus der Insel das glänzendste Geschäft machte, zumal auch der Ertrag aus dem Verkaufe der Bauplätze der Stadt, wie sämmtliche Territorialeinkünfte der Insel, noch in ihren Säckel fiel. Der Preis der Bauplätze (zu 60 Fuß Breite und 120 Fuß Tiefe) wurde von 50 Doll. auf 100 Doll. erhöht, und binnen wenigen Tagen waren sämmtliche Plätze bis zum Hafen Esquimault hin aufgekauft. Diese Bauplätze gingen dann von Hand zu Hand weiter, und gutgelegene Stellen wurden durch solchen Handel schließlich bis auf 7000 Doll. gesteigert. Hr. Wallace, von der Firma Hughes und Wallace, bewerkstelligte besonders ausgedehnte Ankäufe von Bauplätzen. Bemerkenswerth waren auch die Ankäufe der chinesischen Kaufleute Sau Wo und Comp. und Hop Kee und Comp. für Rechnung ihrer Landsleute.

Die Voraussetzung, daß Victoria der Hauptshandelsplatz der neuen Colonien Vancouverinsel und Britisch-Columbien werden müsse, dürfte sich bei der den ganzen nördlichen Theil des Stillen Ocean beherrschenden Lage der Stadt wol als gerechtfertigt herausstellen. Jene Steigerung der Grundstückspreise, so enorm sie auch ist, erscheint darum in der Ordnung. Doch hat Bellinghambai, an der Ostspitze der Juan de Fuca-Straße im Gebiet Washington, namentlich der dortige Ort Whatcom, gegründete Aussichten, in dieser Beziehung mit Victoria in Concurrenz zu treten. Whatcom, gegenwärtig aus ungefähr 100 hölzernen Häusern, meist Waarenniederlagen, Speisehäusern, Spielhäusern bestehend, liegt eine Viertelmeile vom Seeufer am Fuße eines 50 Fuß hohen Hügels und bei einem Flusse, welcher in jeder Jahreszeit frisches Wasser führt, während es an diesem nothwendigen Lebensbedürfniß in Victoria einigermaßen mangelt. Dieser Fluß, der namentlich reich an großen Forellen, ist ein nur eine Viertelmeile langer Abfluß eines Sees, der, drei Meilen lang, drei Viertelmeilen breit, in Norden, Osten und Süden umzogen wird von malerischen, mit riesigem Baumwuchs von Cedern, Fichten und Tannen bestandenen Bergen. Der kurze Flußlauf hat vom See bis zum Meere einen Abfall von 150 Fuß, von welchen oberhalb des Ortes 100 Fuß in steilen Cascaden und die andern 50 Fuß in Stromschnellen bestehen, sodaß hinreichender Fall und Wasserkraft vorhanden ist für großartigen Maschinenbetrieb und ausgedehnte Wasserleitungen. Schon sind hier Sägemühlen errichtet. Eine Viertelmeile unterhalb der (künftigen) Stadt liegt Sehome,

ihr Hafenort, welcher an dem neuerrichteten Landungsplatze 15 Fuß Wasser hat. Überhaupt aber besitzt das ganze Revier, die Juan de Fuca-Straße, die Admiralitätseinfahrt, der Pugetsund, Bellinghambai, ein so überaus treffliches, selbst für die größten Kriegsschiffe von Untiefen freies Fahrwasser, wie kaum irgendein anderes großes Binnengewässer. Von besonderer Bedeutung für das Aufblühen von Whatcom ist auch, daß der mächtigste und am leichtesten abzubauende Steinkohlenflötz, welcher bisher im ganzen Nordwesten von Amerika entdeckt worden, unfern am Ufer der Bellinghambai liegt.

Eine der denkwürdigsten Episoden in der ganzen Einwanderungsgeschichte war die Bergfahrt der Californier auf dem Frazer. Die ersten Trupps der Californier gingen, da sie von den San-Francisco-Dampfern nur bis Victoria gebracht wurden, wie auch die Ankömmlinge vom Pugetsund, in kleinen Kähnen zu je ungefähr sechs Mann über den Georgiagolf und dann den Frazer hinauf, entgegen dem mächtig anstürmenden Strome. Manche Ladung, mancher Kahn und mancher Mann gingen in den Wellen verloren. Die übrigen drangen dennoch vorwärts und ein in die bahnlosen, rauhen Felsenufer. Am 22. Mai 1858 begab sich Statthalter Douglas mit vier Directoren der Hudsonsbai-Gesellschaft und dem Kapitän vom Kriegsdampfer Satellite nach Fort Yale, wo sie Mauthbeamten einsetzten und unter den, an den verschiedenen Flußbarren arbeitenden Goldgräbern, von denen sie freundlich begrüßt wurden, einige Männer als Friedensrichter erwählten. Besonders war es Hrn. Douglas darum zu thun, sich den Hergang der Dinge am Frazer selbst anzusehen, und er machte sich auch, trotz seines sonstigen Verfahrens, durch solches Erscheinen auf der Scene sehr verdient. Obschon er der fremden Einwanderung abgeneigt war, traf er doch verschiedene gute Veranstaltungen, als er sah, daß er dem Menschenstrome nicht Einhalt zu thun vermochte. Nach seinem Besuche am Frazer eröffneten auf seinen Betrieb drei leichte Flußdampfer den regelmäßigen Verkehr zwischen Victoria und Fort Hope am Frazer, zuerst der Surprise, dann der Otter und der Seabird. Diese Boote setzten seitdem, für ein Passagiergeld zu 20 Doll. per Kopf, den Personentransport fort. Mit Einrichtung dieser Schiffahrt war ein höchst wichtiger Schritt vorwärts gethan.

Die Indianer dienten während der ersten Zeit als Lootsen im Frazer und versahen die Einwanderer zum großen Theile mit Lebensmitteln, erwiesen sich überhaupt freundlich und dienstfertig. Die einzige ernstliche Ausnahme machte eine Rauferei bei Fort Hope, wo ein Häuptling, der ein Boot mit Californiern als Lootse hergebracht, sich gegen einige Passagiere Handgreiflichkeiten erlaubte. Dies reizte einen Californier dermaßen, daß er den Häuptling erschoß, worauf die Indianer den Tod ihres Häuptlings durch die Erschießung eines andern Weißen rächten, welcher sich in einem andern Boote befand und gänzlich unschuldig und an der Zänkerei unbetheiligt gewesen war. Dabei hatte die Sache jedoch ihr Bewenden, indem es den Beamten des Fort schon nach einigen Tagen gelang, die unter den benachbarten Indianern entstandene Aufregung zu beschwichtigen. Andererseits waren aber die Indianer in Britisch-Columbien zu zahlreich, als daß die vorerst noch geringe Zahl der Einwanderer ernstliche Gewaltthätigkeiten gegen die Wilden hätte wagen können.

Die Ansicht, daß das Gold, je weiter hinauf, desto gröber und einträglicher werde, trug viel dazu bei, die Goldgräber schon während der ersten Sommermonate bis an 80 Meilen weit hinaufzulocken. Unter freiem Himmel bivouakirend, des Nachts durch lichte Feuer die Bären abhaltend, mit dem Revolver unter dem Kopfkissen und mit Stiefeln an den Füßen schlafend, brachten die Ankömmlinge hier längere Zeit ohne besondere Beschwerden zu. Denn ungeachtet am obern Frazer die Höhenlage schon beträchtlich ist, waren die Tage angenehm und auch die Nächte nicht kalt. Hauptbestandtheil der Nahrung bildeten von den Indianern erkauftes Bärenfleisch, als Steak auf Holzbränden geröstet, und gedörrte Lachse. Das Frühstück war nach australischer Weise Thee und Damper (in der Asche gebackene Kuchen). Dazu kamen denn mitunter gekochte Eichhörnchen, Rehfleisch und (von den Indianern gezogene) Kartoffeln. Schnell wurden überall Bäume gefällt und Blockhäuser errichtet, wozu die Californier Ärte und anderes Geräthe mitgebracht hatten. Bald entstanden an den bedeutendsten Stellen Gasthäuser (boarding-houses) und Waarenniederlagen, die dann, wie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich, fabelhafte Preise stellten.

Als die besten Gruben am Frazer erwiesen sich, wie dies auch anderwärts gewöhnlich, diejenigen, welche an den innern Kniepunkten der Stromschlingen angelegt wurden. Dieselben konnten jedoch, wie die Ufer überhaupt, den Sommer über, während der Überschwemmung, nur an mehr rückwärts gelegenen Stellen in Angriff genommen werden. Dennoch gewannen die

Gräber am untern Frazer, zwischen Fort Langley bis etwa sechs Meilen jenseit Fort Yale, meist an 15—30 Doll. täglich, und große Schläge von 50—250 Doll. kamen gar nicht selten vor. Auf Hills-Bar bei Fort Yale wurden durchschnittlich 50 Doll. den Tag gewonnen. Am Harrison und den andern Zuflüssen war das Gold gröber als am Frazer, wo es feinem Sande glich. Besonders ergiebig erwiesen sich die Gruben am Thompson, sie mußten aber damals wegen Mangels an Lebensmitteln und wegen Wasserhöhe wieder aufgegeben werden. Bei der Gabelung des Thompson und Frazer fanden sich besonders viel Nuggits oder Klumpen mit Quarzstücken. Einige Gräber gewannen hier an 500 Doll. in einem Tage.

Die „Vancouver Island Gazette" vom 14. Aug. 1858 kündigte unter der Überschrift „Glorious Intelligence" an, der Dampfer Surprise sei vom Frazer mit der Nachricht gekommen, daß der Fluß seit dem 5. Aug. zu fallen angefangen und am untern Flusse, bei Fort Hope und Fort Yale, bereits an 10000 Goldgräber zu arbeiten angefangen hätten. Alle arbeiteten mit gutem Erfolge, und der niedrigste tägliche Ertrag für den Mann war 7 Doll., der höchste 75 Doll. Sechs Leute bei Fort Hope gewannen in einigen Stunden 600 Doll. Um dieselbe Zeit kehrte ein gewisser Isaak Jones, Mitglied der Washington-Gebiet-Legislatur, auf einige Tage nach Whatcom zurück und berichtete, daß er auf seinem Claim (rechtlich, durch den Licenzschein erworbene Stelle) auf Hills-Bar bei Fort Yale bis dahin 1000 Doll. gewonnen habe. Auf Hills-Bar waren 75 Claims vergeben. Der Oberflächensand auf dieser Barre bewies sich besonders ergiebig: es kommt dort ein gelber Thon vor, welcher im Durchschnitt für den Mann eine Unze täglich ergibt. Das „Whatcom Northern Light", welches diese Notiz enthielt, meldete ferner, daß Charles Brown, ein Californier, und zehn andere Gräber aus den Gruben 35 englische Meilen oberhalb der Thompsonmündung in Whatcom angekommen seien. Sie hatten einen Untersuchungszug gemacht und waren, da ihr Proviant erschöpft, zurückgekehrt, um sich einen neuen Vorrath zu kaufen. Diese Männer schilderten die Goldlager an der Thompsonmündung als sehr reichhaltig und ausgedehnt. Die dortigen Gräber machten an 20—150 Doll. den Tag. Das Gold war grob. Die Indianer zeigten Stücke so groß wie Taubeneier, und sagten, daß sie in einem Tage zwei Handvoll ausgraben könnten.

Am 19. Aug. 1858 brachte der Dampfer Otter für 30000 Doll. Goldstaub vom Frazer nach Victoria. Die bisherige Goldausfuhr ist jedoch im ganzen noch nicht von großem Belange gewesen, was indessen keineswegs ein Beweis des geringen Ertrags ist, da der Goldhandel bisjetzt noch nicht organisirt worden, auch die Californier nicht geneigt scheinen, ihr Gold in Victoria zu deponiren, oder mehr Staub, als zum nothwendigen Ankaufe von Lebensmitteln u. dgl. erforderlich, zu veräußern.

Der Otter fuhr sofort wieder ab mit dem Vortrabe eines officiellen Expeditionscorps, bestehend aus 250 Mann, denen noch 500 Mann folgen sollten. Diese Expedition war vom Gouverneur Douglas organisirt, um den Harrisonfluß, welcher, wie schon oben bemerkt, aus einer Kette von schiffbaren Seen und Abflüssen besteht und vom untern Frazer aus ohne Schwierigkeiten in den Westabhang der Cascades hinaufführt, zu durchschiffen und dann vom obersten See aus, über einen dort befindlichen Paß, einen Pfad zu brechen, der, nach einer Strecke von 50 englischen Meilen, in das bisher für das ergiebigste gehaltene Goldfeld oberhalb der Thompsonmündung führen soll. Die großen Schwierigkeiten der Bergfahrt auf dem Frazer, wie die noch größern des Mansonpasses bei Fort Hope, werden durch diesen neuen Weg umgangen. Hr. A. C. Anderson, Collector und Haupthändler der Hudsonsbai-Gesellschaft zu Victoria, befehligte die, wie es scheint, ganz militärisch eingerichtete Expedition. Der Otter sollte die Mannschaft unterhalb der Harrisonmündung an den Flußdampfer Umatilla abgeben, letzterer dieselbe bis ans Ende der Harrisonseen hinaufbringen. Die Expedition war reichlich mit Zehrvorrath, Feldkochgeschirr, Werkzeugen, Schiebkarren u. s. w. versehen, und erregte in Victoria das lebhafteste Interesse. Die Eröffnung der Verbindungswege des gegenwärtig gewissermaßen abgesperrten Landes ist es nämlich, was vor allem noth thut, und der Gouverneur Douglas erwarb sich durch die Ausführung jener Expedition unleugbar ein wesentliches Verdienst.

Überdies schritt der Gouverneur Douglas auch in einer andern Angelegenheit rasch und zum Vortheile des Ganzen ein. Die Indianer oberhalb des Thompson zeigten sich bei dem Andrange der Weißen überaus übermüthig und böswillig, und nur die größte Nachgiebigkeit der eingewanderten Californier, die sich vor der Hand zu schwach fühlten, konnte den Ausbruch der blutigsten Händel abhalten. Einzelne Weiße, in der Entfernung von den größern Lagern, wurden von den Wilden ermordet. Man fand ihre entstellten Leichname im Flusse schwimmen. Um sich zu schützen, organisirten sich daher die Weißen bei Fort Yale in mehrere Compagnien

und zogen in das Gebiet der Indianer, um den Frieden zu erzwingen. Nach einigen Unterhandlungen mit den Häuptlingen gelang es auch, einen Friedensvertrag zu vereinbaren. Eine Kriegsrotte von Wilden, die, von ihrem Zuge zurückkehrend, von dem Frieden noch nicht unterrichtet worden, stieß jedoch auf das Lager einer dieser Compagnien bei Nacht, während die Leute, zusammen mit einer Anzahl der neubefreundeten Indianer, um die Wachtfeuer saßen, und feuerte plötzlich auf dieselben, wodurch Kapitän Graham, der Compagnieführer, und der erste Lieutenant getödtet und mehrere Mann verwundet wurden. Es gelang jedoch den befreundeten Indianern im Lager, dem Feinde die Sachlage verständlich zu machen, worauf Erklärungen gegeben und Bedauern über das Versehen ausgesprochen wurde. Sofort aber verbreitete sich von Fort Yale aus flußabwärts das Gerücht von einer Niedermetzelung der ganzen Compagnie, was natürlich in allen Gruben die größte Aufregung und Bestürzung verursachte, sodaß man überall zu den Waffen griff. Die Kette von Misverständnissen hätte sicherlich die unheilvollsten Folgen veranlaßt, hätte der Gouverneur nicht schleunig einen umsichtigen Mann, Hrn. Hicks, als Friedenscommissar an Ort und Stelle gesandt, welcher denn bald den wahren Thatbestand ermittelte und die Ruhe wiederherstellte. Die Indianer haben sich seitdem ruhig verhalten.

Nach Nachrichten vom 6. Sept. 1858 war der Fluß bereits 4 Fuß unterhalb seines Höhenpunktes gefallen und fiel fortwährend täglich 6 Zoll, sodaß eine stets größere Anzahl von Goldgräbern zur Arbeit gelangen konnte. Alle, welche in Thätigkeit getreten waren, machten gute Ausbeuten. Von besonderer Wichtigkeit war, daß trockene Gruben entdeckt wurden, nämlich an einem Bache bei Fort Yale, von einem Gehalt von 8—10 Cents auf die Pfanne. Die Berichte von den Gruben oberhalb der Forks (die Gabelstelle von Thompson und Frazer) lauteten ebenfalls fortwährend günstig. Die wichtigsten von diesen Gruben sind: Mormon-Bar, anderthalb Meilen oberhalb der Mündung, Fosters-Bar, sieben Meilen weiter, La Fontaine, sechs Meilen weiter, der Cañon, 27 Meilen weiter. Man hatte an 500 Maulesel auf den Pfad zwischen Fort Yale und den Forks gestellt, und an der Spitze von Douglas-Portage, dem am rechten Ufer des Frazer längs des Cañon von Fort Yale nach der indianischen Dorfschaft Spuzzum sich hinziehenden Pfade, wurde eine Fähre errichtet, deren Unternehmer einen jährlichen Pachtzins von 600 Doll. an die Regierung entrichtet. Infolge dieser Reiseerleichterungen waren viele Grubenleute von Fort Yale nach den Forks gezogen, vom 29. Aug. bis zum 2. Sept. 1858 allein über 1300. Auch von Whatcom an der Bellinghambai nach dem Thompson war ein Pfad hergerichtet worden. Alle Gruben waren mit reichlichen Vorräthen von Lebensmitteln versorgt.

Bis Ende August 1858 wies die Einwanderung per Dampfschiff von San-Francisco aus nach Britisch-Columbien folgende Zahlen auf:

vom 20. April	bis zum	30. Juni	in 34	Schiffen,	15552	Männer,	286	Frauen,	60 Kinder
„ 30. Juni	„ „	10. Juli	„ 19	„	5901	„	136	„	22 „
„ 10. Juli	„ „	18. Juli	„ 9	„	746	„	35	„	6 „
„ 18. Juli	„ „	26. Juli	„ 5	„	340	„	11	„	3 „
„ 26. Juli	„ „	3. Aug.	„ —	„	270	„	24	„	7 „
„ 3. Aug.	„ „	11. Aug.	„ —	„	262	„	13	„	20 „
„ 11. Aug.	„ „	18. Aug.	„ —	„	30	„	6	„	— „
„ 18. Aug.	„ „	26. Aug.	„ —	„	109	„	11	„	5 „
„ 26. Aug.	„ „	31. Aug.	„ —	„	30	„	5	„	— „
				Summa	23240	Männer,	527	Frauen,	123 Kinder

oder zusammen: 23890 Köpfe. Die Zahl der über Land durch Oregon und Washington gereisten Californier ist nicht genau anzugeben, dürfte aber wol über 10000 Köpfe betragen. Unter der Gesammtzahl der californischen Einwanderer befanden sich sehr viele Deutsche. Zurückgekehrt waren vom Frazer nach San-Francisco bis Ende August an 3900 Personen.

Man sieht, daß die Einwanderung während des August sehr gegen die frühern Monate abnahm, was sich natürlich aus der Unterbrechung der Wäscherei durch die Flutzeit des Frazer erklärt. In Victoria hatte man sich für den nach dem Fallen des Flusses unfehlbar wieder beginnenden Einwanderungszug vorbereitet. Von Mitte Juni bis Mitte August wurden 250 neue Häuser in der Stadt erbaut. Die meisten waren nur aus Holz aufgeführt, sodaß Katastrophen, wie sie San-Francisco erfahren, zu befürchten sind. In commerzieller Hinsicht ist inzwischen einige Reaction eingetreten, da der Markt, wie dies in solchen Verhältnissen gewöhnlich, zu sehr überfüllt worden ist. Während der Monate Juli und August wurden von

San-Francisco nach Victoria in 83 Schiffen Waaren zum Belaufe von 1,060386 Doll. ausgeführt, wovon 808954 Doll. auf Juli und nur 251432 Doll. auf August entfallen. Auch England hat bereits einen lebhaften Verkehr mit der neuen Colonie angeknüpft. Seit Anfang September 1858 sind aus den Häfen des Mutterlandes verschiedene Schiffe nach Victoria abgegangen, deren reiche Ladungen an Proviant, Waaren, Geräthschaften jeder Art der neuen Bevölkerung am Frazer und auf der Vancouverinsel das Leben bequemer und angenehm machen sollen.

5) Britisch-Columbien im Verhältniß zu den übrigen britischen Besitzungen in Nordamerika.

Daß Britisch-Columbien unter die Goldländer zählt, ist schon jetzt hinlänglich erwiesen, aber es fragt sich noch, in welcher Fülle und Nachhaltigkeit das edle Metall vorhanden, und ob sich die neue Goldregion wirklich mit den Goldfeldern Californiens und Australiens werde messen können. Die Felder Californiens lieferten, sofort nach der Entdeckung des Metalls, ohne Zweifel viel glänzendere Resultate, selbst wenn man berücksichtigt, daß die aus Californien in Britisch-Columbien eingeströmten Fremden Abneigung hegen, ihre Funde in britische Hände niederzulegen. Allein der Goldreichthum, dessen Entdeckung das Culturleben des Landes erschlossen, mag er nun groß oder geringer sein, ist nicht die einzige und überhaupt nicht die wahre Grundlage, auf welcher die Bedeutung und die Zukunft der neuen Colonie beruht. Britisch-Columbien hat nicht nur alle natürlichen Hülfsquellen eines großen Culturlandes, sondern verdient auch vor allem die größte Aufmerksamkeit in Bezug auf seine Lage für den großen Verkehr. Dieses Land bildet den Ausgangspunkt der großartigsten, von der Natur vorgezeichneten Verkehrslinie vom Stillen zum Atlantischen Ocean in Nordamerika, und die Vortheile dieser hochwichtigen Lage werden noch wesentlich erhöht durch seine eigenthümliche orographische Gestaltung.

Man ist in Canada, das bei dieser Angelegenheit ganz besonders betheiligt, schon seit längerer Zeit mit Herstellung dieser Verkehrslinie über den Continent beschäftigt gewesen, und trat hier darum auch namentlich gegen die Ansprüche der Hudsonsbai-Gesellschaft auf. Als man im Jahre 1857 befürchtete, der damalige britische Colonialminister Labouchere würde diese Ansprüche in Schutz nehmen, bildete sich in Canada die „Nordwest-Compagnie", welche sich die Herstellung einer Transportlinie zwischen den beiden Oceanen vermittelst Flußschiffahrt und Eisenbahn zum Zwecke setzte. Diese Compagnie veranstaltete zuvörderst eine Aufnahme der schiffbaren Gewässer zwischen dem Obern See und dem Red River (Rother Fluß), und erhielt kurz vor der Bestätigung der neuen Goldentdeckungen am Frazer vom canadischen Parlamente die Corporationsrechte. Als Ergebniß jener Aufnahme stellte sich heraus, daß mit geringen Abweichungen die bereits bekannte Route die gangbarste sei. Dem Plane der Compagnie zufolge sollen demnach zuvörderst Schienen- und Wagenstraßen längs jener alten Route von der Mündung des Pigeonflusses bis zum Rainysee (Regensee) angelegt werden. Von dort soll ein Dampfer 33 Meilen weit nach dem äußersten Westende des Sees (Lake of the woods) fahren, darauf eine Wagenstraße von 20 Meilen direct nach der Red River-Niederlassung führen, und von hier nun Dampfschiffahrt über den Winnipegsee in den Saskatchawan (ein Fluß so groß wie der St.-Lorenz und schiffbar bis zum „Felsengebirge") stattfinden. Im Angesicht dieses Projects machte die Goldentdeckung am Frazer in Canada besonders einen mächtigen Eindruck, und regte zu erneuten Anstrengungen an, um die Ansprüche der Hudsonsbai-Gesellschaft und dadurch die dem Verkehr und der Cultur überhaupt entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Die conservativen und die demokratischen Organe des Landes stimmten hierin völlig überein. Die Territorialrechte der Hudsonsbai-Gesellschaft vollständig ignorirend, beanspruchte man für Canada das ganze Nordwestgebiet und wollte von keiner Feststellung einer Grenze etwas wissen. Canada, sagte man, im vollen Besitz seines Gebiets, wird seine eigenen Straßen bauen und die atlantischen und pacifischen Ausgänge seines Reichs miteinander verbinden. Im Parlamente von Canada wurde vom Secretär selbst in Bezug auf die Hudsonsbai-Gesellschaftsfrage eine Reihe von Resolutionen eingebracht, deren bedeutendste dahin ging: daß Canada nicht verbunden sei, der Hudsonsbai-Gesellschaft für irgendeinen Gebietstheil, welchen dieselbe aufgeben oder aufzugeben genöthigt sein sollte, Entschädigung zu leisten; der Gesellschaft möge jedoch zustehen, diejenigen Ländereien, auf welchen sie Baulichkeiten oder Anlagen besitzt, zu behalten.

Die Nordwest-Compagnie hat sich inzwischen im August 1858 vollständig organisirt und in Verfassung gesetzt, um ihre Operationen in der angegebenen Weise zu beginnen. Zugleich ist

in Canada aus dem so merkwürdigen Zusammentreffen des Aufschwunges der jungen Colonie im Westen und des bevorstehenden Endes der Hudsonsbai-Gesellschaft, die durch ihr Monopol das weite Land so lange im Todesschlaf gehalten, die weittragende Idee einer Union sämmtlicher britischer Provinzen von Nordamerika aufgetaucht. Diese großartige Maßregel soll die Interessen der einzelnen Provinzen, die sich oft feindlich entgegenstehen, ausgleichen und consolidiren. Jede einzelne Provinz soll der Vortheile theilhaftig werden, welche die Wucht der Einheit einem Länderorganismus verleihen würde, der den Umfang von Europa (einem Neuntel sämmtlicher Erdtheile) hat, und dessen Producte, Mineralien, Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht, der Jagd und des Fischfangs, zu den reichsten der Welt gehören. Am Schlusse der Session des canadischen Parlaments von 1858 kündigte der Generalgouverneur an, daß er sich sofort mit der königlichen Regierung und mit den Regierungen der Schwestercolonien in Verbindung setzen werde, um über die Principien einer Föderation der Provinzen des britischen Nordamerika Vereinbarung zu pflegen. Auch kamen bereits am 26. Sept. 1858 die Herren Cartier, Premierminister von Canada, Roß, Präsident des Legislativen Raths, und Galt, Generalinspector, als Delegaten Canadas in England an, und zu gleicher Zeit und gleichem Zwecke wurden in den ersten Tagen des October die Herren Fischer, Generalanwalt, und Smith als Delegaten von Neubraunschweig, die Herren Dr. Tupper, Dickey und Herring als Delegaten von Neuschottland nach England entsendet. Diese Abgesandten wollen in London, in einer Conferenz mit der Regierung des Mutterlandes, die Angelegenheit in Berathung ziehen. Zugleich soll sich die Conferenz mit der britischen Regierung über die „intercoloniale Eisenbahn" vereinigen, durch welche im Anschluß an die bereits bestehenden großen canadischen Bahnen (von denen die Grand-Trunk- oder Großstammbahn, einschließlich des in Bau begriffenen Theils nach Detroit, allein eine Länge von 1114 englischen Meilen hat) eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung von Halifax nach dem äußersten Westen Canadas hergestellt werden würde. An dieses Bahnsystem soll sich dann die künftige große Pacificbahn im Westen anschließen, über welche die canadischen Delegaten dem englischen Ministerium ebenfalls Pläne vorlegen wollen.

Es ist ein höchst beachtenswerther Umstand, daß die große westliche Durchfahrt, welche die alten Seefahrer mit so seltsamer Beharrlichkeit suchten, sodaß ihnen das ganze Festland von Amerika gewissermaßen werthlos und nur im Wege zu sein schien, wirklich, und zwar auf der für den großen Verkehr nach Europa und nach Asien geeignetsten Linie vorhanden ist. Die Hauptglieder dieses von großen Binnengewässern gebildeten Verkehrssystems sind: der St.-Lorenz und die großen Seen, denen er entfließt; dann der Winnipegsee mit dem Saskatchawan; endlich vom „Felsengebirge" abwärts die Columbia oder der Frazer. Dieses Wassersystem verleiht dem südlichen Theile des britischen Nordamerika vor allem seine große Bedeutung für den Weltverkehr.

Auf den mächtigen Wässern des St.-Lorenz und den großen Seen, mit denen er im Zusammenhang steht, können große Seeschiffe aus Europa ohne Umladung bis an die Westufer des Obern Sees gelangen. Ein wesentlicher Vortheil würde hierbei durch die gegenwärtig projectirte Kanalverbindung der Ottawa mit dem Huronsee erwachsen, indem durch einen solchen Kanal die Fahrt um 400 englische Meilen abgekürzt und überhaupt für größere Schiffe bequemer und sicherer gemacht würde. Der Ingenieur Shanly hat im Sommer 1858, im Auftrage der Regierung von Untercanada, eine Aufnahme des betreffenden Landstrichs ausgeführt, und seinem, im August erstatteten Berichte zufolge sind die bei diesem wichtigen Werke zu erwartenden Schwierigkeiten, wenngleich erheblich, doch keineswegs unüberwindlich. Die Gesammtkosten des Werks werden von ihm auf 24 Mill. Doll. veranschlagt. Leider aber ist diese große Wasserstraße des St.-Lorenz und der Seen über fünf Monate des Jahres durch den Frost gesperrt, sodaß es hier besonders nothwendig wird, die durch die Wasserstraße gewährte Verkehrsbasis durch Eisenbahn zu ergänzen. Dies ist auch bereits von Canada innerhalb seines eigenen Landesbereichs durch dessen große Eisenbahnen geleistet, von denen die bereits erwähnte Grand-Trunk sich vom Huronsee nach Rivière du Loup, 25 Meilen unterhalb Quebec, und von da nach Portland am Atlantischen Ocean erstreckt, während die Great-Westernbahn nach dem Michigansee führt. Im Winter vom 1. Dec. 1857 bis zum 30. April 1858 wurden auf ersterer Bahn 178000 Faß Weizenmehl und 81000 Bushel Weizen befördert. Der Personendienst wird mit solcher Energie betrieben, daß man die ganze Strecke von Quebec nach Toronto in 24 Stunden zurücklegt. Die Bauten dieser Bahnen sind nicht nach amerikanischer Weise blos aus Holz aufgeführt, sondern überall mit solidem Mauerwerk versehen, und es gehören dazu

Wunderwerke, wie die Victoriabrücke über den weiten St.-Lorenz, deren Vollendung durch die berühmten Ingenieure Peto und Comp. im Jahre 1859 in Aussicht steht. Trotz alledem müssen die Erträgnisse dieser Bahnen für die Actionäre sowie die Bedeutung der Bahnen für den allgemeinen Weltverkehr, nur unbeträchtlich bleiben, solange sie nicht integrirende Theile der Pacifisch-Atlantischen Bahn werden.

Die nächste Hauptstation westwärts vom St.-Lorenzbecken ist die Red River-Niederlassung. Der Red River, nach welchem die Niederlassung sich nennt, entspringt in den Vereinigten Staaten in der unmittelbaren Nähe der Hauptquelle des Mississippi; wie es sich denn in Nordamerika mehrmals wiederholt, daß große, in entgegengesetzter Richtung ziehende Flüsse dicht nebeneinander entspringen. Die Hauptquelle ist der Otternschwanzsee, welchem der Red River südwestwärts entfließt, worauf derselbe den Ausfluß des Traversees aufnimmt und nordwärts rinnt, indem er für Boote von beträchtlicher Größe schiffbar wird. Später nimmt er noch den aus Nordwesten her fließenden Assiniboin auf und fällt nach einem Laufe von 100 Meilen in den Winnipegsee, welcher große und tiefe See durch den Nelsonfluß nach der Hudsonsbai abzieht. Der Red River liegt bei der Mündung in den Winnipeg in einer Höhe von 1000 Fuß über dem Meere. Der Winter dauert an fünf Monate, vom November bis April; im Winnipeg bricht das Eis erst im Mai auf. Im Sommer findet zwischen der Red River-Niederlassung Handelsverkehr mit Norway House im Norden des Sees statt. Wie in dieser ganzen Zone von Amerika ist auch hier die Sommerhitze stark genug, um das Getreide zur Reife zu bringen. Der aus der Zertrümmerung von Granit und Kalkstein gebildete Boden trägt eine Humusdecke von 1—2 Fuß Tiefe, die von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist. Unterhalb liegt blauer, zäher Thon, welcher fast undurchdringlich für Wasser. Die Westseite des Flusses ist Prairie, die Ostseite Waldung aus Eiche, Ulme, Esche, Weißholz, Ahorn, Birke, Tanne, Fichte, Ceder, Tamarac, Sprossenfichte und Pappel bestehend. Der cultivirte Boden erzeugt Weizen von 64—70 Pfd. auf den Scheffel, und an 60 Scheffel auf den Acre ohne Dünger. Auch Gerste gedeiht vorzüglich und wiegt an 48—56 Pfd. der Scheffel. Ferner gedeihen Hafer, Mais, Kartoffeln, Runkelrüben, Zwiebeln, Mohrrüben, Weißrüben, Hanf und Flachs. Das Vieh hat eine fast unbegrenzte Weide.

Die Niederlassung liegt am Zusammenfluß des Assiniboin und Red River, acht Meilen von der Mündung des letztern in den See. Die gegenwärtigen Ansiedler sind aus einer Mischung von französischen Canadiern, Schotten und Italienern hervorgegangen; die ersten Ansiedler wurden im Jahre 1812 vom Lord Selkirk, einem schottischen Edelmann, hierher gebracht, ihnen folgten besonders in den Jahren 1813 und 1815 weitere Zuzüge. Die damalige Nordwest-Pelz-Gesellschaft sah die Einführung einer civilisirten Bevölkerung in das Herz ihrer, dem Thierdienste geweihten Domänen mit entschiedenem Misfallen. Die Ansiedler hatten einige Misernten, und die mächtige Gesellschaft trachtete nun der Niederlassung durch die Absperrung der reichlich vorhandenen Vorräthe ihrer Factoreien den Garaus zu machen. Die Beharrlichkeit der Ansiedler war jedoch nicht zu brechen, und sie besiegten daher endlich alle Hindernisse. Die Niederlassung war in raschem Aufblühen begriffen, als im Jahre 1826 ein abermaliges Verderben hereinbrach, eine große Überschwemmung, welche die Ansiedler mehrere Tage lang nach den nahen Anhöhen trieb und eine große Anzahl von Häusern, die nur leicht aus Holz gezimmert, fortspülte. Die Niederlassung hat gegenwärtig an 7000 Einwohner, 922 Häuser, 2800 Pferde, 2726 Ochsen, 6577 Kühe und Kälber, 4674 Schweine, 2420 Schafe, 522 Kähne, 16 Windmühlen, 8376 Acker bestelltes Land. Letzteres zieht sich, in der Breite von einer Viertelmeile, an 12 Meilen an den Ufern beider Flüsse hin. Die hiesige Factorei der Hudsonsbai-Gesellschaft ist Fort Garry an dem Assiniboin, nahe bei dessen Mündung. Die bisher von der Niederlassung gemachten Fortschritte sind allerdings höchst unbeträchtlich in Vergleich mit denen der Staaten im Süden der britischen Grenze, so wenig auch das Thal des Red River in natürlicher Beschaffenheit denselben nachsteht. Viele hunderttausend Morgen Land von unübertrefflicher Fruchtbarkeit, schöne, reiche Prairieerde von 1 Fuß 6 Zoll bis 2 Fuß Tiefe, harren hier noch derer, welche kommen wollen, um sie in Besitz zu nehmen. Gutes, bestelltes Land in der Niederlassung selbst wird zwar bis auf 7 Sh. 6 Pence der Acker verkauft; wild liegendes Land jedoch ist, solange eine eigentliche Regierung nicht eingesetzt, natürlich für jeden frei. Es besteht hier erst der Kern einer Colonie, welche sich heranbilden will und, sobald der transcontinentale Verkehrszug ins Leben tritt, wegen ihrer mittlern Lage eine hohe Bedeutung zu erlangen verspricht. Die Entfernung des Red River vom Obern See beträgt 175 Meilen, welche durch die zwischenliegenden kleinern Seen und Flüsse gegenwärtig meistens zu Wasser

zurückgelegt werden. Die Zahl der Portages (Tragstellen, wo man die Kähne zu tragen hat) beträgt 62, eine derselben, die große Portage, ist zwei Meilen, mehrere eine Viertelmeile, die übrigen an 100 Fuß bis eine Achtelmeile lang.

Der bedeutendste Zufluß des Winnipegsees ist, wie schon oben angedeutet, der Saskatchawan, welcher gerade in der vom großen Verkehr geforderten Richtung, nämlich westwärts, führt. Der Saskatchawan nimmt in seinen zwei langen Armen, dem nördlichen und dem südlichen, alle Wässer auf, die der Ostseite der „Felsengebirge" zwischen dem 47. und 53.° nördl. Br. entspringen. Beide Arme vereinigen sich an 105 Meilen von den Quellen bei der Hudsonsbai-Factorei Carlton House, wo der Fluß eine englische Viertelmeile breit ist, worauf derselbe nach einem weitern Laufe von 50 Meilen in den Winnipegsee fällt. Der Fluß ist in seinem ganzen Laufe vom Winnipeg zum „Felsengebirge" hinauf für große Flußdampfboote schiffbar. Die einzige Schwierigkeit von Belang ist die drei Meilen lange Stromschnelle (Grand Rapids) an der Mündung, die jedoch ebenfalls Dampfbooten kein ernstliches Hinderniß bietet. Das Saskatchawanthal hat einen Flächeninhalt von 368000 englischen Quadratmeilen. Eine Silurische und Kalksteinformation, im Westen, am Fuße des Gebirges, durch Steinkohlenlager begrenzt, gewährt das Thal in seiner ganzen weiten Ausdehnung einen so fruchtbaren Boden, wie irgendein Theil von Nordamerika. Das Klima ist das des mittlern europäischen Rußland, die Winterkälte streng, aber auch die Sommerhitze stark genug, um die Cerealien zur Reife zu bringen. Der nördliche Theil ist nicht kälter als der südliche, da hier die mildernden pacifischen Einflüsse infolge der geringern Gebirgshöhe stärker obwalten; wie denn selbst am Mackenzie, im 65. Breitengrade, Weizen gewonnen werden kann. Die Landschaft am Saskatchawanthale ist meistens anmuthig gewellt, häufig durch ansehnliche Seen geziert. Die Prairie enthält Erdbeeren, Himbeeren und Speierlingsbeeren in Menge, sowie große Felder von Wicken, welche für Rindvieh und Pferde fast so nahrhaft wie Hafer sind. Der Gebirgsfuß selbst aber ist rauh und großentheils öde. Bei dem Fort Edmonton (der Hudsonsbai-Gesellschaft gehörig) hört die Wagenbahn, wahrscheinlich auch die Schiffbarkeit des Flusses auf, und man zieht mit Saumthieren über das „Felsengebirge" nach Fort Colville an der Columbia. Nach dem obern Frazer gelangt man durch den Paß zwischen den Bergen Brown und Hooker, wo der Committee's-Punch-Bowl-See mit der Columbia und der Athabasca im Osten des Gebirges in Verbindung steht.

Noch ist der südliche Theil des Mackenziethals im Norden des Saskatchawan, an der Athabasca und am Friedensflusse, ein schönes, ausgedehntes Land mit fruchtbarem Boden, reicher Bewässerung und Bewaldung und Pflanzenwuchs, indem hier, zwischen dem 55. und 60. Breitengrade, der pacifische Luftzug durch das Gebirge weniger unterbrochen, das Klima daher gemildert wird. Als besonders interessanter Umstand erscheint, daß der Friedensfluß an der Westseite des Hauptgebirgskammes und dicht neben dem Frazer entspringt. Der Friedensfluß ist innerhalb des Gebirges ein großer, für Boote schiffbarer Strom, der durch einen engen Cañon, zwischen hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen hindurchbricht und sich endlich in den 63 Meilen langen und 13 Meilen breiten Sklavensee ergießt. Es wird mithin die besprochene große transcontinentale Wasserverbindung auf die Scheitelhöhe des Landes hinaufgehoben, und unmittelbar an den westwärts dem Stillen Ocean zufließenden Frazer, sowie durch die Athabasca und den Committee's-Punch-Bowl-See auch an die Columbia herangebracht. Somit besteht schon jetzt eine beinahe ununterbrochene und vielarmige Wasserverbindung zwischen dem Stillen Ocean und der Hudsonsbai und dem St.-Lorenzflusse.

Es ist der ganze südliche Theil des britischen Nordamerika äußerst begünstigt durch seine hohe Culturfähigkeit wie durch seine weite Ausdehnung. Das große, den Continent durchschneidende Wassersystem wird mithin nicht etwa blos den Verkehr der fern liegenden Endpunkte, sondern auch die aller einzelnen Theile des nordamerikanischen Continents zu vermitteln haben. Aus eben diesem Grunde ist dieses Wassersystem vor allem wichtig als Verkehrsbasis der großen Pacifisch-Atlantischen Eisenbahn, welche als Fortsetzung der bereits bestehenden Bahnstrecken — ein so riesiges Unternehmen sie auch ist — doch unter den bestehenden Verhältnissen bereits außer Frage gestellt, ja eine Nothwendigkeit sein dürfte. Denn für dieses Unternehmen zeigen sich sämmtliche Naturverhältnisse, die Lage und die Bodengestaltung fast wunderbar günstig. Amerika hat in der betreffenden Strecke zwischen Vancouverinsel im Osten und Neuschottland im Westen die größte Längenausdehnung nach Europa hin; Quebec und das zu allen Jahreszeiten zugängliche Halifax sind für Europa die bei weitem nächsten Häfen des amerikanischen Festlandes. Dies gibt nach der einen Seite hin den Ausschlag. Auf der pacifischen Seite können überhaupt als Ausgangshäfen der

Pacifisch-Atlantischen Bahn nur San-Francisco und Victoria auf Vancouverinsel (oder, was uns hier gleichgültig bleibt, die gegenüberliegenden Häfen in Bellinghambai oder Pugetsund) in Betracht kommen; andere, zu solchem Behufe geeignete Häfen gibt es an der pacifischen Seite nicht. Nun ist aber Victoria gegen San-Francisco durch die Gebirgsgestaltung durchaus im Vortheil. Erreicht man das „Felsengebirge" in der Breite von San-Francisco, so gelangt man in das Wüstenhochland, dessen Schrecknisse und Terrainschwierigkeiten denen keiner Wüste der Welt nachstehen, wo die belebenden Wechselwirkungen des Verkehrsmittels und des Culturlandes wol nie zu erwarten sind. Außerdem hat man noch den Westrand des Hochlandes, die gewaltige Sierra Nevada zu übersteigen, ehe das Culturland Californien erreicht wird. Während die Barrière des „Felsengebirges" in der Breite von San-Francisco gerade ihren weitesten Abstand von der Küste erreicht, hat dieses Gebirge in der Breite der Juan de Fuca-Straße und des Hafens von Victoria seine nordwestliche Biegung angetreten und ist der Küste am nächsten gerückt. Man durchzieht hier vom Atlantischen Ocean her nur culturfähiges Land, ehe man durch das Gebirge unterbrochen wird, worauf man sofort in ein Culturland, die neue Goldcolonie, hinabsteigt und mit dem zweiten Gebirge, den Cascades, zugleich das Meer erreicht. Am obern Pacific, an der Grenze der gemäßigten und kalten Zone gelegen, ist die Vancouverinsel wie ein Wachtschiff hingelegt, um das Stille Weltmeer zu beherrschen. Victoria auf Vancouverinsel wird man nach Vollendung der continentalen Eisenbahn in 14 Tagen von England aus erreichen können. Und wie Halifax auf der atlantischen Seite unter allen irgend geeigneten Auslaufshäfen einer solchen Eisenbahn für Europa der bei weitem nächste ist, so ist Victoria der bei weitem nächste Hafen für Japan (mit seinen 30 Mill. Einwohnern) und für China, und selbst in Rücksicht des Indischen Archipels und Australiens steht es zu San-Francisco, sogar zu Panama nicht im Nachtheile. Victoria liegt entfernt von San-Francisco 200, von Honolulu (Sandwichinseln) 592, von Japan 1100, von Shanghai 1450, von Kanton 1725, von Sidney (Australien) 1808, von Singapore 2500 deutsche Meilen.

Als geeignetster Ausgangspunkt der Bahnen nach den Thälern des Red River und des Saskatchawan, wie als Anschlußpunkt für die Thäler des St.-Lorenz und des Mississippi, gilt wol mit Recht St.-Paul, Hauptstadt von Minnesota. Von St.-Paul nach Pembina beträgt die Entfernung 112, von Pembina nach Carlton House am Zusammenfluß des Saskatchawan 150, von Carlton House nach Edmonton am obern Saskatchawan 100, von Edmonton nach dem Thompsonfluß 50, zusammen 412 deutsche Meilen, welcher Weg gegenwärtig ohne besondere Schwierigkeit mit gewöhnlichem Pferdewagen in 70 Tagen zurückgelegt werden kann.

Die Wasserroute von Fort William am Obern See durch den Rainysee nach dem Red River ist dagegen 200 Meilen kürzer als der Weg über St.-Paul. Von Halifax nach Quebec beträgt die Entfernung 150 Meilen, welcher Raum von der intercolonialen Eisenbahn, von der bereits 30 Meilen vollendet, durchzogen wird. Von Quebec nach dem Huronsee auf der großen Stammbahn ist es 125 Meilen. Durch den Huron und den Obern See beträgt die Reise abermals 125 Meilen. Vom Obern See nach dem Red River, von da durch den Saskatchawan bis zur Columbiaquelle zählt man 500 Meilen. Also von Halifax bis zur Columbia hat man im ganzen 900 Meilen, von der Columbiaquelle bis zur Frazermündung aber 75 Meilen. Von Liverpool endlich nach Halifax beträgt die Entfernung 616 Meilen.

Es kann nicht fehlen, daß die große Eisenbahn, von der wir gesprochen, sich zur Hauptverkehrsstraße zwischen Ostasien und Westeuropa gestalten wird. Überhaupt bringt die Entwickelung des Eisenbahnwesens wol mit sich, daß man überall, bei jeder in Frage stehenden Richtung, die größtmögliche Landerstreckung benutzen wird, während das Schiffahrtswesen umgekehrt die Benutzung der möglich kürzesten Wassererstreckung erfordert. Die Seeschiffahrt mit ihren tausendfachen Gefahren und Nöthen wird immer auf die kürzesten Strecken verwiesen bleiben. Schon ist in dieser Beziehung ebenjetzt ein wichtiger Schritt vorwärts gethan durch die Errichtung der Station Galway zur Dampfschiffahrt nach Amerika. Die prachtvolle Bai von Galway, an der Mitte der Westküste Irlands, in jeder Beziehung zur britisch-amerikanischen Dampfschiffstation wie geschaffen, hat lange Jahre ihre Ansprüche gegen die mächtigen Einflüsse Liverpools vergeblich geltend zu machen gesucht. Nach Vollendung der Eisenbahnen nach Holyhead und von Dublin nach Galway und Abkürzung der Seefahrt zwischen Holyhead und Dublin auf vier Stunden, war die Begründung der Station Galway eine Nothwendigkeit, die sich nicht länger umgehen ließ. Dadurch ist jetzt schon die Seefahrt zwischen Europa und Amerika auf sechs Tage herabgebracht worden, und größere Erfolge werden sicherlich alsbald noch erzielt werden. Dieselben Vorgänge, die sich in Bezug auf Galway in England zugetragen,

werden in Amerika in größerm Maßstabe eintreten. Gesetzt auch, es kommt der große Schiffskanal von Nicaragua zur Ausführung, so wird derselbe doch den unermeßlichen Vorzügen der besprochenen Victoria-Halifaxbahn nicht den entferntesten Abbruch thun können. Dieser Kanal, so viel Einladendes auch seine Ausführung in Bezug auf die Beschaffenheit der Binnengewässer des centralamerikanischen Isthmus haben mag, würde doch den großen Verkehr, namentlich den zwischen Ostasien und Westeuropa, nicht wesentlich fördern. Denn, abgesehen von anderm, so fällt gerade der größte Breitendurchmesser des kreisförmig gestalteten Stillen Ocean in jenen Isthmus, sodaß der Schiffskanal nur in die Mitte der großen Wasserwüste hinausführen würde. Wie Asa Witney, der Begründer des amerikanisch-pacifischen Eisenbahnprojects, längst gezeigt hat, ist die gegenwärtige Seefahrt von England nach Kanton um das Cap der guten Hoffnung 2000 englische Meilen kürzer, als die über den centralamerikanischen Isthmus sein würde. Wir haben dagegen soeben erörtert, daß die besprochene Eisenbahn die Seedistanz zwischen Asien und Europa auf die möglich kürzeste zurückführen, sowie auch, daß diese Bahn nur höchst culturfähige Länder durchschneiden würde. Diese Eisenbahn, glauben wir daher, ist ein unumgängliches Bedürfniß, eine Nothwendigkeit unserer Zeit. Nur eine andere, unter allen überhaupt möglichen Bahnlinien, würde mit ihr concurriren können — eine durch Rußland nach China. Allein die Vortheile, die Rußland schon jetzt in Bezug auf die Verbindung mit China davongetragen, sind bedeutsam genug, als daß nicht England zur Ausführung eines Unternehmens, welches die große Verkehrslinie mitten durch sein eigenes Gebiet führen wird, angespornt werden müßte.

Inzwischen haben auch die Vereinigten Staaten ihre Überlandpost von San-Francisco endlich in Gang gesetzt. Dieselbe ist am 16. Sept. 1858 zum ersten male von der Hauptstadt von Californien nach St.-Louis abgegangen. Die Vereinigten Staaten haben sicherlich einen großen Fehler begangen, daß sie diese Verbindung nicht längst, nicht schon seit Beginn des Jahrzehnds, eingerichtet und eine Eisenbahn nach San-Francisco, aller Schwierigkeiten ungeachtet, wenigstens in Angriff genommen haben. Anstatt ihre Aufmerksamkeit zumeist nach Mittelamerika zu richten, wäre es augenscheinlich ihr viel näheres Interesse gewesen, den großen Verkehr zwischen den beiden Oceanen und ihren eigenen Küstenstaaten durch ihr eigenes Land hindurchzuführen und daselbst festzusetzen. Als Britisch-Columbien noch, von den Hudsonsbai-Pelzen zugedeckt, tief schlummerte, hatten sie keinen Concurrenten. Jetzt dürfte ihnen Großbritannien mit einer Bahn vom Atlantischen zum Stillen Ocean den Vorsprung abgewinnen, da die natürlichen Fähigkeiten und Vortheile des britischen Gebiets in dieser Beziehung unermeßlich größer sind. Es dürfte Victoria auf Vancouverinsel statt San-Francisco die Krone als Metropole des großen pacifischen Verkehrs zufallen.

Solange freilich der transcontinentale Weg nicht weiter, als bisjetzt geschehen, vorgerückt ist, wird für den einzelnen, der nur möglichst schnell nach der neuen Colonie reisen will, die Panamaroute die geeignetste bleiben. In dieser Beziehung ist von besonderer Wichtigkeit, daß von den Herren Cunards, den Rhedern der großen liverpooler Oceandampfer, dem britischen Colonialminister der Antrag gemacht worden, sie wollten die Beförderung von Postpacketen und Passagieren von Liverpool nach Victoria auf der Vancouverinsel in 35 Tagen übernehmen. Bisher ist die Route von Neuyork nach Aspinwall und von Panama nach San-Francisco nur von amerikanischen Dampfern bedient worden, und es würde von großer Bedeutung sein, wenn britische Dampfer hier in Concurrenz träten. Die Entfernung von Southampton in England nach Aspinwall ist 1100 Meilen, die von Aspinwall nach Panama 10 Meilen, die von Panama nach dem Frazer 950 Meilen, zusammen von England nach Britisch-Columbien 2060 Meilen. Die Entfernung von Neuyork nach Aspinwall ist 575 Meilen, folglich die von Neuyork nach dem Frazer 1535 Meilen. Die amerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hat während der neun Jahre ihres Bestehens über 200000 Passagiere und über 40 Mill. Pf. St. in Goldstaub über Panama befördert. Die von den Cunards projectirte Linie würde England nicht nur mit Britisch-Columbien, sondern auch mit Australien und sämmtlichen pacifischen Häfen in beschleunigten Verkehr setzen.

W. Bentheim.

Die Befestigung Antwerpens als europäische Frage.

Jeder Zeitungsleser erinnert sich der spannenden Debatte, welche im Sommer des Jahres 1858 die belgische Repräsentantenkammer in so große Aufregung versetzte. Nur im Mai 1857 (Debatte über das Wohlthätigkeitsgesetz) war es heißer zugegangen. Das liberale Cabinet sollte seine Probe in einer nationalen Frage bestehen, wie das katholische sie in einer staatsrechtlichen bestanden oder vielmehr nicht bestanden hatte. Die Vorlage des Cabinets, betreffend die Befestigung von Antwerpen, sammt dem Finanzplan, welcher die Ausführung vieler öffentlicher Arbeiten an die Annahme jener Vorlage knüpfte, war schon von der Centralabtheilung mit allen Stimmen gegen die des Kammerpräsidenten verworfen worden, und erfuhr am 4. Aug. im Plenum dasselbe Los: 53 Stimmen sagten Nein, 39 Ja, 9 Abgeordnete enthielten sich, was die Zahl der Verwerfenden auf 62 erhöhte. Und das in einer Kammer, worin das Cabinet 70 Parteigänger und nur 38 Gegner zählte, von denen sogar etliche mit ihm gingen.

Dieses Votum und mit ihm die ganze Befestigungsfrage ist von verschiedenen Seiten verdreht und gänzlich falsch gedeutet worden. Die dienstfertige französische Presse, der das Thema ein Dorn im Auge war, beeilte sich, zu der Abstimmung den allerverkehrtesten Commentar zu geben: „Das belgische Parlament legt soeben eine bewunderungswürdige Weisheit an den Tag. Es hat begriffen, daß die beste, die einzige Garantie seiner nationalen Unabhängigkeit in der von den Großmächten bewilligten Neutralität liegt. Indem das Parlament sich weigert, das Land materiell zu befestigen, befestigt es dasselbe moralisch. Belgien kann ohne Zweifel seine Armee und Festungen haben; aber das sind, genau gesprochen, nur Luxusgegenstände für es. Man kann es nicht genug wiederholen, seine Stärke liegt in seiner Schwäche." Die Impertinenz kann schwerlich weiter getrieben werden. Wir Franzosen betrachten die belgischen Festungen und die belgische Armee als ein Spielzeug, das man dem Lande gönnen mag, da dieses doch einmal eine conventionelle Figur unter den Staaten macht. Aber von wirklicher Befestigung, vom Aushalten einer französischen Belagerung, von einer Schlacht zwischen der „Großen Armee" und den Nürnberger Soldaten zu reden — das sind Possen! Es war absolut dasselbe Lied wie 1848, wie 1830, wie unter Napoleon, wie 1792. Im Jahre 1848 bot ein französischer General der Provisorischen Regierung an, Belgien „mit einer Division" zu nehmen, und Hr. Armand Marrast, der Vater der Constitution, nannte Belgien „ein kleines Königreich, in der Nähe von Lille gelegen".

Die belgische „Emancipation", die sich nach dem Staatsstreich so plötzlich kaufen ließ, und im Handumdrehen „Cartouche und Mandrin" in „Augustus" verwandelte, besaß die Schamlosigkeit, sich zum Echo der pariser „Patrie" zu machen: „Mit Recht oder mit Unrecht, Belgien ist daran gewöhnt, sich stark durch seine Schwäche zu fühlen, die Bedingungen seiner Existenz in seiner Neutralität zu suchen, welche durch die rivalisirenden Interessen derer aufrecht erhalten wird, die Lust nach ihm verspüren könnten. Das Vertheidigungssystem eines kleinen Staats durch die Waffen war vortrefflich zu einer Zeit, wo das öffentliche Recht Europas sich noch im Zustande der Verwirrung befand. Heute ist das nicht mehr so." Und mit dieser tröstlichen Ansicht von einem „öffentlichen Rechte", welches niemals mehr auf Gewalt und auf Furcht beruht hat als heute, verräth das katholische Blatt Vaterland, Unabhängigkeit und Freiheit!

Womöglich noch höher stieg die sittliche Verderbniß in einer Adresse der fünften Section der Stadt Antwerpen, deren Überbringern König Leopold kurzweg die Thür weisen ließ. „Nicht unser Heldenmuth wird uns retten", sagten die Sybariten der ersten belgischen Handelsstadt, „sobald Europa unsere Existenz nicht mehr für nöthig erachtet. Wenn eine Niederlage uns unter das Joch des Siegers treibt, dann werden die Protestationen unserer unterdrückten Nationalität gehört werden. Eines Tages werden die coalisirten Mächte uns unsere Selbständigkeit, unsere Gesetze und freien Institutionen zurückgeben. Und die Dynastie wird auf das belgische Gebiet um so verehrter zurückkehren, je weniger Ruinen sie hinter sich gelassen haben wird!"

Nil admirari! Diese Sybariten sehen schon ihren „angebeteten König" (roi vénéré) vor dem anrückenden Feinde auf und davonlaufen; dann kommt der König mit Hülfe fremder Bajonnete zurück, und die Sybariten lieben ihn um so mehr, je weniger Opfer er von ihnen verlangt hat. So lieben sie also ihre Nationalität, deren Emblem der König ist!

Als der ministerielle Entwurf von der Kammer beseitigt wurde, deuteten Franzosen und Sybariten das Votum sofort dahin, die Kammer wolle gar keine Nationalfestung, kein Defen-

flecentrum haben, sie habe das Cabinet des Chauvinismus, der Ideologie geziehen! Die Abstimmung vom 4. Aug. sollte jetzt plötzlich heißen: Unsere Stärke besteht in unserer Schwäche! Wir können unsere Millionen besser verwenden! Ganz im Einverständnisse mit solchem Gerede wurde sogar das Gerücht verbreitet, der Abgeordnete Bürgermeister Loos von Antwerpen, der heftigste Gegner des Cabinets in dieser Frage, der entschiedenste Vertheidiger der großen Ringmauer, habe vom Kaiser Napoleon den Orden der Ehrenlegion erhalten! Doch selbst in dieser Abgeschmacktheit verrieth sich die specifisch französische Absicht, folglich auf der Rückseite das wahre belgische Interesse.

Kaum glücklicher als die Franzosen und die Sybariten verstanden die abstracten Freihändler das Votum der Abgeordnetenkammer. Hr. Ad. Lehardy de Beaulieu sagte*) die Unwahrheit, als er behauptete, die Majorität sei der Ansicht gewesen: „Belgien könne des lästigen Ruhms entbehren, der ihm versprochen worden sei, und es könne jedem beliebigen andern die epischen Verse nach dem Rauche der Belagerungen und Kämpfe überlassen." Es werde jetzt kein befestigtes Antwerpen mehr geben, keine Citadelle, keine Forts und Batterien. Docks, Bassins, freie Entrepots, Bahnhöfe, stundenlange Kais — das seien die Dinge, deren Antwerpen bedürfe. Die Stadt sei auch im Stande, alle diese Gegenstände aus sich selbst zu erzeugen; nur das jetzt verworfene ministerielle Project würde sie daran gehindert haben. „Dreihunderttausend Einwohner, das ist die Garnison, welche Antwerpen gegen alle Feinde beschützen wird, besonders wenn durch das richtige Handelssystem dafür gesorgt ist, daß es, mit zahlreichen und mächtigen Kapitalien ausgerüstet, die fremde Concurrenz aushalten, und Segel- wie Dampfflotten ausrüsten kann, die einer großen Handelsstadt nothwendig sind."

Warum bewaffnet doch das freihändlerische England augenblicklich alle seine Küsten mit Strandbatterien, wenn Liverpool und London hinlänglich Garnison an ihren Einwohnern haben? Hr. Ad. Lehardy de Beaulieu macht sich die Nationalvertheidigung sehr leicht, indem er die ganze Nation ins Gewehr ruft, 750000 kräftige Männer, im Stande die Waffen zu führen, anstatt einer Zwangsarmee von 80000 Mann; wenn er die Jugend in Compagnien, Bataillone, Regimenter, Brigaden und Divisionen organisirt, mit den besten Carabinern von Lüttich bewaffnet, die Arsenale, den Train, das Fuhrwerk in Ordnung bringt, und dann den Soldaten — in seiner Familie läßt! Man kann Hrn. Lehardy nur wünschen, daß die Sybariten der fünften Section von Antwerpen nicht in seiner Vorhut marschiren, die im Stande wären, auf eine um so größere „Verehrung" zu rechnen, je geringern Schaden sie mit ihren Carabinern anrichteten! Was Hr. Lehardy von der Taktik in einem flachen und offenen Lande versteht, geht aus dem Satze hervor: „Wenn jeder Canton sein Bataillon Jäger oder Linie haben wird, seinen Trupp Sappeurs, seine Traingespanne, immer organisirt, immer bereit — und das alles für nichts — so wird es schwer sein uns zu überfallen, noch schwieriger uns zu bemeistern."

Nach Bright'schem Muster sollen Ersparnisse in Masse gemacht werden — während nach Brialmont und Guillaume die Volksbewaffnung gerade soviel kostet wie die stehende Armee — damit die Postreform, die Zollreform, die Schlacht- und Mahlsteuerabschaffung, die Reduction der Taxen auf Kanäle und Eisenbahnen durchgeführt werden könnten, die man jetzt beständig hinausschiebe. In dieser Weise werde dem Pauperismus ein Ziel gesetzt werden, den die schlechte Administration unterhalte. Was wol die Herren Bright und Lehardy erfinden möchten, wenn das Kriegsbudget verschwunden, der Pauperismus aber geblieben wäre! Übrigens will Hr. Lehardy es über sich nehmen, die Invasionen vom Lande abzuhalten, blos durch treue Erfüllung aller vertragsmäßigen Bedingungen! Vermuthlich würde er dahin gebracht werden, die Preßfreiheit völlig zu opfern, obgleich der Fremde kein Recht auf dieses Grundrecht hat — und die Invasion dadurch nur beschleunigen. Die im Innern entstandene Unruhe wäre ein Grund mehr für den Nachbar mit dem bösen Blick.

Alle diese Sirenenstimmen würden Belgien unvermeidlich in den Abgrund locken. Glücklicherweise ist das Volk besser als diese Stimmführer, und glücklicherweise ist das Volk dabei nicht nur moralischer, sondern auch kräftiger und mächtiger. Das belgische Interesse ist in der Frage der Nationalunabhängigkeit vollkommen identisch mit dem Interesse des germanischen, kriegsfeindlichen, weil entwickelungsbedürftigen — Europa. Dieses Europa wird das französische Empire niemals mit Krieg überziehen, die französische Nation niemals in dem Glücke stören, welches sie laut Stimmzettel achtmillionenfach empfindet; es wird alles glauben, was in

*) „Revue trimestrielle", Bd. 4, 1858: „Anvers, son avenir."

dieser Beziehung im „Moniteur", in der „Patrie" und im „Constitutionnel" zu lesen ist. Sollte es aber je den geringsten Zweifel in die Jubelhymnen dieser wahrheitsgetreuen Blätter setzen, so würde dies nur geschehen wegen des natürlichen Rückschlags der innern französischen Lage auf den äußern Frieden; es würde dabei lediglich von dem Gedanken geleitet werden, daß es bisweilen schon französische Sitte gewesen, das nicht ganz zufriedene Volk über die Grenze spazieren zu führen, gerade wie der etwas gedrückte Ehemann die Schwelle seines Domicils übertritt, um sich einige Alkohol- (die Franzosen sagen Ruhmes-) dämpfe zu Kopfe steigen zu lassen. Bestärkt möchten die Völker und Regierungen Europas in diesen Schlüssen werden durch den Namen der jetzt in Frankreich herrschenden Dynastie, sowie durch zwei fertige Decrete in partibus, von denen das eine „St.-Arnaud" unterzeichnet war und von demnächstiger „Herstellung der Grenzen" sprach, während das andere die Wiedervereinigung der neun belgischen Departements mit Frankreich verfügte, die Militärs „definitiv", die Civilbeamten „provisorisch" in Amt und Würden erhielt! Belgien insbesondere möchte bedenken, daß es seit 1851 noch keinen ruhigen Augenblick erlebt hat, es sei denn während des russischen Kriegs; daß die Unruhe dagegen am lebhaftesten war kurz vor Ausbruch jenes Kriegs und etwas nachher, sodaß jener Krieg selbst wie eine Fontanelle erschien, welche bösen Säften Abzug verschaffte.

Sich auf die Neutralität ihres Landes verlassen, wäre von seiten der Belgier ein schlechter Spaß; denn die Ehre und Sicherheit eines Landes sind damit nicht gesichert, daß keiner der lüsternen Nachbarn es definitiv behalten kann, daß nach jedem Dreißigjährigen Kriege nothgedrungen der status quo ante wiederhergestellt wird. Das wäre gerade, als wollte man den Arzt abbestellen und die Medicin ausschütten, weil ja doch alle Menschen sterblich sind und für den Tod kein Kraut gewachsen ist. Die Pflicht des Neutralen ist vielmehr die, dem Invasionslustigen die Lust solange als thunlich zu benehmen, ihm sodann einen so harten Stand zu bereiten als möglich, und den übrigen Garanten eine nicht zu verachtende Hülfe darzubieten. Sonst wird der nördliche Nachbar, wenn der südliche eingerückt ist, leicht zaudern, vielleicht andere Angriffspunkte und Schlachtfelder wählen, und den bedrängten Neutralen mittlerweile aus strategischen Gründen zappeln lassen. Ein Volk endlich, das nur von dem „Gleichgewicht", von einer abstracten Idee lebt, während bei seinen Nachbarn noch kriegerische Tugenden gepflegt werden, sinkt offenbar unter das Niveau seiner Zeit herab, büßt moralisch ein, wie Belgien das zwei Jahrhunderte lang erfahren hat. Welche Noth und Demüthigung erfährt England nicht in den ersten Zeiten jedes großen Kriegs, und woher nähme es die nöthige Frist zur Ermannung und Rüstung, hätte es nicht seine hölzernen schwimmenden Mauern? Wo aber steckt die belgische Flotte?

Die Alliirten gaben im Jahre 1815 den Vereinigten Niederlanden die „Barrièren" in verbesserter Auflage zurück, welche nach dem Utrechter Frieden, ein Jahrhundert vorher, gegen Frankreich errichtet worden waren, und die Joseph II. demolirte, um dem verhaßten holländischen Besatzungsrechte ein Ende zu machen. Übrigens hätte der Kaiser die Südfestungen, bei der Abwesenheit einer belgischen Armee und der großen Entfernung Österreichs, nur sehr mangelhaft selbst besetzen und vertheidigen können. Eine unumstößliche Haupt- und Grundregel aller Landesbefestigung ist, daß die Defensiv-Militärkräfte der Zahl und Größe der festen Plätze entsprechen, und nicht unverhältnißmäßig wenig Truppen zum Manövriren übrig lassen. Entgegengesetztenfalls kann der Feind nur recht viele Festungen vor sich zu sehen wünschen, da alsdann diese gleichsam zum letzten Laufgraben wider das zu erobernde Land werden. Einmal stark besetzt, schaffen solche Festungen den Garanten der Unabhängigkeit des angegriffenen Landes ebenso viele Schwierigkeiten, und jene müßten viel eher wünschen, das Land sei offen und hänge von der Entscheidung einer Feldschlacht ab. Ein halbes Dutzend ernstliche Belagerungen, jede nur von 20 Tagen, nehmen ein halbes Jahr fort, von jeder Entsatzarmee abgesehen. Die Alliirten stützten 1815 ihr „Schach Frankreich" auf ein vortreffliches Hufeisen von Festungen: Bouillon, Marienburg, Philippeville, Charleroi, Ath, Tournay, Menin, Ypern, Nieuport, von Südosten nach Nordwesten, von der Semoy bis an die Nordsee, unweit Ostende. Östlich von Bouillon blieb den Franzosen nur der Marsch über die Ardennen frei, mit dem bedrohlichen Luxemburg rechts und den belgischen Maasfestungen in der Fronte. In dieser Weise waren sie ohne weiteres von dem eigentlich strategischen Belgien ausgeschlossen. Von Tournay hinab an der Schelde erstrecken sich Oudenarde, Gent, Termonde, Antwerpen; die Maas hinab Dinant, Namur, Huy, Lüttich. Daran schlossen sich 1815 das alt berühmte Mastricht und Venlo an der Niedermaas, sowie die Festungen am Waal- und Maasausfluß. Trotzdem daß das Königreich der Niederlande damals doppelt so groß war als Belgien, kamen die vier Großmächte doch in

Aachen (1818) überein, die fünf Südfestungen: Menin, Ath, Mons, Philippeville und Marienburg, im Nothfalle selbst zu besetzen. Als Belgien sich aber gar von Holland lostrennte, bestanden dieselben Großmächte (14. Dec. 1831) auf Schleifung jener fünf Festungen, weil sie glaubten, Belgien könne und wolle sie nicht vertheidigen, und Frankreich würde an ihnen nur bequeme und sichere Vorposten haben.

Unter der Julidynastie herrschte Frieden in Europa und in Frankreich. Belgien bewies sich selbständig, die Festungsconvention blieb ein todter Buchstabe. Seit 1848 aber begann Belgien aus freien Stücken Festungen zu demoliren, offenbar in demselben Gedanken, dem jene Convention entflossen war: den Franzosen nichts zu schenken und den Anglo-Deutschen nicht zu viel Arbeit zu reserviren. So wurden demolirt: Marienburg, Philippeville, Ath, Menin und Ypern. Man sieht, Ypern ist statt Mons zerstört worden; das Sein oder Nichtsein von Mons bildet noch eine Hauptfrage in dem neuen Vertheidigungssystem; die Zerstörung von Mons hätten die vier Großmächte noch zu fordern.

Noch in den vierziger Jahren wurde in Belgien die Frage aufgeworfen, ob man nicht wohl daran thue, eine Haupt- und Centralfestung im Innern des Landes, als Operationsbasis der Nationalvertheidigung, zu errichten. Der strategisch wichtige Theil des Landes, abgesteckt durch eine Linie von Mons nach Charleroi an der Sambre, die Maas hinab bis Lüttich, den Demer, die Dyle und den Rüpel entlang bis zur Schelde, dann die Schelde hinauf, hatte seinen Rückhalt, nämlich Mastricht und Venlo, verloren. Belgien, sagte man, muß jetzt selbst einen Centralpunkt schaffen, von wo aus die Landesvertheidigung geführt und die Hülfe von außen abgewartet werden kann. Bereits im Jahre 1847 wurden die Plane zu den ersten Arbeiten in Antwerpen entworfen, und letztere 1852 begonnen. Das Thema war also seit elf Jahren ein stehendes geworden, und die Minister aller Farben hatten hinlänglich Zeit gehabt, sich vertraut mit ihm zu machen.

Als Episode in dieser fortificatorischen Expose trat das Einfestungssystem auf, am ausführlichsten repräsentirt von dem Hauptmann Vandevelde, demselben, der sich während des Krimkriegs durch taktische Schriften und Plane eine russische Decoration zuzog. Vandevelde schlug vor, alle andern Festungen des Landes zu schleifen und Brüssel zur Basis und zum Knotenpunkt, ja sogar zur Operationslinie (als wenn ein „Punkt" jemals eine „Linie" vorstellen könnte!) zu erheben. Die Einfestungsidee war auf französischem Boden dürftig aufgewachsen. Der Kapitän im Genie, spätere afrikanische Infanteriegeneral Duvivier hatte 1826, bald nach seinem Austritt aus der Kriegsschule, den Einfall gehabt, die Vertheidigung seines Landes auf Paris zu reduciren. Im Jahre 1827 fügte Hr. Allix, Generallieutenant vom Genie, als Amendement hinzu: man könne neben der Centralfestung auch noch 13 Hafenplätze und einige Offensivfestungen an der Grenze haben. Sonst sind sämmtliche Autoritäten, von Vauban bis Rogniat, Napoleon, der Erzherzog Karl, General Jomini im Bunde mit dem gesunden Verstande, d. h. für ein ganzes System von Festungen.

Hr. Vandevelde bedachte nicht, daß das befestigte Paris die Centralredoute aller übrigen Festungslinien ist, daß Frankreich seine nördlichen und östlichen Festungen stehen ließ, als es Paris befestigte, und er vernarrte sich in sein einziges Brüssel, gerade als sein Vorbild Duvivier seine Jugendidee bereits aufgegeben hatte! Brüssel sollte nach ihm eine bastionirte Ringmauer von 3000 Meter Radius haben; außerdem 12 detachirte Forts, die so weit abständen, daß der Feind niemals Bomben in die Stadt werfen könnte; dann wollte er alle Militäretablissements, Arsenale, Magazine in Brüssel aufhäufen, um die etwa geschlagene Armee dort „reformiren" zu können. Sein Plan stieß jedoch auf einen scharf gerüsteten Gegner, auf den Kapitän Brialmont, der ihm in zwei Broschüren*) Ringmauern, Bastionen und Forts demolirte. Brialmont weist nach, daß der detachirten Forts 18—20 sein müßten, im ganzen 90 Fronten, was mit den 50 Fronten der Ringmauer 140 Fronten ausmache. Die Fronte, nach den pariser Erfahrungen, koste 800000 Fr., was die Befestigung von Brüssel ohne alle Militärgebäulichkeiten auf 112 Mill. Fr. erheben würde. Die vorgeschlagene Befestigung von Brüssel könne zwar bei herrschender Eintracht zwischen Volk und Armee gute Dienste leisten, aber von Uneinnehmbarkeit sei dabei keine Rede. 80000 Belgier könnten 150000 Franzosen nicht hindern, die Vandevelde'schen Forts durch Kreuzfeuer zu nehmen, die belgische Armee zu schlagen und die Blokade anzufangen. Um diese Gefahr zu vermindern, müßten die Forts auf halbe Kartätschenschußweite einander

*) „Muß man Brüssel befestigen? Von einem Genieoffizier" (Brüssel 1850) und „Antwort eines Genieoffiziers an Hrn. Vandevelde" (Brüssel 1850).

genähert, ihnen eine Flankirung gegeben, hohe Escarpen und Contrescarpen in Mauerwerk, bedeckte Wege vor denselben angelegt, und alles das bombenfest gemacht werden. Das aber würde so theuer werden wie die zweite Vauban'sche äußere Ringmauer. Forts, die sich nicht einander garantirten, nähme man nach Napoleon in sieben Tagen. Übrigens sei bei befestigten Hauptstädten der Sturm gar nicht nöthig, indem große Autoritäten die Blokade für hinlänglich erklärten, um Paris zur Übergabe zu zwingen. Man schneide lediglich die Zufuhrwege ab. Der preußische Militärschriftsteller Blesson habe 1841 gesagt, Paris könne nicht vertheidigt werden. Und Brüssel sei nicht wie Paris auf 35 Tage im Minimum verproviantirt, während es nach einer Napoleonischen Berechnung täglich 1500 Wagen Zufuhr bedürfe; wo die herkommen sollten?

Strategisch sehr werthvoll ist die Behauptung: Vandevelde verwechsele die Centralisation der „mobilen Kräfte", eine classische Wahrheit, mit der Centralisation der „trägen Kräfte", einer baren Ketzerei. Wenn die sämmtlichen Festungen Belgiens in das Eine Brüssel zusammengeschmolzen wären, so würde die einrückende französische Armee sich kurzer Hand an der Maas oder an der Schelde aufstellen, die Engländer oder die Preußen zuerst einzeln zu schlagen suchen und dann das Centrum des Landes, d. h. das ganze Land definitiv in Besitz nehmen. Solche Positionen hätten Jomini und der Erzherzog Karl die „innern Linien" genannt, denen der Sieg fast immer gesichert sei.

Belgien als kleiner Staat mit 60000 Mann im Felde müsse den Mittelweg zwischen zwei extremen Systemen einschlagen, zwischen dem absoluten Festungssystem und dem Wagniß einer einzigen Schlacht. Die Regierung dürfe sich nicht in der Hauptstadt einschließen lassen; Rocquancourt, Rogniat, de Chambray hätten ihr bereits gerathen, sich von der Residenz zu entfernen, wenn der Feind sich nähere. Die Hauptstadt sei weder in der Schweiz, noch in Italien, noch in Belgien das Höchste. Beispiele der klugen oder unnachtheiligen Aufopferung der Hauptstadt seien genug vorhanden: Wien ging zweimal verloren, 1805 und 1809, und doch schlug die österreichische Armee die Schlachten von Austerlitz und Wagram; Friedrich II. gab den Russen Berlin preis; Joseph Bonaparte hatte Madrid, aber deshalb nicht Spanien!

Der Feind, der Brüssel besetze, befinde sich im heutigen System mitten im Festungsnetze, und könne stets beunruhigt, stets vertrieben werden. Die vielen festen Plätze dienten zu Ausgangspunkten nationaler Erhebung; werde selbst ein belgisches Truppencorps geschlagen, so wisse der Feind gar nicht, wohin es sich wenden werde. Bei einer einzigen Festung dagegen sei im voraus jeder Rückzug mathematisch bestimmt. Was endlich den Punkt der Ersparniß betreffe, so sei Vandevelde in einem großen Irrthum begriffen, wenn er das zu verkaufende Terrain der jetzigen Festungen als ein Kapitalvermögen anschlage. Jenes Terrain bringe nicht einmal die Demolirungskosten ein, und nach d'Arçon verhielten sich die Mehrkosten der mobilen Armee gegen die Ersparung an Festungen wie 15 zu 1.

Immer sei dagegen Vandevelde's Plan besser als der des Obersten Eenens, der ein festes Lager auf dem linken Scheldeufer vorgeschlagen, um die jetzige Tête de Flandre, Antwerpen gegenüber, wo die Armee geradezu aus Belgien entfernt wäre, und mit zwei kleinen Observationscorps völlig unschädlich gemacht werden könnte! Allerdings wäre dies die beste Methode zur Erhaltung der Armee, denn weit vom Ziele sei sicher vor dem Schuß. Nur müßten gleichzeitig die Polderfieber abgeschafft werden.

General Jomini, der das bestehende System im Princip gutheißt und bei der alten guten Theorie verbleibt, daß die mobilen Streitkräfte mehrere Operationspivots haben müssen, links an der Maas, rechts an der Schelde, schlägt lediglich Modificationen im einzelnen vor. Er hätte am liebsten fünf große Plätze, was am Ende nicht mehr betrüge als die Brialmont'schen (damaligen) acht mittlern Plätze und vier Citadellen. Auch nach Jomini behalten die Maas- und die Scheldelinie außer einer Centralfestung ihre Bedeutung; je mehr man für die letztere thut, desto mehr kann von der Südlinie und von der Linie zwischen Lüttich und Antwerpen aufgegeben werden.

Wohin nun die Hauptfestung des Landes legen, und worin besteht eine solche? Die brabantische Fläche hat sich soeben als ungeeignet erwiesen: so bleiben denn Schelde oder Maas. Wäre Mastricht noch belgisch, so brauchte gar kein neuer Plan entworfen zu werden: Mastricht mit einem natürlichen Lager davor, sechs Stunden von Aachen, d. i. von der preußischen Grenze, würde der gegebene Schutzwall des Landes sein. Eine zweite große Festung nach jener Seite errichten, wäre Superfötation, da Holland schwerlich gegen Deutschland und Belgien auftreten wird, und Preußen, auf seine eigene Rheinlinie gestützt, rechts Mastricht und links die

Citadellen von Lüttich, Huy, Namur und Dinant findet, hinter denen wieder das große Bollwerk von Luremburg lauert. Es bleibt also die niedere Schelde übrig, ein durchaus fester Platz nach der Seeseite und nach England zu, um so fester und widerstandsfähiger, als England erfahrungsmäßig keine großen Truppenmassen auf den Coutinent werfen kann, sondern nur ein Hülfscorps, und als die englischen Truppen am besten etwas Organisirtes vorfinden, um ihre heldenhaften Defensivtugenden und ihr zähes schrittweises Vorrücken bethätigen zu können. Also ein Torres Vedras um Antwerpen! Die Schelde wäre der Tajo, das Atlantische Meer die etwas entferntere Nordsee, die Gebirge würden ersetzt durch die völlig disponibeln Überschwemmungen. Das ist die Taktik kleiner Länder, niemals sich zu einem verzweifelten Wurfe zwingen zu lassen, stets dem Succurs eine Brücke offen zu halten. Das rettete Portugal im Jahre 1808; und Preußen würde 1806 nicht seinen jähen Sturz gethan haben, wenn die Armee sich hinter die Elbe zurückgezogen und die Festungen in Anspruch genommen hätte, anstatt ihr Los auf eine einzige Karte zu setzen, welche bei Jena abgetrumpft wurde!

Man ist einig darüber, daß die jetzige Ringmauer von Antwerpen nichts taugt; ihr Umfang ist kaum fähig zur Aufnahme einer einzigen Division; dichte Häusermassen sind an die Wälle geklebt; dicht bevölkerte Vorstädte liegen am Glacis. Südlich zwischen Schelde und Stadt eingeklemmt, liegt die alte Citadelle, zuletzt berühmt durch den holländischen General Chassé, der sie nach der Septemberrevolution einen Augenblick wider die Franzosen hielt. Dieser Capitulationsschlupfwinkel ist von sieben Fortins umgeben, von denen 1, 3, 5, 6, 7 das jetzige befestigte Lager bilden. Leider liegt zwischen der Ringmauer und Fortin Nr. 1 die Vorstadt Borgerhout, zwischen der Ringmauer und Nr. 5 die Vorstadt Berchem, und Nr. 4 flankirt gar diese volkreiche Vorstadt. Antwerpen hat also ein befestigtes Lager, innerhalb dessen sich keine Schlacht annehmen läßt, ohne Tod und Verderben auf das Bürgerthum zu schleudern, und eine Ringmauer, welche nicht im Stande wäre, die flüchtigen Vorstädter zum vierten Theile zu fassen, selbst wenn die Armee sich niemals hinter Wall und Graben zurückzöge!

Der bittere Hohn dieser Hülflosigkeit ist seit 1854 von drei Kriegsministern eingestanden worden. General Anoul (Cabinet H. de Brouckère) ernannte im Juli 1854 zwei Delegirte, unter denen der Generalinspector des Geniecorps, die gemeinschaftlich mit der Commission der fünften städtischen Section von Antwerpen einen Plan zur allgemeinen Vergrößerung Antwerpens entwerfen sollten. Am 27. April 1855 erklärte General Greindl (Cabinet Vilain XIIII.-Dedecker) der Kammer: „Unzureichende Mittel geben eine trügerische Sicherheit und rufen Gefahren hervor, welche die Geschichte bei vielfachen Gelegenheiten angedeutet hat; es ist die Pflicht der Regierung, solchen Gefahren zuvorzukommen." Als die Centralabtheilung darauf den Greindl'schen Erweiterungsplan als unzureichend vertagte, forderte der Minister am 22. Febr. 1856 einen größern Credit zur Errichtung einer Linie von Citadellen, 1000—1200 Meter von den Fortins, und am 4. April einen ebenso starken weitern Credit zur Vergrößerung der Nordseite der Stadt (im ganzen 17 Mill. Fr.). Indessen hatte Hr. Greindl schon am 22. Febr. in den „Beweggründen" seiner Vorlage eingeräumt: „Um alle Interessen zu befriedigen, müßte man als Ausgangspunkt den Perimeter annehmen, der in den verschiedenen Publicationen «Keller und Comp.» angegeben sei." Am 5. März schrieb Hr. Greindl an die Centralabtheilung: „Um jedem Misverständnisse zu begegnen, wiederhole ich, daß die Regierung keinen Anstand nimmt, im Princip die Ausdehnung des Plans «Keller und Comp.» anzunehmen." Am 4. April 1857 wiederholte der Kriegsminister des vorigen Cabinets, gelegentlich einer neuen Vorlage, diese Erklärung.

Trotz aller theoretischen Concessionen blieb auch das jetzige liberale Cabinet bei der Erweiterung der Nordseite und bei einer Citadellenlinie, 1000—1200 Meter von den jetzigen Fortins, stehen. Am 26. Mai 1858 forderte es 20,200000 Fr. von den Kammern, und räumte dabei ein: „die Frage der Befestigung Antwerpens könne nicht mehr vertagt werden, alle competenten Specialitäten hielten ein vollständigeres Vertheidigungssystem für unentbehrlich." Während der Discussion (26. Juli bis 4. Aug.) sagte Hr. Tesch: es sei „unmöglich" die Sache länger zu vertagen; Hr. Frère: es wäre „wahrhaft zum Verzweifeln", wenn man nicht endlich zu einem Entschlusse käme. Am 31. Juli erklärte der Vertheidigungsausschuß des Landes (bestehend aus den Generalen Chazal, Liem, de Lannoy, Renard): es sei „außerordentlich dringend", die Befestigung Antwerpens zu vervollkommnen, „im höchsten Grade wichtig", daß die Legislatur sämmtliche Credite votire, damit „die Arbeiten sofort begonnen, ohne Unterbrechung fortgeführt und in der möglichst kürzesten Frist zu Ende gebracht werden könnten". Mehrere andere Festun-

gen würden alsdann geschleift werden. (Aus einem Bericht des Generals Goblet an die Kammer, vom 17. Mai 1856, geht hervor, daß über Mons der Stab gebrochen worden.)

Am 28. Juli gab Hr. Rogier, Chef des Cabinets, der von ihm eingebrachten Vorlage den Gnadenstoß, indem er wörtlich sagte: „Wenn die neuen Bauten die gegenwärtigen Befestigungen noch mehr geschwächt haben werden, so sage ich, wird die große, heute bestrittene Ringmauer aus der Natur der Dinge hervorgehen; ich sage, daß diejenigen, welche die große Ringmauer noch bekämpfen, gezwungen sein werden, sie als Heilmittel wider den geschaffenen Zustand der Dinge zu fordern. Ich meinestheils betrachte sie als unvermeidlich!"

Die Regierung Rogier-Frère-Tesch wollte also ein Provisorium schaffen, das über 20 Millionen kosten sollte, und sie schaute zugleich nach einem Mittel aus, das später die Übelstände dieses Provisoriums zu curiren hätte. Sie gab zu, daß das Definitivum, welches Provisorium wie Heilmittel sofort unnöthig machen würde, „endlich" mit absoluter Nothwendigkeit sich aufdrängen, „unvermeidlich" werden würde — und sie blieb hartnäckig bei ihrem Provisorium! Das Definitivum ist das Project „Keller und Comp.", die große Ringmauer um Antwerpen und sämmtliche Vorstädte mit einer Linie von sieben Citadellen, die von unterhalb der jetzigen Citadelle in einem Halbkreise hinaufgehen, und von denen nur Nr. 4 mit der projectirten Citadellenlinie der Regierung zusammenfällt. Die Kosten dieses Projects belaufen sich, wenn man die Ausmauerung der Ringmauer-Escarpen aufgibt, auf 28 Mill. Fr., von denen die Stadt Antwerpen sofort 8 Millionen übernommen haben würde, bei theilweiser Ausmauerung auf 35 Mill. Fr. Adoptirt die Regierung den letztern Plan, so bleibt dem Lande ein Mehr von 7 Millionen über das verworfene Regierungsproject, und das Definitivum wäre hergestellt!

Angesichts dieser sonnenklaren Sachlage wird es fast zur Beleidigung, den Verstand der Minister anzuklagen; das moderne Fatum, die Diplomatie, muß im Spiele gewesen sein! Die Discussion in der Kammer war noch peinlicher als die Maidebatte von 1857. Man meinte nicht anders, als das Cabinet habe auf den Bänken der Opposition gesessen, um den Patriotismus der Centralabtheilung in Schranken zu halten. General Renard, als königlicher Commissar, erschöpfte sich in taktisch-fortificatorischem Scharfsinn gegen seine eigenen frühern Ansichten, gegen General Goblet und den unermüdlichen Bürgermeister Loos von Antwerpen; er vergaß den parlamentarischen Anstand so ganz, daß Hr. Frère parirend einspringen mußte: „Meine Herren, es ist ein Soldat, der spricht!" Die Centralabtheilung war Ministerium, nur leider ohne die Competenz, in Sachen der Nationalvertheidigung einen Vorschlag zu machen, auf ihr leidiges Nein reducirt. Der viele Lärmen endigte mit Null und Nichts, der ganze Streit war um des Kaisers Bart geführt worden; was hatte man eigentlich gegen einen Vorschlag zu kämpfen, dessen Verwirklichung ein Heilmittel wider sich selbst erheischte?

Was schlug nämlich das Cabinet vor? Den Festungsrayon im Norden in ganz unförmlicher Weise zu erweitern, zwei Fronten auszuheben — weder die Stadt noch der Handel fänden einen Vortheil dabei —; sonst die Ringmauer zu lassen, wie sie ist, 30000 Seelen zwischen Festung, Fortins und Citadellen preiszugeben, 8 Millionen zu sparen, die Interessen der Grundeigenthümer intra muros zu schonen, weniger Zeit zum Ausbau in Anspruch zu nehmen und Antwerpen mit 2645 Mann weniger zu vertheidigen, als infolge des Plans „Keller und Comp." nöthig sein würde.

General Goblet erwiderte im Namen der Centralabtheilung: Die vorhandenen Fortins würden wenig furchtbar für eine Armee sein, welche die Linie der großen Citadellen forcirt hätte, würden also das feste Lager sehr schlecht schützen. Diesseit der Forts, die von siegreichen Colonnen passirt wären, gebe es nur eine einzige Art von Hinderniß, das den Feind aufhalten könnte, eine gute Ringmauer mit energischen Flankirungen. Wie die Regierung wolle, müßte man, sobald die Armee in der Entfernung operirte, mehr Truppen in Antwerpen lassen, als nach dem Plane der Centralabtheilung nöthig würde. Zwei Linien von isolirten Forts, die erstere 5000 Meter vom Centrum der Stadt, und eine Ringmauer von 18 Fronten, bedürften eine stärkere Schutzwache als Eine Linie von Forts, die 12—1500 Meter weiter zurück von 30 Fronten Ringmauer beschützt würde, von denen nur 13 einem Angriff ausgesetzt wären. Zu einer Ringmauer, die in Verbindung mit dem festen Lager steht, von ihm wirksam geschirmt wird, bedarf man überhaupt weniger Truppen, als wenn ein befestigtes Lager sich blos an die Kanonen der Fortins anlehnt. Die Gegner wüßten das so genau, daß sie die eigentliche Festung zur Redoute machten, welche blos die Capitulation begünstigen solle! Der General verwundert sich mit Recht, wie man zwei Plane miteinander vergleichen könne, die gar nichts miteinander zu schaffen haben: die große Einschließung mit einer Reihe mathematisch bestimmter Forts, und

die kleine Einschließung mit doppelter Reihe von Forts, die einen zu weit, die andern zu schwach. Nach dem Regierungsplane würde sich die belgische Armee, jeder Regel zuwider, vom Stärkern auf das Schwächere zurückziehen. Wellington habe bei Torres Vedras die zweiten Verschanzungen viel stärker machen lassen als die ersten. Der Taktiker stelle die Tirailleure vorauf, dahinter die Schlachtlinie, dahinter erst die besten Reservetruppen.

Die gegenwärtige Festungsmauer von Antwerpen mit ihren langen Courtinen und schwachen Bastionen rührt aus der schlechtesten Zeit der spanischen Schule her. Auch hat die Festung Antwerpen gar keine glorreichen Erinnerungen aufzuweisen, und wenn das liberale Cabinet von der strategischen Nothwendigkeit eines festen Centralpunkts überzeugt ist, so dürfte es sich keinen Augenblick bei Mauern beruhigen, die immer vor Josua's Trompete sich geöffnet haben. Im Jahre 1706 ergab sich Antwerpen an Marlborough, nachdem der Gouverneur Perrassena dem Commandanten der französischen Besatzung erklärt hatte, „es sei seine Pflicht die Stadt und den Handel Antwerpens vor unvermeidlichem Unheil zu behüten". Im Jahre 1746 öffneten sich die Thore auf die — Drohung eines Sturms. Im Jahre 1792 ging der Magistrat der Stadt dem General Labourdonnaye entgegen, um ihm die Schlüssel der Stadt anzubieten, während die Österreicher sich in die Citadelle flüchteten. Endlich 1831 war Antwerpen ein Spiel für die Armee des Generals Gérard.

Dem Regierungsplane, eine engbrüstige, schlechte Ringmauer ganz unsymmetrisch nach Norden zu erweitern, 5000 Meter davon eine Citadellenlinie anzulegen, zwischen beiden, sozusagen in den Vorstädten, eine Linie von Fortins ohne Futtermauern und Wasser zu erhalten; dieses Monstrum in 10—15 Jahren für 20 Millionen (und die unfehlbaren Supplementarcredite) auszuführen, das Land für 20 Millionen 10—15 Jahre lang ohne den Schlußstein der Nationalvertheidigung zu lassen, um ihm dann etwas ganz Unzulängliches beschert zu haben — tritt nun, wissenschaftlich und finanziell gerüstet, der Plan „Keller und Comp." entgegen.

Dieses Project tauchte im Jahre 1853 zuerst auf, und hatte zum Urheber den damaligen Genieoffizier A. Brialmont. Die Befestigung von Antwerpen gab diesem genialen Offizier und gewandten Schriftsteller mehrmals Gelegenheit, die Frage der großen Fortificationen in Verbindung mit festen Lagern zu erörtern, so namentlich in seinem „Résumé der Studien über allgemeine Grundsätze der Fortification der großen strategischen Knotenpunkte, mit Anwendung auf den Platz Antwerpen", Brüssel, 1856.*) Wir wollen dem Leser den Kern dieser Grundsätze in verständlichster Weise mittheilen.

Festungen von großer Entwickelung mit befestigtem Lager sind geeignet, einer mehrseitigen Attake zu widerstehen; sie taugen vortrefflich zu Ausfällen und zur Offensive auf bereits verlorene Punkte; ihr Lager hat die höchste Schlachtfähigkeit, da das mobile Heer dort den Kampf annehmen oder verweigern kann, je nachdem er ihm vortheilhaft oder nachtheilig erscheint. Die Idee solcher Plätze rührt von Vauban her, Sewastopol ist der glänzendste Beleg ihrer Vorzüglichkeit. Die Ringmauer darf kein Polygon bilden, auch kein Zangenwerk vorstellen, sie ist am besten bastionirt.**) Jede Bastion hat ein Winkelwerk (Reduit), dessen Flanken perpendiculär auf den Flanken der benachbarten Bastionen stehen und diese mit ihrem Feuer beherrschen. Die Frontenlänge der Bastion kann vermöge der entwickelten Tragweite der Feuerwaffen auf 6—800 Meter ausgedehnt werden. Ein breiter Wallgang ist erforderlich; von dem Winkelwerke (Cavalier-reduit) muß die Truppe durch einen trockenen Graben, auf sanftansteigender Böschung, bequem auf den Wall dringen können, wo ihre Gegenwart erforderlich sein mag. Der Zwischenraum zwischen den Befestigungen und den ersten Häusern des Platzes muß hin-

---

*) Ein ausführliches theoretisches Werk über Befestigungskunde hat der gelehrte und thätige Verfasser in Arbeit. Die antwerpener Frage nöthigte ihn zur auszugsweisen vorläufigen Mittheilung.

**) In der kürzlich erschienenen Schrift: „Agrandissement général d'Anvers etc." („Allgemeine Vergrößerung Antwerpens". Ein Brief der Herren Keller und Comp. an den Herrn Kriegsminister, nebst Atlas in sechs Karten, Brüssel 1858) erklärt der eigentliche Verfasser, Kapitän Brialmont, das Bastionensystem sei eine Concession an die officiellen Ingenieure, dessen Mängeln jedoch bei großen Plätzen durch Applicirung auf große Polygone von 5—600 Meter Außenseite, durch Reduction der Perpendiculare auf ein Zehntel und durch Umwandelung der Flanken in kasemattirte Batterien (à la Haro) abgeholfen werde. Ganz kunstgerecht müßte in Antwerpen die Polygonallinie bei vollem Wassergraben auf die Fronten vom Vorsprunge 18—23, und von 29—31 angewendet werden; für die zwischenliegenden Fronten die Polygonallinie mit hoher Lage; auf den Überschwemmungsfronten die einfachste Polygonale, große gerade Linien, von verdeckten Gängen in Erdwerk flankirt. Das wäre sogar billiger als das Bastionswerk.

länglich groß sein zur offensiven Concentration der Truppen, die übrigens beständig unter der Hand der Offiziere zu halten sind. Der Thurm Malakow ging deshalb so rasch verloren, weil hinter demselben alles verbaut war. Jeder Sturm muß eine Schlacht in seinem Gefolge haben. Die Belagerungen von Cremona und Bergen op Zoom beweisen, daß eine Festung mit dem Sturm noch nicht nothwendig genommen ist. Nicht nur sollen alle Bastionen der angreifbaren Seite sämmtlich mit Winkelwerken versehen, sondern auch die Flanken kasemattirt sein. (Eine genaue Zeichnung gibt die Anlage der Kasematten an.)

Die halben Monde als Außenwerke werden verworfen und durch applicirte Forts ersetzt. Sie stehen 1800 Meter, d. h. auf doppelte Kanonenschußweite (Zielschuß des schweren Kalibers) auseinander. In jedem applicirten Fort befindet sich ein kasemattirtes Sägewerk (Redan) mit crenelirten Mauern nach dem Platze zu. Dieser Redan wird von den Bastionen flankirt und ist so nivellirt, daß er dem Feuer gegen das Innere des Fort nicht entgegensteht. Aus seinem Graben dringt man mit Leichtigkeit auf den Wallgang des Hauptwerks. Die Redans springen weit vor, hindern folglich die Sappe und zwingen den Feind zu einer Art von besonderer Belagerung. Zwischen je zwei applicirten Forts sind Redouten nach vorwärts anzulegen; eine solche Redoute war der Mamelon vert vor Sewastopol, der die Alliirten mehrere Wochen lang aufhielt und ihnen 2000 Mann kostete. Das Außenwerk Arab-Tabia vor Silistria verrichtete bekanntlich Wunder. Die Erfindung rührt von den holländischen Ingenieuren des 17. Jahrhunderts her, denen sie Vauban entlieh.*)

Eine große Streitfrage in der belgischen Zweiten Kammer war die, ob die innere Böschung (Escarpe) mit Futtermauern (Revêtements) versehen sein muß oder nicht. Schon im 16. Jahrhundert bediente sich Heinrich von Nassau in Breda mit Erfolg der bloßen Erdwälle. Der deutsche Ingenieur Daniel Speckle gründete darauf 1589 ein System, dem Coehoorn das Meiste entlehnte (1685). Montalembert und Carnot gingen darauf ein. Seit 1815 sind auf deutschem Bundesgebiete keine Futtermauern mehr angelegt worden. Zastrow für Deutschland, General Niel für Frankreich haben diese Modification theoretisch vertheidigt. Danzig hatte 1807 eine einfache Palissade am Fuße der Böschung, und nach Thiers leistete diese einen nachhaltigern Widerstand als eine 10 Meter hohe Mauer. In Sewastopol hielt ein Erdwall von 7 Meter breit mit einer Brustwehr von 6 Meter hoch 11 Monate lang die furchtbarste aller Kanonaden aus. Völlig unnöthig sind die Futtermauern jedoch nur bei gehörig gefülltem Graben; Antwerpen aber hat einen Graben von 3 Meter Tiefe und 60—70 Meter Breite, mit Wasser gefüllt. Die untere Stadt Charleroi, Audenarde, Termonde haben keine Futtermauern. Diese Ansicht von der Entbehrlichkeit der Futtermauern für Antwerpen ist um so wichtiger, als die finanzielle Möglichkeit des Projects „Keller und Comp." mit ihr steht und fällt. Müssen die 14 angreifbaren Fronten des Platzes ausgemauert werden, kommen verschiedene halbe Monde hinzu, so steigt die Gesammtausgabe um 25 Mill. Fr.; Antwerpen kostet dann statt 28 etwa 53 Mill. Fr. Mit den bloßen Zinsen dieser Differenz, mit 1,247319 Fr. lassen sich 450 Feuerschlünde starken Kalibers anschaffen und sammt der Munition im Stande halten, nebst 18 Belagerungsbatterien! Das grobe Geschütz aber ist in diesem System fast alles.**)

Das feste Lager muß seiner Ausdehnung nach im Verhältnisse zur disponibeln Truppenzahl stehen, freilich nicht nach Maßgabe einer einzelnen Schlachtordnung. Wellington hatte zu Torres Vedras 90000 Mann, von denen 30000 Irreguläre, sein Lager aber besaß eine Ausdehnung von 10 Stunden. Soult hielt das Lager zwischen der Nive und St.-Jean de Luz, welches sechs Stunden lang war, mit 45000 Mann besetzt. Das feste Lager vor Paris hat zehn-

*) In dem erwähnten „Agrandissement général d'Anvers" verwirft Brialmont abermals alles Zangenwerk, halbe Monde und Bollwerkswehren (contre-gardes), setzt aber an die Stelle seiner applicirten Forts die vorhandenen fünf Fortins, bis an deren Kehlfronte er die neue Ringmauer gezogen hat, und pflanzt halbe Monde vor alle Ausgänge, die nicht mit einem der bestehenden Fortins correspondiren.

**) Im „Agrandissement général d'Anvers" ist die Zahl der angreifbaren Fronten auf 13 herabgesetzt, drei weniger, als das belgische Geniecorps berechnete. Die Ersparniß soll zur Anlegung eines starken Nordfort unterhalb des Scheldeknies verwendet werden, das mit der zu erhaltenden jetzigen südlichen Citadelle durch eine Brücke und den Defensivdamm gegen die Polderüberschwemmungen in Verbindung stände, und so selbst nach Eroberung der Stadt die Armee rettete. Die Kosten des modificirten Plans „Keller" werden jetzt im Maximum auf 41½ Millionen geschätzt, wenn alle 13 Fronten durchaus Futtermauern erhalten sollten, auf 35 Millonen, wenn diese Idee, an der das belgische Geniecorps „seit einiger Zeit" so seltsam festhalte, aufgegeben würde. Die Herren Keller und Comp. erbieten sich zur Ausführung auf ihre Kosten, sobald das Cabinet sich mit ihnen über die Einzelheiten des jüngsten Plans geeinigt habe. Das Nordfort gehörte übrigens auch zu dem ministeriellen Projecte.

mal die Fronte der französischen Schlachtordnung von Waterloo. Der Armee in einem festen Lager muß stets mehr als ein Schlachtfeld zu Gebote stehen, daher muß die Fronte ausgedehnt sein; im entgegengesetzten Fall setzt sich der Feind gegenüber mit etlichen Feldwerken fest, und die Bedingungen des Kampfes sind ausgeglichen. Man muß in der Lage sein, den Feind auf verschiedenen Punkten unversehens anfallen zu können.

In der Festung liegen die Truppen aller Depots der concentrirten Armee. Jedes detachirte Fort darf nicht über drei Compagnien Infanterie und eine Batterie haben. Die active Armee im Lager ist die wahre Garnison; die Vertheidigung des Platzes fängt erst an, wenn die Armee draußen geschlagen und zum Rückzug gezwungen ist. Der Zwischenraum von der Ringmauer bis zu den detachirten Forts soll betragen die doppelte Kanonenschußweite (wirksame Tragweite) oder 2400 Meter; ist die Armee schwach, nur 1800 Meter (doppelter Zielschuß); ist sie stark, 3000 Meter. In diesem letzten Falle ist die Stadt vor den Bomben geschützt. Die Forts selbst sind bastionirt und mit einem Winkelwerk (Reduit) versehen; ihre Entfernung voneinander kann betragen 1800 (doppelter Zielschuß), im Maximum 2400 Meter (doppelte Tragweite). Die pariser Forts halten die letztere Entfernung ungefähr ein. Das Winkelwerk im detachirten Fort ist ein unentbehrlicher An- und Rückhalt, vortrefflich zum Rückangriff geeignet. Es liegt mitten im Fort, behelligt den Wallgang durchaus nicht, läßt folglich Raum genug zur Vertheidigung der Breschen. Es hat die Form eines runden Thurms (die Zeichnung ist bei Brialmont), dessen äußerer Radius 23 Meter beträgt; die Mauern sind 3 Meter dick, haben also die dreimalige Widerstandskraft gegen einen Vierundzwanzigpfünder, der auf 25 Meter einschlägt, die viermalige gegen einen Zwölfpfünder. Es enthält zwei Reihen von Gewölben und eine hohe Batterie von 12 Vierundzwanzigpfündern. Die Bemannung eines solchen Winkelwerks beträgt 250 Mann, es muß jedoch auf kurze Zeit die ganze Besatzung des detachirten Fort aufnehmen können. Im obern Stock stehen drei Haubitzen, die von einer Wölbung zur andern transportirt werden mögen.

Nach dem Plan „Keller und Comp." fällt selbstredend die gräßliche fortificatorische Ketzerei aus, zwei Vorstädte mit 30000 Seelen Bevölkerung zwischen der Festung und dem Lager einzukeilen! Antwerpen hat gegenwärtig nicht einmal Platz für die halbe Armee, ohne die grauenhafteste Verwirrung und widerwärtigste Demoralisation zu erleben, und man muthet ihm noch die Aufnahme von 30000 Seelen zu, sobald der Kampf auf seiten des Lagers ernst wird! Der commandirende belgische General müßte unbedingt gleich im Anfang der Campagne Berchem und Borgerhout niederbrennen lassen, was sofort einen Verlust von wenigstens 30 Mill. Fr. ergeben würde.*) Damit allein könnte man ungefähr den Plan „Keller und Comp." ausführen! Gibt es nicht wirklich Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen in den Compendien des constitutionellen Staatsrechts nichts zu lesen steht?

Nach dem jetzigen ganz haltlosen Vertheidigungssystem von Antwerpen brauchte man gerade so viele Truppen als nach dem Plane „Keller und Comp.", ohne irgendeine Aussicht auf glücklichen oder nur ehrenvollen Erfolg. Man würde nach dem jetzigen wie nach dem durchgefallenen System im Fall der Vertheidigung Antwerpens blos an Gebäulichkeiten 30 Mill., mit der Beschädigung und Vernichtung der Mobilien wol das Doppelte opfern, also 60 Mill. Fr., um mit einer geschlagenen Armee und 30000 Vorstädtern vor dem unhaltbaren Antwerpen anzulangen, das sich schon blos um Gottes willen in 24 Stunden zu ergeben hätte, ohne daß die Sybariten der fünften Section ihre Moralphilosophie spielen zu lassen brauchten.

Würde aber Antwerpen nach dem System der großen Entwickelung mit festem Lager angelegt, was in sechs Jahren vollendet sein kann, so wäre, ohne jegliche Behelligung der Handels- und Schiffahrtsentwickelung, ein Wall für die belgische Unabhängigkeit und Nationalität errichtet, der schon eine bedeutende Wirkung in die Ferne ausüben dürfte, eintretenden schlimmsten Falls aber die französische Armee wie ein zweites Sewastopol — diesmal ohne die Engländer und ohne die Flotte — empfinge. Der belgische Soldat würde den Muth entwickeln, den er unter Tilly und Latour und unter Wellington an den Tag legte; Volk und Armee würden wissen, daß es Ernst sei mit der Vertheidigung des Vaterlandes; die „obscuren Kapitäns", die „verachteten Gelehrten" könnten in die Rolle Carnot's eintreten, und ihr Genie zur Aufrechterhaltung der Freiheit auf einen prädestinirten Winkel Europas leuchten lassen.

Der Plan „Keller und Comp." bedingt 2500 Kanonen, denn Belagerungen werden fortan

*) Es handelt sich um circa 5000 Häuser, die, zu durchschnittlich 6000 Fr. gerechnet, 30 Mill. Fr. kosten, und dabei ist noch durchaus von keinem Mobiliarwerth die Rede!

Kanonenschlachten sein, und der gewöhnliche Artilleriepark einer Invasionsarmee zählt nicht über 300 Stück Geschütze. Auf die Eisenbahn kann sich der Franzose keinen Augenblick verlassen, da nur ein paar Brücken zu sprengen sind, um diese Locomotion unmöglich zu machen. Um aber 300 Stück Geschütz auf der Landstraße mit sich zu schleppen, muß man 30000 Zugpferde haben. Es ist also hier für das übermäßige Wachsthum der Bäume, wie auf andern Gebieten, gesorgt.

Es ist vielleicht etwas viel von den Publicisten verlangt, wenn man erwartet, sie möchten eine ganz allgemeine Übersicht über die Fortschritte der Militärwissenschaft haben. Gewiß aber ist, daß jene Herren sich in diesem Falle viel vergebliche Mühe ersparen könnten. Die Militärwissenschaft ist nicht blos despotischer oder autokratischer Tendenz; sie erscheint nur so, weil Despoten und Autokraten sie vorzugsweise studirt und angewandt haben. Von Xenophon bis Rüstow haben auch manche Männer der Freiheit dieser Wissenschaft gedient, und was Kapitän Brialmont seit zehn Jahren gearbeitet, wird trotz einzelner Ausfälle, niemals zum Vortheile der Volksunterdrücker ausschlagen. Das hätte auch ein sehr achtbarer Schriftsteller demokratischen Klanges bedenken sollen, Hr. Rittinghausen von Köln, der seine Ideen mit ziemlicher Gewandtheit französisch vorzutragen weiß. Er würde dann seinen Aufsatz in der brüsseler Vierteljahrschrift*) gar nicht oder anders geschrieben haben: „Betrachtungen eines Deutschen über die Vertheidigung Belgiens."

Es fällt uns nicht ein, Hrn. Rittinghausen mit Hrn. Lehardy de Beaulieu zusammenzuwerfen, schon blos sein Eingang müßte uns vor solcher Oberflächlichkeit bewahren: „Belgien hat begriffen, daß seine Nationalität etwas Unvollständiges, Problematisches an sich trägt." Hr. Rittinghausen fühlt mithin die Nothwendigkeit einer neuen Vorlage, er gesteht, etwas müsse geschehen; es reiche nicht gerade hin, alle Pulvermühlen in cotton-mills, alle Festungsgräben in Bassins zu verwandeln. Rittinghausen hat den Sinn für wirkliche Geschichte so wenig verloren, er rechnet so sehr mit den Bedingungen der realen Existenz, daß er den Conflict zwischen Frankreich und Deutschland auf belgischem Boden als gewiß voraussagt und rundweg erklärt: „Die französischen oder preußischen Minister, die (in einem solchen Falle) vor der Verletzung der belgischen Neutralität zurückschreckten, würden gerade dadurch beweisen, daß sie nicht verdienten, auf ihrem Posten zu sein. Der Zusammenstoß der französischen und preußischen Streitkräfte auf belgischem Boden ist eine Nothwendigkeit, der man nicht ausweichen kann." Aber seine Motivirung dieses extremen Satzes ist nach unserer Ansicht grundfalsch: „Ha, es wäre anders, wenn die belgische Armee stark genug wäre, um im Einverständnisse mit den Hülfstruppen des Nachbarlandes zu manövriren, und dann zweifelsohne den ersten Angreifer, der sich auf ihrem Boden zeigte, zu vernichten." So sollte ein europäischer, sicherlich aber ein germanischer Publicist nicht sprechen; denn das gut geschriebene Wort hat selbst noch in unserer preßhaften Zeit die Gewalt der Kugel, von der man nicht weiß, wo sie einschlägt. Der redliche Publicist sollte nirgends auch nur den Anschein erwecken, als ob die 100000 Mann belgischer Armee lediglich auf dem Papiere ständen, um jährlich 40 Mill. Fr. zu verzehren: er sollte die belgischen Minister direct und indirect auffordern, an ihre Verantwortlichkeit vor der Geschichte zu denken, wenn sie die Ministeranklage nicht fürchten, und alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um die belgische Nationalität auf sich selbst zu stützen, sodaß die Hülfstruppen mehr dem allgemeinen als dem besondern Interesse dienten.

Es ist wahr, die schöne Combination von 1814, die Bildung der Vereinigten Niederlande, ist durch doppelten Unverstand zunichte geworden: aber der Politiker rechnet nicht mit imaginären, sondern mit vorhandenen Größen. Rittinghausen vergißt die Bedeutung einer kleinen Armee, die nur einen bestimmten, modesten, nationalen Zweck haben kann, wenn er verlangt, Belgien solle ausschließlich auf dem Schlachtfelde figuriren und sich nicht auf Verschanzungen einlassen. Er citirt die Schweiz und Baiern als Muster; aber dann müßte er der belgischen Armee anrathen, sich in die Ardennen zurückzuziehen, und an der Amblève, Ourte, Semoy, Lesse und Maas den Guerrillaskrieg zu führen, d. h. das Vaterland aufzugeben, um dessen Freiheit zu behaupten!

Die Befestigung von Antwerpen gefällt ihm deshalb nicht, weil er die 35—40000 Mann Truppen (die Zahl ist unterschätzt) dort für so gut als verloren erachtet, während die preußische Hülfsarmee, der gerade ein solcher Succurs fehlte, vielleicht mittlerweile geschlagen würde. Abgesperrt, wie die belgische Armee alsdann wäre, bliebe ihr kaum etwas anderes übrig, als in 14 Tagen zu capituliren. An diese Capitulation wird zunächst niemand glauben, der unsere

*) „Revue trimestrielle", Bd. 4, 1858.

Ausführungen aufmerksam gelesen hat; denn der Brialmont'sche Plan, richtig ausgeführt, sichert das Bollwerk Belgiens „auf unbestimmte Zeit", jedenfalls bis zur Ankunft der Hülfstruppen, falls der Feind mit dem Angriff auf Antwerpen beginnen sollte. Eine preußische Armee würde sich aber sofort so stellen, daß sie ihre Rechte nach Antwerpen hin ausstreckte, und wenn die Franzosen sie hier angriffen, so könnte von Antwerpen her dieselbe siegreiche Hülfe eintreffen, die weiland von Wavre und vom Soigner Walde her für den Herzog von Wellington eintraf. Selbst dann wäre im schlimmsten Falle noch kein Sauve qui peut! vorhanden, indem die geschlagenen Belgier sich in ihr Torres Vedras zurückzögen, um die Ankunft einer neuen preußischen Armee oder der Engländer in der Schelde zu erwarten.

Gerade für den allermöglichsten Fall, daß nämlich Frankreich plötzlich in Belgien einfiele und rasch bis Brüssel vorrückte, zu einer Zeit, wo weder Engländer noch Preußen unterwegs wären, muß die belgische Armee, womöglich 60000 Mann stark, einen Halt haben, hinter dem sie sich verschanzen, und ein großes Manövergebiet, auf dem sie sich täglich einüben kann; gerade für diesen Fall muß sie künstlich geschützt sein, und zwar auf der Operationsbasis einer der beiden wahrscheinlichen Hülfsmächte, da es nicht möglich ist, auf allen beiden zu stehen. Und sie muß so geschützt sein, daß sie Zeit bis zur Ankunft größerer Streitkräfte hat, sie muß es auf einem Punkte sein, wo der unvorsichtig eingedrungene Feind sämmtliche übrigen Festungen des Landes hinter sich hat, die nach einer nur zweideutigen Schlacht ihre Kräfte zu seiner Vernichtung loslassen würden. Der am Demer etwa geschlagene Feind würde einen Rückzug von der Moskwa antreten und die Häupter seiner Lieben zählen können, wenn er sich bis an die Sambre zurückgewunden hätte.

An der Maas ist schon deshalb nicht der Platz der belgischen Armee, weil die Preußen jedenfalls in beträchtlicher Anzahl heranmarschiren und den Rhein als ihre Basis mit allen Depots und Magazinen hinter sich haben, während die englische Hülfe voraussichtlich minder zahlreich, mehr qualitativ als quantitativ wichtig ausfällt, eine kleine englische Armee aber in einem fertig vorgefundenen Torres Vedras geradezu unbesiegbar sein würde.

Hr. Rittinghausen fragt: weshalb man in Belgien nicht damit beginne, die andern Plätze zu demoliren, ehe man Antwerpen anfange? Aus demselben Grunde, weshalb ein verständiger Mann nicht eher sein altes Haus einreißt, als bis das neue unter Dach steht. Freilich muß demolirt werden, und mehr als ein fester Platz; aber man wird doch nicht eher einreißen, als bis man mathematisch berechnen kann, was und wie viel, angesichts des fertigen Antwerpen, überflüssig geworden ist.

Es scheint uns zu genügen, wenn an der Schelde außer Antwerpen Termonde und die Citadelle von Gent, dahinter Ostende am Meere, nach Süden die Citadelle von Tournay und die obere Stadt Charleroi, an der Maas die Citadellen von Dinant, Namur, Huy und Lüttich, und zwischen Antwerpen und der Maas Diest am Demer stehen bleiben; dagegen können Nieuport, Mons, die untere Stadt Charleroi und die alten Ringmauern von Namur und Tournay ausfallen. Wir lassen sogar Mons fahren, obgleich viele competente Stimmen sich für dessen Erhaltung aussprechen. Mons erfordert 10000 Mann Besatzung in Kriegszeiten, und der Lohn der größten Hingebung und Aufopferung wäre eine Frist von 20—25 Tagen. Diese ist nicht zu verachten, aber dieselben 10000 Mann könnten im Lager zu Antwerpen eine dreifache Zahl Feinde viel länger und viel wirksamer aufhalten, dagegen durch ihre Abwesenheit die active Armee bedenklich schwächen. Auch glauben wir zu wissen, daß eine hohe Autorität in Belgien in die Schleifung von Mons willigen würde, welches zudem einer der fünf Plätze der Festungsconvention vom 14. Dec. 1831 ist. Je genauer jene Convention ausgeführt wird, desto höhere Ansprüche erwirbt sich das Land bei den vier Großmächten. Mit der Rasirung von Mons wird es möglich, sämmtliche festen Plätze des Landes durch 20000 Mann Besatzung sicher zu stellen. Dann bleiben, nach jedem verständigen Abzug, noch 60000 Mann mobil für das feste Lager von Antwerpen. Freilich müßte dieses jetzt fertig sein, während die Minister noch über ihre parlamentarische Niederlage zu schmollen scheinen.

Und hier wäre nun zum Schluß der Ort, außer- und oberhalb aller belgischen Factionen und Fractionen, aller finanziellen und communalen Häkeleien, aller persönlichen Gunst und Ungunst, im Namen des germanischen Europa ein kurzes, aber ernstes Wort an das belgische Cabinet zu richten. Wir haben nämlich mehr zu unserm Erstaunen als zu unserer Verwunderung gesehen, daß in der Thronrede vom November 1858 die Nationalfrage auch mit keiner Silbe erwähnt ward, daß in der Adresse die Majorität zwar Zeit und Gelegenheit zu einem Parteimanifest gefunden, aber kein Wort über Sein und Nichtsein Belgiens, ohne welches auch

keine Parteien, weder eine liberale noch eine klerikale, denkbar sind, anzubringen gewußt hat. Wir fragen uns allen Ernstes, ob das Cabinet glaubt, sich in dem negativen Votum vom 4. Aug. die Hände waschen zu können, ob die Verwerfung eines bestimmten Antrags die Sache selbst, das große Thema, erledigen kann? Sollten die Minister dies glauben, so hätte ihnen das Volk in den beiden letzten Wahldemonstrationen allerdings zu viel Ehre angethan.

Die europäischen Verwickelungen, deren Möglichkeit unsern vorstehenden Erörterungen zu Grunde lag, haben sich, wenn auch nur scheinbar urplötzlich, doch mit gewaltiger Schnelligkeit ausgebildet. Der Krieg, der ein festes Lager an der untern Schelde hätte bereit finden sollen, ist in aller Munde und aller Gedanken; das belgische Vertheidigungssystem aber ist so unvollendet wie vorher. Wir wollen im ernsten Augenblicke nicht Anschuldigungen erheben, wir wollen den Anklageact unterdrücken, der auf den Lippen aller Eingeweihten schwebt. Eine gewaltige Lehre ist gegeben worden, die Lehre, daß mit den Mächtigen, solange sie nur auf physischer Macht ruhen, kein Bund zu flechten ist; daß alle Nachgiebigkeiten, alle Demuth und Unterwürfigkeit, durch die man hofft, den Schlägen des Macedoniers auszuweichen, in letzter Instanz nur dazu dienen, das Unglück um so erbarmungsloser zu machen; daß zur Unzeit den untern Weg gehen so viel bedeutet, als sich preisgeben.

Ein Lichtstrahl fällt noch in diese Nacht, das Gewitter könnte noch einmal vorüberziehen, Mitteleuropa verschonen, sich an der Donau entladen, wo sich seit mehreren Jahren alle Elektricität aufhäuft. Für diesen Fall wäre aber der belgischen Regierung der letzte Termin anberaumt; sie hätte nichts Eiligeres zu thun, als sich unverzüglich ans Werk zu machen, ihren Eifer zu verdoppeln und durch Anwendung aller disponibeln Kräfte das Werk rasch herzustellen, welches die Wissenschaft im Bunde mit jeder redlichen Einsicht dringend verlangt.

Voraussichtlich wird die französische Politik, gereizt wie sie ist, beleidigt wie sie thut, nicht mehr blos leise, sondern sehr laute Einwendungen hören lassen; sie wird Belgien offenbar einzuschüchtern versuchen. Dann ist es Pflicht derjenigen Großmächte, denen die Endabsichten des Empire unzweifelhaft sind, vorzutreten und Belgien laut und vernehmlich zu schützen. Hr. von Girardin sagt uns soeben (Februar 1859) in seiner Broschüre „Der Krieg": Der Krieg habe nur Sinn und Verstand, wenn er wegen der Rheingrenze, wegen der Rache für Waterloo geführt werde. Wohlan denn, sichere man die Rheingrenze, und decke man das Monument von Waterloo durch die Wagenburg von Antwerpen!

Die Sekte der Vegetarianer.

Zu allen Zeiten hat es unter den culturgeschichtlichen Völkern Individuen, Sekten, ja ganze Völker gegeben, welche aus religiösen, philosophischen oder diätetischen Gründen die Fleischnahrung gänzlich verwarfen und den Menschen für die Erhaltung seines Körpers nur auf die Producte des Pflanzenreichs angewiesen hielten. Die Frage, ob der Mensch ein Omniphag (Allesesser) oder nur ein Phytophag (Pflanzenesser) sein dürfe, ist daher auch stets ein Gegenstand der Erörterung gewesen, und von den einen, aus physischen, moralischen oder religiösen Gründen, nach dieser, von den andern nach jener Seite hin beantwortet worden. Für die Culturvölker des Abendlandes, bei denen es im allgemeinen längst keiner Rechtfertigung mehr bedarf, daß sich der Mensch des Thieres in jeder Art zu seinem Nutzen bediene, kann gegenwärtig die Untersuchung jener Frage auch nach der diätetischen Seite hin als geschlossen betrachtet werden. Die moderne Naturwissenschaft hat dargethan, daß der Mensch nicht nur dazu geschickt, sondern geradezu von der Natur darauf angewiesen sei, seine Nahrung aus dem Thierreiche und dem Pflanzenreiche zugleich zu suchen, und außerdem hat die nach wissenschaftlichen Grundsätzen angestellte Beobachtung und Erfahrung auf das unzweideutigste bewiesen, daß die physische, ja die moralische Existenz und Ausbildung des Culturmenschen in Frage gestellt werde, wenn derselbe aus ökonomischen Gründen sich einseitig der Pflanzennahrung zuwenden muß.

Dennoch hat sich noch in neuerer Zeit in England, wo jede religiöse, philosophische, sociale Richtung oder Extravaganz sich leicht zur geschlossenen Phalanx gestaltet, eine Sekte erhoben, welche unter dem Namen der Vegetarianer in der Praxis wie in ihrer Lehre den Genuß thierischer Nahrung gänzlich verwirft und den Menschen einzig und allein auf die Nahrung

aus dem Pflanzenreiche angewiesen wissen will. Der erste Apostel dieses Dogma des Vegetarianismus oder der Lehre von der reinen Pflanzennahrung war ein gewisser J. Newton dessen Buch „Return to Nature, or defence of vegetable regimen" (1811) die merkwürdigen Lehren und Deutungen der anfangs kleinen, aber im Jahre 1812 schon auf nahezu 100 Mitglieder gestiegenen Sekte der Vegetarianer predigte. Die Grundsätze, welche darin entwickelt werden, sind interessant genug, und als Basis derselben ist ein nicht geringes Maß von Kenntnissen entfaltet.

Der Sündenfall ist hiernach weiter nichts als das Verlassen der Pflanzennahrung. Die Allegorie von Adam und Eva, welche vom Baume der Erkenntniß essen, dadurch Gottes Zorn auf sich und ihre Nachkommen herabrufen und die Unsterblichkeit verlieren, schließt jede andere Deutung aus. Auch die Mythe von Prometheus wird in diesem Sinne gedeutet. Die ersten Menschen besaßen die Gaben ewiger Jugend, das heißt, sie genossen einer immerwährenden Gesundheit und Lebensfrische und zollten nur allmählich und unfühlbar der Mutter Erde den ihr gebührenden Tribut. Tod aus Krankheit war nicht möglich, wo diese selbst niemals eintrat. Prometheus lehrte die Menschen zuerst auch Fleischspeisen genießen (primus bovem occidit; Plin. Nat. Hist. VII, 57) und brachte Feuer vom Himmel, um sie dadurch hinreichend zuzubereiten. Die Götter aber, welche die Folgen dieser Neuerung vorhersahen, erschraken darüber und straften den Verwegenen und seine Schüler. Von nun an erst entwickelte sich bei den Menschen der Durst (der Geier an der Leber!), dieser unausbleibliche Begleiter der Fleischnahrung, überhaupt gekochter Speisen. Die Menschheit begann Wasser zu trinken, was sie früher nicht nöthig hatte, und verlor die unschätzbarste Gabe des Himmels, die Gesundheit. Durch Krankheiten aller Art ward die Freude des Daseins vergällt, und mit raschen Schritten kam der Tod. Aus dieser Stelle von Newton's Buche scheint übrigens hervorzugehen, daß die ältern Vegetarianer, ungleich den neuern, das Wassertrinken nicht für naturgemäß hielten.

Die Ursache der Krankheitserscheinungen im menschlichen Körper, heißt es weiter, kann nicht in der Luft liegen, denn viele andere Geschöpfe in der Natur athmen sie ohne Schaden ein; auch nicht in dem Wasser, welches die Thiere trinken wie wir, und nicht in dem Boden, auf welchem wir stehen; sie beruht nicht in der Natur, in dem reinen erhebenden Zusammenklang von Wald und Feld, Luft und Meer, sondern in der Unnatur. Diese aber ist die verwerfliche Gewohnheit der Veränderung der Nahrung durch das Feuer, wodurch der Sinn des Geschmacks völlig aufhört ein richtiger Maßstab für die Forderungen des Bedürfnisses in unserm Körper zu sein. Nur noch bei den Kindern findet sich der gesunde Naturtrieb, welcher die Thiere lehrt, schädliche von unschädlicher Nahrung zu unterscheiden. Ein System vereinfachter, naturgemäßer Lebensweise schließt aber keineswegs den Epikurismus aus. Der Mensch wird durch dasselbe befähigt, diejenigen Organe zu stärken und auszubilden, welche seines Wohlbefindens Grundlage sind. Durch eine Abwechselung des Genusses von Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Rüben, Salat, von Beeren und Weintrauben, Pfirsichen und Pflaumen, im Winter von Birnen, Äpfeln, Nüssen, Apfelsinen, getrockneten Feigen u. s. w. wird endlich auch dem Geschmackssinn dasselbe Maß der Tafelfreuden geboten wie durch die Fleischfülle einer Lordmayorstafel.

Der erste Bericht der Vegetarianer erschien im Jahre 1814. Derselbe thut dar, daß 60 Personen nunmehr länger als drei Jahre von weiter nichts gelebt hätten als von Pflanzenspeisen und Wasser, und daß sie sämmtlich sich der ausgezeichnetsten Gesundheit erfreuten. Kein einziger Vegetarianer war in diesem Zeitraume gestorben. Siebzehn Personen — darunter die Familien Newton und Dr. Lambe — hatten damals schon sieben Jahre hindurch blos von Vegetabilien gelebt; kein Fall von Unpäßlichkeit oder Tod war auch während dieser längern Zeit unter ihnen vorgekommen. Es ward viel Werth auf diese Statistik gelegt, da unter ihnen 17 Kinder und ein kränklicher Mann sich befanden, und es allerdings ein Zufall eigener Art ist, wenn von 17 Personen in sieben Jahren und von 60 in drei Jahren keine stirbt. Mit besonderer Emphase wird der Einfluß der Pflanzennahrung auf die Kinder Newton's hervorgehoben. Dieselben werden als die schönsten und gesundesten Gestalten der Welt, die Mädchen als „vollendete Modelle für den Bildhauer" geschildert, ihre Gefühle und Neigungen als die zartesten, mildesten — kurz sie treten als Muster auf. Dem Einwande, daß rein vegetabilische Nahrung bei kleinen Kindern erfahrungsgemäß Krankheitsanlagen begründe, begegnet Newton durch das Raisonnement: „Jeder Versuch wird beweisen, daß Kinder immer Obst und Backwerk dem Fleisch vorziehen. Allein die nach und nach eingetretene und forterbende Verschlechterung der Verdauungsorgane erzeugt endlich für eine Zeit lang üble Folgen bei dem reinen Genusse von Pflanzenstoffen: aber nur eine Zeit lang, denn es existirt kein Beispiel davon, daß der Übergang von thierischer Speise

und geistigen Getränken zu vegetabilischer Kost und reinem Wasser es nicht schließlich vermocht hätte, den Körper zu kräftigen, seine Säfte zu reinigen und auszugleichen, und dem Geiste alle die Schnellkraft und Frische wieder zu verleihen, welche ihm durch die jetzige Nahrungsweise verloren gegangen sind. Besonders in Betracht zu ziehen ist hier noch der verderbliche Einfluß der Fleischkost auf die Muttermilch und die Erfahrung, daß bei ihrem Régime allein, z. B. auf Schiffen, auf den nordischen Inseln, Krankheiten stets eine unausbleibliche Folge sind."

Unter den damaligen Anhängern des Vegetarianismus war der Dichter Percy Bysshe Shelley, geboren 1792, jedenfalls der bedeutendste. Er blieb demselben nicht allein sein ganzes Leben hindurch consequent treu, sondern verfocht auch die Grundsätze öffentlich. In den Noten zu seinem Lehrgedicht „Queen Mab" erließ er folgenden Aufruf: „Ich wende mich hiermit nicht blos an die begeisterungsfähige Jugend, sondern auch an die streng gläubigen Verfechter von Wahrheit und Tugend, an jeden, der frei von Weltverderbniß ist und für das sittliche Recht glüht. Alle diese müssen, wenn sie der Wahrheit Ehre geben wollen, das reine System des Vegetarianismus annehmen, welches ihnen Schönheit, Kraft, Gesundheit und Einfachheit des Lebens verspricht. Sobald der Mensch fürder der Gewohnheit entsagt, Gift in Speise zu verwandeln, wird er auch das rohe Vergnügen der Jagd schon aus innerm Triebe verwerfen; mit Abscheu und Mitleid wird er daran denken, daß die höchstbegabten Wesen, welche vor allen andern zarter Empfindung und hingebender Aufopferung fähig sind, noch Freude finden könnten an den Qualen und Zuckungen schuldloser, hingemordeter Thiere. Der schon in Jahren vorgeschrittene Mann, welcher durch Unmäßigkeit in der Jugend seinen Körper ruinirt hat, wie ebenso derjenige, welcher bei aller anscheinenden Enthaltsamkeit doch mit einer Menge von körperlichen Leiden zu kämpfen hat, sie beide werden die Wohlthat eines Wechsels segnen, welcher ohne medicinische Gifte erreicht wird. Die Mutter, welche nur mit Zittern auf das theure Haupt ihres Kindes blickt, dem ein Heer von Krankheiten und ein plötzlicher Tod alltäglich drohen, wird durch die reine Pflanzennahrung diesem rastlosen Bangen überhoben und glücklich sein im Erblicken der blühenden Gesundheit und naturgemäßen Heiterkeit ihrer Kinder. Kein Tag vergeht gegenwärtig, in welchem nicht theure Leben von räthselhaften Übeln hingerafft werden, gegen welche die Arzneikunde machtlos ist, weil sie nicht ihre Quelle aufsucht. Wie lange aber wird die Menschheit noch fortfahren, durch unnatürliche Ernährung dem Vernichtungstriebe ihres unersättlichen Feindes vorzuarbeiten, dem Tode?"

Trotz solcher Fürsprecher scheint indessen der Verein der Vegetarianer damals nicht besonders prosperirt zu haben. Ganz erlosch er nicht, er hatte sogar seine Ableger in Deutschland. Wir erinnern uns, im Jahre 1844 einen dieser Jünger in der Schweiz kennen gelernt und von diesem die erste Nachricht von seiner Existenz erhalten zu haben. Derselbe war aus Dresden (seiner Lebensstellung nach ein Secretär oder Registrator) und suchte den Gründer von Hofwyl, Emanuel Fellenberg, für seine Lehre zu gewinnen, was ihm auch beinahe gelungen wäre. Der Mann, welcher übrigens unverkennbar den Stempel der Fleischenthaltsamkeit trug, rühmte den Einfluß der reinen Pflanzennahrung außerordentlich und stellte dafür das Beispiel seiner eigenen Familie auf, wie Newton. Einige Lehrer des Instituts zu Hofwyl beschlossen damals eine praktische Prüfung des Vegetarianismus und enthielten sich mehrere Wochen hindurch der Fleischspeisen; allein das Unternehmen ging über ihre Kräfte, welche, nach einstimmiger Behauptung, durch die befolgte Diät sehr heruntergekommen waren.

Die Neubegründung der Vegetarian Society in England fällt in das Jahr 1847. Es waren noch Nachkommen und Mitglieder des alten Vereins, welche die Reconstitution unternahmen, angespornt durch die Erfolge der Temperance oder Total abstinence Society, gegründet am 10. April 1838 von Pater Mathew zu Cork in Irland. Wenn aber auch nicht mit den Teetotallern (d. i. denen, welche sich zur Enthaltung aller berauschenden Getränke verpflichtet haben), gehen doch die Vegetarianer mit der Gesellschaft der Friedensfreunde Hand in Hand. Im Jahre 1852 zählten die Vegetarianer 700, im Jahre 1857 nahe an 3000 Mitglieder in allen Theilen des Vereinigten Königreichs; im Jahre 1858 scheint ihre Zahl noch viel mehr gewachsen zu sein. Der Sitz des Vereins ist London, wo auch die vegetabilischen Festmahle gehalten werden. Alljährlich erscheinen Berichte über die Wirksamkeit und Verbreitung des Vegetarianismus. Diese Verbreitung ist namentlich auffallend groß in Nordamerika, vorzugsweise unter den Quäkern. Wie weit und tief hier die Grundsätze der Lehre schon in einzelne Schichten der Gesellschaft eingedrungen sind, beweist die Existenz des phyto-medicinischen Collegiums in Cincinnati: es ist dies eine Akademie der Heilkunde, welche alle thierischen und mineralischen Mittel verwirft und nur pflanzliche anwendet, bei denen natürlich auch blos Pflanzendiät gestattet ist.

Ob in Deutschland seither der Vegetarianismus weitern Eingang gefunden und Fortschritte gemacht, ist uns unbekannt. Einzelne Anhänger, welche von selbst auf die Sache gekommen sind, hat er von jeher überall gehabt, und es ist über deren Ausdauer und Zähigkeit manches merkwürdige Beispiel vorhanden.

Das Manifest oder Programm, welches die Vegetarian Society zu London im Jahre 1847 bei ihrem Stiftungsfeste in die Welt sandte, ist verfaßt von Charles Lane und heißt: „A brief practical essay on vegetable diet, in its material, social, personal and spiritual aspects." Das erste Kapitel, überschrieben: Gesundheit, Sparsamkeit, Menschlichkeit, beginnt: „Das Aufgeben thierischer Nahrungsmittel ist in den letzten Jahren von so vielen Personen geschehen, daß eine Untersuchung der Gründe eines Verfahrens gerechtfertigt erscheint, welches mit den seitherigen Gewohnheiten der britischen Nation in so directem Widerspruch steht. In der That ist England seit Jahrhunderten berüchtigt seines Roastbeef, seiner Festessen, seiner Weihnachtsmahlzeiten halber, durch welche bürgerliche Pflichten und religiöse Gefühle mittels der Freuden der Tafel und der Aufregung berauschender Getränke schmählich beeinträchtigt werden." Die folgenden Abschnitte führen die Titel: Geistige und moralische Einwände; Wechsel der Lebensweise; Ersatz der thierischen Speisen; alte und neue Zeugnisse für eine wahrhafte menschliche Nahrungsart. Wir wählen daraus das vorletzte Kapitel zur Mittheilung, welches beweisen will, daß vegetabilische Diät ebenso angenehm als leicht ausführbar sei:

„Das Pflanzenreich bietet eine so reiche Auswahl, namentlich wenn man auch Schätze fremder Zonen herbeizieht, daß seine Gaben, sowol in einfacher Form oder durch die Kochkunst umgestaltet, die Mittel zur Befriedigung jedes Gelüstes des Gaumens liefern, wie mit aller Sicherheit behauptet werden darf. Dieser mannichfaltige Überfluß verbirgt sich aber dem Fleischesser in den Braten und Steaks seines Tisches, oder wird von Rindern und Schafen im Felde der richtigen Verwendung entzogen. Weizen, als Brot, gut durchbacken, oder in den Körnern gekocht, Roggen, Hafer als Kuchen oder Grütze, Gerste in Graupen oder Mehl, Reis, Sago, Tapioka, Mais, Erbsen in allerlei Form, Speisebohnen und dergleichen sind lauter Artikel kräftiger Nahrung, welche zu jeder Jahreszeit zu haben sind. Mit Äpfeln, Birnen, überhaupt solchem Obst, das sich gut aufbewahren läßt, ist auf diese Weise eine elegante und geschmackvolle Tafel herzustellen, welche sowol Auge als Gaumen, Gemüth wie Körper labt. Dann sind gerade für die ungünstigsten Jahreszeiten Wurzeln und Knollen, wie Kartoffeln, Pastinaken, Mangold, Möhren, Schwarzwurzeln, Rüben u. s. w. zu haben, nicht minder mancherlei saftige Kräuter und Gemüse. Im Sommer und Herbst wird die angenehme Abwechselung von grünen Erbsen und Bohnen in ihren verschiedenen Varietäten, von Blumenkohl, Wirsing, Kopfkohl, Rosenkohl, mit Rhabarber, Stachelbeeren, Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, Maulbeeren, Aprikosen, Birnen, Pflaumen und allem möglichen Obst dem System täglich neue Reize verleihen und es von selbst in die Höhe bringen. Solche Früchte, entweder frisch, wie sie vom Baume kommen, oder in irgendeiner Weise conservirt, sind überall zu haben und bilden den schätzbarsten Ersatz der Butter, wenn sie nicht als Hauptspeisen aufgetragen werden. Obst mit irgendeinem Mehlteig, in der Form von Puddings oder Pasteten gekocht oder gebacken, liefert gleichfalls, bei der zahllosen Menge seiner Varietäten, eine unabsehbare Reihe höchst wohlschmeckender Gerichte. Ebenso wird es in der Form von Kuchen, deren Teig oder Kruste jedoch aus reinem Weizenmehl ohne Butter oder Fett bestehen muß, eine Zierde jeden Mahles bilden. Auch aromatische Kräuter und andere Vegetabilien lassen sich auf diese Art zu trefflichen Pasteten und Kuchen verbacken. Kräftige Brühen kann man ebenfalls aus dem Pflanzenreichthum des Gartens in vielfacher Auswahl geschmackvoll herstellen. Eine dergleichen Brühe gerinnt, wenn sie erkaltet, ebenso zu Gallerte wie starke Fleischbrühe, vorzüglich wenn sie mit Sago, Tapioka, Erbsen oder anderm feinern Mehl verdickt worden ist. Jedes Backwerk kann, in geeigneter Zubereitung, zugleich in eine gefällige Gestalt gebracht werden, sodaß es dem Auge ebenso behagt wie dem Gaumen. Es ist daher durchaus nicht nothwendig, den philanthropischen Entschluß des Verlassens thierischer Nahrung auf unbestimmte Zeit bis in eine bessere Periode der Menschheit hinauszuschieben. Selbst in den größten Städten läßt sich frische Pflanzenkost stets mit Leichtigkeit herbeischaffen; und da, wo dieses durchaus nicht angeht, wie in Schiffen auf der See, ist es doch möglich, jedem Bedürfniß und Gelüste der Natur und des Appetits durch einen hinreichenden Vorrath von Vegetabilien allein zuvorzukommen. (Die Fabrikation comprimirter Gemüse, gegenwärtig von den Vegetarianern eifrig unterstützt, war damals noch nicht bekannt.) Diese moralische Umgestaltung steht in der Macht eines jeden; sie erfordert blos einen herzhaften Entschluß zu ihrer Ausführung, während die Wohlthaten, die ihr folgen, ebenso groß als dauernd sind. Fleischgenuß ist der

Schlußstein in einem weiten Bogen von lauter überflüssigen Bedürfnissen, welche gar oft zum Unheil leiten. Unheil aber herbeizuführen, dazu ist das Leben allzu reich an ernsthaften und gefährlichen Zusammenstößen. Jedermanns Hand ist gegen jedermann, und die Taube des heiligen Bruderthums (holy brotherhood, so nennt sich heute auch der Bund der Friedensfreunde) findet keine Stätte, wo sie ihr Nest aufschlüge. Können wir aber auch nicht alle Hindernisse, die in dem Pfade des Menschen liegen, völlig wegräumen, so laßt uns dieselben wenigstens soviel als möglich vermindern! Als eine Maßregel dazu, welche unmittelbar und von jedermann persönlich sogleich im praktischen Leben ausgeführt werden kann und die Kraft hat, mit einem male die strenge Nothwendigkeit des Lebens zu mildern und seine Glückseligkeit schon auf Erden zu besiegeln, gibt es aber keine harmonischere, keine dringendere als die Entsagung von aller Fleischnahrung und die Annahme einer vegetabilischen Lebensweise."

Der letzte Abschnitt des angeführten Manifestes: „Alte und neue Zeugnisse für eine wahrhafte menschliche Nahrungsart", beginnt mit folgender Einleitung: „Gegenwärtiger Aufruf erscheint in einer Zeit der Krisis (Theuerung von 1847) und ist der jetzigen Lage des Menschengeschlechts ganz besonders zu empfehlen. Mag er auch noch nicht den Charakter der vollkommenen Überzeugung an sich tragen, so wird er doch gewißlich dazu dienen, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der jedermann angeht, an welchen aber bis heute verhältnißmäßig nur wenige Menschen und noch weniger mit genügender Tiefe und Reinheit gedacht haben. Heutzutage will jeder wol essen, was er gern hat, aber er betrachtet nicht das Ende. Es ist aber kein Zweifel, wäre der heutige Mensch geboren mit vollkommen natürlichem Instinct, rein erhalten und unverdorben von eiteln Begierden oder langandauernden schlechten Gewohnheiten, so würde das, was er gern hätte, mit dem, welches ihm zuträglich und gesund wäre, in eins zusammenfallen. Aber wie es gegenwärtig der Fall ist, so stehen die Ziele des Geschmackreizes und die Bedürfnisse der Natur himmelweit voneinander entfernt. Das, was der Körper in sich aufnimmt, sollte in einer geheiligten Weise dargebracht werden. Das Essen des Brotes ist ein Sakrament sowol im physischen als auch im religiösen Sinne. Daher haben auch die väterlichen und prophetischen Führer der Menschheit jene Vorschriften dabei gegeben, welche wir schon bei den ältesten Schriftstellern übereinstimmend finden. Nirgends aber ist eine Andeutung, daß die höchste und beste Stufe der Menschheit mit dem Fleischgenuß vereinbar wäre. Weder im Bilde noch in der Parabel, nicht in der Weissagung, nicht in der Praxis ist irgendeine Spur davon, daß das Goldene Zeitalter der Menschen durch Blutdurst entweiht worden sei oder werden könnte. Die erhabenen Ideen der Bruderliebe, des Friedens und des allgemeinen Wohlbefindens stehen aber mit solch einer Sache, wie Freude am Genuß gekochten Fleisches, im strengsten Gegensatz. Die Zeugnisse gegen das Fleischessen, die in den Werken der größten Autoren, wenn diese auch nicht direct über den Gegenstand schrieben, zerstreut liegen, würden, gesammelt, einen Band von beträchtlicher Stärke und noch größerer moralischer Kraft füllen. Außerdem aber enthält unsere eigene Literatur, wenn sie auch von modernen Lehrern gering geschätzt wird, doch eine ganze Sammlung von Autoritäten, die den Gegenstand direct behandeln."

Unter den Zeugen, welche Lane für den Vegetarianismus anführt, steht natürlich Sanct-Pythagoras obenan. Dann werden aus dem Alterthume genannt: die Essäer, Porphyrius, Plutarch, Epikur. Aus dem Mittelalter erwähnt er Thomas Tryon, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts Dr. Cheyne. Dann folgen Linné, Bernardin de St.-Pierre, Rousseau, Franklin, Haller, Hufeland, Sir William Temple, Sir John Sinclair, Arbuthnot, Dr. Lambe, J. Newton, Nicholson, Oswald, Shelley, Greaves und viele Lebende.

In Bezug auf die Vegetarianer in Amerika wird mitgetheilt: „Gewöhnlich behauptet man, ein kaltes Klima verlange Fleischdiät. In Neuengland, welches viel längere und kältere Winter als Altengland hat, lebt eine Menge Menschen von derselben Rasse und den nämlichen Gewohnheiten wie wir, welche niemals ein Thier schlachten. Nach dem Stifter ihrer Gemeinschaft, Sylvester Graham, nennen sie sich Grahamiten, und ihre Anzahl ist so groß, daß überall in den Städten vegetabilische Gasthäuser, die „Graham-houses", anzutreffen sind. Mag das Thermometer noch tief und lang unter Null stehen, die Pflanzennahrung wird von ihnen streng beibehalten, und kein anderer Trank kommt über ihre Lippen als reines, kaltes Wasser. Gelehrte, Kaufleute, Landwirthe, Frauen in jedem Lebensalter befinden sich auf diese Weise in dem strengen Klima Neuenglands besser und wohler wie Tausende in einem mildern und angenehmern. In dem Orphan-Asylum zu Albany im Staate Neuyork ging man im Jahre 1833 ebenfalls zur Pflanzendiät über, und zwar mit dem besten Erfolg."

Aus den vielen einzelnen Beispielen, welche Lane als Belege für die Wohlthaten seines Sy-

stems anführt, heben wir nur dasjenige von Alcott-House in Surrey, seinem eigenen Wohnsitze, hervor. Es befindet sich daselbst, geleitet von dem Prediger des Vegetarianismus, Dr. Alcott, eine öffentliche Erziehungsanstalt oder ein polytechnisches Institut, welches damals seit zehn Jahren existirte. „Während dieser ganzen Zeit haben alle seine Insassen, eine große Zahl, von dem verschiedensten Alter, beiderlei Geschlechts, und mit vordem höchst entgegengesetzter Lebensgewohnheit, eine durchaus strenge vegetabilische Diät befolgt, und nicht ein einziger Fall von schlimmem Einfluß derselben auf Gesundheit, Kraft und Thätigkeit, in körperlicher, geistiger und moralischer Hinsicht ist während dieser ganzen Periode vorgekommen. Im Gegentheil bewährte sich der erwartete Erfolg des Systems in dieser dreifachen Beziehung auf das glänzendste. Gegenwärtig (1847) befolgen zwischen 30 und 40 Personen in jenem Hause diese Lebensweise und sind wandelnde Zeugnisse davon, daß man körperlich und geistig gesund und kräftig sein kann, ohne das Lamm zu erschlagen, das uns vertrauensvoll ins Auge blickt."

Zu den Gesetzbüchern und heiligen Schriften der Vegetarianer gehören, außer dem erwähnten von Newton, noch folgende: Dr. Alcott, „Vegetable diet defended"; Sylvester Graham, „Lectures on the science of human life" (2 Bde., Boston und Massachusetts); John Smith of Maldon, „Fruits and farinacea, the proper food of man" (London 1845). Auch ein eigenes Kochbuch haben sie: „A system of vegetable cookery, by Rev. J. Scolefield" (London 1847). Bei der Neugründung der Vegetarian Society im Jahre 1847 war Ehrenmitglied Joseph Brotherton (Parlamentsmitglied); Präsident war Joseph Simpson, Schatzmeister William Oldham und Secretär William Horsell.

Die Grundsätze und Gesetze der Vegetarianer sind im wesentlichen die nachstehenden: 1) Du sollst kein Thier tödten. 2) Du sollst kein Fleisch essen, noch irgend, was vom Thiere kommt. Nur Säuglingen ist die Milch erlaubt. (Einzelne Dissenters gestatten die Milch der Kräuter fressenden Thiere und behaupten, sie habe nichts mit dem Fleische gemein.) 3) Du sollst kein Salz oder anderes Gewürz deinen Speisen zusetzen. 4) Aus dem Mehl und dem Brot die Kleie zu scheiden, ist sündlich und schädlich. 5) Jedes aufreizende Getränk irgendwelcher Art, selbst Kaffee und Thee, ist verboten; blos klares Wasser ist ein naturgemäßer Trank. 6) Körperliche Ausbildung ist neben der geistigen Lebenszweck; daher soll der Mensch, gleichviel von welchem Alter und Geschlecht, fleißig turnen, baden u. s. w. 7) Die Kleidung sei schlicht, naturgemäß und keinem Wechsel der Moden unterworfen. 8) Mäßigkeit in allen Genüssen des Lebens ist die oberste Aufgabe der Menschenwürde. 9) Liebe zu Gott, Liebe zu den Menschen und Liebe zu allen Geschöpfen des Erdbodens sei die Pflicht und das Streben jedermanns.

Zur Begründung dieser Lehren und Verhaltungsregeln, welche, wie jeder Unbefangene eingestehen muß, vieles Vernünftige und Gute in sich schließen, haben sich die Vegetarianer mit einem großen Apparat von biblischen, moralischen und physiologischen Vertheidigungsmitteln umschanzt, deren Haltlosigkeit wir indessen hier nicht weitläufig nachzuweisen haben. Wir wollen nur einiges bemerken, das sich gegen den Kern der Lehre richtet. Die Anhänger sagen, die Bibel befiehlt: Du sollst kein Thier tödten! Das ist allbekannt nicht richtig, die Bibel befiehlt dies nirgends ausschließlich; auch ißt ja Christus selbst mit seinen Jüngern das Osterlamm. Ferner, wäre das Tödten der Thiere unmoralisch, so müßte sich der Mensch geduldig von ihnen auffressen lassen. Sodann, wenn der Grundsatz: „Die Thiere leben um ihrer selbst willen, und es ist unnatürlich und sündlich, ihnen ihre Jungen, Milch und Eier zu nehmen", irgendwie Berechtigung hätte, so müßten sich die Vegetarianer consequent auch hüten, Stiefeln, Pelze rc. zu tragen, was sie aber bisjetzt durchaus nicht thun. Daß der Fleischgenuß Roheit erzeuge, ist eine paradore Behauptung, welche um so weniger Grund haben kann, als der Stoff des Fleisches der nämliche ist, der in vielen Vegetabilien genossen wird. Schon das Schlachten der Thiere soll grausam machen. Es ist allerdings nicht schwer, für diese Aufstellung viele scheinbare Belege zu finden, aber eine noch weit größere Menge läßt sich aus der täglichen Erfahrung dagegen vorbringen. Das Verbot des Salzes und der Gewürze hat anscheinend etwas für sich. Die Gewürze sind entschieden entbehrlich, aber bei mäßigem Genuß gewiß auch nicht schädlich. Das Salz ist bei ganz natürlicher Lebensweise allerdings schon in den Nahrungsmitteln in einer dem Bedürfnisse des Körpers genügenden Menge enthalten. Bei blos vegetabilischer Kost wäre das Salz demnach entbehrlich, allein nur, wenn diese nicht durch Kochen verändert, oder wenn das Wasser, worin sie gekocht, mitgenossen wird. Hierbei müßte aber immer noch vorausgesetzt werden, daß dem Boden, welchem die Pflanzennahrung entstammt, nicht durch vieljährige Cultur jener wichtige Bestandtheil in allzu großen Mengen ohne Ersatz entzogen worden wäre. Wenn es gegen die Naturgemäßheit der Fleischnahrung spräche, daß diese des Salzzusatzes bedarf, um genießbar und

zuträglich zu sein, so darf nicht vergessen werden, daß wir dem Körper die Stoffe, welche derselbe bedarf, in verschiedener Gestalt zuführen können, sobald die Möglichkeit der Assimilation nur nicht gehindert ist. Aus dem Mehl die Kleie nicht scheiden, wie die Vegetarianer wollen, heißt nur das daraus bereitete Brot dem Fleische ähnlicher machen. Denn die Kleie enthält den größern Theil des Stickstoffs, den die Getreidesamen führen, und die Untersuchungen französischer Physiologen haben dargethan, daß mit der Kleie gebackenes Brot nahrhafter und, allein genossen, sogar verdaulicher ist als solches ohne Kleie. Das Abscheiden der Kleie zu verwerfen, wenn dem Körper in anderer Weise die Stoffe zukommen, die das von Kleie befreite Mehl etwa in nicht genügendem Maße enthält, wäre demnach eine thörichte Pedanterie. Gegen das Verbot des Weins mag man den Vegetarianern gegenüber weiter nichts anführen, als daß, wenn die Bibel in einem Punkte als Richtschnur dienen soll, sie dies auch in dem andern thun muß. Die Bibel verbietet den Wein nicht, im Gegentheil hat der Stifter der christlichen Religion selbst Wein genossen. Kaffee, Thee, Chocolade sind aber, wie die neuere Chemie und Physiologie darthut, nicht bloße Reizmittel, sondern zugleich wirkliche Nahrungsmittel, welche ein Körperbedürfniß befriedigen, und ihr mäßiger Genuß kann und darf niemals üble Folgen haben. Daß die Pflanzennahrung billiger als die thierische sei, ein Umstand, den die Vegetarianer ebenfalls in die Wagschale werfen, ist nur relativ zuzugeben. Wer einigermaßen mit den Grundsätzen des Ackerbaues vertraut ist, wird wissen, daß eine hinreichende Menge vegetabilischer Nahrungsmittel auf billige Weise nur erzeugt werden kann durch das Medium der Thierzucht. Ästhetisch mag der Genuß von Früchten und Kräutern für sensible Naturen allerdings mehr sein als der des Fleisches; das ist aber ein sehr geringer Vorzug, der gewiß nicht in Betracht kommt, wenn es sich um die Erhaltung des Körpers handelt.

Mit Recht darf auch in Frage gestellt werden, ob ausschließlich vegetabilische Nahrung wirklich sanft und mild mache. Gewöhnlich werden die Hindu als Beispiel in erster Reihe angeführt; aber gerade von diesen hat die Geschichte der neuesten Zeit das Gegentheil bewiesen. Die Thaten der Seapoys messen sich nicht nur an Scheußlichkeit mit den Greueln aller Zeiten und Völker, sondern sie haben auch den tiefern Kenner der Völker und Menschen nicht überrascht, denn dieser weiß, daß Weichlichkeit und Wollust nur zu gern Hand in Hand gehen mit thierischer Grausamkeit. Auch die Südseeinsulaner, oft citirt wegen ihrer harmlosen Liebenswürdigkeit, sind als Feinde empörende Barbaren. Ihr feurigster Lobredner, Chamisso, wagt von den Radakern, die er fast als Mustermenschen vorzustellen geneigt ist, diesen Makel nicht ganz abzuwälzen, trotzdem sie blos Phytophagen, Pflanzenesser, sind. Daß man eine grausame Lust daran finden kann, Thiere zu tödten, ist nicht abzustreiten; allein man muß sich hüten, Ursachen und Wirkungen miteinander zu vermengen. Es ist wahr, die Empfindsamkeit pflegt nicht bei Schlächtern zu wohnen; aber ist der Kreis der ältlichen Jungfrauen, welche oft blos von Kaffee, Thee und Backwerk leben, etwa die Heimat der Milde und Toleranz? Der Spanier am Guadalquivir und der Paisano in den Pampas am La-Plata sind noch ganz dieselben Menschen, die sie vor Jahrhunderten waren, ihr Charakter ist sich völlig gleichgeblieben, obgleich der erstere nur von Zwiebeln und Vegetabilien, der letztere aber blos von Fleisch lebt. Gibt es Beispiele, daß die verstockte Bosheit eines Übelthäters durch die frugale Kost von Wasser und Brot in mildherzige Menschenliebe verwandelt worden ist?

Der Einfluß der blos vegetabilischen Nahrung auf den Körper kann schon erfahrungsmäßig nicht durchweg als ein günstiger angenommen werden. Wir finden bei allen Phytophagen ein sehr frühzeitiges und rasches Abnehmen der Kräfte, welches sich namentlich bei den Frauen zu deren großem Nachtheil in auffallender Weise kund gibt. Die höchst eigenthümlichen Krankheitserscheinungen und Körperentstellungen, welche unter pflanzenessenden Nationen vorkommen, finden sich nur höchst selten unter solchen, die eine gemischte Diät beobachten. Hierher ist z. B. zu rechnen: die furchtbare Elephantiasis der Polynesier, das Gliederschwinden der Australneger, die Knochenbrüchigkeit der Indier. Wenn die Vegetarianer die Milch verbieten, so wissen sie namentlich nicht, was sie thun. Milch ist ja das naturgemäßeste aller Nahrungsmittel, das dem Körper alle Stoffe liefert, deren er zu freudigem Gedeihen bedarf. Kleinen Kindern die Milch entziehen, heißt sie dem Untergange weihen. Bis zum Hervorbrechen der Backenzähne muß die ausschließliche Nahrung des Kindes entweder blos aus der Muttermilch oder aus thierischer Milch bestehen. Erst wenn die Natur jenen Fingerzeig gegeben, ist es gerechtfertigt, dem Kinde auch weiche, kaubare Speisen in sehr mäßigen Portionen zu reichen. Hier wird aber immer eine weise Verbindung von thierischen mit pflanzlichen Producten das Heilsamste sein. Der erstaunliche körperliche Rückgang des Menschengeschlechts, der sich in man-

chen Ländern bei den jährlichen Militäraushebungen manifestirt, ist zum Theil dem Verkennen jener Wahrheiten zuzuschreiben. Das wachsende Kind bedarf einer verhältnißmäßig weit kräftigern, rascher assimilirbaren Nahrung als der ausgewachsene Mensch. Im Semmelbrei, Arrow-Root, in Mehlsuppen, Kartoffeln, Backwerk reichen wir ihm solche Nahrung nicht. Es fehlen jenen Lebensmitteln Stoffe zur Ergänzung des Verlustes und zur Zunahme des Körpers, und die nächste Folge ist die Kette von Kindersiechthum, deren Gesammterscheinungen wir gewöhnlich mit den Namen Skrofeln, Bleichsucht, Blutarmuth bezeichnen, und die endlich den Menschen als Schwächling an Geist und Körper hervorgehen lassen.

Wir, in unsern Verhältnissen, können entschieden der Fleischnahrung nicht mehr entbehren, selbst wenn wir wollten. In keiner andern gleich geschickten, concisen Form vermögen wir unserm Leibe die Existenzmittel zu bieten als in der des Fleisches, das in gehöriger Verbindung mit Pflanzenkost ein vollkommen naturgemäßes Nahrungsmittel ist, weil es allen Anforderungen der Natur zu entsprechen vermag. Wir vermögen, wie schon bemerkt, unserm Körper die nöthigen Proteïnstoffe allerdings auch durch Vegetabilien zuzuführen, doch sind diejenigen unter ihnen, welche jene Stoffe am meisten enthalten, im gewöhnlichen Zustande schwerer verdaulich als das Fleisch. Die Nothwendigkeit der Fleischnahrung ist namentlich in den kalten Klimaten unabweisbar. Nur mittels dieser Nahrung wird der hohe Norden dem Menschen zugänglich, bewohnbar. Ungeheuere Quantitäten an Pflanzenstoffen müßte der Lappe zu sich nehmen, um seinem Körper die Wärme zu erhalten, die ihm der geliebte Thran verschafft; und wo sollte er diese Pflanzenstoffe hernehmen? Es wäre aber absurd, dem Menschen das Recht zu bestreiten, auch in der Nähe des ewigen Eises seine Hütten zu gründen. Der im Verhältniß zum Volumen viel größere Nahrungsgehalt des Fleisches macht es zum Vorrathsmittel höchst geschickt, und es ist in dieser Hinsicht durch keine bekannte Pflanzenspeise zu ersetzen, selbst nicht durch die Hülsenfrüchte, welche noch dem Fleische am nächsten stehen. Durch die Fleischnahrung, welche die Viehzüchtung voraussetzt, verwerthet der Mensch zugleich am vortheilhaftesten die primären Bodenproducte. Der kleine Kreislauf der Stoffe in dieser Beziehung findet in den trefflichen chemisch-physiologischen Darstellungen, welche unsere neuere Literatur besitzt, hinlängliche Erörterung.

Die Behauptung der Vegetarianer, daß das Heer von Krankheiten, welches die Menschheit heimsucht, sein befestigtes Lager nebst Ausfallpforten allein in dem eingerissenen Fleischgenusse habe, ist eine höchst einseitige und darum unwahre. Die Ursachen der häufigen Krankheitserscheinungen beim Menschen sind sehr mannichfaltig. Daß schlechte Nahrungsweise den Krankheitskeim pflanzen oder sein Wachsthum begünstigen kann, steht außer aller Frage; aber die Fleischnahrung ist eben keine schlechte. Im Gegentheil, die Sterblichkeit Irlands würde sicherlich eine weit geringere sein, wenn seinen Bewohnern, statt der alltäglichen Kartoffeln, einigemal in der Woche ein tüchtiger Rinderbraten zu Gebote stände. Durch tausend Erfahrungen ist aber erwiesen, daß nach schweren Krankheitsfällen, nach starken Blutverlusten, bei der Blutarmuth nichts anderes die verlorenen Kräfte so rasch und sicher wieder ersetzt als eine angemessene Fleischdiät. Die Fleischbrühe steht daher seit undenklichen Zeiten bei allen civilisirten Nationen in hohem Ansehen und spielt mit Recht in der Reconvalescentendiät die größte Rolle.

Als den hauptsächlichen Grundstein ihres Lehrgebäudes pflegen die Vegetarianer den Satz aufzustellen, daß der anatomische Bau des Menschen nur auf Pflanzennahrung deute. Sie sagen, von allen Thieren gleiche dem Menschen am meisten der Orang-Utang, namentlich sei die Größe und Anordnung seines Gebisses demjenigen des Menschen beinahe völlig gleich; von ebenso großer Ähnlichkeit sei auch der Magen jenes Affen mit dem des Menschen. Die Affen seien aber kräuterfressende Thiere, folglich auch die anatomisch übereinstimmenden Menschen. Abgesehen davon, daß das Gebiß des Orang-Utang mit dem des Menschen nicht völlig übereinstimmt, indem dem Menschen die furchtbaren Eckzähne abgehen, so ist schon die Behauptung, daß der Affe blos Pflanzenkost genieße, ganz falsch. Die Affen leben vorzugsweise von Baumfrüchten, aber sie stellen auch den Vogeleiern mit größter Begierde nach, und Spinnen, Insekten, Larven verzehren sie mit entschiedenem Appetit. Darauf sind auch die spitzen Backenzahnhöcker vieler Arten ersichtlich berechnet. Daß sich ferner die großen Affen, Orang, Schimpanse, Gibbon u. s. w., sehr leicht an alle Speisen und Getränke des Menschen gewöhnen, ist eine allbekannte Thatsache. Ob der menschliche Magen dem des Affen oder dem des Schweins, eines alles fressenden Thieres, ähnlicher sei, wie öfters behauptet wird, lassen wir dahingestellt, da ein derartiger Vergleich zwischen dem Menschen und dem Thier überhaupt nicht zulässig sein dürfte,

Daß es übrigens Thiergattungen höherer Art gibt, welche ebenso gut von Pflanzen wie von Fleisch leben, ist jedermann bekannt, wäre er auch kein Naturkundiger.

In den meisten Paradoxien ist aber ein Kern der Wahrheit verborgen; und so auch hier. Die Sekte der Vegetarianer ist einem Lande entsprungen, wo ein übermäßiger Fleischgenuß so häufig ist, daß seine nachtheiligen Folgen manchmal auffallend in die Augen springen. Wäre die Tendenz der Sekte nicht so sehr auf die Spitze gestellt, bezweckte sie nur eine heilsame Verringerung des Fleischgenusses und die Herstellung des nothwendigen Gleichgewichts zwischen den Fettbildnern und Blutbildnern in der menschlichen Nahrung, erzielte sie einen mäßigen Genuß im Essen und Trinken und, damit verbunden, eine harmonische Ausbildung des Körpers und des Geistes — so wären ihre Lehren und Bestrebungen unter allen Umständen nützlich und sicherlich mehr oder weniger auch erfolgreich. In seiner strengen Observanz ist aber der Vegetarianismus eine Verirrung, und die Sekte wird es selbst bei dem ernstesten Willen ihrer Anhänger schwerlich jemals zu einer allgemeinen Reform bringen, die, wäre sie möglich, die allerschädlichsten Folgen haben müßte. Nicht Schwärmerei vermag die Gesetze aufzustellen, nach welchen der Mensch seinen Körper zu nähren hat, wenn er naturgemäß oder vielmehr vernünftig leben will, sondern die Aufstellung dieser Gesetze fällt heutzutage der Wissenschaft zu, der Physiologie, deren Lehren bereits auch hinlängliche Verbreitung gefunden haben und täglich mehr finden. Der Deutsche, dem es darum zu thun ist, seinem Körper das zu geben, was er braucht, und sich dadurch Gesundheit, Frische und kräftiges Alter zu erwerben, nehme die Werke von Liebig, Moleschott, Schleiden und andern zur Hand, und er wird auf dem sichersten Wege zu dem gelangen, was ein philanthropischer Dilettantismus niemals gewähren kann.

Alexander Herzen.

Unter den politischen Schriftstellern der Gegenwart nimmt Alexander Herzen eine der interessantesten und bedeutungsvollsten Stellungen ein. Sie ist ihm zu Theil geworden, ohne daß er sie gesucht, das Schicksal hat sie ihm gleichsam selbst angewiesen, nachdem es ihm gelungen war, sich den Verfolgungen in seiner Heimat zu entziehen, und er die Mission übernahm, vom Auslande aus auf sein Vaterland durch ein freies, von keinen Fesseln und keinen Rücksichten mehr gebundenes Urtheil zurückzuwirken und zugleich Europa über das tiefere geistige Leben Rußlands aufzuklären, aus dem dessen Zukunft zu ersprießen hat.

Weder politischer noch literarischer Ehrgeiz hat Herzen zu dieser Wirksamkeit verlockt, er will dabei nichts üben, als das Recht des freien Mannes, die Wahrheit zu sagen, und es bildet die anziehendste Seite seiner Schriften, daß er danach mit der vollen Kraft des natürlichen Gefühls ringt und dessen Ursprünglichkeit ebenso in sich walten läßt wie die Schärfe des philosophischen Denkens. Er steht auf der Grenzscheide zwischen der russischen und der deutschen Literatur, und die Energie, welche ihm aus beiden erwachsen ist, hat ihn zugleich dahin geführt, auf die französische und englische Literatur Einfluß zu gewinnen.

In ihm concentrirt sich auf eine merkwürdige Weise der kosmopolitische Charakter unserer Zeit. Goethe würde in seiner Wirksamkeit einen der schlagendsten Belege zu der von ihm verkündeten Weltliteratur der Zukunft sehen können. Von London aus übt dieser eine Mann einen Einfluß auf Rußland aus, wie ihn die bisherige publicistische Literatur noch nie gekannt hat, und was er für Rußland wirkt und schafft, wird zugleich Eigenthum des übrigen Europa. Es ist ihm gelungen, in England der Schöpfer einer freien Presse für Rußland zu werden, welche dessen Entwickelung wesentlich fördert, und ganz Europa blickt mit Interesse und Antheil auf die sich immer steigernde Kraft dieser Wirksamkeit.

Als eine Analogie derselben kann man zwar die Wirksamkeit ansehen, welche Joseph Mazzini als Schöpfer und Leiter des Jungen Italien von Marseille und London aus auf sein Vaterland übte, sowie die, welche aus Börne's und Heine's in Paris verfaßten Schriften auf Deutschland hervorging, aber in Herzen's Büchern und Zeitschriften sehen wir offenbar die gesteigerte Kraft dieser politisch-radicalen Richtungen in ungleich größern Verhältnissen vor uns. Die Hebel unserer Zeit werden immer mächtiger, und sie muß deshalb auch immer größere Resultate hervorrufen.

Herzen ist kein exclusiver Parteichef wie Mazzini, sondern politischer Kritiker, der auf alle Parteien seines Vaterlandes zu wirken sucht und deshalb auch von allen beachtet wird.

Rußlands Zustände sind noch so naturwüchsig, daß sie keiner systematischen Opposition bedürfen, und seine Publicisten sind deshalb einer solchen überhoben. Sie können die Regierung unterstützen, wo diese den Fortschritt befördert, ohne auf deren Seite zu treten, und sich dabei die Freiheit bewahren, die volle Schärfe der Kritik walten zu lassen. Herzen's Wirksamkeit ist deshalb eine ungleich concretere, als die Heine's und Börne's war, welche sich nur gegen die großen Hindernisse der deutschen Freiheit wenden und nur negativ als Feinde der Regierungen ihrer Heimat dafür kämpfen konnten. Herzen steht überall in dem Mittelpunkte der unmittelbaren Interessen, und seine Wirkung ist ungleich einschneidender als die der beiden deutschen Schriftsteller.

Die angesehensten Männer Rußlands suchen Herzen bei ihren Besuchen Londons auf, selbst wenn sie nicht seiner Richtung angehören, und es ist mehr als ein Beispiel bekannt, daß der Kaiser Alexander sich auf Herzen's Urtheile bezogen hat, um die von ihm begonnenen Reformen gegen die Bedenklichkeit seiner Rathgeber zu rechtfertigen. Herzen's freie Presse ist ein Drohmittel für die russischen Censoren, wenn sie den Schriftstellern die Druckerlaubniß vorenthalten, und mancher betrügerische Beamte des Landes ist schon genöthigt worden, seinen Raub herauszugeben, weil ihm gedroht wurde, daß die „Glocke“ seine Schande ausläuten solle. Ferner sind Herzen schon so viele wichtige Manuscripte aus Rußland zur Veröffentlichung durch seine freie Presse zugegangen, daß diese in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon einen dauernden Werth für die Geschichte der neuern und neuesten Zeit erlangt hat.

Eine solche Thätigkeit verdient es, daß wir ihr eine ausführlichere Betrachtung widmen, und wir fühlen uns um so mehr dazu veranlaßt, als wir uns sagen müssen, daß Alexander Herzen die Begründung seines Rufs seiner ersten deutschen Schrift und dem in ihr thätigen deutschen Fühlen und Denken verdankt. Seine praktischen Wirkungen gehören Rußland, seine literarischen Verdienste Deutschland an.

Herzen ist auch seiner Abstammung nach mindestens ein halber Deutscher. Seine Mutter war eine Stuttgarterin, welche heimlich das älterliche Haus verließ, um dem Geliebten nach Rußland zu folgen. Herzen's Vater war unter Paul I. mit dem Range eines Kapitäns aus der kaiserlichen Garde geschieden und hatte dann bis 1812 im Auslande gelebt und sich vielfach auf Reisen umhergetrieben. Er war reich und besaß alle guten und übeln Eigenschaften der vornehmen Russen. Neben einer einnehmenden, glatten Weltbildung erfüllte ihn eine mit Mistrauen gemischte Verachtung der Menschen, und er wurde infolge dessen hypochondrisch und selbstquälerisch. Nach kurzem Liebesrausche sah sich seine junge Frau bitter enttäuscht, aber sie erduldete ihr Schicksal, ein einförmiges, freudeloses Leben führen und sich und das ganze Haus tyrannisirt sehen zu müssen, um ihren Sohn lieben und für die ihm mangelnde Vaterliebe entschädigen zu können.

Alexander Herzen wurde 1812 in Moskau geboren. Er war ein Kind von fünf Monaten, als die alte Zarenstadt in Flammen aufging. Während des Knaben Vater und Diener von den französischen Soldaten gezwungen wurden, beim Löschen zu helfen, trug die Amme das Kind, in den Überzug eines Billards gehüllt, von Straße zu Straße, bis die Mutter sich mit ihm vereinigen und es nach einem fernen Landsitze im Gouvernement Jaroslaw bringen konnte. Erst nach einem Jahre kehrte die Familie nach Moskau zurück, wo der Knabe seine Jugend zu verleben hatte. Er sah noch die Spuren des Brandes, und die Erzählung der Ereignisse von 1812—15 bildete die Haupterinnerung und Geistesnahrung, mit der er aufwuchs.

Mit zwölf Jahren bekam Herzen einen „Deutschen“, ein Mittelding zwischen Lehrer und Bedienten, der ihn zu unterrichten, aber auch anzukleiden und nebenbei den Obstgarten zu besorgen hatte. Diesem folgten andere Lehrer, und nachdem Alexander Herzen das funfzehnte Jahr erreicht hatte, wurde auch ein Priester engagirt, um ihn den Katechismus zu lehren. Die Bemühungen des Priesters fielen aber fruchtlos aus, da der Knabe bereits Voltaire und Volney gelesen hatte und nichts mehr von den Mysterien des griechischen Glaubens wissen wollte. Beim Schlusse des Unterrichts stellte ihm der Priester das charakteristische Zeugniß aus: „Gott hat Ihren Verstand geöffnet, aber Ihr Herz ist der Gnade verschlossen.“ Desto lebendiger war das patriotische Gefühl in dem Herzen des Knaben thätig. Die Ereignisse, welche sich an den Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus knüpften, die Verschwörung Pestel's und seiner Genossen, sowie der Aufstandsversuch in Petersburg und die Hinrichtung der fünf Hauptverschwörer machten einen tiefen Eindruck auf sein der Begeisterung für das Volkswohl bereits erschlossenes jugendliches Herz. Dieser Eindruck war Epoche machend für Herzen's Leben, und der Jüngling

fand bald darauf noch reichere Nahrung für seinen Geist, als er Schiller's Freiheit athmende Dramen kennen lernte und mit einem gleichgesinnten Freunde las.

Der russischen Sitte gemäß hatte der Vater den zwölfjährigen Sohn in den Staatsdienst einschreiben lassen. Das war nur nominell, bildete aber doch ein Hinderniß, als Alexander Herzen sich den Universitätsstudien zuwenden wollte. Die akademische Behörde erklärte, ein Staatsdiener könne nicht zugleich Student sein, und es bedurfte eines Erlasses des Fürsten Jussupow, des höchsten Vorgesetzten des jungen Staatsdieners, um ihm die Universität zu eröffnen. Er ertheilte ihm Urlaub auf drei Jahre und den Befehl, den Vorlesungen der Universität beizuwohnen. Dagegen hatte die akademische Behörde nichts mehr einzuwenden.

Die russischen Universitäten sind ungleich strenger überwacht als die deutschen und gewissermaßen militärisch disciplinirt, lassen aber trotzdem strebenden Geistern noch immer Raum genug zur Entwickelung, und es gibt auch in ihnen Professoren, welche anregend auf die Jugend zu wirken wissen und sie auf die großen Wissensschätze verweisen, welche das übrige Europa, namentlich aber Deutschland in sich schließen.

Herzen hatte sich den Naturwissenschaften gewidmet, die er mit Liebe betrieb, wandte sich indessen außer diesem Studium, seinem lebhaften Geiste gemäß, auch ebenso begierig den Strömungen des allgemeinen Geistes zu, welcher sich von Deutschland und Frankreich nach Rußland ergoß, und theilte das fröhliche Studentenleben, das sich aus diesen Anregungen in Moskau hervorbildete.

Die Hegel'sche Philosophie und der Socialismus bildeten die Angelpunkte, um welche sich die Entwickelung drehte, und die der russischen Jugend der dreißiger Jahre ein völlig neues Leben erschlossen. „Seit der Erscheinung des St.-Simonismus", sagt Herzen hierüber, „nach dem Jahre 1830 machte der Socialismus einen tiefen Eindruck in Moskau. Man sah in dieser Lehre den Ausdruck einer verwandtern Richtung, als sie die politischen Ideen gewähren konnten, weil man mit den Communalinteressen, dem gemeinsamen Länderbesitz und den Arbeiterverbindungen vertraut war. Der Socialismus stand uns ungleich näher als den Bürgern des westlichen Europa."

„In Moskau ging der Socialismus Hand in Hand mit der Hegel'schen Philosophie. Uns war diese Verbindung natürlich, während sie den Deutschen noch fern lag und sich bei ihnen die enge Verwandtschaft der Wissenschaft mit der Revolution erst allmählich hervorbildete. Sie erkannte sie wol, aber der Socialismus interessirte sie nicht, weil er praktischer Natur ist. Die Deutschen konnten in der Wissenschaft vollständig radical sein und in ihren Handlungen conservativ bleiben. Sie waren Poeten auf dem Papier und Spießbürger im Leben. Uns war dagegen dieser Dualismus antipathisch. Der Socialismus war für uns die natürliche Schlußfolge der Philosophie, die Anwendung der Logik auf den Staat."

Ebenso natürlich war es aber auch, daß die despotische russische Regierung die Logik dieser Entwickelung fürchtete. Sie ließ die dem Socialismus zugewandten Studenten bewachen, sandte Spione in ihre Kreise, und im Frühling 1834 erfolgte die Verhaftung einer Anzahl junger Leute, welche in zwei Gruppen getheilt wurden, um sie zu politischen Verbrechern zu stempeln und durch ihre Bestrafung zu schrecken. Die erste Gruppe bestand aus solchen, die ein Spottlied auf den Kaiser Nikolaus gesungen hatten, die zweite aus solchen, deren Briefe man bei den deshalb Verhafteten auffand und denen man eine schlechte politische Gesinnung und eine Hinneigung zum Socialismus nachweisen konnte. Zu den letztern gehörte Herzen. Auch er wurde durch den Polizeidirector mit Kosackenbegleitung aus dem Hause seines Vaters geholt und hatte eine abscheuliche Haft von neun Monaten zu bestehen, bis das Urtheil erfolgte. Der Kaiser hatte eine eigene Commission ernannt, um die fürchterlichen Vergehen der Studenten aufs strengste zu ahnden. Die erste Commission konnte jedoch in sechs Monaten keine erhebliche Resultate zu Tage fördern und keine Verurtheilung zu Stande bringen, und nach Berufung einer zweiten weigerte sich der zu ihr gehörende Gouverneur von Moskau, der General Staal, ein alter, ehrlicher Haudegen, nachdem er die Sache kennen gelernt, die Berathungen darüber zu theilen, weil er keine Schuld in den jungen Leuten sehen konnte. Bei der Anwesenheit des Kaisers in Moskau bat er diesen persönlich, seiner grauen Haare zu schonen und ihn von diesem Richteramte zu entbinden. Sein Eifer sei bekannt, und er sei bereit, sein Blut für den Kaiser zu vergießen, hier aber stehe seine Ehre auf dem Spiel und sein Gewissen empöre sich gegen das, was in der Commission vorgehe.

Unter Herzen's Papieren hatte man verschiedene schriftstellerische Versuche aufgefunden. Als er nach einem vierstündigen Verhör über seine politischen Ansichten und das Lesen verderb-

licher Schriften entlassen wurde, hörte er beim Fortgehen den Präsidenten der Commission den Secretär fragen: „Ist das der junge Mann, von welchem die Schrift über Peter I. herrührt, die Sie mir zeigten?" — „Ja", erwiderte der Gefragte, „er hat Talent!" — „Desto schlimmer", sagte darauf der Präsident, „in geschickten Händen wird das Gift immer gefährlicher. Das ist ein unverbesserlicher, gefährlicher junger Mann."

Ein echtes Bild russischen Lebens! Als komische Ergänzung dazu erzählt Herzen, daß als einer der mit der Verhaftung beauftragten Commissare in der Bibliothek eines der Verdächtigen auf Thiers' „Geschichte der Französischen Revolution" stieß, und Band auf Band aufschlug, dieser ausrief: „Das ist ein gefährlicher Mensch, so viel revolutionäre Schriften zu besitzen! Und hier noch eine: Cuvier, «Über die Revolutionen des Erdballs!»" — Die zweite Commission brachte die Verurtheilung zu Stande. Die Angeklagten wurden in drei Sectionen bestraft. Die erste, drei Hauptcompromittirte, wurde „auf unbestimmte Zeit" nach der Festung Schlüsselburg gebracht, die zweite in entlegene Provinzen geschickt, um unter Aufsicht zu leben, die dritte pardonirt, aber unter Polizeiaufsicht in ihrer Heimat gestellt. Herzen gehörte zu der zweiten Section und wurde im April des Jahres 1835 nach Perm und bald darauf von da nach Wjätka, an der Grenze Sibiriens, geschickt und der Kanzlei zugewiesen, wo er Gelegenheit erhielt, das schurkische Beamtenleben in den russischen Provinzen kennen zu lernen und zahlreichen Opfern des petersburger Despotismus zu begegnen.

Die Schilderungen, welche Herzen von beiden in seinen „Erinnerungen" geliefert hat, geben ein äußerst lebendiges Bild des russischen Lebens. Der Gouverneur von Tobolsk, Tufeyew, welcher sich zum Despoten und Tyrannen der Provinz aufschwingt, die er einst als Seiltänzer und Vagabund durchstreift hatte, der verbannte Fürst Dolgorukow, welcher in drei Equipagen, für sich, seinen Koch, seine Papagaien und einen Hühnerhof, nach Perm zieht, und der von dem Kaiser Alexander I. einst hoch erhobene, aber von Nikolaus dafür nach Sibirien verbannte Architekt Witberg, der genialste Künstler Rußlands, der mit seinem Ordensbande um den Hals als Bettler durch Europa ziehen möchte, um sein Geschick zu erzählen, sind Gestalten, wie sie nur in Rußland vorkommen können.

Herzen ertrug sein Geschick so leicht als möglich, und der Nutzen, welchen der Gouverneur aus seinen Fähigkeiten ziehen konnte, erleichterte seine Lage. Gegen Ende des Jahres 1837 wurde ihm auf die Fürsprache des Thronfolgers gestattet, sich in Wladimir niederzulassen, wo er sich verheirathete und an der Seite einer geliebten Gattin die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte. Er benutzte diese Zeit der Muße, sich aufs neue dem Studium der deutschen Philosophie hinzugeben und die ersten schriftstellerischen Versuche zu machen. Im Jahre 1839 wurde ihm Amnestie ertheilt, und 1840 erhielt er plötzlich den Befehl, sich nach Petersburg zu begeben, um eine Stelle im Ministerium des Innern zu übernehmen. Auch dort wurde er jedoch von der Polizei heimlich beaufsichtigt, seine Briefe wurden aufgefangen, und als er einmal seinem Vater ein Gerücht gemeldet, von dem ganz Petersburg sprach, daß ein Polizeidiener einen Mann ermordet habe, ward er in die berüchtigte dritte Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei citirt, ihm das Aussprengen falscher und schädlicher Gerüchte schuld gegeben, und ihm bald darauf eröffnet, daß er nach Wjätka zurückgesandt werden solle.

Auf die Vorstellung, daß seine Frau krank sei, wurde ihm gestattet, sich nach einem andern, von dem Minister des Innern zu bestimmenden Orte zu begeben, und durch die zwischen dem letztern und dem Chef der Polizei obwaltende Eifersucht konnte Herzen wenigstens erreichen, daß er nur nach Nowgorod geschickt ward, wo er die Stelle eines Regierungsraths erhielt. Dort gehörten die Misbräuche der gutsherrlichen Gewalt sowie die Klagen der Sektirer und anderer unter polizeilicher Aufsicht stehender Leute zu seinem Fach, und unter andern hatte er auch alle drei Monate einen Bericht über sich selbst als einen unter polizeilicher Aufsicht lebenden Menschen abzustatten. Herzen konnte in dieser Stellung wol reichliche Erfahrungen machen, aber sein Herz empörte sich auch ebenso oft über das, was er zu erleben hatte, und sein Geist sehnte sich nach besserer Beschäftigung. Er bat um seinen Abschied und erhielt ihn im Jahre 1842, kehrte nach Petersburg zurück und erlangte bald darauf auch durch die Fürsprache der Kaiserin die Erlaubniß, nach Moskau zurückzukehren oder vielmehr nur „seine Frau dahin zu begleiten", wie die Polizei sich ausdrückte.

Darauf begann Herzen seine Laufbahn als russischer Schriftsteller unter dem Namen Iskander (die türkische Form des Namens Alexander). Er bediente sich der mannichfaltigsten Formen, um seine Ansichten über das Wesen des Staats und der Gesellschaft auszusprechen und

das despotische Regierungssystem des Kaisers Nikolaus erschüttern zu helfen. Er schrieb „Briefe über das Studium der Natur", „Über den historischen Begriff der Ehre", oder Novellen wie: „Memoiren eines Arztes", „An wem liegt der Fehler?" „Die diebische Elster" und „Das Journal eines jungen Mannes".

Herzen hielt sich bei diesen Productionen auf der scharfen Linie des Erlaubten, konnte sich indessen doch nie mit voller Ruhe dieser Thätigkeit erfreuen und sehnte sich begreiflicherweise nach der Freiheit, im Auslande leben zu dürfen. Der im Jahre 1846 erfolgte Tod seines Vaters, welcher ihm eine reichliche Existenz sicherte, brachte diesen Entschluß bei ihm zur Reife. Er bewarb sich um einen Paß für das Ausland, erhielt ihn und wandte Rußland für immer den Rücken, um sich eine bessere Heimat in Europa zu suchen. Er begab sich zuerst nach Berlin, welches der stete Sammelplatz der im Auslande studirenden Russen war, und machte dort die Bekanntschaft der zur Jung-Hegel'schen Schule gehörenden Radicalen. Von da reiste er nach Paris, dem damaligen Mekka aller strebenden Geister, von dessen gärender Entwickelung sie die neue Aera der Zukunft erwarteten.

Herzen's naturkräftiger Sinn fühlte sich jedoch angewidert von dem Schauspiele, das ihm Paris im Herbst des Jahres 1847 darbot. „Ich konnte mich in diese corrumpirten Umgebungen nicht finden", schreibt er darüber. „Ich fühlte, daß sich in mir die Resignation, die Kälte, die Theilnahmlosigkeit entwickelte, welche uns wegen verlorener Hoffnungen, wegen des Bruchs mit der Wirklichkeit, wegen der Verachtung der Gegenwart beschleicht. Ich bemerkte, daß ich vertrocknete, und nur manchmal fand ich die Fülle der jugendlichen Kraft in meiner erbitterten Indignation wieder. Tod in der Literatur, Tod im Theater, Tod in der Politik, Tod auf der Tribüne, diese wandelnde Leiche Guizot einerseits und das kindliche Lallen der silberhaarigen Opposition war fürchterlich. Auf seiner Oberfläche stellte Paris einen erloschenen Krater vor, dessen einst glühende Wände sich in Schmuz und Sumpf verwandelt hatten. Frankreich wird vielleicht genesen, aber ich wollte nicht als Krankenwärter an seinem Lager sitzen, ich wollte es nicht in dem Paroxysmus seines Wahnsinns, in den schmuzigen und cynischen Händen der Barbiere und Chirurgen sehen."

Trotz des Einspruchs seiner pariser Freunde, welche ihn auf den nahenden Sturm hinwiesen, reiste Herzen nach Italien, um sich an dessen Naturreichthum zu erfrischen und die dort erwachte Bewegung zu beobachten. Beide täuschten ihn nicht. „Ich genas geistig und verdanke Italien die Erneuerung des Glaubens an meine eigenen Kräfte und an die anderer. Viele längst gebleichte Hoffnungen standen in mir wieder auf, ich sah wieder beseelte Gesichter, feuchte Augen und hörte feurige Worte." Herzen durchlebte die Volksbewegung in Rom mit, durch welche Pius IX. zum Fortschritt gedrängt wurde, und in welcher sich bald darauf der volle Enthusiasmus für die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft Bahn brach.

In Pius' IX. Zügen las Herzen „gutmüthige Apathie und eine leidenschaftslose Ruhe. Er hat einen weißen zarten Teint, katholische Wohlbeleibtheit und klerikale Carnation, kleine Augen mit dem Ausdruck einer behaglichen Sattheit"... „Seine Cardinäle aber — welche unheilverkündende Gesichter! Ja, das sind die Leute der Inquisition und Auto da Fés. Nichts Menschliches ist diesen Greisen zugänglich; in ihrem, in Heuchelei und Kabalen verbrachten Leben haben sie nur den Haß gegen alles Freie, Herrschsucht ohne Maßen, Rache ohne Grenze gelernt."

Herzen genoß mit vollen Zügen der schönen Jugendzeit der wiedererwachten Freiheit Italiens — dann reiste er nach Paris zurück, um die durch die Februarrevolution ins Leben gerufene republikanische Bewegung kennen zu lernen und zu beobachten. Ihr gegenüber sah er sich sehr bald wieder in derselben Stimmung wie im Jahre 1847. Auf den ersten Blick erkannte er, daß auf diesem Boden keine Volksfreiheit erwachsen könne.

„Der 15. Mai hat die Binde von meinen Augen genommen", schreibt er im Juni 1848, „es bleibt nicht einmal mehr Platz für den Zweifel übrig, die Revolution ist besiegt. Bald wird die Reihe an die Republik kommen. Keine vollen drei Monate nach dem 24. Febr.; sie haben nicht die Zeit gehabt, «die Schuhe abzunutzen», in denen sie auf den Barrikaden waren, und suchen schon die Knechtschaft, die Freiheit ist ihnen schon lästig, sie bieten sich der Sklaverei an. Frankreich hatte wieder einen großen Schritt für sich und Europa gemacht, und wieder wurde es ihm bange, als es in Wirklichkeit sah, was es mit Worten ausrief und wofür es sein Blut zu vergießen bereit war, es wurde ihm bange und es zieht sich zurück."

Trotz dieses traurigen Eindrucks beschloß Herzen die Entwickelung der französischen Revolution in Paris abzuwarten, um das in ihr ruhende Verderben aller bis dahin auf Frankreich gesetzten Hoffnungen in vollem Maße auf sich wirken zu lassen. Während dieser Zeit verkehrte

Herzen vielfach mit den französischen Demokraten, die er durch sein Urtheil zu warnen suchte, sowie mit den in Paris lebenden oder dahin geflüchteten deutschen Demokraten. Eine lebhafte Freundschaft verband ihn eine Zeit lang mit Georg Herwegh, die aber nach etwa zwei Jahren in einem Zerwürfniß endete, an dem der deutsche Dichter die Schuld trägt. Es steigerte sich selbst bis zu einer Forderung von seiten Herzen's, von der er jedoch nach ruhiger Erwägung der Verhältnisse wieder abstand. Arnold Ruge hat später versucht, diesen Zwiespalt der beiden Freunde nebst den ihn begleitenden Verhältnissen zum Gegenstand einer Tragödie zu machen, ist aber bei diesem Versuche, die Frivolität der modernen Lebensanschauung, deren Repräsentant sein Dichter Julius ist, als tragischen Hebel zu gebrauchen, nicht glücklich gewesen, und hätte besser daran gethan, Varnhagen's Rath zu folgen und sich dabei in der Sphäre des Lustspiels zu halten.

Für Herzen wurde jene Zeit freilich zu einer furchtbaren Tragödie, welche aber mit diesen Verhältnissen nicht zusammenhängt. Der Zustand seiner brustkranken Frau hatte ihn genöthigt, sich nach Nizza zu begeben, und dahin beschied er auch seine Mutter, die bis dahin in Rußland geblieben war und in deren Obhut er einen kränklichen Knaben zurückgelassen hatte. Die kranke Frau starb in Nizza, und als sich das Dampfschiff, welches Herzen's Mutter und Sohn nebst dessen Erzieher am Bord hatte, dem Hafen näherte, erhob sich ein Sturm, das Schiff scheiterte, und sämmtliche Passagiere, Kapitän und Mannschaft fanden ihr Grab im Meere.

Das waren furchtbare Schläge für den damals durch die allgemeinen Schicksale Europas tief erschütterten Mann. Kräftige Naturen finden jedoch immer die rechte Befreiung aus solchen Leiden, indem sie sich mit erneuerter Kraft geistigen Beschäftigungen und der Aufgabe, die sie sich gesteckt, hingeben. Der Aufenthalt in Frankreich war Herzen verhaßt geworden. Er begab sich nach der Schweiz, wo er im Canton Genf das Bürgerrecht erwarb, und in freundschaftlichem Verkehr mit Karl Vogt und andern nach der Schweiz verschlagenen Führern der deutschen Demokratie lebte. Von dort aus ließ er im Jahre 1850 seine beiden ersten deutschen Schriften: „Vom andern Ufer" und „Briefe aus Italien und Frankreich" (in Hamburg bei Hoffmann und Campe) erscheinen, und lieferte verschiedene Beiträge zu der von Kolatscheck herausgegebenen „Deutschen Monatsschrift".

Das Buch „Vom andern Ufer" erregte allgemeines Aufsehen. Es enthielt die schärfste, radicalste Kritik der europäischen Zustände, welche nur denkbar war, in einer meisterhaften Form. Die Schilderung der Ereignisse, welche Herzen in Paris mit blutendem Herzen durchlebt hatte, erinnerte an die lebendige Auffassung der Völkerverhältnisse, welche man von Heinrich Heine gewohnt war, während er diesen weit an philosophischer Schärfe und Kunst der Dialektik übertraf, die ihn den Jung-Hegelianern gleichstellte, und sich zugleich in seinem Denken wieder ein neues, bis dahin unbekanntes Element an das Licht drängte, das ebenso überraschend als erfrischend wirkte. Herzen trat als der beredte Anwalt des slawischen Volksgeistes auf, indem er auf die in ihm ruhende Naturkraft hinwies und die Anerkennung seiner Rechte vom demokratischen Standpunkte aus forderte.

Herzen suchte nach den Gründen, weshalb die Bewegung des Jahres 1848 gescheitert war, und fand sie in der Halbheit, mit der sich die Liberalen und die Republikaner ihr hingegeben, und der Lässigkeit, mit der sie für das materielle Wohl des Volks sowie für dessen geistige Befreiung gesorgt. „Nachdem wir uns von der Vergangenheit losgemacht, waren wir noch nicht frei", sagte Herzen. „Trotzdem, daß wir die Vernunft anerkannten und die Republik proclamirten, blieben wir Götzendiener, Sklaven. Wie konnten wir etwas Freies schaffen und organisiren, da wir selbst im Innern noch Knechte von alten Vorurtheilen und kindischem Glauben blieben? Die Freiheit der Welt wird nicht eher erstehen, als bis alles Religiöse sich ins Menschliche, Einfache verwandelt und der Kritik und Negation unterwirft."

Herzen verlangt von der Bildung unserer Zeit, daß sie vor keiner Schwierigkeit und keiner Forderung der Völker zurückbebe. Sie darf sich nicht von den Schreckworten des Socialismus und Communismus einschüchtern lassen, sondern hat ihnen ins Auge zu blicken, um sie verständig gestalten zu helfen. „Unsere Civilisation ist die Civilisation der Minorität, sie ist nur möglich durch die Majorität der an die Schollen gefetteten Arbeiter... Ihnen wurde alles Bittere zu Theil, was die sociale Organisation enthielt, während sie ihnen nicht eine einzige Frucht zukommen ließ... Der Arbeiter will nicht mehr sein Leben lang für einen andern arbeiten, er will es nicht, und darin liegt das Amen der Anthropophagie. Man bereite sich darauf vor, von der behaglichen Muße Abschied zu nehmen. Die Majorität will sich nicht mehr absorbiren lassen, um der Minorität ein prachtvolles, üppiges Leben zu schaffen."

An dem Verlauf der französischen Bewegung wies Herzen nach, wie die Revolution selbst

reactionär werden kann, wenn sie bei der hohlen Form der Republik stehen bleibe. „Es ist die höchste Zeit, daß die Menschheit die Repräsentation, Republik, die Gesetzgebung, kurz alle Begriffe über den Bürger und sein Verhältniß zu den andern und dem Staate vor ein ernstes Gericht rufe." ... „Das Volk glaubt nicht mehr an die Republik und macht's vortrefflich. Es ist Zeit, nicht mehr an die alleinseligmachende Kirche, an diese oder jene Form der Regierung zu glauben." ... „Paris — wie lange glänzte dieser Name als ein leuchtender Stern für die Völker. Wer liebte ihn nicht und huldigte ihm nicht? Aber seine Zeit ist vorbei, man lasse ihn von der Bühne abtreten." ... „Frankreich geht unter in Schmach und Schmuz. Es hat seiner Rolle der revolutionären Hegemonie entsagt, es hat zu große Verbrechen begangen, als daß es sie fortführen dürfte."

In diesen Aussprüchen gab sich die Stimmung jener Zeit kund. So viele fühlten und dachten wie Alexander Herzen, und ihm wurde der lauteste Beifall zu Theil, weil er so rücksichtslos aussprach, was sich aufdrängte. Es gab jedoch auch einen Punkt in seinen Anschauungen, in dem man von ihm abweichen und über den man mit ihm rechten mußte. Seine lebhafte Empfindungsweise trug ihn zu weit, wenn er sich zu dem Gedanken hinreißen ließ, es gehe mit der Cultur des ganzen germano-romanischen Europa zu Ende, und es müsse eine Neugestaltung desselben durch die Slawen entstehen. Darin lag eine falsche Schlußfolgerung und eine falsche historische Anschauungsweise. Wenn Europa durch seine politischen Kämpfe zu der tiefen Einsicht gelangt war, welche sich Herzen sowie andern Gebildeten aufgedrängt hatte, daß die republikanische Staatsform noch nicht die Freiheit enthält und den Völkern garantirt, sondern daß zu dieser die vollständige innere Geistesbefreiung, das ungehemmte Waltenlassen des freien Denkens über die Religion und die Gesellschaft gehört, so folgte daraus, daß diese Erkenntniß sich auch zu verwirklichen, und gleich jeder andern Reform neue Zustände ins Leben zu rufen habe. Die Slawen aber können hierzu nicht berufen sein, weil sie bis dahin neben den germanischen und romanischen Völkern existirt haben, ohne zu einer individuellen Entwickelung und einem lebendigen Culturleben zu gelangen. Sie befinden sich noch im geologischen Zustande. Ihre Religion ist die älteste, geistloseste Form des Christenthums, welche ihnen Byzanz überliefert hat, ihr Volksleben bewegt sich ebenso dürftig und leer fort wie seit Jahrtausenden, und ihre Staatsformen sind die formelle Nachahmung der deutschen und französischen Monarchie, in welche erst allmählich etwas Leben kommt.

Deshalb war es ein verfehlter Gedanke von Herzen, wenn er glaubte, daß die Slawen berufen sein könnten, den neuen Barbaren Europas, den Communisten, welchen die alte Civilisation zur Zerstörung überantwortet werden würde, die Hand zu reichen, um ein neues Leben auf dem Boden der für alle sorgenden freien slawischen Gemeinde erstehen zu lassen. Die Reform der Zukunft kann nur aus der Vollendung der individuellen Freiheit, aus den Resultaten der Arbeits- wie der Denkkraft des germanisch-romanischen Europa hervorgehen.

Dennoch mußte man es Herzen Dank wissen, daß er durch seine Schilderung der altslawischen Gemeinde auf das Element hinwies, aus welchem der Lebenskeim für die Zukunft Rußlands sowie der südslawischen Länder ersprießen muß, und mit dem sich die europäische Demokratie zu verbinden hat, um die Befreiung des russischen Volks aus den Banden seiner Knechtschaft zu befördern und die Gefahr abzuwenden, welche der Freiheit Europas von dem russischen Despotismus droht.

Es war wohlthuend, einen so radicalen Kritiker wie Herzen seine Liebe zu dem russischen Volke äußern zu hören. „Ich liebe Rußland, weil ich es kenne, mit Bewußtsein, mit Rechenschaft. Ich hasse aber auch sehr vieles in Rußland, ohne Maß und mit der ganzen Macht des ersten Hasses." Herzen verurtheilt und verfolgt den durch Peter den Großen geschaffenen Despotismus des russischen Kaiserreichs, welcher in der Regierung Nikolaus' seinen vollendetsten Ausdruck gefunden, mit der vollen Glut des Patriotismus und der vollen Schärfe des historischen Kritikers, indem er dessen Widerspruch mit dem russischen Volksgeiste darthut.

„Rußland ist die organisirte slawische Welt und der slawische Staat, ihm gehört darum factisch die Hegemonie, aber die Regierung weist sie zurück; anstatt die Brüder ihres Volks zu sich zu rufen, denuncirt sie dieselben, anstatt sich an die Spitze der slawischen Bewegung zu stellen, leiht sie ihr Geld und ihre Arme deren Henkern."

Mit dieser Anschauung hatte sich Herzen einen neuen radicalen Standpunkt errungen, welcher ihn zu einer fortgesetzten Thätigkeit spornte. Er schrieb „Die Entwickelung der revolutionären Ideen in Rußland" in deutscher und französischer Sprache, und gab damit die erste tiefere Auffassung und Erklärung der denkwürdigen Bewegung, welche sich in Rußland in den

letzten Lebensjahren Alexander's I. erzeugte und in der Revolution des 14. Dec. 1825 bei der Thronbesteigung Nikolaus' I. Bahn brach. Er schilderte Pestel's Ideen und republikanische Entwürfe, vor denen Benjamin Constant und Paul Louis Courier sich entsetzt haben würden, und die er mit der größten Kaltblütigkeit unter steter Lebensgefahr jahrelang verfolgte, um sie langsam und sicher verwirklichen zu können. Der Anhang, welchen er unter den angesehensten Männern des Landes, Fürsten, Generalen, Obersten, Staatsräthen und Offizieren fand, beweist, daß seine Ideen nicht in der Luft schwebten, sondern auf dem festen Boden der wirklichen Zustände wurzelten und ebenso gut realisirt werden als scheitern konnten.

Der Geist, welcher diese Verschwörer durchdrang, ging mit der Hinrichtung Pestel's und seiner vier Hauptgenossen sowie mit den ihr folgenden zahlreichen Verbannungen der übrigen Theilnehmer nach Sibirien nicht verloren, er lebte fort in der Literatur, die der Kaiser nicht zu unterdrücken vermochte. Er mußte Puschkin, Gogol und Tschajedew dulden, und alle Censur und bureaukratischen Hemmnisse und Tyrannei konnten den Einfluß der modernen Ideen und der deutschen und französischen Literatur nicht von der russischen Jugend fern halten.

Es bildeten sich in ihr Schulen, und es entstanden zahlreiche Zeitschriften in Petersburg und Moskau, welche die liberale und radicale Entwickelung des übrigen Europa auf Rußland übertrugen. Herzen schildert die Kämpfe der „Europäer" und der „Slawophilen" sowie das ganze literarische und geistige Leben Rußlands in den dreißiger und vierziger Jahren, und verweist zum Schlusse wiederholt auf die Bedeutung der russischen Gemeinde, deren Befreiungstag, wie er überzeugt war, bald anbrechen mußte.

Die französische Ausgabe dieser Schrift erregte ein so freudiges Aufsehen unter den pariser Republikanern, daß die Regierung Ludwig Napoleon's den Vertrieb derselben untersagte. Erst mit dem Beginne des Kriegs gegen Rußland wurde er wieder freigegeben. Herzen selbst aber wurde es nicht mehr gestattet, durch Frankreich zu reisen.

Im Jahre 1851 hatte er sich nach England begeben, um dieses kennen zu lernen, und seinen Wohnsitz auf längere Zeit in London aufgeschlagen. Seine Wirksamkeit wurde hier auch von den englischen Radicalen geschätzt und in Zeitschriften wie „The Leader" gewürdigt. Je mehr Herzen England kennen lernte, desto mehr überzeugte er sich, daß er von diesem mächtigen Centralpunkte des Völkerlebens aus auf Rußland zu wirken suchen müsse, um zugleich für dessen Befreiung thätig zu sein und das Interesse Europas an dem Volksleben und der Literatur Rußlands rege zu erhalten. Er ließ russische Typen nach London kommen, engagirte einen des Russischen kundigen polnischen Setzer, und gab im Jahre 1853 ein russisches Jahrbuch „Der Polarstern" heraus, mit dessen Titel er an die einst von Rilejew und Bestuschew herausgegebene Zeitschrift erinnerte, und mit deren Inhalt und Geist er die Thätigkeit dieser Märtyrer fortsetzte. Bald darauf gab der Ausbruch des Kriegs der Westmächte gegen Rußland Herzen Gelegenheit, „Sendschreiben an den russischen Adel und die russischen Bauern" zu verfassen, um beiden die verderblichen Folgen zu vergegenwärtigen, welche dieser verwerfliche Krieg auf ihr Wohl haben müsse.

Diese Versuche waren Experimente, aber sie gelangen, sie hatten einen Erfolg, wie ihn sich Herzen selbst nicht hatte vorstellen können. Der „Polarstern" wurde von den Russen, welche den Continent besuchten, in Berlin gekauft und in der Tasche mit nach der Heimat genommen, die „Sendschreiben an den Adel und die Bauern" gelangten theils über Polen, theils durch die feindlichen Armeen an die, für welche sie geschrieben waren.

Binnen kurzem war der erste Band des „Polarstern" vergriffen, er mußte von neuem gedruckt werden, während die andern Bände erschienen, und bald sah sich Herzen durch die Fülle des theils ihm selbst zuströmenden, theils ihm aus Rußland zugehenden Materials genöthigt, dem Jahrbuche eine Monatsschrift „Die Glocke" und „Stimmen aus Rußland" beizugesellen. Dazwischen ließ er drei Bände „Erinnerungen aus meinem Leben" in deutscher Sprache erscheinen, welche auch in englischer Übersetzung, in zwei Bänden, unter dem Titel „My Exile in Sibiria" veröffentlicht wurden, und durch die lebendige Schilderung der von Herzen durchlebten Zustände in den russischen Provinzen großes Interesse erregten.

Mit Herzen's Thätigkeit steigerte sich auch die Verbreitung seiner russischen Schriften, und es gelang dem londoner Verleger derselben, dem deutschen Buchhändler Trübner, solche Absatzwege nach Rußland für sie aufzufinden, daß ihr Eindringen sowenig wie ihr Einfluß zu verhindern ist. Überall wird die „Glocke" gelesen, und wo die gedruckten Exemplare nicht hinreichen, circuliren die Abschriften ihrer Aufsätze. Deutsche Regierungen haben sich bestimmen lassen, dem Vertriebe dieser russischen Zeitschriften hemmend entgegenzutreten, während sie doch

Herzen's deutsche Schriften nicht verboten. Herzen hat hiergegen energische Proteste erhoben, zu denen er um so mehr Grund findet, als er die ihm entgegentretenden Regierungen darauf hinweisen kann, daß der Kaiser Alexander II. durch den Verlauf der Ereignisse genöthigt worden, gerade die Bahn zu gehen, auf welche Herzen unablässig hingewiesen hat, und für die er seinem Lande deshalb jetzt doppelt nützlich zu werden vermag.

Mit der Thronbesteigung Alexander's II. hatte sich Herzen's Aufgabe gesteigert. Der verfehlte Krieg hatte dem Kaiser die Nothwendigkeit dargethan, die innere Kraft des Landes zu fördern und der Eroberungspolitik seines Vaters zu entsagen. Dabei mußte er zur Überzeugung kommen, daß Rußland den großen Schritt zu thun habe, seinen Bauern die ihnen von Peter I. geraubte Selbständigkeit zurückzugeben und sie aus dem schmachvollen Zustande verkaufbarer Leibeigenschaft zu befreien, da dies die Grundbedingung zu einer wirklichen Steigerung der Arbeitskraft des Landes bildet. Alexander II. hat sich dazu bewegen lassen, seine Zustimmung zu dieser Reform zu geben, und den Adel aufgefordert, Ausschüsse zu bilden, um durch sie Vorschläge für die Aufhebung der Leibeigenschaft in den verschiedenen Provinzen machen zu lassen. Damit ist viel gewonnen, aber noch ist das große Werk nicht gethan. Es handelt sich darum, es auch durchzusetzen, und den Adel zu nöthigen, nicht nur seinem Anrecht auf die Seelen seiner Bauern, sondern auch auf den von ihnen bewohnten Boden zu entsagen und diesen freizugeben.

Kaiser Alexander II. hat den besten Willen, aber es fragt sich, ob er auch die Energie und die Gewalt haben wird, dies zu erzwingen. Ihm steht die altrussische Adelspartei entgegen, welche ihren Sitz in Moskau einnimmt und sich den Absichten des Kaisers so vielfach widersetzt, daß dieser bereits genöthigt war, ihr bei seinem Besuche Moskaus eine Strafrede zu halten. Ja selbst in Petersburg wird von den scheinbar Liberalen gegen die beabsichtigten Reformen intriguirt, sodaß es dem Kaiser ungemein schwer fällt, an denselben festzuhalten. Die Zeitungen berichteten, daß einer der bei dem sogenannten Bauerncomité beschäftigten Secretäre, nachdem er entdeckt, daß das Comité die Berichte aus den Provinzen verfälschen wollte, den gewagten Schritt that, nach Zarskoe-Selo zu eilen, um dem Kaiser einen Brief zu überreichen, in dem er den beabsichtigten Betrug denuncirte, und ihn flehentlich zu bitten, den Brief selbst zu lesen. Alexander that dies und zwang das Comité, seinen Denuncianten nicht nur im Dienst zu behalten, sondern ihm den Dank des Kaisers für seine patriotische Handlung auszudrücken. Nichtsdestoweniger hat das Comité es dahin gebracht, daß der Großfürst Konstantin, welcher ebenfalls zu ihm gehörte und die Mitglieder sehr häufig mit Vorwürfen über Schlaffheit und Inconsequenz überhäufte, aus den Sitzungen ausgeschlossen und genöthigt wurde, eine Reise nach dem Auslande zu unternehmen. Konstantin war allerdings so weit gegangen, zu drohen, daß, wenn der alte Adel des Reichs sich dem Reformwerke widersetze, die Krone dazu schreiten könne, einen neuen Adel zu schaffen.

Herzen sagt in dem „Polarstern" Folgendes über die jetzige Lage Rußlands: „Entweder begreift der gegenwärtige Herrscher die Richtung, welche Rußland einschlägt, und entschließt sich, der vom Schicksal erwählte Steuermann zu sein, welcher es zu einer breiten, freien, selbständigen Entwickelung leitet, dann muß er die Willkür seiner Macht, den Kasernendespotismus, die taubstumme Kanzleiregierung aufgeben, muß sich nicht scheuen vor freier menschlicher Rede, muß sich bekannt machen mit den zeitgemäßen Gedanken, und verstehen lernen, wie viel Gemeinschaft ist zwischen den Bestrebungen der Männer, welche durch die geheimen Gesellschaften unter Alexander I. auf die Wiedergeburt Rußlands hinarbeiteten, und seinen eigenen Absichten; oder diese Versprechungen besserer Zustände waren nur captatio benevolentiae und Alexander II. will das Werk seines Vaters fortsetzen, die Bewegung Rußlands hemmen und ein Hemmschuh für Europa bleiben, dann muß er noch weiter gehen als Nikolaus. Er muß die Leibeigenen völlig den Gutsbesitzern überlassen, aus allen Civilbeamten Soldaten machen, die Universitäten schließen und alle, die ihm vertraut haben, nach Sibirien schicken!"

In der „Glocke" sagt Herzen: „Der russische Kaiser muß sich beeilen mit der Befreiung der Massen von der Macht der Gutsherren und Beamten, durch eine rechtliche, klare, völlige Befreiung, und darf das Volk nicht reizen durch halbe Maßregeln, welche nur dazu dienen würden, eine Pugatschewerie herbeizuführen. Es ist schon jetzt nicht mehr möglich, zur Aufrechterhaltung der Gutsherren- und Beamtenmacht zurückzukehren, das Verhältniß ist schon zu gespannt."

In einem Briefe an den Kaiser Alexander, den die „Glocke" enthält, äußert Herzen: „In einem autokratischen Staate ist die civile Thätigkeit sehr wichtig, aber dank dem Rangsystem auch unmöglich. Die Rangliste legt solche Ketten an die Füße, daß nicht ein Gehirn über dieselbe hinausgeht. Etwas Frisches, Lebendiges kann niemals in die Regierung eintreten. Der

Senat, der Rath, das Ministerium sind wie Armenhäuser für Greise, die während funfzig Jahren im Dienste grau geworden sind und in den Kanzleien gesessen haben, leere, oberflächliche Greise, von einer fabelhaften Unwissenheit, ohne die geringste Kenntniß der Staatsgeschäfte, welche ihre Stellen wie Prämien von einer Lebensversicherungsanstalt für die fortgesetzte Vortrefflichkeit der Verdauung erhalten. Es bleibt nur eins übrig: die zerstreuten Kräfte in der Stille zu sammeln, ihnen eine Organisation zu geben, um dem furchtbaren Übel, das Rußland zerstört, abzuhelfen, und dasselbe auszuführen, was die Verschwörer des Jahres 1825 beabsichtigten."

Vier Hauptpunkte sind es, welche Herzen als Programm der „Glocke" aufgestellt hat: Emancipation der Bauern mit Überlassung des von ihnen bebauten Bodens an sie; Abschaffung der Censur; Abschaffung des geheimen Gerichtsverfahrens, und Abschaffung der körperlichen Züchtigung. Für diese Forderungen kämpft Herzen mit unverwüstlicher, nie ruhender Energie, indem er dem Kaiser und dem Volke in der rücksichtslosen Schilderung der gegenwärtigen Zustände deren Unhaltbarkeit nachweist, und energische Abhülfe für die Corruption und innere Verderbtheit der Staatsverwaltung fordert.

Neben dieser Aufgabe ist Herzen bemüht gewesen, den Kaiser vor dem Eingehen in die Allianz mit Ludwig Napoleon zu warnen und ihm zu rathen, sich von diesem ab- und England zuzuwenden. In der diesem Zweck gewidmeten, in französischer und englischer Sprache geschriebenen Schrift „Frankreich oder England?" (London 1858) zeigt er zugleich, wie sehr er seit dem Jahre 1850 England schätzen gelernt hat, und die Schrift bildet in dieser Beziehung die treffliche Ergänzung zu dem Buche „Vom andern Ufer".

„Die französische Allianz", heißt es darin, „ist ein Schritt des Despotismus gegen England, sie ist der Krieg, die Rückkehr zur Barbarei, der Gnadenstoß für Europa. Der unversöhnliche, stupide und glücklicherweise ohnmächtige Haß Napoleon's I. gegen England bildet den schönsten Ruhm des stolzen Albion. Der hartnäckige Instinct des großen Condottiere sagte diesem, daß es für den Cäsarismus kein Hemmniß mehr gäbe als das, welches ihm das freie England entgegenstellte. Zu dessen Zerstörung und völliger Auflösung der Revolution in die Knechtschaft sollte ihm das erst eben zu einer neuen Existenz erwachte Rußland die Hand reichen. Es sollte den Reformen entsagen, Ketten um den Hals der Bauern werfen, seine Felder zur Karavanserai für disciplinirte Horden zur Zerstörung machen, sich auf Europa stürzen und, mit andern blutgierigen Horden vereint, Kalmücken und Zuaven zusammen, unter dem Rufe: Tod der Freiheit! über England herfallen."

„Die Allianz mit England führt dagegen von Frankreich ab. England greift nicht an. Es hat nicht den Heroismus der biblischen Jäger, der Banditen des Mittelalters und der Landsknechte alter Zeiten. Es liebt den Frieden, weil dieser ihm Muße zur Arbeit gibt. Sich mit England verbinden, heißt Rußland zu verstehen geben, daß es nichts von der Freiheit zu fürchten hat und für nichts, was auf dem Continent geschieht, solidarisch verpflichtet ist. Es heißt zu der gegenseitigen Einsicht gelangen, daß sie sich nichts abzukämpfen haben, aber viel nutzen können. Ist es nicht Zeit, den eingebildeten Schatten einer Rivalität zu zerstören, der keine andere Basis als geographische Unkenntniß hat? Kann man nach dem Feldzuge in der Krim noch glauben, daß Rußland das Wagniß unternehmen und fast unübersteigbare Hindernisse überwinden wird, um nach Indien zu dringen? Und kann man nach der Spazierfahrt in der Ostsee noch denken, daß England seine Flotte unterhält, um die Civilisation Amerikas zu verhindern, nach Sibirien zu dringen, auf dem einzigen Wege, der dahin möglich ist, durch den Amur? Seht doch die Karte an! Und das ist nicht alles. England ist die einzige Schule, der wir bedürfen. Das große englische Volk mit seiner kleinen Armee und seinen großen Eroberungen kann uns von unserer Uniform- und Paradesucht heilen und uns von der Polizei- und Willkürherrschaft entwöhnen. Ein Land ohne Centralisation, ohne Bureaukratie, ohne Präfecten und Gensdarmen, ohne Preßzwang, ohne Hemmnisse gegen das Vereinsrecht, ohne Revolutionen und Reactionen, ist es völlig das Gegentheil Rußlands und Frankreichs. Und welche Rolle ist ihm beschieden! Nach der Erschütterung und dem Verfall des Continents steht es allein aufrecht, mit erhobenem Haupte, ruhig, voll Sicherheit da und blickt mitten im Sturm auf den widerlichen Hexensabbat und den höllischen Todtentanz der Polizeistaaten!"

„Ich bin kein Anglomane. Ich bin ganz einfach ein Russe, der sein Vaterland aus Liebe zur Freiheit verlassen hat. An Reisen gewöhnt, kommt es mir nicht auf den Längengrad an. Ich nehme keinen Theil an Conspirationen, und war deshalb nicht durch die beabsichtigte Änderung der Alien-Bill bedroht. Und wäre dies auch geschehen, so hätte ich meine Presse unter den Arm genommen und wäre nach Neuyork gefahren. Aber ich gestehe, daß sich mein Herz zusam-

menpreßte, als ich von dieser Bedrohung der englischen Freiheit las. Ich war wie versteinert. Da lernte ich verstehen, daß ich England liebe! England erhob sich auch hierbei. Es verwarf nicht nur das Gesetz, sondern auch die Urheber desselben. Und nicht nur das Parlament that es, sondern das Volk. Überall erhob sich ein Schrei des Unwillens, der sich selbst bis auf die Straßen übertrug. Die Straßenjungen verfolgten die Fremden mit dem Rufe «Französischer Spion!» und begleiteten ihr Gegrunze zuweilen selbst mit Kothwürfen. Mir selbst haben sie dies zugerufen — mir! Und ich freute mich im Grunde meines Herzens darüber! Ein Volk, das die politische Polizei haßt, ist wahrhaft und für immer frei. Nicht umsonst nannte die Königin Elisabeth England common wealth! (das Gemeinwohl)."

Von seiner freien Warte in London aus verfolgt Herzen jeden in Petersburg gethanen Schritt mit dem größten Scharfblick und mit der eifersüchtigsten Bewachung der Volksrechte. Er ist ein Volkstribun für Rußland wie die Vorkämpfer der ersten Französischen Revolution, und wie Arndt und Görres es für Deutschland zur Zeit seines Befreiungskampfes waren. Als im Jahre 1858 der Baron Korff mit Bewilligung des Kaisers sein einst für Nikolaus geschriebenes lobpreisendes Buch „Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus' I. von Rußland" herausgab, war Herzen in kurzer Frist mit einer Kritik desselben bei der Hand, welche dessen Servilismus in Grund und Boden bohrte, dessen Widersprüche aufdeckte und dessen Schmähung der Revolutionäre vom Jahre 1825 mit zermalmendem Ingrimm zurückwies, indem er auch selbst dem Kaiser Alexander zum Vorwurf machte, daß er diese Schmähungen gewissermaßen unter seinem Schutze habe geschehen lassen. Herzen lieferte eine Rechtfertigung Pestel's und seiner Genossen, welche zu den glänzendsten apologetischen Schriften zu rechnen ist, und ließ als Beleg hierzu zugleich die Veröffentlichung des Berichts der Untersuchungscommission vom Jahre 1825 folgen, der ein unschätzbares Material zur Geschichte der geistigen Bewegung und Völkerentwickelung unserer Zeit enthält. Diese Arbeit ließ Herzen bald darauf auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Die russische Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dec. 1825" (Hamburg bei Hoffmann und Campe) erscheinen.

Nicht minder wichtig ist für eine andere Sphäre die Herausgabe der Memoiren der Kaiserin Katharina II. durch Alexander Herzen („Mémoires de l'impératrice Catharine II, écrits par elle même et précédés d'une préface par A. Herzen", London 1859). Diese Memoiren wurden als Staatsgeheimniß in dem kaiserlichen Archiv bewahrt, doch gab es außer dem dort enthaltenen, von Nikolaus mit dem Staatssiegel verschlossenen Manuscript noch ein anderes, das von einer Abschrift herrührte, welche Paul I. an den Fürsten Kurakin gegeben hatte. Diese hatte unter andern auch der Dichter Puschkin copirt, und eine solche Abschrift ist Herzen durch seine einflußreichen Freunde zugesandt worden. Die Memoiren tragen den Stempel der Echtheit schon in ihrer mangelhaften Anwendung der französischen Sprache, enthalten außerdem aber auch so viele Einzelheiten aus dem russischen Hofleben, daß sie nicht anzuzweifeln sind. Katharina II. schildert in ihnen das fade, geistlose Hofleben, zu dem sie in ihrer Jugend verurtheilt war, sowie die Roheit und Wüstheit ihres Gemahls Peter's III., wahrscheinlich, um sich dadurch vor dem Vorwurfe zu rechtfertigen, daß sie dessen Ermordung veranlaßt habe. Sie geht hierbei in ihrer Naivetät und, man kann sagen, cynischen Wahrheitsliebe so weit, daß sie ausführlich erzählt, wie ihr, als ihre Ehe kinderlos blieb, von der Kaiserin Elisabeth einer von den damaligen Höflingen als Liebhaber aufgedrungen worden ist. Sie erklärt, daß nicht der Großfürst Peter, sondern Sergej Soltikow der Vater ihres Sohns Paul sei. Danach läßt sich begreifen, daß man die Veröffentlichung dieser Memoiren in Petersburg zu verhindern suchte. Auch diese Schrift, welche Herzen mit einer äußerst pikanten, geistvollen Vorrede begleitete, erregte allgemeines Aufsehen in England und Deutschland, und vier Wochen nach deren Erscheinen wurde schon eine neue Auflage derselben nöthig. Schon vorher hatte Herzen die deutsche Übersetzung der in England erschienenen, aber dort äußerst seltenen und in Deutschland wenig bekannt gewordenen Memoiren der Gräfin Daschkow veranlaßt und mit einer Einleitung versehen.

In der nächsten Zukunft sollen aus Herzen's freier Presse in London auch Ausgaben der bis dahin verstümmelten russischen Dichter hervorgehen. Selbst Puschkin mußte sich die Verkürzung seiner Dichterrechte gefallen lassen, wenn der Kaiser Nikolaus auch so gnädig war, die Censur selbst auszuüben. In noch ungleich ärgerm Grade hat begreiflicherweise die Censur unter den Werken der minder bekannten jüngern Dichter gewüthet, und ihre kräftigsten Gedichte existiren nur abschriftlich unter der studirenden Jugend. Der Dichter-Student Polejew, welchen Nikolaus zu sich kommen ließ, damit er ihm seine liberalen, von der Polizei denuncirten Gedichte

vorlese, und den er darauf küßte und gleichzeitig als gemeinen Soldaten in die Armee stecken ließ, damit er nach acht Jahren unendlicher Qualen sein junges Leben in einem Militärhospital aushauche — das ist das Bild des Schicksals, welches bisher den Dichtern Rußlands zu Theil wurde.

Auch für sie wird jedoch die Stunde der Befreiung schlagen. Die Befreiung der Bauern, zu welcher den Kaiser die materiellen Zustände des Landes zwingen, wird auch weitere Reformen, und unter ihnen die Abschaffung der Censur zur Folge haben. Herzen's freie Presse in London beweist der russischen Regierung deutlicher als je, daß es nicht möglich ist, die Cultur durch Grenzsperren und Kosackencordons aufzuhalten. Die Literatur hat beide mit Jugendkraft und Lust übersprungen, und sich so fest in dem Herzen der Jugend eingenistet, daß sie im Innern neue Keime treibt, während von außen der fortgeschrittene Geist Europas die Axt erhebt, die absperrenden Schranken zu fällen.

Rußlands Entwickelung ist, kann man sagen, durch die freie Presse in London schon wesentlich gefördert worden. Die Regierung hat den Beweis erhalten, daß der gebildete Theil des russischen Volks ebenso reif zur Freiheit ist wie der des übrigen Europa, und daß er deshalb auch seine Rechte ebenso entschieden fordert. Zum besondern Verdienst muß es hierbei Herzen angerechnet werden, daß er es trotz seines Radicalismus verstanden hat, sich mit den verschiedenen Parteien seines Landes in Verbindung zu setzen und gemeinsam mit ihnen zu wirken. Er läßt nicht nur seine Stimme in dem „Polarstern" und der „Glocke" ertönen, sondern gibt auch den „Stimmen aus Rußland" Worte, indem er die Manuscripte der ihm gleichgesinnten Patrioten zum Druck befördert. Ihm selbst bleiben die Verfasser derselben häufig unbekannt, und es liegt die Vermuthung nahe, daß selbst solche Beamte und Staatsmänner, welche dem Kaiser nahe stehen, aber nicht die volle Wahrheit zu sagen wagen, sich der freien Presse in London bedienen.

Herzen steht vermöge seiner Gesinnung und radicalen Geistesbildung in Verbindung mit Mazzini, Kossuth, Ledru-Rollin, Louis Blanc, Arnold Ruge und andern Führern der europäischen Demokratie, und er selbst wurde auf einem londoner Meeting beim Beginn des Kriegs gegen Rußland zum Mitgliede eines internationalen Comité erwählt, das für die Einigung der demokratischen Partei unter den verschiedenen Völkern Europas wirken soll. Diese Theilnahme hat ihn jedoch nicht verhindert, sich von jeder Conspiration und jedem thörichten Unternehmen der verschiedenen Emigrationen fern zu halten, weil seine besondere Stellung zu seinem Vaterlande ihm gebot, so offen als möglich für dieses zu wirken, um es desto nachdrücklicher zu können. Herzen hat hierbei ebenso das Rechte getroffen, wie bei seiner rückhaltslosen Kritik der republikanischen Bewegung des Jahres 1848. Durch sie hat er wesentlich zur Aufklärung und Reinigung der eigenen Partei beigetragen, und um dieses Verdienstes kann man ihm gern die Übertreibung des Verderbens Europas und die Überschätzung des slawischen Volksgeistes, von der er später selbst zurückgekommen, zugute halten.

Manche Deutsche glaubten ihm deshalb zürnen zu müssen, weil sie fürchteten, er werde die Kraft der deutschen Bewegung schwächen, wenn er den Glauben verbreite, es sei mit der europäischen Culturarbeit zu Ende, und es bleibe nichts übrig, als deren Fortsetzung den Slawen und den Amerikanern zu überlassen. Wer Herzen's Reflexionen auf den Grund zu blicken wußte, mußte sich auch sagen, daß diese selbst einen ganz andern Ausweg für die Zukunft boten, wenn er den Eintritt der Slawen in die Bewegung auf den Kampf der Socialisten um die Neugestaltung der europäischen Gesellschaft gründete. Selbst dann mußte das russische Volk von der europäischen Civilisation absorbirt und dazu getrieben werden, sich ihren Forderungen unterzuordnen.

Von jener einseitigen, abstracten Anschauungsweise ist indessen Herzen zurückgekommen. Mit der Kenntniß Englands ist ihm die Culturarbeit Europas in neuem Lichte erschienen, und er läßt jedem Volke desselben sein volles Recht widerfahren, um an dieses das Rußlands nach dem richtigen Begriffe seines Wesens und seiner jetzt zu erringenden Befreiung aus den Fesseln des Despotismus zu reihen.

Bei diesem Streben ist Herzen zu einer praktischen Wirksamkeit gelangt, welche sowol seine eigene Denkkraft erhöht als auch seinen Einfluß auf Rußland und die öffentliche Meinung Europas gefördert hat. Haben seine Schriften auch nicht mehr die schöne, künstlerische Form, wie die Schrift „Vom andern Ufer", so sind sie dafür reicher an wahrem Gehalt und von höherm Nutzen für die Welt.

Seit dem Jahre 1852 lebt Alexander Herzen in der Nähe Londons in einer freundlichen Villa, allgemein geschätzt und vielfach aufgesucht, in unablässiger Thätigkeit für seine freie rus-

sische Presse, in deren Förderung ihm ein russischer Freund, der Dichter Ugariew, hülfreiche Hand leistet. Seine persönliche Erscheinung entspricht dem geistigen Bilde, das man sich von ihm machen muß. Der kräftige, untersetzte Körper, die freie, volle Denkerstirn, welche über schönen regelmäßigen Zügen thront, das zurückgeschlagene Haar, der volle schwarze Kinnbart, die rasche Beweglichkeit des ganzen Körpers sowie die leichte Handhabung der deutschen, französischen, englischen und italienischen Sprache sagen dem Besucher, daß er es mit einem Manne zu thun hat, der in Sitten und Kenntnissen viel bewandert ist, und es dahin gebracht hat, sich ein ebenso freies als thätiges, regsames und geistig fruchtbares Leben zu sichern. Möge es seinem Vaterlande noch lange zugute kommen!

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

***Agardh** (Karl Adolf), einer der namhaftesten schwedischen Gelehrten, starb am 28. Jan. 1859 zu Carlstad in Schweden. Am 23. Jan. 1785 zu Båstad in Schonen geboren, machte er seine Studien auf der Universität zu Lund, wo er seit 1807 Mathematik lehrte, sich aber bald seinem Lieblingsstudium, der Naturgeschichte, zuwandte. Im Jahre 1812 ward er zum Professor der Botanik und praktischen Ökonomie ernannt und blieb in diesem Wirkungskreise, bis er 1834 zum Bischof von Carlstad befördert ward. Bereits 1816 hatte er die priesterliche Weihe und eine Präbende erhalten. Die größten Verdienste hat sich A. um die Kunde der Algen erworben, wie denn auch sein „Systema algarum" (Lund 1824) als sein Hauptwerk zu betrachten ist. Sein „Lärabok i Botanik" (2 Thle., Malmö 1829—31) wurde auch ins Deutsche (Bd. 1, „Organographie der Pflanzen" von Meyer, Kopenhagen 1831; Bd. 2, „Allgemeine Biologie der Pflanzen", von Creplin, Greifswald 1832) übersetzt. Außer seinen verschiedenen botanischen Arbeiten hat A. auch Verschiedenes über Mathematik, öffentliche Erziehung, theologische Bildung und über Nationalökonomie geschrieben. Mit Ljungberg gab er einen sehr geschätzten „Forsök till en statsekonomisk Statistik öfver Sverige" (Bd. 1 und 2, Stockholm 1850—56) heraus. Seit seiner Berufung auf den Bischofssitz zu Carlstad hatte er sich auch viel mit Theologie beschäftigt. Sein Sohn, **Jakob Georg A.**, hat sich ebenfalls als Botaniker einen Namen erworben.

***Arnim** (Elisabeth von), gewöhnlich **Bettina** genannt, die Witwe des Dichters Achim von A. und Schwester von Clemens Brentano, starb am 20. Jan. 1859 in Berlin. Ihr Vater war Peter Anton Brentano, kurtrierischer Rath und Resident bei der Freien Stadt Frankfurt, ihre Mutter jene Maximiliane Euphrosyne Laroche (eine Tochter der berühmten Sophie Laroche), welcher Goethe zur Zeit, als er den „Werther" schrieb, eine zärtliche Theilnahme widmete. Elisabeth, am 4. April 1785 zu Frankfurt a. M. geboren, hatte noch sieben Geschwister: außer dem Dichter Clemens Brentano noch zwei Brüder, Georg und Christian Brentano, und vier Schwestern, von denen die zweite, Sophie, unverheirathet starb, während sich die älteste, Ludovica, mit dem Frhrn. von Desbordes, die dritte, Kunigunde, mit Savigny, die vierte, Magdalena, mit dem Hrn. von Guaita vermählte. Ihre Jugend verlebte sie theils im Kreise ihrer Verwandten zu Frankfurt, Offenbach und Marburg, theils in einem Kloster. Von entscheidendem Einfluß auf ihren lebhaften, zum Seltsamen und Phantastischen geneigten Geist wurde ihr Umgang mit dem Stiftsfräulein Karolina von Günderode, nach deren tragischem Ende (1806) sie eine, wie es scheint, ziemlich vertraute Freundschaft mit Goethe's Mutter anknüpfte. Infolge dessen trat sie 1807 mit Goethe selbst in Briefwechsel und lernte ihn noch in demselben Jahre persönlich kennen. Nach ihrer Vermählung mit Achim von A. machte sie 1811 auch mit ihrem Gatten einen Besuch in Weimar, während dessen es jedoch zu einem völligen Bruche mit Goethe kam. Seitdem lebte sie eine Reihe von Jahren theils zu Berlin, theils zu Wiepersdorf bei Dahme, dem Gute ihres Gemahls, sich der Erziehung ihrer sieben Kinder widmend. Unter denselben befinden sich vier Söhne, Freimund, Siegmund, Friedmund und Kühnemund, von denen der letztere seinen Tod in der Spree fand, und drei Töchter: Maximiliane, welche sich 1853 mit dem Grafen von Oriolla vermählte, Armgard und Gisella. Als Schriftstellerin trat sie erst nach dem Tode ihres Mannes (1831) auf. Ihr erstes, wie auch schönstes, frischestes und originellstes Werk war der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" (1835); später folgten „Die Günderode" (1840), „Dies Buch gehört dem Könige" (1843) und „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" (1848). Die letzten Jahre verbrachte sie, vielfach von Krankheit heimgesucht, in Zurückgezogenheit meist zu Berlin.

***Hallam** (Henry), berühmter englischer Geschichtschreiber, starb am 21. Jan. 1859 zu Pickhurst in Kent im zweiundachtzigsten Jahre seines Alters. Er war der Sohn Dr. H.'s, Dechanten von Bristol, und wurde 1777 in Windsor geboren. Seinen Schulunterricht genoß er in Eton, wo er sich bereits durch seine Beiträge zu den unter dem Titel „Musae Etonienses" erschienenen literarischen Versuchen der Zöglinge dieses Gymnasiums auszeichnete, und vollendete seine classische Bildung im Christ-Church College zu Oxford. Nachdem er im Jahre 1799 promovirt hatte, begab er sich nach London, um sich in Lincolns-Inn dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Im Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens, das in der Folge durch eine einträgliche Sinecure vermehrt wurde, entsagte er bald dem Juristenstande und ward durch seine Verbindung mit den Lords Holland, Lansdowne und andern bestimmt, sich der Whigpartei anzuschließen, ohne jedoch einen thätigen Antheil an der Politik zu neh-

men. Seit 1805 war er Mitarbeiter an der „Edinburgh Review", für die er zahlreiche kritische und literarhistorische Aufsätze lieferte; seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er aber durch sein großes Werk „Über den Zustand Europas im Mittelalter" (1818). In spätern Jahren modificirten sich seine politischen Ansichten, und 1831 sprach er sich sogar gegen die Reformbill aus, was indeß seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Häuptern der Liberalen keinen Eintrag that. Auch am Hofe der Königin Victoria war H. bis an sein Ende ein gern gesehener Gast. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Sir Abraham Elton hatte er mehrere Kinder, die fast alle jung starben, darunter die beiden Söhne **Arthur Henry** (1833) und **Henry Fitzmaurice** (1850), wovon ersterer, der mit der Schwester Tennyson's verlobt war, durch dessen Gedichte „In memoriam" verewigt worden ist, und über den der Vater eine anziehende biographische Skizze schrieb, die 1834 mit dessen „Remains in Prose and Verse" als Manuscript gedruckt wurde (zweite Auflage, 1853). Eine vollständige Ausgabe von H.'s Werken erschien 1855—56 in neun Bänden.

*****Hatzfeld** (Maximilian Friedrich Karl Franz, Graf von), aus der Linie Wildenburg-Schönstein, preußischer Diplomat und Staatsmann, war am 7. Juni 1813 zu Berlin geboren, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und ward 1838 zum Legationssecretär bei der preußischen Gesandtschaft zu Paris ernannt. Seit jener Zeit blieb er ununterbrochen in diplomatischem Dienste zu Paris. Im Jahre 1847 mit dem Charakter eines Legationsraths bekleidet, stand er seit Frühjahr 1848 als interimistischer Geschäftsträger der preußischen Gesandtschaft zu Paris vor, bis er im Mai 1849 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ernannt wurde. In dieser Stellung wohnte Graf H. mit dem Charakter als zweiter Bevollmächtigter Preußens auch dem Pariser Friedenscongresse bei, sowie er auch seine Regierung bei den Nachconferenzen vertrat. Im Jahre 1853 ward ihm der Rang eines Wirklichen Geheimraths zu Theil. Nach Abschluß des Pariser Friedens erhielt er den Rothen Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub. Auf einem kurzen Urlaube in Berlin anwesend, ward er hier von einem Lungenleiden befallen, das am 19. Jan. 1859 unerwartet seinen Tod herbeiführte. Graf H. war der Bruder des Fürsten Hermann Anton von H. und hatte sich mit Gräfin Pauline von Castellane, der Tochter des französischen Marschalls gleiches Namens, am 20. Juni 1844 vermählt. Er hinterließ aus dieser Ehe zwei Söhne und drei Töchter.

*****Kinkel** (Johanna), die Gattin des als Dichter und Kunsthistoriker sowie als Demokrat bekannten Professors Johann Gottfried K., war die Tochter des Gymnasialprofessors Mockel zu Bonn, und wurde 1807 geboren. Sie erhielt eine treffliche Erziehung und erlangte eine vorzügliche Ausbildung ihres musikalischen Talents. Ihre erste Ehe mit dem Buchhändler Mathieux war sehr unglücklich, sodaß sie wieder in das älterliche Haus zurückkehrte. In dieser Lage widmete sie sich insbesondere der Musik und ertheilte mit Erfolg Unterricht im Gesange und im Klavierspiel. Im Jahre 1843 vermählte sie sich mit K., und nahm auch, als derselbe sich 1848 der demokratischen Partei anschloß, an dessen politischen Bestrebungen theil. K. ward 1849 von den preußischen Truppen in Baden gefangen genommen, vor das Kriegsgericht zu Rastadt gestellt und zu lebenswieriger Haft verurtheilt. Erst in die Strafanstalt zu Naugardt abgeführt, dann, nachdem er abermals vor die Assisen zu Köln gestellt, aber freigesprochen worden war, zu Spandau in strenger Haft gehalten, gelang es seiner muthigen Gattin, ihn unter Beihülfe des Studenten Karl Schurz aus dem Gefängniß zu befreien und seine Flucht nach England zu bewerkstelligen. Die Familie K. vereinigte sich in London, wo es dem Ehepaare nach Jahren angestrengter Bemühungen gelang, sich eine leidliche äußere Existenz zu gründen. Das schicksalsvolle Leben hatte jedoch Johanna's Gesundheit untergraben, und sie litt in den Jahren 1857 und 1858 an wiederholten Anfällen von heftigen Herzkrämpfen. Am 17. Nov. 1858 stürzte sie zu London, in Abwesenheit der Ihrigen und ohne Zweifel unfreiwillig, infolge eines solchen Anfalls, aus dem dritten Stockwerk des von der Familie bewohnten Hauses auf das Pflaster des Hofes herab und blieb auf der Stelle todt. Ihr Ende erregte große Theilnahme in England wie in Deutschland. Mit ihr ging ein reiches, thätiges, vielgeprüftes Leben und ein reiner, starker und edler Frauencharakter zu Grabe. Für ihre geistige Befähigung zeugen, außer anderm, ihre Beiträge zu den „Erzählungen" (zweite Auflage, Stuttgart 1851) ihres Gatten. Viele Anerkennung fanden auch ihre „Acht Briefe über Klavierunterricht" (Stuttgart 1852) und mehrere ihrer Compositionen. Unter ihrem Nachlasse befindet sich ein Roman „Hans Ibeles in London", aus welchem ihr Gatte in der von ihm begründeten Zeitschrift „Hermann" zu Anfang des Jahres 1859 Bruchstücke veröffentlicht hat.

Kneschke (Ernst Heinrich), einer der verdientesten Genealogen und Heraldiker Deutschlands, wurde am 27. Aug. 1798 zu Zittau in der Oberlausitz geboren und erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium dieser Stadt, an welchem sein Vater, der in der damaligen gelehrten Welt nicht unbekannte Johann Gottfried K., als Conrector angestellt war. Im Jahre 1817 bezog K. die Universität Leipzig, um Medicin zu studiren. Er schloß sich hier namentlich an Ritterich an und wurde bereits 1821 Protokollant, später auch Assistenz- und Hausarzt an der von jenem neu begründeten Heilanstalt für arme Augenkranke, sowie Famulus der Ritterich'schen Privatpraxis. Nachdem er sich durch die Dissertation „De hydrothorace" den Doctorgrad erworben, habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität. Im Jahre 1833 legte er seine Stellung an der genannten Heilanstalt nieder, weil seine eigene bedeutende augenärztliche Praxis seine Zeit vollständig in Anspruch nahm. Als K. 1838 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, schrieb er, da er sich namentlich die sogenannten formellen Studien der Medicin zum akademischen Vortrage ausgewählt hatte, zum Antritt die kleine Schrift „De tempore in scholis medicorum consumendo et rite distribuendo quaestio", welche ihrer Zeit vielfache Beachtung fand. Das von ihm eine Reihe von Jahren hindurch herausgegebene „Summarium des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Medicin" brach sich eine weite Bahn und machte K.'s Namen auch im Auslande rühmlich bekannt. Für die ersten vierundsechzig Bände der Schmidt'schen „Jahrbücher der Medicin" waren ihm unter anderm die Kritiken über die homöopathischen Schriften übertragen, eine Aufgabe, die

er auf rein wissenschaftliche Weise so zu lösen wußte, daß die namhaftesten Vertreter der Hahnemann'schen Heilmethode K.'s Kritiken für die einzigen aus dem Lager ihrer Gegner erklärten, die sie berücksichtigen könnten. Zwei vortheilhafte Anträge, zuerst wegen Übernahme einer Leibarztstelle am Hofe zu Hannover, dann wegen Übernahme einer reichdotirten Professur an der Universität zu Dorpat, lehnte er aus Liebe zu seinem engern Vaterlande Sachsen ab. Ohne seinem eigentlichen Berufe untreu zu werden, widmete sich K. auch in letzterer Zeit dem ernstesten und umfassendsten Studium der Heraldik und Genealogie, für welche Wissenschaften er schon in seiner Jugend entschiedene Neigung gezeigt hatte. Die Früchte seiner Bemühungen auf diesem Felde waren bisher: „Die deutschen Grafenhäuser der Gegenwart" (3 Bde., Leipzig 1853—55) und „Die Wappen der deutschen freiherrlichen und adelichen Familien" (4 Bde., Leipzig 1856—58), zwei Werke, welche als trefflich in ihrer Art von den Kennern des Fachs anerkannt sind und auch bereits in Deutschland wie im Auslande die verdiente Beachtung gefunden haben. Denselben Werth, wie auch denselben Erfolg verspricht K.'s drittes größere Werk, das „Neue deutsche Adelslexikon", welches seit 1858 in Lieferungen zu Leipzig erscheint. Durch seine Werke ist K. für diese, zwar vielfach dilettantisch betriebenen, aber desto seltener wahrhaft wissenschaftlich gepflegten Hülfswissenschaften der Geschichte zu einer Autorität geworden, welcher sich der Historiker um so lieber hingibt, als die Arbeiten unverkennbar das Gepräge der liebevollsten Sorgfalt für den spröden Stoff, der gewissenhaftesten Sichtung des Materials und einer keine Mühe schenenden Forschung tragen.

Kokosinseln oder Keelinginseln ist der Name einer kleinen Inselgruppe im Indischen Ocean, welche etwa 140 Meilen südwestlich der Sundastraße von 12° bis 12° 13' südl. Br. und 96° 50' bis 96° 58' östl. L. (von Greenwich) liegt. Die Hauptgruppe besteht aus einer kreisförmigen Kette von Koralleninseln, welche von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 2½ Meilen, von Osten nach Westen eine Breite von anderthalb Meilen besitzt und eine große Lagune oder Hafen umschließt, der den Namen Port Refuge oder Port Albion erhalten hat. Er ist an der nördlichen Seite zur Einfahrt für die Schiffe geöffnet, denen er vollkommene Sicherheit gewährt. Nur eine einzige Insel der Gruppe erhebt sich bis zu 46 Fuß über den Hochwasserstand; die übrigen sind im Durchschnitt nur etwa 6—12 Fuß hoch. Dennoch sind dieselben zwei Meilen weit sichtbar, weil sie dicht mit Kokospalmen und andern Bäumen bedeckt sind. Eine einzelne Insel liegt etwa drei Meilen weit nördlich von der Hauptgruppe entfernt. Das Klima ist, obgleich warm, doch vollkommen gesund und angenehm. In der heißesten Jahreszeit schwankt das Thermometer zwischen 20,5 und 24° R., in der kältesten zwischen 17,8 und 21,2° R. Hauptproduct der Gruppe ist die Kokospalme; von den andern Baumgruppen, die auf derselben vertreten sind, eignen sich einige zu Nutzhölzern und selbst für den Bau kleinerer Seeschiffe. Viele andere Fruchtbäume und Culturpflanzen sind durch die Colonisten eingeführt worden und gedeihen zum Theil vortrefflich. Der sehr ergiebige Mais liefert jährlich vier Ernten; das Kafferkorn wird beinahe 15 Fuß hoch. Rindvieh, Ziegen, Schweine, verschiedene Arten von Federvieh sind mit Erfolg ebenfalls nach den Kokosinseln verpflanzt worden. Eigentlich einheimische Vierfüßler wurden bei der Colonisation nicht vorgefunden. Ratten und Mäuse, welche durch ein gestrandetes Schiff auf die Inseln gekommen sind, gibt es jetzt in Überfluß. An Nutzthieren liefern dieselben jedoch eine Art eßbarer Krabben, die sich von Kokosnüssen nährt, sowie eine ausgezeichnete Art von Schildkröten, die ein Gewicht von 130 Pfd. und darüber erreichen. Viele Arten von Fischen, fast ohne Ausnahme wohlschmeckend, sind im Überflusse vorhanden. Die Inseln waren schon im Anfange des 17. Jahrhunderts bekannt; den Namen Keelinginseln, den sie namentlich auf den Seekarten der Nichtholländer führen, erhielten sie nach Wilhelm Keeling, der sie 1608—9 auf seiner Reise um das Cap-Hoorn nach Ostindien besuchte. Im Jahre 1823 ließ sich auf denselben ein englischer Abenteurer, Namens Hare, mit einer Anzahl malaiischer und indischer Sklaven nieder, über die er eine Reihe von Jahren höchst tyrannisch herrschte. Ein anderer unternehmender Engländer, Namens Roß, kam mit seiner Familie 1827 auf die Inseln, um die Producte der Kokospalme zu verwerthen, und wurde auch, nachdem Hare weggezogen, alleiniger Herr derselben. Mit Hülfe eines Schooners, den er von seinen freigelassenen Untergebenen erbauen ließ, trieb die Colonie einen lebhaften Verkehr mit Batavia, sodaß dieselbe einen gewissen Wohlstand erlangte. Roß selbst war ein Mann von Bildung, besaß eine ziemlich reiche und gutgewählte Bibliothek und ertheilte seinen Genossen eifrig Unterricht. Die Bevölkerung, welche schon 1844 aus 162 Köpfen bestand, und jetzt wol 200 überschritten haben mag, ist sehr gemischten und zum kleinern Theil europäischen Ursprungs und bedient sich für gewöhnlich der malaiischen Sprache. Roß selbst ist in den letztern Jahren in hohem Alter gestorben; einer seiner Söhne steht jetzt an der Spitze der Niederlassung. Die Inselgruppe wurde bisher von den Niederländern als Eigenthum angesprochen, ohne jedoch dieselbe zu beachten und zu benutzen. Im Sommer 1857 wurden die Kokosinseln jedoch von den Engländern militärisch besetzt in der Absicht, auf denselben eine Kohlenstation für die Dampfschiffahrt zwischen den indischen und australischen Gewässern zu errichten. Der erwähnte Hafen macht dieselben für jenen Zweck ganz besonders geeignet, da sie fast im Durchschnittspunkte der Schiffahrtslinien liegen, die vom Cap nach der Sundastraße einerseits, von Ceylon nach der Südwestspitze Australiens andererseits führen. Auch würden die Inseln einen trefflichen Ruhepunkt für den Telegraphendraht abgeben, der einst Ceylon mit Australien verbinden soll.

*Lebrun (Anne Charles), Herzog von Piacenza, französischer General und Senator, starb am 20. Jan. 1859 zu Paris. Am 28. Dec. 1775 geboren, trat er nach dem 18. Brumaire in die Armee und war während der Schlacht bei Marengo Adjutant des Generals Desaix, der in seinen Armen verschied. Sodann machte er den Feldzug von 1805 mit. Bei Eylau ward er auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral, am 23. Febr. 1812 zum Divisionsgeneral ernannt. Gegen Ende des Jahres 1813 sandte ihn der Kaiser nach Antwerpen, um diese Festung zu halten; doch zeigte L. keine besondere Geschicklichkeit und wurde in den ersten Monaten des Jahres 1814 durch Carnot ersetzt. Nach

der Abdankung Napoleon's wandte er sich den Bourbons zu, ward jedoch, weil er während der Hundert Tage ein militärisches Commando angenommen hatte und als Deputirter für das Departement Seine-Marne aufgetreten war, nach der zweiten Restauration zu keiner öffentlichen Stellung berufen. Nach dem Tode seines Vaters (16. Juni 1824) trat er in die Pairskammer, in welcher er auch seinen Sitz während der Julimonarchie behielt. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 ward er von Ludwig Napoleon am 25. Jan. 1852 zum Senator ernannt. In der literarischen Welt hat sich L. durch Herausgabe der „Mémoires" (Paris 1829) seines Vaters bekannt gemacht.

Manussis (Theodor), einer der verdienstvollsten Professoren an der Universität zu Athen, war zu Siatisti in Macedonien geboren, hatte seine höhere wissenschaftliche Ausbildung besonders in Deutschland erworben, und befand sich bereits im Jahre 1838 unter den Mitarbeitern der in Wien erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift „Ἑρμῆς ὁ λόγιος". Bei Begründung der Universität zu Athen 1837 erhielt er die Professur der Geschichte und hat an derselben namentlich durch seine Vorträge über allgemeine Geschichte und über Statistik in hohem Grade nützlich gewirkt. Als Schriftsteller ist er seltener aufgetreten. Aus späterer Zeit ist nur eine kleine Schrift über die Universitäten („Περὶ πανεπιστημίων", Athen 1845) in Deutschland bekannt geworden. Auch betheiligte er sich an der wissenschaftlichen Zeitung, welche unter dem Titel „Εὐρωπαϊκὸς Ἐρανιστής" seit 1840 in Athen erschien. M. starb zu Athen im November 1858. Seinen Patriotismus, insbesondere seinen aufrichtigen Eifer für das Gedeihen der Universität und das gesammte Unterrichtswesen seiner Nation, bekundete er unter anderm dadurch, daß er der Universität 80000 Drachmen vermachte, deren Zinsen zu Stipendien für arme Studirende verwendet werden sollen. Außerdem bestimmte er Legate für einige andere öffentliche Anstalten; seine ganze Bibliothek vermachte er der Schule seiner Vaterstadt.

***Rommel** (Dietrich Christoph von), verdienter deutscher Geschichtsforscher, starb in der Nacht vom 20. auf den 21. Jan. 1859 zu Kassel. Am 17. April 1781 in letzterer Stadt geboren, wirkte er seit 1804 an der Universität zu Marburg, bis er 1810 infolge der politischen Umwandelungen in Hessen einen Ruf an die russische Universität Charkow annahm. Doch kehrte er nach Napoleon's Sturz wieder in sein Vaterland zurück, wo er zunächst 1815 die Professur der Geschichte zu Marburg erhielt. Im Jahre 1820 ward R. als Historiograph nach Kassel berufen, wo ihm zugleich die Direction des Haus- und Staatsarchivs sowie später auch die Direction der Bibliothek übertragen wurde. Seine Verdienste um diese Institute, namentlich aber um die Geschichte seines Vaterlandes Hessen, wurden unter anderm 1828 durch Erhebung in den Adelstand anerkannt. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte von Hessen" (Bd. 1—8, Hamburg und Gotha 1820—43), deren neunter Band (Kassel 1853) auch den besondern Titel „Geschichte Hessens seit dem Westfälischen Frieden" führt. Für beachtenswerthe Erscheinungen müssen auch die „Correspondance inédite de Henri IV, roi de France, avec Maurice-le-Savant, Landgrave de Hesse" (Paris 1840) sowie der „Briefwechsel zwischen Leibniz und dem Landgrafen Ernst von Rheinfels" (2 Bde., Frankfurt a. M. 1847) gelten.

***Simolin**, ein in Kurland und Preußen begütertes freiherrliches Geschlecht, welches in gerader Linie von dem berühmten ungarischen Hause der Bathory abstammt. Graf Georg Bathory, der Bruder jenes Ladislaus Bathory, der die fürstlich-königliche Linie der Bathory von Somlyo stiftete, wurde durch seinen Enkel Michael (starb nach 1470), den Gemahl der Sophia von Simony, der Erbtochter eines kumanischen Geschlechts, der Stammvater eines andern Zweiges des Hauses Bathory, der sich Bathory von Simony nannte, nachdem Simon, Graf Bathory (gest. 1528), der Sohn des genannten Michael, das mütterliche Gut Simony ererbt hatte. Der ältere Sohn Simon's, welcher ebenfalls Simon hieß und gewöhnlich Simonsi genannt wird, war mit Helena von Pálócz vermählt und zeugte aus dieser Ehe einen Sohn Simon Bathory (gest. 1617), welcher, nach dem urgroßmütterlichen Erbe Simony, in Urkunden seiner Zeit gewöhnlich Simolinus genannt wird und sich bereits zur reformirten Kirche bekannte. Er hinterließ zwei Söhne als Gründer zweier Linien der Grafen Bathory-Simolin. Der jüngere Zweig, begründet von Franz Simolin, erlosch gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts; der ältere Zweig hingegen blüht noch gegenwärtig in dem Geschlechte der Freiherren von S. in Kurland und Preußen fort. Als Ahnherr der letztern ist daher **Andreas Karl S.** (geb. 1596), der ältere Bruder des genannten Franz S., zu betrachten. Sein Sohn **Matthias Karl von S.** (geb. 1639, gest. 1706) ward durch die Wechselgeschicke des Dreißigjährigen Kriegs nach Schweden versetzt, wo auch dessen Sohn, **Michael Karl von S.** (geb. 1661, gest. 1736 zu Åbo), im Dienste Karl's XI. ein Ehrenamt zu Åbo bekleidete, während der Sohn des letztgenannten, **Johann Matthias von S.**, geb. 1690, sich dem geistlichen Stande widmete und als schwedischer Propst nach Reval übersiedelte, wo er am 14. Juni 1740 starb. Dieser war der Vater eines ausgezeichneten Brüderpaars, welches sich durch persönliches Verdienst emporschwang und diesem Zweige des alten Hauses Bathory neuen Glanz verlieh. — Der ältere dieser Brüder, **Karl Gustav Alexander, Frhr. von S.**, war am 10. Mai 1715 zu Åbo geboren und begann früh mit seinem jüngern Bruder unter der Leitung des Reichskanzlers Ostermann seine öffentliche Laufbahn. Als Bestuschew an das Ruder kam, ward er zu verschiedenen bedeutenden Missionen verwendet. Als Ministerresident der Kaiserin Elisabeth im Jahre 1756 nach Kurland gesandt, vertrat er in Mitau mit Energie die Interessen Rußlands bis an sein Lebensende. Unbedingt bleibt es nur seinem langjährigen Wirken zuzuschreiben, wenn die kurländischen Stände später der Kaiserin Katharina als Landesherrin huldigten. Karl Gustav, Frhr. von S. starb am 27. Aug. 1777 auf einer Badereise zu Spaa. Er war nebst seinem Bruder vom Könige Stanislaus August von Polen am 20. Mai 1776 sammt aller männlichen wie weiblichen Nachkommenschaft in den Freiherrenstand erhoben worden, nachdem beide schon vorher, 1754, vom deutschen Kaiser Franz in den deutschen Reichsritterstand aufgenommen worden waren. Aus der Ehe Karl Gustav's mit **Anna Dorothea von Korff** entsproßten vier Söhne, von denen der zweite, Peter Heinrich, geb. 1758, bereits am 26. Dec. 1777 unvermählt starb, die drei übrigen aber Stifter ebenso vieler noch blühender Linien wurden. — Der älteste Sohn, **Karl, Frhr. von S.**, geb. 23. April

1756, gest. 30. Juli 1796, begründete die Linie auf Weitenfeld-Jahteln. Zu seinen Kindern zählt **Alexander, Frhr. von S.**, geb. am 1. April 1788, der erst seit 1803 in preußischen, seit 1812 in russischen, seit 1814 abermals in preußischen Diensten stand, bis er 10. März 1842 als General seinen Abschied nahm. Er hat sich den Ruf eines ausgezeichneten Militärs erworben. Da er keine männlichen Nachkommen besitzt, so beruht das Fortblühen dieser Linie der Freiherren von S. auf den sieben Kindern des Frhrn. **Otto von S.**, eines ältern Bruders des Generals. — Der dritte Sohn Karl Gustav's, der Frhr. **Gustav von S.**, geb. 5. April 1759, gest. 15. Febr. 1798, wurde Begründer des Hauses zu Verbohnen, welches sich durch die Nachkommenschaft dreier Enkel gegenwärtig in drei Linien spaltet. — Der jüngere Bruder des Begründers des letztern Hauses, **Alexander, Frhr. von S.**, geb. 18. Mai 1766, gest. 8. Juni 1832, stiftete die Linie der Freiherren von S. zu Groß-Dselden. Er war der Vater des Frhrn. **Alexander Heinrich von S.**, geb. 29. Juni 1800, königlich preußischen Kammerherrn, der sich als lyrischer Dichter sowie als Schriftsteller im Fache der Genealogie, Heraldik und Alterthumskunde hervorgethan hat. Durch Verheirathung mit Luise, der Erbtochter des Hrn. von und zu Wettberge erhielt letzterer zu seinem väterlichen Erbe noch die Herrschaft Groß-Altdorf in Kurland, weshalb sein einziger noch lebender Sohn, **Alexander Georg**, geb. 1836, nach dem Tode der Mutter berechtigt wurde, den Namen und das Wappen des erloschenen Hauses Wettberge anzunehmen. — Der jüngere Bruder Karl Gustav's, der Frhr. **Johann Matthias von S.**, geb. 17. Juli 1720 zu Åbo, war 1766 als Gesandter der Kaiserin Katharina zur Reichsversammlung nach Regensburg gekommen, und begleitete später als diplomatischer Rathgeber den Grafen Romanzow in den türkischen Feldzug. Nachdem er dort am 30. Mai 1771 den Waffenstillstand von Giurgewo geschlossen, war er 1773 als Gesandter in Kopenhagen und einige Jahre später in Stockholm thätig, wo aber König Gustav III. ihn bei dem damaligen Parteienkampfe für gefährlich hielt und seine Abberufung beantragte. Hierauf ging er 1780 als Botschafter nach England, wo er wegen der bewaffneten Seeneutralität Rußlands in die schwierigste Stellung gerieth. Als Gesandter in Paris, seit 1787, fand er beim Ausbruche der Revolution Gelegenheit, seine Talente an den Tag zu legen. Er war es, der der Königin Marie Antoinette am 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß ausstellte und hierzu die Unterschrift des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Montmorin, erzwang. Nachdem er Frankreich verlassen hatte, lebte er mehrere Jahre, von Geschäften zurückgezogen, in Frankfurt a. M., bis ihn seine Ernennung zum Präsidenten des Reichsjustizcollegiums nach Rußland zurückrief. Auf der Reise dahin starb er unvermählt zu Wien am 19. Sept. 1799 mit Hinterlassung eines zwar durch die schweren Opfer, welche er den Bourbonen gebracht, sehr geschmälerten, aber immer noch beträchtlichen Vermögens, welches er den Kindern seines Bruders vermachte. — Durch ein am 12. Oct. 1852 ergangenes Rechtsgutachten der Juristenfacultät zu Leipzig ward den Freiherren von S. das Recht auf Namen und Titel von Grafen Bathory zugesprochen. Vgl. Stramberg, „Das Haus Bathory in seinen Verzweigungen bis auf den heutigen Tag" (Berlin 1853), und Alexander Frhr. von S., „Stammtafeln des edeln Geschlechts der Bathory von S." (Berlin 1855), beide als Manuscript gedruckt.

***Sintenis** (Wilhelm Florenz), bekannt als rationalistischer Prediger, starb am 23. Jan. 1859 zu Magdeburg, seit einigen Jahren emeritirt. Er gehörte der berühmten anhaltischen Gelehrtenfamilie Sintenis an und ward am 26. April 1794 zu Dornburg geboren, wo sein Vater, der 1829 verstorbene Superintendent Joh. Christ. Sigismund S., damals Pastor war. Seit 1818 Substitut seines Vaters in Roßlau, ward er 1824 durch Wahl der Gemeinde zum zweiten Prediger an der Kirche zum Heiligen Geist nach Magdeburg berufen, und später 1831 Pastor und erster Prediger an derselben. Als Theolog dem Rationalismus zugethan, erregte er bei der Orthodoxie Magdeburgs vielfach Anstoß, bis 1840 sein Name durch einen Streit, den er durch eine scharfe Kritik eines von den Altgläubigen empfohlenen Gemäldes veranlaßt hatte, auch in weitern Kreisen bekannt wurde.

***Wurm** (Christian Friedrich), ein geachteter Geschichtschreiber und Publicist, starb am 1. Febr. 1859 zu Reinbeck, wohin er sich einige Tage vorher von Hamburg aus hatte bringen lassen, um die dortige Wasserheilanstalt zu benutzen. Ein Sohn des verdienten Astronomen Johann Friedrich W., ward er 1803 zu Blaubeuren geboren, lebte, nachdem er seine theologischen Studien beendet, 1825—27 in England und ließ sich dann in Hamburg nieder, wo er erst den „Gleaner" (1828—30), dann von 1830—34 die „Kritischen Blätter der Börsenhalle" redigirte und 1835 zum Professor der Geschichte am Akademischen Gymnasium ernannt wurde. Im deutschen Parlament von 1848 vertrat er einen Wahlbezirk seines Heimatlandes Würtemberg. W. hat zahlreiche historische, handelspolitische und völkerrechtliche Schriften veröffentlicht. In den letztern Jahren erschienen von ihm die „Vier Briefe über die freie Donauschiffahrt" (Leipzig 1855), die „Fünf Briefe über die Freiheit der Flußschiffahrt und über die Donauacte vom 7. Nov. 1857" (Leipzig 1858) und die „Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage" (Leipzig 1858). Letztere gründliche Arbeit war schon vorher im 11. und 12. Bande des encyklopädischen Werks „Die Gegenwart" erschienen. In W.'s Nachlasse finden sich reiche Materialien zur hanseatischen Geschichte, die er theils in den städtischen Archiven, theils im Britischen Museum und dem niederländischen Reichsarchiv gesammelt und nur zu einem sehr geringen Theil in Beiträgen zu Journalen und Gelegenheitsschriften verarbeitet hat. Seit seiner Rückkehr aus London, wo er zu den aus Hamburg einberufenen Auskunftspersonen über den Stader Elbzoll gehörte, bildete sich W.'s schon lange andauernde Kränklichkeit zu einem unheilbaren Nervenübel aus, welche den um seine zweite Heimat Hamburg hochverdienten Mann im Alter von noch nicht 57 Jahren hinraffte.

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858.

Erster Abschnitt.

Die Ursachen der Krisis und ihr Verlauf in Nordamerika.

Die große Handelskrisis, welche im Sommer 1857 in Nordamerika ausbrach und von da aus ihren Umzug durch sämmtliche Handelsplätze europäischer Bevölkerung hielt, kann nicht in ihrem innern Zusammenhange gewürdigt werden, wenn man in ihr allein Folge einzelner Thatsachen und Tageserscheinungen sieht, sondern nur dann, wenn man in ihr die consequente Entwickelung der ganzen ihr vorangegangenen Zeitgeschichte erblickt. Bequem genug ist es freilich, wie das vielfach namentlich in England geschehen, die Krisis auf das Vorhandensein oder den Mangel dieser oder jener Bankgesetzgebung zu schieben, oder mit einzelnen deutschen Theoretikern sie als bloße Wirkung der vermehrten Goldproduction und deren behaupteten Folgen darzustellen. Solchen Annahmen widerstreitet schon die Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen, die nicht gerade in einem einfachen Gleise sich bewegen, und ihnen widerstreiten auch die einzelnen Thatsachen, wie wir das noch näher nachweisen werden. Überhaupt wollen wir hier am Eingange unserer Abhandlung jene einseitige Anschauung zurückweisen, welche für jede Thatsache im Verkehr sich nur an ein einzelnes, das etwa unmittelbar vorangegangen, hält, und sofort auch, wenn sie bedenklich erscheint, mit gesetzgeberischen und andern Recepten zur Hand ist. Wir werden vielmehr gerade Gelegenheit haben zu zeigen, wie diese Voreiligkeit bei der Diagnose und beim Verschreiben der Heilmittel im Verkehr noch ganz besondere Krankheitsstoffe angesammelt und zur Furchtbarkeit der großen Handelskrisis entscheidend mitgewirkt hat.

Auf der andern Seite ist denn jene andere allgemeine Erklärungsweise, welche der „materiellen Richtung unserer Zeit" diese Krisis ins Schuldbuch einträgt, ebenso unrichtig, schon weil es nicht einmal die erste Krisis ist, also der Vorwurf noch ganz andere Zeiten treffen könnte. Sodann müßte doch aber erst bewiesen werden, daß neben dem großen Fonds von Weltlichkeit und der starken Erwerbslust unserer Tage die bessern Richtungen im Menschen allgemein abgenommen hätten, und hierin müssen wir, gestützt auf parteilose Erforschung der wirklichen, nicht einer beliebigen idealisirten, Vergangenheit bekennen, daß im großen und ganzen unsere Zeit sehr wenig Ursache hat, mit irgendeiner frühern tauschen zu wollen, nicht im Erwerb, nicht in der Kenntniß, nicht in der Sittlichkeit. Die Krisis hat allerdings eine ihrer Hauptursachen in Irrthümern und Fehlern der Zeitgenossen, aber die, welche am lautesten sich gegen die „materielle" Richtung der Zeit erheben, dürften bei schärferer Prüfung jener wirklich begangenen Irrthümer und Fehler ihre Verdammung weniger laut werden zu lassen geneigt sein.

Die Krisis war ein Kind der Zeit, hervorgerufen nicht allein durch die ungeheure Ausdehnung und Erstarkung des Verkehrs, von Production und von Handel, sondern auch im innigsten Zusammenhange mit der politischen Entwickelung der Tage. Auch wem in seiner Betrachtungsweise der genaue Zusammenhang alles wirthschaftlichen Verkehrs mit der Zeitgeschichte nicht nahe liegt, der wird, sobald er sich die merkwürdigen Wandelungen des letzten Jahrzehnds in einem raschen Überblick vergegenwärtigt, den Rückeinfluß derselben auf Handel und Wandel nicht bezweifeln können.

Es wird uns, ehe wir in den Verlauf der Krisis in den einzelnen Ländern eintreten, die Aufgabe obliegen, jene verschiedenen Momente der Zeitgeschichte, inwiefern sie auf die Erzeugung der Krisis eingewirkt haben, näher in Betracht zu ziehen. Bevor wir dies aber thun, sei es uns erlaubt, als Einleitung zum Ganzen, den einen Zweig unsers heutigen Verkehrslebens, dessen Verständniß hier überall vorausgesetzt werden muß — den Geldverkehr — einer kurzen Erläuterung zu unterwerfen.

Der Geldverkehr in seiner heutigen Entwickelung

Im heutigen Verkehr hat sich nebeneinander und zu gleicher Zeit ein Zusammenfassen vieles bisher Getrennten und eine schärfere Trennung von bisher vereinigten Thätigkeiten herausgebildet; es liegt das zu einem großen Theile an den Veränderungen, welche in den Verkehrswegen vorgegangen sind. Nicht die Theilung der Arbeit und nicht die Association sind absolut

die Bedingungen des Fortschritts, wie früher die Fanatiker der einen und jetzt die der andern behaupten, jede Zeit hat vielmehr ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse. Und es mag die, welche einseitig für Associationen und Organisationen schwärmen, vielleicht überraschen, daß ohne irgendwelches gesetzgeberische und bloßes äußerliche Zuthun ein bestimmter und eigentlich nur ein Nebenzweig des Verkehrs gerade in unsern Tagen eine immer exclusivere und in sich mehr abgeschlossene Gestaltung gewonnen hat, der Geldverkehr nämlich. Wer durchaus will, mag darin ein neues Unrecht der Zeit finden: wir haben uns hier nur mit der für die Entwickelung der Handelskrisis so verhängnißvollen Thatsache zu beschäftigen.

Der Verkehr beruht allerdings im wesentlichen auf Production und Consumtion und der meistens zwischen beiden liegenden Vermittelung, dem Handel; allein gerade diese Vermittelung wird mit der Zahl der dabei betheiligten Menschen und dem Umfange der zu consumirenden Erzeugnisse auch um so verwickelter. Zug für Zug, Geld für Waare beim Producenten und beim Consumenten, das kann als regelmäßiger Zustand nur in der Kindheit des Handels bestehen, nur da, wo die Bedürfnisse einfach und an Zahl gering sind, und wo noch nicht so viele Menschen beieinander wohnen. Mit dem Ansammeln einer größern Menschenmenge auf demselben Fleck wird auch die Nothwendigkeit des Creditnehmens und Creditgebens entstehen, weil nicht mehr jeder Käufer zum ersten Verkäufer gehen kann, und der Mittelsmann, welcher den Käufer aufsucht oder ihm das Aufsuchen bequemer macht, den Preis der aus erster Hand gekauften Waare erst aus dem Verkehr wieder herausziehen muß, wenn er nicht ausnahmsweise über große Kapitalien gebietet. Ihm muß der erste Verkäufer creditiren und er einer weitern Mittelsperson oder gar einem Consumenten. Dieser Credit, weit entfernt, ein Unglück zu sein, wie er zuweilen gescholten wird, ist vielmehr eine der Hauptursachen der civilisirenden Kraft des Handelsverkehrs, da er nothwendig zur Sicherung des öffentlichen und des Privatrechts drängt. — Allmählich genügt aber auch dieses einfache Creditiren nicht mehr, und es entstehen eine ganze Reihe von Verhältnissen und Einrichtungen, die auf einem nach allen Richtungen hin verzweigten Creditwesen beruhen. Es gibt kaum eine größere Überhebung moderner Bankgründungsspeculation, als wenn diese sich die Miene gibt, den Credit gewissermaßen erst erfunden zu haben: die Beobachtung des gewöhnlichsten kaufmännischen Geschäftsgangs, die ganze Einrichtung der kaufmännischen Buchführung sogar wird allseitiges fortwährendes Nehmen und Geben von Credit nachweisen. Daß der Credit wirklich neue Güter schafft, kann nur von denen bezweifelt werden, welche von der engherzigsten Auffassung des Begriffs Kapital ausgehen, als enthalte derselbe nur eine Anwendung auf zusammengehäufte „Güter", während doch unter allen Umständen das größte Kapital die geistige Kraft ist, die jene „Güter" verwendet; sie bezahlt und verzinst sich wie jedes andere Kapital, nur in höhern Proportionen. Das Kapital „Credit" wird vom Kaufmann mit größter Sorglichkeit erworben, und eher verschmerzt er den Verlust von Tausenden und Millionen als die leiseste Berührung jenes großen Gutes.

Die große und ziemlich verbreitete Verkennung des Credits für Theorie und Praxis und die einseitige Beobachtung des blos Äußerlichen ist denn namentlich für Beurtheilung des Geldwesens von besonders ungünstigem Einflusse gewesen. Man gewöhnte sich vielfältig und hält noch an dieser Gewohnheit, nur das als Geld, als wirkliches Geld im gewöhnlichen Sinne des Worts, anzusehen, was als Geld aussah, d. h. als Zahl zur Bezeichnung irgendeines Verkehrswerthes auftrat, und wollte aus diesen Zahlen für die allgemeinen Verhältnisse und das Geldwesen Rückschlüsse ziehen. Und doch nimmt das Metallgeld im Handel der Nationen untereinander keinen größern Platz ein als etwa unter den im bekannten Clearing-office in London abrechnenden Bankiers; alles Übrige geht hier und dort aus dem Credit hervor. Die genauere übersichtliche Kenntniß der Wechselwirkungen von Credit- und Geldoperationen, zumal in ihrem Rückeinfluß auf den eigentlichen Handelsverkehr, ist daher die erste Bedingung zur Erfassung des heutigen Verkehrs und zur Verständniß der Krisis, die darin aufgetreten.

Wir stellen die allgemeinste Bedeutung der edeln Metalle obenan, wie sie sich als Thatsache ergibt, ohne auf die Ursachen derselben näher eingehen zu wollen. Die edeln Metalle, nämlich Gold und Silber, sind, so weit die Geschichte hinaufreicht, bei allen zu einigem Bildungsgrade gelangten Völkern als Stoffe zur Herstellung des Geldes verwendet worden. Nur die Bemerkung können wir hier nicht auslassen, daß der heutige Metallwerth nicht die Ursache des Geldwerths ist, sondern das Umgekehrte gilt; ein Umstand, welcher der Betrachtung nahe genug gelegt wird, sobald man sich nur die allerdings sehr entfernt liegende Möglichkeit vorstellt, das eine oder das andere der beiden Metalle fände keine Verwendung zu Geld mehr Es ver-

steht sich von selbst, daß alsdann das betreffende Metall, Gold oder Silber, weil von jetzt an nur noch einer weit geringern Benutzung, zu technischen Zwecken, fähig, für diese auch um so viel billiger zu erhalten wäre. Jene Thatsache der allgemeinen Verwendung hat für die menschliche Cultur nun die zwiefach große Bedeutung, einmal, daß so ein wirklicher und regelmäßiger Handelsverkehr unter verschiedenen Nationen stattfinden kann — sie sind nicht länger auf den bloßen Umtausch angewiesen, sondern können ihre Producte gegeneinander abschätzen; sodann, daß bei jeder einzelnen Nation die Preise eines jeden Gegenstandes bis zum Unterschied der Transport- und andern Vermittelungskosten sich ausgleichen.

Zwischen den edeln Metallen und den daraus angefertigten Münzen besteht der Unterschied, daß nur der Stoff noch die allgemeine Verwendbarkeit hat, während die Verwendung der Münze eine örtliche geworden ist. Daher gewinnt denn auch die Münze am Platze ihrer Verwendung als solche ebenso viel an Verkehrswerth, wie sie anderorts darunter verliert, denn eine Münze kann wegen der Kosten des Transports und des Umschmelzens weniger werth sein als ihr Edelmetallgehalt. Das Prägen von Münzen ist daher für den einen Theil, das Inland, eine Verkehrserleichterung; für den andern, das Ausland, eine Erschwerung, die im Interesse eines dauernden Verkehrs natürlich überwunden werden muß, und das ist der erste Ursprung und die eigentliche Bedeutung des Curses. Den Curs ursprünglich nur als Paricurs zu denken, bezeichnet das Niveau zweier Landesmünzen zueinander. Sowie das geschehen ist, wird die durch die Prägung verminderte Umtauschfähigkeit der edeln Metalle für zwei Länder gegenseitig wiederhergestellt. Dem gegenseitigen Curs liegt natürlich der Gehalt an Edelmetall der andern Landesmünze, abzüglich der Kosten des Transports und etwaiger Umschmelzung, zu Grunde.

So bekannt es nun auch sein mag, daß, wenngleich der Absatz des einen Landes an das andere durch Zahlen und Geldsummen ausgedrückt wird, in Wirklichkeit nur ein Umtausch der beiderseitigen Producte stattfindet, so ist doch der Weg, auf dem dies geschieht, und die für allen Verkehr tief einschneidende Bedeutung dieses Wegs weniger ins allgemeine Bewußtsein übergegangen. Dieser Weg ist der Wechselverkehr. Wer im Wechsel nur das Document sieht, durch das die Forderung an einen andern eine stärkere Rechtskraft erhält, der kennt nur dessen geringste Bedeutung. Im großen Verkehr geht neben fast jedem Waarenumsatz ein Wechsel einher, welcher die Forderung des Verkäufers an den Käufer auf einen Dritten überträgt, der dem Käufer näher liegt und mit welchem der Verkäufer in irgendwelchen geschäftlichen Beziehungen steht, zunächst wol dessen Schuldner er wieder ist. Hat nun der Käufer in vorschriftmäßiger Weise seine Zahlungsverpflichtung auf dem Wechsel anerkannt (hat er „acceptirt"), dann wird der dritte Angewiesene (technisch: der Remittent) im Stande sein, je nach der Creditwürdigkeit des Acceptanten und den sonst im Wechsel bezeichneten Umständen diesen weiter in den Besitz eines andern, dem er etwa schuldet, zu „begeben". Man sieht, wie mannichfache Creditverhältnisse sich an diesen einen Wechsel knüpfen können. Und weiter und weiter kann der Wechsel in neue Hände gelangen und jede demselben beigefügte Unterschrift die Creditwürdigkeit des Documents allgemein oder für bestimmte Verkehrskreise erhöhen.

Je lebhafter nun die Verkehrsbeziehungen zweier oder mehrerer Länder zueinander sind, je größer die Zahl der Personen, die beiderseitig daran Antheil nehmen, um desto weniger wird der einzelne darunter im Stande sein, die Bedeutung und den Werth jedes bestimmten ihm etwa angebotenen Wechsels zu schätzen, und es bildet sich zu diesem Zweck eine eigene Klasse von Mittelspersonen als Wechselmakler, als Wechselagenten, oder im größern Maßstabe, als Bankiers, welche durch ihre bestimmten Verbindungen mit dem Auslande befähigt werden, diese Schätzung den einzelnen Kaufleuten abzunehmen, natürlich gegen Vergütung, mit oder ohne Garantieübernahme; wie denn die den Wechsel verkaufende Mittelsperson zur Erhaltung ihrer Kundschaft gar kein Interesse hat, schlechtes Papier an den Markt zu geben, und andererseits die Garantieübernahme für jeden von ihr weiter begebenen Wechsel schon durch die Massenhaftigkeit, in der das alsdann geschehen müßte, ganz illusorisch würde. In die Hände dieser Mittelspersonen fließt dann mehr und mehr der ganze Umsatz von Geldeswerth von Land zu Land zusammen, aber dies wiederum mit außerordentlich wichtigen Folgen.

Zuerst entsteht nämlich die Möglichkeit, die Zahlung mit baarem Gelde durch die Zahlung mit Wechseln zu ersetzen. Wer in Hamburg nach London für gekaufte Waaren schuldet, deren Betrag also in einem londoner Wechsel auf Hamburg dargestellt werden könnte, wird vielleicht besser dadurch zahlen, daß er an den ihm bekannten Stellen einen hamburger Wechsel auf

London von entsprechendem Betrage aufsucht, ihn ankauft und ihn als Zahlung in London verwendet. Wir setzen hier natürlich nur „gute" Wechsel voraus, d. h. Wechsel mit völlig creditwürdigen Unterschriften. Sobald es sich aber nun ereignet, daß für hamburger Rechnung größere Beträge in London gekauft sind, als für londoner in Hamburg, so wird man in Hamburg mehr Wechsel auf London suchen, als in London auf Hamburg, dort also für den stärker gesuchten Wechsel ein Aufgeld bezahlen müssen, hier den weniger begehrten und zum Verkauf angebotenen etwas billiger erwerben können, und zwar wird dieser Unterschied im allgemeinen so weit gehen dürfen, als es billiger wäre, statt des Wechselankaufs direct Gold oder Silber zu übersenden. Oder aber auch, man wird daran die Gelegenheit zu neuen Geschäftsunternehmungen knüpfen. Also, um beim obigen Falle zu bleiben, die Kaufleute in London, welche Forderungen auf Hamburg billig erwerben können, werden Waaren in Hamburg anzukaufen suchen und sie mit den billiger gewordenen hamburger Wechseln bezahlen, weil entweder zu dem gewöhnlichen Geschäftsgewinn noch dieser Unterschied vom Paricurse, die sogenannte Cursdifferenz, hinzutritt, oder überhaupt erst dadurch ein entsprechender Geschäftsgewinn möglich gemacht wird. Man sieht, jene Abweichungen vom Paricurse, wie sie im „Wechselcurse" durch das Steigen und Fallen desselben ausgedrückt werden, tragen ihr Correctiv in sich selbst. Denn nicht minder wird der hamburger Kaufmann in dem hohen londoner Curse Veranlassung finden, seine Waarenkäufe in London einzuschränken, oder den niedrigen hamburger Curs daselbst gleichfalls zu seinem Vortheil auszubeuten, indem auch er Waaren dorthin zum Verkauf sendet. Die Übermittelung an Baarem hier- und dorthin kommt erst dann vor, wenn der Curs so weit gefallen oder gestiegen ist, daß sie vortheilhafter erscheint als jene andern Operationen, oder noch Beträge geblieben sind, die im laufenden Wechselverkehr nicht hatten ausgeglichen werden können. Unter Umständen kann indeß auch die rasche Übersendung von Baarmitteln an einen Ort, wo der einheimische Curs hoch, oder die Beziehung derselben von dem Orte, dessen Curs hoch steht, das beste Mittel sein, um die Cursdifferenz auszugleichen. Für das übergeführte Edelmetall werden dann Wechsel gezogen, welche die andere Seite der Wagschale wieder sinken lassen.

Das ist nun der einfachste Gang der Verhältnisse, der zugleich erklärt, wie in Wirklichkeit der Austausch der Producte im internationalen Handel geschieht, und welche verhältnißmäßig sehr geringfügige Rolle dem Gold und Silber dabei bleibt. Complicirter wird aber die Sache zunächst schon dadurch, daß eine ganze Reihe von Verkehrsgruppen nebeneinander besteht, deren geschäftliche Operationen aufs mannichfachste durcheinander greifen. Wir wollen also zum obigen Falle noch Nordamerika und Schweden setzen, deren Geldbeziehungen nach außen meist durch die Curse von Neuyork und Stockholm repräsentirt werden. Von London sind nun gelegentlich stärkere Beträge von gewebten Stoffen nach Nordamerika gesandt, und von Hamburg größere Mengen von Fabrikaten aller Art nach Schweden, während die directen Beziehungen von Hamburg nach Nordamerika und die von London nach Schweden zur gegebenen Zeit nur schwach geblieben sind. Aber nach beiden Seiten hin wird der Wechselverkehr in Hamburg und in London eine Ergänzung finden. Für die nordamerikanischen Forderungen auf Hamburg wird man mit hamburger Wechseln auf London, für die schwedischen Forderungen auf London mit londoner Wechseln auf Hamburg bezahlen können. Oder es wird sich daran eine weitere Reihe von ausgleichenden Geschäften schließen. In Neuyork, in London, in Hamburg und in Stockholm zugleich wird man das Steigen und Fallen der Curse von einem auf den andern Ort zu kaufmännischen Unternehmungen zu benutzen suchen, aus denen sich nach Lage der Dinge ein besonderer Vortheil erwarten läßt, wenn auch nur zu dem Zweck, um da die Wechsel zu kaufen, wo sie am billigsten zu haben sind.

Hier ist denn der Ort, eins der wichtigsten Verhältnisse im Großverkehr zu besprechen, das jeder Kaufmann zwar aus eigener Erfahrung kennt, das aber dennoch, nach den vielfachen Besprechungen über Geld- und Bankverhältnisse zu schließen, im allgemeinen Bewußtsein ebenfalls noch nicht den entsprechenden Platz gefunden hat. So groß auch der Umfang des internationalen Handelsbetriebs auf der Erde ist — fast alle Völker nehmen daran Antheil — so klein ist dennoch die Zahl derjenigen Handelsplätze, durch welche im wesentlichen die Geldbeziehungen dieses großen Zwischenhandels regulirt werden, der sogenannten Wechselplätze. Es wird aus dem Vorhergehenden wol klar genug sein, wie stark die Verhältnisse nach Concentration drängen, und wie sehr die Beurtheilung und die Ausgleichung aller Abweichungen dadurch erschwert werden müßten, falls etwa jeder Handelsplatz selbständig den Wechselverkehr mit allen andern durchführen wollte. Aber gerade wie die nähere Umgebung einer kleinen Stadt ihre laufenden

Geldangelegenheiten hier abmacht, diese Stadt selbst jedoch in größern Geldgeschäften sich an einen eigentlichen Handelsplatz anlehnt, und dieser wiederum an noch größere Plätze, so hängen auch bedeutendere Handelsplätze in ihrem Wechselverkehr von noch größern Emporien ab. Die geographische Lage, der Besitz von Kapitalien, historisch begründete und andere Vortheile entscheiden darüber, welcher dieser bevorzugte Platz sein soll, und es wäre ganz gewiß das vergeblichste Bemühen von der Welt, einen Wechselplatz „machen" zu wollen. Doch wird man größere und kleinere Orte dieser Art unterscheiden müssen. Der größte von allen, der wirkliche Welthandels- und Weltwechselplatz ist London, der Mittelpunkt des durch politische, mercantile und Geld-Macht so hervorragenden britischen Reichs. In London concentrirt sich vermöge des Wechselverkehrs der Geldumsatz ganzer Erdtheile, und es gibt eine ganze Reihe von Handelsgebieten — alle transatlantischen Gegenden etwa mit theilweiser Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika und einzelner Theile Westindiens und Südamerikas, sowie der holländischen Besitzungen im Indischen Archipel, die einem strengen Monopol unterworfen sind — deren Geldverkehr ausschließlich über London zu gehen hat. Andere Länder und noch mehr deren Creditverhältnisse sind in jenen Gegenden so vollständig unbekannt, daß die Zahlungen ganz regelmäßig auf London angewiesen werden müssen. Selbst die Nordamerikaner bezahlen ihre chinesischen und viele andern transatlantischen Einkäufe meist mit Wechseln auf London. Außer londoner Wechseln kommen dann im ganzen Amerika noch Wechsel auf Neuyork, und in Westindien und noch mehr in Südamerika Wechsel auf Hamburg vor. Neuyork ist fast für das ganze Amerika, und Hamburg namentlich für das nordöstliche Europa, was London für die ganze Erde ist. Der Geldverkehr zwischen Hamburg und Neuyork wird daher größtentheils über London gehen, während der Geldverkehr zwischen London und den commerziellen Hinterländern jener beiden Städte fast ausschließlich durch diese vermittelt wird. Wir werden später noch auf die Ursachen kommen, weshalb Hamburg diesen besondern Platz in Europa einnimmt, und wollen hier nur bemerken, daß fast alle Geldbeziehungen des europäischen Continents nach transatlantischen Gegenden, soweit sie nicht direct über London gehen, an Hamburg anknüpfen, selbst nicht wenige der von Bremen nach den Vereinigten Staaten, weil, was aus allen bisherigen Ausführungen wol erklärlich genug ist, nicht ein einzelner noch so starker Verkehr, sondern nur die Vereinigung vieler Verkehrsverbindungen an demselben Orte dessen Bedeutung als Wechselplatz ausmacht. Allerdings ist durch die Hauptrichtungen des Geldverkehrs die directe Verbindung eines Hauptplatzes mit einem Nebenorte oder mehrerer Nebenorte untereinander keineswegs ausgeschlossen; indessen wird diese meist nur für vorübergehende und Lokalzwecke stattfinden, schon weil so nicht alle Conjuncturen des Geldmarktes, also auch nicht die dadurch bedingten des Waarenmarktes benutzt werden können. Für die Beziehungen zum westlichen und südwestlichen Europa ist Paris, und für das eigentliche vom Waarengeschäft mehr gelöste Geldgeschäft Amsterdam und Frankfurt a. M. von Bedeutung, wogegen Berlin im Welthandel sich an Hamburg anschließen muß, Stockholm, Kopenhagen und Petersburg an Hamburg oder London. Der wiener Platz ist, was den Welthandel betrifft, nur für gewisse Beziehungen nach der Levante von Bedeutung; für den Waarenverkehr muß er sich noch mehr an Hamburg wie an Frankfurt und Triest anschließen. Augsburg hat nur als nächster Vermittler der beiden Guldenwährungen im südlichen Deutschland, und Leipzig als größter und wesentlich einzig noch bestehender Meßplatz eine größere Bedeutung; beides sind aber keine selbständigen Wechselplätze im Großverkehr. Auch aus diesen Andeutungen wird man leicht das wunderbare Ineinandergreifen aller Verkehrsbeziehungen erkennen und daraus begreifen lernen, wie der Handel als selbständige Macht auftritt, deren Entwickelung wol örtlich gehemmt, aber durch keinerlei künstliche Vorrichtungen in ihm nicht zusagende Bahnen abgelenkt werden kann. Es ergibt sich daraus aber auch die eigentliche Bedeutung der großen Handelsplätze, welche unzählige Verkehrskreise in mittelbarer oder unmittelbarer Abhängigkeit von sich erhalten. Der deutsche Fabrikant, der Rohstoffe etwa direct von Amerika oder von London bezieht, wird in den meisten Fällen zur Ausgleichung seiner Schuld mit einem hamburger Wechsel zahlen, oder, wenn er seine Fabrikate dorthin verkauft, einen londoner oder hamburger Wechsel als Zahlung erhalten.

Nicht richtig wäre es übrigens, wollte man die großen und größern Wechselplätze als allein maß- und tonangebend betrachten, sie sind vielmehr für ihr eigenes Gedeihen nothwendig auf die wirthschaftlichen Verhältnisse auch der kleinern Plätze angewiesen. In demjenigen Handelsverkehr, wie er sich durch die Verhältnisse selbst macht, bedingt sich ganz regelmäßig der Vortheil des einen durch den Nutzen des andern. Hin und wieder wird man zwar aus solchen kleinern Plätzen Klagen über drückende Handelsübermacht u. dgl., geübt von einem größern Handels-

platze, vernehmen, wobei denn, wenn beide nicht demselben politischen Staatsverbande angehören, der Versuch gemacht wird, Eifersüchteleien auch anderer Art anzustacheln; man kann sich in der Regel aber darauf verlassen, daß, wenn nicht Kurzsichtigkeit, doch irgendein engherziges Interesse dahinter steckt. Gerade bei der Entwickelung der Handelskrisis war, wie wir noch zeigen werden, der Zustand des innern Markts für die Zustände der Haupthandelsplätze von sehr tiefgreifender Wirkung.

Die Intimität der Verbindungen zwischen den größern und den kleinern Handelsplätzen zeigt sich durch nichts stärker als durch das von den erstern ausgehende System großartiger Vorschüsse oder Creditanweisungen zu Gunsten der letztern. Die große Masse des Publikums hat von dem Umfange der Summen, um welche es sich hierbei handelt, wol kaum eine entfernte Ahnung. Die Sache liegt nämlich so, daß in den meisten Productionsländern der Producent oder auch der Fabrikant nicht ausreichenden Vorrath an paraten Geldmitteln besitzt, um seine Thätigkeit mit sicherm Erfolge in Bewegung setzen zu können. Namentlich vergeht bei den meisten Productionen von Rohstoffen und auch bei der Anfertigung von Fabrikaten bis zu deren Übergang in den Verkehr eine zu geraume Zeit, als daß nicht die Geldmittel erschöpft sein müßten, könnten nicht andere Kräfte in Verwendung gebracht werden. Oder auch der Kaufmann des kleinern Orts besitzt nicht die genügenden Geldmittel, um etwa die Producte seiner Gegend für einen größern Platz einkaufen, und der Händler dieses Platzes nicht Lokalkenntniß genug, um dies mit Erfolg selbst vornehmen zu können. Oder auch nur, es bedarf größerer Kapitalien, um eine bedeutendere Unternehmung, ein Bergwerk, eine Fabrik u. s. w. zu begründen. In allen solchen Fällen hat der Kaufmann des größern Platzes sein Geld und seinen Credit zu verwenden, allerdings zu seinem eigenen großen Vortheil, aber gewiß nicht zu irgendeines andern Schaden, denn ohne seine Hülfe würde um soviel weniger producirt oder sonstwie erarbeitet werden, und wo der Kaufmann sein Geld hineingesteckt, hat er gewiß das nächste Interesse, seiner Geschäftsfreunde bestes Gedeihen zu wünschen und zu befördern. London ist nach dieser Beziehung hin der Gläubiger der ganzen Welt; der Getreide- wie der Baumwollenproducent in den Nordamerikanischen Freistaaten nicht minder wie die Bergwerksbesitzer in der südlichen Hälfte Amerikas, der australische Unternehmer wie der indische Indigopflanzer und unzählige andere Unternehmer auf allen Theilen der Erde arbeiten mit englischem Gelde oder englischem Credit. Es gibt allerdings Leute, welche darin eine durch England ausgeübte „Aussaugung" sehen; wir haben wol nicht nöthig, eine solche Anschauung hier zu widerlegen. Es ist die Aussaugung des befruchtenden Düngers, der freilich dem Boden mehr entlockt, als ohne den Dünger erzielt wäre, aber weit mehr auf eigene als auf Kosten des Bodens. Auf dem Continent ist es wiederum vorzugsweise Hamburg, das als Vorschußgeber auftritt, weit in Deutschland hinein, durch ganz Skandinavien und Nordrußland und hinüber nach Westindien und Südamerika, und neben Hamburg, aber nur in beschränktern Kreisen und oft genug mit hamburger Mitteln, die andern minder bedeutenden Handelsplätze.

Wir haben bisher ein Gebiet des Verkehrs unberührt gelassen, dessen Wichtigkeit wir allerdings nicht unterschätzen, nur daß wir meinen, es sei demselben in vielen hier einschlägigen Betrachtungen ein zu großer Platz eingeräumt. Es ist dies der Handel mit sogenannten Effecten, d. h. mit geldwerthen Papieren, seien es Staatsschuldscheine oder Privatobligationen, Actien, wie sie den allgemeinen Namen erhalten haben. Die außerordentlichen Mittel, welche neben den gewöhnlichen Einnahmen die heutigen Staatsverwaltungen wiederholt bedurften, mußten auf dem Wege der Anleihen zusammengebracht werden, zu denen ein Rothschild, ein Baring, ein Hope, oder wie sonst die Spitzen der europäischen Geldmacht heißen, gleichfalls nicht die allezeit gefüllten Truhen eröffneten, sondern neben dem eigenen Gelde vorzugsweise ihre Kenntniß und ihren Einfluß auf den Geldmarkt hergaben. Neben der allgemeinen Schuldverschreibung stellten ihnen die Regierungen eine entsprechende Anzahl von Obligationen auf kleinere Summen aus, die von ihnen an Kapitalisten verkauft wurden, welche entweder ihr Geld sicher belegen oder aus dem Wiederverkauf der Papiere noch einen besondern Gewinn ziehen wollten. Eine solche Anleihe ist gleichsam eine große Geldunternehmung, für welche eine Actienbetheiligung gesucht wird. Es ist neuerdings das Actienwesen bei Privatunternehmungen zu allgemein bekannt geworden, als daß wir hier nöthig hätten, noch besonders darauf einzugehen, und auch das, was man Fondshandel, den Handel mit geldwerthen Papieren aller Art, nennt, müssen wir an diesem Orte nach Wesen und Form zu schildern unterlassen, da es uns zu weit führen würde. Es genügt darauf hinzuweisen, daß diese doppelte Art der Kapitalverwendung, entweder zum Zweck des Waarenhandels oder im Fondsgeschäft, eine ganze

Reihe neuer Beziehungen in den allgemeinen Verkehr hineinbringt, unter denen eine der wichtigsten wir schon angedeutet haben, nämlich das Hervortreten einzelner Plätze als Mittelpunkt eines vorzugsweise auf den Fondshandel gerichteten Verkehrs. Natürlich können das nur solche Plätze sein, wo reichliche Kapitalien vorhanden sind, und unter Umständen geht dieser Fondshandel selbst ganz unabhängig vom sonstigen Handelsgange vor sich. Als erster Platz für diesen Effectenhandel ist wiederum London aufzuführen, weil hier nicht blos die riesigsten Geldmittel zur Verfügung stehen, sondern diese Stadt auch einer der ersten Sitze der hohen Politik ist, welche natürlich bei den Regierungsanleihen eine bedeutende Rolle spielt. Für Staatsanleihen sind dann ferner namentlich Amsterdam und Frankfurt a. M. hervorzuheben, beides Plätze, deren Waarenhandel gegen frühere Zeiten sehr abgenommen hat, während noch reichliche Kapitalien geblieben sind. Von den Anleiheplätzen verschieden sind die Börsen für deren Umsätze, und neben den genannten treten da noch besonders Paris, Wien und Berlin auf, während Hamburg in diesem Geschäftszweige eine sehr secundäre Rolle spielt.

Es versteht sich von selbst, daß vom Fondsgeschäft aus eine bedeutende Rückwirkung auf das Waarengeschäft und die dadurch entstandenen Beziehungen ausgeübt werden muß, sei es, daß sie demselben Kapitalien entziehen oder zuführen, sei es durch Beeinflussung des Geldaustausches unter den einzelnen Handelsgruppen. Eine z. B. in London contrahirte große Staatsanleihe kann dort das Geld „knapp" machen, also zu Verkäufen nach außen führen, um Geld herbeizuziehen, anderswo also eine günstige „Conjunctur" zum Einkauf in London veranlassen. Das ist nur ein einzelnes sehr einfaches Beispiel einer derartigen Beeinflussung, die unter Umständen außerordentlich complicirt gedacht werden muß. Schon das hat seine bedeutende Wichtigkeit, daß nunmehr der veränderte Cursstand zwischen verschiedenen Plätzen nicht mehr als das reine Ergebniß des Waarenaustausches erscheint, sondern für jeden einzelnen Fall besonders erforscht werden muß, also auch zu Irrthümern führen kann.

Aber — wenn das nur die einzige störende Ursache wäre! Das Gebiet der Abweichungen vom regelmäßigen Gange der Dinge ist außerordentlich groß, wie sie durch Zufälligkeiten oder die freie Wahl der Menschen oder meistens durch ein Gemisch von beidem hervorgerufen werden können. Hier ist es der Stand der Ernte, dort eine wichtige Erfindung oder Entdeckung, ein neuer Handelsweg, ein neuer Industriezweig, ein neues Bedürfniß, ein veränderter Zolltarif, ein widriges Naturereigniß wie eine Überschwemmung, oder ein wichtiger wirthschaftlicher Vorgang, z. B. die Errichtung einer Bank, das Aufschließen neuer Handelsgebiete, das Auffinden von Goldlagern, oder endlich eine politische Begebenheit, eine Revolution, ein Krieg, ein Friedensschluß, oder auch nur — es ist die Erwartung irgendeines solchen Vorgangs oder Ereignisses, welche mit ihren unbestimmten Hoffnungen und Befürchtungen aus dem Gefüge des gewohnten Gleises herausziehen. Man wird nach allem Bisherigen leicht ermessen, wie vielseitig und tief eingreifend unter Umständen jede einzelne Abweichung vom gewöhnlichen Gange der Dinge sein kann, und wie schwer es gelegentlich werden muß, sich in allem, was zur günstigen Führung eines Geschäfts erforderlich ist, zu orientiren. Und hier kommen wir denn auf das, was man „Speculation" nennt, nicht die Kunst des waghalsigen Spielers, wie man durch einzelne Erfahrungen veranlaßt sie zuweilen verstehen möchte, sondern die besonnene Berechnung des Geschäftsmanns auf das Zusammenwirken irgendwelcher Vorgänge zu einem gewinnreichen Geschäft. Die Speculation fängt schon da an, wo man in der Erwartung eines bestimmten Absatzes irgendwelchen Einkauf macht; sie geht durch den ganzen Verkehr hindurch, und ohne Speculation müßte der Handel und Austausch in seine primitivsten Zustände zurückkehren, wenn nicht gar aufhören. Der Producent und der Kaufmann, sowie alle beim Absatz betheiligten Mittels- und Hülfspersonen, müssen jeder innerhalb gewisser Grenzen verstehen, den Bedürfnissen anderer ihre eigenen Befriedigungen abzulauschen, nicht damit dieser andere verliere, sondern indem man ihm zur Erreichung seines Ziels mithilft. Aber — dicht daneben lauert auch die Gefahr, die Gefahr des Irrthums und die des Verlustes, und Irrthümer dieser Art sind die folgenschwerste Veranlassung zu Abweichungen vom regelmäßigen Handelsgange. Es gibt Zustände, wo der Geist der Speculation mehr als gewöhnlich vorwiegt, namentlich wo die Verhältnisse danach liegen, daß neben der Möglichkeit großen Gewinns die Möglichkeit schwerer Verluste auftritt, was insbesondere in unruhigen und unsichern Zeiten und auch in gewöhnlichen Zeiten beim Getreidehandel stattfindet, dessen Gegenstand, die Kornfrucht, nach ihrem Ergebniß durchaus von der Witterung des betreffenden Jahres abhängig ist. Es gibt ferner die sichere Speculation bei normalen Zuständen, und endlich die Speculation — auf die Dummheit der andern, den Betrug oder, richtiger bezeichnet, den Diebstahl durch List.

Wir haben uns bemüht, die Vorgänge des Geschäftslebens, insbesondere des Geldverkehrs, soweit sie für unsern Zweck hierher gehören, aus ihrem innern Zusammenhange und Inhalte selbst darzustellen, und nicht, wie das häufig geschieht, an einzelne immerhin wichtige Erscheinungen die Veränderungen und Beziehungen der Geschäftswelt anzuknüpfen versucht. Auch in der Volkswirthschaft ist es schließlich das richtige oder irrthümliche Wollen und Thun des Menschen, das den Ausschlag gibt, nicht das äußere Ereigniß oder das Gesetz, unter dem zunächst er sich bewegt. Daß dem in der Politik so sei, bezweifelt heute kaum noch jemand, aber für jenes andere Gebiet ist diese Wahrheit noch nicht zum Bewußtsein durchgedrungen. Da geschieht es denn, daß man für große Ereignisse, wie die Handelskrisis oder die merkwürdigen wirthschaftlichen Begebenheiten, die ihr vorangingen, nur an irgendwelche große Einzelheit anzuknüpfen weiß, an die Goldentdeckungen, an eine bestimmte Richtung der Speculation, oder Behauptungen wie die einer vermeintlichen Geldentwerthung hereinzieht, oder gar zur Annahme von der regelmäßigen Wiederkehr großer Krisen in bestimmten Zeiträumen greift. Das Schlimmste dabei ist, daß die Geschäftswelt selbst leicht zu solchen irrigen Ansichten hingerissen wird. Es gibt nicht gerade einen Überfluß von guten Geschäftsleuten, die außerhalb der Routine ihren selbständigen Weg zu verfolgen verstehen; die Mehrzahl läßt sich durch den augenblicklichen Erfolg irgendeines Unternehmens zur Nachahmung hinreißen, wodurch man dann dahin geräth, begangene Irrthümer zu befestigen und nachtheilige Folgen zu verstärken. Über das Zunächstliegende vergessen diese Geschäftsleute gar leicht die tiefer liegenden Ursachen eines Vorgangs, und selber bei dessen weiterer Entwickelung stark betheiligt, hindert das eigene Interesse sie an der klaren Einsicht. Aber auch das draußen stehende Publikum verfolgt nur die einzelnen Erscheinungen, hört vornehmlich nur jene vagen Behauptungen, und steht dann ziemlich verblüfft vor einem Handelssturz, wie er in Neuyork, in London und insbesondere in Hamburg erlebt wurde. Für diesen Standpunkt mußten wir die Fäden des Verkehrslebens etwas sorgfältiger auseinander legen.

Die Ursachen zur Entstehung der Krisis.

Das Jahr 1848 — denn mit dieser denkwürdigen Periode müssen auch wir beginnen, wenn wir die tiefern Ursachen der großen Handelskrisis erforschen wollen — brachte zwei für die wirthschaftliche Entwickelung der Zeit sehr folgenreiche Begebenheiten mit sich. Im Februar dieses Jahres erschlossen sich die Goldentdeckungen in Californien und die Revolutionen in Europa. Auf jene folgten die noch reichern in Australien, auf diese eine Zeit der wildesten politischen Bewegungen, die mit einer ebenso heftigen Reaction wieder abschloß. Beide Ereignisse waren zu einem tiefgreifenden Einfluß auf das wirthschaftliche Leben der Völker bestimmt; das Schwierige ist nur, sich die genaue Tragweite dieses Einflusses, namentlich inwiefern er hier in Betracht kommt, zum Bewußtsein zu bringen.

Wir beginnen mit den Goldentdeckungen, indem wir gleich hier vorausschicken, daß deren Einfluß auf das wirthschaftliche Leben, wenngleich sehr folgenreich, doch vorzugsweise nur indirect zur Geltung gekommen ist. Eine andere namentlich vor der Krisis ziemlich allgemein verbreitete Annahme, die noch jetzt ihre Anhänger findet, legt freilich den Goldentdeckungen eine ganz unmittelbare Wirkung auf unsere wirthschaftlichen Verhältnisse bei, indem sie der Vermehrung des Goldes die Verminderung des Gold- resp. des Geldwerthes zuschreibt, deren Kennzeichen wiederum in dem Steigen aller Preise hervortreten soll. Diese Anschauung hat aber über die wirklichen Ursachen der Preissteigerungen einen trügerischen Schleier geworfen, und so insbesondere auch die Verkehrskrankheit, welche durch die Krisis zum Vorschein kam, beträchtlich zu verstärken mitgeholfen. Wir können deshalb ein näheres Eingehen auf die Frage vom Verhältniß der zahlreichen Goldauffindungen zu den allgemeinen Preisen hier nicht vermeiden, weil wir erst nach Abwerfung des Irrthums die wirkliche Bedeutung der californischen und australischen Ereignisse zu erörtern vermögen.

Der Gedanke, welcher sich bei der Nachricht von den reichlichen Goldzufuhren so vieler Köpfe bemächtigte, war die Erinnerung an die Werthverminderung der edeln Metalle, wie sie nach der Entdeckung von Amerika vor sich gegangen sein sollte; höchstens daß man zugab, daß das Verhältniß des damaligen und des jetzigen Vorraths an Edelmetall sich in dem Grade dieser Werthverminderung widerspiegeln, dieselbe also in unsern Tagen um soviel geringer sein würde. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß jene Werthverminderung der edeln Metalle durch die Auffindung der peruanischen und anderer Schätze noch gar nicht nachgewiesen, sondern auf derselben Voraussetzung beruht, von der man in unsern Tagen ausgehen wollte, nämlich auf der Wahrnahme von Preissteigerungen bei den Waaren. Allein man übersah bei solcher Er-

klärung der Preissteigerungen den Einfluß der damaligen Unsicherheit im Münzfuße — die gewaltsamen und wiederholten Veränderungen, regelmäßig auch Verringerungen im Metallwerthe der Münzen sind doch historisch beglaubigte und hinlänglich bekannte Thatsachen; man übersah den Einfluß der eingetretenen Steigerung im Verkehr, also auch im Wohlstande der Nationen durch den infolge der Entdeckung von Amerika veränderten Gang des Welthandels — je reicher und consumtionsfähiger eine Nation gegen eine frühere Zeit wird, namentlich wenn der Wohlstand nicht einer einzelnen Klasse, sondern der ganzen Nation steigt, um so höhere Preise wird und kann sie bezahlen; man übersah den Einfluß einer lokalen und vorübergehenden, obendrein einer mühelosen Anhäufung von Metallschätzen, z. B. bei den castilischen Großen — jeder mühelose Erwerb hat Genußsucht und Verschwendung, also auch gelegentliche Preiserhöhungen zur Folge; man übersah, daß Krieg oder andere politische Ereignisse auch einen weittragenden wirthschaftlichen Einfluß ausüben — die Religionsstreitigkeiten im 16. und der Dreißigjährige Krieg im 17. Jahrhundert gaben England und Holland auf Kosten des übrigen Europa eine höhere wirthschaftliche Blüte; man übersah endlich, daß ganz vorübergehende Dinge, wie besonders Misernten, rasche Preisveränderungen zur Folge haben mußten, namentlich in jener Zeit mangelhafter Verkehrsmittel: und indem man sich vielmehr einfach auf die Thatsache einzelner stärkerer, auf die Nachwelt gekommener Preissteigerungen warf, erklärte man diese als allgemeine, hervorgegangen aus der Vermehrung der edeln Metalle. Dennoch haben wir Zeugnisse, wie diese Preissteigerungen so wenig allgemein waren, daß sogar Zeitgenossen über befremdliches Anwachsen der Preise, nicht in der Heimat, sondern an andern Orten laute Klagen erhoben. Zudem schwanken die Angaben über die auf Grundlage vereinzelter Untersuchungen behaupteten Preisminderungen der edeln Metalle innerhalb des Laufes eines ganzen Jahrhunderts. Wir glauben die allgemeine Bemerkung hervorheben zu müssen, daß eine durch das Sinken der Metalle verursachte, sich ein ganzes Jahrhundert hindurch vollziehende allgemeine Preissteigerung nicht erst mit zweifelhafter Sicherheit aus den Archiven herauszugraben wäre, sondern daß sie mit den unvertilgbarsten Zügen in die Geschichte der Menschheit hätte eingetragen sein müssen. Vielleicht konnte man in frühern Zeiten, als stärkere Preissteigerungen noch nicht wie heutzutage vorgekommen, als man überhaupt nur noch in engern Kreisen gewohnt oder fähig war, sich den allgemeinen Zusammenhang aller wirthschaftlichen Erscheinungen schärfer zu vergegenwärtigen, über die wirthschaftlichen Folgen solcher Zeitzustände wie die oben angeführten im Unklaren bleiben, unter deren Wirkung doch Menschenalter hindurch der Preisstand der edeln Metalle und des Geldes sich unaufhaltsam verschob; für die jetzige Zeit kann und darf aber über solche Dinge keine Täuschung mehr obwalten. Wie Krieg und Pest, wie Hungersnoth und ähnliches Unglück hätte es unausgesetzt wirken müssen, falls während eines solchen langen Zeitraums kein Gläubiger und keiner, der Geld einnehmen sollte, des morgenden Preisstandes des Geldes sicher gewesen wäre; jeder Verkehr wäre dadurch zu einem Wagniß geworden. So wiederholt die damaligen Regierungen auch Falschmünzerei trieben, so waren das doch immer nur einzelne Fälle, gegen welche man sich wol rasch wehren konnte, indem man die Preise entsprechend höher stellte, während der Metallzufluß eine ungewisse Größe blieb, gegen die man sich nicht zu schützen vermochte, also auch Preiserhöhungen nicht vornehmen konnte. Hat man überhaupt jemals ernstlich daran gedacht, durch welche Wege in jener an kaufmännischen Hülfseinrichtungen aller Art so armen Zeit das Steigen der Metallvorräthe ins allgemeine Bewußtsein auch nur kleinerer Verkehrskreise übergehen konnte! In jenen Zeiten fürstlicher und anderer Erpressungen war der Besitz größerer Geldsummen selten nur die Veranlassung zu stärkerm Aufwande, aus dem Preiserhöhungen hätten hervorgehen können; viel öfter sammelte man die Schätze einfach an.

Es würde in der That von großem Nutzen sein, wenn man die bereits gemachten Untersuchungen über den Einfluß der Metallzufuhren in Europa seit der Entdeckung Amerikas, soweit darin die Ursache zu Preissteigerungen erkannt ward, sorgfältig revidiren und namentlich jeden einzelnen Vorgang, den man damit in Zusammenhang brachte, auch nach seinen lokalen und speciellen Ursachen gründlich darlegen wollte. Soweit dies schon für einzelne Fälle geschehen ist, hat sich keineswegs jene Voraussetzung einer allgemeinen Preissteigerung bestätigt. Nichtsdestoweniger hat die Annahme einer solchen so viel Halt in der öffentlichen Meinung errungen, daß schon bei den ersten Nachrichten aus Californien die Befürchtung einer Goldentwerthung sich in sehr weiten Kreisen aussprach, und als dann später sehr wichtige und starke Preiserhöhungen eintraten, ward von Mund zu Mund, von Zeitung zu Zeitung diese Erscheinung als die ganz natürliche Folge des Goldüberflusses, also der Verminderung des Geldwerths wie-

derholt. Und insofern als dadurch das allgemeine Augenmerk von den tiefern Ursachen jener Preiserhöhungen, die mit der herannahenden Krisis in engster Verbindung standen, abgelenkt wurde, hat jene Anschauung einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Handelskrisis ausgeübt.

Gegen die geläufige theoretische Voraussetzung, durch welche man jene Preiserhöhungen aus der Vermehrung des Geldes erklären will, sei hier nur Folgendes gesagt. Vermehrter Vorrath drückt die Preise, also auch vermehrter Vorrath von Gold und Silber die Preise dieser Metalle: so lautet in aller Kürze diese Voraussetzung. Allein hier fehlt noch die Berücksichtigung eines sehr wichtigen anderweitigen Moments; nämlich des Verhältnisses der Nachfrage gegenüber jenem vermehrten Angebot. Darin gerade unterscheidet sich Geld, und unterscheiden sich die beiden Stoffe, die allgemein zur Herstellung von Geld verwandt werden, Gold und Silber, von allen andern Gegenständen des Verkehrs, daß der Begehr, also die Nachfrage nach ihnen unbegrenzt ist, während auch der ausgedehnteste Verbrauch einer Waare seine Grenze findet. Ein nicht dem Verderb ausgesetzter Gegenstand wie die edeln Metalle, um dessen Besitz jeder einzelne aus Hunderten von Millionen Menschen mit allen andern concurrirt, wird niemals so stark angeboten werden können, als er begehrt wird. In den Goldproductionsländern freilich konnte das Gold sehr billig sein, aber nur im Verhältniß zur Leichtigkeit des Erwerbs — auch wer das Große Los gewinnt, weiß meist nicht Haus zu halten; und in dem Verhältnisse zur Schwierigkeit der Verbindung mit der übrigen Welt — eine neue Landstraße vom Goldfelde zum Ausfuhrhafen erhöhte sofort den Preis sämmtlichen vorräthigen Goldes. Doch alle Goldzufuhren konnten das Bedürfniß der übrigen Welt nach Gold nicht ausfüllen, geschweige denn übersättigen, also seinen Werth sinken lassen. Außerdem ist aber auch nicht außer Acht zu lassen, daß Gold und Silber in dem für die Preise tonangebenden Großhandel gar nicht einmal eine so große Rolle spielen, wie wir das oben schon auseinandergesetzt haben. Die Summen, die alljährlich nur durch Wechsel dargestellt und jedes Jahr erneuert werden, überschreiten nach einer mäßigen Schätzung den Betrag alles vorhandenen Edelmetalls. Angesichts einer solchen Thatsache erscheint es um so bedenklicher, den Einfluß des Metalls auf den Preisstand der Waaren voranstellen oder gar als maßgebend betrachten zu wollen.

So kann es denn auch nicht wunder nehmen, wenn selbst die eifrigsten Anhänger der behaupteten Goldentwerthung für dieselbe keine nennenswerthe Zahl anzuführen vermögen, die sich obendrein nicht auch durch andere Einwirkungen ebenso gut erklären ließe. Und um auch einen Augenblick hierbei zu verweilen, so sind auch die starken Goldmünzungen in Frankreich falsch verstanden worden. Man wollte darin einen Beweis vom Sinken des Goldes gegenüber dem Silber sehen, während doch thatsächlich die Sache so lag, daß Frankreich in consequenter Durchführung des Decimalsystems das Gold gesetzlich etwas höher zu Silber taxirte, als der sonst übliche Preis war, und außerdem Gold- wie Silbermünzen zu Landesmünzen für alle zu leistenden Zahlungen erklärt hatte. Als nun die starken Goldzufuhren nach Europa kamen, hätten die Speculanten auf jeden auch den kleinsten Vortheil weniger erpicht sein müssen, um nicht in der pariser Münzstätte den besten Markt für ihr Gold zu erkennen, da sie dasselbe als Goldmünze zu einem viel bessern Curse wieder erhielten als irgendanderswo, und sie also zu Silberzahlungen in Frankreich auswärts mehr Gold zum Eintausch hätten verwenden müssen als in Frankreich selbst. Dazu kam der große Silberbegehr nach Asien vorzugsweise, weil dort das Silber dem Golde gegenüber allgemein höher geschätzt wird als in Europa. Also nichts von Goldentwerthung, und selbst wäre sie eingetreten, so war sie doch von einer Geldentwerthung noch weit entfernt, da ja enorme Silbermengen dem europäischen Verkehr dauernd entzogen wurden.

Aber das ist gewiß, die Annahme des gesunkenen und immer noch sinkenden Gold- und Geldwerthes hat, neben andern Ursachen, wesentlich mit zu der fieberhaften Unruhe beigetragen, welche die commerzielle Welt zu Anfang der funfziger Jahre bewegte. Während man sich dieser Ansicht hingab, verschloß man die Augen vor einer andern dauernden Wirkung, die man auch damals in ihrem ganzen Umfange noch nicht übersehen konnte. Die Goldentdeckungen nämlich in Californien und später in Australien hatten dem Welthandel ganz neue und durch ihre geographische Lage außerordentlich wichtige Gebiete eröffnet, zugleich aber auch dem Speculationsgeiste in und außerhalb Europa einen ungewöhnlich starken Anstoß gegeben. Wir haben für unsern Zweck nur bei dieser letztern Thatsache zu verweilen.

Es ist eine bei weitem noch nicht ausreichend genug gewürdigte Thatsache, daß jedes Mittel

zur Beschleunigung und zur Regelmäßigkeit des Verkehrs das Gebiet der großen kaufmännischen Speculation verringert, indem die Nachrichten über Handelsbewegungen aller Art rascher eingehen und allgemeiner bekannt werden, auch die Consumenten rascher und regelmäßiger ihre Bedürfnisse befriedigen können, während, da das Aufrechterhalten kaufmännischer Verbindungen erleichtert wird und das Halten großer Waarenlager weniger erforderlich ist, auch der mit geringern Geldkräften versehene Kaufmann den größern Kapitalisten mit Erfolg Concurrenz machen kann. „Die Zeit der Speculationen ist vorüber", so konnte man schon vor Jahren aus dem Munde von Kaufleuten hören, welche früher gewohnt gewesen waren, rasche Wagnisse zu unternehmen und große Gewinne zu machen, blos weil ihre Verbindungen sie in den Stand setzten, manche Dinge früher zu erfahren als andere Leute. Für diese Klasse und für alle die, welche rasch und viel gewinnen wollten, war die Nachricht von der Eröffnung eines Marktes, auf dem die Zustände nur halb geordnet, auf dem also List und Gewandtheit doppelt viel vermochten, eines Marktes, wo das Gold mit den Fingern zu greifen war, die Mittel zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse aber zu den Seltenheiten gehörten, von unstreitigster Wichtigkeit. Zu dem Fieber der Leute, welche aus allen Theilen der Erde zusammenströmten, um dem Boden direct das Gold zu entwinden, trat die ebenso allgemeine Hast derer hinzu, welche dies aufgefundene Gold jenen für andere Dinge abhandeln wollten. Nur der hatte einen großen Gewinn realisirt, der das Gold in civilisirte Kreise hinüberzubringen vermochte. Der Gewinn war aber so enorm, daß alle Welt sich drängte, daran theilzunehmen. So kam es denn wiederholt in Californien wie in Australien dahin, daß die ankommenden Waaren mit unmäßigen Preisen bezahlt oder zu Spottpreisen verschleudert wurden, je nach dem Umfange der Concurrenz. Welcher Anreiz zum dauernden Speculationsfieber auf der ganzen Erde, obendrein verstärkt durch die den gewohnten Handelsverkehr so stark beeinträchtigenden Unruhen in Europa mit allen daran geknüpften commerziellen Ungewißheiten! Die Goldauffindungen in Californien und Australien haben zuerst dem Speculationsgeiste, dem Drängen mehr nach großem als sicherm Gewinn, jenen heftigen Antrieb gegeben, der unter Begünstigung anderer Ereignisse sich weiter und weiter entwickeln sollte.

Die Wirkungen der Goldentdeckungen waren aber sehr verschieden für die Vereinigten Staaten und für England, und sie waren nur indirecte für den europäischen Continent, wo noch besondere Ursachen zur Erregung der Speculationslust hinzukamen, welche dort weniger berührten. Mit den californischen Entdeckungen bemächtigte sich der Vereinigten Staaten ein plötzliches Unternehmungsfieber, ein förmlicher go-ahead-Schwindel. Die Zeit des goldenen Jubiläums war gekommen, allenthalben wurden Straßen angelegt, Eisenbahnen gebaut, Unternehmungen geschaffen, um den hereinbrechenden Reichthum bestens zu verwerthen. Vor allem wurden die Verbindungen mit Europa, speciell mit England stark vermehrt, und hier war man natürlich nur zu willig, für Waarenverkäufe aller Art das Gold in Empfang zu nehmen. Der Handel Englands mit Amerika stieg in den ersten drei Jahren nach der Goldentdeckung um nahe an 75 Proc., speciell mit den Vereinigten Staaten um mehr als 100 Proc. Nordamerika schwärmte im Genusse des vielen hereinbrechenden Segens und im Planmachen auf dessen noch viel ausgedehntere Ausbeutung, während England noch die wirklichen Vortheile davon zog. Die durch die europäischen Unruhen beeinträchtigte englische Industrie erblühte von neuem, und Englands Handel nahm neue Dimensionen an. Mochten auch viele Kaufleute sich verspeculirt haben, der allgemeine Wohlstand wuchs — es blieb die Speculationssucht, und es blieb das steigende Vertrauen auf die Solidität des amerikanischen Marktes, der diesmal auf bessern Grundlagen zu beruhen schien als je früher, also auch nicht mit demselben Rückschlage wie ehemals drohte.

Dazu kamen dann die australischen Goldentdeckungen. Durch das californische Beispiel belehrt und von einer stärkern Staatsgewalt gestützt, konnte die Arbeit der australischen Goldgräber mit ungleich größerer Sicherheit vor sich gehen, und als die ersten Übererfolge ausgetobt hatten, konnte sich in Australien eine kernhafte englische Landbevölkerung niederlassen mit einem neuen Fabrikations- und Handelssegen für das Mutterland. So stark auch die Verschiebungen des Welthandels und der daran geknüpften Interessen, so neu die Zustände in den Goldländern waren, England zog nur Vortheile daraus, und wahrscheinlich haben die Goldzufuhren die Englische Bank und mit ihr den gesammten englischen Verkehr vor Prüfungen bewahrt, welche ihm vielleicht nur für die Zukunft vorbehalten bleiben.

Zwischen die californischen und die australischen Goldentdeckungen hinein, in den Nachsommer 1851, fällt eine kleine Handelskrisis, eine schwache Vorläuferin dessen, was nach sechs

Jahren sich ereignen sollte. Es war aber diesmal wirklich nur die Überspeculation, die zu starke Überführung des amerikanischen Marktes mit englischen Waaren, welche sie veranlaßte. Sie ging daher auch nur in einzelne Kreise und faßte nicht tiefe Wurzel, und durch ihren raschen und ziemlich ungefährlichen Verlauf war sie ganz geeignet, das allgemeine Vertrauen des handeltreibenden Publikums in Nordamerika und England auf die neuen Zustände zu verstärken. Eine so kolossale Umwälzung des Handels mit so geringen Nachtheilen — wir sehr mußten die Goldentdeckungen den Weltmarkt befestigt haben!

Wir haben schon auf die commerzielle Bedeutung der europäischen Unruhen von 1848 und den folgenden Jahren hingewiesen. Daß sie Handel und Industrie lähmten, versteht sich von selbst; allein solche Wunden heilen sich leichter, als man meistens glaubt. Es mußten daher diesmal andere Ursachen hinzutreten, um die Schäden größer und anhaltender zu machen. Das war einerseits der besondere Charakter, den die Bewegung namentlich in Frankreich annahm, und dann die Ungewißheit, die wiederum die französischen Zustände unter der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's verursachten. Hatten sich im Februar und März 1848 die Kapitalien erschreckt vom Continentalmarkt geflüchtet, und brachte man sogar bedeutende Opfer, um nur das baare Geld sicher in London zu wissen, so gab auch in den drei folgenden Jahren die allgemeine Unsicherheit über das, was die nächste Zukunft bringen konnte, immer wieder Veranlassung, entweder sein Vermögen zu realisiren, und meist in dem leichter transportabeln Golde, das in London fast stärker gefordert wurde, als es aus den Goldländern ankam, oder gut rentirende Besitztitel außerhalb des Bereichs der Unruhen zu kaufen. Dieser letztern Art von Speculanten schien besonders Nordamerika den Vorzug zu verdienen, da sie vielleicht nicht einmal den englischen Zuständen trauten, jedenfalls die amerikanischen Papiere durchschnittlich weit höhere Zinsen boten als die englischen. Wie groß die Summen sind, welche in jenen Jahren der europäischen Unsicherheit nur von Deutschland aus „sicher" in Fonds der Vereinigten Staaten angelegt worden sind, dürfte nicht leicht anzugeben sein; die geringste Schätzung geht weit über 100 Mill. Thlr. hinaus. Dafür wurden von deutschen Kapitalisten amerikanische Staatspapiere, besonders aber die Obligationen von Eisenbahn- und ähnlichen Gesellschaften massenweise angekauft. Das schöne deutsche Geld kam den Nordamerikanern gerade gelegen, um ihren durch das californische Gold schon so stark belebten Aufschwung noch mehr zu befördern, und zwar weit weniger im reellen Handel, wie mit England, als durch Gründung von großartigen Unternehmungen aller Art. Leider ist es auch dabei nicht geblieben, und das deutsche Publikum ist mit gefälschten und unrichtigen Besitztiteln aller Art überschwemmt worden. Was konnte jetzt an der Blüte der Vereinigten Staaten fehlen; und deren Bewohner waren ganz gewiß nicht die Leute, um eine so große und umfassende Gabe des Geschicks nicht auf alle Weise auszubeuten! Neue Banken in allen Theilen der Union wurden gegründet, die durch Vorschüsse in Banknoten oder durch Credit den Ansporn der commerziellen Thätigkeit noch mehr beschleunigten, und man war gelegentlich weniger um das Geld als die Gelegenheit zu einer Eisenbahn verlegen. Dazu kam dann namentlich im Jahre 1856 der europäische Getreidebedarf und die erste großartige Überführung von Brotstoffen aus Nordamerika nach Europa. Mit dieser Getreideausfuhr hörte aber auch theilweise der Abfluß des Goldes von Nordamerika nach der Englischen Bank auf, und die Nordamerikaner konnten nunmehr, wie im gewöhnlichen, regelmäßigen Handelsgange, durch Wechsel statt Baarsendungen bezahlen. Noch zu Anfange 1855 glaubte man in Neuyork über den Handel klagen zu müssen, zwei Jahre später, Anfang 1857, war nur noch Glanz und Freude vorhanden. Vermehrung des Geldumsatzes um 30 Proc., Vermehrung der Ein- und Ausfuhr um 33 Proc., Vermehrung des Eisenbahnverkehrs um 25 Proc. gegen das Vorjahr — das waren die erstaunlichen Resultate, mit denen das Jahr 1857 in Nordamerika in die Welt trat.

Wir wollen hier einige Zahlen anschließen, aus denen sich der großartige Umschwung, den die californischen Goldentdeckungen im Verkehr zwischen Europa und den Vereinigten Staaten herbeiführten, am deutlichsten ergeben wird, und es werden daraus die Folgen der Kapitalzufuhren dorthin um so schärfer heraustreten.

Die Ein- und Ausfuhr von Waaren nach und von den Vereinigten Staaten innerhalb des letzten Jahrzehnds betrug:

Vom 1. Juli bis 30. Juni	Einfuhr	Ausfuhr
1847—48	148,647704 Doll.	138,190515 Doll.
1848—49	141,206199 „	140,357172 „
1849—50	173,509526 „	144,375726 „

Vom 1. Juli bis 30. Juni	Einfuhr	Ausfuhr
1850—51	210,721340 Doll.	183,915259 Doll.
1851—52	207,440398 „	166,968190 „
1852—53	263,777265 „	202,965375 „
1853—54	297,704197 „	236,818641 „
1854—55	257,808708 „	218,909503 „
1855—56	310,432310 „	281,219423 „
1856—57	348,428342 „	293,812222 „

Dagegen wurden an Contanten (gemünztes und ungemünztes Gold und Silber) ein- und ausgeführt:

Vom 1. Juli bis 30. Juni	Einfuhr	Ausfuhr
1847—48	6,360224 Doll.	15,841616 Doll.
1848—49	6,651240 „	5,404548 „
1849—50	4,628792 „	7,522994 „
1850—51	5,453592 „	29,472752 „
1851—52	5,505044 „	42,674135 „
1852—53	4,201382 „	27,486875 „
1853—54	6,958184 „	41,422423 „
1854—55	3,659812 „	56,247343 „
1855—56	4,207632 „	45,745485 „
1856—57	12,461799 „	69,136922 „

Die ungeheure Steigerung des gesammten Umsatzes, der fast ausschließlich auf Rechnung des Verkehrs mit Europa kommt, liegt auf der Hand. Vor allem ist die Waareneinfuhr nach den Vereinigten Staaten in diesem Zeitraum in einem außerordentlichen und fast stetigem Wachsen begriffen, und es findet dies seine genügende Erklärung durch die beispiellose Zunahme der Goldexporte, denn diese sind offenbar vorzugsweise unter den Contanten zu verstehen. Es war eben der Ausnahmszustand, in welchem ein wesentlicher Theil des Austauschverkehrs mit andern Nationen nicht mehr vor allem durch den Wechselverkehr vermittelt wurde, sondern, infolge der Goldentdeckungen, mit Edelmetall bewerkstelligt werden konnte; und daß nur dieses gerade das so starke Anschwellen der Einfuhren ermöglichte, ist begreiflich genug. So kamen denn die wegen der unsichern politischen Verhältnisse nach den Vereinigten Staaten auswandernden europäischen Kapitalien vorzugsweise dem innern Verkehr Nordamerikas zugute, und namentlich der Erbauung von Eisenbahnen, weil diese den in Europa beunruhigten Kapitalisten Zinsen und Dividenden versprachen. Allein das gerade, die Zinsen und Dividenden, war die schwache Seite von vielen dieser Unternehmungen. Sehr viele Eisenbahnen wurden erbaut nicht der Zinsen und Dividenden wegen, sondern zur Hebung des Verkehrs und des Wohlstandes für gewisse Gegenden, und das von Europa zufließende Geld machte es den Unternehmern möglich, ihre von vornherein entwertheten Papiere zu den besten Cursen in Europa anzubringen. So trat natürlich der Schwindel des Stockjobberthums dieser Richtung des Unternehmungsgeistes hülfreich zur Seite. Um so entschiedener aber mußte die Rückwirkung einer in Amerika ausbrechenden Geld- und Verkehrskrisis auf europäische Verhältnisse werden.

Verfolgen wir die gleichzeitigen Zustände in Europa, soweit sie zur Herbeiführung der Krisis einen bestimmenden Einfluß ausübten, so müssen wir hier vor allem wiederum an die politische Zeitgeschichte anknüpfen. Die fast vollständige Brachlegung des Verkehrs vor dem Napoleonischen Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 und was man zur Rettung der bedrohten Vermögen that, haben wir eben erst erwähnt. Doch auch der Staatsstreich stellte nicht sofort das Vertrauen her, weil der neunapoleonische Thron noch nicht gesichert genug erschien; nur für die nächste Zeit hatte die Ungewißheit der Dinge augenscheinlich abgenommen. Aber es kann wol keinem begründeten Zweifel mehr unterliegen, daß der Staatsstreich mit Hülfe der großen Kapitalisten, welche am meisten unter dieser Ungewißheit gelitten hatten, vollführt ward, und das gab den Anlaß zu inhaltschweren Folgen. Wahrscheinlich liefen hier zwei Momente nebeneinander, die aber für das wirthschaftliche Leben der Völker auf dasselbe Resultat hinauskamen. Jene Kapitalisten wollten Ruhe und Sicherheit, um für ihre Kapitalien wieder eine entsprechende Verwendung zu finden; Ludwig Napoleon dagegen war gar nicht geneigt, die Macht, die so wesentlich zu seiner Erhebung beigetragen, deren Bedeutung er also fühlen gelernt hatte, unabhängig von sich selbst dastehen zu lassen. Der Kapitalmarkt sollte fortan nicht blos mehr den Rothschild, den Baring u. s. w., sondern auch seinen eigenen finanziellen und politischen

Zwecken dienstbar sein. Das Mittel dazu bot ihm der bekannte Isaak Pereire durch Begründung des Credit-mobilier. Wir wollen hier nicht auf die Geschichte dieses denkwürdigen und der verwandten Institute näher eingehen, sondern nur deren Einfluß auf die unmittelbare wirthschaftliche Entwickelung andeuten. Die Credit-mobiliers haben eine Reihe wirthschaftlicher Unternehmungen gestützt und unterstützt, welche ohne sie vielleicht (man kann es nicht wissen) nicht zu Stande gekommen wären, sie haben das aber vorzugsweise in der Form einer Actienbetheiligung gethan; sie mußten das auch so thun, wollten sie nicht das Geld ihrer eigenen Actionäre anstatt mobiler noch fester als früher machen. Der pecuniäre Vortheil der Credit-mobiliers war also durch den Unterschied des Preises bedingt, für den sie die Actien der einzelnen Unternehmungen erwarben, und den sie beim Verkauf der Actien erhielten. Diese wenigen Andeutungen werden wol genügen, um den bekannten Charakter der Credit-mobiliers, ihren Anreiz zum Actien- und Fondsspiel, zu bezeichnen. Indem die französische Regierung das Mutterinstitut in ihren besondern Schutz nahm, konnte sie zugleich darauf hinweisen, daß sie ihr auf Hebung des Unternehmungsgeistes und des Gewerbfleißes gerichtetes Versprechen erfülle.

In Frankreich, und namentlich in dessen Mittelpunkte Paris, entwickelte sich jetzt ein eigenthümliches Leben. Neue vielfache Unternehmungen kamen zu Stande, reichliche Actien flossen der Börse zu, an denen man schon Gewinne machte, noch ehe das Unternehmen einen Sou abgeworfen hatte. Das war eine Strömung, welche wiederum genau auf die öffentlichen Zustände paßte. Das rothe Gespenst war allerdings verscheucht und begraben; aber zwischen seinem Wiederaufleben und der Zukunft, zwischen der absolutesten Ungewißheit über das, was werden sollte, und der Gegenwart stand nur — das Leben eines einzigen Mannes. Das waren keine Verhältnisse, an denen sich ein gesunder Unternehmungsgeist emporarbeiten konnte. Der gesunde Unternehmungsgeist bedarf vor allem der Zeit; wer sein Geld zur Melioration in den Boden, oder zur Errichtung von Fabriken in Mauersteine und Eisenwerk, oder zu Handelsspeculationen in Schiffe und Waaren hineinsteckt, der muß ein starkes Gefühl dazu mitbringen, daß ihm Zeit gelassen werde, und oft sehr viel Zeit, Jahre und Jahrzehnde, um das, was er begonnen, auch durchführen und völlig ausbeuten zu können. Und um das hier kurz beizufügen, nur auf diesem Unternehmungsgeiste kann der wirkliche Wohlstand eines Volks aufgebaut werden, denn aller Verkehr, der größte wie der kleinste, hängt durch Fäden aller Art eng miteinander zusammen. Je fester die öffentlichen Zustände und je sicherer die Zukunft erscheint, um desto kräftiger wird sich daher auch der öffentliche Wohlstand entwickeln können — mehr als Schutzzölle und geographische Lage hat die frühzeitige Consolidirung der öffentlichen Zustände England zu dem gemacht, was es ist. Je kürzer aber der für die Zukunft mit einiger Sicherheit zu ermessende Zeitraum erscheint, um desto hastiger und darum auch ungesunder der Unternehmungsgeist. Die Sucht nach raschem und mühelosem Gewinn und eine dem entsprechende Lebendigkeit der Geschäftsthätigkeit haben allemal in politisch unsichern Zeiten um sich gegriffen; aber nur der oberflächliche Beobachter kann solche der Gesundheit blos nachgebildete Erscheinungen für die Gesundheit selbst halten.

Also von innen und außen heraus kam in Frankreich der Antrieb zum Fieber des Unternehmungsgeistes, durch die Krankheit der öffentlichen Zustände und durch die Lockungen des pariser Actienspiels. Dieser Antrieb hätte sich, verstärkt durch das, was californisches und australisches Gold in Nordamerika und England hervorrief, wol sofort weiter dem europäischen Continent mitgetheilt, wenn nicht das Eintreten des orientalischen Kriegs die Krankheit und die Katastrophe noch aufgehalten hätten, freilich um sie nachher noch verhängnißvoller zu machen.

Der Beginn des Kriegs brachte natürlich alle bei einem solchen Ereigniß gewohnten Störungen mit sich, und der Schrecken in den Verkehrskreisen war zunächst um so größer, als in der That die Dimensionen eines Zusammenstoßes zwischen dem Westen und dem Osten Europas außer aller Berechnung zu liegen schienen. Man tröstete sich indessen bald, als es gelungen war, den Krieg zu „lokalisiren", und ließ sich später kaum noch durch gelegentliche von Paris aus abgefeuerte Schreckschüsse in Alarm setzen. Als dann endlich aber die Rückkehr des Friedens immer sicherer in Aussicht trat, stürzte man mit wilder Hast hinzu, um die zweite große Verkehrsstörung in demselben Jahrzehnd so rasch als möglich wieder auszuwetzen. Ein wirthschaftliches Ereigniß inmitten des Kriegs hatte zudem den Speculationsdrang auf raschen, mühelosen Gewinn in bis dahin denselben fast unzugänglich gebliebene Kreise geworfen: wir meinen die Nationalanleihen in Frankreich und in Österreich, namentlich die erstern. Eine kurze Betrachtung wird genügen, um den Charakter dessen zu bezeichnen, was man damals schönrednerisch „Demokratisirung der Anleihen" nannte.

Bisher war es üblich gewesen, die Anleihen bei großen Bankiers zu machen, die sie wiederum nicht allein mit ihrem Gelde, sondern mehr noch mit ihren Verbindungen und ihrem Credit bewerkstelligten. Das Geld, das sie auf diese Weise den Staaten vorschossen, sammelte sich aus den müßig liegenden oder nicht hinlänglich nutzbar verwandten Geldmitteln der Kapitalisten an, mit andern Worten, die Anleihen afficirten hauptsächlich den Kapitalmarkt, diesen als Inbegriff alles nicht im laufenden Austauschverkehr umfließenden oder innerhalb der Production und Fabrikation angelegten Geldes gedacht. Auch hatten bisher vorzugsweise die Besitzer von Kapitalien, von erspartem Gelde, Antheil an den Operationen des Kapitalmarktes genommen, sei es, daß sie ihr Geld durch Ankauf von Werthpapieren darin anlegten, sei es, daß sie umgekehrt ihre Papiere dorthin trugen, weil sie ihr Geld anderswo und nutzbarer verwenden wollten. In Frankreich ist bekanntlich die Zahl solcher kleinen Kapitalbesitzer, die einen kleinen in Renten angelegten Besitz weiterer mühsamer Thätigkeit vorziehen, besonders groß. Als nun die französische Regierung während des Krimkriegs zwei „Nationalanleihen" ausschrieb, war es nicht mehr der große Kapitalmarkt, waren es auch nicht die vielen kleinen Rentiers, deren Geld sie in Anspruch nahm, sondern die große Masse des Volks, den Landmann, den kleinen Bürger und den Arbeiter, an die sie sich zunächst wandte; sie sollten ihr Geld dem Staate zu dessen großen Zwecken gegen Zinsversprechungen anvertrauen. Aber woher floß dieses Geld? In der Antwort hierauf liegt das eigentlich Bedenkliche der ganzen Operation. Das Geld, das in die Nationalanleihen floß, mußte zum größten Theil aus dem laufenden Betriebe genommen werden, in directer und indirecter Weise. Auch wer seinem Nachbar nur einen Hypothekposten kündigte, nöthigte denselben, diese Procedur fortzusetzen, oder sein Betriebskapital zu schwächen oder sich Lasten aufzuerlegen. Das in die Nationalanleihen übergehende Geld ward aus einem „flüssigen" ein „festes Kapital", ein wirthschaftlich nur dann unbedenklicher Vorgang, wenn das feste Kapital reproductiv, wie man das nennt, angelegt wird; was man von einer Verwendung zu Pulver und Blei für Kriegszwecke wol nicht sagen kann. Dazu kam denn ferner der gelinde Zwang bei diesen freiwilligen Anleihen: wer mochte sich ausschließen, wenn das Vaterland rief, und wer durfte es? Auch die Lockungen der Gewinnsucht wurden vornehmlich in Paris angewandt, um den Antrieb zum Unterzeichnen noch mächtiger zu machen. Der Credit-mobilier ging sofort mit enormen Summen ins Zeug; wer also noch an dem reichbesetzten Tische mitessen wollte, hatte sich zu beeilen, und bei der allgemeinen Eile zeichnete lieber jeder gleich viel mehr, als er eigentlich wollte, um bei der spätern Vertheilung mindestens einen recht großen Bruchtheil sich zu sichern.

Und nun die Folgen! Der Patriotismus legte sich, und das baare Geld ward wieder nöthig; auch die Zeit der hohen Curse für Staatsanleihen ging dahin, und so mußte wieder der Rücklauf angetreten werden. Aber nicht freiwillig und nicht ohne Schmerzen geschah das, und vor allem suchte man der Börse die Geheimnisse abzusehen, um den Schaden zu mindern oder wieder gut zu machen. Damit haben wir denn die wirthschaftliche Folge der Nationalanleihen in Frankreich wie in Österreich: verminderte Kapital- und Ernährungskraft im Lande, Zuführung von bisher unbetheiligten Klassen in das Börsenhazardspiel.

Also auch der Krieg brachte ein neues Element wirthschaftlichen Überreizes in die Welt, das natürlich erst dann mit der vollen Kraft sich offenbaren konnte, als es wieder Friede ward. Die Zeitgenossen wissen, mit wie großer Eile die Börsen bemüht waren, den Frieden, wie sie den Ausdruck selbst gebrauchten, zu „escomptiren", d. h. ihn vorweg auszubeuten, noch ehe er wirklich geschlossen war; der ganze durch die Vergangenheit und die laufenden Ereignisse angespornte und nur gelegentlich zurückgehaltene, darum aber wieder um so wilder hervorbrechende Unternehmungs- und Speculationsgeist mußte um so ungezügelter an den Tag treten, da die Börsen sich als Vertreter der materiellen Interessen ein nicht ganz unbedeutendes Verdienst an der Bändigung des Kriegsdämons zuschrieben. Der Krieg war besiegt, die Diplomatie war besiegt, nur noch die Börse obenan und hinter ihr die Regierungen, welche endlich Zeit fanden, ihre wiederholten Verheißungen von Volksglück und Volkswohlfahrt einzulösen. So sehr hatten die Börsen den Frieden „escomptirt", daß sein wirklicher Schluß das Beste schon geschehen fand.

Noch während des Kriegs im Jahre 1855 waren im südlichen Deutschland, in Wien und in Darmstadt, Institute auf dem Fuße des pariser Credit-mobilier errichtet worden. Die wiener Creditanstalt brachte man mit der ganzen unglücklichen Lage des österreichischen Finanz- und Geldwesens in Verbindung; die Bank von Darmstadt dagegen galt von vornherein nur als Filiale der pariser Anstalt, und sie ward damals mit einem ziemlich allgemeinen Mistrauen

in Deutschland aufgenommen. Der pariser Credit-mobilier hatte noch keine warmen Bewunderer in Deutschland finden können, wie überhaupt hier das Actienspiel sich noch nicht recht hatte einbürgern wollen. Allein bis zur Wiederherstellung des Friedens und schon etwas früher war diese altväterische Scheu vor der Begehrlichkeit des schnellen Erwerbs geschwunden, den die fabelhaften Dividenden der Schöpfung des Hrn. Pereire verhießen. Vorher hatte man wol zweifelnd gefragt, welche Bedeutung eine Landstadt wie Darmstadt einer großen Bank verleihen könne; jetzt fanden sich noch viel weniger bedeutende Ortschaften zur Gründung von Banken berechtigt. Oder lieber, strebsame Bankiers und speculirende Actiengesellschaftsunternehmer fanden es äußerst bequem, sich unter dem Fittich irgendeines deutschen Kleinstaats zu etabliren, indem sie zwar dem Lande, das sie beherbergte, einige unbedeutende Vortheile zusicherten, ihr Augenmerk aber vorzugsweise auf ferner liegende Geschäftskreise richteten. Dem großen Publikum wurden aufs freigebigste Betheiligungen an Actienunternehmungen aller Art eröffnet; es konnte ja schon gewinnen, ehe diese noch ins Leben getreten waren, blos durch rechtzeitige Wahrnehmung am Steigen des Agio, und dieser Gewinn blieb für die ersten Unterzeichner und deren unmittelbare Nachfolger niemals aus. Denn es wiederholte sich hier der Vorgang, den wir bereits oben beschrieben: Jeder unterzeichnete für weit mehr Actien, als er haben wollte, damit ihm einige wenigstens nicht entgingen, und an diesem starken Actienbegehr stieg der Curs der Actien rasch in die Höhe. Freilich, wenn die Unternehmungen später diesem hohen Actiencurs nicht entsprachen — und sie haben es niemals gethan — so mußten die, in deren Händen die Actien zurückgeblieben waren, ebenso viel daran verlieren. Das aber vermehrte nur die Hitze des Börsenspiels, das jetzt allenthalben in Deutschland einen ungeahnten Aufschwung nahm, so sehr auch, mit natürlicher Ausnahme der vielen jetzt entstandenen Börsenblätter, die deutsche Presse fast einstimmig davon abrieth und den nothwendigen Ausgang desselben ganz richtig voraussagte.

Vermehrt wurde im Vaterlande dieser ganze Antrieb durch Errichtung von Papiergeld ausgebenden Banken längs der ganzen preußischen Grenze hin. Eine überängstliche und reglementirungssüchtige Bankpolitik hatte die Entwickelung eines gesunden Bankwesens innerhalb Preußens unmöglich gemacht und stand ihr noch immer im Wege. Nachdem aber einmal die Entdeckung gemacht worden war, daß auch ganz unbedeutende Städte sich zu Mittelpunkten eines Bankverkehrs aufwerfen könnten, war der Kreis solcher längs der preußischen Grenze bald geschlossen. Eingang in Preußen verschafften sie sich bald dadurch, daß sie bereitwillig und reichlich Credit und andere Vortheile gaben, natürlich um den allgemeinen Unternehmungsgeist noch mehr anzustacheln. Zu solchen verderblichen Folgen hätte ein freies Bankwesen innerhalb Preußens selbst sicher nicht geführt.

Im nördlichen Deutschland, wohin nur einzelne Ausläufer dieser Bankerrichtungswuth sich verzweigten, behielt man im allgemeinen auch eine größere Besonnenheit; hier aber traten andere Ursachen der Übertreibung auf. Einmal war es die Rückwirkung aus den großen Umwälzungen im Welthandel, mit dem namentlich der Nordwesten Deutschlands in engster Verbindung lebte; dann aber auch der durch den Krieg ganz erstaunlich gehobene Speculationsgeist der skandinavischen Länder, als deren commerzieller Mittelpunkt, wie schon früher erwähnt, Hamburg anzusehen ist. Das sollte sich für alle Theile beim spätern Ausbruche der Krisis hart strafen.

Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß alles, was in dieser Zeit eines sich selbst überreizenden Unternehmungsgeistes geschaffen worden, unfruchtbar und schädlich auf die Welt eingewirkt hat; wie sich denn auch nicht von allen Banken sagen läßt, daß schon der Ort ihrer Begründung sie auf andere Plätze anwies und so vielleicht zu einem nicht ganz gesunden Verkehr veranlaßte. Neben Banken in Gotha, in Meiningen, in Weimar, in Sondershausen, in Gera, in Homburg, in Dessau, in Luxemburg, in Darmstadt, in Braunschweig, sämmtlich Orte mit nur verhältnißmäßig geringem eigenen Verkehr, fanden auch Gründungen statt in Wien, in Frankfurt, in Bremen und Lübeck, in Berlin, in Hamburg, in Breslau, in Magdeburg, in Leipzig, wobei wir allerdings nicht behaupten, daß die letztgenannte Reihe aus dem bezeichneten Grunde durchweg den ersten voransteht, denn auch anderweitige örtliche und persönliche Einflüsse sind in Anschlag zu bringen. Auf den ersten Blick muß aber die Anhäufung von Banken in dem kleinen Thüringen auffallen, sämmtlich natürlich auf Preußen berechnet, während die preußischen Banken, um der Nothwendigkeit einer Regierungsconcession zu entgehen, sich der Form der Commanditgesellschaft bedienten, einer Actiengesellschaft mit eigenverantwortlichen Personen an der Spitze. In Hamburg war es wiederum zunächst das

Bedürfniß eines raschern und bequemern Geldumsatzes, das dort zwei Banken, ohne Papiergeldausgabe, zu fast gleicher Zeit hervorrief.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn unter so mächtigen Antrieben nicht manches Gute geschafft worden, aber noch wunderbarer, hätte es dabei allein sein Bewenden gehabt. Der in der Zeit liegende Überreiz zur Speculation war durch alles, was geschah, jedenfalls auch auf den deutschen Boden herüber verpflanzt.

So zeigte die Zeit bis zur Krisis ein ungemein reges Verkehrsleben auf, viel Arbeitsverdienst und eine entsprechende Steigerung der allgemeinen Consumtion. Und gerade daran knüpfte sich wieder vor allem für den speculirenden Kaufmann ein erweitertes Feld der Unternehmungen. Noch niemals war die große Menge so genußfähig und so fähig hohe Preise zu bezahlen gewesen, und noch niemals stiegen denn auch die Waarenpreise so unerhört. Wol gab es Leute, denen schon früh dieser sich selbst immermehr übertreibende Zustand Angst bereitete, und die auf den eintretenden Umschlag hinwiesen, auf die Überstürzung in aller Welt Enden, in Amerika, in Australien, in Europa und an jedem Orte in besonderer Weise. Aber wer hörte auf sie? Die Klugen im Lande sahen nur den Wohlstand, die Habsüchtigen und Bequemen nur die Gelegenheit zum leichten Erwerb, und die rechnenden Köpfe wußten genau herauszufinden, daß die hohen Preise nur Folge des Geldüberflusses wären, wobei sie nur nicht erklären konnten, warum dies angeblich so überreichliche Geld für den Kaufmann und den Gewerbtreibenden nur zu immer höhern Preisen zu erlangen war. Geld kann nur dann auf die Preise einwirken, wenn es als Kapital auftritt, und deshalb war die hin und wieder auftauchende Erklärung des hohen Zinsfußes für das überreichlich gewordene Geld, weil das Kapital zu selten geworden, nicht ganz stichhaltig. Auch ist der Handels- und Gewerbstand in der Regel weit mehr geneigt, die Zeit, wie sie ist, wahrzunehmen, als sich über das, was werden könnte, mehr als dringend nöthig zu beunruhigen, namentlich wenn der Strudel so allgemein und die Verführung so groß ist.

Die Krisis rückte heran und die ganze civilisirte Welt sollte unter ihrer Wucht erzittern.

Die Krisis in Amerika.

Wir haben bereits die wirthschaftlichen Zustände der Vereinigten Staaten, wie sie der großen Handelskrisis im Herbste 1857 vorangingen und theilweise als deren Ursache anzusehen sind, genauer betrachtet und dabei gesehen, wie sowol die Goldentdeckungen in Californien und deren Rückwirkung namentlich auf England, als auch die politischen Unruhen auf dem europäischen Festlande mächtig dahin gewirkt, die an sich schon so unternehmenden Yankees noch heftiger und heftiger anzuspornen. Das überreichlich ihnen von verschiedenen Seiten zuströmende Kapital fand namentlich in Erbauung von Kanälen und Eisenbahnen Beschäftigung, aber auch anderswo, auf Schleichwegen aller Art, willige Abnehmer.

Die Vereinigten Staaten zerfallen in drei große Verkehrsgruppen, die man auseinander halten muß, um sich den Ausbruch der Krisis zu veranschaulichen. Im Westen längs des Missisippithals und weiter hinaus lebt fast ausschließlich eine ackerbautreibende Bevölkerung, aber in commerzieller Abhängigkeit, wie man das zuweilen in Europa nennt, von den östlichen Staaten, dem eigentlichen geschichtlichen Kern der großen Union. Kleinhändler und Trödler aller Art, die von hier ausziehen, versorgen den Westen mit den kleinern Bedürfnissen, während Agenten von Banken und kaufmännischen Firmen die Bodenproducte des Westens ankaufen, welche oft erst durch die dritte und vierte Hand an einen größern Markt gelangen oder nach Europa verschifft werden. In diesen westlichen, halbcivilisirten Gegenden fehlt es zu dem dort nichtsdestoweniger schon starken Handelsbetriebe an genügenden Baarmitteln, und der Umsatz wird entweder mit dem Papiergeld der Lokalbanken oder, wo bereits ein regelmäßiger Verkehr mit dem Osten stattfindet, mit dem der neuyorker Banken vermittelt. Neuyorker Kaufleute bezahlen ihre Einkäufe mit solchen Noten, die dann wieder vom Westen her als Zahlungsmittel von Zeit zu Zeit eingehen. In der Regel werden die Forderungen dieser fleißigen und sparsamen Bevölkerung des Westens nach Neuyork größer sein als umgekehrt.

Anders im Süden, in den sklavenhaltenden Staaten. Ihr eigenes Handelsemporium ist bekanntlich Neuorleans, doch kann dies an Gunst der Lage, namentlich Europa gegenüber, mit Neuyork nicht wetteifern. Der größere Theil der Baumwollverschiffungen und fast alle Geldtransactionen nach Europa gehen über Neuyork. Aber der südliche Pflanzer bedarf dieser Stadt noch zu andern Zwecken. Trotz des Reichthums an Sklaven und Geldkapitalien ist er nicht reich

zu nennen, da ihm, der nicht im Schweiße des eigenen Angesichts arbeitet, die Wirthschaftlichkeit abgeht; er bedarf also der Geldhülfe des Credits und der Vorschüsse des neuyorker Kaufmanns. Der innere Verkehr des Südens steht selbständiger da als der des Westens, aber für den großen Betrieb, den der Westen kaum noch kennt, und für den auswärtigen Handel ist auch der Süden vorzugsweise auf Neuyork angewiesen.

Man sieht, in dieser Stadt concentriren sich zwei große Handelsrichtungen, und so steht sie denn naturgemäß auch an der Spitze der dritten Gruppe, der eigentlichen Neuengland-Staaten. Diese bilden vorzugsweise das Handels- und Verkehrselement in den Vereinigten Staaten, wenn auch nicht so ausschließlich, daß allein sie Handel trieben oder keinen Ackerbau; das commerzielle Leben herrscht bei ihnen nur stärker vor als in andern Theilen der Union. Das ist denn auch durch ihre geographische Lage, am Atlantischen Ocean, und durch ihre geschichtliche Entwickelung geboten: sie sind die ältesten Staaten, und lebhafter Handel ist nur auf Grundlage von vielfach angesammelten Kapitalien zu führen. Darum ist denn auch die Stadt Neuyork, der Mittelpunkt aller drei Verkehrsgruppen, vorzugsweise als empire city, erste Stadt des Reichs, bezeichnet worden. Auch Canada und die andern nicht zu weit nach dem Stillen Meer zu belegenen britischen Besitzungen in Nordamerika hängen commerziell zu einem großen Theile von Neuyork ab, und von den Vereinigten Staaten hat nur noch Californien sich der Suprematie Neuyorks nicht gefügt, wird es auch immer weniger, je mehr es sich als Kern einer vierten Verkehrsgruppe in der Union consolidirt. Die Handelskrisis in Neuyork hat darum verhältnißmäßig am wenigsten am Stillen Meere nachgewirkt.

Die Verkehrseinrichtungen im Staate und in der Stadt Neuyork, als direct auf den Verkehr des ganzen Staatenbundes zurückwirkend, bedürfen daher wol einiger nähern Besprechung. Nicht die Wege, die Eisenbahnen und die Kanäle sind es, die wir hier unter jenem Worte verstehen, sondern wiederum die großen Grundlagen des Geldverkehrs. Daß derselbe wie anderwärts in der Welt vorzugsweise an den Wechsel gebunden ist, daß namentlich der Verkehr nach Europa, wenn nicht Abweichungen durch die Ausfuhr californischen Goldes oder durch das Zuströmen europäischer, infolge politischer Unruhen verscheuchter Kapitalien eintraten, fast nur durch den Wechsel vermittelt werden kann, versteht sich von selbst. Auch in Nordamerika lehnt sich natürlich der Wechselverkehr an den allgemeinen Geldverkehr an, nur daß dieser entschiedener als in irgendeinem andern Lande den Banken zugefallen ist; ein Wort, das, ursprünglich ganz allgemein auf Geldgeschäfte angewandt, jetzt meist nur für Vereinigung von Kapitalien zu gemeinsamer Nutzbarmachung innerhalb eines bestimmt vorgesetzten, meist jedoch auf den Geldverkehr gerichteten Zwecks gebraucht wird.*) Bei diesem letztern, dem modernsten Sinne von Banken, werden wir festhalten. Und hier spielt denn eine theoretische und geschichtliche Täuschung, und zwar nicht blos für die nordamerikanischen, speciell die neuyorker Banken eine zu große Rolle auch in der Handelskrisis mit, um nicht etwas näher darauf einzugehen.

In Schottland und England, von deren Bankinstituten wir noch zu reden haben werden, wurden zuerst sogenannte Banknoten ausgegeben, Scheine auf Vorzeigung in Metall zahlbar, und weil sie das waren, rasch im Verkehr gleichwie baares Geld eingebürgert. Der Vortheil des Ausgebens eines solchen Papiers, das in England noch bis auf die neueste Zeit die dem eigenen Wechsel analoge Form der promissory note trug, ward zuerst von der englischen Regierung zu einem Monopol für eine einzelne Bank erhoben; infolge des Scheiterns der Law'schen Plane wenige Jahre darauf konnte jedoch das Papiergeld auf dem europäischen Continente noch keine besondere Gunst erlangen. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann man, geblendet durch den sichern Credit der englischen Banknoten, die Einrichtung in Rußland, in Dänemark und anderswo nachzuahmen, aber man machte da die Entdeckung, daß Papier doch dem Gelde nicht immer gleich sei — man kannte eben die Bedingungen noch nicht, unter denen sich dies erreichen läßt. Man lernte diese Bedingungen später kennen oder meinte dies wenigstens, und von da an haben die Regierungen des europäischen Continents ihr Auge mit Eifersucht auf diese große Finanz- und Geldquelle, wie sie dachten, gerichtet. Das Papiergeld ward zu einem

*) In den Worten Girobank, Discontobank, Creditbank, Sparbank, Spielbank wird die Benennung Bank in wesentlich verschiedenem Sinne angewendet, nnd jedes dieser Worte trägt denjenigen Sinn an sich, der zur Zeit, als das bestimmte Institut entstand, am meisten mit dem Worte Bank verbunden wurde. Die heutigen Tags gebräuchlichste Anwendung kommt fast gar nicht mehr in einer Zusammensetzung, sondern meistens ganz allgemein mit einer Ortsbezeichnung vor, wie Darmstädter Bank, Leipziger Bank, Bremer Bank, als Bezeichnung für ein auf Geldgeschäfte berechnetes Actienunternehmen.

Münzregal, und zugleich ward die Theorie von der Explosionsgefährlichkeit des Papiergeldes geschaffen, das also in strengster Zucht zu halten sei. Die einen begründeten das auf warnende Beispiele in Frankreich und in Nordamerika, die andern auf die Theorie eines Preissteigens infolge zu starker Notenvermehrung. Wir wollen diese letztere Theorie einstweilen ganz unberücksichtigt lassen, und nur hier bemerken, daß directe, unbestrittene und unbestreitbare Einflüsse von Papiergeld auf Preise nur in Ländern mit Zwangspapiergeld (ohne Einlösung in Metall) vorgekommen sind, also unter Verhältnissen, die, wo solcher Zwang nicht existirt, nicht als mustergültig aufgestellt werden können.

Jedenfalls aber hat die hervorragende Bedeutung, welche man der Notenemission als solcher beimaß, die gesetzgebenden Gewalten nur noch mehr angespornt, ihre Weisheit an dem Notenbetriebe der Banken zu versuchen. Ob und inwieweit dies gerechtfertigt werden könne, haben wir hier nicht zu untersuchen; aber darauf müssen wir hinweisen, daß diese einseitige Anschauung dahin geführt hat, den ganzen übrigen Betrieb der Banken fast gar nicht mehr zu berücksichtigen, als wenn es auf dessen Leitung gar nicht weiter ankäme. Und doch gibt es namentlich in England eine ganze Reihe von Banken, welche keine Noten ausgeben, aber durch Discontiren, Creditiren und andere dem Tausch- und Geldumsatz gewidmete Dienstleistungen für den Verkehr eine große Wichtigkeit erlangt haben. Eine solche Einseitigkeit sollte aber gerade durch die Krisis in Nordamerika wie in England sich rächen.

In den Vereinigten Staaten war durch den energischen Widerstand, welchen General Jackson als Präsident erhob, der Plan einer großen Regierungsbank nach englischem Muster, jedoch unter Hinzufügung von Geschäften, die sich schon etwas dem Crédit-mobilier näherten, gescheitert, wogegen Privatbanken in Menge sich über das ganze Land verbreiteten, und ganz regelmäßig mit der Befugniß zur Notenausgabe. Es war nämlich in Nordamerika, wie in Schottland, gemeines Recht eines jeden geblieben, Papiergeld aller Art auszugeben, und aus den Hinterwäldern wird gar manche wunderliche Anwendung dieser Art Ausbeutung des eigenen Credits berichtet. In den mehr civilisirten Zuständen des Ostens hatte man sich aber nach europäischem Muster daran gewöhnt, nur mit den von Banken emittirten Noten zu verkehren, sodaß diese ein factisches Privilegium darauf erwarben, und es natürlich auch möglichst ausbeuteten. Wiederholte, durch großartige Bankbrüche verursachte oder beförderte Krisen in den Vereinigten Staaten (so suspendirten 90 Banken und Zweigbanken im Jahre 1814, 165 im Jahre 1830, 618 im Jahre 1837, 959 im Jahre 1839 ihre Zahlungen) ließen das Gefühl einer Lücke in der Bankgesetzgebung entstehen, und wiederum nach europäischem Vorgang sollte die Notenausgabe die alleinige Schuld davon tragen. Wenn aber auch die Notenemission an jener Schuld betheiligt ist, so darf man doch die begleitenden Nebenumstände nicht ganz außer Acht lassen: das rücksichtslose Wagen und das rücksichtslose Ausbeuten jedweden Vortheils, wodurch sich der Yankee auszeichnet. Und welchen Antrieb dazu mußte ihm eine Gesetzgebung verleihen, die, nicht nach englischem, wol aber nach Continentalmuster, bei Incorporation einer Bank derselben die auf das eingeschossene Kapital beschränkte Haftbarkeit verlieh. Kein besseres Geschäft also, als einige Jahre hindurch seine Kräfte aufs äußerste anzuspannen, namentlich auch durch liberale Discontirungen und Vorschüsse auf Grund der eigenen Noten, und, nachdem man die unbeschränkten Gewinne und sonstigen directen und indirecten Vortheile der Bank wahrgenommen, bei Zahlungsunfähigkeit sich auf die beschränkte Haftbarkeit zu berufen! Wer es vorzieht, die im Leben wirkenden Kräfte den blos äußerlich aufgefaßten Erscheinungen voranzustellen, der kann in den gewöhnlichen Ruf der „Überschwemmung mit Noten" in den Vereinigten Staaten nicht unbedingt einstimmen; wir zweifeln z. B. daran, ob ganz dieselbe Gesetzgebung in Deutschland genau dieselben Folgen hätte, so sehr ist bei jeder wirthschaftlichen Thatsache auch der Volkscharakter in Anschlag zu bringen.

Aber man sah in den Vereinigten Staaten nur die Noten, man übersah alle andern Ursachen, die zur Überspannung des Unternehmungsgeistes führten. In diesem Sinne ist denn zuerst im Staate Neuyork ein Bankregulativ erlassen worden, das besonders deutsche Schriftsteller als mustergültig angepriesen haben, das aber in der Krisis eine eigenthümliche Rolle zu spielen bestimmt war. Keine Bank darf für einen höhern Betrag Noten ausgeben, als sie an Staatspapieren der Vereinigten Staaten bei einer öffentlichen Behörde niedergelegt hat, und jeder Noteninhaber, dem Einlösung in Metall durch die betreffende Bank verweigert worden, kann zu seiner Befriedigung den Verkauf der so zur ganz besondern Sicherheit der Notenemission deponirten Papiere veranlassen. Die Notenausgabe selbst braucht durch nicht

mehr als $12\frac{1}{2}$ Proc. in Metall gedeckt zu sein, wogegen das ganze Vermögen der Bank nach eingetretener Insolvenz zunächst für die Noteninhaber verwandt werden soll.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Noten der verschiedenen Banken durch solche Sicherheitsbestellungen genügend gesichert sind, vorausgesetzt freilich, daß nicht eine größere Anzahl von Banken zugleich suspendirt, da in diesem Falle der Verkauf der deponirten Papiere wegen starken Angebots und allgemein geringer Geldvorräthe nur mit großem Verlust bewerkstelligt werden kann. Überdies enthält jene Gesetzgebung eine Art Belohnung für die Errichtung von Banken und deren reichlichste Ausbeutung durch Notenemissionen, da jedes deponirte Papier sich doppelt verwerthet, durch die laufenden Zinsen und durch den Notenbetrieb. Erst die Errichtung eines besondern clearing-office in Neuyork zum Zweck des regelmäßigen Notenaustausches unter den Banken hat der Notenemission einige Zügel angelegt, aber auch zugleich jede einzelne Bank von den Unternehmungen und Schicksalen aller andern um so abhängiger gemacht.

Die Wirksamkeit der Banken in den Vereinigten Staaten und namentlich in Neuyork geht aber weit über die Notenemissionen hinaus; die Notenemissionen erhalten vielmehr ihre eigentliche Grundlage erst in dem übrigen Betriebe der Banken. Die Banken der Vereinigten Staaten vermitteln fast ausschließlich den inländischen Geld- und Wechselumsatz, und bei ihnen fließt fast alles vorräthige Geld zusammen. Von den schottischen Banken haben sie das System der Creditirungen und die Gewohnheit angenommen, zugleich die Sparkassen des Landes zu sein, indem sie meist Beträge jeder Art zu jeder Zeit annehmen und zurückzahlen.

Zu Anfang des Jahres 1857 schien in den Vereinigten Staaten alles zu floriren, und bis Mitte des Sommers hinein hatten die Blätter nicht genug Worte, um den günstigen Zustand der Dinge zu schildern. Noch ganz unmittelbar vor Beginn der Krisis hieß es in einer der bessern dortigen, dem Handel gewidmeten Zeitschriften: „Das Land fährt fort zu blühen, und keine der Störungen, welche uns im Beginn des Sommers drohten, hat bisjetzt uns betroffen. Wir haben den Sommer mit ungewöhnlichem Überfluß in jedem Zweige des Landbaus und ohne ernste Handels- oder Geldschwierigkeiten zurückgelegt. Einige weisen auf die Werthverminderung in dem Marktpreis von Eisenbahnactien hin und behaupten, daß ein solches Weichen ein Anzeichen vom Bruch des Systems ist; aber dieser Umstand beweist durchaus nichts. Die meisten Bahnen sind nicht mit der Absicht auf directen Gewinn angefangen worden. Grundbesitzer wünschen den Werth ihrer Ländereien zu erhöhen, Leute, die entfernt vom Markte wohnen, erstreben eine leichtere und schnellere Verbindung, und fast jeder, der auf das Kapital von den Actien einer Eisenbahn zeichnet, thut dies aus irgendeinem andern Beweggrunde als den, sein Geld verzinslich zu belegen. Als Ganzes betrachtet sind die Eisenbahnen in unserm Lande ein Erfolg, sie haben die Hülfsquellen im Innern in wunderbarer Weise entwickelt."

Eine kleine Wolke am mercantilischen Himmel, aber sie verdient nicht ernsthaft genommen zu werden. Welch naives Geständniß jedoch hinsichtlich der amerikanischen Eisenbahnen, ein richtiges ohne Zweifel, aber für die, welche nicht aus solchen Rücksichten Actien nahmen, mehr lehr- als trostreich. In Deutschland mindestens war dies Geheimniß damals noch nicht ausgeplaudert worden. Im übrigen enthielt jener Bericht keine Übertreibung: die Zustände waren, äußerlich betrachtet, so blühend wie noch nie zuvor. So stark war noch niemals die Einfuhr gewesen, wie in den Ende Juli 1857 ablaufenden 12 Monaten. Dieselbe zeigte für 11 Mill. Doll. mehr auf als Ende Juli 1856, und jeder Zweig der Einfuhr hatte seinen verhältnißmäßigen Antheil daran genommen; namentlich schienen die Mittel der Consumtion ins Ungeheure gewachsen zu sein, ziemlich ähnlich wie unmittelbar vor der Krisis in Europa.

Indessen verhehlte man sich schon damals auch in Amerika nicht, daß dieses fabelhafte Gedeihen keineswegs auf unbedingt günstigen Voraussetzungen beruhe, und man schloß dies vorzugsweise aus einem gleichfalls in Europa damals vorherrschenden Zuge: reich werden zu wollen ohne Mühe und Arbeit. Die wilde und wildeste Speculation, entstanden aus einem Zusammentreffen von Umständen, die wir bereits geschildert haben, hatte die ganze Handelswelt der Vereinigten Staaten ergriffen, bis zum offenen Betrug und Diebstahl hin. Den dortigen Rechts- und Gerichtszuständen muß bekanntlich dann und wann durch die Lynchjustiz nachgeholfen werden; ehe dies aber geschieht, können die Verhältnisse bereits sehr schlimm geworden sein, zumal die kaufmännische Moral in den Vereinigten Staaten noch ein viel weiteres Gewissen hat und noch weniger von der öffentlichen Meinung gezügelt wird, als in Europa. Die Zeitungen waren damals voll von Beispielen über ganz unerhörte Betrügereien und Schwindeleien.

Allein — Europa hat das Seinige dazu beigetragen, um diesen Zustand allseitiger Über-

spannung der Kräfte zu fördern. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie geringe Intelligenz und Voraussicht unter der Mehrzahl der Kaufleute herrscht, und wie die meisten dem einmal gegebenen Anstoße blindlings zu folgen pflegen. Der Zufluß von Geld und Credit in den Vereinigten Staaten, der ganze ungeheure Aufschwung des Landes, die fabelhaften Preise, welche dort für europäische Artikel bezahlt wurden, und der eigene Geist der commerziellen Überspannung in Europa ließen die Speculanten im Wetteifer den amerikanischen Markt mit Waaren und mit Credit anfüllen, viel mehr als er verbrauchen konnte. Nachdem die Krisis einmal ausgebrochen, ward es Mode in den Vereinigten Staaten, die Verschwendungssucht des weiblichen Geschlechts anzuklagen, als habe diese den Credit und die Geldkraft der Männer untergraben. Man begann lange Register über die theuern Waaren, die sie beansprucht, anzufertigen; für 41 Mill. Doll. Weiberschmuck war in einem einzigen Jahre vom Auslande eingeführt worden. So entsetzlich groß erscheint indessen diese Summe nicht, wenn man sie auf die einzelnen Bewohnerinnen der Vereinigten Staaten vertheilt, und wenn man den guten Willen der Europäer bedenkt, dem Begehr nach solchen Waaren zu entsprechen. Dieser Luxus war nur eine ganz verwandte Erscheinung von dem, was man damals auch in europäischen Handelsstädten wahrnehmen konnte; so leicht war allenthalben der kaufmännische Verdienst geworden, daß er ganz nothwendig die Genußsucht anspornte.

Aber der unmittelbare Ausbruch der Krisis hing mit dem auswärtigen Handel gar nicht zusammen, er war vielmehr durchaus amerikanisch. Was wir schon in Betreff der Eisenbahnen berührt haben, das System der organisirten Übervortheilung des Publikums durch die Directionen, der Actionäre durch die Verwaltungen, oder mindestens der Leichtsinn in Übernahme von Verpflichtungen und das unbedachte Verfahren mit fremden Geldern, das hatte auch bei sehr vielen Bank- und andern Verwaltungen stattgefunden, und mußte endlich zu einer Explosion führen, die in gewöhnlichen Zeiten wol nur die zunächst Betheiligten ergriffen hätte, in Zeiten allgemeiner Überspannung weiter und weiter zündete.

Im Jahre 1833 war in Cincinnati die Ohio life and trust company mit einem Actienkapital von 2 Mill. Doll. gegründet worden, eine Actiengesellschaft, die nicht blos mit Geldgeschäften sich abgab, sondern, analog den spätern Crédit-mobiliers, auch Unternehmungen anderer Art begünstigte oder selbst ausführte. Die Gesellschaft war der Kassirer des Staats Ohio, ein Umstand, der ihr natürlich einen noch größern Credit verlieh. Im Besitze einer Agentur in Neuyork, vermittelte sie einen bedeutenden Theil des Geldgeschäfts und auch einiges Waarengeschäft zwischen dieser Stadt und dem Westen. Außerdem flossen ihr außerordentlich bedeutende Deposita von beiden Seiten her zu. Noch in der dritten Woche des August 1857 hatte die Bank ihre halbjährliche Dividende bezahlt, als sie am 24. Aug. plötzlich ihre Zahlungen einstellte. Auch hierzu war die Veranlassung eine unbedeutende, scheinbar zufällige. Der neuyorker Agent der Gesellschaft hatte für ungefähr 2—3 Mill. Doll., sofort wieder kündbar, aufgenommen; keine große Summe und keine bei dem Credit und dem Vermögen der Gesellschaft ungewöhnliche, wenn auch nicht gerade unbedenkliche Operation, da es sich doch ereignen konnte, daß wider alles Erwarten die Gelder zurückgefordert wurden, ohne daß man, bei etwa eingetretener Knappheit am Geldmarkte, es sich leicht wieder zu verschaffen vermochte. Gerade diese beiden Umstände sollten aber eintreten. Der erwähnte Rückgang der Eisenbahn- und anderer Actien hatte nicht aufgehört, und wenn kluge Leute, die das schon längst hatten kommen sehen, als Baissiers darauf speculirten, so hatten sie doch jedenfalls die schlechten Curse, die sie jetzt ausbeuteten, nicht veranlaßt, so sehr man damals, wie vor- und nachher bei ähnlichen Gelegenheiten in Europa, diesen Vorwurf anhören mußte. Die immer fortschreitende Entwerthung der Papiere, welche nun niemand mehr kaufen mochte, hatte inzwischen einen allgemeinen Geldmangel am neuyorker Markt hervorgerufen, und so kam es denn, daß der Ohio life and trust company die von deren neuyorker Agenten jederzeit kündbar aufgenommenen Kapitalien in großen Beträgen wirklich gekündigt wurden. Jetzt versuchte dieser Agent die Papiere, die er für jenes Geld zur Speculation aufgekauft hatte, wieder zu verkaufen, um damit die gekündigten Kapitalien zu bezahlen; allein er machte dieselbe Erfahrung wie die andern neuyorker Geschäftsleute: niemand wollte Papiere und jedermann wollte Geld haben. Die Ohio life and trust company ward zahlungsunfähig, und stellte wirklich, wie schon erwähnt, am 24. Aug. ihre Zahlungen ein.

Die ganze Summe, um welche es sich zunächst handelte, die nämlich, welche der Agent der Gesellschaft unter den augenblicklichen Zeitverhältnissen nicht herbeischaffen konnte, betrug nur

20000 Doll., und die gesammten Verpflichtungen der Gesellschaft zwischen 6—7 Millionen, für die zum Theil doch noch beträchtliche Activa vorhanden waren.

Wenn ein Ereigniß, wie das eben geschilderte, dessen Dimensionen nach keiner Beziehung hin sehr großartig genannt werden können, das weder in Amerika noch in Europa irgendwie als unerhört oder auch nur als allzu ungewöhnlich bezeichnet werden durfte, wenn ein solcher Vorgang dennoch der Ausgangspunkt einer Handelskrisis wurde, die mit fürchterlicher Gewalt nicht blos Neuyork und die Vereinigten Staaten, sondern sämmtliche handeltreibende Nationen erfaßte, so kann kein vernünftiger Zweifel darüber obwalten, daß die Ursache, weshalb der kleine Funke zur verheerenden Flamme wurde, in den allgemeinen Zuständen und in den Menschen selbst lag. Wir weisen darauf hin, weil dadurch jene Beurtheilungsweise, die aus Einzelheiten, vornehmlich aus Bankgesetzgebungen die folgenschweren Ereignisse einer Handelskrisis herleiten will, von selbst widerlegt wird. Der Papiergeldumlauf hatte die Actien von Eisenbahnen und andern Unternehmungen keineswegs fallen machen, sondern die innere Unsolidität, welche dem Betriebe der Unternehmungen anhaftete, hatte den Miscredit und die Entwerthung und somit allmählich den Geldmangel herbeigeführt, sodaß Rettung nicht möglich war. Zu Anfang August hatten die neuyorker Banken, bei einem Actienkapital von mehr als 64 Mill. Doll. und einem Metallvorrath von nahe an 13 Mill. Doll., einen Notenumlauf von nur 8,665422 Doll., und bei einem Betrage von fast 100 Millionen Depositen waren für etwa $120\frac{1}{2}$ Millionen auf Wechsel und andere Werthpapiere weggegeben; ziemlich ähnlich sah es bei den übrigen Banken der Vereinigten Staaten aus. Die Notencirculation war also mehr als vollständig durch Metall „gedeckt", wie man das nennt, und auch der Betrag der für Wechsel und Werthpapiere verliehenen Gelder stand ersichtlich in keinem Misverhältniß zur Gesammtheit der eigenen und der den Banken zur Verfügung gestellten Mittel. Und dennoch trat die Krisis ein.

Der Ausbruch einer Handelskrisis läßt sich nicht besser vergleichen, als mit dem Feuerrufe in einem dicht mit Menschen gefüllten großen Raume. Es entsteht eine förmliche Raserei sich zu retten, in der alle Besinnung verloren geht und auch die Ruhigsten mit fortgerissen werden. Die Zahlungseinstellung der Ohio life and trust bank, in andern Zeiten eine zwar immer empfindliche, aber doch ziemlich leicht verschmerzbare Wunde, brachte die allgemeine Situation plötzlich zum Bewußtsein. Wenn eine Bank mit so ausgedehnten Geschäften, wenn der Kassirer des Staats Ohio um eine verhältnißmäßig geringe Summe in solche Verlegenheiten gerieth, wenn dies geschah, weil die Bank ihre Papiere nicht zu verwerthen vermochte, wie mußte es bei andern, wie bei allen Banken aussehen? Und dazu kam die weitere Frage jedes einzelnen, was bei solcher Sachlage aus ihm selbst werden und wie er im Stande sein würde, das drohende Unheil mindestens von seinem eigenen Vermögen abzuwenden? Dergleichen geschieht bei jeder Krisis und wird, wie die Menschen einmal sind, bei einer jeden geschehen, und darum ist der Ruf zur Besonnenheit in solchen Zeiten auch ganz regelmäßig vergeblich.

Als die Unglücksnachricht von jener Zahlungseinstellung in Neuyork verlautete, wurden die Wechselmakler und Banken, denen man Gelder anvertraut hatte, sofort von allen Seiten bestürmt, diese zurückzuzahlen. Viele davon vermochten dies nicht, sie wurden gleichfalls zahlungsunfähig, und ihre Kunden sahen ihre Geldkräfte beträchtlich geschwächt und in kurzem auch dahin gebracht, ihre Verpflichtungen gegen andere nicht mehr erfüllen zu können. In diesem Fortwuchern des Unheils mußte natürlich die weitere Befürchtung entstehen, daß Wechsel von einzelnen und Obligationen und Noten von Banken, denen man bisher getraut, bald keine Sicherheit mehr gewähren würden, und damit verstärkte sich das Verlangen derer, die zur eigenen Rettung um jeden Preis Gelder an sich ziehen wollten. Jetzt hieß es, die Banken, die Stützen des Handelsverkehrs, sollten helfen, und man hat es den Banken nachher theilweise sogar zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht in der ersten Schreckenszeit sofort geholfen hatten. Allein, wie sollten sie helfen? Beim Andringen so vieler gleichzeitiger Forderungen, inmitten der Verluste, die ihnen von allen Seiten durch Zahlungseinstellungen zugefügt wurden, hatten sie vollauf zu thun, um sich selbst nur eben über Wasser zu halten. Statt zu helfen, mußten sie vielmehr nach allen Seiten Credite und Gelder kündigen und so zur allgemeinen Verwirrung noch beitragen. Ein Vergleich des Zustandes der neuyorker Banken am 1. und am 29. Aug. wird am besten den Gang der Ereignisse darthun. Sie hatten nämlich:

	Kapital	Ausgeliehen	Metallvorrath	Noten	Depositen
am 1. Aug.	64,626110	120,597050	12,918013	8,665422	94,445967
am 29. Aug.	66,027705	116,588919	9,241316	8,671060	84,812886

Also, während das Publikum zur eigenen Rettung den Banken die Mittel entzog — die Depo=

siten nahmen in den vier Wochen um fast 10 Millionen, das baare Geld um mehr als $3^1/_2$ Millionen ab — konnten die Banken gar nicht anders, als an dasselbe Publikum ihre Forderungen geltend machen. Und wesentlich mußten sie es erst in der letzten Woche des August thun, nachdem das Geldbedürfniß des Publikums sich schon die drei vorhergehenden Wochen deutlich kund gegeben hatte. Waren die Banken früher die Mitschuldigen, so waren sie jetzt die Mitleidenden. Zugleich aber begann das Preisfallen der Waaren und der Effecten (Börsenpapiere) um 25—50 Proc. Wer mochte durch Ankauf von Waaren bei allgemeiner Creditlosigkeit und also mangelndem Absatz Verpflichtungen auf sich nehmen; wer konnte in diesem Augenblicke das Schicksal nur einer einzigen Actienunternehmung ermessen? Natürlich fiel dieser Zustand mit aller Härte auf die Besitzer von Waaren und Effecten und ward so zu einem weitern Momente der Krisis. Von Neuyork aus verbreitete sich der Schrecken durch das ganze Land, denn, wie schon erwähnt, der Geld- und Bankverkehr der Vereinigten Staaten culminirt in dieser Stadt. Wer Forderungen auf Neuyork hatte, suchte sie einzuziehen; wer selbst dorthin zu zahlen hatte, that es am liebsten mit Valuten, die aus Neuyork stammten. Auch das vermehrte natürlich die allgemeinen Gefahren. Gerade durch das lebhafte und beständige Ineinandergreifen aller Zweige des Verkehrs, namentlich auch im Geldumsatz, und durch die Nothwendigkeit vieler und starker Credite nach allen Seiten muß es kommen, daß bei Handelserschütterungen, was heute Wirkung war, morgen als Ursache zu neuen Wirkungen auftritt, und an diese immer weitere Veranlassungen zu neuem Unheil sich anreihen, bis der Kreislauf der Vernichtung vollendet ist.

In dieser steten Unruhe, in dieser Entwickelung zum Schlimmsten, die durch das mehr und mehr nothwendig gewordene Schließen von Fabriken und Entlassen von Arbeitern (bis Ende August 20000 allein in der Stadt Neuyork), durch die immer weiter eintretende Stockung alles Verkehrs nur verstärkt werden konnte, vergingen einige Wochen, in welchen eine ganze Reihe von Banken und Handelsfirmen allenthalben in den Vereinigten Staaten bankrott wurden, während andere nur durch die unglaublichsten Anstrengungen sich noch hielten. Dennoch hoffte man schon das Traurigste überstanden, als ein neuer Unfall nicht sowol unmittelbaren Schaden zufügte, als das Vertrauen auf eine baldige Wendung der Dinge ungemein beeinträchtigte. Am 11. Sept. ging nämlich der mit californischem Golde erwartete „Centralamerika" auf der See mit Verlust der ganzen Ladung unter. Ob dieses Gold, falls in Neuyork angelangt, wirklich den dortigen Geldmarkt erleichtert hätte, läßt sich weder bejahen noch verneinen; jedenfalls ward der Verlust des Goldes erst dadurch so empfindlich, daß er die Aufregung der Gemüther aufs neue steigerte.

Was aber, abgesehen von den durch diesen Unfall gestörten Hoffnungen, zur Verschlimmerung der Lage wesentlich beitrug, waren namentlich zwei Umstände. Es trafen die Nachrichten aus Europa ein, daß hier die eigene gedrückte Lage durch das, was man in Amerika herannahen fühlte und allmählich als eingetreten erfuhr, ebenfalls verschlimmert wurde. Zweierlei war davon zu erwarten, daß man von Europa aus die dorthin verkauften Actien aller Art zurücksenden und so den Markt noch mehr drücken, zugleich aber auch, daß die europäischen Importeure bei der durch die Krisis herbeigeführten Unsicherheit das Wettrennen nach Geld in Neuyork und im übrigen Nordamerika verstärken helfen würden. Auch gingen von jetzt an mit jeder Post Nachrichten aus England von dort ausgebrochenen großen Zahlungseinstellungen ein, vornehmlich solcher Häuser, die die stärkste Verbindung mit den Vereinigten Staaten gehabt hatten.

Ein anderer Umstand, welcher die Lage verschlimmerte, war, daß sich allmählich die Wirkungen der schon oben in ihren Grundzügen geschilderten Bankgesetzgebung geltend machten. Bereits zu Anfang October hatten die Banken von Providence, der Hauptstadt des Staats Rhode-Island, und kurz darauf die von Baltimore in Maryland suspendirt. Ihnen folgten die Banken von Philadelphia, aber vorzugsweise, um der Einlösung der Banknoten durch Metallgeld zu entgehen, indem sie gemeinsam beschlossen, damit zugleich Banknoten in kleinen Beträgen für den täglichen Verkehr auszugeben und diese in ihren Kassen anzunehmen, und solchen Geschäftshäusern, welche nur unter der augenblicklichen Lage der Dinge litten, unter Erhöhung des Disconto Beistand zugewähren.

Man wird fragen, wie es denn möglich war, daß insolvente Banken dennoch zu solchen Beschlüssen und zu solchen Hülfsleistungen noch die Macht hatten? Die Banken waren aber nur insolvent, weil alle Welt mit ihren Forderungen auf sie eindrang, weil sie alltäglich bei den Bankrotten einzelner schwere Verluste erlitten; sie waren endlich insolvent, weil sie beim Sinken aller Preise, ja der theilweisen Unverkäuflichkeit von Effecten und Waaren ihre Papiere

nicht verwerthen konnten. Aber sofern sie nur Zeit gewannen, war dennoch Aussicht da, daß sie ihren Verpflichtungen genügten, während sie, im jetzigen Moment aufs Äußerste getrieben, das Vermögen aller gefährdeten, welche bei ihnen Geldeinlagen gemacht, d. h. fast aller besitzenden Klassen. Wie es gar nicht so selten in kaufmännischen Verhältnissen geschieht, in der eigenen Schwäche und deren innigen Verknüpfung mit fremden Interessen fanden die betreffenden Banken ihre besondere Stärke. Gesetzlich freilich waren die Banken von Philadelphia zu den bezeichneten Maßregeln und Beschlüssen nicht berechtigt; indessen ließ sich der Gouverneur des Staats Pennsylvanien bereit finden, die gesetzgebenden Versammlungen zum Gutheißen des Geschehenen sofort zu berufen.

In Neuyork lag die Sache wesentlich anders, da die Verfassung dieses Staats jede Art von Einstellung der Baarzahlung durch Banken ausdrücklich verbietet, die gesetzgebenden Versammlungen also eine Suspension der Baarzahlungen weder gestatten noch nachträglich gutheißen durften. Einer Anzahl namentlich der schwächern Banken gelang es freilich dennoch, die Baarzahlungen einzustellen, indem geschäftsgewandte Richter des Staats sich nicht eher zu Zahlungsbefehlen für befugt erachteten, als nachdem die betreffende Bank ausdrücklich als insolvent bezeichnet wäre. Aber weder die Noteninhaber noch die anderweitig Betheiligten konnten auch nur die geringste Lust bezeigen, eine solche Insolvenzerklärung herbeizuführen, da dies die Bank in das weitläufige und ihren Gläubigern selbst sehr nachtheilige Concursverfahren in aller Form hineingezogen haben würde. Andere, namentlich die ältern Banken, welche schon seit Wochen dem Sturme fest gegenübergestanden hatten, glaubten auch ferner ihm trotzen zu können, und gerade diese waren bei der offenbaren Ungleichheit der Kräfte zu einem gemeinsamen Vorgehen mit den andern Banken, obgleich mehrmals dazu der Anlauf genommen wurde, am wenigsten bereit. Da mußte denn die Gewalt der Umstände entscheiden, wenn man die nun eintretende thatsächliche Kritik der neuyorker Bankgesetzgebung so nennen will.

Die wöchentlichen Ausweise der neuyorker Banken vom Beginn des September 1857 an zeigten folgendes Resultat auf:

		Kapital	Ausgeliehen	Metallvorrath	Noten	Depositen
Sept.	5.	66,027705	112,221365	10,229965	8,673192	79,491317
„	12.	„	109,985572	12,181857	8,322316	76,388376
„	19.	„	108,777421	13,556186	8,073801	75,772774
„	26.	65,500000	107,791433	13,327095	7,838308	73,315611
Oct.	3.	„	105,935499	11,400413	7,916102	67,918657
„	10.	64,500000	101,917569	11,476294	7,523599	63,301681
„	17.	63,770137	97,245826	7,843230	8,087441	52,894623

Betrachtet man den Zustand der neuyorker Banken, wie er sich nach diesen und den schon früher mitgetheilten Zahlen bis zum 10. Oct. — wir lassen die letzte Zahlenreihe vom 17. Oct. einstweilen noch außer Betracht — herausstellt, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen. Das Kapital der Banken war kleiner geworden offenbar infolge des Bruches einer Anzahl derselben. Die Unterstützung, welche die Banken durch Vorschüsse und Ankauf von Wechseln andern gewährten, hatte gleichfalls stark abgenommen, zugleich hatten aber die Banken die ihnen selbst dadurch wieder disponibel gewordenen Mittel zu einem beträchtlichen Theile offenbar dazu verwandt, um ihren Metallvorrath zu vergrößern, was bis in die dritte Woche des September ziemlich gelang, von da an aber nicht mehr erreicht werden konnte, aus Ursachen, welche die beiden letzten Rubriken leicht ergeben. Sowol die Noteninhaber als die, welche ihr Geld bei den Banken deponirt, waren, wie die Abnahme der Summe zeigt, in der ganzen Zeit eifrig bemüht, sich zu decken, die ersten, indem sie die Banknoten gegen Metall einwechselten, wozu sie ein gesetzliches Recht hatten, die letzten, indem sie gleichfalls, soweit sie im Stande waren, für ihre Forderungen Metall zu erlangen suchten. In dieser so verschiedenartigen Stellung beider Klassen von Forderungsberechtigten an die Bank ist der Schlüssel zu dem zu finden, was sich jetzt vorbereitete. Zur Deckung der ausgegebenen Banknoten war, wie schon erwähnt, gesetzlich ein ebenso großer Betrag an Staatspapieren öffentlich niedergelegt. Außerdem schrieb aber die Verfassung des Staats Neuyork vor, daß bei ausgebrochenem Bankrott einer Bank die Noteninhaber allen übrigen Gläubigern derselben vorgehen sollten. Das war bereits — zum großen Nachtheil derer, welche bei solchen Banken ihr Geld angelegt — mehrfach in den letzten Tagen geschehen, und dennoch zeigte der von Woche zu Woche veröffentlichte Status der Banken, wie sehr die Noteninhaber immer noch auf Einlösung der Noten bedacht waren. Dieser Zustand mußte, wenn er fortdauerte, die Banken aufs höchste gefährden, denn in handelsunsichern Zeiten

kommt es vor allem auf den Besitz von baaren Mitteln an, da diese in der ganzen Welt begehrt und angenommen werden, während Waaren und Effecten zu solchen Zeiten so gut wie unverkäuflich sein können. Andererseits unterhielt das Andringen der Noteninhaber auch das massenhafte Andringen der andern Bankgläubiger, die ihr Interesse durch Bevorzugung der erstern gefährdet sahen, und man ging so nur desto rascher der allgemeinen Katastrophe entgegen. Diesem Zustande ein Ende zu machen, war gesetzlich kein Mittel da, und auch die einzelne Bank konnte nicht daran denken, unter Aussetzung der Baareinlösung der Banknoten ihre Geschäfte noch fortzusetzen.

Man sieht, wo die Schwierigkeit lag: im gesetzlichen Vorzugsrecht der Noteninhaber, dem Punkte also, worauf die Gesetzgebung gerade das meiste Gewicht legte. Es galt also, was das Gesetz nicht gestattete, als factischen Zustand herzustellen, die Nichteinlösbarkeit der Noten, ohne daß die Banken dadurch zahlungsunfähig wurden. Mit der den Yankees eigenthümlichen Sicherheit und ihrem verständigen Organisirungstalent ward für den 13. Oct. ein allgemeiner „Run" auf die Banken, ein möglichst starkes Einfordern von baarem Geld verabredet und bewerkstelligt. Die Schilderung, wie dies vom frühen Morgen an geschah, wie man mit den schwächsten und obscursten Banken anfing und bis zum nächsten Morgen von 33 Banken 32 bereits zum Falle gebracht hatte, denen die noch übrig gebliebene bald auch folgte, war damals in allen Zeitungen zu lesen, und auch wie nach diesem „excitement" (Aufregung) alles ruhig weiter ging. Freilich geschah dies mit dem Kopfschütteln darüber, wie die Neuyorker an den Bankrott ihrer sämmtlichen Banken, an das Aufhören der Noteneinlösung durch baar, an die Circulation von ungedeckten Banknoten die Wiederherstellung des Sicherheitsgefühls knüpfen konnten. Das Räthsel verschwindet, sobald man sieht, was wirklich dabei erlangt wurde: die nämlich, welche ihr Geld den Banken anvertraut, wurden von nun an nicht mehr durch das gesetzliche Privilegium der Noteninhaber in ihren Rechten an die Banken beschädigt, und diese selbst vor Austrocknung ihrer gesammten Baarmittel gesichert. Oder mit andern Worten, das Publikum erzwang zu seinen eigenen und zu Gunsten der Banken eine Art Moratorium, um inzwischen die Verhältnisse ruhiger abwickeln zu können. Jede einzelne suspendirende Bank mußte sich natürlich verpflichten, die Baarzahlungen sobald als möglich wieder aufzunehmen, ohne daß jedoch jetzt schon ein Termin gesetzt werden konnte.

Die Wirkung dieser gemeinsamen Maßregeln zeigt sich bereits in dem am 17. Oct. veröffentlichten Status. Das Kapital der Banken hatte wieder abgenommen, die Hülfsmittel, welche die Banken dem Publikum boten, hatten sich gleichfalls stark vermindert, ebenso waren die Depositen und der Metallvorrath unter dem Andrange der letzten Tage bedeutend gefallen, aber der Betrag der ausgegebenen Banknoten war seit den drei Tagen bereits um ½ Million gestiegen, stärker sogar geworden als der noch vorhandene Metallvorrath, was sonst regelmäßig nicht eintraf.

Wir haben uns bisher ausschließlich mit den neuyorker Banken beschäftigt; es wird aber interessant sein, wenn wir unsere Blicke etwas weiter wenden. Wir wählen zu diesem Zweck die Banken von Boston und Neuorleans, als der beiden Städte, deren eine am reinsten den innern Handelsverkehr, die andere den Verkehr des Südens darstellt.

Die Wochenübersichten der Banken von Boston vom 10. Aug. bis zum 20. Oct. 1857 stellen sich wie nachstehend:

	Kapital	Verliehen	Metallvorrath	Noten	Depositen
10. Aug.	31,960000	53,250000	3,350000	6,990000	16,925500
17. „	31,960000	53,420000	3,469900	6,763000	16,753000
24. „	31,960000	53,516556	3,497396	6,665664	16,755358
31. „	31,960000	53,353000	3,431800	6,557400	16,364700
7. Sept.	31,960000	53,026800	2,845400	6,993000	15,798600
14. „	31,960000	51,752000	2,529800	6,800600	14,526000
22. „	31,960000	50,504104	2,310837	6,616114	13,173669
29. „	31,960000	49,765006	2,624061	6,232202	12,938391
6. Oct.	31,960000	49,316000	2,563000	6,287700	12,961400
13. „	31,960000	48,913000	2,641500	6,355000	13,499900
20. „	31,960000	48,454500	2,560000	6,071000	12,776000

Die von Neuorleans vom 8. Aug. bis zum 17. Oct. 1857:

	Verliehen	Metallvorrath	Noten	Depositen
8. Aug.	20,973977 *)	6,735544	8,723719	10,630188
15. „	23,920113	6,807718	8,598189	9,705893

*) Diese Zahl stimmt nicht zu den übrigen, da sie aus andern Bankangaben berechnet worden ist.

	Verliehen	Metallvorrath	Noten	Depositen
22. Aug.	23,881777	6,624089	8,341389	9,815887
29. „	24,294983	6,566052	8,325394	9,706003
5. Sept.	24,403228	6,233975	8,365679	9,415314
12. „	24,565027	6,135267	8,131634	9,433543
19. „	24,537037	6,254235	8,059444	9,584651
26. „	24,376558	6,435051	7,978404	9,790454
3. Oct.	24,438047	5,644917	7,884994	9,350630
10. „	24,000000	5,409525	7,528484	7,500738
17. „	22,570992	3,228379	6,196459	6,501409.

Aus diesen sämmtlichen Zahlen geht vor allem die interessante Wahrnehmung hervor, wie durchaus unbegründet es wäre, der Ausgabe von Banknoten irgendwelchen Theil der Schuld an der ausgebrochenen Krisis beizumessen. Das Verhältniß des Baarvorraths zum Notenbetrag war noch mehr in Neuyork als in Boston und Neuorleans ein außerordentlich bescheidenes, und doch brach die Krisis erst in Neuyork und dann in den übrigen Theilen der Union aus. Und am wenigsten dürfte sich sagen lassen, daß ein Notenbetrag von etwas über 8 Mill. Doll. für den Verkehr einer Stadt wie Neuyork irgendwie als übertrieben angenommen werden könnte. Über den Unterschied der Zahlen in Betreff der im Verkehr verwandten Gelder in Neuyork und Boston einerseits und in Neuorleans andererseits werden wir gleich zu sprechen haben.

Die Suspension der Baarzahlungen durch die Banken hatte, wie bemerkt, ein Wiedereintreten einiger Beruhigung in Neuyork zur Folge; man wußte, woran man war, und man wußte oder meinte, daß das Schlimmste nunmehr bald überstanden sei. Es war allerdings kaum Schlimmeres denkbar, als zunächst noch eintrat. Dem Beispiel der Banken in der Stadt Neuyork mußten die des Staats Neuyork und diesen fast alle Banken in der gesammten Union folgen. Und hiermit hörte denn fast aller Verkehr im Umfange der Union auf. Das baare Geld konnte die zum Verkehr nothwendigen Umsatzkräfte nicht ersetzen, das Schicksal des Papiergeldes war noch ein ganz ungewisses, und Credit konnten die Banken unter den jetzigen Umständen weder geben, noch war viel Lust da, ihn zu beanspruchen. So still war das Geschäft, so geldarm die Kassen, daß für im neuyorker Hafen angelangte Waaren vom Empfänger häufig nicht einmal der Zoll entrichtet werden konnte. Am nachtheiligsten wirkte diese allgemeine Verkehrsstockung auf den Westen ein, der entweder mit dem Gelde und dem Credit der Neuengland-Staaten arbeitete oder seine dort ausstehenden Forderungen nicht geltend machen konnte, und außerdem mochte man bei der großen Verkehrsunsicherheit auch nicht wagen, Waarensendungen nach dem Osten zu machen. Ungeheure Getreidemengen, für den Osten oder die Ausfuhr nach Europa bestimmt, blieben im Westen aufgespeichert liegen.

Etwas besser sah die Sache im Süden aus. Größere, von alters her erworbene Vorräthe an Geld, namentlich bei vielen Plantagenbesitzern, und größere Unabhängigkeit von Neuyork bewirkten, daß man in Neuorleans, der commerziellen Hauptstadt des Südens, dem Sturme besser als dort trotzen konnte. Von den neun Banken in Neuorleans haben fünf niemals aufgehört ihren Verpflichtungen vollständig nachzukommen; eine konnte ihre Zahlungen sofort wieder beginnen, und die drei andern schon im November 1857. Viel langsamer und umständlicher war der Herstellungsproceß in Neuyork und den übrigen Theilen der Union. Factisch von den Fesseln eines hemmenden Gesetzes befreit, konnten die Banken unter gemeinsamer Verabredung sofort nach der Suspension ihrer Baarzahlungen die erforderlichen Maßregeln ergreifen. Zunächst beschlossen sie, die Noten solcher Banken im Innern, für welche Sicherheit geleistet war, zu voll anzunehmen, um damit sodann die Vorräthe der Gegend, aus denen die Noten stammten, zu bezahlen. Da mit dieser Operation für den Landmann zugleich der Vortheil verbunden war, daß seine eigene Bank, an der er durch Einlagen aller Art stark betheiligt, wieder zahlungsfähiger wurde, auch in die allgemeine Verkehrsstockung wieder ein erster Antrieb der Bewegung eintrat, so wirkte diese Maßregel sehr günstig. Am 18. Nov. 1857 war der in den neuyorker Banken befindliche Vorrath von solchen Noten bereits auf fast 8 Millionen vermindert, und man konnte weiter beschließen, den Landbanken vom 1. Dec. an für deren noch nicht von ihnen eingelösten Notenbetrag 6 Proc. Zinsen zu berechnen. Jede dieser Landbanken ward außerdem verpflichtet, vom 1. Jan. 1858 an allmonatlich den fünften Theil der noch zurückgebliebenen No-

---

während die übrigen Zahlen der Rubrik sich in den weitern Bankangaben finden, ohne daß man die Daten herausfinden kann, auf welchen diese Zahlen beruhen.

ten einzulösen. Alle diese Maßregeln hatten den erwarteten Erfolg, den neuyorker Geldmarkt von den Noten der Landbanken zu befreien, diese selbst allmählich auf bessern Fuß zu setzen und schrittweise Verkehr und Credit wiederherzustellen in immer größere Kreise hinein.

Zugleich trat aber auch eine andere natürliche Heilung von selbst ein. Die Kunde von der in Nordamerika ausgebrochenen Krisis machte in England und in ganz Europa die auf die Vereinigten Staaten gezogenen Wechsel natürlich sofort unbegebbar. Alles Papier ging eiligst nach Amerika zurück, um dort noch möglichst gut realisirt zu werden, erschwerte damit aber zugleich auch die Situation. Im umgekehrten Verhältniß stieg dagegen in Neuyork der Begehr nach Wechseln, welche auf England, überhaupt auf Europa gezogen waren, weil nur mit solchen noch Zahlungen in Europa geleistet werden konnten. Mit andern Worten, der neuyorker Wechselcurs auf London stieg, und er stieg so bedeutend, daß es endlich in London vortheilhaft wurde, londoner Wechsel auf Neuyork mit baarem Gelde wieder anzukaufen. Das war denn die Veranlassung, um von London aus den Vereinigten Staaten starke Goldladungen zuzuführen. Dem ersten Begehr nach Gold beim Ausbruch der Krisis in Neuyork hatte der Schatzsecretär des Staats dadurch zu entsprechen versucht, daß er erst später fällige Papiere sofort gegen Baarzahlung einlöste, indessen konnte natürlich dieses Mittel nicht weit reichen. Wie bedeutend aber die Goldzufuhren aus Europa waren, das zeigt folgende Tabelle über den Metallvorrath seit dem 17. Oct. 1857 in den neuyorker Banken, die doch bei weitem nicht alles zugeführte Gold aufnehmen konnten.

	Metallvorrath	Notenvorrath
Oct. 24.	10,411643	6,884739
„ 31.	12,883441	6,334748
Nov. 7.	16,492152	6,434312
„ 14.	19,451966	6,258652
„ 21.	23,167980	6,283417
„ 28.	24,303145	6,520783
Dec. 5.	26,069832	6,555000
„ 12.	26,058877	6,348494
„ 19.	27,957327	6,309466
„ 26.	27,142099	6,352187
Jan. 2.	28,561946	6,490403
„ 9.	29,176838	6,615464
„ 16.	30,211266	6,349325
„ 23.	30,829151	6,336042
„ 30.	31,273023	6,369678.

Mit Ende Januar 1858 begann der Metallvorrath in den Banken wieder abzunehmen. Hält man aber für die obenbezeichnete Zeit die Zahlen der beiden Rubriken nebeneinander, so muß schon aus deren Gegensatz der ganze Druck der Geschäftslage hervorgehen. Es ist das regelmäßige Zeichen einer ungünstigen und unsichern Geschäftszeit, und wir werden es im Laufe der Krisis wiederkehren sehen, daß in ihrem Verlaufe vor allem das baare Geld angehäuft wird, als der jederzeit unter allen Himmelsstrichen am besten verwendbare Besitz. Der Metallvorrath in den neuyorker und den andern Banken steigt auf das Zwei- und Dreifache, und der Notenvorrath, der Repräsentant des lebendigen Verkehrs, wird immer geringer, bis ins Ende des Januar hinein, wo die Krisis als solche aufhörte, nachdem die neuyorker Banken bereits am 12. Dec. ihre Baarzahlungen wieder aufgenommen hatten, und die übrigen Banken der Union ihnen allmählich folgten.

Aber welche Verwüstung hatte die Krisis hinterlassen! Neben den Banken waren Eisenbahnen, waren Hunderte und Tausende von Privaten zahlungsunfähig geworden. Ungeheure Einbußen an Vermögen hatte man nach allen Seiten erlitten, viele Tausende von Menschen waren arbeitslos geworden, und Waaren aller Art waren um ein Drittel oder ein Viertel ihres frühern Preises gefallen, ohne doch bei der allgemeinen Verdienstlosigkeit noch Käufer zu finden. Wie groß der allgemeine Schrecken gewesen, wie furchtbar die Krisis gehaust hatte, das beweist, als man zuerst wieder etwas zur Besinnung kam, das Überhandnehmen der sogenannten Revivals. Wie vorher die Speculation, so kam jetzt der liebe Gott in die Mode. Auch dieser fromme Paroxysmus hat sich mit dem Wiedereintreten von mehr normalen Zuständen wieder gelegt. Daß die Vereinigten Staaten die furchtbare Handelskrisis, die größte, die sie jemals erlitten, verhältnißmäßig leicht überstehen würden, das hat kein Vernünftiger bezweifeln können.

Die amerikanische Krisis war die ganz naturgemäße Reaction gegen die frühere geschäftliche Überspannung. Mit und gegen Willen war man in das Fieber leidenschaftlicher Gewinnsucht hineingerathen. Man hatte sich selbst zu viel zugetraut, und andere hatten noch mehr vertraut; der ganze Verkehr war dadurch ungesund geworden. Ein Windstoß warf das unsolide Gebäude um, und vergeblich waren die Bemühungen, dasselbe noch nothdürftig aufrecht zu erhalten. Die Heilkraft der Natur mußte das Übel, nachdem es sich erschöpft, allmählich wieder gut machen.

Als im Mai des Jahres 1858 sich der Congreß in Washington versammelte, hielt auch der Präsident es für seine Pflicht, zur Diagnose der überstandenen Verkehrskrankheit beizutragen. Er sagte: „Bei allen frühern Gelegenheiten hat man, ohne unrecht zu thun, die Erschütterung einer Menge mitwirkender Ursachen zuschreiben können, nicht aber diesmal. Es ist ersichtlich, daß unser diesmaliges Unglück allein aus unserm übermäßigen und fehlerhaften System des Papiergeldes und der Bankcredite hervorgeht, die die Menge zu wilden Speculationen und zum Fondsspiel anreizen." Mit diesen Worten hat sich aber jedenfalls die officielle Präsidentenweisheit ein eigenthümliches Denkmal gesetzt. Der unschuldige Yankee von den Banken zur Speculation gereizt! eine Vorstellung, die schon an sich ein Lächeln erwecken muß. Wir weisen dagegen nur noch einmal auf die oben aufgestellten Zahlen zurück, und fragen, ob hieraus eine Schuld der Überreizung durch die Banken hervorgehen könnte.

Auch in Europa wurde geschwindelt in Waaren und in Fonds, wiewol man in Europa ganz andere Bankzustände als in den Vereinigten Staaten hatte. Auch in Europa brach die Krisis aus — spricht nicht schon dieser Umstand gegen jene Einseitigkeit der Präsidentenbotschaft, die allerdings in manchen englischen und deutschen Blättern mit Bewunderung nacherzählt worden ist!

Die Darstellung dieser europäischen Krisis wird in einem zweiten Abschnitte folgen.

Dr. Gottfried Cohen.

Die deutsche Einwanderung und Ansiedelung in Ungarn.*)

Geschichtliches.

Wenn wir der ungarischen Colonisationsgeschichte mit Aufmerksamkeit folgen, so finden wir, wie in Ungarn, abweichend von dem europäischen Auswanderungsstrome neuerer Zeit, die Einwanderung in der Richtung von West nach Ost vor sich geht, während nur ausnahmsweise dem Lande die fremden Elemente in der entgegengesetzten Richtung, von Ost nach West,

*) Seit Karl dem Großen waren es die Deutschen, welche in den Ländern längs der Donau herab Cultur und staatliche Bildung verbreitet und aufrecht erhalten haben, und wohin der deutsche Einfluß hier nicht gelangt ist, da hat auch keine eigentliche Entwickelung moderner Civilisation stattgefunden. Wer dies leugnen will, vergißt oder misskennt die rein historischen Thatsachen. Es ist darum, wie sich im Laufe eines Jahrtausends die Dinge an dem großen, aus dem Herzen Deutschlands nach Osten führenden Donaustrome gestaltet haben, nicht nur eine specifisch österreichische, sondern zugleich auch eine allgemein deutsche Angelegenheit, daß der wohlerworbene deutsche Cultureinfluß und die politische Macht Österreichs in den Donauländern erhalten, gestärkt und nach Möglichkeit gemehrt werde. Unter diesem Gesichtspunkte hat Deutschland im Grunde die politische Frage in den untern Donauländern aufzufassen; unter diesen Gesichtspunkt fällt auch die Frage um die weitere Entwickelung der reichen österreichischen Provinzen im mittlern Donaubecken durch deutsche Einwanderung und deutschen Anbau. So sehr uns aber diese letztere Angelegenheit durch die neueste Zeitgeschichte nahe gelegt wird, und so unbestritten auch die weitere Besiedelung der mittlern Donauländer durch Deutsche in Österreichs, Deutschlands und selbst im wohlverstandenen Interesse des dort seßhaften Magyarenthums liegt, so ist doch die Ausführung der Sache gegenwärtig mit viel größern Rücksichten und Schwierigkeiten verbunden, als sie es noch im vorigen Jahrhunderte war: die eigenthümlichen Bedürfnisse sowie die mannichfach gestalteten physischen, nationalen und politischen Verhältnisse jener Länder müssen scharf in Betracht gezogen werden, wenn das Einströmen frischer deutscher Elemente in die weite Donauebene für alle Theile zum wahren Vortheil gereichen soll. Wer hierbei etwa gar an die Colonisationen in den transatlantischen Prärien und Urwäldern denken wollte, würde den allergrößten Misgriff begehen.

Der vorliegende Aufsatz nun, hervorgegangen aus der Feder eines Mannes, der Deutschland sowie die Zustände der mittlern Donauländer genau kennt, erörtert die deutsche Einwanderungs- und Colo-

zuströmen. Die große Mehrzahl der Fremden, welche in Ungarn und Siebenbürgen zum Zwecke friedlicher Landescultur einwanderten, waren nämlich Deutsche. Doch ist das deutsche Element in Ungarn nicht allenthalben ein frisch eingewandertes, sondern vieler Orten ist es uralt und, wenigstens der jetzt herrschenden Nationalität gegenüber, ein ursprüngliches. Schon zu den Zeiten Karl's des Großen, also früher als die Ungarn Besitz vom Lande nahmen, hatten sich Deutsche in den westlichen Theilen Ungarns, namentlich in dem jetzigen Wieselburger, Ödenburger, Eisenburger und Presburger Comitat angesiedelt und standen hier unter eigenen Markgrafen. Die Städte Presburg, Wieselburg, Ödenburg u. s. w. fanden ihren Ursprung in jenen Zeiten. Obgleich diese Gegenden gleich den übrigen Theilen des Landes unter die Botmäßigkeit der Ungarn gelangten, so litt doch die deutsche Nationalität im ganzen wenig darunter: sie hat sich hier bis auf den heutigen Tag vorherrschend erhalten.

Außer diesen Deutschen von uralter Seßhaftigkeit sind alle übrige in Ungarn wohnende Deutsche eingewanderte Colonisten, die theils einzeln, theils in großen Massen zu verschiedenen Zeiten und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen ins Land kamen. Die erste deutsche Einwanderung dieser Art fand bereits im 10. Jahrhundert während der Regierung des ungarischen Herzogs Torus statt. Eine zweite erfolgte sodann unter dem Herzoge Geysa, dem Vater Stephan's des Heiligen, unter welchem Fürsten auch deutsche Missionare das Christenthum in Ungarn verbreiteten. Jene Deutschen ließen sich in den Gegenden unweit der Donau, bei Pesth, Ofen, Stuhlweißenburg und Raab, nieder, welche Städte ihnen auch großentheils ihre Entstehung verdanken. König Stephan der Heilige (997—1038), durchdrungen von der Wichtigkeit der deutschen Einwanderung, erließ zuerst ein Colonisationsgesetz. Der Umstand, daß sich jener große König mit deutschen Kriegerscharen umgab, deren Führer reiche Geschenke an Ländereien erhielten, zog ganz besonders eine große Anzahl deutscher Familien in die ungarischen Lande. Das erwähnte Colonisationsgesetz gewährte jedem Einwanderer die Schenkung von Grund und Boden zur Urbarmachung und garantirte ihm Freiheit der Person. Die Einwanderung der Deutschen ward hierauf unterbrochen durch die Christenverfolgung unter dem Gegenkönige Aba (1041—45), welche namentlich die Deutschen betraf. Viele Tausende von Deutschen, die Träger des Christenthums, wurden hingeschlachtet. Die Reaction zu Gunsten des Christenthums unter Andreas I. (1047—60) brachte von neuem die Deutschen in beträchtlicher Anzahl nach Ungarn; auch unter den Nachfolgern dieses Königs waren die Verhältnisse den Deutschen nicht ungünstig. Bela I. bewilligte ihnen in Stuhlweißenburg, Raab, Gran, Ofen, Presburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenstadt neue Privilegien, besonders im Handel und Gewerbe, eigene Wahl ihrer Obrigkeiten, Städte- und Zunftordnungen, Handel mit Münzen und Werthbestimmung derselben u. s. w.

Eine neue Epoche der deutschen Colonisation in Ungarn beginnt mit der Regierung des Königs Geysa II., der um das Jahr 1150 Deutsche aus Niederfranken, aus der Gegend um Köln und aus Flandern berief und ihnen die zipser Karpaten mit ihren Ausläufern und Siebenbürgen zu Wohnplätzen anwies, auf denen sie sich in geschlossenen, compacten Massen niederließen, und wo sie noch heute unvermischt und abgesondert wohnen. Diese Einwanderer brachten ihre eigenen Gesetze ins Land, die der König bestätigte, und überdem wurden ihren Grafen (den zipser Grafen und den siebenbürger Sachsen-Grafen) die ausgedehntesten Vollmachten, anzuordnen, was zum gemeinsamen Besten ihres Landestheils diente und erforderlich war, bewilligt. Diese sogenannten „Sachsen" waren aber nicht allein zur Colonisirung und Urbarmachung der Ländereien, sondern auch zur Vertheidigung des Landes berufen worden, und zwar sowol gegen die Polen als auch gegen die von Osten hereindrängenden Tatarenstämme, was schon in der auf sie bezüglichen Bezeichnung: „ad retinendam coronam" aus-

---

nisationsfrage zunächst in Ungarn auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse, und leistet durch seine eingehende Kritik und seine praktischen Vorschläge der wichtigen Angelegenheit nach unserm Ermessen einen sehr wesentlichen Dienst. Zu bemerken ist, daß der Aufsatz bereits im November des Jahres 1858 niedergeschrieben worden, also vor dem Erlasse des Gesetzes vom 23. Dec. 1858, durch welches die kaiserliche Regierung das Colonisationswesen in den Donauprovinzen geregelt hat, und auf dessen Inhalt wir am Schlusse zurückkommen werden. Dieser Umstand benimmt indessen den Erörterungen nichts von ihrem Werthe, vielmehr beweisen die Bestimmungen jenes Gesetzes, wie klar und richtig der Verfasser des Aufsatzes alle Einzelheiten des gesammten Sachverhalts wahrgenommen hat. Was die allgemeine Würdigung der deutschen Leistungen und Interessen in den Donauländern betrifft, so möchten wir den Leser an die treffliche Abhandlung „Die Donau in ihren natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen" erinnern, welche im dritten Bande der „Gegenwart" (dem zeitgeschichtlichen Ergänzungswerke zum „Conversations-Lexikon", das „Unserer Zeit" voranging) enthalten ist. D. Red.

gedrückt ist. Der König erklärte sie als privilegirten Stamm (natio) und gewährte ihnen freie Wahl ihrer Grafen, ihrer Obrigkeiten und Magistrate. Die zipser Städte und das von den siebenbürger Sachsen erbaute Hermannstadt verdankten jenen Colonisten ihre Blüte. Von Abgaben und andern Leistungen waren die zipser und siebenbürger Deutschen frei.

Die mit den Kreuzzügen in Verbindung stehenden Durchmärsche der Deutschen durch Ungarn blieben nicht ohne Einfluß auf die Colonisationsverhältnisse und auf die Stellung der Deutschen überhaupt. Im Jahre 1181 nahm König Bela III. die Deutschen in seinen besondern Schutz und bestätigte ihre städtischen Gerechtsame. Unter Andreas II. wechselten die Schicksale der Deutschen außerordentlich. Erst nach allen Richtungen hin bevorzugt, wurden sie später infolge einer unter dem ungarischen Adel gegen die Königin — die als Deutsche auch die Deutschen sehr begünstigte — ausgebrochenen Revolution auf das grausamste behandelt und niedergemetzelt, dann aber wiederum (1222) durch den bekannten Freibrief*) in allen ihren Gerechtsamen bestätigt. Dieser Freibrief, die Magna charta Ungarns, hatte auch noch die Folge, daß sich die Sachsen enger aneinander schlossen und ein Volk bildeten, welches sich im Handel und Wandel gegenseitig unterstützte, wodurch sich jene Charaktereigenthümlichkeit der siebenbürger Sachsen ausprägte, die sie bis auf den heutigen Tag kennzeichnet. Überhaupt verdankt Siebenbürgen, dessen deutsche Colonisten den größten Nutzen aus jenem Freibriefe zogen, den eingewanderten Deutschen die Culturstufe, die es in jenen Jahrhunderten auszeichnete. Die deutsche Grafschaft Hermannstadt mit dem gleichnamigen Hauptorte erstand zuerst, und ward gewissermaßen zur Muttergemeinde der sich später bildenden Colonien Bistritz und Kronstadt. Aus diesen Colonien ging später die Universitas Saxonum hervor, mit den andern Völkern dieses Fürstenthums durch die gemeinsame Theilnahme an den Landtagen verbunden. In der Zips entstanden im Laufe der Zeit die sogenannten 33 zipser Städte, von welchen 2 königliche Freistädte, 7 Bergstädte und 24 Kronstädte waren. Diese letztern zahlten nur eine geringe Abgabe, census regius, die einen Theil des königlichen Einkommens ausmachte. Die Tatarenzüge verursachten auch den deutschen Colonisten, namentlich jenen in der Zips, mannichfaches Ungemach, obgleich die Deutschen sich verschanzten, in einzelne befestigte Städte sich zurückzogen und sich auf diese Art drei Jahre gegen die Barbaren hielten. Nach Abzug dieser wilden Horden berief Bela IV. zur Belebung und Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe neue deutsche Ansiedler nach Ungarn, die seitens der Krone nach Kräften unterstützt wurden. Zu ihnen gehörten die noch jetzt im Eisenburger Comitat wohnenden „Hienzen" (aus Steiermark), die sich in den Städten Güns und Stein am Anger, und in deren Nähe niederließen und diese Städte theilweise gründeten.

Der König Ladislaus III. und der König Andreas III. bestätigten die Freiheiten der Deutschen aufs neue. Im Jahre 1312 wurden die Vorrechte der Zipser sogar den adelichen so gut als gleichgestellt, da sie in der Schlacht auf dem Roszganer Felde durch ihre Mitwirkung den Sieg zu Gunsten Königs Karl Robert, der gegen den rebellischen Grafen von Trentschin kämpfte, entschieden. Diese Vorrechte bezogen sich hauptsächlich auf die Ausübung von Handel und Gewerbe aller Art. So kam es denn, daß die Deutschen in Ungarn sich nicht nur immermehr ausbreiteten, sondern durch Ausübung des Handels und durch den eifrigen Betrieb der Gewerbe auch wohlhabend wurden.

Während die 33 zipser Städte aufblühten, waren inzwischen die siebenbürger Gruppen von Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz, Klausenburg, Thorenburg u. s. w. zu wahren deutschen Provinzen im Osten geworden, welche, die Wasserstraße der Donau benutzend, glänzende Handelsgeschäfte nach dem Orient hin machten, und sich infolge dessen eines außerordentlichen Wohlstandes erfreuten. Der Umstand, daß die Italiener den orientalischen Handel an sich rissen, übte allerdings einen nachtheiligen Einfluß auf die Frequenz des alten Handelswegs über Siebenbürgen aus. Allein die dortigen Kaufleute — bisjetzt noch allein Deutsche — wendeten infolge dieser Veränderung ihr Augenmerk vornehmlich auf Wien, das zu jener Zeit als Handelsstadt seine erste Bedeutung erlangt hatte, und suchten auf diese Weise die Nachtheile auszugleichen, die ihnen die Italiener durch Entziehung des orientalischen Handels schlugen.

*) Dieser Freibrief besagte: daß die Sachsen, gemäß alter Gerechtsame, ein eigenes Volk (natio) bilden, von niemand als dem gekrönten Könige abhängen sollen; daß das Land, welches sie bewohnen, ihr volles, unbeschränktes Eigenthum sei; daß sie auf demselben ein ausschließliches Bürgerrecht besitzen; daß nicht, wie bei adelichen Gründen, die Güter erblos Verstorbener dem König, sondern daß sie der Gemeinde zufallen sollen; endlich, daß sie alle untereinander gleich seien, und daß in ihrem District weder Adel noch Unterthänigkeit existiren dürfe.

Durch die Verpfändung von 13 zipser Städten seitens des Königs Sigismund an Ladislaus Jagello von Polen (1412) wurden die Deutschen in Ungarn getrennt. Außerdem wurden die zipser Deutschen durch die nachher ausbrechenden Thronstreitigkeiten in dem Maße mitgenommen, daß sie wenigstens theilweise ihre Selbständigkeit nicht behaupten konnten, sondern unter die Botmäßigkeit ungarischer Großen, z. B. die der Zápolya, Csáky u. s. w., kamen. Unter solchen Umständen mußte man sogar die an Polen abgetretenen 13 Städte glücklich preisen, indem es diesen gelang, sich in der Gunst der polnischen Herrscher festzusetzen und dadurch ihre alten Gerechtsame und Freiheiten zu retten. Von den nicht verpfändeten Städten machten die Städte Leutschau und Käsmark hinsichtlich des allgemeinen Verfalls eine Ausnahme: sie waren zu königlichen Freistädten erhoben worden und blühten als solche rasch auf. Doch dauerte dieser Aufschwung nicht allzu lange, denn gegenseitige Eifersucht verwickelte sie in Privatfehden, die ihren Wohlstand schwächten.

Die Deutschen, die außerhalb Siebenbürgen und der Zips, also auch außerhalb eines strengen Verbandes untereinander lebten, gediehen zwar unter den Begünstigungen der Könige aus dem Hause Anjou, und ihr Wohlstand mehrte sich namentlich dadurch, daß die von ihnen bewohnten Städte zu königlichen Freistädten erhoben wurden; allein sie gingen mehr und mehr in der ungarischen Nationalität auf und konnten nicht recht zu einem selbständigen deutschen Leben gelangen, obgleich sie die deutsche Sprache beibehielten, auch in ihren Zunft- und Gewerbverhältnissen an den deutschen Einrichtungen festhielten.

Im Jahre 1437 schlossen die drei Hauptvölker Siebenbürgens, die Ungarn, Sachsen und Szekler, jenes für die Folge so wichtige Schutz- und Trutzbündniß, die „Union" genannt, welches die völlige Gleichberechtigung der drei Völker in Regierung und Verwaltung aussprach, und das als Staatsgrundgesetz Siebenbürgens bis auf die neuere Zeit Geltung hatte. Dadurch entsagten die Sachsen gewissermaßen ihren frühern Freiheiten und Rechten und gaben freiwillig das Heft aus der Hand. Obgleich die Sachsen noch längere Zeit das mächtigste Volk Siebenbürgens blieben und selbst die Türkenkriege ihnen weniger Ungemach verursachten als den Ungarn selbst und den andern in Ungarn wohnenden Deutschen, so sahen sich doch die siebenbürger Deutschen allmählich durch das Wachsthum der ungarischen Bevölkerung überflügelt. Die Sachsen wurden nach und nach, wenn sie auch gleichberechtigt blieben, doch ein numerisch schwächerer Stamm im Gegensatz zu den unaufhörlich zuströmenden Ungarn und Slawen.

Neues geistiges Leben erwachte unter den Deutschen der Zips und Siebenbürgens durch den Eintritt der Kirchenreformation, die daselbst gewaltige Fortschritte machte. Schon 1520 waren evangelische Gemeinden durch deutsche Prediger gestiftet worden, und noch jetzt hängen die siebenbürger Sachsen sowie die Deutschen der Zips dem lutherischen Glauben an. Die deutschen Städte Kaschau, Leutschau und Eperies verfaßten 1530 ein dem Augsburgischen ähnliches Glaubensbekenntniß, und reichten dasselbe an Ferdinand I. ein. Da sie jedoch bei Ausübung ihres Glaubens auf Schwierigkeiten stießen, traten sie 1562 zu Erlau zu einer Gemeinschaft zusammen, um ihre Confession zu vertheidigen. Erst 1577, unter Rudolf II., erlangten sie das Recht der freien Religionsausübung, wie überhaupt die Deutschen unter diesem Kaiser erneuerten Schutz fanden. Dagegen erlitt unter Kaiser Matthias das deutsche Element in politischer Beziehung einen harten Schlag, indem, mit Ausnahme der königlichen Freistädte, alle andern Städte — und diese waren vorzugsweise von den Deutschen bewohnt — von der Vertretung am Reichstage ausgeschlossen wurden.

Der Hauptverfall des Deutschthums in Ungarn schreibt sich indessen von den langanhaltenden Türkenkriegen her, durch welche die Deutschen außerordentlich litten, sodaß viele deutsche Ortschaften ganz vernichtet wurden. Selbst die siebenbürger Sachsen, obgleich, wie schon bemerkt, mehr bewahrt als die andern Deutschen, konnten den traurigen Folgen dieser Kriege nicht entgehen. Hierzu kam noch die vollständigste Stockung in allen Handels- und Gewerbsverhältnissen, deren Blüte den Deutschen so großen Vorschub geleistet, sowie die auffallende Unterdrückung des deutschen Elements seitens der ungarischen Großen. Durch solche Umstände wurde jene Wohlhabenheit vernichtet, deren sich die Deutschen in Ungarn bisher erfreut hatten. Zwar suchte man in Siebenbürgen durch neue Ansiedelungen das deutsche Element zu stärken; doch gelang es nicht, die eingetretenen Verhältnisse zu bessern.

Wichtig für die Deutschen wurde unter Leopold I. die Feststellung der Erbfolge des Hauses Oesterreich in Bezug auf den ungarischen Thron (1687). Dieser Fürst suchte mit allen Kräften das Deutschthum in Ungarn zu stärken, und namentlich die siebenbürger Sachsen wieder emporzuheben, die allerdings auch durch den Karlowitzer Frieden (1699) in eine bessere

Lage versetzt wurden. Die durch diesen Frieden erleichterten Handelsverhältnisse nach der Türkei konnten indessen nicht lange in ausgedehntem Maße benutzt werden, da infolge der Pestgefahr an den Grenzen des Reichs Contumazen errichtet wurden, die natürlich den erschwerendsten Einfluß auf allen und jeden Handel nach den Nachbarstaaten ausübten.

Nachdem die siebenbürger Sachsen in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts viel gelitten und ihre Nationalität, sowie die anderer deutscher Stämme, dadurch gewaltig geschwächt worden, daß man mehrere Ortschaften Siebenbürgens und der Zips ungarischen Comitaten einverleibte, wodurch die deutsche Bevölkerung magyarisirt und slawisirt wurde, erlangten endlich die Deutschen in Ungarn 1711 durch den Frieden zu Szathmar ihre ursprüngliche Stellung wieder und erhielten — namentlich die siebenbürger Sachsen vom Jahre 1734 an — namhafte Zuzüge von Evangelischen aus fast allen Provinzen Oesterreichs und selbst aus den deutschen Reichsländern. Die Kaiserin Maria Theresia ließ zwischen 1751 und 1762 zahlreiche Protestanten, die bereits das Recht freier Religionsausübung erlangt hatten, aus ihren eigenen Erbländern unter günstigen Bedingungen und mit Unterstützung des Staats nach Ungarn und Siebenbürgen einwandern. So unter andern 1273 Seelen aus Österreich, 518 aus Kärnten, 58 aus Steiermark. Insbesondere begannen die siebenbürger Deutschen um jene Zeit wieder aufzuleben, sich kräftiger zu entwickeln und ihrem frühern Wohlstande wieder entgegenzugehen. Weniger günstig gestalteten sich die Verhältnisse der zipser Städte, sowie überhaupt der deutschen Bewohner jener Gegenden, die längere Zeit unter der Türkenherrschaft gestanden hatten. Diese konnten sich nur schwer von den ihnen geschlagenen Wunden erholen, und erreichten theilweise nie wieder den Wohlstand, dessen sie sich in frühern Zeiten erfreut hatten. Nur die Ackerbaucolonien machten hiervon eine Ausnahme. Die handeltreibenden Deutschen erhielten jedoch durch die sich mit Macht vermehrenden Juden gefährliche Concurrenten, denen sie nur in den seltensten Fällen gewachsen waren.

Die verheerenden Türkenkriege hatten Ungarn bedeutend entvölkert, und man suchte nach deren Beendigung dem Lande durch Herbeiziehung fremder Elemente wieder aufzuhelfen. Unter diesem Einflusse fanden immermehr und ziemlich starke Einwanderungen der Deutschen nach Ungarn statt. Insbesondere siedelten sich die sogenannten „Schwaben", Franken und andere Deutsche, durch den Erzbischof von Gran hierzu aufgefordert, im Comitat Gran an, andere im Pesth-Ofener Comitat. Auch einzelne ungarische Große, z. B. Graf Károlyi im Anfange des 18. Jahrhunderts im Szathmárer, Graf Schönborn im Bereghér Comitat, später 1711—21 auch der Abt von Pecsvár im Baranyer Comitat, legten „schwäbische" Dörfer an, die sich rasch entwickelten. Im Jahre 1730 berief Graf Mercy Colonisten aus Schwaben, Hessen, Nassau und der Rheinpfalz in das Tolnáer und das Baranyer Comitat, während Graf Esterházy von Galantha solche in den Jahren 1750—60 in das Stuhlweißenburger Comitat brachte.

Insbesondere aber war es die Regierung der Kaiserin Maria Theresia, welche die Einwanderung mit vielem Erfolge förderte. Ein Gesetz, nach welchem einwandernde Ackerbaucolonisten durch sechs Jahre, einwandernde Handwerker durch 13 Jahre ganz steuerfrei sein sollten, leistete der Einwanderung nach Ungarn und auch nach Siebenbürgen beträchtlichen Vorschub. So wanderten 1770 Breisgauer in Siebenbürgen ein, denen sich zu derselben Zeit hessische Familien anschlossen. Im Jahre 1772 kamen auch infolge der ersten Theilung Polens die 13 dahin verpfändeten zipser Städte an Ungarn zurück, und zwei Jahre später noch die Städte Lublau, Podolin und Gnezda, die durch ein 1778 von Maria Theresia ertheiltes Privilegium einen Körper bildeten, der unter einem königlichen Administrator, welchem der zipser Graf beigegeben war, unabhängig von dem Einflusse des Comitats verwaltet wurde.

Die Haupteinwanderung der Deutschen unter der Regierung Maria Theresia's erfolgte aber auf den Kammergütern im Bácser Comitat und bei Arad, wo 17 Dörfer, und auf dem Prädium Philippowa, wo 300 Häuser seitens der Regierung erbaut wurden. Diese Colonien hoben sich ungemein rasch, ja so rasch, daß z. B. schon im Jahre 1763 der Markt Apathin — etwa 13 Jahre nach seiner Gründung — 500 Häuser mit einer schönen Kirche zählte. Durch das von Maria Theresia 1763 (25. Febr.) erlassene Colonisirungspatent, das den Einwanderern nicht nur billigen Grund und Boden, sondern auch pecuniäre Unterstützung und mehrjährige Steuerfreiheit zusicherte, ward die Einwanderung der Deutschen, namentlich nach dem fruchtbaren Banat, ungemein befördert, sodaß sich jährlich 1—2000 Menschen in Ungarn ansiedelten. Im Jahre 1766 wurde eine eigene Colonialcommission in Ungarn errichtet und kaiserliche Commissariate in Ulm, Köln, Frankfurt, Schweinfurt und Regensburg gebildet, um die Einwanderung nach Ungarn zu fördern. Man gewährte den deutschen Einwanderern,

die sich im Banat und in der Bácska ansiedelten, außerdem, daß ihnen Haus und Feld angewiesen wurde, auch noch Zugvieh, Acker- und Wirthschaftsgeräthe, sowie andere Vorschüsse, die sie erst nach Verlauf von drei Jahren zurückzuzahlen hatten. Unter diesen Umständen blühten die neuen Ansiedelungen rasch auf und wurden bald die wohlhabendsten des ganzen Landes. Sogar ganze Gemeinden mit ihrem Pfarrer an der Spitze siedelten sich in Ungarn an; wie denn auch in allen neuen Gemeinden für Kirche und Schule, Geistliche und Lehrer gesorgt wurde. Mittels Rescripts vom 13. Mai 1767 wurde die temesvárer Administration ermächtigt, jedem Colonisten 24 Joch zum Anbau und 6 Joch Wiesen anzuweisen, auch landwirthschaftliche Inspectoren zu bestellen.

Graf Clary brachte 1768 als Vorsitzer der Landesadministration abermals einen neuen Aufschwung in das Colonienwesen, indem die noch ungetheilten Gründe (für jedes Haus 52 Joch) an Colonisten vertheilt wurden, sodaß in jener Zeit (1770) etwa 3214 Familien mit 10292 Seelen aus Österreich, dem Breisgau, dem Elsaß, Lothringen, Mainz, Luxemburg, Trier, Nassau, Franken, Baden, Schwaben, der Schweiz, Piemont und Preußen nach Ungarn einwanderten, die sich in Klein-Jecska, Heufeld, Mastort, Segenthau, Marienfeld, Blumenthal, Albrechtsflur u. s. w. ansiedelten.

Die dem Staate durch diese officielle Colonisation erwachsenden Kosten verursachten jedoch eine Beschränkung derselben, und man nahm demnach nur noch solche Colonisten im Banat und anderwärts auf, welche die Reisekosten und die Anschaffung des nöthigen Inventars aus eigenen Mitteln bestreiten konnten. Dennoch behielt die Einwanderung ihren Fortgang, und bis zum Tode der Kaiserin Maria Theresia hatten sich im Banat etwa 25000 Deutsche angesiedelt. Der Bevölkerungsstand der Kameraldistricte des Banats, mit den Städten Temesvár und Theresiopel, belief sich um 1780 schon auf 450000 Seelen, worunter über 50000 Deutsche waren. In dieser Zeit waren 100 neue, meistens deutsche Ortschaften gegründet worden.

Auch Kaiser Joseph II. betrieb die Colonisation Ungarns mit regem Eifer. Das Patent vom 27. Sept. 1782 sicherte den einwandernden Reichsfamilien vollkommene Religionsfreiheit, die nöthigen Geistlichen und Lehrer, ein nach Landesart geräumiges Haus nebst Garten, den Ackerleuten die erforderlichen Gründe in Äckern und Wiesen nebst Zug- und Zuchtvieh, sowie Feldgeräth, den Professionisten 50 Fl. für Handwerksgeräth. Ebenso ward zugestanden: beständige Freiheit von der Militärpflicht für den ältesten Sohn jeder Familie, Reisegelder, vorläufige Verpflegung, Aufnahme in Spitäler und zehnjährige Steuerfreiheit. Infolge dieses Patents nahm die Auswanderung aus den deutschen Reichsstaaten nach Ungarn so gewaltig zu, daß die deutschen Regierungen es für nöthig hielten, Auswanderungsverbote ergehen zu lassen. Trotzdem dauerte die Einwanderung in Ungarn massenhaft fort, da auch Privatherrschaften sowie einzelne reichbegüterte Städte den Einwanderern gleich vortheilhafte Bedingungen gestellt hatten.

Es wurden damals, namentlich in der Bácska, unter der Obhut eines eigenen Bau- und Rentamts, das bis ins Jahr 1789 bestand, neue Musteransiedelungen gegründet, in welchen alle Häuser u. s. w. nach einem bestimmten Plane gebaut, und die mit den nöthigen Kirchen und Schulgebäuden, mit Brunnen, ja selbst mit Apotheken versehen waren. Jeder Einwanderer mußte jedoch von 1785 an einen Baarfonds von mindestens 200 Kaisergulden aufweisen. Er erhielt eine ganze Ansässigkeit (circa 60 preußische Morgen), ein Haus mit zwei Zimmern, Kammer, Küche, Stallung und Scheuer, auch zwei Ochsen, zwei Kühe, ein Mutterschwein, einen Leiterwagen, Pflug und Egge, alles ohne Bezahlung und erbeigenthümlich. Die auf den Gründen haftenden Frondienste und Zinsen wurden erlassen, sobald das den Ansiedlern gewährte Land noch urbar zu machen war. Nach einem durchschnittlichen Überschlage kostete dem Staate bis 1786 die Ansiedelung einer Familie im Bácsker Comitat etwas über 500 Fl., die Gründe nicht mitgerechnet. Es siedelten sich infolge dieser Begünstigung in anderthalb Jahren, von 1784—85, auf den Kameral- und aufgehobenen Klostergütern 5663 Familien mit 25896 Köpfen an, wovon auf die Bácska 9201 und auf das Temeser Banat 11768 Köpfe kamen.

Im Jahre 1786 ward jedoch, der mit diesem Systeme verbundenen enormen Unkosten wegen, jede Einwanderung auf Staatskosten eingestellt. Die Gesammtzahl der unter Kaiser Joseph auf Kosten des Ärars in Ungarn angesiedelten Deutschen betrug an 38000 Köpfe, die in 7600 Häuser vertheilt waren. Der Gesammtkostenbetrag dafür belief sich auf 4 Millionen. Die unter der Regierung Kaiser Leopold's II. ausbrechenden Kriege waren Ursache, daß die Colonisirung Ungarns vollkommen ins Stocken gerieth. Die Einwanderung beschränkte sich höchstens

auf Ausfüllung der durch Aussterben, Verarmung u. s. w. entstandenen Lücken in den Ansässigkeiten auf den Kameralgütern. Während der Regierung des Kaisers Franz II. fanden zwar von 1793—94 Einwanderungen französischer Emigranten und aus den Vorlanden Österreichs verdrängter Deutscher statt. Allein man suchte die Ansiedelungen eher zu beschränken als zu begünstigen, und in den Jahren 1803—5 ward sogar die zeitliche Sistirung der Reichseinwanderung auch für die Vermöglichen ausgesprochen. Später fanden indessen wieder Einwanderungen statt, die selbst von der Regierung unterstützt wurden. So 1813—14 die Einwanderung einer tiroler Colonie zu Königsgnade, der sich auch 1816 noch 55 würtembergische Familien anschlossen; ferner in demselben Jahre Ansiedelungen von 56 Familien aus Gottschee in Krain, 141 durch Krieg verunglückter Familien aus dem Falkensteinschen und 23 aus Baden-Durlach.

Außerdem haben wir nur noch einiger, der neuesten Zeit angehörender Ansiedelungsunternehmungen zu erwähnen. Auf Anregung des siebenbürgischen Landwirthschaftlichen Vereins, der sich 1845 bildete, wünschte man neue Ackerbautreibende aus den deutschen Bundesstaaten nach Siebenbürgen zu leiten. Zu diesem Zwecke reiste Pfarrer Roth aus Niemesch im Sommer 1845 nach Würtemberg, um dortige Einwohner zur Ansiedelung zu bestimmen. Sein Bemühen blieb nicht ohne Erfolg, denn bis Ende Mai 1846 waren bereits 307 Familien, von welchen sich jedoch nur 33 Gründe kaufen konnten, nach Siebenbürgen eingewandert. Diejenigen dieser Einwanderer, welche sich nicht ansässig machen konnten, wandten sich zur Handarbeit oder verdingten sich als Gesinde. Einige von ihnen konnten sich indessen in Siebenbürgen keine Heimat gründen. Sie verließen das Land wieder und wurden aus Rücksicht für ihren hülfslosen Zustand auf den ungarischen Kameralgütern Altofen und Wissegrad, sowie auch auf einem Privatgute in der Somogy, angesiedelt. Es war dies die letzte Ansiedelung auf Kameralgütern. Die in Siebenbürgen Zurückgebliebenen fanden in der Gegend von Bistritz Unterkommen und erlangten wenigstens theilweise eine gute Lebensstellung. Der arme Pfarrer Roth aber endete sein gemeinnütziges Leben während der Revolution auf dem Richtplatze.

Obwol die Roth'sche Ansiedelung von nicht so glänzenden Resultaten begleitet war, wie solche bei manchen der frühern Colonisationen hervortreten, so stand sie doch ungleich höher, ruhte auf einem viel reellerm Grunde als das Colonisationsproject, welches im Jahre 1849 ein gewisser Ehrenberg in den Karpatengegenden zur Ausführung zu bringen suchte. Dieses Unternehmen war rein dem Speculationsgelüste entsprungen und führte das Elend vieler Leichtgläubigen herbei. Ehrenberg, der sein Unternehmen mit mehrjährigem Kerker büßte, hatte sich eine größere Herrschaft in Oberungarn zu verschaffen gewußt, die ihrer Lage und ihres schlechten Bodens wegen fast gar keinen Werth hatte. Diese Herrschaft parcellirte er und verkaufte davon das Joch zu 50 Fl. an Einwanderer. Ohne Unterstützung, ja fast ohne Mittel in Ungarn anlangend, fanden diese Einwanderer hier nichts als einen zum Ackerbau fast untauglichen, sterilen Boden, und sie kehrten nach kurzer Zeit, da sie ihr Unternehmen völlig verunglückt sahen, ärmer als sie gekommen, ja ganz zu Grunde gerichtet in ihre Heimat zurück. Der Ausgang dieses Unternehmens hatte insofern noch weitere unheilvolle Folgen, als es die Colonisation in Ungarn überhaupt in Miscredit brachte, und sowol den Unternehmern im Lande wie den Einwanderern die Lust zu weitern Schritten und Versuchen benahm.

Erst in neuester Zeit, im Jahre 1858, ward wieder ein neuer bedeutenderer Einwanderungsversuch von Deutschen in Ungarn gemacht, welches Unternehmen um so größere Beachtung verdient, als es nicht auf äußerm Einflusse beruhte, sondern die Einwanderer ihrem freien Entschlusse gefolgt waren, sich auch selbst die Gegend ausgewählt hatten, in der sie sich niederließen. Wir meinen die Einwanderung von Hannoveranern in die Gegend von Szolnok und in die von Debreczin. Im Frühjahre 1858 ließen sich 15 hannoverische Familien, 82 Seelen stark, auf einer zur Gemeinde Török Szent-Miklós im Comitat Szolnok gelegenen Pußta nieder, nachdem vorher diese Einwanderer einige aus ihrer Mitte gewählte Abgesandte nach Ungarn geschickt hatten, um das zur Colonisation bestimmte Gut zu besichtigen und zu kaufen. Der Kaufpreis von 300 Joch mit Gebäuden, Anbau und Vieh betrug 50000 Fl., ein Preis, der in der dortigen Gegend gegenwärtig nicht ungewöhnlich ist, obgleich die Colonisten das Joch Feld um 30 Fl. hätten billiger kaufen können. Diese Ansiedler standen in den letzten Monaten des Jahres 1858 im Begriff, ihre Häuser und Stallungen aufzubauen, waren mit ihrem Kaufe vollständig zufrieden und sahen der Zukunft getrosten Muthes entgegen. Sie konnten die Aufnahme und Unterstützung, welche sie bei ihrem Vorhaben durch die kaiserlichen Behörden wie durch Private erfahren, nicht genug rühmen, sahen sich aber allerdings in ihren

Einrichtung durch Geldmangel beengt, indem sie ihre mitgebrachten Gelder zum Ankaufe von Grund und Boden verwendet, die in Hannover zurückgelassenen Kapitalien jedoch nicht so leicht flüssig gemacht werden konnten, wie sie geglaubt hatten. Übrigens wurden von Wien aus höhere Staatsbeamte in die neue Colonie geschickt, um sich an Ort und Stelle von den Bedürfnissen der Ansiedler zu unterrichten und denselben, soweit es in den Kräften des Staats lag, Hülfe zu gewähren. Später trafen noch zwei hannoverische Familien in der Colonie bei Török Szent-Miklós ein, womit die Seelenzahl um 16 Köpfe vermehrt wurde. Es ist nach allem die sicherste Aussicht vorhanden, daß die neue Colonie gedeihen und die ungünstigen Gerüchte, die über sie verbreitet worden sind, durch die That widerlegen wird.*)

Weniger günstig ist freilich die Aussicht einer andern Gesellschaft von hannoverischen Einwanderern, die sich, aus etwa 80 Familien bestehend, im Comitat Szabolcs in der Gegend von Debreczin niedergelassen hat. Viele dieser Einwanderer erlagen dem Klima, weil sie eine schon in dieser Beziehung ungünstige Gegend gewählt hatten. Ferner brachten sie, durch den billigen Preis (60 Fl. für das Joch Ackerland) geblendet, einen Boden an sich, der nicht das in Ungarn gewöhnliche reiche Erträgniß abwirft. Sie haben indessen hierin völlig selbständig und ohne äußere Beeinflussung gehandelt, und die Schuld des Misgriffs fällt ihnen demnach auch selbst zu, in keinem Falle aber der stets zur Unterstützung neuer Ankömmlinge bereiten kaiserlichen Regierung, oder auch sonstwem. Hätten sich diese Einwanderer an mit den Verhältnissen des Landes vertraute Männer gewendet, sie würden sich, bei den Mitteln, über die sie verfügten, einen Grundbesitz haben erwerben können, dessen Bearbeitung sie aller materieller Sorge überheben mußte. So werden sie noch Jahre voll Mühseligkeiten durchzumachen haben, ehe sie jenen Grad von Wohlstand erreichen, der ihnen das Überstandene vergessen läßt.

Außer diesen Hannoveranern wanderten auch im Herbste 1858 Deutsche aus Braunschweig und Oldenburg, gegen 100 Seelen, in den Süden Ungarns ein, um sich hier niederzulassen. Noch andere Ansiedelungsunternehmungen stehen in Aussicht, sodaß es scheint als sollten in dieser Beziehung die Versäumnisse der jüngsten Vergangenheit nachgeholt werden. Insbesondere ist Aussicht vorhanden, daß eine reichlich mit Kapital versehene Gesellschaft — die Wiener Erste Immobiliengesellschaft — durch Ankauf größerer Güter, namentlich auch der an die Nationalbank übergegangenen Staatsgüter, geeignete Colonisationsobjecte in Ungarn erwerben und damit zugleich die Ansiedelung von Einwanderern in die Hand nehmen werde. Wie man voraussetzen darf, wird diese Gesellschaft ihr Augenmerk hauptsächlich auf deutsche Einwanderung richten, und dabei zur Sicherung ihrer Unternehmungen ein ähnliches Verfahren befolgen, wie das, welches wir unten selbst entwickeln werden. Das Colonialgesetz, welches die kaiserliche Regierung für Ungarn und dessen ehemalige Nebenländer vorbereitet, und das in nächster Zeit erscheinen soll, kann nur dazu beitragen, diesen und ähnlichen Unternehmungen einen festen innern Halt zu verleihen.

Inzwischen hat aber auch die Einzeleinwanderung von Deutschen in Ungarn niemals aufgehört. Es vergeht kein Monat, wo nicht Deutsche den ungarischen Boden betreten, mit der Absicht, sich hier niederzulassen und eine neue Heimat zu gründen. Namentlich zieht der Aufschwung, den die Landwirthschaft des Landes in neuester Zeit genommen hat und noch zu nehmen verspricht, eine große Menge deutscher Ökonomen nach Ungarn, die sich theils als Wirthschaftsbeamte, theils als Pächter, theils aber auch als freie Besitzer hier niederlassen und in der Regel auch ihr Glück gründen.

Schließlich sei noch eines Projects erwähnt, welches vor einigen Jahren ein Hr. Joseph Ritter von Hohenblum für die Gründung eines österreichischen Vereins zur Beförderung der Colonisation in Ungarn aufgestellt hat. Der Verein ist nicht wirklich ins Leben getreten: es kam nur bis zum Entwurfe der Statuten. Wir werden aber Gelegenheit nehmen, auf das Nähere dieses Entwurfs zurückzukommen.

Das Colonisationsterrain.

Mit Ausnahme einiger Districte (zu denen zum Theil die waldreichen, aber wenig fruchtbaren Karpatengegenden gehören) hat Ungarn — Siebenbürgen lassen wir nunmehr ganz

*) Die Nachrichten, welche namentlich die deutsche Presse über die ungünstige Lage dieser Colonisten verbreitet hatte, beruhten auf großer Übertreibung, und wir halten es um so mehr für unsere Pflicht, hier den wahren Sachverhalt mitzutheilen, als wir von demselben durch eigene Anschauung Kenntniß erlangt haben.

unberücksichtigt — eine nur schwache Bevölkerung, die in keinem Verhältnisse zur Bodenausdehnung und einem höhern Culturbetriebe steht. Wenn wir, um einen Anhaltepunkt zu gewinnen, neben die ungarischen Populationsverhältnisse den Bevölkerungsmaßstab der deutschen Zollvereinsstaaten aus dem Jahre 1856 stellen, und annehmen, daß in Deutschland durchschnittlich 3590 Seelen auf die Quadratmeile entfallen, so ergibt sich, daß jene deutsche Durchschnittszahl in Ungarn nur in einem Comitat erreicht wird, und zwar im Raaber Comitat mit 3637 Seelen auf die Quadratmeile. Diesem zunächst stehen dann folgende Comitate: Ödenburg mit 3550, Eisenburg mit 3346, Tolna mit 3257, Zala mit 3249, Presburg mit 3181, Arva-Thurócz mit 2949, Trentschin mit 2945, Baranya mit 2908, Abauj-Tornau mit 2869, Gran mit 2722, Szabolcs mit 2692 Seelen auf die Quadratmeile. Alle übrigen Comitate zeigen eine bei weitem niedrigere Bevölkerungszahl auf. Zu den am geringsten bevölkerten Comitaten gehören: Unghvar mit 2098, Somogy mit 2092, Sohl mit 1956, Wieselburg (seiner Sümpfe und des Neusiedlersees wegen) mit 1852, Liptau mit 1828, Marmaros mit 995 Seelen auf die Quadratmeile. Einige Theile der so fruchtbaren Wojwodina, darunter das Comitat Krassov mit 2000, und die Syrmische Grenze mit 1864 Einwohnern auf die Quadratmeile, sind ebenfalls als verhältnißmäßig schwach bevölkert zu bezeichnen. Zwar ist nicht zu leugnen, daß einige der hier genannten Comitate, namentlich die den rauhern Karpaten angehörigen, zu den weniger fruchtbaren des sonst gesegneten Ungarlandes gehören, aber dessenungeachtet besitzen auch diese noch bisjetzt völlig unbenutzt liegende Erwerbsquellen genug, um einer weit größern Bevölkerung bequemen Unterhalt zu gewähren, als die gegenwärtige ist. Die durch Fruchtbarkeit und natürlichen Reichthum ausgezeichneten und dennoch dünn bevölkerten Comitate aber (z. B. das Somogyer Comitat, die Syrmische Grenze u. s. w.) vermögen die doppelte Anzahl der gegenwärtigen Bewohner zu ernähren, ohne daß dies irgendwie mit Schwierigkeiten verbunden sein würde.

Im Durchschnitt entfallen in Ungarn und der Wojwodina etwa 2708 Einwohner auf die Quadratmeile, demnach 882 weniger als Deutschland im Jahre 1856 auf der Quadratmeile zählte. Nimmt man den gesammten Flächeninhalt des jetzigen Ungarn, der Wojwodina und des Temeser Banats (mit Ausschluß von Siebenbürgen, der Militärgrenze, Kroatien und Slawonien) zu 3810,83 geographischen Quadratmeilen an, so würde das Land eine Einwanderung von 3,361152 Köpfen ertragen können, ehe es die Durchschnittszahl der Bevölkerung Deutschlands vom Jahre 1856 (3590 Seelen auf die Quadratmeile) erreichte. Daß aber Ungarn eine Bevölkerung von wenigstens 3590 Seelen auf die Quadratmeile ertragen kann, ohne in Überbevölkerung zu verfallen, das beweisen das Raaber und Ödenburger Comitat, die trotz ihrer verhältnißmäßig starken Bevölkerung (Raab 3637, Ödenburg 3550 Seelen auf die Quadratmeile, wobei die Einwohnerschaft der Stadt Ödenburg nicht mit inbegriffen ist) noch immer eine Einwanderung von Tausenden gestatten würden, ohne nur im geringsten an einem Übermaß der Bevölkerung zu leiden. Es geht aus unsern Angaben hervor, daß sich die Einwanderung nach Ungarn über das ganze Gebiet dieses Landes erstrecken könnte, ohne daß man Misverhältnisse befürchten dürfte. Allein nicht die ganze Ausdehnung des Landes würde sich für die eigentliche Colonisation, für die Ansiedelung in großen Massen eignen, da auch Ungarn Districte aufweist, die nichts weniger als fruchtbar sind, während wieder andere sehr gesegnete Gegenden, wie z. B. die in der unmittelbaren Nähe der noch nicht regulirten Theiß, aus besondern Gründen vor der Hand wenigstens für viele Colonisten zur Ansiedelung noch nicht geeignet sind.

Sollte die Colonisation Ungarns, wie dies in den letzten Jahren der Fall war, auch fernerhin Sache der einzelnen bleiben, und sollte sie weder vom Staate noch von Kapitalisten in die Hände genommen werden, dann dürfte, mit Ausnahme nur weniger Districte, Ungarn in seiner ganzen Ausdehnung sich zu solcher Einzeleinwanderung geeignet erweisen. Handwerker und Handarbeiter werden überall Verdienst und Arbeit finden, und die Landwirthe wie auch die städtischen Gewerbtreibenden werden allenthalben froh sein, tüchtige Arbeitskräfte in ihr Bereich ziehen zu können. Größere Kapitalisten, die ihr Vermögen in ungarischem Grundbesitz anlegen wollen, brauchen sich ebenfalls nicht an eine besondere Gegend zu binden. Doch werden diese, wenn sie vereinzelt nach Ungarn einwandern, immer Rücksicht auf solche Gegenden zu nehmen haben, in welchen sie eine deutsche Bevölkerung bereits antreffen, und in denen überhaupt das deutsche Element schon mehr Eingang gefunden hat. Das ödenburger Verwaltungsgebiet, mit den Comitaten Ödenburg, Eisenburg, Wieselburg, Raab, Veszprim, Zala, Somogy, Tolna und Baranya, dürfte nächst der presburger Umgebung und einzelnen von den Eisenbahnen

durchschnittenen Districten des Pesther und Szolnoker Comitats am geeignetsten zur Ansiedelung von einzelnen Einwanderern sein, die größern Grundbesitz ankaufen wollen. Zwar gibt es Gegenden, in welchen der Grund und Boden vielleicht billiger zu erlangen wäre; allein dann herrschen gewiß auch andere Verhältnisse vor, die den Ankauf weniger räthlich machen. In der Nähe der österreichischen Erbstaaten gelegen, haben sich die Bewohner der genannten Comitate durch den häufigen Verkehr, in welchen sie mit den deutschen Nachbarn leben, schon mehr germanisirt und sind den Deutschen überhaupt schon näher getreten, als dies in andern Theilen Ungarns der Fall ist. Ferner haben hier alle Producte des Landes einem der Gelegenheit zum Absatze entsprechenden Preis, und die Aussicht, daß die Orientbahn mit ihren einzelnen Zweigen fast alle Theile des ödenburger Verwaltungsgebiets mit der Zeit berühren dürfte, läßt überhaupt mit Sicherheit auf ein rasches Aufblühen und eine schnelle Entwickelung dieses Landstrichs hoffen. Das Klima ist durchgehends ein gesundes. Die Einwanderer haben nicht zu fürchten, daß sie den in Ungarn so häufig auftretenden Wechselfiebern mit ihrem Anhange von Wassersucht und Typhus unterliegen. Der einzelne Einwanderer, in eine bereits civilisirte Welt eintretend, kann mit Sicherheit darauf rechnen, bei einem nur einigermaßen vortheilhaften Kauf und bei rationellem Wirthschaftsbetriebe, mit der Zeit aus seinem Kapital, welches er in Grund und Boden angelegt hat, 8—10 Proc. reinen Gewinn zu ziehen, trotz des mannichfachen mit der ungarischen Wirthschaft verbundenen Ungemachs und der ziemlich hohen Steuern und vielfachen Abgaben. Was die Preise der Grundstücke in jenen näher bezeichneten Comitaten betrifft, so sind diese allerdings sehr verschieden. Während in den der österreichischen Grenze zunächstliegenden Bezirken, z. B. dem Ödenburger und dem Eisenburger Comitat, das ungarische Joch (= 1200 Quadratklaftern) guten Bodens schon mit 3—400 Fl. bezahlt wird, kostet das Joch im Wieselburger und Raaber Comitat 200 Fl. In den übrigen Comitaten kann man die gleiche Fläche schon im Durchschnitt für 80—120 Fl. kaufen. Minder gute, doch culturfähige Gründe erhält man sogar für 50—60 Fl. das Joch, während die sogenannten Hutweiden, die sich ebenfalls leicht in Ackerland verwandeln lassen, noch billiger zu haben sind. Die Hotter (Fluren) der einzelnen Ortschaften sind groß, in der Regel zwischen 10—30000 Joch, die einzelnen Ortschaften bevölkert, aber weit auseinander gelegen. Zwischen jedem Dorfe hätten noch zwei bis drei andere vollkommen Platz, und erst dadurch würde die Feldwirthschaft ertragreich werden. Nach Vollendung der jetzt allenthalben in Angriff genommenen Segregationen und Commassationen dürfte man leicht Gelegenheit finden, von größern Herrschaften, die ihre Fluren dann in einem Stücke erhalten, Felder in größerer Ausdehnung und einzelne Gutstheile kaufen zu können.

Indessen auch für die Colonisation im eigentlichen Sinne, für die Einwanderung in Masse und größerer Ausdehnung bietet Ungarn mannichfache Gelegenheit. Natürlich kann jetzt nicht mehr, wie dies früher und noch zuletzt durch den Kaiser Joseph geschehen, den Einwanderern der Grund und Boden unentgeltlich gewährt werden. Kein Grundbesitzer, den Staat nicht ausgenommen, dürfte gegenwärtig in Ungarn anzutreffen sein, der sich zur unentgeltlichen Abtretung eines Theils seiner Besitzungen, und wären es selbst uncultivirte Strecken, verstehen würde. Der Grund und Boden hat schon seit Jahren auch in Ungarn einen solchen Werth erlangt, daß der Preis in keinem Verhältnisse mehr zu den Bodenpreisen aus dem Anfange dieses Jahrhunderts steht. Doch findet man in Ungarn noch eine beträchtliche Anzahl größerer Herrschaften, die verkäuflich sind, und zwar ihrer großen Ausdehnung wegen zu einem Preise, der verhältnißmäßig sehr billig erscheinen muß, und bei welchem auch der weniger bemittelte Einwanderer noch sehr gut bestehen kann. Auf solche Gutskörper hätte man also, wenn man die Colonisation Ungarns befördern wollte, vor allem sein Augenmerk zu richten. Die Parcellirung dieser großen Güter könnte noch heute viele Tausende von Einwanderern mit billigem Grund und Boden versorgen, und man würde dadurch einen landwirthschaftlichen Mittelstand, der Ungarn in jeder Beziehung so noth thut, hervorrufen. Die Landstrecken zwischen der Donau und Theiß, zum Theil allerdings sandig und weniger ergiebig, zum Theil aber auch sehr fruchtbar, dabei gering bevölkert, das Banat und die südlichen Donaugegenden, endlich der schon mehr gebirgige Landstrich jenseit der Theiß, zwischen der Körös und Máros, nach Siebenbürgen zu — das ist das Terrain, welches sich vornehmlich zur Colonisation in größerer Ausdehnung eignet, und dessen sich aller Wahrscheinlichkeit nach die deutsche Einwanderung bemächtigen dürfte, wenn dieselbe überhaupt je wieder in dem Maße erfolgen sollte, daß sie einen merklichen Einfluß auf die Bevölkerungsverhältnisse und die Cultur der ungarischen Lande zu üben im Stande wäre.

Diesen Theilen des Landes würden sich als Colonisationspunkte später auch speciell die

Theißgegenden anschließen. Wenn nicht zu leugnen ist, daß die Ländereien, welche der Theißfluß durchströmt, mit zu den fruchtbarsten Ungarns gehören, und daß durch die Regulirung dieses Flusses alljährlich Tausende von Jochen des besten Bodens gewonnen werden, so gehört freilich auch gerade dieser Strich zu den ungesundesten des Landes, trotz der Gegenansicht, die man hierüber geltend zu machen sucht. Zwar hat die Theißregulirung in dieser Beziehung viel genützt, aber sie ist ein Werk der allerschwierigsten Art, dessen Vollendung noch lange Zeit und große Mittel in Anspruch nehmen wird. Obschon die Gegenden, in welchen die Regulirung bereits ausgeführt, hinsichtlich der Gesundheitsverhältnisse viel gewannen, hat sich hier doch infolge der Dammbauten ein anderes Übel herausgestellt, das bisher nur in seltenen Fällen und mit vielen Kosten gehoben werden konnte. Es ist dies das durch Regen, Schnee, Quellen und durch die sogenannte Erdflut sich ansammelnde, massenhafte Sickerwasser, das, an seinem Abfluß durch die Theißdämme verhindert, zuweilen die besten und schönsten Felder bedeckt. In allerneuester Zeit hofft man durch den vom Hrn. Philipp Erdey erfundenen hydrostatischen Heber, sowie durch Einführung der Drainage, einen geregelten Abfluß dieser Wässer herbeizuführen; allein es steht bisjetzt noch nicht erfahrungsmäßig fest, ob sich die erstgenannte Erfindung unter allen Verhältnissen bewähren wird. Außerdem sind es die weiten, den Fluß umgebenden Ebenen und Flächen, die den Aufenthalt in diesen Gegenden, namentlich dem mehr an die Abwechselung von Berg und Thal gewöhnten Deutschen, unerträglich machen. Es befällt hier die Fremden ein heftiges Heimweh, dem sie oft erliegen. Zwar dürfte dieser letzte Punkt in den Augen vieler nicht von Bedeutung sein, indem sich der Mensch, nach ihrer Ansicht, bei festem Willen an alles gewöhnt; allein, dies auch zugegeben, gehört es doch zum frohen Gedeihen einer Colonisation, daß die Colonisten sich wohl fühlen und die Gegend, in welcher sie sich angesiedelt haben, lieb gewinnen können. Dies dürfte hier wenigstens bei der ersten Generation der Ansiedler schwer der Fall sein. Vor allem ist aber vorerst die vollständige Theißregulirung nothwendig, um die Gegend im Verhältniß zu den der Cultur von neuem geschenkten Ländereien angemessen bevölkern zu können. Daß einzelne durch Ankauf in den Theißgegenden außerordentliche Geschäfte machen werden, liegt außer allem Zweifel. Namentlich werden es solche sein, die nicht nöthig haben, ängstlich darauf zu sehen, daß das auf den Ankauf verwandte Kapital schon nach den ersten Jahren regelmäßige Zinsen trägt. Überhaupt gilt dies für alle größern Ankäufe in ganz Ungarn, ohne Rücksicht auf einzelne Lagen. Der Grund und Boden steigt hier, trotz verhältnißmäßig schwacher Erträgnisse, von Jahr zu Jahr an Werth, und dadurch schon erlangt man eine Kapitalvermehrung, wie solche auf einem andern Wege schwer zu erreichen ist.

Den deutschen Landwirthen von Fach bietet sich indessen noch eine andere Erwerbsquelle in Ungarn dar, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr wichtig zu werden verspricht. Durch Benutzung derselben erwirbt sich der einwandernde Landwirth zwar vor der Hand noch keinen erblichen Besitz; aber er erwirbt sich eine Heimat und die Mittel zum Wohlstande. Diese Erwerbsquelle ist die Pachtung ungarischer Güter. Bisher hielten die größern Grundbesitzer Ungarns noch streng an dem Grundsatze der Selbstbewirthschaftung ihrer Besitzungen. Die neueste Zeit hat einen Umschwung, und zwar einen sehr wohlthätigen in dieser Beziehung hervorgebracht, der sich in den nächsten Jahren sicher noch mehr herausstellen wird. Das Pachtsystem verschafft sich in allen Theilen Ungarns mehr und mehr Geltung, indem es dem Besitzer eine sichere, den Wechselfällen aller Art weniger unterliegende Einnahme gewährt, während der Pachter, bei angemessenem Vermögen, Geschicklichkeit und Thätigkeit, zugleich so viel erwirbt, daß er getrosten Muths der Zukunft entgegensehen kann. Daß namentlich die deutschen Landwirthe berufen sind, aus diesen Verhältnissen Nutzen zu ziehen, liegt gewissermaßen auf der Hand. Schon jetzt sehen die großen Grundbesitzer Ungarns ein, wie die deutschen Landwirthe, was Fleiß und Ordnung anlangt, allen andern voranstehen. Dann dürfte überhaupt auch nur in Deutschland die hinreichende Anzahl von brauchbaren Pächtern anzutreffen sein. Allerdings haben sich auch schon englische Landwirthe in Ungarn angesiedelt und größere Pachtungen übernommen; doch sind dies nur einzelne, deren Zahl außer allem Verhältnisse zu der großen Menge Deutscher steht, die in allen Theilen Ungarns anzutreffen. Der Umstand, daß überall in Ungarn Pachtgüter zu erlangen sind, erleichtert die Niederlassung des einwandernden Landwirths ungemein. Dieser ist nicht auf einen besondern Landestheil angewiesen, sondern er kann diejenige Lage auswählen, die ihm am besten zusagt. Er kann seinen Geschmack und seine Gewohnheiten berücksichtigen, denn die Pachtgüter sind von der verschiedensten Art und repräsentiren alle Abstufungen des landwirthschaftlichen Gewerbes.

Noch sei hier der Staatsdomänen und Kameralgüter Ungarns erwähnt, die in frühern Zeiten sehr häufig zur Colonisation benutzt wurden. Nachdem, wie bekannt, ein Theil der Domänen aus den Händen des Staats in die der Österreichischen Nationalbank übergegangen, machte sich mehrseitig und selbst in maßgebenden Kreisen die Ansicht geltend, daß man durch ihren Verkauf und resp. Parcellirung an vermögendere Einwanderer die Colonisation Ungarns befördern könne. Wir haben schon oben erwähnt, daß Aussichten vorhanden sind, wonach wenigstens eine Partie dieser Domänen in die Hand von Gesellschaften gelangen dürfte, die, mit tüchtigen Mitteln ausgerüstet, jene Zwecke verfolgen werden. Als Colonisationsobjecte sind diese Domänen von der größten Wichtigkeit und so recht geeignet, die Gründung eines gebildeten landwirthschaftlichen Mittelstandes auch in Ungarn zu ermöglichen.

Die Colonisten.

Ungarn ist ein Agriculturstaat im strengen Sinne des Wortes. Sein Reichthum besteht in den Urproducten des Landes; seine Hauptbeschäftigung ist die Landwirthschaft; seine Industrie, sein Handel, sie beruhen auf der Veredelung und Verbreitung der Rohproducte, die dem gesegneten Boden abgewonnen werden. Doch ist es gerade die Landwirthschaft, die hier, mit Ausnahme der größern Güter und Herrschaften, sich noch fast im Stadium der Kindheit befindet. Es bedarf noch nach allen Richtungen hin der Aufmunterung und Nachhülfe, um die Landwirthschaft Ungarns in Wahrheit zu dem zu machen, wozu sie berufen ist: zu einer Quelle des Wohlstandes, ja des Reichthums der ganzen Nation. Es bedarf aber außerdem noch zur Entwickelung dieser Landwirthschaft der Arbeitskräfte, der Kapitalien und der Bildung, und diese drei Hauptmittel können durch die Einwanderung, durch die Ansiedelung in größerer Ausdehnung herbeigezogen werden.

Das nächste Bedürfniß zur Hebung der ungarischen Landwirthschaft ist eine beträchtliche Vermehrung der Arbeitskräfte, die natürlich nur durch die Einwanderung gewonnen werden können, sei es nun, daß die Einwanderer als Erwerber von Grund und Boden auftreten, oder daß sie nur als Hülfsarbeiter ihr Brot verdienen wollen. Die neuen Bodenankäufer erweitern die Cultur, indem sie das erworbene Areal anbauen und rationell bewirthschaften; die einfachen Arbeiter verleihen dem Betriebe die bisjetzt fehlenden Hände und Kräfte, ohne welche eine schwungvolle Cultur unter allen Umständen nicht möglich ist. Die Herbeiziehung der letztern Klasse ist für Ungarn ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger als die der erstern. Könnte Ungarn über genügende Arbeitskräfte gebieten, die Cultur würde sich weit rascher heben, die Production würde sich vermehren, und selbst die jetzt öde daliegenden oder zu Hutweiden benutzten Strecken Landes würden bald dem Pfluge unterworfen werden, sodaß das Bedürfniß nach Einwanderern, die Grund und Boden selbst erwerben, schon an sich zurücktreten müßte. Indessen kann man nicht übersehen, daß die Herbeiziehung solcher Ansiedler, die zur Vermehrung der vorhandenen Arbeitskräfte dienen, großen Schwierigkeiten unterliegt; ja, ohne Unterstützung, ohne Beihülfe des Staats dürfte diese Herbeiziehung in Masse kaum möglich sein. Diese wichtige Frage hat schon früher mehrfacher Erörterung unterlegen. Man richtete damals das Augenmerk nicht sowol auf Deutschland, als auf die mehr bevölkerten Karpatengegenden Ungarns, auf die Herabziehung der dort bei kärglichem Bodenertrag oft sehr gedrängt wohnenden Slowaken, die schon jetzt unter einem nomadenartigen Wanderleben einen großen Theil der landwirthschaftlichen Handarbeit in Ungarn verrichten. Allein der Slowak hängt an seinen Bergen, an seiner Heimat, mag sie noch so ärmlich sein, mit großer Zähigkeit; lieber nimmt er das Bündel auf den Rücken und wandert, Arbeit suchend, vom Frühjahr bis zum Herbst im Lande umher, als daß er sich entschließen möchte, seine ärmliche Hütte für immer aufzugeben und sich selbst in fruchtbarern Gegenden bleibend niederzulassen.

Soll die Herbeiziehung landwirthschaftlicher Arbeitskräfte, d. i. ländlicher Arbeiterfamilien, mit Erfolg ausgeführt werden, so darf, unserer Überzeugung nach, dieselbe nicht das Werk des einzelnen sein, sondern sowol der Staat als die der Arbeiter bedürftigen Grundbesitzer müssen hierin Hand in Hand gehen. Der neuerdings ins Leben getretene Landwirthschaftliche Verein zu Pesth könnte, als Organ der Landwirthe, seine Thätigkeit nicht nutzbringender für das Allgemeine beginnen, als wenn er die Herbeiziehung tüchtiger Arbeitskräfte an die Spitze seines Programms stellte. Während die Staatsregierung durch ihre Organe und Missionen die für Ungarn nöthigen Arbeitskräfte in den eigenen wie in fremden Ländern aufzusuchen hätte, müßten sich die ungarischen Landwirthe verbindlich machen, den neuen Ankömmlingen Unterkunft und Lebenserwerb zu verschaffen, und zudem würden auch den Einwanderern dieser Art selbst-

verständlich die nöthigen Reisemittel zu gewähren sein. Der deutsche Handarbeiter verläßt seine Heimat nicht, wenn er nicht gegründete Aussicht auf Verbesserung seiner Lage hat, wenn er nicht so gestellt wird, daß er sich bei Sparsamkeit einen Nothpfennig erwerben kann. Schon jetzt ist infolge der gesteigerten Industriethätigkeit, die mehr als je fleißiger Hände bedarf, in vielen Gegenden Deutschlands selbst ein förmlicher Mangel an landwirthschaftlichen Arbeitskräften eingetreten. Und wenn auch der dem deutschen Arbeiter in seinem Vaterlande gewährte Lohn durchschnittlich zum dritten Theile oder gar zur Hälfte niedriger stehen mag, als der Lohn, welchen man gegenwärtig in Ungarn einem tüchtigen Arbeiter zahlen muß, ist doch zu erwarten, daß mit der Zeit in Deutschland der Tagelohn ebenfalls mehr steigen und dadurch die Ansiedelung von deutschen Arbeiterfamilien in Ungarn noch mehr erschwert werden dürfte. Soll unter solchen Verhältnissen die Einwanderung deutscher Arbeiter in Ungarn mit Erfolg und wahrem Nutzen zur Ausführung kommen, so werden sich die Gutsbesitzer an gewisse Opfer und Verpflichtungen ihrerseits nicht stoßen dürfen. Es sei uns erlaubt, in dieser Beziehung hier einige Andeutungen zu geben.

Vor allem will der Einwanderer die Gewißheit haben, daß er hinsichtlich der Erlangung der nöthigsten Lebensbedürfnisse gesichert sei. Diese Gewißheit erlangt er dadurch, daß er von dem Gutsherrn, welchem er seine und der Seinen Thätigkeit zu widmen gedenkt, auf Lebensdauer mit den nöthigen Wohnlokalitäten und mit ein bis zwei Joch Feld, auf dem er sich einiges Korn und Kartoffeln bauen kann, versehen wird. Die Aussicht, das Haus und das Feld im Laufe der Zeit, durch seinen Verdienst, als wirkliches Eigenthum zu erwerben, wird seinen Eifer beleben und ihn zu geordneter Thätigkeit anspornen. Die Arbeit, die er dem Grundbesitzer leistet, wird nach einem im voraus bestimmten Satze vergütet. Der Gutsbesitzer verpflichtet sich vielleicht, dem Arbeiter und seiner Familie das ganze Jahr hindurch Arbeit zu geben, während dieser letztere in solchem Falle wiederum die Pflicht übernimmt, für keinen andern als jenen zu arbeiten. Wir sind überzeugt, daß diese und ähnliche Einrichtungen zur Herbeiziehung tüchtiger landwirthschaftlicher Arbeitskräfte in größerer Ausdehnung führen könnten, und es liegen auch bereits Plane von einzelnen Gutsbesitzern vor, die unter ähnlichen, ja unter noch günstigern Bedingungen eine größere Anzahl von deutschen Arbeiterfamilien auf ihren Gütern anzusiedeln beabsichtigen. So unermeßlichen Nutzen aber nach allen Seiten hin Ungarn aus einer solchen Vermehrung der ländlichen Arbeitskräfte ziehen würde, bleibt es doch sicher, daß die Aufgabe, soll sie zum Wohle und zur Zufriedenheit beider Theile und zum Gedeihen des Ganzen gelöst werden, höchst schwierig ist. Namentlich darf sich niemand verschweigen, daß, wie schon bemerkt, sowol die Regierung als die Grundbesitzer mannichfache Opfer und Pflichten auf sich nehmen müßten.

Wir haben bisher nur von den ländlichen Arbeitskräften gesprochen. Indessen auch die industriellen Gewerbe haben in Ungarn keinen Überfluß an Arbeitern, und insbesondere gewisse Gewerbe würden eine starke Vermehrung der Arbeitskräfte ertragen können. Doch auch auf diesem Gebiete hat die Herbeiziehung von Einwanderern ihre großen Schwierigkeiten, und die Andeutung von allgemeinen Maßregeln ist hier kaum zulässig. Es erscheint am zweckmäßigsten, daß die Einwanderung auf gewerblichem Gebiete lediglich Sache der einzelnen bleibe, entweder derer, die Arbeiter suchen, oder derer, die Arbeit und Verdienst wünschen. Die industrielle Entwickelung eines Landes läßt sich überhaupt wenig oder nicht mit directen Mitteln fördern, wie es wol in Bezug auf die Landwirthschaft stattfinden kann. Die industriellen Bedürfnisse und Interessen gehen zu weit auseinander, als daß man das Ganze nach einer gewissen, im voraus festgesetzten Norm mit Erfolg behandeln könnte.

Weit weniger Schwierigkeiten als die directe Beschaffung von Arbeitskräften bietet dagegen die Herbeiziehung solcher Einwanderer dar, welche sich durch Erwerb von Grund und Boden in Ungarn eine Existenz zu gründen beabsichtigen. Schon viele Ausländer, und vorzugsweise Deutsche, haben sich zu diesem Zwecke bereits in Ungarn angesiedelt. Manche sind in ihren Erwartungen getäuscht worden, viele haben gefunden, was sie gesucht, einzelne haben sogar mehr gefunden und rasche, fast glänzende Erfolge errungen. Verhältnisse, Individualität, namentlich aber das zur Verfügung stehende Kapital sind es, welche die Erfolge leichter oder schwerer machen. Diejenigen Einwanderer, die in neuerer Zeit den Boden Ungarns betreten haben, um sich hier Grundbesitz zu erwerben, gehörten mehr oder weniger den höhern Ständen an. Theils übernahmen sie die Bewirthschaftung ihrer Besitzungen selbst, theils betrachteten sie den Ankauf nur als Kapitalanlage und verpachteten die erworbenen Grundstücke. Der Einfluß, der durch solche Einwanderungen auf die Verhältnisse des Landes geübt wird, ist unleugbar ein günstiger, aber

nicht tiefgreifend genug, weil solche Ansiedelungen eben nur vereinzelt vorkommen. Soll die Einwanderung von Grundbesitz erwerbenden Fremden für Ungarn von bedeutendem Nutzen sein, so muß zuvörderst diese Einwanderung in größerer Ausdehnung erfolgen. Es müssen ferner solche Landwirthe herbeigezogen werden, die zu ihrer Wirthschaftsführung womöglich die bereits vorhandenen Arbeitskräfte wenig oder nicht in Anspruch nehmen. Diese neuen Grundbesitzer müssen die Arbeiten, die ihr Besitzthum erheischt, entweder selbst verrichten, oder sich die hierzu nöthigen Hülfsarbeiter aus ihrer Heimat mitbringen. Sie sollen die Cultur des Landes vermehren, ohne dadurch die unzulänglichen einheimischen Arbeitskräfte zu schmälern. Dann soll durch die vermehrte Einwanderung die landwirthschaftliche Bildung unter den einheimischen Landwirthen gehoben werden, indem diesen durch die Wirthschaftsführung der Eingewanderten das Beispiel eines rationellen und zweckmäßigen Betriebs anschaulich vor Augen gestellt wird. Endlich aber sollen die Einwanderer selbst nicht unvermögend sein, sondern wenigstens so viel Kapitalien mit in ihre neue Heimat bringen, daß sie mit deren Hülfe ihre fernere Existenz wirklich sichern und ihr Gewerbe vollständig begründen können.

Allen diesen Anforderungen würde der in den deutschen Gauen, zum Wohle des Ganzen, so reichlich vertretene landwirthschaftliche Mittelstand, der vermögendere Bauernstand, genügen. Es kann niemand einfallen, bereits ansässige deutsche Bauern, deren Wirthschaft schon seit Jahren im Stande ist, nach Ungarn ziehen zu wollen. Sie werden sich in ihrer Heimat viel wohler befinden als in ungewohnten Verhältnissen, unter einer Bevölkerung, deren Sprache ihnen fremd ist, in einem Lande, das zwar jetzt mit Deutschland eng verbunden, in welchem aber andere Sitten und Nationalitäten herrschen. Allein, meistentheils haben die deutschen Bauern eine ziemlich starke Familie. Nur eines der Kinder übernimmt gewöhnlich das väterliche Erbe, während die übrigen Geschwister durch Auszahlung abgefunden werden. Dieser Antheil beträgt häufig mehrere tausend Thaler, mit denen man in Deutschland verhältnißmäßig wenig Grundbesitz erwerben kann, die aber in Ungarn genügen würden, dem einwandernden Bauernsohn nicht nur seine Existenz zu sichern, sondern ihm auch noch einen Grundbesitz zu verschaffen, der dreimal so groß sein dürfte, als der, welchen er in Deutschland für diese Summe erwerben könnte. In der Regel bringt die junge Gattin desselben auch noch ein Heirathsgut mit, und wenn dasselbe nur in tüchtigen, an Arbeit gewöhnten Händen bestünde, so wäre dies schon für den Ansiedler ein Kapital von der größten Wichtigkeit.

Inwiefern diese Einwanderung praktisch auszuführen, und auf welche Weise es möglich wäre, die nöthigen Gründe zu beschaffen, das werden wir weiter unten sehen. Wir sind überzeugt, daß der Andrang von deutschen Bauernsöhnen nicht gering sein würde, wenn man denselben Gelegenheit böte, sich in Ungarn ein Besitzthum von 50—100 Joch guten Bodens um einen billigen Preis zu erwerben, sodaß ihnen wenigstens der eine Theil ihres mitgebrachten baaren Kapitals für die tüchtige Einrichtung der Wirthschaft übrig bliebe. Diese Einwanderer würden andere Arbeitskräfte ins Land nachziehen, während ihre Kinder und Enkel den ländlichen Arbeiterstand Ungarns in irgendwelcher Weise vermehren müßten. Die landwirthschaftliche Bildung würde sich von jenen Gegenden aus, in denen die Ansiedelung erfolgte, unter den benachbarten bäuerlichen Grundbesitzern verbreiten, und selbst Kapitale, die der ungarischen Landwirthschaft so noth thun, würden in das Land eingeführt und nutzbringend angelegt werden. Man blicke auf die deutschen Bauern der Bácska und des Banats. Diese repräsentiren jetzt einen wohlhabenden, ja fast reichen Bauernstand, der sich im Lande immermehr ausbreitet und die Muttercolonien bereits verläßt, um neue entfernter liegende Ansiedelungen zu gründen. Und dies alles dankt er dem reichen Boden des Landes, dem Fleiße seiner Hände und dem unverzagten Muthe, mit dem er das Werk begonnen und vollführt hat. Allerdings erhält der gegenwärtig nach Ungarn kommende Ansiedler seinen Grund nicht mehr unentgeltlich; er erhält ihn aber billig und ist frei von jenen drückenden Frondiensten, welche die frühern Einwanderer lange Jahre hindurch zu leisten hatten, und die der Entwickelung ihrer Wirthschaften sehr hindernd entgegentraten. Die allenthalben durchgeführte Robotablösung macht sämmtlichen Grundbesitz, selbst den kleinsten, frei von allen Leistungen, und der Bauer genießt unter dem Schutze der Gesetze dieselben Rechte, dieselbe Freiheit im Handeln als der ehedem so mächtige größere Grundbesitzer. Wenn auch nicht zu verschweigen, daß der Ansiedler, der Natur der Sache nach, die erste Zeit in mühevoller Arbeit hinbringen muß, so steht doch auch fest, daß der Erfolg nicht auf sich warten lassen, daß der fleißige Mann schon nach wenigen Jahren die Früchte seines Fleißes genießen werde. Der Boden Ungarns ist im allgemeinen außerordentlich gesegnet; er vergilt mit reichen Erträgnissen die Sorgfalt, die man

ihm zuwendet; er besitzt noch fast durchgehends eine ihm innewohnende Urkraft, welche die geringste Nachhülfe zu wecken im Stande ist.

Wir müssen noch jener Klassen von landwirthschaftlichen Einwanderern gedenken, deren Absichten hauptsächlich darauf gerichtet sind, die Bewirthschaftung größerer Güter zu übernehmen, indem sie sich entweder Grundbesitz kaufen oder pachten. Wie schon bemerkt, hat man in allen Theilen Ungarns Gelegenheit, Güter von jeder Art und Ausdehnung käuflich an sich zu bringen. Die Verschiedenheit in den Preisen beruht, wie überall, auf der größern oder geringern Möglichkeit des Productenabsatzes und auf der Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit des Bodens. In der letzten Beziehung herrschen selbstverständlich große Unterschiede, und schon mancher fremde Landwirth hat Fehlgriffe gemacht, die sich schwer rächten. Nur zu leicht hofft der deutsche Ökonom schlechte Felder durch fleißige Cultur schnell heben zu können, sodaß sie in ihren Erträgen den guten gleichkommen, und dies ist die Ursache, daß sehr häufig bei Ankäufen in Ungarn mehr auf ein großes Areal, als auf bereits vorhandene Güte und Ertragsfähigkeit des Bodens gesehen wird. Bedarf es aber unter allen Umständen außerordentlicher Mühe und großer Opfer, ein herabgebrachtes Gut wieder emporzuarbeiten, um wie viel schwerer muß dies fallen bei von Natur armen Feldern, bei Entbehrung der sonst gebräuchlichen Hülfsmittel, bei Mangel an dem nöthigen Vieh oder, wenn auch solches vorhanden, bei Mangel an Futter, und endlich bei dem sichern Mangel an nöthigen Arbeitskräften.

Wer die Absicht hat, sich in Ungarn anzukaufen, der muß gewisse Punkte durchaus nicht aus dem Auge lassen. Vor allem wähle er ein commassirtes Gut, d. h. ein solches, das in ein oder zwei Plane zusammengelegt und von andern Besitzungen ausgeschieden ist. In den nicht commassirten Ortschaften hält man in der Regel noch an dem Weidezwange, der jede selbständige Wirthschaft unmöglich macht. Ist dieser Zwang noch vorhanden, so muß man auf die Hälfte seines Reinertrags verzichten, und der Unordnungen und Unannehmlichkeiten gibt es so viele, daß dadurch oft die Wirthschaftsführung gestört und verleidet wird. Der Gemeindevorstand bestimmt in diesem Falle die Felder, die angebaut werden, also auch diese, welche liegen bleiben sollen. Baut man unter solchen Umständen in einem Felde Sommerfrucht, wo andere Winterfrucht haben, oder umgekehrt, so kann man sicher sein, daß man von seiner Ernte nichts einbringt, weil schon vor der Ernte das Gemeindevieh die Felder abgeweidet hat. Grünfutter, namentlich mehrjährige Futterkräuter, kann man infolge des Weidezwangs gar nicht anbauen, weil die Felder nach jedem Ertrage abgehütet werden, auch in den meisten Gemeinden der Anbau durch zwei Jahre hindurch nicht stattfindet. Zum Vortheile aller geht dieser wirklich klägliche Zustand jetzt allenthalben seinem Ende entgegen. Seitdem die mit der Regelung der Agrarverhältnisse betrauten Urbarialgerichte in allen Comitaten ihre Thätigkeit begonnen haben, fand die Commassation bereits an vielen Orten statt, und es steht zu erwarten, daß der gesunde Sinn der Landleute den Anordnungen der Regierung entgegenkommen werde. Wenigstens ist das Bedürfniß nach Commassation ein allgemeines. Die Segregation, d. i. die Ausscheidung der Allodial- und Urbarialgründe, sowie die proportionsweise Vertheilung der Gemeindegründe, muß nach kaiserlichem Patent erfolgen, gleichviel ob die Parteien wollen oder nicht. Dieses imperative Vorschreiten der Regierung findet hinsichtlich der Commassation noch nicht statt, obschon man die Durchführung derselben als die Grundbedingung des Aufblühens der ungarischen Landwirthschaft ansehen kann.*)

Der Käufer vermeide ferner, ein Gut zu kaufen, das in einem sogenannten Compossessorate liegt. In einem solchen Falle bleibt ihm in der Regel nur die Alternative: entweder er muß zu den Compossessoren halten, und auch seine Wirthschaft wird gleich der der übrigen Mitbesitzer nach der alten Weise betrieben, oder der Fremdling geht wol seinen eigenen Weg, sieht sich aber dadurch in Conflicte aller Art verwickelt, die ihm des Lebens und seines Besitzthums nicht mehr froh werden lassen. Am besten ist es immer, eine Pußta, oder ein Prädium, oder wenigstens eine Besitzung in einer solchen Ortschaft zu kaufen, wo so wenig als möglich andere größere Grundbesitzer vorhanden sind.

Man sehe sodann auch beim Ankauf einer Besitzung nicht auf viele, sondern auf gute Gründe. Um viel Areal bearbeiten zu können, bedarf man auch vieler Arbeitskräfte, und diese

---

*) In den fünf Verwaltungsgebieten Ungarns sind von den der Urbarialregelung unterworfenen Gemarkungen bereits 16,62 Proc. commassirt, bei 69,5 Proc. ist der Commassationsproceß im Zuge, und nur etwa 13,8 Proc. haben von den gesetzlichen Bestimmungen keinen Gebrauch gemacht und sich nicht zur Commassation angemeldet.

sind in Ungarn schwer zu erlangen. Um schlechte Gründe in mehr oder weniger gute umzuwandeln, bedarf man wenigstens eines Kapitals von gleichem Betrage, als zum Ankaufe nothwendig war. Man wird daher weit weniger wagen, wenn man gleich von vornherein gute Felder kauft, selbst wenn man das Joch um 40—50 Fl. theuerer bezahlen müßte.

Bei der Wahl einer Besitzung berücksichtige man die vorhandenen Arbeitskräfte und die üblichen Lohnverhältnisse, die in den verschiedenen Gegenden Ungarns sehr voneinander abweichen. In manchen Gegenden zahlt man für den Männerhandtag im Sommer an 24—30 Kr., in andern aber bis zu 1 Fl. Mangel an Arbeitern, und oft gerade zu den Zeiten, wo man ihrer am nöthigsten bedarf, findet in der Regel in den Gegenden statt, in welchen der Weinbau stark betrieben wird, weil die ländlichen Tagelöhner, selbst bei weniger baarem Tagelohn, lieber in die Weinberge als auf die Felder zur Arbeit gehen.

Der Käufer zahle nicht nur seine Besitzung womöglich vollständig aus, sondern versehe sich mit einem Betriebskapitale von mindestens der Hälfte der Kaufsumme. Er erwarte nicht, in Ungarn Gelder, wäre es auch auf sichere Hypothek, auftreiben zu können. Zwar soll nach kaiserlicher Verordnung die Hypothekarabtheilung der Nationalbank Darlehne auf ungarischen Grundbesitz gewähren; allein die Bedingungen sind so erschwert, daß die an diesen Erlaß geknüpfte Hoffnung sehr bald der Überzeugung weichen mußte, wie man auf eine genügende Hülfe von dieser Seite nicht rechnen könne. Schon der Umstand, daß diese Anstalt Darlehne unter 5000 Fl. nicht ausgibt, und daß bei Bemessung des Grundwerths der hundertfache Grundsteuerbetrag als Basis angenommen wird, setzt der Benutzung eines solchen Credits die engsten Schranken. Ein Besitzer, der die genannte Summe erlangen will, muß mindestens, abgesehen von allen Zuschlägen und sonstigen Abgaben, die der Grundsteuer oft gleichkommen, 100 Fl. an Grundsteuer zahlen. Mithin sind kleinere Güter, denen ein Darlehn gerade oft am nothwendigsten, von diesem Credit gänzlich ausgeschlossen. Aber für den Fall, daß man so glücklich ist, ein Darlehn zu erhalten, wird dasselbe noch dadurch geschmälert, daß man es nicht baar, sondern in Pfandbriefen ausgezahlt erhält, bei deren Verkauf man noch beträchtlich, mindestens 10 Proc., verliert. Die überall eingeführten Sparkassen nehmen zwar sehr gern von den Grundbesitzern Gelder, geben aber nur sehr selten solche auf Hypotheken wieder her, da sie Wechselgeschäfte machen, bei welchen sie jährlich an 10 Proc. gewinnen, während sie bei Hypothekendarlehnen nur 6 Proc. erwerben. Von Privaten Gelder zu mäßigen Procenten aufzutreiben ist aber thatsächlich unmöglich, weil trotz der strengen Wuchergesetze gerade in Ungarn der Wucher in unglaublicher Weise blüht.

Um allen Eventualitäten zu begegnen, suche es endlich der Käufer möglich zu machen, sich wenigstens einige Arbeiter seiner Heimat mitzubringen, damit er nicht gleich anfangs, gerade zur Zeit, wo er ihrer am dringendsten bedarf, an den nothwendigen Arbeitskräften Mangel leidet. Auch wird er sich durch solche Vorsorge beim Eintritt in die neuen Verhältnisse von Personen umgeben sehen, die ihm mehr Zutrauen einflößen als gänzlich fremde Arbeiter.

Doch nicht nur der Käufer von Grund und Boden wird jene Punkte zu berücksichtigen haben, sondern noch weit mehr derjenige, welcher als Pachter in Ungarn aufzutreten gedenkt; denn dieser kann den Gewinn aus der Wirthschaft nicht auf Jahre hinaus missen, sondern muß schon in den ersten Jahren einen Ertrag erzielen, der mindestens den Pachtschilling deckt. Der ungesäumte Gewinn ist aber um so mehr eine Nothwendigkeit, als nach dem bisher herrschenden Brauch die Pachtungen nur auf kurze Zeit, auf etwa drei bis sechs Jahre abgeschlossen werden, und überdem der Pachter Inventar, Aussaat, überhaupt alles, was er zum Betriebe der Wirthschaft bedarf, entweder auszahlen oder neu anschaffen muß. Die letzte Ernte gehört dem abziehenden Pachter, und der neue, in der Regel um Michaelis antretende Pachter erhält nichts als die leeren, oft ungeackerten Felder, die leeren Ställe und Böden; ja selbst das Futter, das im letzten Jahre erbaut wurde, wird verkauft. Das sind allerdings große Übelstände, die bisher in Ungarn jede Pachtung außerordentlich erschwerten, die aber gegenwärtig bei dem Aufschwunge, den das Pachtwesen genommen, von Jahr zu Jahr mehr verschwinden werden. Schon fängt man an, die Pachtdauer zu verlängern, und es sind Fälle vorhanden, wo dieselbe auf 12 Jahre ausgedehnt wurde. Ebenso übergibt man bereits das in der Regel freilich nur in geringer Anzahl vorhandene Vieh dem Pachter gegen eine angemessene Caution. Jedenfalls wird die nächste Zeit schon weitere zweckmäßige Veränderungen bringen. Namentlich wäre aber zu wünschen, daß die Besitzer, welche ihre Güter verpachten wollen, mehr Rücksicht auf Herbeiziehung auch solcher Pächter nehmen möchten, die ein weniger ausgedehntes Areal in Betrieb zu nehmen wünschen. Nicht nur, daß der kleinere Pachter oft sorgfältiger mit dem ihm anvertrauten Gute

umgeht, so wirthschaftet er auch in der Regel intensiver und hebt dadurch den Culturgrad der Felder in größerm Maße. Überhaupt sollten die ungarischen Herren in Beziehung auf Pacht das Beispiel berücksichtigen, was ihnen ihre Standesgenossen in England geben, wo das in allen Arten und Formen gepflogene Pachtsystem die größten Erfolge für die einzelnen wie für die Landescultur überhaupt gehabt hat.

Schließlich berühren wir noch einen Punkt, der nicht selten mit Leidenschaft besprochen worden ist, nämlich die Frage: Welche Nationalität ist bei der Colonisation Ungarns vorzugsweise in Rücksicht zu nehmen; soll man das Augenmerk hauptsächlich auf die Deutschen richten? Es ist bekannt, daß der Ungar selbst niemals große Sympathien für seinen deutschen Nachbar gehegt hat. Dies liegt nicht in dem edeln und biedern Charakter des Ungarn, sondern in den feindseligen politischen Beziehungen, in welchen Jahrhunderte hindurch die Ungarn mit den Deutschen gestanden haben. Natürlich haben die Ereignisse der neuesten Zeit nicht dazu beigetragen, den Gesinnungen der Ungarn eine andere Richtung zu geben. Mehr oder weniger betrachten sie die Deutschen als Eindringlinge, als Unterdrücker, das Überhandnehmen des deutschen Elements als den Untergang der ungarischen Nationalität. Gleichwol gestehen auch die Ungarn zu, daß die Cultur des Landes aus Mangel an Arbeitskräften und Kapitalien hinter den Zuständen anderer civilisirter Länder zurücksteht, und daß es wünschenswerth sei, diesem Mangel durch Herbeiziehung von Colonisten aus der Fremde zu begegnen. Die ungarische Nationalpartei hatte in dieser Beziehung ihr Augenmerk auf die untern Donauländer, auf die Moldau und Bessarabien gerichtet, wo einzelne der ungarischen Nationalität angehörende Gemeinden, die sich in vergangener Zeit hier niedergelassen, bestehen. Indessen geht man nicht zu weit, wenn man diese Idee als eine unpraktische bezeichnet. Denn abgesehen von ihrer Ausführbarkeit überhaupt und von dem Umstande, daß die Moldau wie Bessarabien selbst nur gering bevölkerte Länder sind, dürften Einwanderer von dorther weder Cultur noch Kapitalien nach Ungarn bringen. Hat man aber den Vortheil und die Hebung des Landes im Auge, so sind es gerade diese Bedingungen, die durch die Einwanderung erfüllt werden müssen. Die Angelegenheit unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, finden wir aber unter allen Nationen des europäischen Festlandes keine, die zur Hebung der ungarischen Culturzustände so geeignet wäre als die deutsche. Man hat in dem dichtbevölkerten und hochcultivirten Deutschland nicht nöthig, bis in die untersten, an Mitteln und Bildung baren Schichten herabzusteigen, um zur Einwanderung geeignete Individuen zu finden. Man kann dieselben schon antreffen in einem verhältnißmäßig wohlhabenden und gebildeten gewerblichen und landwirthschaftlichen Mittelstande, der nicht ein Contingent von Bettlern, sondern kräftige, geistig gebildete und vermögende Leute nach Ungarn senden würde. Nur Deutschland besitzt den zahlreichen Mittelstand, der einen Theil seiner Glieder nach Ungarn abgeben könnte, ohne daß er sich dadurch im Heimatslande selbst beeinträchtigt fühlte. Einzig die Herbeiziehung dieses Elements kann in Ungarn wahren Nutzen schaffen, und eine neue Colonisation wird und muß sich von den frühern Ansiedelungen gerade dadurch unterscheiden, daß dieser Gesichtspunkt festgehalten wird.

Ein Colonisationsproject unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Gang der vielen Actienunternehmen, die seit einigen Jahren in Österreich ins Leben gerufen wurden, das Vertrauen zu dergleichen Instituten erschüttert hat. Die großen Erwartungen, die man an Unternehmungen dieser Art knüpfte, wurden durchaus nicht gerechtfertigt, und es trat eine Reaction ein, mit der namhafte Verluste und Erschütterung von Vermögensverhältnissen verbunden waren. Man wird daher auch die bestorganisirten und solidesten Colonisationsplane mit Mistrauen aufzunehmen geneigt sein, wenn sie die Actiengesellschaft zur Grundlage haben. Jene Enttäuschung hat aber andererseits auch bei den Kapitalisten den Drang hervorgerufen, ihre Kapitale nicht mehr in unsichere Unternehmungen und schwankende Industriepapiere, sondern in Grund und Boden anzulegen wo die Erhaltung des Kapitals weit gesicherter ist. Aus dieser Wendung der Dinge wird sicherlich auch der ungarische Grundbesitz seine Vortheile ziehen.

Wenn gegenwärtig in den Gutskäufen in Ungarn eine gewisse Stockung eingetreten, so hatte diese einestheils ihren Grund eben in der Sucht der Kapitalisten, ihre Gelder in Industriepapieren anzulegen; andererseits gab es aber auch in Ungarn, wenigstens im Verhältniß zu dessen Ausdehnung, wenig verkäufliche Güter. Der selbst tiefverschuldete ungarische Grundbesitzer, durch das Moratorium, welches ihm für die Zeit der Abwickelung der Grundentlastungsentschädigungen bewilligt wurde, gegen gerichtliche Maßnahmen in seinem Besitzstand

geschützt, hoffte immer noch den Verkauf eines Theils seiner Besitzungen hinzuhalten und Mittel ausfindig zu machen, die drängenden Gläubiger zu beschwichtigen. Allein, man darf sich keinen Illusionen in dieser Beziehung hingeben. Eine nicht unbedeutende Anzahl größerer Grundbesitzer ist so tief verschuldet, daß weder die Grundentlastungskapitalien, noch die etwaige Hülfe, die sie durch die Hypothekenbank erhalten dürften, hinreichen werden, ihre Schuldenlast zu tilgen. Die nothwendige Folge davon ist, daß nach der Aufhebung des Moratoriums, die mit dem 1. Jan. 1859 erfolgen wird, eine nicht unbedeutende Anzahl von Herrschaften und größern Gütern zur Versteigerung kommen dürfte. Bis dieser Zeitpunkt eingetreten, halten viele Kapitalisten, die Gutsankäufe beabsichtigen, ihre Gelder zurück, in der gewissen Hoffnung, zu jener Zeit weit billiger kaufen zu können als gegenwärtig, wo in Vergleich zu frühern Jahren, vor 1849, die Güter durchschnittlich um den dritten bis halben Theil, kleinere Güter sogar um das Doppelte ihres frühern Preises gestiegen sind. Ohne Zweifel werden dann, nach Umständen früher oder später, bedeutende Veränderungen im ungarischen Grundbesitz vor sich gehen, die der Entwickelung der Colonisation und der Landescultur überhaupt nur förderlich sein können.

Es fragt sich nun aber, wie die kaiserliche Regierung in Bezug auf die Colonisation in den Donauländern denkt, ob und inwieweit sie dieselbe fördern und unterstützen wird, oder ob sie den darauf hinzielenden Planen und Unternehmungen hinderlich sein möchte. Wiewol die Regierung bisher in dieser Angelegenheit mit großer Vorsicht, und dies sicherlich mit Recht, zu Werke gegangen ist, sind doch viele untrügliche Anzeichen vorhanden, daß sie nicht nur der wichtigen Sache principiell nicht entgegensteht, sondern dieselbe vielmehr in gewissen, durch die Verhältnisse gebotenen Grenzen schützen und fördern will. Thatsächlichen Beweis hierfür gibt schon die sorgsame und hülfreiche Weise, womit sie bis in die neueste Zeit allen Ansiedlern entgegengekommen ist. Vollkommen klar wird sich freilich ihr Wille erst in dem Colonisationsgesetze aussprechen, das für Ungarn und dessen ehemalige Nebenländer nächstens zu erwarten steht, und in welchem, sicherm Vernehmen nach, den Einwanderern nicht blos besonderer Schutz, sondern auch bestimmte und wesentliche Vortheile zugesichert werden sollen. Auch besteht bereits eine frühere Kundgebung der Regierung (mitgetheilt in der officiellen „Österreichischen Correspondenz" im Jahre 1857), in welcher sie, speciell in Bezug auf Siebenbürgen, die großen Vortheile einer wohlgeleiteten Colonisation anerkennt und den Behörden Vorschriften an die Hand gibt, wonach sie in vorkommenden Fällen zum Nutzen aller Betheiligten leitend einzugreifen haben. Was aber für Siebenbürgen gilt, das — kann man füglich annehmen — gilt in dieser Angelegenheit ebenso und noch mehr für Ungarn. „Gewerbsleute", heißt es in jener Kundgebung, „können bei den in Siebenbürgen gegenwärtig bestehenden Zunfteinrichtungen, die namentlich dem fremden Bewerber manche Hindernisse entgegenstellen, auf ein Fortkommen so lange nicht rechnen, als dort nicht ein neues Gewerbegesetz ins Leben getreten sein wird." Die Regierung hält demnach die Ansiedelung von Gewerbtreibenden in größerm Maße in Siebenbürgen zur Zeit für nicht zweckmäßig, und auch dieser Grundsatz dürfte wol seine Anwendung auf Ungarn finden, wenn es sich um die Regelung von dessen Einwanderungs- und Colonisationswesen handeln wird. Wir wiesen bereits ebenfalls darauf hin, daß Ungarn gegenwärtig nur für den Ackerbautreibenden ein Land des sichern Erwerbs sei, obgleich wir überzeugt sind, daß den Landwirthen bald auch andere Gewerbtreibende nachfolgen werden.

Schon oben haben wir eines im Jahre 1850 entstandenen Colonisationsprojects des Ritters von Hohenblum in Wien Erwähnung gethan, auf das wir, ehe wir in unsere eigenen Vorschläge eintreten, nochmals zurückkommen müssen. Nach diesem Plane sollte ein österreichischer Verein zur Beförderung der Colonisation in Ungarn zusammentreten, dessen specielle Aufgabe es wäre, zur Colonisation geeignete Ländereien vom Staate oder auch von Privaten im großen zu kaufen, um dieselben wieder an zu Gemeinden vereinigte Ansiedler parcellenweise auf Ratenzahlungen verkaufen zu können. Alle von dem Verein geleisteten Vorschüsse sammt den laufenden 5 Proc. Zinsen und einer Gewinstdividende sollten dabei innerhalb einer bestimmten Anzahl von Jahren wieder zurückerstattet, inzwischen aber hypothekarisch sicher gestellt werden. Der Gewinn des Vereins sollte darin bestehen, daß derselbe von den gekauften Gütern nur die Hälfte an die Ansiedler abließe, die andere Hälfte aber entweder sofort oder erst später zu beliebigem, natürlich höherm Preise, als der für die Parcellen bezahlte, verkaufte. Der Verein sollte bestehen: aus Gründern, die sich an den Actienkauf betheiligen, aus unterstützenden Mitgliedern, welche einen jährlichen bestimmten Beitrag zu leisten versprechen, endlich aus mitwirkenden Mitgliedern, welche entweder durch regelmäßige Correspondenzmittheilungen oder durch

Übernahme von Vereinsämtern zum Gedeihen des Unternehmens beitragen. Der Entwurf ist nicht zur Ausführung gekommen, und in der That leidet derselbe an Mängeln, die bei der Ausführung schlagend zu Tage getreten sein würden. Schon die Vermischung einer Actiengesellschaft mit einer Humanitätsanstalt ist aus vielen Gründen nicht zulässig. Dann aber würde die Ausscheidung der Hälfte des käuflichen Guts zu Privatzwecken der Gesellschaft dieser zwar einen außerordentlichen Spielraum zur Speculation, doch aber dabei den Actienbesitzern nicht die Gewißheit eines sichern Gewinns gewährt haben.

Auf der andern Seite unterliegt es aber auch keinem Zweifel, daß die Colonisation ohne hinreichende pecuniäre Mittel nicht begonnen und noch weniger ausgeführt werden kann, und daß der leichteste Weg, die pecuniären Mittel zu beschaffen, der Weg der Association, wenn auch in gewissen Grenzen, ist. Ein Kapital von 1—2 Mill. Fl. würde hinreichend sein, um damit den Anfang zur Colonisation Ungarns zu machen; denn nichts dürfte der Sache mehr schaden und sie in Frage stellen, als ein Überstürzen, als ein Überschreiten der Grenzen, die Vorsicht, Vernunft und die obschwebenden Verhältnisse gebieten. Dieses Kapital würde im Anfange wenigstens hinreichend sein, eine einzelne Herrschaft zur Parcellirung anzukaufen, und zwar selbst dann erst, wenn man die Gewißheit erlangt hätte, daß die nöthige Anzahl von Colonisten vorhanden sei, und daß diese in allen Beziehungen den Anforderungen entsprechen, die man an sie stellen muß.

Wenn es auch patriotische Männer gibt, die einen Theil ihres Vermögens allgemeinen Zwecken widmen, so ist die Zahl derselben doch immer eine beschränkte, und mehr oder weniger bleibt bei derartigen Unternehmungen die Hauptsache, daß das Kapital sicher und nutzbringend angelegt ist. Wir lassen darum auch in unsern Vorschlägen diesen Gesichtspunkt vorwalten und stellen mit Recht die philanthropischen und alle andern weitgehenden Zwecke vor der Hand beiseite. Unser Colonisationsplan ist außerdem in der Art gestaltet, daß er sich ebensowol durch Actienunternehmungen als auch, allerdings modificirt, durch die größern Grundbesitzer selbst ausführen läßt.

Vorerst müssen wir bemerken, daß die ackerbautreibenden Einwanderer nach ihren Vermögens- und andern Umständen in verschiedene Klassen zu theilen sind, und zwar in solche, die große, mittlere und kleine Güter kaufen, in solche, die dergleichen Güter nur pachten, endlich in solche, die weder kaufen noch pachten, sondern nur als Mitarbeiter (Tagelöhner) beim Betriebe der Landwirthschaft wirken wollen. Alle diese Klassen sind gleich wichtig, und eine wohlgeleitete Colonisation muß auf die verschiedenen Bedürfnisse einer jeden derselben sorgfältige Rücksicht nehmen.

Behalten wir nun zunächst eine aus wenigen soliden, allgemein bekannten und vertrauungswürdigen Mitgliedern bestehende Actiengesellschaft im Auge. Eine solche Gesellschaft kauft in einer gesunden, zur Colonisation geeigneten Gegend Ungarns eine größere Herrschaft mit einem Areal von 10—20000 Joch. Ein Theil dieser Herrschaft mit den vorhandenen Wirthschaftsgebäuden wird als Stammgut ausgeschieden, doch darf das Stammgut nur etwa ein Zehntel des ursprünglichen Gesammtareals umfassen. Dieses Stammgut ist der Gewinn der Actienunternehmer, dient aber zugleich den Ansiedlern als Anhaltepunkt und gewissermaßen als Muttercolonie. Die übrigen 9—18000 Joch werden gleichmäßig parcellirt, und zwar nach den Bedürfnissen der Einwanderer in Parcellen von 100, 60, 30, 10 und 5 Joch. Ein geringer Zuschlag für Kirchen- und Schulenbau, wenn ein solcher überhaupt nothwendig ist, sowie die Ausscheidung eines Areals für gemeinnützige Zwecke erscheint höchst dringend.

Als Ansiedler werden angenommen: 1) Solche deutsche Landwirthe, die so viel Vermögen haben, um den vierten Theil der Parcelle auszahlen, den Bau der Gebäude u. s. w. und die Anschaffung des nöthigen Inventars bestreiten, und überdies noch mindestens ein bis zwei Jahre ohne besondern Nebenerwerb leben zu können. 2) Die zum Bestehen einer Colonie nöthigen Handwerker, als Schmiede, Wagner, Zimmerleute, Maurer u. s. w. Jeder derselben hat an Vermögen nur den vierten Theil des Kaufpreises von den eingeräumten 5—10 Joch an Areal, sowie von dem ihm gebauten Hause beizubringen. 3) Tagewerker, die sich eines guten Rufs erfreuen, und sich verpflichten, allwöchentlich eine bestimmte Summe ihres Tagelohns an eine zu diesem Zwecke bestehende Sparkasse abzuzahlen. Diesen beiden letzten Klassen von Einwanderern werden die Wohnhäuser seitens der Actiengesellschaft gebaut, während die erste Klasse sich ihre Gebäude nach ihrem Gebrauch und Geschmack mit Hülfe der beiden letzten Einwandererklassen aufzubauen hat. Die Gesellschaft sorgt dabei für die erste Unterkunft der Einwanderer, indem sie dieselben entweder in bereits vorhandenen Gebäuden unterbringt oder größere Schup-

ren u. dgl. für die erste Zeit errichten läßt. Bei dieser Gelegenheit wird das der Gesellschaft verbleibende Stammgut für die Einwanderer vom höchsten Nutzen sein. Die Gesellschaft sorgt ebenso dafür, daß die Ankömmlinge Vieh und Ackergeräthe zu einem verhältnißmäßig billigen Preis erlangen können.

Auf diese Weise erhalten die Einwanderer nicht nur einen möglichst billigen Grund und Boden, sondern sie gewinnen auch durch das Stammgut, das die Gesellschaft anfänglich selbst verwalten läßt, einen festen Halt, und das mitgebrachte, gerichtlich nach- und baar vorzuweisende Vermögen wird sie in den Stand setzen, ihr Gewerbe mit Vortheil zu beginnen. Das nachfolgende Beispiel dürfte einen Anhalt hinsichtlich der Vertheilung des Grund und Bodens sowie, annähernd, hinsichtlich des Preises einer Parcelle gewähren.

Nehmen wir an, die Gesellschaft kauft eine Herrschaft von 10000 Joch zu 500000 Fl. Von dieser Jochzahl erhalten:

Die Gesellschaft als Gewinnantheil		1000 Joch	
Geistliche, Schullehrer u. s. w.		120 „	einschließlich des entsprechenden Antheils an einem bereits vorhandenen oder in Cultur zu nehmenden Walde.
Ackerbautreibende Einwanderer als Gutsbesitzer	30 Parcellen zu 100 Joch	3000 „	
	40 „ „ 60 „	2400 „	
	91 „ „ 30 „	2730 „	
Handwerker und Tagelöhner *)	50 Häuslerparcellen zu 10 Joch	500 „	
	50 „ „ 5 „	250 „	
	Summa	10000 Joch	
Nach Abrechnung der beiden Posten von		1120 „	
welche der Gesellschaft sowie der Kirche und Schule reservirt sind, bleiben demnach		8880 Joch	

die den Kostenpreis von 500000 Fl. zu tragen haben würden. Es entfällt somit auf ein Joch der Preis von 56 Fl. 12 Kr. Rechnet man hierzu noch die Zuschläge für Kirchen und Schulenbau, Unkosten u. s. w. im Betrage von 1 Fl. 48 Kr. auf das Joch, so kostet dem Einwanderer im ganzen ein Joch gutes Land etwa 58 Fl. — ein Preis, den man sicherlich nicht als zu hoch bezeichnen kann. Wir sind überzeugt, daß es in Sachsen, Preußen, Braunschweig, Hannover und andern deutschen Ländern genug bemittelte Bauernsöhne gibt, welche die Gelegenheit mit Freuden ergreifen würden, sich unter solchen Bedingungen in Ungarn niederzulassen.

Wenn wir die Bestimmung aufstellen, daß jeder Grundbesitzer sich sein Haus, seine Ställe u. s. w. selbst bauen solle, so nehmen wir an, daß es dem einwandernden Bauer viel heimischer sein wird, wenn er im Stande ist, sich ein Haus zu bauen, das dem ähnlich, in welchem er geboren und gelebt, seine Wirthschaftsgebäude so einzurichten, wie die waren, welche er daheim verlassen hat. Um ihm nun aber auch die Gelegenheit zu verschaffen, diese Bauten auszuführen, ist unumgänglich nöthig, ihm die nöthigen Baumaterialien zu verabreichen, sowie auch die nöthigen Handlanger und Tagelöhner zu verschaffen. Das erstere wird ohne große Schwierigkeiten ausführbar sein; das letztere wird dadurch erzielt, daß man nicht nur Ansässigkeiten für Grundbesitzer ausscheidet, sondern auch noch solche für ländliche Arbeiter und Handwerker. Diese letztern Einwanderer müssen natürlich ihre Wohnungen bereits vorfinden, sie vor der Hand, gewissermaßen, nur in Pacht nehmen, später aber durch Fleiß und Sparsamkeit sich erwerben können. Unter Umständen mag es aber auch, wie neuerdings gemachte Erfahrungen beweisen, zweckmäßig sein, die neuen Bauernwirthschaften im voraus mit den nöthigen Wirthschaftsgebäuden zu versehen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie den Ankömmlingen nicht völlig entsprechen. Eine Colonialgesellschaft wird vor allem billiger bauen als der einzelne, der Landesverhältnisse noch unkundige Einwanderer. Dann aber wird dem einzelnen Ansiedler das Vorfinden der Gebäulichkeiten sehr oft insofern erwünscht und vortheilhaft sein, als er im Beginn seiner Niederlassung Zeit und Kräfte nicht zu zersplittern braucht, sondern seine Thätigkeit sofort und ungetheilt auf den Betrieb der Wirthschaft richten kann.

Was den Nutzen anlangt, den die Colonisationsgesellschaft selbst aus solchen Ansiedelungen erlangen würde, so steht es wol außer Zweifel, daß derselbe kein unbedeutender sein kann. Abgesehen davon, daß die Gesellschaft, außer den vorhandenen Gebäuden, Regalien, Rechten u. s. w., noch den zehnten Theil des Grundareals ohne Entgeld erhält, so dürfte dieser Besitzantheil schon

*) Da der Gutspreis nach dem Jochpreise berechnet wird, so können auch nach Bedürfniß mehrere Häuslerparcellen zusammengenommen und an Gutsbesitzer verkauft werden, oder umgekehrt.

nach wenig Jahren durch die ihn umgebenden Culturen der Ansiedler so im Werthe steigen, daß man bei einem spätern Verkaufe mindestens den doppelten, wenn nicht dreifachen Preis, und somit in wenig Jahren eine Dividende erlangt, die 18—20 Proc. des Anlagekapitals beträgt. Auch dürfte sich der ausgeschiedene Theil sehr gut durch Verpachtung verwerthen, und damit zugleich als Mittel dienen, selbst dieser nicht unwichtigen Klasse von Einwanderern Vorschub zu leisten.

Soll aber eine solche Actienunternehmung von Erfolg begleitet sein, so müssen sich Männer an die Spitze stellen, die allgemeines Vertrauen nicht nur im Kaiserstaate, sondern auch hauptsächlich in den Ländern genießen, aus welchen die Einwanderer kommen sollen — Männer, die in jeder Beziehung als rechtlich gelten und über deren Gewissenhaftigkeit und Moralität kein Zweifel herrscht. Das Vertrauen nämlich zu solchen und ähnlichen Gesellschaftsunternehmungen, welche die Colonisation diesseit oder jenseit des Oceans als Zweck aufstellten, ist gar sehr gesunken, indem die Auswanderer oder die betreffenden Regierungen nicht selten am Ende die Erfahrung machen mußten, daß sie nur bübischen Speculanten in die Hände gefallen wären. Dessenungeachtet läßt sich auf dem Wege der Association, geht man nur mit Vorsicht und Redlichkeit zu Werke, auch hier Großes leisten, und wir sind überzeugt, daß man gerade durch Gesellschaftsunternehmungen in Ungarn das schaffen könnte, was dem Lande noch so sehr fehlt: einen intelligenten, wohlhabenden landwirthschaftlichen Mittelstand und einen zufriedenen und fleißigen ländlichen Arbeiterstand.

Indessen nicht nur durch die Actiengesellschaft, sondern auch durch den einzelnen Besitzer einer Herrschaft, der freiwillig oder gezwungen dieselbe zu veräußern gedenkt, kann jener Plan ausgeführt werden. Der Verkäufer wird durch Aufnahme dieses Plans sogar viel mehr erlangen, als er durch Veräußerung seiner Besitzungen im ganzen und an einen einzelnen erhält. Besonders wird das Verfahren denjenigen Grundbesitzern von Nutzen sein, die sich mit einem Theile der Werthssumme ihrer Besitzung helfen könnten. Parcelliren dieselben in der angegebenen Weise nur die Hälfte oder zwei Drittel ihrer Fluren, so wird ihnen dann möglicherweise noch ein sehr schönes Gut bleiben, das mit der Zeit, wenn ringsherum alles cultivirt ist, denselben Preis erlangen dürfte, den gegenwärtig die ganze Herrschaft hat. Freilich würde in einem derartigen Falle der betheiligte Grundbesitzer nicht so leicht auf Ratenzahlungen eingehen können, als dies bei Kapitalisten der Fall ist, die ihr Geld nur sicher und mit Gewinn unterbringen wollen; denn dem Gutsbesitzer wird natürlich daran gelegen sein müssen, das baare Kapital sobald als möglich in seine Hände zu bekommen. Doch ist es unzweifelhaft, daß ein Gutsherr, in solcher Lage, auch Käufer finden wird, die ihre Parcelle baar auszahlen, ebenso wie es feststeht, daß er einen weit höhern Kaufpreis erlangt, wenn er die Tausende von Jochen in Parcellen von 100 und 200 Joch theilt, als wenn er das Ganze in einem Stück losschlägt.

Wir haben schon darauf hingedeutet, daß die Einführung eines zweckmäßig geregelten Pachtsystems für Ungarn höchst wichtig und ersprießlich sein würde. Man kann mittels eines solchen Pachtsystems ebenfalls die Herbeiziehung eines intelligenten landwirthschaftlichen Mittelstandes ermöglichen, während auf der andern Seite die größern Gutsbesitzer durch die Verpachtung ihrer Gründe einen weit sicherern und höhern Reinertrag erlangen werden, als dies gegenwärtig durch die Selbstregie geschieht. Und doch können sich die größern Grundherren noch so wenig dazu verstehen, die Selbstbewirthschaftung aufzugeben. Es gibt viele große Herrschaftsbesitzer in Ungarn, die als Reingewinn ihrer Äcker nicht mehr als 2 Fl. auf das Joch einnehmen. In manchen Fällen müssen sie auch noch von diesen 2 Fl. die Steuer zahlen. Die Verpachtung ihrer Felder würde ihnen aber in den meisten Fällen 4—6 Fl. für das Joch einbringen, und dabei trüge der Pachter auch noch die Steuern und Abgaben. Es sind uns Besitzer bekannt, die 10 Fl. Pachtgeld für das Joch verlangten, während sie doch durch Selbstbewirthschaftung nur $1\frac{1}{2}$—2 Fl. erzielen konnten. In neuerer Zeit haben sich darum unter solchen Verhältnissen viele Stimmen für Einführung eines zweckmäßigen Pachtsystems erhoben, und es dürfte endlich doch die Zeit eintreten, wo man in Ungarn zum Vortheile des einzelnen wie des Ganzen willigere Verpächter fände als gegenwärtig. Was insbesondere den Pachtungen hinderlich, ist die große Ausdehnung der zu verpachtenden Güter, die oft ein Areal von 10—30000 Joch und darüber umfassen. Um solche Herrschaften zu übernehmen, finden sich allerdings nur wenige Pächter. Dagegen wird man wol den Zweck erreichen, wenn man, wie es in England geschieht, den Boden nach Lage und Beschaffenheit in angemessene Parcellen theilt und diese an tüchtige und erfahrene Landwirthe verpachtet. Nicht nur, daß die Besitzer auf diese Weise einen weit höhern Reingewinn erzielen müssen als durch die Verpachtung en bloc, sondern die Cultur und der Bodenwerth würden dadurch eine unermeßliche Steigerung erfahren.

Der Staat als Förderer der Einwanderung.

Ehedem war es, wie wir gesehen haben, hauptsächlich die Regierung selbst, welche die Einwanderung in Ungarn mit Aufbietung bedeutender pecuniärer Mittel betrieb. Wenn auch nicht alle Versuche dieser Art Erfolg hatten, sind doch aus denselben Colonien hervorgegangen, welche, wie die im Banat, gegenwärtig zu den reichsten Gemeinden des Landes gehören, und die das System der Colonisation auf das glänzendste rechtfertigen. Mit dem Beginn dieses Jahrhunderts hörte, mit geringen Ausnahmen, die Colonisation auf Staatskosten auf. Nach Beendigung des letzten Revolutionskriegs glaubte man, die Regierung würde die Colonisation in Ungarn durch directe Staatsunterstützung wieder aufnehmen; aber diese Erwartung ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Regierung hält zwar, wie man versichert sein kann, die Einwanderung und Colonisation für zweckmäßig, will es aber dem Bedürfnisse der Privaten überlassen, Arbeitskräfte und Kapitalien in das Land zu ziehen. Dies scheint auch in der That der richtigste Weg zu sein. Denn der Regierung stehen, abgesehen von anderm, schon nicht — wenigstens für jetzt nicht — die bedeutenden pecuniären Mittel zu Gebote, welche die Colonisation im großen erfordert. Dagegen wird die Regierung, wenn nicht alle Voraussetzungen täuschen, die Bemühungen der Privaten in dieser Richtung nicht hindern, sondern vielmehr dieselben durch ihre Anordnungen fördern und unterstützen. Diese Unterstützung dürfte aber hauptsächlich und am zweckmäßigsten in Folgendem bestehen:

1) Die Staatsregierung soll die politischen Organe Ungarns u. s. w. auffordern, die nöthigen Erhebungen an Ort und Stelle vorzunehmen, und den sich etwa bildenden Einwanderungsgesellschaften oder selbst einzelnen Einwanderern die nöthige Auskunft über Werth des Grund und Bodens, Absatz-, Bevölkerungs- und klimatische Verhältnisse, über die vorhandenen Nationalitäten, die momentanen Unterkunftsmittel u. s. w. zu gewähren. Diese Unterstützung wird in den meisten Fällen für das Gelingen einer Colonisation von hoher Wichtigkeit sein, denn, wenn auch vorauszusetzen, daß die Unternehmer persönlich das Colonisationsobject in Augenschein nehmen und prüfen, so kann doch der Fremde nicht in kurzer Zeit alle jene Verhältnisse durchdringen, die für eine Einwanderung in Masse wichtig sind. Ebenso dürfte es höchst erwünscht sein, wenn die österreichischen Gesandtschaften und Consulate im Auslande direct mit den sich etwa in jenen Ländern bildenden Auswanderungsvereinen in Verbindung träten, und die Aufmerksamkeit derselben auf jene Gegenden hinlenkten, die sich vornehmlich zur Colonisation eignen. Der Umstand, daß die Einwanderer von vornherein überzeugt sind, die Regierung billige ihr Unternehmen und unterstütze dasselbe, wenn auch nicht direct, wird wesentlich dazu beitragen, die Einwanderer zu ermuthigen und in ihrem Unternehmen zu bestärken. Auf der andern Seite werden aber auch die Gesandtschaften die Verpflichtung haben, nur solche Elemente nach Ungarn zu leiten, die wirklich Aussicht geben, in diesem Lande fortzukommen und demselben zu nutzen. Sollten sich außerhalb Österreichs Actiengesellschaften zur Beförderung der Einwanderung nach Ungarn bilden, so hätten die Gesandtschaften sich alsbald mit diesen in Verbindung zu setzen, und mit Strenge darüber zu wachen, daß die Unternehmer Männer seien, zu denen die Auswanderer Vertrauen haben können. Nicht nur die Staatsregierung und die Unternehmer, auch die Einwanderer müssen Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg des Unternehmens erlangen.

2) Die Staatsregierung soll den Einwanderern einige Begünstigungen zu Theil werden lassen, durch welche sie selbst keine erhebliche Einbuße erfährt. Es soll keine volle Steuerfreiheit, wie es ehedem geschah, gewährt werden. Zweckmäßig würde es aber sein, wenn die Abgaben und Steuern, die bisher auf dem ungetheilten Gute gelegen, nicht sofort infolge der erhöhten Cultur auf den Parcellen gesteigert würden, sondern daß die Ansiedler 10—15 Jahre hindurch nur den frühern Steuerbetrag zu entrichten hätten. Für den Staat erwächst dadurch kein unmittelbares Opfer. Es besteht auch schon eine Verordnung, nach welcher eine funfzehnjährige Steuerfreiheit für Rodungen und urbar gemachte Felder ausgesprochen ist. Ein mächtiges Anziehungsmittel würde es sein, wenn die Einwanderer wenigstens für sich und für die mitgebrachten, außerhalb Ungarn geborenen Kinder die Befreiung vom Militärdienste zugesichert erhielten. Könnte diese Befreiung auch auf die in Ungarn geborenen Kinder der Einwanderer ausgedehnt werden, so würde der Erfolg dieser Maßregel sich noch günstiger gestalten.

3) Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Regierung die Einwanderung auch solcher Familien, die nur dem ländlichen Arbeiterstande angehören, in zweckentsprechender Weise fördern wollte. Sie würde sich zuvörderst mit denjenigen Grundbesitzern in Verbindung setzen

müssen, die auf ihren Gütern Arbeiterfamilien unter vorher festgestellten Bedingungen anzusiedeln wünschen, und bei Abschließung der Verträge namentlich darauf zu sehen haben, daß der eben erst beseitigte Robotdienst unter der einen oder andern Form nicht wieder ins Leben träte. Der Herbeiziehung dieses wichtigen Einwanderungselements könnte aber die Regierung einen wesentlichen Vorschub leisten, wenn sie die verschiedenen Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsdirectionen dahin zu bestimmen vermöchte, daß die Arbeiterfamilien, wenn auch nicht ganz unentgeltlich, doch zu ermäßigten Preisen Beförderung erhielten. Die Reisekosten sind es hauptsächlich, welche das Einströmen von kapitallosen Einwanderern hindern.

4) Die Staatsregierung soll die Überwachung der neuen Ansiedelungen übernehmen, und hauptsächlich darauf ihr Augenmerk richten, daß die Einwanderer in keiner Weise verkürzt und daß die ihnen gemachten Versprechungen pünktlich gehalten werden.

So wichtig die Colonisation für Ungarn, und so wohlthätig die Ansiedelung in diesem Lande in den meisten Fällen auch für die Einwanderer selbst sein muß, so wird man sich doch immer vor jeder Übereilung zu hüten haben. Eine allmähliche Einwanderung — dies unterliegt keinem Zweifel mehr — erfolgt sogar schon von selbst. Wie viel größer werden aber die Erfolge sein, wenn man umsichtig und planmäßig zu Werke geht, und sich namentlich angelegen sein läßt, den Auswanderungsstrom in die rechten Kanäle zu leiten. Die Vortheile, welche die Cultivirung Ungarns durch Deutsche nach sich ziehen muß, beschränken sich nicht nur auf dieses Land und die österreichische Gesammtmonarchie, sondern sie berühren auch Deutschland. Es ist für die Machtentfaltung und die Handelsinteressen des deutschen Volks von unendlicher Wichtigkeit, auch in den mittlern und untern Donauländern festen Fuß zu fassen. Schon befahren französische Dampfer den freien Donaustrom; schon haben sich in Serbien Actiengesellschaften gebildet, die Belgrad zum Stapelplatze französischer Waaren und Handelsartikel, die Walachei zum Emporium belgischer Fabrikate machen wollen. Binnen kurzem werden die fremden Nationalitäten noch weiter gehen, und die Deutschen haben nur Sorge zu tragen, daß ihnen das Übergewicht im Donauhandel nicht entrissen werde. Ungarn, das Land der Zukunft, ist insbesondere ein solches für Deutschland: es ist berufen, einer der wichtigsten Stapelplätze für deutschen Handel und deutsche Industrie zu werden. Während die Natur Ungarn zu einem Agriculturstaat ersten Ranges gemacht, hat Deutschland infolge der geschichtlichen wie geographischen Verhältnisse die Mission, in diesem Lande Handel und Industrie einzubürgern. Das große Deutschland wird damit zugleich seine Machtstellung nach dem Orient hin sichern.

* * *

Die Promulgirung des lange erwarteten und in vorstehendem Aufsatze mehrfach berührten Colonisationsgesetzes erfolgte durch kaiserliche Verordnung vom 23. Dec. 1858. Das Gesetz, wirksam für die Königreiche Ungarn, Kroatien, Slawonien, die Serbische Wojwodschaft mit dem Temeser Banat und das Großfürstenthum Siebenbürgen, stellt die Begünstigungen fest, welche der Staat den „neuentstehenden landwirthschaftlichen Ansiedelungen“ in den gedachten Ländern gewährt, sowie die Bedingungen, unter welchen die Begünstigungen erlangt werden können. Die 17 Paragraphen des hochwichtigen Gesetzes lauten also:

I. Begünstigungen neuentstehender Gemeinden.

§. 1. Örtlich zusammenhängende Ansiedelungen sind im Sinne dieser Verordnung als eine neuentstehende Gemeinde anzusehen und zu behandeln, wenn a) die Ansiedelung bleibend und auf einer als Eigenthum erworbenen Feldmark gegründet wird; b) wenn der die Gemeindegemarkung bildende zusammenhängende Flächeninhalt der Ansiedelung mindestens 1000 Joche zu 1600 wiener Quadratklaftern culturfähigen Bodens beträgt, und wenn c) mindestens für 50 Familien selbständige Wohnungen errichtet werden.

§. 2. Um auf die für neuentstehende Ansiedlergemeinden bewilligten Begünstigungen Anspruch machen zu können, müssen a) die Ansiedler der neuen Gemeinde demselben Volksstamme und demselben Religionsbekenntnisse angehören; b) von dem culturfähigen Boden der Gemeindegemarkung muß mindestens die Hälfte des Flächenmaßes einzelnen Häusern als Wirthschaftsbestiftung zugetheilt werden, und jede dieser Wirthschaften muß mindestens eine bleibende und untrennbare Bestiftung von acht Joch zu 1600 Quadratklaftern haben.

§. 3. Den Ansiedlern neuentstehender Gemeinden können folgende Begünstigungen zugestanden werden: a) Nachsicht der von der Gemeindemarkung bisher entrichteten Grundsteuer sammt Zuschlägen für sechs Jahre; b) Befreiung der neuerrichteten Gebäude von der Hauszins- und Hausklassensteuer durch 15 Jahre; c) Befreiung der Ansiedler von der Personal-, Erwerb- und Einkommensteuer erster Klasse durch 15 Jahre; endlich d) Befreiung von der Pflicht zu öffentlichen Arbeitsleistungen bei Straßen- und Wasserbaulichkeiten außerhalb der Gemeindegemarkung durch 15 Jahre.

§. 4. Neuentstehende Ansiedlergemeinden sind durch 10 Jahre zur stabilen Militärbequartierung nur

im Falle eines unausweichlichen Bedürfnisses, zur Bequartierung durchziehender Truppenkörper und zur Vorspannsleistung aber mit der möglichst zulässigen Schonung herbeizuziehen.

II. Begünstigungen der keine neue Gemeinde bildenden Ansiedelungen.

§. 5. Ansiedelungen, welche keine neue Gemeinde bilden, weil sie entweder einzeln ohne örtlichen Zusammenhang errichtet werden, oder, obschon zusammenhängend errichtet, der Zahl und Ausdehnung nach nicht so groß sind, um im Sinne des §. 1 als eine neuentstehende Gemeinde angesehen zu werden, können nur dann Begünstigungen ansprechen, wenn sie bestiftete Wirthschaften sind, in das freie und ungetheilte Eigenthum des Ansiedlers übergehen und bei neuentstehenden Wirthschaften die Bestiftung mindestens acht Joch zu 1600 Quadratklaftern umfaßt.

§. 6. Den in §. 5 gedachten Ansiedelungen können die im §. 3 aufgezählten Begünstigungen ebenfalls zugestanden werden, jedoch die Befreiung von der Grundsteuer sammt Zuschlägen nur für drei Jahre und die übrigen Befreiungen nur für sechs Jahre.

III. Gemeinsame Begünstigungen.

§. 7. Die Verträge, durch welche Ansiedler das Eigenthum ihrer, nach §. 2 oder §. 5 zu Begünstigungen berechtigenden Ansiedelungen erwerben, sowie auch jene Verträge, durch welche mehrere Ansiedler einen gemeinschaftlich erkauften Grund untereinander vertheilen, genießen die Stempel- und Gebührenfreiheit.

§. 8. Die für solche urbar gemachte Gründe, welche zur Zeit der Einführung des Grundsteuerprovisoriums im Wege der Urproduction nicht gepflegt und benutzt waren, bereits zugestandene Befreiung von der darauf entfallenden Grundsteuer sammt Zuschlägen durch 15 Jahre vom Tage der vollzogenen Urbarmachung an, ist nebst den sonst im §. 3 ausgesprochenen Befreiungen den Ansiedlern ungeschmälert zuzuwenden.

§. 9. Auch hat zufolge der Einrichtung der Grundsteuer in diesen Kronländern für ihren Grundbesitz, ungeachtet der vorgenommenen Verbesserung der Culturgattungen, eine Erhöhung der Steuersätze unter der Wirksamkeit des Grundsteuerprovisoriums nicht einzutreten.

§. 10. Die politischen Behörden werden angewiesen, die Ansiedler kräftigst zu schützen, sie bei der Anlage der Wohnungen, Vertheilung der Gründe, Herbeischaffung der Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse, durch Belehrung und Anweisung zu unterstützen und das Gedeihen der neuen Ansiedelung mit Umsicht zu fördern.

IV. Besondere Begünstigungen der aus dem Auslande einwandernden Ansiedler.

§. 11. Ansiedlern, welche aus dem Auslande einwandern und sich mit einem von ihrer Heimatsbehörde ausgestellten, von der betreffenden österreichischen Gesandtschaft bestätigten legalen Zeugnisse über Vermögen, Erwerbsfähigkeit und unbescholtene Aufführung ausweisen, kann mit der Bestätigung des Ansiedelungsvertrags auch die österreichische Staatsbürgerschaft verliehen werden.

§. 12. Die aus dem Auslande einwandernden Ansiedler, welche eine nach §. 2 oder §. 5 zu Begünstigungen berechtigende Ansiedelung eigenthümlich erwerben, haben für sich und ihre im Auslande geborenen Söhne die Befreiung von der Militärpflicht zu genießen.

§. 13. Alle einwandernden Ansiedler, welche einer in Österreich anerkannten christlichen Confession angehören, werden der diesen Confessionen gewährleisteten freien Religionsübung theilhaftig.

§. 14. Die Habschaften der Einwanderer sowie auch Maschinen, Ackergeräthschaften, Handwerkszeug, insofern diese Gegenstände zu deren eigenem Gebrauche bestimmt und ihren Verhältnissen angemessen sind, dann dasjenige Nutz- und Arbeitsvieh, welches zur Instruirung ihrer Wirthschaften bestimmt ist, sind vom Zoll befreit, wenn sich die Einwandernden mit ihren bestätigten Ansiedelungsverträgen ausweisen.

V. Zuerkennung der gestatteten Begünstigungen.

§. 15. Die Statthaltereien und Statthaltereiabtheilungen sind ermächtigt, die für neuentstehende Ansiedelungen als zulässig erklärten Begünstigungen von Fall zu Fall zuzuerkennen. Gutsbesitzer, welche Grundstücke für zu errichtende Ansiedelungen zu verkaufen, sowie Ansiedler, welche zu dem gedachten Zwecke Grundstücke zu erwerben beabsichtigen, müssen dann, wenn sie die für neue Ansiedelungen als zulässig erklärten Begünstigungen erlangen wollen, das beabsichtigte oder abgeschlossene Verkaufs- oder Kaufsgeschäft jedenfalls vor Beginn der Errichtung der Ansiedelungen und spätestens vier Wochen nach dem Vertragsabschlusse zur Kenntniß der gedachten Landesbehörde bringen und jene Begünstigungen genau bezeichnen, welche sie nach den erlassenen Bestimmungen beanspruchen zu können erachten.

§. 16. Die Zuerkennung der Begünstigungen hat gleichzeitig mit der Bestätigung der Verträge, durch welche die Ansiedler das Eigenthum der neuentstehenden Ansiedelungen erwerben, zu geschehen. Die Bestätigungsclausel hat jede zugestandene Begünstigung, deren Anfang und Dauer genau zu enthalten.

§. 17. Verträge dürfen nur dann bestätigt werden: a) wenn der Ansiedler das freie, ungetheilte Eigenthum der neuentstehenden Ansiedelung erlangt; b) wenn für die etwa ausbedungenen Leistungen ausdrücklich die zeitliche Dauer und die Ablösbarkeit im Vertrage selbst festgesetzt ist; c) wenn sie keine den bestehenden Gesetzen oder Verordnungen widerstreitende oder dem Gedeihen der Ansiedelung abträgliche Nebenbedingungen enthalten; endlich d) wenn zur Deckung der Bedürfnisse für Kirche und Schule eine angemessene Vorsorge getroffen ist.

Hierzu unsererseits nur noch einige kurze Bemerkungen. Das Gesetz ist in der That auf die Begründung eines freien landwirthschaftlichen Mittelstandes gerichtet, der Ungarn und dessen ehemaligen

Nebenländern vor allem fehlt, und gewährt unter diesem Gesichtspunkte dem vermöglichern Einwanderer und Ansiedler eine Reihe wichtiger Vortheile, welche die in dem obigen Aufsatze gestellten Forderungen bei weitem übertreffen. Die Herbeiziehung von solchen Einwanderern, welche kein anderes Kapital als ihre kräftigen Arme mitbringen können, ist dagegen im Gesetze weniger vorgesehen. Die geringste neue Wirthschaftsanlage soll mit mindestens acht Joch freien Grundeigenthums bestiftet sein. Abgesehen von Bau-, Reise- und andern Kosten, setzt schon die Erwerbung eines solchen Bodenstücks durchschnittlich immer ein baares Vermögen von 500 Fl. voraus. Außerdem aber wird die sorgfältige Bewirthschaftung auch dieses kleinen Guts den Eigenthümer und seine Familie in der Regel so in Anspruch nehmen, daß auf Zeit und Lust zur Lohnarbeit bei größern Gutsbesitzern wenig zu rechnen ist. Nach dem, was der Verfasser über Mangel an ländlichen Arbeitern in Ungarn sagt, dürfte also zur Erreichung eines gründlichen Erfolgs nachträglich auch dieser schwierige, aber hochwichtige Punkt von der Regierung ins Auge zu fassen sein. Die Bestimmung, wonach die Ansiedler, welche eine neue Gemeinde bilden, demselben Volksstamme und demselben Religionsbekenntnisse angehören müssen, erscheint als eine sehr hemmende Beschränkung, mag aber vielleicht der national und confessionell bereits aufs äußerste zersplitterten Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens gegenüber aus mehrfachen Gründen sich rechtfertigen lassen. Das Recht der „freien Religionsübung", d. h. das Recht zum confessionellen Leben auf Grund der Lehre und der innern Verfassung, das allen Einwanderern gewährleistet wird, welche zu einer der in Österreich anerkannten Confessionen gehören, hat im Grunde nur Bezug auf Mitglieder der beiden protestantischen Confessionen, ist jedoch für protestantische Einwanderer aus dem nichtösterreichischen Deutschland keinenfalls eine hinreichende, überhaupt gar keine Concession. Für diese genügt nicht mehr die Religionsfreiheit, wie sie hier verstanden wird, sondern sie bedürfen der Verbürgung ihrer „kirchlichen Freiheit", die sich ausspricht in einer festgesicherten Kirchenverfassung gegenüber der Staatsgewalt und in der vollkommenen Parität gegenüber den andern Confessionen, d. h. hier der römisch-katholischen Kirche. Die Unabhängigkeit der Kirchen vom Staate sowie ihre Gleichstellung untereinander besteht allerdings auch in Österreich im Princip, aber von der praktischen Durchführung dieses Princips ist man noch weit entfernt, ja weiter als je seit der Abschließung des Concordats. Solange man in Österreich diese wirkliche religiöse und kirchliche Freiheit nicht gewährleistet und zur entschiedenen Durchführung im bürgerlichen Leben bringt, wird das protestantische Deutschland, trotz der übrigen großen Zugeständnisse des Colonisationsgesetzes, wol schwerlich seine wohlhabende, gebildete, die religiöse wie bürgerliche Freiheit würdigende Bevölkerung in Masse an die Donau senden. D. Red.

Marschall Pélissier, Herzog von Malakow.

Es gibt Männer, die in der Uniform aufgehen, die nur der Moral der Uniform leben, aber dafür auch niemals gegen diesen Codex sui generis sündigen. Es ist in unsern frühern Charakteristiken französischer Militärs hinlänglich hervorgehoben, unter welchen Bedingungen der Soldatenstand als Symbol und Werkzeug der bestehenden Autorität frei von moralischer Verantwortlichkeit sei. Wenn diejenigen enthüllt zu werden verdienten, welche in schwankender Zeit nur deshalb nicht umfielen, weil goldene Stützen und künftige Marschallstäbe ihren Muth aufrecht erhielten: so kann man dagegen ohne jegliche taciteische Anwandelung das Leben eines Mannes erzählen, der zur Noth durch die zwei Worte gekennzeichnet wäre: Franzose, Soldat.

Marschall Pélissier mag seine persönlichen Sympathien gehabt haben; wer weiß welche verzeihliche Vorliebe noch jetzt hinter allen den Ordenssternen auf seiner Brust haust; der hartgesottene Krieger hat mehr als einmal bewiesen, daß er Herz besitzt und Herz zu verrathen im Stande ist, ohne nach dem Tagesbefehle zu blicken, ohne sogar einen Herrn über sich anzuerkennen. Aber Pélissier hat zu seiner soldatischen Laufbahn niemals etwas anderes gebraucht als soldatische Eigenschaften; sein Avancement verdankt dem Lächeln und dem Kratzfuß nichts; er hat die Tuilerien nie betreten als auf Ordre, das Elysée niemals. Er hat die Präsidentschaft und das Empire nicht angerufen, im Gegentheil das Empire bedurfte seiner. Er war derselbe gerade stramme Mann, als Kapitän in Afrika wie als Gesandter zu London.

Die imperialistische Presse in Frankreich, da sie Pélissier nicht bedeutend zu machen brauchte, sintemal er es ohne sie geworden war, hat ihn übertrieben. Wir, die wir ihn bedeutend vorfinden, werden ruhig und wahrhaft das richtige Maß einhalten, im Namen der Gerechtigkeit dem Marschall auch wider seine Panegyriker beispringen. Wenn er kein Kleber, kein Moreau, kein Ney, Masséna und Soult, auch kein Bugeaud ist, so war er doch mit Bosquet der einzige, der zum obersten Commando einer französischen Armee in Europa das nöthige Zeug hatte. Wäre die Auswahl größer gewesen, so möchte Pélissier wol als Divisionsgeneral in Algerien geblieben sein, ganz bestimmt aber wäre er nicht über den Corpscommandanten in der Krim hinausgekommen.

Jean Jacques Aimable Pélissier erblickte das Licht der Welt im Departement der

Nieder-Seine zu Maromme, am 6. Nov. 1794, ist also gegenwärtig in seinem fünfundsechzigsten Jahre. Europa kennt ihn, mit Ausnahme der Dahara-Episode von 1846, erst seit 1855, wo der Marschall schon die sechzig passirt hatte. Indessen das ist das Los des wirklichen Soldaten in kriegloser Zeit. Man erzählt als bedeutungsvollen Umstand, daß das Kind einem Pulvermagazine gegenüber geboren wurde. Was will das sagen, da Pélissier auf einem Pulvermagazin geboren ward! Oder was war Frankreich im Jahre 1794 anders? Zum Unglück für die martialische Bestimmung des Kleinen flog in den nächsten zwanzig Jahren alles in die Luft, was überhaupt springen sollte, bis auf den großen Napoleon selbst. Als Jean Jacques im Alter von 20 Jahren das Lyceum zu Brüssel verließ, am 14. Juni 1814, war Napoleon schon über vier Wochen auf Elba; und als er am 18. März 1815 aus der Kriegsschule zu La Flèche trat, um Secondelieutenant zu werden, war Napoleon schon wieder in Paris, um drei Monate später für immer beseitigt zu werden. Nebenbei gesagt, zeigte sich bei dem jungen Pélissier nichts von frühreifer Genialität.

Er wurde bei der friedlichen „Artillerie des königlichen Hauses" angestellt, er hatte keine Tradition, keinen Haß und keine Liebe. Als der diplomatische Krieg von 1823 beschlossen war, ging Pélissier als Lieutenant und Adjutant des Generals Grandler mit nach Spanien, um die Liberalen zu unterdrücken. Wahrscheinlich als Adjutant erhielt er den Ferdinandsorden sowie das Kreuz der Ehrenlegion. Drei Jahre später, 1826, half er als Adjutant des Generals Durieux die Griechen vom türkischen Joche befreien; er erhielt wegen bewiesener Tapferkeit beim Sturm auf das Schloß Morea den hellenischen Erlöserorden und den französischen Orden des heiligen Ludwig; auch wurde er Kapitän.

In die algerische Armee trat er sofort bei ihrer Bildung ein, diente unter Bourmont, wurde Bataillonschef beim Generalstabe und 1830 Offizier der Ehrenlegion. Er zählte 36 Jahre und hatte folglich als Nichtadelicher seinen Weg rasch genug gemacht. Sicherlich hatte er jedoch auch keine politischen Scrupel erregt.

Von 1831—39 diente Pélissier im Innern Frankreichs als Adjutant verschiedener Militärinspectoren und lernte im Kriegsministerium die Organisation der ganzen Armee kennen. Am 2. Nov. 1839 kehrte er als Oberstlieutenant nach Afrika zurück, um dort bis 1855 zu verbleiben. Jetzt erst begann seine militärische Carrière: von Natur kaltblütig, entschieden, kurz angebunden, mit richtigem Blicke ausgerüstet; durch Erfahrung mit der Einrichtung und den Bedürfnissen eines großen Heeres vertraut, mit Leichtigkeit über alle erforderlichen taktischen Combinationen verfügend, nahm er sich auf dem Gebiete der kriegerischen Praxis einen der ersten Soldaten Frankreichs zum Muster, den Marschall Bugeaud. Bugeaud hatte sich durch seine Gefangenwärterschaft zu Blaye die Legitimisten und die Romantik auf den Hals geladen; die Republikaner setzten das „Massacre der Rue Transnonain" (1832) in Curs, obgleich Bugeaud diesmal unschuldig war. Er ist mit dem Rufe eines Knechts Ruprecht von hinnen gegangen, obgleich er nichts weniger als ein Serviler war. Im Jahre 1848, als es galt das gesammte Volk in Waffen zu bekämpfen, weigerte sich der Marschall, und 1849 war er der einzige auf der rechten Seite der legislativen Nationalversammlung, der ein Verständniß mit Ledru-Rollin anzubahnen suchte, um die Republik zu erhalten. Bugeaud war ein ganzer General, sowol Administrator als Stratege; von ihm hat der Soldat stets gesagt, daß er der „Vater" seiner Truppen sei. Bugeaud hat sein enormes Doppeltalent nur auf der undankbaren algerischen Erde zeigen können; ein europäischer Krieg würde ihn unfehlbar über alle Lebenden, wer weiß über manche sehr berühmte Todte erhoben haben. Das positive Element Bugeaud's, das sorgsame Verwalten des eroberten Landes, die Pflugschar, die er stets in der Linken trug, wenn die Rechte das Schwert führte, ist spurlos an Pélissier vorübergegangen; aber das rasche Zerstören, das muthige Dreinhauen, das „Niemals Zurück" hat er ihm trefflich abgesehen, oder vielmehr nach seinem Vorbilde aus sich selbst heraus entwickelt.

Oberstlieutenant Pélissier betheiligte sich 1841 bei der Expedition gegen das Tagdempt und bei dem Kampfe im Oued-Melah; 1842 war er mit im Schelif; 1843 bei dem Treffen mit den Flitas. Er wurde zum Obersten befördert. Am 15. Juni 1840 hatte er eine Kugel in die Schulter bekommen (im „Olivenwald", bois des oliviers); 1842 bei dem Zuge nach Maskara eine Kugel in den rechten Arm. Noch im Jahre 1843, nach dem Kampfe wider den Stamm der Flitas, führte er eine Colonne wider den Stamm des Dahara, und erhielt das Commandeurkreuz der Ehrenlegion, als er mit seiner Brigade aus dem Ouarensenis zurückkehrte. Im Jahre 1844 war er als Unterchef des Generalstabs der afrikanischen Armee in der Schlacht von Isly, wo Marschall Bugeaud dem verrätherischen Übermuthe der Marokkaner ein Ziel setzte.

Die berühmte Höhlenräucherung von Dahara fällt ins Jahr 1846. Die Franzosen verfolgten seit längerer Zeit die Ouled-Fellaha und Ouled-Baaskouna (einen Zweig der Beni-Zerouel); die Felsenklüfte des Dahara dienten den wildesten und gefährlichsten Stämmen zum regelmäßigen Schlupfwinkel. Die französische Armee hatte an diese Höhle glauben müssen, jede Verfolgung des Feindes wurde hier unmöglich; zahlreiche Opfer waren in diesen Klüften gefallen. Ein unvermeidlicher Tribut an Leichnamen ward hier alljährlich von den Eroberern gezahlt. Dem sollte ein Ende gemacht werden; man sah sich nach dem rechten Mann für das Werk um, und hatte ihn sehr bald herausgefunden. Wo es Rücksichtslosigkeit galt, da schwebte Pélissier auf aller Lippen. Pélissier erzählt die Sache selbst folgendermaßen in seinem fast eleganten Säbelstil: „Wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe meldete, verließ ich Mostaganem am 27. April, um in den Dahara vorzudringen. Am ersten Tage übernachtete ich zu Mechera-el-Hadschour, und den folgenden Tag, den 28., führte ich meine Colonne nach Selfoura, wo der Khalifa Sidi-Laribi zu mir stoßen wollte. Die Bevölkerung dieses Gebiets erwartete mich sicher nicht in ihrer Mitte; als ich zu Selfoura ankam, sahen die Reiter des Gum die Leute nach den bekannten Höhlen der Ouled-Fellaha und Ouled-Baaskouna fliehen. Man setzte ihnen nach, um die Fliehenden nebst ihren Heerden vor dem Eingange der Höhlen zu erreichen. Wir hatten dort einen Jäger getödtet, einen andern verwundet; die Füsilade dauerte fort, bis alle Flüchtigen in den Höhlen waren und die Heerden sich außer dem Bereich ihrer Schüsse befanden. 1500 Stück Vieh wurden ins Lager gebracht, mehrere Feinde erlagen unter unserm Feuer. Wir hatten im Bataillon der Eingeborenen einen Tirailleur getödtet, fünf verwundet, einer von diesen starb später."

„Von diesem Augenblick an boten die Beni-Zerouel ihre Unterwerfung an, jedoch unter Bedingungen, die ich nicht annehmen konnte. Ich ließ sie also vollständig einschließen. Am andern Tage, den 1. Mai, unterwarfen sie sich, nahmen alle ihnen auferlegte Bedingungen an, auch die Räumung und Auslieferung ihrer Grotten. An demselben Tage noch drangen wir in diese Schlupfwinkel, und ich ließ von Mostaganem Pulver und die nöthigen Werkzeuge holen, um sie gänzlich zu zerstören. Es schien mir keinen Anstand zu haben, daß ich hier etliche Tage länger verweilte, um die Operation zu vervollständigen."

Alles kommt auf die Bedeutung der Hieroglyphe an: „vollständig einschließen." Belagert hat der Oberst die Beni-Zerouel nicht; denn auf eine Belagerung ergibt man sich nicht vom Abend auf den Morgen. Die Umzingelung konnte der Feind am 30. April voraussehen, als er zu capituliren sich erbot, dabei aber Bedingungen stellte, die dem französischen Commandanten unannehmbar erschienen. Alle Höhlenbewohner waren nicht todt am 1. Mai, weil ja die Bedingungen Pélissier's angenommen wurden, wahrscheinlich von irgendjemand. Den Überlebenden mußte endlich keine Wahl mehr übrig geblieben sein, denn mit den Grotten des Dahara gab der Stamm seine Freiheit auf, und er war einer der unbändigsten. Es war also nothwendig Aussicht auf ein Schrecklichstes vorhanden. Endlich muß man wissen, daß Pélissier vor den Klüften des Dahara den Rücken nicht frei hatte; auf drei verschiedenen Punkten war der Waffenstillstand von den Arabern gebrochen worden; 200 Gefangene wurden in der Deira Abd-el-Kader's ermordet; ein anderer Trupp Gefangener wurde in der Nähe von Batna von den Arabern hingeschlachtet; zwischen Bugia und Dellys mordeten und plünderten die Kabylen die Mannschaft eines gestrandeten französischen Schiffs. Da resolvirte sich Pélissier kurz, ein furchtbares Exempel zu statuiren. Er ließ nasses Holz vor dem Eingange einer Grotte anzünden, er behandelte die Feinde gleich wilden Bestien. Vor solcher Entschlossenheit half kein Eigensinn mehr. Pélissier betrachtete das als Kriegsrecht. Aber die Weiber und Kinder! ruft man aus. Pélissier antwortete: Und was thun die Bomben, die man in eine belagerte Stadt hineinwirft! Was thut der Hunger innerhalb einer blokirten Festung! Er sandte den gräßlichen Erstickungstod in die natürliche Festung der Beni-Zerouel, und der Dahara hatte aufgehört zu existiren! Die doctrinären Republikaner, die aus allem Pfeile wider Ludwig Philipp und Hrn. Guizot schnitzten, fielen über die Thatsache her und erhuben sie zum Anklageact wider die Juliregierung. Was hat Hr. Guizot nicht leiden müssen, weil er Marokko mit den Worten von der Kriegscontribution befreite: „Frankreich ist reich genug, um seinen Ruhm zu bezahlen!" Wie theuer ist ihm der Apotheker Pritchard nicht zu stehen gekommen, obgleich Robert Peel selbst bezeugt, daß Frankreich fest auf seinem Rechte bestanden habe. Pélissier war ein Ableger Bugeaud's, folglich ein Werk des „Schlosses", des „unbeweglichen Gedankens", folglich ein Monstrum und werth, die Spießruthen der öffentlichen Meinung zu laufen! Pélissier selbst rührte sich nicht bei allem Rumor der Zeitungen, er hüllte sich in seinen

Dienst; die Regierung ernannte ihn zum Maréchal-de-Camp, er war gerechtfertigt. Wie Bugeaud niemals ein Wort darüber verlor, daß er nicht „Rue Transnonain" gewesen, so ließ sich Pélissier ruhig einen „Ausräucherer" schelten.

Das Jahr 1848 änderte nichts in der Attitude dieses ehernen Soldaten. Während andere afrikanische Offiziere ins politische Proscenium traten, verharrte er ruhig in der Militärcolonie, wurde 1850 Divisionsgeneral, commandirte die Division von Oran, und avancirte zum Generalinspector der Infanterie. In Frankreich ereignete sich der Staatsstreich, das zweite Empire wurde ausgebrütet. Pélissier lebte seinem Dienste. Der Scherif Mohammed-Ben-Abdallah wühlte die südlichen Stämme der Araber auf, zunächst Ennacin und Mlili; er ward geschlagen und floh nach Lagouhat; die allgemeine Empörung brach los. General Yussuf kann der Revolte nicht Meister werden; da bricht Pélissier auf. Am 26. Nov. 1853 verläßt er El-Biod, macht 50 Stunden in sechs Tagen, mitten durch empörtes Gebiet hindurch. Am 2. Dec. (dem berühmten Napoleonstage) vereinigt er sich mit General Yussuf; am 3. wird Lagouhat recognoscirt, in der Nacht wird die Batterie zum Breschschießen errichtet; um 7 Uhr morgens am 4. geht das Feuern los; um 10 Uhr ist die Bresche geschossen und der Adler des 2. Regiments Zuaven weht auf den Trümmern von Lagouhat. Der General Bouscaren, der dicht hinter Pélissier ritt, ward von einer Kugel getödtet.

Das eben ausgekrochene Empire sah natürlich mit Wonne eine Feuertaufe, von der noch andere als Franzosen besprengt wurden; sein Augenmerk mußte sich nothwendig auf den unpolitischen Haudegen von Lagouhat richten, der etwas mehr strategisches Talent und einen klangvollern Namen hatte als die Schar der Staatsstreichgenerale, die zudem im gegebenen Augenblick unbequem werden mochten. Da war denn doch eine militärische Celebrität, die für Frankreich einstand. Auch verlangte natürlich der Fatalismus, daß die Affaire von Lagouhat als Decembersieg weit über Verdienst ausgetrommelt wurde. Man hielt also Pélissier in Reserve.

Der orientalische Krieg begann. Wir schreiben hier abermals nicht seine Geschichte; aber wird diese Geschichte einmal wahrhaftig geschrieben, so wird man wol das Fabelhafteste und Unglaublichste zu lesen bekommen, was sich seit dem ersten Massenmorde der Menschheit zugetragen. Zwei Flotten rücken aus wider die russische Flotte; diese zerstört unterdessen ganz gemüthlich die türkische Flotte bei Sinope, den Rest von Navarino! Zwei Heere segeln ab, niemand weiß wohin, die Heere selbst wissen es nicht. Omer-Pascha schlägt rüstig auf die Russen an der Donau; es wird ihm verboten, seinen Sieg auszubeuten. Die Russen geben auf einen Wink die Belagerung von Silistria auf, die Türken müssen aus den Fürstenthümern heraus, die neutralen Österreicher ziehen ein. Man complotirt einen Feldzug zusammen, der Franzosen und Engländer beschäftige, und die Kriegsfurie noch weiter als „hinten in der Türkei" verlege. Dieser entlegene Feldzug erweist sich als gar kein Feldzug, sondern als eine Belagerung; es ist aber auch wieder keine Belagerung, wie sie seit Coehoorn, Vauban, Cormontaigne und Montalembert bekannt sind, sondern eine ganz unmögliche Belagerung, die Belagerung einer halben Stadt, während die andere Hälfte der Stadt völlig offen bleibt und von einer freien Armee gedeckt wird. Da ist eine halbe Stadt, deren Vertheidiger sich rascher und besser verschanzen, als die Belagerer vorzuschreiten im Stande sind; eine lange Weile sind die Belagerer blokirt, auf der bedenklichsten Defensive. Auf der andern Seite ist nicht nur ein verschanztes Lager, das je nach dem Bedürfniß frische Vertheidigungkräfte in die belagerte Hälfte sendet, nicht nur als Entsatzarmee die Schlachtfelder nach Belieben aussucht, sondern das auch im allerungestörtesten Verkehr mit dem größten Reiche Europas verbleibt, in das sich die Truppenmassen von ganz Rußland hineinwälzen. Vor der belagerten Hälfte stehen drei, vier verschiedene Heerestheile, mit drei-, vierfachem Generalcommando; die Engländer wollen nicht was die Franzosen, die Franzosen nicht was die Engländer wollen. Und wenn Franzosen und Engländer wirklich eins und dasselbe wollen, so mischt sich ein anderer „höherer Wille" ein, der aus dem Cabinet heraus große Combinationen dictirt, der alles besser weiß, obgleich er niemals Pulver gerochen hat.

Etliche Lichtstrahlen sind unlängst in dieses Labyrinth geworfen worden durch die „Belagerung von Sewastopol, Tagebuch der Operationen des Genie", von dem General Niel (Paris 1858). Wir müssen gestehen, jene Strahlen dienen kaum zu etwas anderm als zur Beleuchtung der labyrinthischen Gänge, zu der Überzeugung von einer heillosen Verwirrung. In St.-Arnaud's Instruction stand z. B., er solle Kaffa oder Theodosia als Landungsplatz ins Auge fassen, sich von da nördlich wälzen und zuletzt Sewastopol belagern. Die Verkehrtheit

von Süden nach Norden zu operiren, scheint als ansteckendes Fieber in der Luft gelegen zu haben: die Feldherren der Verbündeten wurden gleichsam magnetisch von der Alma über die Farm Mackenzie nach Balaklawa geführt, und scheinen nichts gemerkt zu haben, selbst als Menschikow, aus der Mausfalle heraus, an ihnen vorüberzog. Eupatoria und der Marsch von oben herunter müssen wol mit höllischem Banne belegt gewesen sein! Oder hat man wirklich mit voller Absicht die bewaffnete Macht Westeuropas vor einem wüsten Felsenstein placirt, um den Krieg zu „lokalisiren", um „Feuer und Licht zu bewahren"? General Niel vom Geniecorps, der im Januar 1855 vor Sewastopol ankommt, sieht den Unfug, der hier getrieben worden, ersinnt einen andern Feldzugsplan, der allen gegebenen Bedingungen widerspricht, den niemand ausführen will, und unterhält uns noch nach dem verunglückten Sturm auf den Malakow vom 18. Juni sehr ernstlich von dem Umstande, dies sei „keine gewöhnliche Belagerung". Die Armeeführer beschließen eine chimärische Belagerung, der Ingenieur träumt von einer unmöglichen Campagne: welch verkehrte Welt!

Bis zur Ankunft des kaiserlichen Adjutanten waren alle Kräfte der Belagerer auf die eigentliche Stadt gerichtet gewesen, auf die Central- und Mastbastion; nur die Engländer hatten auf den großen Redan (dritte Bastion) zu gearbeitet. Man sah jetzt ein, daß die Einnahme der Stadt zu gar nichts helfen würde, weil diese von den Werken der Vorstadt Karabelnaja beherrscht wurde; daß man sein Hauptaugenmerk nach rechts hin, auf den Berg Sapun und auf die Karabelnajaschlucht richten müsse, daß von beiden Seiten der Kielbucht und vom Mamelon vert aus in die Stadt zu dringen sei. Aber so tief saßen die unglücklichen Belagerer schon in der Routine des Irrthums, daß man ihnen den gleichmäßigen Fortgang der Arbeiten links wie rechts zugeben mußte, um es gewissermaßen darauf ankommen zu lassen, wo der Sturm zuerst geliefert werden sollte.

Niel, der am 27. Jan. in der Krim gelandet war, hatte eine neue Armeeorganisation in der Tasche: Canrobert blieb Oberbefehlshaber und erhielt den ausgezeichneten General de Martimprey als Chef des Generalstabs zuertheilt, denselben, der als schützender Genius mit dem General Trochu von Varna aus über den Transport der Armada gewacht hatte. Commandant des Geniecorps war der General Bizot. Das erste Armeecorps, zur Operation auf der Linken bestimmt, kam unter den Oberbefehl des aus Afrika herberufenen Generals Pélissier; das zweite Corps, das rechts von den Engländern operiren sollte, fiel dem genialen General Bosquet anheim, der durch Umgehung des linken russischen Flügels die Schlacht an der Alma glänzend entschieden, und bei Inkerman am 5. Nov. die Engländer gerettet hatte, wofür der wenig franzosenfreundliche Lord Raglan in öffentlichem Tagesbefehle dankte.

Die veränderte Disposition und Taktik der Krimarmee war am 2. Febr. vollständig beschlossen und angenommen, und am 9. Febr. traf General Pélissier in Kamiesch ein. Die energische Wendung der Dinge wird ihm daher mit Unrecht zugeschrieben, wenngleich bei dieser Wendung selbst gewiß auf ihn gezählt worden war. Auch war am 9. Febr. der abscheuliche Winter so ziemlich überstanden; die angelangten Verstärkungen hatten die französische Armee bereits wieder auf 75000 Mann, 6500 Armeepferde, 3500 Reit- und Zugpferde gebracht. Pélissier erhielt auch nicht das zweite Corps, dessen Thätigkeit soeben den Ausschlag geben sollte, er ward zunächst noch in die zweite Linie gestellt. Er bekam übrigens den rechten Platz, vor einer gegebenen Schwierigkeit: diese zu zerhauen, es koste was es wolle, das ist Pélissier's Specialität. Große Plane zu fassen, weitschauende Combinationen zu treffen, diese durch rasche Schläge des Genies zu rechtfertigen: das ist seine Sache nicht. Ein gegebenes Thema durchführen, die Hindernisse um jeden Preis niederwerfen, die Truppen massenweise opfern, sich aber dabei selbst nicht schonen: das ist seine Virtuosität. Der Troupier, der während des abscheulichen Winters Selbstvertrauen zugleich für sich und für seine Obern an den Tag gelegt hatte, nahm den Wechsel im Commando höchst beifällig auf. Hätte man noch an den Dahara gedacht, er wäre jetzt als treffliches Augurium angesehen worden. Ja, wer die Russen aus diesem Sewastopol hinausräuchern könnte! Pélissier hatte den Ruf der Strenge der unerbittlichen Zucht; desto besser, dann geht es vorwärts! Eine fabelhafte Geschichte lief vor ihm her: In Afrika hatte er einen Kapitän heruntergeputzt, dieser hatte in der Wuth sein Pistol gezogen und auf Pélissier angeschlagen. Das Pistol versagte. „Kapitän", soll Pélissier gerufen haben, „Sie haben acht Tage Arrest, weil — Ihre Waffen nicht in Ordnung sind." Das traute man dem Commandanten des ersten Armeecorps in der Krim zu, und das flößte Respect und Vertrauen ein.

Auf der rechten Seite des Lagers gingen jetzt die Belagerungsarbeiten ernstlich vorwärts; das Schlachtfeld von Inkerman wurde verbarrikadirt; die Genieoffiziere fielen wie die Fliegen unter den russischen Kugeln. General Bizot ward am 11. April tödlich getroffen, der elfte, welcher starb, der dreiundzwanzigste, welcher kampfunfähig wurde.

Vor der Centralbastion (links) hatten die Franzosen beständig Kämpfe auszuhalten, weil sie gar nicht Herren des Terrains waren, auf dem sie sich durcharbeiteten. Pélissier dringt beim Oberbefehlshaber auf eine kräftige Action, man soll das T vor dem bekannten „Kirchhofe" angreifen. So geschehen in der Nacht vom 13. zum 14. April, die Belagerer dringen bis an die Kirchhofsmauer und verschanzen sich dort. Man merkte das und Pélissier's Anwesenheit hinlänglich in den monatlichen casualties, wie die Engländer so unübersetzbar sagen. Im Monat April links 264 Todte, darunter 18 Offiziere; 2005 Verwundete, darunter 88 Offiziere; 50 Verschwundene: 2319 außer Reih und Glied. Rechts dagegen, wo sich das Hauptdrama schürzte, in demselben Monat April: 92 Todte, darunter 3 Offiziere; 477 Verwundete, darunter 24 Offiziere: 569 außer Reih und Glied.

Sofort hat Pélissier wieder etwas auszuführen, nämlich die Contreapprochen vor der Centralbastion, rechts vom „Kirchhofe", zu nehmen. Canrobert, dem der Malakow Sorgen genug bereitete, wollte nicht daran; aber Pélissier bestand auf der Nothwendigkeit, den Punkt zu nehmen, und in der Nacht vom 1. zum 2. Mai detachirt der Oberbefehlshaber des ersten Armeecorps den Divisionsgeneral de Salles mit den Brigadegeneralen Motterouge und Bazaine. Die Sache kostet Blut, aber das Belagerungswerk rückt 150 Meter weiter vor; die Russen hatten die Contreapprochen zu weit vorgeschoben, 200 Meter von ihrem Glacis. Pélissier zahlte mit 118 Todten, worunter 7 Offiziere, und 484 Verwundeten, worunter 25 Offiziere.

General Niel übernimmt das Commando des Genie, und Niel hatte die Marotte des Einschließens; bei allen seinen Belagerungsplänen spielt die „völlige Einschließung" hinein. In seinem Berichte an den Kaiser vom 14. Febr. räth er ausdrücklich, Sewastopol auf der rechten Seite zu umgehen, sich zwischen Tschernaja und Belbek aufzustellen, in der Gegend von Mackenzie, eine Schlacht zu suchen und dann die Festung völlig einzuschließen. Bekanntlich war diese Idee Ludwig Napoleon zu Kopfe gestiegen, der eine Weile lang vom persönlichen Obercommando der Krimarmeen träumte.

Am 8. Mai langen die Piemontesen an. Neue Ungewißheit und neue Ungeduld reißt im hohen Rathe ein. Die Admirale Bruat und Lyons verlangen etwas zu thun, da vom Stürmen ohnehin nichts zu hören und zu sehen sei. Sie beantragen die Expedition nach Kertsch, sie wollen die Zufuhr vom Asowschen Meere her den Russen abschneiden. Canrobert zaudert, ein Cunctator, dessen Vorname nicht Fabius lautet. Endlich gibt er nach; am 3. Mai segelt die Expedition ab. An demselben Tage langt eine Depesche des Generalissimus aus den Tuilerien an: alle disponibeln Kräfte zu einem Coup nach außen bereit zu halten, Truppen von Konstantinopel holen zu lassen. Die Admirale werden durch Schnelldampfer zurückbeordert. Das feste Lager von Kamiesch wird in Angriff genommen, um die Armee entfernen zu können, ohne die Südseite aufzugeben, ad libitum auch, um nicht bei einer neuen Entsatzschlacht ins Meer geworfen zu werden. Und das steht alles ganz harmlos in General Niel's „Tagebuch"; diese diplomatisch-alchemistische Taktik sollte absolut auf die Nachwelt kommen! Wahrlich, je mehr Actenstücke man über die Krimexpedition einsieht, desto wahrer findet man den herben Ausspruch einer großen Militärautorität: „In der Krim hat jedermann dummes Zeug gemacht; der einzige Todleben bewies, daß er seinen Vauban nicht vergessen hatte."

Der Kaiser, der bisjetzt selbst hatte kommen wollen, ließ nunmehr „aus politischen Gründen" absagen, und begnügte sich, seinen Feldzugsplan einzusenden. Pélissier sollte mit 60000 Mann die Belagerung und die Häfen halten, immer die gegebene Position; Raglan mit 55000 Mann zu Baidar Posto fassen, seine Vorposten zwischen Sewastopol und Simpheropol vorschieben; Canrobert endlich mit 62000 Mann von Aluschta auf Simpheropol vorrücken. Die Sache war auf dem Papiere so ausstudirt, daß Canrobert und Raglan sich stets zu Hülfe kommen konnten. Am 14. Mai, nach langer heftiger Debatte, ward dieser Plan vom obersten Kriegsrathe angenommen. Als man jedoch an die Details kam, ging der Hader wieder los. Lord Raglan hatte eine echt englische zähe Pike auf den sanften Canrobert. Dieser gab am 16. Mai Knall und Fall seine Dimission, schlug Pélissier zu seinem Nachfolger vor, und am 18. Mai langte die Bestätigung Hals über Kopf im Hauptquartiere an. Am 19. Mai hatte Pélissier das Obercommando, Canrobert nahm jedoch aus antiker Tugend nicht das 1. Armee-

corps, sondern die 1. Division des 2. Armeecorps unter Bosquet. Der erste Brigadegeneral Canrobert's hieß Espinasse; an Pélissier's Stelle trat General de Salles an die Spitze des 1. Armeecorps.

Pélissier hatte eine geheime Unterredung mit Lord Raglan, von der sogar seine Adjutanten ausgeschlossen waren. Das Resultat dieser Zwiesprache ist klar geworden: Lord Raglan sah den afrikanischen Haudegen für voll an, und das gute Einvernehmen ward nicht mehr gestört. Des Kaisers Strategik wurde ad acta gelegt, Pélissier ließ sich auf nichts ein als auf die gegebene Position. Diesen Knoten nahm er auf sich, mit allen sonstigen Hirngespinsten sollte man ihn verschonen. Man erzählt, daß wenn der telegraphischen Depeschen aus Paris allzu viel wurden, Pélissier ein „Unglück" am Telegraphen bestellte. Seine eigenen Ausdrücke, wenn er phlegmatisch näselnd seine Herzensmeinung aussprach, sind unmöglich niederzuschreiben. Sein Adjutant und Vertrauter, der wackere Oberst Cassaigne, wußte von diesen Blücher'schen Schwarten zu erzählen. „Wenn er wie ein Provenzale zu seinen Kindern «Hundekinder» sagt, so geschieht das aus lauter Freundschaft!"

Die alten Operationen gehen unter furchtbaren Schwierigkeiten mit schonungsloser Energie voran; die Expedition nach Kertsch und Jenikale wird jedoch erlaubt. Die Contreapprochen des „Kirchhofs", eine alte Lieblingsstätte des General-en-Chef, werden in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai gestürmt. General de Salles stößt hier auf den russischen General Chrulew. Die Franzosen haben 512 Todte, worunter 19 Offiziere; 1264 Verwundete, worunter 59 Offiziere; 26 Mann sind verschwunden: Summa 1802 außer Reihe und Glied. Die Russen gaben selbst einen Totalverlust von 2515 (18 todte und 58 verwundete Offiziere) an. Am 25. Mai besetzen die Divisionen Canrobert und Brunet die Tschernaja; bis dahin hatte es noch immer Russen auf der linken Seite des Flusses gegeben. Pélissier sperrte seine gegebene Position ab; man hatte ihm gesagt, den Malakow zu nehmen, er wird ihn nehmen. Freilich hat der Monat Mai wiederum 5378 Mann ins Grab oder ins Lazareth geworfen.

Am 7. Juni erstürmen die Franzosen den Mamelon vert oder die Redoute Kamtschatka, vor dem Thurme Malakow; zugleich werden die Kielbuchtwerke genommen; durch den Mamelon vert geht künftig eine Parallele der Belagerer. A la bonne heure! sagte das nicht russische Europa, seit Pélissier in der Krim ist, geht es vorwärts; seit er das Obercommando führt, sieht man ein Ende von der trojanischen Geschichte ab. Alle Außenwerke der Vorstadt Karabelnaja waren in Feindeshand, der Russe auf seine Ringmauer und Bastionen angewiesen. Nur der Malakow erhob sich täglich trotziger, und hinter der äußern Ringmauer wuchs eine zweite in die Höhe. Der „grüne Hügel" hatte gekostet: 697 Todte (69 Offiziere), 4363 Verwundete (203 Offiziere), 383 Verschwundene (4 Offiziere).

Am 18. Juni war Pélissier nicht ganz allein auf seiner gegebenen Position, die diplomatisch-historische Taktik spielte längs dem Drahte. Neue Ephemeriden sollten ausgearbeitet werden. Der tapfere Bosquet war gegen den Sturm, den er für verfrüht hielt. Pélissier schickte den Kritiker an die Tschernaja, und Regnault de St.-Jean d'Angely von der Garde erhielt das Obercommando über die Sturmcolonnen; unter ihm befehligten die Generale Mayran und Brunet. Das Zeichen zum Losbruche sollte eine Sternrakete sein, die Pélissier aus der Batterie Lancaster werfen ließe. General Mayran verwechselt eine Bombe mit der Rakete und gibt den Befehl zu früh. Die Truppen des Generals Brunet sind nicht fertig und kommen zu spät. Pélissier kann sie nicht zurückhalten, weil Mayran bereits im dichtsten Feuer steht. Die Garde wird zu Hülfe geschickt; vergebens, gegen das Höllenfeuer ist nicht vorzurücken; zum ersten male in seinem Leben läßt sich Pélissier erweichen, er gibt das Zeichen zum Rückzuge. Furchtbare Finsterniß liegt auf seiner Stirn. 1370 Mann liegen todt da (33 Offiziere), 1765 Mann sind verwundet (248 Offiziere), 416 Mann sind verschwunden (21 Offiziere): Summa 3851 Mann. Die Engländer verlieren ihren wackern General Sir John Campbell, General Harry Jones ist schwer am Kopfe verwundet. Die Russen zählen 783 Todte (2 Offiziere), 4979 Verwundete (153 Offiziere). Waterloo sollte noch nicht getilgt werden.

Am 20. Juni beorderte Pélissier den eigensinnigen Bosquet von der Tschernaja zu seinem Corps zurück; Regnault de St.-Jean d'Angely zog wieder ins Lager der Garde ab. Pélissier faßt den Entschluß, die Belagerung in langsamer Regelmäßigkeit fortzuführen, und General Niel vertraut uns, es sei eine höchst eigenthümliche Belagerung gewesen! Verluste der Franzosen im Juni: 11242 Mann todt oder kampfunfähig; auf der rechten Seite allein 9930 (2189 Todte mit 106 Offizieren, 6942 Verwundete mit 466 Offizieren, 799 Verschwundene mit 25 Offizieren).

Endlich kam der verhängnißvolle Tag, an den General Pélissier seinen Namen knüpfen, oder vielmehr an dem er einen neuen Namen pflücken sollte, der Tag von Malakow, der 8. Sept. 1855. Keine Rakete sollte diesmal fliegen, die Uhren aller Offiziere waren abends vorher gleichmäßig gestellt worden; wann es 12 Uhr mittags vom Thurme zu Sewastopol schlug, sollte der furchtbare Sturm losgehen. Es schlug 12 Uhr, und die besten Soldaten der stürmischen Nation stürzten auf den Schicksalsbewahrer Malakow zu; die Engländer gingen auf den großen Redan los; links ward von den Franzosen die eigentliche Stadt in Angriff genommen. Bosquet commandirte die Truppen des 2. Corps in Person; er erhielt einen Bombensplitter in die Seite, mußte den Kampfplatz verlassen und von dem General Dulac ersetzt werden. Welches Knallen und Tosen, welcher Dampf und Rauch, welche Selbstvergessenheit! Wir haben Zuaven gesprochen, die selbst im Malakow waren, und sie gefragt, wie sie hineingekommen? Sie wußten es selbst nicht. Sie waren übereinander hinweg, an den Steinen hinaufgeflogen. Welches Morden! Die Division Mac-Mahon, die zu Anfang des Tages 4520 Mann mit 199 Offizieren gehabt hatte, zählte am Abend 292 Todte (29 Offiziere), 1818 Verwundete (89 Offiziere), im ganzen 2190 Kampfunfähige. Die Zuaven der Garde hatten von 627 Mann 311 Todte und Verwundete; die Brigade Wimpffen von 2100 Mann 637 Todte und Verwundete. Der Franzosen waren auf allen Angriffspunkten zusammengenommen 7567 gefallen oder kampfunfähig geworden, der Engländer 2447, Summa 10014. Bei den Russen fielen oder wurden verwundet 11690; drei ihrer Generale waren todt, vier verwundet. Die Franzosen zählten 5 Generale todt, 9 verwundet; 140 Offiziere todt, 245 verwundet, 20 verloren; 1489 Soldaten und Unteroffiziere todt, 4259 verwundet, 1400 verloren. Alles ohne das Geniecorps!

Frankreich, die Nation, insofern sie Dynastien überdauert, verlor beim Sturme auf den Malakow seinen größten Feldherrn; denn General Bosquet schleppt sich nur noch hin, er wird nicht wieder ins Feld rücken. Der Mann der gegebenen Position aber durchhieb den Knoten, brach die Thür zum Frieden; denn nachdem die Russen ihre Stadt, ihre Arsenale, ihre Flotte des Schwarzen Meeres zerstört hatten, schlossen sie Frieden. Vorher hatten sie sich eigensinnig geweigert; da sandte man ihnen den Pélissier auf den Hals, er soll ihnen zeigen! Er hat auch den Franzosen gezeigt, wie man mit dem Kopfe durch die Wand rennt. Nur als sein Adjutant Cassaigne am Abend des 8. Sept. nicht wiederkam, als man den Oberbefehlshaber vergeblich glauben machen wollte, Cassaigne sei am Beine verwundet, als es heraus mußte, Cassaigne sei todt — da verhüllte sich das Bronzegesicht des alten Degens in finstere Schwermuth, und der Eine Cassaigne wog schwerer auf seinem Herzen als die übrigen 7566, welche todt oder verwundet dalagen! Selbst durch den ehernsten Panzer stiehlt sich so zur Ehre der Menschheit die sanfte Empfindung hinein.

Pélissier hat sich im Thurme Malakow den Marschallstab und den Herzogstitel geholt. Die Militärkritik wird sagen müssen, daß er als Taktiker und Soldat Ausgezeichnetes geleistet, daß er das Werk der Zerstörung und des rücksichtslosen Siegs meisterhaft betrieben hat, daß er mit Einem Worte das ist, was der Soldat einen „Charakter", un grand caractère, nennt; wobei jedoch zu berücksichtigen bleibt, daß der Wehrstand seine eigene Logik und Psychologie hat, daß die Probe des höhern Feldherrntalents noch keineswegs vorliegt, daß man nicht sagen kann, Pélissier wisse eine europäische Armee im offenen Felde zu schlagen. Man weiß nur, daß er jedenfalls seine halbe Armee opfern würde, um nicht zurückzuweichen. Sewastopol war ein Fall ganz außergewöhnlicher Natur, der sich gerade so wol niemals wiederholen wird. Pélissier hat auch den Knoten dieser Belagerung nicht geschürzt, er hat ihn vorgefunden und seine negativen Eigenschaften an ihm documentirt.

Als die Orsinibomben anfangs 1858 das Verhältniß zwischen Frankreich und England in arge Spannung brachten, als Persigny, der persönliche Freund Ludwig Napoleon's, seines Bleibens in London nicht mehr sah, wurde Marschall Pélissier Gesandter am britischen Hofe. Nicht etwa als ob der Stürmer der Daharapässe und des Malakowthurms je eine diplomatische Ader verrathen hätte, sondern weil Pélissier erstlich die westmächtliche Allianz in höchster militärischer Glorie darstellte, und weil er zweitens ebenso sehr Stellvertreter der französischen Nation als Abgeordneter der Dynastie war. Die leise Drohung: was wir mit England vollbrachten, können wir auch gegen England durchsetzen, lief in diesem diplomatischen Epigramm so nebenher. Pélissier brauchte zu seiner Mission gar kein Geschick, gar keine Salonkunst, er hatte sich nur zu geben wie er war, als den Mann vom 8. Sept. Er mußte reussiren, wenn der Bruch nicht unheilbar war, und er reussirte. Derb, freundlich, ohne Hintergedanken,

näselnd sarkastisch wie immer, imponirte der Marschall dem schaulustigen John Bull, der vielleicht von allen Nationen am naivsten angafft. Der Marschall verschonte niemand mit seinen Ausfällen, und wir wollen eine der umlaufenden Anekdoten so zierlich als möglich mittheilen. Pélissier hat nicht nur seinen eigenen Kopf, sondern auch seine eigenen Bedürfnisse, und wie ihn die Schanzen, Mauern, Kugeln und Bomben der Russen nicht an dem hinderten, was er für nothwendig hielt, so durchbrach er auch in London die strengste Etikette, sogar bei Hofe, wenn es sein mußte. Einmal verließ er wieder die Tafel, ein todeswürdiges Verbrechen im Lande der Tradition; als er auf seinen Platz zurückkehrt, bemerkt ihm ein vornehmer Tolpatsch: ob er die „Times" gelesen habe? Das Cityblatt war damals gerade sehr unangenehm für Frankreich, und der Marschall erwidert mit boshaftem Phlegma: „Allerdings, und ich habe zum ersten male gefunden, daß die «Times» zu irgendetwas gut ist."

Repräsentirte der Marschall in dieser Weise Frankreich mit soldatischem Aplomb, so folgte er auf der andern Seite mit unverschleierter Offenheit seinen persönlichen Neigungen und Erinnerungen. Im Hydepark spazieren fahrend, sieht er den Herzog von Aumale in einer Equipage vor sich; sofort befiehlt er dem Kutscher, rasch zuzufahren, und während sein Gespann das prinzliche überholt, lüftet er sich militärisch auf seinem Sitze und fragt grüßend: „Comment se porte, Monseigneur!" Der Prinz erwidert den Gruß in derselben Attitude: „Très-bien, mon cher maréchal, et vous?" Später speiste der Sieger von Malakow sogar mit dem Prinzen bei einer hochgestellten Dame zu Mittag. Alte Militärerinnerungen aus Algerien wurden wach gerufen, und der Marschall verleugnete seinen frühern Generalgouverneur keinen Augenblick. Wir wissen nicht, ob Hr. Walewski den Marschall wegen solcher Allotrien zur Rede gestellt hat — man erzählt, einer der Bedienten des Marschalls sei ein Spion des Auswärtigen Amts zu Paris gewesen, und in Paris habe man alles schon gewußt, ehe die Zeitungen ihre Indiscretionen begingen. Aber zuverlässig wäre Pélissier die Antwort nicht schuldig geblieben, und zwar eine Antwort, die man nicht hinter den Spiegel zu stecken pflegt.

Um den Mann zu vollenden, mußte man ihm eine Frau geben. Die Kaiserin Eugenie besorgte die Scene zwischen Hercules und Omphale. Die jetzige Frau Herzogin von Malakow muß jedoch wol das Ihrige dabei gethan haben, denn Pélissier läßt sich nichts aufoctroyiren, nicht einmal eine schöne Spanierin. Der Marschall soll wirklich zu London in Liebesnöthen gewesen sein und alltäglich einen vierundzwanzigpfündigen Stoßseufzer in Form eines Blumenstraußes an die Erwählte seines Herzens nach Paris spedirt haben. Wir bezweifeln, ob das Kind der Nieder-Seine Spanisch versteht, aber das gay saber scheint ihm ziemlich vertraut zu sein. Der Marschallstab, der Herzogstitel, hohes Gehalt, 100000 Fr. Jahresrente, jetzt auch reich ausgestattet als junger Ehemann: wer von jenen Emporkömmlingen hätte es so weit gebracht als dieser starrsinnige unpolitische Soldat? Und erhält nicht die hausbackene Moral: Ehrlich währt am längsten, hier abermals eine sehr verführerische Bestätigung?

Was Pélissier weiter leisten wird, steht dahin; trotz seines Namens und seiner Verdienste wird man ihm im Fall eines europäischen Conflicts seine Rolle sorgsam auswählen. Eins schickt sich nicht für alle, man muß Acht geben, wo jeder bleibt. Führt die abschüssige Ebene der gegenwärtigen französischen Politik zum Äußersten, etwa bis in die belgische Niederung hinab, so erhält jedenfalls Marschall Pélissier das Commando der Invasionsarmee nicht. Das wäre wieder keine „gegebene Position", da lägen Perspectiven zu nahe. Die öffentlichen Blätter wollen ganz bestimmt wissen, Pélissier sei für die Armee von Paris reservirt. Wir stellen das einstweilen hartnäckig in Abrede; nach Paris gehören, sobald die Dinge auf ihre Spitze getrieben werden, die Magnan, welche sich in Paris selbst zu retten haben. Die Pélissier kann man nur auf höchst neutralem Gebiete verwenden, auf jenen Punkten, wo Bonaparte mit Frankreich Eins wird, und wo scrupellos durchzufahren ist.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

Aytoun (William Edmondstoune), schottischer Dichter, wurde 1813 geboren, studirte die Rechte und ließ sich als Advocat in Edinburg nieder, wo er eine nicht unbedeutende Praxis erlangte und, wenn auch nicht für das gelehrteste, doch für das witzigste Mitglied des schottischen Barreau galt. Durch seine Verbindungen mit Wilson, dem Herausgeber von „Blackwood's Magazine", dessen Tochter er

später heirathete, wurde er veranlaßt, sich an diesem Journal zu betheiligen, an dem er auch nach seiner 1848 erfolgten Ernennung zum Professor der Schönen Literatur an der Universität Edinburg einer der thätigsten Mitarbeiter blieb. Zur Zeit des Eisenbahnschwindels schrieb er eine Reihe von satirischen Skizzen, in denen er die Manöver der Speculanten mit derbem Humor schilderte und die zum Theil auch in deutsche Blätter übergingen. Von ihm waren auch die „Augustus Dunshunner" unterzeichneten Artikel, die besonders gegen die Tendenzen der Manchesterschule gerichtet waren, indem der Verfasser, wie aus seiner eifrigen Betheiligung am „Blackwood" von selbst hervorgeht, sich zu den Grundsätzen des entschiedensten Toryismus und Protectionismus bekannte. Vor hundert Jahren wäre er Jakobit gewesen; jetzt mußte er sich begnügen, die treuen Kämpen der Stuarts in seinen „Lays of the Scottish cavaliers" (London und Edinburg 1849; zehnte Auflage, 1857) zu preisen und als Musterbilder schottischer Helden aufzustellen. Durch diese Balladen begründete A. seinen poetischen Ruf; nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in England wurden sie mit Beifall aufgenommen und trotz ihres ultramonarchischen und aristokratischen Inhalts sogar in dem republikanischen Nordamerika nachgedruckt. In einem ganz andern Stile sind seine Beiträge zu den „Bon Gualtier Ballads" gehalten, die zuerst im „Punch" erschienen und durch ihren geistreichen Spott und ihre kaustische Ironie an Heine erinnern. Eine ähnliche satirische Tendenz hat „Fermilian, a spasmodic Tragedy" (Edinburg und London 1854), in der er die Überspanntheiten der neuesten englischen Dichterschule geiselt. Ferner sind von ihm zu erwähnen: die historische Schrift „Life and times of Richard I, king of England" (London 1840) und „Bothwell, a poem" (zweite Auflage, Edinburg 1856), das den unglücklichen Liebhaber Maria Stuart's zum Helden hat. Durch die von ihm herausgegebenen „Ballads of Scotland" (2 Bde., Edinburg und London 1858), eine kritisch geordnete und mit Anmerkungen versehene Sammlung altschottischer Volkslieder, hat er sich ein nicht geringes Verdienst um seine vaterländische Poesie erworben. Dagegen läßt die in Verbindung mit Theodore Martin bearbeitete Übersetzung der „Poems and ballads of Goethe" (London 1859) manches zu wünschen. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, 1854, übernahm A. die Redaction von „Blackwood's Magazine" und erfreut sich in dieser Stellung sowie durch seine sehr besuchten Vorlesungen an der edinburger Hochschule eines bedeutenden Ansehens in der dortigen literarischen Welt.

Budberg-Benninghausen (Roman, Frhr. von), einer der bekanntern unter den deutschen Dichtern der russischen Ostseeprovinzen, wurde am 16. (28.) Febr. 1816 auf dem älterlichen Gute Strandhof, unweit Reval, geboren und studirte 1835—38 in Dorpat die Kameralwissenschaften. Hier war es, wo er die Erstlinge seiner Muse unter dem Titel „Erste Lieder" herausgab, die aber unbeachtet blieben. Auf einer bald darauf erfolgten Reise nach Deutschland trat er mit Lenau in freundschaftliche Beziehungen und veröffentlichte in Berlin 1842 seine „Gedichte", deren erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen wurde. Auch übertrug er Lermontow's „Novizen" und dessen „Герой нашего времени" unter dem Titel „Aus dem Kaukasus" (Berlin 1843) ins Deutsche. Durch Familienangelegenheiten in seine Heimat zurückgerufen, unternahm B. in Reval, wo er seinen bleibenden Aufenthalt wählte, im Winter 1844—45 eine Reihe von Vorträgen über die neuesten deutschen Dichter, welche die regste Theilnahme der größtentheils aus dem esthländischen Adel bestehenden Zuhörer fesselten. Eine Zeitschrift, welche er herauszugeben beabsichtigte, „Beiträge zur Geschichte und Literatur der Ostseeprovinzen", kam trotz der lebhaften Betheiligung des Publikums wegen Censurhindernissen nicht zu Stande. Von B.'s Gedichten sind die gelungensten in deutsche poetische Blumenlesen übergegangen; so „Das verlorene Gebet", „Offenes Geheimniß", „Die Großmutter" und anderes. Er starb als Notar der esthländischen Ritterschaft im März 1858 zu Reval.

***Everett** (Alexander Hill), amerikanischer Diplomat und Schriftsteller, war ein Sohn Oliver E.'s und Nachkomme Richard E.'s, dessen Name bereits 1630 in den Colonialregistern von Massachusetts erscheint. Am 19. März 1790 in Boston geboren, bezog er schon in seinem dreizehnten Jahre Harvard-College, wo er 1806 mit großer Auszeichnung promovirte. Nachdem er ein Jahr als Lehrer in der Phillips-Akademie zu Exeter thätig gewesen, begann er das Studium der Rechte unter John Quincy Adams, den er 1809 auf seiner Mission nach Rußland begleitete. Er hielt sich bis 1812 in Petersburg und London auf und kehrte bei Ausbruch des Kriegs mit England nach den Vereinigten Staaten zurück, um sich als Sachwalter in Boston niederzulassen. Hier betheiligte er sich an dem Anthological Club, zu dessen Mitgliedern Ticknor, Tudor und Buckminster gehörten, und unter dessen Auspicien die „Monthly Anthology" herausgegeben wurde, zu der E. seine ersten literarischen Versuche lieferte. Doch nahm er bald die ihm angetragene Stelle eines Legationssecretärs im Haag an, wo er nach Abberufung des Gesandten Eustis von 1818—24 als Geschäftsträger fungirte. Während dieser Zeit erschien sein Werk „Europe, or a general survey of the political situation of the principal powers, with conjectures on their future prospects" (London und Boston 1822), welches nicht geringes Aufsehen erregte und ins Deutsche, Französische und Spanische übersetzt wurde, und welchem als Seitenstück „America, or a general survey of the political situation of the several powers of the western continent, with conjectures on their future prospects" (Philadelphia 1827) folgte. Die „New ideas on population, with remarks on the theories of Godwin and Malthus" (London und Boston 1822), die sich durch treffende Bemerkungen und, wie alles, was von E. herrührt, durch eine in Amerika nicht gewöhnliche Schönheit und Correctheit des Stils auszeichnen, sind hauptsächlich gegen das Malthus'sche System gerichtet und gaben zu einer lebhaften Polemik Veranlassung. Im Frühjahre 1825 ward E. von seinem alten Gönner, dem nunmehrigen Präsidenten Adams, zum Gesandten in Madrid ernannt, welchen Posten er jedoch nach dem Antritte Jackson's 1829 aufgeben mußte. Er wurde jetzt Mitglied der Staatslegislatur von Massachusetts und übernahm zugleich die Redaction der „North American Review", zu deren Mitarbeitern er schon früher gehört hatte und die er bis 1835 leitete. Seine reichhaltigen Beiträge zu derselben und zu andern Zeitschrif-

ten, in welchen namentlich eine tiefe Kenntniß der verschiedenen Literaturen Europas sichtbar ist, sind gesammelt unter dem Titel „Critical and miscellaneous Essays" (2 Bde., Boston 1845—47) erschienen. Auch hat man von ihm „Poems" (Boston 1845), unter welchen sich Übersetzungen von Bürger's „Lenore" und von Schiller's „Würde der Frauen" befinden. Im Jahre 1841 erhielt E. einen Ruf nach Louisiana als Präsident des Jefferson-College, mußte aber wegen zerrütteter Gesundheit diese Stelle niederlegen. Nach der Rückkehr Caleb Cushing's von seiner Mission nach China wurde E. zum außerordentlichen und bevollmächtigten Minister in jenem Reiche ernannt und schiffte sich am 4. Juli 1845 nach Kanton ein. In Rio-de-Janeiro von einer schweren Krankheit befallen, kehrte er, an der Genesung verzweifelnd, nach seiner Heimat zurück, fühlte sich jedoch im Sommer 1846 so weit hergestellt, daß er die Reise von neuem unternehmen zu können glaubte. Er kam leidend in Kanton an, wo seine physischen Kräfte immermehr schwanden, und er schloß hier die Augen am 28. Juni 1847.

Goldschmidt (Hermann), bekannt als Maler und besonders als Astronom, ist am 17. Mai 1802 zu Frankfurt a. M. geboren. Nur durch die sorgfältigste Pflege vermochten seine Ältern den kränklichen und schwächlichen, aber begabten Knaben am Leben zu erhalten. Für den Handelsstand bestimmt, beschäftigte er sich in seinen freien Stunden mit dem Studium der neuern Sprachen und mit Malerei, für welche er ein nicht gewöhnliches Talent entwickelte. Er faßte daher den Entschluß, sich der letztern Kunst ausschließlich zu widmen und ging deshalb nach München, wo er den Unterricht von Cornelius und Schnorr genoß, sowie später nach Paris, um sich dort in der Kunst zu vervollkommnen. Seine Bilder, von denen mehrere mit Beifall aufgenommen wurden, gehören meist den ernstern Gattungen an. Eine besondere Erwähnung dürften unter denselben verdienen die Sibylle von Cumä (1845), ein Opfer für die Venus (1846), eine Ansicht von Rom (1849), der Tod Romeo's und der Julia, eine Kleopatra, einige Alpenlandschaften von treffender Wahrheit. G. ist aber nicht nur Maler, sondern zählt auch zu den beobachtenden Astronomen ersten Ranges. Im Frühjahr 1847 durch Zufall in eine Vorlesung Le Verrier's geführt, welche dieser Gelehrte über eine Mondfinsterniß in der Sorbonne hielt, fühlte sich G. plötzlich so begeistert für die Astronomie, daß er von diesem Augenblick an nichts Angelegentlicheres kannte, als sich die nöthigen Kenntnisse sowie die erforderlichen Hülfsmittel für seine Beobachtungen zu verschaffen. Obgleich nur im Besitze eines nicht allzu großen Fernrohrs, entdeckte er bereits am 15. Nov. 1852 die Letitia, einen der kleinen Planeten, welche der zahlreichen Asteroidengruppe zwischen Mars und Jupiter angehören. In rascher Folge machte hierauf G. die Entdeckung der Pomona am 24. Oct. 1854, der Atalanta am 5. Oct. 1855, der Harmonia am 31. März 1856, der Daphne am 22. Mai 1856, der Nysa am 27. Mai 1857. Schon am 27. Juni desselben Jahres folgte die Entdeckung seines siebenten Planeten, der Eugenia (nach Gould's Bezeichnung der 45.), und am 19. Sept. desselben Jahres hatte der unermüdliche Beobachter das seltene Glück, zwei Planeten an einem Abende zu entdecken, welche den Namen Doris und Pales sowie die Gould'schen Zahlen 48 und 49 erhielten. Zu diesen neun Asteroiden entdeckte G. am 4. Febr. 1858 noch die Europa sowie im September desselben Jahres noch einen elften Planeten. Außerdem verdankt man dem eifrigen Beobachter unter anderm auch noch die Fixirung von mehr als 10000 Sternen, welche auf den berliner Sternkarten fehlen. Die glücklichen Erfolge, welche G. durch seine geschickten und sorgfältigen Beobachtungen erzielte, wurden von der pariser Akademie der Wissenschaften durch Verleihung des großen astronomischen Preises anerkannt.

Hamilton (Sir William), der ausgezeichnetste unter den neuern englischen Metaphysikern, wurde als der älteste Sohn einer Nebenlinie des herzoglichen Geschlechts dieses Namens, die den erblichen Baronetstitel besitzt, am 8. März 1788 zu Glasgow geboren. Nachdem er seine Studien in der Universität seiner Vaterstadt begonnen, vollendete er seine gelehrte Bildung in Oxford. Er begab sich dann nach Edinburg, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, und ward 1813 Barrister, ohne jedoch zu prakticiren. Im Jahre 1821 erhielt er das Amt eines Professors der Weltgeschichte an der Universität Edinburg, aber er hatte sich schon mit aller Energie seines Geistes philosophischen Studien hingegeben, und von 1829—32 veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen in der „Edinburgh Review", die seinen Namen zuerst berühmt machten. Sie erschienen später gesammelt unter dem Titel „Discussions on philosophy and literature, education and university reform" (London und Edinburg 1852). Im Jahre 1836 wurde ihm das Katheder der Logik und Metaphysik übertragen, welche Disciplinen man lange als einen bloßen Anhang des theologischen Cursus behandelt hatte. H. hauchte ihnen durch seine Vorträge ein, neues Leben ein und Schottland gewann durch ihn den Ruf einer philosophischen Schule wieder, den es seit dem Tode Dugald Stewart's verloren. Genau bekannt mit der philosophischen Literatur aller Zeiten und Nationen, mit einem ungewöhnlichen Talent zur Analyse und einer enormen geistigen Versatilität begabt, fühlte er sich besonders von den Ideen deutscher Denker angezogen, die er mit den Theorien der schottischen Metaphysiker in Verbindung zu bringen und letztern dadurch eine tiefere wissenschaftliche Begründung und größere Entwickelungsfähigkeit zu geben suchte. Im Jahre 1846 veröffentlichte er seine Ausgabe der philosophischen Schriften Reid's, die er mit zahlreichen Anmerkungen und Zusätzen bereicherte, und 1854 schritt er zur Herausgabe der Werke Stewart's, von welchen neun Bände erschienen, an deren Vollendung ihn jedoch der Tod verhinderte. Er starb in Edinburg am 6. Mai 1856. Vgl. O. W. Wight, „The philosophy of Sir W. H." (Neuyork 1853; dritte Auflage, 1855).

Hildreth (Richard), amerikanischer Geschichtschreiber, ist der Sohn Hosea H.'s, Professors der Mathematik an der Akademie von Exeter im Staate Massachusetts, und wurde am 28. Juni 1807 zu Deerfield geboren. Er erhielt seine Erziehung im Harvard College, wo er 1826 promovirte, war dann eine Zeit lang als Sachwalter in Newburyport thätig und ward 1832 Redacteur des „Boston Atlas". Als eifriger Abolitionist schilderte er die Greuel der Negersklaverei in „The slave, or memoir of Archy Moore" (2 Bde., Boston 1836), dem er später „The white Slave, or memoirs of a fugitive" (Lon-

von 1852), eine Umarbeitung der erstgenannten Schrift, und „Despotism in America, an inquiry into the nature, results, and legal basis of the slave-holding system" (neue Auflage, Boston 1854) folgen ließ. Bei der Agitation für die Präsidentenwahl 1839—40 ergriff er die Partei des Generals Harrison, von dem er eine sehr panegyristische Biographie schrieb („Life of General Wm. Henry Harrison", Boston 1839). Außerdem veröffentlichte er eine Apologie des amerikanischen Banksystems unter dem Titel: „Banks, banking, and paper currencies" (Boston 1837) und übersetzte Bentham's „Theory of legislation" (2 Bde., Boston 1840) aus dem Französischen. Im September 1846 begab sich H. zur Herstellung seiner Gesundheit nach Demerara, wo er sich ein Jahr aufhielt und die Redaction der „Guiana Chronicle" und „Royal Gazette" übernahm, in welchen er die Maßregeln der britischen Regierung zur Abschaffung der Sklaverei in dieser Colonie unterstützte. Nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, gab er eine „Theory of morals" (Boston 1844) und „Theory of politics, or inquiry into the foundation of governments and the cause and progress of political revolutions" (Neuyork 1853) heraus, in der er eine Hinneigung zu socialistischen Ideen zeigte. Sein Hauptwerk jedoch, dem er seine Kräfte vorzugsweise widmete, ist die „History of the United States of America" (6 Bde., London und Neuyork 1849—52; zweite Auflage, 1854—55), die sich weniger durch glänzenden Stil als durch strenge Unparteilichkeit und die Verachtung des poetischen Flitterwerks auszeichnet, das als die schwache Seite aller amerikanischen Historiker, den gefeierten Bancroft nicht ausgenommen, betrachtet werden muß. Die drei ersten Bände behandeln die Entstehung der nordamerikanischen Colonien und ihre Schicksale bis zum Abschlusse der Föderalverfassung im Jahre 1788, der vierte und fünfte die innern Kämpfe der Föderalisten mit den Demokraten unter Washington, Adams und Jefferson, der sechste endlich den zweiten Krieg mit England und die Ereignisse bis zur Annahme des Missouri-Compromisses. Der Verfasser gedenkt seiner Arbeit noch einen siebenten und achten Band hinzuzufügen, welche sie bis auf die neueste Zeit oder bis zur Präsidentenwahl Buchanan's fortführen werden. Das Werk wird alsdann die vollständigste wie die zuverlässigste Quelle zur Geschichte der großen transatlantischen Republik bilden.

Lobatschewskij (Nikolai Iwanowitsch), einer der bedeutendsten russischen Mathematiker, geboren 1793 als der Sohn eines Baumeisters in Nishnij-Nowgorod, erhielt seine erste Bildung als Kronzögling des Gymnasiums zu Kasan, und trat bereits 1807 als Studirender in die dasige Universität ein. Er zeigte hier entschiedenes Talent für Mathematik und ward schon 1811 beauftragt, den Studenten des ersten Cursus Laplace's „Mécanique céleste" und Gauß' „Disquisitiones arithmeticae" vorzutragen. Im Jahre 1814 ward er Adjunct der reinen Mathematik, dann Professor, später Rector, eine Würde, die er 19 Jahre lang bekleidete, und endlich Curator der Universität mit dem Range eines Wirklichen Staatsraths. Bis 1846 las er abwechselnd über reine Mathematik von der Algebra bis zur Variationsrechnung, über Mechanik, Hydrostatik, Astronomie, Experimental- und mathematische Physik, und trug am meisten dazu bei, daß namentlich die abstractern Theile der mathematischen Wissenschaft in Kasan mit besonderer Vorliebe und entsprechendem Erfolge gepflegt wurden. Auch wurden seine Verdienste durch die Erwählung zum Mitgliede der göttinger, der kopenhagener und anderer gelehrter Gesellschaften anerkannt. Die zahlreichen Abhandlungen L.'s, von welchen einige die Theorie der Zahlen, andere die Theorie der Integrale und die wichtigsten die strenge Theorie der Parallellinien behandeln, erschienen hauptsächlich in den von ihm gegründeten „Utschonyja Sapiski" der Universität Kasan und in Crelle's „Journal für Mathematik". Darunter sind namentlich die „Imaginäre Geometrie" (1835), „Anwendung der imaginären Geometrie auf einige Integrale" (1836) und „Über den Werth einiger bestimmten Integrale" (1852) zu erwähnen. Seine „Theorie der Parallellinien" (Berlin 1840) wurde in der „Pangéométrie, ou précis de géométrie fondée sur une théorie générale et rigoureuse des parallèles" (in der bei Gelegenheit des funfzigjährigen Jubiläums der kasaner Universität herausgegebenen Sammlung gelehrter Schriften) weiter ausgeführt. In den letzten Jahren seines Lebens erblindet, starb L. zu Kasan am 12. Febr. 1856.

Montferrand (Augustin Ricard, genannt de), bekannter Architekt, der Erbauer der Isaaks-Kathedrale in Petersburg, geb. zu Chaillot in Frankreich am 24. Jan. 1786, bildete sich in seinem Vaterlande zum Baumeister aus und kam 1816 nach Rußland, wo er durch den Chef des Corps der Bauten und Communicationen, General Betancourt, dem Kaiser Alexander I. empfohlen wurde. Nach glücklich abgeschlossenem Frieden hatte der Monarch den Entschluß gefaßt, die schon 1768 von Katharina II. begonnene Isaaks-Kathedrale vollständig umbauen zu lassen und sie zum großartigsten Gotteshause seiner Hauptstadt zu erheben. Von den dazu eingereichten Plänen erhielt der Entwurf M.'s den Vorzug, und es wurde ihm 1818 die Ausführung desselben übertragen. Am 3. Juli 1819 wurde unter großen Feierlichkeiten der Grundstein gelegt. Fast vierzig Jahre dauerte der Bau, für den weder Kosten noch Anstrengungen gescheut wurden; die prachtvollen Säulen von Granit wurden aus Finnland, die Ornamente von Malachit aus Sibirien, der Marmor aus Italien herbeigeschafft und die geschicktesten Künstler Rußlands und des Auslandes mit der innern Ausschmückung des Gebäudes beauftragt, über welche M. die Oberaufsicht führte. In den Zwischenräumen dieser Thätigkeit fand er jedoch noch Zeit zu zahlreichen andern Arbeiten. Von 1817—21 entwarf er die Pläne für die Jahrmarktsbauten in Nishnij-Nowgorod, das Exercirhaus in Moskau, den Vauxhall und den gothischen Pavillon zu Katharinenhof. In den Jahren 1826 und 1855 wurde ihm die Aufrichtung der Katafalke in der Peter-Paulskirche von Petersburg zu den Begräbnißfeierlichkeiten der Kaiser Alexander und Nikolaus übertragen, im Jahre 1836 die Ausgrabung und Aufstellung der großen Glocke im moskauer Kreml, welche über 100 Jahre in der Erde gelegen hatte, 1829 die Errichtung der Gedenksäule des Kaisers Alexander I., 1856 das Monument des Kaisers Nikolaus. Nachdem endlich der kolossale Bau der Isaaks-Kathedrale vollendet war, wurde sie am 11. Juni 1858 feierlich eingeweiht. Der Baumeister war bei dieser Feier zugegen, erkrankte aber an demselben Tage und sah sein Werk nicht wieder. Er starb in Petersburg am 10. Juli

1858. M. hat über seine beiden Hauptbauten herausgegeben: „Notice sur l'exploitation de 36 colonnes en granite, destinées à la construction des portiques de St. Isaac" (Petersburg 1820), „Eglise de St. Isaac restaurée etc." (Petersburg 1820), „Eglise cathédrale de St. Isaac" (Petersburg 1845) und „Plans et détails du monument consacré à la mémoire de l'Empereur Alexandre" (Paris 1836).

*Prescott (William Hickling), der berühmte amerikanische Historiker, verschied plötzlich infolge eines Schlaganfalls zu Boston am 28. Jan. 1859. Die letzten Jahre seines Lebens waren fast ausschließlich umfassenden Studien zu der „Geschichte Philipp's II." gewidmet, welche die Schlußaufgabe seiner schriftstellerischen Laufbahn bildete. Es war dies ein Gegenstand, der noch tiefere Untersuchungen und ein massenhafteres Quellenstudium erforderte als seine frühern Werke, und er bereitete sich dazu mit einem Ernst und einer gewissenhaften Sorgfalt vor, wie sie ein so wichtiges Thema verdiente. Als einem der großen literarischen Namen des Jahrhunderts standen ihm überall die öffentlichen Sammlungen wie Privatarchive und Familienpapiere zu Gebote, und um dies zu benutzen, unternahm er einen Ausflug nach England, wo er in den hochgestelltesten Kreisen mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, und wo seine einnehmende Persönlichkeit und gewinnenden Sitten den Eindruck vollendeten, den seine Schriften hervorgebracht hatten. Gegen Ende des Jahres 1855 erschienen die beiden ersten Bände seines großen Werks unter dem Titel „History of the reign of Philip II, king of Spain" (deutsch, Leipzig 1856), welche die hochgespannten Erwartungen des Publikums vollständig befriedigten. Man erkannte darin den ungewöhnlichen Fleiß, die treffliche Anordnung, die Fähigkeit, sich in die geschilderte Zeit zu versetzen, und das gesunde Urtheil über die Ereignisse derselben wieder, die seine Erstlingsarbeiten charakterisirten, denen es in dramatischem Flusse der Erzählung und in Anmuth des Stils gleichkommt, während es sie in Großartigkeit des Interesses übertrifft. Eine Frucht der zu diesem Werke gemachten Studien war auch die von ihm 1856 veröffentlichte, mit werthvollen Anmerkungen und Ergänzungen versehene Ausgabe von Robertson's „History of the reign of Charles V", in der namentlich der Bericht über das Klosterleben des Kaisers zu dem Vollendetsten gehört, was wir von der Feder P.'s besitzen. Gegen Ende des Jahres 1858 erschien der dritte Band der „History of Philip II", und er war eben mit dem vierten beschäftigt, als der Tod ihn mitten in seiner Thätigkeit überraschte.

Unter den neuern Geschichtschreibern nimmt P. ohne Zweifel eine ehrenvolle Stelle ein; aber der literarische Reiz seiner Schriften ist vielleicht noch größer als ihr historischer Werth. Auf die philosophische Tiefe eines Hume, die glänzende Universalität eines Gibbon, die kolossale Gelehrsamkeit eines Niebuhr macht er keinen Anspruch; wir bewundern in ihm nicht so sehr den Schriftsteller, als wir den Menschen lieb gewinnen. Seiner Reflexion fehlt die scharfe Analyse des pragmatischen Historikers, aber sie ist von der edelsten Humanität, der regsten Theilnahme für alles Schöne und Erhabene durchweht. Besondere Sympathie empfindet er für das Ritterliche und Romantische; die Figuren seiner Helden und Heldinnen treten in hellen, poetischen, aber doch bestimmten und naturwahren Umrissen aus dem Rahmen seiner Gemälde hervor, und seine Schilderungen von Schlachten und Belagerungen haben die ganze pittoreske Lebhaftigkeit Walter Scott'scher Romane. Sein reiches Material beherrscht er mit großer Sicherheit; sein Quellenstudium ist erschöpfend und in hohem Grade gewissenhaft — vielleicht zu gewissenhaft, da der Respect für seine Autoritäten ihn mitunter der nöthigen Kritik vergessen läßt. Diese Schwäche macht sich vornehmlich in seinen Untersuchungen über die ältere Geschichte des amerikanischen Continents bemerkbar, wie denn gerade die Eigenschaften, die dem Geschicht*schreiber* eine so verdiente Popularität erwarben, dem Geschichts*forscher* nachtheilig wurden.

P. hat das Glück genossen, seinen Ruhm mit jedem seiner Werke wachsen zu sehen. Nach Herausgabe seiner „History of Ferdinand and Isabella" erwählte ihn die königliche Akademie in Madrid zu ihrem Mitgliede; die „Conquest of Mexico" verschaffte ihm, an Navarete's Stelle, die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede des Französischen Instituts; die Universität Oxford ertheilte ihm im Jahre 1850 das Ehrendiplom eines Doctors der Rechte und die gelehrten Gesellschaften Europas und seines Vaterlandes wetteiferten, ihn in ihre Reihen aufzunehmen. Seine Vermögensverhältnisse waren derart, daß er nie für den Unterhalt zu arbeiten brauchte; von drückenden Nahrungssorgen frei, konnte er sich nach Muße seinen Lieblingsbeschäftigungen hingeben. Nicht minder beglückt war er durch die Liebe und Verehrung, die seine nächste Umgebung ihm weihte; aber auch sein eigener Charakter blieb stets milde und anspruchslos, sein steigender Ruf that seiner einfachen Freundlichkeit niemals Abbruch, und er starb, wie er gelebt hatte, ohne einen Feind oder einen Neider zu hinterlassen.

*Ripon (Frederick John Robinson, Graf von), britischer Staatsmann und Premierminister von August bis December 1827, verschied auf seiner Villa zu Putney-Heath am 28. Jan. 1859. Seit dem Rücktritt des Ministeriums Peel, in welchem er den Posten eines Präsidenten der Board of Control verwaltete, hatte er sich von der Politik ganz fern gehalten und war nur ausnahmsweise im Oberhause erschienen, um die Maßregeln seines Freundes Aberdeen zu unterstützen. In der Pairie folgte ihm sein einziger Sohn, **George Frederick Samuel, Viscount Goderich**, geb. am 24. Oct. 1827, früher Parlamentsmitglied für Huddersfield und seit 1857 für den West-Riding von Yorkshire.

*Rostoptschin (Gräfin Ewdokia Petrowna), geborene Suschkow, russische Dichterin, die Schwiegertochter des bekannten Generalgouverneurs von Moskau, starb daselbst nach längern Leiden am 3. (15.) Dec. 1858. Eine Gesammtausgabe ihrer Schriften, von denen namentlich die kleinern Gedichte sich durch tiefes Gefühl und eine edle Sprache auszeichnen, erschien in zwei Bänden (zweite Auflage, Petersburg und Leipzig 1857).

Die Dappenthalfrage.

Geschichtliches.

Die widerstreitenden Ansprüche Frankreichs und der Schweiz auf das kleine Dappenthal sind in diesem Werke bereits erwähnt worden. *) Es wurde dabei hervorgehoben, daß die Schweizer durch ihre einmüthige Anstrengung in der Neuenburger Sache weniger als nichts gewonnen haben würden, hätten sie sich nur der blos scheinbaren Abhängigkeit von einem fernen Königsstaate erwehrt, um in die wirkliche Abhängigkeit des benachbarten Kaiserstaats zu fallen. Zugleich wurde aber auch die Erwartung ausgesprochen, daß die Schweizer aller Parteien in der gemeinsamen Überzeugung handeln würden, jene Abhängigkeit von dem großen Gensdarmen- und Soldatenstaate begänne schon von dem Augenblicke an, da sie sich in der nur unbedeutend scheinenden Angelegenheit der kleinsten Schwäche schuldig gemacht hätten. In der That hat sich seitdem die öffentliche Meinung im Lande der Eidgenossen aufs lebhafteste an der Sache betheiligt. Zahlreiche politische und militärische Notabilitäten haben den Gegenstand nach allen Seiten beleuchtet und zum Theil in eigenen Eingaben an die Bundesbehörden ihre Ansichten entwickelt. Der neugegründete, über alle Cantone sich ausdehnende Verein der „Helvetia", welcher sich, im besondern Hinblick auf den bedrohlich gerüsteten Bonapartismus, die Wahrung der vollen Unabhängigkeit zum hauptsächlichen Ziele gesetzt, hat die Herausgabe einer die Sache beleuchtenden Flugschrift („Die Bedeutung der Dappenthalfrage u. s. w.", Basel 1859) veranlaßt und beabsichtigt im Sinne dieser Schrift weitere Betheiligung. Auch ein umfassender amtlicher Bericht an die Bundesversammlung wird vorbereitet. Selbst die Aufmerksamkeit des Auslandes wandte sich jener Ecke der südwestlichen Schweiz zu und steigerte sich infolge der kriegerischen Aussichten zu Anfang des Jahres 1859. Denn allgemein wurde erkannt, daß es sich an der Haltung der Eidgenossenschaft in der Dappenthalfrage erproben werde, was von ihr zu erwarten sei, wenn es in der Mitte unsers Welttheils zum Ausbruche eines verhängnißschweren Kriegs kommen sollte.

Die ersten Unterhandlungen über Abtretung des zum frühern Canton Léman und jetzt zu Waadt gehörigen Dappenthals an Frankreich reichen in die Zeit des französischen Consulats und der Helvetik zurück. Ein Geschöpf Frankreichs und von diesem in aller Weise abhängig, setzte doch die damalige helvetische Regierung dem Ansinnen einen achtungswerthen Widerstand entgegen, bevor sie sich zur Unterzeichnung des neuen Acts ihres Vasallenthums entschloß. Schon im December 1800, nicht lange nach der Schlacht von Marengo, als Bonaparte darauf dachte, sich durch Gründung der Simplonstraße der dauernden Unterwürfigkeit Italiens zu versichern, wurden einleitende Schritte gethan. Das förmliche Begehren der Cession im März 1801 wurde begründet mit dem angeblich nur für Handelszwecke beabsichtigten und später wirklich ausgeführten Bau der Straße von Faucille, zur geraden Verbindung der Franche-Comté mit dem zum Kopf der Simplonstraße ausersehenen Genf, das bereits der französischen Republik einverleibt war. Die Schweiz verlangte einen Gebietstausch und schlug das früher österreichische und jetzt zum Canton Aargau gehörige Frickthal vor, oder auch die im Waadtland gelegene, damals französische und jetzt genferische Enclave Céligny bei Coppet am Genfersee. Zur Unterstützung ihrer Gegenforderung berief sie sich auf ihren Allianzvertrag von 1798 mit Frankreich. Aber diese Macht wollte sich auf keinen Tausch einlassen. Die Verhandlung gerieth sofort ins Stocken, und erst im Juli 1802 wurde sie wieder aufgenommen. Nun verstand sich zwar Bonaparte zur Abtretung des Frickthals, verlangte aber zugleich, da er die Militärstraße über den Simplon und die Beherrschung Italiens unverrückt im Auge behielt, die Lostrennung des Wallis von der Helvetischen Republik. Diese gab endlich dem übermächtigen Drucke nach. Am 13. Aug. 1802 wurde die Abtretung des Dappenthals im Princip bewilligt und am gleichen Tage mit der Abtretung des Frickthals an die Schweiz erwidert. Bald darauf ward jedoch auch das Wallis von der Schweiz abgerissen, und zwar geschah dies ohne Äquivalent und ohne daß Frankreich an eine Rückgabe der geradezu von ihm geraubten eidgenössischen Gebiete im Bisthum Basel, der Stadt Biel u. s. w., nur gedacht hätte. Die wirk-

*) In dem Artikel: „Konrad Kern, eidgenössischer Gesandter bei dem Kaiser der Franzosen", im ersten Bande, S. 728—729. D. Red.

liche Abtretung und Abgrenzung des Dappenthals erfolgte indessen erst 1805 und 1807, also unter der neuen Kaiserherrschaft. Nach dem Allianzvertrage der Schweiz von 1803 mit ihrem unwiderstehlichen Mediator, und gestützt auf die darin verheißene Gebietsentschädigung, nahmen auch damals, aber vergebens, die eidgenössischen Commissare eine Entschädigung in Anspruch.

Als 1814 der Stern Napoleon's I. gesunken war, kam von neuem das Dappenthal in Betracht; besonders seine militärische Bedeutung wurde in einem Bericht des Oberstquartiermeisters Finsler für die in Aussicht stehende Grenzregulirung in Erwägung gezogen. Der Pariser Friedensvertrag vom 30. Mai 1814 hatte für die südwestliche Schweiz die Herstellung ihrer Grenze, wie sie vor der Einverleibung Genfs mit Frankreich gewesen, ausgesprochen. Darauf hin und nach einem Tagsatzungsbeschlusse vom 3. Juni 1814 wurden die eidgenössischen Bevollmächtigten am Wiener Congresse instruirt, die Rückgabe des Thals und einige weitere militärisch wichtige Abtretungen zu verlangen. Unter der Voraussetzung, daß Pruntrutt bei Frankreich bleiben würde, befürwortete damals der englische Gesandte die Abtretung des ganzen Ländchens Gex mit Einschluß des Dappenthals, wodurch die Schweiz in den Besitz ihrer natürlichen, dem Höhenzuge des Jura folgenden Militärgrenze gelangt wäre. Aber Pruntrutt wurde mit dem Canton Bern vereinigt, und der französische Gesandte, Herzog von Dalberg, legte sogar gegen die Rückgabe des Dappenthals eine vergebliche Verwahrung unter dem Vorwande ein, daß Frankreich dessen bedürfe für die Anlage einer neuen Handelsstraße an der Grenze. Hiernach beschränkte sich die auch von Frankreich unterzeichnete Erklärung des Wiener Congresses über die Angelegenheiten der Schweiz vom 20. März 1815, welcher die Schweiz am 27. März beitrat, im Art. 2 auf die Bestimmung: „Das vormals zum Canton Waadt gehörige Dappenthal wird demselben zurückgegeben."

In dem nach der Rückkehr Napoleon's aus Elba am 20. Mai 1815 abgeschlossenen, am 12. Juni ratificirten Allianzvertrage der Schweiz mit Österreich, England, Preußen und Rußland versprachen diese Mächte darüber zu wachen, daß die ihr im März dieses Jahres zugesicherten Vortheile erhalten blieben. Nach der Niederlage Napoleon's bei Waterloo betheiligte sich nun auch die Eidgenossenschaft wieder an den Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden, und ihr Bevollmächtigter war der genfer Staatsmann Pictet de Rochemont. Aus gewichtigen militärischen Gründen bemühte dieser sich um die Abtretung von Gex mit dem Fort de l'Ecluse, oder wenigstens um die Aufnahme des Ländchens Gex in das eidgenössische Neutralitätssystem. Er erlangte jedoch nichts weiter als das zur Verbindung Genfs mit der übrigen Schweiz unerlaßliche Versoix und einige andere Gemeinden am Genfersee, sodann die Ausdehnung der Neutralität auf einen Theil von Savoyen und eine Rückverlegung der französischen Zollinie. Der Art. 9 des am 20. Nov. 1815 unterzeichneten zweiten Pariser Friedensvertrags bestätigte durchweg die nicht ausdrücklich abgeänderten Bestimmungen des Vertrags vom 30. Mai 1814, sowie die Schlußacte des Wiener Congresses vom 9. Juli 1815. Der zweite Pariser Vertrag bestätigte also auch den Rückfall des Dappenthals an die Schweiz.

Inzwischen hatte am 7. Nov. 1815 der französische Bevollmächtigte, wol nicht ohne Mitwissen der Bevollmächtigten anderer Staaten, den Versuch gemacht, die Wiederabtretung des Dappenthals oder mindestens seiner westlichen Hälfte an Frankreich in den Entwurf des Friedensvertrags mittels einiger Zeilen förmlich einzuschmuggeln (vgl. den theilweise in der obengenannten Schrift mitgetheilten Schlußbericht von Pictet). Seine List wurde vereitelt, und man beschränkte sich daher, mit Zustimmung des schweizerischen Gesandten, auf die Einschaltung einer Clausel, die der Möglichkeit einer Zerstörung der Handelsstraße im westlichen Theile des Thals vorbeugen und gegen Belästigung durch den schweizer Zoll beruhigen sollte. Aber sogar diese Clausel wurde nie in den Friedensvertrag aufgenommen. Am Tage vor dessen Unterzeichnung (19. Nov.) gaben hiergegen die Gesandten von Österreich, England, Preußen und Rußland an den französischen Minister, Herzog von Richelieu, die Erklärung ab, daß sie — wegen der angeblich wichtigern Abtretungen Frankreichs an die Schweiz — die Gerechtigkeit der französischen Ansprüche hinsichtlich des Dappenthals anerkennen. Sie fügten jedoch hinzu, daß sie die Rückgabe an Frankreich in dem zu unterzeichnenden Vertrage nicht stipuliren könnten, weil der schweizerische Bevollmächtigte nicht zur Zustimmung autorisirt sei, und weil eine einseitig auferlegte Verpflichtung der Unabhängigkeit der Schweiz Abbruch thue. Sie verpflichteten sich dagegen zu ihrer „wirksamsten Verwendung", die aber vorerst und für lange Zeit nur darin bestand, daß sie der Eidgenossenschaft ihre Note vom 19. Nov. am 21. desselben Monats mittheilen ließen. Die Behauptung dieser Note, daß durch die Abtretungen Frankreichs an die Schweiz das Dappenthal weit überwogen sei, wurde in der Folge von Tagsatzung und Vorort

bestritten und mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß jene Abtretungen gegen den Verlust der früher zur Eidgenossenschaft gehörigen und ihr 1798 gewaltsam entrissenen Fabrikstadt Mühlhausen im Elsaß gar nicht in Betracht kommen könnten. Der diplomatische Misgriff vom 19. Nov. 1815 hatte indessen die Folge, daß sich Frankreich eine factische Herrschaft über das Thal anmaßte, und daß die Schweiz bis zur Stunde nicht in den Genuß des ihr tractatmäßig zugesicherten Rechts gelangen konnte.

Nachdem die Schweiz schon 1815 die Rückgabe gefordert, wandte sich 1816 der Canton Waadt mit Beschwerde über Verzögerung an die Tagsatzung und verlangte ihre Intervention. Diese unterstützte, nach Beschluß vom 17. Juli, die Forderung Waadts, während sich der französische Gesandte auf die rechtlich ganz unerhebliche Note vom 19. Nov. 1815 berief. Im folgenden Jahre (8. Aug.) stellte Frankreich für den Fall der Abtretung einige nicht unerhebliche Handelsvortheile für die Schweiz in Aussicht; aber die Tagsatzung beschloß die getrennte Verhandlung beider Fragen und erinnerte in der einmüthig beschlossenen Note vom 29. Aug. den Nachbarstaat abermals an seine förmlich und feierlich eingegangene Verpflichtung. Diese männlich und würdig gehaltene Note enthält über den ersten Napoleon eine Stelle, die sich gleich einer weissagenden Mahnung auch an die Regierungen und Völker des heutigen Europa zu wenden scheint. „Die Besetzung dieses Thals", heißt es darin, „paßte für die Ausführung der Plane eines Mannes, der, nachdem er Frankreich geknechtet hatte, danach trachtete, Europa zu beherrschen. Es war ein Ring mehr in der großen Kette jener Usurpationen, die damit endigten, alle Regierungen und alle Völker gegen ihn aufzubringen." Zur Zeit des Aachener Congresses nahm Frankreich Anlaß, die betreffenden Großmächte an die verheißene „wirksamste Verwendung" zu erinnern; und wahrscheinlich, um ein für allemal dem im hastigen Betriebe des Friedensabschlusses nicht genau erwogenen Versprechen wenigstens formell zu genügen, ließen sich die Gesandten Preußens, Österreichs, Englands und Rußlands zur Befürwortung des französischen Begehrens durch Noten vom 6., 8., 12. Sept. und 7. Nov. 1818 bewegen. Allein fast gleichzeitig reichte auch die Eidgenossenschaft durch ihren Vorort dem Congresse eine unerwidert gebliebene Denkschrift vom 14. Sept. 1818 ein, die zur Rückgabe des Dappenthals an Waadt mahnt und, mit besonderer Rücksicht auf die militärische Bedeutung des Thals, darauf hinweist, daß die alliirten Mächte von 1814 ihren eigenen Zweck, der neutralen Schweiz eine möglichst starke Militärgrenze gegen den westlichen Großstaat zu verschaffen, vollständig sich selbst vereiteln würden, falls sie es gar noch zuließen, daß auch dieses Thal in den Händen Frankreichs bliebe.

Bis in die neueste Zeit kam die streitige Sache nur noch gelegentlich, und auf keine hier erwähnenswerthe Weise zur Sprache. Erst im sichtbaren Zusammenhange mit der Neuenburger Angelegenheit wurde sie wieder zum Gegenstande lebhafter Erörterung. Die wirkliche oder leicht vorzuschützende Meinung, daß die Eidgenossenschaft für die glückliche Schlichtung jener Angelegenheit dem Kaiser der Franzosen zu besonderm Danke verpflichtet sei, mag einige einflußreiche schweizerische Persönlichkeiten verleitet haben, sich allzu leicht über die Warnungen der Geschichte wegzusetzen und sich mit übereilter Zuvorkommenheit den Wünschen des mächtigen Autokraten willfährig zu zeigen. Die alte Tagsatzung, das Geschöpf der Restauration, die Theilnehmerin an der Heiligen Allianz, die endlich um ihrer reactionären Zwecke willen oder wegen ihres starren Festhaltens an veralteten Einrichtungen dem Verdammungsurtheile des Volks weichen mußte, hatte doch nichts den Rechten der Eidgenossenschaft gegen Frankreich vergeben, während man in den jetzigen eidgenössischen Räthen eine Zeit lang geschwankt zu haben scheint. Auch der alte Canton Waadt hatte sich durch alle Verlockungen von der männlichen Behauptung seiner Ansprüche nicht abbringen lassen; im regenerirten Canton Waadt aber nahm es den Anschein, als wollte man wol über den Preis des zu veräußernden Gebietstheils markten. Indessen ist bisjetzt (Ende Februar 1859) noch keine bindende Verpflichtung eingegangen worden.*)

Die von den eidgenössischen Räthen sehr zu beachtende öffentliche Meinung vermochte sich erst nach und nach über die volle Bedeutung der Angelegenheit aufzuklären, und diese hat sich immer allgemeiner gegen jeden Verkauf eines noch so kleinen Stückchens des freien Schweizerbodens geäußert. Einen besonders tiefen Eindruck machte es, als eine der ersten militärischen Notabilitäten der Schweiz, der Oberst Ziegler in Zürich, nach persönlicher Recognoscirung des

*) Im Großen Rathe des Cantons Waadt kann die Sache kaum vor Monat Mai 1859 auch nur zur Verhandlung kommen.

Terrains im Sommer 1858, seinen schweizerischen Mitbürgern die Worte zurief: „Nur keine Abtretung gegen Geld; etwa von Land gegen Land!“ Derselbe erklärte auch öffentlich, daß die Abtretung bei der schweizerischen Bevölkerung mit Recht nicht volksthümlich, daß sie im angeblich projectirten Umfange „auch keine ehrenhafte sei“ („Eidgenössische Zeitung“ vom 23. Nov. 1858). Seitdem gaben auch waadtländer Blätter, wie die „Gazette Vaudoise“, welche die Abtretung befürwortet hatte, die Versicherung, daß in ihrem Canton nur Eine Stimme für Abweisung einer solchen Geldentschädigung herrsche. Als der eidgenössische Major Girard, als einsichtiger militärischer Schriftsteller bekannt, in einer Eingabe an die Bundesversammlung neue militärische Gesichtspunkte gegen die Abtretung geltend gemacht, gab dies am 19. Jan. 1859 Anlaß zu einer Discussion im eidgenössischen Ständerathe. Mit Rücksicht auf diese dem Bundesrath zur Berichterstattung überwiesene Eingabe erklärte der Bundespräsident Stämpfli, „daß dieselbe eine neue militärische Expertise durchaus nothwendig mache“. Die in der Sitzung vom 19. Jan. übereinstimmend gefallenen Äußerungen gaben dem schweizerischen Volke schon jetzt die erfreuliche Zuversicht, wie es kaum noch denkbar sei, daß es zu einer von Oberst Ziegler als „nicht ehrenhaft“ bezeichneten Willfährigkeit gegen Frankreich kommen könnte.

Der Vertragsentwurf über Abtretung, wie er wahrscheinlich unter besonderer Mitwirkung des eidgenössischen Gesandten in Paris, Dr. Kern, abgefaßt wurde, ist zwar bisher noch nicht officiell bekannt gemacht worden, aber gleichwol im wesentlichen zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Danach handelt es sich auch jetzt, wie früher, um Abtretung des westlichen Theils des Dappenthals mit der unter Napoleon I. gebauten und allerdings auch von Frankreich bis in die neueste Zeit unterhaltenen und benutzten Straße, und zwar um Abtretung gegen eine an Waadt zu leistende Entschädigung von 350000 Fr. Weitere Bestimmungen betreffen die Regulirung privatrechtlicher Verhältnisse. Schon im Dasein dieses Abtretungsentwurfs, sowie in allen frühern Unterhandlungen liegt der Beweis, daß das unbestreitbare Besitzrecht der Schweiz auf das ganze Dappenthal von keiner Seite angefochten ist. Was die Gründe der Zweckmäßigkeit anlangt, welche die Begünstiger der Cession vorbrachten, so haben sie in ziemlich vager Weise auf gewisse Handelsvortheile hingewiesen, welche daraus entspringen könnten. Allein es ist klar, daß der Verzicht der Schweiz auf ihren Antheil an einer Handelsstraße dem Handel der Schweiz nicht an sich zum Vortheile gereichen kann, und von bestimmten, wirklich erheblichen Gegenleistungen von seiten Frankreichs im Interesse des schweizerischen Verkehrs hat bisjetzt nicht das Geringste verlautet. Die zur Entschuldigung der Cession vorgebrachten politischen Gründe sprechen vollends nicht für die Zulässigkeit, sondern für das gerade Gegentheil. Im Hinblick auf die frühere Verwendung der Großmächte für die Abtretung an Frankreich suchte man derselben eine Deutung zu geben, als ob damit die Schweiz auch jetzt noch einen europäischen Wunsch erfüllen würde. Nimmt man aber auch keine Rücksicht auf den Umstand, daß jene Verwendung schon in sich selbst das Gepräge einer bloßen diplomatischen Artigkeit trug, die man dem neuen Alliirten der Alliirten, dem bourbonischen Frankreich, nicht verweigern zu dürfen glaubte: so ist doch nicht zu übersehen, daß die Großmächte durch ihre Verwendung im Jahre 1815 und 1818 das an Frankreich geleistete Versprechen wirklich erfüllt hatten, und daß damit für sie die Sache eine völlig abgethane war. Aus jener nicht sehr ernstlich gemeinten diplomatischen Intervention läßt sich nur schließen, daß nach dem Urtheile der Großmächte die damaligen Verhältnisse von der Art waren, um eine Abtretung des kleinen Thals von Frankreich als eine wenigstens sehr gleichgültige Sache erscheinen zu lassen. Aber diese Verhältnisse haben sich wesentlich geändert, und es fragt sich, was die Verhältnisse gegenwärtig erlauben oder verbieten.

Die Bestimmung über Rückgabe des Dappenthals an die Schweiz kam in die pariser und wiener Verträge unter dem noch frischen Eindrucke der kaum erst gebrochenen Schreckensherrschaft des Bonapartismus; sie war eine jener Maßregeln, welche die Vorsicht zur Abwehr der Gefahren gebot, womit der centralisirte französische Militärstaat unaufhörlich das übrige Europa bedroht. Aber bald machte die Schlacht von Waterloo und die Verbannung des Kaisers nach St.-Helena den gerechten Besorgnissen vor Napoleon I. ein Ende, und nun hatten auch die Großmächte kein Interesse mehr, gegen eine wenigstens scheinbar bedeutungslose Abänderung der Verträge von 1814 und 1815 mittels einer neuen Grenzregulirung Einsprache zu erheben. Sie hatten dazu um so weniger Ursache, als ja die restaurirten Bourbonen in Frankreich selbst mit dem allgemeinen Rufe: „Nieder mit der Conscription!“ empfangen worden waren, und Ludwig XVIII. nichts Eiligeres zu thun hatte, als diese allgemein verhaßte Conscription abzuschaffen. Der König hatte also ausdrücklich auf die Fortsetzung eines Militärsystems verzichtet,

wodurch es für Frankreich überhaupt möglich wird, zu eigenem Schaden und zum Schaden des übrigen Europa den Weltfrieden stets von neuem zu gefährden. Auch im Jahre 1818, als vom Aachener Congresse aus die Dappenthalfrage angeregt wurde, war noch Frankreich weit davon entfernt, schon wieder ein die Ruhe Europas bedrohender Soldatenstaat zu sein. Jetzt aber steht abermals ein Napoleon, mit seinen „Napoleonischen Ideen", mit den unauslöschlichen Jugendeindrücken der kaiserlichen Traditionen, als unumschränkter Gebieter an der Spitze des Reichs und einer kriegsgeübten, stehenden Armee von 600000 Mann; und so ist es abermals das Interesse, das Recht und die Pflicht der Mächte geworden, auch ihrerseits darüber zu wachen, daß wenigstens jetzt nicht den traditionellen französischen Vergrößerungsgelüsten durch die kleinste Concession Vorschub gethan und die ohnehin so unvollständige Militärgrenze gegen Frankreich irgendwo durchbrochen werde. Es hat also seinen guten Grund, wenn nicht blos österreichische, sondern auch andere Blätter, die der Regierung ihres Landes nahe stehen, von jeder unzeitigen Nachgiebigkeit abmahnen. Vor allem darf man überzeugt sein, daß wol kein einziger englischer Staatsmann, wenn er nicht persönliche Nebenabsichten verfolgt, mit gutem Gewissen der Schweiz zu irgendeiner Gebietsabtretung rathen wird, solange nicht bessere Garantien als die gegenwärtig für Erhaltung des unter den Schutz der Verträge gestellten Besitzstandes gegeben sind. Um so mehr hat aber die Schweiz auf ihrer Hut zu sein, da jetzt schon in einigen französischen Grenzgemeinden Wünsche laut geworden, die weiter gehen als nur auf die Abtretung des Dappenthals, zumal als bekanntlich die französischen Gemeinden öffentlich keine andern Wünsche hegen dürfen, als die ihnen von oben her eingeflößt sind.

Die angebliche Pflicht der Dankbarkeit für den vom Kaiser der Franzosen in der Neuenburger Sache geleisteten guten Dienst würde die Schweiz nicht verpflichten, durch Abtretung des Dappenthals sich selbst einen schlechten Dienst zu leisten. Woher rührt aber diese Meinung, als sei die Entscheidung der Neuenburger Frage hauptsächlich von Frankreich gegeben worden? Diese Ansicht beruht auf einer unvollständigen Kenntnißnahme der gegenwärtig doch offen genug vorliegenden Thatsachen. Betrachtet man mit Unbefangenheit den Verlauf der Neuenburger Angelegenheit, so ergibt sich als Sachverhalt Folgendes*): In einem unglücklichen Augenblicke, und zur Zeit einer Spannung mit Österreich, hatten sich die damals maßgebenden preußischen Staatsmänner der Politik Frankreichs allzu vertrauend und in solchem Grade hingegeben, daß nicht der Gesandte der andern deutschen Großmacht, sondern der französische mit dem Schutze der in der Schweiz lebenden Preußen beauftragt worden war. Der Kaiser der Franzosen ergriff natürlich mit Eifer die Gelegenheit, um mit Ausschluß der andern Großmächte und zum sichtlichen Zeichen französischer Präponderanz die Neuenburger Streitsache allein in die Hand zu nehmen. Aber die Schweiz war nicht geneigt, sich mit verletzender Übergehung dieser Großmächte in gleicher Willfährigkeit wie das preußische Ministerium in die Arme Frankreichs zu werfen; und es suchte darum der Kaiser Napoleon, hauptsächlich durch die drohende Moniteur-Note vom 17. Dec. 1856, eine Pression auf die Eidgenossenschaft auszuüben. Als dieser Versuch der Einschüchterung nicht gelang, als England fortfuhr, seine entschiedene Abneigung gegen ein ausschließlich französisches Schiedsrichteramt an den Tag zu legen und Österreich die gemeinschaftliche Berathung der Sache durch alle bei dem Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 betheiligten Mächte beantragt hatte, da mußte endlich auch Frankreich, um sich nicht völlig zu isoliren, in diesen Vorschlag eingehen. Weil aber doch einmal das Cabinet Manteuffel den schweren Fehler begangen hatte, dem Kaiser der Franzosen ein vor allen andern Regierungen besonders auszeichnendes Vertrauen zu beweisen, so erforderte es die gewöhnliche diplomatische Höflichkeit, daß man wenigstens nicht offen widersprach, wenn sich Frankreich seiner besondern Thätigkeit für Ausgleichung des Neuenburger Zwistes berühmte. Daß auch schweizerische Blätter und eidgenössische Staatsmänner die gleiche Courtoisie befolgten, ist nicht zu tadeln; aber darum darf man sich und das schweizerische Volk doch nicht über die tiefern Absichten täuschen, welche die französische Politik in jener Angelegenheit verfolgte. Diese Absicht bestand augenscheinlich darin, daß sich mit Benutzung der Neuenburger Angelegenheit der mächtige Nachbar eines überwiegenden Einflusses in der neutralen Schweiz versichern, daß er, auch hierin den Fußtapfen Napoleon's I. folgend, auf diplomatischem Wege zum Mediator der Eidgenossenschaft sich aufwerfen wollte. Solches Verhalten kann für die Schweiz keinen Grund zur Willfährigkeit, sondern zum entschiedensten Mistrauen gegen Frankreich abgeben.

*) Ausführlicheres hierüber findet sich in der Biographie von „Konrad Kern", Bd. 1, S. 727—728, und in dem Artikel „Die Neuenburger Frage und ihre Lösung", Bd. 2, S. 145 fg., dieses Werks. D. Red.

Militärische Gesichtspunkte.

Vom Beginn der Unterhandlungen an wurde stets auf die militärische Bedeutung des Dappenthals das größte Gewicht gelegt. Je weniger also die für die Abtretung vorgebrachten positiven Gründe wiegen, um so mehr waren die Anhänger der Cession bemüht, die heutige militärische Bedeutung des Thals als völlig geringfügig erscheinen zu lassen. Das Gutachten der vom Bundesrath ernannten militärischen Experten ist bisjetzt so wenig als der Abtretungsentwurf officiell bekannt geworden. Dem Vernehmen nach betonte jedoch General Dufour die militärische Bedeutung etwas mehr als ein anderer Experte, der eidgenössische Oberst Bontemps. Dagegen sind seitdem eine Reihe Privatgutachten erschienen, die sich aus taktischen und strategischen Gründen fast ohne Ausnahme gegen die projectirte Abtretung erklären. Dazu gehört das Votum des gewesenen Oberst A. von Cloßmann, welcher zuerst seine militärischen Bedenken erhob; das des eidgenössischen Majors Girard, worin die Anlage neuer Befestigungen zur bessern Behauptung der Südwestschweiz vorgeschlagen wird; der militärische Theil der von der Gesellschaft Helvetia herausgegebenen Schrift, welcher dem eidgenössischen Oberstlieutenant von Hoffstetter zugeschrieben wird, dem frühern Adjutanten Garibaldi's und Verfasser des „Tagebuch aus Italien 1849" (Zürich und Stuttgart 1851); besonders das Gutachten des aus dem Sonderbundskriege und andersher rühmlichst bekannten Oberst Ziegler. Das Erheblichste, was sich vom entgegengesetzten Standpunkte aus sagen läßt, findet sich in einem Aufsatze der „Revue militaire Suisse" (vom 10. Dec. 1858), welcher den Redacteur der Zeitschrift, den eidgenössischen Stabshauptmann Lecomte zum Verfasser hat.

Zur Bildung eines selbständigen Urtheils hat man zunächst die örtlichen Verhältnisse des kleinen Jurathals, sowie dessen nächste Umgebungen ins Auge zu fassen.*) Das mit Wald und Weiden bedeckte Gebirgsthal, das einen Theil der waadtländischen Gemeinde St.-Cergues bildete, hat einen Umfang von etwa fünf Stunden, einen Flächenraum von 5—6000 Jucharten. Der Hauptkörper des Ländchens wird von der über 5000 Fuß hohen Dôle (la Dôle) mit ihren Absenkungen gegen Nordwesten, und von den gegenüberliegenden Tuffes (les Tuffes) mit ihren Senkungen gegen Südosten gebildet. Zwischen diesen Absenkungen zieht sich die unter Napoleon I. gebaute schöne Landstraße hin. Daran schließt sich gegen Norden ein von den Bergen und Hügeln des Dappenthals und dem nordöstlichen Theile der Jurakette gebildetes Hochthal, durch welches eine zweite Landstraße nach dem waadtländischen Jurapasse von St.-Cergues hinaufführt. Die Einwohner, etwa dritthalb hundert, aber meist ohne festen Wohnsitz daselbst, leben in Sennhütten und nähren sich von Alpenwirthschaft. Der Ertrag der Weiden wurde in der vorörtlichen Denkschrift von 1818 auf 70000 Fr. geschätzt. Infolge der Besitzstreitigkeiten zwischen Frankreich und der Schweiz hat sich nun hier ein ganz eigenthümlicher Zwitterzustand gebildet. Der Grund und Boden ist von alten Zeiten her im Privateigenthum von Waadtländern, und die wenigen Bewohner sind Schweizerbürger, die ihrem Canton steuern und dessen Gerichtsbarkeit unterworfen sind. Andererseits maßt sich die französische Regierung nicht blos die Hoheit über das westliche Dappenthal und das Terrain der Napoleonsstraße an, sondern in solchen Fällen, wo zur Vollziehung gerichtlicher Urtheile die Mitwirkung französischer Behörden erforderlich ist, wird diese — wie noch vor kurzem geschehen sein soll — wol auch verweigert. Überdies machen sich die französischen Militärbehörden der Nachbarschaft zuweilen das Vergnügen, durch militärische Promenaden vom Fort Les Rousses aus es den Kühern des Dappenthals vor Augen zu halten, daß sie sich bereits kraft des Rechts der Eroberung als ihre Herrscher betrachten. Unter besonders auffallenden Umständen hatte eine solche Promenade von 50 Mann Infanterie am 29. Nov. 1858 statt, da sie sich nicht auf die Straße von Faucille beschränkte, sondern auf der nach St.-Cergues bis zum Teiche von La Giovine und nahe zum Anfange des Engpasses ausgedehnt wurde. Auf die officielle Anzeige von diesem Vorfalle seitens der waadtländer Regierung verlangte der Bundesrath Aufschluß und nöthigenfalls Genugthuung, worauf Frankreich die Verletzung des schweizerischen Gebiets bedauerte und Befehle gegen Wiederholung solcher Fälle ertheilt haben will. Die nur eine halbe Stunde von der Grenze des Dappenthals entfernten Befestigungen von Les Rousses wurden erst 1843 unter dem Ministerium Guizot mit verhältnißmäßig nicht unbedeutendem Kostenaufwande errichtet. Erwägt man den hohen Grad der Unwahrscheinlichkeit, daß von Genf oder Nyon aus eine offensive Operation in der Richtung gegen Besançon oder Dijon durch das Thal unternommen werden könnte, so muß man, bei dem Mangel jedes höhern strategischen Vertheidigungszwecks, wol

*) Vgl. Dufour's Schweizerkarte, Blatt XVI; Maßstab 0,00001 (aus dem Jahre 1842).

annehmen, daß es die friedfertige Regierung Ludwig Philipp's mit jenen Werken auf eine Art Zwing-Dappenthal abgesehen hatte.

Die von Dijon und andererseits von Besançon über Les Rousses gehende französische Straße gabelt sich nächst der schweizerischen Grenze des Thals, aber auf noch unzweifelhaft französischem Gebiete.*) Der nördlichere Zweig ist die schon genannte Straße, die nach dem von der Grenze etwa vier Stunden entfernten Städtchen Nyon am Genfersee über St.-Cergues führt. Der andere Zweig ist die gleichfalls schon genannte, auch als Faucille- oder Dappenthalstraße bezeichnete Napoleonstraße, die das Thal der Länge nach durchschneidet, im Süden desselben, an den Quellen des Flüßchens Valsérine, wieder in französisches Gebiet eintritt, sich nach dem Col de la Faucille hinaufzieht und von da südöstlich nach Gex wendet. Von diesem Städtchen münden zwei Hauptstraßen aus: die eine, die man als Fortsetzung der vom Col de la Faucille kommenden betrachten kann, geht nach dem nicht viel über drei Schweizerstunden von Gex entfernten Genf; die andere wendet sich in südwestlicher Richtung nach dem von Gex etwa sieben, von Genf etwa fünf Stunden entfernten, an der Rhone gelegenen und die Genf-Lyoner Straße und Eisenbahn beherrschenden Fort de l'Ecluse. Unter solchen Umständen ist freilich der Wunsch Frankreichs nach einer durch schweizerisches Gebiet nicht mehr unterbrochenen directen Verbindung zwischen den Forts Les Rousses und l'Ecluse begreiflich, und ebendieser Wunsch sollte ihm durch den projectirten Vertrag erfüllt werden. Danach würde die neue Grenze längs der Dôle herziehen und nach dem Theile der jetzigen Grenze auslaufen, der zwischen den beiden Straßen gelegen ist. Über einige weitere Bestimmungen der beabsichtigten Grenzregulirung weichen jedoch die Angaben der Anhänger und Gegner der Cession voneinander ab. Nach der „Revue militaire Suisse" ginge die neue Grenze vom Fuße der Dôle aus; nach Ziegler, der sich auf die an Ort und Stelle ihm gegebenen Erklärungen beruft, sei eine Abtretung bis fast auf den Bergrücken der Dôle hinauf beabsichtigt. Nach der „Gazette Vaudoise" würde die Schweiz die ganze von ihr gebaute Straße von St.-Cergues behalten, und diese würde bis zu dem auch bisher unbestrittenen Grenzpunkte hin von eidgenössischem Gebiet umschlossen bleiben; nach Ziegler dagegen, und dies wird auch von der „Revue militaire Suisse" in der Hauptsache nicht bestritten, soll „ein noch ziemlich bedeutender Theil der Straße von St.-Cergues und des damit in Verbindung stehenden Terrains" an Frankreich fallen.

Die genauen Angaben Ziegler's sind wol kaum in Zweifel zu ziehen. Allein sogar angenommen, daß die ganze St.-Cerguesstraße in der frühern Ausdehnung der Schweiz bliebe, würde es ihr doch, durch das Vorrücken der französischen Grenze um etwa eine halbe Stunde längs dieser Straße, unmöglich gemacht, auf der bemerkten Wegstrecke irgendwelche militärische Vorsichtsmaßregel von einiger Wirksamkeit treffen zu können; gleichwenig wäre sie noch im Stande, von den militärischen Vorgängen auf der Faucillestraße rechtzeitig Kenntniß zu nehmen. Zur Verhinderung dessen schlägt Ziegler vor, daß im äußersten Falle doch nicht mehr an Frankreich abgetreten werde, als nur die Faucillestraße mit dem auf ihrer rechten (westlichen) Seite gelegenen Gelände und also auch mit Inbegriff der Tuffes. Das Land zur linken Seite, bis auf etwa hundert Schritte von dieser Straße, solle dagegen schweizerisch bleiben, und mithin auch die ganze St.-Cerguesstraße nebst anstoßendem Terrain bis zu dem Punkte, wo dieselbe in die von Les Rousses kommende Faucillestraße verläuft. Daran sei noch die Bedingung zu knüpfen, oder doch die Erwartung auszusprechen, daß Frankreich auf die Anlage eines neuen Forts in der Nähe der Schweizergrenze gegen Faucille hin verzichte. Was sodann das Äquivalent für diese geringere Abtretung anlangt, so schlägt Ziegler als französische Gegenleistung den für die Schweiz nöthigen Boden zu einer Verbindungsstraße von St.-Cergues mit dem vom Dappenthal nordnordöstlich gelegenen Thale des Lac de Joux vor, durch Abtretung des Dorfs Bois d'Amont mit seinem Thalgelände und der rechten Hälfte des Lac des Rousses. Mit diesem militärisch sehr wohl erwogenen Vorschlage nähert sich Ziegler doch erst einem kleinen Theile der billigen Forderungen, die schon 1814 Oberstquartiermeister Finsler zur Herstellung der natürlichen Grenzen der Schweiz gegen Frankreich befürwortet hatte.**)

*) Vgl. Blatt XVI der Karte von Dufour. Auf einigen schweizerischen Generalkarten, wie auf der von Keller (1840), ist die Gabelung irrthümlich auf schweizerisches Gebiet verlegt.

**) Gegen Ziegler's Bemerkung, wie eine genaue Prüfung sogar noch bei diesem Gebietstausche erkennen lasse, daß Frankreich das bessere Geschäft machen würde, hebt die „Revue militaire Suisse" hervor, daß das von Frankreich abzutretende Terrain nach Umfang und Bevölkerung sechs- bis siebenmal beträchtlicher sei als das von der Schweiz abzutretende. Allein Ziegler hatte nur die militärische Bedeutung der abzutretenden Gebietstheile im Auge.

Die Urtheile der militärischen Sachverständigen stimmen darin überein, daß die Behauptung des Défilé von St.-Cergues und also der nach Nyon, d. h. in den Rücken von Genf führenden Straße, unter Umständen von Wichtigkeit sei; ja daß schon die Möglichkeit, das Vordringen des Feindes gegen St.-Cergues auch nur um einen Tag zu verhindern, von Belang werden könne. Nur darin weichen die Meinungen ab, welchen Einfluß die projectirte Abtretung im Dappenthale auf die Behauptung des Engpasses haben würde. Die „Revue militaire Suisse" meint, daß die Cession die Behauptung des ohnehin mit keiner beträchtlichen Truppenmasse und nicht für lange zu vertheidigenden Engpasses kaum beeinträchtigen werde, weil die projectirte Grenze doch erst eine halbe Lieue unterhalb des Défilé beginnen würde.*) Allerdings wäre die Verwendung eines sehr zahlreichen Detachements nicht rathsam und um so weniger nothwendig, als gerade hier die örtlichen Verhältnisse von der Art erscheinen, um noch außerdem eine wirksame und bereitwillige Betheiligung des Landsturms an der Vertheidigung des Engpasses erwarten zu lassen. Handelt es sich aber, wie im gegebenen Falle, um rechtzeitige Vorkehrungen gegen feindliche Occupation eines Défilé durch Überfall, kann der Zeitgewinn oder Zeitverlust weniger Stunden entscheiden: so muß der Schweiz allerdings daran gelegen sein, daß sie ihren äußersten Beobachtungsposten bis hart an die Verbindung der Straßen von St.-Cergues und Faucille vorzuschieben vermag, um von den militärischen Vorgängen auf beiden Straßen Kenntniß zu nehmen, und es ist ganz und gar nicht gleichgültig, ob die dem Feinde in den Weg zu legenden Annäherungshindernisse um eine halbe Stunde näher oder ferner von dem zu schützenden Engpasse beginnen. Je nach Lage der Dinge würde auch die Frage entstehen, ob nicht um höherer Kriegszwecke willen eine Zerstörung der nach St.-Cergues aufführenden Straße, vielleicht auch der Dappenthalstraße, in solchem Maße ausführbar und rathsam sei, um diese Straßen während einiger Zeit für feindliches Geschütz völlig unbrauchbar zu machen. Aber gerade zu diesem Zwecke müßte man über das zur Vorbereitung des vielleicht ersprießlichen Zerstörungswerks benöthigte Terrain und über die dazu erforderliche Zeit verfügen. Darum läßt sich nicht einmal entgegnen, daß die Verwerfung des Vertragsprojects dennoch die bisherigen factischen Verhältnisse nicht ändern, daß vielmehr Frankreich nach wie vor über die Faucillestraße verfügen werde. Allerdings wäre es an der Zeit, daß die Schweiz ihr unbestrittenes Hoheitsrecht über das ganze Dappenthal auch thatsächlich in die Hand nähme. Allein selbst davon abgesehen, bleibt es ein großer Unterschied, ob sie ihr Oberaufsichtsrecht bis zur jetzigen Grenze ausüben kann, oder ob mit der Gewährung eines neuen Besitzrechts an Frankreich diesem zugleich die factischen Mittel gewährt werden, seine vielleicht auf beiden Straßen verfolgten feindlichen Absichten vor den Augen der Schweiz verschleiern zu können. An einem scheinbaren Vorwande zur örtlichen Unterbrechung jedes Grenzverkehrs auf so lange, bis die Vorbereitungen für eine unangenehme Überraschung der Eidgenossenschaft wirklich getroffen wären, würde es zu keiner Zeit fehlen.

Die Wichtigkeit der jetzigen Grenze des Dappenthals für die Vertheidigung des Passes von St.-Cergues läßt sich also nicht in Abrede stellen; eine Abtretung von Terrain wäre dort ebenso thöricht, als wollte man dem Feinde ein gutgelegenes Außenwerk einräumen, um ihm den Überfall einer Festung zu erleichtern. Es fragt sich nun, ob auch der Paß selbst von Bedeutung ist. Mit Ausnahme einer französischen Invasion der nördlichen Schweiz, um diese zum Ausfallsthor gegen das südwestliche Deutschland zu benutzen, ist kaum noch ein kriegerischer Conflict zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich denkbar, bei dem nicht dieses in erster Linie die Besitznahme von Genf im Auge hätte, um die einmal wieder gewonnene Stadt nicht zum zweiten male zu verlieren. Was die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt Genf, dieses allernächsten Objects nachbarlicher Lüsternheit, betrifft, so muß man gestehen, daß die Alliirten von 1814 und 1815, obgleich in ihren damaligen Verträgen die Gewinnung einer starken Militärgrenze gegen Frankreich als Hauptzweck paradirte, dennoch ihr Möglichstes gethan haben, um der Schweiz im Südwesten die Vertheidigung ihres neutral erklärten Gebiets im höchsten Grade zu erschweren. Man beging hier den gleichen Fehler wie im südwestlichen Deutschland, als man das Elsaß bei Frankreich ließ und Deutschland nicht bis zu seiner natürlichen Grenze der Vogesen ausdehnte. Die natürliche Grenze der südwestlichen Schweiz ist das Thalgebiet der Orbe, mit dem von Ziegler betonten

*) Wenn noch die „Revue militaire Suisse" in einer Anmerkung darauf hinweist, daß die neuerdings projectirte Begrenzung auf der Straße von St.-Cergues der Schweiz doch noch 2½ Kilometer mehr einräumen würde als die Grenze von 1807, so ist dies begreiflich völlig unerheblich. Im Jahre 1807, zur Zeit der Mediation, war auch die Schweiz einer der Vasallenstaaten Napoleon's I.; im Jahre 1859 muß sie ihre jetzige Grenze behaupten, um nicht ein Vasallenstaat Napoleon's III. zu werden.

Bois d'Amont. Daran schließt sich das Dappenthal, als das einzige Bruchstück der von Naturrechts wegen der Schweiz gebührenden Militärgrenze, in dessen rechtlichem Besitz sie sich wirklich befindet. Dieses Thal schiebt sich wie eine Bastion in das französische Gebiet hinein, und schon die oberflächliche Betrachtung seiner Lage fordert zur ernsten Erwägung auf, ob denn die Schweiz leichtfertig auf dieses einzige Fragment ihrer natürlichen Militärgrenze verzichten dürfe. Vom Dappenthal und der Dôle aus würde die richtig bemessene Militärgrenze dem schon oben bemerkten Zuge des Jura über den Vieur Châtel, Grand Colombier u. s. w. folgen und in bogenförmiger Wendung bei Fort l'Ecluse die Rhone erreichen. Durch Abtretung der hier bezeichneten wenigen Quadratmeilen an die Schweiz hätte man dieser das zur Bewachung und Vertheidigung von Genf nöthige Terrain überlassen, und geht es noch einmal an die Umarbeitung der Karte Europas, so hat die Eidgenossenschaft gerade dieses Stück Land als ihre natürliche Grenze von Frankreich zu verlangen. Wie man es aber geschehen ließ, daß das französische Gebiet durch den Besitz des Elsaß bis an den Rhein ging, so hat man es auch von Genf und dem Genfersee nur durch einen schwer zu vertheidigenden, schmalen Fetzen Landes getrennt. Man hat hierdurch den Franzosen die Verlockung nur zu nahe gelegt, nach dem ganzen Rhein, sowie nach dem Besitze von Genf und nach Beherrschung des Genfersees lüstern zu bleiben, und für ihre sogenannten „natürlichen Grenzen" immer wieder in eine Aufregung zu gerathen, die möglicherweise auch den andern Völkern Europas noch Blut und schwere Opfer kosten kann.

So schwierig die Vertheidigung Genfs der Schweiz gemacht wurde, ist sie doch nicht unter allen Umständen unmöglich; aber für diese Vertheidigung kommt nun gerade von allen Jurapässen — auch die Straße von Jougne über Orbe nach dem Genfersee nicht ausgenommen — derjenige von St.-Cergues zumeist in Betracht. Die Bedeutung dieses Passes ist in der Schrift der Gesellschaft Helvetia richtig erwogen worden. Die Schrift macht darauf aufmerksam, daß der Besitz des Dappenthals sogar ein offensives Element gewähre, weil die Besetzung der Höhen der Dôle und der Tuffes ein stärkeres Detachement als im Défilé selbst zu entwickeln gestatte. Dieses stärkere Corps könne nun, außer der unmittelbaren Vertheidigung, auch ein von Gex nach dem Genfersee operirendes feindliches Corps in der Flanke bedrohen und es dadurch bis zur Einnahme des Dappenthals auf dem Col de Faucille festhalten. Hauptsächlich wird aber hervorgehoben, daß eine Bloßstellung des Passes von St.-Cergues das eidgenössische Heer zu einer Stellung hinter der Straße von St.-Cergues und hinter Nyon am Genfersee auf dem Plateau von Burtigny-Essertines-Aubonne nöthigen würde. Dies ist wahr und um so schärfer ins Auge zu fassen, als gerade bei einem Milizheere eine an sich nur scheinbar gefährliche Umgehung leicht doch zur wirklich gefährlichen werden kann, weil die Miliztruppen das Vertrauen auf ihre Befehlshaber, an deren Führung sie nicht schon lange gewöhnt, am ehesten verlieren und bei solchen Überraschungen wol gar zu dem verderblichen Glauben an Verrath und Verräther in ihren eigenen Reihen geneigt sind. Bei der Gewißheit einer längern Vertheidigung jenes Passes könnte dagegen das eidgenössische Heer seine Stellung bei Nyon selbst zwischen der Asse und dem Boiron nehmen. Indessen würde man den Verfasser des militärischen Theils jener Schrift misverstehen, wenn man ihm die Ansicht unterschieben wollte, als ob die bei Nyon stehenden Truppen einen Angriff auf Genf mit Gewehr bei Fuß ruhig geschehen lassen sollten. So wahr es ist, daß die Besatzung des zur offenen Stadt gewordenen Genf keine so zahlreiche sein dürfte, um ihre baldige Räumung von Truppen und Kriegsmaterial mittels der verfügbaren Wassertransportmittel allzu sehr zu erschweren, und obgleich der schmale Gürtel zwischen See und Juragehänge einem größern Truppenkörper keine besonders günstige Gefechtsstellung oberhalb Genf darbietet: so ist doch damit keineswegs gesagt, daß unter allen Umständen auch unterhalb der Stadt auf jede offensive Vertheidigung derselben verzichtet werden müßte. Findet man zu einem durch die Verhältnisse sonst gebotenen Treffen kein passendes Terrain im eigenen Lande, so nimmt man es sich in Feindesland. So könnte, je nach Lage der Dinge, etwa dritthalb Stunden unterhalb Genf, am Flüßchen London, ein Gefecht ganz wohl rathsam werden, in einer Stellung, welche die Straße von Fort l'Ecluse nach Gex beherrschen und die eidgenössischen Truppen gegen Umgehung von Gex über Ferney oder auch über Divonne und Crassier nach dem Genfersee hin schützen würde. Bei einem nachtheiligen Ausgange des Gefechts böten doch Eisenbahn, Landstraße, sowie von Genf an die Wasserstraße den eidgenössischen Truppen die Mittel zu einem geordneten Rückzuge. Übrigens ist es ein ziemlich müßiges Unternehmen, sich strategische Combinationen im Vorrath zu machen. Nur das eine läßt sich im voraus bemerken: wird zur Rettung von Genf irgendwo und irgendwie ein Gefecht möglich, dessen ungünstiger Ausgang nicht geradezu die Existenz der in den Kampf verwickelten eidgenössischen Truppen aufs

Spiel setzt, so muß dieses Gefecht gewagt werden. Die Schweiz darf nicht ihre bevölkertste und wohlhabendste Stadt ohne Schwertstreich in Feindeshand fallen lassen; sie darf es wenigstens nur dann, wenn die Räumung vor jedem Gefecht in solchem Maße von den Umständen geboten ist, daß es jedem schweizerischen Wehrmanne in die Augen leuchtet, es könne nicht anders gehandelt werden. Wäre die Räumung ohne den Drang dieser zweifellosen Nothwendigkeit erfolgt, so hätte die Eidgenossenschaft sich selbst eine moralische Niederlage beigebracht, von der sie sich schwer erholen möchte. Sie hätte mit eigener Hand die Saat der Zwietracht unter den Eidgenossen ausgesäet, durch schmachvolles Mistrauen ihre eigenen Truppen beschimpft, weil daran am allerwenigsten zu zweifeln ist, daß das als schweizerisches Heer versammelte schweizerische Volk für die Behauptung der Unverletzlichkeit des schweizerischen Gebiets mit einem der ruhmvollen Erinnerungen seiner Heldenzeit würdigen Muthe kämpfen will; sie hätte hiermit sicherlich auch bis in die Reihen dieses Volksheers hinein jenen gefährlichen Glauben an Verrath wach gerufen, der sogar den künftigen Sieg unmöglich machen müßte. Aber gerade jene Möglichkeit einer Vertheidigung Genfs ist mit durch den Besitz des Dappenthals bedingt, und ein Verzicht auf diesen Besitz, ein Verzicht sogar in gegenwärtiger Lage würde auch jetzt schon den Argwohn erwecken und dem einreißenden Verderben eine leicht genug zu erweiternde Bresche legen.

Die militärische Bedeutung des Dappenthals wurde aber nicht blos mit Beziehung auf die Vertheidigung der südwestlichen Schweiz, sondern auch auf die gegenwärtigen Verwickelungen zwischen Frankreich und Österreich ins Auge gefaßt. Ein Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung“ aus der Schweiz macht darauf aufmerksam, daß bei einer französischen Invasion in Oberitalien der Besitz des Thals für Frankreich zwar nicht unumgänglich nothwendig, aber doch wichtig sei, da wol die geradeste Linie von Paris nach Oberitalien — Eisenbahn bis Dôle unweit Dijon, Poststraße über Poligny, Morey und Les Rousses nach Genf — durch das Dappenthal führe. Von Genf aus könne der Marsch durch das Chamouny über den Großen St.-Bernhard, oder gerade südlich nach Chambery und von da über den Mont-Cenis gehen. Der schwierige Weg über den Großen St.-Bernhard ist wol nur genannt, um an den Marsch Napoleon's I. und daran zu erinnern, daß vielleicht auch der Neffe geneigt sein könnte, den Fußtapfen seines Oheims im allerbuchstäblichsten Sinne folgen zu wollen. Aus ähnlichem Grunde dürfte man aber vermuthen — wenn das eidgenössische Gebiet doch einmal verletzt wäre, und sich die Schweiz am Passe von St.-Maurice im Wallis nicht vorgesehen hätte — daß die von Napoleon I. zu wesentlich militärischen Zwecken erbaute und geradeswegs nach Mailand führende Simplonstraße von dem Neffen benutzt werden könnte.

Als zweite Eventualität nämlich: Verletzung des Schweizergebiets in und bei Genf, aber mit Umgehung des Dappenthals, wird auf die Benutzung der über Chalons-sur-Saone, Macon und Bourg, oder über Orleans, Bourg und Lyon gehenden Paris-Genfer Eisenbahnen und ihrer beiden Nebenlinien hingewiesen. Die dritte Operationslinie, auf der überhaupt keine Verletzung eidgenössischen Gebiets stattfände, wäre die Poststraße von Lyon nach Chambery, damit in Verbindung die bei St.-Rambert nach Grenoble abzweigende Marseille-Lyoner Eisenbahn, nebst der etwas mangelhaften Passage von Grenoble nach Chambery, oder vielleicht direct nach der Susa-Turiner Eisenbahn. Übrigens wird in jenem Aufsatze hervorgehoben, daß dabei auch die eine Verletzung des Schweizergebiets völlig ausschließenden südfranzösischen Eisenbahnen außer Rechnung geblieben, während gerade, wenigstens für das Gros der französischen Armee, eine Operation von Süden her wahrscheinlich sei mittels einer Landung in Genua und Livorno, sowie durch Verstärkung des römischen Truppencorps, um ihm die Rolle der Hauptarmee zu übertragen. Die Zweckmäßigkeit dieser Landungen könnte etwa noch von England aus in Frage gestellt werden. Zwar ist es unwahrscheinlich, daß sich Frankreich im Kriege gegen Österreich und wol auch gegen andere Mächte ohne Nothwendigkeit auch die Schweiz auf den Hals hetzen würde; allein der Verlauf der Operationen in Oberitalien könnte ihm doch leicht den baldigen Besitz von Genf wünschenswerth machen. Und gerade der Umstand, daß es seine kriegerischen Zwecke verfolgen kann, ohne die Neutralität der Schweiz verletzen zu müssen, würde einen Durchmarsch durch das Dappenthal nicht blos als grelle Verletzung dieser Neutralität, sondern auch als directen Angriffsversuch gegen Genf erkennen lassen. Die Schweiz hat also Grund genug, während eines Kriegs zwischen Frankreich und Österreich an ihrer südwestlichen Grenze besonders wachsam zu sein. *)

*) Nicht ohne Beziehung auf die Dappenthalfrage wurde in neuester Zeit auf die Verträge von 1815 über Ausdehnung des schweizerischen Neutralitätsgebiets auf die savoyischen Provinzen Chablais,

Internationale und politische Gesichtspunkte.

In der Politik wie im Kriege ist es nicht die geringste Aufgabe, sich von den maßgebenden Persönlichkeiten, mit denen man zu thun hat, eine richtige Vorstellung zu machen: jeder militärische oder diplomatische Operationsplan, der gegenüber dem einen durchaus zweckmäßig ist, kann ja gegenüber dem andern völlig untauglich sein. Unter allen Machthabern der Neuzeit hat es keiner besser als Napoleon I. verstanden, sich die schnell erkannten Schwächen seiner Gegner zu Nutze zu machen. Er verrechnete sich indessen in seiner Beurtheilung des spanischen Volksgeistes; er verrechnete sich bei dem Zuge nach Moskau in seiner Speculation auf eine bis zur Schwäche gehende Friedensliebe Alexander's I., weil er es nicht in Anschlag brachte, daß diese Schwäche damals am felsenfesten Charakter eines Frhrn. von Stein und vielleicht einiger andern ähnlichen Gepräges eine starke Stütze hatte: aber bis zu diesen verhängnißvollen Rechnungsfehlern, die ihn endlich zwangen, den französischen Kaiserthron mit dem Felsen von St.-Helena zu vertauschen, war gerade seine durchdringende Menschenkenntniß der beste Theil seiner Eigenschaften als Staatsmann und als Feldherr. Für die jetzigen Regierungen, darunter für die eidgenössische, kommt es nun wesentlich darauf an, sich von der Persönlichkeit Napoleon's III. eine richtige Vorstellung zu machen, und einen nicht unwichtigen Beitrag hierzu gab unlängst die „Schweizerische Militärzeitung" in einer Besprechung der Dappenthalfrage.

Der aus Zürich schon im December 1858, also vor den alarmirenden Worten des Kaisers der Franzosen eingesandte Aufsatz, erklärt sich einverstanden mit einem auch in Schweizerblättern abgedruckten und in der französischen Presse besprochenen Artikel der „Österreichischen Militärzeitung" über dieselbe Angelegenheit. Jener Aufsatz aus Zürich bemerkt jedoch, daß die Abtretung des Dappenthals, und dadurch für Frankreich der Erwerb einer zweiten freien Straße nach Genf, nicht blos, wie die „Österreichische Militärzeitung" meine, für Deutschland und Österreich bezüglich Italiens eine indirecte, sondern eine sehr directe Bedeutung habe. Frankreich gegenüber seien ja die Festungswerke von Basel und Genf zerstört, und das alles, was den Franzosen eine Überrumpelung dieser Städte erleichtere, setze sie auch um so eher in den Stand, sich der Schweiz zu einem Angriffskriege gegen Deutschland und gegen Österreich zu versichern. Zum Belege dafür, daß diese Ansicht dem jetzigen Kaiser der Franzosen keineswegs fremd ist, werden einige Auszüge aus den von ihm als Prinzen Ludwig Napoleon im Jahre 1833 veröffentlichten politischen und militärischen Betrachtungen über die Schweiz mitgetheilt. Diese rechtzeitig wieder ans Licht gezogene und sehr radical gehaltene Flugschrift (Zürich, Orell-Füßli) erschien, als es sich gerade in der Schweiz um eine Bundesrevision handelte. Ludwig Napoleon stellt in derselben unter andern folgende Behauptungen auf: „In einem Kriege zwischen Österreich und Frankreich ist es — weil diese Mächte das eidgenössische Gebiet doch verletzen würden — das Interesse der (durch die europäischen Verträge neutral erklärten) Schweiz, sich einen Verbündeten zu suchen. Die Wahl ist nicht schwer; die Schweiz ist ein natürlicher Verbündeter von Frankreich, weil sie einen Theil von dessen Grenzen deckt." Äußerst naiv! Die völlige Eingenommenheit vom imperialistischen Gedanken an die frühere Unterwürfigkeit der Eidgenossenschaft unter den allmächtigen Mediator läßt es den Prinzen rein vergessen, daß die ihre Neutralität behauptende Schweiz einen noch weit größern Theil der Grenzen von Deutschland und Österreich deckt. Ferner: „Für einen kleinen Staat ist die Neutralität eine Chimäre!" ... „Frankreich ist durch das Interesse der Vertheidigung an die Schweiz geknüpft; nur das des Angriffs kann die Schweiz wichtig für die andern Mächte machen. Das erstere ist ein bleibendes Interesse; das zweite nur ein vorübergehendes, unbeständiges." Alsbald aber sehen wir, was der Prinz unter der Vertheidigung Frankreichs versteht, und wie er zum Zwecke dieser

---

und Faucigny, sowie auf das nördlich von Ugine gelegene savoyische Gelände hingewiesen. Damit befaßt sich eine eigene kleine Flugschrift: „Die schweizerische Neutralität" (Winterthur 1859). Es ist zweifellos, daß der Schweiz unter keinen Umständen die Pflicht auferlegt werden sollte, ihre Streitkräfte auch gar noch für die Behauptung der Neutralität jener sardinischen Provinzen zersplittern zu müssen. Die Verträge von 1815 habeń augenscheinlich den einzigen Zweck einer Abwehr französischer Eingriffe in dieses Gebiet, und das einzige, für Frankreich nicht unwichtige Object desselben, die Simplonstraße, wird gerade durch die Vertheidigung von Genf in zweckmäßigster Weise mit vertheidigt. Die der Schweiz durch Geist und Buchstaben der Verträge auferlegte völkerrechtliche Verpflichtung besteht also höchstens darin, daß sie Genf durch unmittelbare Besetzung zu sichern hätte, weil nur dadurch auch jene savoyischen Gebiete neutralisirt werden können. Ob aber die Schweiz in diesem Theile Savoyens sonst noch den einen oder andern Punkt besetzen will, ist rein facultativ für sie; es würde sich jedoch vom militärischen Gesichtspunkte aus nur unter ganz außerordentlichen und höchst unwahrscheinlichen Verhältnissen rechtfertigen lassen.

Vertheidigung über Basel und die baseler Rheinbrücke verfügt haben will. Er meint, die Schleifung Hüningens sei nur im vorgeblichen Interesse der Schweiz und namentlich Basels erfolgt. „Hüningen sollte vielmehr wieder befestigt und mit einem Brückenkopf auf dem rechten (!) Rheinufer versehen sein. Dann könnte Frankreich, da es eine Öffnung nach Deutschland hätte, die Brücke von Basel um so leichter entbehren." Eine jedenfalls anerkennenswerthe Offenheit, die auch fernerhin die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die Strasburg-Kehler Brücke lenken wird. Weiter äußert der Prinz: „Das Hauptinteresse der Schweiz ist also, frei und offen sich an eine Partei anzuschließen, deren Weg ihr die Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit sichert (die Unabhängigkeit der Helvetik und Mediationsherrschaft!) ... Ganz Europa hängt mit unauflösbaren Banden zusammen; Frankreich ist das erste Glied der Kette; von der Wohlfahrt seiner Hauptstadt hängt die Wohlfahrt und Freiheit von ganz Europa ab." Schließlich kommt noch der Rath an die Eidgenossen, immer die Bundesgenossen Frankreichs zu bleiben, „weil das Interesse ihres Landes ihnen dazu räth, und weil ihr Interesse als gebildete Nation dieses von ihnen fordert".

Zur Zeit des Erscheinens dieser Broschüre war freilich der jetzige Kaiser der Franzosen erst, oder — wenn man lieber will — schon 24 Jahre alt. Um so gewisser aber war dieselbe bei dem noch jungen Manne der unverhohlene Ausdruck jener Napoleonischen Ideen, die er von seiner frühesten Jugend auf eingesogen hatte, die Blut und Leben bei ihm geworden, denen er sich in spätern Jahren nicht mehr entziehen wollte und konnte, weil kein Mensch sich selbst und seiner eigenen Vergangenheit zu entrinnen vermag, worin er vielmehr durch die glückliche Erlangung des Kaiserthrons unvermeidlich und für sein ganzes Leben lang bestärkt und befestigt werden mußte. Das ist der Kern dieser Ideen: die französische Nation die Beherrscherin der Nationen; die französische Hauptstadt die Beherrscherin Frankreichs; ein Napoleon der Beherrscher von Paris, von Frankreich und allen Ländern ringsumher, soweit sie sich früher oder später mit dem Gut und Blut der geknechteten Franzosen erkaufen lassen. Auch Napoleon I. sagte ja oft genug: „L'empire c'est la paix!" Während er von Krieg zu Krieg raste, während er in Frankreich und seinen Vasallenstaaten durch seine Conscriptionen den grausamsten Menschenraub in legaler Form betrieb, war es ja stets der Friede, der gesicherte Weltfriede, den er den mit allen Geiseln gepeitschten Völkern als das bald erreichte Ziel seines Handelns verhieß. Auch Napoleon I. sprach wol gelegentlich von der Freiheit und Unabhängigkeit der Schweizer und aller andern ihm unterthänigen Völker. Vielleicht sprach er sogar im guten Glauben: die vollendete Herrschsucht konnte sich die Völker in keiner andern Lage mehr denken als in einer von ihr abhängigen Unabhängigkeit. Wer mag es indessen leugnen, daß der unermüdliche Eifer, womit Napoleon III. sein Ziel, den Kaiserthron, verfolgt hat, in solchem Maße eine außergewöhnliche Erscheinung ist, daß darüber viele Millionen des Weges, der zum Ziele führte, nur allzu leicht vergessen haben? Aber ihm müßte eine bei weitem stärkere Willenskraft innewohnen, als er sie bisjetzt bewährt hat, wenn er auf dem einmal betretenen Wege sich selbst noch halt gebieten könnte; wenn er mächtiger wäre, als das Verhängniß, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf der blutbefleckten Spur des ersten Napoleon fortstößt; wenn er groß genug dächte, um jetzt noch ein Napoleon des Friedens, ein größerer Napoleon als Napoleon der Große zu sein. Darauf darf die Welt wol nicht mehr zählen. Darum auch keine Nachgiebigkeit gegen den ruhmbedürftigen Soldatenkaiser, und weg vor allem mit dem Danaergeschenk der Befreiung und Unabhängigkeit aus der Hand des Militärdespotismus!

In erster Linie erinnert die cavaliermäßige Verachtung der völkerrechtlichen Verträge in der Flugschrift von 1833 an diejenige in Laguéronnière's Broschüre von 1859. Denn ist der Vorschlag zur Abtretung des Dappenthals etwas anderes als der Vorschlag zum Bruch dieser Verträge? In allen bisherigen Unterhandlungen hat nicht das Geringste verlautet, daß wol auch die Zustimmung der Mächte einzuholen sei, welche die Wiener-Congreßacte unterzeichnet haben. Es wäre aber eine schlechte Entschuldigung für die Schweiz, wenn sie sich in dieser Angelegenheit auf die Vernichtung des Freistaats Krakau und auf alle andern Thatsachen berufen wollte, die bereits die völkerrechtlichen Bestimmungen des Wiener-Congresses durchlöchert haben. Von dem Gebiete, das der Schweiz zur Herstellung einer tauglichen Militärgrenze im Südwesten gebührt hätte, haben ihr die Verträge von 1815 doch wenigstens die Stadt Genf und das mit zur Deckung dieser Stadt dienende Dappenthal gegeben. Sie ist es also nicht blos sich selbst schuldig, an diesem Besitze festzuhalten, sie ist es zugleich wenigstens auch den Mächten des Wiener Congresses, die an der Vernichtung von Krakau und andern Vertragsbrüchen keinen Theil haben. Die Abtretung wäre also ein zweifelloser Vertragsbruch, und schon

dadurch allein hätte die Schweiz auf die völkerrechtlich gewährleistete und von ihr angenommene Neutralität verzichtet, um sich vor den Augen Europas in die erdrückenden Arme des französischen Militärdespotismus zu werfen.

Aber nicht blos aus Gründen der internationalen, sondern auch der innern Politik ist den eidgenössischen Räthen die Verweigerung jeder Gebietsabtretung geboten. Im Schweizerlande ist es die Macht der öffentlichen Meinung, die vor jeder auswärtigen Macht berücksichtigt werden muß. Die warnende Volksstimme hat sich aber von Tag zu Tag deutlicher gegen jede Concession an Frankreich ausgesprochen und immer entschiedener auf die von Westen her drohenden Gefahren hingewiesen. Freilich wurden auch vereinzelte Stimmen laut — in welchem andern Lande wäre dies nicht geschehen? — wonach man hier und da auf die Neigung schließen dürfte, wieder einmal Mücken seigen zu wollen, um bald genug Kameele verschlucken zu müssen. Diese Leute haben ein beklagenswerthes Gedächtniß für alle thörichten Worte, die seit Jahrzehnden von Deutschland aus über die Schweiz gesprochen wurden, vergessen es aber, daß mit solchen Thorheiten auch von der Schweiz aus im vollen Maße das Wiedervergeltungsrecht geübt wurde. Sie bemerken es, sobald ein Zeitungs-Bramarbas eine Neutralität über die Achsel ansieht, die nicht von 300000 Mann vertheidigt wird; aber sie beachten es nicht, wenn derselbe Prinz Napoleon, der jetzt als Kaiser an der Spitze eines Heers von 600000 Mann steht, die Neutralität eines kleinen Staats für eine Chimäre erklärt. Sie träumen von den strategischen Gründen, aus denen im Kriege gegen Frankreich doch auch die Deutschen geneigt sein könnten, die Schweizergrenze zu verletzen, um sobald als möglich die Franzosen durch die eidgenössischen Truppen zu verstärken und den verstärkten feindlichen Armeen die Thore von Süddeutschland und Norditalien zu öffnen. Sie bilden sich gleiche Gefahren ein von West und Ost, von Süd und Nord her; sie wollen die Schweiz nach allen Seiten gleichmäßig vertheidigt haben. Aber sie denken nicht daran, daß sie unfehlbar der nächsten Gefahr erliegen, wenn die Kräfte auch zur Abwehr jeder entfernten Gefahr zersplittert werden, daß nichts vertheidigt ist, wenn alles vertheidigt werden soll.

Von größerer Wichtigkeit als jene Ansichten einzelner erscheinen die neuesten Vorgänge im besonders nahe betheiligten Genf. Dort haben sich die Parteien der Gouvernementalen und Conservativen des Landesverraths offen und gegenseitig angeklagt, und doch ist es wahr, daß es nicht Einen Genfer gibt, den es wieder gelüsten könnte nach der Conscription des Nachbarreichs, nach seinen Polizeihudeleien, nach seiner directen und indirecten Steuerlast, nach seiner obrigkeitlich verhängten Maulsperre. Diese gegenseitigen Beschuldigungen beruhen indessen nur auf den blind leidenschaftlichen Äußerungen einer patriotischen Eifersucht, womit jede Partei die andere bewacht. Gälte es blutigen Ernst, so sähe man gewiß die Genfer beider Parteien, im Wettstreit der Hingebung an ihr freies schweizerisches Vaterland, unter der gemeinsamen eidgenössischen Fahne versammelt.

Es war begreiflich, daß in der Zeit, als die Abtretung des Dappenthals zuerst wieder zur Sprache kam, die Meinungen nach verschiedenen Seiten auseinander gingen. Rücksichtlich der Auffassung der rein militärischen Bedeutung des kleinen Jurathals, welche wir hier entwickelt haben und die jetzt auch von den meisten militärischen Autoritäten der Schweiz befürwortet wird, mag sich vielleicht noch manches entgegenstellen lassen; allein darauf kommt wenig mehr an. Die politischen Verhältnisse sind seit dem Wiederbeginn der Unterhandlungen über das Dappenthal ganz andere geworden, und darin liegt das jetzt Entscheidende. Zu denen, welche für die militärische Bedeutungslosigkeit des Thals gewichtige Gründe anführten, gehörte, wie schon bemerkt, der eidgenössische Stabshauptmann Lecomte. Vielleicht ist er dieser Ansicht geblieben; aber sobald die veränderte politische Sachlage klar war, ließ er die Vertheidigung seiner militärischen Auffassung fallen und gab vielmehr die Erklärung, daß wenigstens jetzt nicht mehr von einer Abtretung die Rede sein dürfe. In dieser Weise hat in der ganzen Schweiz die öffentliche Meinung ihre Richtung genommen. Als es sich zeigte, daß überhaupt der europäische Besitzstand und darum auch derjenige der Schweiz wieder bedroht sei, daß die Eidgenossenschaft, böte sie selbst die Hand zu einer noch so kleinen Veränderung des Territorialbestandes, selbst den Anfang mit dem Bruche der Verträge machen und sich ihrer Neutralität verlustig erklären würde: von da an mußte die ausdrückliche oder stillschweigende Vertagung der ganzen Angelegenheit bis zur Zeit des wieder gesicherten Friedens außer jedem Zweifel sein.

Aber diese Politik des allseitigen Mistrauens, die es um ihrer selbst und um der andern Staaten willen nicht wagen darf, unter sonst vielleicht annehmbaren Bedingungen einige tausend Morgen halber Wildniß einem Nachbarstaate zu überlassen — soll sie ewig fortdauern?

Sollen sich die Staaten fort und fort mit Bajonneten voneinander absperren, soll jedes Volk sich selbst und die andern Völker in eiserne Fesseln schlagen? Soll es immer und immer in der Gewalt eines einzelnen stehen, durch ein halb drohend hingeworfenes, zweideutiges Wort einen ganzen Welttheil in Waffen zu jagen, den Welthandel ins Stocken zu bringen, den Gewerbfleiß zu lähmen, dem Landbau seine besten Arbeitskräfte zu rauben? Davor möge uns Gott, und davor sollen wir uns selbst bewahren! *)

W. Schulz-Bodmer.

Graf Cavour,

sein Leben und öffentliches Wirken.

Wenn sich in Sardinien die Grundlagen eines geregeltern und selbständigern Staatslebens seit der Restaurationsepoche auch schon kräftiger und stetiger als in den übrigen italienischen Staaten entwickelten und namentlich unter der achtzehnjährigen Regierung Karl Albert's, soweit die auswärtige Lage des kleinen Landes dies gegenüber den gebieterischen Einflüssen der Heilige-Allianz-Politik gestattete, immermehr befestigen konnten, so wird doch niemand leugnen wollen, daß das Gepräge der Kraft und Selbständigkeit, welches die innern und auswärtigen Verhältnisse des Königstaats heute an sich tragen, erst eine Erwerbung des letzten Jahrzehnds ist, dieser kurzen aber ereignißvollen Periode, die zu Anfange für Sardinien nur herbe Schläge und unheilvolle Wirren in ihrem Schose barg. Die Wechsel- und Unglücksfälle dieser Nation während der letzten vierziger Jahre sind allen noch in frischem Gedächtniß. Als sie nach dem trüben Ausgange des italienischen Unabhängigkeitskampfes, welchem sie ungeheuere Geld- und Menschenopfer dargebracht hatte, erschöpft am Boden lag, da schienen wol die Stimmen aus dem gegnerischen Lager recht zu haben, welche Sardinien für lange Zeit hinaus gedemüthigt wähnten. Die Vergangenheit unterstützte solches Prognostikon: hatten doch bis dahin alle frühern politischen Zuckungen und Bewegungen der italienischen Halbinsel regelmäßig mit tiefer Prostration und unheimlicher Grabesstille abgewechselt. In der That hüllten sich in jenen Tagen die Geschicke des Landes in so düsteres Gewölk, daß selbst unverzagtere Patrioten nur mit scheuem Blicke in die Zukunft zu schauen wagten. Die Staatsfinanzen, bis vor dem Ausbruche des Kriegs in blühender Entwickelung, waren zerrüttet und schienen mit der Kriegsentschädigung von 75 Millionen den Gnadenstoß zu erhalten. Das treffliche Kriegsheer, vor kurzem noch der Stolz Karl Albert's und seines Volks, war aufgerieben und zersprengt; innere Zwietracht herrschte in der Nation. Ein jugendlicher, unerfahrener Fürst, dessen einzige politische Richtschnur in dem guten Willen bestand, die von seinem Vater verliehenen Institutionen dem Lande unversehrt zu erhalten, ergriff inmitten allgemeiner Ungewißheit und Bestürzung die Zügel der Regierung, ehe noch der Donner auf dem Felde von Novara verhallt war. Bis zur Abtragung der Kriegsschuld endlich hielten die Truppen des Siegers den Landstrich zwischen Sesia und Ticino mit der Festung Alessandria besetzt. Nach außen war die Lage nicht tröstlicher. Rußland hatte seit dem ersten Beginn des Kampfes allen diplomatischen Verkehr mit Sardinien abgebrochen, Österreichs Groll dauerte trotz des Friedensschlusses fort; England und Frankreich, deren zweideutige Vermittelungsversuche während des Waffenstillstandes nur dazu gedient hatten, das Vertrauen Sardiniens auf fremde Hülfe zu vernichten, sahen unbekümmert den Verlegenheiten und der Isolirtheit ihres spätern Bundesgenossen zu. Dazu kam, daß der Heilige Stuhl, eben erst durch die Bajonnete Frankreichs, Neapels, Spaniens und Österreichs wieder aufgerichtet, sich der Vertreibung der Jesuiten aus Sardinien erinnerte und seine Excommunicationsblitze auf die Häupter der Regierung zu schleudern drohte, um vermittelst religiöser Parteikämpfe die frühere Macht des Ordens und mit ihr das absolute Regiment in dem einzigen Lande Italiens, das sich freier Institutionen rühmen konnte, wiederherzustellen.

---

*) Über diese unheilvollen Zustände, welche unserer Civilisation ebenso sehr zur Unehre wie zum Verderben gereichen, sowie über die Mittel, aus ihnen herauszukommen und gegen die Gelüste einzelner Mächtiger bessere Garantien für die Sicherung des Weltfriedens zu erlangen, als sie unsere diplomatischen Congresse und Protokolle gewähren, hat sich der Herr Verfasser unlängst in seiner Schrift: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft“ und in dem Nachtrage dazu: „Entwaffnung oder Krieg u. s. w.“ (Leipzig 1859) in lehrreicher Weise ausgesprochen. D. Red.

Aber das Unglück sollte Sardinien nicht niederbeugen, sondern ihm eine heilsame Schule der Erfahrung werden, in welcher es seine Kräfte erprobte und sein Selbstvertrauen stählte. An dem milden Scheine der Freiheit verharschten die Wunden, die es aus der Sturm- und Kriegszeit davongetragen, und schossen neue Keime nationalen Wohlseins und nationaler Erwerbsthätigkeit auf. Der gesunde Sinn des Landes kam überall den guten Absichten der Regierung entgegen; beider Bestreben richtete sich unablässig darauf, den Frieden zu einem segensreichen und fruchtbaren zu machen. Das Ministerium d'Azeglio schien bestimmt, den ersten Übergang vom Parteien- und Waffenkampf zu den friedlichern Eroberungen auf dem Felde der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft und aller jener gemeinnützigen Unternehmungen zu bilden, die in rascher Aufeinanderfolge gleich sehr die materiellen wie die geistigen Hülfsquellen des Landes neu zu beleben suchten. Aber noch vor seinem Rücktritte kräftigte sich dieses in den Annalen der europäischen Administrationen nicht unberühmt gebliebene Ministerium durch einen Mann, welcher alsbald ausschließlich nicht nur alle Phasen der innern und auswärtigen Politik, sondern auch die durchgreifende ökonomische Verwandlung Piemonts und dessen bis dahin ungekannten Aufschwung in allen Zweigen des öffentlichen Erwerbs repräsentiren sollte: mit einem Manne, der schon durch die ersten Reformacte, die sich an ihn knüpften, von der politischen Welt den hervorragendsten ökonomischen und staatsmännischen Notabilitäten seiner Zeit beigezählt wurde. Wie verschieden auch die Parteiurtheile über die auswärtige Politik ausfallen mögen, die Graf Camillo di Cavour während dieser Zeit consequent zu verfolgen bemüht war, darin stimmen doch alle billigen Beurtheiler überein, daß Piemont der ebenso vielseitigen als schöpferischen Wirksamkeit desselben seine heutige achtbare Stellung unter den wohlgeordneten Staaten Europas verdankt, ja, daß er die einzige politische Capacität seines Vaterlandes ist, die mit einer so scharfsichtigen Auffassung der neuen Bedürfnisse desselben eine ebenso glückliche Begabung zu ihrer Vermittelung und Befriedigung verbindet.

Bis zu seinem Eintritt in das Ministerium d'Azeglio war Graf Cavour im Auslande wenig bekannt geworden; doch hatte er sich in seinem Vaterlande als journalistischer Schriftsteller und durch seine Wirksamkeit in der Deputirtenkammer einen solchen Ruf erworben, daß die gemäßigt-liberale Partei in ihm ihren Hauptführer und den „allein möglichen" Nachfolger des Marchese Massimo d'Azeglio erblickte, vor welchem er sicherern Takt, gründlichere Kenntnisse auf dem ökonomischen und administrativen Gebiete und positiveres staatsmännisches Urtheil voraushatte. Doch muß hierbei schon vorweg bemerkt werden, daß die große Unpopularität, in welcher seine Familie beim Volke stand, ihm in mancherlei Weise hindernd in den Weg trat, und daß er ganz und gar darauf angewiesen war, durch Geltendmachung seines persönlichen Werths sich die staatsmännische Laufbahn zu erschließen. In der Meinung der großen Menge gehörte nämlich die Familie Cavour zu den illiberalsten und den absolutistisch gesinnten, zu den dem despotischen Régime ergebensten Familien des Landes. Der Vater des Grafen hatte sich durch eine lange Reihe von Jahren in übermäßiger Strenge und zähem Festhalten an den hergebrachten Verhältnissen des Staats bis zur Schwelle der aufbrausenden Reformbewegung hervorgethan. Mit ganzer Seele der Wohlfahrt aller Volksklassen hingegeben, sagte es indessen dem unabhängigen Charakter des Sohnes niemals zu, die Vorurtheile der Menge rücksichtlich seines Namens durch Schmeichelei oder gar durch Anschluß an die demagogischen Richtungen abzuwälzen, welche gerade seit ihrem Auftauchen in dem Grafen Camillo den entschiedensten und unerschrockensten Bekämpfer fanden. Nur in den Parteikreisen des Grafen herrschte kein Zweifel darüber, daß er durch Studien, Reisen und freundschaftlichen Umgang mit ausgezeichneten politischen Persönlichkeiten des Auslandes, zumal Englands, die hocharistokratischen und retrograden Traditionen seines Hauses von sich abgestreift, und sich in jene vorurtheilsfreien Anschauungen des bürgerlichen Lebens hineingelebt habe, deren heutzutage kein Staatsmann von Bedeutung und schöpferischer Wirksamkeit mehr entbehren kann.

Das Patriciergeschlecht, dessen jüngerer Sprößling Graf Cavour ist, gehört zu den ältesten und begütertsten Piemonts, wo es seit vielen Jahrhunderten ansässig, obschon es ursprünglich aus Savoyen stammen mag. Darauf deuten wenigstens, außer dem französisch klingenden Namen, verschiedene chronistische Andeutungen hin, die aber nicht mit voller Sicherheit die nationale Herkunft dieses Geschlechts nachweisen. Vor mehreren Jahren unterbrach Graf Cavour in der Deputirtenkammer zu Turin einen Redner, der sich gegen angebliche provinziale Eigenheiten Savoyens ereiferte, mit den Worten: „Mein Innerstes empört sich bei jeder Beleidigung, die man sich gegen Savoyen erlaubt, denn es rollt ein Tropfen savoyischen Bluts in meinen Adern." Diese Worte lassen eine zweifache Auslegung zu, indem sie einerseits die einfache Fa-

milienherkunft aus Savoyen, andererseits aber auch die Abstammung der Cavour von einem Prinzen des savoyischen Regentenhauses bezeichnen können. In der That stammte ein Zweig des Patriciergeschlechts Cavour in indirecter Linie von einem savoyischen Fürsten ab, doch erlosch dieser Zweig, nach den gründlichen genealogischen Forschungen des Ritters Luigi Cibrario, bereits zu Anfange des 15. Jahrhunderts. Nach derselben und andern Quellen soll die gegenwärtige Familie Benso di Cavour in directer Linie von den Grafen von Maurienne abzweigen, den Sprossen des tapfern, Piemont erobernden Thomas I., welche im Jahre 1244 den Titel „Fürsten von Achaja und Morea" annahmen und Jahrhunderte hindurch die Ländereien von Pinerolo im östlichen Piemont beherrschten. Wie dem auch sei, unzweifelhaft ist, daß das Adelsgeschlecht Benso schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts ausgedehnte Güter in der damals blühenden Republik Chieri, nahe bei Turin, besaß, die zum Theil noch gegenwärtig von der Linie Benso Cavour besessen werden. Ein Breve des Papstes Innocenz IV. vom 15. April 1251 nahm die Benso von dem allgemeinen Bannfluche aus, den die Kirche über die kleine Republik verhängt hatte.

Graf Camillo Benso di Cavour wurde am 10. Aug. 1810 zu Turin geboren und von einer Schwester des Kaisers Napoleon, der Prinzessin Marie Pauline Borghese, zur Taufe gehalten. Seine erste Erziehung, bis zum vierzehnten Jahre, wurde dem Abbé Frézet, bekannt als Verfasser einer französischen Geschichte des Hauses Savoyen, anvertraut, und es mag wol die warme Liebe dieses Mannes für sein Vaterland und dessen Dynastie nicht ohne Einfluß geblieben sein auf das lebhafte und schon früh geweckte Gemüth des Knaben. Als zweitgeborenen Sohn einer so altadelichen Familie bestimmte ihn sein Vater, nach italienischer Sitte, für die militärische Laufbahn, zu welcher der Knabe, obschon gegen seine Neigung, in der königlichen Militärakademie zu Turin vorgebildet wurde. Durch seinen Fleiß, seinen regen Geist und sein fein aristokratisches, zwangloses Wesen zog er alsbald die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten dieses Instituts auf sich, die ihn dem Hofe Karl Felix' als Pagen empfahlen. Doch ließ Graf Camillo schon in diesem ersten Jugendalter eine solche Unabhängigkeit des Charakters und eine so freimüthige Äußerungsweise wahrnehmen, daß man ihn am Hofe nach kurzer Probezeit für unbrauchbar erklärte und ihn zu seiner großen Zufriedenheit aus dem Pagenamte entließ. Mit der königlichen Gnade wandte sich zugleich die Gunst der Vorgesetzten und der hohen Aristokratie von dem Expagen ab; doch pflegte sich dieser bei seinen Kameraden mit den lakonischen Worten zu trösten: „Ich schätze mich sehr glücklich, endlich meine Mauleselbürde abgeworfen zu haben."

Den Zorn seiner Familie suchte der junge Cadet über fleißigen Studien zu vergessen, die namentlich der Geschichte, Völkerkunde, Literatur und Mathematik gewidmet waren. In dem letztern Fache war der berühmte Astronom Plana sein Lehrer, welcher ihn als den fähigsten Kopf für mathematische Wissenschaften unter allen Zöglingen der Akademie bezeichnete. Aber trotz des rühmlichen Zeugnisses aus dem Munde eines Gelehrten, der mit Lobsprüchen zu geizen pflegte, trotz der wissenschaftlichen Fortschritte des jungen Mannes, die eine bürgerliche Familie mit Erwartungen erfüllt haben würden, konnte sich doch Graf Camillo das Zutrauen seiner Familie nicht wieder erwerben; diese schien gerade aus dem Eifer, mit welchem er den Studien nachhing, auf seine gänzliche Unfähigkeit zu schließen, einst eine noble Rolle in der Welt, d. h. bei Hofe, oder als standesmäßiger Verzehrer eines immensen Vermögens zu spielen. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die Vorurtheile der Familie Cavour, welche diese in den glücklichen Tagen des Absolutismus mit der ganzen hohen Aristokratie theilte, auch den ältern Bruder des Grafen, den Marchese Gustavo di Cavour, nicht abzuhalten vermochten, sein Leben mit ernsten Studien auszufüllen: er ist heute einer der geachtetsten Schriftsteller Piemonts.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, schied Graf Camillo aus der Militärakademie mit dem Grade eines Genielieutenants, ohne sich jedoch durch die größere Freiheit, die er nun genoß, von seinen Lieblingsstudien abwenden zu lassen. Diese Studien schützten ihn denn auch beständig vor der Gefahr jener nobeln Passionen, welchen er so viele seiner Kameraden aus der reichen Adelsklasse in ihrer selbstgefälligen Unwissenheit und streblosen Beschränktheit sich hingeben sah. Das gesellige Leben und die öffentlichen Verhältnisse boten seinem lebhaften Geiste und seiner Beobachtung neue Seiten dar, neue Eindrücke, die ihn immermehr davon überzeugten, daß der militärische Beruf ihn zu sehr in allen seinen Neigungen beengte. Nur aus Gehorsam gegen seinen Vater verblieb er noch in einem Stande, dessen glänzender Außenseite er keinen Reiz abzugewinnen vermochte. Aber mit den großen Ereignissen der ersten dreißiger Jahre, welche er mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte, und die sein jugendliches Gemüth nachhaltig anregten, wurde

ihm seine Stellung geradezu unerträglich. Dazu kam, daß Graf Cavour in den Salons, unter welchen der seines väterlichen Hauses die Blüte der turiner Aristokratie vereinigte, und bei seinen Obern in dem Rufe eines Liberalen stand, dem schlimmsten, welcher damals bei der mächtig anwachsenden Jesuitenherrschaft einem Militär oder Beamten anhaften konnte. Vielleicht war es dieser alle Hoffnung auf Carrière niederschlagende Umstand, dem er die väterliche Einwilligung dazu verdankte, seinen Degen unter den bestehenden Verhältnissen niederzulegen.

Von nun an erfreute sich Graf Cavour einer Unabhängigkeit, die ihm nicht nur gestattete, den Kreis seiner Studien zu erweitern, sondern sich auch zusagenden praktischen Beschäftigungen mit ganzem Eifer hinzugeben. Abwechselnd in der Hauptstadt und auf den ländlichen Besitzungen seiner Familie lebend, gewann er ein warmes Interesse für die Landwirthschaft, mit der er sich nach allen Richtungen hin vertraut zu machen suchte. Die praktischen Kenntnisse, welche er sich auf diesem Gebiete erwarb und während seines Aufenthalts in England erweiterte, sollten später nicht ohne Frucht bleiben für die Hebung der Agriculturverhältnisse seines Vaterlandes. Er war, beiläufig bemerkt, der erste Grundbesitzer Piemonts, welcher die Anwendung des Guano auf seinen Gütern versuchte, und durch das Beispiel der Erfolge, die er erzielte, den Gebrauch dieses bis dahin ganz unbekannten Düngers in seiner Heimat verallgemeinerte. Gegenwärtig verwendet der sardinische Ackerbau jährlich gegen eine Million Tonnen Guano, im Werthe von mehr als 3 Mill. Fr. Die ersten ökonomischen Versuche des Grafen hatten die Heiterkeit der piemontesischen Landwirthe erregt; aber mit den Erfahrungen, die ihm diese verlachten Versuche einbrachten, konnte er später auf der Insel Sardinien mancherlei Meliorationen anregen und mit Erfolg den Anbau ergiebiger, bis dahin vernachlässigter Producte einführen. So sind z. B. auch die Korkbaumpflanzungen der Insel als ein Werk des Grafen Cavour zu betrachten. Ein so wißbegieriger und leicht anregbarer Geist vermochte indessen seine Thätigkeit nicht auf ein einzelnes technisches Gebiet zu beschränken, vielmehr lenkte ihn dieses auf verwandte Studien, auf die industriellen und commerziellen Verhältnisse Piemonts und des Auslandes, und auf alle Zweige der Nationalökonomie, welche er bald neben den administrativen Wissenschaften auf fremdem Boden zum hauptsächlichen Gegenstande seiner Forschungen machen sollte.

Unzufrieden nämlich mit den politischen Zuständen seines Vaterlandes, welches unter der Leitung eines della Margherita einer tiefen Lethargie zugeführt wurde, mit den vorherrschenden Wünschen und Ansichten des väterlichen Hauses im Widerspruche, auch wol getrieben von dem Drange, die großartigen Verhältnisse des freiesten und mächtigsten Landes Europas, Großbritanniens, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschloß der junge Graf eine Reise nach London, die sich in einen vieljährigen Aufenthalt in dieser Weltstadt verwandelte. Alles trug hier dazu bei, ihn für englische Sitten und englisches Staatsleben einzunehmen. Die ersten Eindrücke des großartigen londoner Volkslebens, die ewig frische, unermüdlich ab- und zuwogende Geschäftsregsamkeit auf den Straßen, der freie, ausgeprägte Ton aller politischen und nationalen Richtungen steigerten seine Vorliebe bis zum Enthusiasmus. Welch ein Abstand zwischen der subalpinischen Hauptstadt und dem Centrum des Weltverkehrs, zwischen der trägen Ruhe seines Vaterlandes und dem freien, lebensvollen, durch alle Volksklassen brausenden National- und Rechtsbewußtsein der englischen Nation; welch ein Abstand zwischen den beschränkten Vorurtheilen der piemontesischen Aristokratie und den großartigen Anschauungen des britischen Adels, zwischen den Marionetten des Jesuitenordens, die in Turin am Hofe und in der Regierung figurirten, und den englischen Staatsmännern! Wenn solche Vergleiche den piemontesischen Grafen einerseits schmerzlich berühren und mit patriotischer Scham erfüllen mochten, so wurden sie ihm andererseits zu einem mächtigen Sporn, jene reichgegliederte, naturmäßig herausgewachsene Organisation, durch welche das englische Volk sich zum mächtigsten der Erde erhoben, in allen ihren Details zu durchdringen und sich mit den schwierigsten ökonomischen Fragen, welche England und Europa bis zu den Peel'schen Reformen bewegten, vertraut zu machen. Nebenbei besuchte er die bedeutendern Manufacturorte, nahm er die innere Einrichtung der Fabriken und die Fortschritte des Maschinenbaues in Augenschein. Sei es, daß Graf Cavour in dieser mannichfachen, unermüdlichen Thätigkeit, die er sich freiwillig auferlegte, seiner innersten Neigung zu den Wissenschaften folgte, oder daß ihn schon damals seine künftige staatsmännische Laufbahn im Vaterlande vor Augen schwebte, nichts konnte ihn verlocken, sich auch nur vorübergehend in die leeren Zerstreuungen der fashionablen Welt zu stürzen. Deshalb war aber seine gesellige Stellung in London nicht weniger eine ausgezeichnete. Träger eines berühmten Patricier-

namens, welchem der reiche Graf durch äußern Aufwand entsprechen konnte, öffneten sich ihm bereitwillig die höchsten aristokratischen Kreise; ja, als Mann von Geist und feinem, gewinnendem Benehmen galt er als Liebling dieser Kreise. Bei den Staatsmännern und parlamentarischen Notabilitäten des Landes stand Graf Cavour wegen seines vielseitigen Wissens in Achtung, und viele von diesen Männern ehrten ihn durch engere freundschaftliche Beziehungen, die der spätere Cabinetspräsident und auswärtige Minister Sardiniens nicht ohne Vortheil für sein Vaterland zu erhalten wußte.

Bereichert an Kenntnissen und Erfahrung und gereift in seinen politischen Ansichten, kehrte Graf Cavour 1842 aus seiner freiwilligen Verbannung nach Turin zurück, zu einer Zeit, wo die Geister im Erwachen begriffen waren und in dem bürgerlichen Leben eine bisher nicht gekannte Selbstthätigkeit ihren Anfang nahm. Geräuschlos und allmählich bildeten sich fast in allen größern Städten Vereine, welche die Verbesserung gesellschaftlicher Zustände nach irgendeiner Seite hin anstrebten. Man gründete landwirthschaftliche und Gewerksschulen, Kinderbewahranstalten, wissenschaftliche und Kunstinstitute. In der Hauptstadt fand sich ein Kern geachteter Männer zusammen, welche die geistigen und materiellen Interessen trotz der argwöhnischen Politik della Margherita's wirksam in ihre Hand nahmen. Graf Cavour trat ihren Bestrebungen mit Wärme bei. Auf seine Anregung wurde die Gründung einer großen landwirthschaftlichen Gesellschaft beschlossen, deren Statuten er dem Könige vorlegte, der dieselben auch genehmigte. In kurzer Zeit zählte die Società agraria, heute ein höchst angesehener und mit den reichsten Hülfsmitteln ausgestatteter Verein des Landes, über 2000 Mitglieder. Graf Cavour wirkte nicht nur in den gewöhnlichen Versammlungen und den Provinzialcongressen dieser Gesellschaft, sondern war auch als Schriftsteller in deren landwirthschaftlichem Journal thätig, in welchem er bis zum Jahre 1847 seine Landsleute bald mit den Fortschritten der englischen Landwirthschaft bekannt machte, bald auch gesellschaftliche Fragen, die zur Tagesordnung gehörten, behandelte. Mit den Reformen Pius' IX. im Kirchenstaate und der toscanischen Reformbewegung gestaltete sich die Società agraria zu einer Art von politischem Mittelpunkte für Piemont. Auf dem Boden dieser Gesellschaft traten die Patrioten aller Schattirungen einander näher und gaben den zeitgemäßen Wünschen und Bedürfnissen des Landes, zumal gelegentlich des Provinzialcongresses von Alessandria, entschiedenern Ausdruck. In solcher Weise begann die liberale Partei sich zu consolidiren, und wenn nicht politischen, so doch moralischen Einfluß zu gewinnen. Karl Albert selbst gab durch Lüftung des Preßzwanges und administrative Reformen zu erkennen, daß er nicht abgeneigt wäre, später auch wichtigere politische Concessionen zu machen. Aber zwischen ihm und der Nation lagerte in geschlossener Phalanx das Heer der Klerikalen. Die Feudalaristokratie und der Klerus, beide den Winken des mächtigen Jesuitenordens, dem sie zum Theil affiliirt waren, gehorchend, und stets bereit, den friedlichen Gang der Bewegung durch Hervorrufung von Misverständnissen am Hofe und in der Bevölkerung zu verdächtigen, Fürst und Volk voneinander zu trennen. Dieses unheilvolle Verhältniß mußte gebrochen werden, wenn Karl Albert und die Nation sich entgegenkommen und zum gemeinschaftlichen Werk der vaterländischen Wiedergeburt sich die Hand reichen sollten. Mit scharfem Blick erkannte Graf Cavour die ganze Wichtigkeit der Lage, als die Herbsttage von 1847 das absolute System schwanken machten und mit nahem Schiffbruche bedrohten. Entschiedener Feind der revolutionären Massenbewegung und andererseits der Pfaffen- und Adelswirthschaft, strebte er mit Energie dahin, der gemäßigten und überlegten Meinung Ausdruck zu verschaffen und dabei alle heftigen Zusammenstöße abzuwenden.

Der zunehmende Einfluß des Journalismus gewährte dem Grafen Cavour das Mittel zu dieser Wirksamkeit, aber auch zugleich die Gelegenheit, seine eigene Person in den Vordergrund zu schieben. Denn der Graf war sich wohl bewußt, daß er seinem Vaterlande wichtige Dienste leisten könnte, und es widersprach seinem freimüthigen Charakter, dies vor der Welt verbergen zu wollen. Wahres, großes Berufsgefühl ist immer kühn, und dringt unverwandt vorwärts, bis es den Platz einnimmt, der ihm gebührt. Mit dem bekannten Grafen Cesare Balbo, seinem Freunde, Verfasser des in alle gebildeten Sprachen übersetzten „Compendio della storia italiana", der „Speranze d'Italia" und anderer geschätzten Schriften, gründete Graf Cavour ein großes politisches Tageblatt: „Il Risorgimento", welchem auch Graf Santa-Rosa und der Cavaliere Carlo Boncompagni als Mitarbeiter beitraten. Trotz der aristokratischen Namen seiner Begründer wurde dieses Journal unter der fleißigen Mitwirkung und Leitung Cavour's zu einem der einflußreichsten Organe der Mittelklassen, deren Interessen, Bedürfnisse und Begehren es mit Gewandtheit und einem bis dahin in der piemontesischen Tagespresse

ungekannten Aufwand von Wissen vertheidigte. Patriotische Declamationen und unbestimmte, nebelhafte Freiheitstheorien, wie sie sich damals in den meisten italienischen Blättern breit machten, fanden in dem „Risorgimento“ keine Aufnahme. In dem politischen Theile des Blattes erkannte man die Feder Cavour's an der sichern und klaren Beleuchtung des Repräsentativsystems, sowie an der Vorliebe für englische Staatsverhältnisse, welche letztere überhaupt erst durch das „Risorgimento“ in Piemont näher bekannt und populär gemacht wurden.

Wenn das väterliche Haus des Grafen noch kurz vorher die absolutistische Aristokratie vereinigt hatte, so öffneten sich jetzt die Salons desselben der Elite der liberalen Meinung. Hier wurden von meist gereiftern Männern die Besorgnisse und Hoffnungen des Tags erwogen und begegneten sich die entschiedenern constitutionellen Ansichten. Die ruhige, kaltblütige Sicherheit, mit welcher Graf Cavour die allgemeine Lage auffaßte, und sein unversieglicher Humor, den er seiner Haltung auch in ernstern Momenten beizumischen pflegt, drückten diesen Kreisen inmitten der beklemmenden öffentlichen Ungewißheit ein eigenthümliches zwangfreies und doch gemessenes Gepräge auf. Man discutirte nicht, man conversirte nur; man verfolgte mit wärmster Theilnahme den Gang der Ereignisse, ohne von den Leidenschaften überwältigt zu werden, aus welchen sie zumeist hervorgingen.

Bereits in den aufgeregten Januar- und Februartagen 1848, ehe noch die allgemeine Wendung der Dinge eingetreten, nahm Graf Cavour Gelegenheit, seinem persönlichen Einflusse Geltung zu verschaffen. Genua, die heißblütigste Stadt des Reichs, tumultuirte und verlangte neben politischen Freiheiten Nationalbewaffnung und Verbannung der Jesuiten. Auf der Insel Sardinien, welche man bis dahin ganz und gar dem klerikalen Einflusse unterworfen wähnte, machten sich immer heftigere Drohungen gegen den Orden Loyola's laut. In Turin trafen aus verschiedenen Städten Deputationen mit constitutionellen Wünschen ein, die aber meist in die Provinzen zurückkehren mußten, ohne beim Könige oder den Ministern Gehör gefunden zu haben. Tausend beunruhigende Gerüchte über die Absichten des Monarchen und die geheimen Plane der Camarilla durchkreuzten die Hauptstadt, und ein gefährlicher Sturm schien im Anzuge zu sein. Die Rathlosigkeit des Cabinets gab der Gärung täglich reichere Nahrung. Den gemäßigten Patrioten blieb keine andere Wahl, als das Gewicht ihrer Rathschläge in die Wagschale der königlichen Entschlüsse zu werfen, sollten Thron und Land nicht dem Überfluten der erwachten Volksleidenschaften preisgegeben werden. Eine aus Genua eingetroffene Deputation veranlaßte die Repräsentanten der turiner Presse zu einer gemeinschaftlichen Zusammenkunft, in welcher Vorschläge gemacht wurden, den König um beschleunigte Gewährung verschiedener Reformen zu bitten. Graf Cavour ging weiter, und trug auf das Gesuch um Verfassungsverleihung an. Fast alle Anwesenden stimmten seinen Worten mit lebhaftem Beifall zu. Die Grafen Cavour und Santa-Rosa mit dem Obersten Durando, dem Hauptredacteur der „Opinione“, erhielten den Auftrag, diese Bitte an den Stufen des Throns niederzulegen. Sie wurden im Namen des Königs von dem Justizminister Avet empfangen, welchem sie die Gefahr des Verzugs in lebhaften, aber keineswegs übertriebenen Farben schilderten. Gleichzeitig übersandte Graf Cavour dem Könige durch die Post das Sitzungsprotokoll, dessen Veröffentlichung die Censur nicht gestatten wollte, mit einem Begleitschreiben, in welchem er nach Hinweis auf die Schwierigkeit der Lage erklärte, daß ihn und seine Collegen nur die aufrichtige Absicht leite, die Erhabenheit und Sicherheit des Throns mit den wahren Interessen des Landes zu vereinigen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß der Einfluß Cavour's auch den entscheidenden Berathungen des turiner Municipiums vom 5. Febr. 1848 näher stand, welches trotz der aristokratischen Elemente, die in diesem Körper überwogen, den Antrag des Grafen Santa-Rosa, den Monarchen um Verleihung einer Verfassung zu bitten, mit 36 gegen 12 Stimmen zum Beschluß erhob. Zwei Tage später verkündigte ein Manifest Karl Albert's dem jubelnden Lande, daß Sardinien in die Reihe der constitutionellen Staaten Europas getreten.

Aber das königliche Verfassungsgeschenk beschwichtigte die Gemüther nur vorübergehend. Ein glühender Volkswunsch, in verhängnißvoller Weise unterstützt durch die blutigen fünf Tage von Mailand und die Erhebung Venedigs, trat entfesselt und mit betäubender Gewalt aus der Bewegung hervor. In dem Rufe: Unabhängigkeitskrieg! schienen sich alle noch so verschiedenen Meinungen zu vereinigen. Vollends fieberhaft wurde die Aufregung mit der steigenden Ungewißheit über den Ausgang des mailänder Kampfes. Die übertriebensten Gerüchte hinsichtlich des Schicksals der lombardischen Metropole, ja aller bedeutendern Städte des Lombardisch-Venetianischen Königreichs waren im Umlauf. Man sprach von entsetzlichen Massacren und Städte-

verwüstungen, in welchen die österreichischen Truppen angeblich ihren Zorn über den Aufstand der benachbarten Bruderstämme kühlten. Deputationen aus Mailand riefen den König von Sardinien um rasche Hülfe an und steigerten hier den Nationalenthusiasmus bis zu seiner gefährlichsten Höhe. Fortgerissen und bedrängt von dem allgemeinen Sturme, gab endlich Karl Albert die Entscheidung. Am 23. März erließ er seine Kriegsproclamation gegen Österreich und überschritt unmittelbar darauf den Ticino. Erst sechs Wochen später, als bereits auf die ersten berauschenden Siege des Königs eine trübe Wendung der Kriegsgeschicke einzutreten begann, wurde das turiner Parlament eröffnet, und es nahmen nun die Parteirichtungen einen bestimmtern und geschlossenern Charakter an.*)

Während dieser Sturmperiode verdoppelte Graf Cavour seine Thätigkeit. Als Journalist und Deputirter — das erste turiner Wahlcollegium sandte ihn in die Volkskammer, deren Wahlgesetz er im Auftrage der neuen Regierung entworfen hatte — widersetzte er sich aus allen Kräften der revolutionären und ultrademokratischen Richtung, oft mit voller Preisgebung seiner Popularität und selbst seiner persönlichen Sicherheit. Seinen Sitz nahm er auf der Rechten ein, jener Seite also, welche in dem damaligen Zeitstrudel aller Aussicht bar war, an die Spitze der Staatsleitung gerufen zu werden. Dem Unabhängigkeitskampf nicht abhold, bekämpfte er doch entschieden die Politik, welche ihn begleitete und die sich in dem stolzen Worte: „L'Italia farà da sè" zusammenfaßte. Er verlangte vor allem vom Cabinet, die Hülfe eines Großstaats nachzusuchen, und nicht die Geschicke Sardiniens und Italiens auf Einen Wurf zu setzen. Mit Freimuth sprach er in der Wahlkammer seine Befürchtungen aus, die sich trotz des Zischens und Murrens von den Galerien nur zu bald verwirklichen sollten. Ein Bündniß mit England schien ihm das Geeignetste, um den Sieg der italienischen Waffen zu sichern. „Mein Vertrauen in England", sagte er in einer Rede, „beruht auch auf dem ehrenvollen Charakter der Staatsmänner, deren Händen die Zügel der Regierung anvertraut sind: auf Lord Russell, dem Präsidenten des Ministeriums, auf Lord Palmerston, dem Minister des Auswärtigen. Lord Russell, ich sage es frei heraus, auf die Gefahr hin, immermehr in den Ruf eines Anglomanen zu kommen, ist der liberalste Minister, den es in Europa gibt."

Auf den Rückzug von Mailand und den demüthigenden Waffenstillstand Salasco folgte nur eine kurze Pause der Erholung. Dann trat im October und November 1848 die leidenschaftlich agitirte Frage über die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf. Das schwache Ministerium gehorchte widerstandslos allen Winken und Beschlüssen der Volkskammer, die ihrerseits häufig von der außerparlamentarischen Agitation fortgerissen wurde, und Graf Cavour erkannte darum nur um so mehr die dringende Nothwendigkeit, der gemäßigten Politik die parlamentarische Majorität zu verschaffen. Daher der Eifer, mit welchem er in diesen beiden Monaten, nicht immer ohne Erfolg, auf der Tribüne kämpfte, wenn auch der Tumult von der Linken und aus den Zuhörerräumen seine Stimme wiederholt zu ersticken versuchte. Am 20. Oct. sprach er sich in einer klaren Rede über die Unzulässigkeit aus, die Kriegserneuerung und den geeigneten Augenblick dazu zum Gegenstande öffentlicher Debatten zu machen: er wollte diese Frage ganz und gar dem gewissenhaften Ermessen des Königs und seiner Regierung anheimgestellt wissen. Am 22. und 26. desselben Monats erhob er sich gegen die revolutionären Vorschläge der Linken. Am 22. Nov. vertheidigte er die turiner Nationalgarde, welcher er als Hauptmann angehörte, gegen die Anklagen des Demagogenführers und Clubistenhäuptlings Angelo Brofferio, eines der heftigsten Gegner Cavour's in und außerhalb der Kammer. Gegen das vom Advocaten Pescatore vorgeschlagene Princip einer Progressivsteuer kämpfte er in wiederholten Reden zu Ende Novembers mit schließlich siegreichem Erfolge. Als stürmischer Tumult bei einer Stelle ihm Schweigen auferlegen wollte, verschaffte er sich Redefreiheit durch das glückliche Impromptu: „Zischen und Tumultuiren werden mich nie abhalten, die Wahrheit zu sagen; wer mich unterbricht, beleidigt mich nicht, sondern die Kammer, und ich theile die Insulte nur mit allen meinen Collegen."

Die Ultrademokraten, die während dieser Zeit ihre Triumphe feierten, sahen in dem Grafen Cavour ihren unversöhnlichsten und unerschrockensten Feind, und sie stellten sich darum die Aufgabe, den Einfluß dieses Mannes durch Verleumdungen und odiöse Anklagen zu vernichten. Ein großer Theil der Tagespresse kam ihnen zu Hülfe, indem man den Namen des Grafen zur

*) Eine ausführlichere Darstellung dieser und der nachfolgenden Ereignisse bis zum Jahre 1852 findet der Leser in dem Artikel „Das Königreich Sardinien seit der Reformbewegung bis auf die neueste Zeit" im achten Bande der „Gegenwart". D. Red.

Zielscheibe von unaufhörlichen Ausfällen machte. In den Clubs galt Cavour als der Reactionär par excellence. So kam es, daß die Candidatur des Grafen bei den allgemeinen Neuwahlen vom Januar 1849 in seinem frühern Wahlbezirke entschieden zurückgewiesen und ihm ein radicaler Universitätsprofessor vorgezogen wurde.

Ohne sich durch die Lection, welche die Wähler Turins ihm hatten geben wollen, beirren zu lassen, schloß sich Graf Cavour in seiner journalistischen Wirksamkeit der Opposition gegen das neue demokratische Ministerium Gioberti an. Lebhaft unterstützte er jedoch die nationale Idee desselben, welche dahin ging, nach halbwegs erlangter Zustimmung seitens der provisorischen Regierungen von Rom und Toscana die großherzogliche und päpstliche Gewalt vermittelst piemontesischer Waffen sicher zu stellen, unter der Verpflichtung, sowol Pius IX. als den Großherzog Leopold von Toscana für definitive Zusicherung verfassungsmäßiger Freiheiten zu gewinnen. Gelang dieser Plan, so wurde den auswärtigen Mächten der Vorwand zu bewaffneter Intervention genommen und Mittelitalien dem constitutionellen Princip erhalten. Aber noch nicht hatten die „vermittelnden" piemontesischen Truppen die toscanische Grenze erreicht, als der Krieg mit Österreich von neuem begann, um auf dem Schlachtfelde von Novara ein rasches Ende zu finden. Gerade die Entfernung des trefflichen, 16000 Mann starken Corps unter Lamarmora vom Kriegsschauplatze war es, wodurch die Niederlage Sardiniens so vollständig ausfiel. Graf Cavour hatte sich übrigens diesem zweiten Feldzuge nicht widersetzen wollen, weil er die Ehre des Königs verpfändet wußte, und er überdies in der Entscheidung des Waffenkampfes das einzige Mittel erblickte, der unheilvollen innern Agitation Schweigen aufzulegen.

Bald nach der Niederlage von Novara wurde der Marchese Massimo d'Azeglio vom neuen Könige Victor Emanuel mit der Bildung eines Ministeriums betraut, welches wegen der heftigen Opposition des Parlaments gegen die Bedingungen des Friedenstractats zur Kammerauflösung schritt und allgemeine Neuwahlen für den 10. Dec. 1849 anordnete. In seiner Proclamation von Moncalieri gab Hr. von Azeglio dem Lande zu erkennen, daß eine abermalige Verwerfung des Friedensvertrags und der Kriegsentschädigung von 75 Millionen unfehlbar wieder Verwickelungen mit Österreich heraufbeschwören und der Nation vielleicht ein politisches Novara bereiten würde. Diese Winke beachtend, wählte das Land überwiegend im Sinne des Ministeriums, und Graf Cavour gelangte als Vertreter des ersten Wahlbezirks von Turin in die Deputirtenkammer. Seine Wähler hatten in kurzem die Genugthuung, ihn eine ebenso einflußreiche als hervorragende Stelle in der Volksrepräsentation einnehmen zu sehen. Seinen Bemühungen hauptsächlich war es zu danken, daß die Kammer mit Vermeidung peinlicher und aufregender Debatten den Vertrag von Novara votirte. Es kam von jetzt ab überhaupt keine wichtige Frage zur Verhandlung, in welcher der Einfluß des Grafen Cavour nicht ein entscheidender wurde. Seine spätere Popularität begründete er zunächst mit der Rede vom 7. März 1850 zu Gunsten der Siccardi'schen Gesetzentwürfe über die Aufhebung des geistlichen Forums, dieses unberechtigten Überbleibsels aus der Feudalherrschaft. Graf Siccardi selbst, seit langer Zeit zu den geachtetsten Magistraten des Landes gehörend, war auf den Rath des Grafen Cavour als Justizminister in das Cabinet gezogen worden. In dem heißen Kampfe, welchen die Siccardi'schen Vorschläge hervorriefen, nicht so sehr wegen des Princips, welches nur die Gleichheit vor dem Gesetze sanctionirte, als vielmehr wegen der Opportunität dieser Frage, trennte sich Graf Cavour von einem Theile der Rechten, an dessen Spitze die Grafen Balbo und Revel traten, und rückte infolge dieser Spaltung nach dem Centrum vor, welches sich seitdem das rechte Centrum nannte, factisch aber bald die große ministerielle Majorität umfaßte und bis zu Ende des Ministeriums d'Azeglio-Siccardi vom Grafen Cavour geführt wurde. Indem er aber das Cabinet unterstützte, bemühte er sich zugleich, dasselbe den retrograden Einflüssen von auswärts zu entziehen, welche die Entwickelung des jungen Verfassungslebens bedrohten und bei einer willenlosen Majorität leicht der Regierung und dem Lande hätten gefährlich werden können. Meisterhaft vertheidigte sich Graf Cavour gegen die Anklage der Rechten, seine Fahne gewechselt zu haben. „Der Herzog von Wellington", sagte er unter anderm in einer improvisirten Rede, „welchem man sicher nicht Energie und Charakterfestigkeit absprechen wird, trennte sich im Jahre 1829 von seinen politischen Freunden, um die Emancipation der Katholiken durchzusetzen, die von der gesammten Anglikanischen Kirche als unzeitig bekämpft wurde, und vermied mit dieser Reform 1830 einen Religionskrieg in Irland. Lord Grey sagte sich 1832 von dem größten Theile seiner Anhänger los, und wußte sowol bei der Krone als bei der Aristokratie die Parlamentsreform zur Geltung zu bringen, welche man nicht nur unangemessen, sondern fast revolutionär erachtete, und mit dieser Reform bewahrte Lord Grey England vor jeder politischen

Agitation in den nachfolgenden Jahren. Ein neueres und glänzenderes Beispiel ist endlich jenes, das uns Sir Robert Peel im Jahre 1846 gab: er wußte eine große ökonomische Reform trotz des Widerstandes der gesammten Bodenaristokratie zu vermitteln. Um diese große Reform zu vollenden, hatte der Minister Peel den Muth, sich von seinen frühern politischen Freunden abzuwenden und sich einer Anklage auszusetzen, die einen hochherzigen Staatsmann am tiefsten verwundet, nämlich der Anklage der Apostasie und des Parteiverraths. Doch fand Robert Peel hohe Entschädigung in dem Bewußtsein, daß die Aufhebung der Getreidegesetze England vor der socialistischen Bewegung rettete, die sich damals über Europa auszubreiten begann und den größten Zündstoff auf englischem Boden vorzufinden hoffte."

Am 2. Juli 1850 hielt Graf Cavour seine „Ministerrede". Gelegenheit dazu bot ihm das Anleiheproject des Finanzministers Nigra, betreffend die Veräußerung von 6 Mill. Staatsrenten. In einer mehrstündigen, von der Kammer und dem Lande mit seltenem Beifall aufgenommenen Rede setzte er sein politisches System auseinander, in welches er besonders ein ausführliches Programm seiner finanziellen und ökonomischen Principien geschickt einflocht. Nur besondere Rücksichten hielten Hrn. Nigra davon ab, das Finanzportefeuille ohne längeres Zögern seinem Rivalen abzutreten. Ein für den Grafen Cavour schmerzliches Ereigniß, der Tod des Agricultur- und Handelsministers Grafen Pietro di Santa-Rosa, seines Freundes, wurde inzwischen Veranlassung, daß er noch vor dem Rücktritt des Finanzministers als Nachfolger des Verstorbenen in das Cabinet eintrat. Zwei Monate später wurde seinem Ministerium die Verwaltung der Kriegsmarine beigesellt, und im April 1851 ging auch das von ihm erwünschte Finanzportefeuille in seine Hand über.

Kaum hatte Graf Cavour im Cabinet festen Fuß gefaßt, als die Thätigkeit der Regierung nach allen Richtungen hin einen neuen Aufschwung nahm. Wiewol die Verwaltungszweige, die ihm anfänglich zufielen, im Grunde nur einen beschränkten Einfluß zuließen, richtete er doch seinen Blick sogleich auf die wichtigsten Angelegenheiten der innern und auswärtigen Politik, und regte bei seinen Collegen eine Reihe von Reformen an, die eine rasche Durchführung erheischten, wenn man die schreienden Widersprüche in der Verwaltung und Gesetzgebung mit dem Geiste und dem Buchstaben der Verfassung beseitigen wollte. Während er selbst auf seinem Verwaltungsgebiet Misbräuche aufhob, namentlich den complicirten Geschäftsgang vereinfachte, brachte das Justizministerium in der Session von 1850—51 eine Reihe wichtiger Reformentwürfe ein, über die Aufhebung der Fideicommisse, Majorate und Erstgeburtsvorrechte, über die Aufhebung der Banalgerechtigkeiten, über die Unabsetzbarkeit der Richter und die Disciplinarordnung des Richterstandes. Ihre größte Bedeutung erhielt jedoch diese Session durch den Abschluß der Handelsverträge mit England, Belgien, den Zollvereinsstaaten und Frankreich. Ein doppelter Zweck leitete hierin den Grafen Cavour. Indem er die Gefahr der Isolirtheit erkannte, in welcher Sardinien nach außen stand, und die namentlich durch die wenig freundlichen Verhältnisse mit dem benachbarten Österreich beunruhigend war, bemühte er sich, das Interesse der auswärtigen Staaten durch neue Handelsbeziehungen auf Piemont zu lenken und so Verbindungen einzuleiten, aus denen in der Zukunft politische Allianzverhältnisse hervorgehen konnten. Ferner aber sollte Piemont auch auf den Weg des Freihandels gelenkt und vermittelst der Handelsverträge die allmähliche Reform des Tarifs eingeleitet werden, natürlich mit vollständiger Wahrung der Reciprocität in der Verkehrserleichterung. Obschon ein guter Theil des Parlaments den Principien der Handelsfreiheit huldigte, so mußte doch Cavour einen langen Kampf mit der schutzzöllnerischen Partei bestehen, die nicht nur die übertriebensten Anklagen gegen den Finanzminister erhob, sondern auch im ganzen Lande eine Agitation hervorrief, bei welcher der Sturz des Ministers fast unvermeidlich schien. In der Deputirtenkammer fand er zumal in dem Grafen Revel, seinem frühern Freunde und Anhänger, den gefährlichsten Gegner seines Systems. Dieser ausgezeichnete und kenntnißreiche Staatsmann, dessen Opposition übrigens nie von persönlichen Motiven geleitet ward, machte sich zum eigentlichen Haupte der schutzzöllnerischen Partei. Der endliche Sieg des Grafen Cavour war indessen ein vollständiger. Das Parlament bestätigte durch seine Voten kurz nacheinander mit großer Majorität die genannten Handels- und Schiffahrtsverträge, und bevollmächtigte selbst den Finanz- und Handelsminister, der Tarifherabsetzung eine größere Ausdehnung zu geben. Auch das Ausland bekundete für diesen parlamentarischen Kampf ein ungewöhnliches Interesse, und fast alle großen auswärtigen Blätter füllten ihre Spalten mit den Reden des piemontesischen Ministers und seiner talentvollsten Gegner. Am Schlusse der Session gab Graf Cavour einen ausführlichen Bericht über die ver-

besserte finanzielle Lage, welche den auswärtigen Kapitalisten genugsam Vertrauen einflößte, um eine Anleihe von 75 Mill. Fr. mit Sardinien abzuschließen.

Obschon Marchese Massimo d'Azeglio Präsident des Cabinets war, so begann doch die Presse und die öffentliche Meinung seit dem Frühjahre 1851 das Ministerium nach dem Namen des Grafen Cavour zu benennen, welcher durch seine Gewandtheit, Entschlossenheit und rastlose Thätigkeit selbst seinen entschiedensten Gegnern Anerkennung und Bewunderung abzwang. Ob Cavour schon in diesen Tagen nach der ersten Stelle im Ministerrathe strebte, um die innere und äußere Politik vollständig nach seinen Planen leiten zu können, muß dahingestellt bleiben; Thatsache ist nur, daß kein äußeres Anzeichen eine Erkältung in dem Verhältniß zwischen ihm und dem Präsidenten d'Azeglio zeigte. Nur dem überlegenern politischen Blicke und dem entschiedenern Charakter des Finanzministers mag es daher zugeschrieben werden, wenn man ihn in den politischen Kreisen als Rival des Hrn. von Azeglio bezeichnete.

Das Jahr 1851 schloß mit ungünstigen Aussichten für das Verfassungsleben Piemonts. Zwar war die revolutionäre Bewegung längst geordneten Verhältnissen gewichen, und die Regierungsgewalt hatte sich mehr als je befestigt; aber auswärtige Ereignisse erregten mancherlei Besorgnisse. Mit dem Staatsstreich vom 2. Dec. erhob sich auf den Trümmern der französischen Republik das absolute Regiment, dessen Absichten, wie man erwarten durfte, dem benachbarten constitutionellen Sardinien nicht sehr günstig sein würden. Die Regierung erkannte, daß äußerste Vorsicht nöthig, um die junge Freiheit nicht von dem Strudel der auswärtigen Reaction, die mit dem Staatsstreiche mehr als je über Europa hereinbrach, ergreifen zu lassen. Hr. von Azeglio drückte seine Befürchtungen in der Deputirtenkammer mit den Worten aus: „Sardinien hat bisher viel von sich sprechen machen; jetzt müssen wir uns bemühen, uns in Vergessenheit zu bringen!" Es galt dem Cabinet, gegen zwei mächtige, von gleichen politischen Principien geleitete Nachbarstaaten eine gewisse kluge Nachgiebigkeit zu zeigen, ohne das Freiheitsprincip im eigenen Hause zu beeinträchtigen, oder doch im schlimmsten Falle zur rechten Zeit nur so viel fahren zu lassen, als nöthig wäre, um das Staatsschiff über Wasser zu halten. Dem Grafen Cavour schien der Augenblick geeignet, Österreich an den im Friedenstractate von Novara ausbedungenen Handels- und Schiffahrtsvertrag zu erinnern, über dessen Grundlagen auch sofort Verhandlungen zwischen Turin und Wien begannen. Ein zweiter Vertrag, welchen Österreich besonders wünschte, sicherte die wechselseitige Auslieferung der Schleichhändler längs der Ticinogrenze. In der Presse und selbst in der Deputirtenkammer stießen beide Verträge auf lebhaften Widerspruch, weil man in denselben den ersten Schritt „zu einer gefährlichen Annäherung an Österreich", oder, wie ein Redner der Linken sich ausdrückte, „die erste Kniebeugung vor der österreichischen Politik" wahrnehmen wollte, und nur mit großer Mühe erlangte der Finanzminister die Genehmigung der Kammer. Infolge der Heftigkeit, mit welcher die radicale Presse den Urheber des französischen Staatsstreichs angriff, schien den Ministern zur Erhaltung des freundnachbarlichen Verhältnisses mit Frankreich eine beschränkende Modification des Preßgesetzes unerlaßlich. Der Justizminister brachte einen Entwurf ein, nach welchem Beleidigungen gegen auswärtige Staatshäupter und deren Regierungen dem Geschworenengerichte entzogen und auf Denunciation der respectiven Vertreter der beleidigten Staatshäupter den gewöhnlichen Tribunalen zur Aburtheilung zugetheilt werden sollten, ähnlich den Bestimmungen der englischen Gesetzgebung, welche das Völkerrecht als einen integrirenden Theil des positiven Rechts jeder Nation betrachtet. Dieser Entwurf rief eine noch größere Aufregung und Beunruhigung der Gemüther hervor als die Verträge mit Österreich. Man klagte das Cabinet an, auswärtiger Pression zu weichen und die Würde des Landes bloßzustellen. Vergeblich erklärte der Cabinetspräsident, daß er und seine Collegen aus freiem Antriebe handelten, ja, daß weder seitens Frankreichs noch Österreichs bis dahin der mindeste Versuch gemacht worden, die innere Angelegenheiten Sardiniens auf correctivem Wege zu beeinflussen. Nur weise Mäßigung und Klugheit bewege die Regierung, die Maßlosigkeit von der wahren Freiheit zu sondern. „Nehmen wir an, meine Herren", rief der Cabinetspräsident aus, „daß wir an einem schlummernden Löwen vorübergehen müßten, und einer von uns, trotz der Warnung unsers Führers, sachte und schweigsam dahinzuschreiten, fortfahren wollte, nach seiner Weise zu lärmen und seine Stimme hören zu lassen, würden wir nicht alle einverstanden sein, ihm die Hand auf den Mund zu legen und ihm zu sagen: wenn du dich willst verschlingen lassen, so haben doch wir nicht Lust, verschlungen zu werden. Wenn nun aber der Löwe trotz unserer größten Vorsicht und Lautlosigkeit erwachte, und sich auf uns stürzen wollte, nun, meine Herren, dann werden wir uns zu vertheidigen wissen, wenn wir Männer sind." Wennschon die meisten Mitglieder des Conseils

sich an den fünf- bis sechstägigen Debatten betheiligten, so wurde doch der Kampf hauptsächlich vom Finanzminister geführt, welcher bei dieser Gelegenheit zwei feindseligen Lagern zugleich entgegenzustehen hatte. Während die äußerste Linke sich gegen jede Freiheitsbeschränkung sträubte, entfesselte sich auf der rechten Seite des Hauses ein wahrer Sturm von reactionären Wünschen und Forderungen. Man verlangte nicht nur völlige Knebelung der Presse, sondern auch Beschränkung des Wahlgesetzes, Aufhebung der Nationalgarde, Reduction des Heeres, und den Zuschnitt des Repräsentativsystems nach dem neuesten Napoleonischen Muster. Hr. Menabrea, einer der Führer der Rechten, ließ sich zu der Äußerung fortreißen, daß die rechte Stunde herbeigekommen, wo die Regierung entschlossen „den Sprung über den Graben" unternehmen, d. h. der Verfassung und den constitutionellen Institutionen ein Ende machen müsse. Vor solchen heftigen und schrankenlosen Ausbrüchen der absolutistischen Richtung stutzte anfangs die liberale Meinung, und schien an der Solidität der neuen Staatseinrichtungen zu zweifeln. Im Cabinet selbst tauchten Uneinigkeiten auf. Ein Theil desselben schien zu weitern Concessionen geneigt, der andere entschlossenere Theil, repräsentirt vom Finanzminister, erblickte Gefahren jetzt nicht mehr in dem demokratischen, sondern in dem gewaltsam aufbrausenden retrograden Geiste.

Diese Krisis trat so plötzlich ein, daß Graf Cavour nur noch am Vorabende der Abstimmung über die Preßgesetzmodification Zeit hatte, einige Erklärungen und Fingerzeige zu geben. „Ich vermag in keiner Weise", sagte er, „die Ansichten einiger Redner der Rechten zu unterschreiben, nach welchen unser Preßgesetz einer radicalen Änderung zu unterwerfen sei. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, in normalen Zeiten können die Ausschreitungen der Presse, soweit sie sich auf die innere Politik beziehen, keine ernstlichen Schwierigkeiten hervorrufen, oder solche Folgen haben, daß energische und außerordentliche Repressivmaßnahmen nöthig werden ... Die Excesse der Presse finden, sozusagen, ein Gegengift in der täglichen Erfahrung, in dem gesunden Sinne der Nation, welcher nie auf die Dauer durch falsche und ungerechte Urtheile getäuscht werden kann. Wir haben schwierige Zeiten an uns vorüberziehen gesehen, in welchen die Leidenschaften heftig erregt waren und die Presse mit rücksichtsloser Strenge, ja oft genug mit vorbedachter Ungerechtigkeit die Männer beurtheilte, welche in den letzten Jahren die Regierungsgewalt ausübten. Nun, ich glaube nicht, daß die Anklagen, die Beleidigungen und Verleumdungen der Presse die Meinung geändert haben, in welcher jene Männer beim Publikum stehen. Einige derselben, welche die Blätter besonders zur Zielscheibe ihrer Angriffe machten, sind gegenwärtig, wenn nicht populärer, so doch sicher auch nicht unpopulärer, als sie es in den Jahren 1848 und 1849 waren. Dasselbe läßt sich hinsichtlich der Regierungsacte sagen. Wenn die Presse heftig die Regierung angreift, ihre Absichten entstellt und ihr die verkehrtesten Plane unterschiebt, während die Thatsachen beständig ihre Anklagen widerlegen, so bringt sie sich um allen Einfluß und wird eine unschädliche, stumpfe Waffe der Regierung gegenüber ... Ich bin der festen Ansicht, daß die extremen Parteien im allgemeinen nur eine kleine Minorität in allen Staaten repräsentiren, und daß diese excentrischen Theile nie zu fürchten sind, außer wenn man sie in den Stand setzt, sich zu Organen der Wünsche und Begehren der Majorität zu machen und, mit Verschleierung ihrer geheimen Zwecke, vor das Publikum zu treten als warme Vorkämpfer der Reformen, welche von der großen Mehrheit des Landes gewünscht werden. Nur wenn man diesen extremen Richtungen größere Freiheit gewährt, wird man verhüten, daß die Nation sich von denselben täuschen lasse; ihren eigensten Antrieben folgend, werden sie es aufgeben, die Rolle gemäßigter und uneigennütziger Vertheidiger der Majorität zu spielen. Haben sie aber einmal die Maske abgeworfen und geben sie sich dem Lande ihrem innersten Wesen nach zu erkennen, so werden sie von allen wahren Vaterlandsfreunden zurückgestoßen und unschädlich werden ... Das Cabinet ist entschlossen, die Preßgesetze keinen weitern Modificationen zu unterwerfen: ja, seine Mitglieder erklären mit mir, daß sie jeden Antrag auf größere Repression, gehe er nun von den Deputirtenbänken oder unter veränderten Verhältnissen vom Ministertische aus, mit voller Entschiedenheit bekämpfen werden ... Was die vorliegende Preßmodification betrifft, so will ich nicht behaupten, daß Beleidigungen gegen auswärtige Fürsten uns gleich mit einem Kriege oder einem diplomatischen Bruche bedrohen möchten; aber man wird mich nicht der Übertreibung beschuldigen, wenn ich sage, daß das Haupt eines auswärtigen Staats, welches sich durch eine fremde Presse mit unaufhörlichen Schmähungen verfolgt sieht, kein Wohlwollen für ein Land hegen kann, wo solche Schmähungen ungestraft verbreitet werden können. Wir unterhalten unter den gegenwärtigen Verhältnissen Europas nicht nur diplomatische Beziehungen mit unsern Nachbarn, sondern unterhandeln auch mit denselben täglich über unzählige Privatinteressen. Eine große Zahl unserer Mitbürger ist in den benachbarten Staaten ansässig und ruft

fortwährend in den verschiedensten Angelegenheiten unsere Vermittelung und Unterstützung bei den auswärtigen Regierungen an. Wenn nun unsere Presse dahin gelangt, diese Regierungen mit Bitterkeit und Feindseligkeit gegen uns zu erfüllen, so wird unsere Vermittelung in vorkommenden Fällen alle Wirksamkeit verlieren. Man wird zugeben, daß unsere Gesandten schwer ihrem Mandat nachkommen können, wenn sie, in das Cabinet eines Ministers tretend, wo unsere Angelegenheiten erwägt und vertheidigt werden sollen, die «Maga» und den «Fischietto» (zwei verrufene radicale Schmäh- und Witzblätter) auf dem Schreibtische des fremden Ministers erblicken. Man glaubt vielleicht, daß ich übertreibe? Ich kann aber leider versichern, daß dies mehr als einmal unsern Gesandten vorgekommen ist."

Der vollständige Abfall der Rechten, deren retrograde Plane nun völlig zu Tage lagen, veranlaßten den Grafen Cavour kurz vor Schluß der Debatten zu noch folgewichtigern Erklärungen hinsichtlich der innern Politik — Erklärungen, über welche er übrigens seine Collegen nicht zu Rathe gezogen hatte, und die nur von einem Theile der Minister gebilligt wurden. Besorgt um die ministerielle Majorität, welche die Schwankungen des linken Centrums häufig in Frage zu stellen drohten, nahm er die Unterstützung an, welche jener Theil des Centrums dem Ministerium im Angesichte der schwierigen Lage für die nächste Session angetragen hatte. „Ich weiß Ihren Antrag", sprach Graf Cavour, zum talentvollen Führer des linken Centrums, dem Advocaten Urbano Ratazzi, gewandt, „in hohem Grade zu schätzen, weil wir uns von der Verwirklichung desselben versprechen können, den Weg zu einem engern Verbande der liberalen Hauptfractionen unter sich und mit der Regierung angebahnt zu sehen, vorausgesetzt, daß der geschätzte Sprecher der Linken nur einen Theil des großen Talents, mit welchem er uns bisher bekämpfte, zu unserer Vertheidigung entwickele."

Mit diesen Worten, welche in und außerhalb der Kammer einen tiefen Eindruck machten, legte Graf Cavour den Grundstein zur Fusion der liberalen und conservativen Partei, und hemmte die Fortdauer eines Zwiespalts, vor welcher kein Ministerium von bestimmter Richtung auf die Dauer hätte bestehen können. In England brach sich eine ähnliche Verschmelzung erst nach langen Kämpfen Bahn; unter dem französischen Repräsentativsystem wurde sie zwar häufig angestrebt, aber nie aufrichtig befestigt. „Wenn das Repräsentativsystem in Frankreich erlegen ist", bemerkt sehr richtig L. de Carné in seinen „Études sur le gouvernement représentatif", „so geschah es, weil wir in unserm Schose mehr Factionen als Parteien haben, und weil die Opposition stets weniger darauf hinarbeitete, die Staatsgewalt in ihre Hand zu nehmen, als sie umzustürzen." Vor Piemont hatte nur Belgien das Beispiel einer festen, von patriotischen Absichten eingegebenen Verbündung der großen parlamentarischen Lager gegeben. Die Misstimmung des Hrn. von Azeglio und seines Collegen Galvagno, Ministers des Innern, über den unerwarteten Händedruck, welchen Graf Cavour mit dem linken Centrum gewechselt hatte, konnte nicht verhindern, daß die neue Combination sich zu einer ebenso aufrichtigen als dauernden gestaltete. Wie es schien, fürchtete der Cabinetspräsident von derselben weniger eine Beeinflussung der Regierungspolitik im Sinne des Radicalismus, als den Eindruck dieses kühnen Actes auf die benachbarten absolutistischen Höfe. Doch fanden seine Befürchtungen unter den gemäßigten Liberalen nur einen geringen Eingang, seitdem man wahrnahm, daß der französische Imperatormantel keineswegs in seinen Falten so feindliche Gesinnungen gegen das freie Piemont barg, als man anfangs vermuthet hatte. Man billigte bald allgemein den Schritt des Grafen Cavour, denn man erkannte, daß durch die Verschmelzung des rechten und linken Centrums in eine feste Majorität jener linke Theil an das Ministerium gekettet und damit verhindert wurde, in ein unruhiges, systematisch-oppositionelles Element überzuschlagen.*)

*) Als Graf Revel drei Jahre später seine Angriffe gegen die liberale Majoritätsbildung wiederholte, weil dieselbe nach seiner Ansicht das Mistrauen Europas gegen die sardinische Politik verursacht habe, erwiderte Graf Cavour: „Ich erkläre laut im Angesichte des Landes, daß ich mich keines Acts aus meinem schon vieljährigen politischen Leben mit größerer Genugthuung erinnere, als jenes von dem Deputirten Revel so lebhaft getadelten. Ich kann mich täuschen; aber ich hege die feste Überzeugung, daß dieser Act das sichere Fortschreiten unserer Regierung auf jenem Wege regelmäßiger Freiheit zur Folge hatte, welchen wir mit der Thronbesteigung unsers tapfern Königs Victor Emanuel betreten. Ohne auf die Einzelheiten dieser Transaction einzugehen, will ich die Kammer mit den wahren Beweggründen bekannt machen, welche mich damals antrieben, die Stellung der Parteien zu ändern. Solange in Frankreich die republikanische Regierung bestand, solange die Geschicke dieser Nation zweifelhaft erschienen und das Gespenst der Revolution zu bekämpfen war, konnte ich mit Sicherheit annehmen, daß die Reaction im Innern nichts zur Störung unserer verfassungsmäßigen Freiheit unternehmen würde. Als aber nach dem 2. December die Ordnung in Frankreich keine Gefahr mehr lief, als das

Der Tod des Kammerpräsidenten Pinelli zu Ende des Monats April 1852 bot dem Grafen Cavour Gelegenheit, das neue Bündniß (von der äußersten Rechten höhnisch das „Connubio", Ehebündniß, genannt) durch einen wichtigen äußern Act zu bezeichnen, aus welchem die öffentliche Meinung die Festigkeit der parlamentarischen Parteilage erkennen sollte. Die Kammer war berufen, in der Sitzung vom 11. Mai einen neuen Präsidenten zu wählen. Graf Cavour schlug Urbano Ratazzi als Nachfolger Pinelli's vor, und verwandte sich bei seinen Freunden für diese Candidatur um so eifriger, als die Gegner des „Connubio", namentlich die äußerste Rechte, welche die Verwerfung ihrer „schwachen Hülfe" rächen wollte, eine entschiedene Niederlage der Cavour'schen Combination hofften. Der Abstimmung ging eine feierliche Spannung voraus. Bei der dritten Wiederholung derselben errang endlich das linke Centrum in der Person Ratazzi's den Sieg mit 74 gegen 52 Stimmen, welche letztere sich auf die Candidaten der äußersten Rechten und der äußersten Linken zersplitterten. Graf Cavour konnte nun über eine Majorität verfügen, die einen festern Damm als die frühere gegen das Anfluten der reactionären Richtung zu bilden versprach. Indessen tauchten aber bald nach diesem parlamentarischen Ereignisse Misverständnisse im Cabinete selbst auf, welche sämmtliche Mitglieder bestimmten, ihre Abdankung einzureichen. Der König beauftragte den Marchese d'Azeglio mit der Bildung eines neuen Cabinets, in welchem dieser selbst und drei andere Minister, Pernati, Paleocapa und Lamarmora, ihre Portefeuilles wieder aufnahmen. Die beiden letztern waren als entschiedene Anhänger des Grafen Cavour zu betrachten, und traten als „unentbehrlich" in ihrer Amtsführung (öffentliche Bauten und Krieg) in das neue Cabinet über. Graf Cavour, Galvagno und Dr. Farini wurden ausgeschlossen. An der neuen Parteibildung in der Deputirtenkammer ging diese Cabinetsveränderung, die nur ein kurzes, fünfmonatliches Dasein hatte, spurlos vorüber, sodaß die Gegner des Grafen Cavour eigentlich nicht von einem Sturze desselben sprechen konnten. Immerhin aber hatte sein Austritt in Piemont und im Auslande große Sensation erregt, und diese würde vielleicht in seinem Vaterlande größere Bewegung verursacht haben, wenn nicht die liberale Partei den nahen Triumph des Grafen in sichere Aussicht gestellt hätte.

Während der Vertagung des Parlaments vom Juli bis in den November 1852 machte Graf Cavour eine Reise nach Frankreich und England, wo man der Person des Staatsmanns eine Achtung zollte, die selbst seine Mitbürger mit Stolz erfüllen mußte. Zu Paris wie zu London wurde der „gestürzte" Minister mit einer Auszeichnung empfangen, welche bewies, daß man in ihm den Mann der Zukunft Sardiniens erkannte. In Paris stellte er Hrn. Urbano Ratazzi, welcher sich dorthin zu einer Zusammenkunft mit seinem Freunde begeben hatte, Ludwig Napoleon vor, dessen wohlmeinendes Urtheil er für die von ihm erweiterte Majoritätsbasis im sardinischen Parlament zu gewinnen suchte, indem er ihm die innere Lage Piemonts und die Gefahr der Fractionszersplitterung mit freimüthigen Worten schilderte. Obschon Ludwig Napoleon gegenüber den geschickt hingeworfenen Ideen des Grafen seine gewöhnliche Impassibilität bewahrte, so zeigte doch die Folge, daß dieselben nicht wirkungslos geblieben waren auf seine Beurtheilung des constitutionellen Régime in Piemont. Die persönlichen Sympathien des Kaisers aber hatte Graf Cavour sich schon vorweggewonnen durch seine energische Unterstützung der Preßgesetzveränderungen, welche, wie jedermann erkannte, hauptsächlich in Rücksicht auf den Napoleoniden veranlaßt worden waren.

Die Zusammenkunft zu Paris zwischen dem ausgeschiedenen Finanzminister und dem ersten Präsidenten der Deputirtenkammer war freilich merkwürdig genug, als daß sie nicht im Publikum zum Gegenstande der verschiedensten Conjecturen hätte werden müssen. Noch beschäftigte man sich mit diesem Vorfalle, als man zu Turin von einer Cabinetskrisis überrascht wurde, deren Verwickelungen das ganze Land mehrere Wochen hindurch mit dumpfer Stimmung erfüllten. Hr. von Azeglio hatte nämlich bald nach dem Austritte des Grafen Cavour den gelegentlich der Siccardi'schen Gesetze schon verheißenen Entwurf über Civilehe der Volkskammer vorgelegt, in der offenbaren Absicht, die liberale Partei für das Cabinet zu gewinnen und den

---

rothe Gespenst verschwunden war, da glaubte ich zu erkennen, daß seit jenem Tage das Verfassungsleben von der reactionären Partei ärger bedroht wäre als vorher von der revolutionären Faction. Aus diesem Grunde hielt ich die Constituirung einer großen liberalen Partei nicht nur für angemessen, sondern auch für nothwendig, unerlaßlich, und rief zu diesem Zwecke den patriotischen Sinn aller derer an, die in den großen Principien des Fortschritts und der Freiheit übereinstimmen und nur in untergeordneten Fragen voneinander abweichen. Und ich erachte — man zwingt mich, es herauszusagen — damit unserm Vaterlande einen Dienst erwiesen zu haben; denn es gelang mir, unsere constitutionelle Fahne hoch genug aufzustecken, als daß die Reaction sie je zu überragen hoffen dürfte.""

Verlust des Finanzministers in der öffentlichen Meinung weniger fühlbar zu machen. Wenn der Plan des Hrn. von Azeglio in letzterer Beziehung wol Erfolg haben konnte, so schien doch der Widerstand der römischen Curie und der Geistlichkeit des Landes nicht genugsam Erwägung gefunden zu haben. Während die Geistlichkeit von der Kanzel herab die Civilehe geradezu als Concubinat bezeichnete und über Entwürdigung des Ehesakraments schrie, machte der römische Hof seinem Zorne in den heftigsten Drohungen Luft und wandte alle seine Einflußmittel auf, den verhaßten Entwurf in der Geburt zu ersticken. Nach den Erfahrungen, welche das turiner Cabinet bei dieser Gelegenheit machte, steht es fest, daß die römische Curie, welche in den katholischen Staaten Frankreich und Belgien allerdings die Civilehe duldet, niemals in einem italienischen Staate in diese Institution willigen werde, ohne den Kampf aufs Äußerste zu treiben, ohne selbst vor dem Mittel eines religiösen Bürgerkriegs zurückzuschrecken. Eingeschüchtert durch die drohende Stellung der Curie und in seinem Gewissen beunruhigt, eilte Hr. von Sambuy, der sardinische Gesandte am päpstlichen Hofe, nach Turin, um den König zu beschwören, dem von der Deputirtenkammer bereits am 5. Juli votirten Civilehegesetz nicht nur seine Genehmigung zu versagen, sondern auch den Zorn der Kirche durch andere Concessionen zu beschwichtigen. Vergeblich richtete Victor Emanuel ein eigenhändiges Schreiben an den Papst, in welchem er eine versöhnliche Wendung durchblicken ließ. Pius IX. antwortete in einem eigenhändigen Briefe, dessen Veröffentlichung in den Preßorganen des Cardinals Antonelli die öffentliche Meinung Piemonts empfindlich berührte. Der Papst, hieß es darin, fordere in kirchlichen Dingen nicht Nachgeben, sondern absolute Unterwerfung des Königs und seiner Regierung unter die römische Autorität. Als die letzten Versuche des Ministeriums, den päpstlichen Hof milder zu stimmen, scheiterten, reichte dasselbe am 26. Oct. 1852 seine Entlassung ein, und der König berieth sich nun mit den einflußreichsten Führern des Parlaments über ein neues Cabinetsprogramm, in welches er nachgiebigere Principien hinsichtlich der römischen Curie eingeführt zu sehen wünschte. Der gemäßigte Erzbischof von Genua, Monsignore Charvaz, ehemals Religionslehrer des Königs, übernahm die schwierige Rolle des Vermittlers, indem er in den König drang, den Grafen Cesare Balbo mit der Bildung des Cabinets zu beauftragen. Doch blieben die Bemühungen Balbo's, welchem es ohnehin an Zuversicht bei der ihm anvertrauten Mission fehlte, erfolglos, und die Berathungen des Königs mit dem Marchese Alfieri di Sostegno fielen nicht glücklicher aus. Auf den Vorschlag des letztern, sowie des Hrn. von Azeglio, welcher ein vermittelndes Ministerium als unmöglich erkannte, berief der König nun den Grafen Cavour zu sich, nicht die Hoffnung aufgebend, eine Verständigung zwischen dem Grafen und Monsignore Charvaz herbeizuführen. Graf Cavour verlangte vor allem unzweideutige Erklärungen aus dem Munde des Erzbischofs von Genua über die Absichten des römischen Hofes, und legte ihm zu diesem Behufe drei Fragen vor, nämlich: 1) ob der Heilige Stuhl in dem — übrigens aussichtslosen — Falle, daß das von ihm (dem Grafen Cavour) präsidirte Cabinet die gewünschten Concessionen bereitwillig einräumte, seinerseits dem Könige von Sardinien einige Vortheile zugestehen würde; 2) ob es zur Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Turin und Rom genügen dürfte, daß ein aufrichtig constitutioneller Mann, der bisher der eigentlichen Staatsleitung fern gestanden und in keinen Conflict mit der klerikalen Meinung verwickelt gewesen, an die Spitze des neuen Cabinets träte, wie z. B. der Marchese Alfieri; 3) welche Persönlichkeit endlich dem römischen Hofe am meisten Vertrauen für die Staatsleitung in Piemont einflöße. Monsignore Charvaz, welcher inzwischen vollständig von Rom autorisirt war, die Verhandlungen zu leiten, antwortete auf die beiden ersten Punkte verneinend, in Betreff der dritten Frage nannte er den Grafen Balbo. Im Angesichte dieser Erklärungen glaubte Graf Cavour die Anträge des Königs ablehnen zu müssen, und es folgte nun eine Reihe von neuen Combinationen, in welcher sich die verschiedenen Parteien den Sieg streitig zu machen suchten.

Die Verlängerung der Ministerkrisis erweckte inzwischen überall die ernstesten Besorgnisse, die zumal durch das Geheimniß, mit welchem der König die Verhandlungen umschleierte, täglich erhöht wurden. Immer entschiedener sprach sich die öffentliche Meinung gegen die Bildung eines klerikalen Ministeriums aus, für welches man die Ansichten des Königs gewonnen glaubte. Die beklemmenden Zweifel an der Festigkeit des Monarchen, welcher sich bis dahin mit Stolz „den obersten Hüter der Verfassung" genannt hatte, der dumpfe Haß gegen die klerikale Partei, als die Urheberin der Krisis, die bange Ungewißheit über den schließlichen Ausgang der Sache — alles trug dazu bei, die heitern Octobertage von 1852 zu einer sehr düstern politischen Situation zu machen. Vollends bewegt wurde die öffentliche Stimmung durch die blitzartig

wirkende Kunde aus Paris, daß Vincenzo Gioberti daselbst seine Augen geschlossen — Gioberti, der kräftigste Vorkämpfer der Emancipation Piemonts vom klerikalen Joche, der beliebteste italienische Philosoph der Neuzeit, der verehrte Patriot, welcher kurz vor seinem plötzlichen Tode — er wurde an seinem Schreibtische von einem tödlichen Schlaganfall überrascht — der Nation in seinem Werke „Del rinnovamento d'Italia" ein unschätzbares Vermächtniß hinterlassen hatte. Dieses Ereigniß setzte die Gemüther in eine Bewegung, die mächtig auf den Verlauf der Krisis einwirkte und den voreiligen Siegesjubel des Klerus plötzlich zum Schweigen brachte. Der König konnte nun, den allgemeinen Manifestationen des Landes gegenüber, nicht länger schwanken in der Wahl seiner Rathgeber: er beschied aufs neue den Grafen Cavour zu sich und beauftragte ihn, diesmal ohne Bedingungen aufzustellen, mit der Neubildung des Cabinets. Im Verlaufe weniger Tage, am 4. Nov. 1852, war die neue Verwaltung constituirt. Graf Cavour übernahm mit der Präsidentschaft die Finanzen, Handel und Agricultur, Lamarmora den Krieg, Paleocapa die öffentlichen Bauten, Graf San-Martino das Innere, Boncompagni die Justiz, Cibrario den Unterricht, General Dabormida das Äußere. Es waren dies sämmtlich Männer, welchen die öffentliche Meinung Vertrauen und unzweideutige Sympathien entgegenbrachte, und die ein ministerielles Programm völlig unnöthig machten. Später traten in diesem Cabinet allerdings vielfältige Modificationen ein, die theils nur auf persönlichen Gründen beruhten, theils bestimmt waren, die Politik des Ministerpräsidenten zu stärken. Um die Verschmelzung des rechten und des linken Centrums zu kräftigen, betraute Graf Cavour, an Boncompagni's Stelle, den Kammerpräsidenten Urbano Ratazzi am 27. Oct. 1853 mit der Justizverwaltung. Am 10. Jan. 1855 übernahm, an Dabormida's Stelle, Graf Cavour selbst das Auswärtige, während er zugleich das Finanzportefeuille einstweilen noch behielt. Er wollte durch diesen Act zu erkennen geben, daß er die ganze Verantwortlichkeit des Anschlusses Sardiniens an die anglo-französische Allianz auf sich nehme. Im April 1855 reichte infolge des Widerstandes, welchen die Bischöfe dem Klosteraufhebungsgesetze leisteten, das ganze Ministerium seine Entlassung ein, weil sich dasselbe in neue Verhandlungen mit dem Päpstlichen Stuhle nicht einlassen wollte. Es geschah dies zur Zeit, als das sardinische Expeditionscorps sich zum Abgange nach der Krim vorbereitete. Der König beauftragte in dieser schwierigen Lage den General Durando mit Bildung eines neuen Cabinets; aber die Schritte, die dieser that, blieben fruchtlos, sodaß Graf Cavour am 31. Mai 1855 wieder definitiv das Staatsruder übernahm. Es fand hierbei eine völlige Umbildung des Cabinets statt. Der Graf übernahm mit der Conseilpräsidentschaft die Finanzen, Cibrario das Auswärtige, Ratazzi das Innere, Durando Krieg und Marine, Deforesta die Justiz, Lanza den öffentlichen Unterricht, der Ingenieur Paleocapa die öffentlichen Arbeiten. Auch diese Combination erlitt in den nächsten Jahren sehr bedeutende Veränderungen. Nach kurzer Zeit schon trat Cibrario, der sich für seinen Posten wenig eignete, zurück, und der Conseilpräsident übernahm zu dem Finanzportefeuille noch das des Auswärtigen. Sodann wurde im Juni 1856 in der Verwaltung des Kriegs der General Durando durch den General Lamarmora ersetzt, und Ende 1857 erhielt an der Stelle Paleocapa's, der wegen Augenleiden resignirte, Bartolomeo Bona das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Am 16. Jan. 1858 legte Ratazzi das Ministerium des Innern nieder, und zwar infolge von heftigen Parteianfeindungen, die er sich durch mancherlei Übereilungen und Widersprüche zugezogen. Eine Veruneinigung mit seinen Collegen und der Gesammtpolitik des Cabinets hatte hierbei nicht stattgefunden. Indessen zog sein Austritt eine andere Vertheilung der Portefeuilles nach sich. Graf Cavour, der bisher die Finanzen und das Auswärtige vereinigte, übernahm an Ratazzi's Stelle das Innere und gab die Finanzverwaltung an Lanza, den Minister des Unterrichts, welcher letzteres Portefeuille im October 1858 definitiv an den Senator Cadorna abtrat. Der Conseilpräsident behielt demnach die beiden wichtigsten Verwaltungszweige, das Auswärtige und das Innere, in seinen Händen.

Wenn Graf Cavour auf die vorhergegangene Verwaltung schon einen so vorwiegenden Einfluß ausgeübt hatte, sodaß auch nach seinem Ausscheiden im Monat Mai 1852 die Politik wesentlich in seinem Geiste fortgeführt wurde, so begann von jetzt ab, wo er sich mit Collegen seiner Wahl umgeben und mit dem vollen Vertrauen seines Königs und des Landes beehrt sah, die Staatsgewalt in einem Maße in seiner Person zu gipfeln, wie dies in constitutionellen Staaten nur in außergewöhnlichen Lagen und Zeiten geschehen kann. Freilich hatte er auch in dieser Stellung fortwährend harte Kämpfe zu bestehen; aber er war doch jetzt auf alle Schwierigkeiten vorbereitet, auf welche sein reformatorisches System nothwendig stoßen mußte, und

wußte sie um so eher zu überwinden. Wiederholt sah der Cabinetspräsident im Laufe seiner Verwaltung sich genöthigt, in kritischen Momenten die Cabinetsfrage in den Vordergrund zu stellen. Man hat ihn beschuldigt, von dieser Drohung übertriebenen Gebrauch gemacht zu haben; aber es kam ihm dabei vielleicht weniger darauf an, schwankende Anhänger einzuschüchtern, als vielmehr die oppositionellen Kräfte zu isoliren und sie in ihrer möglichsten Schwäche vor dem Lande erscheinen zu lassen. Infolge der zahlreichen Siege, die Graf Cavour im Parlament erkämpfte, eignete sich auch die Opposition einen besonnenern Charakter an und gab es auf, von der Heftigkeit ihrer Angriffe sogleich den Sturz des Ministeriums zu erwarten. Graf Revel, das Haupt der Rechten, erklärte selbst gegenüber einer Cabinetsfrage mit anerkennenswerther Offenheit, daß seine Partei bei dem gegenwärtig vorherrschenden Geiste des Landes darauf verzichten müsse, ein Ministerium zu Stande zu bringen, welches Aussicht auf längern Bestand und die Unterstützung der Majorität hätte. Der Cabinetspräsident machte sich natürlich diese „vorläufige Abdankung" seiner Gegner zu Nutze, um an die Ausführung seines Systems kräftig Hand anzulegen.

Zunächst und vor allem richtete Graf Cavour, nachdem er an die Spitze des Cabinets getreten, sein Augenmerk auf die Besserung der finanziellen Lage des Landes. Da die Ausfälle zu groß waren, als daß Ersparnisse hätten aushelfen können, neue Anleihen aber den Schatz noch mehr belasten und dem Staatscredit gefährlich werden mußten, so blieb nichts anderes übrig, als die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts durch Auflegung neuer Steuern anzustreben. Graf Cavour legte darum dem Parlamente eine Reihe von Steuergesetzen vor, die allerdings die Kräfte des Landes bedeutend in Anspruch nahmen, aber zuletzt doch die einzige wahre Aushülfe boten. Er rechnete dabei auf den Patriotismus des Parlaments und des Volks, und er sah sich hierin auch nicht getäuscht. Nach seiner Berechnung sollte in dieser Weise im Finanzjahre 1855 das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt sein. Allein öffentliche Misgeschicke, wie Traubenkrankheit, schlechte Ernten, die Cholera, sodann die hohe Politik nach außen und großartige Unternehmungen im Innern, die sich für die Entwickelung des Landes mehr oder weniger als unabweisbar darstellten, bewirkten, daß sich dem Minister das angestrebte finanzielle Gleichgewicht immer wieder in die Ferne rückte. Im Gegentheil sah sich Graf Cavour zur Durchführung und Aufrechthaltung seiner Politik genöthigt, seit 1846 zu wiederholten Anleihen zu schreiten, welche dem Schatze neue Lasten auflegten.

Nur die großen ökonomischen Reformen, welche der Minister hauptsächlich in den ersten Jahren seiner Verwaltung durchführte, machten es möglich, daß der kleine Staat die gewaltigen Opfer ertragen konnte. Die Herabsetzung des Briefporto und andere Maßregeln im Sinne des Freihandels verursachten zwar anfänglich Schwankungen in den Einnahmen, aber schon in den nächsten Jahren sah der Minister seine Erwartungen übertroffen. Zu den wichtigsten Änderungen des Tarifs vom Jahre 1853 gehörte die vollständige Aufhebung der Getreidezölle, welche dem Staatsschatze jährlich 4 Mill. Fr. eingebracht hatten, sowie die Reduction der Zölle auf Colonialwaaren um 50 Proc. Im allgemeinen ließ sich nämlich Graf Cavour bei der Tarifreform von dem gesunden Principe leiten, nach welchem ein gutes Zollsystem nicht so sehr die Vermehrung der Staatseinkünfte als die Anspornung und Hebung der nationalen Industrie ins Auge faßt, indem es die letztere in eine heilsame Concurrenz mit der ausländischen Industrie treten läßt. In vielen Zweigen der nationalen Industrie erzielte diese Zollpolitik schon in den nächsten Jahren große Erfolge. Seit den neuen Zollgesetzen von 1850 und 1853 verdoppelte sich z. B. die Seidenindustrie in Piemont, ungeachtet diese Industrie bekanntlich große Kapitalien verlangt. Die Baumwollenindustrie vervierfachte sich nahezu, und die Tuchfabrikation machte sehr erhebliche Fortschritte. Infolge der starken Zollreduction auf Eisen (50 Proc.) nahm die Maschinenfabrikation einen bis dahin ungekannten Aufschwung. Trotz der Ermäßigung und zum Theil vollständigen Aufhebung der Zölle, wie namentlich auf Medicinalwaaren, wiesen die Zolleinnahmen schon im Jahre 1856 eine Zunahme von beinahe 4 Millionen auf, in den folgenden Jahren mehr. Die Erleichterung des Verkehrs durch Straßen- und Eisenbahnbauten bildete eine unablässige Sorge des Grafen Cavour, welcher hierin von seinem als Ingenieur berühmten Collegen Paleocapa eifrig unterstützt wurde. Unter Paleocapa entstand das trefflich berechnete Eisenbahnsystem, dessen volle Ausführung die Verkehrsverhältnisse Sardiniens zu großer Blüte bringen wird. Während der gemeinschaftlichen Amtsführung dieser beiden Männer baute der Staat 403 Kilometer Schienenwege mit einem Kostenaufwande von 140 Mill. Fr.; andere 346 Kilometer bauten Privatgesellschaften, welche der Finanzminister durch Zinsengarantie, Übernahme des Betriebes und andere Vortheile zu

ermuthigen suchte. In welchem Maße der innere und Transitoverkehr durch die Eisenbahnen gewonnen, läßt sich daraus abnehmen, daß die Bahnen im Jahre 1857 bereits einen Bruttoertrag von mehr als 13, im Jahre 1858 aber $14^1/_2$ Millionen abwarfen, während das Telegraphennetz, obschon bedeutend später als das belgische entstanden, mit welchem es eine gleiche Ausdehnung hat, die Einkünfte der belgischen Telegraphie schon überholte. Andere zahlreiche Bauten, wie Brücken, Dämme, Hafenverbesserungen, die Fortificationen von Casale und Alessandria u. s. w. wurden vom Finanzminister stets in bereitwilliger und freigebiger Weise unterstützt; wie denn Graf Cavour überhaupt in allen Fragen, wo es sich um Förderung öffentlicher Interessen handelt, jede engherzige Ökonomie zurückweist und sich durch Schwierigkeiten in der Beschaffung der Staatsmittel nicht abschrecken läßt. Neben dem Schienensystem rief Graf Cavour eine insbesondere für Genua höchst wichtige transatlantische Communication ins Leben, die aber 1857 durch die Verweigerung von neuen Subsidien seitens der Senatorenkammer ein Hinderniß erfuhr. Zur weitern Beförderung des Verkehrs wurden die bestehenden Bankinstitute vollständig vom Finanzminister reorganisirt und neue Creditanstalten für Industrie und Agricultur in den Provinzen geschaffen. Der gewandten und energischen Thätigkeit, welche Graf Cavour auf diesem Gebiete entwickelte, war es hauptsächlich zu danken, daß die Handels- und Geldkrisis, die im Jahre 1857 über Europa hereinbrach, in Sardinien minder heftig wirkte.

Dem Antriebe des Grafen Cavour ist ferner die Feststellung und Einleitung eines Unternehmens zuzuschreiben, dessen Ausführung der maritimen Entwickelung und Machtstellung Sardiniens und zugleich dem genuesischen Seehandel unberechenbare Vortheile gewähren wird. Wir meinen die Verlegung der Kriegsmarine aus dem Hafen von Genua nach dem Hafen der Spezia. Der berühmte Ingenieur Rendel bezeichnet Spezia als das „künftige Sewastopol" des Mittelländischen Meeres, wegen der großen Mittel, mit welchen diesen Hafen die Natur umgeben hat, und die von der Kunst nur eine geringe Nachhülfe verlangen. Schon Napoleon I. hatte diesen Hafen zu großen Dingen ausersehen. Der Marschall Marmont sagt darüber in seinen Memoiren: „Eine bewundernswürdige militärische Lokalität machte den Besitz (der ligurischen Rivièra) unschätzbar. Der Hafen der Spezia ist einer der schönsten der Welt wegen seiner Weite und wegen der Sicherheit, die er den Kriegsschiffen gegen Meeresstürme bietet. Eine Quelle von süßem Wasser, in ihrer Fülle einem unterirdischen Flusse, einem natürlichen Artesischen Brunnen gleichend, reicht hier aus, eine ganze Flotte in wenigen Augenblicken mit Trinkwasser zu versorgen. Der unbehinderte Eingang und die freie Ausfahrt aus den Golfbreitungen, sowie seine centrale Lage an der italienischen Küste vollenden die Vortheile dieses Hafens. Napoleon entwarf große Pläne, welche an diesem Theile der mittelländischen Küste unsere wichtigste maritime Anlage schaffen sollten, und gedachte den Hafen so in Stand zu setzen, daß er allen feindlichen Angriffen widerstehen könnte." Graf Cavour hatte schon seit seinem ersten Eintritt in das Ministerium d'Azeglio, als Handels- und Marineminister, Studien über die Ausführbarkeit der Festungswerke und Hafenbauten von Spezia angeordnet. Doch vergingen infolge der Schwierigkeiten, die in der Natur des Projects liegen, sowie wegen hemmender Zeitumstände, mehrere Jahre, ehe er mit den Berichten der Prüfungscommission vor das Parlament treten konnte. Der Ingenieur Rendel war mit der Oberleitung der Studien beauftragt worden. Genua, erklärte dieser, hat unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die Kriegsmarine und ihre Etablissements alle freie Bewegung der Handelsflotte hemmen, nicht einen Hafen, sondern nur eine Rhede, ein Zustand, der nicht fortdauern kann, ohne den Handel Genuas nach und nach dem traurigsten Verfalle preiszugeben. In der That hatte auch das Municipium von Genua wiederholt an die Regierung das Verlangen gestellt, sie möge eine Erweiterung der Darsena (des innern Hafens) vornehmen. Allein eine solche Erweiterung in dem Umfange, daß sie dem wachsenden Handelsverkehr des Platzes genügen könnte, ist eben nur möglich, wenn die Kriegsflotte in einen andern Ort verlegt wird. Diese Veränderung erscheint um so mehr geboten, als auch die Entwickelung der Kriegsmarine davon abhängig ist, welche zu Genua nur einen höchst ungenügenden Ankerplatz hat und sich in der Erweiterung und Vervollständigung des Arsenals durch die anliegenden Waarenmagazine, Zollhäuser u. s. w. behindert sieht. Als indeß der Minister in der Ausführung seines Plans, wodurch beiden Theilen Genüge geschehen sollte, Ernst zeigte, traten ihm die Vorurtheile der Genueser selbst entgegen. Die ligurische Hauptstadt sträubte sich, die Kriegsflotte, „diese Zeugin und Urheberin ihres alten Ruhms", von sich zu lassen. Man bedachte nicht, daß Genua, so oft es als selbständiger Staat im Orient oder mit Venedig Krieg geführt, seine Kriegsflotte

stets aus der Handelsflotte gebildet hatte, und daß die Anfänge einer stehenden Seevertheidigung erst in die neuere Zeit fallen, wo Genuas Macht bereits in raschem Sinken begriffen war. In neuntägigen Parlamentsdebatten wurde die Frage über die Verlegung der Kriegsflotte nach allen Seiten hin in finanzieller, militärischer und commerzieller Beziehung sehr lebhaft erörtert. Alle sachkundigen Redner entschieden sich zu Gunsten der Verlegung der Flotte nach Spezia, während die Gegner hauptsächlich die großen Kosten einer solchen Veränderung geltend machten. Die Regierung forderte 18 Millionen für Befestigungswerke, Arsenalanlagen u. s. w. im Hafen der Spezia, und 5—6 Millionen für Dockbauten und Vertiefung der genueser Darsena. Diese Opfer waren unter den stattfindenden Verhältnissen zwar bedeutend, aber immer gering, wenn man die Vortheile in Betracht zog, welche aus der Ausführung des Cavour'schen Plans hervorgehen mußten. Die Kriegsmarine im Hafen von Genua ist von der Landseite her äußerst schwach geschützt, und ihre maritimen Etablissements am Lande müssen wegen Mangel an Raum verkümmern. Die Wasserfläche aber, welche der Flotte in diesem Hafen zu Gebote steht, beschränkt sich auf nur 8 Hektaren Flächenraum, und sie sieht sich darum außer Stande, Kriegsübungen vorzunehmen. Im Golfe der Spezia kann sie dagegen über ein Tiefwasser von 30 Hektaren verfügen. Der Seehandel Genuas war bisher auf eine Wasserfläche von 32 Hektaren zusammengedrängt, die aber nach Verlegung der Kriegsflotte und dem Ausbau des Molo verdoppelt werden können. Wenn Livorno und Marseille in neuerer Zeit den Seehandel Genuas überholten, so geschah es hauptsächlich mit wegen der großen Zeitverluste bei der Verladung in dem engen Hafen, sowie wegen der unzureichenden Wassertiefe und des Mangels an trockenen Docks zur Ausbesserung großer Schiffe, die bisjetzt in Havariefällen in benachbarte Häfen einzulaufen gezwungen sind. Mit der Beseitigung dieser Mängel machen der Handel von Genua und der Staat, welcher auf seine Rechnung für viele Millionen Steinkohlen, Salz und Taback einführt, allein ein mathematisch nachgewiesenes Ersparniß von 7 Millionen jährlich, während die Vortheile, welche die steigende Schifffahrtsbewegung mit sich führen wird, sich gar nicht berechnen lassen. Auf die Befürchtungen, daß England, Frankreich und Österreich mit drohender Eifersucht auf die Entwickelung der sardinischen Seemacht blicken würden, antwortete Graf Cavour: „Wenn England sich je der Spezia bemächtigen wollte, so würde sein Verlangen von allen europäischen Mächten und insbesondere von Frankreich bestritten werden, weil dies damit Toulon bedroht sähe. England würde darum seinen Zweck nur erreichen können nach einem blutigen Kriege und nach einem nicht am Po, noch am Rhein, sondern in Paris gezeichneten Frieden... Ob Frankreich unser Unternehmen billigt oder misbilligt, weiß ich nicht; aber ich glaube im Hinblick auf seine wahren Interessen, die mit unserer kräftigen Stellung in Italien zusammenfallen, sowie in Anbetracht unserer Allianzverhältnisse, daß die Regierung dieses Staats unserm Plane günstig ist, weil mit demselben unsere Kriegsmarine erstarkt, von welcher sie in gewissen Fällen eine nicht zu verachtende Hülfe erwarten darf. Was Österreich betrifft, dessen Gesinnungen in diesem Punkte mir völlig unbekannt sind, so kräftigt es seine Seemacht im Hafen von Pola wie wir die unserige in der Spezia, und unsere Vertheidigungskräfte zur See wägen sich nahebei auf mit denen des Kaiserstaats." Beide Kammern des Parlaments nahmen im Monat Mai 1857 die Gesetzentwürfe des Grafen Cavour mit großer Stimmenmehrheit an, worauf sofort die Hafen- und Befestigungsarbeiten in der Spezia in Angriff genommen wurden. Mit Ausnahme des österreichischen Geschäftsträgers, des Grafen Paar, drückte die in Turin residirende auswärtige Diplomatie dem Cabinetspräsidenten nach seinem Siege in der Deputirtenkammer einmüthige Beglückwünschungen aus, die bei dieser Gelegenheit ohne Zweifel mehr bedeuten als eine einfache Courtoisie, weil sie, wenn auch vielleicht nicht alle gleich ehrlich gemeint, doch sämmtlich von der Achtung vor der Strebsamkeit und Unabhängigkeit Sardiniens eingegeben waren.

Während Graf Cavour so der Verbesserung der innern Lage des Landes seine Thätigkeit widmete, mußte er zugleich in entsprechender Weise die Stellung des wiedergeborenen Staats nach außen aufrecht erhalten — eine Aufgabe, die bezüglich der Streitigkeiten mit Rom und der fortdauernden Spannung und Verwickelung mit dem benachbarten österreichischen Kaiserstaate die höchsten Schwierigkeiten bot und alle Wachsamkeit, Geschicklichkeit und Energie des Ministers in Anspruch nahm. Wol war es möglich, dem Zwiespalte mit Rom durch eine mehr temporisirende Politik einen mildern Charakter zu geben, und der Minister schlug auch später diesen Weg ein, indem er größere Rücksicht auf die hergebrachten Zustände walten ließ, zumal seit dem Gesetze über die theilweise Aufhebung der sardinischen Klöster. Allein die Herstellung

eines wenigstens äußerlich befriedigendern Verhältnisses mit Österreich war nach der Natur der Dinge nicht möglich. Die Stellung und die Tendenzen der beiden Cabinete in Italien, nicht minder die Principien und Zielpunkte ihrer innern Politik verhielten sich gegeneinander zu feindlich, als daß eine versöhnliche und friedliche Beziehung hätte eintreten können. Österreich hatte den sardinischen Staat schon vor 1848 mit Eifersucht und Argwohn betrachtet, wie vielmehr jetzt, wo das turiner Cabinet offen und mit Erfolg allem zustrebte, was vormals nur etwa der geheime Wunsch Karl Albert's gewesen war. Von beiden Seiten vielleicht hoffte man auf Ereignisse, welche der Lage der Dinge einen radicalen Umschwung verleihen könnten, und so blieb das Verhältniß zwischen den beiden Cabineten nur um so mehr ein peinliches und provisorisches. Natürlich hatte Sardinien, solange es nicht der zuverlässigen Unterstützung anderer Staaten sicher war, von diesem Zustande unvergleichlich mehr zu fürchten als sein mächtiger Nachbar am Ticino. Vollends nothwendig mußte das Cabinet zu Turin eine solche Unterstützung erachten, als Österreich nach den Vorgängen vom 6. Febr. 1853 zu Mailand seinem verhaltenen Grolle durch entschieden feindselige Maßnahmen Luft machte. In der später als grundlos erwiesenen Annahme, daß die reiche lombardo-venetianische Emigration in Piemont den schmählichen mazzinistischen Insurrectionsversuch mit Geldmitteln unterstützt habe, sequestrirte Österreich die Güter der Emigranten, von welchen viele inzwischen auf regelmäßigem Wege, d. h. nach legalem Austritt aus dem österreichischen Unterthanenverbande, das sardinische Bürgerrecht erworben hatten. Sardinien erblickte in diesem, später von unzähligen Verwickelungen und Rechtsstreitigkeiten begleiteten Acte nicht nur eine directe Beleidigung gegen seine Souveränetät, sondern auch eine Verletzung des Friedensvertrags von Novara, welcher dem Eigenthume der Emigration ausdrücklichen Schutz gewährt hatte. Die Vertreibung der Tessiner in Masse und die Blokirung des schweizerischen Cantons Tessin, welcher durch seine freie Presse und das Asylrecht, das er einer Hand voll lombardischer Emigranten gewährte, den Zorn Österreichs auf sich geladen hatte, die drohende Sprache der officiellen Presse und endlich die kriegsbereite Haltung der damaligen Militärregierung im Lombardisch-Venetianischen Königreiche stellten noch schlimmere Dinge für Piemont in Aussicht. Auf die Reclamationen des turiner Cabinets antwortete Österreich mit der Abberufung seines Gesandten, des Grafen Apponyi, welcher indeß bald darauf durch einen Geschäftsträger, den jungen Grafen Paar, ersetzt wurde. Sardinien seinerseits rief den Grafen Adriano Revel, seinen Vertreter in Wien, nach Turin zurück. Vor seinem Scheiden theilte dieser dem Auswärtigen Amte zu Wien das bekannte sardinische Memorandum vom 16. April 1853 mit, welches mit folgenden Worten schließt: „Die Sequestration und Confiscation der Emigrantengüter ist neulich von Österreich als eine Vorsichtsmaßnahme, als ein provisorischer Act qualificirt worden. Aber diese Anschauungsweise steht in directem Widerspruche mit dem Buchstaben und dem Geiste der Sequesterproclamation, und hauptsächlich mit den nachfolgenden administrativen Anordnungen, die, weit entfernt, ihre Wirkungen zu mäßigen, sie im Gegentheil noch drückender machten. Was soll man übrigens von einer Vorsichtsmaßnahme sagen, welche eine ganze Kategorie, nicht von Angeklagten, sondern von Verdächtigen, ihrer Subsistenzmittel beraubt; von einer provisorischen Maßnahme, deren Dauer unbegrenzt ist, und von welcher die Betroffenen, deren Straffälligkeit nicht einmal näher bezeichnet wird, sich nicht befreien können als nach Erweisung ihrer Schuldlosigkeit? Und wie sollen dieselben im Stande sein, ihre Unschuld zu beweisen, wenn man ihnen den Anklageact und die Gründe, aus welchen er zusammengestellt, nicht zu ihrer Kenntniß bringt? Wir beschränken uns deshalb auf die wiederholte Versicherung, daß, wenn aus der gerichtlichen Untersuchung Österreichs die Mitschuld eines sardinischen Unterthanen an einem öffentlichen oder Privatverbrechen zum Nachtheile dieses Staats hervorgeht, unsere Tribunale ihn richten werden nach der Strenge der Gesetze. Aber wir können nicht zugeben, ohne unserer Ehre zu nahe zu treten, ohne gegen die heiligsten Pflichten zu fehlen, daß die politische Autorität Österreichs auf einfache Vermuthungen hin sich erlaube, die unbestreitbarsten und sicher gestelltesten Rechte zu verletzen, wie in dem gegenwärtigen Falle, wo sie die Güter zahlreicher Familien, die aufgehört haben, Emigranten zu sein, und deren Mitglieder gemäß den Gesetzen beider Staaten sardinische Unterthanen geworden sind, mit Sequester belegt. Es ist dies ein schweres Attentat, gegen welches wir an das Rechtsbewußtsein des wiener Cabinets appelliren, gegen welches wir die guten Dienste der befreundeten Souveräne anrufen." In der That sollte diese Sequesterfrage, die eine nachhaltige Sensation in Europa erregte, nächster Anlaß dazu werden, daß England und Frankreich die Stellung Sardiniens ernstlicher in Erwägung zogen und dem Cabinet zu Turin Vermittelung und Beistand zusagten. Graf

Cavour zeigte sich unermüdlich in der Vertheidigung des sardinischen Rechts, welches er den Höfen von Frankreich und England in einer Reihe von Noten und actenmäßigen Denkschriften auseinandersetzte. Die Rathschläge der beiden Höfe fanden aber in Wien erst bessere Beachtung, als die orientalischen Verwickelungen an die Thür des österreichischen Cabinets pochten. Dasselbe versprach nun die demnächstige Aufhebung des Sequesteractes, welchen man als eine Übereilung der Militärverwaltung erklärte. Inzwischen hatte Graf Cavour in seiner Eigenschaft als Finanzminister von den Kammern einen Credit von 400000 Fr. verlangt und erhalten, welcher ausschließlich zu Darlehnen für die vom Sequester betroffenen Emigrantenfamilien bestimmt war. In ganz Italien begrüßte die öffentliche Meinung diesen edelmüthigen Act mit Beifall und Anerkennung. In dem betreffenden Commissionsberichte der Deputirtenkammer wurde besonders hervorgehoben, daß die Regierung nicht zu Repressalien gegriffen, zu denen sie reichliche Gelegenheit hätte, weil diese Waffe sich hauptsächlich gegen Italiener gerichtet haben würde, die an der leidigen Sache ebenso unschuldig wären als ihre Vaterlandsgenossen in der Verbannung. Auf die Anklagen anspielend, welche das wiener Cabinet im Laufe der Sequestrirung gegen die sardinische Presse erhoben hatte, sagte dieser Bericht: „Mit Recht dürfen wir behaupten, daß unsere freien Institutionen die hauptsächliche Ursache unserer Ruhe, unserer Wohlfahrt und unserer moralischen Macht sind. Die Freiheit, sagen wir mit dem Memorandum, ist für uns Unabhängigkeit, und wir wollen sie haben mit ihren Vortheilen und ihren Nachtheilen."

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die fortdauernde Schroffheit, welche Österreich gegen das turiner Cabinet an den Tag legte, für Sardinien ein mächtiger Beweggrund gewesen ist zum Eintritt in die englisch-französische Allianz. Allerdings muß ein unparteiischer Beurtheiler bekennen, daß Österreich manche Ursache hatte, sich über die heftigen Ausfälle der exaltirten Presse Piemonts zu beklagen, und daß die Ansammlung einer zahlreichen Emigration auf dem benachbarten Boden es nicht gleichgültig lassen konnte; aber diese Übelstände hätten immerhin durch eine rechtzeitige Vermittelungsannahme, bis zu einem gewissen Punkte wenigstens, gehoben werden können. Auf eine allgemeine Amnestie und Sequesteraufhebung Österreichs würde Piemont sicher, selbst auf die Gefahr eines Ministerwechsels hin, mit zügelnden Preßbestimmungen geantwortet haben. Diese wechselseitigen Zugeständnisse hätten hingereicht, den Nachbarverhältnissen der beiden Staaten ihren verbitterten Charakter zu benehmen. So aber führte das Verhalten der beiden Cabinete zu immer größerer Spannung, welche Sardinien zwang, schwere Opfer im orientalischen Kriege darzubringen, während sie Österreich neue Conflicte und eine große Unpopularität in Italien einbrachte.

Bald nach Beginn des orientalischen Kriegs wandte sich Lord Clarendon, anfangs in vertraulicher, dann in officiöser Weise, an den Grafen Cavour, um ihn für den Beitritt Sardiniens zum Vertrage vom 10. April 1854 zu bestimmen. „Eine Allianz zwischen England und Sardinien", so schrieb der englische Minister des Auswärtigen an Sir James Hudson, Gesandten in Turin, „wird nothwendig für beide Staaten zum wesentlichen Vortheil ausfallen: sie wird unsere Kräfte mit einem trefflichen Kriegscorps bereichern und Sardinien unter den Völkern Europas jene Stellung anweisen, auf welche der König, das Parlament und die Nation dieses Landes sich ein unbestreitbares Recht erworben haben... Sie können den Grafen Cavour versichern, daß diese Allianz bei uns in allen großen und kleinen Städten den lebhaftesten Anklang findet und in einem Maße populär ist, daß er sich schwer einen Begriff davon machen kann. In ganz England, welches sich sonst nicht besonders für die Verhältnisse fremder Staaten interessirt, herrscht eine so große Bewunderung für die Weisheit und den Muth, welche Sardinien in schwierigen Lagen bewiesen, eine so große Sympathie für die glücklichen Anstrengungen des Landes zur Befestigung seiner vernünftigen Freiheit, daß jede Maßnahme, welche auf unsere engere Verbindung mit Sardinien gerichtet ist, hier mit einem Gefühle aufgenommen wird, welches an Enthusiasmus grenzt." Im December 1854 trat Graf Cavour in officielle Verhandlungen mit den Cabineten von London und Paris, nicht ohne vorher die Stimmung des sardinischen Heeres zu Rathe gezogen zu haben. Alle höhere Offiziere versicherten dem Cabinetspräsidenten, daß die Armee begierig sei, sich an der Seite der kriegsgeübten Soldaten Frankreichs und Englands zu schlagen, unter der Bedingung jedoch, daß das sardinische Hülfscorps von einem nationalen Befehlshaber geführt werde und als verbündete, nicht gemiethete Truppe an dem Kampfe der Westmächte theilnehme. In diesem Sinne wurde am 26. Jan. 1855 der Allianzvertrag zwischen Piemont einerseits und Frankreich und England andererseits abge-

schlossen. Piemont stellte ein Contingent von 15000 Mann, welches im Verlauf des Krieges indessen auf 25000 Mann gebracht wurde, unter der Anführung des Generals Lamarmora. Eine finanzielle und militärische Übereinkunft, welche Sardinien eine Anleihe von 25 Millionen bei der englischen Krone und unentgeltlichen Truppentransport auf englischen Schiffen sicherte, vervollständigte den Vertrag.

Als der Abschluß des Vertrags bekannt wurde, verbreitete sich in dem sardinischen Heere, das begierig war, die Scharte von Novara auszuwetzen, ein solcher Enthusiasmus, daß Hunderte von Offizieren und Unteroffizieren, die vom Expeditionscorps ausgeschlossen blieben, den Kriegsminister baten, als gemeine Soldaten an dem Feldzuge theilnehmen zu dürfen. Weniger beifällig wurde der Vertrag im Parlamente aufgenommen. Die Opposition, welche in dieser wichtigen Frage selbst in der ministeriellen Majorität lautes Echo fand, äußerte nicht nur gewichtige politische Besorgnisse, sondern bekämpfte den Vertrag auch wegen der finanziellen Opfer und der commerziellen Störung. Warme und beredte Vertheidiger fand die Allianz in den Deputirten Luigi Torelli, Cesare Correnti, Giacomo Durando, Dr. Luigi Farini, Antonio Gallenga. Graf Cavour selbst beleuchtete in einer fünfstündigen Rede alle Seiten der Frage mit einer Energie und Freimüthigkeit, welche die schwankende Meinung im Parlament wie Volke entschieden zu Gunsten des Ministeriums hinneigten. Welch weite und patriotische Bedeutung er dem Allianzacte beilegte, läßt sich namentlich aus dem Schlusse seiner Rede entnehmen. „Die Erfahrung der letzten Jahre und der verwichenen Jahrhunderte", sagte er, „hat dargethan, daß Italien nie aus den Verschwörungen und Revolutionen, von welchen es nur zu oft heimgesucht wurde, Vortheile erstanden sind. Dieselben gereichten im Gegentheil unserer Nation stets zum größten Unglücke, und zwar nicht allein deshalb, weil sie das Verderben unzähliger Familien, unzähliger Individuen nach sich zogen und Vorwand und Anlaß zu größerer Unterdrückung wurden, sondern auch, weil sie in ihrer unaufhörlichen Wiederholung uns der Achtung und bis zu einem gewissen Grade der Sympathie beraubten, welche die Völker Europas sonst für Italien hegten... Die hauptsächlichste Bedingung zur Verbesserung der Geschicke Italiens besteht meiner Ansicht nach gegenwärtig darin, daß wir den Ruf unsers Vaterlandes erhöhen und darauf hinstreben, daß alle Völker, Regierungen und Regierte, seinen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und zur Erreichung dieses Zwecks sind vor allem zwei Dinge nothwendig: erstens, daß wir Europa beweisen, daß Italien genugsam verständigen Sinn besitzt, um sich selbständig zu regieren, daß es reif und vollständig in der Lage ist, die freiesten Regierungsformen anzunehmen, unter welchen die civilisirtesten Völker Europas blühen; zweitens, daß unser militärischer Werth heute noch derselbe ist, der die Waffen unserer Väter geachtet und gefürchtet machte. Was den erstern Punkt betrifft, so haben wir sieben Jahre hindurch dem Auslande in der glänzendsten Weise dargethan, welch mäßigen, klugen und loyalen Gebrauch die Italiener von der Freiheit zu machen wissen. Jetzt ist es uns gegeben, unserm Vaterlande einen andern, vielleicht noch größern Dienst zu erweisen: nämlich den Beweis zu liefern, daß unsere Soldaten gleich den tapfersten Kriegern auf den Feldern des Ruhmes zu kämpfen wissen. Und ich bin überzeugt, daß die Lorbern, welche unser Heer sich im fernen Orient erkämpfen wird, den künftigen Geschicken Italiens mehr fruchten werden als alle Declamationen und Schriften, mit welchem heißblütige und unerfahrene Patrioten dessen Wiedergeburt anzustreben suchten."

Die Berathungen in der Deputirtenkammer dauerten eine volle Woche, vom 3. bis zum 10. Febr. 1855. Die Abstimmung ergab 95 ministerielle gegen 64 Oppositionsstimmen. Günstiger war die Aufnahme des Allianzvertrags im Senat, wo er mit 63 gegen 27 Stimmen angenommen wurde. Wenige Monate später rechtfertigte das Expeditionsheer die Hoffnungen des Grafen Cavour und des Landes durch die ruhmvolle Waffenthat an der Tschernaja, wo es den Sieg der Verbündeten vom 16. Aug. vorbereitete und sicherte. Während die englischen und französischen Oberbefehlshaber in ihren Bulletins dem Muthe der Piemontesen Anerkennung zollten und gegen den König von Sardinien ihre „vollste Bewunderung" aussprachen, wurde durch ganz Italien der Politik und den Waffen Piemonts ein glühender Beifallsrausch zu Theil, der alsbald in der Nationalsubscription zur Errichtung eines das Expeditionscorps ehrenden Denkmals, sowie in der nachfolgenden Nationalsubscription zur Beschaffung von „hundert Kanonen" für das neubefestigte Alessandria einen höchst bezeichnenden Ausdruck fand. Der Stern des Grafen Cavour begann nun in seinem ganzen Glanze aufzugehen. In allen Theilen Italiens schrieben die Patrioten und Verfassungsfreunde seinen Namen auf ihre Fahne, richteten sie auf ihn und Piemont ihre hoffenden Blicke. Nicht minder freigebig mit Huldigungen und Ehrenbezeigungen zeigte sich das Ausland gegen ihn, als er im November 1855 den

König auf dessen Besuchsreise an den Höfen von Paris und London begleitete. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der sardinische Cabinetspräsident mit den Ministern Englands und Frankreichs die Fragen vorbereitete, welche die denkwürdige Congreßsitzung vom 8. März 1856 ausfüllten.

Der vorzeitige Friedensschluß wurde nirgends mit größerm Unbehagen aufgenommen als in Italien, weil die weittragenden Hoffnungen dieser Nation mit dem Frieden nothwendig schwanden. Eingeladen von den Großmächten, trotz des Widerstrebens, welches das wiener Cabinet an den Tag legte, an den Verhandlungen des Pariser Congresses theilzunehmen, trat Piemont rücksichtlich seiner Interessen Österreich gegenüber, zwar mit herabgestimmten Erwartungen, aber deshalb nicht entmuthigt, in den Friedenscongreß der Mächte ein, indem es seine Vorschläge und Wünsche hinsichtlich der allgemeinen italienischen Lage auf die Einhaltung der Wiener Verträge beschränkte, welche durch die Befestigung Piacenzas und die Occupation der Legationen durch Österreich verletzt seien, sowie auf die nothwendigsten Verwaltungsreformen des Kirchenstaats. In seiner Eigenschaft als erster Bevollmächtigter Sardiniens am Pariser Congreß theilte Graf Cavour bereits am 27. März 1856 den Vertretern Englands und Frankreichs eine Denkschrift in der Form einer Verbalnote über die Zustände Mittelitaliens, namentlich der Legationen mit, deren administrative Sonderung von Rom ihm als das geeignetste Mittel erschien zur Pacification des Kirchenstaats und zur Abwehrung künftiger Conflicte mit auswärtigen Mächten. Bekanntlich diente diese Note dem Grafen Walewski, welcher in der Congreßsitzung vom 8. April die Initiative in der Beleuchtung der „Italienischen Frage" ergriff, als Grundlage und Ausgangspunkt in der Debatte dieser Sitzung.

„Seit 1849", heißt es in jener Note vom 27. März, „sind die Legationen von österreichischen Truppen besetzt. Seit dieser Zeit sind der Belagerungszustand und das Standrecht ohne Unterbrechung in Kraft, und die päpstliche Regierung besteht nur dem Namen nach in diesen Provinzen, indem ein österreichischer General mit dem Titel und den Functionen eines Civil- und Militärgouverneurs bekleidet ist. Nichts deutet darauf hin, daß dieser Stand der Dinge sich ändern könne, weil die päpstliche Regierung noch heute wie am ersten Tage ihrer Restauration von ihrer Ohnmacht (impuissance) überzeugt ist, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, und Österreich wünscht nichts mehr als seine Occupation zu einer permanenten zu machen; eine traurige und immer schlimmer werdende Lage in einem trefflich begabten Lande, welches sonst an conservativen Elementen reich ist: auf der einen Seite Unfähigkeit des legitimen Souveräns, die Regierung zu leiten, auf der andern beständige Gefahr der Unordnung und Anarchie im Herzen Italiens und Ausdehnung der österreichischen Herrschaft auf der italienischen Halbinsel bis weit über die Grenzen hinaus, die ihr von den Verträgen von 1815 gesteckt sind. Vor der Französischen Revolution standen die Legationen unter der Oberhoheit des Papstes; aber sie erfreuten sich gewisser Privilegien und Freiheiten, die sie, wenigstens in Betreff der innern Verwaltung, einer fast vollständigen Unabhängigkeit genießen ließen. Die geistliche Herrschaft war inzwischen so sehr in diesen Landestheilen verhaßt, daß die französischen Truppen im Jahre 1796 mit Enthusiasmus empfangen wurden. Durch den Vertrag von Tolentino vom Heiligen Stuhle getrennt, bildeten die Legationen bis zum Jahre 1814 einen Theil des Königreichs Italien. Das Organisationsgenie Napoleon's änderte ihren Anblick wie mit einem Zauberschlage. Die Gesetze, die Institutionen, die französische Administration entwickelten in wenigen Jahren die Wohlfahrt und die Civilisation der Legationen ... Die päpstliche Regierung trug nach ihrer Restauration dem Ideenfortschritt und den tiefen Änderungen keine Rechnung, welche die französische Herrschaft in diesen Theil ihrer Staaten eingeführt hatte. Ein Kampf zwischen der Regierung und der Bevölkerung war seitdem unvermeidlich. Die Legationen wurden von mehr oder weniger geräuschvollen Bewegungen heimgesucht, die aber alle bei jeder günstig scheinenden Gelegenheit in Revolutionen ausbrachen. Dreimal intervenirte Österreich mit seinen Armeen, um die Autorität des Papstes wiederherzustellen, welche die Unterthanen desselben beständig verleugneten ... Frankreich antwortete auf die zweite Intervention Österreichs mit der Occupation von Ancona, auf die dritte mit der Einnahme Roms. So oft solche Ereignisse eintraten, erkannte Frankreich die Nothwendigkeit, einem Zustande ein Ende zu machen, den es als einen Skandal für Europa und als ein größtes Hinderniß zur Pacification Italiens betrachtete. Das Memorandum von 1831 constatirte diese beklagenswerthe Lage und erkannte die dringende Nothwendigkeit administrativer Reformen an.*) Der Notenwechsel von

*) Das Memorandum, auf welches hier Graf Cavour Bezug nimmt, wurde dem Papste Gregor XVI

Gaeta und Portici trägt den Stempel desselben Geistes. Ja, die Reformen, welche Pius IX. im Jahre 1846 einleitete, müssen als eine Frucht seines langen Aufenthalts zu Imola angesehen werden, wo er aus eigener Anschauung die kläglichen Folgen der den Legationen aufgezwungenen Regierung beurtheilen konnte."

Zur Abhülfe dieser Lage schlug die Note des Grafen Cavour vor: administrative Trennung der Legationen von der päpstlichen Centralregierung mit Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit; Säcularisirung der Verwaltung hinsichtlich der gerichtlichen, finanziellen und militärischen Angelegenheiten; Einführung des Napoleonischen Codex in allen Gesetzestiteln, welche nicht die Beziehungen zwischen Kirche und Staat betreffen; Einsetzung eines weltlichen Vicar mit einem Minister- und Staatsrathe; Verpflichtung der Legationen zu einer verhältnißmäßigen Beisteuer für die Unterhaltung des römischen Hofs und die Tilgung der Staatsschuld; Organisirung einer nationalen Truppenmacht vermittelst der Conscription; endlich Einsetzung von Communal- und Provinzialräthen. Die Bevollmächtigten Frankreichs acceptirten als Vertreter eines katholischen Staats diese Vorschläge mit Vorbehalt, die englischen Bevollmächtigten unterstützten sie mit dem lebhaftesten Beifalle. Bemerkenswerth ist, daß ein ganz ähnlicher Plan, von welchen Graf Cavour aber zur Zeit des Pariser Congresses keine Kenntniß hatte *), vom sardinischen Minister Aldini vierzig Jahre früher den Mitgliedern des Wiener Congresses empfohlen worden war.

Über die Congreßverhandlungen vom 8. April und seine Betheiligung an denselben berichtete Graf Cavour in den bewegten Sitzungen der piemontesischen Kammer vom 6. und 7. Mai 1856, unter der gespanntesten Aufmerksamkeit, die je eine volksvertretende Versammlung bekundet. Die Geheimhaltung der Congreßberathungen und die lakonisch-aphoristische Fassung des Protokolls über die Sitzung vom 8. April hatten die Neugier der politischen Welt im höchsten Grade gespannt. Man wußte zwar, daß die Italienische Frage im Rathe der europäischen Großmächte discutirt worden war, aber ein Schleier umhüllte die Einzelheiten und Resultate der Debatte und ließ kaum errathen, in welcher Weise dieselbe verlaufen wäre. Der Beifall, welchen die Erklärungen des Cabinetspräsidenten im Parlament und in der öffentlichen Meinung fanden, waren daher nicht minder lebhaft als die Spannung, die ihnen vorhergegangen. Schon die einfache Thatsache, daß Sardinien sich in einem Congresse, in welchem sein mächtigster Gegner vertreten war und Stimmen hatte, zum Interpreten der Leiden und Wünsche des gemeinsamen Vaterlandes machen konnte, ja, daß diese Wünsche, weit entfernt, das Misfallen des europäischen Areopags auf sich zu ziehen, wie die Opposition ein Jahr vorher prophezeit hatte, entweder widerspruchslos oder selbst mit warmer Theilnahme im Schose dieser Versammlung vernommen wurden — schon dieser einfache moralische Gewinn erregte alle Fibern des patriotischen subalpinischen Parlaments und ließ es gern auf materielle Vortheile Verzicht leisten. „Freilich ist es wahr", sagte Graf Cavour im Verlaufe seines Berichts, „daß wir in Betreff der Italienischen Frage keine große positive Resultate erzielt haben; doch haben wir,

---

am 21. Mai 1831 im Namen der Großmächte überreicht. Man verlangte vom Papste im Interesse seiner eigenen Staaten wie der Ruhe Europas durchgreifende Verwaltungsreformen. Kasimir Périer, der Principalminister Ludwig Philipp's, hatte diesen Schritt veranlaßt, um der Revolution in Italien zu begegnen, aber auch um den militärischen Interventionen und dem Einflusse Österreichs auf der Halbinsel ein Ziel zu setzen. Wiewol mit Ausnahme Frankreichs und Englands die Mächte wenig Ernst in der Sache zeigten, sah sich doch Gregor XVI. genöthigt, im Laufe der Monate Juli bis October 1831 eine Reihe von Edicten zu veröffentlichen, welche die Reform der Municipalverwaltung und der Rechtspflege in den Legationen zum Gegenstande hatten. Allein die Insurrection brach inzwischen wieder aus, und die Österreicher kehrten auf Verlangen des Papstes in die Legationen zurück. Mit dieser abermaligen Intervention war von der Ausführung der Reformedicte nicht mehr die Rede. Das pariser Cabinet sah seinen Einfluß in Rom vernichtet, sein Ansehen in Italien compromittirt und versuchte darum einen Gegenschlag, indem es plötzlich am 22. Febr. 1832 die Stadt und Citadelle Ancona mit französischen Truppen besetzte. Metternich erklärte dies als Bruch des Völkerrechts, die Mächte protestirten, Kasimir Périer starb, und die Angelegenheit hatte keinen andern Verlauf, als daß nunmehr bis Ende 1838 Österreicher und Franzosen das päpstliche Gebiet besetzt hielten. Kasimir Périer hegte damals die Absicht, den Österreichern im Kirchenstaate sardinische Besatzungen gegenüberzustellen; aber König Karl Albert mochte aus Scheu vor dem wiener Cabinet seine Hand dazu nicht bieten. Der zweite Band von Guizot's „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps" gibt interessante Aufschlüsse über diese Vorgänge und enthält auch unter den historischen Beweisstücken das Memorandum und einen Auszug aus den Reformedicten Gregor's XVI.

*) Durch einen Zufall wurden die Documente, welche die Anträge des Grafen Aldini behandeln, erst zu Ende des Jahres 1846 in dem königlichen Archiv von Turin entdeckt und der Vergessenheit entzogen.

meiner Ansicht nach, zwei Dinge gewonnen, deren Wichtigkeit niemand verkennen wird: einmal nämlich erlangten wir, daß die anomalen und unglücklichen Verhältnisse Italiens den europäischen Mächten denuncirt wurden, und zwar nicht vor exaltirten Revolutionärs, vor leidenschaftlichen Journalisten und Parteimännern, sondern vor den Repräsentanten der ersten Großstaaten, vor Staatsmännern, die an der Spitze ihrer Regierungen stehen, und die gewohnt sind, mehr der verständigen, kalten Überlegung als den Regungen des Herzens zu folgen ... Die zweite Thatsache ist, daß dieselben Mächte sich in der Erklärung einigten, wie es nicht nur im Interesse Italiens, sondern Europas nothwendig, den Übeln, welche unser herrliches Vaterland heimsuchen, wirksame Heilmittel entgegenzusetzen. Ich kann nicht annehmen, daß die Urtheile und Rathschläge, welche bei dieser Gelegenheit von Staaten wie Frankreich und England ausgesprochen wurden, für längere Zeit hinaus fruchtlos bleiben möchten ... Wenn wir uns aber einerseits sicher über diese Erfolge freuen dürfen, so muß indessen andererseits bekannt werden, daß unsere neueste Lage nicht frei ist von Schwierigkeiten und Gefahren. Gewiß ist, daß die pariser Verhandlungen unsere Beziehungen mit Österreich nicht verbessert haben. Wir müssen bekennen, daß die Bevollmächtigten Sardiniens und Österreichs, nachdem sie zwei Monate nebeneinander gesessen und an dem größten Ereigniß, welches die letzten vierzig Jahre aufweisen, gemeinschaftlich mitgewirkt, sich zwar ohne persönliche Verfeindung, aber mit der innigen Überzeugung getrennt haben, daß die Politik der beiden Staaten mehr als je eine Annäherung und Einigung unmöglich erscheinen läßt, daß die Principien, die Sardinien und Österreich leiten, sich unversöhnlich gegenüberstehen! Diese Thatsache hat eine Bedeutung, eine Wichtigkeit, die wir uns nicht verheimlichen dürfen; sie kann für uns von Schwierigkeiten und Gefahren begleitet sein, welchen wir nicht ausweichen können. Denn die Thatsache ist die unvermeidliche, wenn man will, die verhängnißvolle Folge jenes liberalen, entschiedenen und loyalen Systems, welches König Victor Emanuel bei seiner Thronbesteigung inaugurirte, und welches die Regierung des Königs, gekräftigt und gestützt durch die Mitwirkung der Kammern, stets in Treue zu entwickeln suchte. Ich kann deshalb nicht glauben, daß die Erwägung dieser Schwierigkeiten und Gefahren die Kammer bestimmen möchte, der Regierung des Königs anzurathen, ihre Politik zu ändern ... Die Bahn, welche wir in den letzten Jahren betreten, hat uns in den jüngsten Tagen einen großen Schritt thun lassen: zum ersten mal in unserer Geschichte ist es vorgekommen, daß die Italienische Frage im Schose eines europäischen Congresses discutirt worden ist, nicht, wie früher auf den Congressen von Laibach und Verona, mit der Absicht, die Übel Italiens zu vergrößern und seine Ketten enger zu schweißen, sondern mit dem laut und feierlich erklärten Wunsche, den Wunden unsers Vaterlandes Milderung zu bringen, soweit dies von dem Einflusse jener Großmächte abhängt, die mit Wärme und Freimuth ihre Sympathie für uns ausdrückten. Mit dem Schlusse des Congresses ist die Sache Italiens vor das Tribunal der öffentlichen Meinung gebracht worden, dieses Tribunal, welchem nach einem neulichen Ausspruche des Kaisers der Franzosen das schließliche Urtheil, die definitive Siegesentscheidung zusteht. Der Kampf kann vielleicht noch lange andauern und von vielen Wechselfällen begleitet sein; aber, vertrauend in die Gerechtigkeit unserer Sache, wollen wir unerschüttert und ungebeugt dem Endausgange entgegensehen."

In derselben Sitzung, in welcher Graf Cavour diese Worte sprach, theilte er der Kammer die Note vom 16. April mit, die er vor dem Auseinandergehen des Congresses in die Hände des Grafen Walewski und Lord Clarendon's niedergelegt hatte. In dieser Note protestirte Sardinien gleichsam dagegen, daß der Congreß, ungeachtet der wohlwollenden Bemühungen Englands und Frankreichs, infolge der Erklärung der österreichischen Bevollmächtigten, daß ihr Mandat ihnen nicht gestatte, an Fragen theilzunehmen, die nicht in engster Beziehung zur orientalischen Angelegenheit ständen, sich vor seinem Scheiden nicht in positiven Beschlüssen über die Lage Italiens geeinigt habe, zumal und vor allem in Betreff der auswärtigen Occupation.

„Die specielle Stellung (heißt es in jener Note), welche Österreich auf dem Congresse eingenommen, machte vielleicht dieses bedauerliche Ergebniß unvermeidlich. Die sardinischen Bevollmächtigten können nicht umhin, dies anzuerkennen. Aber sie halten es für ihre Pflicht, ohne deshalb den mindesten Vorwurf gegen ihre Alliirten zu erheben, die ernstliche Aufmerksamkeit derselben auf die schlimmen Folgen zu leiten, welche aus diesem Verhalten für Europa, für Italien und insbesondere für Sardinien erwachsen können.

„Es ist überflüssig, hier ein genaues Bild von der Situation Italiens zu entwerfen. Die Zustände und Ereignisse dieses Landes während der letzten Jahre sind nur zu bekannt geworden. Das gewaltsame Bedrückungs- und Reactionssystem, welches in den Jahren 1848 und 1849

auftauchte und anfangs vielleicht durch die revolutionären Erhebungen gerechtfertigt war, dauert nach der Wiederherstellung der Ruhe ohne Milderung fort; man kann selbst behaupten, daß es, mit wenigen Ausnahmen, mit verdoppelter Strenge gehandhabt wird. Nie waren die Gefängnisse und Bagnos mehr von politischen Gefangenen überfüllt, nie war die Zahl der Proscribirten beträchtlicher als gegenwärtig; nie war die Polizeigewalt so unbegrenzt und willkürlich, nie ist der Belagerungszustand härter in Anwendung gebracht worden. Die Vorgänge von Parma, wo man gestattete, daß Unterthanen der Herzogin nach auswärtigen österreichischen Gefängnissen abgeführt und vor österreichische Kriegsgerichte gestellt wurden, beweisen dies nur zu sehr. Solche Regierungsweise muß die Bevölkerungen nothwendig in einer beständigen Aufregung, in beständiger revolutionärer Gärung erhalten. Dies ist die Lage Italiens seit sieben Jahren.

„Immerhin schien sich in letzterer Zeit die Volksagitation zu legen. Indem die Italiener einen ihrer nationalen Fürsten sich mit den Westmächten verbünden sahen, um zum Siege der Rechtsprincipien und zur Verbesserung des Schicksals ihrer Glaubensgenossen im Oriente beizutragen, schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, daß der Friede nicht geschlossen werden könne, ohne ihren eigenen Geschicken Erleichterung zu schaffen. Diese Hoffnung beruhigte und tröstete sie. Wenn sie aber die negativen Resultate des Pariser Congresses erfahren, wenn sie wissen werden, daß Österreich trotz der Vermittelungsversuche Englands und Frankreichs gegen jede Discussion sich gesträubt hat, nicht einmal die Prüfung der geeigneten Mittel zur Abhülfe unserer traurigen Zustände zulassen wollte, dann wird die niedergehaltene Aufregung unter ihnen heftiger als je erwachen. Überzeugt, daß sie von der Diplomatie und den Anstrengungen der Mächte, welche sich für ihr Schicksal interessiren, nichts zu erwarten haben, werden sie sich aufs neue mit südlicher Glut in die Reihen der revolutionären und subversiven Partei stürzen, und Italien wird abermals ein Herd der Conspiration und der Unordnung werden, die man vielleicht mit verdoppelter Gewaltsamkeit bezwingen wird, aber nur, um sie bei jeder europäischen Bewegung in desto hellere Flammen aufschlagen zu sehen. Wenn ein so gefährlicher Zustand die Aufmerksamkeit Englands und Frankreichs, der an der Aufrechterhaltung der Ordnung und der regelmäßigen Entwickelung der Civilisation gleich sehr interessirten Mächte, auf sich zu ziehen verdient, so muß er die Regierung des Königs von Sardinien in noch viel höherm Grade beschäftigen. Das Erwachen der revolutionären Leidenschaften in allen italienischen Staaten, welche Piemont begrenzen, und in welchen die lebhafteste Sympathie für Piemont herrscht, setzt uns Gefahren von unermeßlicher Tragweite aus, die unsere feste und gemäßigte Politik, welche so glückliche Erfolge im Innern erzielte und uns die Achtung und Anerkennung des Auslandes zuwandte, compromittiren können.

„Aber dies ist nicht die einzige Gefahr, die Sardinien bedroht. Eine viel größere liegt in den Folgen jener Mittel, welche Österreich zur Unterdrückung der revolutionären Gärung in Italien anwendet. Gerufen von den Fürsten der kleinen italienischen Staaten, welche unvermögend sind, die Unzufriedenheit ihrer Unterthanen niederzuhalten, besetzt diese Macht militärisch den größten Theil des Pothals und Centralitaliens, und erstreckt ihren Einfluß in unwiderstehlicher Weise selbst auf Staaten, wo sie keine Truppen unterhält. Gestützt auf der einen Seite durch Ferrara und Bologna, erstrecken sich ihre Truppen bis Ancona, längs dem Adriatischen Meere, welches gewissermaßen ein österreichischer See geworden; auf der andern Seite Herrin von Piacenza, welches sie, dem Geiste, wenn nicht dem Buchstaben der Wiener Verträge zuwider, in eine Festung ersten Ranges umzuschaffen sucht, hält sie Garnison in Parma und schickt sich an, ihre Militärkräfte längs der sardinischen Grenze vom Po bis zum Apenninensaum auszubreiten. Diese anhaltenden Occupationen von Territorien, die nicht zu Österreich gehören, machen diese Macht zur absoluten Herrin von fast ganz Italien, zerstören das von den Wiener Verträgen hergestellte Gleichgewicht und sind eine unaufhörliche Drohung für Piemont. Von allen Seiten gleichsam umzingelt von österreichischen Waffen, und an seiner vollständig offenen Ostgrenze die Truppenanhäufung einer Macht sehend, von welcher Piemont weiß, daß sie nicht eben von wohlwollenden Gesinnungen gegen es erfüllt ist, wird unser Land beständigen Befürchtungen preisgegeben, die es zur Unterhaltung eines starken Heeres und zu äußerst kostspieligen Defensivmaßnahmen zwingen und seine ohnehin durch die Kriegsereignisse von 1848 und 1849 und die Betheiligung am orientalischen Kriege erschöpften Finanzen immer schwerer belasten.

„Diese Thatsachen genügen, um die Gefährlichkeit der Lage erkennen zu lassen, in welcher sich die Regierung des Königs von Sardinien befindet. Im Innern beunruhigt durch

das Gären revolutionärer Leidenschaften, welche das gewaltsame Compressionssystem und die fremde Occupation immer aufs neue rings um Piemont anstacheln, und bedroht durch die Ausdehnung der österreichischen Herrschaft, kann Sardinien von einem Augenblick zum andern von einer unvermeidlichen Nothwendigkeit gezwungen werden, äußerste Maßnahmen zu ergreifen, deren Folgen abzusehen unmöglich ist ... Sardinien ist der einzige italienische Staat, welcher dem revolutionären Geiste einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt und gleichzeitig unabhängig von Österreich geblieben ist; es ist der einzige Staat, der hier ein Gegengewicht gegen den invasirenden Einfluß Österreichs bildet. Wenn Sardinien, erschöpft an Kräften und von seinen Alliirten verlassen, unterläge; wenn es gezwungen, sich gleichfalls der österreichischen Domination zu unterwerfen, dann ist die Eroberung Italiens durch diese Macht vollendet. In diesem Falle würde Österreich, nachdem es ohne das geringste Opfer den unermeßlichen Vortheil des freien Verkehrs auf der Donau und die Neutralisirung des Schwarzen Meeres erlangte, sich auch noch einen präponderirenden Einfluß im Occident erwerben. Frankreich und England werden aber dies nie wollen, nimmer zugeben können. Die Bevollmächtigten Sardiniens sind deshalb überzeugt, daß die Cabinete von London und Paris, nach reiflicher Inbetrachtnahme der Zustände Italiens, in Übereinstimmung mit dem turiner Cabinet auf die Mittel sinnen werden, von welchen sich eine wirksame Abhülfe unserer Übelstände versprechen läßt."

Wenn diese rücksichtslose und energische Sprache, mit welcher Graf Cavour, der Präsident des sardinischen Cabinets, als die Ursache der trostlosen Lage der italienischen Staaten das Verhalten Österreichs bezeichnete, in ganz Europa die tiefste Sensation erregte, so trieb sie die verbündeten Mächte kurz nach Beendigung des Congresses zu einer thatsächlichen Theilnahme an, zu vermittelnden Rathschlägen und Winken, die wenigstens zum Theil die Wünsche des turiner Hofs befriedigten. Die Räumung der Herzogthümer, Toscanas und der Legationen von österreichischen Occupationstruppen, eine weite Amnestie und die Befreiung der Güter sardinischer Unterthanen vom Sequester seitens Österreichs, das mildere Regierungssystem im toscanischen Großherzogthum, die Zügelung der klerikalen Reaction im Kirchenstaate, die Suspension der Fortificationsarbeiten von Piacenza und verschiedene günstige Handels- und Eisenbahnverträge zwischen Piemont und den Staaten Mittelitaliens, ließen sich ohne Zweifel als Früchte der gemeinschaftlichen Bemühungen Sardiniens, Englands und Frankreichs betrachten. Noch waren diese Ergebnisse zweifelhaft, als das Parlament, Deputirtenkammer und Senat, durch einmüthige Acclamation den sardinischen Bevollmächtigten auf dem Congresse seine Anerkennung und seinen Dank votirte und das Vertrauen aussprach, „daß die Regierung des Königs in der nationalen Politik, die sie auf dem Congresse zu Paris entwickelt, mit Festigkeit beharren werde". Die Worte des Grafen Cavour und die Discussionen der subalpinischen Kammern wurden jedoch am tiefsten im übrigen Italien gefühlt. Aus den entferntesten Theilen der Halbinsel richteten die Patrioten und Verfassungsfreunde warme Dankadressen an den turiner Ministerpräsidenten und huldigten seinen Bestrebungen und seinem patriotischen Muthe durch Büsten und Medaillen mit der Umschrift: „Colui che la (l'Italia) difese con viso aperto."

Fast ein Jahr war seit dem Pariser Congresse verflossen, die Regierung des Königs Victor Emanuel beschäftigte sich eifrig mit den innern Verhältnissen des Landes, als unerwartete Vorkommnisse aufs neue die Beziehungen zu Österreich verschlimmerten und schließlich einen vollständigen diplomatischen Bruch zwischen Turin und Wien herbeiführten. Während nämlich der Kaiser von Österreich in Begleitung seiner Gemahlin zu Anfange des Jahres 1857 eine Rundreise in den italienischen Provinzen seines Reichs machte, um sich durch persönliche Anschauung von dem Geiste und den Bedürfnissen dieser Landestheile, denen er kurz vorher verschiedene administrative Concessionen gemacht, zu überzeugen, begann die nationale Partei sich in ungewöhnlicher Weise zu regen, wenn sie auch schon vermied, sich lärmvollen Demonstrationen oder ungesetzlichen Acten hinzugeben. Ihren „passiven Widerstand" hauptsächlich durch Sympathieerklärungen für Piemont manifestirend, übersandte sie am 15. Jan., demselben Tage, an welchem das österreichische Kaiserpaar seinen Einzug in Mailand hielt, dem turiner Municipium den Ertrag einer erheblichen lombardo-venetianischen Subscription zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren des piemontesischen Heeres, „dieser Hoffnung", wie es in der Begleitsadresse hieß, „des gemeinsamen Vaterlandes". Am Fuße des Denkmals sollten die Worte: „I Milanesi all' Esercito Sardo, al dì 15 Gennaio 1857" eingegraben werden. Diese Demonstration, deren feindselige Bedeutung nicht zu verkennen war, dazu die Berichte der piemontesischen Blätter, welche den Empfang des Kaisers in den lombardischen Städten als einen überaus kalten schilderten und dem Frondegeiste der mailänder Ari-

stokratie lauten Beifall klatschten, mußten den kaiserlichen Hof und den Monarchen persönlich mit um so größerm Unwillen erfüllen, als man sich in Wien von jener Rundreise große Wirkung auf die Gemüther der Italiener versprochen hatte. Es dauerte nicht lange, und der kaiserliche Hof gab tiefe Misstimmung kund. Am 9. Febr. erschien in der officiellen „Gazzetta di Milano" ein leidenschaftlicher, unverkennbar aus höherer Quelle geflossener Artikel, in welchem heftige Anklagen gegen Piemont und seine Staatsmänner erhoben und Mahnungen und Drohungen gegen die „nationalen Träume" des Landes ausgesprochen wurden. Am 11. Febr. antwortete die piemontesische Staatszeitung mit einer lebhaften Verwahrung gegen diese Anklagen, und schloß mit den Worten: „Belehrt durch die Geschichte des verlaufenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts, durch alte und neue Beispiele, sind die Staatsmänner, gegen welche die «Mailänder Zeitung» ihre bittere Sprache richtet, entschlossen, auf dem von ihnen betretenen Wege fortzufahren. Leiter eines italienischen Staats, wissen sie, daß ihnen die Pflicht obliegt, wie ihnen das Recht dazu zukommt, das Heil Italiens mit jedem ehrenvollen und loyalen Mittel zu unterstützen. Von diesem Vorhaben werden sie weder die Beleidigungen noch die Drohungen abhalten, welche die officiellen Blätter jenseit des Ticino gegen sie schleudern. Nicht in die Langmüthigkeit Österreichs, sondern in die Loyalität ihrer Absichten und in die Ehrenhaftigkeit ihres Verhaltens Vertrauen setzend, gestützt durch die Freundschaft ihrer Alliirten und die einmüthigen Sympathien Europas, können sie vor den angedrohten Gefahren nicht zurücktreten; sie werden denselben vielmehr, wenn es nöthig wäre, mit Entschlossenheit die Stirn bieten, in der Überzeugung, daß heute der Ausgang der Kämpfe, welche im Namen der großen Principien der Civilisation und Gerechtigkeit geführt werden, nicht von der größern Soldatenzahl oder der weitern Gebietsausdehnung abhängig ist."

Der journalistischen Polemik folgten unmittelbar diplomatische Reclamationen. Graf Buol richtete am 18. Febr. von Mailand aus, wo er in der Nähe des Kaisers verweilte, eine dem Grafen Cavour mitzutheilende Note an den österreichischen Geschäftsträger zu Turin, den Grafen Paar, und trug dem letztern auf, der kaiserlichen Regierung sofort über die Erklärungen des turiner Cabinetspräsidenten und Ministers des Auswärtigen Bericht zu erstatten. Graf Buol beschwerte sich in dieser Note hauptsächlich über die feindselige Haltung der Presse gegen Österreich und die Annahme der lombardischen Subscription seitens des turiner Municipiums, indem er nebenher seinen Tadel darüber ausdrückte, daß die piemontesische Regierung Adressen und Deputationen auswärtiger italienischer Unterthanen empfange, welche ihrer Politik Anerkennung und Bewunderung zollen, während diese Politik von den Souveränen dieser Unterthanen gemisbilligt und bekämpft werde. Vielleicht war es in der Absicht, die piemontesische Politik nicht nur gegenüber Österreich, sondern im Angesicht der europäischen Meinung zu rechtfertigen und zu vertheidigen, daß Graf Cavour, statt mündliche Erklärungen abzugeben, mit einer Note an den Marchese Cantono, sardinischen Geschäftsträger in Wien, antwortete. Beide Noten wurden in der That wenige Wochen später von allen in- und ausländischen Blättern veröffentlicht, und bildeten gleichsam einen Appell an das Urtheil der nicht betheiligten Staaten.

Hinsichtlich der Anklagen gegen die Presse, deren Ausschweifungen Graf Cavour selbst lebhaft tadelte, hieß es in dem piemontesischen Document: „Die freie Discussion der Regierungsacte bildet eine der wesentlichsten Grundlagen des in Piemont bestehenden Régime, wie in vielen andern europäischen Staaten. Wir dürfen behaupten, daß diese Freiheit hier mindestens ebenso große Vortheile und wenigere Inconvenienzen als überall anderwärts erzeugt. Der tiefe Friede, dessen wir uns erfreuen, und die täglich sich enger befestigende Einheit zwischen Thron und Land beweisen dies bis zur Evidenz; und was die auswärtigen Regierungen betrifft, so wird niemand die Behauptung aufstellen wollen, daß unsere Tagespresse eine heftigere oder herbere Sprache führt als englische und belgische Blätter. Die Angriffe, welche englische Journale gegen die Regierung des Kaisers von Österreich bisher richteten, waren nicht weniger virulent und erbittert als die in unsern Journalen enthaltenen. Dies verhinderte indeß Österreich nicht, die Allianz und Freundschaft Englands nachzusuchen, als es dieselbe seinen Interessen angemessen glaubte, und sich stolz und zufrieden wegen der Anknüpfung guter Beziehungen mit dieser Macht zu zeigen." Ferner wies Graf Cavour jede Solidarität zwischen der Regierung und der Presse zurück, und drückte sein Bedauern darüber aus, daß die österreichische Legation zu Turin von den durch die Preßmodification von 1852 gebotenen Regreßmitteln, mit Ausnahme eines einzigen Falles, wo sie die Beleidigungen des „Espero" dem Staatsanwalt denuncirte, keinen Gebrauch gemacht habe. „Wenn Graf Buol", sagte die Note weiter, „sich aber berechtigt glaubt, die Heftigkeit einer vollständig freien Presse anzuklagen, welche

nicht in die österreichischen Staaten bringt, was müssen wir dann von einer der strengsten Censur unterworfenen Presse sagen, die ebenso wenig die Institutionen als die Regierenden Piemonts schont, und doch unbehindert unter uns circulirt! Wenn in Piemont Angriffe frei sind, so ist auch die Vertheidigung gestattet. In der Lombardei dagegen ist nur der Angriff gegen uns erlaubt; die Presse gibt dort ungestraft die gehässigsten Artikel unserer Oppositionsblätter wieder, und enthält nicht selten Beleidigungen und persönliche Insinuationen gegen die Regierungshäupter Piemonts, welche nicht geringern Unwillen erregen, als der ist, welchen gewisse sardinische Blätter dem Minister Österreichs einflößen." In Bezug auf das mailänder Denkmal zu Ehren der piemontesischen Armee bemerkte Graf Cavour, daß er keine Inschrift gestatten werde, welche die Susceptibilität Österreichs verletzen könnte, daß es aber sonst nicht in seiner Macht liege, die Annahme einer anonymen Subscriptionsgabe, wie die lombardische, seitens des turiner Municipalraths zu verhindern. Schließlich erklärte Graf Cavour, daß keine auswärtige Macht das Recht habe, sich darüber zu beklagen, wenn Unterthanen fremder Staaten der piemontesischen Regierung ihre Anerkennung und Sympathie für ihre Wirksamkeit auf dem Pariser Congresse ausdrückten; ja, daß Österreich selbst durch neuere Gewährungen und Verheißungen durchaus nichts anderes bezwecke, als sich die Zuneigung der öffentlichen Meinung in Italien zu erwerben.

Nicht befriedigt durch diese Erklärungen, richtete Graf Buol am 16. März 1857 eine zweite Note an das turiner Cabinet, in welcher er dem letztern die Abberufung der österreichischen Legation von Turin mittheilte. Der Schluß der wiener Note schien diesen vielleicht übereilten Schritt einigermaßen mildern zu wollen. Graf Paar wurde aufgefordert, den Grafen Cavour zu versichern, daß das wiener Cabinet lebhaft den Augenblick herbeiwünsche, wo ein geeigneterer Stand der Dinge die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Sardinien gestatten werde, und daß Österreich es gern sehen würde, wenn der sardinische Geschäftsträger, Marchese Cantono, in dieser Zwischenzeit auf seinem Posten in Wien verbleiben dürfte. Gleichzeitig sprach Graf Buol den Wunsch aus, daß der diplomatische Bruch keine Nachtheile für die wechselseitigen Interessen der beiden Staaten nach sich ziehen möge. Indessen fand sich Graf Cavour bewogen, auch seinerseits die sardinische Legation abzuberufen, nachdem die französische Gesandtschaft in Wien von ihrer Regierung mit der Fortführung und Wahrung der laufenden sardinischen Angelegenheiten beauftragt worden war. Niemand mochte wol zur Zeit voraussetzen, daß dieser diplomatische Bruch der Ausgangspunkt größter europäischer Verwickelungen werden sollte.

Das Verfahren Österreichs machte auf das turiner Cabinet um so weniger einen niederschlagenden Eindruck, als sich die Lage Sardiniens nach außen durch die Veränderungen, welche nach dem Friedensschlusse die Beziehungen der Großmächte untereinander erfuhren, sehr gebessert hatte. Die Spannung zwischen Österreich und Frankreich trat in den Verhandlungen über die Fragen, welche sich an die orientalischen Verhältnisse knüpften, mehr und mehr hervor, und Graf Cavour säumte natürlich nicht, daraus seinen Vortheil zu ziehen. Während die Sache Montenegros, die Donauschiffahrtsfrage, dann die Verfassungsfrage der Donaufürstenthümer und die serbische Bewegung die Abneigung und die Kluft zwischen Österreich und Frankreich immer größer machten, wurden diese Angelegenheiten, in welchen Sardinien als Theilnehmer am Pariser Friedenscongresse mitzusprechen hatte, ebenso viele Mittel, die Politik Napoleon's III. mit den Interessen des turiner Cabinets zu vereinigen. Es ist wahrscheinlich, daß bereits gegen die Mitte des Jahres 1858, bei einer Zusammenkunft in den Bädern von Plombières, zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Grafen Cavour bindende Verabredungen rücksichtlich eines gemeinschaftlichen Verhaltens und Vorgehens gegen Österreich getroffen wurden. Aber auch Rußland, welches Österreich die feindselige und so wirksame Haltung im orientalischen Kriege nicht verzeihen konnte, bot durch seine Intimität mit Napoleon III. der Politik des Grafen Cavour Gelegenheit zur Erlangung einer wenigstens moralischen Stütze dar. Während Sardinien in den diplomatischen Verhandlungen Frankreich unterstützte, stand es auch zugleich auf seiten Rußlands, und engere Beziehungen des kleinen transalpinischen Staats zu der großen nordischen Macht mußten daraus hervorgehen. Die Reise der Kaiserin-Mutter von Rußland und des Großfürsten Konstantin nach Nizza gab sogar Anlaß zu freundschaftlichen persönlichen Berührungen zwischen den beiden Höfen. Der König Victor Emanuel machte zu Anfange des Jahres 1857 in Nizza einen Besuch, und wurde von der russischen Kaiserfamilie mit größter Auszeichnung empfangen. Ein Gegenbesuch am Hofe zu Turin konnte nicht ausbleiben. Im Sommer 1858 sah sich sodann die politische Welt überrascht durch die Cession des sardini-

schen Hafens Villafranca an die russische Regierung, wo diese eine große Handelsstation für das Mittelmeer zu gründen beabsichtigt, welche in erster Linie nur gegen die österreichische Schiffahrt, namentlich gegen die begünstigte triester Lloydgesellschaft gerichtet sein kann. Die Lockerung der westmächtlichen Allianz nach dem Friedensschlusse und die Annäherung zwischen England und Österreich, gegenüber Frankreich und Rußland, hatte zwar die Sympathien und Rücksichten des londoner Cabinets für Sardinien mehr und mehr geschwächt, aber dennoch befand sich die englische Politik in der Italienischen Frage gewissermaßen in derselben Lage wie die Politik des turiner Cabinets. Die Anträge auf politische Reformen, welche die beiden Westmächte bald nach dem Pariser Congresse den Höfen zu Rom und Neapel gestellt, waren ohne Erfolg geblieben, ja hatten sogar den diplomatischen Bruch Englands und Frankreichs mit dem neapolitanischen Cabinete zur Folge gehabt. König Ferdinand II. fuhr nach wie vor fort, den misgestimmten Volksgeist durch drakonische Strenge niederzuhalten; die Zustände im Kirchenstaate blieben, wie sie gewesen, während zugleich Mishelligkeiten zwischen der päpstlichen Regierung und den französischen Besatzungsbehörden ausbrachen; in den lombardisch-venetianischen Staaten aber ließ man es, trotz wohlgeordneter Verwaltung, den österreichischen Behörden und Truppen immer noch fühlen, daß das Land von einer Aussöhnung mit Österreich noch weit entfernt sei.

So befand sich bereits in den letzten Monaten des Jahres 1858 das turiner Cabinet und die Politik des Grafen Cavour in einer Stellung, die eine gütliche Ausgleichung mit Wien nicht erwarten ließ, vielmehr den Ausbruch eines offenen Kampfes zwischen Sardinien und Frankreich einerseits und Österreich andererseits in Aussicht stellte. Ganz Europa sah und fühlte dies, und es war nur die Frage, wann und wie der Proceß beginnen würde. Dem ersten Tage des Jahres 1859 war es zunächst beschieden, der Welt die feindlichen Absichten des Kaisers der Franzosen gegen Österreich zu verkünden. Die bekannten Worte, welche Napoleon III. bei dem Neujahrstagsempfange an den österreichischen Botschafter Baron Hübner richtete, widerhallten in ganz Europa und versetzten zugleich ganz Italien in die größte Aufregung. In Mailand, Venedig sowie in andern Städten fanden sofort eine Reihe Volksdemonstrationen gegen die österreichische Herrschaft statt.

Nachdem so der Kaiser der Franzosen die Maske gelüftet, ergriff natürlich der Leiter der sardinischen Politik sogleich die Gelegenheit, um im Namen Italiens und des eigenen Landes die Demonstration fortzusetzen. Am 10. Jan. sollten die piemontesischen Kammern eröffnet werden, und die Italiener sahen mit gespannter Erwartung diesem Acte entgegen, bei welchem der König Victor Emanuel vom Throne herab sich über die Lage der Dinge und die Absichten seiner Regierung aussprechen mußte. Tausend von Patrioten aus der Lombardei und den benachbarten italienischen Staaten eilten nach Turin, um dieser Kundgebung beizuwohnen. Der König berührte, wie gewöhnlich, die befriedigende innere Lage des Landes, bezeichnete die legislatorischen Aufgaben, welche in der Session zu vollziehen seien, und kündigte dabei auch eine Modification der Nationalgarde an, „damit, unter Beibehaltung der Basis, dieses schöne Institut einige Verbesserungen erhalte, die es für alle Zeiten wirksamer machen". Sodann zu den äußern Verhältnissen übergehend, sprach er die Worte: „Der Horizont, welcher das neue Jahr umgibt, ist nicht der heiterste. Trotzdem werden Sie mit gewohntem Muthe an Ihre parlamentarischen Arbeiten gehen, und ich glaube, wir können, durch die Erfahrungen der Vergangenheit geleitet, getrost den Eventualitäten der Zukunft die Stirne bieten. Diese Zukunft wird eine glückliche sein, da unsere Politik auf der Gerechtigkeit, auf der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande beruht. Unser an Umfang kleines Land hat in dem Völkerrathe Europas Vertrauen gefunden, weil es durch die Idee, welche es repräsentirt, durch die Theilnahme, welche es einflößt, groß ist. Diese Lage ist nicht frei von Gefahren, weil wir, wenn wir auch die Verträge achten, dennoch für den Schmerzensschrei, der von so manchen Theilen Italiens sich zu uns erhebt, nicht unempfindlich sind. Stark durch die Eintracht, und vertrauend auf unser gutes Recht, erwarten wir mit Klugheit und Entschiedenheit die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung!" Ein enthusiastischer Beifallssturm folgte diesen Worten, welche in ganz Italien das lauteste Echo fanden. Man hielt, und wol mit Recht, den Grafen Cavour für den Verfasser der Rede.

In Wien machte diese plötzliche Entfaltung der französisch-sardinischen Politik den tiefsten Eindruck. Die österreichische Regierung glaubte solchen Kundgebungen mit Truppensendungen in das Lombardisch-Venetianische Königreich antworten zu müssen. Während sich diese Verstärkungen in Bewegung setzten, überraschte die politische Welt ein neues Ereigniß, welches auch der öffentlichen Meinung eine französisch-sardinische Allianz sehr nahe legte. Wir meinen die

Verlobung und alsbaldige Vermählung der Prinzessin Clotilde, Tochter des Königs, mit dem Prinzen Napoleon, der als ein entschiedener Anhänger der Kriegspartei und der Tendenzen der italienischen Patrioten bekannt ist. Der französische „Moniteur“ brachte am 24. Jan. 1859 die officielle Anzeige, daß schon seit langer Zeit innige Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem König von Sardinien beständen. „Die wechselseitigen Interessen Frankreichs und Sardiniens haben die beiden Souveräne veranlaßt, durch ein Familienbündniß die Bande zu befestigen. Seit einem Jahre währen die hierauf bezüglichen Verhandlungen, aber wegen des Alters der Prinzessin mußte der Zeitpunkt der Vermählung bis jetzt verschoben werden.“ General Niel hielt am 23. Jan. 1859 um die Hand der Prinzessin an, und schon am 30. Jan. ward die Vermählung zu Turin feierlich vollzogen.

Während dies alles Schlag auf Schlag erfolgte, ließ Graf Cavour die Haltung und Vorbereitung seines Gegners jenseit des Ticino nicht aus dem Auge. Schon am 14. Jan. erklärte die officielle „Gazzetta piemontese“, daß, nachdem die „Wiener Zeitung“ die Absendung militärischer Verstärkungen nach Italien angekündigt, die piemontesische Regierung ihre entferntern Garnisonen näher heranziehen müsse, ohne daß sie doch ein neues Contingent zu den Fahnen zu rufen beabsichtige. Die Truppen in der Provinz Savoyen, in der Grafschaft Nizza, sowie an der Riviera di Ponente verließen auch wirklich ihre Standquartiere und rückten in Eilmärschen nach der lombardischen Grenze, um als Verstärkung für die befestigte Linie Alessandria-Casale zu dienen. Der Kriegsminister Lamarmora gab auf die Eingebung des Grafen Cavour die nöthigen Befehle zur raschen Beendigung der Festungswerke von Alessandria, sowie zu den Vorbereitungen für die Aufnahme von 30000 Mann in dem verschanzten Lager von Casale, welches die Polinie gegen einen feindlichen Übergang deckt. Zwischen Genua und Novi wurden entsprechende Reserven zusammengezogen, und überhaupt keine militärische Maßregel versäumt, welche bei den sich rasch drohend gestaltenden Umständen die Landesgrenzen schützen konnte.

Indessen galt es dem turiner Cabinet vor allem, sein Vorgehen bei den auswärtigen Regierungen und der öffentlichen Meinung Europas zu rechtfertigen und die Anklagen gegen Österreich zu begründen. Der Graf Cavour unternahm dies in einem vom 4. Febr. datirten Circularschreiben an die sardinischen Bevollmächtigten im Auslande, das den ostensiblen Zweck hatte, die Motive darzulegen, weshalb die sardinische Regierung im Begriff stehe, von dem Parlament die Bewilligung einer Anleihe von 50 Mill. Fr. zu verlangen. Dieses Memoire ist ein Meisterstück diplomatischer Gewandtheit und bezeichnet den Charakter seines Verfassers so scharf, daß wir es hier im wesentlichen mittheilen müssen:

„Es ist nun bald drei Jahre, daß die Regierung des Königs durch die Stimme ihrer Vertreter auf dem Pariser Congresse die Aufmerksamkeit Europas auf die übeln Zustände in Italien lenkte, gegen die Ausbreitung und den Einfluß Österreichs außerhalb der Grenzen der bestehenden Verträge auf der Halbinsel protestirte, und zugleich bemerkte, daß, wenn man diesen Übelständen nicht abhelfen wollte, daraus sehr leicht ernste Gefahren für die Erhaltung des Friedens und der Weltruhe entstehen könnten. Die Vorstellungen Sardiniens wurden von Frankreich und England günstig aufgenommen, ja gewissermaßen in dem Congresse auf eine feierliche Weise unterstützt. Italien hoffte damals, und der öffentliche Geist schien sich beruhigen zu wollen. Aber diese Hoffnungen, welche das Interesse der Westmächte an der italienischen Sache hervorzurufen schien, schwanden mehr und mehr, und der Zustand Italiens hat sich bis heute nicht verändert. Der überwiegende Einfluß, welchen Österreich außerhalb der Grenzen seiner Tractate ausübt, und der eine fortwährende Drohung für Sardinien ist, hat eher zu- als abgenommen. Andererseits haben auch die übrigen italienischen Staaten in ihrem bisherigen Regierungssystem verharrt, dessen Resultat die Unzufriedenheit der Bevölkerung und die Hervorrufung von Unruhen ist. Obwol nun die Gefahren, welchen Sardinien durch diesen Stand der Dinge bloßgestellt war, einen immer ernstern Charakter annahmen, so war doch die Regierung des Königs stets von dem Geiste der Mäßigung und Zurückhaltung durchdrungen, was jeder Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit anerkennen muß. Wenn die königliche Regierung entschieden die Prätentionen Österreichs zurückwies, die eine Veränderung der Landesinstitutionen verlangten, so hat Sardinien doch keine feindselige Haltung gegen das wiener Cabinet angenommen, ja selbst dann nicht, als dieses einen von allen Staatsmännern Europas als ungerechtfertigt anerkannten Vorwand ergriff, um seine diplomatischen Beziehungen mit Sardinien unter Eclat abzubrechen. Sardinien hat sich blos begnügt, den Regierungen, zu welchen es in freundschaftlichen Beziehungen stand, von Zeit zu Zeit die trüben Voraussichten ins Gedächtniß zu rufen, welche durch eine Menge von Thatsachen bestätigt wurden, sowie ihre Aufmerksamkeit

auf die Zustände der Halbinsel zu lenken. Niemals hat Sardinien sein Interesse oder seine Sympathie für die Zustände, welche in einem großen Theile der italienischen Provinzen herrschen, verborgen, aber selbst dann, als es glaubte, diese Gefühle öffentlich bekannt machen zu müssen, hat es sich nicht von den Grenzen der Mäßigung entfernt. Durch sein Beispiel und seine Haltung im letzten Kriege und während der Pariser Conferenzen, sowie durch die Kundgebung seines Interesse und seiner Theilnahme an der Lage des italienischen Volks, hat es sich bemüht, die Hoffnung, Geduld und Ruhe inmitten der Verzweiflung, der Ungeduld und Aufregung aufs neue wach zu rufen und zu befestigen. Es hat sich mit der größten Vorsicht von einer aufreizenden Rolle fern gehalten, und wenn das gute Recht in Italien verkannt ist, so ist es sicherlich nicht Sardinien, welchem man irgendeine Verletzung der bestehenden Verträge zur Last legen kann. Dieser Geist der Mäßigung, der bisjetzt alle Acte der königlichen Regierung beherrschte, ist von allen unparteiischen Männern, sowie von der öffentlichen Meinung Europas anerkannt und geschätzt worden. Aber gegenwärtig zwingen die militärischen Maßregeln des wiener Cabinets — welche augenscheinlich gegen Sardinien gerichtet sind, dessen militärische Kräfte im Vergleiche zu den österreichischen sehr schwach genannt werden können — die Regierung des Königs, aus dieser Zurückhaltung herauszutreten und sich gegen eine Gefahr vorzusehen, welche leicht sehr ernster Natur werden könnte. Europa kennt diese Maßnahmen, aber ich will sie nochmals in kurzer Fassung vornehmen und ins Gedächtniß rufen.

„In den ersten Tagen des Monats Januar, bevor noch der König die Thronrede gesprochen und das Parlament eröffnet hatte, kündigte das wiener Cabinet durch sein officielles Organ die Absendung eines Armeecorps von 30000 Mann nach Italien an. Dieses Corps, in Verbindung mit drei andern, welche beständig in Italien garnisoniren, brachte die Zahl der österreichischen Armee auf eine Höhe, die in gar keinem Vergleiche zu jener steht, welche die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung bedingen könnte. Gleichzeitig mit der Absendung dieser Verstärkung nach den lombardisch-venetianischen Staaten kommen dort auch kroatische Grenztruppen an, welche nur im Kriegsfalle verpflichtet sind, ihre Heimat zu verlassen. Die Besatzungen von Bologna und Ancona wurden gleichfalls vermehrt, und, was am wichtigsten, Österreich sammelte an unsern Grenzen beträchtliche Streitkräfte an. Es hat zwischen der Adda und dem Ticino, vornehmlich aber zwischen Cremona, Piacenza und Pavia ein förmliches Operationscorps aufgestellt, dessen Aufgabe es gewiß nicht ist, jene Städte von secundärer Wichtigkeit im Zaune zu halten. Während mehrerer Tage bot das linke Ticinoufer ein Schauspiel dar, als ob der Krieg sofort ausbrechen sollte. Die Dörfer wurden durch detachirte Corps besetzt, überall bereitete man Quartiere für die Truppen vor, man stand im Begriffe Vorrathsmagazine anzulegen, und die Brücke von Buffalora, welche die Grenze bildet, wurde durch Vedetten bewacht. Ich will nicht von den Drohungen sprechen, welche öffentlich in Mailand und in andern Städten von dem größten Theil der österreichischen Offiziere höhern wie niedern Rangs ausgestoßen wurden, denn ich weiß, daß man eine Regierung nicht immer für die Sprache ihrer Untergebenen verantwortlich machen kann. Aber ich glaube die Aufmerksamkeit auf den Empfang lenken zu müssen, welchen man den Truppen, die von Wien kamen, in Venedig bereitete, sowie auf die Ostentation, mit der man in Piacenza, allen Verträgen zuwider, die Forts besetzte und befestigte, welche man seit einiger Zeit zu vernachlässigen schien.

„Im Angesichte dieser drohenden Vorbereitungen ist unser Land in Aufregung gerathen. Es vertraut indessen dem Patriotismus seines Königs und seiner Regierung, und verlangt nur, daß man es in den Stand setze, den Ereignissen zu begegnen, welche eine so außerordentliche Entwickelung von Streitkräften seitens Österreichs hervorrufen könnte. Um diesem Verlangen zu entsprechen, hat sich nun das Ministerium entschlossen, die Garnisonen von der Insel Sardinien und aus den transalpinischen Provinzen nach Piemont zu beordern, und der Kammer einen Antrag zur Contrahirung einer Anleihe vorzulegen. Dieser Antrag, welcher, wie ich hoffe, angenommen werden dürfte, soll der Nation nicht allein beweisen, daß die Regierung gewissenhaft bedacht ist, alles Nöthige zur Ehre und Sicherheit des Landes zu veranlassen, sondern er wird auch dazu beitragen, die Ruhe in dem öffentlichen Volksgeiste wiederherzustellen, in welcher man dann die zukünftigen Ereignisse getrost abwarten kann.

„Ich hoffe, es wird Ihnen nicht schwer fallen, die politischen Kreise, mit welcher Sie in Beziehung stehen, zu überzeugen, daß die angeführten Maßregeln, weit entfernt, eine Bedrohung der Ruhe und des Friedens Europas zu enthalten, in einer ausschließlich defensiven Weise nur dazu dienen sollen, die Unruhe und Aufregung in Italien zu beschwichtigen und Piemont, das sich nur durch sein gutes Recht Alliirte erworben hat, in den Stand zu setzen, alle Elemente der

Unordnung auf der Halbinsel, mögen diese von Österreich oder von der Revolution ausgehen, zu bekämpfen."

Gleichzeitig mit diesem Circularschreiben, welches Österreich als den schuldigen und aggressiven Theil hinzustellen suchte, that man auch zu Paris einen neuen Zug, welcher dem Auftreten des Grafen Cavour Gewicht verleihen mußte. Es erschien Anfang Februar die Broschüre „L'empereur Napoléon III et l'Italie", die den Hofpublicisten de Laguéronnière zum Verfasser hatte, zu welcher aber der Kaiser selbst Material und Gedanken geliefert. Während kurz vorher die Königin von England bei der Eröffnung des Parlaments in Hinblick auf Italien vom Festhalten an den Verträgen gesprochen, erhob diese Schrift das Nationalitätsprincip zum Grundsatze des Völkerrechts und wandte dieses insbesondere auf die Verhältnisse Italiens an. Die Schrift suchte nachzuweisen, daß die italienischen Zustände, wie sie jetzt beschaffen, nicht dauern könnten, ohne den Frieden der Halbinsel wie Europas fortdauernd zu gefährden; daß Österreich in seiner Stellung nur die Politik der materiellen Unterdrückung befolgen, also die Übel durchaus nicht heben könne; daß man, um den Italienern gerecht zu werden, zwar kein Königreich Italien, aber einen einheitlichen Bundesstaat der Halbinsel herstellen müsse, in welchem der Papst, zufolge seines erhabenen Charakters, den Vorsitz zu führen habe. Schließlich erfolgte noch die Erklärung, daß für die Sicherheit Frankreichs ein unabhängiges Italien nothwendig sei. Die Thronrede, mit welcher Napoleon III. am 7. Febr. die gesetzgebenden Körper eröffnete, konnte man als die Sanctionirung der kaiserlichen Schrift betrachten. Sie erklärte, daß zwischen Frankreich und Österreich ein principieller Zwiespalt in den europäischen Fragen, z. B. in der Reconstituirung der Donaufürstenthümer, stattgefunden habe, und daß es eines Geistes großer Versöhnlichkeit bedurfte, um zur friedlichen Auseinandersetzung zu gelangen. „Bei diesem Stande der Dinge war es nichts Außerordentliches, daß Frankreich sich mehr an Piemont annäherte, welches unserer Politik so ergeben während des Kriegs, so treu während des Friedens gewesen war. Die glückliche Verbindung meines vielgeliebten Vetters, des Prinzen Napoleon, mit der Tochter des Königs Victor Emanuel, ist daher nicht eine von jenen ungewöhnlichen Thatsachen, wozu man einen verborgenen Grund suchen muß, sondern natürliche Folge der Gemeinschaft der Interessen beider Länder und der Freundschaft ihrer Souveräne." Sodann zu Italien übergehend: „Seit einiger Zeit flößen der Zustand Italiens und seine abnorme Situation, wobei die Ordnung nur durch fremde Truppen aufrecht erhalten werden kann, der Diplomatie gerechte Besorgnisse ein. Dies ist jedoch immer noch kein ausreichender Grund, um an den Krieg zu glauben. Mögen die einen diesen ohne rechtlichen Grund aus allen Kräften herbeiwünschen, mögen die andern in ihrer übertriebenen Besorgniß sich darin gefallen, Frankreich die Gefahren einer neuen Coalition aufzuzeigen — ich werde unerschütterlich auf dem Wege des Rechts, der Gerechtigkeit, der nationalen Ehre verharren, und meine Regierung wird sich weder hinreißen, noch einschüchtern lassen, weil meine Politik jederzeit weder eine provocirende noch eine furchtsame sein wird."

Ungeachtet der Zweideutigkeiten und Widersprüche, in denen sich die kaiserliche Rede bewegte, nahm man sie doch, in Verbindung mit jener Broschüre, dem Circularschreiben und den andern Maßnahmen des Grafen Cavour, für die Erklärung eines bevorstehenden Kriegs gegen Österreich um Italien. Man faßte die sichere Überzeugung, daß bereits ein geheimes Bündniß zwischen Napoleon III. und dem sardinischen Hofe zu diesem Zwecke bestehen müsse, und sah in der Art, wie der Kaiser und Graf Cavour Schritt vor Schritt die Krisis heraufbeschworen, das absichtliche Zusammenwirken nach einem bestimmten Plane. Alsbald gestand auch der „Moniteur" dieses Bündniß zu, indessen nur in den Grenzen einer Defensivallianz. Während die Aufregung und der Enthusiasmus der Italiener von Tag zu Tag stieg, richteten die sardinische und die französische Presse heftiger als je ihre Angriffe und Kritiken gegen Österreich und dessen Politik, welche die österreichischen Blätter natürlich nicht schuldig blieben. Das wiener Cabinet dagegen antwortete mit weitern Truppensendungen nach der Lombardei, ging in Eile an die Befestigung von Piacenza, Pavia, Cremona und andern Grenzpunkten, und ließ durch seine officiellen Organe erklären, daß es auf alle Eventualitäten vorbereitet sei. Napoleon III. selbst setzte seine längst und systematisch begonnenen Rüstungen zu Lande wie zur See fort, nur daß dies von seinen Organen verschwiegen oder verleugnet wurde.

Inzwischen war am 9. Febr. das Anleihegesetz in der sardinischen Volkskammer zur Verhandlung gelangt. Die Regierung hatte den Antrag durch die drohende Haltung und die Rüstungen Österreichs motivirt, und die Commission erklärte sich aus gleichen Gründen für die Sache. Die klerikale und conservative Opposition, insbesondere der Graf Solaro della Mar-

gherita, leugnete, daß Österreich der angreifende Theil sei und die Absicht habe, einen Angriff auf Piemont zu machen, vielmehr bereite es durch die kriegerischen Maßregeln nur seinen eigenen Schutz vor. Der savoyische Abgeordnete Costa di Beauregard griff das Anleihegesetz vom Standpunkte seines provinziellen Interesses an, indem er darauf hinwies, daß Savoyen unter der Häufung von Lasten zu Grunde gehen müsse, während zugleich im Fall eines sardinisch-französischen Siegs die Abtretung des Landes an Frankreich in Aussicht stehe. Endlich, nachdem eine Reihe von Rednern für und wider aufgetreten, ergriff Graf Cavour, unter lautloser Stille der Versammlung, das Wort:

„Bisjetzt haben die Gegner die Anleihe nur als die Folge einer Provocationspolitik zu bekämpfen gewußt; sie sind sogar so weit gegangen, mich einer persönlichen Politik zu beschuldigen. Um die Regierung und mich gegen solche Anklagen zu vertheidigen, müßte ich die Geschichte unserer frühern Politik wiederholen. Unser Verfahren war immer folgerichtig, seit dem Tage, wo Victor Emanuel sein Erbe auf dem Schlachtfelde von Novara antrat, bis zur letzten Thronrede des Königs, deren Worte in Italien und in ganz Europa einen mächtigen Anklang fanden. Im Interesse des Landes mußten wir die Grundsätze der Freiheit entfalten und uns zugleich im Angesichte Europas zum Wortführer der Bedürfnisse, der Schmerzen und Hoffnungen Italiens machen. Diese Politik haben wir stets vertreten, vor der Nation, im Parlament, in den europäischen Verhandlungen. Diese Politik ist in Europa niemals als überstürzend getadelt worden, und Staatsmänner, welche die Opposition anerkennen wird, haben ihr vollkommen beigestimmt. Die Worte, welche wir auf dem Pariser Congresse an die Vertreter der Westmächte richteten, waren nicht verschieden von denen, die wir im Parlament gesprochen. Unsere Politik war nach dem Congresse ebenso wenig aggressiv und herausfordernd als während desselben. Nach der Rückkehr aus Paris haben wir nur für nothwendig erachtet, mehr für die Vertheidigungsanstalten des Landes zu thun, weil wir auf dem Congresse zur Überzeugung gelangt waren, daß die italienische Frage auf diplomatischem Wege nicht zu entscheiden wäre. Es ist unsererseits keine Herausforderung geschehen; wir waren nicht die ersten, welche die diplomatische Verbindung mit Österreich lösten. Wir haben nur die Augen Europas auf die unglücklichen Zustände Italiens gelenkt, und England und Frankreich haben dies gebilligt. Noch sind beide Mächte der Überzeugung, daß wir die Wahrheit gesprochen. Ein mächtiger Herrscher hat jüngst in seiner Thronrede unsere Politik anerkannt und seine Sympathie für Piemont ausgesprochen. Auch in England stimmen uns die Minister wie ihre Gegner, die Conservativen wie die Liberalen darin bei, daß die Zustände Italiens abnorme, die Lage Mittel- und Süditaliens eine klägliche sei.

„Man hat uns gesagt, Österreich habe nicht die Absicht, uns anzugreifen, es würde den Frieden sicher halten, wenn wir unsere Kriegsrüstungen einstellten. Wären die Männer am Staatsruder, die uns die Opposition machen, da hätten wir freilich keine Soldaten mehr nöthig. Aber die große Mehrheit des Landes denkt ganz anders. Österreich hat sich große Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen. Es hat sich zu Ancona festgesetzt, die Festungswerke von Piacenza wurden erweitert und die Forts, welche die Stadt umgeben, mit Truppen angefüllt. Österreich hat frische Truppenmassen nach Italien geworfen, in einer Art, die an die militärischen Bewegungen Napoleon's I. erinnern. Man legte diese Verstärkungen nicht in Städte, um etwa Volksbewegungen niederzuhalten, sondern häufte sie an den Grenzen an, wo keine Gefahr vorhanden. Österreichs Haltung war bereits drohend, als wir noch nicht zu militärischen Vorkehrungen gegriffen hatten, ja während wir sogar aufgehört hatten, bei den Mächten auf diplomatischem Wege für Italien zu wirken. Wenn eine Provocation vorhanden, so fällt sie nur Österreich zur Last. Man hat uns gesagt, es habe seine friedlichen Gesinnungen ausgesprochen, aber es geschieht nicht zum ersten male, daß hinter friedlichen Worten der Krieg lauert. Die Vorsicht forderte es, daß wir zu kräftigen Mitteln griffen, die Garnisonen an die Grenzen legten und das Anleihegesetz einbrachten.

„Was England anlangt, so liebe ich diesen Felsen der Freiheit, und meine Neigung für seine Institutionen haben mir sogar den Vorwurf eines Anglomanen zugezogen. Ich habe aus allen Kräften die englische Allianz aufrecht zu erhalten gesucht, und es ist mir auch gelungen, das Wohlwollen dieser Macht zu erlangen. Auf dem Pariser Congresse waren unsere Ansichten über die italienische Frage dieselben, und obwol die englische Regierung gegenwärtig über diese Angelegenheit irrthümlicherweise anderer Meinung ist, hat sie doch nicht aufgehört, Piemont mit Freundschaft und Theilnahme zu behandeln. England hielt nach dem Jahre 1856 eine Annäherung an Österreich in seinem Interesse, indem es glaubte, daß diese Macht, welche es im

Kriege nicht unterstützt hatte, dies doch nunmehr auf dem diplomatischen Felde thun werde. Hieraus folgte die Änderung seiner Ansichten bezüglich Norditaliens, während es in Rücksicht von Mittel- und Süditalien seine frühern Anschauungen bewahrte. Es wollte jenseit des Ticino Veränderungen und Reformen bemerken, die wir keineswegs wahrzunehmen vermögen. Noch hallt der Schmerzensschrei von Rom und Neapel an der Themse wider; doch die Klagen und Thränen Mailands und Venedig dringen nicht über die österreichischen Alpen, oder werden doch von diesen geschwächt. Aber ich baue auf den gesunden Sinn des englischen Volks, an dem die Freiheit und Gerechtigkeit stets beredte Vertheidiger fand. Ich sah ja, wie in England auch die Emancipation der Katholiken und der Neger endlich den Sieg errang über mächtige Vorurtheile und Sonderinteressen. Die Sache Italiens ist nicht minder heilig, und ich bin überzeugt, daß der Staatsmann, welcher zur Zeit das Ruder führt und einst seinen Namen ruhmvoll mit der Negeremancipation verknüpfte, jetzt nicht zu denen stehen wird, welche Italien zur ewigen Sklaverei verdammen wollen.

„Wir werden unsere Politik nicht ändern, wir werden den Gegner nicht herausfordern, aber wir werden auch nicht verstummen, weil Österreich droht. Offen und vertrauensvoll treten wir mit unserer Politik vor das Parlament und vor alle Männer Europas, die noch ein Herz haben. Ich hoffe, sie werden auf den Antrag eingehen, der nicht nur der Unabhängigkeit, sondern auch der Ehre der Nation zugute kommen soll."

Die Kühnheit und einschneidende Dialektik des Ministers hatte abermals den Sieg davongetragen, wenn auch nicht ohne Widerstreit. Die Debatte wurde zwar fortgesetzt und schloß mit einem heftigen Sturme, welchen der savoyische Deputirte Graf de Viry herbeiführte durch die Äußerung, daß Savoyen von Italien durch die Alpen geschieden sei; aber noch in derselben Sitzung wurde der Anleiheantrag mit 116 gegen 35 Stimmen angenommen.

Am 17. Febr. folgten sodann die Verhandlungen über das Anleihegesetz im Senate. Man setzte voraus, daß Graf Cavour in diesem Körper den härtesten Widerstand und Angriff erfahren würde, und es hatten sich zahlreiche Zuhörer eingefunden, darunter viele Mitglieder der Deputirtenkammer, sodaß dort die Sitzung ausfallen mußte. Indessen erhob sich nur ein einziger Senator gegen den Gesetzentwurf, der Marchese Brignole Sale, bekannt als sardinischer Gesandter zu Paris unter der Regierung Karl Albert's. Die Einwürfe, welche derselbe machte, glichen denen des Grafen Solaro della Margherita in der Deputirtenkammer. Nicht Österreich, sondern das turiner Cabinet habe sich der Provocation schuldig gemacht. Österreich habe seine Truppen in Italien nur vermehrt, um die Ruhe seiner eigenen Provinzen zu sichern; dies sei nicht befremdlich, da selbst die ministeriellen Blätter Sardinien täglich erklärten, daß in jenen Provinzen revolutionäre Stimmungen herrschten. Die Besatzungen und Verstärkungen, welche Österreich in die kleinern Staaten geschickt, seien nur auf Verlangen der Lokalregierungen abgesandt worden. Die sardinische Regierung habe sich durch den Abbruch der diplomatischen Verbindung mit Österreich jedes Mittels beraubt, auf gütlichem Wege die Differenzen und Misverständnisse zu beseitigen. Das Einmischen Piemonts in die Angelegenheiten der andern Staaten der Halbinsel sei bedauerlich und unheilsvoll. Sollte der Krieg wirklich ausbrechen, so würde Italien doch immer, möge es nun siegen oder unterliegen, der Knechtschaft der Fremden verfallen. Nachdem noch der Senator Audifredi zu Gunsten der ministeriellen Politik gesprochen und namentlich die eigennützigen Absichten Frankreichs, das im Verein mit Piemont gerade den österreichischen Eroberungsgelüsten begegnen wolle, abgeleugnet hatte, ergriff der Graf Cavour selbst das Wort und entgegnete dem Marchese Brignole Sale mit gewohnter Taktik folgendermaßen:

„Es ist nicht schwer, die eine oder andere dieser Behauptungen zu widerlegen. Wenn die Absendung neuer Truppen nach Italien nur den Zweck hätte, die Ruhe in den Österreich gehörenden Provinzen aufrecht zu erhalten, so würde das der allerärgste Vorwurf für die österreichische Regierung in Italien sein. Diejenigen würden hiernach in der That recht haben, welche sagen, daß die Zustände jener Provinzen sehr beklagenswerth seien. Genügten die anwesenden drei Armeecorps nicht, mußte noch ein viertes hinzukommen, so kann man die Stellung dieser Regierung, deren Lobredner Hr. von Brignole geworden, als eine sehr üble bezeichnen. Aber die drohenden Acte bestehen nicht allein in der Vermehrung der Truppen, sondern auch ihre Aufstellungen an unsern Grenzen zeigen die feindselige Absicht gegen Piemont. Über den Vorwurf, daß wir die abnorme Lage, die der Redner in einigen Staaten Italiens zugibt, verursacht haben, will ich mich nur mit möglichster Schonung äußern. Die Redner im englischen Parlament, deren Autorität Hr. von Brignole anruft, bedienten sich in dieser Hinsicht Ausdrücke,

die ich nicht wiederholen kann. Wir haben nur ein politisches System aufrecht erhalten, das dem politischen System jener Länder, deren Lage unbefriedigend, entgegengesetzt ist. Darin besteht unsere Provocation. Wir haben den Unterschied aufgezeigt zwischen den Resultaten einer freien Regierung und denen eines despotischen und wenig nationalen Regiments. Diesen Unterschied anerkannten Frankreich, England und Preußen. Je mehr unsere Politik in Italien Würdigung fand, desto mehr schwanden die revolutionären Bestrebungen und der Einfluß der extremen Parteien. Als eine Wirkung unserer zehnjährigen Politik ist in Italien die Entwickelung der gemäßigten und nationalen Ansichten zu betrachten. Der Senat mag urtheilen, ob dies als Provocation zu bezeichnen. Wohl bekenne ich, daß diese Politik Piemonts jene Staaten in Verlegenheit bringt. Es mag für Österreich und die andern Regierungen, die sich auf dessen Politik stützen, schwer sein, nach einem absolutistischen und wenig nationalen Systeme zu regieren, wenn ihnen ein freies und nationales System zur Seite steht. Dieser Antagonismus bewog Österreich, uns eine schwere Beleidigung zuzufügen, indem es vor einigen Jahren über viele unserer Mitbürger eine ungerechte Maßregel (die Gütersequestration) verhing. Dies war der Hauptgrund zum Abbruch der diplomatischen Verbindung. Wollte man davon die Schuld unserer Presse zuschreiben, so kann ich nur erwidern, daß Österreich mit England auf bestem Fuße steht, obschon sich damals die englische Presse sehr feindselig äußerte, und daß Österreich auch mit Belgien in innigem Verhältnisse lebt, ja sogar in Familienverbindung getreten ist, obschon die belgische nicht weniger frei und ungenirt sprechen mag als die unsere. Es war nicht die Presse, sondern der Gegensatz zweier Systeme, die nebeneinander unverträglich sind. Österreich war es auch, welches die Verträge verletzte. Es griff durch seine militärischen Annexationen den Apenninen entlang um sich, und ich muß behaupten, daß die italienischen Fürsten das Recht nicht besaßen, die Unabhängigkeit ihrer Länder an Österreich zu überlassen. Es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz des öffentlichen Rechts, daß die Fürsten kein Recht dazu haben, ihre und ihrer Völker Unabhängigkeit zu veräußern. Deshalb protestirten wir laut gegen die Ausbreitung Österreichs in Italien, und gerade die Verträge stehen uns hierin zur Seite. Aber nicht allein aus Sympathie für das übrige Italien protestirten wir, sondern auch, weil solche Ausbreitung Österreichs auch für uns eine Drohung ist. Oder wäre es keine Gefahr für uns, daß Österreich Parma, Modena besetzt, daß es seine Truppen auf die Gipfel der Apenninen sendet, um ungestraft Genua, die Geburtsstadt des Hrn. von Brignole, zu bedrohen? Darum mußte Piemont protestiren, und auch die kleinen Staaten müssen zeigen, daß es ihnen Ernst ist, ihre Rechte aus allen Kräften zu vertheidigen. Das ganze gebildete Europa hat anerkannt, daß der Zustand Italiens abnorm ist und daß Abhülfe geschehen muß, und ich habe die Überzeugung, daß eine allgemeine Beruhigung nicht eintreten kann, ohne daß in den Verhältnissen Italiens tiefgreifende Verbesserungen vorgenommen werden. Wie dieser Zweck zu erreichen, muß ich dahingestellt lassen. Aber wir werden die Genugthuung erhalten, die Mittel, die uns zu Gebote stehen, vorbereitet zu haben, wenn wir uns zum Kriege bereit machen und dafür sorgen, daß auch die Diplomatie auf jenen Zweck hinwirke."

Die Rede des Ministers wurde mit dem gewöhnlichen Beifallssturme aufgenommen. Die Abstimmung, welche sodann erfolgte, ergab 59 Stimmen für das Anleihegesetz und nur 7 dagegen. Die conservativ-klerikale Partei, deren Opposition man gerade im Senate erwartet, schien inmitten der allgemeinen patriotischen Bewegung den Widerstand aufgegeben zu haben.

Wir würden uns in dem Gewirr der Tagesereignisse verlieren, wollten wir den Miturheber der politischen Krisis vom Jahre 1859 in seinen staatsmännischen Acten noch weiter verfolgen. Die Tendenz, welche die Politik des Grafen Cavour beherrscht, strebt offenbar dem Ziele zu, sein Vaterland Piemont zum Hebel und Mittelpunkte eines national und politisch freien Italien zu machen. Ob diese Aufgabe an sich Gültigkeit habe; ob der eingeschlagene Weg zum Ziele führe; ob es gerechtfertigt, das Schicksal des Landes und vielleicht ganz Italiens an die geheimnißvollen Entwürfe eines Helfers zu knüpfen, dessen eigene Zukunft ebenso unbestimmbar erscheint wie sein Charakter; ob es nicht eher hochmüthige Überhebung als Patriotismus sei, das Äußerste zu wagen und mit dem mächtigsten Gegner vielleicht den ganzen Welttheil unter die Waffen zu treiben — diese und andere Fragen mögen billig künftigen Darstellungen dieses Werks zur Erörterung verbleiben. Hier nur noch einiges über das persönliche Wesen des Mannes, dessen Thun unsere Gegenwart so heftig bewegt.

Graf Cavour ist ohne Zweifel ein Mann von großen Geistesgaben, von seltener und höchst energischer Willens- und unermüdlicher Arbeitskraft. Neben seinen Ministerportefeuilles führte er bisher noch eine ganze Reihe von Ämtern, wie das eines Notars der Krone, eines General-

postintendanten, eines Vicepräsidenten der königlichen Feuerversicherungscompagnie, eines Mitglieds des turiner Municipalraths und der königlichen Handelskammer, und alle diese Ämter nehmen seine Aufmerksamkeit oft in hohem Grade in Anspruch. Noch erstaunlicher erscheint aber seine Thätigkeit, wenn man weiß, daß auf dem Grafen Cavour die Verwaltung eines riesigen Privatvermögens (gegen 20 Millionen) lastet, welches zum großen Theil in industriellen und agricolen Unternehmungen angelegt ist, deren Oberleitung er selbst mit entschiedenem Erfolge führt. So hat er z. B. auf seinen ausgedehnten Grundbesitzungen bedeutende Verbesserungen und neue Wirthschaftsmethoden eingeführt, die diese Güter zu wahren landwirthschaftlichen Musterschulen machen. Man dürfte vielleicht meinen, daß eine solche Sorgfalt für Privatangelegenheiten überhaupt unvereinbar wäre mit den öffentlichen Pflichten, und zwar schon deshalb, weil letztere die volle Kraft und Zeit des Mannes in Anspruch nehmen müssen. Man kann dagegen bemerken, daß der Graf eine ungemeine Geschäftspraxis besitzt, die ihn in seltener Weise fördert, und daß er mit der Zeit zu geizen weiß, wie kaum jemand. Dann aber sind seine Privatangelegenheiten kaum als solche zu betrachten, da er es hierin nicht auf persönliche Bereicherung abgesehen hat, sondern auf die Hebung und Unterstützung der vaterländischen Erwerbthätigkeit. Niemand, der den Grafen Cavour näher kennt, verweigert ihm das Zeugniß, daß die Anlegung und Verwendung seiner Glücksgüter wesentlich von dem Sinne eines ebenso warmen als praktischen Patriotismus bestimmt wird, der mit seiner schlichten Lebensweise und seiner unbegrenzten Liberalität in vollem Einklange steht.

Nichts erscheint dem Grafen kostbarer als die Zeit. Er gönnt sich nur vier Stunden Nachtruhe und hat sich überhaupt daran gewöhnt, auf Bedürfnisse und Genüsse, welche Zeit rauben, Verzicht zu leisten. In den Audienzen, welche er ertheilt, ist er in den ersten Augenblicken affabel, gefällig, entgegenkommend, doch wird er ernst und zurückhaltend, wenn der Besucher unnöthige Worte verliert oder von dem Gegenstande der Audienz abweicht. Durch unruhige Bewegung gibt er zu erkennen, daß er alles wohl verstanden, daß die Angelegenheit, die man ihm empfiehlt, besorgt werden wird. Eine Art Erkenntlichkeit drückt sich dagegen auf seinem Gesicht aus, wenn der Empfangene sich rasch nach kurzgefaßter, gedrängter Auseinandersetzung seiner Mittheilungen oder Begehren verabschiedet. Zu leeren Complimenten läßt er niemand Zeit; sein scharfer Blick und das ironische Lächeln, welches seinen Mund umspielt, wirken lähmend auf Bücklinge und fade Höflichkeitsphrasen. So erscheint Graf Cavour im Cabinet, in seiner Amtswirksamkeit; begegnet man ihm aber in geselligem Kreise, so kann man sich einer leichten Verwunderung nicht erwehren, wie derselbe Mann, auf dessen Stirn den ganzen Tag über geschäftliche Sorgen lagern, den brillantesten Humor entwickelt und sich mit der Ungezwungenheit eines vollkommenen Weltmanns bewegt. Die natürliche Lebhaftigkeit und Unruhe seines Geistes verräth sich aber auch bei solchen Gelegenheiten. Er widmet rasch bald dieser, bald jener Person einen Augenblick und wechselt fast ebenso oft in der Conversation die Sprache. Man hört ihn bald Italienisch und selbst im piemontesischen Dialekt, bald Französisch, Englisch oder Deutsch sprechen, welche Sprachen er, mit Ausnahme des Deutschen, rein und geläufig spricht.

Auf der Straße und unter den Säulengängen am Po sieht man den Ministerpräsidenten gewöhnlich zu Fuß, in Begleitung einiger Collegen oder parlamentarischer Freunde, mit welchen er eher zu discutiren oder wichtige Angelegenheiten zu berathen als sich zu unterhalten scheint. Seine Kleidung, gewöhnlich schwarz, ist sehr einfach, bald elegant, bald vernachlässigt. Obwol Inhaber vieler Orden, läßt er nie ein Kreuz oder ein Ordensband erblicken, wie er überhaupt große Gleichgültigkeit für Titel und Ehrenzeichen an den Tag legt.

Besonders scharf prägt sich das eigenthümliche Wesen des Grafen Cavour aus in der Kammer, am Ministertische, zumal bei Gelegenheiten, wo es gilt, mit der Opposition eine Lanze zu brechen. Zurückgebeugt, den Gegner streng ins Auge fassend, folgt er der Rede, bisweilen ein kaustisches Wort dazwischenwerfend, oft aber auch, wenn ihn die Argumentation des Opponenten unangemessen scheint und verletzt, die Rede mit einem ironischen Lächeln begleitend, das nicht selten den Redner befangen macht und die Heiterkeit der Kammer erregt. Selten antwortet Graf Cavour auf die Angriffe eines einzelnen Sprechers. Erst nachdem alle eingeschriebener Redner der Opposition ihr Wort gesprochen, erhebt er sich zur Vertheidigung seiner Entwürfe und bekämpft er alle Einwände und Angriffe der Opposition in Masse. Obschon es ihm gänzlich an Schwung fehlt und selbst an Redegeläufigkeit, beherrscht er doch das Auditorium durch seine Gedankenenergie, durch den Reichthum der Belege und die seltene Klarheit

seines Wortes, welches abwechselnd von humoristischem oder ernstem Tone getragen wird, aber immer von treffender Wirkung ist. Seine Rede reißt nie die Versammlung fort, vor welcher er spricht, aber sie gewinnt Anhänger oder zwingt wenigstens, ihm mit gespannter Aufmerksamkeit bis zum Schlusse zu folgen. Mit einem bewundernswürdigen Gedächtnisse begabt, hat man ihn oft in drei- bis vierstündiger Rede die schwierigsten ökonomischen und finanziellen Fragen entwickeln, Massen von Ziffern und statistischen Daten mit der größten Sicherheit citiren hören, ohne daß er sich der Aufzeichnung bediente.

In der innern Politik sind dem Grafen Cavour bürgerliche Freiheit, Volkswohl und Staatssicherheit identische Begriffe. Er betrachtet und vertheidigt diese Freiheit als eine durchaus praktische Nothwendigkeit mit kalten Verstandesgründen, frei von theoretischer oder speculativer Beimischung, sodaß es scheint, als ob ihm überhaupt der Sinn für ideale Lebensauffassung abgehe oder doch in ihm weniger ausgebildet sei als die praktische und zweckmäßige Auffassung der Dinge. In dem monarchischen Repräsentativsystem erblickt er das Muster des modernen Culturstaats, weil in ihm die Interessen und das Wohl aller am gesichertsten erscheinen.

Graf Cavour ist von mittlerer, aber kräftiger Gestalt, rasch und sicher in seinen Bewegungen, lebhaft im Gespräch, von leicht erregbarem, selbst ungestümem Temperamente. Die Ruhe und Kälte des Diplomaten besitzt er nicht, aber seine südliche Heißblütigkeit wird in jeder Situation beherrscht durch geistigen Scharfblick und kluge Abwägung der Mittel. In seinem ganzen Äußern mischt sich merkwürdig der Aristokrat mit dem unabhängigen Bürger, und diese Mischung ist nichts Zufälliges; sie ist der Ausdruck seines innern Wesens, seines Denkens und Trachtens. Obschon der Graf noch in der Blüte der Kraft und Jahre steht, scheint er doch entschlossen, seine Tage im Cölibat zu verbringen. Ein Neffe, der gegenwärtig die diplomatische Laufbahn betreten, würde hiernach der Erbe seiner Reichthümer sein.

Flachs und Flachsbereitungsanstalten.

Lange Faserstoffe, welche sich zur Anfertigung von Tauen, Stricken, Schnüren, in größerer Verfeinerung zum Garnspinnen eignen, bietet das Pflanzenreich häufig dar, und ohne Zweifel ist das Menschengeschlecht schon in seiner frühesten Kindheit auf dieselben aufmerksam geworden. An den Kokosnüssen (den Früchten der Kokospalme) hat der die harte Schale äußerlich umkleidende Bast, aus dem noch jetzt Stricke gedreht und Garne zu Fußdecken u. s. w. gesponnen werden, eher entdeckt werden müssen, als der schwierig zugängliche eßbare Kern. Viele in den heißen Erdgegenden einheimische monokotyledonische Pflanzen lassen beim Zerreißen ihrer großen Blätter einen Reichthum langer und starker Fasern wahrnehmen, welche sich leicht absondern und durch einfache Verfahrungsarten ziemlich reinigen lassen; so mehrere Palmen, die zähe Flachslilie (wovon der neuseeländische Flachs gewonnen wird), der Pisang (welcher den Manilahanf liefert), die Agave, die Ananaspflanze u. s. w. Bei manchen Bäumen (z. B. Linden, einigen Maulbeerarten u. s. w.) ist der Bast — der zwischen Rinde und Holz liegende Gefäßbündelring — auffallend feinfaserig, zertheilbar und zäh. Aber die feinsten und geschmeidigsten Fasern sind in den Stengeln krautartiger Pflanzen enthalten, von welchen manche daran so reich und durch Länge wie Festigkeit des Faserstoffs so ausgezeichnet sind, daß sie hierdurch eine besonders hervorragende Rolle spielen. Noch ist keine Pflanze bekannt, welche in dieser Beziehung die beiden durch ganz Europa angebauten und benutzten: den Flachs und den Hanf, überträfe oder auch nur völlig erreichte. Alle Versuche, andere Pflanzenstengel (wie von gemeinen Nesseln, Wasserdost, Winden, Hopfen, Bohnen, Kartoffeln) als Surrogate der ebengenannten zu benutzen, haben keinen zufrieden stellenden Erfolg gehabt; und mehrere außer Europa producirte Faserstoffe, als: das chinesische Gras in China aus einer Nesselart, der Rameehanf auf den Sundainseln und der Kalluihanf in Ostindien von zwei andern Nesselarten, der Judhanf in Ostindien von mehreren Arten des Sattkrautes (Corchorus), der Sunnhanf ebenda von der binsenartigen Klapperschote, der Bombayhanf von dem hanfartigen Hibiscus, sind theils für die fabrikmäßige Verarbeitung in Europa nicht wohlfeil genug, theils aber (und zwar meist) weniger fein oder weniger fest als unser Hanf und Flachs.

Wenn wir im Folgenden, unserer Aufgabe entsprechend, ausschließlich den Flachs zum Gegenstande der Betrachtung machen, so muß zuvörderst bemerkt werden, daß in den Stengeln der

Lein- oder Flachspflanze drei constituirende Bestandtheile unterschieden werden müssen, nämlich ein zartes Oberhäutchen, eine darunterliegende Schicht Bastfasern und ein holzartiger röhrchenförmiger Kern, welcher von dem Baste wie von einem Schlauche umschlossen ist. Die Oberhaut geht bei der Bereitung des Materials ohne weiteres in Staub auf und erfordert demnach keine eigene Berücksichtigung; das Holz aber muß fortgeschafft werden, um die Faser für sich zu gewinnen. Die einfachste Untersuchung eines rohen getrockneten Leinstengels läßt erkennen, daß der holzige Kern eine gewisse Zähigkeit besitzt, daß der Bast an demselben genugsam festhängt, um nicht ohne einigen Widerstand abgezogen werden zu können, und daß — was am wichtigsten ist — in dem Baste selbst die parallelen Fasern nicht lose nebeneinander liegen, sondern innig miteinander verbunden, gleichsam zu bandförmigen Streifen verklebt sind, wie etwa das Kopfhaar eines Menschen, welches man mit Gummiwasser schwach genäßt und mit einem groben Kamme durchgekämmt hätte, nach dem Trocknen sich darstellen würde. Es hat weder die Pflanzenanatomie die Art des Zusammenhangs zwischen den Fasern und deren Verklebungsmittel, noch die Chemie die Natur dieses letztern genau bisjetzt nachgewiesen; doch scheint der Bindestoff dem Pflanzenleim am nächsten zu stehen, und gewiß ist, daß derselbe stickstoffhaltig, im Wasser nicht auflöslich, dagegen in alkalischer Lauge auflöslich ist.

Hiernach ergibt sich schon, daß, um die Flachsfasern zu isoliren, wie es für das Verspinnen derselben erfordert wird, der pflanzenleimartige Stoff wenigstens zum größten Theile entfernt werden muß, und daß dies nicht etwa durch Auswaschen mit Wasser erreichbar ist. Eine Behandlung der Stengel mit Lauge könnte höchst wahrscheinlich zum Ziele führen, stellt sich aber für die praktische Anwendung jedenfalls als zu weitläufig und zu kostspielig dar. Glücklicherweise hat die Natur selbst einen bessern Weg gewiesen. Vermuthlich beobachtete man schon vor undenklicher Zeit, daß Leinstengel, welche im Freien liegend durch längere Zeit der Wirkung von Luft, Sonnenschein, Thau und Regen ausgesetzt blieben, nachher eine sehr auffallende Veränderung erlitten hatten, welche durch eine nunmehr bemerkliche Mürbheit des holzigen Kerns sowie eine leichte Ablösbarkeit und Zertheilbarkeit des faserigen Bastes zu erkennen war; und man mußte bald dahin geführt werden, diesen natürlichen Proceß durch die Kunst in geregelter Weise nachzuahmen, indem man die zur Zeit der Reife ausgezogenen Stengel auf dem Felde ausbreitete, nach Bedürfniß umwendete und im rechten Zeitpunkte wieder ins Haus nahm. Der hierbei stattfindende Vorgang ist ein gelinder Grad des Vermoderns, von welchem die Faser später als die übrigen Bestandtheile angegriffen wird; erfordert aber zum genügenden Vorschreiten mehrere Wochen, ja zwei bis drei Monate. Er findet auch, und zwar viel schneller (binnen ein bis zwei Wochen) statt, wenn man die Stengel in — stehendes oder fließendes — Wasser legt, worin durch die chemische Zersetzung des Pflanzenleims alle Erscheinungen der Fäulniß — Gasentwickelung, übler Geruch, dunkle Färbung des Wassers und des Flachses — hervortreten. Die eine oder die andere Art der Behandlung wird unter dem Namen des Röstens, Röttens oder Rottens verstanden, und man unterscheidet die Luft- oder Thauröste (durch Ausbreiten unter Einwirkung der Witterung) von der Wasserröste (durch Einweichen in Wasser). Beide Methoden führen, zu lange fortgesetzt, eine Schwächung und zuletzt eine Zerstörung der Faser (das Verrotten) herbei; am leichtesten thut dies die Wasserröste, weil sie ihrer Natur nach weit rascher verläuft und hier demnach eine Zeitversäumniß gleich von bedeutenderm Einflusse ist. Deshalb pflegt man meist ein combinirtes Verfahren in Ausführung zu setzen, indem man den Rohflachs zuerst im Wasser beinahe fertig röstet, dann aber durch einige Wochen zum Nachrösten (und gleichzeitig damit eintretenden Bleichen) auf das Feld breitet. Der Gewichtverlust des Flachses durch das Rösten (vorher und nachher in gut lufttrockenem Zustande gewogen) beträgt gewöhnlich zwischen 20 und 25 Proc.

Es sind vielerlei Versuche gemacht worden, um durch Modification der Wasserröste zu erreichen, daß entweder der mit dem gewöhnlichen Verfahren verbundene höchst unangenehme und vielleicht selbst gesundheitsschädliche Geruch beseitigt, oder der Verlauf beschleunigt, oder endlich die Schönheit und Güte des Flachses erhöht würde. Abgesehen von ältern bereits gänzlich verschollenen Projecten oder von solchen neuern, welche auf den ersten Blick sich als unpraktisch darstellen (z. B. Zusatz von Harnstoff zum Röstewasser), ist hier zu erwähnen: das Verfahren Gautier de Claubry's, dem Wasser ¼ Proc. seines Gewichts Schwefelsäure beizumischen, wobei allerdings aller üble Geruch vermieden wird und der Flachs bei gehöriger Sorgfalt sehr gut ausfällt, aber viel Handarbeit nöthig ist und die geringste Unvorsichtigkeit die ganze Flachsmasse zu Grunde richtet; die Warmwasserröste von Schenck, welche in großen Bottichen mit durch

Dampf auf 20—26° R. erwärmtem Wasser vorgenommen wird, zwar nur drei bis vier Tage dauert, aber durch die nöthigen kostspieligen Anlagen ganz allein für große fabrikmäßige Bereitungsanstalten sich eignet; die Röste von Terwangne, von der vorstehenden nur dadurch verschieden, daß der stinkende Geruch mittels eines Zusatzes von Kreide und Kohlenstaub zum Wasser zerstört wird; endlich zwei anfänglich über alles Maß gerühmte, aber sehr schnell wieder verschwundene, daher sicher ganz ungenügende Methoden, nämlich das Buchanan'sche Röstverfahren, wonach durch Behandlung des Flachses mit kochendheißem Wasser die Operation angeblich in vier Stunden beendigt würde, und die Dampfröste von Watt, welche mittels Einwirkung der Wasserdämpfe den Zweck in 10—12 Stunden erreichen sollte. Diese kurzen Andeutungen zeigen schon zur Genüge, daß bisjetzt kein Weg gefunden ist, die übliche Röste ohne künstliche Hülfsmittel, in Wassergruben, Teichen oder Flüssen, durch ein in allen Beziehungen besseres und für die allgemeine Anwendung geeignetes Verfahren zu ersetzen.

Wenn der Flachs gut geröstet und wieder getrocknet ist, zeigt sich das Holz der Stengel auffallend leicht zerbrechlich, und der Bast — ohne merklich an Festigkeit verloren zu haben — so verändert, daß ein mäßiges Reiben zwischen den Fingern schon hinreicht, ihn nicht nur vom Holze gänzlich zu trennen, sondern auch ziemlich vollständig in seine Fasern zu zertheilen. Da eine solche Behandlung mit den Händen, welche nur auf einzelne oder wenige Stengel anwendbar sein würde, zur Ausführung im großen völlig ungeeignet ist, so mußte man an deren Stelle die Bearbeitung mit mechanischen Hülfsmitteln setzen, welche denn auch wirklich in höchst einfacher Gestalt von alters her auf die Gegenwart gekommen sind. Die hier in Rede stehende Zubereitung des gerösteten Flachses zerfällt in zwei Perioden, erfordert also zwei Operationen: zuerst wird der Holzkern der Stengel zerquetscht und in viele kleine Bruchstücke zerknickt, sodann handelt es sich um die vollständige Absonderung desjenigen Theils der Schäbe (der Holzsubstanz), welcher bei jenem Knicken nicht von selbst abgefallen oder durch leichtes Schütteln entfernt ist. Die erste der genannten beiden Arbeiten besteht der Regel nach in dem Brechen, die zweite im Schwingen.

Die gewöhnliche Handbreche, womit der Flachs gebrochen wird, ist ein hölzerner Bock, auf welchem oben drei horizontale, 2 Fuß lange, 3—4 Zoll hohe und 1/2 Zoll dicke Bretchen nebeneinander festliegend so angebracht sind, daß sie eine zugeschärfte Kante aufwärts kehren und durch offene Zwischenräume von 1 Zoll Breite getrennt sind. Diese drei Bretchen (Messer genannt) bilden zusammen das, was man die Lade nennt. An einem Ende der Lade ist mit derselben durch ein Charnier der Deckel verbunden, welcher zwei ähnliche Messer — mit niederwärts gerichteter Schärfe — und einen Handgriff enthält. Indem die arbeitende Person eine Hand voll Flachsstengel quer über die Lade unter den aufgehobenen Deckel legt und letztern mit stoßender Bewegung niederdrückt, treten die Deckelmesser zwischen die Messer der Lade ein und der Flachs wird durch die empfangene Zickzackbiegung zerknickt. Diese Behandlung wird wiederholt und nach und nach auf der ganzen Stengellänge ausgeübt. Es ist klar, daß hierbei selbst die aufmerksamste Person nicht vermeiden kann, daß nebst dem Holzkerne auch ein Theil Fasern (auf die es gar nicht abgesehen ist) zerkleinert, in Stücke gerissen wird. In manchen Gegenden wird, als Vorbereitung zum Brechen, der Flachs in einer Bokemühle gebokt, d. h. auf einem flachen Steine unter vom Wasser getriebenen Stampfern zerquetscht, wobei der holzige Stengel sich platt schlägt und der Länge nach spaltet, sodaß das nachfolgende Brechen weniger Kraft erfordert, schneller beendigt ist und etwas weniger Gefahr für die Fasern mit sich führt, weil das Material bereits einen gewissen Grad von Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit erlangt hat, auch ein bedeutender Antheil Schäbe beim Boken abging. Nur ausnahmsweise an wenigen Orten bedient man sich statt der Handbreche einer Brechmaschine, aus drei oder vier ineinander eingreifenden cannelirten hölzernen Walzen bestehend, von denen die eine mittels einer Kurbel umgedreht wird, die andern vermöge des Eingriffs sich von selbst mitdrehen und der durchgehende Flachs an vielen Punkten, jedoch weniger scharf als in der Handbreche, geknickt wird. Die Belgier gebrauchen weder Handbreche noch Brechmaschine, sondern bedienen sich des Botthammers, eines schweren eingekerbten Holzes, welches an einem langen gekrümmten Stiele sitzt, und womit von dem etwas vorgebückt stehenden Arbeiter der auf ebenem festen Fußboden ausgebreitete Flachs geschlagen wird; indem hierbei alles Knicken der Stengel vermieden ist und die ganze Wirkung auf ein quetschendes Zertrümmern der Holztheile hinausläuft, werden die Fasern auffallend geschont, aber die Schäbe sondert sich nicht so reichlich ab, wie durch das Brechen, sodaß beim nachherigen Schwingen der gebottete Flachs mehr Arbeit verursacht als der gut gebrochene.

Das Schwingen besteht in einem heftigen Schlagen des — über den Rand eines aufrecht

stehenden Bretes frei herabhängenden — Flachses mittels eines breiten hölzernen Schwertes (Schwingmesser), wobei durch die eintretenden Erschütterungen und die streichende Einwirkung nach und nach die Schäbetheilchen vollständig abgesondert werden. Hin und wieder ist statt des Schwingens das sogenannte Ribben gebräuchlich, wobei der — fächerartig auf einem flachen steifen Leder dünn auseinander gebreitete — Flachs mit einem stumpfen Messer geschabt und hierdurch ebenso gründlich als schnell von Schäbe befreit wird. Beim Schwingen sowol wie beim Ribben geht der Theil Fasern, welcher durchs Brechen abgerissen wurde, nebst der Schäbe in den Abfall (das Schwingwerg); ja es wird durch diese Behandlungen selbst wieder, wenn man sie nicht äußerst behutsam ausführt, ein fernerer Theil Fasern zerrissen und als verwirrte unreine Masse mit abgesondert. Man kann annehmen, daß ein Achtel bis ein Drittel des in den Stengeln vorhandenen Faserstoffs in dem fast werthlosen Schwingwerk enthalten ist, also verloren geht, oder auf ein Zwanzigstel, ja ein Dreißigstel des Preises herabgesetzt wird, den eben diese Fasern, wären sie conservirt worden, als Flachs haben würden.

Der geschwungene Flachs ist unter dem Namen Reinflachs oder Schwingflachs Gegenstand des Großhandels. Zum Spinnen muß er noch ferner durch das Hecheln verfeinert werden, wobei wieder 25—60 Proc. seines Gewichts als eine kurze verwirrte Fasermasse (Werg, Hechelwerg) abgehen. Eine nicht unbedeutende Menge Flachs wird gehechelt in den Handel gebracht, jedoch nur zum Verbrauch für die Handspinnerei; die Maschinenspinnereien kaufen nur Schwingflachs und verrichten das Hecheln selbst, weil das Hechelwerg ihnen ein unentbehrliches Material zur Erzeugung mittlerer und geringerer Garnsorten ist.

Die Flachsbereitung in den Händen der Landleute, vom Rösten an bis zum Schwingen einschließlich, bietet fast durchgehends noch denselben Zustand dar, welcher von Jahrtausenden her auf die Gegenwart sich vererbt hat. Von einer Einsicht in das Wesen und die Grundbedingungen der einzelnen Operationen, in die Mittel zur Vervollkommnung, in die Forderungen, welchen das angewendete Werkzeug entsprechen soll, kann nicht die Rede sein bei einem Geschäfte, welches dem gröbsten Empirismus schlichter Landleute, ja großentheils den Händen von weiblichen Personen und Kindern überlassen ist. Aus Sparsamkeit oder Unkenntniß werden außerdem nur zu oft die Werkzeuge in schlechtem Zustande fort und fort gebraucht. Ungeschicklichkeit und Sorglosigkeit kommen häufig hinzu, kurz alles wirkt dahin, die quantitative Ausbeute an reinem Flachse zu verringern und die Qualität des Erzeugnisses herabzusetzen. Die tägliche Erfahrung zeigt in der That, daß der Flachs großentheils zu wenig oder zu viel geröstet, nicht nach Länge und Feinheit sortirt, beim Brechen mehr als unvermeidlich beschädigt, beim Schwingen unnöthigerweise zerrissen und vor allem schlecht von der Schäbe gereinigt wird. Zunächst für die Landwirthe selbst entsteht aus dieser Sachlage der Nachtheil, daß das an Quantität und Qualität unter dem Erreichbaren bleibende Product nicht den größtmöglichen Gewinn abwirft. Die ganze ländliche Flachsbereitung hätte demnach, da sie hinter den Fortschritten anderer Industriezweige zurückgeblieben ist, längst zu Grunde gehen müssen, wenn nicht eigenthümliche Umstände sie gehalten hätten. Der Landmann baut und bereitet nicht nur den Flachs, sondern auch das Spinnen, und in vielen Gegenden wird sogar das Weben (freilich fast nur grober Leinwand) von ihm betrieben; bei dem, was der Verkauf des Garns an Geld abwirft, wird nicht calculirt, ob der Gewinn dem aufgewendeten Quantum Arbeit entspreche, ob überhaupt Gewinn da sei; manche der vorfallenden Arbeiten werden von Kindern und alten schwachen Personen als ein reiner Ersatz des Nichtsthuns verrichtet, an Berechnung von Arbeitslohn ist nicht gedacht, den Lebensunterhalt der arbeitenden Personen schreibt man nicht dem gelieferten Producte auf Rechnung, weil er als etwas ohnehin Nöthiges gilt. Ein solcher Zustand wird nach und nach desto unhaltbarer, je mehr in der Verarbeitung des Flachses — im Spinnen und Weben — die fabrikmäßige Betriebsweise die Oberhand gewinnt und demzufolge immer allgemeiner die Ansprüche an das Material sich steigern. Die Maschinenspinnerei verlangt einen sorgfältig zubereiteten und aufs beste von Schäbe gereinigten Flachs; sie fordert eine nur durch gründliches Sortiren zu erreichende Gleichförmigkeit großer Partien, rücksichtlich Farbe, Länge, Feinheit, Stärke, Glanz und Weichheit der Faser. Allen diesen Bedingungen im Verein kann die Dazwischenkunft des Flachshändlers nicht genügen, weil dieser die Verbesserung der Zubereitung nicht in seiner Macht hat; es muß weiter zurückgegriffen und die Flachsbereitung selbst schon dem Flachsbauer abgenommen werden, um in Hände überzugehen, welche ausgerüstet sind mit der nöthigen Sachkenntniß und Umsicht zu einem streng geregelten rationellen Betriebe, sowie mit den erforderlichen Geldkräften, um die besten Werkzeuge und Maschinen anzuschaffen, große Flachsmassen behufs ordentlicher Sortirung auf einem Punkte zu concentriren und die Bearbei-

tung nicht übereilen zu müssen, da erfahrungsmäßig eine längere Lagerung des Flachses im rohen oder im gerösteten Zustande seiner Güte nur Vortheil bringt; endlich mit kaufmännischen Fähigkeiten und Verbindungen, um das Product aufs vortheilhafteste zu verwerthen, die entsprechendsten Absatzwege ausfindig zu machen und dabei die Handelsconjuncturen ebenso klug abzuwarten als geschickt zu benutzen.

Diese volkswirthschaftlich unzweifelhaft richtigen Betrachtungen haben in den letztverflossenen zehn Jahren den Anlaß gegeben zur Begründung fabrikmäßiger Flachsbereitungsanstalten (zuerst und in der größten Anzahl in Irland, wo im Jahre 1851 etwa zwanzig bestanden, außerdem in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Österreich, Baiern, Preußen, Hannover, Sachsen u. s. w.), welchen die Erfindung der Schenck'schen Warmwasserröste zu statten kam, sofern bei deren schnellem Verlauf große Mengen Flachs in verhältnißmäßig kurzer Zeit und kleinem Raume geröstet werden können, und für welche man zweckmäßige Brech- und Schwingmaschinen construirte, da von Anfang ein Betrieb durch Elementarkraft, sowol zur Beschleunigung der Arbeit als zur Ersparung kostspieligen Arbeitslohns, für nothwendig erachtet wurde. Die meisten dieser Anstalten haben bisjetzt nicht mit entschiedenem ökonomischen Vortheile gearbeitet, manche sind sogar aus diesem Grunde bereits wieder eingegangen; allein dies beweist nicht, daß das Princip unrichtig sei, sondern nur, daß eine radicale Umwandelung und Neuorganisation des Flachsbereitungsgeschäfts mehr Schwierigkeiten darbietet, als man erwartete, darum auch so schnell nicht gelingen kann, vielleicht auch, daß die beste Art der Einrichtung und des Betriebs für die Anstalten noch nicht gefunden ist. Haupthindernisse des Gedeihens der fabrikmäßigen Flachsbereitung haben bisher vorzüglich in folgenden Umständen gelegen:

a) Der Flachsbau wird — wenigstens in Deutschland — fast nur von kleinen Landwirthen betrieben, weil große Grundbesitzer einerseits das häufige Vorkommen mittelmäßiger oder schlechter Ernten scheuen, andererseits nicht die zu Bearbeitung sehr beträchtlicher Flachsmassen nach hergebrachter Weise nöthige Arbeiterzahl herbeizuschaffen wissen. Der erste Punkt verliert seine Bedeutung dadurch, daß nachgewiesenermaßen eine gute Flachsernte durch das an Bereitungsanstalten verkaufte Flachsstroh und den gewonnenen Leinsamen eine sehr reichliche Bodenernte abwirft; der zweite Punkt erledigt sich von selbst, wenn Bereitungsanstalten vorhanden sind, also die Bereitung des Flachses in der eigenen Wirthschaft aufhört. Es sind demnach vorzugsweise die großen Grundbesitzer, welche in Zukunft die Versorgung der Bereitungsanstalten mit Rohstoff zu leisten haben werden: bisher ist die Bereitwilligkeit hierzu nur ausnahmsweise vorgekommen.

b) Die kleinen Flachsbauer lassen schwer sich geneigt finden, den Flachs roh zu verkaufen, weil sie meinen, es entgehe ihnen dadurch ein Nutzen an der Selbstbereitung, welche ihnen zur Gewohnheit geworden ist. Thatsächlich aber steht es fest, daß dieser Nutzen meist ein eingebildeter ist, wenn für die aufgewendete Arbeit ein entsprechender Tagelohn berechnet wird, und daß der Verkauf des Rohflachses gewöhnlich ebenso viel wirklichen Gewinn abwirft als der Verkauf des aus dem selbstbereiteten Flachse selbst gesponnenen Garns. Übrigens entziehen die Flachsbereitungsanstalten dem Landhaushalte ja nicht das zur Beschäftigung vieler Personen dienende Geschäft der Handspinnerei, nicht einmal die Arbeit des Hechelns. Sofern die Handspinnerei überhaupt noch Aussicht hat, neben der Maschinenspinnerei für längere Dauer fortzubestehen, wird sie hierin von den Flachsbereitungsanstalten nicht beeinträchtigt, vielmehr unterstützt, weil diese Anstalten Gelegenheit darbieten, gutbereiteten Flachs durch Kauf oder in Tausch gegen Rohflachs zu erwerben.

c) Die Bereitungsanstalten sind im Ankauf des Rohflachses auf einen ziemlich kleinen Umkreis beschränkt, weil der Regel nach aus größern Entfernungen als vier bis fünf Meilen dieses voluminöse Material zu sehr durch den Transport vertheuert wird. Berücksichtigt man daneben, daß der Lein nur alle sieben bis zehn Jahre einmal auf dasselbe Land gesäet werden darf, also höchstens ein Siebentel des in einem Bezirke vorhandenen gesammten Ackerlandes zeitweilig mit Flachs bestellt sein kann, ein so reichlicher Flachsbau aber wol selten gefunden wird*) und eine Anstalt nie hoffen kann, den größern Theil alles erzeugten Flachses zu erwerben, so ergibt sich von selbst die Nothwendigkeit, die Anlage in mäßigem Umfange zu machen, namentlich höchstens auf die Verarbeitung von jährlich 10—12000 Zollctr. Flachsstroh zu berechnen, welche durch-

*) In den flachsreichsten Gegenden des Königreichs Hannover z. B. umfaßt der Flachsbau ein Zehntel bis ein Achtel der Ackerfläche; die meisten übrigen Theile — sofern sie überhaupt zu den Flachsdistricten gehören — widmen dem Flachse nur 4—5 Proc. des Ackerlandes oder noch weniger.

schnittlich das Erzeugniß von 5—600 preußischer Morgen Land sind. Bisjetzt haben selbst Anstalten von diesem geringen Umfange (welcher die äußerste Sparsamkeit in Einrichtung und Betrieb nöthig macht) der Regel nach große Noth gehabt, den vollen Bedarf an Rohstoff für angemessene Preise herbeizuschaffen. Ist aber ein theilweises Stillstehen des Betriebs unvermeidlich, so geht aller Nutzen verloren und an die Stelle des Gewinns (welcher ohnehin im besten Falle nur mäßig ist) tritt Verlust.

d) Zum Verkauf des Rohflachses sind die Flachsbauer gewöhnlich am leichtesten dann zu bewegen, wenn der Handel abgeschlossen wird, solange das Gewächs noch halbreif auf dem Felde steht. Die irländischen Bereitungsanstalten z. B. schlugen anfangs diesen Weg ein. Allein die Taxation des Flachses auf dem Halme ist höchst unsicher und führt leicht zu beträchtlichen Einbußen, abgesehen von der Schwierigkeit, die Ernte auf weit zerstreuten Grundstücken selbst zu bewerkstelligen oder auch nur zu überwachen, und von den Verlusten, welche durch Diebstahl oder Unterschlagung herbeigeführt werden können. Die einzige reelle und vortheilhafte Art des Ankaufs ist der Kauf des Flachsstrohs in gut lufttrockenem Zustande und geriffelt (d. h. ohne die Samenknoten).

e) Die Flachsmaschinenspinnerei ist in Deutschland noch nicht zu einem solchen Umfange gelangt, daß die Spinnereien sich gegenseitig Concurrenz im Flachsankaufe machen; den Bereitungsanstalten hat es deshalb bisjetzt meist an hinlänglicher Gelegenheit zu leichtem und vortheilhaftem Absatz in der Nähe gefehlt.

f) Der Flachsbau bedarf in dem größten Theile Deutschlands noch wesentlicher Verbesserungen (durch Auswahl des besten Samens, tiefe Bearbeitung und gute Düngung des Landes, sorgfältiges Jäten u. s. w.), bis das Product dem russischen oder gar dem belgischen Flachse nahe genug kommt; zu häufig sind noch kurze und unreine Flächse, welche verhältnißmäßig hohe Bereitungskosten verursachen und ein wenig werthvolles Product liefern.

Über die jetzt gewöhnlich in den Flachsbereitungsanstalten angenommene Betriebsweise mögen folgende Andeutungen genügen.

Das Flachsstroh (der rohe lufttrockene von den Samenknoten befreite Flachs) wird nach Länge und Dicke der Stengel sortirt, und nur möglichst gleiche Antheile werden miteinander verarbeitet. In dieser Beziehung gehen einige Anstalten mit mehr, andere mit weniger Strenge zu Werke; am besten ist es allerdings, jedes Bündel zu dem gedachten Zwecke zu öffnen und nach Erforderniß das Ungleichartige herauszunehmen; allein die bedeutenden Ausgaben, welche der hierfür aufzuwendende Tagelohn verursacht, sind meist ein Hinderniß, die Genauigkeit so weit zu treiben. Dagegen kann bei der Flachsernte ohne zu große Arbeitsvermehrung das Sortiren nach der Länge recht gut geschehen, indem drei Personen hintereinander das Feld abgehen, die erste nur die höchsten Stengel faßt und ausrauft, die zweite auf dem bereits einmal gerauften Theile dasselbe thut (also die Mittelsorte sammelt) und die dritte den Rest mitnimmt.

Der sortirte Flachs, in dünne Bündel gebunden, wird der Röste übergeben, welche theilweise nach belgischer Art in kaltem und zwar fließendem Wasser stattfindet, der Regel nach aber die schon obenerwähnte Schenck'sche Warmwasserröste ist. Man bedient sich bei letzterer großer ovaler hölzerner Bottiche, in welche der Flachs schräg stehend eingelehnt, aber ziemlich fest zusammengepackt wird. Ein Bottich von 15 Fuß Länge, 11 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe faßt etwa 12 Ctr. Flachsstroh. Etwa 4 Zoll unter einem mit Zwischenräumen versehenen Lattenboden, worauf der Flachs steht, enthält der Bottich den eigentlichen Boden; zwischen beiden Boden liegt ein in zwei oder drei Zügen hin- und zurückgeleitetes Kupferrohr, durch welches man Wasserdampf streichen lassen kann, um den Inhalt des Bottichs zu erwärmen. Nach geschehener Füllung wird ein hölzerner Deckel aufgelegt und befestigt, Wasser zugelassen, bis dieses 1 Zoll hoch über dem Deckel steht, endlich dem Dampfe der Zutritt geöffnet. Sobald hierdurch die Temperatur des Wassers auf den gehörigen — mittels des Thermometers zu beobachtenden — Grad (welcher 20—26° R. beträgt) erhoben ist, sperrt man den Dampf in dem Maße ab, daß die bestimmte Wärme bis zu Ende der Röste möglichst unverändert sich erhält. Bei 20 Grad ist der Flachs gewöhnlich binnen 90—96 Stunden, bei 26 Grad schon nach 66 Stunden fertig geröstet. Er wird nun im Bottich selbst mit reinem (kaltem oder warmem) Wasser gespült, in manchen Anstalten zwischen eisernen Walzen ausgepreßt, schließlich aber entweder auf freiem Felde, oder unter luftigen Schoppen, oder in geheizten Räumen (z. B. über dem Dampfkessel) getrocknet.

Man läßt nun den Flachs gern mehrere Wochen ruhen, ehe man zum Brechen schreitet. Diese Arbeit wird mittels einer Maschine verrichtet, welche aus fünf Paar gußeiserner canne-

lirter Walzen von 2 Fuß Länge und 7—8 Zoll Dicke besteht. Der Flachs geht in unmittelbarer Folge durch alle fünf Walzenpaare und kommt aus dem letzten Paare vollständig gebrochen hervor. Die erstern Walzen haben weniger und gröbere Cannelirungen als die letztern, und jedes folgende Paar dreht sich etwas langsamer um als das vorhergehende. Die Brechmaschine erfordert etwa $1\frac{1}{2}$ Pferdekraft zum Betriebe, und zur Bedienung vier oder fünf Mädchen, von welchen eines den Flachs vorlegt, das andere ihn wegnimmt, die übrigen aber die kleinen Flachsportionen bereiten, welche eine nach der andern auf die Maschine gebracht werden.

Der gebrochene Flachs kommt auf die Schwingmaschine, welche auf einer langen eisernen Welle eiserne Arme, je fünf in Sternform zusammengestellt, und am äußersten Ende jedes Armes ein hölzernes Schwingmesser von 18 Zoll Länge und 8 Zoll Breite enthält. Der Welle wird eine Geschwindigkeit von 160—200 Umdrehungen in der Minute gegeben, wobei also die fünf zusammengehörigen Messer in demselben Zeitraume 800—1000 Schläge auf den von einer Arbeiterin vorgehaltenen Flachs ausüben. Man schwingt zuerst aus dem Groben (was Vorschwingen heißt) und vollendet sodann die Arbeit durch das Reinschwingen, sodaß zweierlei Schwingwerg — grobes sehr unreines und feines reineres — als Abfall entstehen. Acht bis zehn Schwingstände oder Arbeitsplätze an der Schwingmaschine erfordern zusammen eine Pferdekraft zum Betriebe. Ein Vorschwingstand liefert so viel halbgeschwungenen Flachs, als an zwei Reinschwingständen fertig geschwungen werden kann; das tägliche Erzeugniß der an diesen drei Plätzen beschäftigten drei Personen beträgt je nach Beschaffenheit des Flachses und der größern oder geringern Geschicklichkeit 40—100 Pfd. Reinflachs, also 2—$3\frac{1}{2}$ mal so viel, als drei Personen durch Handschwingerei zu liefern vermöchten.

Die Anlage einer Flachsbereitungsanstalt, welche jährlich 12000 Ctr. Rohflachs verarbeiten kann, kostet mit Grundstück, Gebäuden und Maschinen ungefähr 30000 Thlr.

Jan Schröder,

königlich preußischer Viceadmiral und Chef der Marineverwaltung.

Jan Schröder wurde am 15. Nov. 1800 zu Vliessingen in Holland geboren. Sein Vater, ein höherer holländischer Seeoffizier, stammte aus einer deutschen Familie im Kleveschen, und hier verlebte auch der Sohn seine Knabenjahre, als der Vater im Jahre 1802 mit einer Fregatte auf unbestimmte Zeit eine Reise nach Ostindien antrat. Eine sorgfältige Erziehung, welche der junge Schröder in einer Schulanstalt seines Wohnorts genoß, legte den Grund zu seiner spätern wissenschaftlichen Bildung. Schon im frühen Lebensalter sprach sich bei ihm eine entschiedene Neigung für das Seewesen aus, und die damaligen gewaltigen Seekämpfe konnten nur dazu beitragen, das erregbare Gemüth des Knaben noch mehr für die Wahl eines Lebensberufs zu begeistern, auf dem ihm das Beispiel des eigenen Vaters und der Ruhm so vieler unsterblichen Seehelden seines Geburtslandes vorleuchteten.

Nach kaum zurückgelegtem zwölften Lebensjahre trat er dann auch im Februar 1813 als Apprentif marin in den Dienst der niederländisch-französischen Marine. Er wurde als solcher auf dem Linienschiffe Doggersbank eingeschifft, jedoch schon nach 10 Monaten nebst allen andern holländischen Seeleuten von der Flotte entlassen, als die französische Gewaltherrschaft dem Hause Oranien weichen mußte. Einige Monate darauf gelang es ihm, wieder als Steuermannslehrling auf einem kleinern holländischen Schiffe eingestellt zu werden. Dasselbe gehörte zu einem Geschwader, welches das Fort Lasale auf dem Helder, in dem sich noch immer der napoleonische Admiral Verhuel mit den ausgeschifften französischen Schiffsbesatzungen gegen seine eigenen Landsleute hielt, von der Wasserseite zu blokiren hatte. Die hervorragenden Fähigkeiten des Knaben erregten bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, und er wurde infolge dessen im August 1814 als Cadet in die holländische Marine aufgenommen. Aber schon im folgenden Monate ward das Schiff, auf dem er sich befand, außer Dienst gestellt, und der Cadet Schröder kehrte in das älterliche Haus zurück. Die fast zweijährige Zeit seiner Nonactivität benutzte er bestens, um sich die für seine spätere Laufbahn nöthigen theoretischen Kenntnisse zu erwerben, und namentlich betrieb er auch das Studium der deutschen Sprache.

Nach seiner im Jahre 1816 erfolgten Confirmation sah er sich zum Dienste wieder einberufen und machte nun auf einer Corvette eine dreizehnmonatliche Reise nach den holländischen Be-

sitzungen an der Westküste Afrikas und in Westindien. Unmittelbar nach seiner Rückkunft konnte er schon sein Examen als Fähnrich zur See ablegen. Nach vortrefflich bestandener Prüfung ward er trotz seines jugendlichen Alters sogleich befördert und trat seine neue Charge am Bord des Linienschiffs Zeeland an.

Im September 1818 wurde Schröder am Bord der Corvette Ajar nach Niederländisch-Ostindien eingeschifft. Kurz nachdem das Schiff dort angekommen, brachen in Palembang, auf der Ostküste Sumatras, Unruhen aus: der Sultan empörte sich gegen seine Lehnsherren die Holländer und befestigte seine Residenz. Man schickte die Corvetten Ajar und Eendracht gegen ihn ab, welche den Cratong, das befestigte Schloß des Sultans, zwei Tage lang bombardirten. Die Mauern des Schlosses waren jedoch so stark, daß die leichten Geschütze der Corvetten nichts gegen sie vermochten, während die schweren Geschütze der feindlichen Bastionen den Tag über ein wohlgenährtes Feuer gegen die Fahrzeuge unterhielten. Des Nachts aber schickte der Feind Brander auf Bambusflößen gegen die Holländer ab, sodaß diese keinen Augenblick Ruhe hatten. Nachdem die Holländer alle ihre Munition verschossen, sahen sie sich zum Rückzuge genöthigt. Sie mußten sich jetzt auf die Blokade des Soensang (Fluß, an welchem Palembang liegt) beschränken.

Im October 1819 langte eine Schiffsdivision unter Admiral Wolterbek zur Verstärkung an, und das ganze holländische Geschwader machte nun den Versuch, in den Soensang einzudringen. Der Feind war jedoch während der Blokade nicht müßig geblieben: bald sahen sich die Holländer neu errichteten Befestigungen gegenüber, die mit nicht weniger als 140 Kanonen armirt waren. Ebenso fanden sie in deren Nähe den Fluß durch drei Reihen von Pfählen versperrt. Trotz dieser furchtbaren Hindernisse säumte der muthige Admiral keinen Augenblick mit dem Angriffe, mußte sich jedoch nach einem fünfstündigen blutigen Gefechte unverrichteter Sache mit zerschossenen Schiffen und bedeutendem Verluste an Mannschaften zurückziehen. Abermals sahen sich die Holländer auf die Blokade von Palembang beschränkt, indem sie zu weitern Angriffen erst Verstärkungen an kleinen Fahrzeugen heranziehen mußten, ohne welche durch die Pfahlreihen nicht zu bringen war. Ehe diese Verstärkungen in genügender Zahl anlangten, verflossen fast zwei Jahre. Das Geschwader litt während dieser Zeit bedeutend durch Krankheiten, besonders von der Cholera, welche sich plötzlich am Bord der Schiffe zeigte und mehr Opfer forderte als die feindlichen Kugeln. Auch Schröder wurde vom Klimafieber ergriffen; doch erholte er sich, dank seiner kräftigen Natur, bald wieder von diesem gefährlichen Übel.

Im April 1821 erhielt Schröder das Commando über ein Kanonenboot. Der Admiral hielt sich endlich stark genug, um einen neuen Angriff zu wagen, der nun am 20. Juni desselben Jahres erfolgte. Dem jungen Schröder wurde dabei die schwierige Aufgabe, sich mit 11 andern Kanonenbooten gegen eine Batterie von 18 Kanonen zu wenden, deren Feuer die großen Schiffe sehr belästigte, während diese der Terrainverhältnisse halber das Feuer nicht wirksam erwidern konnten. Nach achtstündigem mörderischen Gefechte gelang es den Kanonenbooten, wesentliche Vortheile zu erringen. Sie hatten die Batterie größtentheils zum Schweigen gebracht und waren bereits theilweise durch die Pfahlreihen gedrungen, als die gegen die Hauptbatterien liegenden Schiffe weichen mußten. Dadurch wurden auch die Kanonenboote gezwungen, ihre Vortheile aufzugeben, und da sie nicht schnell genug ihren Rückzug durch die Pfähle bewerkstelligen konnten, fielen zwei von ihnen den Feinden in die Hände. Am 24. Juni, morgens 5 Uhr, wurde der Kampf erneuert. Es gelang den Kanonenbooten, unter denen das von Schröder geführte eins der ersten war, durch die Pfähle und dadurch den Batterien in den Rücken zu kommen. Dies Manöver war für den Ausgang des Gefechts entscheidend, denn um 1 Uhr mittags waren sämmtliche feindliche Batterien genommen. Nachdem nun die Hindernisse, welche dem Vorrücken der großen Schiffe sich entgegenstellten, beseitigt waren, legte sich das ganze holländische Geschwader am 26. Juni vor dem Cratong des Sultans Mahmud-Baderuddin vor Anker. Dieser ergab sich jedoch ohne weitern Widerstand auf Gnade und Ungnade. Sein Schloß fiel in die Hände der Eroberer, und der Krieg erreichte damit sein Ende.

Schröder wurde für die in diesem hartnäckigen Kampfe bewiesene Umsicht und Tapferkeit mit dem Militär-Wilhelms-Orden vierter Klasse decorirt. Er hatte das Glück gehabt, während des ganzen Kriegs nicht einmal verwundet zu werden. Kurze Zeit darauf erfolgte auch seine Ernennung zum Lieutenant zur See zweiter Klasse, nachdem er bereits im Jahre 1819 das Examen zu dieser Charge glänzend bestanden hatte. Nach der Affaire unternahm er mit mehreren Kanonenbooten einen Kreuzzug gegen die sich mehrenden Seeräuber in den Gewässern von Banka, nach dessen Beendigung er auf das Linienschiff Admiral Tromp commandirt wurde.

Im Jahre 1823 war er bereits erster Offizier auf der Corvette Dolfyn von 30 Kanonen, mit der er bis zum Jahre 1825 in den ostindischen Gewässern kreuzte und unter anderm auch an der Besitznahme von Bencoolen, Natal und Padang auf Sumatra theilnahm, welche die Holländer von den Engländern gegen Überlassung der Halbinsel Malakka eintauschten.

Schröder benutzte diese Reise, um seine hervorragenden Kenntnisse in der Navigation für das Gemeinwohl dadurch zu verwerthen, daß er die bis dahin noch fast unbekannten Hauptflüsse von Palembang, den Soensang und Banjoe-Assing, sowie den nordwestlichen Theil der Küste von Banka trigonometrisch aufnahm und in Karten brachte. Die Vorzüglichkeit dieser Karten erkannte die holländische Regierung dadurch an, daß sie dieselben auf Staatskosten im Druck erscheinen ließ.

Am 26. Jan. 1826, mithin nach einem achtjährigen ununterbrochenen Aufenthalte in Ostindien, trat endlich Schröder mit dem nach Hause beorderten Dolfyn die Rückreise nach Europa an. Er landete im Anfang Juni desselben Jahres in Hellevoetsluis und wurde noch in demselben Monate in Nonactivität gesetzt. Lange war es ihm jedoch nicht vergönnt, sich von den Strapazen einer so beschwerlichen Campagne zu erholen, denn schon nach fünf Monaten erfolgte seine Wiedereinberufung. Nachdem er im Jahre 1827 sein Examen zum Lieutenant zur See erster Klasse abgelegt, ging er mit dem Linienschiffe Kortenaar zum zweiten male nach Ostindien. Das Schiff führte indessen nur Truppen über und konnte in dem Kriege, der damals in Java wüthete, nicht weiter von Nutzen sein, sodaß es schon im Juni 1828 nach Holland zurückkehrte.

Schröder vermochte sich jetzt einer längern Ruhe zu erfreuen. Nach Beendigung des Kriegs auf Java, an dem er sich im Jahre 1825 betheiligt hatte, erhielt auch er die dafür verliehene Tapferkeitsmedaille. Während seiner Nonactivität verheirathete er sich und wurde im April 1830 zum Lieutenant zur See erster Klasse ernannt. Der Ausbruch der belgischen Revolution unterbrach alsbald sein Familienglück. Er wurde wieder einberufen und erhielt im September 1830 den Befehl, mit zwei Kanonenbooten den Rückzug der holländischen Truppen über die Rupel zu decken und, nachdem dies geschehen, die Mündung des Flusses zu bewachen. Am 27. Oct. betheiligte sich Schröder mit seinem Fahrzeuge am Bombardement Antwerpens, sowie auch später an allen kriegerischen Unternehmungen der Holländer bis zur Einnahme der Citadelle dieser Stadt, zu deren heldenmüthigen Vertheidigern er gehörte. Eingetretene Windstille nämlich verhinderte ihn und die übrigen Commandanten, ihre Fahrzeuge stromabwärts nach Holland zu retten. Vor Unterzeichnung der Capitulation wurden deshalb die Kanonenboote von ihren Offizieren verbrannt, und diese warfen sich mit ihren Mannschaften in die Citadelle. Nach Übergabe der Citadelle führte man Schröder mit dem seemännischen Theile der Besatzung nach der französischen Grenzfestung Aire ab, von wo er nach dem Friedensschlusse im Juni 1833 auf einer französischen Fregatte nach Vliessingen zurückgebracht wurde.

Für sein muthiges Benehmen in dem zehntägigen Feldzuge im Jahre 1831 ward Schröder mit dem metallenen Ehrenkreuze und für die Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen mit dem niederländischen Löwenorden dritter Klasse belohnt; auch erhielt er die für letzteres Ereigniß verliehene Medaille. Nachdem er abermals den Befehl über ein Kanonenboot erhalten und sodann als erster Offizier einer Corvette eine Reise nach dem Mittelmeere gemacht hatte, trat er im December 1835 in den Nonactivitätstand zurück. Im Jahre 1837 kreuzte er wieder als erster Offizier einer Corvette in der Nordsee und im Kanal, und sah sich dann in gleicher Eigenschaft auf die Corvette Nehalennia versetzt, mit welcher er zum dritten male nach Ostindien abging. Kurz nach der Ankunft in den indischen Gewässern starb der Commandant des Schiffs, und Schröder erhielt den provisorischen Befehl über die Nehalennia, mit der er einen Truppentransport von Batavia nach Banka und Riouw führte und sich sodann nach der Küste von Borneo begab, wo die für ihn bestimmte Brigg Postillon von 14 Kanonen lag. Nachdem er mit dem Befehlshaber derselben im Commando getauscht, trat er eine Kreuzfahrt an den Küsten von Borneo an, auf der er eine Reihe von Klippen und gefährlichen Sandbänken entdeckte, die später nach ihm Schröderklippen genannt wurden. Im Mai 1840 erhielt er den Auftrag, sich nach den Cangelonginseln auf der Ostküste von Java zu begeben und sich dort eines von Seeräubern überfallenen englischen Kauffahrteischiffs, Fairy-Queen, wieder zu bemächtigen. Bei seiner Ankunft fand er jedoch das Schiff bereits vollständig ausgeraubt, auf einer Sandbank sitzend und bis auf den Wasserspiegel abgebrannt. Da die Piraten das geraubte Gut nicht freiwillig herausgeben wollten, Schröder aber eine Landung mit seiner nur 75 Köpfe starken Mannschaft gegen eine kriegerische Bevölkerung von 3—4000 Köpfen nicht wagen durfte, mußte er sich begnügen, die Räuber durch Zusammenschießen ihrer Dörfer zu züchtigen. Nach seiner

Rückkehr von dieser Expedition erhielt er im August 1840 den Befehl über die Marinestation von Macassar. In dieser Eigenschaft leitete er den maritimen Theil eines Kriegszugs gegen den Sultan von Tanette auf Celebes, der sich als Vasall der holländischen Regierung gegen diese empört hatte. Mit 400 Europäern und 3000 Mann irregulären eingeborenen Truppen gelang es, den Aufstand niederzuschlagen, den Sultan zu entthronen und einen andern Herrscher an dessen Stelle zu setzen.

Schröder blieb bis zum Februar 1842 auf Celebes und benutzte seine müßige Zeit, um alle zu der Station gehörigen Inseln und Küstenpunkte geographisch zu bestimmen, die Küsten zu vermessen und eine Karte von ihnen zu fertigen, die wie seine frühern Arbeiten dieser Art gleichfalls auf Staatskosten gedruckt wurden. Bei seiner Ablösung von diesem Posten übernahm er den Befehl über die Brigg Panther von 18 Kanonen, mit der er nach Holland zurückkehren sollte. Es fand sich jedoch, daß dieselbe nicht mehr seetüchtig war, und auf sein Ansuchen erhielt er deshalb die Erlaubniß, mit einem Kauffahrteischiffe nach der Heimat zurückkehren zu dürfen, wo er nach fünfthalbjähriger Abwesenheit am 15. Nov. 1842, seinem Geburtstage, wohlbehalten anlangte.

Statt der gehofften Freude und des Glücks im Schose seiner Familie erwartete ihn jedoch die schmerzliche Kunde von dem kürzlich erfolgten Hinscheiden seiner geliebten Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt und die ihren vier Kindern die treueste Mutter gewesen war. Dies war ein Schlag, welcher den starken Mann tief beugte. Seine gleichfalls im November erfolgte Beförderung zum Corvettenkapitän konnte daher von ihm nicht mit der Freude begrüßt werden, wie er gehofft; sie war ihm kein Ersatz für den herben Verlust. Im folgenden Jahre gab er seinen verwaisten Kindern eine zweite Mutter, und lebte nun bis zum März 1844 in stiller Zurückgezogenheit auf dem Lande nur für sich und seine Familie.

Um diese Zeit wurde ein Geschwader, bestehend aus zwei Fregatten, einer Brigg und einem Schooner in Vliessingen ausgerüstet zu einer Kreuztour nach dem Mittelmeere, Schottland, Island und Neufundland. Den Oberbefehl führte der mit dem Range eines Kapitäns zur See bekleidete Prinz Heinrich der Niederlande. Für das Admiralschiff, die Fregatte Ryn, wurde dem Prinzen ein zweiter Kapitän beigegeben und für diesen ehrenvollen Posten der Corvettenkapitän Schröder ausersehen. Die Reise dauerte ein Jahr, und es gelang Schröder, den vielseitigen Anforderungen dieser Stellungen nach allen Richtungen hin zu genügen.

Nachdem Schröder nach Rückkehr der Schiffe noch bis zum Frühjahre 1846 auf der Fregatte Ryn verblieben war, erfolgte seine Berufung als Navigationsdirector nach Preußen. Schon seit 20 Jahren hatte die preußische Regierung auf die Hebung der vaterländischen Seeschiffahrt besondere Aufmerksamkeit verwendet, und wie sie durch Gründung der Seehandlung und Aussendung von Regierungsschiffen zur Anknüpfung von commerziellen Verbindungen den transatlantischen Handel Preußens aufzumuntern suchte, widmete sie auch im Einklange damit der geistigen Ausbildung der Seeleute ihre specielle Sorgfalt. Bis dahin hatten Schiffsführer und Steuerleute, in deren Hand Gut und Blut so vieler Menschen gegeben war, das zur Führung der Schiffe nothwendige Maß theoretischer Kenntnisse nothdürftig und mechanisch von invaliden Seeleuten erlernt. Mit dem Wachsen der überseeischen Schiffahrt konnte diese mangelhafte Aushülfe jedoch nicht ferner bestehen, und der Staat war verpflichtet, über die fachliche Tüchtigkeit von Schiffsführern, denen so enorme Kapitalien seiner Unterthanen anvertraut werden mußten, eine Controle zu führen. Es wurden daher in den bedeutendsten Seehäfen Navigationsschulen errichtet, welche jeder Seemann absolvirt haben mußte, ehe ihm eine Steuermanns- oder Kapitänsstelle übertragen werden durfte. Da anfangs im eigenen Lande die Kräfte zur obern Leitung solcher neuen und speciellen Fachschulen fehlten, so übertrug man das Directoriat an fremde Seeoffiziere. Man machte hierin zunächst Versuche mit einigen Dänen, wandte sich aber dann an die holländische Regierung. Hier war es nun der Kapitän Schröder, der vom Marineministerium als der Tüchtigste für eine solche Stellung an die preußische Regierung empfohlen wurde. Derselbe ging auf die ihm gemachten Anerbietungen ein und trat, nachdem er von seiner Regierung Urlaub auf unbestimmte Zeit erhalten, am 1. Juli 1846 seinen neuen Posten in Danzig an. Am 1. Aug. desselben Jahres ging er mit den Zöglingen an Bord der zur Navigationsschule gehörigen Corvette Amazone und machte als Befehlshaber dieses Schiffs eine Übungsreise nach dem Mittelmeere, an die sich zugleich der Zweck knüpfte, die Leiche des in Rom verstorbenen Prinzen Heinrich von Preußen nach dem Vaterlande überzuführen.

Nach der Rückkehr des Schiffs im November wurde der Unterricht am Lande wieder aufgenommen, im folgenden Jahre aber eine zweite Übungsfahrt nach Nordamerika unternommen.

Auf der Corvette war vollständiger Kriegsschiffsdienst eingeführt. Während so einerseits die strengste Disciplin herrschte, erhielten andererseits die Zöglinge auf die liberalste Weise Gelegenheit, jeden möglichen Nutzen aus ihren Reisen zu ziehen und alle Merkwürdigkeiten der besuchten Länder in Augenschein zu nehmen. Vorzugsweise suchte man aber solche Hafenplätze auf, in denen die Schüler ihre fachlichen Kenntnisse erweitern konnten. Auf diese Weise wurde allmählich der Keim zu einer spätern Kriegsmarine gelegt. Als Preußen sich im Jahre 1848 zur Gründung einer solchen entschloß, bedurfte es nur der Auswahl der intelligentesten jener Schüler, um einen Stamm von jungen praktisch und theoretisch gebildeten Offizieren zu formiren, die mit dem Kriegsschiffsdienste für die Anforderungen ihrer neuen Stellung hinreichend vertraut waren.

Die preußische Regierung hatte aber auch in Schröder die geeignete Persönlichkeit zur Organisation des neugeschaffenen und so wichtigen Instituts gefunden. Da er bereits genügende Proben seiner Tüchtigkeit auch in Preußen abgelegt, bot man ihm die Stellung eines Commodore an, an die sich noch die Wahrnehmung der Geschäfte als Marinecommandant knüpfte. Er nahm den Antrag an, indem er auf sein Ansuchen von der holländischen Regierung einen ehrenvollen Abschied als Kapitän zur See und die Erlaubniß zum definitiven Übertritt in preußische Kriegsdienste erhielt. Mit unermüdlichem Eifer unterzog er sich fortan den vielfachen und beschwerlichen Pflichten seines neuen Wirkungskreises, und es gelang seiner umsichtigen Thätigkeit, in den Anfängen der preußischen Marine, die bis zum Jahre 1852 nur aus 40 Kanonenbooten und mehreren kleinen Schiffen, deren bedeutendstes die Corvette Amazone von 12 Kanonen war, den Grundstein zu ihrer spätern gedeihlichen Entwickelung zu legen und unter seiner speciellen Leitung die Heranbildung eines Offiziercorps zu erzielen. Ihm hatte es Preußen daher hauptsächlich zu danken, daß es bei Vergrößerung der Marine seine Fregatten mit einheimischen Offizieren besetzen konnte, die ihre Stellung in jeder Beziehung ausfüllten und den Staat der Nothwendigkeit überhoben, Fremde heranziehen zu müssen. Wenn Schröder's Bemühungen in dieser Hinsicht von so erfreulichen Erfolgen gekrönt wurden, so trug, außer seiner bewährten Tüchtigkeit, nicht wenig der Umstand dazu bei, daß seine Untergebenen in ihm nur den Deutschen sahen, und daß jene Animosität, welche unter ähnlichen Verhältnissen fast stets Ausländer und Einheimische einander entfremdet, gänzlich wegfiel. Die Kenntniß der deutschen Sprache, sowie die bei Fremden so seltene Gabe, sich bald den Geist der preußischen Verhältnisse zu eigen zu machen, kam ihm dabei nicht wenig zu statten. Alle seine Untergebenen waren so beeifert, sich die Zufriedenheit ihres verehrten Befehlshabers zu erwerben.

Im Mai 1852 übernahm Schröder in Bremerhaven die von Preußen gekauften Fregatten der aufgelösten deutschen Flotte, Gefion und Barbarossa. Er führte dieselben zuvörderst nach Vliessingen, wo sie gedockt und für eine größere Reise ausgerüstet wurden, und erhielt dann im August desselben Jahres seine Ernennung zum Chef des aus der Gefion, der Amazone und dem Mercur bestehenden Geschwaders, das bestimmt war, zum ersten male die preußische Kriegsflagge auf dem Ocean zu zeigen. Die Reise dieses Geschwaders, das späterhin noch durch die Dampfcorvette Danzig vermehrt wurde, dauerte zwei Jahre und erstreckte sich auf nicht weniger als 20 Punkte in Afrika, Nord- und Südamerika und an den Küsten des Mittelmeers. Überall, wo sich die preußischen Kriegsschiffe zeigten, gab die auf ihnen herrschende Ordnung und Mannszucht Zeugniß für die Tüchtigkeit des sie befehligenden Commodore, der keine Gelegenheit zur Ausbildung von Offizieren und Mannschaft unbenutzt vorübergehen ließ und das Geschwader ohne den geringsten Unfall nach Preußen zurückführte.

Nach seiner Rückkunft im Jahre 1854 wurde er zum Contreadmiral und Chef der in Danzig neubegründeten Marinestation der Ostsee ernannt. In weiterer Anerkennung seiner Verdienste erhielt er sodann im Januar 1856 den Rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Schwertern am Ringe, nachdem er die dritte Klasse desselben bereits im Kriegsjahre 1849 erhalten hatte. In demselben Jahre erlitt er aber auch wieder einen herben Verlust durch den Tod seiner zweiten Gattin, die der damals in Danzig wüthenden Cholera zum Opfer fiel. Er hatte mit ihr in dreizehnjähriger glücklichster Ehe gelebt, und sie war seinen Kindern eine zärtlich liebende Mutter gewesen.

Am 22. Mai 1858 erfolgte die Beförderung Schröder's zum Viceadmiral, als welcher er jedoch an der Spitze der Marinestation verblieb. Mit dem Eintritte der Regentschaft des Prinzen von Preußen wandte man der Marine von seiten der Regierung eine größere Aufmerksamkeit als bisher zu, und es ward mit der beabsichtigten Vermehrung zugleich eine Reorganisation der Centralbehörde für nöthig erachtet. Die allgemeine Verwaltung und die Abtheilung für

technische Angelegenheiten, welche bisher mit der Commandoabtheilung in der Admiralität vereinigt gewesen, wurden im März 1859 von dieser getrennt und als selbständige Marineverwaltung constituirt. Zum Chef dieser neuerrichteten Marineverwaltung (technische und allgemeine Angelegenheiten) mit Sitz und Stimme im Staatsministerium und der Verantwortlichkeit eines Ministers wurde der Viceadmiral Schröder ernannt, und es erfolgte darum am 3. April seine Berufung nach Berlin.

Schröder ist ein Mann von hoher Gestalt und imponirendem Äußern. Seine kräftige, in Kampf, Sturm und See abgehärtete Constitution hat selbst den langjährigen Einwirkungen des verderblichen ostindischen Klimas Trotz geboten, und die Strapazen eines fünfundvierzigjährigen vielbewegten Kriegsschiffsdienstes haben seine eiserne Gesundheit nicht zu erschüttern vermocht. Der Stempel, den der Ocean seinen Kindern aufdrückt, ist auch in den Gesichtszügen und dem ganzen Wesen Schröder's unverkennbar ausgeprägt. Seine Erscheinung ist der Typus eines im Kampfe mit den Elementen gestählten Seemanns.

Mit einer gediegenen, allgemeinen und fachlichen Bildung vereint der Viceadmiral jenen bei Männern in seiner Stellung so sehr schätzbaren praktischen Blick, welcher sofort das Richtige zu wählen und das Beste herauszufinden versteht. Im Dienste streng und kein Freund von vielen Worten, ist er im Privatumgange der liebenswürdigste Gesellschafter. Geradheit, Biederkeit und Gerechtigkeitssinn sind die hervorragenden Züge seines allen Winkelzügen feindlichen Charakters. Bei diesen Eigenschaften konnte es nicht fehlen, daß er sich die allgemeine Achtung und Verehrung sowol seiner Untergebenen, wie auch aller derer in hohem Grade zu erwerben gewußt hat, die Gelegenheit hatten, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

Armstrong-Kanone und **Canon à la Napoléon.** Diese beiden neuen Geschützconstructionen, von denen die erstere England, die zweite Frankreich angehört, haben manches, namentlich das Princip des gezogenen Rohrs miteinander gemein.

Nach den in England angestellten Versuchen übertreffen die Schießleistungen der Armstrong-Kanone alles, was bisher im Geschützwesen erreicht worden ist, und bewährt sich die Erfindung in der großen Praxis, so muß daraus eine völlige Revolution im gesammten Artilleriewesen hervorgehen. Folgende Einzelheiten sind bisher über das Wundergeschütz in die Öffentlichkeit gelangt. Die Kanone trägt den Namen und ist die Erfindung eines englischen Civilingenieurs, der zum Danke dafür von seiner Regierung die Baronetwürde erhalten hat. Das Material derselben besteht aus Stahl und Eisen. Die Seele des Rohrs wird durch einen Stahlcylinder gebildet, die äußere Umhüllung aus Schmiedeeisen, das, wie bei den damascirten Läufen der Jagdgewehre, spiralförmig umgeschweißt ist. Die durch diese Combination erzielte Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit des Rohrs macht es möglich, eine 18-Pfünderkanone von so geringem Gewichte zu construiren als der bisherige 9-Pfünder hat, ein Umstand, der in jeder Beziehung von großer Wichtigkeit ist. Die Seele hat etwa 40 schmale Züge, die von der Kammer bis zur Mündungsfläche eine vollständige Drehung beschreiben. Das Geschoß (die Kugel) ist von Gußeisen, cylindrisch und mit abgerundetem Kopfe; der größere Theil seiner Oberfläche ist mit Blei bekleidet, und diese Hülle gibt ihm einen etwas größern Durchmesser als die Seele des Rohrs hat. Das von den Pulvergasen durch das Rohr getriebene Geschoß schmiegt sich mit der Bleihülse genau in die Züge, folgt deren Drall und erhält dadurch die auf der Flugbahn perpendicular stehende und rotirende Bewegung, welche die Treffähigkeit der Büchsenkugel so sehr erhöht, und die man bei schweren Geschützen bisher vergeblich angestrebt hat.

Das Geschütz selbst wird von hinten geladen, und zwar durch eine Öffnung im Bodenstück, die in der Achse der Seele liegt. Die Länge dieser Öffnung stimmt mit der Länge der Kugel und Cartusche überein; der Durchmesser der Öffnung ist jedoch um ein geringes größer als der Durchmesser der Seele, und man kann durch die Öffnung mit der Hand die Lage der eingebrachten Kugel bequem reguliren. Als Verschluß der Öffnung dient ein beweglicher Theil des Bodenstücks, der mit zwei Handhaben versehen ist, genau paßt und mittels einer starken Schraube hineingepreßt und festgehalten wird. Diese Schraube geht durch das Bodenstück und wirkt auf die hintere Fläche des Verschlusses. Um jedes Entweichen von Pulvergasen zu verhindern, ist die vordere Fläche des Verschlußstücks mit einer Kupferplatte bekleidet, deren Ränder um ein weniges vorstehen, und die eine Scheibe bildet, welche nach der Chargirung die hintere Fläche der Kammer darstellt. Bei der durch die Pulverexplosion erzeugten Hitze expandirt diese Scheibe und schließt die feinen Zwischenräume des Verschlusses vollständig.

Die Armstrong-Kanone hat nur Hohlgeschosse, die jedoch auch als Vollkugeln gebraucht werden können, wenn sie, statt mit Sprengladung, mit Sand und Sägespänen (Sand allein ist schwerer als Pulver) gefüllt sind und die Zünderöffnung mit einem eisernen Stöpsel verschlossen wird. Die Granaten

sind im Innern mit einem Percussionszünder ausgestattet, der sie beim ersten Anschlage crepiren läßt. Die Construction dieses Zünders ist folgende. In einer kleinen cylindrischen Kammer im Innern des Projectils ist eine Art Hammer oder Stempel festgemacht, der durch eine sehr leicht gearbeitete eiserne Spindel an seinem Platze gehalten wird. Beim Abfeuern zerbricht diese Spindel durch den Stoß des Geschützes, der losgewordene Stempel rutscht in den hintern Theil der Kammer und bleibt dort bis das Geschoß irgendeinen Gegenstand berührt. Sobald dies geschieht, fliegt er nach vorn, entzündet durch den Stoß eine detonirende Zündmasse und damit die Sprengladung.

Wie außerordentlich günstige Resultate aber die Anwendung des Büchsenprincips auf schwere Kaliber ergibt, erhellt aus den Schießversuchen, die mit einem Armstrong'schen 18-Pfünder kürzlich zu Shoeburyneß angestellt wurden. Es ward eine Scheibe von 6 Fuß Quadrat auf eine Entfernung von 3600 Yards (30 Schritt weniger als eine halbe geographische Meile) Schuß für Schuß getroffen. Jedoch muß bemerkt werden, daß ein Theil dieser Treffähigkeit auf Rechnung der Kugel zu setzen ist, da ein perpendiculär auf der Flugbahn rotirendes Geschoß von cylindrokonischer Gestalt den Luftwiderstand weit besser überwindet als eine runde Kugel desselben Gewichts.

Die Percussionskraft dieses neuen Geschosses ist so groß, daß eine 5pfündige Kugel auf 2200 Schritt eine Scheibe aus Ulmenholz von 3 Fuß Dicke vollständig durchschlug, und bei den Schießversuchen zu Shoeburyneß ging auf 1250 Schritt eine 12pfündige Kugel durch einen aus massiven Eichenbalken construirten Block von 9 Fuß Dicke. Es wurde ferner auf 600 Schritt eine 32pfündige Kugel mit stählernem Kopfe auf die mit einzölligen Eisenplatten bekleidete schwimmende Batterie Trusty geschossen. Diese Kugel zerschmetterte eine der Eisenplatten, drang durch die 8 Fuß dicke Schiffsseite, schlug einen Decksbalken entzwei und ging dann noch durch das aus vierzölligen Planken bestehende Oberdeck.

Diese Thatsachen beweisen, welche furchtbaren Instrumente diese Geschütze sind. Bewährt sich die Erfindung nach allen Seiten hin, so wird die Armstrong-Kanone auch für die Armirung der Schiffe von großer Wichtigkeit werden, schon darum, weil sie von bedeutend reducirtem Gewicht ist.

Das Canon à la Napoléon, wie man die neue französische Kanone nennt, weil der Kaiser zu ihrer Construction beigetragen haben soll, ist bisher sehr als Geheimniß bewahrt worden, und nur einzelne Notizen gelangten darüber in die Öffentlichkeit. Wie schon bemerkt, hat dieses Geschütz in seinem Principe mehreres mit der Armstrong-Kanone gemein: die gezogene Röhre, die cylindrokonische Gestalt der Geschosse und den Umstand, daß letztere nur Hohlgeschosse sind, die je nach dem Zwecke durch Füllung mit Sand und Sägespänen statt der Sprengladung sich in Vollkugeln verwandeln lassen. Im übrigen tritt jedoch eine Verschiedenheit zwischen beiden Arten hervor. Das Canon à la Napoléon ist aus gewöhnlichem Kanonenmetall (Gußeisen oder Bronze) construirt, hat nur sechs Züge, deren Drall auf 6 Fuß 4 Zoll (2 Meter) eine Drehung beschreibt, wird von vorn geladen, und die Führung des Geschosses wird nicht durch eine Bleihülle, sondern durch ein wenig vorstehende Zinkzapfen oder Flügel hergestellt, die in die Züge eingreifen.

Bereits vor dem orientalischen Kriege waren diese neuen Röhren construirt, und einige Batterien gezogener Geschütze wurden auch in die Krim mitgegeben. Sie flößten indessen den dortigen Befehlshabern wenig Vertrauen ein, entsprachen keineswegs den Erwartungen, und man blieb bei dem alten Systeme. Damals hatten die Röhre nur drei Züge und die Geschosse sechs Flügel, von denen immer zwei und zwei voreinander gestellt waren und in denselben Zug eingriffen. Die ursprüngliche Construction hatte gar nur zwei Züge mit vier Flügeln oder Zapfen; doch verwarf man diese Construction bald, weil die bedeutende Friction sowol Flügel als Züge zu sehr angriff. Aber auch drei Züge erzeugten noch zu große Reibung, und nach vielfältigen Versuchen hat man jetzt ihre Zahl auf sechs festgestellt, mit sechs Flügeln am Geschosse, die nicht mehr zu zwei voreinander, sondern schachbretförmig stehen.

Von der Wirksamkeit und Treffähigkeit dieser Geschosse hört man Unglaubliches. So z. B. soll der 4-Pfünder, welcher als Feldgeschütz dienen wird, auf 9000 Fuß mit Leichtigkeit einen Reiter treffen. Jedenfalls bedürfen diese Thatsachen noch der Bestätigung. Die obenerwähnten Schießversuche mit dem Armstrong'schen 18-Pfünder ergaben zwar eine ebenso große Tragweite und Genauigkeit; doch sind dieselben weit eher erklärlich. Abgesehen von dem Unterschiede beider Geschoßgewichte und Ladungen, die unter sonst gleichen Verhältnissen stets eine Treffähigkeit zu Gunsten des schweren Geschützes ergeben müssen, hat die Construction der Armstrong-Kanone und deren Kugel vor der französischen unbedingt den Vorzug. Durch das Laden von der Kammer aus kann, wie es bei dem englischen Geschütze auch wirklich der Fall ist, dem Geschosse jeder Spielraum genommen und ein Entweichen der Pulvergase zwischen Kugel und Seelenwand gänzlich verhindert werden. Mithin wirkt die gesammte treibende Kraft der Pulvergase hier auf die Kugel. Dies kann bei der französischen Kanone aber nicht der Fall sein, weil diese von vorn geladen wird und sowol die Kugel als deren Zapfen Spielraum haben müssen, der bei beiden ein Millimeter (0,05″) beträgt. Ebenso kann es nicht fehlen, daß die Oberfläche des französischen Geschosses durch die vier Linien breiten und zwei Linien hohen Zapfen eine Unregelmäßigkeit erhält, die durch den Luftwiderstand der Genauigkeit ihres Fluges Eintrag thun muß, während die Bleihülse, welche sich in die 40 nur eine halbe Linie tiefen Züge der Armstrong-Kanone einpreßt, dadurch äußerst wenig von ihrer sphärischen Form verliert. Wenn sich, wie nach den in Shoeburyneß angestellten Versuchen und den großartigen Bestellungen, welche die englische Regierung auf Armstrong-Geschütze gemacht, kaum mehr zu bezweifeln ist, das Laden von der Kammer aus in Zukunft bewährt, so hat die englische Kanone vor der französischen auch noch das bedeutend leichtere Laden voraus. Während das Armstrong-Geschoß ohne weitere Genauigkeit in die Kammer gebracht wird, muß der französische Kanonier die Zapfen der Kugel sorgfältig in die Züge passen: ein Nachtheil, der erst im Gefecht und Pulverdampf recht fühlbar werden wird.

Jedenfalls aber hat man durch beide Constructionen einen sehr großen Fortschritt in der Artillerie erzielt, indem damit das System der gezogenen Gewehre auf schwere Geschütze mit praktischem Erfolg

angewandt und dadurch letztern die frühere Überlegenheit wieder verschafft worden ist, welche die Verbesserungen der Handfeuerwaffen in den letzten Jahren so sehr in Frage stellten.

Ein Umstand, der noch sehr zu Gunsten der französischen Kanonen auftritt, ist, daß man zu ihnen das bisherige Kanonenmetall gebrauchen und, wie die Nachrichten besagen, auch Geschütze des alten Systems mit Zügen versehen kann, ohne ihrer Haltbarkeit zu schaden, da die Pulverladung bei den neuen Geschossen sehr reducirt wird. Während nämlich früher die volle Ladung (die größte) ein Drittheil des Kugelgewichts betrug, ist sie bei den neuen Geschützen nur ein Fünftel. Dagegen läßt sich das Armstrong'sche Princip in England weder auf alte Geschütze anwenden, noch kann das bisherige Kanonenmetall zur Herstellung der neuen Geschütze gebraucht werden. Die allgemeine Einführung der Armstrong'schen Geschütze würde deshalb einen enormen Aufwand an Geldmitteln erfordern, und jedenfalls müßten noch viele Jahre darüber hingehen, ehe es vollständig geschehen könnte. Ein gleiches Hinderniß, wenn auch in geringerm Maße, trifft auch die allgemeine Einführung des Canon à la Napoléon. Man wird deshalb, sollte in nächster Zeit ein Krieg ausbrechen, beide neuen Geschützarten nur einzeln vertreten sehen.

Aus vergleichenden Schießversuchen, die man in Frankreich zwischen einem gezogenen 12-Pfünder und einem 24-Pfünder alter Art angestellt, hat sich ergeben, daß ersterer mit einer Ladung von ein Fünftel Kugelschwere ($2\frac{2}{5}$ Pfd.) bei dem Brescheschießen dieselbe Wirksamkeit hatte, als das gewöhnliche Belagerungsgeschütz, der lange 24-Pfünder, mit 8 Pfd. Ladung auf die halbe Distanz. Die 12-Pfündergeschosse (Granaten) drangen in massives Gestein bis zu einer Tiefe von 6 Zoll und machten durch ihre Explosion eine große Öffnung.

Der 12-Pfünder à la Napoléon wiegt 623 Kilogramm oder nahe $12\frac{1}{2}$ Ctr., der alte 24-Pfünder dagegen 45 Ctr. In Anbetracht dieses bedeutenden Gewichtsunterschieds, der auf Beweglichkeit, Bedienung und Bespannung der Geschütze von so großem Einfluß ist, und in Hinsicht der außerordentlichen Wirksamkeit des neuen 12-Pfünders in Vergleich mit den bisherigen Belagerungsgeschützen, hat man sich daher in Frankreich entschlossen, den gezogenen 12-Pfünder als Normalkanone einzuführen, und alle schweren Kaliber und die Bombenkanonen, welche seit 20 Jahren eine so große Rolle spielten, abzuschaffen. Alles Festungs- und Belagerungsgeschütz wird in Zukunft nur aus demselben gezogenen 12-Pfünder bestehen, während der 4-Pfünder als Feldgeschütz dienen soll.

Durch diese Maßregel werden große Vortheile erzielt, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Laffetten, Röhre, Kaliber, Munitionswagen, Geschosse werden fortan nur zwei Klassen bilden, anstatt der bisherigen 12—15, Haubitzen und Bombenkanonen fallen fort, und dasselbe Geschoß wird als Granate und Vollkugel in verticalem oder horizontalem Feuer gebraucht.

Nur einen Mangel haben die gezogenen Geschütze: man kann aus ihnen nicht mit Kartätschen schießen, und es fragt sich, ob dieser Umstand in einer offenen Feldschlacht ihre sonstige unzweifelhafte Vortrefflichkeit nicht beeinträchtigen wird. Dies läßt sich jedoch erst gründlich beurtheilen, wenn sie im Ernstfeuer gewirkt haben werden.

***Bleek** (Friedrich), einer der gelehrtesten Theologen des protestantischen Deutschland, starb am 27. Febr. 1859 zu Bonn. Zu Arensböl im Holsteinischen am 4. Juli 1793 geboren, machte er seine theologischen Studien seit 1812 unter De Wette, Schleiermacher und Neander zu Berlin, wo er sich auch später habilitirte und 1823 eine außerordentliche Professur erhielt. Im Jahre 1829 ward er als ordentlicher Professor nach Bonn versetzt, wo er seitdem bis zu seinem Tode wirkte. B. hatte seine wissenschaftliche Thätigkeit besonders den Fächern der biblischen Exegese und sogenannten biblischen Einleitungswissenschaft zugewendet. Sein Hauptwerk, „Der Brief an die Hebräer" (4 Bde., Berlin 1828—40), zählt zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der exegetischen und biblischkritischen Literatur. Ein Sohn des Verstorbenen ist der Sprachforscher **Wilhelm B.**, der sich seit 1856 im südlichen Afrika aufhält und bereits mehrere schätzbare Beiträge zur geographischen, ethnographischen und linguistischen Kenntniß namentlich der Kaffernländer veröffentlicht hat.

***Cannabich** (Johann Günther Friedrich), ein verdienstvoller geographischer Schriftsteller, starb am 2. März 1859 in hohem Alter zu Sondershausen, wo er 1777 geboren war und auch seine Vorbildung zur Universität erhielt. Er widmete sich 1794—97 den theologischen Studien in Jena, wurde 1807 Rector der Stadtschule zu Greußen, und wirkte hierauf als Pfarrer, erst seit 1819 zu Niederböfa, dann seit 1835 zu Bendeleben im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen. Im Jahre 1848 suchte er um seine Emeritirung nach und zog sich nach seiner Geburtsstadt Sondershausen zurück. Die Popularität seines Namens begründete C. durch sein „Lehrbuch der Geographie" (Sondershausen 1816; 17. Auflage, 1854) und die „Kleine Schulgeographie" (Sondershausen 1818; 17. Auflage, Weimar 1851); ersteres Buch ist in nicht weniger als 80000, letzteres in 85000 Exemplaren verbreitet worden. Außer mehreren andern geographisch-statistischen Werken sowie Übersetzungen lieferte C. auch verschiedene Bände zu dem „Vollständigen Handbuch der Erdbeschreibung", das er 1819—27 im Verein mit Gaspari, Hassel, Guts-Muths und Ukert herausgab, sowie für die „Neueste Länder- und Völkerkunde" und die neue Bearbeitung von Schütz' „Allgemeiner Erdkunde".

Cusa (Alexander Johann), erwählter Fürst der Moldau und Walachei, entstammt einer alten rumänischen Familie von reinem Geblüt, die sich stets der allgemeinen Achtung zu erfreuen hatte. Zu Galacz 1820 geboren, ging C. ziemlich gut vorbereitet 1834 nach Paris, wo er beinahe fünf Jahre hindurch blieb und sich namentlich juristischen und staatswissenschaftlichen Studien widmete. Nach der Moldau in die Heimat zurückgekehrt, trat er in den Staatsdienst und wurde sehr bald vom Fürsten zum Präsidenten des Civilgerichtshofs in Galacz ernannt. Er wußte sich in dieser Stellung nicht nur die Achtung der Bewohner von Galacz zu gewinnen, sondern machte auch bei der Wichtigkeit dieses Platzes als einer der Hauptemporien der beiden Donaufürstenthümer seinen Namen in weitern Kreisen auf vortheilhafte Weise bekannt. Die Bewegungen im Frühling des Jahres 1848, welche die Besetzung des

Landes durch russische Truppen herbeiführten, veranlaßten ihn zur Niederlegung seines Amtes. Von jeher ein warmer Freund seiner Nation, hatte er auch bei dieser Gelegenheit mit der Reformpartei gewirkt. Unter dem Hospodariat des Fürsten Georg Ghika ward ihm 1850 die sehr wichtige Stellung eines Perkalabe von Galacz zu Theil, in der er sich in noch höherm Grade den allgemeinen Beifall zu erwerben wußte. Nach der Sitte des Landes war C. schon sehr früh in die Listen der Armee eingetragen worden, doch erhielt er erst eine wirkliche dienstliche Stellung, als er 1857 zum Adjutanten des Kaimakam Fürsten Vogorides mit dem Range eines Obersten ernannt ward. Bald darauf ging jedoch C. wiederum nach Galacz als Kreispräfect zurück. Um in diesem Amte die Wahloperationen des Fürsten Vogorides und überhaupt der antiunionistischen Partei nicht begünstigen zu müssen, trat er unter energischer Protestation gegen solche Umtriebe von demselben zurück. Dagegen wirkte er lebhaft mit der nationalen Partei, bis endlich die stattgefundenen Wahlen für nichtig erklärt wurden. Als nach Abschluß der pariser Convention vom 19. Aug. 1858 die Moldauer ein Comité zu ernennen hatten, aus welchem die Wahl eines Fürsten hervorgehen sollte, erschien C. zu Jassy als Deputirter für Galacz. Die provisorischen Kaimakams Pano, Basil Sturdza und Stephan Catargi ließen ihn mit seinen unionistischen Freunden Basil Alexandri, Donici, Johann Kantakuzeno und andern Gleichgesinnten in das Cabinet eintreten, in welchem er das Kriegsministerium übernahm. C. ward hierauf am 17. Jan. 1859 zum Fürsten der Moldau erwählt, und ein Gleiches geschah auch am 5. Febr. in der Walachei, sodaß durch diese Doppelwahl die Union der beiden Fürstenthümer factisch durchgesetzt war. Während C. sofort in diesem Sinne wirkte, verweigerte jedoch die Pforte die Bestätigung seiner Wahl, wenigstens in Bezug auf die Walachei, weil sie der Convention der Mächte vom 19. Aug. zuwiderlaufe. Von Österreich unterstützt, rief die Pforte zugleich die abermalige Entscheidung der Conferenz an, welche in der Sitzung vom 13. April 1859 die Doppelwahl C.'s als Thatsache bestehen ließ, wogegen freilich die Pforte und Österreich ihre Einwendungen machten. Die zweifache Fürstenwürde C.'s erscheint hiernach noch nicht vollständig bestätigt.

Eberhard (Konrad), ein ausgezeichneter deutscher Bildhauer, war am 25. Nov. 1768 zu Hindelang, einem Marktflecken im bairischen Algau, geboren. Mit seinem Bruder Franz E. ward er schon in frühester Jugend mit seiner Kunst vertraut, da dieselbe von seinem Vater, der sie wiederum vom Großvater ererbt hatte, geübt wurde. Als der Knabe mit Unterstützung des Kurfürsten Clemens von Trier, der sein Talent bemerkt hatte, nach München auf die Akademie und in das Atelier des Roman Boos kam, brachte er bereits viele Vorkenntnisse mit. Unter der Leitung seines thätigen Meisters copirte er Porträts und Figuren, war aber auch bald im Stande, eigene Arbeiten, wie namentlich die Kinderfiguren auf Grabdenkmälern, auszuführen. Durch Sambuga wurde der junge Bildhauer an König Max I. empfohlen, der sich seiner annahm, ihm eine Bestellung gab und zur weitern Ausbildung nach Rom sandte. In Rom befanden sich damals Canova, von Rhoden, Schick, Wächter, J. Koch, zu denen später noch Reinhard, Wagner, Friedrich Müller, die beiden Schadow hinzukamen. Inmitten dieses Kreises unter dem Anschauen und Studium der classischen Gebilde vollendete E. seinen ersten Auftrag, die jetzt in der Glyptothek aufgestellte Muse, die ihm in der Heimat die größte Anerkennung schuf. Noch mehr bewundert wurde seine Leda mit dem Schwan, in welcher sich E. von der manierirten Nachahmung der Antike frei zeigte, welche bis dahin die plastische Kunst beherrscht hatte. Im Jahre 1806 ward E. von dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern mit ehrenvollen Bestellungen und Aufträgen zu bedeutenden Einkäufen abermals nach Rom gesandt. Dreimal kehrte er mit reichen Kunstschätzen für die Sammlungen der Glyptothek in die Heimat zurück. In der Folge arbeitete er eine Zeit lang zu Schlehdorf und Starnberg; dann im Schlosse Berg, wo er das in der Theatinerkirche befindliche Denkmal vollendete. Im Jahre 1816 endlich ward er zum Professor der Bildhauerkunst an der Akademie zu München ernannt. Durch das Studium der großen mittelalterlichen Werke der italienischen Kunst war E. bereits während seines zweiten Aufenthalts in Italien für die Darstellung biblisch-christlicher Stoffe begeistert worden. Wenn auch nur wenige Compositionen wirklich zur Ausführung kamen und auf Zeichnungen und Cartons beschränkt blieben, so bekunden dieselben jedoch liebenswürdige Naivetät, seelenvolle Frömmigkeit des Ausdrucks, Ernst und Tiefe, sodaß sie sich mit den Werken eines Luca della Robbia und Verrocchio messen können. Schon in die Zeit als Overbeck und Cornelius nach Rom kamen, fällt ein Madonnenbild von E., das seitdem typisch geworden und in zahlreichen Copien und Abgüssen verbreitet ist. Zu seinen großartigsten Compositionen gehört ein Altarwerk, das ursprünglich für eine der neuen Kirchenbauten in München bestimmt war, aber nicht zur Ausführung kam und in den Besitz des Frl. von Lieder übergegangen ist. Unter den von ihm ausgeführten Bildwerken sind hervorzuheben: die Denkmäler der Bischöfe Sailer und Wittmann im Dom zu Regensburg; ferner viele Standbilder, wie die Figuren am Portal der Allerheiligenkirche in München, die beiden Standbilder am Isarthore, u. s. w. Dazu kommen viele Büsten und Porträts, wie des Grafen von Stolberg und anderer. Nach dem Tode seines Bruders Franz, der erblindet am 18. Dec. 1836 starb, zog sich E. vom Lehramte zurück und schuf nur noch in der Stille an seinen Werken. Außer der Madonna, die er nach dem Wallfahrtsorte Maria Eich stiftete, und den großen Entwürfen, wie „die Kirche Gottes auf Erden", entstanden nur einige Wiederholungen früherer Arbeiten, von denen eine Anzahl biblischer Compositionen auch in Stich und Photographie erschienen sind. Vieles aus der frühern Hälfte seines künstlerischen Wirkens, was nach der Ansicht des Greises im Dienste des Heidenthums geschaffen worden war, konnte in der letzten Zeit seines Lebens der Vernichtung nicht entgehen. Dasselbe Schicksal mußte auch ein kostbarer Schatz von Briefen von den ersten Künstlern und Gelehrten seiner Zeit, von Goethe und Niebuhr, theilen. Nachdem E. noch seinen neunzigsten Geburtstag erlebt, starb er am 12. März 1859 zu München.

Das Geschützwesen zur See,

mit besonderer Rücksicht auf seine neueste Entwickelung.

Das 19. Jahrhundert ist vorzugsweise eine Aera der Erfindungen und Verbesserungen. Mit Hülfe der Wissenschaft hat sich der Mensch die Elemente wie nie zuvor unterthan gemacht, und durch den Dampf und die Elektricität erleidet die Physiognomie unsers Erdballs von Tag zu Tag größere Veränderung. Das praktische Leben, auf seinen verschiedenen Gebieten, hat eine beinahe völlig neue Gestaltung angenommen, und das, was hier vor etwa funfzig Jahren in Geltung war, hat bereits meistentheils dem Neuen Platz machen müssen.

Auch die Seeschiffahrt, der Träger und Verbreiter der Cultur in fremden Erdtheilen, hat eine vollständige Metamorphose erfahren; besonders aber sind es die Kriegsschiffe mit all ihrem Zubehör, die seit Beginn dieses Jahrhunderts der größten Wandelung unterlagen. Die enormen Fortschritte im Schiffbau und in der Artillerie, die Anwendung des Dampfes auf die Schiffahrt, die Verbesserungen der am Bord nothwendigen mechanischen Hülfsmittel haben zwischen einem Linienschiffe ersten Ranges vom Jahre 1859 und einem gleichen Fahrzeuge vom Jahre 1800 einen kaum glaublichen Unterschied geschaffen, und der Abstand zwischen beiden ist gerade so groß wie der Unterschied zwischen der mit einer Lunte abgefeuerten Hakenbüchse des 16. Jahrhunderts und dem modernen Zündnadelgewehr. In gleichem Verhältnisse hat sich natürlich auch die Wirksamkeit des neuen Kriegsschiffs gesteigert, welche sich, außer der vom Bau und den forttreibenden Mitteln abhängigen Manövrirfähigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen, hauptsächlich in der schnellen und richtigen Anwendung einer überlegenen Artillerie kund gibt.

Wir werden hier versuchen, dem Leser die Entwickelung des Geschützwesens zur See vorzuführen, und glauben damit einen Gegenstand zu behandeln, der zwar noch selten besprochen ward, der aber doch für jeden Gebildeten, wenn er auch kein Seemann und kein Militär von Fach ist, von vielem Interesse sein dürfte. Denn das Kriegsschiff mit seinen Geschützen bezeichnet nicht nur einen Höhenpunkt der technischen Cultur, sondern an seine Wirkungen ist auch die Herrschaft zur See und zuletzt das Schicksal der Nationen und Staaten geknüpft.

Schon in den ältesten Zeiten, wo sich Völker zur See bekämpften, finden wir das Princip der Artillerie, den Feind auf größere Entfernungen durch Geschosse zu vernichten, in Anwendung gebracht. Die Kriegsschiffe der Griechen, Perser und Römer waren durch Ruder fortbewegte Galeeren, und ihre Seeschlachten wurden hauptsächlich durch Enterung entschieden, wobei sowol persönliche Tapferkeit als die Zahl der Streiter den Ausschlag gab. Die Schnäbel dieser Galeeren liefen in Eisenspitzen aus, um damit die feindlichen Schiffe zu beschädigen und in den Grund zu bohren. Nicht immer jedoch zog man den Nahekampf vor, sondern es ward oft mit Hülfe der Katapulten, der leichten Artillerie der Alten, das Gefecht aus der Ferne begonnen. Diese Katapulten waren Wurfmaschinen, denen das Princip des Bogens zu Grunde lag, und durch welche Pfeile und Steine auf große Distanzen geschleudert wurden. Mit ähnlichen Instrumenten warfen auch die Griechen jene uns verloren gegangene unauslöschliche Composition, das Griechische Feuer, und gleichfalls wurden damit stinkende und erstickende Substanzen auf das feindliche Verdeck geschleudert.

Im Mittelalter, zu Zeiten der Kreuzzüge, erfand man neue Vernichtungsinstrumente zum Gebrauche auf Schiffen, die in vieler Beziehung immer sehr mangelhaft blieben. So z. B. führten die englischen Galeeren Windmühlen, die bei schneller Umdrehung, durch Centrifugalkraft, schwere Steine, brennende Körper und andere Geschosse warfen, deren Treffähigkeit freilich sehr problematisch gewesen sein mag. Die Geschichte erwähnt noch zwölf anderer Wurfmaschinen, die man im 11. und 12. Jahrhundert auf Schiffen benutzte, von deren Gestalt, Construction und Anwendung indessen nichts Genaueres auf uns gekommen ist.

Die Erfindung des Pulvers führte zur Anwendung von Schußwaffen, und wie zu Lande erfuhr auch die Kriegführung zur See hiermit eine gänzliche Veränderung. Die erste Anwendung von Kanonen auf Schiffen geschah, wie man annehmen darf, im Jahre 1350 in einer Seeschlacht zwischen dem maurischen Könige von Sevilla und dem Könige von Tunis, dann auf venetianischen Galeeren im Jahre 1380. Die neue Waffe verschaffte sich darum nicht schnellern Eingang, weil sie die Völker als ein unredliches und schändliches Mittel betrachteten.

Die ältesten Geschütze wurden aus schmiedeeisernen Stangen zusammengesetzt, welche man mit eisernen Ringen zu einem Cylinder verband. Man schoß nur bleierne Kugeln. Der nächste Schritt in der Kanonenfabrikation lieferte messingene Geschütze von enormem Kaliber, die steinerne Kugeln warfen, deren Gewicht bisweilen 1200 Pfd. betrug. Ludwig XI. besaß ein derartiges Geschütz, und Sultan Mohammed II. schoß mit einer solchen Kanone Bresche in die Mauern des von ihm belagerten Konstantinopel. Auf Schiffen wurden diese Kolosse nicht angewandt, und auch zu Lande wichen sie bald schmiedeeisernen Kanonen und gegossenen Messingkanonen von bedeutend reducirter Größe, aus denen man eiserne Kugeln schoß. Bei den erstern wurden jetzt die Eisenstangen cylindrisch zusammengeschweißt und die eisernen Ringe nur zur Verstärkung aufgetrieben. Als man vor einigen Jahren das Wrack eines englischen Kriegsschiffs, der Mary Rose, entdeckte, das im Jahre 1545 durch ein französisches Geschwader an der englischen Küste zum Sinken gebracht worden war, zog man zwei Kanonen aus ihm herauf. Die eine war eine schmiedeeiserne von der erwähnten Construction, die andere war von Messingguß und enthielt noch eine eiserne Kugel.

Bis zum Jahre 1558, also über 200 Jahre nach Erfindung des Schießpulvers, scheint die Construction der Geschütze wenig Fortschritte gemacht zu haben: sie sprangen leicht und richteten ebenso viel Schaden bei Freund wie bei Feind an. Man führte darum auch die Kanonen nicht allgemein am Bord der Schiffe ein, sondern behielt neben ihnen immer noch die alten Wurfmaschinen.

Die Erfindung des Kompasses, die Entdeckung von Amerika durch die Spanier, und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien durch die Portugiesen eröffneten für die Schiffahrt und den Seekrieg eine neue Epoche. Wie die Venetianer bisher auf dem Mittelmeere geherrscht, suchten die Portugiesen in Ostindien, die Spanier in Westindien ihre ausschließende Herrschaft zu begründen und das Monopol des Handels festzuhalten. Die seefahrenden Nationen kämpften für und gegen diese Alleinherrschaft, und Seekriege erhielten infolge dessen eine Bedeutung, die sie früher nie besessen. Der Handel lieferte die Mittel, diese Kriege fortzusetzen, und das Pulver machte sie furchtbar und mörderisch. Hierzu kam, daß auch die Türken im Mittelmeer ihre Macht zur See entfalteten. Die erste größere Seeschlacht dieser neuen Zeit wurde zwischen den Türken und den vereinigten Flotten Spaniens und Italiens unter Anführung Don Juan d'Austria's im Jahre 1571 bei Lepanto gekämpft. Beider Schiffe bestanden meist aus Galeeren, die mit leichten Kanonen bewaffnet waren. Die Venetianer besaßen jedoch auch sechs Schiffe, deren jedes drei schwere Geschütze an jeder Seite durch Kanonenpforten zeigte. Diese Schiffe leisteten der gesammten türkischen Flotte mächtigen Widerstand und trugen hauptsächlich zur Entscheidung jenes blutigen Tages bei. Dies ist das erste zu unserer Kenntniß gekommene Beispiel, wo eine geringere Zahl Geschütze von schwerem Kaliber einen entscheidenden Vortheil über eine größere Zahl von geringerm Kaliber davontrug.

Im Jahre 1588 setzte Philipp II. von Spanien die Welt durch seine berühmte Armada in Erstaunen, welche die Küsten Englands bedrohte, jedoch geschlagen und durch Sturm vollends vernichtet wurde. Diese Flotte bestand aus 132 Schiffen mit einem Gesammtgehalte von 63210 Tonnen und führte 3165 Kanonen und 30000 Mann an See- und Landsoldaten. Das größte dieser Schiffe hielt 1550 Tonnen und führte 50 Geschütze bei einer Besatzung von 422 Mann. Ein anderes hielt 1200 Tonnen und führte gleichfalls 50 Kanonen, aber nur 360 Mann. Von dieser Klasse war die Mehrzahl der Schiffe in der spanischen Armada. Die feindliche englische Flotte zählte 175 Schiffe mit einem Totalgehalte von 29740 Tonnen und 14500 Mann.

Die Größe der englischen Schiffe und die Art der Bewaffnung auf beiden Flotten kann man aus einer historischen Notiz über das englische Schiff Grace de Dieu bemessen, das zu der damaligen englischen Flotte gehörte, welche der Armada gegenüberstand. Dieses Schiff war 1520 von Heinrich VIII. gebaut, maß 1000 Tonnen (eine Tonne = 2200 Pfd. Zollgewicht) und führte eine Batterie von 103 eisernen und 19 messingenen Kanonen, bei einer Bemannung von 349 Soldaten, 300 Seeleuten und 50 Kanonieren — in Summa 700 Mann. Über die Bewaffnung heißt es: „Obwol dieses Schiff eigentlich 122 Geschütze führte, besaß es in Wirklichkeit nur 34, die des Namens von Kanonen werth waren. Alle übrigen bestanden aus Falkonetten, Feldschlangen u. s. w., die nur 1- bis 3pfündige Kugeln schossen." Da dies eins der größern Schiffe war, kann man die Bewaffnung der übrigen ungefähr daraus abnehmen.

Ein anderes, zwanzig Jahre nach Zerstörung der Armada im Jahre 1610 erbautes englisches Schiff, der Royal Prince, von 1500 Tonnen und von der Größe der größten spanischen Schiffe,

führte, wie die spanischen Schiffe, 55 Kanonen, und man kann daraus den Schluß ziehen, daß beide Flotten in Natur und Gewicht ihrer Geschütze correspondirten. Von diesen 55 Geschützen, die der Royal Prince führte, waren zwei „cannon petronel" oder 24=Pfünder; sechs waren „demi cannon", mittlere 32=Pfünder; 12 waren Culverinen oder 18=Pfünder von 9 Fuß Länge und 177 Pfd. Metallgewicht auf das Pfund Kugel; 18 waren Halbculverinen oder 9=Pfünder; 13 waren 5=Pfünder von 6 Fuß Länge und 200 Pfd. Metall auf das Pfund Kugel; die übrigen vier waren kleine Drehbassen. Mithin befanden sich unter diesen 55 Geschützen nicht weniger als sechs verschiedene Kaliber, ein Nachtheil des frühern Geschützwesens zur See, der, wie wir später zeigen werden, in der Neuzeit fast gänzlich aufgehoben ist. Die Vertheilung jener Geschütze auf den verschiedenen Verdecken war folgende: Untere Batterie zwei 24=Pfünder, sechs mittlere 32=Pfünder und 12 18=Pfünder; obere Batterie 18 9=Pfünder; Back und Schanze 13 5=Pfünder.

Im Jahre 1637 erbaute Karl I. von England das schönste und bis dahin unerreichte Schiff seiner Zeit, den Sovereign of the Seas. Das Schiff hatte drei Batterien mit zusammen 86 Geschützen. In der untersten Batterie standen 30 lange 24=Pfünder und mittlere 32=Pfünder; in der mittlern 30 12=Pfünder und 9=Pfünder; auf dem Oberdeck „anderes leichteres Geschütz", und auf Back und Schanze „viele mörderische Stücke", wie es in der Beschreibung heißt. Dies zeigt sowol einen Zuwachs in der Größe der Schiffe als in der Zahl ihrer Geschütze gegen die unter Karl's Vorgänger erbauten Kriegsfahrzeuge. Jedoch mag bemerkt werden, daß jener Zuwachs sich größtentheils auf die beiden letztgenannten Arten der Geschütze beschränkte, sodaß die eigentliche Wirksamkeit der Schiffe in unserm Sinne nicht sehr erhöht wurde.

Ein anderer Fortschritt in der Seeartillerie machte sich im Jahre 1682 geltend, als die Franzosen bei dem Bombardement von Algier auf ihren Schiffen zuerst Mörser in Anwendung brachten. Die Montirung der Schiffsmörser auf ihren Stühlen wurde bei dieser Gelegenheit erfunden und blieb ohne Veränderung bis auf den heutigen Tag beibehalten.

In den blutigen und hartnäckig in die Länge gezogenen Seekämpfen zwischen Engländern und Holländern zu Cromwell's Zeiten scheinen die damals verwandten Schiffe und Batterien nicht wesentlich von dem Sovereign of the Seas abgewichen zu sein. Im Gegentheil blieb jenes Schiff, mit einer einzigen Ausnahme, zur Zeit der englischen Revolution und selbst nach Cromwell's Tode noch immer, sowol was Größe als Bewaffnung betraf, das mächtigste Schiff der englischen Flotte.

Da die holländischen Schiffe auf ähnliche Weise bewaffnet waren, wird es auch erklärlich, wie diese Flotten sich drei Tage lang schlagen konnten, ohne sich wesentlichen Schaden zuzufügen. Beide Flotten besaßen nur wenig Geschütze, die im Stande waren, durch die Seitenwände eines schweren Schiffes zu schlagen oder letzteres selbst im Nahgefecht zum Sinken zu bringen. Mit der jetzigen Bewaffnung und einiger Geschicklichkeit der Bedienung würde einer der Gegner oder würden beide in höchstens einigen Stunden vollständig vernichtet sein.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts, wo infolge der andauernden Seekriege die Zahl der Kriegsschiffe in den verschiedenen Marinen sehr stieg und darum die Kosten für Beschaffung der Bronzegeschütze zu bedeutend wurden, führte man allmählich die eisernen Geschütze auf den Schiffen ein, obwol die Seeoffiziere sie anfänglich mit großem Mistrauen aufnahmen und sich auf alle Weise dagegen sträubten. Dies war jedoch fast die einzige wesentliche Veränderung, die bis zum Jahre 1790 in der Schiffsartillerie vor sich ging; fast hundert Jahre lang blieb dieselbe stationär.

Um diese Zeit trat eine neue Geschützart, eine Erfindung des englischen Generals Melville, am Bord der Schiffe auf, von der noch weiter unten die Rede sein wird, und die man nach der Firma Carron, welche sich mit ihrem Guß beschäftigte, Carronade benannte. Sie wurde hauptsächlich statt der 9= und 5=Pfünder genommen und verminderte die Zahl der verschiedenen Kaliber in den Batterien der Schiffe, da sie bei geringem Gewichte ein schweres Kaliber besaß.

Sonst erlitten bis zur Schlacht bei Trafalgar im Jahre 1805 die Schiffsbatterien nur geringe Modificationen, wie aus der Bewaffnung der Santissima Trinidad, des schwersten Schiffs der vereinigten spanisch=französischen Flotte, des englischen Admiralschiffs Victory und einiger anderer Schiffe hervorgeht. Die Santissima Trinidad, ein älteres Schiff, in Havaña gebaut, führte 126 Kanonen. Davon hatte sie in der untersten Batterie 30 lange 36=Pfünder, in der zweiten 32 lange 18=Pfünder, in der dritten 32 lange 12=Pfünder und auf dem Oberdeck 32 8=Pfün=

der. Bei Trafalgar soll sie nach englischen Berichten 140 Kanonen gehabt haben; allein wahrscheinlich hat das Mehr von 14 Geschützen in Drehbassen bestanden, die oben auf die Verschanzungen gesetzt waren. Die spanischen Vierundsiebziger führten in jener Schlacht 58 lange 24-Pfünder auf den beiden untern, und 10 eiserne 36pfündige Carronaden, sowie vier lange 8-Pfünder auf dem obern Verdeck. Auf der Schanze hatten sie überdem sechs eiserne 24pfündige Carronaden, also im ganzen 78 Geschütze. Der Victory, das englische Flaggenschiff, auf dem Nelson fiel, führte auf seinen drei Verdecken 90 lange 32-, 24- und 12-Pfünder und auf Back und Schanze 10 lange 12-Pfünder und zwei 68pfündige Carronaden. Die englischen Neunzigkanonenschiffe hatten 56 lange 32-Pfünder und 30 lange 18-Pfünder auf ihren untern, 12 32pfündige Carronaden sowie vier lange 18-Pfünder auf ihrer Decksbatterie. Das Metallgewicht einer Breitseite betrug bei der Santissima Trinidad 1190 und beim Victory 1180 Pfd.

Ein modernes Schraubenlinienschiff ersten Ranges von 140 Kanonen, wie der englische Marlborough oder die französische La Bretagne, schleudert mit einer Breitseite 3500 Pfd. Eisen, also das Dreifache von obigem Gewicht, und zugleich würde jeder Schuß die Seitenwände eines jeden Schiffs bei Trafalgar durchschlagen haben, während kaum die Hälfte der dort selbst auf die kürzesten Distanzen abgefeuerten Schüsse die Wände durchdrang. In diesem Vergleich zeigt sich der Fortschritt des Geschützwesens zur See seit den letzten funfzig Jahren auf das schlagendste.

Nach den Thatsachen, die wir aus der Entwickelungsgeschichte der Artillerie mitgetheilt, ergibt sich, daß die ersten Constructeure von der Idee der Alten ausgingen, möglichst große und schwere Geschosse zu haben, und demgemäß Geschütze von kolossalen Dimensionen zu fertigen. Man kam jedoch bald zu der Einsicht, daß diese Kanonen sowol zu Lande als zu Wasser zu schwerfällig für Transport wie Handhabung seien, und daß das Gewicht ihrer Geschosse einem schnellen Feuern hindernd in den Weg trete. Beide, Geschütze und Kugeln, wurden daher in Kaliber und Dimensionen reducirt, und für die Kugel ein dichteres Material, das Eisen, eingeführt. Im Jahre 1490 kamen eiserne Kugeln zuerst zur Anwendung. Man hatte das noch dichtere Blei zwar schon früher gebraucht, allein dieses Material war zu weich und zu theuer.

Bei der Reduction der Geschützkaliber verfiel man indessen von einem Extrem in das andere, und bis vor dreißig Jahren galt der 18-Pfünder für das glückliche Medium zwischen einer zu leichten Kanone in Betreff der Wirkung einerseits, und einem zu schweren Gewicht für bequeme Bedienung und schnelles Feuern andererseits. Der lange 18-Pfünder kam demgemäß als Batteriekanone für Schiffe in allgemeinen Gebrauch. Auf den untersten Batterien schwerer Schiffe führte man jedoch auch das nächst höhere Kaliber, da der 18-Pfünder für die dicken Seitenwände der Gegner nicht genug Percussionskraft besaß.

Für die obern Decke der Schiffe erwies sich der beliebte 18-Pfünder zu schwer, abgesehen davon, daß er auch infolge seiner Länge zu viel Platz einnahm. Sein Gewicht strengte die Hölzer und Balken des Oberdecks zu sehr an und übte einen nachtheiligen Einfluß auf die Stabilität des Schiffes. Man substituirte deshalb auf den Oberdecken die 9-Pfünder. Dieses Kaliber zeigte jedoch zu wenig Wirksamkeit, da seinem Geschosse sowol Gewicht als Percussionskraft fehlten, und dieser Mangel führte eben zur Construction der obenerwähnten Carronaden von leichtem Gewicht und schwerem Kaliber durch General Melville. Eine 32pfündige Carronade wiegt mit der Laffette nur wenig mehr als ein montirter langer 9-Pfünder. Bei der Substitution derselben für den langen 9-Pfünder wurde daher das Schiff nicht mehr beschwert, wohl aber, besonders auf kurze Entfernung, eine bedeutend größere Wirkung erzielt. Denn während die Percussionskraft einer 9pfündigen Kugel in ihrer größten Geschwindigkeit nur 14000 Pfd. ergibt, beträgt die der 32pfündigen Carronade 25000 Pfd., mithin nahe das Doppelte.

Was die Carronade infolge ihrer reducirten Pulverladung und Länge an Genauigkeit des Schusses verlor, wurde durch die größere Genauigkeit ihrer Seele, sowie durch den geringern Spielraum ihrer Kugel wieder gewonnen. Die Kunst des Bohrens der Geschütze war früher nämlich so unvollkommen, daß einer langen Kanone mit Sicherheit nicht der geringere Spielraum des kürzern Carronadenrohrs gegeben werden konnte.

Die große Wirksamkeit der Carronaden in einzelnen Fällen und die im Nahgefecht erzielten Erfolge verleiteten verschiedene Marinen, einigen Schiffsklassen, besonders leichten Fregatten und Corvetten, eine ausschließliche Carronadenbewaffnung zu geben, ein Fehler, den die Engländer im nordamerikanischen Kriege von 1813—15 bitter zu bereuen hatten. Sie standen den mit langen Geschützen armirten amerikanischen Schiffen, die klug genug waren, ihre Feinde aus der Ferne zu beschießen, vollständig machtlos gegenüber, und mußten sich in den Grund bohren lassen, ohne einen Schuß erwidern zu können. Aber die Amerikaner waren überhaupt zu schwe-

terem Kaliber übergegangen, und ihre Fregatten führten in jenem Kriege lange 24-Pfünder anstatt der 18-Pfünder, bei denen die Engländer noch immer beharrten und von denen sie erst entschiedene Verluste abbrachten.

Seit diesem Kriege machte sich ein neues System in der Seeartillerie geltend, das sich hauptsächlich in der schweren Armirung der Schiffe, in der Abschaffung der Carronaden unter 32-Pfündern und in der größern Gleichmäßigkeit der am Bord eingeschifften Kaliber kund gab. Man war zu der Überzeugung gekommen, daß die große Verschiedenheit der Kaliber im Gefechte stets Anlaß zur Verwirrung gäbe, da nur zu häufig eine Verwechselung der Pulverladungen und Kugeln vorkam, und die schnelle Bedienung der Geschütze dadurch ungemein erschwert wurde. Es wurde daher in den Kriegsmarinen zuerst der 24-Pfünder eingeführt, dieser aber allmählich durch den 32-Pfünder verdrängt, der in drei, bisweilen aber auch in vier Klassen zerfiel, die sich durch Länge und Gewicht voneinander unterschieden, und je nach ihrer Schwere auf den verschiedenen Verdecken der Schiffe in Anwendung kamen. Hierdurch hatte man eine unter allen Umständen wirksame Kanone, ein und dasselbe Kaliber erzielt, und zugleich das richtige Gewichtsverhältniß getroffen, um das Oberwerk der Schiffe nicht zu sehr zu beschweren und ihre Stabilität zu beeinträchtigen.

Das Vorhandensein der großen Masse von altem Geschützmaterial, dessen gänzliche Verwerfung mit zu großem Verluste verbunden gewesen wäre, dehnte allerdings die Umwandelung der Bewaffnung auf Jahrzehnde aus, und man machte viele Versuche, die vorhandenen 24-Pfünder zu 32-Pfündern, sowie die 32-Pfünder zu 42-Pfündern aufzubohren, welche letztere Klasse von Geschützen man für die untersten Batterien schwerer Linienschiffe in Anwendung brachte. Dies Aufbohren erwies sich jedoch als unpraktisch. Die ursprünglich für ein geringeres Kaliber und eine schwächere Pulverladung bestimmten Geschütze konnten die stärkere Ladung nicht aushalten, und es kamen manche Unglücksfälle vor, sodaß man die Umwandelung unterließ. Ebenso ließ man auch die 42-Pfünder fallen und kehrte wieder zu den langen 32-Pfündern zurück, da erstere nicht einen ihrer vermehrten Schwere und schwierigern Bedienung entsprechenden Vortheil in Bezug auf Treffähigkeit und Tragweite ergaben.

Die Anwendung des Dampfes auf die Schiffahrt und die Erbauung von Kriegsdampfschiffen etwa seit dem Jahre 1824 brachte eine neue Veränderung für das System der Seeartillerie. Die Construction der Raddampfer, bei denen ein großer Theil der Maschinen sowie die Räder selbst über Wasser lagen und den feindlichen Kugeln ausgesetzt waren, machte sie äußerst verwundbar und größern Schiffen gegenüber unbrauchbar, wenn sie nicht aus einer gewählten Position, in der sie selbst gegen die Geschosse des Feindes gesichert standen, den Feind mit schwerern und überlegenern Geschützen beschießen konnten, als dieser selbst besaß. Um daher den Nutzen von den Dampfschiffen zu ziehen, den ihre Manövrirfähigkeit und Unabhängigkeit vom Winde Segelschiffen gegenüber bot, mußte man ihnen so schwere Geschütze geben, als die Verhältnisse an Bord eines Schiffs nur irgend erlaubten, um so mehr, da sie wegen des Umfangs der Maschine überhaupt nur wenig Kanonen führen konnten. England, das mit den Kriegsdampfschiffen den Anfang machte, löste auch diese Aufgabe durch die Construction eines 56-Pfünders von 11 Fuß Länge und 98 Ctr. Gewicht, der den 32-Pfündern der Linienschiffe so überlegen war, daß die Schiffe, welche ihn führten, vollständig gegen die Linienschiffe gesichert waren. Dies Geschütz schoß zwar nur Vollkugeln, übertraf aber die allmählich sich Eingang verschaffenden Bombenkanonen an Tragweite und Treffähigkeit.

Diese Bombenkanonen waren die Erfindung eines französischen Artillerieoffiziers, Oberst Paixhans. Schon im Jahre 1810 ließen die Franzosen in Sevilla eine Art Haubitzkanone mit Schildzapfen gießen, mit der sie Cadiz aus einer Entfernung von 7000 Schritt mit dreizehnzölligen Granaten bewarfen. Dieses Geschütz scheint dem Oberst Paixhans die leitende Idee zur Construction seiner Bombenkanonen gegeben zu haben, obwol die Grundidee dazu eigentlich von Napoleon I. ausging, der in einem Decrete an den Marineminister im Jahre 1807 diesem schrieb: „Ich wünsche, daß Sie in der Kanonengießerei zu Douai eine Kanone gießen lassen, die achtzollige Granaten wirft. Gleichzeitig lassen Sie 78pfündige Vollkugeln für diese Geschütze fertigen und machen Sie Versuche über ihre Tragweite und Wirkungen, sowie Sie dafür Sorge tragen wollen, daß mit 48pfündigen Granaten und Hohlkugeln Schießversuche angestellt werden. Die Wirkung solcher Geschosse, wenn sie aus Batterien von 20 der obigen Geschütze gefeuert werden, muß eine großartige sein."

Die ursprüngliche Paixhans-Kanone hatte bei einem Gewichte von 73 Ctr. eine Länge von 9 Fuß 10 Zoll. Sie schoß eine Vollkugel von 86 und eine Granate von 66 Pfd. Da man sie

jedoch für gewöhnliche Dampfschiffe zu schwer fand, wurde sie verschiedentlich modificirt, und man blieb endlich bei der 68pfündigen Bombenkanone von 9 Fuß Länge und 65 Ctr. Gewicht stehen. Dieselbe ging von den Dampfschiffen in die Breitseitenbatterien aller andern Klassen von Schiffen über, und hat sich auch so bewährt, daß einzelne Kriegsschiffe jetzt ausschließlich mit 68=Pfündern bewaffnet sind. Man construirte davon drei Klassen: Nr. 1 von 95 Ctr. Gewicht und 11 Fuß Länge für Bug= und Heck= (vordere und hintere) Kanonen von Dampfern. Sie waren und sind fast nur Pivotgeschütze auf dem Oberdeck schwerer Schiffe. Nr. 2 von 65 Ctr. Gewicht — jetzt die allgemein gebräuchliche Batteriekanone von Linienschiffen und großen Fregatten. Nr. 3 von 52 Ctr. Gewicht — Batteriekanone für kleine Fregatten und Corvetten.

Außer diesen 68=Pfündern bestehen fast nur noch in den Marinen die verschiedenen Klassen der 32=Pfünder, sodaß also jetzt auf der Mehrzahl der Kriegsschiffe nur zwei Kaliber sind, ein Vortheil im Gefecht, der zwar schon seit vielen Jahren angestrebt, aber erst seit kurzer Zeit wirklich erreicht worden ist.

Während England, Frankreich, Rußland, Holland u. s. w. dieses System mit geringen Abweichungen verfolgen, verfährt Nordamerika jedoch nach einem andern Principe und verfällt dabei in einen Fehler, den es bei einem Zusammenstoße mit andern Seemächten wahrscheinlich hart empfinden wird. Dieses Princip besteht darin, nur wenige Geschütze auf ein Schiff zu setzen, ihnen dafür jedoch ein möglichst großes Kaliber zu geben.

So wurde z. B. schon im Jahre 1845 in Liverpool für die nordamerikanische Dampffregatte Princeton eine Kanone gegossen, deren Seelenlänge 13 Fuß betrug, während das Geschütz selbst über 16000 Pfd. wog. Die daraus geschossene Vollkugel von 12 Zoll Durchmesser wog 213 Pfd. und die Granate 152 Pfd. Die Kanone war zum Ersatze des ähnlichen Monstregeschützes bestimmt, das ein Jahr vorher an Bord desselben Schiffes sprang und viele Menschen tödtete. In jüngster Zeit ist man in den Vereinigten Staaten in dieser Richtung noch weiter gegangen und hat das Beispiel einer Schiffsbewaffnung gegeben, die zwar allgemeines Staunen erregt, aber weder bei Engländern noch Franzosen bisjetzt Nachahmung gefunden hat. Man construirte nämlich eine Schraubenfregatte, die rücksichtlich ihrer Dimensionen einzig in der Welt dasteht. Das Schiff erhielt den Namen Niagara und wurde bereits zur Legung des transatlantischen Telegraphen verwandt. Seine Länge beträgt nicht weniger als 300 Fuß bei einer Breite von 60 Fuß. Diese kolossale Fregatte, welche die größten Linienschiffe von 140 Kanonen hinter sich läßt, hat nur 12 Geschütze, jedoch von dem Kaliber der erwähnten Monstrekanone.

Es liegt wol außer Zweifel, daß diese Geschütze eine bedeutendere Tragweite haben als irgendein 68= oder 32=Pfünder der Linienschiffe; dagegen fragt es sich, ob bei den Schwankungen des Schiffes auch die Treffähigkeit eines solchen Geschützes eine größere wird. Man kann sicherlich behaupten, daß dies nicht der Fall, da die Treffähigkeit in einer Seeschlacht nicht allein von der Construction des Geschützes, sondern hauptsächlich auch von der Geschicklichkeit des Geschützcommandeurs und dem richtig gewählten Momente des Abfeuerns abhängt. Ferner ist es zwar sicher, daß, wenn eine 213pfündige Vollkugel trifft, sie ein bedeutend größeres Loch machen wird als ein 68=Pfünder oder 32=Pfünder, während auch die Wirkung der 152pfündigen Granate der Wirkung der 68pfündigen Granate entsprechend überlegen sein muß; allein, wenn die Niagara z. B. gegen den englischen Marlborough von 140 Kanonen kämpfen wollte, so würde sie je sechs ihrer Breitseitenkanonen 70 feindlichen Geschützen gegenüberstellen. Diese 70 feindlichen Kanonen schießen aber auf einmal eine Eisenmasse von 3000 Pfd., während die Niagara nur eine Breitseite von 1278 Pfd. geben kann. Der Marlborough kann mindestens dreimal seine Geschütze in der Zeit laden, welche die Niagara zu einer Chargirung gebraucht, mithin feuert ersterer 210 Kugeln gegen sechs. Bei sonst gleichen Verhältnissen ist es wahrscheinlicher, daß von jenen 210 Geschossen eher 20 ihr Ziel treffen als von den sechs ein einziges. Zwanzig 32pfündige Vollkugeln oder nur fünf 68pfündige Granaten richten aber verhältnißmäßig mehr Unheil und Schaden an, als eine 213pfündige, und die Amerikaner dürften daher in ihren Berechnungen sich sehr geirrt haben. Engländer wie Franzosen sind hinsichtlich ihrer Kriegsschiffe und deren Bewaffnung sehr wachsam, um nicht von andern Nationen übertroffen zu werden. Sie würden darum gewiß die Niagara nachgeahmt haben, wenn sie nicht ebenfalls zu einer ähnlichen Ansicht gelangt wären.

Seit der Einführung der Schraubenschiffe, die so allgemein geworden, daß kein Segelschiff zu Kriegszwecken mehr gebaut wird, gehen die Raddampfer allmählich ein, und es werden auch keine neuen 56=Pfünder mehr gefertigt. An ihre Stelle sind die 11 Fuß langen 68pfündigen Bombenkanonen Nr. 1 getreten, die als Pivotgeschütze auf dem obern Vorder= und Hinterdeck

der Linienschiffe und Fregatten gebraucht werden. Sie erreichen den 56-Pfünder fast in jeder Beziehung und haben außerdem den Vortheil, Granaten zu schießen. Bei der jetzigen Bewaffnung von Linienschiffen ist das Verhältniß von 32-Pfündern zu 68-Pfündern wie 4 : 3. Bei den übrigen Schiffsklassen schwankt dieses Verhältniß noch sehr. Einige haben mehr Bombengeschütze, andere mehr 32-Pfünder, und man hat bisjetzt noch kein bestimmtes System angenommen.

Indessen sind in den letzten zehn Jahren fast in allen maritimen Ländern unausgesetzte Versuche gemacht worden, neue Verbesserungen an den Geschützen vorzunehmen. Besonders hat Nordamerika darauf hingearbeitet, das Gewicht der Geschütze zu beschränken und alles nur irgend entbehrliche Metall zu entfernen, in der Absicht, seine Schiffe mit möglichst großen Kalibern zu bewaffnen und eine schnellere Bedienung zu erzielen, ohne die Stabilität zu beeinträchtigen. Unter den größten Geldkosten hat man diese Versuche jahrelang fortgesetzt, ohne jedoch die erwarteten günstigen Resultate zu erzielen, wenigstens nicht bei größern Geschützen. Bei kleinern Geschützen hat man allerdings Erfolge errungen. Ein schwedischer, in amerikanischen Diensten stehender Offizier, Corvettenkapitän Dahlgren, hat Haubitzkanonen für die großen Boote schwerer Schiffe construirt, die zugleich als Landungsgeschütze gebraucht werden und an Leichtigkeit alle ähnlichen Kanonen weit hinter sich lassen. Es sind zwei Klassen 12-Pfünder und ein 24-Pfünder. Der 12-Pfünder Nr. 2 wiegt, einschließlich der Laffette, 450, der Nr. 1 750 und der 24-Pfünder 1000 Pfd. Alle drei Nummern sind von Bronze und als Bootgeschütze ungemein zweckmäßig. Im Jahre 1854 hatte ich (der Verfasser dieses Aufsatzes nämlich) Gelegenheit, bei meiner Anwesenheit zu Washington einem Exercitium im Feuer des 12-Pfünders Nr. 2 beizuwohnen, dessen Leistungen dem, welcher nicht Augenzeuge war, kaum glaublich erscheinen mögen. Das Geschütz befand sich montirt in der mit 12 Mann besetzten Pinasse (zweites Boot) einer Fregatte. Es wurde nach einer 800 Schritt entfernten Scheibe geschossen, die zweimal hintereinander getroffen ward. Diese beiden Schüsse beanspruchten, einschließlich Laden und Richten, einen Zeitraum von einer Minute. Hierauf wurde das Geschütz im Boote auf die Landungslaffette gelegt und an einem glatten Bollwerke von 7 Fuß Höhe hinauf auf das feste Land gebracht. Als von der neuen Position der erste Schuß fiel, waren seit dem letzten Abfeuern 3 Minuten 20 Secunden verflossen. Es ward nun Schnellfeuer ohne genaue Richtung commandirt, und das Geschütz feuerte, regelrecht bedient, in 35 Secunden sieben scharfe Schüsse, die allerdings nicht die Scheibe trafen, jedenfalls aber unter einem dort stationirten Truppencorps arge Verwüstungen angerichtet haben würden. Meines Wissens ist bisjetzt noch nirgends eine gleiche Schnelligkeit im Schießen erreicht worden, und man kann sagen, daß sie wirklich ans Unglaubliche grenzt.

In anderer Beziehung leisten die Engländer freilich etwas Ähnliches. So z. B. sah ich in Malta im Jahre 1858 ein Exercitium mit Bootgeschützen auf Feldlaffetten auf dem Lande an, dem man ebenfalls beigewohnt haben muß, um die Sache zu glauben. Acht Secunden nach dem Abfeuern lag das Geschütz, ein 6-Pfünder von $4\frac{1}{2}$ Fuß Länge und 400 Pfd. schwer, vollständig auseinander genommen, mit der gesammten Bedienungsmannschaft, platt auf der Erde. Von dem Commando „Montirt!“ bis zum nächsten Schusse erforderte das Manöver eine Zeit von 18 Secunden. Wenngleich dieses Manöver gewissermaßen nur als Paradestück angesehen werden muß und in der Praxis selten von Nutzen sein kann, zeigt es doch, bis zu welchem außerordentlichen Grade von Vollkommenheit es einzelne Marinen in der Bedienung der Schiffsgeschütze gebracht haben.

Die Absicht, ein möglichst schnelles Geschützfeuer herbeizuführen und das zeitraubende und unbequeme Laden mit dem schweren Ladezeuge in den engen Pforten zu vermeiden, führte in dem letzten Jahrzehnd auch zu mannichfachen Versuchen, die Ladung der Geschütze von hinten zu bewerkstelligen. Von den solchergestalt construirten Geschützen wurden besonders zwei Arten, die Kanone des sardinischen Majors Cavalli und die des schwedischen Barons Wahrendorff, vielfachen Proben unterzogen. Erstere hat ein Kaliber von $6\frac{1}{2}$ Zoll, ist 8 Fuß 10 Zoll lang und wiegt 66 Ctr.: letztere weicht in diesen Verhältnissen nur sehr wenig von der Cavalli-Kanone ab. Beide haben zwei Züge nach dem Princip der Büchsen mit halber Drehung, schießen cylindrisch-konische Geschosse und unterscheiden sich im wesentlichen nur durch die Art des Verschlusses der Kammer, nachdem die Ladung eingelegt ist. Beide Geschütze haben in Bezug auf Tragweite und Treffähigkeit große Vortheile vor den 32-Pfündern; allein die in England und Schweden mit beiden angestellten Versuche bewiesen, daß die Haltbarkeit des Verschlusses keine genügende Sicherheit gegen Unglücksfälle durch Springen bot, und man hat deshalb von ihrer Einführung vorläufig Abstand genommen.

Die Idee, Geschütze von hinten zu laden, ist übrigens durchaus nicht neu, sondern wurde schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts praktisch ausgeübt. In einem mir vorliegenden alten spanischen Artilleriewerke des Kapitäns Diego Veano, das 1628 in französischer Übersetzung erschien, sind zwei Geschütze abgebildet und beschrieben, die von hinten geladen wurden. Das eine war ein bronzenes Geschütz (pierrier) von 10 Kaliber Länge, das eine 120pfündige Steinkugel schoß. Zum Laden wurde ein Theil des Bodenstücks mit der Kammer aus- und nach Füllung der Kammer mit Pulver und Einsetzung der Steinkugel in das Rohr wieder eingeschraubt. Der Verfasser jenes Werks sagt jedoch, daß diese Art des Ladens sehr unzweckmäßig, zeitraubend und schwierig sei; auch habe er nur ein Geschütz dieser Art im Arsenal von Lissabon gesehen, wo es den Namen Parafuso getragen. Dagegen rühmt er eine zweite derartige Kanone, rücksichtlich deren Dimensionen er nur angibt, daß sie „longue et estroite" gewesen, und sagt, daß sie besonders auf Schiffen häufig zur Anwendung gekommen sei, da ihr Laden so außerordentlich bequem gewesen. Nach der Abbildung wurde die besondere Kammer, welche, ähnlich wie bei den preußischen Zündnadelgewehren, theilweise von dem übrigen Rohre umschlossen war, herausgenommen, mit Pulver gefüllt, die Kugel in den Lauf geschoben, die Kammer wieder eingesetzt und mittelst eines horizontalen eisernen Keils verschlossen. Charakteristisch ist dabei noch die Bemerkung, daß zum schnellern Laden jedes Geschütz 30—40 solcher bereits fertig gefüllter Kammern gehabt habe, die sich auch noch insofern als sehr praktisch erwiesen, weil sie das in ihnen verpackte Pulver gegen Feuchtigkeit geschützt hätten. Zugleich kann man aus einer andern Angabe dieses alten Buchs auf die Zeit schließen, welche zum Laden dieser Geschütze erforderlich war. Danach hat die Chargirung nämlich nicht länger gedauert, als nöthig war, um das Geschütz auf seine alte Stelle in der Pforte zurückzubringen; ein Manöver, das selbst zur damaligen Zeit nicht mehr als zwei Minuten beansprucht haben kann.*)

Daß aber diese Kanonen wirklich vielfach auf Schiffen gebraucht wurden, beweist das bereits oben erwähnte schmiedeeiserne Geschütz, welches aus dem Wrack des 1545 in den Grund geschossenen Schiffs Mary Rose heraufgeholt wurde und eine solche getrennte Kammer besitzt. Dieses Geschütz hat eine Länge von 8 Fuß und ein Kaliber von 1½ Zoll. Ein kleiner bronzener 4-Pfünder von einem holländischen Compagnieschiffe, Zeewyk, das auf einer kleinen Insel an der Küste von Australien, wo dieses Schiff im Jahre 1727 gestrandet, gefunden wurde, hatte dieselbe Einrichtung. Ein drittes derartiges Schiffsgeschütz, gleichfalls holländischen Ursprungs und mit der Jahrzahl 1650 versehen, wurde kürzlich durch einen englischen Kriegsdampfer vom Gambiaflusse nach England gebracht. Der Verschluß ist dem der Cavalli-Kanone sehr ähnlich, wenn auch in roherer Weise angefertigt, sodaß also bei den neuen Geschützen eigentlich nur ein altes Princip von neuem zur Anwendung gekommen.

Während des letzten orientalischen Kriegs wurde in England die Lancasterkanone construirt, von der man sich bei der beabsichtigten Beschießung Kronstadts große Wirkung versprach. Man wollte eine Kanone haben, die Granaten auf eine so große Entfernung schösse, daß die mit ihr bewaffneten Schiffe nicht von den feindlichen Festungsgeschützen getroffen werden könnten, da ein directer Kampf von Schiffen gegen Festungen für erstere immer ein sehr gewagtes Spiel ist. Die Engländer glaubten dieses Problem durch die Herstellung eines 85pfündigen Bombengeschützes von 11 Fuß Länge und 93 Ctr. Gewicht zu lösen, das nach dem Princip der Büchse zwei sich gegenüberliegende Züge hatte, welche sich bis zum Boden der Seiten in Dreivierteldrehung zogen, und eine oblonge schmiedeeiserne Granate von 75 Pfd., einschließlich der Sprengladung, schoß. Man stellte damit in England sowol auf dem Lande wie auf Kanonenbooten Schießversuche an, welche allerdings die enorme Tragweite von 7500 Schritt ergaben, sonst aber keine glücklichen Resultate lieferten, da verschiedene Granaten unmittelbar vor oder bereits in dem Rohre crepirten, die übrigen eine sehr unregelmäßige Flugbahn und beträchtliche Seitenstreuung hatten. Außerdem zersprang das Geschütz beim siebenten Schusse, weil die Granate darin stecken blieb. Die englische Regierung schien deshalb das Geschütz fallen lassen zu wollen, gab aber im folgenden Jahre dem Drängen der Zeitungsstimmen nach, welche die Lancasterkanone als einziges Mittel zur Einnahme Kronstadts bezeichneten und ihre Wirksamkeit ungemein hervorhoben, und armirte einige Kanonenboote mit dieser Geschützart, die theils nach dem Schwarzen Meere, theils nach der Ostsee gingen. Bei der Beschießung Swea-

*) Die Erfindung dieser Geschütze wurde ohne Zweifel weit früher gemacht, als jenes Buch abgefaßt ist, denn Diego Veano bezeichnet die beiden Geschütze als unter die „pièces des anciens" gehörig.

borgs leisteten die Lancasterkanonen keine hervorragenden Dienste; vor Sewastopol wurden sie ausgeschifft und zwei davon in einer Landbatterie montirt, wo man sie dazu verwandte, die russischen Linienschiffe zu beschießen. Die eine derselben sprang nach wenigen Tagen und tödtete eine sehr große Anzahl ihrer Bemannung, die andere schoß lange Zeit auf die Schiffe, ohne ihnen wesentlichen Schaden zuzufügen, da sie fast nie traf. Diese Ergebnisse genügten, um die Versuche aufzugeben. Außerdem aber zeigte sich die Anfertigung der schmiedeeisernen Granaten so außerordentlich kostspielig, daß man seitdem ebenfalls von ihrem Gebrauche abgestanden hat. *)

Das wären die Systemänderungen der Seeartillerie und die Modificationen, welche die Geschützröhre seit ihrer Erfindung erfahren haben. Wir ziehen nun auch das Zubehör in Betracht und wenden uns zunächst zu den Laffetten der Seegeschütze, die sich von den Landlaffetten wesentlich unterscheiden und in folgende drei Hauptklassen zerfallen: 1) die gewöhnliche vierräderige, 2) die Pivot- und 3) die Marschallslaffette.

Die gewöhnliche vierräderige Laffette, für Breitseitenkanonen bestimmt, besteht in ihren jetzigen Formen und Dimensionen ohne wesentliche Veränderung bereits 300 Jahre, solange überhaupt Kanonen auf Schiffen gebraucht werden. Sie besitzt zwar anerkannte große Mängel, und man hat sie vielfach zu verbessern gesucht; allein bisjetzt ist noch keine neue Laffette construirt, welche die alte ersetzt und verdrängt hätte. Im ganzen besteht die Breitseitenlaffette aus zwei Wänden von entsprechender Stärke, zwischen und in denen das Rohr mit seinen Schildzapfen ruht. Die Wände sind durch zwei hölzerne Riegel, eiserne Bolzen und durch zwei Achsen miteinander verbunden, auf deren über die Wände hinausstehenden Enden Blockräder laufen. Der Rücklauf des Geschützes wird durch ein Tau, das Brooktau, gehemmt, das durch eine Öffnung in der Traube der Kanone fährt und zu beiden Seiten an eisernen Bolzen in der Schiffswand befestigt ist. Das Zubordholen sowie die größern Seitenrichtungen geschehen mit Hülfe von gewöhnlichen Flaschenzügen; die geringern Seitenrichtungen und das Eleviren werden durch Hebebäume bewerkstelligt; die Höhenrichtung wird durch zwei Keile festgestellt, die auf dem hintern Riegel der Laffette ruhen und unter das Bodenstück geschoben werden.

Die guten Eigenschaften dieser alten Laffette, wegen welcher man sie so lange beibehalten, sind 1) Stärke, 2) Einfachheit der Construction, 3) Stabilität, 4) Leichtigkeit des Transports von Pforte zu Pforte oder von einer Seite zur andern, 5) die Möglichkeit, im Fall ein Brooktau abgeschossen oder unbrauchbar wird, sofort ein neues ohne Schwierigkeit und Aufenthalt einschnüren zu können. Diese fünf Punkte sind für eine jede Schiffslaffette unerlaßliche Bedingungen. Die Einwände, welche man mit Recht gegen die alte Laffette machen kann, sind: 1) ihr Rücklauf mit dem Geschütz greift das Brooktau sehr stark an; 2) es erfordert große Kraft, das Geschütz zu Bord zu bringen — dies läßt sich nicht ändern, weil bei verminderter Friction der Rücklauf wieder erhöht würde; 3) wenn das Geschütz bei heftiger Bewegung des Schiffs aus der Mitte der Pforte kommt, ist es nur schwer und mit Zeitverlust in seine centrale Position zurückzubringen; 4) die Laffette läßt sich seitwärts nur langsam und ruckweise richten, und das Geschütz kann nicht in demselben Augenblick abgefeuert werden, in dem der Commandeur Ziel hat, vielmehr muß dieser erst ein Zeichen geben, damit die Bedienungsmannschaft sich außerhalb des Rücklaufs begibt, wodurch immer ein Zeitverlust entsteht, der gewöhnlich das Ziel verrückt; 5) wenn das Geschütz große Seitenrichtung hat, kommt beim Rücklauf eine ungleiche Kraft auf die beiden Hälften des Brocktaues; 6) ist es leicht möglich, daß bei dem heftigen Zubordlaufen der Leekanonen (an der Seite unter dem Winde), wenn das Schiff schief liegt, die Seitenwand beschädigt wird, oder auch die Kugel sich im Rohre versetzt und die Gefahr des Springens eintritt. Diese sämmtlichen Nachtheile wurden schwer empfunden, und man hat alle möglichen scharfsinnigen Verbesserungen erdacht, um ihnen abzuhelfen, ohne zu einem günstigen Resultate zu gelangen. Die Beseitigung eines oder mehrerer der genannten Mängel

*) Noch sind zwei neueste Geschützconstructionen zu berühren, die englische Armstrongkanone und die Kanone Napoleon's III., welche beide für die Schiffsarmirung von großer Bedeutung werden können, wenn sich die in den Versuchen erzielten Resultate auch in der großen Praxis bewähren sollten. Das Armstronggeschütz hat ein gezogenes Rohr und wird von hinten geladen, stimmt also in diesen Punkten mit der erwähnten Cavalli-Kanone überein. Das neue französische Geschütz ist ebenfalls eine gezogene Kanone, wird jedoch von vorn geladen. Die weitern Einzelheiten, welche über die beiden neuen Geschützarten bisher bekannt wurden, sind bereits in diesem Werke (in dem Artikel „Armstrong-Kanone und Canon à la Napoléon", S. 269 fg., dieses Bandes) mitgetheilt worden.

konnte immer nur auf Kosten einer der fünf unerlaßlichen Eigenschaften geschehen, und man ist daher schließlich bei dem alten Modell geblieben, das mit geringen Modificationen fast in allen Marinen dasselbe ist.

Vor etwa dreißig Jahren erfand ein Engländer die nach ihm benannten Marschallslaffetten, die eine Zeit lang den alten vierräderigen den Rang streitig machen zu wollen schienen; allein mit der Zeit stellten sich hierbei so viele Mängel heraus, daß man diese Laffetten wieder verwarf. Seit einigen Jahren sind sie in etwas veränderter Construction wieder aufgetaucht, obwol die damit angestellten Versuche nicht viel besser ausfallen, sodaß man sie wahrscheinlich zum zweiten male verwerfen wird.

Die Marschallslaffetten bestehen aus zwei getrennten Stücken, einer vordern festen und einer hintern Laffette. Erstere ist ein pyramidenförmiger Holzklotz, dessen spitzes Ende sich um einen an dem untern Pfortentrempel befestigten eisernen Bolzen dreht, während am innern breitern Ende zwei Arme mit Rädern angebracht sind. An diese Räderachsenden werden in einem hierfür vorhandenen eisernen Ringe kleine Flaschenzüge eingehakt, mit denen man dem Klotze Seitenrichtung gibt. Das Geschützrohr ruht mit seiner vordern Hälfte in einer in dem Klotze (Brustlaffette) befestigten eisernen Gabel oder Krücke. Die hintere Laffette ist eigentlich nur die von dem Schildzapfen bis zur untern hintern Kante diagonal durchschnittene alte vierräderige, und daher etwa um die Hälfte leichter als diese. Sie ruht auf zwei Rädern und ist wegen ihres bedeutend geringern Gewichts leichter zu handhaben. Wenn das Geschütz abgefeuert wird, springt sie zurück, bis das Brooktau straff wird; zugleich gleitet das Rohr durch die Gabel, bis etwa einen Fuß hinter der Mündung, und das eingerannte Geschütz hat mithin zwei Stützpunkte, die Schildzapfenlager in der Schwanzlaffette und die Gabel.

Bei der Construction dieser Laffette hatte der Erfinder hauptsächlich folgende Punkte im Auge. Er wollte eine größere Leichtigkeit der Bewegung beim Aus- und Einrennen der Geschütze erzielen; sodann durch die Entfernung der vordern schrägen Hälfte der Laffette die Möglichkeit geben, das Geschützrohr durch die Pforte weiter nach außen zu schieben und dadurch eine bedeutend größere Seitenrichtung herzustellen; endlich, die feinern Richtungen durch Drehung der Gabel und Brustlaffette mit den Flaschenzügen allein hervorzubringen, um den Geschützcommandeur in den Stand zu setzen, ohne vorheriges Zeichen die Kanone in dem Moment abzufeuern, wo er sein genaues Ziel erfaßt hat.

Diese drei Bedingungen hat die Marschallslaffette auch vollständig erfüllt, nur freilich unter Aufopferung einiger anderer wesentlicher Eigenschaften der alten vierräderigen Laffette, also in unpraktischer Weise. Durch die Gewichtsverminderung der Schwanzlaffette wurde nämlich auch die Reibung so bedeutend vermindert, daß ein zu heftiger Rücklauf erfolgte und die Brooktaue zu sehr angestrengt wurden. Diesem Mangel hat man in neuester Zeit dadurch abzuhelfen gesucht, daß man der Laffette bewegliche excentrische Achsen gab. Will man das Geschütz zu Bord holen oder transportiren, so muß man es vermittelst einer Hebevorrichtung auf die Räder heben. Steht es geladen zu Bord, so läßt man es wieder sinken, und es ruht alsdann auf Schleifklötzen, welche die Friction bedeutend erhöhen und den Rücklauf vermindern. Trotzdem ist der Rücklauf noch immer sehr heftig, und es erwächst die große Gefahr, daß das Brooktau reißt. Dann aber gleitet das Rohr aus der Gabel, schlägt mit der Mündung auf das Deck, und kann entweder gar nicht oder nur mit großer Mühe und Zeitverlust wieder in die Gabel gelegt und schußfertig gemacht werden.

Die Leichtigkeit der Bewegung erstreckt sich aber auch nur auf das Zubordholen und die Seitenrichtung in derselben Pforte. Soll das Geschütz, was häufig im Gefechte nothwendig wird, von einer Pforte zur andern oder von vorn nach hinten auf dem Schiffe transportirt werden, so muß zuvor die Transportlaffette darunter gesetzt und befestigt sein. Diese besteht aus der zweiten fehlenden Hälfte der Schwanzlaffette, wird vermittelst Zapfen an letzterer festgehalten und ergänzt sie zur gewöhnlichen vierräderigen. Dieses Manöver ist gleichfalls schwierig und zeitraubend und sehr nachtheilig im Gefecht.

Der Hauptvorwurf, der jedoch die Marschallslaffette trifft und sich ihrer Einführung entgegenstellt, ist ihre complicirte Construction. Am Bord eines Schiffs, wo die beschränkte Räumlichkeit eine Mitnahme von vielen Reservegegenständen nicht gestattet, bleibt es ein Hauptserforderniß, alles in möglichst einfacher Construction zu besitzen. Je schneller sich ein beschädigter Gegenstand durch die Handwerker des Schiffs neu anfertigen oder repariren läßt, desto praktischer ist er. Bei der alten vierräderigen Laffette ist dies der Fall. Ihre Holz- und Eisentheile sind so einfach, daß sie sich durch jeden gewöhnlichen Zimmermann oder Schmied

in kurzer Zeit ersetzen lassen, während bei der Marschallslaffette so viel complicirte Eisentheile, Beschläge u. s. w. nöthig werden, daß eine Beschädigung am Bord selten oder nicht reparirt werden kann, das Geschütz mithin unbrauchbar wird.

Die dritte Art der Schiffslaffetten endlich ist die Pivotlaffette. Sie hat mit Ausnahme der Achsen dieselbe Construction wie die gewöhnliche vierräderige. Statt der Achsen besitzt sie Schleifklötze, mit denen sie auf einem starken Rahmen ruht, der sich mit Hülfe von Flaschenzügen um einen Pivotbolzen drehen läßt. Auf dem Rahmen sind zwei eiserne Schienen eingelassen und an den Laffettenwänden befinden sich Messingräder. Auf letztere wird die Laffette mittels eines besondern Mechanismus gehoben, wenn das Geschütz zu Bord gebracht werden soll, und sie läßt sich auf den Schienen äußerst leicht bewegen, sodaß z. B. zur Bedienung einer 95 Ctr. schweren 68pfündigen Bombenkanone nicht mehr als 14 Mann erforderlich sind, dieselbe Zahl, welche ein gewöhnlicher langer 32-Pfünder von 65 Ctrn. erfordert. Diese Laffetten werden jedoch nur auf dem Oberdeck von Schiffen gebraucht, da der Rahmen den Raum in den Batterien zu sehr beengen würde, und auch ihr Hauptvortheil darin besteht, daß man sie auf dem freien Vorder- oder Hintertheil eines Schiffs durch einfache Drehung um ihre Achse von einer Seite des Fahrzeugs zur andern mit Leichtigkeit bewegen kann. In neuerer Zeit hat man die Hinterräder zur größern Vereinfachung ganz weggelassen. Die untere Fläche der Vorderräder liegt in gleicher Höhe mit der des Schleifklotzes. Soll nun das Geschütz auf dem Rahmen vorgebracht werden, so wird der hintere Theil der Laffette mit einem Rollhebel gehoben und letztere in eine schräge Lage versetzt, welche zugleich die Vorderräder zur Tracht bringt und dadurch das Zubordholen erleichtert.

Auf Kanonenbooten, die vielfach mit schweren Pivotgeschützen armirt, aber zu leicht gebaut sind, um den Stoß des gewöhnlichen Rücklaufs zu ertragen, ruht das hintere Ende des Schlittens auf einem Rade, das einestheils die Drehung erleichtert, hauptsächlich aber den Schlitten zu einer schiefen Ebene erhöht, gegen welche das reculirende Geschütz hinauf muß und wodurch der Stoß vermieden wird.

Hinsichtlich des übrigen Geschützzubehörs hat besonders der Mechanismus des Abfeuerns und Richtens seit Anfang dieses Jahrhunderts wesentliche Verbesserungen erfahren, die sich zuerst, wiewol mit großen Schwierigkeiten, in England Bahn brachen und sehr viel zu den maritimen Erfolgen dieser Macht über andere Nationen beitrugen. In frühern Zeiten feuerte man sowol auf dem Lande als am Bord von Schiffen die Geschütze mit Hülfe einer Lunte ab.

Wenn eine Kanone, wie dies fast immer auf dem Lande der Fall, in einer festen Position auf ein Ziel feuert, das entweder still steht oder sich verhältnißmäßig nur langsam bewegt, wo also ein kurzer Verzug zwischen dem Richten und dem Momente des Abfeuerns keinen bedeutenden Einfluß auf die Genauigkeit des Schusses übt, ist die Lunte gemeiniglich ein ausreichend schnelles und stets das sicherste Mittel zur Entzündung der Cartouche. Am Bord eines Schiffs jedoch, wo nur im günstigsten Falle das Ziel still steht, meistens aber Schiff und Ziel in beständiger Bewegung sind, kommt es vor allem darauf an, einen Mechanismus zu besitzen, der den Geschützcommandeur in den Stand setzt, in demselben Momente, wo er Ziel hat, auch seine Kanone abzufeuern, weil sonst bei 99 Fällen unter 100 das Ziel verrückt wird und der Schuß entweder fehl trifft oder wenigstens nicht die beabsichtigte Wirkung hat. Dies war seit langer Zeit schon auf Kriegsschiffen erkannt worden, aber erst im Jahre 1780 kam ein englischer Flottenkapitän, Sir Charles Douglas (Vater des berühmten Artilleriegenerals Sir Steward Douglas), welcher damals das Linienschiff Duke commandirte, auf die Idee, die Schiffsgeschütze auf gleiche Weise wie die Musketen, d. h. mit Steinschlössern, abzufeuern. Er machte der Admiralität den Vorschlag, diese Neuerung einzuführen, ohne jedoch damit durchdringen zu können. Nun schaffte er aus eigenen Mitteln für alle 98 Geschütze seines Schiffs solche Schlösser an, und hatte die Genugthuung, in einem Gefechte am 12. April 1782 eine solche Überlegenheit im schnellen und sichern Feuern seiner Kanonen zu bethätigen, daß er die Aufmerksamkeit der Admiralität abermals auf sich lenkte und von nun an die Steinschlösser allgemein in der englischen Marine eingeführt wurden. Andere Nationen kamen erst viel später dahin. Frankreich, das die Kanonenschlösser erst im Jahre 1800 adoptirte, hatte viele seiner Niederlagen zur See dem schnellern und bessern Schießen der englischen Artillerie zuzuschreiben.

Indessen hatte das Steinschloß gleichfalls seine großen Mängel. Durch die Explosion des Pulvers im Zündloch wurde häufig der Stein beschädigt und unbrauchbar gemacht, ein Misstand, den man auf verschiedene Weise und hauptsächlich dadurch zu beseitigen suchte, daß man ein doppeltes Schloß construirte, um durch einfache Umdrehung das etwa unbrauchbare oder

beschädigte Schloß durch das zweite zu ersetzen und somit eine Unterbrechung des Feuerns zu vermeiden. Dieses doppelte Schloß wurde im Jahre 1818 in der englischen Marine allgemein eingeführt und bald darauf auch von den übrigen seefahrenden Nationen angenommen.

Mit der Erfindung des Percussionsschlosses und seiner praktischen Einführung beim Land- und Militärgewehre kam dieses neue Princip auch in der Seeartillerie zur Anwendung. Seit den letzten funfzehn Jahren sind die Steinschlösser ganz und gar durch Percussionsschlösser verdrängt. Dieselben haben eine sicherere Wirkung und sind nicht so leicht der Beschädigung ausgesetzt wie jene, nachdem man ihre anfängliche Construction durch einen einfachen Mechanismus, eine Erfindung des englischen Artillerieobersten Dundas, zweckmäßig verändert hat. Man hatte nämlich zuerst das Hammerschloß seitwärts so an dem Zündfelde befestigt, daß es von der Explosion der Schlagröhre frei blieb, indem man letzterer eine rechtwinkelige Form gegeben. Der eine Schenkel wurde von dem Hammer getroffen und der andere leitete die Zündung in die Cartouche. Diese Construction zeigte sich jedoch unpraktisch, da sie die Hauptaufgabe in der Seeartillerie, die möglichst gleichzeitige Entzündung der Cartouche mit dem Abziehen der Hammerschnur, nicht erfüllte. Es mußte daher ein Mittel aufgefunden werden, den Hammer unmittelbar über dem Zündloche auf die Schlagröhre niederfallen zu lassen und ihn nach vollendetem Schlage sofort wieder zu entfernen, um ihn gegen die Explosion zu schützen. Oberst Dundas löste diese Aufgabe einfach dadurch, daß er die Öffnung des Hammers, durch welchen der Bolzen geht, um den ersterer sich dreht, nicht rund, sondern länglich machte. Hierdurch bewirkte er, daß der zurückgeschlagene Hammer beim Anziehen der Schnur sich zuerst um seine Achse dreht und direct auf das Zündloch schlägt, sodann aber sofort dem Zuge der Abzugsleine folgt und seitwärts geht, eine Bewegung, die ihn vom Zündloche entfernt und ihn vor der Explosion schützt. Diese Einrichtung fand bald so allgemeinen Anklang, daß sie sich überall schnell Eingang verschaffte und jetzt mit geringen Modificationen in allen Marinen besteht. Die bei diesen Hammerschlössern angewandten Percussionsschlagröhren sind entweder aus Federposen oder aus Papier gefertigt. Erstere haben ein Kreuz, welches mit dem detonirenden Stoffe gefüllt ist, letztere ein gewöhnliches Zündhütchen.

In neuester Zeit hat man in der englischen Marine begonnen, wie bei der Feldartillerie in Preußen, die Frictionsschlagröhren einzuführen, die sicherer wirken und dann auch das Schloß überflüssig machen. Ich hatte Gelegenheit, die Anwendung derselben auf den Schiffen des englischen Mittelmeergeschwaders in Malta zu beobachten, wo sie sich sehr gut bewährten, sodaß in nächster Zeit eine Abschaffung der Hammerschlösser zu gewärtigen sein dürfte.

Da der richtende Geschützcommandeur seine Kanone während der Richtung abfeuern muß, die Abzugsschnur aber nicht direct nach hinten fahren kann, weil wegen des schräg gebohrten Zündlochs die Schlagröhre herausgerissen werden würde, so läuft die Schnur im rechten Winkel und seitwärts vom Zündloche über eine kleine Rolle nach hinten. Um ein unfreiwilliges zu frühes Abziehen zu vermeiden, wenn der Commandeur die Schnur beim Richten in der Hand hält, hat diese eine Schleife, die über ein am Zündfelde befestigtes Häkchen gehängt ist und erst beim Commando „Fertig" abgenommen wird. Unter 100 auf diese Weise abgefeuerten Schüssen hatte man durchschnittlich nur einen Versager, während die Hammerschlösser 10—15 ergaben, ein überaus günstiges Verhältniß, welches dadurch noch erhöht wird, daß bei den Frictionsschlagröhren die Entzündung der Cartouche directer und schneller herbeigeführt wird als bei den Percussionsschlagröhren, wo nach Anziehung der Schnur der Hammer einen Halbkreis beschreiben muß, ehe er schlägt und die Explosion bewirkt.

Hinsichtlich der Richtinstrumente sind zur Herstellung der Seitenrichtung die seit den frühesten Zeiten gebräuchlichen Methoden noch jetzt in Anwendung, obwol ihre Mangelhaftigkeit sehr empfunden wird. Sie werden jedoch durch die Construction der alten vierräderigen Laffette bedingt und können also nur mit dieser einer Veränderung unterliegen. Die Richtungsinstrumente bestehen aus Flaschenzügen und Hebebäumen. Das Mangelhafte bei ihrer Anwendung besteht in der stoßenden und unregelmäßigen Bewegung, die sie verursachen, und welche die feinen Seitenrichtungen ungemein erschwert. Nur bei der Marschalls- und Pivotlaffette fällt dies weg. Bei ersterer werden die feinen Richtungen durch die Drehung der Brustlaffette und Gabel hervorgebracht; bei letzterer läuft der Schlitten auf Schienen und dreht sich gleichmäßig um einen Bolzen. Die Marschallslaffetten haben jedoch dafür, wie schon bemerkt, wieder andere bedeutende Mängel, die sich ihrer Einführung entgegenstellen, und der Gebrauch der Pivotlaffetten ist wegen lokaler Verhältnisse sehr beschränkt.

Die Verrichtungen, das Geschützrohr in einer bestimmten Elevation zu halten, sind gleich-

falls so alt wie die gewöhnlichen Laffetten und haben auch ebenso viele Mängel. Trotzdem hat man sie in den meisten Marinen beibehalten. Nur in der französischen Marine ist fast durchgängig die Richtschraube angenommen. In den andern Marinen gebraucht man zum Heben des Rohrs Handspeichen und hält dasselbe durch hölzerne Richtkeile in der bestimmten Lage. Obwol die Richtung mit letztern nicht so sicher und genau gegeben werden kann, wie mit der Schraube, die Keile auch beim Rücklaufe des Geschützes häufig herausfliegen und die Mannschaften beschädigen, hat man sie beibehalten, weil das Richten schneller mit ihnen geht und Schnelligkeit des Feuerns ein wichtiger Umstand im Gefecht ist.

Die wesentlichste Veränderung in der Seeartillerie ist aber in neuerer Zeit durch Einführung des Tangentenvisirs geschehen. Bis vor zwanzig Jahren war nichts mangelhafter als die Methode, den richtigen Auffatz zu nehmen. Man versuchte in den verschiedenen Marinen Hunderte von Mitteln ohne Erfolg. Entweder waren sie zu complicirt oder nicht zweckentsprechend, also in beiden Fällen unbrauchbar.

Um einen Begriff zu geben, wie mangelhaft bisher die Methoden, die Höhenrichtung zu geben, gewesen sind, wollen wir nur einige Beispiele aus der neuern Seekriegsgeschichte anführen. In dem Gefechte zwischen der amerikanischen Fregatte United States und der englischen Fregatte Macedonian, wo beide Schiffe auf eine Entfernung von 800—1000 Schritt, also fast auf Kernschußweite, kämpften, und jedes derselben ungefähr 2500 Kugeln abgab, trafen nur 95 Kugeln den Rumpf des Engländers, fünf gar nur den des Amerikaners. Ferner, in der Schlacht bei Navarino, die vor Anker in ruhigem Wasser und auf äußerst kurze Entfernungen geschlagen wurde, feuerte das englische Linienschiff Albion von 74 Kanonen 4000 Kugeln gegen die Türken, ohne ein einziges Schiff in den Grund zu bohren. Ebenso lag der englische Vierundsiebziger Genoa $3\frac{1}{2}$ Stunde lang mit seiner Breitseite gegen ein türkisches Linienschiff so nahe, daß man am Bord des Engländers das Weiße in den Augen der Türken sehen konnte, und feuerte 7000 Pfd. Pulver mit der entsprechenden Eisenmunition auf seinen Gegner ab, ohne ihn zum Sinken zu bringen oder kampfunfähig zu machen.

Solche geringe Resultate, die bisher im Seekriege häufig vorkamen, sind zwar sehr auffällig, finden aber leicht ihre Erklärung. Sie sind die natürliche Folge des Mangels an einer Controle des Commandanten über seine Batterien während der Schlacht, sowie des wirren und dunkeln Zustandes in den Batterien selbst. Man denke sich nur, wenn in einem solchen Batteriedeck schnell hintereinander 15 Breitseiten abgefeuert werden, den dicken Pulverdampf, das Durcheinander der 2—300 Batteriemannschaften auf einem so beschränkten Raume, den betäubenden Kanonendonner, das Hin- und Herlaufen der Pulverträger, Enterer und anderer, das Einschlagen feindlicher Kugeln, das Krachen und Umherfliegen der Splitter, das Explodiren der Granaten — und man wird sich nicht mehr wundern, daß, uncontrolirt, wie bisher die Geschütze in Bezug auf ihre Richtung waren, der größte Theil der Kugeln auf gut Glück verschossen und geradezu weggeworfen wurde. Erst die Einführung des Tangentenauffatzes hat diesen wirren Zustand beseitigt. Der Commandant kann nun von seinem Platze auf dem Halbdeck aus, unberührt von jenem Chaos in den Batterien, mit ruhigem Auge und mit Überlegung die Entfernungen schätzen, dieselben besser bestimmen als die Bedienungsmannschaften in den von Pulverdampf gefüllten Kanonendecken, und danach auch die Größe des Auffatzes feststellen, der jetzt für alle Geschütze gleich wird und die Ungewißheit des Treffens beschränkt. Mit Hülfe des Tangentenauffatzes werden in Zukunft kaum 4000 Kugeln zu wechseln sein, um eine ganze Flotte zum Sinken zu bringen, und die längste Dauer einer Seeschlacht, die sich in frühern Zeiten ohne entscheidende Resultate oft drei Tage lang hinzog, wird nunmehr wol kaum ebenso viele Stunden dauern.

Die Geschosse haben sich im Laufe der Zeit wenig verändert, seitdem man statt der zu kostspieligen und weichen Stein- und Bleikugeln Eisen als Kugelmaterial eingeführt hatte. Im vorigen Jahrhundert und auch zu Anfang dieses noch wurden öfters Stangen- und Kettenkugeln angewendet, um die feindliche Bemastung zu beschädigen. Seitdem man jedoch die Praxis verfolgt, womöglich den Rumpf zu treffen, weil die zu hoch gehende Kugel dann immer noch die Takelage beschädigen kann, und seitdem die Schiffe Nahgefechte soviel wie möglich vermeiden, hat man von der Anwendung jener Geschosse abgelassen; sie werden gar nicht mehr gebraucht. Gewöhnliche Vollkugeln, Granaten, gefüllte und ungefüllte, sind fast die einzigen Geschosse, die an Bord von Schiffen mitgegeben werden. In einzelnen Marinen, wie z. B. in Schweden und Preußen, wo man excentrischen Geschossen den Vorzug gibt, hat man mit Blei gefüllte Granaten, die wie gewöhnliche Bomben mit der Pfeilspitze zur Angabe des Schwerpunkts be-

zeichnet und mit einem hölzernen Spiegel versehen sind. Diese Marinen haben als Breitseite- und Pivotkanonen 36-Pfünder in vier verschiedenen Klassen, die Vollkugeln, Granaten und Bleigeschosse (Nr. 3 und 4 jedoch nur die beiden erstern) schießen. Engländer und Amerikaner halten nichts von excentrischen Geschossen, thun aber unrecht daran, da die schwedischen 36-Pfünder mit Granaten und Bleigeschossen ihren 32-Pfündern von gleichem Gewicht sowol in Tragweite als Treffähigkeit weit überlegen sind, ein Umstand, der lediglich der Excentricität zugeschrieben werden muß. Selbst die Franzosen erkennen die Vortheile der excentrischen Geschosse an, obwol sie bisher nur mit concentrischen (wenigstens nominell; eine Kugel ist nie genau concentrisch) Geschossen feuerten.

Die Einführung der Bombenkanonen und die Anwendung von Granaten gegen Schiffe hat zu neuen Verbesserungen der Granaten geführt. In den angestellten Schießversuchen zeigte sich nämlich, daß bei horizontal geschossenen Granaten 70 Proc. nicht crepirten, weil durch die Berührung des Wassers entweder der Zünder ausgelöscht ward, oder weil bei directen Treffern sich beim Einschlagen in die Schiffswand die Fasern des Holzes in den Zünder, mit welchem die Granate gewöhnlich zuerst das Ziel berührt, gewaltsam hineinzwängten, damit den Zutritt der Luft verhinderten und so das Feuer erstickten. In diesen Fällen wirkten die Granaten nur als einfache Kugeln, und die Resultate entsprachen durchaus nicht den bedeutend größern Kosten, welche die Anfertigung dieser Munition verursacht. Dazu kam noch ein dritter Umstand, daß die Granaten häufig durch beide Borde des Schiffs schlugen und ohne weitern Schaden für das Schiff erst später im Wasser explodirten. Diese Übelstände führten zur Erfindung der Concussions- und Percussionsgranaten, deren Zweck ist, bei dem ersten Einschlagen in einen harten Gegenstand zu explodiren. In England und Amerika wendet man die erstern an, in Frankreich die letztern. Da jedoch die Construction derselben sehr geheim gehalten wird, ist nichts weiter darüber zu berichten, als daß bei Concussionsgranaten der Zünder an dem einen Ende mit einem sehr zarten Mechanismus versehen wird, der zwar dem ersten Stoße der Pulverladung widersteht, beim Einschlagen der Kugel aber den brennenden Zünder in die Sprengladung treibt und die Explosion herbeiführt. Wahrscheinlich wird der Zünder durch einen Glasbalken von der Sprengladung getrennt, welcher zerbricht. Die Percussionsgranate hat einen Zünder, welcher mit einer chemischen Composition von sehr explosivem Charakter gefüllt ist, und der die Granate im Momente des Anschlagens explodiren läßt, ohne vorher selbst zu brennen.

Man spricht in England und Frankreich sehr viel von der Wirksamkeit und Untrüglichkeit dieser Geschosse und den damit angestellten Versuchen; allein auffallend ist es, daß weder Engländer noch Franzosen im letzten Kriege, wo diese Granaten schon erfunden waren, Anwendung davon gegen die russischen Schiffe zu Sewastopol gemacht haben. Ebenso schwer zu begreifen bleibt es, wie beide Arten erst dann wirken, wenn sie den zweiten Stoß erhalten, nachdem sie den erstern viel größern Stoß, die Explosion der Pulverladung im Kanonenrohre, bereits ohne zu springen ausgehalten haben. Ferner ist es eigenthümlich, daß auf den kriegsfertigen und in Dienst gestellten Schiffen, welche Bombenkanonen führen, nicht solche Geschosse, sondern die alten gewöhnlichen Granaten im Gebrauche sind.*) Es läßt sich aus alledem nur der Schluß ziehen, daß die Vorzüglichkeit der neuen Granaten entweder sehr problematisch ist, oder daß sich bei den Versuchen Umstände herausgestellt haben, die eine Einführung derselben am Bord von Schiffen nicht erlauben. Für Gefechte gegen Landtruppen, Boote u. s. w. werden auch noch jedem Geschütze einige Trauben- und Büchsenkartätschen mitgegeben, obschon diese gegen andere Schiffe fast nie in Anwendung kommen.

Große Aufmerksamkeit ist in letzterer Zeit auf die Unterbringung des Pulvers am Bord der Schiffe verwendet worden, um es sowol gegen alle Feuersgefahr als auch besonders gegen Feuchtigkeit zu schützen. Zu allen übrigen Mängeln der Seeartillerie trat nämlich in frühern Zeiten häufig noch das Feuchtwerden des Pulvers, indem die Pulverkammern so eingerichtet waren, daß sie das Pulver nicht genug von der auf Schiffen stets mit wässerigen Theilen geschwängerten Luft abschließen konnten. Um diesem Übelstande zu begegnen, hat man zunächst die Wände der Kammern doppelt gemacht und sie inwendig mit Zink ausgeschlagen. Die fertigen Cartouchen werden sodann in doppelten Zinkkasten aufbewahrt, deren jeder hermetisch verschlossen ist. Auf diese Weise ist es in der That gelungen, Pulver jahrelang gegen jede Feuchtigkeit zu schützen. Loses Pulver in Fässern wird nur zu Salutcartouchen mitgegeben, alles übrige

*) Nur seit allerneuester Zeit werden den englischen Schiffen Moorsom's Concussionsgranaten mitgegeben.

aber als fertige Cartouchen in jenen Kästen an Bord geliefert, da wegen möglicher Feuersgefahr alles Laboriren auf Schiffen soviel wie möglich vermieden werden muß.

Um die Pulverkammern gegen feindliche Kugeln zu schützen, liegen dieselben unter der Wasserlinie, und um sie gegen Feuer zu sichern, ist jede mit einem Rohre versehen, das durch die Schiffswand nach außen geht, und vermittelst dessen man sie unter Wasser setzen kann.

In der Unterbringung der Geschosse hat man nur bezüglich der Granaten in England eine Änderung vorgenommen, welche in andern Marinen jedoch noch nicht nachgeahmt worden ist, da sie zu gefährlich erscheint. Der größte Theil der Granaten wird dort nämlich nicht mehr in besondern Räumen aufbewahrt, sondern sie sind in ihren Kästen in den verschiedenen Batterien unter den Verdecksbalken untergebracht. Raumersparniß und Schlagfertigkeit sind bei diesem Arrangement maßgebend gewesen; zwei allerdings wesentliche Punkte für Kriegsschiffe. Ob aber wirklich keine Gefahr bei dieser Placirung vorhanden, kann nur ein wirkliches Gefecht lehren, und die übrigen Marinen scheinen dies erst abwarten zu wollen.

Eine andere, sehr praktische Veränderung haben die Engländer in der Placirung des Reservegeschützzubehörs gemacht, die allgemeine Nachahmung verdient, wenn andere Schiffe mit englischen rivalisiren und im Gefechte dasselbe leisten wollen. Ehedem befanden sich auch auf englischen Schiffen alle zu den Geschützen gehörigen Reservegegenstände in den Vorrathsräumen, die vorn im untersten Theile des Schiffs liegen. Wenn z. B. bei dem hintersten Geschütze der Oberdecksbatterie ein Brooktau zerriß, ein Rad zerbrach oder ein Schloß zersprang, so mußten immer eine oder mehrere Nummern der betreffenden Mannschaft durch die verschiedenen Verdecke laufen, um zu dem Vorrathsraume zu gelangen und dort das Ersatzstück zu empfangen. Man denke sich aber nur den Zeitverlust, wenn in einem Gefechte, wo dergleichen Zufälligkeiten jeden Augenblick zustoßen, jene Nummern sich durch die Masse der in den verschiedenen Batterien arbeitenden Menschen hin- und zurückdrängen sollen. Bei dem Vorrathsraume stehen vielleicht schon andere, die gleichfalls etwas haben wollen, und das betreffende Stück ist in der Hast nicht gleich zu finden. Nicht selten vergeht so eine halbe Stunde, ehe das Geschütz wieder in den Stand gesetzt ist, während es schon 20 entscheidende Schüsse gethan haben könnte, wenn das Ersatzstück früher zur Stelle gewesen wäre.

Man verwünschte zwar allenthalben diese oft so folgenschwere Versäumniß, und dennoch dachte niemand bisher daran, dem Übel abzuhelfen, nicht etwa aus Mangel an Umsicht, nein! lediglich, weil man sich nicht von dem alten Zopfe losmachen konnte, der noch auf so vielen Kriegsschiffen herrscht und sich unter anderm auch darin äußert, daß ein möglichst propres und glattes Aussehen der Batterien der Schlagfertigkeit und Gefechtsbereitschaft vorgezogen wird. Man sollte kaum glauben, daß dem so wäre, und doch ist es der Fall. Eine schön gemalte Batterie, höchst sauber gescheuert, die Handwaffen zu allerlei Figuren zusammengestellt, unbekümmert darüber, ob sie 100 Schritte von den Geschützen entfernt stehen, deren Mannschaften sie angehören, die Kanonen wie ein Spiegel polirt und jedes Reservestück auf die sorgfältigste Weise entfernt, damit es nicht die Symmetrie und das gute Aussehen der Batterie störe — das war und ist auch noch das Streben vieler Kriegsschiffscommandanten und Offiziere, besonders bei den Franzosen.

Die Engländer haben sich, wenngleich ebenfalls nicht auf allen Schiffen, zuerst von dieser Pedanterie frei gemacht und den eigentlichen Zweck des Schiffs, die augenblickliche Kriegsbereitschaft, in den Vordergrund gestellt. Sämmtliches Geschützzubehör, alle Ersatzstücke, mögen sie Form oder Namen haben, welche sie wollen, Handwaffen — alles ist in unmittelbarer Nähe der Geschütze angebracht, damit die ohnehin schon unvermeidliche Confusion während des Gefechts durch unnöthiges Hin- und Herlaufen nicht noch vermehrt werde und ein Aufenthalt entstehe, welcher die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann. Die Batterien sehen freilich nicht mehr so geleckt und schön aus wie früher; rein und ordentlich können sie aber dessenungeachtet sein. Es ist geradezu eine Lächerlichkeit, aus einem Kriegsschiffe lediglich einen Putzkasten machen zu wollen, wie es leider so häufig geschieht.

Schließlich haben wir noch die Veränderungen in der Ausbildung und im Exercitium der Bedienungsmannschaften selbst in Betracht zu nehmen. Diese Ausbildung der Mannschaften ist in neuerer Zeit, theils infolge der neuen Verbesserungen und Einrichtungen des Materials, theils durch einen systematischen Unterricht und langjährige praktische Übung zu einer Vollkommenheit gebracht worden, wie man sie noch vor zehn Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Am weitesten darin sind unstreitig Engländer und Franzosen gelangt, die ewigen Rivalen; sodann kommen die Amerikaner. Die Holländer, welche unter ihren van Tromp und de Ruyter

die erste Rolle zur See spielten, stehen jetzt den genannten dreien nach. Die Verbesserungen bahnen sich bei dieser phlegmatischen Nation nur langsam und schwer ihren Weg. Rußland tritt seit dem letzten Kriege in die Fußtapfen Frankreichs; seine Marine nimmt eine vollständig neue Gestaltung an.

In frühesten Zeiten wurden die Geschütze der Kriegsschiffe mit Landartilleristen bemannt und die eigentlichen Matrosen nur zur Bedienung der Segel und Takelage verwandt. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts sah man in England zuerst die großen Nachtheile dieser Einrichtung, und man schaffte sie ab. Um die Geschütze am Bord eines Kriegsschiffs zweckmäßig behandeln zu können, muß man noch mehr sein als ein guter Artillerist. Vor allem ist es nothwendig, daß der Seeartillerist mit dem Elemente, auf dem er sich befindet, vollkommen vertraut, d. h. ein ausgebildeter Seemann ist. Abgesehen davon, daß Befestigung, Transport u. s. w. der Kanonen ganz anders als am Lande geschieht, erfordern die Bewegungen des Schiffes im Gefechte Leute, welche trotz derselben feststehen, schnell arbeiten, sicher zielen und sich sofort in die schwierigsten Lagen finden können, die an Bord eines Schiffs und besonders während eines Kampfes so leicht und vielfach eintreten. Dies wird nie ein Landsoldat, sondern nur ein von Jugend auf für die See erzogener Matrose vermögen, dem das Schiff seine zweite Heimat ist, und der auf seinem schwankenden Boden auch im schwersten Sturme sich ebenso sicher bewegt wie der Soldat auf dem Lande.

Von diesem Grundsatze ausgehend, schafften die Engländer bereits vor 150 Jahren die Soldaten als Schiffsartilleristen ab und setzten an deren Stelle Matrosen; ein Umstand, der, neben andern hauptsächlich dazu beigetragen hat, daß ihre Artillerie überlegen war und überall den Sieg davontrug. Ihnen folgten die Holländer, und die Nordamerikaner behielten jene Einrichtung des Mutterlandes bei, während die übrigen kleinern Seestaaten sich nach den größern richteten. Frankreich beharrte indessen zu seinem Schaden am längsten bei dem alten Systeme, bis die bittern Erfahrungen der Revolutionskriege dessen Untauglichkeit deutlich bewiesen und eine Änderung herbeiführten. Gegenwärtig ist Frankreich allen andern Marinen in dieser Hinsicht vorgeschritten. Während die andern Marinen aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich aber zur Unterstützung der Offiziere gegen etwaige Meutereien der stets unruhigern und weniger disciplinirten Matrosen, Soldaten theilweise beibehielten, befinden sich auf den französischen Kriegsschiffen nur noch Matrosen. Rußland ist in dieser Beziehung am schlimmsten daran. Zur Bemannung der großen Flotte reichen die wenigen Seeleute seiner Küstenstrecken nicht zum zwanzigsten Theile hin. Es muß daher seine Zuflucht zu Landsoldaten nehmen und sucht durch zwanzigjährige Dienstzeit diese Leute zu dem zu machen, was sie nicht sind, zu Matrosen. Daß dies, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, gelingt, habe ich an einer russischen Dampffregatte in den griechischen Gewässern kürzlich zu beobachten Gelegenheit gehabt. An Bord derselben befand sich, außer den Offizieren und Unteroffizieren, kein einziger Mann, dessen Profession früher die Seefahrt gewesen wäre. Kirgisen, Tungusen, Kalmücken, Tataren und Baschkiren bildeten die Besatzung, die aber in seemännischen Evolutionen und Geschützbedienung eine Fertigkeit entwickelten, welche nur Bewunderung erregen konnte und weder den Engländern noch den Franzosen nachstand. Gleiche Resultate vermag jedoch unter ähnlichen Verhältnisse keine andere Marine zu erzielen, weil man nirgends die Mannschaften 20 Jahre am Bord halten kann.

Im Vertrauen auf ihre gewohnten Siege und ihre artilleristische Überlegenheit, der sie die Siege größtentheils zu danken hatten, verschmähten die Engländer zu Anfang dieses Jahrhunderts, ihrer Artillerie fortdauernde Aufmerksamkeit zu schenken, und glaubten es in der Bedienung so weit gebracht zu haben, als nöthig und möglich wäre. Nach der Vernichtung der französischen und spanischen Flotten bei Abukir und Trafalgar ruhten sie auf ihren Lorbern und hielten eine Nebenbuhlerschaft im Seekampfe für unmöglich. Der Krieg mit Nordamerika im Jahre 1812 weckte sie jedoch auf eine empfindliche Weise aus ihrer Ruhe: unausgesetzt unglückliche Gefechte gaben ihnen den Beweis, daß sie in Artillerie keineswegs die höchste Stufe erreicht hätten. Das schnelle und sichere Feuer ihrer Gegner verrieth eine größere Ausbildung derselben am Geschütz, und England erlebte die Demüthigung, seine Schiffe fast immer geschlagen zu sehen, wo sie mit Amerikanern zusammentrafen. Diese Erfahrung hatte aber zugleich den heilsamen Erfolg, daß man fortan der Ausbildung der Geschützmannschaften und hauptsächlich der Geschützcommandeure die größte Aufmerksamkeit schenkte und eine förmliche Seeartillerieschule einrichtete. Besonders qualificirte Seeleute wurden ausgewählt und theoretisch, hauptsächlich aber praktisch in der Artillerie ausgebildet. Seit einer Reihe von Jahren dient ein altes

Linienschiff in Portsmouth, der Excellent, als Artillerieschulschiff. Die auf ihm eingeschifften Matrosen werden unter Leitung der tüchtigsten Unteroffiziere und Offiziere in einem zweijährigen Cursus zu Geschützcommandeuren und Feuerwerkern herangebildet und nach ihrer Entlassung vom Excellent als solche auf die verschiedenen Schiffe der Flotte geschickt. Auf diesem Schulschiffe werden alle möglichen Kanonenmanöver vorgenommen, die nur irgendwie am Bord vorkommen können und zugleich alle Verbesserungen und Erfindungen probirt. Da der Excellent selbst im Hafen still liegt, so hat man, um die Leute an genaues Schießen unter Bewegung zu gewöhnen, für den Unterricht eine sehr sinnreiche Vorrichtung am Bord getroffen. Man hat ein Exercirgeschütz auf eine Plateforme gestellt, welcher durch einen Mechanismus Bewegungen gegeben werden, die denen eines in See befindlichen Schiffes sehr ähnlich sind. In dem Augenblicke, wo dann der zielende Mann abfeuert, wird durch das Anziehen der Schloßleine die Plateforme zum Stillstande gebracht und das Geschütz genau in der Lage erhalten, in der es sich beim Abfeuern befand, sodaß die Genauigkeit des jedesmaligen Richtens controlirt werden kann.

Aus diesem Institute gehen jährlich 300 vollkommen ausgebildete Geschützcommandeure hervor, die dann am Bord der Schiffe zugleich als Instructeure dienen. England hat vermöge dieser Einrichtung seine Seeartilleriebedienung auf einen Höhepunkt gebracht, der jeden in Erstaunen setzen muß. Ganz gleiche Seeartillerieschulen bestehen in Frankreich in den Häfen von Brest, Cherbourg und Toulon. Besonders unter Napoleon III. ist diesen Anstalten die größte Aufmerksamkeit zu Theil geworden, und man widmet dort der Ausbildung der matelots canoniers ebenso viel Sorgfalt als den gunners auf dem Excellent. Die Franzosen machen jedoch in theoretischer Beziehung viel mehr Ansprüche als die Engländer, und der Lehrcursus dauert noch einmal so lange, also vier Jahre.

Wenn man das Geschützexercitium eines englischen Kriegsschiffs mit ausgebildeter Mannschaft angesehen hat und sodann auf ein französisches Schiff unter gleichen Verhältnissen kommt, so weiß man kaum, welcher der beiden Nationen man den Preis zusprechen soll. Im allgemeinen darf man jedoch die Engländer als die besser Exercirten bezeichnen, obwol es auch hier davon abhängt, wie sich der betreffende Commandant für die Sache interessirt. Bisweilen glaubt man seinen Augen nicht zu trauen, wenn man sieht, wie eine Geschützbesatzung von 12 Mann mit einem langen 32-Pfünder oder einem 68pfündigen Bombengeschütz umspringt, wenn ein solches Geschütz in 45—50 Secunden von seiner Laffette gehoben und auf eine andere gelegt, wenn während des Ladens das Brooktau gewechselt wird, ohne die Dauer der Chargirung auszudehnen, wenn ein solches Geschütz in einer Minute von seinem Platze in der Mitte der Batterie nach der vordersten oder hintersten Pforte transportirt wird. Selten geht aber auch ein solches allgemeines Exercitium, das fast in allen Marinen wöchentlich einmal abgehalten wird, auf englischen Schiffen ohne Unglück ab. Die Engländer arbeiten öfter schneller als die Franzosen, aber auch viel rücksichtsloser, und Bein oder Armbrüche, Quetschungen u. s. w. sind regelmäßige Folgen ihres oft fast wahnsinnig erscheinenden Exercirens. Wir Deutsche können uns von solcher Anwendung der menschlichen Kräfte kaum einen Begriff machen. Obwol auch deutsche Matrosen dasselbe geleistet haben, bedurfte es doch erst der Anschauung, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß überhaupt ein solches Exerciren möglich sei. Nationalwetteifer und Scham, sich von andern übertroffen zu sehen, wirkten aber dann als mächtiger Hebel, und in kurzer Zeit waren die Engländer erreicht, nur mit dem Unterschiede, daß bei den Deutschen mehr Rücksicht auf die Körper der Kameraden genommen wurde und kein Unglück geschah.

Man hält im allgemeinen die Besatzung eines Kriegsschiffs für ausexercirt, wenn sie im Stande ist, bei Tage das Schiff in vier und des Nachts in sechs Minuten vollständig schlagfertig zu machen. Hierunter versteht man, daß sämmtliche Kanonen losgemacht und geladen, die Pulverkammern geöffnet, vier Vollkugeln, resp. Granaten bei den Bombenkanonen, und zwei Kartätschen bei jedem Geschütz vorhanden, alle Mannschaften mit ihren Handwaffen bei ihren Kanonen angestellt, der Pulvertransport im Gange, alle Vorsichtsmaßregeln gegen Feuersgefahr getroffen, Spritzen und Löschanstalten zum sofortigen Wirken bereit, alle Vorbereitungen zur Reparatur von Schäden im Rumpf und in der Takelage gemacht, der Schlachtverband zur Aufnahme von Blessirten fertig, alle hindernden Gegenstände, Kajüten, Kammern u. s. w., die sich in den Batterien befinden, entfernt und das ganze Schiff fertig ist, um auf Commando eine Breitseite gegen den Feind zu feuern. Nachts gehört noch dazu, daß alle Hängematten geschnürt auf das Oberdeck gebracht und in die Verschanzung gelegt, sowie daß alle Batterielaternen, deren sich bei jedem Geschütz eine befindet, angezündet sind.

Im Gefecht oder bei „Klar Schiff“, dem allgemeinen Manöver, das Schiff fertig zum Gefecht zu machen, hat jedermann der Besatzung, vom Commandanten bis zum kleinsten Schiffsjungen herab, seine bestimmte Station und die Anweisung dieser Stationen geschieht nach der sogenannten Gefechtsrolle. Die Anfertigung dieser Rolle erfordert viel Erfahrung, Umsicht und Sorgfalt, da von ihrer Zweckmäßigkeit und von der richtigen Vertheilung der Mannschaften sehr viel abhängt. Im allgemeinen sind ihre Grundzüge folgende:

Da die Räumlichkeiten eines Schiffs nicht gestatten, die Mannschaften zur Bedienung sämmtlicher Geschütze an Bord zu nehmen, so wird nur immer eine Seite der Geschütze vollständig bemannt, und außerdem nur so viel Besatzung mitgegeben, um den Pulvertransport und die übrigen Verrichtungen in einem Gefechte hinreichend bedienen zu können. Für die Geschützbesatzung rechnet man gewöhnlich pro 500 Pfd. Metall einen Mann, und dies Verhältniß liegt dann auch dem Besatzungsetat der Kriegsschiffe zu Grunde. Sobald das Schiff in Dienst gestellt, ist es Sache des ersten Offiziers, die Leute in ihre Stationen zu vertheilen und jedem den Platz anzuweisen, den er im Gefechte einzunehmen hat. Es werden zunächst die Geschützmannschaften ausgesucht und dabei auf eine möglichst gleiche Vertheilung der physischen Kräfte gesehen. In die obern Batterien werden die gewandten und flinken, in die untern Batterien die kräftigen und schweren Matrosen genommen, weil jene leichtere Geschütze zu bedienen haben und zu den Segelmanövern des Schiffs verwandt werden, diese aber für gewöhnlich bei ihren Kanonen bleiben, die vom schwersten Kaliber sind.

Zu Geschützcommandeuren nimmt man gewandte und tüchtige Seeleute, welche bereits mit dem Geschützexercitium vertraut und verlässig sind, ein sicheres Auge haben und gut schießen. Lader und Wischerleute müssen stark und kräftig sein, um sowol die schweren Geschosse als das Ladezeug bei ihrer unbequemen Stellung in der Geschützpforte sicher handhaben zu können. Für die übrigen Hülfsnummern kommt es weniger auf große seemännische Befähigung und besondere Gewandtheit als auf physische Stärke an, und wo Seesoldaten an Bord sind, wird daher ein Theil derselben hierfür bestimmt.

Für den Pulvertransport werden die jüngsten und flinksten Leute ausgewählt, und in den Vorräumen der Pulverkammern wird gewöhnlich der nichtseemännische Theil der Besatzung, als Schneider, Schuhmacher, Kellner, Köche u. s. w., stationirt. Der Oberfeuerwerker befindet sich im großen, der Feuerwerker im kleinen Magazin zur Ausgabe des Pulvers. Die Zimmerleute sind zum Verschließen etwaiger Kugellöcher und Reparatur sonstiger Schäden in der Nähe der Wasserlinie in den untern Schiffsräumen vertheilt. Die Segelmacher haben die Pulvervorhänge um die Luken zu hängen, wo die Cartouchen nach oben gegeben werden, und helfen alsdann den Feuerwerkern in den Magazinen. Krankenwärter und das gesammte Verwaltungspersonal sind zur Hülfe der Ärzte im Schlachtverbande vertheilt.

Sobald das Signal zum „Überall zum Gefecht“, Generalmarsch mit Horn, erschallt, begibt sich ein jeder sofort auf den ihm angewiesenen Posten. Die Geschützmannschaften machen sämmtliche Kanonen los, laden sie, nehmen ihre Handwaffen und erwarten weitere Befehle. Der Bootsmann mit den ihm zugetheilten Unteroffizieren und Matrosen trifft alle Vorkehrungen, um etwaige Schäden in der Takelage sofort auszubessern. Der Zimmermann mit seinen Leuten macht die Pumpen und die Feuerspritzen in Ordnung und hält alle Gegenstände zum sofortigen Verschließen von Kugellöchern in Bereitschaft. Die Segelmacher besorgen nasse Decken und Hängematten zum Ausdämpfen etwaigen Feuers. Ärzte und ihre Gehülfen machen im Schlachtverband, der sich unter der Wasserlinie befindet, alles zur Aufnahme und Hülfeleistung für Verwundete fertig. Alle Feuer und Lichter im ganzen Schiffe werden ausgelöscht bis auf die vorgeschriebenen, bei denen Posten angestellt sind, und überhaupt jede mögliche Vorsichtsmaßregel gegen Feuersgefahr getroffen. Bei jedem Geschütz und in den untern Decken werden überall Gefäße mit Wasser aufgestellt, und zum Feuerlöschen sind außerdem zwei Mann von jedem Geschütz abgetheilt, die sich bei dem betreffenden Signal, das mit der Glocke gegeben wird, sofort nach der Stelle begeben, wo das Feuer ausgebrochen ist, während die Leute des Bootsmanns Wasser von dem Verdeck heruntergeben und ein Theil der Kugel- und Pulverträger die Spritzen bemannt, sodaß das Geschützfeuer keine weitere Unterbrechung erleidet.

Durch zweckmäßige Vertheilung der Mannschaften, möglichst bequeme Einrichtungen und fortdauerndes tägliches Exercitium ist es möglich, die Mannschaften eines Kriegsschiffs, wenn sie Seeleute sind, in acht Wochen am Geschütz vollständig auszuexerciren. Es sind mir auch Fälle bekannt, wo schon nach sechs Wochen Batteriebesatzungen alles leisteten, was man vernünftigerweise von Menschen verlangen kann, und gegen jeden Feind geführt werden konnten. Ich

habe solche Besatzungen, wenn beide Seiten bemannt wurden, mithin jedes Geschütz nur halbe Besatzung hatte, in einer Minute zwei Breitseiten laden und abfeuern sehen, ein Resultat, wie es an Bord eines Schiffs nur bei vollkommenster Ausbildung geschehen kann.

Hierin finden wir aber auch zugleich einen numerischen Maßstab für die Fortschritte, welche das Geschützwesen zur See in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde es als eine außerordentliche Thatsache betrachtet, wenn die Geschütze, damals von weit geringerm Kaliber als die heutigen, einmal in drei Minuten geladen und abgefeuert wurden, während ein viel schwereres Geschütz jetzt sechs Schüsse in derselben Zeit thut und das Verhältniß ihrer gegenseitigen Wirksamkeit in Bezug auf Genauigkeit ein gleiches ist. Es ist wol nicht möglich, mit den Seegeschützen, wie wir sie jetzt besitzen, noch mehr zu leisten, und man darf somach behaupten, daß England und Frankreich den höchsten Grad in der Ausbildung ihrer Mannschaften am Geschütz erreicht haben. Nur wenn die Methode, das Geschütz von hinten zu laden, aus dem Bereiche des Versuchs heraustäte und mit Sicherheit auf die jetzt gebräuchlichen schweren Kaliber Anwendung fände, würde die Leistungsfähigkeit der Seeartillerie eine neue Steigerung erfahren.

Sollte ein ausbrechender Krieg Seeschlachten herbeiführen, so werden dieselben bei dem gegenwärtigen Stande der Artillerie einen furchtbar destructiven Charakter annehmen. Wenige Stunden werden jetzt eine Entscheidung herbeiführen, wie es früher tagelange Schlachten und jahrelange Kriege nicht vermochten. Die Nation, welche der andern im artilleristischen Material und Personal überlegen ist, wird unbedingt zur See der Sieger bleiben. Denn die Anwendung des Dampfes macht die Bewegnng des Schiffs vom Winde unabhängig, und nimmt dem schwächern Theile die Gelegenheit, durch Geschicklichkeit im Manövriren zu ersetzen, was ihm an Stärke abgeht.

Alexis Brialmont,

belgischer Militärschriftsteller.

Unter Ludwig Philipp lebte Europa im „bewaffneten Frieden“. Gerade als die Völker mit Hrn. von Lamartine glaubten, diesen Frieden entwaffnen zu können, war der Kriegszustand im Anzuge, der wirklich in den Krieg umschlug. Alle Welt schaute nach der Constellation des Abbé de St.-Pierre aus, als das Sternbild Vauban bereits in den Horizont getreten war. Die Völker täuschten sich, sie nahmen, wie so oft, ihre Wünsche für Nothwendigkeiten; sie wollten ihre Wünsche ohne weiteres auf dem bekannten Präsentirteller realisirt finden.

Als die Völker nichts mehr sagten, aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts mehr sagen durften, nahmen die Ökonomisten das große Wort, brachen dem Kriege den Stab im Namen von Export und Import, und hätten fast ihr Verdammungsurtheil executirt — hätten sie nur Executionstruppen gehabt! Redet nicht der große Friedensapostel Bright beständig wie ein römischer Consul, der Vierundzwanzigpfünder neben dem Ölzweige in seiner Toga trägt? „Noch einen Krieg“, sagten die vertagten Demokraten, „und das wird der letzte sein“, nämlich der Krieg für die europäische Entwaffnung! Man mag sich in diesem Kreise des Popilius drehen und wenden wie man will; stets kommt man auf eine petitio principii hinaus.

Die etliche Jahre lang schel angesehenen Militärs hoben bald den Kopf wieder in die Höhe; die leeren Köpfe unter ihnen ließen sich den Schnurrbart einen Zoll länger wachsen, rasselten noch etwas lauter mit Sporen und Säbel über das Pflaster, und hätten sie Latein verstanden, sie würden unfehlbar der verdutzten bürgerlichen Gesellschaft zugerufen haben: Sic vos non vobis. Die tüchtigern Elemente des Wehrstandes, die Männer der Studien und des Nachdenkens, riefen aus: Spaß beiseite! Die Gesellschaft wie die Staaten sind trotz aller Barrikaden vor wie nach auf den Antagonismus gebaut; dieser Antagonismus kann jeden Augenblick in einen Conflict ausbrechen, und dieser Conflict heißt — der Krieg! Rüsten wir uns, aber nicht nur thatsächlich, sondern auch theoretisch, nicht nur factisch, sondern auch taktisch. Schaffen wir eine Militärliteratur, wie es eine juristische, medicinische und artistische Literatur gibt; auch der Offizier muß seine Zeitung, seine Wochen- oder Monatsschrift haben. Und so wurde die stehende Armee mehr als je öffentliche Institution; in der Nivellirung aller Stände blieb der Wehrstand allein als privilegirte Genossenschaft stehen.

Die genialsten unter den neuern Militärschriftstellern wurden zu Politikern, studirten das innere Staatsrecht wie das Völkerrecht, hoben mehr, als ihre Vorgänger jemals gethan, die organische Bedeutung des Kriegswesens hervor, und schufen sich selbst Perspectiven, die allerdings des Schweißes der Edeln werth waren. So that auch Brialmont, der in einem fliegenden Blatte über den Militärjournalismus Carnot als sein Ideal hinstellte: „Frankreich, von einer furchtbaren Coalition bedroht, holte sich einen bis dahin ganz unbekannten Mann, einen obscuren, aber unermüdlichen Arbeiter zum Retter, den die Revolution als simplen Hauptmann im Genie antraf. Er wurde das thätigste Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, er arbeitete täglich 18 Stunden, gab im Durchschnitt 300 Signaturen täglich, arbeitete beim Mittagsessen, schlief mehr im Sessel als im Bette. Er zuerst trotzte der unbestrittenen Macht Robespierre's und St.-Just's, warf 14 schlagfertige Armeen an die Grenzen, und schuf persönlich jenen Krieg mit raschen Massen, jene Tirailleurangriffe, jene stürmischen Attaken mit dem Bajonnet, welche die alliirten Generale, noch ganz voll von den methodischen Regeln des alten Kriegs, aus der Fassung brachten. Er rettete Frankreich, und der Convent setzte ihn außer Verfolgung, als die Stunde des Wohlfahrtsausschusses geschlagen hatte. Er hat den Sieg in unsern Armeen organisirt, sagte Bourdon von der Oise. Das war nun aus dem vergessenen und malträtirten Hauptmann geworden, aus dem «Scribler und armen Gelehrten», wie man ihn bespottnamte, aus dem Frondeur und Murrkopf, der kein Avancement verdiente, während die Vortheile und Begünstigungen den schönen Salonoffizieren zufielen, den unerschrockenen Tänzern, den Immergalanten, den wahren Musketieren, wie man damals sagte, den wahren Troupiers von heute, jenen Liebenswürdigen und Empfindsamen, Spielern, Raufern, Unwissenden und Gecken, die ihr Leben im Kaffeehause, im Theater und sonstwo verbringen. Als aber Braunschweig und Koburg in forcirten Märschen heranrückten mit den Preußen und Österreichern und ganz Europa dahinter: da mußte der arme verachtete Gelehrte heran, der früher zu nichts in der Welt zu gebrauchen war!"

Wir halten es für äußerst zeitgemäß, neben all den übrigen Idealisten unserer Epoche, neben den Aspiranten auf 100000 Thlr. Renten, neben den Entdeckern ungeahnter Welttheile mit unerhörten Faunen und Floren, neben den Gründern neuer Philosophien, sei es auf Kohlenstoff und Sauerstoff, sei es auf die substantielle Seele, endlich neben den Aposteln des ewigen Weltfriedens vermöge der Abschaffung der Grünröcke an den Grenzen und der Freizügigkeit von Eisen, Baumwolle, Steinkohle, Korn, Fleisch und dergleichen Substanzen, auf die Militäridealisten aufmerksam zu machen, die offenbar auch ein Wort mitzureden haben, und obendrein den unbestreitbaren Vorzug besitzen, daß sie sich im gegebenen Augenblicke Gehör zu verschaffen wissen.

Selbst das „ewig neutrale", durch fünf Großmächte „garantirte" Belgien hat solche Idealisten hervorgebracht, und der bedeutendste und interessanteste unter ihnen ist ohne Widerrede der Hauptmann Brialmont im Generalstabe.

Alexis Brialmont wurde geboren zu Venloo in der damaligen niederländischen Provinz Limburg, also auf niederdeutschem Gebiete, am 25. des Maimonats des Jahres 1821, als der große corsische Kriegsmeister gerade auf St.-Helena die Augen geschlossen hatte. Die niederdeutsche Abstammung ist nichts weniger als gleichgültig; abgesehen von Celten und Romanen, lernt ein Limburger mit unendlich leichterer Mühe Hochdeutsch und Englisch als ein Hennegauer und selbst ein Vläme. Der eherne Charras hat das erfahren, als er plötzlich in reifen Jahren noch in die sauern Wurzeln Thuiskon's beißen mußte. Auch Brialmont, wie Charras, fing nicht an, er fuhr nur fort Soldat zu sein. Sein Vater, Laurent Mathieu Brialmont, geboren zu Seraing in der Provinz Lüttich, im Revolutionsjahre 1789, war im Jahre 1805 als sechzehnjähriger Jüngling in die kaiserlich französische Armee getreten. Er debutirte nicht übel, nämlich mit Austerlitz; kämpfte weiter bei Jena und bei Wagram. Im Jahre 1810 war er mit dem Herzoge von Essling in Spanien und kämpfte jene tragisch-lehrreichen Kämpfe, an denen sein Sohn eines Tages zum Thucydides werden sollte. Bei der Belagerung von Ciudad-Rodrigo zerschlug ihm eine Haubitze den Schädel. Kaum war er von der gräßlichen Wunde leidlich curirt, als der corsische Kriegsmeister ihn nach Wilna dirigirte, als Mitglied der großen Armee. Bei Borodino erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion wegen seiner glänzenden Tapferkeit.

Der alte Brialmont hatte es damals bis zum Hauptmann in der Infanterie gebracht. Bei Bautzen bekam er eine schwere Wunde an der Schulter. Nach 1813 wurde er dem Generalstabe des Prinzen Eugen in Italien einverleibt, diese Stellung verließ er nicht wieder. Als Napoleon den Überraschungsbesuch von der Insel Elba machte, war Brialmont noch in Frankreich und schloß

sich dem allgemeinen Drange der Geister an. Bei Waterloo verlor der Kaiser die Schlacht und Brialmont sein Pferd, seine Habe, seine Papiere, seine Gelder und seine — Illusionen. Nur die Berserkerwuth, die Lust zum Kampfe blieb ihm; er wollte den Degen nicht einstecken, ehe die letzte Kanonenkugel abgeschossen wäre. Er stellte sich daher an die Spitze eines jener Bataillone der „Räuber von der Loire". Als Soldat Frankreichs, zu dem Belgien bis dahin gehört hatte, that er seine Pflicht wörtlich bis auf den letzten Mann. Als das Königreich der Vereinigten Niederlande gebildet war, bot er dem Könige Wilhelm seinen Degen an. Aber die alten Napoleonischen Krieger wurden unter Oranien schief angesehen, man machte ihnen das Leben leid. Die Armee sollte dem Gamaschendienste huldigen — und Brialmont hatte den bittersten Ernst des Kriegs auf Schädel und Schulter empfunden! Dieser blöde Same des Soldatenspielens oder des Caporalismus hat sogar die Septemberrevolution überlebt und ein ganzes neueres Ministerium hindurch in Nachblüte gestanden. Endlich konnte der Krieger von Ciudad-Rodrigo und Borodino das Treibhauswesen nicht länger erdulden; er ward 1828 auf sein dringendes Verlangen zur Verfügung gestellt.

Im Jahre 1830 trug er mächtig bei zur Einnahme von Venloo, wo er mit den wichtigsten Personen im Einverständniß stand. Im Jahre 1837 wurde er Commandant von Antwerpen. Drei Jahre später ernannte ihn König Leopold zu seinem Adjutanten. Im Jahre 1846 überkam er das Commando der Territorialdivision von Mons; 1850 wurde er Kriegsminister. General Chazal war zurückgetreten, weil die Herren Frère und Rogier auf Verabschiedung des Majors Alvin bestanden, der die Bürgerwehr „Sonntagssoldaten" genannt hatte. Der Sieg über die portefeuillelustige Minderheit, welche das Militärbudget von 25 Millionen zum Stichwort erkoren hatte, war mit 61 gegen 31 Stimmen davongetragen worden. General Brialmont ließ sich das Versprechen des Cabinets geben, es solle nicht an die „Organisation der Armee" gerührt werden. Die Minister der „Neuen Politik" jedoch — es waren drei Juristen gegen zwei Nichtjuristen — entdeckten plötzlich den Unterschied zwischen „Organisation der Armee" und „organischer Stärke der Armee", welche letztere mit 25 Millionen aufrecht erhalten werden könne. Solche Haarspalterei wollte dem ehrlichen General Brialmont nicht in den Kopf; es setzte im Ministerrathe schier ärgerliche Scenen, bei denen der Soldat von Ciudad-Rodrigo und Borodino sehr wegwerfend von „Substituten des Procurators" redete, auch zur Noth Satisfaction anbot. Auf öffentlicher Tribüne gab der General seine Entlassung, indem er sagte: „Ich bin allein gekommen, allein gehe ich; aber ich nehme die Achtung der ganzen Armee mit mir, die ich allen Ehren der Welt vorziehe." Acht Monate war er Minister gewesen, General Anoul ersetzte ihn, die Armee blieb in ihrer „organisirten Stärke" und in ihrer „Organisation", die Budgets wuchsen sogar, daß es eine Freude war. Auf diesem Punkte werden wir den theoretischen Sohn, den „obscuren Hauptmann", für die Überzeugungen seines praktischen Vaters eintreten sehen.

Im Jahre 1854 erfuhr General Brialmont die Anwendung des Pensionsgesetzes, das in einer krieglosen Armee Platz für das Avancement schaffen mußte. Er trat aus dem activen Dienste, behielt jedoch sein Amt bei Hofe bei. In der Politik ist und war der wackere General liberal, freisinnig, ohne auf Formen allzu viel zu geben; er hat an seinen Überzeugungen festgehalten, wie an seiner Fahne. In der ganzen belgischen Armee ist sein Freimuth, seine soldatische Ungenirtheit männiglich bekannt. Er hat ein Gesicht wie von Erz, und so ist auch sein Charakter. Die Erziehung seiner Kinder entsprach seinen übrigen Lebensansichten: sein Sohn, der noch immer strenge Winter durch arbeitet, Pläne zeichnet, ohne Feuer im Zimmer, erzählt im pikantesten Soldatenton, der Vater habe sie im Winter nackt zur Schule geschickt. Auf diesen kerngesunden Dornstock ist nun das reichste, allseitigste, geordnetste Wissen gepfropft worden. Was Wunder, daß die Blüte die schönste Zierde der belgischen Armee werden mußte!

Alexis Brialmont verließ die Militärschule zu Brüssel im Jahre 1843 als Unterlieutenant des Genie. Als praktischer Militär stand er beim Regiment, wurde dem Commandanten des Genie zu Charleroi beigeordnet, zum Adjutanten des Obersten Dandeler, Directors der Fortificationen, ernannt, zu der Befestigung von Diest am Demer detachirt, Geheimsecretär des Generals Chazal, des Kriegsministers von 1847—50, auf den nicht selten glänzende Streifen der Wissenschaft und des Stils des jungen Geheimsecretärs fielen, mit der Anlage eines Theils des festen Lagers von Antwerpen beauftragt.

In Belgien ist es verfassungsmäßig nicht verboten, daß ein Militär Privatcharakter besitze, was noch nicht bedeutet, daß alle Militärs Charakter und Überzeugung verrathen. Aber der junge Brialmont kannte sein Staatsrecht wie seinen Vauban und Montecuculi, und er hielt auf

seine constitutionellen Escarpen und Contrescarpen gerade so ängstlich wie auf die fortificatorischen. So ließ er sich im Jahre 1846 zur Disposition stellen, weil er sich hartnäckig weigerte, die Truppen des Regiments zur Messe zu führen. Es war die goldene Zeit de Theur, und selbst der Kriegsminister General Priesse betrieb die Taktik katholisch. Der Lärm in Israel war natürlich ungeheuer, aber das Staatsrecht Brialmont trug den Sieg über die ultramontanen Verpfuschungen davon: die Militärmessen wurden abgeschafft!

Im Februar 1855 verließ Brialmont das Geniecorps und trat in den Generalstab. In demselben Jahre ward er durch außerordentliche Maßregel mit der Demolition der Festungen Ypern und Menin beauftragt. Seit 1857 ist er definitiv dem Generalstabe zugetheilt, wo er den Rang eines Hauptmanns bekleidet. Im Anfange des Krimkriegs suchte er um die Erlaubniß nach, den Operationen der alliirten Armeen beiwohnen zu dürfen; es war der erste große Krieg, den er erlebte. Die Regierung ging jedoch nicht darauf ein, indem sie die „Neutralität Belgiens nach allen Seiten" vorschützte. Vielleicht hat ihn diese Ansicht der Regierung vor einer jener Kugeln bewahrt, die so millionenfach nach und aus Sewastopol geschleudert wurden, und ihn so der Wissenschaft erhalten. Später verrieth die englische Regierung die zärtlichste Besorgniß für das Leben des „obscuren Hauptmanns", indem sie ihm eine Anstellung in der ostindischen Armee rundweg abschlug; auch die Seapoys sollten ihn nicht haben. Brialmont sah sich genöthigt, sich durch immer neue und immer gediegenere Bücher zu rächen.

Seine schriftstellerische Thätigkeit muß denn freilich auch außerordentlich genannt werden; selten hat wol ein junger Mann auf wissenschaftlichem Gebiete so Vieles und Zahlreiches geleistet. Mit Hülfe einer staunenswerthen Belesenheit und einer unerschöpflichen Leichtigkeit der Production hat der siebenunddreißigjährige Hauptmann Brialmont schon so etwas wie eine kleine Bibliothek verfaßt. Wir wollen und können nicht alles namhaft machen, sondern nur das Charakteristische hervorheben, an dem sich zugleich der Gang seiner Entwickelung verfolgen läßt.

Brialmont ist wesentlich Taktiker und Historiker, so zwar, daß er die Wissenschaft vom Kriege nicht blos absolut, auf Grund der jetzigen Errungenschaften cultivirt, sondern, auch darin echt deutsch, seine Wissenschaft durch alle Zeitalter hinauf verfolgt, ihre Geschichte an den Fingern hererzählt und mit ihrer Entwickelung spielt wie Guizot mit der Entstehung des Repräsentativwesens, wie die Grimm mit der Geschichte einer Wortwurzel. So vereinigten sich denn auch Fachwissenschaft und Historie gleich in seiner ersten Broschüre über den Brügger Simon Stevin, den bekannten Erfinder der Decimalbrüche. Die Schrift („Oeuvres militaires de Simon Stevin") enthält eine gewandte historisch-technische Kritik der Militärschriften (Taktik und Fortification) dieses Mannes, sie trägt das Datum 1845. Im Jahre 1849 folgte eine Arbeit über die Construction von Pulvermagazinen („Sur la construction des magasins à poudre"), die in den „Annales des travaux publics" figurirte. Bedeutende französische Fachkenner, der Commandant Favé, ja der General Paixhans selbst gaben ihre Zustimmung zu einer Reform, die darin besteht, das Pulver auf gänzlich unbestimmte Zeit in verschlossenen Gefäßen, ohne jegliche Gefahr der Explosion, zu bewahren.

Zu einem ganz andern Aufsehen war freilich die kleine Broschüre bestimmt, welche Brialmont im Juli 1849 gegen den Friedenscongreß losließ: „Eloge de la guerre ou réfutation des doctrines des amis de la paix" (Lob des Kriegs, oder Widerlegung der Lehren der Friedensfreunde). Der Verfasser schrieb sie in Einem Athemzuge, als er aus einer Sitzung jener Baumwollenidealisten herauskam, welche 1849 zu Brüssel (in demselben Jahre noch zu Paris) tagten, einen abgerichteten Rothhäuter mit sich herumschleppend, der bei dieser Barnumiade die trefflichsten Dienste leistete. Der Widerwille gegen einen Friedensbabelbau, bei dem Hr. von Girardin, der größte Zänker seines Jahrhunderts, den Werkmeister spielte, die directen Angriffe auf den Wehrstand zu einer Zeit, wo er in Italien wie in Ungarn die große Frage der Völkerfreiheit auf sich genommen hatte, alles trieb den jungen gelehrten Offizier in den härtesten Gegensatz und Widerspruch hinein. Er widmete seine Schrift: „Der Armee, der Quelle der Größe und Wohlfahrt; der Armee, dem Princip der Kraft und des Lebens, des Fortschritts und der Erhaltung; der Armee, dem Brennpunkt der Ehre und des Patriotismus, der Entsagung und der Hingebung!" Und nun wird der Friedenscongreß mit der Reitpeitsche durchgeklopft, die Nothwendigkeit der stehenden Armeen durch Dick und Dünn proclamirt. Den Antagonismus im Menschen und in der Menschenwelt betrachtet der Verfasser als eine Naturnothwendigkeit, ungefähr wie Hegel in einer berühmt gewordenen Stelle: „Der Krieg ist in den Augen des Denkers und Staatsmanns eine moralische Feuersbrunst, das Product der menschlichen Leidenschaften, wie der Blitz eine physische Feuersbrunst ist, das Product

der Elektricität des Himmels. Diese reinigt und säubert die Luft, belebt die schmachtende Vegetation; jene stählt die Seelen und gibt dem socialen Körper, der auf dem Punkte steht, sich in Lethargie aufzulösen, eine neue heilsame Thätigkeit. Sie unterdrücken, heißt also wollen, daß die Welt ohne Hoffnung auf Erneuerung erlösche u. s. w." Wenn das „Wie" einmal feststeht, ergibt sich freilich das „Also" von selbst. Wenn der Mensch lebt um zu kämpfen, wenn leben kämpfen heißt, so bedeutet das doch noch nicht, daß zu jedem Kampfe Pistolen, Säbel und Kanonen erforderlich sind; und ein Friedenscongreß ist keineswegs „so lächerlich wie eine Gesellschaft, welche die Unterdrückung der Gewitter und der Erdbeben zum Ziele hätte". An den Gewittern und Erdbeben in der Menschenwelt ist denn doch seit dem Faustrecht und den Gottesgerichten einiges modificirt worden! Auch ist der Herr Zebaoth, der „Gott der Heerscharen", keineswegs mehr unsere oberste Gottheit; und der Amphiktyonenrath, das oberste Tribunal der Nationen, ist nicht deshalb eine widernatürliche Sache (wie der katholische Hr. de Bonald sagte), weil er in erster Instanz als Caricatur ausgefallen ist. Hat doch sogar die Caricatur schon einigemal die Streiter versöhnt und ihren Degen in die Scheide zurückgestoßen! Nichtsdestoweniger hat der soldateske Protest seine volle Berechtigung gegen die baumwollenen Philosophen von Manchester, deren Gewissen auf dem brüsseler Congresse nicht einmal wasserdicht genug war, um den gelehrten und feurigen Spanier Don Ramon de la Sagra zu Worte kommen zu lassen! Auch diejenigen Socialisten kann man Hrn. Brialmont preisgeben, „welche ihre ungeheuere Ehrsucht, ihre unmäßigen Wünsche, ihre künstlichen Bedürfnisse, die verzehrende Unruhe ihres kranken Geistes, für ebenso viele gewisse Anzeichen einer bevorstehenden socialen Decomposition ansehen; jene Leute, deren Thorheit darin besteht, an alles zu glauben, was sie sich einbilden, und das durchsetzen zu wollen, was sie sich einbilden, zu nichts tauglich im Frieden, zu allem fähig in Revolutionsperioden, die jedem politischen Morde Beifall klatschen u. s. w.".

Mit Einem Worte, unser junger Freund, der wider die Friedensquäker tobt, wird unter der Hand zum Berserker. Die Schrift verzögerte sogar das Avancement, da Brialmont der „Neuen Politik" bewies, daß gerade in neutralen Ländern die Armeen am allerstärksten sein müßten. In Frankreich dagegen schlug dieser einseitige Appell an den Säbel bestens ein; in diesem Lande verlor Brialmont später an Ansehen, je gemäßigter und gerechter er auftrat. Die deutschen Militärzeitungen gaben lange Auszüge aus der Schrift; ein friedfertiger Professor des friedfertigen Holland übersetzte sie gar zu Breda ins Holländische. Noch im November des Jahres 1849 erschien von Brialmont eine größere Schrift: „De la guerre, de l'armée et de la garde civique" (Vom Kriege, der Armee und der Bürgerwehr), diesmal mit dem Namen des Verfassers; der erste Theil ist die durchgesehene und verbesserte Auflage des „Lobes des Kriegs". Der Verfasser erklärt, daß er den Krieg nicht wünsche, daß er ihn jedoch für unvermeidlich halte zwischen Frankreich und England. Dann folgt als Zuthat eine sehr beißende, sehr witzige Analyse der einzelnen Reden des Congresses, in welcher Brialmont zugleich eine große allgemein literarische Belesenheit bekundet. Man muß einräumen, daß die Nachfeier des Congresses in Paris für den Charivari reif geworden war, indem Girardin, der Pfiffigsten einer, dort die Unmöglichkeit des Kriegs aus folgenden Gründen behauptet hatte: 1) Wegen der Zerstückelung des Bodens, 2) wegen der Seltenheit der Reitpferde, die zur Remonte tauglich wären, 3) wegen der abnehmenden Größe des Menschen, 4) wegen des allgemeinen Stimmrechts und 5) wegen des Heimwehs! Da sieht es allerdings aus, als ob die Völker sich nicht mehr schlagen könnten, weil sie alle zusammen miserabel elend würden! Und das nannte sich damals „demokratisch"; dafür war es freilich nicht der Mühe werth als „letzter Repräsentant des allgemeinen Stimmrechts auf seinem Sitze zu sterben".

Die Friedensprediger sind und bleiben für Brialmont „Socialisten"; und den „Socialisten" gegenüber ist er von einem 24karätigen Conservativismus. Die „Anarchie von 1848" war nur möglich, sagte er, durch die Mangelhaftigkeit der bewaffneten Macht. „Bei dem Aufeinanderstoßen der Meinungen und Individualitäten muß es eine compressive Gewalt geben, sogar gegen eine turbulente Majorität." Er glaubt mit Thiers, die Armee könne „niemals" der Freiheit gefährlich werden; er proclamirt die Armee zur letzten ratio libertatis. Das streift nahe an den bekannten Romieu und dessen „rothes Gespenst", und könnte gar Hrn. Le Masson inspirirt haben, der etwas später die „Natürlichen Grenzen" von sich gab. Als die französische Armee 1851 ihre „letzten Gründe" in Sachen der Freiheit aufgetischt hatte, ward Hr. Brialmont schon etwas stutzig, und bemerkte in seinen „Betrachtungen": in Frankreich sei sein Satz umgestoßen worden, aber es habe sich dort „um die Rettung der Gesellschaft" gehandelt. Zwischen diesem „letzten

Grunde" und heute liegen die gründlichen Studien über Wellington und die Folgen der französischen „Rettung": Hr. Brialmont hat seine These aufgegeben.

Ein sehr lehrreiches Kapitel in der Schrift „Krieg, Armee und Bürgerwehr" ist der Nationalgarde oder Volksmiliz gewidmet. Von seiten der gemäßigten Friedensapostel war die Behauptung aufgestellt worden, die Bürgerwehr könne das stehende Heer ersetzen. Brialmont stellt sich die Frage und verneint sie mit sehr schlagenden Gründen und Beweisen; er thut historisch dar, daß die Irregulären, die Freiwilligen, die Milizen stets nur ausnahmsweise etwas bedeutet haben; daß die amerikanische Unabhängigkeit von England verloren gewesen wäre, ohne die Hülfe der strammen französischen Bataillone; daß im Anfang der Revolution die französischen Rekruten sich erst einkriegen mußten, um die Coalition zu besiegen; daß in Spanien von 1808 an die Guerrillas nichts taugten, weniger als nichts, und daß die Engländer und Portugiesen alles gethan hätten; daß die Schweiz dem französischen Directorium offen gestanden wäre, daß noch zu Sonderbundszeiten die Unordnung beiderseits gleich groß gewesen. Ein Beweis sei auch in der brabantischen Revolution geliefert worden; Vandernoot habe geprahlt: wenn 80000 Österreicher in die Niederlande einzudringen wagten, so würden sie wie 80000 Fliegen zerdrückt werden. Doch 20—30000 Österreicher hätten zur Zerdrückung der Revolution hingereicht. Die Lombarden in Piemont, wie die Belgier bei Löwen und Hasselt, seien keine besonders empfehlenswerthen Muster von Bürgerwehr. Nationalgarde sei einzig zu gebrauchen gegen kleine Emeuten, zur Besetzung der Festungen und zur Unterstützung der Armee. Endlich wird noch nachgewiesen, daß sogar im Kostenpunkte die stehende Armee der Bürgerwehr vorzuziehen sei. Zur eigentlichen Feldschlacht, zum Manövriren gewiß, und das Beispiel der Schweiz verliert vieles von seiner Beweiskraft durch die territoriale Eigenthümlichkeit des Landes.

General Jomini gab gleich nach dem Erscheinen des Buchs sein Urtheil dahin ab: „diese interessante Arbeit sei ein wahrhaftes Verdienst und zeuge von einer ungeheuern Erudition. Der General Chazal sei sehr glücklich, daß man ihm diese Ehre ganz oder theilweise beilegen wolle, und wenn er dazu berechtigt sei, so sei er sehr — gütig, einen andern seinen Namen hinsetzen zu lassen."

Im Jahre 1850 gründete Brialmont mit andern das „Journal de l'Armée belge", eine tüchtige Militärmonatsschrift, nachdem der ministerielle Versuch vom Jahre 1847, ein solches Organ zu stiften, gerade wegen der officiellen Protection, gescheitert war. Hier und im französischen „Spectateur militaire" entwickelte Brialmont eine sehr fruchtbare Thätigkeit. Er lieferte namentlich im „Journal de l'Armée belge" zu wiederholten malen den Beweis, daß der Militärbeamte keineswegs von der verfassungsmäßigen Preßfreiheit ausgeschlossen, und nicht blos der Papagai des zeitweiligen Kriegsministers zu sein verurtheilt ist.

„Considérations politiques et militaires sur la Belgique" (Politische und militärische Betrachtungen über Belgien) hieß das nächste Werk Brialmont's. Dasselbe erschien in drei Bänden zu Brüssel 1851—52, und führt das Motto: „Ein Volk ist erst wahrhaft stark, wenn es entschlossen ist, nur auf seine eigenen Kräfte zu rechnen." Volumen wie Horizont erweitern sich hier. Während der erdrückendsten Arbeit im Kriegsministerium entstanden, ruck- und stoßweise geschrieben, zeigt diese Schrift von ungemeiner Frische und Freiheit des Geistes; der Stil sogar ringt sich zu immer größerer Klarheit durch und verspricht bereits den Historiker, der bald in Scene treten soll. Noch ist freilich alles etwas abrupt, auf dem Sattel geschrieben, besonders in den zwei letzten Bänden und namentlich im dritten. Die Franzosen, welche das „Lob des Kriegs" so sehr delectirt hatte, fanden die „Betrachtungen" abscheulich, unbegreiflich von dem Sohne eines alten Napoleonisten, noch unerklärlicher von seiten eines Genieoffiziers, der doch viel mehr Avancement haben könnte, wenn Belgien in Frankreich aufginge!

Der erste Band ist eine historische Leistung, er enthält nämlich die politisch-diplomatische Entwickelung Belgiens von der ältesten Zeit an; er setzt gründliche und vielseitige Studien voraus. Der Verfasser findet im Communalgeiste den Ursprung der belgischen Nationalität; von der Einzelfreiheit der kleinen Verbände sei alles ausgegangen; der Zusammenschluß der Communen unter den Burgundern, Spaniern und Österreichern bilde das gemeinsame Band. Belgien könne weder getheilt, noch irgendeiner der europäischen Großmächte zugetheilt werden. Die Prätension der Franzosen auf die „Rheingrenze" sei ebenso unhistorisch wie volksthümlich abgeschmackt. Belgien hasse und verabscheue die französische Centralisation, die ihm ein wildfremdes Staatenbildungsprincip sei, wie die französische Herrschaft, deren Fluch es hinlänglich erfahren habe.

Eine kerngesunde, echt historische Ansicht spricht sich hier aus. Schon 1354 hätte die reine Communalperiode, die Zeit der absoluten Einzelfreiheit abgeschlossen werden können; die einheitliche Periode wäre alsdann von Brabant ausgegangen. Damals fiel nämlich dieses Herzogthum an Wenzel von Luxemburg, der so von der Schelde bis an die Mosel herrschte. Wenzel hätte Lotharingien bilden und auf Deutschland stützen können, während das spätere Burgund sich an Frankreich lehnte. Philipp der Gute besaß das ganze Niederland mit einziger Ausnahme des Bisthums Lüttich. Karl der Kühne oder besser der Tolle verdarb alles, er haßte die Belgier, die er „Hartköpfe" nannte; er war „grausam, hitzig, excentrisch, ohne administrative Fähigkeit, ohne Werth als Staatsmann".

Der erste Napoleon habe den Ausdruck „natürliche Grenzen" erfunden (vielleicht den Ausdruck, der Begriff ist eine alte Geschichte). Ostende und Antwerpen seien seine zwei fixen Ideen gewesen, wie er unter dem 14. Jan. 1814 an den Herzog von Vicenza geschrieben. Dem König Ludwig von Holland habe er 1810 erklärt: „die Mündungen der Maas und des Rhein müssen mir gehören, der Thalweg des Rhein, das ist das Grundprincip." Metternich und Nesselrode erkannten noch am 9. Nov. 1813 als die „natürlichen Grenzen" Frankreichs den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen an. Am 7. Dec. 1814 ging diese Ketzerei noch bei den Verhandlungen zu Frankfurt durch!*)

In Feuerzügen beschreibt dann Brialmont das Glück der Belgier, zu Frankreich zu gehören. Im Jahre 1794 langten 29 Wagen mit Geld aus Belgien in Paris an, und erregten dort nicht geringe Sensation. Sollen diese Wagen etwa wieder fortrollen? Belgien ist für Frankreich nie etwas anderes als ein Meierhof gewesen. In den Jahren 1747 und 1748 nach der Eroberung durch den Marschall von Sachsen lieferten die katholischen Niederlande jährlich 43 Millionen nach Paris. Der Beschluß vom 30. Messidor II legte den neun belgischen Departements 81,683875 Livres auf, abgesehen von 60 Millionen Zwangsanleihen und dem Verkauf der Nationalgüter, der in einem Jahre (26. Brumaire III bis 1. Frimaire IV) 26,056886 Fr. abwarf. „Und, fügten die Conventsmitglieder Pérès und Portiez in ihrem Berichte hinzu, mehrere Milliarden an Grundeigenthum liegen noch da, um die Republik für einen Krieg zu entschädigen, den die Tyrannei angestiftet hat, und um ihre zerrütteten Finanzen wieder auf die Beine zu bringen." Dazu kamen viele andere Millionen, im Wege der Requisition erhoben, von Burschen, die das flache Land mit Diebsbanden durchstrichen, welche sich in Agenten der Republik verwandelt hatten.

Die Aufgabe, welche den vereinigten Niederlanden von der Geschichte zugewiesen, sei selbst trotz und nach ihrer zweimaligen Theilung geleistet worden: nach der Trennung im 16. Jahrhundert durch den allerdings lästigen Barrièrentractat; nach der jüngsten Halbirung in Belgien und Holland durch das belgische Festungssystem. Dieses von der Geschichte prädestinirte Belgien, durch seinen Communalgeist stark, zur ewigen Scheidung der europäischen Brennstoffe zwischen dieselben gelegt, müsse sich nur durch eine kampffähige Armee nach allen Seiten in Respect setzen, weder durch militärische Schwäche zur Invasion verlocken, noch auch durch Wehrlosigkeit den Eifer der Schutzmächte abkühlen.

Der Vertrag vom 15. Nov. 1831, der am 19. April 1839 von der belgischen Legislative angenommen wurde, erklärt Belgien zu einem „unabhängigen und beständig neutralen Staate". Aber, setzt Brialmont hinzu, diese Neutralität muß bewaffnet und stark sein; niemals ist sie anders verstanden worden. Man vergleiche Arendt's (Professor zu Löwen) „Versuch über die belgische Neutralität". Das liegt zunächst im belgischen Interesse, denn die unbehinderten Invasionen kosten schweres Geld; die von 1792 kostete allein mehr als eine Milliarde. Während des Erbfolgekriegs campirten acht Jahre lang 200000 Soldaten auf belgischem Boden und auf des Landes Kosten. In den 76 Jahren nach dem Tode der Isabella ward Belgien fünfmal zerstückt und erlitt 53 Kriegsjahre; seit der Maria Theresia hat es zwölfmal seine Herrschaft gewechselt. Wäre das alles möglich gewesen, wenn Belgien damals eine solide Heerverfassung gehabt hätte? Wer zur unrechten Zeit spart, muß nachher plötzlich und im großen büßen. So desorganisirte Holland unter den Gebrüdern de Witt seine Armee, und 1672 mußte es seine Dämme durchstechen und die ersparten Werthe hundertfach opfern. So kostete die plötzliche Be-

*) Mit Brialmont's „Considérations" traf damals gedanklich wie zeitlich eine deutsche Schrift zusammen, als directe Antwort auf Le Masson's „Natürliche Grenzen". Diese Schrift hieß „Westeuropäische Grenzen. Von einem Beamten der Civilisation" (Trier 1853). Sie ist gegenwärtig wieder sehr zeitgemäß; auch legt sie den Schwerpunkt in die Unabhängigkeit des gesammten Niederlandes.

waffnung, die sich nutzlos erwies, 1813 dem Canton Bern 42 Millionen. Es ist deshalb nützlich, profitabel, daß der Neutrale immer gerüstet sei. Außerdem ist die Militärorganisation Belgiens vertragsmäßige Pflicht des Landes; denn an demselben 15. Nov. 1831, wo sie die Existenz Belgiens garantirten, legten die Großmächte durch besondere Convention dem König Leopold auf, „die belgischen Festungen beständig in gutem Zustande zu erhalten". So der Militär Brialmont, der Patriot fügt hinzu: „Der Belgier liebt die Freiheit, ohne Franzose zu sein. Es ist ein altes Wort: sobald es gilt, den Franzmann zu bekämpfen, legen Wallonen und Vlamingen ihren Hader beiseite."

Nur eins scheint in diesem Bande zum mindesten ungehörig, und mancher Leser draußen wird diesen Punkt sicherlich nicht zu erklären vermögen. Wir meinen die wiederholten heftigen Angriffe gegen den „Socialismus", der nach dem allgemeinen Glauben gerade in dem „Musterstaate" am wenigsten je Wurzel gefaßt hat. So ganz ist diese Meinung zunächst nicht begründet; zur Zeit der Februarrevolution, und zwar schon seit dem Jahre 1846, hatte sich der Fourierismus dort Hütten gebaut, und, mirabile dictu — gerade unter dem Offiziercorps! Der homöopathische Schatten von mathematischer Argumentation, den Hr. Victor Considérant, ein ehemaliger Zögling der Polytechnischen Schule zu Paris, um den Anti-Hai, den Anti-Löwen und das Limonade-Meer gewoben hatte, verführte zahlreiche Epauletten und ließ sie einen ponderablen und commensurablen Körper vermuthen, wo doch nur Nebelgebilde von allerhand dreistbizarren Einfällen steckten. Gegen diese Energumenen der Halbbildung ereiferte sich unser ganz gebildeter Genieoffizier, der sich zudem den Staat wie ein Regiment mit fertigen Cadres, fertigen Reserven, bereiten Rationen und solventem Zahlamt zurecht gezimmert hatte; der das Proletariat in seinem monarchischen Repräsentativsystem betrachtete wie die Deserteure, die er a priori fortleugnete; der endlich damals mit zu den Gewalthabern zählte, welche in der Regel am schlechtesten über Personen und Zustände unterrichtet sind. Spricht doch Brialmont einmal von „deutschen Socialisten", die hereinbrechen könnten!

Ja, in diesem Buche, worin der theoretische Sohn seinem praktischen Vater so gründlich zu Hülfe kommt, wird Deutschland als Ofenschirm gegen die verzehrende Wuth der belgischen Budgetsparer gebraucht! Was, ihr wollt ein Budget von 25 Millionen, und „Deutschland kann sein Gleichgewicht nicht wiederfinden, scheußliche Leidenschaften keimen in seinem Busen!" Erhöht lieber das Budget auf 29, auf 30 Millionen, und laßt die Soldaten länger bei der Fahne!

Der zweite Band der „Betrachtungen" geht näher auf die materiellen Fragen ein, erörtert das Budget und was damit zusammenhängt ausführlich, und gibt die oben von uns berührten parlamentarischen Weiterungen im Detail. Der Sohn nennt den Vater dabei ganz einfach „Generallieutenant Brialmont"; Vater und Sohn moquiren sich um die Wette über die Quintessenz-Destillateure, welche der organisation de l'armée Gewalt anthun wollen, ohne der force organique zu nahe zu treten. Das Militärbudget war von 1847—50 allerdings beknappt worden; im erstern Jahre figurirt es mit 29,482607 Fr., im letztern nur mit 26,792000 Fr. Brialmont thut nun mit Zahlen dar, daß ein Militärbudget von 30 Millionen, worin 1,300000 für Marine einbegriffen, etwas über 25 Proc. der ganzen Staatseinnahme betrüge, was nach folgender Liste ein sehr mäßiger Satz wäre. Es geben nämlich für die Armee aus:

Portugal	24 Proc.	(ohne Marine)	England	31 Proc.	
Baiern	25 „		Frankreich	37 „	
Dänemark	27 „		Sardinien	40 „	
Holland	27 „		Preußen	40 „	
Neapel	28 „		Spanien	42 „	(ohne Marine)
Österreich	31 „	(ohne Marine)	Rußland	43 „	

Jeder sieht auf den ersten Blick, daß dies alte Ansätze sind; sie sind dem Werke Godin's „De la réforme des impôts" entnommen, und beziehen sich sämmtlich auf den Zustand vor 1848. Seitdem ist nur Holland etwas weniger martialisch geworden, die übrigen haben ihr Militärbudget bis zu dem Punkte gesteigert, daß Österreichs ganze reine Einnahme jahrelang daraufging.

Auch an Offizieren ist in Belgien nichts zu sparen, denn der Minister-General Chazal führte bereits im Jahre 1847 vor der Kammer aus, daß die belgische Armee die wenigsten Stabsoffiziere auf die Mannschaft zählt:

In	Preußen	kommt	ein	Stabsoffizier	auf	713	Soldaten
„	Baiern	„	„	„	„	338	„
„	Sardinien	„	„	„	„	432	„
„	Holland	„	„	„	„	893	„
„	Belgien	„	„	„	„	909	„

Auch nach den absoluten Kosten der bewaffneten Macht steht sich Belgien am besten. Armee und Bürgerwehr erfordern auf den Einwohner 7 Fr. 33 Cent., während in dem vielgepriesenen herrlichen Nordamerika 17. 45 auf den Einwohner kommen. Nur die Schweiz steht außer Verhältniß, wir haben gesagt weshalb; aber im Falle der Kriegsrüstung wird nachbezahlt.

Um die Mäßigkeit des Verlangens, ein Budget von 30 Millionen für das Heer zu haben, recht augenfällig zu machen, stellt der Verfasser noch eine hypothetische Berechnung an: Was würden wir zahlen, wenn wir mit andern Ländern vereinigt wären?

Mit Baiern	29,750000 Fr.
„ Dänemark oder Holland . .	32,130000 „
„ Neapel (ohne Marine) . .	33,320000 „
„ Österreich oder Großbritannien	36,890000 „
„ Frankreich	44,030000 „
„ Sardinien oder Preußen . .	47,600000 „
„ Spanien (ohne Marine) . .	49,980000 „
„ Rußland	51,170000 „ *)

Das Militärbudget, schließt Brialmont, ist das „Budget der Nationalität"; ihr könnt daran nichts abmarkten. Fehlen euch zwei Millionen, so nehmt sie anderswoher, z. B. von der Steuer. Das sagen alle Minister: von meinem Budget ist nichts abzuziehen, geht zu meinem Collegen! Und wenn der auch nichts übrig hat, so wendet euch an den Contribuablen!

Nun kommt die Reihe an die Festungen. Von den 700 Mill. Fr. Kriegscontributionen, welche 1815 den Franzosen von den Alliirten auferlegt wurden, verwendete man das Viertel, genau 137½ Millionen, auf die belgischen Festungen, welche unter der Oberaufsicht des Herzogs von Wellington durch Holland hergestellt wurden. Der Herzog selbst äußerte: „Der wesentliche Zweck ist, die Verbindung mit England und Norddeutschland zu garantiren, besonders mit Breda und Bergen op Zoom, sowie mit den Plätzen der Niedermaas und des Niederrhein" (Memoire vom 22. Sept. 1814). Die Franzosen begriffen den Plan sehr gut, Paixhans sagt: „Durch die Stellung der Festungen, welche die Alliirten in Belgien bauen, haben sie sich eine Operationsbasis in Cirkelform angelegt, die einer ersten Parallele gleicht, um auf Paris zu marschiren" (in der Schrift „Militärische Stärke und Schwäche Frankreichs"). Die zweite Linie oder auch die Centralredoute wird ersetzt durch die Flankenfestungen an der Maas und Schelde, und zwar leisten die Flankenfestungen bei der Defensive bessere Dienste als eine zweite Linie. Gouvion de St.-Cyr bemerkt: „Es ist niemals gut für eine Defensivarmee, auf der Fronte Widerstand zu leisten, weil dann die Gefahr einer entscheidenden Schlacht nahe liegt, die der einfallende Feind wünscht; aber man greift diesen Feind vortheilhaft auf den Flügeln und von hinten an (in dessen „Memoiren"). Paixhans, im angeführten Werke, erklärt ganz dasselbe.

Der strategisch wichtigste Theil Belgiens, sagt unser Verfasser, liegt zwischen der Maas, dem Demer, verlängert durch die niedere Dyle und den Rüpel, der Schelde und den Südfestungen. In diesem Cirkel sind alle entscheidenden Schlachten geschlagen worden, und wird jeder Handel ausgemacht werden, in den Belgien verwickelt sein mag. Alles Übrige ist Wald- oder Wassergebiet, das strategisch gleichgültig oder schwer zu behaupten. Die Maas ist die natürliche Vertheidigungslinie wider Deutschland, der Schlüssel des Landes. „Es ist ganz einfach, daß wer Herr des Laufes der Maas ist, unberechenbare Vortheile über den Gegner hat; denn dieser, zwischen Maas und Nordsee eingeschlossen, könnte die Schlacht nicht parallel mit dem Meere annehmen, ohne eine totale Vernichtung zu riskiren" (Jomini). Natürlich hat das keine Anwendung auf englische Streitkräfte, an Ostende und Antwerpen gelehnt. Demer und Schelde sind eine erste Vertheidigungslinie gegen England und Holland. Die Südfestungen sind die Stütze der Defensivarmee gegen Frankreich; die englischen und deutschen Hülfstruppen besetzen in solchem Falle Schelde und Maas, communiciren, solange die Franzosen nicht eingefallen sind, durch die Südfestungen, im Falle der vollbrachten Invasion durch die Demerlinie. Dieß,

*) Diese Rechnung gründet sich auf die belgischen Staatseinnahmen von (damals) 119 Mill. Fr., die Bevölkerung ist dabei außer Acht gelassen.

Mecheln und Antwerpen bieten im letztern Falle der belgischen Armee Defensivpunkte, von denen aus die Offensive stets wieder ergriffen werden kann.

Durch die Territorialbestimmungen von 1831—39 hat Belgien zwar das linke Scheldeufer eingebüßt, und Venloo und Mastricht sind zwei offene Eingangspforten für Holland und Preußen geworden. Aber glücklicherweise droht die Gefahr nicht von jener Seite, im Gegentheil erklärte schon Dumouriez, die katholischen Niederlande seien gänzlich unhaltbar ohne Holland oder doch ohne dessen absolute Neutralität. Angesichts jener Barrièren auf der Fronte und auf beiden Flanken des strategischen Belgien wird sich Frankreich zweimal besinnen, ehe es in Belgien einfällt, und dreimal, wenn die belgische Armee kampfgerüstet und richtig zwischen Festungen und offenem Felde vertheilt ist. Diese Barrièren, die Wellington zu Gunsten des neugeschaffenen Königreichs der Niederlande errichtete, haben ihre volle Bedeutung zu Gunsten des „neutralen unabhängigen" Belgien behalten, und zwar um so unbedenklicher, als auch Holland den Thatbestand dieses Belgien seit langer Zeit freundnachbarlich hingenommen hat.

Frankreich wird weit eher, im Falle der Strom übertritt, seine Augen auf den Oberrhein werfen, sein Ausgang liegt zwischen Basel und Mainz. Belgien haben die Franzosen stets nur angegriffen, wenn der Feind dort stand; so oft sie freie Wahl hatten, stürzten sie sich auf den Oberrhein. Aus alldem folgt, daß, im Falle nicht der Angriff, sondern die Hülfe von Frankreich käme, die Südfestungen überflüssig wären, da alsdann die Franzosen aus ihrem nahen Gebiet leicht nach Belgien hereinmarschiren und nach einer Niederlage sich bequem auf ihren eigenen Festungsgürtel: Givet, Maubeuge, Valenciennes, Lille zurückziehen könnten; daß im Interesse einer englischen Hülfsarmee Antwerpen und Ostende befestigt sein müssen, und um die Engländer nicht von ihrer Basis abschneiden zu lassen, die Hauptknotenpunkte an der Schelde nach der Südgrenze zu: Termonde, Oudenarde, Tournay. Zum Anhaltspunkt für die deutsche Hülfsarmee dienen die Festungen an Maas und Sambre: Lüttich, Huy, Namur, Charleroi. Gegen Süden sollen stehen bleiben: Charleroi, Mons, Tournay; aufgegeben werden dagegen: Nieuport, *Ypern, *Menin, *Ath, *Philippeville, *Marienburg, Dinant und Bouillon. (Die besternten sind seit 1848 demolirt worden.) Außer diesen Barrièren und Flankenposten bedarf Belgien auch nach Brialmont eines starken weiter zurückgelegenen Platzes mit einem festen Lager, worin das Gros der Feldarmee sich schlagfertig halten und den Kampf unter ihm genehmen Bedingungen annehmen könnte. In diese Hauptfestung zögen sich in der Stunde der Gefahr die Träger und Sinnbilder der Nationalität zurück, um hinter der Armee und Festung auf unbestimmte Zeit auszuhalten. Lange Zeit ward Brüssel als dieses feste Asyl der belgischen Unabhängigkeit betrachtet; aber Brialmont widerstrebt der Idee, Brüssel zu befestigen, wegen der zweideutigen Bevölkerungselemente, die sich in jeder Hauptstadt ansammeln, der Möglichkeit einer vom Feinde angezettelten Emeute, der außerordentlichen Schwierigkeit der Ernährung einer Viertelmillion Menschen im Falle einer Blokade, und der ungeheuern Ausgaben, die keine Kammer bewilligen würde. Ganz besonders schneidend und ausführlich polemisirt er aber wider den Plan des Hauptmanns Vandevelde, der das befestigte Brüssel gar zum einzigen Walle und Kampfplatz Belgiens machen und sämmtliche übrige Festungen zu schleifen gedachte.*)

Noch ein Wort über die zwischen den vier Großmächten (mit Ausschluß Frankreichs) und dem Könige der Belgier am 14. Dec. 1831 abgeschlossene „Festungsconvention", nach welcher der König Leopold sich verpflichtete, bis zum 31. Dec. 1833 die Festungen Mons, Philippeville, Ath, Menin und Marienburg gänzlich zu schleifen, „deren Unterhaltung künftig nur unnütze Kosten verursachen würde". Diese Convention, bei der Talleyrand im Namen Frankreichs gute Miene zum bösen Spiele machte, verdankte ihren Ursprung der damaligen Ansicht der vier Großmächte von der französischen Stimmung in Belgien; sie wollten den Franzosen nicht die goldene Brücke beim Heranrücken stehen lassen! Später, als die Belgier sich wirklich, trotz der Belagerung von Antwerpen unter Gérard und der zweiten Heirath des Königs Leopold, auf eigene Füße stellten, drangen die vier Großmächte nicht ferner auf Ausführung der „Festungsconvention". Unter jenen bezeichneten festen Plätzen waren zwei, Marienburg und Philippeville, welche nach der geheimen Absprache von Aachen (1818) im Nothfalle von preußischen Truppen besetzt werden sollten. Die Alliirten, sagt Brialmont, werden sie so lange stehen lassen, als Belgien sie selbst vertheidigen kann, oder nicht den Verdacht einer allzu franzosen-

*) Der Leser sieht, daß wir auf dem Wege nach Antwerpen sind; die Frage der Befestigung Antwerpens, durch Kammerbeschluß vom 4. Aug. 1858 vertagt, ist jedoch bereits in diesem Bande S. 108 fg. Gegenstand eines besondern Artikels geworden.

freundlichen Gesinnung auf sich ladet. Seit 1848 ist dieser Punkt bis auf die Festung Mons erledigt.

Nach dem sachlichen Material der Landesvertheidigung folgt im dritten Bande das persönliche, die Armee. Brialmont beschwert sich bitter über die Geringschätzung der Soldaten und namentlich der Invaliden, welche doch der nothwendige Rückschlag wider das Zeitalter der Gloire war. Er malt ein rührendes Bild des alten ausgedienten Vaterlandsvertheidigers, der höchstens noch zum Curiosum diene. Und doch sei der Soldat der Mann par excellence der Entbehrung, der Entsagung, des Muthes; seine Besoldung sei ohnehin knapp genug, und deute an, daß der Militär gerade nur leben solle, weiter aber keine Ansprüche habe. Große Bedenken werden hierauf wider die Bürgerwehr, namentlich deren Organisation erhoben. Daß der Nationalgardenoffizier, der doch nur auf fünf Jahre gewählt sei, mit dem Offizier der Linie rangire, findet er abgeschmackt. Das nähre Hochmuth und Zwiespalt. Auch sei die Bürgerwehr jeder wahren Disciplin bar, da die oft komische Unterordnung in Reihe und Glied einen Augenblick nachher schon wieder aufgehört habe, und die Disciplinarstrafen lächerlich leicht seien. Der Offizier der Bürgerwehr müßte eine bürgerliche Function bekleiden, anstatt eines Ehrenamts. Zeugnisse wider die Nationalgarde, wie sie seit 1789 aufgefaßt worden, werden beigebracht von Michel Chevalier, von dem Obersten Joachim Ambert, von dem Verfasser von „Custoza". Die Bürgerwehr sei im Kriege höchstens zum Garnisondienst brauchbar. Der Garnisonen in Belgien seien freilich zu viel, Frankreich habe 96 und Belgien 36. Die Garnison in den offenen Städten sei aufzuheben, von festen Plätzen dürften nur 12—15 übrig bleiben*); dadurch werde der Effectivbestand vermindert, wie Napoleon, Lamarque, Carnot, Pairhans, Vauban, Soult, Pelet, Richemont und de Chambray hinlänglich betont hätten.

Die Duellgesetzgebung in Belgien wird als ungehörig hart bezeichnet, Guizot selbst habe sich gegen die analoge französische ausgelassen. Die Ehrengerichte in Preußen seien viel besser. Das Avancement in Belgien sei schlecht organisirt; man lasse zwar der Wahl Spielraum, aber diese bleibe stets auf die Anciennetätslisten beschränkt. Napoleon habe seine Kriege so nicht geführt, Jourdan sei Generallieutenant gewesen mit 31 Jahren, Soult mit 30, Lannes und Ney mit 30, Macdonald mit 29, Desaix mit 27 Jahren; Soult, Lannes, Ney, Davoust, Bessières und Marmont hätten den Marschallstab mit 34, 35, 36 Jahren getragen. Moreau sei mit 31 Jahren Oberbefehlshaber gewesen, Hoche mit 25, Marceau mit 22. Hierbei erlauben wir uns nur die kleine Frage, wie die begabten jungen Offiziere Belgiens ihre Generalsepauletten verdienen sollen, und wenn Hr. Brialmont in Friedenszeiten den Concurs oder die Wettbewerbung als Weg zur Auszeichnung vorschlägt, so möchten wir wirklich den Marschallstab von Belgien einmal von Hrn. Rogier ausgetheilt sehen.

Die bestehende Napoleonische Conscription hält Hr. Brialmont für das beste Rekrutirungssystem, besonders da sie durch die Stellvertretung gemildert sei. Die Stellvertretung mildert aber nur für die vermögenden Klassen, und der Arme, körperlich Tüchtige, zahlt allein die „Blutsteuer" in Kriegszeiten, im Frieden aber nicht eine Vermögenssteuer, sondern sein Vermögen selbst. Wenn Brialmont nicht einen gar zu großen Widerwillen gegen die „Socialisten" hätte, so könnte man ihm das preußische System der allgemeinen Wehrpflicht entgegenhalten, und das Amendement hinzufügen, daß die Exemtionen nach Maßgabe der Armuth, caeteris paribus, stattfinden müßten. Napoleon, Thiers und auch Kapitän Brialmont basiren die Conscription nebst Stellvertretung auf die Ungleichheit der Vermögen; sie sagen: wenn alles gleich wäre, müßte jeder dienen. Da nun nicht alles gleich ist, so müßte offenbar der vorzüglich dienen, dessen productive Kraft am ehesten brach liegen kann. Es werden doch gar zu curiose Schlüsse aus der Ungleichheit der Vermögen gemacht. Das Volontärsystem nach englischem Muster hat allerdings nicht viel Verführerisches, besonders wenn man aus der Geschichte Wellington's weiß, daß zuletzt dort die Gefängnisse zur Verstärkung der Armee geöffnet wurden, während von der Katzbach bis Waterloo das edelste und reinste preußische Blut verspritzt wurde. Zudem sollen die Volontärarmeen noch gar theurer sein als die conscribirten; wenigstens bewies ein belgischer Major Guillaume, daß 35000 Mann Volontäre ohne Reserve 2 Mill. Fr. mehr kosteten als die jetzigen 80000 Mann auf dem Kriegsfuß.

Durch Gesetz vom 8. Mai 1847 ist freilich der Schacher mit Menschenfleisch, den die Remplacementsgesellschaften betrieben, ein wenig gelegt worden. Die Regierung begünstigt fortan diese Speculationen nicht mehr. Die betroffenen Familien wenden sich direct ans Kriegmini=

---

*) Auch diese Zahl erleidet eine Modification bei dem Plane der großen Befestigung Antwerpens.

sterium, zahlen eine Ablösungssumme von 12—1800 Fr., und der Minister besorgt die Capitulationen. Das neueste französische Gesetz ist nur eine Nachahmung des belgischen, das jedoch unendlich harmloser wirkt, da in Belgien keine Prätorianer zu befürchten sind.

Nachdem Hr. Brialmont die Zahl der zu vertheidigenden Festungen in der angegebenen Weise reducirt hat, braucht er noch 30000 Mann Besatzung, und behält 50000 (auf dem Papiere), in der That 40000 Mann Truppen zum Manövriren. Er schlägt daher die Erhöhung des Kriegsfußes auf 100000 Mann, vermöge des Einberufungsrechts, der neunten und zehnten Klasse (statt acht Klassen) vor, und erinnert daran, daß nach der Revolution Belgien 112000 Mann nebst 20000 Mann Bürgerwehr auf den Beinen gehabt habe. So würde der Effectivbestand auf 90000 und die bewegliche Armee auf 60000 Mann kommen. 80000 Mann sei die größte Zahl der Kämpfenden in den entscheidenden Schlachten gewesen, während höchstens 150000 Mann zur Stelle gestanden hätten.*)

Vollständig einverstanden sind wir mit der Paränese unsers Verfassers: „Es gibt etwas, das mehr werth ist als der Wohlstand und alle Güter der Welt: das Glück frei zu sein! Einige Krämer mögen wol daran denken es zu verkaufen, aber das wahre Volk will es behalten. Nicht in den politischen Salons und in den Journalen muß man die Belgier beurtheilen, sondern auf dem Felde, in der Werkstatt." Und als gutes Omen nehmen wir die Behauptung hin: „Das Allerunwahrscheinlichste ist die territoriale Wiederherstellung des Empire. Die französischen Adler haben die Reise um die Welt gemacht, das ist ein Grund, weshalb sie diese nicht mehr zu machen brauchen. Kein Volk war zweimal groß durch die Waffen, Persien hatte nur Einen Cyrus, Griechenland nur Einen Alexander, Rom nur Einen Cäsar; Frankreich wird nur Einen Napoleon haben. Man fängt die Geschichte nicht wieder an. Die südlichen Nationen haben ihren Höhepunkt hinter sich, die nördlichen entwickeln sich und wachsen."

Hauptmann Brialmont hat die Genugthuung gehabt, daß seine sämmtlichen Vorschläge im Betreff der belgischen Armee zunächst von der großen Militärcommission, sodann von der Kammer selbst (organisches Gesetz von 1852) angenommen wurden. Er hat alles erreicht, Verstärkung des Effectivbestandes, Wiederherstellung der ausgefallenen Secondelieutenants, Erhöhung des Budgets, große Binnenfestung mit verschanztem Lager. Über die Ausdehnung dieser Befestigung herrscht noch Streit; allem Anschein nach wird aber unser Brialmont Recht behalten; denn niemand anders als er steckt hinter dem Plan „Keller", der eine Ringmauer um ganz Antwerpen vorschlägt. Höchstens im Punkt der Reserve hat das organische Gesetz von 1852 seinen Ideen nicht entsprochen.**)

Im Jahre 1854 erschien in der „Encyclopédie populaire", besorgt von der etwas hochtrabenden „Gesellschaft für intellectuelle Emancipation", ein „Abriß der Militärwissenschaft" (Précis d'art militaire) von A. Brialmont. Wir kennen in keiner europäischen Literatur ein so faßliches und doch so vollständiges Elementarbuch des Kriegswesens, und wenn Europa noch einmal einen großen Völkerkrieg zu bestehen hätte, so müßte dieser Abriß in die verschiedenen Sprachen übersetzt werden. Er enthält in vier Heften (636 Seiten) die ganze Strategik, Taktik und Fortificationskunde, sammt der Theorie der Belagerung und Vertheidigung fester Plätze, mit andern Worten die populäre Anweisung, wie eine Armee organisirt sein muß, wenn sie ins Feld rückt, wie sie marschirt, auf dem Schlachtfelde ankommt, kämpft, den Feind verfolgt oder sich zurückzieht, wie sie endlich feste Plätze angreift und vertheidigt. Was noch fehlt, wäre die Theorie der Entstehung einer Armee sammt ihrer Verwaltung auf dem Friedensfuß und ihres Übergangs zur Kriegsbereitschaft; daneben die Geschichte der Kriegswissenschaft, welche über viele Dinge einzig die richtige Klarheit verbreiten kann.

Dieses Elementarwerk wurde von dem Verfasser während der Leitung der antwerpener

---

*) Der Plan, Antwerpen nebst Vorstädten in eine Ringmauer einzuschließen und durch detachirte Forts ein festes Lager abzustecken, modificirt natürlich das übrige Festungssystem Brialmont's, ohne es jedoch umzuwerfen.

**) Eine feierliche Anerkennung seines patriotischen und gelehrten Verdienstes ward dem Verfasser in der Sitzung der belgischen Akademie vom 28. Mai 1856 zu Theil, wo Hr. Ch. Faider im Namen der Jury für den fünfjährigen Preis der moralisch-politischen Wissenschaften den „Betrachtungen" nachrühmte, sie zeugten „von zahlreichen, genial verwendeten Nachforschungen, historisch-politisch-militärischen Kenntnissen, einem aufrichtigen Patriotismus, einem richtigen Verständniß Belgiens und seiner Neutralität; sie seien ein wesentlich originelles Buch, ohne Muster und bisjetzt ohne Copie; man schöpfe daraus die Beruhigung, daß Belgien nicht erobert werden könne, weil es die erobernde Macht mit dem Keime der Unordnung und Schwäche beschenken würde". Der Preis von 5000 Fr. ward zwischen Hrn. Brialmont und Professor Thonissen in Löwen getheilt.

Lagerbauten niedergeschrieben; nur die außerordentliche geistige Frische und das erstaunliche Gedächtniß des Mannes erklären die Möglichkeit seiner Entstehung. Ein Meister vom Fach, der berühmte General Jomini, sprach sich wörtlich folgendermaßen über das Werk aus: „Diese strategischen Aperçus werden für jeden Offizier ausreichen, der den Keim des militärischen Urtheils in sich trägt, welches das Studium nicht immer verleiht. Was aber diesem Buche in meinen Augen einen unschätzbaren Werth gibt, das ist das imposante Ensemble von Einzelheiten der Ausführung und der Praxis, welches man nirgends mit soviel Einfachheit und Klarheit gesammelt findet. Dieser Abriß wird einer viel größern Zahl von Militärs nützlich sein als der meinige, der das Unglück (oder vielleicht das Glück) hat, sich nur an diejenigen zu wenden, welche das Geschick dazu bestimmt hat, militärische Operationen zu beeinflussen oder zu leiten."

Volumen wie Gegenstand, Form wie Inhalt wachsen noch einmal, um den Verfasser aus einem belgischen zu einem europäischen Schriftsteller zu machen. Der geschichtskundige Militärschriftsteller wird ein Historiker ersten Ranges. Die Reitpeitsche macht dem Griffel Klio's Platz, die Pointe der Epopöe, der glückliche Einfall der arbeitsamen Kunst des Erzählens. „Histoire du Duc de Wellington, par A. Brialmont" (3 Bde., 1856—57, mit zahlreichen saubern Plänen, Karten und Stahlstichen) heißt der Titel einer angeblichen Biographie, welche in Wahrheit das große Gemälde des Weltkriegs von 1800—15 liefert, und die absteigende Entwickelung der Napoleonischen Weltherrschaft so vollständig als gründlich enthält. Ein kleiner Tadel vorab, und wir reden ungestört von der Bedeutsamkeit dieses trefflichen Werks. Brialmont ist so gelehrt als unparteiisch, und da er den Weg der allseitigen Gerechtigkeit mitten durch die schäbigen Verkleinerungen der französischen Autoren und die nationale Emphase der Engländer gesucht hat, so bleiben noch gar viele Spuren dieser Expedition an seinem Aufzuge kleben. Der Leser wird gezwungen, die contradictorische Debatte über Strategik und Taktik, über Stärke der Heere und deren Zusammensetzung, über die Zahl der Todten und Verwundeten, über das, was hätte gethan werden oder was hätte geschehen können, oft im Texte, jedenfalls aber stets in den Noten unter dem Text mit durchzumachen. Der Militärhistoriker schleppt dabei oft den Historiker im allgemeinen mit fort. Weshalb steht dieses ganze Material nicht in den Annexen, unter den Beweisstücken, welche ohnedem noch einmal auftreten? Auch muthen uns die besondern Betrachtungen über das bereits Erzählte, denen ganze Abschnitte gewidmet sind, nicht besonders an, namentlich da wir sie in verschiedenen Kapiteln wiederholt lesen müssen. Ist der heutige Historiker der vielleicht nicht unbegründeten Ansicht, es gehe ohne Geschichtsphilosophie nicht ab, muß der Erzählende zugleich ein Wissender sein, nun so gebe er uns ein großes Schlußkapitel mit allgemeinen Übersichten, mit all den Ideen, die während des Erzählens in ihm aufgegangen sind. Der Leser wird aufmerksam die Philosophie dessen anhören, der die Thatsachen so vollkommen innehat. Charras, der an Stilistik nicht an Brialmont reicht, hat die Durchdringung seines Stoffs mit allgemeinen Gedanken dennoch besser zu Wege gebracht. Im übrigen ergänzen sich Charras und Brialmont vortrefflich. Nach der Geschichte des Napoleonischen Verfalls, moralisch, politisch-militärisch, die Geschichte des ehernen Angelsachsen, dessen Größe mit den Hindernissen wuchs, dessen sittlicher Fonds immer stärker anschwoll, je furchtbarere Kraftanstrengungen das mathematische Genie des Gegners machte. Beide Bücher zusammen sind der gründlichste Beweis, daß die Welt nicht dem Dämon gehört, daß Krischna sich in der ewigen Lebensquelle stets verjüngt, um Schiwa zu Boden zu werfen. Solche Bücher sind Wohlthaten und Wohlthäter in halber und schwankender Zeit.

Brialmont's „Wellington", welcher der echte Wellington ist, bringt uns von allen Büchern über die Coalitions- und Befreiungskriege einzig die Größe des Kampfes, die Heldenhaftigkeit der Germanen, das sittliche Element, dem der Sieg endlich zufallen mußte, zum vollen wirksamen Bewußtsein. Welch großartiges Drama hebt gleich mit dem Geburtsjahre Wellington's an, setzt sich in Flandern fort, spielt nach Indien und Ägypten hinüber, arbeitet sich von Lissabon nach Toulouse hinauf, um auf der batavischen Ebene sein erschütterndes Ende zu finden! Der Angelsachse Arthur Wellesley wird den 1. Mai 1769 geboren, der romanische Corse Napoleon Bonaparte vier Tage später. Im Jahre 1794, als der Corse vor Toulon die ersten Strahlen seines großen Genies leuchten läßt, zieht sich Wellesley mit der Vorhut einer schwerfälligen englischen Armee still doch kunstgerecht nach Antwerpen zurück. Der eine ist in der Nähe von Waterloo, der andere angesichts seines ersten Grabes, der Insel Elba. Dieser andere steht vor der Laufbahn des Ruhmes, der persönlichen Größe, der höchsten irdischen Macht; jener eine tritt geräuschlos den Pfad der Pflicht, der ihn für immer dem Fall und dem Neide entziehen sollte.

Im Jahre 1799 ist Graf Mornington, der spätere Marquis Wellesley, Generalgouverneur

des werdenden ostindischen Reichs. Sein Bruder Arthur wird seine rechte Hand im Felde. Arthur nimmt Mysore, stürzt Tippo-Saib, die Hoffnung Frankreichs, stürmt Seringapatam, dessen Gouverneur er wird. Mittlerweile steht der Corse in Ägypten und Syrien, somit auf dem Alexanderzug an den Indus, über den Indus hinaus, bedauert, daß man nicht mehr der Sohn des Jupiter Ammon heißen könne, hat den Einfall Muselman zu werden, lediglich um Asien bis an den Ganges aufzurollen wie einen Teppich seiner Füße, und England in Ostindien zu vernichten. Arthur Wellesley steht auf dem Punkte, ein Heer von Seapoys nach Suez zu führen — dort hätten sie sich gemessen, die beiden Unverträglichen, die nicht zugleich auf der Welt sein konnten, die Pflicht und der Ehrgeiz, der Germane und der Corse. Aber Arthur unterliegt dem Fieber, kehrt nach Seringapatam zurück, schlägt seine erste große Schlacht bei Assye (23. Sept. 1803), eine der kühnsten in der Kriegsgeschichte, einer gegen zehn, Arthur, von dem die Franzosen sagen, er sei ein „glücklicher General", der nur für die „Defensive" getaugt habe; schließt Frieden mit dem Scindiah und dem Radschah von Berar, einen Frieden, den der Marquis von Wellesley die „Krone seines Militärruhms" nannte. Arthur siegt in Ostindien durch Tapferkeit, durch Ehrlichkeit und Freimuth, durch ein Herz für die Eingeborenen, er, der größere Fortsetzer der Clive und Warren Hastings, die sich des Treubruchs rühmten. „Wellington ist niemals meineidig, schuftig und grausam gewesen." Er zuerst und allein mit seinem Bruder hatte die richtige Einsicht in die ostindischen Verhältnisse, er dachte mehr an das Glück der Hindu als an den Vortheil Englands; er wollte die productiven Kräfte der Hindu entwickelt wissen, anstatt das Herzblut Indiens in den englischen Napf zu zapfen. Er dachte an die Zukunft, nicht an die Gegenwart, ihm war schon damals klar, was aus der Politik der Habgier und der Ausbeutung werden mußte, was eine Reihe von einsichtsvollen Ehrenmännern später prophezeite: der Graf von Warren, Lord Metcalf, Sir Henry Russell, Macaulay, Stuart-Mill, Montgommery-Martin, Burke selbst, Burke, der ausrief: „Wenn die Engländer aus Indien gejagt worden wären, so hätten sie keine bessern Spuren hinterlassen als die Hyäne und der Tiger."

Brialmont, der 1856 die Bedenken Wellington's über die Stichhaltigkeit des angloindischen Systems stark hervorhob, hat die Genugthuung gehabt, seine Andeutungen nur allzu rasch verwirklicht zu sehen. Doch beraubte ihn das nicht der Gunst der Engländer; empfindlicher war dagegen die französische Regierung. Brialmont sagt im ersten Bande, Wellington sei nie grausam gewesen, „man muß das in Erinnerung bringen zu einer Zeit, wo es ganz natürlich gefunden wird, daß ein General der civilisirtesten Nation wehrlose Kinder und Greise in Höhlen ausräuchert" (Pelissier). Darob ein Verbot den Band zu verkaufen. Als Brialmont selbst die nöthigen Schritte zur Flottmachung seines Werks in Frankreich that, erzielte er die Erlaubniß für die Buchhändler, das Buch auf der Bodenkammer zu haben, unter keiner Bedingung jedoch am Ladenfenster! So beschützt Frankreich das „internationale geistige Eigenthum"!

Rein und blank ging Arthur Wellesley aus seinen indischen Campagnen hervor, er hatte an seinem Theile den Glauben an die Perfidie Albions zerstört, welche Clive und Warren Hastings aufgebracht, während sie selbst zu Nabobs wurden. Clive kehrte mit 2 Millionen Renten nach England zurück, während Wellesley im December 1803 zu Mohiput-Ram, dem Gesandten des Nizam, der ihn mit 7 Lak Rupien (1,750000 Fr.) bestechen wollte, sagte: „Könnt Ihr ein Geheimniß bewahren?" — „Ja" — „Ich auch" — und ihn mit diesen Worten entließ. Es war 1803, als sich das Empire mit seinen moralischen Geschwüren vorbereitete. Im Jahre 1805, als die Kanonen wieder im Herzen Deutschlands brüllten, zog Arthur Wellesley zum tiefen Leidwesen der Behörden und Bewohner von Kalkutta in sein Heimatland.

Nach seiner Rückkehr wurde Arthur Wellesley Mitglied des Unterhauses für den Flecken Rye, dann Secretär des Herzogs von Richmond, Lordlieutenants von Irland. Mit Nelson und dessen zweideutigem Auftrage ging er nach Kopenhagen und schlug die dänischen Landtruppen bei Kioge. William Pitt prophezeite damals schon die künftige Größe Wellesley's. Bald begann seine große continentale Laufbahn. Napoleon hatte seine bekannten Absichten auf die Iberische Halbinsel; seine unerhörten Verlangen an die Krone Portugal, der geheime Tractat von Fontainebleau, der vor dem anberaumten Termine ausgeführt wurde, der ehrlose Staatsstreich von Bayonne übersetzten diese Absichten ins Handgreifliche. „Durch den Staatsstreich von Bayonne wurde Cäsar—Borgia." Junot, der Herzog von Abrantes, hatte den gemessenen Befehl, über Hals und Kopf Lissabon zu nehmen, um die portugiesische Flotte und die ungeheuern Reichthümer der englischen Kaufleute zu fangen! Wellesley landet an der Mündung des Mondego mit 9000 Mann englischer Truppen, er wußte nicht einmal, wie viel und wie weit er zu com-

mandiren habe. Aber der Herzog von Abrantes ward am 21. Aug. 1808 bei Vimeiro geschlagen! Wellesley zeichnet die Convention von Cintra im Namen des Obergenerals, und die französische Armee räumt Portugal. Auf die Ankündigung Lord Castlereagh's, Dalrymple sei Oberbefehlshaber, hatte Wellesley geantwortet: „Ob ich befehlige oder nicht." Die Convention unterschrieb er, ohne sie selbst ganz zu billigen, als gehorsamer Untergebener. In England entstand ungeheuere Unzufriedenheit; Wellesley, vor eine Untersuchungscommission geladen, ging nach England, wo er blieb. Die englischen Blätter erschienen mit schwarzen Rändern, Caricaturen flogen umher mit drei Galgen für die drei Generale Wellesley, Dalrymple und Burrard. Die Londoner geberdeten sich wie weiland die Athener nach der Schlacht bei den Arginusischen Inseln; es war als wollten sie die Generale für ihren Sieg bestrafen. Und so begann in echt typischer Weise das Heldenthum Wellesley's auf der Halbinsel als Martyrthum; er hatte mit den unzureichendsten Mitteln die bestorganisirte Armee der Welt sechs Jahre lang zu bekämpfen, zwischen dem Mangel an Material, einer schlechtunterrichteten Regierung, einer launenhaften Volksstimmung schwebend, ohne actuale Hülfe von Spanien, von den Intriguen der Fidalgopartei in Portugal behelligt — gegenüber die ersten Schlachtenmeister der Welt, mit furchtbarer Heeresmacht und absoluter Rücksichtslosigkeit ausgerüstet. Als sich 330000 französische Soldaten zum Einmarsch in Spanien anschickten, fordert das englische Cabinet Lord William Bentinck auf, die Centraljunta zum Einbruch in Frankreich zu veranlassen! Ende 1808 kam Napoleon selbst, der Meister, nach Spanien. Mit wenigen entscheidenden Schachzügen rückt er in Madrid ein. Der einzige englische General, der noch in Portugal weilt, Sir John Moore, entwischt dem Marschall Soult mit knapper Noth, liefert noch eine Schlacht bei Coruña, fällt, und seine Truppen werden nach England eingeschifft. Marschall Soult zieht ehrerbietig den Hut, aber die Halbinsel war die Engländer quitt. Jetzt wird Arthur Wellesley zum Obercommandanten ernannt. Er landet in Oporto, rückt bis Talavera de la Reyna vor, liefert dort jene Schlacht (28. Juli 1809), in welcher General Jomini den Beweis erblickte, daß die englische Infanterie es mit der besten in der Welt aufnehmen könne. Der Ruhm der Nachfolger Marlborough's erhob sich aus hundertjährigem Schlummer. Aber das Parlament, das wie immer von Taktikern wimmelte, sprach seinen Tadel über die Kriegführung aus, und hochwohlweise Mayor und Aldermen der City remonstrirten gegen eine Jahresrente von 2000 Pf. St. für General Wellesley, der „als hitzköpfiger Prahler nur unnütze Tapferkeit beweise"! Ein Parlamentarist: es sei ein schlechter Spaß, von Portugal aus die Franzosen in Spanien bekriegen zu wollen! Ein General: das sei der Gipfel der Thorheit!

Im Jahre 1810 legte Wellesley die Linien von Torres-Vedras an, jenes meisterhafte verschanzte Lager zwischen Lissabon, dem Tajo und dem Atlantischen Meere. Masséna, der Herzog von Essling, der Wellesley vom Duero herab nachfolgte, langte erstaunt vor den riesigen Verschanzungen an: er hatte keine Silbe davon geahnt! Der beständige Auftrag Napoleon's lautete: „die Engländer ins Meer zu jagen". Als Masséna die Schanzen recognoscirte, warf man ihm mit einer Kanonenkugel eine Mauer vor der Nase um. Er war avertirt, rückte dankbar den Hut und ging. Von diesen Linien aus begann die Befreiung Portugals, Spaniens, Frankreichs, der Welt. Das englische Cabinet wußte keine Rekruten auf- und beizubringen, das Handgeld für den Übergang aus der Miliz zur Linie betrug 11 Guineen; 10 Guineen, wer sich in der Miliz engagirte. Die Minister schoben Wellesley die Verantwortlichkeit für alles zu. Wellesley übernahm diese Verantwortlichkeit. Selbst Hr. Thiers gesteht ein, Wellington habe die Baufälligkeit des riesenhaften Empire durchschaut und hartnäckig an dieser Ansicht festgehalten. Nach der Angabe Masséna's standen damals 360000 Franzosen auf dem Boden der Halbinsel. Wellington hatte 26—27000 Mann unter der Hand; mit Einschluß der Garnison von Cadiz und der Kranken betrug sein Heer 40000 Mann. Dazu 30000 Mann portugiesischer Linie und 26000 Mann Ordonnanzen oder portugiesischer Landsturm. So gibt Graf Toreno, ein spanischer Patriot, an. Mit diesen Streitkräften dehnte Wellesley seine Linke bis Galicien aus, während seine Rechte in Algarve stand; das Centrum mit den beiden ungleichen Hebelarmen war zu Torres-Vedras. Diesem starken Lager der Pflicht und der Überzeugung gegenüber manövrirte die beginnende Gleichgültigkeit und Skepsis. Masséna war von Napoleon persönlich nach der Halbinsel hinübergeschmeichelt worden, und Masséna, dem der Kaiser gestand, ohne ihn wisse er sich nicht zu helfen, Masséna alterte. Der Sieger von Zürich verlor Fuentes d'Onoro (5. Mai 1811), vermochte das bedrängte Almeida nicht zu entsetzen, und zog sich zurück.

Im Hause Beelzebub's riß die Zwietracht ein. Der „glückliche General", der blos für die

„Defensive“ taugte, lieferte zwei Belagerungsstürme, wie sie die wildesten Angreifer nicht heroischer aufzuweisen haben. Man muß bei Brialmont im Detail lesen, wie die englische Armee im Punkte des Genie und des Materials vernachlässigt war*), um die Einnahme von Ciudad-Rodrigo und Badajoz zu verstehen. Badajoz fiel erst beim dritten Belagerungsversuche, man kann sagen, die Festung wurde blos mit dem Heldenmuth der Infanterie genommen. Hier ist eins der schaudervollsten Nachtstücke aus den Annalen menschlicher Metzelei, und Brialmont wird daran zum Höllen-Breughel. Er leugnet auch keine der Schandthaten und Verruchtheiten weg, welche die eingedrungene Armee in der Festung beging, er seufzt darüber so tief wie Wellington selbst, dessen eherne Strenge nicht im Stande war, die Bestie in dem Gesindel niederzuhalten, mit dem er Europa zu befreien verdammt war. Man gebe einmal dem Wellington französische Conscribirte und den französischen Marschällen den Mischmasch von Engländern und Portugiesen! Nein, die physische Macht ist keine Idee und am allerwenigsten die höchste.

Zweiter Band (1812—15). Wellington hat nicht nur seine Armee zu verproviantiren, er muß in der Regel auch Portugal ernähren; die Verwaltung des Königreichs gehört ohnehin zu seinen Feldherrnsorgen. Im Interesse der Ordnung und der Mobilität hat er Getreidemagazine, kann also zu jeder Jahreszeit manövriren, während die Franzosen immer direct von dem eroberten Lande leben, deshalb in weiten unbehülflichen Cantonnirungen liegen. Der englische Oberbefehlshaber ist zugleich Finanzminister, Handelsminister, ja Kornspeculant; er unterhält einen Kornhandel mit Amerika; er hat obendrein noch die diplomatische Vermittelung zwischen der Halbinsel und England in Sachen der empörten Colonien zu besorgen. Unter solchen Umständen lieferte der „glückliche Defensivgeneral“ die Schlacht bei den Arapilen (Salamanca), am 22. Juli 1812, die größte und verwickeltste. Richtiger Blick, rasches Urtheil, kräftige, augenblickliche Ausführung sicherten ihm den Sieg. „Mit den Arapilen hatten die Franzosen in Spanien geendet.“ Die Armeen standen sich an Stärke gleich, 47000 Mann gegen 47000 Mann; wiewol die Franzosen die englische Armee um das Doppelte übertrieben haben. Der König Joseph mit seiner Centrumsarmee war von der portugiesischen Armee definitiv getrennt. Wellington zieht in Madrid ein, in die Hauptstadt des Landes, an der Joseph wie an dem Schemen seiner Herrschaft hing. Marschall Soult verläßt endlich Andalusien. Die Engländer dringen bis Burgos, das sie vergeblich belagern. Rückzug auf Ciudad-Rodrigo unter entsetzlicher Unordnung.

Am 21. Juni 1813 Schlacht bei Vittoria, König Joseph total geschlagen. Der arme König, der im Grunde ein braver Mann war, wie sein Bruder von Holland, hatte keine Macht in Spanien und kein Ansehen im Heere, sein hochfahrender Bruder hatte ihm zum fünften Rade am Wagen gemacht, die spanischen Provinzialmarschälle des Gehorsams gegen ihn entbunden, ihm nicht einmal das nöthige Geld zur Behauptung des königlichen Ansehens geschickt. Die kürzlich veröffentlichte Correspondenz Joseph's wimmelt von kläglichen Beschwerdebriefen; die Napoleon'schen Antworten haben die schwärzesten Schatten auf ihren Urheber geworfen. „Laß ein Dutzend Kerle, laß die Pfaffen hängen, die von den Gerichten Freigesprochenen müssen baumeln! Nimm dir Geld, wo du es findest, im Kriege ist alles moralisch!“ Das ist der herrschende Ton. Joseph war kein Genie, sondern ein guter Gatte und Familienvater; seine Schlachtordnung bei Vittoria bewies es. Wellington rückt in die Pyrenäen. Belagerung San-Sebastians, keine Hülfe von seiten der englischen Flotte.

Die Lage war aufs äußerste gespannt. England, das nach M'Culloch 1793 in Europa 46000 Mann Truppen hielt, 10000 in Indien, und eine Flotte von 58 Schiffen in Commission besaß, hatte nach Alison 1813: 268000 Mann regulärer Truppen, wovon 28000 in Indien, 32000 fremde Soldaten, 93000 Mann Miliz, 200000 Seapoys, Summa 582000 Mann — es war Landmacht allerersten Ranges geworden. Ungerechnet bleiben 68000 Mann Yeomanry und 300000 Mann Lokalmiliz. Die Flotte bestand aus 244 Linienschiffen, wovon 102 in Commission, und 219 Fregatten; mit den kleinern Schiffen 1009 Segel, wovon 609 in Commission. Diese Schiffe waren bemannt mit 140000 Mann und 18000 Matrosen. Das Ausgabenbudget stieg auf 118,000000 Pf. St., mehr als das Doppelte des Budgets bis zum Krimkriege; 11,400000 Pf. St. gingen als Subsidien auf den Continent. Soult erhielt den Oberbefehl über die französische Armee in Spanien, aber er war nicht im Stande, den Marschall Suchet, Herzog von Albufeira, aus Catalonien zu sich zu entbieten, noch zu verhindern, daß nach

*) Nach General Napier hat keine einzige Belagerung in Spanien von seiten der Engländer regelmäßig geführt werden können.

der Schlacht von Sauroren San-Sebastian endlich genommen wurde. Der „glückliche General" bedrohte den französischen Boden, er ging über die Bidassoa.

Die Schlacht von Leipzig war unterdessen geschlagen, das unendliche russische Grab gähnte über der stolzesten Armee des Jahrhunderts zusammen, die Gloriole der Unbesiegbarkeit des Furchtbaren war in alle Winde geblasen, und Schritt vor Schritt rückte der zähe Wellington weiter nordwärts. Die Schlacht bei Orthez wird gewonnen, Bayonne cernirt, Marschall Beresford wird gegen Bordeaux detachirt, die Legitimisten rühren sich so eifrig, daß Wellington sie vorlaut schilt. Soult zieht sich rechtshin nach Toulouse, Wellington folgt ihm; am 10. April 1814 erfolgt die letzte entscheidende Schlacht. Wellington ist Herr von Südfrankreich. Noch immer saß der Herzog von Albufeira unbeweglich in Catalonien fest, er hatte keinen Mann disponibel, wie er sagte. Und doch konnte er jeden Augenblick, mit Soult vereint, dem Wellington den härtesten Stand bereiten. Die 32000 alten Soldaten, die er zur Hand hatte, würden Orthez sehr streitig, vielleicht Bordeaux und Toulouse frei gemacht haben.

Der Riesenkampf Napoleon's hörte auf, weil es jetzt moralischer Mittel bedurft hätte, um gegen eine Welt in Waffen zu stehen. Man hat es Napoleon hoch anrechnen wollen, daß er Frankreich nicht anrief, daß er das Schicksal der Iberischen Halbinsel von Frankreich abgewendet. Er fällte lediglich ein richtiges Urtheil, als er seinen letzten Einsatz auf die Armee legte; Frankreich hatte aufgehört bei der Armee zu stehen. Jede andere Handlungsweise hätte Frankreich in Bürgerkrieg versetzt und würde mit der Theilung des Landes geendigt haben. Wieder war es Wellington, der Napoleon das richtige Urtheil aufzwang: er machte Südfrankreich den Bourbonen geneigt. Er hielt Mannszucht, wie Soult selbst sie nicht zu halten vermochte; er schickte die spanischen Hülfstruppen über die Pyrenäen zurück, weil er ihr unvermeidliches Marodiren voraussah. Er hatte im Süden den moralischen Erfolg, den die Alliirten im Norden und Osten nicht hatten. Sein Betragen war über jedes Lob erhaben, während man sich im Norden und Osten vielfachen Zornausbrüchen hingab, welche reizten und erbitterten. Es war noch einmal die Moral, welche obsiegte, denn im Nordosten rückte eine halbe Million Soldaten vor.

Die Befreiung Spaniens kostete England über 100 Mill. Pf. St., ohne die Subsidien an Portugal und Spanien, 18 Mill. Pf. St. in sechs Jahren. Die Armee hatte zehn Belagerungen unternommen, vier starke Festungen erstürmt, 200000 Franzosen getödtet, verwundet, gefangen genommen, 40000 der Ihrigen auf den Schlachtfeldern gelassen; 360000 Mann waren nach und nach durch die portugiesischen Spitäler gegangen, die oft 20000 zugleich beherbergten. Gegen die Einheit des Wellington'schen Commandos konnte die französische Armee nicht aufkommen, die in lauter eigensinnige Provinzialcommandos gespalten war, in denen die Spanier obendrein das Vorspiel der Zerstückelung ihres Landes erblickten. War es doch Talleyrand's ursprünglicher Gedanke, Frankreich bis an den Ebro auszudehnen.

Im Jahre 1809 wußte König Joseph nichts von der Stärke des Feindes, und ebenso wenig von der Stärke der Franzosen! In Madrid bestand sein ganzes königliches Einkommen aus 1 Mill. Fr. monatlich von der städtischen Eingangssteuer; die Centralarmee zählte 20—25000 Mann, von denen 12000 kampffähig waren. Die Marschälle sandten dem König Befehle zu, anstatt sie von ihm zu empfangen. Ney ließ ihm zu Avila die Kassen wegnehmen. Soult beschuldigte in einem Briefe nach Paris den König des Verraths. Joseph klagte den Herzog von Dalmatien in Paris desselben Verbrechens an, und der Herzog von Feltre antwortete: später werde sich Gelegenheit für den Kaiser finden, den Marschall zu bestrafen! ... Am 24. Aug. 1811 schrieb Joseph an seinen Bruder: „Ohne Geld, ohne Land, ohne Truppen, ohne Autorität, wie kann da die öffentliche Meinung lange bei einem Manne ausharren?" Zu allen andern Fehlern der spanischen Kriegführung kam der Umstand der Unzeitigkeit: die besten Truppen wurden in Italien, in Deutschland, bald in Rußland verwendet. Alle Seestaaten wurden durch den Continentalblokus Englands eifrige Verbündete. Kutusow rief 1812 in Rußland aus: „Madrid ist genommen!" Kaiser Franz von Österreich machte Witze: „Es scheint, die Hitze bekommt meinem Schwiegersohn nicht besser als die Kälte." Auf Helena stöhnte der angenagelte Prometheus: „Spanien ist mein Krebsschaden gewesen." Als die Commissare der Provisorischen Regierung dem Herzog von Wellington ankündigten: das Empire sei vorüber, erwiderte er trocken: „Das wußte ich lange."

Die spanischen Armeen waren Wellington von keinem Nutzen, die Generale, fast durchgängig anmaßende Hidalgos ohne Talent, ließen sich nacheinander aus Rock und Kamisol schlagen. Die Guerrillas, den Franzosen äußerst lästig, standen niemals in offenem Felde. Die Cen-

traljunta sowie die spätern Cortes mit der Regentschaft in Cadiz, dieses ohnmächtige Gebaren demokratischer Geschwätzigkeit, waren dem Oberbefehlshaber durchaus antipathisch. So ungefähr stellt Brialmont die Chancen auf beiden Seiten in strengster Unparteilichkeit dar. Mit Wissen und Willen hat er sicherlich keinen Factor unerwähnt gelassen.

Im Jahre 1814 repräsentirt Wellington England zu Paris, seine Friedenspräliminarien wurden jedoch von den alliirten Monarchen überboten. In England wurde er wie ein römischer Triumphator empfangen. Ewig denkwürdig werden die Worte bleiben, die er im Oberhause auf das glänzendste Lob, das noch einem Sterblichen zu Theil geworden, erwiderte: „Wie groß auch die Schwierigkeiten gewesen sein mögen, gegen die ich zu kämpfen hatte, die Mittel dazu waren ausreichend, und ich fürchte deshalb, Ihre Gunst nicht ganz so zu verdienen, wie ich es wünschte. Aber wenn mein Verdienst nicht groß ist, so wird meine Dankbarkeit grenzenlos sein." In der Sitzung der Gemeinen, die ihm zu Ehren gehalten wurde, dankte er für die ungeheuern Anstrengungen, welche das Parlament zur Fortführung des Kriegs gemacht, und flocht seine „braven Freunde die Generale und die tapfere Armee" ein. Man denke dabei an Napoleon. In Paris schon, im allgemeinen Siegesrausche, dachte Wellington an Abschaffung der Negersklaverei. Zum Wiener Congreß verfügte er sich als Stellvertreter Lord Castlereagh's.

Die rückgekehrten Bourbonen knechteten Frankreich unter ein widerwärtiges pfäffisches Joch. Die Armee wurde absichtlich aufgelöst, Soldtruppen sollten der Schutz der Legitimität werden. Jedes Regiment erhielt einen Almosenier unter dem Spottitel des „ersten Kapitäns". Cela ne peut pas durer, war der stille aber allgemeine Ruf. Völlig im Einverständniß mit Charras erklärt auch Brialmont, der Ausbruch einer Revolution sei unvermeidlich gewesen, Napoleon habe die Stimmung benutzt und sich an die Stelle der Revolution gedrängt. Man kennt den Verlauf der Dinge seit der Landung Napoleon's durch das Charras'sche Buch zu genau, als daß wir ihn zu wiederholen brauchten. Die Welt wurde für 100 Tage noch einmal auf den Kopf gestellt; Marschall Ney beging die unselige Schwäche, Ludwig XVIII. zu versprechen, Napoleon „in einem Käfig beimzubringen"; er nannte in seiner Proclamation den Grafen Artois das „Muster der französischen Ritter". Dieses ritterliche Muster mußte in Begleitung eines einzigen Gensdarmen aus Lyon flüchten. Den Gensdarmen decorirte nachher Napoleon, und Ney ging mit Sack und Pack selbst — in den Käfig! Brialmont gibt jetzt zu, daß „militärisches Genie nicht immer mit bürgerlichen Tugenden zusammengehe". An Napoleon aber vollzog sich das Wort, welches er 1808 dem Infanten Ferdinand von Spanien geschrieben hatte: „Ew. Hoheit werden keine Freunde mehr haben, sobald Sie unglücklich sind, die Völker rächen sich gern für die Ehre, die sie uns angethan haben."

Wir erzählen die Campagne von 1815 hier nicht abermals. Brialmont und Charras stimmen überein, nur daß der erstere dem Feldherrngenie Napoleon's noch etwas gerechter wird als der letztere. Die Größe Napoleon's wird bald nur noch von Germanen behauptet werden, sie macht wie die französische Revolution die Reise um die Welt; aus Frankreich ist sie schier abgereist.

Der dritte Band umfaßt die politische Laufbahn Wellington's (1815—52). Hier wird der eherne Herzog den Engländern und liberalen Continentalen gegenüber gerettet; es wird dargethan, daß Wellington sich irren konnte, daß er aber jeder Felonie gegen seine eigene Überzeugung unfähig war. Nach Brialmont war Wellington der pflichtgetreue Diener seines Staats und seines Monarchen. Ein solches Wesen haben die Franzosen bisjetzt nicht begreifen können; daher ihr Klatsch von Absichten Wellington's auf den portugiesischen oder spanischen Thron. Sie maßen den angelsächsischen Helden an dem Maßstabe ihres Soult, der im Jahre 1809 actenmäßig von der Krone Lusitaniens träumte, ein Traum, worin ihn der Angelsachse empfindlich störte. Napoleon, ein Vollblut-Romane, sagte auf St.-Helena, er sei begierig zu sehen, was Wellington jetzt thun werde. Napoleon hat die Germanen stets falsch beurtheilt, dies aber ist die Krone seines Nichtverständnisses. Was Wellington thun würde? Gar nichts, als sich seinem Vaterlande zur Verfügung stellen, als ein Engländer sein, höchstens der zweite nach dem Träger der Krone!

Die Napoleonisten dankten dem Herzoge schlecht für die Menschlichkeit, mit der er die Besiegten behandelt hatte. Mordversuche waren der Lohn für seine Billigkeit, in Napoleon's Testament prangt noch der Schandfleck, dem Unteroffizier Cantillon ein Legat zu vermachen, weil er ein Pistol auf Wellington abgefeuert. Auf Roebuck's Denunciation haben wir endlich die officiöse Antwort des zweiten Empire erhalten: der erste Napoleon sei zur Stunde seines Testaments nicht recht bei Sinnen gewesen. Es fragt sich nur, wie lange vorher diese Gehirnumdüsterung bei ihm angefangen?

Wellington war ein gouvernementaler Mann, ein Politiker der Zucht und Ordnung, oder dessen, was er dafür ansah. Er war nicht reactionär, er wollte nicht zu Karl II. zurück, nicht das Parlament cassiren, nicht den Belagerungszustand permanent machen. Er gab auch nach, wenn es sein mußte, besonders wenn die neuen Ideen zu Thatsachen des öffentlichen Bewußtseins geworden waren. Er wich vor der Bewegung zurück, ja er adoptirte sie, wenn sie sich gehörig geltend zu machen wußte. So adoptirte er die Katholikenemancipation und fügte sich der Wahlreform und dem Freihandel. Er war der natürliche Kriegsminister Englands, und erklärte sogar einmal, seine Stellung an der Spitze der Horse-guards verbiete ihm, Premierminister zu werden. Als Canning seinen russisch-liberalen Vorwitz bei Navarino gebüßt hatte, ward der Herzog dennoch Premier. Man interpellirt ihn, zeiht ihn des Widerspruchs. Er antwortet, daß er in so schwieriger Lage die Krone nicht habe im Stich lassen können, er stehe hier auf Ordre. Dies war aber wieder nicht so gemeint, als wolle er absolutistisch regieren, sich der Verantwortlichkeit entziehen. Wellington hat nie in seinem Leben der Majorität getrotzt, niemals sich einfallen lassen zu sagen: „Ich bleibe hier, stimmen Sie wie Sie wollen!" Er meinte nur zu sagen: meine Stellung zum Staate überhaupt erhebt mich über die gewöhnliche Delicatesse der politischen Parteien, ich kann nicht scrupulös sein, ob ich mit Whig oder Tory regiere. Er stellte sich auf den Boden der patriotischen Pflicht, das Ganze zusammenzuhalten war seine hauptsächlichste Sorge. Sehr charakteristisch hat man von ihm gesagt: Wenn er im Himmel ankommt, wird ihn der liebe Gott in sein Ministerium berufen, und der Herzog wird Sr. Majestät sofort beistehen, die Ordnung in der Welt aufrecht zu erhalten.

Er theilte die Liebhaberei an den europäischen Lokalrevolutionen nicht, er war gegen die Griechen, gegen die spanischen Liberalen, gegen die Revolutionen von 1830 zu Paris und Brüssel. Aber er hat niemals angefeindet, was sich zu bewähren vermochte, und er hat niemals, wie Palmerston, Bewegungen angezettelt, um sie nachher im Stich zu lassen. Beim Regierungsantritt der Königin Victoria wetteiferten seine väterliche Zärtlichkeit und sein respectvolles Betragen gegen die junge Monarchin miteinander, und als eine vornehme Persönlichkeit die Königin vorwitzig frug, ob sie niemand wisse, mit dem sie die Sorgen der Regierung theilen möchte, antwortete Victoria: doch, den — Herzog von Wellington! Sein letzter patriotischer Dienst war der berühmte Brief über die Vertheidigung Englands, der gerade in unsern Tagen seinen lebendigen Commentar erfährt.

In manchen Ländern ist es Sitte, die Pietät gegen nationale Größen so weit zu treiben, daß man der Idee des Fortschritts für deren Lebenszeit Hemmschuhe anlegt. „Laßt den Mann nur erst sterben, thun wir ihm kein Herzeleid an." Die Engländer haben sich und den ehernen Herzog zugleich geehrt, indem sie ihre Reformen trotz seiner betrieben. Während des Sturms und Drangs der Wahlreform hatte Wellington erklärt: „Ich kann die Maßregel nicht vorschlagen, auf die man anspielt. Nicht nur kann ich nicht, sondern ich erkläre, daß solange ich einen Posten in diesem Lande bekleide, ich mich dieser Maßregel widersetzen werde, wer sie auch immer vorschlage." Das Volk wurde so ungehalten, daß König Wilhelm IV. nicht zum Lordmayorsessen in die City fahren konnte, weil ein revolutionärer Ausbruch befürchtet wurde. Das Parlament verwarf darauf die Civilliste für die neue Regierung, und Wellington und Peel trollten sich. Der alte Herzog nahm seine Impopularität so guten Humors hin, daß er die gußeisernen Fensterläden an Apsleyhouse bis an sein Lebensende conservirte. Er ließ sich sogar bereitwillig sehen, ging langsamen Schritts durch die Hallen von Westminster, weil er sich nicht selbst anzugehören glaubte, sondern als eine Art öffentliches Monument gewissermaßen allen schuldig sei.

Brialmont hat zwei angehängte Kapitel: „Biographisches Résumé" und „Privatanekdoten", beide der trefflichsten Belehrung voll, alles auf authentische Quellen gestützt. Wir greifen für einen Augenblick in den Schatz hinein. Wellington hatte ein menschliches Herz unter aristokratisch gemessener Hülle. Nach der Schlacht von Vittoria schrieb er an seinen Bruder: „Den Schmerz, den ich über den Verlust Cadogan's empfinde, hindert mich irgend Freude an dem Siege zu haben." Am Tage nach Waterloo schrieb er an Graf Aberdeen: „Ich kann Ihnen das Leidwesen und den Kummer nicht ausdrücken, die ich empfinde, wenn ich die Augen um mich werfe und die erlittenen Verluste constatire. Der Ruhm solcher Kämpfe, so theuer erkauft, ist kein Trost für mich." An demselben Tage an Marschall Beresford: „Unsere Verluste haben mich thatsächlich niedergeschlagen; ich habe gar kein Gefühl für die errungenen Vortheile?" „Gott sei mir so gnädig", schreibt er an den Fürsten Schwarzenberg, „daß ich keine Schlachten mehr auszuhalten habe, denn ich bin trostlos über den Verlust meiner alten Freunde und Kamera-

den." Napoleon dagegen sagte: er betrachte seine Soldaten „wie Ziffern zur Lösung eines Problems bestimmt"! So theuer erkauft man den Ruhm, der größte Feldherr seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten zu sein; und der Trost liegt darin, wenn man nur der zweite Kapitän genannt zu werden verdient.

Es liegen 12 dicke Bände Depeschen von Wellington vor, sie sind auf seinen ausdrücklichen Befehl ohne Feile und Correctur gedruckt worden; sie gehörten zur Historie, so wie sie waren. Ihr Verfasser zeigt sich stets wahrhaftig, offen, lakonisch; Ausfälle gegen Persönlichkeiten sind sehr selten. Den Feind schlug Wellington nie zu gering an, nach dem Siege vergrößerte er dessen Macht nicht. Von sich selbst thut er fast nie Erwähnung, in den Depeschen erscheint er fast als ruhiger Zuschauer der gelieferten Schlachten. Tacitus gibt bereits sein Porträt: „Agricola unterschlug niemals zu seinen Gunsten den von andern erworbenen Ruhm. Centurionen oder Präfecten, alle hatten an ihm einen getreuen Zeugen ihrer Thaten. Gewisse Leute warfen ihm vor, übermäßig streng in seinem Tadel zu sein; aber sowie er freundlich gegen die Guten war, so war er hart gegen die, so sich von ihrer Pflicht entfernten. Sein Zorn hinterließ übrigens keine Spuren, und man hatte weder von seiner Zurückhaltung noch von seinem Schweigen etwas zu fürchten; er hielt es für loyaler zu beleidigen als zu hassen."

Napoleon hat die Moral der Staatsraison auf ihre höchste Spitze getrieben, wie man denn nicht mehr zu sagen braucht: Macchiavellismus, sondern Bonapartismus. „Wie bei allen berühmten Ehrgeizigen entschuldigte bei ihm der Ruhm des Erfolgs die Unwürdigkeit der angewandten Mittel. Der Tod des Herzogs von Enghien, der Streich von Bayonne, die Invasion Portugals, die Einverleibung Hollands, die Continentalsperre und tausend kleinere Ungerechtigkeiten waren in seinen Augen ebenso viele Staatsnothwendigkeiten, ein verderbliches Wort, womit man seit Jahrhunderten alle Verbrechen, alle Plünderungen, alle Erbärmlichkeiten der Geschichte rechtfertigt. Nichts, weder in den Handlungen noch im Leben Wellington's, ermächtigt uns zu dem Gedanken, daß er diese infame Theorie von der Nothwendigkeit der Verbrechen unter dem Vorwande der Staatsraison billigte. Als Napoleon 1815 den Krieg in Europa aufs neue entzündet hatte und wehrlos in die Hände der alliirten Generale gefallen war, rief Blücher die „Staatsraison" an, um ihn auf derselben Stelle erschießen zu lassen, wo der Herzog von Enghien umgekommen war, aber Wellington, obgleich er Napoleon für den „gefährlichsten Feind der öffentlichen Ruhe" hielt, weigerte sich, solchen Repressalien zuzustimmen, und erklärte, daß er „niemals zum Henker werden würde"!

Am 14. Sept. 1852 verstarb zu Walmer-Castle der alte eherne Herzog, der große Repräsentant politischer Sittlichkeit. Welches Glaubens und welcher Richtung man auch im Staatsleben sei, das können wir alle von ihm lernen, daß auch hier Ehrlich am längsten währt, daß es nicht zwei besondere Sittlichkeiten gibt, die eine zum Hausgebrauch, die andere zur Cabinetsanwendung, und daß kein Mächtiger der Welt so gefestet ist, daß nicht die Ehrlichkeit in Waffen, die zähe unverwüstliche Ehrlichkeit, ihn endlich zu Boden werfen könnte. Neben allen Statuen zu Pferde, in Bronze, in Marmor, in Gips, neben allen Gemälden, Kupferstichen, Stahlradirungen und Holzschnitten wird das Bild dauern, welches Edward Lytton Bulwer von ihm entworfen hat: „Da geht er her, den Hut eng auf der festen Stirn, die stramme Taille in zugeknöpftem Rocke. Er besitzt nicht den Schatz der reichen Geister, ihm leuchtet nicht die Sonne der strotzenden Naturen; beim Commandowort machen seine Leidenschaften halt; jede Tugend, jeder Fehler ist in ihm gleichmäßig disciplinirt. Selbst wenn er warm wird, reflectirt er noch. In seinen Augen ist der Staat ein Lager, die Welt ein Exercirplatz. Und doch, wie rein bleibt er neben den andern Eroberern, seinesgleichen! Kalt sind seine Lippen, aber sie haben nicht das Lächeln der Lüge; starr ist sein Herz, aber das Zeichen der Ehre ist darin eingegraben; kein Verbrechen dient ihm zum Piedestal, und das ewige Ich war nie seine Triebfeder."

Von dem trefflichen Werke Brialmont's liegt eine gute englische Übersetzung vor. Der Reverend Mr. Gleig, Großalmosenier der britischen Armee, Präbendarius von St.-Paul, bereits rühmlich bekannt durch zwei biographische Werke über Lord Clive und Warren Hastings, hat sich diesmal zum Übersetzer gemacht, was um so räthlicher erscheinen konnte, als die Großalmoseniere in England nicht einmal zur Ecclesia militans gehören, folglich gar keine Studien in Strategik und Taktik gemacht haben. Die Übersetzung ist der Königin Victoria gewidmet. In der Einleitung macht Hr. Gleig nach den gebührenden Complimenten auch seine Reserven. Es will ihm z. B. nicht in den Kopf, daß Wellington erst der zweite Feldherr seiner Zeit sein soll; er habe zwar nicht so vieles und mannichfaltiges gethan als Napoleon, sei nicht über die Alpen gestiegen, habe nicht so rasch angegriffen und so voll gesiegt wie Napoleon bei Jena. Dafür

habe er aber auch weniger und nicht so ernste Fehler gemacht. Er habe keine Armee verloren wie Napoleon in Rußland. Dann warnt der Übersetzer sein englisches Publikum vor den Urtheilen Brialmont's über die Gründung des ostindischen Reichs. Die Compagnie habe nie die Plane gehabt, noch die Fehler begangen, welche Brialmont ihr beilege... Das war noch nicht lange gedruckt, als die furchtbare Empörung der Seapoys ausbrach! Auch hätte Hr. Gleig größere Ausführlichkeit über das ausschließlich politische Ende seines Helden gewünscht. Trotz alledem findet er es unnütz, selbst ein Leben Wellington's zu verfassen, er begnügt sich mit Noten zum Text. Eine correcte Übersetzung ins Deutsche, nebst entsprechender kartographischer Ausstattung, verdient Brialmont's „Wellington" vor vielen andern Werken.

Nach allem diesem dürfte die stete Frage der Franzosen: ob es denn wirklich so etwas gebe wie eine belgische Literatur? immer leiser und leiser werden und mit der Zeit gänzlich verstummen. An die Werke der Moke, Altmeyer, Borgnet, Arendt, Laurent, Gachard, Henne, an die Gerlache, Kerstens und Hautteville von streng katholischer Seite, schließt sich jetzt Brialmont, der mit einem Wurfe die Aufmerksamkeit Europas erzwingt.

Joseph Mazzini.

In den letzten zehn Jahren ist vielleicht keines Mannes Name so oft genannt worden wie der Joseph Mazzini's. Keiner von den Volksagitatoren der neuesten Zeit hat den Zeitungen so viel Stoff gegeben wie er, denn keiner hat es so verstanden, seine Gegner so in Athem zu erhalten und das unter der Asche glimmende Feuer des revolutionären Geistes in seinem Vaterlande so zu schüren wie er.

An seinen Namen haben sich deshalb theils die furchtbarsten Verwünschungen, theils die übertriebensten Hoffnungen geknüpft, während gleichzeitig die haarsträubendsten Abenteuer erzählt wurden, welche er bestanden haben sollte, um von London aus nach der Schweiz und Italien zu gelangen und, wenn die Aufstandsversuche in den letztern mislungen waren, sich den Rückzug nach seinem alten Asyl in dem freien England zu sichern.

Künftige Novellisten werden in seinen Kreuz- und Querzügen für die Zwecke der Revolution sowie in seinen Verkleidungskünsten einen willkommenen Stoff für ihre Romantik finden, und der Chef der Propaganda, der bald als englischer Mylord, bald als Quäker oder Yankee durch Europa reist, und durch den Wechsel einer blonden oder schwarzen Perrüke aller Versuche der geheimen Polizei zur Verfolgung seiner Fährte spottet, wird für sie der incarnirte Typus des revolutionären Geistes der dreißiger und vierziger Jahre sein, der „überall und nirgends" ist und unablässig fortwühlt, wie der Maulwurf, den Hamlet seinen „wackern Gesellen" nennt, und bei dessen unterirdischen Thaten er die Genossen auf sein Schwert schwören läßt.

Schwerer als diese Darstellungen werden aber die Betrachtungen der Geschichtschreiber ins Gewicht fallen, welche ihre Blicke auf die Entwickelung des italienischen Volksgeistes während der letzten zwanzig Jahre richten. Ihnen wird Mazzini's Geist und Wirken überall entgegentreten, und sie werden sich sagen müssen, daß er in dieser Epoche einer der bedeutendsten Männer seines Volks war, welcher schärfer als alle frühern Politiker dessen Aufgabe zu erkennen und dessen Fortbildung anzuregen wußte, und ihnen muß sich zugleich das tiefe Bedauern aufdrängen, daß es diesem Manne nicht vergönnt war, längere Zeit in seinem Vaterlande selbst zu wirken, und daß er die besten Jahre seiner Kraft an das dunkle, gefahrvolle, immer lähmende und von den Gegnern als verbrecherisch gebrandmarkte Geheimtreiben eines Revolutionschefs verwenden mußte. Auch als solcher hat er freilich das Größte geleistet, das bisher in solcher Richtung geschah, aber diese Thaten geben keinen Begriff von dem, was er erstrebte und sich in seinen Schriften ausspricht. Gegen sein Ideenleben ist das Leben, welches er als Revolutionär und Haupt der Propaganda führte, ein trauriger Abfall.

Die Laufbahn dieses Mannes ist indessen wol noch nicht geschlossen. Wie die Geschichte ihn schon einmal dazu berufen hat, nach seiner Heimat zurückzukehren und dort die unruhige Glut der Revolution in die rechte Bahn lenken zu helfen, kann es ihm beschieden sein, seine Rolle fortzusetzen und seine Aufgabe in noch höherm Maße zu erfüllen. Ja selbst in diesem Augenblick nimmt er zu der gegenwärtigen Nationalbewegung Italiens und ihrer von Sardinien und Frankreich beabsichtigten Gestaltung eine Stellung ein, welche dies nicht nur möglich, sondern

selbst wahrscheinlich erscheinen läßt, und wenn die Geschichte ihn auch nicht wieder zum römischen Triumvir erhebt, so kann sich doch der Einfluß seines Geistes auf Italien nicht minder bedeutungsvoll geltend machen. Mazzini steht seinem Volke als scharfer Kritiker gegenüber wie im Jahre 1848, und sobald die Entwickelung der Bewegung zeigt, daß er recht hat, muß sie ihn auch zum Handeln berufen und ihm eine Stelle zu ihrer Förderung anweisen.

Es ist deshalb von Interesse, einen Rückblick auf das bewegte Leben dieses Mannes zu werfen, um zu ermessen, wie weit sich sein Einfluß wird erstrecken können, und sich zugleich ein Urtheil über die Wirksamkeit dieses kühnen Mannes zu bilden und zu entscheiden, ob er den Haß verdient, welcher ihn von der einen Seite verfolgt, während seine Anhänger ihn auf der andern Seite mit fast fanatischer Vergötterung verehren und ihm so blind gehorchen, daß sie keine Gefahren kennen, wenn er sie zum Handeln ruft. Wir wollen versuchen, eine unparteiische Beurtheilung seiner bisherigen Thaten und ein treffendes Bild seines Lebens zu liefern, soweit dies nach den bisjetzt dafür vorhandenen Materialien möglich ist. Es haben uns dafür mancherlei lebendige Überlieferungen und eigene Einsichten in das Treiben der Anhänger Mazzini's zu Gebote gestanden, die wir mit dem verschmelzen, was aus den Urtheilen der verschiedenen Parteien seiner Landsleute über ihn zu entnehmen ist.

Joseph Mazzini wurde im Jahre 1809 in Genua geboren, wo sein Vater die Stellung eines allgemein geachteten Arztes und Universitätsprofessors einnahm. Joseph war der einzige Sohn, doch folgten ihm noch zwei Töchter, in deren Gemeinschaft der Knabe aufwuchs und sich eines schönen, vielfach angeregten Familienlebens erfreute. Seine Mutter war eine ebenso liebenswürdige als herzliche Frau, welche für ihren Sohn stets die innigste Zuneigung hegte und diese durch alle Wechselfälle des Lebens zu bewahren wußte.

Die alte Erfahrung, daß Mütter auf bedeutende Menschen einen größern Einfluß haben als die Väter, wiederholte sich auch bei Mazzini. Sein Vater scheint von der idealistisch-patriotischen Entwickelung seines Sohnes nichts haben wissen wollen, während die Mutter diese von Herzen theilte. Ein mit Mazzini befreundeter Engländer, welcher Madame Mazzini im Jahre 1850 aufsuchte, schreibt einem Freunde von ihr Folgendes: „Sie ist noch schön trotz ihres Alters und gleicht ihrem Sohne sehr. Ich kann dir nicht sagen, wie geistvoll und nobel sie ist, und wie zart sie zu fühlen versteht. Stundenlang kann ich sitzen und ihr zuhören, wenn sie von ihrer Vergangenheit und den Stürmen ihres Lebens spricht. Aus allem flammt die Liebe und Bewunderung ihres Sohnes hervor, an dessen Mission sie mit der Festigkeit eines religiösen Glaubens hängt. Der Wechsel ihrer ausdrucksvollen Züge, wenn sie von seinen Pflichten und seinem Vaterlande spricht und dann auf seine Kindheit und Knabenzeit übergeht, gewährt einen herrlichen Eindruck. Sie kann es nicht genug rühmen, wie liebreich und anhänglich er war, wie gern er im Kreise der Seinen lebte, und wie sehr ihn alle liebten. «Ich sehe noch immer», sagte sie, «wie er mir morgens Blumen brachte, und höre es, wie er abends mir vorsang, wenn alle andern jungen Leute seines Alters sich in den Kaffeehäusern oder Theatern umhertrieben.» Wenn den Vater Geschäftsreisen fortriefen, während die Mutter auf dem Lande war, verbot er den Töchtern das Haus zu verlassen, weil er dieses den Dienstboten nicht anvertrauen wollte. Dann machte es auch der Bruder sich zur Pflicht, nicht auszugehen, und es war seine Lust, sie glücklich zu sehen. Immer dachte er mehr an andere als an sich selbst." Dieser Zug ist charakteristisch für den Mann.

Mazzini schreibt selbst über seine Jugend, indem er das Gedächtniß eines Freundes verherrlicht: „Jacopo Ruffini war mein Freund — mein erster und bester Freund. Von unserer Kindheit bis zur Universität, im Jahre 1830, wo das Gefängniß und die Verbannung ihn von mir trennten, lebten wir wie Brüder. Unsere Familien lebten zusammen und unserer beider Seelen waren unablässig ineinander verschmolzen. Er studirte Medicin, ich die Rechtswissenschaft. Unsere botanischen Ausflüge, dann der gemeinsame Boden der Literatur und vor allem der sympathetische Zug unserer Seelen verband uns immer enger, bis die vollkommenste Vertraulichkeit daraus erwuchs, wie ich sie nie wieder fand und finden werde. In den Jahren 1827—28 wurde seine Aufmerksamkeit vorzugsweise durch literarische Fragen gefesselt. Es war die Zeit des großen Streites zwischen der romantischen und classischen Schule, die aber ebenso gut der Kampf der Anhänger der Freiheit und der Autorität genannt werden konnte. Die Lage Italiens führte die, welche sich dieser Frage hingaben, naturgemäß sehr bald auf politischen Grund, und die Regierungen stürzten sich aus Furcht auf sie. Die jungen Leute, welche ihren ersten Feldzug zu Gunsten der Romantik machten, wurden verdächtig; rein literarische Journale wurden unterdrückt, einzig und allein, weil sie die Unabhängigkeit in der Kunst behaupteten.

Um diesem brutalen Hemmniß zu begegnen, verpflanzten wir die Frage auf den nationalen Boden und suchten das Princip der blinden und unbeweglichen Autorität handgreiflich zu erschüttern. Ruffini war einer der ersten, der an die Quelle drang ... Im Jahre 1829, ein Jahr vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, gesellte er seinen Namen denen bei, welche zwischen dem Schaffot und dem Exil die heilige Bahn bezeichneten, die zur nationalen Organisation Italiens führt ... Im Jahre 1830, als die Bewegung in Frankreich die italienischen Regierungen alarmirte, war die piemontesische die erste, welche zu Verhaftungen schritt. Ich wurde in die Festung von Savona (am Golf von Genua) geworfen."

Die Artikel, welche Joseph Mazzini für ein literarisches Journal in Florenz geschrieben, hatten ihn des Carbonarismus verdächtig gemacht. Keinem seiner Freunde wurde es gestattet, ihn zu sehen, doch durfte seine Mutter ihm Essen schicken. Um ihn durch eine gute Nachricht zu erheitern, sandte sie ihm auf einem Stück Papier, das sie ins Brot klebte, die Worte: „Polonia insurrexit." Als sie nach einigen Monaten die Erlaubniß erhielt, ihn zu besuchen, war die erste Frage des Sohnes: „Wie steht es in Polen? Ist die Revolution gelungen oder erlegen?" Sechs Monate lang hatte Mazzini im Kerker zu schmachten, ohne vor Gericht gestellt zu werden. Nach dem Verlauf dieser Zeit wurde ihm angekündigt, daß er verbannt sei und Genua und Piemont sofort zu verlassen habe. Nur als besondere Gnade wurde ihm gestattet, seine Mutter auf drei Stunden zu sehen.

Mit dem bittern Gefühle einer solchen Behandlung mußte der Jüngling sein Vaterland verlassen. Er begab sich nach Marseille, wo eine große Anzahl Exilirter aus allen Theilen Italiens lebte, und dort tauchte alsbald die Idee einer neuen großen Parteibegründung in ihm auf, welche zur Befreiung und Wiedergeburt Italiens führen sollte. Er wurde der Stifter des „Jungen Italien", dessen Grundsätze er in der Zeitschrift dieses Namens darlegte. Die ersten Anhänger dieses Bundes, den er zu beflügeln trachtete, gingen aus den Carbonari hervor. Mit dem Geheimbunde sollte sich zugleich eine öffentliche Wirksamkeit verbinden. Derselbe hatte einen Centralausschuß zur Ausdehnung und Förderung des Bundes und zur Leitung seiner Handlungen, aber ebenso hatten seine Mitglieder öffentlich für die demokratische Ausbildung des Volks und die Förderung der Humanität zu sorgen. Die Wahlsprüche der im Jahre 1834 in Savoyen entfalteten Nationalflagge waren auf der einen Seite des weißrothgrünen Banners: „Freiheit, Gleichheit und Humanität!" und auf der andern: „Einheit, Unabhängigkeit, Gott und Humanität!" Ein Eid und ein politisches Glaubensbekenntniß verband die Mitglieder, ein Erkennungszeichen diente den einander unbekannten Bundesbrüdern zur Legitimation — ein Cypressenzweig als Erinnerung an die Märtyrer der Sache und ein Bild der Beständigkeit, und die Devise des Bundes war: „Jetzt und Immer." Mazzini überragte seine damaligen Genossen an Geist und Scharfsinn so weit, daß es ihm leicht wurde, sich zu deren Führer emporzuschwingen. Der Feuergeist seines Patriotismus durchdrang sie mit flammender Glut, und sie ordneten sich ihm freudig unter, als er ihnen die Aussicht für die Befreiung ihres Vaterlandes eröffnete.

Einer seiner Genossen beschreibt seine damalige Erscheinung folgendermaßen: „Ich ging nach dem Schießplatz der Exilirten, und als ich mich dort umsah, zog ein junger Mann meine Aufmerksamkeit auf sich, der sich auf seine Büchse lehnte und wartete, bis die Reihe an ihn kam. Er war schlank und etwa 5 Fuß 8 Zoll groß, in einen schwarzen genuesischen Sammtrock gekleidet und mit dem breiten Republikanerhut bedeckt. Langes, lockiges schwarzes Haar fiel auf seine Schultern, und die Frische seiner olivenfarbigen Wangen und die feine Regelmäßigkeit seiner Züge gaben ihm fast ein weibliches Ansehen. Wenn er jedoch die flammende Glut seiner großen, dunkeln Augen und die hohe gebietende Stirn erhob, sahe man, daß man es mit einem Manne in der ersten Blüte seiner Entwickelung zu thun hatte, welche der zierliche Bart um Mund und Kinn bekundete. Er war das Musterbild eines Jünglings. Ich hatte schon von ihm gehört und gelesen, und sowie ich ihn sah, sagte ich mir, das kann kein anderer sein als Mazzini."

Diesen mächtigen persönlichen Eindruck hat Mazzini auch in seinen spätern Jahren ausgeübt. Als ihn Foresti, der vierzehnjährige Kerkerleiden in Österreich ausgestanden, im Jahre 1843 in London aufsuchte, rief er, sobald er seiner ansichtig wurde, aus: „Tu sei Mazzini" (Du bist Mazzini) — „Si, sono" (Ja, ich bin es), erwiderte Mazzini, und von diesem Augenblick an waren beide eng befreundet. Selbst Mariotti, einer von Mazzini's Gegnern, sagt von ihm, daß in seinen dunkeln gebietenden Augen und seinen mächtigen Brauen etwas liege, was ihm seine Genossen unterwürfig machen müsse.

Im Jahre 1831 richtete Mazzini den berühmten Brief an Karl Albert, in dem er den König

aufforderte, eine liberalere Richtung einzuschlagen als seine Vorgänger, und den er mit den verhängnißvollen Worten schloß: „Die Nachwelt wird darüber richten, ob Sie es vorzogen, der erste unter Ihren Zeitgenossen oder der letzte von Italiens Tyrannen zu sein."

Im Jahre 1832 und den größten Theil des Jahres 1833 über blieb Mazzini in Marseille. Der neue Bund machte rasche Fortschritte, und seine Lehren verbreiteten sich überall. „Dies", erzählt Mazzini selbst, „wurde theils durch Aufwand beträchtlicher Summen, theils durch die Hingebung einer äußerst schätzenswerthen Klasse in Italien — der Matrosen auf Handelsschiffen bewirkt. Diese Leute gaben sich ihrer Mission mit Begeisterung hin. Durch sie wurden Sendungen nach allen bedeutenden Punkten der Halbinsel bewerkstelligt und die Packete heroischen Jünglingen anvertraut, welche jeder Gefahr trotzten, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Von da wurden die Packete durch das Land vertheilt, und trotz aller Spionirung und schwerer Strafandrohungen, sowie trotz zahlloser Unvorsichtigkeiten war die Verbreitung enorm und konnte sich aus ihr auch eine große Wirkung erzeugen... Wir bildeten eine Kette der Mittheilung von einem Ende der Halbinsel bis zum andern, überall wurden die Grundsätze des Jungen Italien gepredigt und überall dessen Banner mit Jubel begrüßt. Die Zahl unserer Anhänger wuchs fortwährend, die Emissare gingen von Provinz zu Provinz und hielten Versammlungen, und es wurden Pressen errichtet, welche entweder nachdruckten, was aus Marseille gesandt war, oder eigene Schriften für die Lokalinteressen ins Leben riefen. Niemand kannte Furcht, alle glaubten an den Erfolg. Dies war das Ergebniß von Principien, welche von einer Hand voll junger Leute ohne Mittel und ohne Einfluß und Rang ausgesprochen und vertreten wurden."

Die Regierungen der italienischen Staaten begannen den neuen Geist zu fürchten und wandten sich an Ludwig Philipp, der ihnen willig Gehör schenkte, um die Vertreibung Mazzini's und seiner Anhänger aus Frankreich zu erlangen. Es begannen Verfolgungen, welche unter allen möglichen Vorwänden gegen die Exilirten zu Marseille gerichtet wurden. Mazzini wußte eine Zeit lang dem Ausweisungsbefehle zu entgehen, indem er sich verbarg und sein Journal von dem Versteck aus schrieb. Für die Dauer wurde dies jedoch zu beschwerlich, und Mazzini begab sich nach Genf, wo er seine Zeitschrift fortsetzte und bald darauf den Plan zu einer Revolution in Piemont mit den dortigen Flüchtlingen entwarf. Der Versuch hierzu (Februar 1834) mußte kläglich scheitern; nicht nur, weil der General Ramorino ein unfähiger Leiter und vielleicht sogar ein Verräther, sondern weil es namentlich bei den damaligen Zuständen Italiens unmöglich war, eine Revolution durch die Erhebung von einigen hundert Flüchtlingen aus dem Boden zu stampfen. Das Volk staunte die Bewegung an, ohne sie zu theilen, und sie konnte im Keim erstickt werden.

Mazzini hatte diesen ersten praktischen Irrthum seines Idealismus theuer zu büßen. Die Regierung Karl Albert's ließ ihn zum Tode verurtheilen, und er ging dadurch des längern Aufenthalts in der Schweiz und des leichtern Einwirkens auf Italien verlustig. Er suchte den bösen Eindruck, den das Mislingen des Savoyerzugs gemacht hatte, dadurch zu verlöschen, daß er seinem Bunde eine größere Ausdehnung gab und ihn zu einem „Jungen Europa" umgestaltete, welches die Aufgabe erhielt, einen Bruderbund der Völker gegen den Despotismus ins Leben zu rufen. Im Sinne dieses Bundes schrieb er im nächsten Jahre eine französische Broschüre „Über die revolutionäre Initiative", gab auch in Biel im Canton Bern ein Blatt in französischer und deutscher Sprache unter dem Titel „Die Junge Schweiz" heraus, zu dem er die Leitartikel schrieb. Ferner veröffentlichte er nach der Ausweisung der polnischen Flüchtlinge aus der Schweiz ein Pamphlet: „Ils sont partis", und die Schrift „Foi et Avenir", in welchem er den Regierungen darzuthun suchte, daß sie durch die Vertreibung der Flüchtlinge aus der Schweiz ebenso viele Apostel schafften, welche den Geist und die Lehren der Revolution in alle Länder tragen würden. Nach diesem Auftreten konnte auch seine eigene Ausweisung nicht ausbleiben. Die sardinische Regierung, sowie das wiener, berliner und selbst das pariser Cabinet verlangten sie, und Mazzini zog es vor, ihr zuvorzukommen, nachdem er davon unterrichtet worden.

Er begab sich nach England, um von hier aus seine Agitation für die Revolutionirung Italiens und die Leitung der Propaganda für das übrige Europa fortzusetzen. Gleichzeitig sicherte er sich jedoch einen geheimen Zufluchtsort in der Nähe von Genf, wohin er sich von Zeit zu Zeit begab, wenn es sich darum handelte, einen Aufstandsversuch in Italien in der Nähe zu leiten. In London fand er ein sicheres Asyl, das für die nächsten zehn Jahre sein Hauptquartier wurde. Die zahlreichen Genossen seines Bundes dienten ihm dazu, die frühere Agitation für Italien fortzusetzen und ihn mit seinen dortigen Anhängern in Verbindung zu erhalten, wäh=

rend er zugleich keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Sache der übrigen Emigrationen zu der seinigen zu machen und durch sie das englische Volk aufzuregen. Er nahm eifrigen Antheil an den Meetings der Polen und der Feier, die sie für ihre und die russischen Märtyrer Pestel, Bestuschew, Relejew, Murawiew u. s. w. veranstalteten.

Mit demselben Eifer setzte Mazzini aber auch seine literarischen Studien fort, und man findet in dem „People's Journal", dem „Monthly Chronicle", Lowe's „Edinburgh Journal", dem „Foreign Quarterly Review" und dem „Westminster Review" nicht nur zahlreiche Arbeiten von ihm über die italienische Sache, sondern auch Artikel über Byron und Goethe, George Sand, Victor Hugo und Lamartine, Thiers und Carlyle, den Fourierismus und Communismus, sowie über die slawische Bewegung und das Verhältniß der Schweiz zu Österreich und Italien. Auch eine Vergleichung zwischen der italienischen und deutschen Musik hat Mazzini angestellt und die Ansicht ausgesprochen, daß die letztere ihrer tiefern Gefühlsweise wegen den Vorzug verdiente, sich aber dem größern Melodienreichthum der italienischen Musik anzuschließen habe, um ihre höchste Ausbildungsstufe zu erreichen. Es ist zu bedauern, daß Mazzini nie dazu gelangt ist, diese Arbeiten zu sammeln. Sie würden den Raum von wol zehn Bänden bilden und ihm einen nicht unbedeutenden Rang in der englischen Literatur sichern. Er muß diese Arbeiten wol selbst für zu gering anschlagen, als daß er sie einer Sammlung werth hielt, die bei seinem Rufe in England gewiß Theilnahme erlangt hätte. Seine propagandistische Thätigkeit muß ihm höher gestanden haben, als daß er sie durch seine literarische Wirksamkeit hätte schwächen mögen.

Im Jahre 1842 schrieb er eine Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Dante's „Göttlicher Komödie", welche unter seiner Aufsicht veranstaltet wurde. Zwei Jahre vorher, 1840, erwarb er sich das Verdienst, für die armen Savoyardenknaben, die sich mit ihren Leiern und Murmelthieren in London umhertreiben, eine Sonntagsschule zu gründen, bei der er selbst das Amt eines Lehrers übernahm. Die armen Knaben verehrten ihn dafür wie ihren Vater, und einer derselben machte es sich zur Pflicht, nach seiner Rückkehr in die Heimat eigens nach Genua zu reisen, um Mazzini's Mutter zu sagen, wie viel Gutes ihr Sohn an ihm gethan habe. Vom November 1840 bis zum October 1843 ließ Mazzini eine italienische Zeitschrift unter dem Titel „Apostolato Popolare" (Der Volksapostel) erscheinen, für welche er eine Reihe von Artikeln über die Pflichten der Menschheit gegen Gott und die Humanität schrieb, in denen er die Grundzüge für die Volkserziehung darlegte.

Das tragische Schicksal der Gebrüder Bandiera und das damit verbundene Benehmen des Ministeriums Wellington-Aberdeen lenkte im Jahre 1844 die allgemeine Aufmerksamkeit Europas auf Mazzini. Durch seine authentische Darstellung der Angelegenheit der beiden Brüder Bandiera hat sich Mazzini von der moralischen Schuld an ihrem Tode gereinigt. Zu seinen schwärmerischen Anhängern gehörend, wollten die Brüder von dem phantastischen Plane, die österreichische Flotte der italienischen Revolution in die Hände zu spielen, nicht ablassen, obwol Mazzini sie allen Ernstes davon abmahnte. Er schickte selbst Ricciotti zu ihnen, diesen Rath zu verstärken, aber auch dieser ließ sich von dem tollkühnen Unternehmen der Brüder verführen, und sie fielen in die Schlingen der Spione, welche die von ihrer Absicht unterrichteten Regierungen zu ihnen gesandt hatten, und die sie zu einem Einfall in Calabrien verleiteten, wo sie alsbald umzingelt, gefangen und erschossen wurden. Auf die Anfrage Lord Normanby's im Oberhause, ob die Regierung die an Mazzini gerichteten Briefe aufgefangen und einer fremden Macht mitgetheilt habe, erwiderte der Herzog von Wellington, er habe keine Kenntniß davon, und Lord Aberdeen versicherte, daß keine Zeile der Correspondenz irgendwem mitgetheilt worden sei. Aus dem Berichte des zur Untersuchung dieser Angelegenheit niedergesetzten Comité ergab sich jedoch, daß Mazzini's Briefe seit vier Monaten von dem Staatssecretär des Innern, Sir James Graham, angehalten, eingesehen und gewisse Stücke aus ihnen einer fremden Regierung mitgetheilt worden waren. In Rom fand die republikanische Regierung im Jahre 1848 eine Depesche des Cardinals Lambruschini an den Cardinallegaten in Bologna vom Jahre 1844 vor, in welchem er diesem freudig meldet, daß die englische Polizei Schritte gegen die italienischen und polnischen Flüchtlinge gethan, daß Sir James Graham die an den berüchtigten Mazzini gerichteten Briefe aufgefangen und entdeckt habe, daß gewisse Personen zu einer Revolution im Kirchenstaate bereit stehen. Lord Aberdeen habe versprochen, in Zukunft die Bewegungen und Schritte der Flüchtlinge überwachen zu lassen. Dasselbe habe auch die französische Regierung versprochen und zugleich verheißen, sich mit der spanischen Regierung darüber in Vernehmen zu setzen, um alle Zusammenkünfte der Flüchtlinge in Spanien verhindern zu lassen.

In ganz England erhob sich ein Schrei des Unwillens über die Verletzung des Briefgeheimnisses, und Sir James Graham verfolgte seitdem unablässig der Spott des Volkes, daß unter ihm die Briefe „gegrahamt" (unterschlagen) worden seien. Dieser Unwille verhinderte das Ministerium, weitere Schritte gegen Mazzini zu thun, und dieser wurde dadurch mehr, als es sonst geschehen wäre, in seinem Asylrecht gesichert. Er selbst schrieb einen trefflichen Brief über diese Angelegenheit an Sir James Graham, und ließ diesem bald darauf einen Bericht über das Märtyrerthum der Brüder Bandiera folgen. Durch diese Schriften, sowie durch Mazzini's übrige schriftstellerische Thätigkeit wurde seine Popularität in England fortwährend gesteigert. Er war für das Volk der Repräsentant seiner nach Freiheit ringenden Nation, und selbst die liberale Aristokratie begünstigte ihn, weil sie in ihm ein treffliches Werkzeug zur Bekämpfung des Papstthums und zur Geltendmachung des englischen Einflusses in Italien erblickte.

Mazzini selbst aber fühlte sich durch die Steigerung seiner Wirksamkeit zu immer kühnern Planen entflammt. Er wollte jetzt mit der Sache Italiens alle übrigen Freiheitskämpfe in Europa verknüpfen und die Bestrebungen aller unterdrückten Völker in einem großen Bunde zusammenfassen. Nachdem er im Jahre 1846 eine Adresse an die schweizer Bundesregierung gerichtet, in welcher er diese anklagte, daß sie durch die Zulassung der Werbungen für die päpstliche Armee dem Despotismus diene, und nachdem er in energischer Weise seine Stimme gegen die Vernichtung der Unabhängigkeit Krakaus erhoben, schritt er im Jahre 1847 zur Gründung einer „Internationalen Liga der Völker", welche den Zweck haben sollte, das englische Volk über die Verhältnisse der übrigen Völker und der Verletzungen des Völkerrechts aufzuklären, die Grundsätze nationaler Freiheit und des Fortschritts zu verbreiten, die öffentliche Meinung zu Gunsten aller nach dem Recht der Selbstregierung strebenden Völker zu stimmen und ein gutes Einvernehmen zwischen den Völkern aller Länder herbeizuführen.

Mazzini eröffnete die Thätigkeit dieser Liga mit einer Adresse, in welcher er den Zustand aller europäischen Länder charakterisirte und die nahende Revolution verkündigte. „Seht", sagte er darin von Italien, „wie klar sich dort der Charakter der Agitation bekundet, wie sichtbar sie sich von den wenigen Führern auf die Massen verbreitet, wie sie die italienischen Regierungen zu Concessionen, Reformen und Versprechungen treibt, und wie weder lokale Mittel noch halbe Verbesserungen ihren Fortschritt aufhalten. Die materiellen Interessen lassen sich nicht durch ein paar Finanzmaßregeln beschwichtigen. Das Volk ist nur von Einer Idee durchdrungen — der der Einheit und Nationalität. Das Land Dante's, Petrarca's und Machiavelli's will deren Prophezeiungen erfüllen. Es will einig werden. Es gibt keine internationale Frage mehr über die Regierungsform, sondern nur eine nationale Frage. 24 Millionen Menschen, welche eine dreihundertjährige Knechtschaft und ein unablässiges Märtyrerthum erduldet haben, wollen sich zu einem compacten Staatskörper verbinden, wollen ihr Gewicht in die Wagschale der Völker werfen und ihren Antheil und ihren Beruf in dem Leben und Geschick Europas anerkannt sehen." Von Deutschland sagte Mazzini, daß in ihm noch derselbe kräftige Geist lebe, der sich 1813 und 1814 gegen Napoleon erhoben habe. Er schloß seine Betrachtungen über die Lage Europa mit dem Ausspruche, daß es auf einem Vulkan schlafe.

Der Kampf gegen den Sonderbund in der Schweiz gab Mazzini neue Gelegenheit, dem Kampfe der Radicalen zuzujubeln und sie zu ermuthigen, damit fortzufahren. Im September 1847 richtete er einen Brief an den Papst Pius IX., um ihn aufzufordern, in Wahrheit ein Reformator zu werden. Zwei Dinge sind dazu nöthig, sagte er ihm: Ihr müßt ein Christ sein und es verschmähen, nur Souverän, Politiker, Staatsmann sein zu wollen. Indem sich der Papst den ursprünglichen und einfachen Wahrheiten des Christenthums zuwende, habe er sich von den veralteten Formen und Tradition der Kirche zu emancipiren, und wenn er sich den Interessen des Volkes zuwende, werde er auch über die Hemmnisse der Diplomatie und der Bureaukratie hinwegkommen und sich eine große Bahn eröffnen. „Einigt Euer Vaterland! Dazu braucht Ihr nicht einmal etwas zu thun, sondern nur die zu segnen, die für Euch arbeiten werden. Umgebt Euch mit solchen Männern, welche die Nationalpartei ihres Landes repräsentiren. Bettelt nicht um die Allianzen der Fürsten. Sucht die Allianz Euers Volkes zu gewinnen. Sagt zu Euch selbst: «Das 19. Jahrhundert hat die Einheit Italiens zu verwirklichen.» Das genügt, das Übrige wird für Euch vollbracht werden."

Die Äußerungen beweisen, wie gemäßigt Mazzini zu dieser Zeit noch dachte, und mit wie geringen Concessionen er zufrieden war. Auch den Papst hätte er gern unterstützt, wenn dieser sich hätte entschließen können, die Bahn zu verfolgen, auf welche die Liberalen ihn gedrängt hatten. Pius IX. war ihnen jedoch nur mit halbem Herzen gefolgt, und sehnte sich nach nichts mehr als

nach dem Augenblick, wo er den ihm auferlegten Zwang abthun und seine Souveränetät nach Art seiner Vorgänger in alter Kraft herstellen konnte. Zu Mazzini's Ideenkreis gehörte die tiefe Ehrfurcht vor dem Christenthume. Er kannte keine bessere Leitung für das Volk, als die Wahrheiten der christlichen Religion, nur wollte er, daß sie zugleich dazu dienen sollten, die Kirche von ihrer Erstarrung im Cultus und der Corruption des Priesterthums zu reinigen.

Die wachsende revolutionäre Bewegung Italiens veranlaßte Mazzini, sich gegen Ende des Jahres 1847 nach Paris zu begeben, um sich dort mit einigen Parteiführern seiner Landsleute zu besprechen. Er kehrte jedoch von Paris nach London zurück und befand sich hier, als die Februarrevolution ausbrach. So wenig hatte auch er diese vorausgesehen und erwartet! Auch ihn, den Leiter der Propaganda, überraschte das mächtige Emporwogen des revolutionären Geistes, das sich von Paris aus über den Continent Europas ergoß und dessen alte Staatsgebäude durchschütterte. Darin spiegelt sich das natürliche Verhältniß der Propagauda zur Revolution. Die erstere kann wol das Feuer schüren, das unter der Asche brennt, und hier und da einen Funken wecken, eine Flamme anfachen; aber das mächtige Emporwogen der ganzen Feuermasse und der Ausbruch der glühenden Lava überflutet auch sie und reißt sie mit fort, ohne daß sie im Stande ist, dem furchtbaren Strome, in dem sich die Naturkraft der Völker offenbart, zu gebieten. Hätte Mazzini es verstanden, sich diesen Unterschied klar zu machen, und die rechte Lehre aus dem Jahre 1848 zu ziehen, es wäre besser für ihn gewesen.

Am 29. Febr. 1848 begab sich Mazzini nach Paris, um eine Zusammenkunft mit Gioberti, Mamiani und andern Führern der constitutionellen Partei zu haben. Freudig entsagte er den engern Ansichten des Jungen Italien und schloß sich der Nationalassociation an, welche jetzt an die Stelle aller vorhandenen Parteien und Fractionen treten sollte. Diese Männer gingen im Freudenrausch über den Sieg der Revolution ebenso gern in den Compromiß ein, aber der innere Zwiespalt, welcher sie trennte, war noch lange nicht überwunden und mußte daher auch wieder zum Vorschein kommen.

Es waren andere Führer in Italien aufgestanden, welche die Befreiung des Volks auf anderm Wege als Mazzini zu bewerkstelligen trachteten: Cesare Balbo, Gino Capponi, Terenzio Mamiani, Massimo d'Azeglio und der Abbate Vicenzo Gioberti. Sie waren für den Anschluß an Sardinien, um mit dessen Hülfe die österreichische Herrschaft zu brechen und unter dessen Schutze ein verfassungsmäßiges Leben zu begründen. Die Radicalen verlachten dagegen diesen Bund, an dem das Volk keinen Theil hatte, und auch Mazzini mußte sich dagegen erklären, sobald die Liberalen mit ihren Planen hervortraten. Es muß ihm jedoch zum Ruhme nachgesagt werden, daß er, solange als es ihm möglich war, an der Nationalpartei festhielt. Noch von London aus richtete er einen Brief an die Sicilier, in dem er sie ermahnte, sich nicht von der gemeinsamen Sache Italiens zu trennen.

Ehe er Paris verließ, um sich nach Mailand zu begeben, suchte er Lamartine auf. In Gegenwart von Alfred de Vigny und andern sagte ihm dieser: „Jetzt hat die Stunde für euch geschlagen, und ich bin so fest davon überzeugt, daß ich d'Harcourt aufgetragen habe, dem Papst zu sagen: «Heiliger Vater, Ihr habt den Beruf, an die Spitze der italienischen Republik zu treten.»" Pio Nono, Präsident der italienischen Republik, das war eine Verwirrung der Begriffe, die nur ein Lamartine zu Wege bringen konnte! Von Paris aus erließ Mazzini am 31. März einen Aufruf an die Lombarden, in welchem er seine Freude über ihren Sieg aussprach, aber auch zugleich die Warnung an sie ergehen ließ, daß sie sich vor dem Leichtsinn misverstandener Großmuth hüten sollten, der tapfern Leuten so häufig eigen sei, und nicht den Preis ihrer Tapferkeit dahinzugeben.

Eigenthümliche Gefühle müssen Mazzini durchwogt haben, als er nach siebzehnjährigem Exil die Grenzen seines Vaterlandes wieder betrat. Augenblicklich wurde er von den dort wachthabenden Offizieren erkannt und von dem Volke mit Jubel begrüßt. Sein Name und die Worte seiner jüngsten Aufrufe waren in aller Munde. Als er am 10. April nach Mailand kam, wurde ihm ein förmlicher Triumphzug bereitet. Das Volk umströmte ihn in Massen, drückte seine Hände oder bedeckte sie mit Küssen, und geleitete ihn nach dem Marinepalast, von dessen Balcon er, inmitten der Provisorischen Regierung stehend, das Volk anredete. Das war der größte Tag, den Mazzini erleben konnte. Die Provisorische Regierung war stolz darauf, ihn dem Volke zu zeigen, um zu beweisen, „daß der letzte Ring an der Kette zerschlagen sei, die das Volk gefesselt hatte".

Diese Harmonie konnte indessen nicht von Dauer sein. Die Provisorische Regierung war ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Sie bestand aus alten Liberalen und Conservativen, die nur

dahin trachteten, die Bewegung abzuschwächen und niederzuhalten, damit sie ihr schwieriges Amt sobald als möglich an den König von Sardinien übertragen könnten. Darein konnten die Radicalen nicht willigen. Selbst Mariotti erkennt es in seiner Schrift „Italien im Jahre 1848" an, daß Mazzini bei seinem Auftreten in Mailand so gemäßigt verfahren sei als möglich. Zu Karl Albert aber konnte der Führer der republikanischen Partei kein Vertrauen fassen, und ihm mußte er entgegenwirken, denn durch ihn konnte das Befreiungswerk nur zu Grunde gerichtet werden. „Karl Albert", sagt Mazzini, „hatte weder Genie, noch Vaterlandsliebe, noch Glauben in sich. Von dem Genie, das sich in jedem einer großen Idee gewidmeten Leben zeigt, trug er keine Spur in sich, und die Vaterlandsliebe war in ihm erstickt durch das stete Mistrauen gegen die Menschen und die Zustände, sowie durch die Erinnerung an seine unglückliche Vergangenheit; der Glaube aber wurde ihm verweigert durch seinen unsichern Charakter, der stets zwischen Gutem und Bösem, zwischen Thun und Nichtthun, Sollen und Wollen schwankte. In seiner Jugend war ein Gedanke von italienischem Ehrgeiz wie ein Blitz durch seinen Kopf geflogen, aber er schreckte davor zurück und gedachte seiner nur, um sich durch ihn, gleichwie durch das Reiben alter Wunden, zu quälen, statt ihn als Aufregung wirken und sich durch ihn zu neuem Leben stacheln zu lassen. Zwischen dem Risico, seine Krone zu verlieren, und der Furcht vor der Freiheit, die er erkämpfen sollte, schwankte er und stolperte bei jedem Schritt, ohne Energie den Gefahren entgegengehend, ohne den Willen und die Macht, zu verstehen, daß er, um König von Italien zu werden, vergessen mußte, daß er König von Piemont war. Despotisch aus ursprünglichem Instinct, liberal aus Selbstsucht, fügte er sich in früherer Zeit abwechselnd der Leitung der Jesuiten und der Männer des Fortschritts. In jeder seiner Handlungen zeigte sich ein verhängnißvoller Zwiespalt zwischen Gedanken und Handeln, Auffassung und Fähigkeit der Ausführung. Viele von denen, welche versuchten, ihn an die Spitze zu bringen, mußten in diese Ansicht von seinem Charakter einstimmen, und manche gingen sogar so weit, zu behaupten, daß er von Wahnsinn bedroht sei. Er war der Hamlet unter den Monarchen."

Die Documente, welche uns jetzt über die italienische Revolution der Jahre 1848—49 vorliegen, bestätigen Mazzini's Urtheil über Karl Albert in vollem Maße. Er handelte ebenso treulos gegen Österreich wie gegen das italienische Volk, das er sich zu unterwerfen trachtete, und verrieth es, als seine Krone in Gefahr war. Um diese zu retten, verfiel er aber gerade dem Verderben. In einer Depesche, welche Karl Albert am 26. März an den englischen Gesandten Abercromby richten ließ, erklärt er, daß er den Krieg nur unternehme, um die Republikanisirung Italiens zu verhindern. Wenn in Mailand die Republik proclamirt werde, könne dies Beispiel auch auf das übrige Italien und selbst auf Sardinien wirken, deshalb müsse er verhindern, daß dies in Mailand geschehe. Den Mailändern ließ er dagegen am 23. März erklären, daß die Piemontesen den Völkern der Lombardei und Venedigs solchen Beistand leisten würden, wie ein Waffenbruder und ein Freund ihn von dem andern erwarten könne, und bald darauf sagte er von Lodi aus, daß er dem Lande die Sicherheit geben werde, welche dazu gehöre, sich mit Ruhe der Gestaltung ihres politischen Lebens hinzugeben. Mit derselben Treulosigkeit ließ der König später Venedig ohne Schutz, um ihm durch die Furcht vor Österreich das Votum vom 5. Juli zu entreißen, das den Anschluß an Sardinien bestimmte.

Die constitutionelle Partei rannte blind in ihr Verderben, als sie das Heil Italiens Karl Albert anvertraute. Am 31. März schrieb der englische Viceconsul in Mailand, Mr. Robert Campbell, an Lord Palmerston: „Bisjetzt hat die größte Einigkeit zwischen allen Klassen geherrscht, aber seitdem der König von Sardinien in die Lombardei gedrungen ist, sind zwei Parteien entstanden, die eine ist die Aristokratie, welche die Lombardei mit Piemont vereinigen und Karl Albert als Souverän haben will, die andere umfaßt die Mittelklassen, und in ihr befinden sich alle ausgezeichneten Leute aus der kaufmännischen und literarischen Welt, nebst der Jugend. Sie ist für die Republik."

Mazzini und seine Anhänger hatten dieselbe Stellung in Mailand, welche die Radicalen in den übrigen Ländern Europas einnahmen. „Die Republikaner hatten kein Vertrauen zu der Provisorischen Regierung als Collectivkörper", sagt er, „aber aus Liebe zur Einheit nahmen wir eine neutrale Stellung zwischen den beiden politischen Principien ein ... Wir gingen mit der Regierung, um den Enthusiasmus nicht zu schwächen, konnten aber deren Maßregeln nicht billigen." Mazzini drang auf die rasche Herstellung einer lombardischen Armee und die Centralisation der Landesregierung, und wies in der „Voce del popolo" unablässig auf die dazu nöthigen Mittel hin. Die Provisorische Regierung verhinderte dagegen die Bewaffnung der Truppen und überließ die aus der österreichischen Armee desertirten Soldaten ihrem Schick-

sal. Sie irrten zerstreut im Lande umher und verfielen sogar häufig aus Noth oder Demoralisirung aufs Plündern, während sie in Mailand hätten in Ordnung gehalten werden und bei der spätern Vertheidigung von Nutzen sein können. Die Legion von Italienern, Polen und Franzosen, welche sich unter Befehl des Generals Antonini in Marseille einschiffte, am 24. April in Genua landete und sich von da nach Mailand begab, um für dessen Sache ihr Leben aufs Spiel zu setzen, wurde von der Regierung kalt empfangen und ihr Dienst unter dem Vorwand abgewiesen, daß man die Leute nicht kenne. Mazzini beeilte sich, sie zu recognosciren, da sie zum größten Theil aus seinen Freunden und feurigsten Anhängern bestanden. Darauf versprach man, ihre Dienste anzunehmen, that es aber nicht, sondern nöthigte sie, sich nach Venedig zu begeben, in dessen Dienste sie sich später unter den Wällen von Vicenza aufs tapferste bewährten.

Selbst Garibaldi wurde kalt empfangen, weil er Republikaner und Freund Mazzini's war. Man wies ihn an, sich nach Turin zu begeben, um eine Anstellung zu suchen, worauf er dazu schritt, ein Freicorps zu bilden. Als die Prinzessin Belgiojoso 200 Freiwillige aus Neapel nach Mailand brachte und sich vermaß, zu sagen, daß ihnen noch hunderttausend folgen würden, rief Graf Litta aus: „Gott bewahre uns vor solcher Hülfe!"

Die Radicalen ertrugen diese Misgriffe und diese Abschwächung der nationalen Begeisterung mit Unwillen. „Häufig wurde mir vorgeschlagen", sagt Mazzini, „und zwar von gut organisirten Kräften, die Regierung über den Haufen zu werfen, und durch andere Männer Mittel zur Rettung zu schaffen. Ich schlug es ab, ja ich that mehr, ich verhinderte es." Vom radicalen Standpunkt aus ist man berechtigt, Mazzini hieraus einen Vorwurf zu machen. Wenn er von der Unfähigkeit der Regierung überzeugt war, und die Mittel besaß, sie zum Rücktritt zu zwingen, so hätte er diese auch anwenden müssen. Mazzini hoffte jedoch offenbar, es durch seinen Einfluß dahin zu bringen, daß die Regierung sich dem Volkswillen beugte, und hielt es für besser, daß sie vorwärts getrieben würde, als wenn durch ihre erzwungene Abdankung ein neuer Zwiespalt in die verschiedenen Klassen geworfen würde. Mariotti macht es ihm zum Vorwurf, daß er überhaupt in Mailand blieb, wo er nur eine halbe Wirkung üben konnte. Er hätte, meint dieser, nach Venedig, Rom oder Neapel gehen sollen, wo er direct eingreifen konnte. Dieser Tadel kann jedoch nicht Stich halten. Mailand war der wichtigste Punkt der Bewegung, und Mazzini handelte ganz recht, daß er sich dahin wandte; nur hätte er es dann auch über sich nehmen sollen, die Errichtung einer lombardischen Republik durchzusetzen. Dazu zeigte sich jedoch Mazzini zu schwach. Derselbe ist weit mehr zu einer friedlichen, staatsmännischen Thätigkeit geeignet als zu praktischem Handeln und revolutionärem Schaffen. So trefflich er überall zu urtheilen und zu reden wußte, so schwach zeigte er sich, wo er zu handeln hatte.

Bis Ende April war in Mailand von keinem Anschluß an Sardinien die Rede. Als Karl Albert durch seinen Gesandten, den Grafen Martini, darauf antragen ließ, gab die Provisorische Regierung noch die Antwort, daß es ihr nicht erlaubt sei, den Beschluß des Volks zu anticipiren. Es währte jedoch nur wenige Wochen, so veranlaßte die Regierung das Volk, darüber abzustimmen, ob es sich Sardinien anschließen wolle oder nicht. Vom 12. bis zum 29. Mai wurden Listen ausgelegt, und diese ergaben das Resultat, daß sich 561000 Bürger für den Anschluß und nur 681 für den Aufschub aussprachen. Mazzini verdammte dieses Verfahren, und sagte in einem Manifeste, daß die Regierung ihre Mission verrathen habe. Sie sei verpflichtet gewesen, eine Nationalversammlung zu berufen, welche diese wichtige Angelegenheit zu berathen und zu entscheiden gehabt hätte, nicht aber eine Entscheidung herbeizuführen, der keine Berathung habe vorhergehen können.

Solange die Regierung ihr Vertrauen in Karl Albert setzte, kümmerte sie sich nicht um Mazzini's Urtheil. Als dieses jedoch durch die unfähige Kriegführung des Königs zu wanken begann, wandte sie sich voll Angst Mazzini zu. Um Mitternacht wurde Mazzini zur Regierung beschieden, um im Verein mit andern entschiedenen Republikanern, die er vorfand, die Mittel zur Rettung des Landes zu berathen. Mazzini erklärte den Mitgliedern der Regierung, daß sie allen Credit beim Volke verloren hätten, und daß er ihnen nur rathen könne, abzudanken und ihre Macht drei Männern zu übertragen, Republikanern oder Monarchisten gleichviel, die fähig seien, das Land zu retten. Es müsse ein Aufgebot in Masse veranlaßt und die Bevölkerung zu diesem Zweck in fünf Klassen getheilt werden.

Mazzini erbot sich, den hierzu nöthigen Aufruf abzufassen. Die Regierung ging begeistert darauf ein, aber nach zwei Tagen wurde er zurückgenommen. Ein zur Vertheidigung Venedigs ernannter Ausschuß wurde in einen Unterstützungsausschuß für Venedig verwandelt, und für die Aushebung und Bewaffnung des Volks geschah nichts, weil Karl Albert erklären ließ, „der

König wolle nicht eine Armee von Feinden in seinem Rücken haben". Erst am 28. Juli entschloß sich die Regierung, ein Vertheidigungscomité von drei Männern, nach Mazzini's Vorschlage, zu ernennen. Maestri, Restelli und Fanti, welche er dazu empfohlen hatte, wurden mit der höchsten Gewalt bekleidet, und noch einmal wogte die Begeisterung des Volks auf. Selbst Mazzini und seine Anhänger hofften und erwarteten, daß es nun endlich zu einem Volkskriege kommen würde, aber auch diese Hoffnung wurde getäuscht.

Am 3. Aug. erschien der General Olivieri mit einem königlichen Decrete, das ihn zum Militärcommissar ernannte und ihm zwei Aristokraten beigesellte. Sie übernahmen die Executive. „Ich sahe die drei", erzählt Mazzini, „hörte ihre Worte zu der Menge unter den Fenstern des Palastes, sah Fanti wieder, lief durch die Straßen, studirte die Gesichter, horchte auf die Worte der Leute und — verzweifelte. Das Volk hielt sich für gerettet, während es unwiederbringlich verloren war. Ich verließ die Stadt, Gott weiß mit welchem Kummer, und ging zu Garibaldi's Corps nach Bergamo." Mazzini hatte Fanti vorhergesagt, daß die Piemontesen nur kommen würden, um wieder zu gehen. Auch dieser hatte ihm nicht glauben wollen und lächelnd auf die 40000 Mann verwiesen; Mazzini's Worte wurden aber nur zu bald wahr.

Karl Albert zeigte sich in Mailand in der vollen Schwäche seines Charakters und seiner Feigheit. Nachdem er am 4. Aug. einer Deputation der Nationalgarde sein Ehrenwort gegeben und sein Leben als Garantie geboten, daß er mit seiner ganzen Armee bis zum letzten Mann kämpfen würde, gestand er am 5. Aug., daß die Capitulation eine Thatsache sei, und entfloh insgeheim, während die Wuth des Volks sich gegen ihn wandte.

Ehe er nach Mailand zog, hatte er auch einmal den Einfall, zu versuchen, ob er nicht Mazzini und dessen Anhang für sich gewinnen könnte. Ein alter Freund Mazzini's ließ ihm im Namen Castagnetto's, des Secretärs Karl Albert's, den Vorschlag machen, sich zum Beschützer der Fusion aufzuwerfen und die Republikaner zur königlichen Partei überzuführen. Mazzini wurde dafür so viel demokratischer Einfluß angeboten, als er nur wünschen könne, um eine Verfassung für Italien ins Leben zu rufen. Mazzini gab darauf die Erklärung, daß er hierauf eingehen wolle, wenn der König sich in ein paar Zeilen über seine Intentionen erklären wolle. Er schrieb eine solche Erklärung nieder und sandte sie an Castagnetto, erhielt aber von diesem, wie er erwartet hatte, sehr bald die Antwort zurück: „Es sei mit dem Könige nichts anzufangen, die Sache müsse aufgegeben werden." Mazzini ließ seinen Entwurf in der „Italia del Popolo" drucken und veröffentlichte später die Thatsache in der Schrift: „Cenni e documenti intorno all' insurrezione Lombarda e alla guerra regia del 1848", welche er im Jahre 1850 in Brüssel veröffentlichte, und die gleich darauf auch in französischer und englischer Sprache erschien. Seiner Erzählung ist nie widersprochen worden.

Mazzini sah unter solchen Umständen nur noch Eine Aufgabe vor sich — das letzte zu versuchen, einen Volkskrieg zur Vertheidigung Mailands außerhalb desselben anzufachen. „Der Krieg des Königs ist zu Ende, der des Volks beginnt", sagte er in einem Aufrufe, den er erließ. Der Erzählung eines Führers jener Zeit, Medicis, entnehmen wir Folgendes: „Wir standen im Begriffe, Bergamo zu verlassen und in forcirten Märschen nach Monza zu eilen, als wir mitten unter uns, mit einer Büchse auf der Schulter, Mazzini erscheinen sahen und ihn verlangen hörten, daß er der von mir commandirten Legion, der Avantgarde für Garibaldi's Division, als einfacher Kämpfer eingereiht werde. Ein allgemeiner Jubelruf begrüßte den großen Italiener, und die Legion beschloß einstimmig, ihm ihr Banner anzuvertrauen, das die Inschrift «Gott und das Volk!» trug. Sowie Mazzini's Ankunft in Bergamo bekannt wurde, strömte die ganze Bevölkerung hinaus zu uns. Man umgab ihn und bat ihn zu reden. Seine Rede drang tief in aller Herzen. Er forderte sie auf, Barrikaden zu bauen und die Stadt zu vertheidigen; was aber auch geschehen möge, Italien lieb zu behalten und nie an dessen Rettung und Wiedergeburt zu verzweifeln. Seine Worte wurden mit Begeisterung aufgenommen, und inmitten der lebhaftesten Theilnahmebezeigungen setzte sich die Colonne in Marsch. Dieser war sehr ermüdend. Der Regen floß in Strömen, und wir wurden bis auf die Haut durchnäßt. Mazzini ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, so besorgt wir um seine Gesundheit waren, und wollte nichts von Halten und von Verlassen der Colonne hören; ja als er sah, daß einer unserer jungen Freiwilligen nur leicht gekleidet war, zog er seinen Überrock aus und bestand darauf, daß er sich durch diesen schütze. In Monza hörten wir die verhängnißvolle Neuigkeit von der Capitulation Mailands, sowie daß eine zahlreiche Abtheilung österreichischer Cavalerie gegen uns gesandt und schon an den entgegengesetzten Thoren von Monza angekommen sei. Garibaldi durfte sein ungleich schwächeres Corps nicht exponiren, und ertheilte deshalb Befehl zum Rückzug, den

meine Colonne zu decken hatte. Unsere jungen Freiwilligen waren unzufrieden damit und wollten mit Gewalt kämpfen; es entstand zuweilen große Unordnung, während uns der Feind fortwährend bedrohte. Mazzini war es jedoch zu danken, daß die Ordnung erhalten blieb, was zur Rettung der Division beitrug. Seine besonnenen Worte und sein Beispiel ermuthigten alle, zu ertragen, was nicht abzuweisen war, und alle jungen Leute wurden so von Begeisterung für ihn erfüllt, daß sie beschlossen, falls es zum Kampfe käme, sich um ihn zu scharen und bis zum letzten Mann mit ihm zu streiten und dadurch ihre Sache zu heiligen."

Garibaldi war nicht stark genug, den Kampf aufrecht zu erhalten. Er mußte die Lombardei verlassen und sich über den Ticino zurückziehen. Mazzini begab sich in Begleitung von einigen Freunden nach Lugano im Canton Tessin. Dort hörten sie von der Flucht des Großherzogs von Toscana, was sie veranlaßte, sich nach Florenz zu wenden. Hier wurde Mazzini zum Abgeordneten und zum Mitglied der Provisorischen Regierung gewählt und als solcher nach Rom geschickt, um der dort errichteten Republik die Freundschaft Toscanas zu bezeigen. Die Römer wählten ihn darauf zum Triumvir. Er wurde die Seele der Regierung. Armellini, ein früherer Advocat, war ohne Thatkraft, Saffi zu sehr an ein wissenschaftliches Leben gewöhnt, um zum Handeln geeignet zu sein, auf Mazzini lag daher die Hauptlast der Arbeit. Er wandte seine ganze Kraft auf, um sowol die Regierung zu organisiren, als die Widerstandskraft des Volks zu stählen. Wenn es gelang, die römische Republik zu erhalten, konnte der Kampf gegen die österreichische Herrschaft in Italien noch einmal aufgenommen und durchgeführt werden. Auch dies war indessen nur eine phantastische Hoffnung.

Österreich, Neapel und Spanien waren bereit, die vom Papste verlangte bewaffnete Intervention in den römischen Staaten auszuführen, als sich die französische Republik unter der eben errichteten Präsidentschaft Ludwig Napoleon's beeilte, ihnen zuvorzukommen, damit Österreich sich nicht die Besatzung des Kirchenstaats zueigne und dadurch die Ausdehnung seiner Herrschaft nach Mittelitalien vorbereite. Die Vernichtung der römischen Republik durch die französische war eine verrätherische That, wie alle Parteien eingestehen müssen. Die Expedition wurde von der französischen Regierung unter dem Vorgeben ausgerüstet, das römische Volk vor Österreich zu retten und ihm eine auf liberale Institutionen gegründete Regierung zu verschaffen, und auch nach der Landung der Truppen in Civita-Vecchia wurde diese Sprache zu den Römern geführt und versichert, die Franzosen kämen nur als Freunde, um die Herstellung einer Regierung zu erleichtern, die gleich weit entfernt von den durch die Großmuth Pius' IX. für immer zerstörten Misbräuchen wie von der Anarchie der letzten Zeiten sein solle. „Die Regierung der französischen Republik, von liberalen Ansichten beseelt, erklärt, den Wunsch der Mehrheit der römischen Bevölkerung achten zu wollen."

Mazzini und die übrigen Mitglieder der Regierung hatten ein solches Auftreten so wenig für möglich gehalten, daß sie zum Widerstande keine Vorbereitung getroffen. Hatte sich doch Mazzini während des ganzen Jahres 1848 in der Hoffnung gewiegt, daß, sobald der Kampf der Italiener zum wirklichen Volkskriege würde, die französische Republik ihnen freudig zu Hülfe eilen und zum Siege verhelfen würde. Jetzt hatte er die Repräsentanten diesrr Republik vor sich. Nachdem die römische Constituente einen Protest gegen die französische Invasion als dem Völkerrecht und der französischen Verfassung zuwiderlaufend erhoben hatte, versicherte der General Oudinot wiederholt, er wolle keinen unterdrückenden Einfluß ausüben, noch den Römern eine ihnen widerstrebende Verfassung aufdringen. An dem nämlichen Tage, dem 26. April 1849, erklärte jedoch schon ein Abgesandter Oudinot's, Oberst Leblanc, den Triumvirn unverhohlen, die Expedition bezwecke eine Restauration des päpstlichen Stuhls, da die katholischen Mächte nicht länger dulden dürften, daß das Kirchenoberhaupt in der Verbannung lebe. Die Nationalversammlung ertheilte nach dieser Mittheilung den Triumvirn die Macht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Oudinot hatte geglaubt, sobald er sich zeige, würden ihn die Römer mit Jubel empfangen. Sie zeigten ihm dagegen, daß sie ihre Freiheit zu schätzen wußten, und die Franzosen hatten ihren Übermuth und ihre Perfidie mit einer Niederlage zu büßen. Dieser Sieg hob den Muth der Italiener. Die Franzosen zogen sich zurück, um Verstärkungen abzuwarten, und Garibaldi verlangte, daß man die Geschlagenen verfolge. Mazzini widersetzte sich jedoch, weil er, durch seine Nachrichten getäuscht, einen Umschwung in Paris erwartete. Ja, man setzte sogar die gefangenen Soldaten in Freiheit, indem diese für die Handlungen ihrer Regierung nicht verantwortlich seien, zwischen beiden Völkern aber kein Krieg bestehe.

Selbst unter solchen Verhältnissen consolidirte sich die römische Republik. Die Anhänger

des Papstthums, die sich hier und da in den Provinzen zusammenrotteten, wurden zerstreut, und in verschiedenen Städten, wo Unordnung herrschte, ward diese unterdrückt, wie es z. B. der durch sein späteres Attentat gegen Ludwig Napoleon zu einer traurigen Berühmtheit gelangte Graf Orsini mit vieler Energie in Ancona that. Die Vorläufer der spanischen Expedition flohen bald nach ihrem Erscheinen. Die Neapolitaner sahen sich zweimal so gründlich geschlagen, daß der König Ferdinand, der sich nach Velletri begeben hatte, eilig von da entfloh.

Mazzini suchte, an Frankreich verzweifelnd, die Vermittelung Englands nach. Palmerston wußte ihm jedoch nur den Rath zu geben, „man möge dem Papste in Rom eine Stellung bereiten, wie die der constitutionellen Königin von England!“ Unter den damaligen Umständen konnte dies nur wie Ironie klingen. Rom wurde demnach seinem Schicksal überlassen. Die französische Nationalversammlung nahm zwar die scheinheilige Miene an, als wolle man auch jetzt noch die Freiheit der Römer schützen, und faßte den Beschluß, die Regierung aufzufordern, darüber zu wachen, daß die Expedition nach Civita-Vecchia nicht von dem ihr bestimmten Ziele abweiche. Odilon-Barrot ordnete Hrn. von Lesseps mit außerordentlichen Vollmachten nach Rom ab, um ein Übereinkommen mit der römischen Regierung abzuschließen. Ludwig Napoleon aber hatte, diesem zuvorkommend, schon am 8. Mai an Oudinot in einer Depesche geschrieben: „Unsere Soldaten wurden von den Römern als Feinde empfangen, unsere militärische Ehre ist verpfändet, ich werde nicht dulden, daß man dieselbe beflecke, Verstärkungen werden Ihnen nicht fehlen.“ Am 15. Mai traf Lesseps in Rom ein und begann seine Verhandlungen mit den Triumvirn, knüpfte aber unter der Hand Verhandlungen mit den Gemäßigten, namentlich mit dem Grafen Mamiani an, wobei er jedoch nur die Erfahrung machte, daß diese keine Partei hatten.

Die Triumvirn setzten dem französischen Gesandten in einer Note vom 16. Mai die Lage der Dinge einfach und klar auseinander. „Frankreich“, sagten sie, „kann einem andern Volke das Selbstconstituirungsrecht nicht bestreiten. Die römische Republik ist aus den allgemeinen Volkswahlen hervorgegangen und hat nirgends Widerspruch gefunden. Das Volk erhebt sich aus einer langen, in den frühern Zuständen begründeten Anarchie.“ Die Triumvirn wiesen darauf hin, daß mit der Republik überall Ordnung entstanden sei, daß eine Armee habe gebildet werden können, daß sich inmitten der Krisis, angesichts der Invasion, die Finanzen des Landes gebessert hätten. „Ein fester Zug waltet im Herzen des römischen Volks, Haß gegen die Priesterherrschaft, in welcher Form sie auch auftritt, Widerwille gegen die Gewalt der Päpste. Die Rückkehr zur Vergangenheit würde für Rom heißen: die Ordnungslosigkeit organisiren, den Kampf der geheimen Gesellschaften aufs neue heraufbeschwören; die Anarchie im Schose Italiens wecken, die Rache im Herzen eines Volks entzünden, das zu vergeben bereit ist.“

Lesseps machte den Vorschlag, die römischen Soldaten sollten die Protection der französischen Republik anrufen, die französische Armee als Brüder empfangen und den Dienst mit ihnen gemeinsam versehen. Dafür sollten die Römer das Recht haben, sich frei über ihre Regierungsform auszusprechen. Auf so unbestimmte Versprechungen konnten die Römer nicht eingehen, und Lesseps verstand sich dazu, einen von den Triumvirn entworfenen Vertrag anzunehmen, nach welchem der römischen Bevölkerung zur Vertheidigung ihres Gebiets die Unterstützung Frankreichs zugesichert wurde. Die französische Armee sollte demgemäß Quartiere außerhalb der Stadt beziehen. Nachdem die Übereinkunft geschlossen war, weigerte sich jedoch Oudinot, diese anzunehmen, und Lesseps war genöthigt, nach Paris zu reisen, um darüber Instructionen einzuholen, erhielt aber dort auf Antrag des Präsidenten eine Censur für Überschreitung seiner Vollmacht. Oudinot kündigte den Römern an, daß er seinen Befehlen gemäß den Einzug in die Stadt erzwingen werde. Dabei beging er die Treulosigkeit, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes die Außenposten der Römer überfallen und niedermachen zu lassen. Rasch eilte Garibaldi mit der Italienischen Legion herbei, und es begann ein furchtbares Gemetzel, dem erst die Nacht ein Ende machte. 6000 Römer hielten gegen 20000 Franzosen Stand. Trotz der durch den Überfall erlangten Vortheile sah sich Oudinot zu einer regelmäßigen Belagerung genöthigt. Die Römer widerstanden, solange sie Munition hatten, und schlugen den Sturm der Franzosen wiederholt zurück. Endlich erlahmten aber ihre Kräfte, und die Constituirende Versammlung, welche bis dahin mitten unter dem Kugelregen die Verfassung berathen hatte, beschloß, die unmöglich gewordene Vertheidigung aufzugeben, zugleich aber selbst auf ihrem Posten zu bleiben.

Oudinot schrieb die Bedingungen der Capitulation nieder. Die Stadt wurde ihm übergeben, und die Triumvirn legten ihr Amt nieder. Zu derselben Stunde, als die Franzosen am 3. Juli einzogen, verlas der Präsident der Constituirenden Versammlung vom Capitol herab feierlich

die eben zu Ende berathene Verfassungsurkunde der römischen Republik. Tief ergriffen hörte das Volk zu, stürmischer Beifall folgte. Als Oudinot einzog, schlossen sich die Fenster und entleerten sich die Straßen, und man vernahm Zischen und Pfeifen und den Ruf: „Nieder mit Pius IX., fort mit den Fremden und den französischen Kroaten!" Abends war alles finster, Kaffeehäuser, in welche Franzosen traten, wurden augenblicklich von den Römern verlassen. Oudinot aber erklärte, die Maske vollends abwerfend, „daß Frankreich, die heißen Wünsche der Christenheit erfüllend, die weltliche Souveränetät des Oberhaupts der christlichen Kirche in der Hauptstadt restaurire."

Mazzini verließ Rom ohne Paß auf einem italienischen Handelsschiffe, begab sich nach Marseille und von da nach Lausanne, wo sich Saffi und andere seiner Freunde zu ihm fanden. Dort setzte er die in Mailand begonnene Zeitschrift „Italia del Popolo" fort und schrieb die zermalmenden Briefe an Hrn. von Tocqueville und de Falloux, die beiden französischen Minister, sowie an den Grafen von Montalembert, in denen er seine Verwaltung Roms gegen ihre Vorwürfe vertheidigte, damit zugleich als ihr Ankläger auftrat und sie vor der Geschichte für das zertretene Glück des römischen Volks verantwortlich machte. In Wahrheit konnte Mazzini den französischen Ministern, die ihre Gewaltthat mit der Beschuldigung des Terrorismus in Rom zu beschönigen suchten, zurufen: „Könnt ihr aus der ganzen Zeit der republikanischen Regierung ein einziges Todesurtheil wegen politischer Verbrechen citiren, oder eine einzige Verbannung, ein einziges Ausnahmegericht, eine einzige Suspendirung einer Zeitung auf Regierungsbefehl, eine einzige Antastung der Preßfreiheit? Bezeichnet die vom Terrorismus ausgegangenen Befehle, citirt die barbarischen Decrete, citirt die Opfer — oder nehmt das Brandmal der Lüge auf euch."

„Die römische Republik ist gefallen, aber ihre Rechte sind unsterblich. Sie ist ein Phantom, das euch aber noch oft in euern Träumen stören wird, und wir werden dafür Sorge tragen, daß es wach bleibe", rief er seinen Feinden zu. Er charakterisirt die französischen Doctrinäre folgendermaßen: „Männer ohne Herz und Glauben, der letzte Schatten einer Schule, die, mit atheistischen Doctrinen für die Kunst beginnend, damit endeten, daß sie sich mit der leeren Macht verbündeten, um selbst Macht zu üben. Ihr habt jedes Verständniß für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verloren, euere Gemüther sind in Egoismus verstockt, und die Furcht vor der europäischen Bewegung, welche keine menschliche Macht aufhalten kann, und die sich friedlich entwickeln würde, wenn sie nicht gehemmt würde, treibt euch dazu, ihr Widerstand zu leisten und sie in das Element eines furchtbaren, alles zerstörenden Kriegs umzuwandeln."

Mazzini ließ sich auch durch die Vernichtung seiner Hoffnungen auf die römische Republik nicht irre machen, sondern hielt mit der Zuversicht eines Gläubigen an seinem Ideal, der Wiedergeburt und Befreiung Italiens fest, wie er es sicherlich bis an sein Lebensende thun wird. Sobald er sich wieder mit einer genügenden Anzahl seiner Freunde umgeben sah, stiftete er ein „National-Comité" zur neuen Revolutionirung Italiens, wozu er durch den letzten Beschluß der römischen Nationalversammlung berechtigt war, welche ihm nebst Saffi und Mattia Montecchi diese Macht ertheilt hatte. In derselben Eigenschaft schrieb er ferner eine Nationalanleihe von 2,500000 Lire für seine Zwecke aus, und hatte die Genugthuung, daß ein Theil der von ihm ausgegebenen Scheine selbst an der londoner Börse genommen wurde.

Die Republikaner hegten damals noch die Hoffnung, daß es Ledru-Rollin gelingen werde, eine Erhebung des französischen Volks vom Süden aus möglich zu machen. Orsini, welcher sich zu jener Zeit in Nizza befand, erzählt in seinen Memoiren, daß einmal sogar bestimmte Anstalten zu einem solchen Aufstande gemacht und Waffen von ihm beschafft wurden; Ledru-Rollin blieb aber aus und das Unternehmen ging in Rauch auf.

Mazzini blieb einige Zeit in der Schweiz, um mit den revolutionären Elementen der übrigen Völker in Verbindung zu treten, und sich einen Zufluchtsort zu sichern, von dem aus er zu jeder Zeit auf Italien wirken könnte, wenn es sich darum handelte, in dessen Nähe zu sein. Es wurde für ihn eine inmitten zahlreicher Weinberge gelegene kleine Besitzung gekauft, in der er sich unentdeckt aufhalten konnte. Nur seine vertrautesten Freunde kannten deren Lage. Wenn andere Revolutionäre mit ihm verhandeln wollten, mußten sie es sich gefallen lassen, sich gleich Parlamentären die Augen verbinden zu lassen und in einen Wagen zu steigen, der sie eine lange Wegstrecke führte, bis sie aussteigen durften, um durch Weinberge geführt zu werden, wohin sie den Weg nimmermehr hätten auffinden können. In diesem Asyl pflegt Mazzini seinen Sitz

zu nehmen, wenn er sich nach dem Continent begibt, und es ist deshalb nie möglich, zu sagen, wo er sich aufhält, da er auch in London so verborgen und in so sicherer Umgebung seiner Anhänger lebt, daß man nie mit Bestimmtheit sagen kann, wo er sich aufhält.

Die Betreibung der Anleihe führte Mazzini nach London zurück, wo er sich darauf mit Ledru-Rollin und Arnold Ruge verband, um im Verein mit diesen ab und zu Aufrufe zu erlassen, welche zur Ermunterung der Völker dienen sollten, an dem Ringen nach freier, demokratischer Entwickelung festzuhalten. Noch größeres Gewicht erhielt diese Verbindung, als sich Kossuth ihr zugesellte, und die republikanische Partei die Hoffnung gewann, daß es Mazzini, Kossuth und Ledru-Rollin gelingen werde, nach der Erwählung des letztern zum Präsidenten der französischen Republik, den Kampf für die Befreiung der Völker zu erneuern. Italien sollte den linken, Ungarn den rechten Flügel der Revolution bilden, wie sich die Republikaner in ihren damaligen hochfliegenden Bulletins ausdrückten.

Die Freiheit der Völker läßt sich jedoch nicht im Sturme, sondern nur nach langwierigen Kämpfen erringen, und alle diese Hoffnungen mußten zu Grunde gehen, weil ihnen der feste Boden fehlte, auf dem sie wurzeln konnten. Italiens und Ungarns Kräfte waren geknickt, Deutschland klammerte sich an den Rest der Freiheit, den es sich hier und da bewahrt hatte, und Frankreich ging einer noch härtern Prüfung entgegen. Der Staatsstreich des Jahres 1851 und die Errichtung des Kaiserreichs Ludwig Napoleon's schnürten es in noch festere Bande, als es sie jemals unter den Königen und selbst unter dem ersten Napoleon gefühlt hatte. Daß die Republikaner auch nach diesem Ereignisse den Muth nicht verloren, ist anzuerkennen. Sie haben dadurch gezeigt, daß sie mehr Energie und Geisteskraft besitzen, als die Männer der Republik, die sich unter Napoleon I. so verloren, daß ihre Spuren fast gänzlich erlöschen. Ledru-Rollin, Victor Hugo, Louis Blanc, Charras, Schölcher und die ihnen Gleichgesinnten, welche an ihrer Sache festhielten, sowie Kossuth und die ehemaligen Führer der deutschen Bewegung sind zu der Überzeugung gelangt, daß es eine verfehlte Politik ist, mit Gewalt darauf zu bestehen, daß unaufhörlich neue Versuche zu revolutionären Aufständen gemacht werden, wenn vorauszusehen, daß diese scheitern müssen. Die Revolution ist nur berechtigt, wenn sie, wie ein Naturelement emportauchend, ein ganzes Volk ergreift und, es zum Kampfe treibend, einen großen Fortschritt für die Gestaltung seines politischen und socialen Lebens begründet. Die erkünstelte Revolution muß dagegen in verunglückten Putschen und Attentaten enden, welche den Unwillen der Liberalen wie der Conservativen erwecken, weil sie dazu führen können, daß die Freiheit noch mehr beschränkt und die Masse noch muthloser gemacht wird.

Mazzini trifft der große Vorwurf, daß er sich diese Einsicht nicht zu eigen zu machen gewußt und dadurch seiner Sache und sich einen großen Schaden zugefügt hat. Nach dem Staatsstreiche des Jahres 1851 war es seine Aufgabe, den Lauf der Ereignisse abzuwarten, wie er es in den vierziger Jahren gethan hatte. Die „Italienische Gesellschaft", welche er in London gestiftet, und für welche sich zu jener Zeit eine große Theilnahme zeigte, weil jeder freigesinnte Engländer von Herzen wünschte, daß Italien den Despotismus und das Papstthum abschütteln könne, gab ihm Gelegenheit genug, für sein Vaterland zu wirken und Mittel für dessen spätere Befreiung zu sammeln. Statt dessen drang er jedoch unaufhörlich auf „Thaten" und veranlaßte die wiederholten Putsche, welche es den Engländern unmöglich machten, mit ihm zu gehen, und die in Italien selbst das Vertrauen auf seine richtige Erwägung der Verhältnisse bei seinen Anhängern erschütterten und den Constitutionellen Gelegenheit gaben, sein Ansehen bei der Nation zu untergraben.

In Orsini's Memoiren, welche dieser im Jahre 1857 in Edinburg erscheinen ließ, ehe er sein Leben an das Attentat auf Ludwig Napoleon wagte, liegt uns die klägliche Geschichte der Mazzini'schen Putsche vor. Die erste Stelle nimmt in diesen die berüchtigte Dolchrevolution in Mailand vom 6. Febr. 1853 ein. Eine Hand voll enthusiastischer Jünglinge ließ sich zu dem phantastischen Unternehmen verleiten, nur mit Dolchen bewaffnet und ohne Hinterhalt im Volke einen Angriff auf die Schloßwachen zu wagen, diese niederzumachen und sich auf eine Stunde in Besitz des Schlosses zu setzen, um es darauf schmachvoll wieder zu räumen, weil sie so gar nicht wußten, wie sie es halten oder vertheidigen sollten. Die Österreicher trafen nach der Wiederbesetzung des Schlosses solche Vorsichtsmaßregeln, daß auch nicht der geringste Versuch zu einem Aufstande gemacht werden konnte, und es folgten natürlich eine Menge Verhaftungen und andere Repressivmaßregeln. Mazzini hatte nach seinem Plane darauf gerechnet, daß die Revolution in Italien emporflammen solle, während Österreich durch das Vordringen der Russen nach der Türkei in Furcht gesetzt und vielleicht zum Kriege genöthigt wurde. Das war in der

That eine beispiellos vage Berechnung. Parteiführer dürfen, wie Regenten, nur entscheidende Schritte thun, wenn sie ihrer Kräfte gewiß sind.

Mazzini hatte seinen Fehler schwer zu empfinden. „Bis dahin“, sagt Orsini, „war die republikanische Partei organisirt, compact, geehrt und gefürchtet; jetzt wurde sie demoralisirt. Die constitutionelle Partei triumphirte, der größte Theil der Patrioten verließ Mazzini und wandte sich der Nationalpartei zu. Nach dem Falle Roms war er der Chef der Conspiration, die Spitze der moralischen Macht. Zu diesem Punkte wird er sich nicht mehr erheben... Ich sah Mazzini immer als Chef der Volkspartei an, bis ich durch traurige Erfahrungen von dem Gegentheil überzeugt wurde.“

Mazzini hatte für die von ihm erwartete Revolution Saffi, Pigozzi, Orsini und Fontana zu Führern ernannt und sich selbst nach Lugano begeben, um an die Spitze der Bewegung zu treten. Nach dem Scheitern der Dolchrevolution hatten sie Mühe zu entkommen. Mazzini schrieb ein Pamphlet zur Rechtfertigung des Aufstandes, in dem er seine Unzufriedenheit über das Mislingen aussprach, welches er allein den Mailändern schuld gab. Darüber hatte er jedoch so viel Widerspruch von der eigenen Partei zu erfahren, daß er an Montecchi schrieb, er wolle sich aus dem politischen Leben zurückziehen. Diese Resignation war jedoch nur vorübergehend. Kurz darauf erklärte er, daß er von Italien aus gebeten sei, Chef der revolutionären Partei zu bleiben. Nach alter Gewohnheit schritt er zu neuer Thätigkeit. Um die Scharte von Mailand auszuwetzen, gab er seinem Comité den Namen „Centrum der Action“ und suchte eine neue Bewegung zu organisiren. Er schrieb an Orsini, ob er die Führung eines neuen Aufstandes übernehmen wolle, für den Fontana schon gewonnen sei. Orsini sagte zu, Mazzini sandte Geld und Patronen, und es wurde beschlossen, am 3. Sept. 1853 Massa anzugreifen. Als aber zur That geschritten werden sollte, erschienen von 150 Leuten aus Sarzana, die versprochen hatten mit Musketen zu kommen, nur etwa zwölf; andere aus Spezia hatten keine Munition. Sowie sich die sardinischen Scharfschützen zeigten, ergriff die Mehrzahl die Flucht. Orsini mit fünf andern wurde gefangen; man fand Mazzini's Instructionen bei ihm. Er ward in Ketten gelegt, nach Genua gebracht und dort die Strafe der Verbannung über ihn verhängt. Nur auf kurze Zeit durfte er nach Nizza, seine Familie zu sehen, dann ging er nach Genua zurück, schiffte sich nach Marseille ein und wandte sich von da nach England.

Hier war Orsini täglich mit Mazzini zusammen, der abermals von einem Versuche in Centralitalien sprach, gleichzeitig aber in Sicilien und dem Veltlin eine Revolution erregen wollte. Medici hatte die Leitung in Centralitalien übernommen, sagte jedoch nachher ab, und Orsini trat in seine Stelle. Garibaldi wollte nichts mit Sicilien zu thun haben. Um diese Zeit wohnte Orsini inzwischen einem Mittagsessen bei dem amerikanischen Generalconsul bei, bei dem sich Mazzini, Kossuth, Pulsky, Ledru-Rollin, der Pole Worzell und Alexander Herzen zusammenfanden. Die amerikanischen Demokraten ließen es sich damals sehr angelegen sein, die Hoffnungen der europäischen Revolutionäre zu schüren, weil sie selbst damit umgingen, ihre Plane auf Cuba auszuführen und in dem türkischen Kriege für Rußland gegen England und Frankreich Partei zu nehmen. Selbst der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Buchanan, nahm als damaliger amerikanischer Gesandter in London an diesen Umtrieben theil, wie das von ihm entworfene Manifest von Ostende beweist. Dieser Umstand mag Mazzini für den Entwurf seiner neuen Plane zu einiger Entschuldigung dienen; aber er mußte sich doch nothwendig genauer von dem Zustande der Länder unterrichten, welche er in Revolution versetzen wollte, auch wenigstens den ersten Verlauf des russisch-türkischen Kriegs abwarten, bis er zur Ausführung seines Wagestücks schritt. Dies geschah nicht.

Der verwegene Orsini begab sich im Jahre 1854 als englischer Kaufmann gekleidet nach Brüssel, ging zur päpstlichen Gesandtschaft, gab sich für einen Kaufmann aus Ravenna aus und erwirkte sich als solcher einen Paß. Dann reiste er dreist nach Genf, Turin und Genua, um sich von da nach Massa zu begeben und den Oberbefehl über die Revolutionäre zu übernehmen. Die Kisten mit Waffen kamen an, es fehlte aber an Leuten zum Tragen, und während man noch mit Fortschaffen begriffen, erschienen die sardinischen Küstengarden. Die Träger entflohen, andere wurden verhaftet, und Orsini mußte sich nach dem Gebirge wenden, wo er acht Tage lang von Gensdarmen gesucht wurde, bis es ihm gelang, an die See zu kommen und sich nach Marseille einzuschiffen.

Das war das Ende der Revolutionirung Centralitaliens! Nichtsdestoweniger schrieb Mazzini an Orsini von Genf aus: „ob er an einer brillanten Affaire im Veltlin theilnehmen

wolle?" Orsini sagte abermals zu und begab sich nach dem Schauplatze der neuen Thaten, fand aber daselbst keine Neigung für das Unternehmen. Außer Mazzini, der selbst dort war, kamen nur Rudio (wahrscheinlich der spätere Gefährte Orsini's bei dem pariser Attentat) und einige andere. Orsini wurde abermals verhaftet, entkam aber den schweizer Gensdarmen und flüchtete sich in die Berge. Auch Mazzini entging nur mit Mühe der Verhaftung.

Wie gewöhnlich zog er sich nach seinem Asyl in der Schweiz zurück, um von dort aus auf neue Unternehmungen zu sinnen. Er sandte Orsini nach Mailand, wo derselbe dem dortigen „National-Comité" Vorschläge zu einer neuen Revolution machen mußte. Dieses Comité ging aber nicht darauf ein. Die Mitglieder sprachen ungünstig von Mazzini und beklagten sich, daß sie von ihm getäuscht würden, daß er sich nie zeige und immer nur verspreche, Geld und Commissare zu schicken. Orsini flößte ihnen Muth ein und meldete Mazzini, was er erfahren, indem er seine Briefe an diesen an Mrs. Mathilde Herden (die Frau des Dichters Herwegh) in Zürich adressirte, die sie weiter beförderte. Orsini fand, daß nur die jungen Leute zur Revolution geneigt seien, bei den höhern Klassen und den Vornehmen fand er dagegen keine Neigung dazu. Er sah sich die Militärstellungen der Österreicher an, wohnte ihren Militärübungen bei, und mußte sich sagen, daß das österreichische Militär sich bedeutend seit 1848 verbessert habe. Über Triest begab sich der kecke Mann nach Wien und von da nach Pesth, um in Ungarn Verbindungen anzuknüpfen. In Hermannstadt wurde er aber verhaftet, erkannt und nach der Festung Mantua gebracht, um dort einer Untersuchung unterworfen zu werden. Er mußte sich auf die Verurtheilung zum Tode gefaßt machen; denn es war die Instruction Mazzini's gefunden oder verrathen worden, die er nach Mailand gebracht hatte und die den Plan zur Organisirung einer neuen Dolchrevolution enthielt. Emma Herwegh wußte ihm jedoch die Mittel zur Flucht zu verschaffen. Diese gelang, und es glückte ihm, abermals nach der Schweiz zu entkommen, von wo er sich wieder nach England begab.

Als Orsini den Mazzini in London wiedersah, legte dieser ihm sogleich neue Plane vor. Orsini erklärte jedoch, wenn er sich von nun an bei einer Unternehmung betheilige, so wolle er auch den Erfolg vor sich sehen. Mit den Elementen der frühern Expeditionen wolle er sich nicht mehr befassen, weil er sich nicht lächerlich machen möge. „In der nächsten Sache, die er unternehme, wolle er siegen oder sterben." Orsini hat Wort gehalten. Er trennte sich von Mazzini, um für sich zu handeln und in den Tod zu gehen. „Es ist peinlich für mich", erklärte Orsini, „so zu sprechen; ich fühle die größte Freundschaft für Mazzini und wünsche, ich hätte nur Günstiges über ihn zu sagen, aber wozu nützt es, sich einander durch falsche Schmeicheleien zu täuschen. . . Wir müssen einander so beurtheilen, wie wir sind, und dann suchen, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zur Befreiung Italiens beizutragen. Italien braucht einen Mann, der das Vertrauen des ganzen Volks hat, der es durch seine Stimme erwecken kann, einen Mann, welcher den militärischen und politischen Genius besitzt, der zu seiner Befreiung führen kann. Laßt einen solchen seinen Platz in der Armee nehmen, Italien zu den Waffen rufen, und es wird frei werden; aber dieser vielverlangte Mann, der Washington Italiens, soll erst erstehen, und zwar aus der Masse des Volks, und er wird erstehen, da Italien in allen großen, entscheidenden Epochen große Männer erzeugt hat. . . Italien ist reif zum Aufstande, zum Kampfe und zu den Opfern, die dazu gehören, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. Italien ist republikanisch durch seine Traditionen. In alten wie in neuern Zeiten verdankt es seine Größe der Republik, aber obgleich Italien im allgemeinen für diese vorbereitet ist, müssen wir doch warten, daß es soweit organisirt, um ihren Principien oder vielmehr ihren Wünschen den Sieg zu verschaffen."

Orsini spricht durch diese Äußerungen Mazzini die Fähigkeit ab, der Befreier seines Volks werden zu können. Er wirft ihm offenbar vor, daß er Revolutionen unternimmt, ohne deren militärischer Leiter sein zu können, und es läßt sich nicht leugnen, daß er darin recht hat. Mazzini ist nie über den Entwurf von Aufständen hinausgekommen, hat nie einen solchen selbst geleitet und durchgeführt, sondern immer nur darauf gewartet, daß er nach Vollendung des Werks aus den Coulissen treten und die Zügel der Regierung in die Hand nehmen könne.

Orsini veröffentlicht die Instructionen Mazzini's, welche er ihm für das mailänder „National-Comité" gab. Sie sind der sprechende Ausdruck seines Revolutionirens, und wir können uns deshalb nicht enthalten, einige Stellen daraus mitzutheilen. „Brüder! Wenn unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo ein Krieg geführt wird, der die Kräfte Österreichs fesselt, wir Italiener nicht handeln, so sind wir ein Volk von Feiglingen und ganz Europa wird uns dafür ansehen. Wenn ihr die Wahrheit dessen, was ich euch zu sagen habe, in euern Herzen fühlt, wie ich, so müssen wir handeln. Die Italiener können alles, wenn sie

die rechte Kühnheit haben, das jetzt herrschende Zaudern zu durchbrechen, und das Volk wird seine Macht wiedererlangen. Fühlt ihr euch zu diesen Thaten fähig? Ihr könnt sie thun. Prüft euch, ob ihr die Fähigkeit dazu besitzt, ob ihr, ich will nicht sagen, den Muth, sondern die Klugheit, Vorsicht und Beständigkeit dazu habt. Ihr sollt keine nutzlosen Opfer werden, und ich mag keine neue Täuschung dieser Art erleben. Fühlt ihr dagegen, daß die Liebe zu euerm Vaterlande größer ist als alle andere Rücksichten, erbebt ihr vor Scham, wenn ihr in den österreichischen Zeitungen sagen hört, die Italiener schwatzen viel und thun nichts, dann beschließt zu handeln und seid drei Monate lang Schlangen, um eines Tags Löwen zu werden. Hört, was ihr thun müßt. Jetzt herrscht zu viel Agitation, zu viel Verdacht, ihr müßt die Feinde einschläfern. Haltet euch getrennt, agitirt nicht, correspondirt nicht zu viel und mit zu großer Leidenschaft, weder nach Piemont, noch mit der Emigration. Handelt so, daß kein Verdacht gegen euch entsteht. Drei eurer tüchtigsten Leute müssen drei Monate Arbeit darauf verwenden, den Plan auszuführen und die Mittel zu beschaffen."

„Organisirt eine Bande des Todes, wie euere Vorfahren in dem lombardischen Bunde thaten. Laßt 80 junge kräftige Leute, die zugleich besonnen sind, wählen und sich durch einen furchtbaren Eid binden. Laßt diese 80 getrennt, in Gruppen von dreien, höchstens fünf, unter dem Befehle von 16 Führern der Gruppen, die sich untereinander kennen, Schweigen und Besonnenheit geloben. Sie dürfen so wenig als möglich zusammenkommen und sich nie streiten. Sie müssen sich mit Dolchen bewaffnen, doch nicht eher, als bis es zum Handeln kommt. Einige sichere Leute unter ihnen müssen die Gewohnheiten des Generals und der obern Offiziere, der Commandanten der Artillerie u. s. w. studiren, um sie zu rechter Zeit überraschen zu können; zwei oder drei entschiedene Leute für jeden Offizier genügen, 20 bis 30 für alle. Wenn die österreichische Armee ihre Offiziere verloren hat, ist sie verloren. Dann können die gemeinen Soldaten gewonnen werden, und damit wird es zugleich Zeit sein, die Masse mit der Verschwörung bekannt zu machen, indem man die Sturmglocken läutet. Nach Vollstreckung der Vesper bilden die 80 den revolutionären Stab und übernehmen die Führung des Volks. Am wesentlichsten ist, ausfindig zu machen, ob 80 Leute mit den erforderlichen Eigenschaften zu finden sind. Könnt ihr das? Ist es der Fall, so werden wir zum Handeln kommen, und bis December kann alles bereit sein. Ihr braucht mit mir nicht häufig zu correspondiren, das ist zu gefährlich. Ein Wort genügt, wie: Wir wollen darauf eingehen; das Werk ist gethan; wir sind fertig! weiter nichts. Ich möchte wol die Liste der Garnison haben, doch müßt ihr dabei vorsichtig zu Werke gehen. Sobald ihr fertig seid, werde ich euch Offiziere schicken, welche den Aufstand nach der Vesper leiten sollen, und ich selbst werde zu euch kommen. Ich kann euch auch 100 Musketen schicken, aber die Einfuhr wird zu schwierig sein."

Auf wie traurige Weise contrastirt diese Thätigkeit Mazzini's mit seiner ruhigen gemessenen Haltung in Mailand während der Revolution, und seiner damaligen Erklärung, daß es die Aufgabe der Republikaner sei, an der politischen Erziehung des Volks zu arbeiten, damit es lerne, wie frei zu werden. Der Genuß der Macht scheint Mazzini berauscht, ihm die Besonnenheit genommen zu haben, sodaß er die immer wiederholte Revolutionirung Italiens wie mit fieberhafter Hast betrieb, damit ihm kein Monat und keine Woche der Zeit verloren gehe, in der er wieder zur Herrschaft gelangen könne. Auch der Widerspruch, den er von Orsini, Garibaldi und andern Conspirationsgenossen erfuhr, schreckte ihn nicht von solchen Unternehmungen zurück.

Nachdem Mazzini die Erfahrung gemacht, daß sich der russisch-türkische Krieg nicht für seine Zwecke ausbeuten lasse, faßte er den Plan, Sardinien mit Gewalt in die Bewegung hineinzustoßen und eine Revolution von dessen Boden ausgehen zu lassen, die zugleich im Kirchenstaat, in Toscana und Neapel ausbrechen sollte. Es wurde lange an diesem Unternehmen gearbeitet, und während dieser Zeit erhielt Mazzini hinlängliche Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß auch dieser Plan zu keinem Erfolge führen konnte. Die Theilnahme Sardiniens an dem Kriege gegen Rußland hatte den Hoffnungen der Italiener eine neue Richtung gegeben, und es entstand in der Nationalpartei die Überzeugung, daß sie sich eng an Sardinien anzuschließen habe, um unter dessen Leitung zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft zu gelangen.

Manin in Paris erklärte sich offen für diese Ansicht, und mit ihm fielen alle besonnenen Republikaner von Mazzini ab, sodaß seine Partei immermehr zusammenschmolz. Mazzini hätte einsehen müssen, daß es unmöglich für ihn wäre, zu einem Zusammenhandeln mit den sardinischen Constitutionellen zu gelangen, die nicht mit ihm gehen konnten, und da er nicht die Macht besaß, ohne diese eine Revolution zu Wege zu bringen, so gebot ihm schon der Ver-

stand, auf seine Unternehmung zu resigniren. Aber voll Trotz gegen sein natürliches Schicksal schritt er zur Ausführung und konnte abermals nur die ärgste Niederlage erfahren. Je größer die Umrisse seines Plans waren, desto stärker mußte auch die Niederlage werden, um desto mehr Unglück mußte er auf seine Anhänger häufen.

Mazzini begab sich selbst nach Genua, um die beabsichtigte Revolution zu leiten. Es gelang seinen Anhängern, sich in der Nacht vom 29. Juni 1857 des Forts Diamante zu bemächtigen und von 10 Uhr nachts bis zum Morgen im Besitz desselben zu bleiben. Aber am nächsten Morgen blieb das Volk still, nirgends zeigte sich Theilnahme für die Revolution. Mazzini war genöthigt, die Sache aufzugeben und schleunigst die Flucht zu ergreifen. Er mußte seine Anhänger, unter diesen selbst seine Freundin Miß White, welche in London unablässig für ihn gewirkt hatte, in Stich lassen und der Verhaftung und Verurtheilung preisgeben. Von der Division, welche gleichzeitig zu Livorno den Aufstand zu erheben versuchte, fiel die Mehrzahl, während die übrigen dem Tode, der Gefangenschaft und Verurtheilung in Neapel entgegengingen. Hierzu gehörten auch die Unglücklichen, welche auf dem Cagliari gefangen genommen wurden.

Mazzini zog sich, nach kurzem Aufenthalt in seinem Schweizerasyl, wie gewöhnlich nach London zurück. um das Unternehmen durch eine Broschüre zu rechtfertigen, welche er im Jahre 1858 unter dem Titel: „The late Insurrection defended by Joseph Mazzini" (London 1858) erscheinen ließ. Der Ton derselben ist bitterer, als er jemals in seinen Schriften war. Er verbrennt in dieser Schrift seine Schiffe und zerhaut alle Bande, welche ihn bisher an die übrigen Parteien seines Vaterlandes knüpften. Er charakterisirt alle ihm entgegenstehenden Fractionen, um sie zu vernichten und das Volk vor ihnen zu warnen. In dieser Vertheidigung seines Aufstandsversuchs, der im ganzen schwach zu nennen, richtet er sich insbesondere gegen die sardinischen Liberalen.

„Die Regierung", sagt er, „welche piemontesisch, aber nicht italienisch ist, mag ihre Pflicht thun, wenn sie sich selbst vertheidigt, und die unterdrückt, welche das Land mit Gewalt in eine bessere und edlere Laufbahn drängen wollen. Aber die Schriftsteller, welche sich Männer der Nation nennen, und doch mit Wuth die angreifen, welche das nationale Banner erheben, die fortwährend Piemont für das Palladium der italienischen Freiheit erklären und doch jeden großherzigen Versuch, dies Piemont zur Hülfe Italiens zu spornen, für ein Verbrechen erklären — bieten ein klägliches Schauspiel dar. Das sind die Leute, die heute dem Volke schmeicheln, wenn es sich erhoben hat, und morgen Karl Albert, dem Gemäßigten, dann mir, dann dem Könige Victor Emanuel, dann Ludwig Napoleon, dann dem Zaren, jeder Macht, die emporsteigt — und diese wollen uns Verräther schelten, die wir seit 27 Jahren laut das Programm der Einheit Italiens und der That verkündigt haben!"

Mazzini gibt zu verstehen, daß die constitutionelle Partei um seinen Plan gewußt und ihn insgeheim gebilligt habe. „Im vorigen Jahre sagten wir diesen Intriguanten: Verlangt ihr eine Gelegenheit? Sagt euerer Partei, sie soll unsere Schritte nicht stören, und wir wollen euch schaffen, was ihr wollt. Fürchtet ihr unser Banner? Wir wollen nur das der Nation erheben und, obwol wir schon einmal von euch betrogen worden, der Verkündung des Willens der Nation harren. Zu denen, welche von diesen Intriguanten dupirt wurden, sagten wir: Ihr glaubt, daß die Stellung Italiens von der piemontesischen Monarchie abhängt, wohl, das mag sein, aber diese Monarchie kann nicht ins Feld rücken, wenn sie auch will, der Weg dazu muß erst für sie wie 1848 durch eine Volkserhebung eröffnet werden; verbindet deshalb euere Kräfte mit den unsern, daß wir ihn schaffen. Die erstern verbanden sich mit uns, gerade so weit, um in leichtgläubigern Gemüthern die Meinung zu erwecken, daß ihre Herzen für Italien schlagen, vielleicht auch in der Hoffnung, unsere Plane zu durchdringen, um uns später beschuldigen zu können, wir hätten Concessionen gemacht, als wir sie aber zur Entscheidung drängten, zogen sie sich zurück. Die andern willigten ein, leisteten uns aber keine Hülfe, und jetzt klagen uns beide an und verleumden uns... Mir sind ihre Beschuldigungen und Anklagen gleichgültig. Ich erkenne nur Gott, mein Gewissen und das zukünftige Italien als meine Richter an, aber ich will meine Stellung zu jenen erklären. Es ist von Wichtigkeit, daß man erfahre, daß wir alle Mittel erschöpft haben, uns mit ihnen zu vereinigen, um das gemeinsame Vaterland zu retten... Ein einiges Italien, das ist es, was wir wollen, und wir werden nicht ruhen, bis wir es erhalten. Solange wir noch des Volkes unsicher waren, bis 1848, konnten wir zwischen Erziehung, geheimer Presse, geheimen Gesellschaften und dem Handeln schwanken. Jetzt nicht mehr. Wir haben gesehen, daß das Volk auch ohne Erziehung sich zu erheben und

zu siegen vermag, aus bloßem Instinct der Vaterlandsliebe, wenn nur der Ruf ertönt. Und es besitzt nicht nur Instinct, sondern Überzeugung, es erzieht sich selbst und organisirt sich in den Städten, der Geist der Geschichte hat es berührt und lebt in ihm. Das Volk liebt uns und folgt uns, weil es unsere Absichten kennt und weiß, daß wir ihm treu sind. Ihm werden wir uns widmen, solange wir leben. Verfolgt, kerkert ein, bestraft, was thut es? Das Volk ist eine Hydra mit vielen Köpfen. Wenn einmal eine Idee es durchdrungen hat, kann keine Macht der Erde sie mehr austilgen." Mazzini geberdet sich damit wie ein revolutionärer Beherrscher des Volkes, der nur zu gebieten hat, wann und wie oft es aufzustehen hat, und dem es nicht mehr darauf ankommt, wie viel Menschenleben er opfert.

Auf seine Macht über das Volk trotzend, ruft Mazzini den Lauwarmen zu: „Seit 26 Jahren bin ich euerer Weisheit zufolge der Sache Italiens schädlich gewesen, seit 26 Jahren habe ich nichts als Irrthümer begangen, und zuweilen haben sie mich sogar für vernichtet erklärt, es war nicht der Mühe werth, daß man von mir sprach. Jetzt bin ich freilich grau von Jahren und Sorgen, meine Mittel sind erschöpft, alle Regierungen, Gensdarmen und Spione von Europa sind gegen mich, außer England gibt es keinen Zoll breit Land, auf dem ich gesetzlich, ohne Gefahr leben kann, und doch erscheine ich von Zeit zu Zeit als Agitator, gefolgt, ihr könnt nicht sagen, von wenigen, und gefürchtet von den Mächten, denen eine große öffentliche und geheime Organisation zu Gebote steht, die Armeen und Gold und von denen einige sogar, wie ihre Presse behauptet, die öffentliche Meinung für sich haben. Wie ist das möglich? Ich will euch den Grund sagen und euch erklären, woher mein verhängnißvoller Einfluß stammt. Ich bin nur Eine Stimme, die nach Thaten ruft, aber der Zustand Italiens ruft nach Thaten, und die besten Männer Italiens thun es, das Volk in den Städten und die Jugend, die noch nicht corrumpirt ist."

Den Schriftstellern, welche nur durch die Literatur wirken wollen, den „Socialisten", welche erst ihrem System zum Siege verhelfen wollen, ehe sie für die politische Freiheit kämpfen, und den „Independenten" im Sinne Proudhon's, die alles von der Dialektik der Verhältnisse erwarten, macht Mazzini den Vorwurf, daß sie durch ihre Unthätigkeit die Befreiung aufhalten. „Ihr seid nicht frei, ihr habt keine individuelle Würde. Ihr seid elende Sklaven, welche die einzigen Mittel zu euerer Befreiung aus Feigheit verschmähen. Ihr seid Sklaven im Denken, denn euer Denken hat keine lebendige Gemeinschaft mit euern Brüdern, Sklaven im Sprechen, denn euch fehlt die Freiheit dazu, Sklaven in jeder euerer Bewegungen, denn jeder Gensdarm darf euch verhaften. Ihr seid überall Sklaven, die Heloten Europas, ohne Namen, ohne Vaterland und ohne Banner."

Mazzini warnt die Mittelklassen, sich nicht der geistigen Corruption dieser Parteiführer hinzugeben. Das Volk schreite fort, die Mittelklassen und die literarisch Gebildeten, welche sich durch die Presse corrumpiren lassen, seien zurückgeschritten, und wenn es dazu käme, daß das Volk sich weniger besonnene Führer gäbe, als er gewesen sei, so könne dies verderblich für die Mittelklassen ausschlagen, weil sich aus der Ungleichheit leicht ein Klassenkampf wie in Frankreich entwickeln möchte, der diesem so verderblich geworden sei.

Auf diese Schrift ließ Mazzini ein neues Manifest folgen, welches seine Partei zu einer frischen Organisation auffordert. Wie alle derartigen Aufrufe leidet es an Länge, zu vielem Pathos und unmöglichen Forderungen. Er verlangt, daß sich eine große Partei für die Action in Europa bilde, zu der Frankreich, Italien, Deutschland, die Schweiz, Polen, Griechenland, Ungarn, Rumänien Sectionen stellen sollen. Jede von diesen Abtheilungen soll für ihre Principien wirken, jedes Mitglied einen monatlichen Beitrag zahlen, und der Ertrag dieser Beiträge soll in den Schatz der nationalen Section fließen, um die Kosten der lokalen Propaganda zu bestreiten. „Frankreich und Italien sind die Punkte, denen die Initiative zukommt. Rom und Paris müssen die Parole der ganzen Partei sein. Thätigkeit, Menschen, Geld — darauf muß die Partei ihr ganzes Streben richten; die Einzelheiten werden sich von selbst ergeben. Die italienische Section ist organisirt, und sie wird alle Elemente der übrigen Nationen brüderlich willkommen heißen."

Alles dies war schon so oft gesagt worden, daß es keinen großen Eindruck machen konnte. Es sollte nur dazu dienen, Mazzini's Ansehen bei der republikanischen Partei und den Glauben an seine Macht wie an seine Wirksamkeit zu erhalten. Dieser Zweck wurde verfehlt. Seit dem genuesischen Aufstande war das Ansehen Mazzini's als praktischer Leiter von Revolutionen vollends erschüttert, und die Zahl seiner Anhänger mußte sich abermals verringern. Dagegen erzeugte sich ein neues allgemeines Interesse für ihn, als die Regierung Ludwig Napoleon's es sich angelegen sein ließ, Mazzini des Asylrechts in England zu berauben. Der Urheber des stras=

burger und boulogner Attentats als Verfolger Mazzini's, das war ein Schauspiel, bei dem niemand ernst bleiben konnte, und das jedem den Wunsch einflößen mußte, Mazzini über seinen Gegner triumphiren zu sehen! Und so geschah es.

Nachdem die französische Polizei in dem Processe gegen einige zum Scheine angeklagte Spione, Bartolotti und Grilli, Briefe zum Vorschein gebracht, welche von Mazzini herrühren sollten, aber den Stempel der Unechtheit an sich trugen, und hieran eine Anklage gegen letztern geknüpft hatte, der eine Verurtheilung auf Deportation (in Frankreich) folgte, wurde das Orsini'sche Attentat benutzt, um einen noch stärkern Schlag gegen ihn wie gegen Ledru-Rollin auszuführen. Beide wurden als Miturheber des Attentats angeklagt. Aus dem Processe ergab sich dagegen, daß Orsini sich in der letzten Zeit wiederholt mit Mazzini überworfen, und wenn man Orsini's Memoiren beachtet, würde man sich haben sagen müssen, daß dieser entschlossen war allein zu handeln und sein Attentat wahrscheinlich Mazzini gar nicht mitgetheilt hatte. Es fehlten alle Beweise in dem Processe, daß Mazzini sowie auch Ledru-Rollin um das Attentat gewußt hatten. Dennoch wurden sie auf die bloßen Aussagen Rudio's hin beide als mitschuldig erkannt und zum Tode verurtheilt.

Nach dieser Verurtheilung glaubte Ludwig Napoleon Maßregeln gegen die republikanischen Flüchtlinge in London von der englischen Regierung fordern zu können. Palmerston ging auf das Ansinnen ein und beantragte eine Beschränkung der Alienbill. Das Unterhaus erklärte sich bei der ersten Abstimmung für diese Änderung; als sich aber der Unwille des Volks hierüber kund gab und die Chartisten mit Demonstrationen gegen die Beschränkung des Asylrechts drohten, faßten die Liberalen eine andere Ansicht von der Sache, und daraus ging eine Coalition mit den Tories hervor, welche Palmerston eine Niederlage bereitete und ihn zwang, das Ministerium niederzulegen. Die Tories widerstanden dem Anmuthen Ludwig Napoleon's, und dieser sah ein, daß er nicht weiter gehen dürfe, ohne den vollen Zorn des englischen Volks auf sich zu ziehen. Er mußte deshalb die übermüthigen Obersten seiner Armee zur Ruhe verweisen, welche ihn in bombastischen Adressen aufgefordert hatten, den Marschbefehl zu ertheilen, damit sie die Höhlen der Flüchtlinge am Leicester-Square Londons zerstören könnten, in denen der Königsmord ausgebrütet würde.

Orsini's Attentat übte ohne Zweifel noch einen tiefern Einfluß auf Ludwig Napoleon. Diese That sagte ihm, was er von den Italienern zu erwarten hätte, wenn er ihre Nationalbestrebungen nicht unterstützen würde. Er selbst war als Jüngling bei seiner Theilnahme an einem Revolutionsversuch in Rom im Jahre 1830 in die Geheimnisse des Carbonarismus eingeweiht worden, und kannte demnach das Rachegelüst der italienischen Patrioten, die allen denen mit der Strafe der Erdolchung drohen, welche ihre Sache verrathen. Orsini sagte in der Verhandlung seines Processes, daß gleich ihm noch Hunderte bereit seien, das Todesurtheil an dem französischen Cäsar zu vollstrecken, forderte aber auch gleichzeitig in einem Briefe an Ludwig Napoleon diesen auf, von seiner bisherigen Politik abzustehen, für die italienische Nationalsache zu wirken, damit er das ihm drohende Unheil von sich abwende. Das Bedenken, welches aus den Äußerungen eines Mannes entstehen mußte, dem, wie verdammenswerth auch seine That war, doch Muth und Patriotismus nicht abzusprechen, und der sein Leben nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern wol zehnmal für die nationale Sache in die Schanze geschlagen hatte, traf zugleich zusammen mit dem Andringen der Nationalpartei Italiens und des Grafen Cavour, daß Ludwig Napoleon einen entscheidenden Schritt für Italien thun und Sardinien Beistand leisten möge, wenn dieses durch die Umstände zu einem neuen Kampfe gegen Österreich getrieben werden sollte. Die revolutionäre Erhebung Italiens stand immer bevor, und Sardinien durfte sich nicht weigern, dieselbe in Obhut zu nehmen, weil sonst Österreich seine gefürchtete Macht in Italien noch mehr ausgebreitet haben würde. Die Erweiterung der Macht und des Einflusses Österreichs auf der Halbinsel war aber auch den Interessen Frankreichs entgegen, indem damit sein eigener Einfluß vernichtet und die von ihm erstrebte Beherrschung des Mittelmeers unmöglich gemacht werden mußte. Endlich konnte das Anwachsen einer italienischen Revolution das französische Kaiserreich selbst bedrohen, da dieselbe natürlich auch das Revolutionsgelüst in Frankreich wiedererwecken würde. Diese Umstände zusammengenommen haben denn auch Ludwig Napoleon offenbar veranlaßt, sich in die italienische Verhältnisse zu mischen und mit Sardinien zu gemeinsamem Vorgehen gegen Österreich zusammenzutreten.

Die italienische Nationalpartei warf sich den Hoffnungen, die ihr aus der Allianz mit Frankreich erblühten, rücksichtslos in die Arme; nur Mazzini widersetzte sich ihr aus allen Kräften. Nachdem die sardinische Regierung die Herausgabe der „Italia del Popolo“ in Genua verboten

hatte, begründete Mazzini zu Ende des Jahres 1858 ein neues Wochenblatt in London unter dem Titel „Pensiero e Azione“, in welchem er mit gleicher Rücksichtslosigkeit wie in der Schrift über das genuesische Attentat und die Parteien Italiens die Vorgänge der politischen Welt kritisirte.

Mit der schriftstellerischen Thätigkeit hat Mazzini sein wahres Element wiedererlangt, und seine Freunde können nur wünschen, daß er nie mehr in die Versuchung gerathen möge, eine praktische Rolle als Revolutionschef zu übernehmen. Als solcher kann es ihm überall nur beschieden sein, Fehlgriffe zu thun, weil er von seinem Standpunkte aus Anforderungen an das Volk und die Parteien stellt, welche der Wirklichkeit widersprechen und deshalb nicht erfüllt werden können. Als Kritiker und Publicist kann er dagegen der italienischen Sache förderlich sein, weil er der Nation ihre Zustände in scharfen Umrissen entgegenhält, und sie dabei mit nie ruhender, glühender Beredsamkeit auffordert, das zu thun, was der Anforderung der nationalen Freiheit entspricht. Die radicale Kritik ist den Völkern als Sporn nützlich und selbst unentbehrlich, aber zum Maßstabe des Handelns taugt sie nicht, weil es bei diesem auf die jedesmaligen Umstände ankommt, die jene Kritik nicht in Betracht zieht. Mazzini spricht sich in seinem Wochenblatt so entschieden gegen die französische Allianz aus, daß er die Herrschaft der Franzosen mit gleicher Schärfe wie die der Österreicher verfolgt.

„Italien sollte sich erheben“, sagt er im Beginn des Jahres 1859, „es wird sich aber nicht zur Freiheit und zur Nationalität erheben, vielmehr nur seine Leiden und seine Knechtschaft verschlimmern, wenn es sich nicht im vollen Bewußtsein seines eigenen Rechts und eigenen Entschlusses erhebt, sondern nach dem Gutdünken eines Fürsten; wenn es sich nicht erhebt im Namen der nationalen Einheit, sondern einer neuen Zerstückelung, nicht im Vertrauen auf die Liebe der Völker und die Kraft seines eigenen Beispiels. Man erlangt die Freiheit nicht, wenn man sie nicht verdient, man verdient sie nicht, wenn man sie von fremder Hülfe erwartet und, schlimmer noch, wenn man dieser Hülfe seine Grundsätze opfert, sein Gewissen, seine Würde und solche schreckliche Erinnerungen wie die an Rom und an den 2. December.“

„Italien kann sich erheben, das hat es im Jahre 1848 bewiesen, das Los unsers Vaterlandes liegt also in unsern Händen... Der Augenblick ist ernst. Es handelt sich darum, ob die Partei, die seit funfzig Jahren durch ihre Märtyrer Europa zuruft: wir wollen Ein Italien! sich jetzt verleugnen und sagen soll: wir begnügen uns mit einem vergrößerten Sardinien! ob die Partei, deren Ruf war: fort — nicht nur mit den Österreichern, sondern mit allen Fremden! darein willigen soll, daß sich ein neuer und mächtiger fremder Einfluß im Süden und Norden Italiens festsetzt. Die unvorsichtigen Jünglinge, die sich den sardinischen Vorspiegelungen hingeben, zeigen, daß sie bewußt oder unbewußt den Krieg mehr lieben als Italien. Die erste Pflicht der Republikaner ist die, das Banner ihres Landes nicht in sich selbst zu entehren; sie können deshalb keinen Bund schließen mit einem fremden Despoten.“

Im Februar 1859 ruft Mazzini den Sardiniern zu: „Gebt Italien ein klares, bestimmtes Programm, stellt euch als Zeichen euerer Treue in der Ausführung dem despotischen Europa gegenüber in einer Stellung, daß ihr euern Thron verlieren müßt, wenn ihr die Probe nicht besteht. Dann, und nicht eher als dann, mögt ihr die Dictatur fordern... Sind die Franzosen in Rom und Civita-Vecchia nicht ebenso gut Fremde als die Österreicher in Mailand und Venedig? Sind sie der Einheit nicht noch gefährlicher als diese, da sie das natürliche Centrum, die einzige, mögliche Hauptstadt der Nation versperren? Gedenkt ihr sie zu verjagen? Gedenkt ihr ihnen zu sagen: schickt den Papst, den ihr geschworen habt zu beschützen, weg oder schleppt ihn mit euch? Oder denkt ihr, daß Bonaparte selbst Krieg anfangen wird mit dem französischen Klerus, daß er die weltliche Papstmacht für aufgelöst, die Expedition von 1849 für ein Verbrechen, und Rom frei und Herr seiner selbst erklären wird? Denkt ihr, daß Bonaparte Österreich in Italien bekämpfen wird blos aus Liebe zur Gerechtigkeit, aus ritterlichem Enthusiasmus, ohne eine Gebietsentschädigung, ohne eine Krone für seinen Vetter zu fordern? Ohne das könnt ihr Italien nicht einigen. Ohne das sind euere Erklärungen der Unabhängigkeit Lügen.“

Wer will es leugnen, daß in diesen Urtheilen und in den ähnlichen Protestationen, die er noch neuerdings gegen die Einmischung Ludwig Napoleon's in die italienische Sache erließ, viel Wahres liegt, und daß Mazzini in der Hauptsache recht hat? Es ist dies ein Beweis für seinen publicistischen Beruf, durch dessen Erfüllung er einen neuen Einfluß auf seine Nation gewinnen und ihr wahrhaft nützlich werden kann. In der friedlichen Agitation war Mazzini immer bedeutend, und es floß ihm die Rede mit dem tiefen Erguß des ursprünglichen Empfindens und

Denkens von den Lippen.' Er hat als Agitator immer Besonnenheit gezeigt und gefordert, daß die Volkspartei sich allmählich emporbilde und zu dem Freiheitskampfe organisire. Ebenso hat er in seiner staatsmännischen Stellung als römischer Triumvir, wie selbst seine Gegner ihm zugestehen, so viel Mäßigung gezeigt, wie man sie nur von dem Politiker verlangen kann, der die Verhältnisse nicht überstürzen, sondern naturgemäß aus sich selbst entwickeln lassen will, sodaß ihm von radicaler Seite für diesen Theil seiner Wirksamkeit selbst Mangel an Energie schuld gegeben ward. Wo er hingegen die Energie der That zeigen wollte, wo er als Revolutionschef auftrat, hat er überall fehl gegriffen. Keiner seiner Aufstandsversuche ist auch nur im geringsten von Erfolg gewesen. Vom Zuge im Jahre 1834 bis zum Aufstandsversuch in Genua im Jahre 1857 bieten sie eine lange Reihe von verfehlten Attentaten, die ein klägliches Ende nahmen und ihm selbst das Vertrauen der eigenen Partei entzogen.

Aus dem Schicksal Mazzini's ergibt sich schlagend die Lehre, daß sich Revolutionen nicht machen lassen, aber auch, daß derartige Versuche bei weitem nicht die Bedeutung haben, welche man ihnen von seiten der Regierungen beigelegt hat. Weder Mazzini noch seine Propaganda sind in dem Maße zu fürchten, als dies von vielen Seiten behauptet worden ist, um die von Natur Furchtsamen und der Verhältnisse Unkundigen zu schrecken und sie zu Feinden jeder freien Bewegung der Völker zu machen. Die revolutionäre Propaganda verschwindet gleich dem rothen Gespenst, wenn man ihr ins Auge schaut. Die Geschichte der Mazzini'schen Putsche nach der Darstellung Orsini's wird hiervon zur Genüge überzeugt haben.

Es muß als Beweis von der innerlichen Naturkraft des Mannes gelten, daß Mazzini nach solchen Niederlagen, wie er sie erfahren, nicht vom Schauplatze verschwunden ist, sondern durch die Publicistik eine neue Bahn eingeschlagen hat. Seine jüngste Wirksamkeit in dieser Richtung trägt einen schärfern Charakter als seine derartige frühere, und gelingt es ihm, sich zu immer größerer Klarheit emporzuarbeiten, so mag dies ihm selbst wie seiner Nation zum Vortheile gereichen. In der Schrift über den genuesischen Aufstand wünscht Mazzini sich die Muße, zwei Werke zu schreiben, mit deren Inhalt er sich schon lange beschäftigt hat: ein Buch über das Wesen der Religion, und eine volksthümliche Geschichte Italiens. In beiden Fällen würden seine Leistungen von Interesse sein, da er für die Religion in seinem Sinne, für den freien Humanismus, ebenso glühend begeistert ist wie für die Entwickelung des italienischen Volks. Diese Werke, wenn er sie schriebe, würden seinen Namen in besserer und bleibender Weise auf die Nachwelt bringen, als durch seine zersplitterte journalistische Thätigkeit und sein Wirken als Leiter der Propaganda geschehen kann.

Mazzini ist, wie er selbst sagt, vor Sorgen und Mühen um seine Zwecke grau geworden. Das einst dunkle Haupt- und Barthaar ist erbleicht, und er sieht selbst älter aus, als er ist. Seine Züge bieten aber immer noch Interesse dar, und sein von Holyoak in London veröffentlichtes photographirtes Abbild, das ihn über Bücher und Schriften gebeugt darstellt, gewährt den Anblick eines schönen und charaktervollen Männerkopfes.*)

*) Wiewol der Verfasser dieser Lebensbeschreibung im Grunde einer politischen Richtung angehört, die in unserm Werke keine Vertretung findet, so theilen wir doch den Aufsatz mit, weil er den Lebensgang und die Persönlichkeit des mit einem gewissen Geheimnisse umgebenen Hauptrevolutionärs unserer Zeit sehr anschaulich schildert. Verführerisch wird dieses Gesammtbild auf keinen unserer Leser wirken. Nur aber sei uns erlaubt, gegen das Urtheil, welches der Verfasser aus dem Lebenslaufe Mazzini's gewinnt, eine Bemerkung zu machen. Hiernach wären die Attentate des Mannes etwa nur praktische Misgriffe und Überstürzungen, während seine friedliche Agitation und seine Wirksamkeit als Publicist und Staatsmann ganz andere Resultate versprächen. Wir meinen dagegen, daß die Thaten Mazzini's nicht blos praktische Irrthümer sind, sondern wahre Missethaten, sogar gegen die eigene Nation gerichtet; Missethaten, die nur Erklärung und einige Entschuldigung finden, wenn man annimmt, daß der Geist ihres Urhebers von beispiellosem Hochmuthe und crassem Fanatismus besessen und verdunkelt ward. Wer möchte einen Mann von solcher Beschaffenheit zum Publicisten, zum politischen Erzieher und Lenker seiner Nation für befähigt halten und ihm eine Zukunft versprechen! Der Umstand aber, daß Mazzini nach solchen Thaten, wie sie hier in Reih und Glied verzeichnet sind, nicht sein Haupt verhüllt und sich zu ewigem Schweigen verurtheilt, daß er vielmehr aufs neue als politischer Ankläger, Kritiker und reformatorischer Donnerer das Wort ergreift, erscheint uns keineswegs — wie der Verfasser will — als ein Zeichen seiner unverwüstlichen Natur, sondern wir finden darin nur den Beweis, daß der in Anmaßung verhärtete Charakter auch durch die verzweifeltsten Erfahrungen nicht zur Erkenntniß seines wahren intellectuellen und moralischen Zustandes gelangen kann. D. Red.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

***Arnim** (Heinrich Friedrich, Graf von), aus der Linie Heinrichsdorff-Werblow, preußischer Diplomat, starb am 18. April 1859 zu Berlin. Am 23. Sept. 1791 zu Werblow in der Ukermark geboren, betrat er nach Vollendung seiner Studien die diplomatische Laufbahn und ging als Legationssecretär erst nach Stockholm, dann nach Paris. Seit 1831 wirkte er als preußischer Gesandter in Brüssel. Nachdem er 1841 in den Grafenstand erhoben worden war, begab er sich noch in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft nach Paris, bis er 1845 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am österreichischen Hofe accreditirt ward. Als infolge des Maiaufstandes von 1848 der Kaiser von Österreich Wien verlassen mußte, folgte ihm A. nach Innsbruck, nahm aber bald darauf seinen Abschied, weil er, dem System Metternich's zugeneigt, die neue preußische Politik des Ministeriums Auerswald im Auslande nicht ferner vertreten konnte. Am 24. Febr. 1849 übernahm er im Ministerium Brandenburg-Manteuffel das Portefeuille des Auswärtigen, trat jedoch bereits am 3. Mai wieder zurück, da er den Kammern gegenüber bei der damals schwebenden Frage über die Annahme der deutschen Kaiserkrone in eine schwierige Stellung gerathen war. Später ging A. wieder als preußischer Gesandter nach Wien, wo er am 6. Mai 1851 accreditirt wurde. Er vertrat daselbst Preußen, bis er nach Auflösung des Ministeriums Manteuffel 1858 durch den Frhrn. von Brockhausen ersetzt ward. A. war Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit, Kammerherr, Wirklicher Geheimrath und Oberküchenmeister. Da er unvermählt starb, erlischt mit ihm die Heinrichsdorff-Werblower Linie des Hauses Arnim, deren einziger Repräsentant er übrigens gewesen war.

***Humboldt** (Friedrich Heinrich Alexander, Frhr. von), der größte und genialste Naturkundige der Neuzeit, starb zu Berlin am 6. Mai 1859 in seinem neunzigsten Lebensjahre. Er war königlich preußischer Wirklicher Geheimrath und Kammerherr, Kanzler des Civilordens pour le mérite, Senior der berliner Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied der angesehensten Akademien und gelehrten Gesellschaften aller Länder, Inhaber zahlreicher Orden. H. wurde am 14. Sept. 1769 zu Berlin geboren. Die Familie, welcher er entsproß, ist ihrem Adel nach nicht alt und erst durch ihn und seinen Bruder Wilhelm berühmt geworden. Als Stammvater der Familie gilt Johann Hombolt, welcher Bürgermeister zu Königsberg in der Neumark war und als solcher 1683 starb. Von ihm stammte Erdmann Ludwig Hombolt, kurbrandenburgischer Rath; von diesem wiederum Konrad von H., der zuerst mit dem Adelsprädicate erwähnt wird, welches ihm wahrscheinlich zu Anfange des 18. Jahrhunderts verliehen wurde. Derselbe fungirte als kurbrandenburgischer Legationsrath in einer Gesandtschaft an den französischen Hof, war später königlich preußischer Rath und Amtshauptmann der Starostei Draheim und Sabien (in Hinterpommern), sowie Besitzer des Gutes Zamenz, und starb im Jahre 1723. Sein Sohn, Hans Paul von H., wurde 1706 als preußischer Hauptmann in der Schlacht vor Turin (unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau) verwundet, verließ darum den Dienst und vermählte sich mit der Tochter des preußischen Obersten und Generaladjutanten von Schweder. Im Jahre 1735 erwarb er das Gut Zeblin (bei Köslin, des Dichters von Kleist Geburtsort) und starb daselbst 1740. Von ihm stammen eine Tochter und vier Söhne: Dorothea Henriette, die sich mit dem preußischen Major von Schweder vermählte; Ludwig Erdmann, gestorben als Lieutenant im preußischen Regiment von Seydlitz; Paul Heinrich, als preußischer Major wegen Verwundung 1761 in Ruhestand versetzt; Alexander Georg; Friedrich Wilhelm, welcher als preußischer Lieutenant 1742 in Mähren umkam. Nur Alexander Georg von H., geb. 1720, hatte Nachkommen. Er war seit 1759 Besitzer der Herrschaften Ringenwalde und Tegel, trat 1761 als preußischer Major aus dem Dienste, wurde 1765 preußischer Kammerherr, übernahm eine Anstellung am Hofe des Prinzen von Preußen und starb 1779. Aus seiner Ehe, die er 1766 mit der verwitweten Frau von Holwede, geborenen von Colomb (gest. 1796), schloß, entsproßten die zwei berühmten Söhne: 1) Karl Wilhelm von H., geb. am 22. Juni 1767 zu Potsdam, gest. am 8. April 1835, bekannt als edler Staatsmann und genialer Schriftsteller und Gelehrter; 2) Friedrich Heinrich Alexander von H., der große Naturforscher, dem ein günstiges Geschick, welches überhaupt seine Laufbahn begleitete, ein ungewöhnliches Maß von Jahren zugemessen hatte. Alexander war niemals vermählt, und nur Wilhelm setzte den Stamm fort, indem er aus seiner Ehe mit Karoline von Dachroeden zwei Söhne und zwei Töchter hinterließ. Diese Söhne übernahmen die väterlichen Güter in Schlesien. Von den Töchtern vermählte sich die ältere (Erbfrau auf Tegel) mit dem preußischen General von Hedemann, die jüngere mit dem preußischen Minister von Bülow, welcher 1846 starb und einen Sohn hinterließ.

Alexander von H. und sein Bruder Wilhelm erhielten im Hause der früh verwitweten Mutter eine ausgezeichnete wissenschaftliche Erziehung unter der Leitung eines talentvollen Gelehrten, des nachmaligen Geh. Oberregierungsraths Kunth. Alexander war für die kameralistische Laufbahn bestimmt, aber auf der Universität Göttingen, die er 1788 besuchte, erwachte seine Neigung und sein Talent für die Naturwissenschaften, denen er sich fortan mit Eifer und beispiellosem Erfolge hingab. Er wählte jetzt als Beruf den praktischen Bergbau, besuchte 1791 die Bergakademie zu Freiberg, wo er Werner's Unterricht acht Monate lang genoß, und übernahm schon 1792 die Direction des Bergwesens in den preußisch-fränkischen Fürstenthümern, welche er unter seltsamen Unterbrechungen fünf Jahre hindurch führte. Von dem damaligen Aufschwunge der Geister in Kunst, Wissenschaft und Leben mächtig ergriffen, löste er 1797 sein Dienstverhältniß, um frei nur der Wissenschaft zu leben, und zugleich veröffentlichte er als

Forscher sein erstes bedeutendes Werk über die Wirkungen des Galvanismus auf den thierischen Körper. Sein ganzer Sinn war indessen schon längst auf die Bereisung und Erforschung der Tropenländer gerichtet. Er begab sich nach Paris, um sich hier einer Expedition um die Welt anzuschließen, aber der Krieg verhinderte dieses Unternehmen sowie die Ausführung anderer Pläne, die sich ihm dargeboten hatten. Endlich wandte er sich 1798 mit seinem Freunde Bonpland nach Spanien, und hier erlangte er durch seinen persönlichen Eindruck die Gunst und die Unterstützung der Regierung zu einer wissenschaftlichen Durchforschung des spanischen Amerika. Er schiffte sich mit Bonpland am 5. Juni 1799 auf einer spanischen Fregatte ein und betrat im folgenden Monate den südamerikanischen Continent, auf welchem er nun einen glänzenden wissenschaftlichen Feldzug eröffnete, der fünf Jahre dauerte. Als er mit seinem Freunde am 3. Aug. 1804 zu Bordeaux wieder anlangte, ward er mit Jubel und Ehren empfangen, zumal sich das Gerücht von seinem Untergange verbreitet hatte. Der kühne Gelehrte kehrte an Beobachtungen und Sammlungen aus allen Zweigen der Naturwissenschaft, sowie an geographischen und geschichtlichen Materialien reicher zurück als irgendein früherer Reisender. Man kann sagen, daß H. durch diese Expedition erst jenen Theil der Erde erschlossen und der wissenschaftlichen Kunde unterworfen und einverleibt hat. Vor der Hand blieb er zu Paris, wo sich ihm die reichsten wissenschaftlichen Hülfsmittel darboten und der Umgang mit Männern wie Arago und Gay-Lussac. Erst im Herbst 1805 kehrte er nach Berlin zurück, und hier verbrachte er auch die trüben Jahre politischen Unglücks, einsam beschäftigt mit magnetischen Beobachtungen. Im Jahre 1808 wurde er jedoch vom Könige zum erfahrenen Begleiter des jungen Prinzen Wilhelm von Preußen auserſehen, der zu Paris mit Napoleon selbst über die Milderung der harten Friedensbedingungen unterhandeln sollte. H. nahm seitdem an 20 Jahre seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs, um hier die Herausgabe seiner umfassenden Reisewerke (in der Folio- und Quartausgabe 29 Bände mit 1425 gestochenen Kupfern) zu betreiben. In Deutschland wäre dies nur mit Unterstützung der preußischen Regierung möglich gewesen, die sich aber damals für solche Zwecke in zu bedrängter Lage befand. Die treuen Gehülfen H.'s bei der unermeßlichen Arbeit waren: von Oltmanns, Bonpland und K. S. Kunth (letzterer der Neffe seines ehemaligen Lehrers, Sohn eines Sprachlehrers in Leipzig und rühmlich bekannt durch eine „Flora Berolinensis"). Nach dem Frieden rief König Friedrich Wilhelm III. das berühmte Landeskind wiederholt in seine Nähe und wünschte dessen Rückkehr nach Berlin, aber erst im Jahre 1827 waren jene literarischen Arbeiten so weit gediehen, daß die Übersiedelung erfolgen konnte.

H. zählte, als er in sein Vaterland zurückkehrte, bereits 58 Jahre. Die Regierung bot ihm jetzt, wie schon früher, wiederholt bedeutende öffentliche Ämter an, allein er zog es vor, ein freier Gelehrter und Akademiker zu bleiben. Im Jahre 1829 begann für ihn, den Forscher, eine neue wissenschaftliche Epoche, indem er sich mit Ehrenberg und G. Rose der großen Expedition in das nördliche Asien anschloß, die auf Befehl des Kaisers Nikolaus unternommen wurde und in geognostischer und physikalischer Beziehung von großen Erfolgen begleitet war. H. selbst preist es als ein seltenes Glück, daß ihm so beschieden war, in das Innere zweier Continente einzudringen und die Contraste der alpinischen Tropenlandschaft von Südamerika mit der öden Steppennatur Nordasiens zu vergleichen. Eine bedeutende Folge dieser Reise war, daß auf seinen Betrieb die kaiserliche Akademie magnetische und meteorologische Stationen von Petersburg bis nach China einrichten ließ. Nach der Julirevolution von 1830 erhielt er vom Könige den Auftrag, sich nach Paris zu begeben, um von da aus Berichte über die politischen Zustände Frankreichs einzusenden. Diese Mission dauerte bis zum Mai 1832 und wiederholte sich in den Jahren 1834 und 1835; zu gleichem Zwecke befand er sich auch noch einmal vom October 1847 bis zum Januar 1848 in der französischen Hauptstadt. H. eignete sich sehr wohl für öffentliche Geschäfte, denn er war nicht nur ein feiner Weltmann, sondern auch ein scharfer Beobachter der socialen und politischen Verhältnisse. Indessen vermochten ihn die Erfolge und Aussichten auf diesem Gebiete doch niemals der Wissenschaft zu entfremden, die er unter allen Umständen als Lebenszweck festhielt und überall mit Ernst und Würde vertrat. Nach den Zerstreuungen des Tages war es gewöhnlich die Nacht, welche er den Studien widmete, und selbst noch im hohen Alter überraschte ihn oft genug der anbrechende Morgen über seinen Arbeiten. Nur bei solchem, von innerlichem Eifer getriebenen Fleiße wurde es möglich, daß er trotz eines äußerst bewegten und vielseitigen Lebens so Unermeßliches als Gelehrter leisten konnte.

H. zeichnet sich unter den bedeutenden Männern der Wissenschaft vorzüglich dadurch aus, daß sich in seinen Gaben und seiner Thätigkeit zwei Richtungen bekunden, die selten beisammenliegen, und die in ihrer Vereinigung erst den vollen Geist, das Genie bekunden. Er ist groß in der Aneignung und Erörterung des Besondern, aber ebenso groß auch in der Auffassung und Begründung der allgemeinen Gesetze. Wie keiner hat er sich im Laufe eines langen Lebens ein unermeßliches Material an eigenen und fremden Beobachtungen, Forschungen, speciellen Untersuchungen in allen Gebieten der Naturwissenschaft, ja selbst der historischen Wissenschaften angeeignet; aber es treibt ihn zugleich ebenso mächtig — ohne daß er den erfahrungsmäßigen Standpunkt des Naturforschers aufgibt — den Zusammenhang, die „Gesetzlichkeit" der Dinge zu ergründen und die Specialitäten zu einer empirischen Gesammtanschauung zu gestalten. So ging, gemäß diesem Zuge, aus seinen Forschungen in der Pflanzenwelt die neue Wissenschaft der Pflanzengeographie hervor, aus seinen physikalischen und meteorologischen Beobachtungen die Isothermenlehre. So gelangte er in Neuspanien von den Untersuchungen über die Beschaffenheit der Bodenflächen zur Erörterung des Einflusses, welchen die Bildung der Erdoberfläche auf die Culturentwickelung der Menschen und Völker gehabt hat, und gab durch diese Combinationen die erste Anregung für die Begründung jener modernen Wissenschaft, welche wir als allgemeine Statistik bezeichnen. So setzte er durch seine Arbeiten in Südamerika diesen Continent in vergleichende Beziehung zu den übrigen bereits bekannten Erdtheilen, und brachte es dahin, daß wir fortan die Erde als ein Ganzes mit seinen allgemeinen Eigenschaften betrachten lernten.

Als erste Frucht dieses eigenthümlichen Zuges, im einzelnen das Allgemeine zu erfassen, ist die in

den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus Amerika veröffentlichte Schrift: „Ansichten der Natur", zu betrachten, in welcher H. einzelne Theile des Erdenlebens (Pflanzengestaltung, Grasfluren, Wüsten) unter allgemeinen Beziehungen behandelte. Diese höhere Art der Naturbetrachtung, mit weiten Perspectiven, machte schon damals den größten Eindruck, zumal H. auch die Gabe entfaltete, das Gemüth des empfänglichen Lesers in Anspruch zu nehmen. Während seines Aufenthalts zu Paris begann er sodann in derselben Richtung öffentliche Vorlesungen zu halten, in welchen er die „Physische Erdbeschreibung" im ganzen zum Gegenstande nahm, und mit ähnlichen Vorlesungen, frei, ohne Manuscript gehalten, trat er auch nach seiner Rückkehr nach Berlin im Winter 1827—28 hervor. Die Wirkung auf den großen Zuhörerkreis war außerordentlich; die geistvolle Auffassung der Naturerkenntniß machte unter den Gebildeten die größten Fortschritte. Allein H. blieb in dieser schon weit genug gezogenen Sphäre nicht stehen. Seinem Geiste, der bereits alle gegenwärtigen Kenntnisse der natürlichen Dinge umfaßte, erschloß sich der kühne Gedanke einer „Weltbeschreibung", die in einem Gesammtbilde alles Geschaffene im Erd- und Himmelsraume umfassen sollte, soweit es in unserer Zeit erkannt worden. Jahrzehnde hindurch trug er sich mit diesem großen Gedanken, und erst spät, in der Mitte seiner siebziger Jahre, in einem Alter, wo der gewöhnliche Mensch, stumpf und ermüdet, ins Grab steigt, begann er noch mit Jugendmuth und Manneskraft die Ausführung dieser Arbeit. „Nach einem langen und vielbewegten Leben", sagt er selbst, „wo Alter und Abnahme physischer Kräfte Ruhe gebieten, drängt es, daß sich der Geist des eingesammelten Stoffreichthums bemächtige und die angehäufte Masse empirischer Erfahrung wenigstens theilweise einer Vernunfterkenntniß unterworfen werde." H. bezeichnet sein Werk als „Kosmos", d. i. Schönheit, Ordnung, Welt zugleich — oder „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung". Er veröffentlichte den ersten Theil im Jahre 1845, den vierten 1858; der fünfte und letzte, an dem er noch rüstig in seinen letzten Lebensmonaten arbeitete, ist aus seinem Nachlasse zu erwarten. Die beiden ersten Theile enthalten das Gesammtgemälde der Natur, „die Verallgemeinerung, in der die Weltanschauung als ein Ganzes auftritt", sodann die geschichtliche Entwickelung der menschlichen Naturerkenntniß im Laufe der Zeiten. In den übrigen Theilen folgt, auf die Betrachtung des Weltganzen, die speciellere Ausführung unsers heutigen Naturwissens in Bezug auf das Firmament wie auf das Innere und Äußere der Erde. H. hält, wie allerwärts, so auch im „Kosmos" fest an der streng wissenschaftlichen Erörterung, stellt mit Nüchternheit die Naturgesetze auf, welche bisher sicher erkannt worden, und bewahrt eine weise Zurückhaltung in dem, was erst die Zukunft aufhellen oder was vielleicht dem menschlichen Geiste ganz verborgen bleiben wird. Zugleich aber verleiht er auch dem strengen, kalten Stoffe einen Hauch des Lebens, weiß er der Abstraction eine Anschaulichkeit zu geben und eine Freiheit und Anmuth der Form zu entwickeln, wie dies nur ein so allseitig begabter und tief durchgebildeter Geist zu leisten vermag. Der Mann der exacten Wissenschaft zeigt, daß er auch ein Zögling der Musen und Grazien, daß er der Freund Schiller's und Goethe's, daß ihm die vollendetste classische Bildung und Erziehung eigen ist. Jeder empfängliche Mensch wird aus diesem erhabenen Dome der Wissenschaft mit nachhaltiger Anregung und Begeistigung heraustreten. Der Sachkenner wird überdies die unermeßliche Fülle des Materials bewundern und die gewaltigen Bruchstücke zu weiterm Nutzen verwenden. Nur unter den ganz besondern Umständen, die in dem Leben H.'s zusammentrafen, konnte ein solches Weltbuch entstehen, das für alle Zeiten ein bleibendes Denkmal der Natur- und Weltanschauung unserer Culturepoche sein wird.

H. lebte in den letzten Jahrzehnden in Zurückgezogenheit bald in Berlin, bald auf dem benachbarten Familiengute Tegel, umgeben von seinem treuen langjährigen Diener und Reisebegleiter Seifert, dessen Name durch die Stellung bei dem großen Gelehrten gleichsam historisch geworden ist. Doch nahm er bis zu seinem Tode an allem auf das lebhafteste theil, was die Literatur und Wissenschaft, die Gesellschaft, den Staat, das Vaterland, die Welt und die Menschheit bewegte. Noch im höchsten Alter erfüllte er persönlich die Pflichten und Rechte des Bürgers als politischer Wähler. Seine Beziehungen zu dem preußischen Königshofe waren unter dem Kunst und Wissenschaft liebenden Friedrich Wilhelm IV. ganz besonders innig geworden, obschon er auch in diesen Verhältnissen seine freien Überzeugungen in Religion und Politik nicht verleugnete. Gern benutzte er seinen Einfluß an hoher Stelle, um wissenschaftliche Unternehmungen zu fördern und vielversprechenden jungen Männern die Wege zu ihrem Emporkommen zu öffnen. Indessen zeigte sich H. nicht nur hülfreich, wenn es galt der Wissenschaft zu dienen, sondern er war überhaupt von der edelsten Gesinnung und dem aufrichtigsten Wohlwollen gegen alle Menschen durchdrungen. Wer sich ihm mit irgendeinem Anliegen nahte, dem suchte er auch durch Rath und That zu helfen. Sein edles Herz und freundlicher Sinn sind ihm immer offen geblieben, wenn er auch zuweilen getäuscht oder mit Undank belohnt worden ist. Er ließ es sich selbst nicht verdrießen, Manuscripte zu lesen, Vorreden, Einleitungen und Empfehlungsbriefe zu schreiben, um sprossenden Talenten zur Einführung in Literatur und Welt förderlich zu sein. Unaufgefordert ermunterte er auch durch seine Zusprache diejenigen, deren Leistungen Anerkennung verdienten. Seinen Briefwechsel pflegte er stets eigenhändig zu besorgen, mochte es Hohe oder Niedere betreffen. Da er außerdem mit allen bedeutenden Männern der Wissenschaft durch die ganze Welt in unausgesetzter Verbindung stand, auch oft genug von Staatsregierungen, Behörden u. s. w. bei großen mit der Wissenschaft verknüpften Fragen und Unternehmungen zu Rathe gezogen wurde, so nahm dieser Briefwechsel mehr und mehr riesenhafte Dimensionen an. Noch kurz vor seinem Ende sah H. sich darum genöthigt, öffentlich die Bitte auszusprechen, man möge sich mit Zuschriften und Anliegen an ihn mäßigen. Trotz eines Lebens voller Anstrengungen und der ungewöhnlichen Zahl seiner Jahre erhielt ihm ein gütiges Geschick bis in seine letzten Lebenstage eine wunderbare Frische und Kraft des Geistes. In den letzten Jahren mahnten ihn aber verschiedene Krankheitszufälle, daß sich auch an ihm das Gesetz der Natur, dem er so tief nachgeforscht, endlich erfüllen müsse. Er bestellte sein Haus und sah mit der erhabenen Ruhe eines Weisen seinem Hintritt von diesem Erdenschauplatze entgegen. Nur wünschte er noch eine Spanne Zeit und die

Kraft, sein größtes Werk, den „Kosmos" zu vollenden. Diese Gunst ist ihm denn auch gewährt worden. H. hatte sein früher bedeutendes Vermögen seinen Forschungen und deren Veröffentlichung zum Opfer gebracht; er hinterließ nichts weniger als irdische Reichthümer. Seine kostbare Bibliothek vermachte er seinem treuen Diener Seifert, um dessen Lage zu sichern. Unter seinen zurückgelassenen Manuscripten befand sich sein Tagebuch, das nach seinem Willen niemals veröffentlicht werden soll, und ein geographisches Werk von ungewöhnlichem Umfange. Seine Leichenfeier ward am 10. Mai unter großer Theilnahme zu Berlin begangen, nach Anordnung des Prinz-Regenten mit fürstlichen Ehren. Am nächsten Tage erfolgte vom Dome aus die Beisetzung der Überreste im Familienbegräbniß zu Tegel. Mit H. schied der zur Zeit populärste Mann auf beiden Hemisphären. Und in der That gehörte auch seine Entwickelung, seine Wirksamkeit, seine Lebensanschauung und sittliche Lebenspraxis der ganzen Welt an. Aber gerade dieser kosmopolitischen Eigenschaften wegen war er mehr als von Geburt, war er auch von Charakter ein wahrer und großer Deutscher! *)

* **Johann** (Baptist Joseph Fabian Sebastian), Erzherzog von Österreich, k. k. Feldmarschall, starb am 10. Mai 1859 im siebenundsiebzigsten Lebensjahre an einer Lungenlähmung zu Graz. Geboren am 20. Jan. 1782 zu Florenz, war er das dreizehnte Kind und der neunte Sohn Kaiser Leopold's II. aus dessen Ehe mit der Infantin Marie Luise, Tochter König Karl's III. von Spanien, also ein jüngerer Bruder Kaiser Franz' I., Oheim Kaiser Ferdinand's I. und Großoheim des jetzt regierenden Kaisers Franz Joseph I. Erzherzog Johann widmete sich frühzeitig mit Vorliebe naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Studien sowie der Kriegskunst, ist jedoch im allgemeinen als Feldherr wenig glücklich gewesen. Im Jahre 1800 mußte er als achtzehnjähriger Jüngling ohne Erfahrung den Oberbefehl des österreichischen Heeres übernehmen und wurde am 3. Dec. bei Hohenlinden, am 14. Dec. bei Salzburg trotz persönlicher Tapferkeit durch die Franzosen unter Moreau geschlagen. Im Kriege von 1805 wirkte er mit großem Patriotismus für die Volkserhebung in Tirol, befehligte auch ruhmvoll die österreichische Heeresabtheilung in diesem Lande, vermochte aber natürlich die allgemeine Niederlage der österreichischen Waffen nicht zu hindern. Auch im Kriege von 1809 betrieb er den tiroler Aufstand und übernahm den Oberbefehl des Heeres von Innerösterreich, das in Tirol und Italien operiren sollte. Er schlug nach mehreren glücklichen Gefechten den Vicekönig Eugen am 16. April bei Salice und drang bis an die Etsch vor, erlitt indessen auf seinem Rückzuge zur Rettung des hart bedrängten Wien am 8. Mai an der Piave eine Niederlage, am 14. Juni eine noch schwerere bei Raab. Ob er durch das Waffenunglück in Wahrheit verhindert ward, seinem Bruder, dem Erzherzoge Karl, in der Schlacht bei Wagram rechtzeitig und entscheidend zu Hülfe zu kommen, ist eine Frage, die bisher verschieden beantwortet wurde. Im Feldzuge von 1815 befehligte der Erzherzog Johann die österreichischen Reserven am Oberrhein und erzwang am 26. Aug. die Capitulation von Hüningen. Schon seit dem Jahre 1809 stand er bei Hofe in einer gewissen Ungnade, die ihn von den großen Staatsangelegenheiten fern hielt. Man hegte, aufrichtig oder nicht, gegen den namentlich in Tirol sehr populären Prinzen den Verdacht ehrgeiziger Plane, die ihm ohne Zweifel nie in den Sinn kamen. Der Prinz wandte sich seitdem mit entschiedener Vorliebe Steiermark zu und begründete sich hier einen friedlichen und sehr segensreichen Wirkungskreis. Erst die Ereignisse des Jahres 1848 entzogen ihn wieder dem bürgerlichen Leben, indem ihn der geflüchtete Kaiser Ferdinand zu seinem Stellvertreter in Wien ernannte, während ihn die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. zum deutschen Reichsverweser erwählte. Diese Wahl wie ihre Annahme war ein gleich großer Misgriff. Der Erzherzog konnte weder noch wollte er wol auch die Hoffnungen erfüllen, welche anfänglich wenigstens die Mehrheit des deutschen Volks an ihn knüpfte. Seine Reichsverweserschaft lief, namentlich seit der Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser, in eine offene Hüterschaft des österreichischen Interesse aus. Im Jahre 1827 vermählte sich Erzherzog Johann morganatisch mit Anna, geborenen Plochel (geb. am 6. Jan. 1804), der Tochter des Postmeisters zu Aussee am Grundelsee (im sogenannten steiermärkischen Salzkammergute), die er auf seinen Gebirgsreisen zufällig bei einem Tanzvergnügen kennen lernte, und die später zur Gräfin von Meran und Freiin von Brandhof erhoben wurde. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, Franz (geb. am 11. März 1839), Graf von Meran, Frhr. von Brandhof, zur Zeit Hauptmann im k. k. Infanterieregiment Großfürst Konstantin. **)

* **Sieveking** (Amalie Wilhelmine), eine Verwandte des hanseatischen Staatsmanns Karl S., starb zu Hamburg in der Nacht vom 1. zum 2. April 1859 nach langem schweren Krankenlager im Alter von 65 Jahren. Ihr ganzes Leben hindurch hatte sie ihre Thätigkeit mit günstigstem Erfolge der Begründung und Förderung milder Stiftungen und Vereine gewidmet, und sich durch den von ihr mit seltener Einsicht und Energie geleiteten weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege einen Namen erworben.

---

*) Es konnte hier nur unsere Aufgabe sein, neben einer kurzen Charakteristik einige Notizen über die Familie und die letzten Lebensjahre Alexander von H.'s nachzutragen. Eine ausführlichere, von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung befindet sich im achten Bande der „Gegenwart", des Werkes, von dem „Unsere Zeit" die Fortsetzung bildet. Auf Grund dieser Autobiographie ist auch die Lebensbeschreibung H.'s in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" abgefaßt worden. Beide Artikel enthalten demnach über das äußere Leben des großen Mannes das Zuverlässigste, was geboten werden kann. D. Red.

**) Außer dem „Conversations-Lexikon" enthält auch die „Gegenwart" (im ersten Bande, S. 586—616) eine ausführlichere Lebensbeschreibung des Erzherzogs Johann, zu welcher der Frhr. von Hormayr, der bekanntlich in enger Beziehung zu dem Prinzen stand, die Materialien geliefert hat. D. Red.

Heinrich Barth's
Reisen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55.*)

Dritter Artikel.

Die Reise nach Timbuktu und die Rückkehr nach Europa.

Es war am 25. Nov. 1852, als Dr. Barth Kukaua verließ, um seine denkwürdige Reise nach Timbuktu anzutreten. Man hat ihm in England zum Vorwurf gemacht, daß er seinem ursprünglichen Plane, ostwärts nach dem Indischen Ocean oder dem Nil vorzudringen, untreu geworden sei, ja man hat von gehässiger Seite behauptet, er wäre froh gewesen, durch Richardson's Tod von der Verpflichtung zu weitern Wagnissen entbunden zu sein, und hätte, nur auf seine Sicherheit bedacht, möglichst schnell die Heimreise mit dem „kleinen Umweg" über Timbuktu angetreten. Selbst ohne gründlichere Kenntniß der Verhältnisse muß jeder, dessen Urtheil nicht durch kleinlichen Nationalstolz befangen ist, solchen Anklagen entschieden entgegentreten. Sowol nördlich als südlich vom Tsadsee hatte Barth unter augenscheinlicher Lebensgefahr versucht, sich einen Weg nach Osten zu bahnen, aber er erkannte, daß es für ihn allein und bei seinen äußerst beschränkten Mitteln geradezu unmöglich sei, nach dieser Richtung hin die Schranke zu durchbrechen, welche der ungeordnete politische Zustand, die Fehden der einzelnen Machthaber und der beständige Kampf zwischen Islam und Heidenthum überall im Sudan dem Reisenden entgegenstellen. Der Süden war ihm gänzlich verschlossen, wie die Reisen nach Adamaua und Mußgu bewiesen hatten, und so blieb nur der Weg nach Westen übrig, wo trotz der frühern Arbeiten Mungo Park's, Laing's, Clapperton's, der Gebrüder Lander und anderer zur Aufklärung der wichtigsten geographischen Fragen noch unendlich viel zu thun war. Dazu kam, daß Lord Palmerston in dem Schreiben, worin er Dr. Barth nach Richardson's Tode zum Chef der Expedition ernannte, diesem völlig freie Wahl hinsichtlich seiner weitern Unternehmungen gelassen und ausdrücklich auf ein Vordringen nach Timbuktu hingedeutet hatte. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß Dr. Barth berechtigt war, die Richtung nach Westen einzuschlagen, und wenn die Reise nach dem Niger im Vergleich zu der nach dem Nil leichter ausführbar erschien, so darf man doch nicht vergessen, daß sie bei der Lage, in welcher sich Barth befand, eins der kühnsten Wagnisse war, die jemals ein Reisender ausgeführt hat. Die Geldsendung, welche Dr. Barth bei seiner Rückkehr von Bagirmi erhalten hatte, war beinahe ganz verbraucht durch die Bezahlung von Schulden, welche die Mitglieder der Expedition unter sehr unvortheilhaften Bedingungen während der Zeit gemacht hatten, als sie ohne Mittel gelassen waren; auch von den gesandten Waaren war ein großer Theil schon verwendet, da eine Menge Freunde belohnt werden mußten, die so lange Zeit über ihre Gastfreundschaft gegen sie bewiesen und ihnen wesentliche Dienste geleistet hatten, fast ohne die geringste Erkenntlichkeit dafür zu finden. Eine Summe von 400 Thlrn. nebst einer Kiste mit englischen Stahlwaaren, die von Tripoli abgeschickt worden, war durch die Gewissenlosigkeit des Boten in Bilma liegen geblieben, und so blieb nur die Aussicht auf 1000 Thlr., die nach Sinder unterwegs waren, denn sobald der Reisende Sinder passirt haben würde, konnte er keine frische Unterstützung erwarten. Dort rechnete er auch darauf, einige neue Instrumente zu erhalten, da der größere Theil seiner Thermometer zerbrochen war und er zur Zeit nichts besaß, um hypsometrische Beobachtungen zu machen. Die eingezogenen Erkundigungen über die westlichen Landschaften hatten ihn mit den Schwierigkeiten, die seiner warteten, bekannt gemacht, er war sich völlig bewußt, daß er im nächsten Verlauf seiner Unternehmung nicht im Stande sein würde, weitere Hülfe von der Freundschaft und dem Schutze des Scheichs von Bornu zu ziehen, und daß es unmöglich sein würde, den mittlern Lauf des Niger zu bereisen, der ganz in den Händen gesetzloser Tuareghorden ist, ehe er sich den Schutz eines in jenen Gegenden mächtigen Häuptlings erworben hätte; aber er war mit dem Vertrauen

*) Der erste Artikel, „Die Reise bis Kuka" behandelnd, ist im ersten Bande (S. 545—574), der zweite Artikel, den „Aufenthalt in Kuka und die Reisen nach Adamaua, Kanem, Mußgu und Bagirmi" umfassend, im zweiten Bande (S. 16—45) dieses Werks enthalten. Der vorliegende dritte Artikel schließt unsere Berichte über Barth's Reisen in den Jahren 1849—55. D. Red.

erfüllt, daß der Scheich El-Bakay in Timbuktu, von dem er sich doch nur nach den Berichten anderer eine Meinung gebildet, ihn freundlich aufnehmen und beschützen würde, und auf diese zweifelhafte Aussicht hin zog er frohen Muthes von Kukaua aus.

Mit vier Pferden und vier Kameelen versehen, begleitet von acht Dienern, unter denen Mohammed der Gatroner und die beiden freigelassenen Sklaven Abbega und Dorregu, die ihm später nach Europa folgten, und mit 200 Thlrn. und einigen Waaren ausgestattet, schlug Dr. Barth zunächst den Weg nach Surrikulo ein, indem er den jetzt über seine Ufer getretenen, von der üppigsten Vegetation eingefaßten Komadugu-Waube bei der Stätte von Birni, der alten Hauptstadt des Königreichs Bornu überschritt und die uns schon bekannte Provinz Manga durchwanderte. Von Surrikulo aus wandte er sich aber nördlich nach dem nordwestlichsten Theile des Bornureichs, den Provinzen Munio und Sinder. Bald zeigten sich einzelne Granithöhen und zusammenhängende Hügelreihen, denn Munio springt als ein Triangel von bedeutender Länge von dem Herzen des Sudan aus nach dem Rande der Wüste vor und bildet ein Mittelglied zwischen dem flachen Fruchtlande und dem höher gelegenen, von Granit- und Sandsteinbergen durchzogenen Wüstengebiet, wie es auch in politischer Beziehung den Übergang von einer Provinz mit festen Ansiedelungen und einem leidlich geordneten Regierungswesen zu dem ruhelosen und wirrenvollen Gebiet der nomadischen Tuareg darstellt. Das ganze Land zwischen diesem vorgeschobenen Sporn und Kanem bildete in frühern Zeiten, während der Blüte des Bornureichs, volkreiche Provinzen und der ganze östliche Theil dieser nördlichen Provinzen zwischen Kanem und Munio ist erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als sich die Tuareg politisch von den Kanori gänzlich abgesondert hatten, verwüstet und entvölkert worden, während die energischen Beherrscher von Munio nicht allein ihr kleines Gebiet mit Erfolg gegen jene Raubhorden vertheidigten, sondern in gewisser Beziehung selbst erweiterten, indem sie allmählich Übergriffe in die benachbarten Sitze der Diggera, eines Tuaregstammes, machten. Der Munioma oder Statthalter, welcher in der Stadt Gure einen solid gebauten und schmuckreichen Palast bewohnt, soll 1500 Reiter und 8—10000 Bogenschützen ins Feld stellen können. Seine jährlichen Einkünfte schätzt man auf 30 Mill. Muscheln oder etwa 10000 spanische Thaler. Außerdem erhält er den zehnten Theil der Ernte, denn in allen nordwestlich vom Komadugu gelegenen Provinzen Bornus gehört auf Grund der eigenen Selbständigkeit, mit der die Statthalter derselben ihre Unabhängigkeit gegen die Fulbe oder Fellata vertheidigt haben, der Tribut dem jedesmaligen Statthalter und ist nicht, wie das in den Provinzen östlich vom Komadugu der Fall ist, dem Oberherrn in Kukaua abzuliefern. Jeder erwachsene männliche Bewohner von Munio hat überdies 1000 Muscheln für sich selbst, für jeden Sklaven 2000 und für jeden Packochsen 1000 Muscheln mehr zu entrichten. Gemäß der verschiedenartigen Bodengestaltung trifft man in Munio eine wohlthuende Mannichfaltigkeit der Landschaft, rasch wechseln kahle Wüstenstriche mit den prächtigsten Hainen von Dattelpalmen, Tamarinden, Ficus und andern Bäumen, Ebenen, die nur mit Gras und Pfriemenkraut oder mit einem Gebüsch von Mimosen und Capparis sodata bewachsen sind, mit üppigen Einsenkungen, romantischen Schluchten oder wohlbebauten Feldern, auf denen hauptsächlich Weizen und Baumwolle gezogen wird. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren auch die Natronseen mit ihrer schneeweißen Oberfläche und üppig grünen Vegetation ringsum, die hier und da in Munio vorkommen und fleißig ausgebeutet werden.

Einen ganz ähnlichen Charakter hat die westlich anstoßende Provinz Sinder, die schon durch Richardson's Tagebuch genauer bekannt geworden ist. Gerade am Weihnachtstage erreichte Dr. Barth die gleichnamige Hauptstadt. Eine große Felsmasse erhebt sich auf ihrer Westseite, während andere in Längenzügen sich rund um die Stadt her verbreiten, sodaß sich eine reichliche Wassermenge in geringer Tiefe unter der Oberfläche ansammelt und hier eine bei weitem mannichfaltigere Pflanzenfülle erzeugt, als man sonst zu sehen gewohnt ist. Besonders wird eine ansehnliche Menge Taback gebaut und mehrere Gruppen Palmbäume erhöhen den eigenthümlichen Charakter der umgebenden Vegetation. In der Stadt selbst herrscht ein reges Treiben. Allerdings gibt es außer einiger Indigofärberei fast keine Industrie in Sinder; aber seine commerzielle Bedeutung hat in neuerer Zeit so zugenommen, daß es mit einigem Rechte „das Thor des Sudan" genannt werden kann. Natürlich ist seine Bedeutung ganz allein auf die Macht des Königreichs Bornu gegründet, dessen directe Verbindung mit dem Norden auf der westlichen Straße über Rhat und Ghadames durch Sinder vermittelt wird. Denn diese westliche Straße hat den großen Vortheil vor der östlichen oder Fesanstraße voraus, daß selbst kleinere Karavanen auf ihr mit einem gewissen Grade von Sicherheit einherziehen können, und die

Wichtigkeit derselben hat unendlich zugenommen seit dem Verfalle und der größern Unsicherheit der großen directen Straße von Bornu nach Fesan. Es war interessant, daß gerade damals die geschäftigste Zeit für die Einwohner eintrat, nämlich durch die kurz vorher stattgehabte Ankunft der Salzkaravane der Kelowi; alle Weiler um die Stadt umher waren voll von diesen Wüstenhändlern, welche es sich während ihrer Mußestunden angelegen sein ließen, bei Musik und Tanz so lustig wie möglich zu sein. Die Ankunft dieser Leute gab auch Dr. Barth Gelegenheit, seinen alten Freund, den Häuptling von Tintellust, wiederzusehen.

Am 20. Jan. 1853 erhielt unser Reisender die erwartete Sendung von 1000 Thlrn., aber sie war nicht von den gehofften Instrumenten und Briefen begleitet. Er machte nun rasch seine Vorbereitungen zu dem Aufbruch nach Westen und beendete namentlich seine Ankäufe, zum Gesammtwerthe von 258 spanischen Thlrn., in allen Arten Artikeln, die ihm auf seinen fernern Unternehmungen nützlich sein möchten, wie rothe Tuchburnuse, weiße Turbane, Spiegel, Nelken, Rasirmesser, Rosenkränze und eine Anzahl anderer Artikel, zu deren Ankauf er zur Zeit die beste Gelegenheit hatte, da alle arabischen und europäischen Producte nach der Ankunft der Kafla zu bezüglich billigen Preisen zu haben waren. Nachdem er sich außerdem noch mit zwei vortrefflichen Kameelen versehen hatte, brach die kleine Karavane am 30. Jan. nach Gasaua auf. Der Weg dahin war keineswegs sicher, da jener Grenzgau, der zwischen dem Gebiete der unabhängigen Haussaua und demjenigen der Fulbe liegt und das Feld ununterbrochener Kriegführung und Gewaltthätigkeiten ist, passirt werden mußte. Die Anwesenheit der asbenauer Salzhändler, die eben jetzt dieses Land durchzogen, trug zwar zur Belebung der Landschaft viel bei, vermehrte aber keineswegs die Sicherheit derselben, denn es stellte sich zugleich mit ihnen Raubgesindel in Menge ein. So traf Dr. Barth hier einen Targi von Selufiet wieder, welcher der Hauptanstifter des Raubzugs gewesen war, der gegen die Expedition bei ihrem Eintritt in Air unternommen wurde. Aber die kleine Karavane passirte den unsichern District ohne Unfall und erreichte schon nach wenigen Tagen die Stadt Gasaua, wo sich Dr. Barth bereits im Januar 1851 einige Zeit aufgehalten hatte. Von hier nach Katsena verfolgte er in Begleitung mehrerer Abtheilungen der Salzkaravane genau dieselbe Straße wie zwei Jahre zuvor.

Das Haus, das man dem Reisenden in Katsena angewiesen hatte, war geräumig, aber alt und verfallen und so voll Erdameisen, daß er die größte Sorgfalt anwenden mußte, um nicht allein sein Gepäck, sondern auch sich selbst vor diesen gefräßigen Thieren zu schützen. Sie zerstörten sogar alles, was an hölzernen Pflöcken an der Mauer aufgehängt war, wohin sie wunderbar schnell ihre unterirdischen Gänge führten; ja es ging selbst so weit, daß Barth, als er eines Tages eine Stunde auf einer Thonbank in seinem Zimmer saß, beim Aufstehen ein großes Loch in seiner Tobe fand, indem diese geschickten und unablässig thätigen Grubenarbeiter ihren Weg durch das Innere der Thonwände bis zu dem Platze gefunden, wo er saß, demgemäß ihre bedeckten Gänge gebaut und mit ungeheuerer Gefräßigkeit sein Hemd angegriffen hatten, alles binnen einer Stunde. In mancher andern Beziehung war jedoch der diesmalige Aufenthalt in Katsena ein angenehmer. Der excentrische Statthalter empfing den Reisenden mit unverstellter Zufriedenheit als einen alten Bekannten und äußerte sich wohlgefällig über das ihm dargebrachte Geschenk, das aus einem Tuchburnus, einem Kaftan, einem Taschenpistol, zwei Musselinturbanen, einer rothen Mütze, zwei Zuckerhüten und einigen kleinern Artikeln bestand. Dennoch sah sich Barth genöthigt, ihm später eine zweite Pistole zu geben, worauf er sich für das Paar ein Futteral machen ließ und es beständig an sich herumtrug; er setzte damit alle Menschen in Schrecken, indem er sie blind in ihr Gesicht abschoß. Bei dem überaus unruhigen Zustande aller dieser Provinzen war es auch ein günstiger Umstand, daß der Ghaladima von Sokoto, der als Inspector der Provinzen Katsena und Sanfara den Tribut derselben in Empfang genommen hatte, gerade um diese Zeit die Rückreise von Katsena aus antreten wollte, denn unter seinem Schutze konnte Barth verhältnißmäßig sicher reisen. So machte er denn rasch die noch nöthigen Einkäufe und hoffte bald aufbrechen zu können, da sich schon die Vorboten der Regenzeit einstellten. Aber so schnell sollte er nicht fortkommen. Da das Heer der Goberaua im Begriff war, einen großen Kriegszug in das Gebiet der Fulbe zu unternehmen, so mußte man erst Gewißheit erlangen, welche Richtung das feindliche Heer einschlagen würde. Wirklich trat das letztere am 7. März seinen Marsch an, aber erst am 18. erhielt man in Katsena Kunde, daß die Straße nach Sokoto frei sei. Drei Tage darauf verließen die Reisenden die Stadt.

Es war ein schöner Morgen und obgleich die Regenzeit in dieser Provinz noch nicht ihren Anfang genommen hatte, waren doch schon viele Bäume mit jungem Laube bedeckt, als wenn

sie die befruchtende Macht der bevorzugten Jahreszeit vorausempfunden hätten. Es ist dies die Folge der in dieser Zeit, ehe der Niederschlag beginnt, mit Wasserdünsten geschwängerten Luft. Der Balanites Aegyptiacus hatte etwa um Anfang März angefangen neue Blätter zu treiben, und die Parkia entfaltete im schönsten Purpur ihren Blütenschmuck, der an langen Sprossen von den Zweigen weit herabhing. Die Parkia, die im ganzen Lande Bornu vergeblich gesucht wird, bildet in den Provinzen Katsena und Saria die Hauptvertreterin des Pflanzenreichs. Von ihren Samenschoten bereiten die Eingeborenen chocoladenartige Kuchen, mit denen sie ihre Nahrung würzen. Außerdem war die Landschaft mit Tamarindenbäumen, Baobabs, Delebpalmen und Butterbäumen geschmückt und selbst die Dumpalme fehlte nicht, um mit ihrem gelben, fächerartigen Laube der frischern Vegetation umher gelegentlich mehr Abwechselung zu verleihen. Dazwischen machten Tabackpflanzungen und Felder mit Baumwolle, Brotwurzeln und Indigo sowie zahlreiche Viehheerden einen friedlichen, wohlthuenden Eindruck. Um das feindliche Heer zu vermeiden, hielten sich die Reisenden zuerst südwärts, anstatt die westliche Richtung gerade auf Sokoto zu verfolgen, passirten die befestigten, in anmuthigen, gut angebauten Landschaften gelegenen Städte Kuraje, Kurreſi und Sekka, sowie mehrere in den jüngsten Kämpfen zwischen den heidnischen Goberaua und den Fulbe zerstörte Orte, und wandten sich dann erst wieder nordwestlich, um ziemlich parallel mit dem bei Sokoto vorbeifließenden und in den Niger mündenden Gulbi-n-Sokoto weiter zu ziehen. Jetzt galt es, eine der gefährlichsten Strecken der ganzen Reise zurückzulegen, einen dichten Wald ohne menschliche Wohnungen, in welchem sich gerade jetzt das Heer der Goberaua aufhielt. Es wurde daher die Nachtzeit zu dem Marsche gewählt, und mit äußerster Vorsicht wandte man sich so rasch als möglich durch das dornige Gestrüpp, das nur hier und da von offenen, mit Rohrgras bekleideten Stellen unterbrochen wurde. Um Mitternacht erreichte man in einer grasreichen, von niedrigen Felsklippen eingeschlossenen Thalmulde die Stätte eines vor drei Jahren durch die Goberaua zerstörten Orts und schickte sich an, hier den Rest der Nacht zuzubringen; aber plötzlich wurden frische Spuren entdeckt, welche anzeigten, daß der Feind am verflossenen Tage hier gelagert und eine östliche Richtung eingeschlagen hatte. Die ganze Schar wurde von Schrecken erfüllt, ängstlich sprengten die Reiter hin und her, der Plan, hier einige Stunden Rast zu machen, wurde ohne weiteres aufgegeben und mit einem Vortrab von 20, und einem Nachtrab von 50 oder 60 Reitern ging es rastlos, aber vorsichtig vorwärts. Nachdem sie so bis zu gänzlicher Erschöpfung die ganze Nacht hindurch marschirt waren, traten sie beim Anbruch des Morgens in eine offene angebaute Landschaft hinaus und kamen nach einigen Stunden zu der bedeutenden, mit einer Thonmauer umgebenen Stadt Bunka, welche aber gleichsam nur die Vorstadt des eine halbe Stunde entfernten Sürmi bildet.

Sürmi ist selbst jetzt noch eine ansehnliche Stadt mit etwa 12000 Einwohnern, aber seitdem sie der Herrschaft der Fulbe unterworfen ist, vermag sie nur durch einen fortwährenden Kampf mit Gober und Maradi ihre Existenz zu behaupten. Auch ist der gegenwärtige Machthaber derselben nicht mehr Herr von ganz Sanfara, wie dies zur Zeit Kapitän Clapperton's der Fall war, der sie auf seiner Reise nach Sokoto ebenfalls besuchte; denn die Fulbe haben es für ihre Politik zuträglicher gefunden, jeden Statthalter einer ummauerten Stadt in dieser Provinz unter die directe Oberhoheit von Sokoto zu stellen, um den etwa infolge des Aufstandes eines einzigen Mannes möglichen Verlust der ganzen Provinz zu verhüten. Die Frucht dieser Politik, verbunden mit der allgemeinen Schwäche des Reichs Sokoto, ist, daß diese Provinz, die vor 90 oder 100 Jahren, als Abd-e-Rahman dem arabischen Reisenden Niebuhr seine Straße von Tripoli nach Sanfara mittheilte, fast das blühendste Land im ganzen Sudan war, gegenwärtig in eine Menge kleiner Staaten zerstückelt ist, von denen ein jeder eine andere Politik verfolgt. So ist es überaus schwierig zu bestimmen, welche Städte noch von der Herrschaft der Fulbe abhängig sind und welche der Partei ihrer Feinde, der Goberaua, folgen.

Über Dutschi, dessen Wohnungen zwischen wildromantischen Felsen zerstreut liegen, und Badaraua, wo ein bedeutender Baumwollenmarkt gehalten wird, ging es in nordwestlicher Richtung weiter nach Ssanssane-Aissa, der wichtigsten Stadt, welche die Fulbe in dieser Gegend gegründet haben, und Residenz des ältesten Sohnes und muthmaßlichen Nachfolgers des Emir von Sokoto. Hier stand nun wieder ein schwieriger Tagemarsch bevor, die Passage der Wildniß von Gundumi, die nur in einem forcirten Marsche durchzogen werden kann. Dies ist aber mit einer solchen Anstrengung verbunden, daß sie selbst auf einen Mann von Clapperton's Energie den Eindruck der beschwerlichsten Reise machte, die er je zurückgelegt. Kaum hatten die Reisenden den Wald betreten, welcher den allen ausgedehnten Waldungen des Sudan gemeinsamen

einförmigen und düstern Charakter trägt, als sie den richtigen Pfad verfehlten. Sie mühten sich eine Zeit lang vergebens ab, sich durch ein undurchdringliches Dickicht einen Weg zu bahnen, fanden aber endlich nach einem beträchtlichen Zeitverlust — eben nichts Erfreuliches am Anfang eines verzweifelten Marsches von beinahe 30 Stunden — mit genauer Noth unter Leitung eines Pullohirten den rechten Pfad wieder. Dann verfolgten sie rastlos ihren Marsch durch den dichten Wald den ganzen Tag hindurch und noch die folgende Nacht und begegneten erst am andern Morgen kurz vor 11 Uhr einem Zeichen von Anbau. Da, als sie höchst ermüdet und kaum fähig waren, sich aufrecht zu erhalten, kamen ihnen einige Reiter entgegen, die man, wohlversehen mit Wasserschläuchen, von dem Dorfe Gauassu ausgesandt hatte, um die Nachzügler aufzubringen, welche vor Durst und Müdigkeit zurückgeblieben waren. In der That gab es manche, die ihres Beistandes bedurften, eine Frau war der Ermüdung im Laufe der Nacht ganz und gar erlegen. Der Bewohner Afrikas kann ein ungeheueres Maß von Strapazen ertragen, jedoch muß er sein Gemüth durch belebenden Gesang erfrischen können; aber auf einem solchen forcirten Marsche fühlt er die Ermüdung um so mehr, da die Gefahr vor lauernden Feinden das größtmögliche Stillschweigen und die äußerste Ruhe zur Pflicht macht.

Bei Gauassu, das einige Meilen östlich von Wurno liegt, hatte Aliu, der Emir-el-Mumenin (d. i. Fürst der Gläubigen), sein Lager bezogen und bereitete sich eben vor, einen Heereszug gegen die Goberaua zu unternehmen. Er empfing Dr. Barth mit großer Freundlichkeit, schickte ihm einen Ochsen, vier fette Schafe und zwei große Säcke Reis und versprach ihm nicht nur, seine Weiterreise nach Timbuktu durch seinen weit reichenden Einfluß möglichst zu erleichtern, sondern auch einen Freibrief auszustellen, der allen englischen Kaufleuten bei einem Besuche seines Gebiets in Handelszwecken volle Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum gewähre. Über die von Dr. Barth ihm dargebrachten Geschenke, unter denen sich ein Paar reich mit Silber ausgeschlagene Pistolen befanden, war er hoch erfreut. Tags darauf brach er mit seinem Heere nach Osten auf, während Barth nach Wurno ging, um hier seine Rückkehr zu erwarten.

Die Fulbe oder Fellata, die sich schon seit mehreren Jahrhunderten von den Gegenden am Senegal aus über einen großen Theil des Sudan bis nach Bagirmi hin verbreitet hatten, aber in kleine Abtheilungen zersprengt ohne Einfluß waren, erhoben sich erst im Anfang dieses Jahrhunderts zu politischer Bedeutung. Die Veranlassung dazu war folgende. Othman, ein Fulbehäuptling in der Gegend von Wurno, wo er bei seinen Landsleuten das Amt eines Imam verwaltete, versuchte denselben einen neuen religiösen Impuls zu geben, der sie über ihre kleinlichen Privatinteressen erhob und sie mit Verachtung gegen ihre heidnischen Beherrscher, die Goberaua, erfüllte. Baua, der Fürst von Gober, dem dies zu Ohren gekommen war, lud Othman sammt den übrigen Häuptlingen des dortigen Fulbestamms im Jahre 1802 vor sich und wies sie wegen der Ansprüche, die sie zu machen anfingen, mit Strenge zurecht. Othman aber, mit Unwillen erfüllt über die Art, wie er, der große Gläubige, sich von jenem Heiden behandelt sah, ward angespornt, den Versuch zu machen, sich und seine Stammesgenossen von der Gewalt des eingeborenen Landesherrschers zu befreien. Nachdem er daher seine Landsleute versammelt hatte, die ihm unter diesen Umständen das Amt und die Würde eines Scheichs übertrugen, erhob er die Fahne religiöser und politischer Genossenschaft („djemmaa") seiner Landsleute. Seine Unternehmung, wenigstens soweit sie auf Gober und dessen Hauptstadt Alkalaua Bezug hatte, war jedoch im Anfang keineswegs erfolgreich, indem er fast in jedem Zusammentreffen besiegt wurde; aber der Fanatismus und die daraus entspringende Kampflust seiner Anhänger, die er fortwährend durch seine religiösen Gesänge zu frischer Energie begeisterte, war so groß, daß er allmählich alle Hindernisse überwand und zuletzt glücklich genug war, den Grund zu einem ausgedehnten Reiche zu legen. Dabei wurde er nach Kräften von seinem Bruder Abd-Allahi unterstützt, der, obgleich ihm an Jahren überlegen, der erste gewesen war, der ihm seine Huldigung darbrachte, sowie auch und zwar ganz besonders von seinem Sohne Mohammed-Bello. Othman nahm seine Residenz zuerst in Gando, wo er lange Zeit hindurch belagert wurde, später in Sifaua, bis er sein Leben in einer gewissen fanatischen Ekstase endete. Bei seinem Tode setzte er seinen Bruder Abd-Allahi zum Herrscher über den westlichen Theil seines großen Reichs, mit Gando als Hauptstadt ein, während sein Sohn Mohammed-Bello den östlichen Theil erhielt. Dieser letztere, der in Sokoto residirte, ist durch Clapperton auch in Europa bekannt geworden und verdient überhaupt einen hohen Rang unter den afrikanischen Herrschern, denn er war nicht weniger durch seine große Liebe zur Gelehrsamkeit, als durch seine kriegerische Gesinnung ausgezeichnet. Er wie sein Bruder und Nachfolger Atiku (1832—37) wußten Ordnung in das aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Reich zu bringen; aber unter Aliu, einem

Sohne Bello's und Atiku's Nachfolger, machte sich der Geist nationaler Unabhängigkeit in einem weitgreifenden Befreiungskriege Luft, denn dieser Fürst scheint von den edeln Eigenschaften seines Vaters wenige ererbt zu haben, am allerwenigsten dessen kriegerische Gesinnung. In vielen Theilen des Reichs, wie in Chadedja, Kebbi, Sanfara und Adamaua, suchen sich die einzelnen Statthalter unabhängig zu machen und die Grenzen werden von den heidnischen Nachbarn ohne Unterlaß verwüstet, sodaß das Reich einer gänzlichen Auflösung entgegenzugehen scheint. Noch umfaßt es dieselben Provinzen, wie in seiner blühendsten Periode, mit Ausnahme von Chadedja; aber sowol die militärische Stärke dieser Provinzen, als auch die Zahlfähigkeit sind in bedeutendem Maße gesunken. Die Gesammtsummen der Einkünfte von allen Provinzen zusammen beträgt etwa 65000 Thlr. preuß. außer einem ungefähr gleichen Werthe in Sklaven und selbstgezogener Baumwolle oder eingehandelten Artikeln fremder, besonders europäischer und arabischer Manufactur. Die Armee zählt immer noch etwa 23000 Mann Reiterei bei einer weit größern Anzahl Fußgänger, sie würde sonach eine imponirende Macht bilden, wenn der zerrüttete Zustand jeder Provinz erlaubte, ihre Mannschaft von den bezüglichen Mittelpunkten wegzuziehen.

Wurno, die Residenz Aliu's, hat eine hübsche, dominirende Lage auf einem halb abgelösten Sporn des ein- und ausbiegenden, etwa 120 Fuß über die Ebene emporragenden Sandsteinzugs, an dessen Fuß der Gulbi-n-Sokoto oder Rima fließt; die Stadt selbst hat aber ein vernachlässigtes und schmuziges Aussehen und das Bett eines kleinen Regenbachs, das die Stadt durchzieht, bietet ein ganz abschreckendes Schauspiel dar, selbst schlimmer als die schmuzigsten Plätze einer der verlassenen Hauptstädte Italiens. Die umgebende Landschaft war jetzt, kurz vor Eintritt der Regenzeit nackt und pflanzenlos, nur einige wenige Baobab hatten der Dürre widerstanden und in dem Flußbett waren nur einzelne Pfützen zurückgeblieben, während zu Ende der Regenzeit die ganze weite Thalebene in einen dicht bewachsenen Sumpf verwandelt wird. Weiter nach Sokoto hin, das vier deutsche Meilen südwestlich von Wurno liegt, wird das Thal weit fruchtbarer, sodaß es Baumwolle, Yams, Zwiebeln, Zuckerrohr und namentlich Reis in bedeutender Menge hervorbringt. Ausflüge in dieses Thal und nach Sokoto selbst gewährten Dr. Barth eine erheiternde Unterbrechung in seinem wider Willen hinausgezogenen Aufenthalte zu Wurno. Die Hauptstadt des östlichen Fulbereichs fand er ziemlich leer und leblos, da sich viele Einwohner dem Kriegszug angeschlossen hatten. Das hauptsächlichste Viertel mit der Residenz Mohammed-Bello's war sehr zerstört und die königliche Wohnung selbst in einem Zustande des äußersten Verfalls. Besser bewohnt und erhalten war der westliche Stadttheil, wo der Palast Hamedu's, des Sohnes des verstorbenen Königs Atiku steht. Die Stadtmauer ist noch mit ziemlich gut erhaltenen Zinnen versehen, etwa 12 Fuß hoch und mit einem Graben umgeben. Auch das Haus, wo Kapitän Clapperton nach seiner langen Reise von der Küste über Nupe und Kano nach Sokoto seine unendlich verdienstvolle Laufbahn als afrikanischer Forscher beschloß, war noch leidlich erhalten und bildete einen gefälligen Contrast mit den umherliegenden Wohnungen. Der Markt war stark besucht; außer einer großen Menge Lederarbeiten, welche den berühmtesten Manufacturzweig von Sokoto bilden, fand sich daselbst viel Eisen, das sich durch seine Qualität vor dem schlechten Eisen von Kano auszeichnet, ferner Sklaven, Pferde, Salz und Datteln, von der Salzkaravane mitgebracht.

Am 28. April kehrte Aliu von seinem Kriegszuge nach Wurno zurück. Wie gewöhnlich hatte er nicht gewagt, dem tapfern Heer der Goberaua in offener Feldschlacht gegenüberzutreten, seine eigenen Leute hatten die größte Feigheit bewiesen; nur einige kleine, arme Weiler, deren Einwohner sich vor einiger Zeit unter den Schutz des Feindes gestellt hatten, waren mit Hülfe der Reiterei von Katsena zum Gehorsam gebracht worden. Obgleich nun auch von Saberma und Kebbi die traurigsten Nachrichten über die Fortschritte des Aufstandes eingetroffen waren und die Goberaua ihre verheerenden Züge bis dicht an Wurno ausdehnten, so zeigte sich Aliu doch in bester Laune und freute sich kindisch über eine Spieldose und eine Harmonica, die ihm Dr. Barth noch nachträglich schenkte. Er bewilligte des Reisenden Gesuch um schnelle Abreise und versprach, ihn in seinem Unternehmen, das bei der gegenwärtigen Lage der Provinzen mit den größten Gefahren verknüpft war, durch eine kleine Escorte zu unterstützen; auch schrieb er bald darauf einen Empfehlungsbrief an Chalilu, den Herrscher von Gando. Am 6. Mai mahnte ein heftiger Regenguß an die Abreise, und zwei Tage darauf war es endlich möglich, Wurno zu verlassen. Nach einem abermaligen kurzen Aufenthalt in Sokoto ging die Reise in südwestlicher Richtung über die ansehnliche, aber verfallene Stadt Bodinga und den ganz verödeten, in großes Elend versunkenen Ort Schisaua nach der Grenze des östlichen und westlichen

Fulbereichs, die nur wenige Meilen von Sokoto entfernt ist. Der Boden war noch jetzt trocken und die Landschaft fast ausschließlich mit Affenbrotbäumen geschmückt; jenseit der Grenze zeigte sich aber bald eine reichere Vegetation, auf den Kornfeldern ragte die Saat schon 2 Zoll aus dem Boden hervor, große Strecken Landes waren mit Indigo bepflanzt, die Parkia, die Carica Papaya, Tamarinden, Dum-, Dattel- und Delebpalmen vermischten sich mit den Baobabs. Sogar Bananen traten hier wieder auf, die Barth seit Adamaua nicht wieder gesehen hatte. Die meisten Orte zeigten einen ansehnlichen Grad von Betriebsamkeit in ihren Färbereien. Hieraus darf man aber nicht schließen, daß sich das westliche Fulbereich in einem blühendern Zustande befinde als das östliche. Von einer Gruppe der mannichfaltigsten Provinzen mit den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzt, bei der großen Ausdehnung längs beider Ufer des Niger bis hinab gegen die Einmündung des Benue und bis hinauf an den Rand der Wüste, und von einem Manne ohne Energie beherrscht, der in größter Zurückgezogenheit ein mönchisches Leben führt, während er einen seiner Brüder als eine Art leeren Würdenträgers benutzt, um wenigstens einen gewissen Schein fürstlicher Würde da aufrecht zu erhalten, wo solche durchaus nöthig ist, war das Reich von Gando schon seit einer Reihe von Jahren in die größte Zerrüttung gerathen. Sein Herrscher heißt Chalilu und ist ein Sohn Abd-Allahi's, folgte diesem aber erst im Jahre 1836 nach der Zwischenregierung seines ältern Bruders Mohammed-Wani (1831—36). Selbst Mohammedaner haben nur selten das Glück, diesen Fürstenmönch zu sehen, und Dr. Barth war genöthigt, durch einen hinterlistigen, betrügerischen Unterhändler mit ihm zu verkehren. Erst nach vieler Mühe und mit Aufwendung von einer Menge Geschenken wurde ihm ein Freibrief, der jedem das Gebiet Chalilu's besuchenden Engländer volle Sicherheit versprach, eingehändigt und die Weiterreise von Gando gestattet. In der Hauptstadt selbst spiegelte sich die unglückliche Lage des Reichs deutlich ab. Schon ihre Lage in einem Thale, das ringsherum von Hügelketten völlig beherrscht wird, ist höchst ungeschickt gewählt; gewerbliche Thätigkeit oder politische und kriegerische Regsamkeit fehlt fast gänzlich. Der Feind stand in mehreren festen, kaum einen halben Tagemarsch entfernten Plätzen, die Fulbe rückten zwar wiederholt aus, wagten aber nicht einmal, den Feind anzugreifen, der ungestört plünderte und die unglücklichen Bewohner der Umgegend in die Sklaverei schleppte. Der Markt ist ganz unbedeutend, und nirgends gewahrt man ein fröhliches Volksleben. Dennoch ist die Stadt nicht ganz ohne Reiz. Von Nord nach Süd wird sie von dem breiten, flachen Bette eines Stromes durchzogen, das mit frischem Grase bekleidet einen schönen Weidegrund bildete und auf beiden Seiten von einem dichten Rande reicher Pflanzenfülle umgeben war. Überhaupt ist der Pflanzenwuchs in Gando viel reicher als in Sokoto oder Wurno, und wird nur von dem schönen Pflanzenschmucke Kanos übertroffen. Die Regenmenge ist nämlich in Gando überaus groß, sie nähert sich wahrscheinlich dem durchschnittlichen jährlichen Fall von 80 Zoll. Dadurch wird natürlich in der erzeugenden Kraft des Bodens ein ganz ausnahmsweiser Zustand hervorgerufen und ebendiesem ist zum Theil der Umstand zuzuschreiben, daß hier sehr schöne Bananen in ansehnlicher Menge neben Zwiebeln und Baumwolle gezogen werden. Ausflüge in diese freundliche Umgebung entschädigten einigermaßen für die vielen Unannehmlichkeiten und bittern Stunden, die Dr. Barth in Gando durchzumachen hatte, aber noch mehr ein glücklicher Zufall, welcher dem Reisenden eine Handschrift des überaus werthvollen historischen Werks von Ahmed-Baba in die Hände spielte. Mehrere Tage brachte er mit dem Ausziehen dieses Werks zu, das ihm eine ganz neue Einsicht in die geschichtliche Entwickelung der Landschaften am mittlern Laufe des Niger eröffnete. *)

Von Gando an, das Dr. Barth am 4. Juni verließ, wurde die Reise schon häufig durch gewaltige Regengüsse verzögert, zu denen sich die übrigen Plagen der Regenzeit, sumpfiger Boden, angeschwollene Regenbäche und zahllose Mücken gesellten. Längs eines breiten, sumpfigen, aber fruchtbaren Thals, das mit verschiedenen Arten hohen Rohrs, Papyrusstauden und Reispflanzungen dicht überwachsen war und in welchem sich wieder Elefantenspuren zeigten, gelangte man in zwei Tagen nach der Stätte von Birni-n-Kebbi, deren einstige Größe jetzt nur noch durch die Reste der Mauer angedeutet wird. Auf einer breiten Hochterrasse, die das tiefe, fruchtbare, aber höchst ungesunde Thal des Gulbi-n-Sokoto beherrscht, ward diese später zu ansehnlicher Blüte gelangte Stadt von der Dynastie der Kanta gegründet (um das Jahr 1544), die von der Provinz Katsena stammend ein Königreich in Kebbi stiftete, indem sie sich von Askia,

*) Eine Übersetzung dieser Auszüge durch Hrn. Ralfs ist in Bd. 9 der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" veröffentlicht worden.

dem Beherrscher des ehemaligen Sonrhayreichs unabhängig machte (1516). Dies geschah zu der Zeit, als das Sonrhayreich in Trümmer zerschmettert und die Beute fremder Eroberer und einer Anzahl kleiner Stämme wurde, und so breitete das neue Königreich rasch seine Herrschaft über alle benachbarten Länder am Niger aus. So wurde Kebbi auch der Mittelpunkt eines sogar in Gold bedeutenden Handels und blühte in diesen beiden Beziehungen bis zum Jahre 1806, wo es von den Fulbe erobert wurde. Nach dieser Einnahme soll denn eine große Menge Gold und Silber unter den Ruinen gefunden worden sein. Die Mauern der heutigen Stadt sind beinahe eine Meile von denen der alten Stadt entfernt und umschließen eine Bevölkerung von ungefähr 9000 Seelen. Hier fand Dr. Barth Othman-Saki, der vor vielen Jahren Statthalter von Nupe war und Clapperton, Laird und Allen gekannt hatte. Jetzt ist er abermals ein Mann von der größten Bedeutung für die Unternehmungen auf dem Niger geworden, indem er nach den Berichten Baikie's wieder zum Statthalter von Nupe eingesetzt ist und die Stadt Rabba von neuem zu erbauen beabsichtigt.

Durch eine Gegend voll zerstörter Städte und verwüsteter Ländereien, der traurigen Zeichen des Bürgerkriegs, der nun schon zwei Jahre zwischen den Fulbeeroberern und den eingeborenen Sonrhay gewüthet hatte, wandten sich die Reisenden von Birni-n-Kebbi zunächst südwestlich über den Gulbi-n-Sokoto nach Sogirma, einer befestigten Stadt mit 7—8000 Einwohnern, deren Statthalter allein genügenden Schutz für die fernern Unternehmungen gewähren konnte, und von da westlich durch eine dichte, ausgedehnte Waldung, die wegen der Nähe der feindlichen Provinz Mauri im Norden gerade damals höchst gefährlich war, nach dem Salzthal Fogha. Dieses etwa 1500 Schritt breite, von Nord nach Süd sich hinziehende und bei der Stadt Birni-n-Dole mit dem Niger sich verbindende Thal ist nebst den parallelen Thalbildungen von Mauri und Bosso ein merkwürdiger Zug in diesem Theile des Sudan, wie es denn durch seinen flachen Charakter und den gänzlichen Mangel einer Strömung des hier angesammelten Wassers sowol von der geringen Neigung des Landes zum Niger, als von der geringen Gebietsausdehnung ihres Entwässerungssystems deutlichen Beweis gibt. Es dürfte nichts unwahrscheinlicher sein, als daß selbst nach den reichlichsten Regengüssen, die gelegentlich im Alpenlande Air fallen, die Wasserläufe jener Gegend mit diesen flachen Thalbildungen, die sich mit dem Niger vereinigen, auch nur die geringste Verbindung haben sollten; denn das Plateau, welches sich von Agades aus bei bedeutender Ausdehnung nach Westen südlich erstreckt, macht einen solchen Zusammenhang unmöglich. Das Thal Fogha ist aber außerdem als Grenze zwischen den beiden großen Stämmen der Haussaua und Sonrhay und wegen des hier in großer Menge bereiteten Salzes interessant. Zahlreiche Weiler erheben sich auf großen Schutthaufen von fast regelmäßig viereckiger Gestalt und etwa 30 Fuß Höhe, die ihren Ursprung der Hand des Menschen verdanken, denn sie bestehen aus dem Erdreich des Thalbodens, dem die Salztheile schon entzogen sind. Das Salz selbst wird aber in folgender Weise bereitet. Das Erdreich wird in große, aus Stroh und Rohr verfertigte Trichter gethan, hierauf Wasser durch die so gefüllten Behälter geseiht und die heraussickernde, mit dem Salzgehalt der Erde geschwängerte Flüssigkeit in untergestellten Gefäßen aufgefangen und dann gekocht; das am Boden sitzende Salz formt man zu einem kleinen Brote. Es ist von graugelber Farbe und zum Kochen wohlgeeignet; jedenfalls ist es von weit besserer Beschaffenheit, als das bittere Salz von Bilma, wiewol es dem schönen Krystallsalz von Taödenni bedeutend nachsteht. Das Verfahren der Salzbereitung ist stets nur in der trockenen Jahreszeit und in der ersten Hälfte der Regenzeit möglich, denn am Ende der letztern ist das ganze Thal von süßem Wasser angefüllt, indem der Salzgehalt des Bodens zu gering ist, um auf eine so große Masse Wassers Einfluß zu üben. Dagegen enthält das Erdreich genug von dem Mineral, um einzelne Ölpalmen gedeihen zu lassen, ein für die Pflanzengeographie interessantes Factum, da diese Palmen sonst nur in der Nähe des Meeres vorkommen. Es ist einzig und allein das Salz, welches die Fulbe bewegen kann, in dieser Örtlichkeit ihr Leben zu fristen, denn sie sind von ihren energischen Feinden, den Sonrhay von Dendina, außerordentlich mitgenommen worden. Kalliul selbst, der Hauptort des Thals, hatte vor Barth's Ankunft in kurzer Zeit nicht weniger als fünf Angriffe von den letztern zu erdulden gehabt und außer allen ihren Rinderheerden hatten die Leute auch die Gesammtzahl ihrer Sklaven verloren, die unter solchen Umständen in Masse davongelaufen waren. Durch den langdauernden Kriegszustand war eine allgemeine Hungersnoth eingetreten, sodaß Dr. Barth mit seinen Leuten Mangel an den nöthigsten Lebensmitteln litt.

Den Sonrhay, welche jenseit Fogha und überhaupt in den Uferlandschaften am mittlern Laufe des Niger den Hauptbestandtheil der Bevölkerung ausmachen, fehlt der schöne, symme-

trische Bau der Glieder, durch den sich die Haussanation so vortheilhaft auszeichnet, und die Gesichtszüge sind weniger regelmäßig; dagegen ist ihre Hautfarbe, die bei den Hassaua ein gelblich- oder röthlich-schwärzlicher Ton ist, ungleich dunkler. In ihrer erniedrigten politischen Stellung, von einer großen tapfern Nation, die einst ihre Herrschaft weit und breit ausgedehnt hatte, zu einem von den Fulbe unterjochten Volke herabgesunken, haben die Sonrhay jetzt einen düstern, unfreundlichen Charakter und nach Dr. Barth's Erfahrungen gehören sie zu den ungastfreundlichsten Menschen, mit denen er je in Berührung gekommen ist. Auch das Land selbst zwischen Fogha und dem Niger bei Ssai bot wenig Erfreuliches, es bildet eine weite Ebene, theils bewaldet, theils kahl und felsig, mit wenig Anbau, und wird nur von dem Thal Bosso durchschnitten, das sich ganz ähnlich dem Thal von Fogha von Nord nach Süd erstreckt.

Am Morgen des 20. Juni 1853, nach einem beschwerlichen Ritt durch felsige, mit dichtem Buschwerk bedeckte Wildniß, traf der erste Schimmer der silbernen Wasserfläche des Niger Dr. Barth's Auge. Bald lag der mächtige Strom ganz vor ihm und nach einer Stunde stand unser Reisender auf dem Einschiffungsplatze, der Stadt Ssai gegenüber. Eine jede begünstigte Nation des centralafrikanischen Binnenlandes hat ihren Fluß, und wie derselbe Fluß die Gebiete verschiedener Zungen durchströmt, erhält er auch einen andern Namen. So ist der große Strom Westafrikas: der „große Fluß", der „Dhiuliba" oder „Juli-ba" der Mandingo oder Wakore, der „Majo" der Fulbe, der „Eghirreu" der Tuareg, der „Issa" oder „Ssai" der Sonrhay, der „Kuara" der Kombori, der „Baki-n-rua" der Haussaua. So war endlich der berühmte Strom erreicht, der den Europäern seit der Eröffnung der afrikanischen Geographie und Forschung mystisch vor Augen und Sinnen schwebende Niger. Ruhig glitt er von Nordnordosten nach Südsüdwesten dahin, mit einer mäßigen Bewegung von ungefähr drei englischen Meilen in der Stunde; seine Breite betrug hier nur etwa 1000 Schritt. Er ist von felsigem Ufer eingeschlossen, das im allgemeinen eine Höhe von 20—30 Fuß hat; aber der Strom selbst war ungebrochen, einen einzigen kleinen Felsen ausgenommen, der beinahe in der Mitte des Flusses 12—15 Fuß über die Oberfläche des Wassers emporragte. Ein kleiner Fels, etwas weiterhin, war schon beinahe vom Fluß überströmt. Dem Einschiffungsplatze gegenüber, auf flacherm Ufer, breitete sich eine bedeutende Stadt aus, deren niedrige Wälle und Hütten malerisch von einer Menge Dumpalmen überragt wurden; es war dies die „Flußstadt", der Überfahrtsort „Ssai". Eine große Anzahl Reisender, Fulbe wie Sonrhay, wartete am sandigen Ufer mit ihren Ochsen und Eseln auf die Überfahrt und es fehlte nicht an kleinern Booten, sie aufzunehmen. Zuletzt kamen auch die größern Fahrzeuge für Dr. Barth an. Sie waren etwa 40 Fuß lang, aber in der Mitte nur 4—5 Fuß breit und bestanden aus je zwei ausgehöhlten, in der Mitte zusammengebundenen Baumstämmen; das größte faßte drei Kameele. „Ich fühlte", schreibt Dr. Barth, „unendliches Behagen, als ich mich auf diesem gepriesenen Strome, dessen Erforschung schon so manchem kühnen Wanderer das Leben gekostet hat, eingeschifft fand; aber leider sollte dies nicht auf lange Zeit sein. Der Eindruck, den der Anblick des Flusses auf mich machte, mußte um so tiefer sein, als ich mich bald wieder von ihm trennen sollte; denn ich hatte in Gaudo volle Gelegenheit gehabt, mich von der Richtigkeit meiner frühern Ansicht zu überzeugen, daß ich im günstigsten Falle Timbuktu nicht anders als über Libtako erreichen könnte, und nährte nur eine schwache Hoffnung, daß ich vielleicht später im Stande sein möchte, jenen Theil des Flusses zwischen Timbuktu und Ssai zu besuchen. Von Anfang an war es mir höchst zweifelhaft, ob ich je die westliche Küste erreichen würde; auch erschien es mir weit wichtiger, den Niger zwischen dem Punkte, wo er durch Mungo Park's und René Caillié's Arbeiten leidlich bekannt geworden ist, und seinem untern Laufe, wo er von den Gebrüdern Lander bereist wurde, zu erforschen, als von Timbuktu aus meine Reise an die Westküste fortzusetzen, um sagen zu können, ich hätte Centralafrika der Breite nach durchwandert."

Schon nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in dem ungesunden, wegen seines Mangels an Betriebsamkeit und Handel wenig Interesse bietenden Ssai ging die Reise weiter durch die westlichen Provinzen des Reichs Gando, die sich zwischen dem Gebiete unabhängiger Sonrhay im Norden und den großen Heidenstaaten Mossi und Tombo im Süden in schmalem Streifen längs der großen Verkehrsstraße nach dem obern Niger hinziehen. Diese Provinzen sind Galaidjo, Torobe, Jagha und Libtako, an welche sich südlich und am rechten Ufer des Niger hinab die Provinzen Gurma, Borgu oder Barba und Joruba anschließen. Jenseit Libtako, der westlichsten Provinz des Reichs Gando, und etwa halbwegs zwischen Ssai und Timbuktu beginnt dann das Reich Massina, das westliche Reich der Fulbe, welches den Heidenstaat Tombo nördlich umschließt und sich an beiden Ufern des obern Niger von Timbuktu bis 12½° nördl. Br.

hinzieht. Dieser ganze Ländercomplex mit seiner bunt gemischten Bevölkerung war bisher so gut wie unbekannt, und daß er jetzt wenigstens in seinen Grundzügen auf der Karte niedergelegt werden kann, wie dies auf A. Petermann's großer Übersichtskarte im fünften Bande von Dr. Barth's Werk geschehen ist, verdanken wir einzig und allein diesem unerschrockenen, außerordentlich thätigen Reisenden.

Der erste größere Ort westlich von Sfai ist Tschampagore, die Residenz des Statthalters von Galaidjo. Sie liegt in einer hügeligen, baumlosen Landschaft, in der sich nur selten angebaute Stellen finden. Rother Sandstein, reich mit Eisenoxyd durchsetzt, bildet den Hauptbestandtheil des Bodens; kurze Kräuter sprossen hier und da auf und gewähren dem Vieh, das in der Umgegend grast, nur karges Futter. Der Ort hat ein eigenthümliches Aussehen, ganz abweichend von dem in Kebbi üblichen Baustile, und das ist besonders der Bauart der Kornmagazine zuzuschreiben. Diese bestehen nämlich aus viereckigen, thurmartigen Gebäuden von 10—15 Fuß Höhe und etwa 6 Fuß Durchmesser, mit allmählich nach dem Gipfel zu sich verjüngenden Wänden. Sie sind 1 oder 2 Fuß über dem Boden erhaben, um das Korn vor den Erdameisen zu schützen, und haben unten keinen Eingang, sondern nur eine fensterähnliche Öffnung nahe am Dache, durch welche das Korn hineingethan und wieder herausgenommen wird. Im ganzen sind diese Gebäude den ägyptischen Taubenhäusern nicht unähnlich. In jedem Hofe waren ein oder mehrere solcher Magazine; sie übertrafen in ihrem ganzen Aussehen die Wohnungen selbst, die mit wenigen Ausnahmen aus niedrigen Hütten bestanden, von denen selten mehr als zwei beisammen waren. Der Statthalter Mohammed-Galaidjo ist der Sohn Hambodedjo's, des ehemals mächtigsten Häuptlings in Massina, der Mungo Park während seines Aufenthalts in jenem Lande so gastfreundlich aufnahm. Er folgte ihm 1816 auf dem Thron, aber er sollte seine Würde nicht lange behaupten. Wie wir wissen, hatte schon früher die große religiös-politische Bewegung der Fulbe von Gober unter dem Reformator Othman begonnen, und angeregt von ihrem Beispiel und von religiösem Eifer entflammt, ging ein Anführer von ihnen aus, um auch unter derjenigen Abtheilung der Fulbe, welche am obern Laufe des Niger angesessen war, den Islam in der neuen gereinigten Form auszubreiten. Dieser Anführer war Mohammed oder Hamed-Lebbo. Bei seiner Ankunft im Lande Massina (1817) an der Spitze einer kleinen begeisterten Heerschar schloß Lebbo zuerst ein Bündniß mit Galaidjo, der selbst den Islam annahm, und eng verbrüdert dehnten beide gemeinsam ihre Eroberung über das benachbarte Land aus. Nachdem sich jedoch Lebbo selbst eine starke Macht begründet hatte, verlangte er Unterwerfung und Anerkennung der Oberherrschaft von seinem Verbündeten Galaidjo. Dieser fühlte wenig Neigung, sich der Herrschaft des Landes, auf das seine Ansprüche seit alten Zeiten fest begründet waren, zu begeben und verwickelte sich in einen heftigen Kampf mit dem neuen Ankömmling; aber nach einem drei Jahre lang erfolglos geführten Kriege sah er sich genöthigt, seine frühere Hauptstadt Konari aufzugeben, und sich mit dem Reste seiner Anhänger in den östlicher gelegenen Gegenden eine neue Heimat zu suchen. Hier ward er denn vom Herrscher von Gando mit offenen Armen aufgenommen, der mit dem unabhängigen Treiben Lebbo's und seines Sohnes Ahmedu keineswegs zufrieden war. Jene Reformatoren gingen nämlich in ihrem puritanischen Eifer so weit, daß sie ihren Landsleuten in Sokoto und Gando eine Botschaft des Inhalts zuschickten, wenn sie sich nicht bequemen wollten, die Zahl ihrer Weiber auf zwei zu beschränken und ihrer weiten weiblichen Kleidung zu entsagen, so würden sie, die Fulbe von Massina, ihnen einen feindlichen Besuch machen. Diese Überhebung des Hauses Lebbo's ist der Grund, weshalb selbst jetzt noch kein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Höfen von Sokoto und Gando einerseits und dem von Hamd-Allahi (Hauptstadt von Massina) andererseits obwaltet. So kam es denn, daß der Herrscher von Gando dem aus dem Sitze seiner Urväter verdrängten Galaidjo einen ausgedehnten Landstrich in seinem Gebiete anwies, wo er jetzt ungefähr seit 30 Jahren angesessen ist, und wir finden auf solche Weise hier in dieser Gegend einen kleinen eigenthümlichen Hof und eine ganze Gemeinde ohne die geringste Übereinstimmung mit den Gebräuchen der Umwohner, in treuer Bewahrung der Sitten und Einrichtungen ihrer ursprünglichen Heimat Massina. Alle Fulbe der Umgegend sind ein ziemlich schlanker Menschenschlag mit ausdrucksvollen und scharf geschnittenen Zügen, und in ihren äußern Abzeichen machen sie es sich zur Regel, sich in weiße Farben zu kleiden; hier aber finden wir ganz und gar das Gegentheil — eine Klasse untersetzter, kräftiger Leute mit offenen, runden Zügen und langem, schwarzem, buschigem Haar, alle gleichmäßig in hellblaue Toben gekleidet und ohne Ausnahme mit Feuergewehr bewaffnet, meist mit französischen Doppelflinten.

In der benachbarten Provinz Torobe, und zwar bei deren Hauptstadt Tschampalauel, traf

Dr. Barth mit einer großen Gurokaravane zusammen, die aus Jendi im Lande der Mandingo (etwa vier Breitengrade südlicher gelegen) hierher gekommen war. Sie bestand aus etwa hundert Leuten mit einigen hundert Eseln, denn der Esel ist das gewöhnliche Lastthier der einheimischen Reisenden in diesen Ländern. Die Gurokaravanen gehen in der Regel von Jendi nach Komba, einer Stadt, die unterhalb Ssai an dem Punkte des Niger liegt, wo sich der Gulbi-n-Sokoto in denselben ergießt, diesmal hatte sie aber wegen des unruhigen Zustandes von Gurma den weiten Umweg über Jagha und Torobe gemacht. Wenn der Handel mit Guro- oder Kolanüssen, der Frucht von Sterculia acuminata, im westlichen Sudan auch nicht von so großer Ausdehnung und solchem Einfluß auf die Lebensverhältnisse ist, als der Salzhandel im Osten des Niger, so bildet er doch immerhin ein interessantes Gegenstück zu ihm und zeigt, wie sich trotz der zerrüttetsten politischen Zustände ein regelmäßiger, geordneter und weit ausgedehnter Handelsverkehr in jenen Gegenden erhält. Die Landschaft nahm in Torobe wieder ein fruchtbares Aussehen an; an die Stelle des Sandsteins traten Gneis, Grünstein und Granit, Mimosen, Tamarinden, Butterbäume, Dumpalmen und Baobabs bildeten üppige Wälder, zwischen denen sich schöne offene Rasenteppiche und bebaute Felder ausdehnten und zahlreiche Spuren von Elefanten und sogar von Rhinocerosen, die in dem ganzen mittlern Sudan zwischen dem Niger und dem Schari zu fehlen scheinen, verkündeten wieder ein regeres Thierleben. Die schönste Zierde der Landschaft aber ist der Fluß Sirba, der bei einer Breite von 100 Schritt nicht weniger als 12 Fuß tief war und auf großen Rohrbündeln passirt werden mußte. Er bildet die Grenze zwischen Torobe und Jagha und strömt nordöstlich dem Niger zu. Zugleich ist aber diese Gegend höchst unsicher, da man schon hier auf Dorfschaften unabhängiger Sonrhay stößt, der erbittertsten Feinde der Fulbe. Ihre Gesichtszüge waren voll Ausdruck, hatten aber einen gewissen weiblichen Charakter, der wol besonders von dem in lange Locken gewundenen Haare herrührte, das über ihre Wangen herabhing und bei einigen bis auf die Schulter reichte. Ihre Kleidung bestand in kurzen blauen Hemden und langen weiten Beinkleidern von derselben Farbe. Fast alle hatten kleine Pfeifen im Munde, aus denen sie unaufhörlich rauchten. Die Frauen waren von etwas kleiner Statur und nicht eben sehr symmetrischen Formen, dabei Beine und Busen unbedeckt. Ihr Nacken und ihre Ohren waren mit Reihen von Perlen geschmückt, manche trugen auch eine dünne Zinnplatte in der Unterlippe, aber Nasenringe, die sonst allgemein bei der Sonrhaynation sind, waren hier nicht gebräuchlich. Neben Sorghum, dem Hauptnahrungsmittel in diesem Lande, wird hier Indigo, Baumwolle und Mais gebaut und außerdem fehlte es nicht an saurer Milch, die während der Regenzeit stets die gesündeste Kost für den Europäer bildet. Die gangbare Münze sind Muscheln, Baumwollenstreifen werden nicht angenommen.

Die kleine Provinz Jagha hat nichts Bemerkenswerthes, ihre Hauptstadt Sebba ist ein ärmlicher, verfallener Ort von höchstens 200 Hütten; aber für Dr. Barth wurde sie dadurch von Bedeutung, daß sich ihm hier ein Araber aus Walata, dem alten Ghanata westlich von Timbuktu, anschloß, ein abenteuerlicher, habsüchtiger und intriguanter Mensch, der zwar durch seine Kenntniß der Bewohner und Sprachen der Nigerländer von Nutzen sein konnte, aber nur darauf ausging, die Habe des Reisenden in seine Hände zu spielen, und diesem in der Folge die ernstesten Unannehmlichkeiten bereitete. Von größerm Umfange und mannichfaltigerm Charakter ist die Provinz Libtako. Zwar hat ihre Hauptstadt Dore auch ein verfallenes und vernachlässigtes Ansehen, sie ist aber ein großer Verkehrspunkt für die Araber von Asauad, dem nördlich von Timbuktu gelegenen Wüstenstrich. Diese Leute bringen das Salz von Taodenni in großer Menge hierher zu Markt und nehmen gelegentlich selbst auf längere Zeit ihren Aufenthalt an diesem Orte; aber gewöhnlich kommen sie geradeswegs von Asauad, ohne Timbuktu zu berühren, indem sie entweder den Fluß bei der Verengung von Tosse passiren oder seinen südöstlichen Lauf von hier bis Garho oder Gogo, der alten Hauptstadt des Sonrhayreichs und dem ehemaligen großen Goldmarkt für den westlichen Theil des Sudan verfolgen und bei Gona sein südwestliches Ufer betreten. Welchen Weg sie auch immer nehmen mögen, alle Straßen, selbst die von den südlichern Überfahrtsorten, vereinigen sich an dem großen, seeartigen Hinterwasser des Niger, dem Chalebleb (etwa 10 Meilen nördlich von Dore), dessen Wasser mit ihm nach der Regenzeit ohne Zweifel in Verbindung steht. Außer diesen Arabern besuchen auch die Sonrhay von Garho, die östlichen Mandingo und die Leute von Mossi häufig den Markt von Dore. Letztere bringen Kupfer und Baumwollenstreifen hierher, da die Baumwolle in ihrem Lande sehr billig ist, die Mandingo dagegen Kolanüsse (Frucht der Sterculia macrocarpa) und die Sonrhay Butter und Korn. Das Kupfer wird von den eingebornen Sonrhay als Schmuck in ansehnlicher Menge benutzt, und es fiel Dr. Barth besonders auf, daß einige junge Mädchen in

ihren langen Haarflechten einen höchst eigenthümlichen Kupferschmuck trugen. Dieser Schmuck, wenn er als solcher gelten kann, stellte einen wohlberittenen Streiter mit entblößtem Schwerte in seiner Faust und einer Pfeife im Munde dar. Für diese Sonrhay nämlich bildet das Rauchen, obgleich vom fanatischen Fürsten von Hamd-Allahi, dem Herrscher des westlichen Theils ihres frühern Reichs, streng verboten, nächst Tanzen die Hauptbelustigung ihres Daseins. Ob aber diese kleinen Reiter in den Haarlocken der jungen Schönen in Sonrhay und Libtako einen bloßen Schmuck ohne Bedeutung bilden, oder ob sie bestimmt sind, als glückliche Vorbedeutungen für den Stand ihrer künftigen Ehegenossen zu gelten, konnte Dr. Barth nicht ermitteln. Die eigenthümliche Lage des Ländchens Libtako in der Mitte zwischen verschiedenen Stämmen und besonders in der unmittelbaren Nähe der Wohnsitze der Tuareg, die von Norden aus fortwährend weiter nach Südwesten vordringen, muß die Bewohner ganz natürlich mit einem kriegerischen Geiste begaben. In frühern Zeiten namentlich waren sie wegen ihrer Tapferkeit berühmt und außerdem durch die Rasse ihrer Pferde ausgezeichnet.

Von Dore aus trat Dr. Barth am 21. Juli 1853 den letzten, aber auch beschwerlichsten und zugleich gefährlichsten Abschnitt seiner Reise nach Timbuktu an. Schon der Aufbruch von Dore war beunruhigend. Eine große Menge Bewaffneter drangen sich ihm, durchaus gegen seinen Willen, zum Geleite auf; ihr Betragen war so verdächtig, daß er genöthigt war, halt zu machen und sie zu ersuchen, sich anstatt um andere um sich selbst zu bekümmern. Die Einwohner von Dore hatten nämlich vor nicht langer Zeit in ähnlicher Weise einen wohlhabenden Scherif meuchelmörderisch getödtet, nachdem sie ihn mit dem Vorgeben, ihn geleiten zu wollen, bethört hatten. Auch ein anderer Scherif, den Dr. Barth in Katsena gesehen, fiel hier, und fast jede Truppe Wanderer wird in diesen Waldungen angegriffen. Infolge der heftigen Regengüsse, die jetzt immer häufiger wurden, schwollen die von nun an zahlreichen Flüsse und Sümpfe so an, daß sie vielfachen Aufenthalt und sehr ernstliche Schwierigkeiten verursachten; auch stellten sich Millionen Mücken ein zugleich mit einer gefährlichen Art von Fliegen, welche die Thiere außerordentlich quälten, obwol ihre Stiche nicht tödten, wie die der berüchtigten Tsetse in Südafrika. Andere kleine Fliegen drangen in zahllosen Schwärmen in alle Kleidungsstücke ein und an vielen Stellen wimmelt der Boden von Erdameisen. Zu allen diesen Plagen kommt noch, daß die Hitze in einem durchnäßten Zelt, das keine Luft durchläßt, unerträglich und der Aufenthalt darin im höchsten Grade ungesund wird, nicht zu gedenken der nachtheiligen Folgen, welche die häufigen Durchnässungen selbst nach sich ziehen.

Westlich von Libtako mußte ein District passirt werden, der hauptsächlich von unabhängigen Sonrhay- und Tuaregmischlingen bewohnt wird, bevor die Reisenden die Grenze von Massina erreichten. Hier sind die Einwohner durch die unablässigen innern Fehden gezwungen, ihre Dörfer festungsartig auf Anhöhen zu bauen, indem die Thonwohnungen kreisförmig aneinander gereiht werden. Aber die Gefahr vergrößerte sich noch, als diese unruhige Gegend glücklich im Rücken lag, denn da der fanatische Herrscher von Massina nimmermehr einem Christen erlaubt haben würde, sein Gebiet zu betreten, so sah sich Dr. Barth gezwungen, den Charakter eines arabischen Scherif anzunehmen, war aber dadurch jeden Augenblick dem Verrath seiner Diener und besonders des hinterlistigen Walaters ausgesetzt. Er hielt es deshalb für gerathen, nicht weit in das Gebiet von Massina einzudringen, sondern seinen Weg in der Nähe der Grenze gegen die unabhängigen Sonrhay und Tuareg fortzusetzen, durch eine Landschaft, die zwar als Grenzbezirk feindlicher Nationen und als Wohnsitz unruhiger, gesetzloser Stämme im höchsten Grade unsicher, aber dagegen reich an Naturschönheiten ist. Dies gilt namentlich von dem District Hombori, durch den sich eine Reihe von Bergen zieht, die als einzelne schroffe, burgähnliche Kuppen in den groteskesten und wunderbarsten Gestalten aus der ganz flach erscheinenden Ebene aufsteigen. Ihre Erhebung beträgt zwar nicht über 800 Fuß, während die Ebene selbst etwa 1500 Fuß über dem Meere liegen mag, aber dennoch bilden sie eine höchst romantische, eigenthümliche Scenerie. Manche der Kuppen, die unten meist aus kegelförmig aufgethürmten Trümmern und größern Blöcken bestehen und oben in senkrecht aufsteigende, abgeplattete Klippen mit jähem, eingezacktem Kamme enden, trugen auf ihren Gipfeln kleine Dörfer, bewohnt von einer muthigen Schar Eingeborener, die auf diesen Felsenfesten ihre Unabhängigkeit gegen die erobernden Fulbe mit Erfolg behaupteten.

Auf diesem Weg traf Dr. Barth auch wieder mit den Tuareg zusammen, jenen räuberischen, wilden Horden der Wüste, deren südwestliche Abtheilungen, die Auelimmiden und Irregenaten nicht nur den mittlern Lauf des Niger von Timbuktu bis gegen Ssai hin beherrschen, sondern auch weiter südlich bis an die Grenzen der Fulbereiche vorgedrungen sind. Sie wohnen hier

meist in beweglichen Lagern. Ihre Zelte bestehen aus einem großen runden Stück Leder, zusammengesetzt aus einer Menge kleiner, in viereckige Stücke geschnittener Schaffelle, in der Mitte von höhern, am Rande von niedrigern Stangen getragen. In einem solchen Zelte befinden sich gewöhnlich zwei Ruhestätten, Divane aus einer feinen Art Rohr gemacht und etwa 1 Fuß vom Boden erhaben. Diese Leute wählen nämlich gemeiniglich die sumpfigsten Plätze für ihre Lagerstätten und werden nach einem Unwetter zuweilen mitten in einer großen Seelache angetroffen. Sie haben auch ihren eigenen kleinen Comfort, denn auf jeder Ruhestätte liegt ein rundes Lederkissen, wie es auch höchst nothwendig erscheint, da es überaus unbequem sein würde, den Elnbogen auf die unebene und harte Oberfläche dieser Rohrlagerstätten zu stützen. Fast der ganze Hausrath dieser einfachen Leute besteht, außer einigen wenigen hölzernen Schüsseln und Schalen zum Essen und Trinken, aus Lederschläuchen von ausgezeichneter Arbeit und zuweilen sehr geschmackvoll verziert, in welche sie sämmtliche Kleidung und Mundvorräthe stopfen. Während der Nacht umgeben sie das ganze Zelt mit sehr niedlich geflochtenem Mattenwerk aus einer feinen Rohrart, sodaß ein Zelt dieser Art eine ganz behagliche Wohnung bildet. Fast alle Tuareg in diesem südwestlichsten Theile ihres Gebiets sind von breitschulterigem Wuchse, untersetzt und von schönem Ebenmaß der Glieder, mit einem gefälligen Gesichtsausdruck und weißer Hautfarbe. Hierdurch wird die frühere Ansicht widerlegt, daß die Hautfarbe der Berberstämme in demselben Maße dunkler würde, wie sie sich dem Lande der Schwarzen nähern.

In jedem Tuareglager mußte dem Häuptling ein Geschenk gegeben werden, wobei der Walater den Vermittler machte und stets den größern Theil für sich in Beschlag nahm. Unter manchen Unannehmlichkeiten, langsam und mit bedeutenden Kosten rückte man so allmählich nach den Gewässern des Niger vor, die oberhalb Timbuktu ein weitverzweigtes Netz von Flußarmen, Verbindungskanälen, Hinterwassern und Seebecken bilden, auf denen eine sehr bedeutende Binnenschiffahrt betrieben wird. Nachdem die Reisenden mehrere große Seen, die wenigstens zur Zeit der Überschwemmungen mit dem Niger in Verbindung stehen, passirt und die üppigere Entfaltung der Vegetation, die sumpfigen Wiesengründe, das dichtere Dumgebüsch, die Gehölze von Capparis sodata und Mimosa nilotica auf die Nähe des großen Wassersystems hingedeutet hatten, erreichten sie am 27. Aug. die Stadt Sarajamo, die an einem Nebenarm des Niger gelegen ist. Hier miethete Dr. Barth ein großes Boot für 10000 Muscheln, schiffte sich, seine Leute und sein bedeutend zusammengeschrumpftes Gepäck ein und trat am 1. Sept. 1853 die interessante Flußfahrt nach Kabara, dem Hafen von Timbuktu an. Anfangs war der Fluß von hohem Grase außerordentlich überwachsen und dieses Gras (es war das berühmte „byrgu", eines der Haupterzeugnisse des Nigerwassers) verdeckte sehr häufig die Oberfläche des Wassers so vollständig, daß das Boot auf einer grasigen Ebene dahinzugleiten schien. Außer dem „byrgu", welches in allen am Niger entlang liegenden Districten das Hauptfutter für Rinder und Pferde bildet und sogar den Menschen mit dem süßen „menschu" genannten Trank und mit einer Art schlechten Honigs versorgt, gab es auch weiße Wasserlilien (Nymphaea Lotus) in großer Menge; die letztern waren wieder von der „sserra-n-fussa" genannten Wasserpflanze unterbrochen, die in einer Länge von etwa 10 Zoll auf der Oberfläche des Wassers treibt, ohne ihre Wurzeln im Boden befestigt zu haben. Schon nach kurzer Zeit nahm aber der Fluß einen andern Charakter an. Das Wasser wurde offener und das östliche Ufer, an dem sich eine Gazellenheerde, eine in den bewohnten Gegenden des Nigerlandes keineswegs gewöhnliche Erscheinung, zeigte, ganz und gar frei von Rohrgras, während sich das westliche Ufer mit zahlreichen Dumpalmen, Tamarinden, Asclepias, Pfriemenkraut und andern Pflanzen schmückte. Die Tiefe betrug nur etwa 5—7 Fuß, der Fluß ist sehr gewunden, hat aber im allgemeinen eine nördliche Richtung; da er nicht von eigenen Quellen genährt wird, sondern sein Dasein dem Überströmen des Niger verdankt, so kommt die Strömung meist von jenem her und geht also landeinwärts, sodaß die Reisenden ihr entgegenrudern mußten. Die Bootsleute erleichterten sich ihre harte Arbeit durch einen barbarischen, aber nicht unmelodischen Gesang, ein Preislied der Thaten des großen Askia. Die am Flusse entlang gelegenen Dörfer, zahlreiche Rindviehheerden auf den saftigen Weidegründen und die Fischerboote der Eingeborenen belebten die Scenerie. Durch viele Arme verstärkt nahm der Fluß allmählich eine Breite von 900—1000 Schritt und eine Tiefe von 14—18 Fuß an, hier und da zeigten sich Krokodile und Flußpferde, die Ufer und Sandbänke bedeckten Scharen von Pelikanen und andern Wasservögeln. Bei der Insel Kora vereinigt er sich mit dem Hauptstrom. „Der Fluß war an dieser Stelle etwa eine englische Meile breit und flößte vermöge seiner Größe und feierlichen Pracht meinen an solche Flußfahrten in schwachem Kahne wenig gewohnten Dienern Furcht und Entsetzen ein. Es war

wirklich ein prächtiger Anblick; majestätisch lag der Spiegel des Flusses in der Abenddämmerung ausgebreitet, der Neumond uns gerade gegenüber, seinen schwachen Silberschein in schmalen Streifen über die Landschaft gießend, und dann und wann ein Wetterleuchten durch den Horizont zuckend. Hoch erfreut über dieses herrliche Schauspiel saß ich auf dem gewölbten Mattendache unsers schwächlichen Fahrzeugs und schaute mit forschenden Augen über die gewaltige Wassermasse in nordöstlicher Richtung hinaus, wo das Ziel unserer Reise liegen sollte." Am 5. Sept. verließ das Boot der Reisenden den Hauptstrom wieder, der südlich von Kabara nach Osten umbiegt, und lenkte in den schmalen Arm ein, welcher diesen Hafen der berühmten Wüstenstadt mit dem Niger verbindet. Er ist sehr seicht und schwierig zu befahren, in der heißen Jahreszeit trocknet er sogar völlig aus, aber bei Kabara selbst erweitert er sich zu einem ziemlich großen Becken von runder Form und hier lagen, der Stadt gegenüber, sieben ansehnlich große Boote, welche dem Platze einiges Leben gaben. Später in der Jahreszeit, wenn der Kanal für größere Boote schiffbar ist, wird der Verkehr ungleich lebhafter. Aber doch ganz anders war es während der Blütezeit des Sonrhayreichs, wo ein ununterbrochener Verkehr zwischen Garho und Timbuktu auf der einen Seite und zwischen Timbuktu und dem am obern Laufe des Niger gelegenen Djenni auf der andern Seite stattfand, und wo eine zahlreiche Flotte unter dem Befehle eines Admirals von großer Macht und bedeutendem Einfluß hier stets bereit lag. Das Becken hat eine so regelmäßige Gestalt, daß es ganz das Ansehen hat, als wäre es ein künstliches, aber dessenungeachtet mag es das Werk der Natur sein, da Kabara von den ältesten Zeiten her der Hafen von Timbuktu gewesen ist; ja zuweilen scheint dieser Ort sogar eine größere Bedeutung gehabt zu haben als Timbuktu selbst.

Das Städtchen Kabara besteht aus etwa 150—200 Thonwohnungen und einer etwas größern Anzahl Rohrhütten, aber die erstern werden meist nur zu Magazinen benutzt, um die den Bewohnern von Timbuktu und den fremden Kaufleuten gehörigen Waaren aufzunehmen. Seine Einwohner, etwa 2000 an der Zahl, sind fast ausschließlich Sonrhay, nur die Beamten gehören dem Stamme der Fulbe an. Sie bauen etwas Reis, ziehen aber auch einige Baumwolle und Corchorus olitorius, sowie verschiedene Arten Melonen. Hier brachte nun Dr. Barth einige Tage voll der größten Unruhe und Besorgniß zu. Der Scheich El-Bakay, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, war augenblicklich von Timbuktu abwesend, ohne Schutz aber konnte ihn jeder Wegelagerer, der den leisesten Verdacht hinsichtlich seiner Religion hegen mochte, erschlagen, ohne daß sich irgendjemand darum bekümmert hätte. Einzelne von den hier hausenden räuberischen Tuareg drangen bewaffnet in seine Wohnung und forderten unter heftigen Drohungen Geschenke, und selbst der Bruder El-Bakay's, Ssidi-Alauate, der zufällig anwesend war, und welchem er seinen wahren Charakter entdeckt hatte, betrachtete ihn mit Mistrauen, da seine Leute ausgesagt hatten, er stände, obwol Christ, unter dem besondern Schutze des Sultans von Konstantinopel, aber freilich konnte er keinen directen Empfehlungsbrief von diesem vorweisen. Der Mangel eines solchen allgemeinen Schutzbriefs vom Sultan war in der Folge die Hauptursache seiner schwierigen und gefährlichen Lage in Timbuktu. Indeß versprach ihm doch Ssidi-Alauate seinen Schutz, und so wagte es denn Dr. Barth am 7. Sept. 1853, über die kurze Wüstenstrecke nördlich von Kabara nach Timbuktu einzuziehen, wo er dem Hause des Scheichs El-Bakay gegenüber einquartiert wurde.

Um die heutige Stellung und Bedeutung von Timbuktu zu verstehen, ist es nothwendig, die Geschichte der Nigerlandschaften wenigstens ihren Hauptzügen nach zu kennen. Vor Barth's Reise in die Nigergegenden waren kaum irgendwelche Daten in Bezug auf die Geschichte dieses ausgedehnten Landgebiets bekannt, mit Ausnahme weniger ganz vereinzelter Umstände, die der höchst gelehrte und kritische englische Geograph William Desborough Cooley nach Karl Ritter's allgemeinen Zusammenstellungen aus El-Bekri, der Geschichte Ebn-Chaldun's, dem dunkeln und verworrenen Berichte des Leo Africanus über den großen Askia und einer ganz kurzen Andeutung der Eroberung Timbuktus und Garhos von seiten einiger spanischer Schriftsteller mit großem Scharfsinn in seinem „Negroland of the Arabs 1841" combinirt hatte. Dagegen setzten Dr. Barth seine Forschungen an Ort und Stelle und der glückliche Umstand, daß er das überaus wichtige historische Werk Ahmed-Baba's durchsehen und ausziehen konnte, welches unter dem Titel „Tarich e' Ssudan" die vollständige Geschichte des Reichs Sonrhay von den ersten Spuren historischer Urkunden bis zum Jahre 1640 n. Chr. verfolgt, in den Stand, diese Geschichte der Hauptsache nach zu erledigen. Er gibt sie zwar nicht in fortlaufender, lebendiger Erzählung, sondern in trockener tabellarischer Form im Anhange zum vierten Bande seines Werks, und auch seine Bemerkungen dazu sind streng wissenschaftlicher, kritischer Natur; aber so erhalten

wir das reiche Material rein, ohne individuelle Färbung, und die Mühe ist gering, es zu einer allgemein verständlichen Form zu verarbeiten. Indem wir dies versuchen, können wir uns hier nur an die wichtigsten Begebenheiten halten.

Das erste größere Reich in den Nigergegenden, von dem man Kunde hat, war das Königreich Ghana oder Ghanata, dessen centraler Theil die jetzige Provinz Baghena (zwischen Senegal und Niger in 16° nördl. Br. und 8° westl. L. von Greenwich gelegen) umfaßte, und welches um das Jahr 300 n. Chr. von Wakayamagha gegründet wurde. Bis zum Beginn der Hedschra herrschten über dasselbe 22 Könige. Von dieser Zeit an erstehen im Norden und Osten neue Reiche, die bald mit Ghanata wetteifern. Schon im Anfang des 7. Jahrhunderts kommt ein Mann Namens Sa aus Libyen nach Kukia, einem sehr alten Orte in der Umgegend von Garho, bemächtigt sich der Herrschaft und legt den Grund zu dem nachmaligen großen Sonrhayreiche; im Norden aber gelangte Tilutan, ein Häuptling der Limtuna, um das Jahr 837 zu bedeutender Macht, nahm den Islam an und bekehrte die benachbarten Negerstämme. Einer seiner Nachfolger, Temim, wurde jedoch 918 von den Senagha oder Ssenhadja, welche zu jener Zeit über die ganze Nachbarschaft des Negerlandes mit Einschluß von Ghanata geherrscht zu haben scheinen und in Audaghost (in der Nähe des heutigen Kasr-el-Barka, 18° nördl. Br. und 10° westl. L. von Greenwich, zu suchen) eine wichtige Handelscolonie besaßen, erschlagen, worauf eine Theilung zwischen denjenigen Berberstämmen eintrat, welche ihren Sitz an der Grenze der Wüste und des Negerlandes hatten, bis Abu-'Abd-Allah 1034 wieder alle Berberstämme der Wüste unter seinem Scepter vereinigte. Die Macht der Könige von Sonrhay fing schon damals an, bedeutend zu werden, sodaß es Tin-Yerutan, König von Audaghost (um 961) für gerathen hielt, ihnen Geschenke zu machen, um einen Krieg zu vermeiden. Sie residirten bis zum 11. Jahrhundert in Kukia, nachdem aber Sa-Kassi, der funfzehnte Fürst aus der Dynastie der Sa, den Islam angenommen (1009), wurde Garho am Niger, das schon im 9. Jahrhundert in Handelsverbindung mit Uargela an der Nordgrenze der Wüste gestanden hatte, zur Residenz erwählt. Die mohammedanische Religion war hier bereits so vorherrschend, daß nur ein Moslim König sein konnte. Bei der Thronbesteigung eines neuen Königs wurden diesem sogar drei Embleme des Königthums übergeben, nämlich ein Ring, ein Schwert und ein Koran, welche aus frühern Zeiten herstammten und von einem Beherrscher der Gläubigen in Ägypten geschickt worden sein sollten. Garho handelte hauptsächlich mit Salz, welches von der Berberstadt Tautek hergeschafft wurde, aber auch der Goldhandel war damals schon bedeutend, doch mehr über Kukia und Audaghost als über Garho.

Um das Jahr 1100 wurde Timbuktu von den Tuareg gegründet, besonders von den Stämmen der Idenan und der Imedidderen, nachdem es eine Zeit lang gelegentlich ihr Lagerplatz gewesen war. Wenn Leo Africanus angibt, es sei von Manssa-Sliman gegründet worden, so beruht das nur auf einer Verwechselung, denn Manssa-Sliman, welcher in der Mitte des 14. Jahrhunderts regierte, baute Timbuktu wieder auf, nachdem es vom Volke von Mossi geplündert und zerstört worden war. Die Ssenhadja und namentlich die Merabetin, die Schüler des 'Abd-Allah-Ebn-Yassin, hatten inzwischen Audaghost erobert (1052), unter Abu-Bakrben-'Omar einen großen Kriegszug gegen die Negerstämme unternommen (1061) und sich Ghanata unterworfen (1076), dessen Einwohner zum großen Theil zur Annahme des Islam gezwungen wurden. Aber lange sollte ihre Blüte nicht währen. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurde Ghanata von den Susu, einem mit den Mandingo oder Wakore verwandten Stamme, erobert und um das Jahr 1233 erreichte die Herrschaft der Ssenhadja vollends ihr Ende; die Überbleibsel dieses bedeutenden Stamms in dem südlichen Theile der Wüste (die Limtuna und Messufa) sanken nach und nach zur Tributpflichtigkeit herab. Eine andere Macht trat nämlich in den Vordergrund, das Reich Melle am obern Niger, als dessen erster Moslimkönig um das Jahr 1213 Baraminda genannt wird. Sein Nachfolger Mari-Djatah (1235—60) unterwarf bereits die Susu, welche zu jener Zeit Herren von Ghanata waren, aber erst Manssa-Mussa (1311—31) entwickelte die ganze militärische und politische Macht dieses Königreichs, welches nach den bezeichnenden Worten Ahmed-Baba's „eine Stärke zum Angriff ohne Maß und Grenze" besaß. Er unterwarf seiner Herrschaft die vier weiten Gebiete des westlichen Theils des Negerlandes, nämlich erstens Baghena, gebildet aus den Überbleibseln des Königreichs Ghanata, mit Einschluß des ganzen bewohnten Landes von Taganet und Aderer im Nordwesten von Baghena; zweitens Sagha oder das westliche Tekrur mit Ssilla; dann Timbuktu (1326), damals noch unabhängig von Garho, und endlich Sonrhay mit seiner Hauptstadt Garho. Nur Djinni, eine Stadt am Niger im südlichsten Theile des jetzigen Reichs Massina, die, um das

Jahr 1043 gegründet, infolge ihres Handels mit Salz und Gold zu Reichthum und Macht gelangt war, widerstand ihm, wahrscheinlich wegen seiner fast insularen Lage. Wenn auch Timbuktu so seine Unabhängigkeit einbüßte, so erntete es doch bedeutende Vortheile daraus, daß es ein Theil eines mächtigen Königreichs wurde und gegen jede Gewaltthätigkeit der benachbarten Berberbevölkerung kräftig geschützt ward. Die Folge davon war, daß sich die Stadt schnell vergrößerte und bald ein Marktplatz ersten Ranges wurde, sodaß die angesehensten Kaufleute von Fesan, Ghadames, Tauat, Tafilelt, Faß, Suß und andern Orten nach und nach Biru oder Walata verließen und nach Timbuktu übersiedelten. Gegen das Ende der Regierung Manssa-Mussa's (1329) wurde es zwar von dem heidnischen König von Mossi mit Feuer und Schwert zerstört, aber Manssa-Sliman (1335—36) baute es wieder auf und stellte die Macht des Königreichs wieder her.

Die Abhängigkeit des Sonrhayreichs von Melle war gleich anfangs keine vollkommene, wurde aber noch mehr gelockert durch 'Ali-Killun, einen Prinzen aus der Familie der Sa, welcher am Hofe zu Melle als Geisel aufgewachsen war, aber entfloh und in seinem Heimatlande die Dynastie der Ssonni gründete (um das Jahr 1333), die demnach eigentlich nur eine Fortsetzung der Dynastie der Sa war. Etwa 100 Jahre von da an blieben die politischen Verhältnisse am Niger ziemlich dieselben. Melle erscheint noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts als das mächtigste Königreich des ganzen Negerlandes mit Einschluß von ganz Gambia und von großer Wichtigkeit für den Goldhandel, welcher nach drei Richtungen hin betrieben wurde, nämlich: erstens von Melle nach Kukia hin und von da nach Ägypten, zweitens von Melle nach Timbuktu und von da nach Tauat, und endlich ebenfalls nach Timbuktu, von hier aber weiter nach Wadan (20° nördl. Br. und 10½° westl. L. von Greenwich), welches damals ein sehr wichtiger Platz war, nicht allein für den Gold-, sondern auch für den Sklavenhandel. Timbuktu war schon zu jener Zeit ein bedeutender Stapelplatz für Salz, welches damals ausschließlich aus den Salzminen von Teghasa kam. Aber durch innere Streitigkeiten und Parteiungen verlor Melle rasch seine Stärke, sodaß es den Tuareg unter Akil im Jahre 1433 gelang, Timbuktu zu erobern, und Ssonni-Ali von Sonrhay (1464—92) das ganze Königreich niederwerfen konnte. Dieser kräftige, aber tyrannische und grausame Herrscher zog nämlich 1468 nach El-Hodh, der südwestlichen Provinz von Walata, eroberte darauf Timbuktu (1488) und richtete ein entsetzliches Gemetzel unter den Bewohnern an, welches sogar noch jenes übertraf, das bei Gelegenheit der Einnahme der Stadt durch den Heidenkönig von Mossi stattgefunden hatte; ganz besonders scheint er gegen die Klasse der Gelehrten gewüthet zu haben, wie denn Timbuktu der Hauptsitz der Gelehrsamkeit in jenen Gegenden war. Dennoch muß sich die Stadt von diesem Schlage schnell erholt haben, denn in dem letzten Theile des 15. Jahrhunderts war sie dichter bevölkert als je zuvor. Der Grund hiervon war jedoch der, daß infolge der Eroberungen Ssonni-Ali's die arabischen Kaufleute aus dem Norden den Handel mit Ghanata oder Walata abbrachen und statt dessen die Märkte von Timbuktu und Garho besuchten. Ssonni-Ali eroberte darauf Baghena, das Centrum oder den ursprünglichen Theil des alten Königreichs Ghanata, des spätern Walata, begnügte sich aber damit, den Häuptling dieses Landes tributpflichtig zu machen. Dasselbe that er hierauf mit Djinni, welcher Platz nicht einmal von den Königen von Melle überwältigt worden war; auch hier richtete er ein furchtbares Blutbad an. Er war es auch, der zuerst mit den Portugiesen in Verbindung trat, die seit 1448 den Handel längs der Westküste von Afrika eröffnet hatten, und ihnen die Erlaubniß gab, in Wadan eine Factorei zu errichten, die freilich wegen der Entfernung des Orts von der Küste und seines unfruchtbaren Bodens bald wieder aufgegeben wurde. Auf Ssonni-Ali, der am 5. Nov. 1492 bei der Rückkehr von einem Kriegszuge gegen Gurma in einem reißenden Strome seinen Tod fand, folgte sein Sohn Abu-Bakr-Dau in der Regierung, aber Mohammed, ein Offizier Ssonni's und Eingeborener von Sonrhay, empörte sich gleich anfangs gegen ihn, besiegte ihn in einer höchst blutigen Schlacht bei Garho und bestieg noch in demselben Jahre (1492) den Thron von Sonrhay unter den Titeln Emir-el-Mumenin und Khalifa-el-Moßlemin, während er sich als König Askia nannte.

Die glorreiche Laufbahn dieses großen Eroberers macht uns diesen ungerechten Anfang derselben vergessen, aber in den unglücklichen Verhältnissen des spätern Theils seiner Herrschaft läßt sich gleichsam eine Art göttlicher Strafe für das Beispiel der Empörung erkennen, welches er seinen Söhnen gegeben hatte. Man weiß, daß die Dynastie der Sa von außen einwanderte, und es ist ein Umstand von höchstem Interesse zu sehen, wie Mohammed-Askia, vielleicht der größte Regent, welcher je über das Negerland herrschte, als Eingeborener ebendieses Landes, wo er auf der Insel Neni im Niger (oberhalb Ssai, bei der Inselstadt Ssinder) das Licht der

Welt erblickt hatte, uns ein Beispiel des höchsten Grades von Entwickelung gibt, deren die schwarze Rasse fähig ist. Dieser König wurde von den gelehrtesten und strengsten Mohammedanern mit der höchsten Achtung und Verehrung behandelt, während Ssonni-'Ali, der noch zur Familie jener aus Libyen eingewanderten Fremdlinge gehörte, sich so verhaßt gemacht hatte, daß die Leute, nicht wissend, wie sie ihrem Unwillen und Zorn Luft machen sollten, ihn mit den schimpflichsten Beinamen überhäuften. Wirft man einen Blick auf diese ganze Periode, so kann es für jemand, der die verschiedenen Menschenrassen gründlich begreifen zu lernen wünscht, kein geringes Interesse haben, zu beobachten, wie eben während der Zeit, wo die Portugiesen, fortgerissen von dem heldenmüthigsten Unternehmungsgeist und der lobenswerthesten Energie, nachdem sie stufenweise die ganze Westküste Afrikas entdeckt sowie theilweise in Besitz genommen, dann das südlichste Vorgebirge umsegelt hatten und endlich unter dem Oberbefehle von Almeida und Albuquerque ihr indisches Reich gründeten — wie zur selbigen Zeit ein Negerkönig im Innern des Festlandes nicht allein seine Eroberungen weit und breit ausdehnte, sondern auch die unterworfenen Stämme mit Gerechtigkeit und Billigkeit regierte und allerorten innerhalb der Grenzen seines weiten Gebiets Fülle und Wohlhabenheit hervorrief. Ahmed-Baba sagt von Askia, Gott habe sich seiner bedient, um die Gläubigen von ihren Leiden und ihrem Elende zu erretten.

Nachdem er eine Pilgerfahrt nach Mekka unternommen, verheerte er das Land der Mossi, die hartnäckig an ihrem heidnischen Glauben festhielten, unterjochte ganz Melle, zog wiederholt gegen die Fulbe, die schon damals in Gurma und am obern Niger eine ansehnliche Macht bildeten, befriegte Borgu (zwischen Gurma und Yoruba am Niger), dehnte seinen Einfluß bis an die Westküste aus, wo die Portugiesen am Senegal höchlich erstaunt über den Krieg sind, welcher wie eine große Feuersbrunst alle Länder von Osten nach Westen verheert, marschirte 1513 gegen Katsena, 1515 gegen Agades und brachte so das Sonrhayreich auf die höchste Stufe der Macht, zu welcher es je gelangte. Die Hauptprovinzen, welche es damals umfaßte, waren Timbuktu, Dendina und Saberma, beide am linken Ufer des Niger, östlich von Garho; ferner Banku, Bantal und Bel oder Bal längs des mittlern Laufs des Flusses; dann westlich von Timbuktu die Provinz Kurmina mit der Hauptstadt Tindirma, welches dem König sehr häufig als Residenz diente; südwestlich davon die beiden Landschaften Dirma und Bara und weiter südlich Schaa und Massina (dessen Name in der Form Massin schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erwähnt wird) mit der wichtigen Stadt Sagha, dem Hauptsitz von Tekrur; nordwestlich davon Baghena und südlich vom Niger die beiden Provinzen Hombori und Borgu.

Aber schon bei Askia's Rückkehr von seinem Kriegszuge gegen Agades entwickelte sich der erste Keim des Verfalls dieses großen Reichs, denn Kanta, Statthalter von Leka in der Provinz Kebbi, welcher Askia begleitet hatte, forderte seinen Antheil an der wahrscheinlich sehr bedeutenden Beute, und da er nicht zufrieden gestellt wurde, stand er gegen Askia auf und blieb in einer großen Schlacht (1516) Sieger, sodaß er ein unabhängiges Königreich Kebbi stiften konnte. Bald darauf starben zwei Brüder Askia's, seine treuesten Bundesgenossen und Diener, und da er überdies anfing alt zu werden, so wurde er ein Spielzeug in den Händen seiner übermüthigen Söhne. Endlich kam es so weit, daß der älteste Sohn, Mussa, ihn zu tödten drohte, sodaß der bejahrte Askia nach Tindirma floh und sich unter den Schutz seines Bruders Yahia stellte (1527). Dieser führte ihn zwar im folgenden Jahre wieder nach Garho zurück, wurde aber selbst von Mussa getödtet und Askia sah sich genöthigt, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken (1529). Er starb zu Garho im Jahre 1537 und wurde daselbst in der großen Moschee begraben. Unter Mussa (1529—35), welcher die meisten seiner Brüder ums Leben brachte, und dessen nächsten Nachfolgern wurde das Reich durch innere und äußere, mit abwechselndem Glück geführte Kriege zerrissen und geschwächt; erst unter dem friedliebenden König Daud (1553—82), einem Sohne des großen Askia, erholte es sich wieder, obwol dieser gar keinen Kriegszug unternahm. Schon unter seinem Sohne El-Hadj-Mohammed (1582—87) aber begannen neue Bürgerkriege, indem sich mehrere seiner Brüder gegen ihn empörten. Obwol er sie nun glücklich bezwang und in dem Staatsgefängnisse zu Kantu verwahrte, wurde doch die Kraft des Reichs durch diese Vorgänge so untergraben, daß es dem mächtigen Feinde, der sich jetzt von außen näherte, nicht zu widerstehen vermochte.

Der Hauptgrund zu diesen vielen Aufständen lag darin, daß in Sonrhay nicht der Grundsatz galt, die jüngern Brüder des neuerwählten Königs zu tödten oder durch Blendung (wie dies in Wadai noch jetzt geschieht) oder sonst in irgendwelcher Weise unfähig zum Streben nach

der Herrschaft zu machen. Das war entschieden ein großer Fortschritt in der Civilisation, aber auf der andern Seite war es ohne Zweifel der Dauerhaftigkeit des Reichs nachtheilig, daß so viele königliche Prinzen, mit denen das Regentenhaus bei der herrschenden Polygamie gesegnet, fortwährend als Statthalter mächtiger Provinzen eingesetzt wurden, von denen einige in großer Entfernung von der Hauptstadt lagen. Eine solche Regierung konnte nur glücklichen Fortgang in den Händen eines mächtigen Königs haben, wie Mohammed-el-Hadj-Askia während der kräftigsten Periode seines Lebens war. Andererseits war die Regierung von Sonrhay viel despotischer als diejenige von Bornu. Denn während hier die Wahl eines neuen Königs unter den Prinzen in der Hand dreier Kurfürsten ruhte, die ihrerseits wiederum aus der Zahl der zuverlässigsten Männer des Landes auserkoren waren, hat es allen Anschein, daß die Könige von Sonrhay ursprünglich ihren Nachfolger unter den königlichen Prinzen selbst wählten, und es gab hier sogar eine feste Würde, wie die eines Thronerben oder Kronprinzen. Aber dieser Grundsatz wurde, wie das in barbarischen Staaten ohne schriftlich festgestellte Regierungsform nur zu natürlich ist, nur so lange beobachtet, als der König durchgreifendes Ansehen besaß.

Der furchtbare Feind, welcher dem Sonrhayreiche den Untergang bringen sollte, war Mulai-Ahmed, der Kaiser von Marokko, dessen Aufmerksamkeit das blühende Reich im Negerlande nothwendig hatte erregen müssen. Er schickte 1584 ein sehr zahlreiches Heer in der Richtung nach Wadan aus, mit dem Befehle, alle Orte längs des Flusses (Senegal und Niger wurden wahrscheinlich als Ein Strom angesehen) zu erobern und so gegen Timbuktu vorzurücken. Diesmal ging die Gefahr vorüber, indem die Größe der Armee selbst ihren Untergang infolge von Hunger und Durst herbeiführte. Um hierfür wenigstens einige Rache zu nehmen, sandte Mulai-Ahmed einen Offizier mit einer geringen Anzahl Musketiere aus, die sich der Salzminen von Teghasa, welche damals das ganze westliche Negerland mit diesem nothwendigen Artikel versahen, bemächtigen und Sonrhay derselben berauben sollte. Infolge dessen begannen die Bewohner von Garho ihr Salz in Taödenni und an andern Orten zu graben. Nachdem aber inzwischen wieder heftige Kriege zwischen den zahlreichen Söhnen Daud's gewüthet hatten, welche dem Staatsgefängniß zu Kantu viele Gefangene zuführten, gelang es 1588 dem Pascha Djodar, einem tapfern Eunuchen des Kaisers von Marokko, mit einem Heere von 3600 Musketieren in Garho einzurücken. Der damalige König Askia-Ißhak erbot sich, ihm 1000 Sklaven und 100000 Mithkal Gold zu geben, wenn er das eroberte Land wiederum aufgäbe. Der Pascha, obgleich nicht autorisirt, auf solche Bedingungen einzugehen, willigte ein, dieselben an seinen Herrn zu berichten, mittlerweile aber nach Timbuktu zu gehen. Er zog auch in diese Stadt ein und vertrieb die Beamten des Königs von Sonrhay, unter andern den Hafeninspector von Kabara, der mit der ganzen Flotte stromabwärts floh. Der ehrgeizige Mulai-Ahmed jedoch war über den Vertrag äußerst entrüstet, setzte Djodar auf der Stelle ab und sendete den Pascha Mahmud-ben-Sarkub mit 80 Musketieren und mit dem Befehl, das Commando der Armee zu übernehmen und den Askia-Ißhak aus dem Sudan zu vertreiben. Mahmud zog sofort gegen Ißhak und schlug ihn trotz tapferer Gegenwehr bei Garho (1591), da kein Heer des Negerlandes im Stande gewesen wäre, gegen eine so geordnete, mit Feuerwaffen versehene Armee etwas auszurichten. Auffallenderweise waren Feuerwaffen damals in den Landschaften des Niger noch ganz unbekannt, während Edriß-Alaoma von Bornu zu derselben Zeit doch eine beträchtliche Anzahl Flinten besaß. Eine Kanone, welche das siegreiche Heer der Marokkaner bei den Sonrhay fand, bildete ohne Zweifel einen Theil der Geschenke, welche die Portugiesen dem Askia-Mussa übersandt hatten, und der Umstand, daß der Feind dieses Geschütz unter der Beute der Hauptstadt und nicht im Gewühl des Schlachtfeldes gewann, beweist hinlänglich, daß die Sonrhay davon keinen Gebrauch zu machen verstanden. Ißhak suchte vergebens bei den benachbarten Völkern Hülfe, er wurde zuletzt in Gurma erschlagen und ganz Sonrhay, dieses herrliche Reich, welches noch vor wenigen Jahren von dem mittlern Haussa bis an den Ocean und von Mossi bis Tauat sich erstreckte, war dahin. In wenigen Jahren bemächtigten sich die Marokkaner fast des ganzen ausgedehnten Ländergebiets bis über Djinni hinaus und nach Tombo hinein und ihr Herrscher gelangte dadurch zum Erstaunen aller Machthaber Europas zu einem unbegrenzten Reichthum an Gold. Die Hauptbesatzungen der Marokkaner lagen in Djinni, Timbuktu, Bamba, Garho und Kalna in Dendi; ihre Stärke bestand aber vorzüglich darin, daß sie sich durch Heirathen mit den Eingeborenen verbanden, wodurch eine besondere Klasse der Bevölkerung entstand, die noch heutigen Tags unter dem Namen der Erma oder Ruma (d. h. Schützen) unterschieden wird.

So weit reichen die Aufzeichnungen von Ahmed-Baba, der selbst infolge des allgemeinen

Unglücks, welches sein Heimatland befallen, alles verloren hatte und als Gefangener nach Marokko geschleppt worden war, bis er, dank der unbegrenzten Achtung, welche selbst der Feind vor der Gelehrsamkeit und Tugend des Gefangenen empfand, seine Freiheit und die Erlaubniß erhielt, nach Sonrhay zurückzukehren. Hier scheint er seine Tage geendet zu haben, indem er sich durch die Wissenschaft und das Niederschreiben der Geschichte seines unglücklichen Heimatlandes (um das Jahr 1640) für den Verlust alles dessen zu trösten suchte, was ihm theuer gewesen war.

Die Nigerlandschaften blieben nun eine Provinz von Marokko, aber das Abhängigkeitsverhältniß war ein so lockeres, daß abtrünnige Statthalter aus Marokko sogar ihre Zuflucht in Sonrhay suchten. Die Ruma fanden bald alle ihre Interessen im Sudan und kümmerten sich wenig um ihr altes Mutterland. Aber auch sie sollten sich ihrer fast unabhängigen Oberherrschaft nicht lange erfreuen. Die Auelimmiden, ein mächtiger Zweig der Tuareg, welche ihre Stammesgenossen, die Tademekket, aus Aderar östlich von Garho vertrieben hatten, worauf diese sich nach der Gegend von Timbuktu zogen (um 1640), eroberten 1770 Garho und ihr Häuptling Kaua errichtete 1780 ein mächtiges Reich am Nordufer des Niger (Aussa). Noch jetzt sind die Auelimmiden der herrschende Stamm am mittlern Niger, obwol ihnen andere Tuaregstämme, wie die Tademekket, Kelgereß und Iguadaren, oft feindlich gegenüberstehen. An ihren Südgrenzen aber haben die Fulbe ihre neuen Reiche aufgerichtet und streiten mit den Tuareg um den Besitz des mittlern Niger und Timbuktus, das sie 1831 einnahmen und 1844 wieder vertrieben, in den letzten Jahren abermals bedrohten.

Schon aus dieser kurzen Skizze sieht man, daß Timbuktu keineswegs ganz mit Recht in Europa als der Mittelpunkt und die Hauptstadt eines großen Negerreichs figurirt hat, indem es zu keiner Zeit, wenigstens in den ältern blühenden Perioden des Landes, mehr als eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Aber auf der andern Seite verdient Timbuktu, da es der Sitz mohammedanischer Gelehrsamkeit wurde, und wegen der in ihrer Art schönen und massiven Gebäude, durch die es ausgezeichnet war, vollkommen den Rang einer Stadt, „medinah", einen Namen, den die vollkommen offene und dem größten Theil nach aus Rohrhütten bestehende Hauptstadt Garho niemals verdiente. Als die letztere infolge ihrer Eroberung durch die Ruma in Unbedeutendheit versank, wurde Timbuktu wegen seiner größern Nähe an Marokko der wichtigere Platz, wo sich allmählich der ganze Rest des Handels in den zerrissenen Nigerlanden festsetzte, während er sich von dem untern Fluß aus der Umgegend von Garho nach Agades zog, das von der Zeit an sich zu großer Blüte erhob. So hat denn der Ruhm Timbuktus in Europa eine fabelhafte Größe, und besonders infolge der übertriebenen Beschreibungen und unbegreiflichen Luftblasen des englischen Consuls in Marokko, des bekannten Jackson, machte man sich eine Vorstellung von der Bedeutung der Stadt, hinter der die Wirklichkeit unendlich zurückblieb. In neuerer Zeit ist sie nun vollends durch die Kämpfe der Tuareg und Fulbe sehr herabgekommen und ihrem verwahrlosten Zustande kann nicht eher abgeholfen werden, als bis sich eine starke und einsichtsvolle Macht am obern Laufe des Niger wieder festgesetzt hat, um die vortreffliche Lage zum Handel völlig auszubeuten. Die Regierung der Stadt ist in den Händen eines oder zweier Sonrhayamtleute mit dem Titel Emir, welche aber sehr wenig Gewalt besitzen, da sie zwischen den Tuareg und Fulbe stehen, welche letztere nach einem Übereinkommen von 1846 einen Tribut von etwa 4000 Mithkal Gold (7000 Thlr. preuß.) aus der Stadt beziehen. Eine dritte, sich jedoch theilweise auf die Tuareg stützende Macht in Timbuktu repräsentirt der Scheich El-Bakay, der Nachfolger seines Bruders El-Muchtar. Diesen letztern hatten die Kaufleute aus dem Norden, besonders die von Ghadames und Tauat, vermocht, zu ihrem Schutze seine Residenz von der „hille" oder „hillet e' Scheich el Muchtar" in Asauad nördlich von Timbuktu nach dieser Stadt zu verlegen.

Dr. Barth ist zwar nicht der erste Europäer, welcher in Timbuktu war, aber keiner vor ihm war im Stande, die Stadt in ihrem wahren Ganzen, Natur und Menschen, darzustellen. Major Laing, einer der unternehmendsten und gebildetsten englischen Offiziere, hatte 1826 von Tauat her die Stadt erreicht, ward aber nach wenigen Tagen von den Fulbe ausgewiesen und auf der Rückkehr vom Häuptling der Berabisch ermordet; René Caillié aber, ein kühner, doch ganz ungebildeter Franzose, der von Sierra-Leone über Timbuktu nach Marokko und von da in seine Heimat gelangte, reiste unter so drückenden Verhältnissen und mußte sich seiner Sicherheit wegen so verborgen halten, daß er dadurch an umfassendern Beobachtungen gehindert wurde, deren er überdies wol kaum fähig war. Er hielt sich auch nur vom 20. April bis 3. Mai 1828 in

Timbuktu auf. Man hat in Europa lange Zeit an der Wahrhaftigkeit seiner Berichte gezweifelt, wol auch seine ganze Reisebeschreibung für Erfindung ausgegeben, aber Dr. Barth hat ihre Richtigkeit im allgemeinen bestätigt und den Charakter Caillié's dadurch glänzend gerechtfertigt. „Leider", sagt er, „hatte Caillié das Unglück, dem unternehmenden und gebildeten, aber vom Schicksale nicht begünstigten und vielleicht auch nicht menschenkundigen und bedachtsamen Major Laing hart auf den Fersen zu folgen, der zwei Jahre zuvor auf seiner verzweifelten Flucht von Timbuktu ermordet worden war. Durch das Zusammentreffen anderer Umstände, besonders das Verfahren des französischen Consuls in Tripoli, war es nur zu natürlich, daß er die Eifersucht der Engländer gegen sich rege machte. Denn es war den letztern ein unerträglicher Gedanke, daß einem armen, schutzlosen Abenteurer, der sich unter dem schmählichsten Lügennetz verbergen mußte, ein Unternehmen gelingen sollte, dem einer der kühnsten und hochherzigsten Offiziere ihres Heeres zum Opfer gefallen war." Selbst in der abgeschmackt aussehenden und sehr ungenauen Ansicht, die Caillié von Timbuktu gibt, ist doch der Stil der einzelnen Wohnungen ganz richtig dargestellt. Ihr Hauptfehler besteht darin, daß die ganze Stadt nur aus zerstreut umherliegenden Wohnungen zu bestehen scheint, während man in Wirklichkeit aus zusammenhängenden Häuserreihen gebildete Straßen vorfindet.

Nach den Winkeln und Distanzen, die Dr. Barth auf seiner Hin- und Rückreise gemessen, setzt Dr. A. Petermann die Stadt in 17° 37′ nördl. Br. und 3° 5′ westl. L. von Greenwich, was ziemlich genau mit der Lage übereinstimmt, die ihr Jomard nach Caillié's Route gab. Sie liegt nur wenige Fuß über dem mittlern Niveau des Flusses und ist 7—8 Seemeilen vom Hauptarme desselben entfernt. In ihrer jetzigen Größe bildet sie ein Dreieck, dessen Basis nach Süden gekehrt ist, während sein vorspringender Winkel, an die Moschee Sankore sich lehnend, nach Norden sieht. Der Umfang beträgt etwa dritthalb englische Meilen. Eine Mauer ist nicht vorhanden, da die frühere von den Fulbe im Jahre 1826 zerstört wurde. Die theils regelmäßigen, theils gewundenen Gassen sind nicht gepflastert, sondern bestehen zum größern Theil aus hartem Sand und Kies und einige haben eine Art Rinnstein in der Mitte; an offenen Plätzen ist namentlich in dem dichtbewohnten südlichen Theile Mangel, denn außer dem großen und kleinen Marktplatz gibt es nur ein kleines freies Plätzchen vor der Moschee Ssidi-Yahia. Die Häuser sind alle in gutem Zustande. Die Zahl der Thonwohnungen beträgt etwa 980 und die der Mattenhütten ebenfalls mehrere hundert. Diese runden Mattenhütten bilden mit wenigen Ausnahmen die äußere Umschließung der Stadt auf der ganzen Nord- und Nordostseite, wo sich dem Auge gewaltige Schutthaufen darbieten, die sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte angesammelt haben. Die meisten Thonwohnungen bestehen aus mehreren Vorzimmern, Hallen und kleinern Gemächern, alle sind einstöckig und flach bedacht, doch haben viele auch ein Dachzimmer, welches dann nebst der Terrasse oder dem flachen Dach selbst einen sehr angenehmen, luftigen Aufenthaltsort abgibt. Die einzigen öffentlichen Gebäude in der Stadt sind die drei großen Moscheen: die Djingere-ber, angefangen von Manssa-Mussa, die Moschee Sankore, ebenfalls in früherer Periode und auf Kosten einer wohlhabenden Sonrhaydame erbaut, und die kleine Moschee Ssidi-Yahia, von einem Beamten der Stadt erbaut. Die Djingere-ber oder Große Moschee ist, obgleich nur aus Thonklumpen errichtet, ein wahrhaft stattliches Gebäude, das allein schon hinreichen würde, Timbuktu des Beinamens einer „medinah" würdig zu machen. Sie liegt im Südwesten der Stadt in dem gleichnamigen Viertel, das vorzugsweise von Mohammedanern bewohnt wird, schließt 12 Schiffe von verschiedener Größe und Bauweise ein, ist 262 Fuß lang, 194 Fuß breit und erhebt sich mit ihrem großen viereckigen Thurme zu ansehnlicher Höhe. Nicht weniger imposant ist die Moschee Sankore, die durch den Einfluß des Scheich El-Bakay in ihrer ganzen frühern Größe wiederhergestellt wurde und dem Nordende der Stadt einen großartigen Charakter verleiht. Von Vegetation ist die Stadt selbst und ihre Umgebung fast ganz entblößt, nur einige dürftige Exemplare von Balanites Aegyptiacus und einige kleine Dattelhaine im Südwesten vor der Stadt sind von dem frühern Baumreichthum zurückgeblieben.

Die Straßen sind gewöhnlich auffallend wenig belebt und die Zahl der wirklich hier angesiedelten und dauernd wohnenden Leute beträgt auch nur etwa 13000, während die wechselnde Bevölkerung der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs, besonders von November bis Januar, im Durchschnitt auf 5000 und selbst auf 10000 Seelen sich belaufen mag. Diese Fremden sind theils die Mauren der Wüste nebst den arabischen Handelsleuten vom Norden, theils die im Binnenhandel dieser Gegenden unendlich wichtigen Wangarana oder östlichen Mandingo nebst den Leuten von Mossi.

Was den Handel der Stadt betrifft, so unterscheidet er sich von demjenigen Kanos sehr wesentlich dadurch, daß Timbuktu keineswegs ein producirender Platz ist, während das Haussa-Emporium vollkommen verdient, als solches betrachtet zu werden. Fast das ganze Leben der Stadt ist auf fremden Handel basirt, der infolge der großen nördlichen Biegung des Flusses hier den günstigsten Punkt zum Verkehr findet. Von einer Industrie Timbuktus kann man kaum reden, alle Bedürfnisse, wie Lebensmittel, Kleidung u. s. w. werden von außen eingeführt. Der auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen: der Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her und zwei Straßen von Norden her, die von Marokko auf der einen Seite und die von Ghadames auf der andern. In diesem gesammten Handel bildet Gold den Hauptartikel, wiewol der Gesammtbetrag des von Timbuktu ausgeführten edeln Metalls nicht 150—200000 Thlr. preuß. übersteigt. Das Gold wird entweder von Bambuk oder von Bure gebracht; aber von ersterm Platze in größerer Menge. Das Gold aus dem Lande der Wangaraua erreicht den Markt von Timbuktu nicht, sondern wird jetzt zum größten Theile direct nach jener Gegend der südlichen Küste ausgeführt, welche aus diesem Grunde die Goldküste genannt wird. Der nächste Artikel, welcher einen der hauptsächlichsten Handelsgegenstände in Timbuktu abgibt, ist Salz, das heutzutage von Taödenni in dem Wüstendistrict El-Djof (22° nördl. Br., 6° westl. L. von Greenwich) gebracht wird und seit dem Verfalle von Walata seinen Weg vorzugsweise über Timbuktu nach den südlichern Landschaften nimmt. Der Salzhandel begreift auch den Handel mit dem in Kano producirten einheimischen Baumwollenstoffe in sich, der das Tauschmittel für jenen Artikel bildet. Außerdem haben nur noch die Kola- oder Guronüsse eine größere Bedeutung für den Handel Timbuktus. Sie bilden im Lande der Schwarzen einen der größten Luxusartikel; im Besitze dieser Nüsse fühlen die Eingeborenen den Mangel des Kaffees nicht, den sie doch so leicht in weiter Ausdehnung anbauen könnten, denn die Kaffeepflanze scheint in vielen Gegenden des Sudan einheimisch zu sein. Die Guronuß wird aus dem Laude der Mandingo durch Vermittelung der Mossi auf Eseln nach dem mittlern Niger gebracht, während sie nach Haussa aus den nördlichen Provinzen Assantis gelangt. In Bezug auf europäische Manufacturen ist die Straße von Marokko noch immer die bedeutendste für gewisse Artikel, wie z. B. für rothes Tuch, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Messer, Taback; Calicot dagegen wird über Ghadames eingeführt, und zwar in neuerer Zeit in solcher Menge, daß dadurch die Handelsleute oder Kaufherren von Marokko in hohem Grade rege geworden sind. Die Einwohner von Ghadames sind unzweifelhaft die Hauptvermittler, um dieses einfache, aber wohlgefällige und billige Erzeugniß englischer Industrie, dem die Deutschen leider nichts an die Seite zu setzen haben, über den ganzen nordwestlichen Theil des afrikanischen Festlandes zu verbreiten. So halten auch in Timbuktu mehrere der wohlhabendern Ghadamsi-Kaufleute besondere Geschäftsführer. Überhaupt sind die meisten Kaufleute in Timbuktu nur Agenten für andere, in Ghadames, Esuera oder Mogador, Merakesch oder Marokko und in Faß oder Fez angesessene Handelsherren, und selbst auf die ersten Häuser daselbst darf man keinen europäischen Maßstab von Reichthum anwenden, denn gewiß übersteigt das wirkliche Eigenthum keines derselben die Summe von 10000 Thlrn. Unter den arabischen Waaren bildet Taback einen bedeutenden Verbrauchsartikel, besonders der im Wadi-Nun gezogene; Taback zusammen mit Datteln bilden auch den Hauptartikel der Einfuhr von Tauat. Was die Ausfuhr anlangt, so kommt außer Gold nur noch etwas Gummi und Wachs in Betracht, während Elfenbein und Sklaven nur in sehr geringer Menge in den Handel kommen. „So viel ist gewiß", sagt Dr. Barth, „daß hier ein ungeheueres Feld für die europäische Wirksamkeit offen liegt, um den Handel dieser Gegenden zu heben, der in früherer Zeit unter einer starken Regierung diesen Theil der Erde belebte und unter günstigen Umständen wieder in großartiger Weise aufblühen könnte. Denn Timbuktu ist von Natur von der höchsten commerziellen Bedeutung, nämlich wegen seiner Lage an der Stelle, wo der große Fluß Westafrikas in schlangengewundenem Laufe jener weit vorgeschobenen und höchst ausgedehnten Oase des « fernen Westen » — des « Maghreb-el-Aksa » der mohammedanischen Welt — am nächsten rückt; denn Tauat bildet mit seiner nordwestlichen Verlängerung Tafilelt, dem mittelalterlichen Sidjilmessa, den natürlichen Vermittler in dem Handelsverkehr dieser fruchtbaren und wohlbevölkerten Landschaft mit dem Norden. Und mag es nun Timbuktu, Walata oder Ghanata sein, stets wird diese Nachbarschaft eine große Handelsniederlage enthalten — solange als die Völker ihr Streben nach internationalem Verkehr und Austausch ihrer Erzeugnisse bewahren." An einer andern bedeutsamen Stelle sagt der Reisende: „Die Schwierigkeiten, welche ein Platz wie Timbuktu einem freien Handelsverkehre mit den Europäern entgegensetzt, sind unzweifelhaft sehr

groß. Die eigenthümliche Lage der Stadt, an dem Rande der Wüste und an der Grenzlinie verschiedener Rassen, macht in dem gegenwärtigen entarteten Zustande der einheimischen Königreiche eine energische Regierung sehr schwierig, ja fast unmöglich, und die Entfernung sowol von der Westküste als auch von der Mündung des Niger ist höchst bedeutend. Aber auf der andern Seite macht die große Bedeutung der Lage dieser Stadt an der nördlichen Biegung jenes majestätischen Flusses, der in einem gewaltigen Bogen die ganze südliche Hälfte von Nordcentralafrika umspannt und dicht bevölkerte sowie überaus productionsfähige Landschaften einschließt, die Eröffnung eines europäischen Handels höchst wünschenswerth, und überdies bietet ja der Fluß selbst für einen solchen Zweck große Erleichterung dar. Nun ist Timbuktu allerdings den französischen Besitzungen in Algerien auf der einen und denen am Senegal auf der andern Seite näher, aber von den erstern ist es durch einen Strich erschrecklicher Wüste getrennt und zwischen ihm und dem Senegal liegt ein höherer Landstrich, ja die nächste Verbindungsstraße wird sogar von einer ansehnlichen Höhenkette durchschnitten. Es kommt nun noch der eigenthümliche Umstand hinzu, daß wir hier eine Familie haben, welche lange, ehe die Franzosen ihre Eroberung Algeriens anfingen, ihre Freundschaft gegen die Engländer in unzweifelhafter Weise bewies, und im gegenwärtigen Augenblicke läßt es sich das hervorragendste Glied ebendieser Familie (der Scheich El-Bakay) angelegen sein, freien Verkehr mit dieser Nation zu eröffnen. Selbst für den Fall des größten Erfolgs französischer Politik in Afrika wird es doch nimmer gelingen, diese ganze weite Ländermasse des Innern mit Waffengewalt zu erobern.*) Auf der andern Seite ist die Regierung der Fulbe von Hamd-Allahi allem Verkehr mit Europäern, gleichviel ob Franzosen, Engländern oder wer sie immer sein mögen, auf das entschiedenste abgeneigt, und wenn daher der Stadt Timbuktu eine freisinnige Regierung gesichert wäre, indem man hier eine von jenen Machthabern unabhängige Herrschaft begründete, so möchte sich dem europäischen Handel und Verkehre hier ein ungeheueres Feld eröffnen, und es könnte dann diese ganze Gegend wieder in den Bereich einer gesunden, kräftigen Organisation gebracht werden. Alle Fürsten und Nationalitäten des Innern sind friedlichem Verkehr freundlich gesinnt und würden sich solchen selbst von Europäern, sobald sie Gerechtigkeit und energische Entschiedenheit bei ihnen finden, gern gefallen lassen."

Doch kehren wir wieder zu den persönlichen Erlebnissen Dr. Barth's zurück, der seine Kunde von Timbuktu mit schweren Opfern erkämpfen mußte. Gleich in den ersten Tagen gestaltete sich seine Lage in eine fast hoffnungslose. Sfidi-Alauate, ein Mann von eigennützigem Charakter, benutzte den Umstand, daß ihm der Reisende für jetzt ganz in die Hände gegeben war, zu den schmählichsten Erpressungen und belästigte ihn obendrein mit Bekehrungsversuchen. Der betrügerische Walater lockte ihm eine Menge Geschenke für die Machthaber des Landes ab, behielt sie aber, wie sich später ergab, größtentheils für sich selbst — eine Sache von großer und schlimmer Bedeutung, denn einmal erhielten so der Landesherr in Hamd-Allahi und andere Große gar keine oder unzureichende Geschenke und wurden deshalb dem Fremden aufsässig, dann erschöpften sie auch den Rest der Habe, welche doch für die lange Rückreise noch reichen sollte. Sehr schnell war außerdem bekannt geworden, daß der Fremdling ein Christ sei, und es drangen Gerüchte zu seinen Ohren, die fanatischen Fulbe hätten beschlossen, ihn zu ermorden. Zu alledem kam, daß der Reisende infolge der großen Feuchtigkeit der Atmosphäre und der heftigen Regenfälle, die gerade im Monat September in der Gegend von Timbuktu ihre Höhe erreichen, von ernstlichen Fieberanfällen heimgesucht wurde.

Am 28. Sept. traf endlich der Scheich El-Bakay in der Stadt ein, und wie schon früher in einem Schreiben gab er jetzt Dr. Barth die feste Versicherung seines Schutzes. Er sandte sogleich zu ihm und ließ ihn bitten, sich ja zu beruhigen, da er versichert sein könnte, daß wenn ihn der Himmel gesund erhielte, ihn nichts hindern sollte, wohlbehalten in seine Heimat zurückzukehren; er forderte ihn sogar auf, sogleich von den drei Straßen — nämlich entweder durch das Gebiet der Fulbe, oder in einem Boote auf dem Flusse, oder auch zu Lande durch das Gebiet der Tuareg — diejenige zu wählen, auf welcher er heimkehren wolle. Nun hatte sich Dr. Barth schon von Anfang an völlig davon überzeugt, daß weder die Gesinnung der Eingeborenen, und zwar vorzüglich der herrschenden Fulbe, noch der Zustand seiner Mittel ihm erlauben würden, nach Westen vorzudringen, um so nach Europa zurückzukehren; und auf der andern Seite war er mit sich ganz einig, daß es viel wichtiger sei, den Lauf des Niger zwi-

*) Bekanntlich geht jetzt Frankreich mit dem Plane um, seine Besitzungen am Senegal landeinwärts bis nach Timbuktu zu erweitern.

schen Timbuktu und Ssai niederzulegen, als eine Reise durch das obere Nigerland nach dem Senegal zu unternehmen. Er äußerte daher von Anfang an den bestimmten Wunsch, daß es ihm erlaubt werden möchte, über Garho zurückzugehen. Aber die Aussichten auf glückliche Rückkehr änderten sich schon zu Anfang October. Der Herrscher von Massina schickte eine Schar Bewaffneter nach Timbuktu mit dem Befehl, den Christen zu vertreiben, und Hammadi, ein Neffe und Nebenbuhler El-Bakay's, benutzte diese Gelegenheit, um seinen Zorn gegen den Scheich auszulassen, indem er an die Einwohner der Stadt einen Aufruf erließ, worin er sie in den dringendsten Ausdrücken aufforderte, den Befehlen des Emirs nachzukommen und, wenn der Fremde etwa Widerstand leisten sollte, selbst sein Leben nicht zu schonen. El-Bakay ließ sich zwar hierdurch keineswegs wankend machen, aber, aufgebracht durch das ihn beleidigende Verfahren, gab er nicht zu, daß der Reisende jetzt Timbuktu verlasse, sondern nahm vielmehr den Fulbe gegenüber eine drohende Stellung ein, indem er außerhalb der Stadt ein Lager bezog und mit dem Tuaregstamme der Tademekket in Verbindung trat.

Die Luftveränderung und die größere Bewegung im Lager übten auf Barth's Gesundheit einen sehr wohlthätigen Einfluß, wie ihm auch schon die Verschiedenheit der Scenerie Erleichterung verschaffte. „Das Lager gewährte besonders am Morgen einen höchst belebten Anblick. Die beiden großen baumwollenen Zelte des Scheichs mit ihrem äußern Deckmantel von gewürfeltem, in Schwarz und Weiß ausgeführten Muster und ihren, in verschiedenen Farben prangenden wollenen Deckenvorhängen an den Seiten waren dann halb geöffnet, um der Morgenluft den Durchzug zu gestatten; an dem von Kameelen, Rindern und Ziegen belebten Gehänge der Sandhöhe entlang sah man die kleinern Lederzelte malerisch gruppirt. Die ganze Natur war wach und voller Leben; in den Bäumen schwärmten zahlreiche weiße Tauben. Am Abend sah man wiederum das Vieh von der Weide heimkehren, von Sklaven geleitete Esel Wasser herbeischaffen und die frommen Schüler des Scheichs an dem einfachen, mit einer Dornhecke umzäunten Betplatze zusammengruppirt, um von der melodischen Stimme ihres Lehrers geleitet ihr Gebet zu verrichten. Wenn sich auch der Scheich am Tage meistens im Zelte aufzuhalten pflegte, so versäumte er es doch nie, sich zu dieser Abendandacht einzustellen. Um diese Zeit ward von den tüchtigsten seiner Schüler aus dem Koran gesungen; dies dauerte oft bis zu später nächtlicher Stunde und trug viel zur Belebung des Ganzen bei, indem ein Echo diese schönen Verse in ihrem melodischen Falle von den umliegenden Sanddünen widerhallte. Manchmal fand auch eine lebhafte Unterhaltung statt, wozu sich auf dem offenen Platze zahlreiche Gruppen am Feuer versammelten." Während dieses Lagerlebens war es hauptsächlich, wo Dr. Barth in die intimsten Beziehungen zu seinem neuen Beschützer trat. Er lernte ihn bald schätzen als einen liebenswürdigen, höchst ehrenhaften Charakter und in seiner Art gebildeten und aufgeklärten Mann, dem es nur leider an Festigkeit und Energie fehlte; auf der andern Seite gewann er aber auch schnell die Achtung des Scheichs, namentlich durch seine überlegene Bildung und seine Kenntniß der religiösen Satzungen des Islam wie des Christenthums; denn häufig wurde das Gespräch auf die Gegensätze dieser beiden Religionen gelenkt, und immer gelang es dem Christen, durch seine tiefern Kenntnisse die Gegner zum Schweigen zu bringen.

El-Bakay sowol wie sein Schützling hielten sich jedoch immer nur sehr wenige Tage im Lager auf und wohnten dazwischen wieder in Timbuktu; ja der Scheich vertraute so sehr seinem Ansehen, daß er wiederholt mit dem Fremden durch die Straßen der Stadt ritt und sogar einen Ausflug nach Kabara mit ihm unternahm, wo im October bereits alles niedrige Land unter Wasser stand. Aber Dr. Barth's Lage näherte sich gegen Ende November einer ernstlichen Krisis. Von der einen Seite traf die Kunde ein, daß diejenige Abtheilung der Berabisch (ein Araberstamm der Wüste), welcher der Mörder des Majors Laing angehörte, sich durch einen Eid verbindlich gemacht hätte, den Christen zu tödten, und von Ahmedu-ben-Ahmedu, dem Herrscher von Massina, erging wiederholt der Befehl an die Beamten der Stadt sowol wie an El-Bakay, ihn auszuliefern, ja die ganze Stadtgemeinde wurde mit harter Strafe bedroht, wenn sie ihn nicht gefangen nähmen oder wenigstens auf solche Weise bewachten, daß seine Flucht unmöglich würde. Am 1. Dec. kam sogar eine bewaffnete Reiterschar gegen das Lager angesprengt und wurde nur durch die feste, drohende Haltung der Freunde Barth's zum Rückzuge bewogen. Die ganze Stadt war über diese Vorgänge in der größten Aufregung, und als ob ein ernstlicher Kampf bevorstände, probirten alle Einwohner ihre Feuerwaffen, sodaß man überall Schüsse fallen hörte. Unter diesen Umständen rief El-Bakay einen Häuptling der Tademekket, Namens Auab, mit 100 Reitern zu seinem Schutze herbei und quartierte sie in der Nähe seiner Wohnung ein; auch bezog er wieder ein Lager in etwas größerer Entfernung von der Stadt,

nahe an dem Rande der Überschwemmung, wo die Umgebung recht angenehm und mit Bäumen wohl geschmückt war. Selbst durch eine Deputation der angesehensten Einwohner Timbuktus, welche, heftige Kämpfe fürchtend, mit der Bitte ins Lager kamen, den Fremden nicht wieder in die Stadt zurückkehren zu lassen, wurde der Scheich nicht wankend gemacht; er ritt im Gegentheil schon am folgenden Tage, am Vorabende des Geburtsfestes des Propheten, offen mit seinem Schützlinge in die Stadt ein. Barth suchte sich inzwischen die Tuareghäuptlinge durch Geschenke geneigt zu machen, und erhielt auch von ihnen einen überaus günstigen Sicherheitsbrief für jeden Engländer, der dieses Land besuchen sollte.

Eine günstige Wendung trat endlich am 19. Dec. ein. Wenige Tage zuvor war nämlich eine Kafla der Berabisch angekommen und mit ihr Ali, der Sohn des alten Scheichs Ahmed, der den Major Laing ermordet hatte. Ali sowol wie seine Begleiter legten ihre feindselige Gesinnung gegen Dr. Barth bei mehreren Gelegenheiten an den Tag; aber durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung ward Ali plötzlich durch Krankheit ergriffen und starb am Morgen des 19. Dec. Sein Tod machte einen außerordentlichen Eindruck auf die Leute, da es eine allgemein bekannte Thatsache war, daß sein Vater der Mörder des Christen sei, welcher früher diese Stadt besucht hatte, und dieser Eindruck war um so größer, als man allgemein glaubte, Dr. Barth sei Major Laing's Sohn. Durch eine ganz natürliche Schlußfolgerung wurde man darauf geführt, daß irgendein übernatürlicher Zusammenhang zwischen dem Tode dieses Mannes an diesem Orte und zu dieser Zeit und dem von seinem Vater begangenen Morde stattfinden möchte. Die Begleiter Ali's kamen in feierlicher Procession zu El-Bakay, um ihn für ihre bisherige Vernachlässigung um Verzeihung zu bitten und seinen Segen zu erflehen; ja der alte Ahmed selbst sandte bald darauf die Botschaft, daß er in keiner Weise die Abreise des Christen hemmen würde, sondern im Gegentheil keinen innigern Wunsch hege, als daß er seine Heimat in Sicherheit erreichen möge.

Trotz dieses günstigen Umstandes sollte es noch volle drei Monate dauern, ehe Dr. Barth Timbuktu auf immer verließ. El-Bakay hatte sicher die besten Absichten, aber von dem Werthe der Zeit hatte er so wenig wie die meisten seiner Landsleute einen Begriff; ein Monat galt ihm gleich einem Tage. Es war sein Wunsch, seinen Schützling selbst durch die Gebiete der gesetzlosen Tuareg längs des Niger zurückzuführen, aber immer konnte er sich nicht zur Abreise entschließen. Zuerst erwartete er seinen Bruder Ssidi-Mohammed, den Herrscher von Asauad, den er an seiner Stelle in Timbuktu zurücklassen wollte, dann, als dieser eingetroffen, wollte er erst die Niederkunft seiner Frau abwarten, die bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte; endlich als auch dies glücklich beseitigt war, hoffte er von Tag zu Tag auf die Ankunft des Häuptlings der Auelimmiden, des mächtigsten Tuaregstamms am mittlern Niger, den er zur Unterstützung seiner Partei gegen die Fulbe zu benutzen gedachte. Alkuttabu aber, ebendieser Häuptling, wurde durch aufrührerische Bewegungen in einigen Abtheilungen seines Stamms zurückgehalten, und so verstrich Woche nach Woche, Monat nach Monat, ohne daß sich in der Lage des Reisenden etwas wesentlich änderte. Inzwischen drangen die Fulbe immer heftiger auf seine Entfernung, und da ihr Einfluß auch in der Stadt und selbst unter den Verwandten El-Bakay's beträchtlich wuchs, so führte Ssidi-Mohammed, der nicht ganz mit der Politik seines Bruders harmonirte und es zu keinem offenen Kampfe kommen lassen wollte, den hart bedrängten Fremdling, die unschuldige Ursache so großer Aufregung, endlich am 17. März 1854 aus Timbuktu nach dem Lager, um ihn von da die Rückreise antreten zu lassen.

Die Zelte standen diesmal ganz in der Nähe des Flusses, der gegen Ende Januar sein höchstes Niveau erreicht hatte und nun zahlreiche Arme weit zwischen die Sanddünen der Wüste aussandte. Da der Nil sowol wie der Benue und der untere Theil des Niger im August und September ihren höchsten Stand haben, so muß es in hohem Grade auffallen, daß der Niger bei Timbuktu erst Ende Januar diesen Stand erreicht und nicht vor Februar zu sinken anfängt. Dr. Barth erklärt sich das Phänomen so, daß im Gebiete der Wangaraua, wo der Fluß entspringt, noch im October Regen fällt, wie in den Landschaften hinter der Küste von Sierra-Leone und Cap Palmas, und die Flut wegen des gewundenen Laufs und der vielen auszufüllenden Seen und Hinterwasser erst mehrere Monate später nach Timbuktu gelangt. Dieselbe Flut erreicht erst im März den untern Theil des Niger, denn bei Idda beobachtete Laird das Steigen des Flusses am 22. März, obwol im ganzen März durchaus kein Regen im Binnenlande fällt. Dr. Barth vergleicht diese auffallende Erscheinung mit der im Zambesi, dem großen Flusse Südafrikas, dessen obern Lauf Dr. Livingstone entdeckte und der nach W. Desborough

Cooley's Behauptung*) in seinem untern Theile im März und April, in seinem obern dagegen im Juli und August den höchsten Wasserstand zeigen soll. Der gelehrte Cooley hat sich jedoch hierbei geirrt, indem er die Zeit der Wasserfälle im Liambye oder obern Zambesi mit der im Ngamisee verwechselte. Das Hochwasser des Liambye fällt genau in dieselbe Zeit, wie das im untern Zambesi, nämlich in die Monate Februar, März und April, es besteht also in dieser Beziehung keine Analogie zwischen dem Niger und Zambesi.

Durch die politischen Unruhen zurückgehalten, schob El-Bakay die Abreise bis zum 19. April hinaus, also erst an diesem Tage, $7\frac{1}{2}$ Monate nach Barth's Ankunft in Timbuktu, genoß der schwer Geprüfte das freudige Gefühl, die ersten Schritte nach der Heimat zu thun; doch waren sie noch nicht weit vorgerückt, als sich der Scheich gezwungen sah, noch einmal nach Timbuktu zurückzukehren, um bedenkliche, ihn in seiner Stellung gefährdende Streitigkeiten zwischen einzelnen Abtheilungen der Auelimmiden zu schlichten, und Dr. Barth mußte abermals bis zum 17. Mai an den sumpfigen Ufern des Niger warten, ehe die Reise definitiv angetreten wurde. Wie gern wäre er allein gegangen, um seine Ungeduld zu befriedigen, aber seine Freunde fürchteten für sein Leben und ließen es nicht zu; es war kaum denkbar, daß er unangefochten durch die Gebiete der räuberischen Tuareg gekommen wäre, zumal da Mungo Park, der einzige Europäer, der diesen Theil des Niger besucht und befahren hat (1805), noch in aller Gedächtniß war und seine Gewohnheit, jeden niederzuschießen, der sich ihm in irgend drohender Weise näherte, bei den Eingeborenen die Meinung zurückgelassen hatte, ein Europäer sei nicht viel besser als ein wildes Thier.

Mungo Park, der sich zu einem solchen Verfahren wol nur durch ganz besondere Umstände hat verleiten lassen, büßte es mit seinem Leben; von seinen Papieren ist nichts ans Licht gekommen. Deshalb bildet Barth's Aufnahme und Beschreibung des Flusses auf dessen mittlerm Laufe zwischen Timbuktu und Ssai in geographischer Hinsicht einen der wichtigsten Theile seines Werks. Dr. A. Petermann hat diese Strecke des Niger nach den Messungen und Skizzen Barth's auf einem großen, schönen Kartenblatte dargestellt, wonach der Fluß eine wesentlich andere Gestalt hat als auf allen frühern Karten. Er erreicht seinen nördlichsten Punkt erst 30 deutsche Meilen östlich von Timbuktu, wendet sich unter dem Meridian von Greenwich in scharfem Winkel nach Südsüdost und folgt dieser Richtung mit nur geringen Abweichungen bis Ssai. Zwischen dieser Stadt und der Felsenbarrière oberhalb Bussa, bis zu welcher die Gebrüder Lander (1830) den Niger aufwärts befuhren, bleibt nur noch eine Strecke von 40—50 Meilen zu erforschen. Der Fluß hat auf seinem mittlern Laufe besonders drei bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten. Einmal bildet er nicht die Südgrenze der Wüste, wie man bisher annahm, sondern schneidet weit in diese hinein, die ihre Sanddünen bis herab nach Garho, der ehemaligen Hauptstadt des Sonrhayreichs (16° 40′ nördl. Br.), vorschiebt, daher stehen auch seine grünen, von schönen Bäumen beschatteten Ufer in lebhaftem Contrast zu der Umgebung. Ferner hat er kein einfaches, regelmäßiges Bett, sondern ergießt sich wenigstens zur Zeit des Hochwassers in zahlreiche, durch Inseln und Landzungen getrennte Arme, die oft weit in die Wüste eindringen und ein seltsam verschlungenes Netz von Hinterwassern erzeugen; die flachern Arme sind dabei meist ganz mit einem nahrhaften hohen Grase überwachsen und lassen nach dem Rücktritte des Wassers üppige Weidegründe zurück. An mehreren Stellen endlich, wie namentlich kurz vor seiner Biegung nach Süden, setzen Felsenzüge durch den Fluß, die ihn bedeutend einengen und gewaltige Stromschnellen verursachen. In welchem Grade dieselben die Schiffahrt behindern, läßt sich von vornherein nicht angeben, die Anwohner benutzen ihre wenigen Kähne nur in nächster Nähe von ihren Dörfern; doch sieht man, daß die Stromschnellen bei Rabba, wo im Jahre 1857 der englische Dampfer Dayspring zu Grunde ging, und bei Bussa nicht vereinzelt dastehen, und ohne durchgreifende Wasserbauten, für die unter den jetzigen Verhältnissen natürlich nicht die mindesten Aussichten vorhanden sind, wird wol der westliche Arm des Niger kaum zu einem bedeutendern Handelsverkehr benutzt werden können.

Längs dieser ganzen Strecke des Niger gibt es nur wenige kleine Städte und Dörfer, da die Tuareg auch hier unter ganz veränderten äußern Verhältnissen das Lagerleben vorziehen und die Sonrhaybevölkerung sehr dünn und zerstreut ist. Der interessanteste Ort ist Garho oder Gogo, der aus etwa 300 Mattenhütten bestehende Rest der einst so mächtigen, sechs englische Meilen in Umfang haltenden Hauptstadt. Wie seine politische Bedeutung und sein Handel, der im Anfange des 16. Jahrhunderts durch den Karavanenverkehr mit Ägypten ein höchst groß-

*) „Inner Africa laid open" (London 1852) und „Athenaeum", Nr. 1507 und 1520.

artiges Bild von einem mächtigen Völkerverkehr gewährt haben muß, sind auch seine Gebäude der Zeit erlegen; aus der dichten Masse des Ssiwakgebüsches, welches den Boden der ehemaligen Stadt überzogen hat, erhebt sich nur noch ein Thurm der berühmten Moschee, in welcher der große Askia begraben liegt, als Erinnerung an die vergangene Macht. „Jetzt ist die Stätte öde und halb verlassen. Ich war tief ergriffen von dem Schauspiele dieser wunderbaren und geheimnißvollen Völkerwogen in diesem erst halb erschlossenen Welttheile, die einander unaufhaltsam folgen und verschlingen und kaum eine Spur ihres Daseins zurücklassen, ohne dem Anscheine nach einen Fortschritt im Gesammtleben zu bezeichnen. Da war das Reich Ghanata im Westen, groß und mächtig, es ward verschlungen von Melle; aber das war ein Fortschritt, Melle war organisirend, es schuf neue Regierungsformen und stellte ein Reich auf sichern Grundfesten dar; da tauchte Sonrhay auf und besaß bald nationale Kraft genug, sich nicht allein von Melle wieder unabhängig zu machen, sondern auch gegen dasselbe erobernd aufzutreten; als es seine höchste Blüte erreicht, schien es eine mächtige, großartige Masse, aber es fiel durch innere Auflösung und ward einem fremden Eroberer zu leichter Beute. So war denn das nationale Leben am ganzen Laufe des Niger entlang gebrochen, und bald folgten die Berberhorden mit ihren Verheerungen, die Scharen der Fulbe und andere Stämme. Ist die Lebenskraft dieser Völker schon erschöpft oder findet sich hier noch ein frischer Keim zu neuen Schöpfungen und neuen Reichen? Die größte Kraft liegt hier jetzt offenbar im Stamme der Mossi, aber wieweit diese bildungsfähig sind, habe ich keine Gelegenheit gehabt zu erforschen."

Gogo war auch für den Reisenden selbst von Bedeutung, denn hier mußte er sich von seinem edeln Beschützer trennen, der nicht länger von der Heimat wegbleiben konnte. Die beiden Männer hatten sich gegenseitig schätzen lernen und beiden wurde der Abschied schwer; war es doch höchst unwahrscheinlich, daß sie sich jemals wiedersehen würden. El-Bakay sorgte in jeder Weise für die Ausrüstung seines Freundes und gab ihm einige seiner Schüler als Begleiter bis Sokoto mit. So verließ denn Dr. Barth am 9. Juli 1854 Gogo, nachdem er noch kurz zuvor von Alkuttabu, dem Oberhaupte der Auelimmiden, einen Freibrief für englische Reisende und Kaufleute erhalten hatte, die künftig sein Gebiet betreten sollten, und ging nun längs des westlichen oder rechten Ufers des Niger hinab nach Ssai, während er bis Gogo beständig sich am linken Ufer gehalten hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte bei der Stadt Sinder, die, auf einer Insel im Flusse gelegen, wegen ihres ausgedehnten Getreidehandels von Bedeutung ist, langte er am 29. Juli in Ssai an, wo er vor länger als einem Jahre zum ersten male den Niger überschritten hatte.

Von Ssai über Gando, Sokoto, Wurno und Kano nach Kakaua sehen wir Dr. Barth dieselben Routen mit geringen Abweichungen verfolgen, die er theils bei seiner letzten großen Reise in umgekehrter Richtung, theils im Jahre 1851, kurz nachdem er den Sudan betreten, eingeschlagen hatte. Waren ihm daher die Landschaften, durch welche ihn jetzt sein Weg führte, nicht neu, so zeigten sie doch eine andere Physiognomie, da die Vegetation in der Regenzeit üppig aufgeschossen war und alle früher öden Landstriche überzog. Die Adansonien standen in der schönsten Fülle ihrer Belaubung, die Dattelpalmen strotzten von Früchten und die dicken Stengel des Negerkorns, mit dem die meisten Felder bebaut waren, erhoben sich zur Höhe von 15, 20, sogar 28 Fuß. Inmitten dieser Fülle befanden sich aber die Bewohner der Provinz Kebbi in kümmerlicher Lage, da sie bei dem kurz vorhergegangenen blutigen Aufstande der Dendi ungemein gelitten hatten, und den Reisenden wurde es schwer, sich die nothwendigsten Lebensmittel zu verschaffen. Dabei brachten die Regengüsse, die sich namentlich in Gando in größter Heftigkeit einstellten, wo man jährlich im Durchschnitt 92 Regentage rechnet und die Höhe des Regenfalls sicherlich nicht weniger als 60 Zoll beträgt, manches Ungemach mit sich und zahllose Mückenschwärme raubten den ermüdeten Wanderern die Nachtruhe. Es dauerte auch nicht lange, so stellten sich bei Dr. Barth die Folgen der ungesunden Lebensweise und der allzu großen Strapazen ein: kurz vor seinem Eintritt in Wurno erkrankte er an Dysenterie und lag in dieser Stadt vom 29. Aug. bis 22. Sept. danieder. Nur dadurch, daß er sich der strengsten Diät unterzog und nichts als gestampften Reis mit dicker Milch und den Samenkörnern der Mimosa Nilotica genoß, gelang es ihm nach vielen Leiden seine Krankheit zu bewältigen. Ein Glück war es, daß er in Wurno, wie überhaupt in den östlichen Fellatareichen, eine freundliche Aufnahme bei den Machthabern sowol wie bei Privatleuten fand, denn nach den Vorgängen in Timbuktu wäre es kaum zu verwundern gewesen, wenn man ihm den Durchzug verweigert oder ihn sogar festgehalten und nach Hamd-Allahi ausgeliefert hätte; ganz im Gegentheil äußerten die Fulbe von Gando und Sokoto laut ihre Schadenfreude über das Mislingen der Anschläge ihrer Stammes-

und Glaubensgenossen in Massina gegen den christlichen Fremdling. In Wurno erhielt Dr. Barth auch die erste Nachricht von der Ankunft Dr. Vogel's in Kukaua, jedoch nur in ganz unbestimmter Weise durch eine befreite Sklavin aus Konstantinopel, welche sich Dr. Vogel's Karavane von Tripoli aus angeschlossen hatte.

Am 5. Oct. hatte er sich so weit erholt, um die Weiterreise anzutreten, ohne Unfall passirte er wieder in forcirten Märschen die Wildnisse östlich von Wurno und kam am 17. Oct. in Kano an, wo er endlich neue Mittel zu finden hoffte, da die seinigen gänzlich erschöpft waren. Aber wie sehr sah er sich hierin getäuscht! Nicht das Geringste war angekommen. Noch blieb die Hoffnung, ob er vielleicht die in Sinder zurückgelassene Kiste mit Stahlwaaren und 400 Doll. an sich bringen könne. Er schickte deshalb seinen treuen Diener Mohammed den Gatroner dahin ab, aber wie groß war sein Entsetzen, als auch dieser mit leeren Händen zurückkehrte. Der Agent des Veziers von Bornu, bei welchem die Sachen deponirt waren, hatte in der Revolution von 1853 sein Leben eingebüßt und die Kiste war verschwunden. So wurde auch der zweite Aufenthalt Barth's in Kano zu einem höchst peinlichen. Er hatte eine Menge Schulden in dieser Stadt zu bezahlen, und zwar besonders den seinen Dienern schuldigen Lohn, die für die ganze Reise von Kukaua nach Timbuktu und zurück noch nichts erhalten hatten, seine Thiere erlagen einer ansteckenden Krankheit, er selbst litt an Fieberanfällen, da Kano einer der ungesundesten Orte im Sudan ist, und zu alledem kam noch, daß er auch hier keine Briefe aus der Heimat vorfand, nach denen er sich so lange schon gesehnt hatte. Er wußte nicht, daß man das Gerücht von seinem Tode ausgesprengt hatte, um sich seiner Habseligkeiten zu bemächtigen, und daß dieses Gerücht sowol bei Dr. Vogel als in Europa allgemein Glauben fand.

Ebenso zufällig wie der Reisende in Wurno die Nachricht von Dr. Vogel's Ankunft in Kukaua erhalten hatte, wurde ihm in Kano die erste Kunde von der englischen Dampfschifferpedition nach dem Benue; die Briefe nämlich, welche ihn davon in Kenntniß setzen sollten, waren in Kukaua liegen geblieben und er erhielt sie erst bei seiner Ankunft in jener Stadt zu Ende December. Da die Expedition bereits zurückgekehrt war, so konnte ihm jetzt die Kenntniß davon nichts mehr nützen. Dagegen war es für ihn sehr wichtig, jetzt bestimmt zu erfahren, daß die Revolution in Bornu, die seinem Freunde Hadj-Beschir das Leben gekostet hatte, beendet und Scheich Omar wieder auf den Thron gelangt war. Endlich gelang es ihm auch, auf 100-procentige Zinsen einiges Geld aufzunehmen, und so konnte er am 21. Nov. seine Reise fortsetzen. Kurz vor Surrikulo, wo sein Weg durch eine Waldwildniß führte, sollte ihm am 1. Dec. eine ganz unerwartete Freude werden, die wir mit seinen eigenen Worten erzählen wollen:

„Von dem treuen Gatroner begleitet, war ich dem Zuge etwa drei Meilen weit vorausgeritten, als ich eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf mich zukommen sah; es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Filfiltobe, wie ich sie selbst trug, und der um seine rothe Mütze in vielen Falten gewundene weiße Turban nicht seine eigenthümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Madi, den ich bei meinem Aufbruche von Kukaua als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Hr. Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts, und wir hießen uns einander in höchster Überraschung vom Pferde herab herzlich willkommen. Ich selbst hatte in der That nicht die entfernteste Ahnung, daß ich ihm begegnen könnte, und er seinerseits hatte erst kurz zuvor die Kunde erhalten, daß ich noch am Leben und glücklich aus dem Westen zurückgekehrt sei. Ich hatte ihm von Kano aus einen Brief geschrieben und der war ihm unterwegs zugekommen; aber wegen der arabischen Adresse, die ich der sichereren Besorgung halber auf den Umschlag gesetzt, hatte er gemeint, es wäre ein Brief von einem Araber, und hatte denselben, ohne ihn zu öffnen, zu sich gesteckt, bis er jemand träfe, der ihn vorlesen könnte. Es war ein unendlich erfreuliches, überraschendes Ereigniß. Inmitten dieser ungastlichen Waldung stiegen wir nun vom Pferde und setzten uns nieder. Mittlerweile kamen auch meine Kameele nach und meine Leute waren höchst erstaunt darüber, einen weißen Landsmann neben mir zu finden. Ich holte einen kleinen Vorrathssack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können. Aber unser Gespräch wandte sich bald Gegenständen zu, die keineswegs so ganz erfreulich waren. So hörte ich zu meinem großen Entsetzen von Hrn. Dr. Vogel, daß in Kukaua keine Mittel vorhanden seien und daß, was er selbst mitgebracht hätte, verbraucht sei. Der Usurpator Abd-e-Rahman,

sagte er mir, habe ihn sehr schlecht behandelt und das von mir in Sinder zurückgelassene Eigenthum in Besitz genommen. Er theilte mir auch mit, daß er selbst auf dem Wege nach Sinder wäre, theils um zu sehen, ob etwa dort frische Hülfsmittel angekommen wären, theils um die Lage jener Stadt durch eine gute astronomische Beobachtung zu bestimmen und so meinen Arbeiten eine festere Grundlage zu geben. Die Nachricht von dem Mangel an Geldmitteln berührte mich kaum so unangenehm als die Angabe, daß er nicht eine einzige Flasche Wein besitze. Ich war nämlich damals länger als drei Jahre ohne einen Tropfen irgendeines Reizmittels außer Kaffee gewesen und fühlte, da ich von häufigem Fieber und Dysenterie stark gelitten hatte, ein unwiderstehliches Verlangen nach dem stärkenden und belebenden Rebensafte, dessen wohlthuende Wirkungen ich durch frühere Erfahrungen kennen gelernt. So hatte ich mir auf meiner frühern Reise durch Kleinasien in den Sümpfen Lyciens ein ernstliches Fieber zugezogen und gewann meine Kräfte schnell wieder durch den Genuß von gutem französischen Wein. Es that mir unendlich leid, daß Hr. Dr. Vogel der Nachricht von meinem Tode so schnell Glauben geschenkt hatte, ohne zuvor genügende Nachforschungen anzustellen; aber da er erst vor kurzem in dieses Land gekommen und mit der Sprache unbekannt war, konnte ich wol einsehen, daß ihm kein Mittel zu Gebote gestanden hatte, die Wahrheit oder Unwahrheit jenes Gerüchts zu untersuchen. Bei diesen wenig erfreulichen Nachrichten konnte mich die Mittheilung des Hrn. Dr. Vogel, daß in Kukaua Depeschen für mich lägen, nicht trösten, da die Kunde, die sie enthielten, nämlich über die den Benue hinaufgesandte Expedition, mir nun doch vollkommen unnütz war. Er selbst hatte die Absicht gehabt, sich jener Unternehmung vom Innern aus anzuschließen, und das war, wie er mir sagte, der einzige Zweck bei seiner Reise nach Mandara gewesen; er habe sich nämlich durch die irrthümliche Meinung meiner Freunde in Europa täuschen lassen, die da meinten, ich sei über Mandara nach Adamaua gegangen; erst in Mora, der Hauptstadt oder vielmehr, bei dem jetzigen starken Vordringen der Fulbe, dem einzigen noch selbständigen Mittelpunkte jenes Ländchens, sei er sich seines Irrthums bewußt geworden, aber leider zu spät, und sein Bemühen, seinen Irrthum durch einen Marsch auf Udje wieder gut zu machen, habe keinen Erfolg gehabt, da der Sturz des Usurpators Abd-e-Rahman und die Wiedereinsetzung seines Bruders Omar ihn gezwungen hatte, nach Kukaua zurückzukehren. Er erzählte mir auch, wie ihn der Herrscher von Mandara, wahrscheinlich auf Antrieb Abd-e-Rahman's, äußerst schlecht behandelt und sogar mit dem Tode bedroht habe."

„So drehte sich denn unsere Unterhaltung um Vergangenes und Zukünftiges, und die Aussichten auf größere Erfolge von seiner Seite schienen sich zur Zeit gebessert zu haben. Mittlerweile kamen die übrigen Mitglieder der Karavane an, in deren Gesellschaft Hr. Dr. Vogel reiste. Sie waren meinen Leuten begegnet und waren außer sich, als sie uns beide hier inmitten des Waldes ruhig dasitzen sahen, während die ganze Umgegend von Feinden bedroht war. Diese arabischen Handelsleute im Sudan sind meist Feiglinge, und ich erfuhr von meinem Landsmanne, daß er eine große Anzahl derselben in Borsari angetroffen habe, wo sie sich vor einer kleinen Schar Straßenräuber gefürchtet, und daß sie erst, nachdem er sich mit seinen Begleitern ihnen angeschlossen, die Weiterreise gewagt hätten."

Nach einer zweistündigen Unterhaltung mußten sich die beiden Reisenden trennen; Dr. Vogel setzte seinen Weg nach Sinder fort, und Dr. Barth verfolgte seine Straße nach Kukaua, wo er am 11. Dec. 1854 anlangte und in seinem alten Quartier, dem sogenannten Englischen Hause, den Corporal Church und den Gemeinen Macguire antraf, die in Begleitung Dr. Vogel's von England ausgesandt worden waren, ihm Beistand zu leisten.

Der erste Theil dieses letzten Aufenthalts unsers Reisenden in Kukaua verstrich im ganzen recht angenehm, besonders nachdem sein Landsmann am 29. Dec. von Sinder zurückgekehrt war. Etwa drei Wochen lang genossen die beiden Deutschen inmitten ihrer fremdartigen Umgebung ein freundschaftliches, herzliches Zusammensein, erzählten sich ihre Erlebnisse, besprachen die neuen Unternehmungen Dr. Vogel's und trafen eifrig die Vorbereitungen für dessen Reise nach Jakoba. Doch auch diese kurze Zeit war nicht ohne Unannehmlichkeiten. Da der Scheich sich weigerte, den Werth der gestohlenen Sachen zu ersetzen, so befanden sich die Reisenden fast ganz ohne Mittel, was natürlich manche Verlegenheit mit sich brachte. Schlimmer als dies aber war, daß zwischen Dr. Vogel und dessen Begleitern unangenehme Zwistigkeiten und Eifersüchteleien entstanden waren, die ein Zusammenhalten und gegenseitiges Unterstützen unmöglich machten. Die beiden englischen Soldaten fühlten sich unbefriedigt, sie fanden nicht, was sie vermuthet, und konnten sich nicht dazu erheben, die Beschwerden und Gefahren mit Begeisterung für die Sache zu ertragen, wie dies Dr. Vogel that, während dieser vielleicht

in dieser Hinsicht zu viel von ihnen verlangte. Auf Barth's Zureden ließ sich zwar Macguire bewegen, seinem Vorgesetzten ferner zu folgen, in Bezug auf Corporal Church aber hielt man es für das Beste, ihn geradeswegs mit Dr. Barth zurückreisen zu lassen. Nachdem Dr. Vogel am 20. Jan. 1855 nach Jakoba aufgebrochen war, hoffte auch Dr. Barth, bald den Rest seiner Reise zurücklegen zu können; aber es sollte noch drei Monate dauern, ehe sein Wunsch erfüllt wurde. Trotz aller Bemühungen wollte es ihm nicht gelingen, das Geld vom Scheich Omar zu erhalten, und dieser wollte ihn wiederum nicht in Unfrieden ziehen lassen; auch war er sich wohl bewußt, daß eine fernere Verbindung mit Europäern nur dann bestehen könne, wenn diese eine gewisse Garantie für den Schutz ihres Eigenthums sähen, und doch hatte er nicht Energie genug, sich den Intriguen einiger seiner Hofleute zu entziehen und den Werth des gestohlenen Guts zu ersetzen. Erst als sich der Gesundheitszustand des Reisenden durch die lange Ruhe in der ungesunden Stadt so verschlimmerte, daß die Eingeborenen für sein Leben fürchten mußten, kamen die Verhandlungen zum Abschluß, der Scheich bezahlte 400 Doll., und Dr. Barth trat am 10. Mai, nachdem er noch vorher die wichtige Nachricht von der glücklichen Ankunft seines Landsmanns in Jakoba erhalten, die Reise nach Tripoli an.

Diesen letzten Abschnitt seiner Reisen in Afrika hat Dr. Barth in seinem Werke weit kürzer behandelt als die frühern; einmal verfolgte er jetzt die gewöhnliche, schon mehrfach von Europäern beschriebene Straße über Bilma im Tebulande, und dann war er auch durch die damalige Unsicherheit der Straße verhindert, seine Route diesmal so genau niederzulegen, wie er es bisher fast immer gethan hatte. Außer den Tuareg aus Alakkos, welche immer bereit sind, schwächere Reisegesellschaften auf dem Wege nach Bilma zu überfallen, hatten sich jetzt auch die Efade eingestellt, jene Räuber, mit denen die Expedition an der Nordgrenze von Air Bekanntschaft gemacht hatte, und waren im Begriff, einen Raubzug nach Tibesti auszuführen. Diese drängende Gefahr, verbunden mit der großen Hitze während der Mittagsstunden in dieser heißesten Jahreszeit, nöthigte die Reisenden, ohne die geringste Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit, den größten Theil der Nacht zu benutzen, und dies war der Grund, daß Dr. Barth mit einzelnen Ausnahmen außer Stande sich befand, die Beobachtungen der frühern Expedition zu berichtigen und zu vervollständigen; denn solcher Berichtigungen wäre die Straße, deren ganze Lage durch Dr. Vogel's astronomische Daten verändert worden ist, wol auch im einzelnen fähig.

Furchtbar war der Marsch durch die ausgedehnte, leblose und schreckhafte Wüste von Tintumma. Sie ist ein offenes Sandmeer, eine unübersehbare Fläche und entspricht so ganz der Vorstellung, welche man früher von der Sahara im allgemeinen hatte; aber nur das eigentliche Centrum derselben hat einen so gleichförmigen Charakter, obgleich auch da noch die Fläche unendlich erscheint. „Ungeachtet ihrer Einförmigkeit hat die Wüste doch etwas unaussprechlich Großartiges und ist gar wohl geeignet, dem Menschen das Bewußtsein seiner eigenen Nichtigkeit tief einzuprägen. Allerdings stellte sie sich aber zur Zeit in ihrem ernsthaftesten Charakter dar, und die Hitze war so ungeheuer, daß man sie bei ungesunder Luft nicht hätte im Freien ertragen können.“ Die armen Sklaven der Salzhändler, in deren Begleitung Dr. Barth und Corporal Church reisten, erlagen unter ihrem schweren Gepäck fast den Beschwerden des Tag und Nacht fortgesetzten Marsches. In dem Zustande gänzlicher Erschöpfung suchten einzelne sogar unbemerkt in dieser schauerlichen Einöde zurückzubleiben, wo sie ein sicherer Tod erwartete; aber bald entdeckt, wurden sie mit empfindlichen Schlägen bestraft. Auch die Thiere und die berittenen Mitglieder der Karavane waren aufs äußerste erschöpft, als sie endlich die Palmenoase Kauar erreichten, in welcher das bekannte Bilma liegt. Interessant war, daß selbst in diesem Centraltheile der Wüste einige Regenschauer fielen, was wieder einen Beweis von der Unrichtigkeit der Ansicht lieferte, daß die ganze Sahara niemals von Regen befruchtet würde.

Der kurze Aufenthalt in der Oase Kauar war keineswegs ein angenehmer, aber ein Besuch der berühmten Salzgruben, welche einen großen Theil des Sudan versorgen, verschaffte dem Reisenden einige Unterhaltung. „Sie lagen einige hundert Schritte östlich von unserm Lagerplatze in hohen Schutthaufen und bildeten kleine regelmäßige Becken von 12—15 Fuß Durchmesser tief in den Felsen eingehauen. Hier sammelt sich der ganze Salzgehalt des umliegenden Bodens und wird gewonnen, indem man das so angesammelte, mit Salztheilen reich erfüllte Wasser in Thonformen gießt. Wol sicher ist die Höhe dieser Salzwassergruben auf gleichem Niveau mit den Seen weiter in der Mitte dieses eigenthümlichen Thals. Das Salz, das auf den Seiten dieser Gruben hervordrang, hatte ganz die Gestalt langer Eiszapfen. Aber zur Zeit lag hier nur ein kleiner Vorrath zubereiteten Salzes; denn die Jahreszeit, wo die Kelowi es holen, ist einige Monate später.“

Ohne Begleitung einer Karavane zog die kleine Gesellschaft in fluchtähnlicher Eile durch den nördlichen Theil der Wüste, wo die zahlreichen Gebeine von Menschen und Thieren an den weit auseinander liegenden Brunnen ein schreckenerregendes Zeugniß von den Gefahren des Wegs gaben, und langte nach Verlust von fast allen Thieren am 14. Juli in Mursuk an, nachdem sie Tags zuvor von Frederic Warrington auf das liebreichste empfangen worden, der ihr von Mursuk aus entgegengegangen war. So hatte Dr. Barth das Glück, zum zweiten male die Wüste durchkreuzt zu haben, in der schon so viele Reisende ihren Tod gefunden; er befand sich wieder in der Stadt, wo unter gewöhnlichen Verhältnissen alle Gefahren und Schwierigkeiten zu Ende gewesen sein würden. Aber das war zur Zeit nicht der Fall, da infolge der Unterdrückung der türkischen Regierung ein sehr ernsthafter Aufstand unter den mehr unabhängigen Stämmen des tripolitanischen Paschaliks ausgebrochen war, der sich vom Djebel über den gesammten Ghurian ausbreitete, stets weiter um sich greifend und allen Verkehr abschneidend. Der Anstifter dieses Aufstandes war ein Häuptling Namens Rhoma, der vor vielen Jahren von den Türken in Gefangenschaft gesetzt worden und nun vor kurzem infolge der Kriegsereignisse in der Krim aus seiner Haft in Trebisonde entwichen war. Dieser Umstand nöthigte die Reisenden, sechs Tage in Mursuk zu verweilen, wo nun auch der getreue Mohammed der Gatroner mit einem hübschen Geschenk verabschiedet wurde, während Abbega und Dorregu ihren Herrn nach Europa begleiteten.

Der Pascha wollte Dr. Barth eine Anzahl Soldaten mitgeben, um den Gefahren zu begegnen, welche unter den obwaltenden Umständen seine Marschroute bedrohten, er zog es aber vor, ohne einen solchen zweideutigen Schutz zu reisen, da die türkischen Soldaten sicher die einheimische Bevölkerung in Aufregung versetzt hätten. Er wählte vielmehr die östlichere Straße über Ssokna, welche nicht geradezu durch den eigentlichen Herd der Revolution führte, und kam denn auch nach manchem unwillkommenen Aufenthalte glücklich nach Tripoli. Allerdings kam er in der berühmten Thalebene des Wadi-Semsem mit einem ansehnlichen Lager von Arabern und selbst einigen Führern der Revolution in unmittelbare Berührung, aber diese Stämme hatten eine zu hohe Achtung vor den Engländern, um sich seinem Durchzuge zu widersetzen, obwol sie ihm das offene Geständniß machten, wenn sie argwöhnen könnten, daß die Engländer dem Aufstande der eingeborenen arabischen Bevölkerung feindlich wären, so würden sie nicht allein ihm, sondern auch jedem andern Europäer, der in ihre Hände fiele, ohne weiteres den Hals abschneiden. Es entspann sich so eine lange, ernste Unterhaltung, in der sich Dr. Barth bemühte, ihnen in aller Ruhe auseinanderzusetzen, was ihrem Interesse am meisten zuträglich sei, und ihnen zu zeigen, daß ihre Aussicht, sich von der türkischen Herrschaft unabhängig zu machen, höchst gering sei. Indem er dann einem der einflußreichern Männer ein hübsches Geschenk versprach, erhielt er die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen.

Am 28. Aug. 1855 hatte Dr. Barth sein Ziel erreicht, an diesem Tage hielt er seinen festlichen Einzug in Tripoli. „Wie wir uns der Stadt näherten", erzählt er, „die ich vor 5½ Jahren verlassen hatte und die mir nun als Eingangsthor zur Ruhe und Sicherheit erschien, wallte mein Herz vor Freude über, und nach einer so langen Reise durch öde Wüsteneien war der Eindruck, den der reiche Pflanzenwuchs in den die Stadt umgebenden Gärten auf mein Gemüth machte, außerordentlich; jedoch bei weitem größer war noch die Wirkung des Anblicks der unermeßlichen Oberfläche des Meeres, das im hellen, dieser mittlern Zone eigenthümlichen Sonnenschein im dunkelsten Blau sich entfaltete. Es war das prächtige, vielgegliederte Binnenmeer der Alten Welt, die Wiege europäischer Bildung, das von früher Zeit an der Gegenstand meiner wärmsten Sehnsucht und meines eifrigsten Forschens gewesen war; und wie ich in Sicherheit und wohlbehalten seinen Saum betrat, fühlte ich mich von solcher Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung erfüllt, daß ich nahe daran war, von meinem Pferde abzusteigen, um am Gestade des Meeres dem Allmächtigen ein Dankgebet darzubringen, der mich mit so sichtlicher Gnade durch alle die Gefahren hindurchgeführt hatte, die meinen Pfad umgaben, sowol von fanatischen Menschen als von einem ungesunden Klima."

Er blieb vier Tage in Tripoli, schiffte sich dann nach Malta ein und langte über Marseille und Paris am 6. Sept. in London an. „So beschloß ich meine lange und erschöpfende Laufbahn als afrikanischer Forscher. Vorbereitet zu solchem Unternehmen an Geist und Körper, in Studien, Erfahrungen und körperlichen Strapazen, durch eine ausgedehnte, auf eigene Kosten ausgeführte Reise durch Nordafrika und Vorderasien, hatte ich mich diesem Unternehmen unter höchst ungünstigen Bedingungen als Freiwilliger angeschlossen. Die ganze Anlage der Expedition war im Anfange äußerst beschränkt und ihre Mittel gering; nur durch den glücklichen

Erfolg, der unser Unternehmen begleitete, konnte ihm eine größere Ausdehnung gegeben werden, und dieser Erfolg entsprang wieder insbesondere aus meiner Reise zum Sultan von Agades, die das durch große Unglücksfälle erschütterte Vertrauen in unserer kleinen Schar wiederherstellte. Als dann der ursprüngliche Anführer unsers Reiseunternehmens seiner schwierigen Aufgabe unterlegen war, hatte ich, anstatt mich der Verzweiflung hinzugeben, meine Laufbahn unter großen Schwierigkeiten fortgesetzt und ausgedehnte, vorher unbekannte Landschaften fast ganz ohne Mittel erforscht. Nachdem ich mich so eine Zeit lang durchgeschlagen, ward infolge des Vertrauens, das die englische Regierung auf mich setzte, die Leitung der Mission mir übertragen, und obgleich die mir bewilligten Mittel keineswegs groß und die mir wirklich zugekommenen selbst gering waren, und obwol ich den einzigen europäischen Begleiter, der mir noch geblieben war, gerade damals verlor, beschloß ich doch, meine Reise nach dem fernen Westen zu unternehmen und den Versuch zu machen, Timbuktu zu erreichen und denjenigen Theil des Niger zu erforschen, der durch den zu frühen Tod Mungo Park's der wissenschaftlichen Welt unbekannt geblieben war. Dieses Unternehmen gelang mir über alle Erwartung, und so riß ich nicht nur allein jenen ganzen ungeheuern Länderstrich, der selbst den arabischen Handelsleuten unbekannter geblieben war als irgendein anderer Theil Afrikas, aus dem Dunkel der Verborgenheit *), sondern es gelang mir auch, mit allen den mächtigsten Häuptlingen am Flusse entlang bis zu jener mysteriösen Stadt selbst freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen. Alles dies, mit Einschluß der Bezahlung der von der frühern Expedition hinterlassenen Schulden, führte ich mit ungefähr 10000 Thlrn. aus. Se. Majestät der König von Preußen trug 1000 Thlr. und ich selbst 1400 Thlr. bei. Allerdings ließ ich selbst auf der Straße, die ich persönlich erforschte, gar manches meinen Nachfolgern zur Verbesserung; aber immerhin habe ich die Genugthuung, mir bewußt zu sein, daß ich den Blicken des wissenschaftlichen europäischen Publikums eine höchst ausgedehnte Länderstrecke der abgeschlossenen afrikanischen Welt eröffnet habe. Ja, ich habe diese Gegenden nicht allein leidlich bekannt gemacht, sondern auch die Eröffnung eines regelmäßigen Verkehrs zwischen Europäern und jenen Landschaften ermöglicht, und ich hoffe, daß diese glückliche Erforschung des Innern Afrikas stets als eine ruhmvolle Errungenschaft deutschen Geistes dastehen wird." **)

Lord Derby.

Die jüngste Zeit gewährt uns wieder das Schauspiel eines großen Parteikampfes in England. Die Frage um die Parlamentsreform ist in ein neues Stadium getreten, eine große Agitation hat für sie in den Mittelklassen begonnen, welche die der Jahre 1830—32 an Tiefe und principieller Kraft weit überragt und deutlich an die Kämpfe um die Aufhebung der Korngesetze in den Jahren 1845—46 erinnert, und die Aristokratie ist durch diese Bewegung zu der Überzeugung gelangt, daß sie sich abermals zu Concessionen an die Volkspartei verstehen muß.

England will jetzt, nach seiner alten bedächtigen Weise, nachholen, was es im Jahre 1848 versäumte. Dem allgemeinen Sturm und Drang, der die Völker in jener Zeit ergriff, wollte es sich nicht fügen. Aristokratie und Bourgeoisie verweigerten damals aufs hartnäckigste, was die Chartisten für die Reform der Volksvertretung forderten. Jetzt sehen wir dagegen die Mittelklassen in die Fußtapfen der Chartisten treten und deren Forderung des allgemeinen Wahlrechts und

*) Eine vortreffliche Übersicht über das reiche geographische Material, welches Dr. Barth's Beobachtungen und Erkundigungen geliefert haben, gibt die schöne Karte, welche in zwei Blättern dem fünften Bande seines Werks beigegeben ist. Sie umfaßt das ganze nördliche Afrika vom Mittelmeer bis zur Bai von Benin und vom Atlantischen Meer bis zum Nil und enthält außer Barth's eigenen Routen die sämmtlich von ihm gesammelten Itinerarien. Man erstaunt hier über die Menge des neugewonnenen topographischen Stoffs und erhält durch das angewendete Flächencolorit einen höchst interessanten Überblick über die politische Eintheilung des Landes und die Ausdehnung der verschiedenen Völkergebiete. Der wichtigste, mittlere Theil der Karte mit den Ländern des Sudan zwischen Timbuktu und Wara ist in Petermann's „Geographischen Mittheilungen" (1858, Heft XI) enthalten, und wir empfehlen dieselbe zur Orientirung denen von unsern Lesern, welche keine Gelegenheit haben, die große Karte in Barth's Werk selbst zu Rathe zu ziehen.

**) Von dem großen Reisewerke Barth's, das unsern Mittheilungen zu Grunde liegt, hat übrigens die Verlagshandlung, Justus Perthes in Gotha, eine verkürzte Bearbeitung veranstaltet, die in zwei Bänden im Laufe des Jahres 1859 erscheinen soll. D. Red.

der geheimen Abstimmung erneuern, weil sie sich überzeugt haben, daß ohne eine solche Radicalreform keine Volksvertretung zu erzielen ist, welche dem wahren Geiste und Willen des Landes entspricht und die Regierung von dem überwiegenden Einflusse der Aristokratie befreit. Die Aristokratie ihrerseits fühlt, daß sie nachgeben muß; sie erkennt die Gefahr, welche ihr aus dieser Bewegung droht, aber auch jetzt will sie noch den Versuch machen, ihre Privilegien zu retten. Durch die in Frankreich mit dem allgemeinen Wahlrecht gemachten Erfahrungen verleitet, haben die Tories zu dem Wagstück gegriffen, den Mittelklassen zuvorzukommen und selbst eine Reformbill zu geben, welche, scheinbar weiter gehend als die Reformplane der Whigs, den reichen Grundbesitzern die Möglichkeit gewähren soll, sich das Übergewicht durch das vermehrte Wahlrecht der Landbevölkerung zu sichern. Durch dieses Manöver gedachte man eine Befestigung der Toryherrschaft herbeizuführen, welche England für eine lange Frist vor dem Andrängen der Demokratie sicher stellen und eine Regierung wie zur Zeit William Pitt's möglich machen könnte.

Lord Derby hat damit seinen Gegnern den Fehdehandschuh in einer Weise hingeworfen, wie dies seit Wellington's letztem Versuch im Jahre 1830 nicht geschehen ist, und die Gegner der Tories haben ihrerseits nicht gesäumt, ihn aufzunehmen. Whigs und Liberale haben die trügerische Reformbill der Tories in so energischer Weise bekämpft, daß deren Niederlage in kurzer Frist herbeigeführt wurde; der stolze Führer der Conservativen hat sich jedoch auch dadurch nicht schrecken lassen, sondern ist auf noch verwegenere Weise auf seiner Bahn fortgeschritten. Auf die Gefahr rechnend, welche England durch den Ausbruch des Kriegs in Italien droht, der leicht zu einem europäischen werden und England in sein Verderben hineinreißen kann, hat er das ihm feindliche Parlament aufgelöst und damit an die Entscheidung des Landes appellirt. Das Land oder, soweit es Einfluß besitzt, das Volk hat aber in den Neuwahlen nicht zu Gunsten der Minister geantwortet, und wie im Jahre 1852 mußte sich auch diesmal Lord Derby mit seinen Genossen vor dem Mistrauensvotum des Unterhauses zurückziehen. Zu dem Mistrauen in die innere Politik der Tories war inmitten der europäischen Krisis noch das tiefe Mistrauen rücksichtlich ihrer äußern Politik getreten, ihre Niederlage also noch von einer andern Seite her verstärkt worden.

Trotz dieser vollständigen Niederlage aber haben Lord Derby und seine Genossen ihre Bestrebungen auf keinen Fall aufgegeben. Die Zersplitterung der Whigpartei, die ihnen in der Regierung folgt, gibt ihnen die Hoffnung, sich bei erster Gelegenheit des Staatsruders abermals zu bemächtigen und mit einer vielleicht mehr compacten Masse den Kampf gegen die Entwickelung des Volksinteresses wieder aufzunehmen. Es liegt jedoch in der Natur der Dinge, daß diesen wiederholten Anstrengungen wiederholte Niederlagen folgen müssen, in denen die Aristokratie schrittweise der Demokratie weichen und hiermit zugleich ein tiefgreifender Neugestaltungsproceß des britischen Staatslebens sich vollziehen wird, der auf das Verhältniß des Inselreichs zum Continent nicht ohne wesentlichen Einfluß bleiben kann. Wir haben darum ein ziemlich unmittelbares Interesse, jene Kämpfe wie ihre Resultate unserer Betrachtung zu unterwerfen, und außerdem noch gewährt uns dieser politische Proceß Englands ein Schauspiel, aus dem sich äußerst bedeutungsvolle Wahrnehmungen für den allgemeinen Gang der europäischen Entwickelung schöpfen lassen. Jener Proceß nämlich ist bereits in das Stadium gelangt, wo sich uns die innere Auflösung und das Verhängniß der alten Parteien und damit das natürliche Schicksal aller verlebten und dem Untergange verfallenen Elemente unserer Zeit so deutlich wie nie vorher offenbart.

Es ist von vornherein charakteristisch für die letzten Anstrengungen der englischen Aristokratie, daß die beiden Hauptführer derselben, Derby und D'Israeli, Renegaten des Liberalismus sind, welche gerade dadurch, daß sie die Kunstgriffe des Liberalismus auf den Torvismus übertragen, um ihm die Volksgunst zu sichern, die Torypartei ihrer alten Kraft berauben. Ebenso wichtig und bedeutsam ist es aber auch, daß die Partei selbst ihr Haupt willig den Veränderungen beugt, welche die Zeit von ihnen fordert. Die alten Tories sind nur noch Neuconservative, Derbyiten, und indem ihr Führer ihnen den neuen Geist aufzwingt, durch den er die Sache der Aristokratie zu retten gedenkt, muß er die stets wiederholte Erfahrung machen, daß die compacte Masse, auf welche er sich mit so großem Stolze stützt, ein zerbrechliches Material ist, das ebenso leicht zerbröckelt, wie die Partei der Whigs seit dem Eindringen der neuen bürgerlichen Elemente in ihre Reihen zersplittert ist.

Lord Derby ist der vierzehnte Graf seines Geschlechts und wurde als Edward Geoffrey Stanley am 29. März 1799 auf dem alten Schlosse seiner Familie in Knowsley-

Park bei Prescot in der Grafschaft Lancaster geboren. Seine Familie ist eine der reichsten des Landes. Sie stammt von einem tapfern Baron her, der auf dem Schlachtfelde von Bosworth im Jahre 1485 die Krone vom Haupte des erschlagenen Königs Richard nahm und sie auf das Haupt Heinrich's VII. setzte, der ihn dafür zum Earl of Derby ernannte. Noch wichtiger für die Familie ist jedoch der Vorfahr dieses Grafen, welcher im Jahre 1375, zur Zeit Eduard's III., die Tochter und Erbin Sir Thomas Latham's heirathete. Durch diese Verbindung erhielt die Familie Derby einen fürstlichen Besitz und wurde unter anderm Lehnsherr der Insel Man, über die sie beinahe königliche Autorität ausübt, weil sie deren Gesetzgebung zu bestätigen hat und bei Rechtsstreitigkeiten an ihre Entscheidung appellirt werden darf.

Zwei Dinge, sagt man in England, sind in der Familie Derby erblich: das Glück und die Liebe zum Spiel. Diese Attribute hat auch der jetzige Graf Derby geerbt. Das Glück hat ihn bis dahin auf das mannichfachste begünstigt, und er ist einer der ersten Sportsmen von England. Aber nur in dieser Beziehung bestätigt sich der alte Wahlspruch seiner Familie: „Sans changer", an ihm, denn er selbst ist der veränderlichste von allen bisherigen Vertretern derselben. Das Glück beim Sport hat ihn offenbar dazu verführt, auch ebenso verwegen mit der politischen Laufbahn zu spielen, welche ihm seine Geburt eröffnete.

Der Vater Lord Derby's war ein ehrlicher, bis an sein Lebensende beständiger Whig, der sich als Lord Stanley allgemeine Achtung erwarb, während der Sohn keinen Anstand nahm, für die Lust an dem Wechselspiel der Parteikämpfe den Ruf der Consequenz und der Ehrlichkeit zu opfern. Nachdem der junge Mann, der jetzige Lord Derby, die bei der englischen Aristokratie übliche Erziehung in Eton und Oxford erhalten, trat er nach Erlangung seiner Volljährigkeit im Jahre 1821 als Mitglied für Stockbridge (ein kleiner Flecken, der seitdem sein Wahlrecht eingebüßt hat) ins Parlament. Seine Jungfernrede hielt er jedoch erst im Jahre 1824 über die Manchester-Gaserleuchtungsbill, welche einen für jene Zeit populären Gegenstand der Gesetzgebung bildete. Er erntete dafür den Beifall von Sir James Mackintosh, und der glückliche Erfolg ermuthigte ihn zur Ausbildung des Debattirungstalents, das er in sich keimen fühlte. Wiewol er hiermit einer der streitkräftigsten Kämpfer des Unterhauses wurde, fühlte man doch bei seinen Reden, daß die polemische Kraft derselben mehr auf dem Instinct als auf Studium beruhe. Für die tiefere Ausbildung ließen dem jungen Mann die ritterlichen Übungen und die sich dazu gesellenden Familieninteressen keine Zeit. Im Jahre 1825 vermählte er sich mit der zweiten Tochter des Barons Skelmersdale, aus welcher Ehe sechs Kinder entsprossen, deren ältestes der jetzige Lord Stanley ist.

Im Jahre 1826 wurde Mr. Stanley für Preston ins Parlament erwählt, und 1827 trat er unter Canning's kurzer, aber denkwürdiger Leitung der Regierung als Unterstaatssecretär der Colonien in das Ministerium ein. Auch nach Canning's Tode, unter Lord Goderich's fünfmonatlicher Verwaltung, behielt er diese Stelle bei, verließ sie aber nach dieser Zeit mit den Führern seiner Partei. Die darauf folgenden Kämpfe gegen die halb militärische, halb aristokratische Verwaltungsweise des Herzogs von Wellington gab Mr. Stanley mannichfache Gelegenheit, sich gegen diese als Kämpfer hervorzuthun, sodaß, als den Whigs im Jahre 1830 die Leitung der Geschäfte zufiel und Lord Grey ein Cabinet bildete, Mr. Stanley trotz seiner Jugend das wichtige und ebenso schwierige Amt eines Staatssecretärs für Irland übertragen wurde. In dieser Eigenschaft hatte er den gewichtigen Angriffen Widerstand zu leisten, welche die irischen Radicalen der Regierung entgegensetzten, und er mußte sich dazu erheben, ebenso den gewandten kühnen Schwerthieben des celtischen Saladin der Debatte, Richard Shiel, wie den wuchtvollen Keulenschlägen des Richard Löwenherz dieses Kampfes, Daniel O'Connell, zu begegnen. Diese Kämpfe stählten aber auch seine Kraft, und er erwuchs durch sie zu der eigenen Paladinrolle, welche ihm während der großen Kampfzeit um die Reformbill zu Theil wurde.

Im Jahre 1830 hatte Mr. Stanley die Demüthigung, zu erfahren, daß die Wähler von Preston ihn bei seiner Wiederwahl um Henry Hunt verschmähten. Der junge Herr, dem sich die glorreichste Laufbahn mit dem Whigministerium eröffnete, mußte dem alten Demagogen weichen. Einer seiner Parteifreunde war jedoch so freundlich, für ihn auf den Sitz für Windsor zu entsagen: er wurde für Windsor gewählt und blieb dessen Vertreter bis zum Jahre 1832, wo ihn seine Grafschaft Lancaster zu ihrem Repräsentanten erhob. Im Jahre 1832 gehörte Mr. Stanley zu den muthigsten und tapfersten Kämpfern für die Reformbill, und gleich unerschrocken und unermüdlich wies er O'Connell's stets wiederholte Drohung der Losreißung Irlands von England zurück. Der irische Agitator warf ihm dabei häufig seinen ari-

stokratischen Hochmuth vor. Robert Peel bemerkte jedoch in Bezug hierauf, ihm scheine, diese Klage würde nicht so laut und oft erschallen, wenn Lord Stanley (zu dieser Zeit nur aus Courtoisie Lord genannt) nicht ein so gewaltiger Gegner in der Debatte wäre. Einen sehr lebhaften Antheil nahm Mr. Stanley 1833 an dem Kampfe für die Abschaffung der Negersklaverei, nachdem er zu diesem Behuf zum Staatssecretär für die Colonien ernannt worden war. Die Whigs bewiesen ihm dadurch, welchen hohen Werth sie auf seine Parteihülfe legten. Indessen kam im Jahre 1834 plötzlich ein anderer Geist über diesen Vorkämpfer whigistischer Reformen, zur Zeit gerade, als sein Vater den Grafentitel erbte und er selbst Lord Stanley wurde. Von diesem Augenblick ab tauchte offenbar der Entschluß in ihm auf, der Leiter einer eigenen Partei zu werden. Er legte im Mai 1834 sein Amt nieder und trennte sich mit drei Freunden, Sir James Graham, bisher erster Lord der Admiralität, dem Earl of Ripon, Großsiegelbewahrer, und dem Herzog von Richmond, Oberpostmeister, von den Whigs. Diese Männer zusammen bildeten eine eigene kleine liberale Partei, welche man „die Canning-Sprossen der Whig-Verwaltung" nannte. Den Grund hierzu gab die von dem Whigministerium eingebrachte sogenannte Zehntbill, wonach der Zehnten in England und Irland in eine von den Grundbesitzern (nicht von den Pächtern) zu leistende Geldabgabe verwandelt, die Geistlichen der Episkopalkirche fest besoldet, die Überschüsse aus dem irischen Kirchenvermögen aber im Schul- und Armenwesen des Landes (Appropriationsclausel) verwendet werden sollten. Lord Stanley bildete für seine neue Parteistellung die Theorie aus, daß welche sonstige Reformen auch eintreten möchten, an den alten Rechten der Episkopalkirche und der Aristokratie nicht gerüttelt werden dürfe.

Diese Doctrin mußte eine Kluft zwischen Lord Stanley und den Whigs eröffnen, die nicht auszufüllen war, denn in den Verhältnissen des Inselreichs läßt sich nirgends ein Fortschritt für das Volk erreichen, ohne die alten Vorrechte der Kirche und der Aristokratie zu verletzen. Namentlich aber mußten die Whigs sich sagen, daß ohne eine Reform der Kirchenverhältnisse Irlands der in diesem Lande drohenden Revolution nicht vorgebeugt werden könnte. „Die Kirche von Irland", sagte Macaulay zu jener Zeit, „ist eine schlechte Institution. Das Lob der Kirche von England und Schottland ist eine Satire auf die Kirche von Irland. Kein fremder Schriftsteller, mag er Europäer oder Amerikaner sein, kann von der Kirche von Irland reden, ohne sein Erstaunen zu äußern, daß solche Einrichtungen unter vernünftigen Menschen existiren können. Wenn der arme Mann, der seinen Kindern kaum genug Kartoffeln geben kann, sein Schwein verkaufen muß, um den Priester zu bezahlen, so ist das eine unerträgliche Last. Daß sie (die Episkopalkirche) die Masse des Volks nicht belehrt, wird nicht geleugnet, aber man sagt, sie ist eine Proselyten machende Kirche, eine solche, die unter geistigen Feinden kämpft. So hätte allenfalls William Cecil oder Bacon sprechen können, wir aber, die wir die Folgen unserer falschen Politik in Irland seit 300 Jahren vor uns sehen, müssen besser belehrt sein. Eine Kirche, welche verabscheut wird, ist nutzlos und schlimmer als das." So schlagend diese Gründe auch waren, so hartnäckig widerstanden ihnen doch die Tories. Lord Stanley trat den Tories insoweit bei, als er der Kirche die Verfügung über ihre Einnahmen gelassen wissen wollte, während er sich zugleich für die Ablösung des Zehnten aussprach. Nachdem die Whigs in Bezug auf die Zehntbill im August 1834 im Unterhause den Sieg errungen, im Oberhause aber unterlegen waren, mischte sich der in Besorgniß gesetzte König ein, indem er plötzlich am 14. Nov. Lord Melbourne, der einige Monate vorher an Grey's Stelle an die Spitze des Cabinets getreten war, zum Rücktritte nöthigte und Sir Robert Peel die Bildung eines neuen Ministeriums übertrug. Peel suchte Lord Stanley auf die Seite der Tories zu ziehen und bot ihm ein Amt an; allein dieser lehnte das Anerbieten ab, um seine eigene Parteistellung zu bewahren. Dagegen setzte er unter der kurzen Verwaltung Peel's seinen Widerstand gegen die Appropriationsclausel fort, die zwar abermals im Unterhause durchging, doch von den Lords aufs neue verworfen wurde. Auch als nach der Neubildung des Cabinets Melbourne, im April 1835, die irischen Fragen wieder in den Vordergrund traten, hielt er seinen Kampf, namentlich gegen Lord Russell, aufrecht, blieb jedoch mit seinem Antrage in der Minderheit. Diese Opposition führte Lord Stanley inzwischen mehr und mehr mit Sir Robert Peel zusammen, und als dieser im Jahre 1841 zum zweiten male die Bildung eines Ministeriums übernahm, konnte ersterer nicht umhin, der Einladung des letztern zur Theilnahme an der Verwaltung zu folgen. Lord Stanley erhielt das Amt eines Staatssecretärs der Colonien, für welchen Geschäftszweig er zwar keine genügenden Kenntnisse besaß, in den er sich aber in leichter cavaliermäßiger Weise wohl oder übel zu finden wußte. Es begegnete ihm, dem Colonialminister, freilich einmal im Unterhause, daß er nicht wußte wo Tambow liegt, als hiervon die Rede war; aber was brauchen

solche Kleinigkeiten einen Lord zu kümmern, der nach der Premierschaft strebt. Lord Stanley that Robert Peel ebenso gute Dienste, wie er früher den Whigs geleistet, nahm aber auch ebenso wenig Anstand, den Meister zu verlassen, als dieser durch die Macht der Umstände dem Fortschritte der Zeit zugedrängt wurde. Schon der Concession, welche Peel den Irländern durch die Einwilligung in die Fundirung der katholischen Universität zu Maynooth machte, fügte er sich nur ungern. Als jedoch der Führer der Conservativen mehr und mehr dem Freihandel zuneigte und sich sogar dazu verstand, seine Hand an die sogenannten Korngesetze zu legen, so erklärte Lord Stanley dies als Verrath an der Aristokratie und trat im November 1845 aus der Verwaltung, um eine selbständige conservative Partei zu bilden.

Schon im Jahre 1844 war er als der älteste Sohn seines Vaters ins Oberhaus als Lord Stanley von Bickertaffe getreten. Hier gesellte er sich nun der starren Protectionistenpartei bei und bekämpfte in der Session von 1846 aufs eifrigste namentlich die Reformvorschläge Peel's, welche die Beseitigung der alten Getreidezölle zum Zweck hatten. Er sah in dieser Reform das Aufgeben der politischen Basis, welche England seit Jahrhunderten eingenommen, und verkündigte den Umsturz aller Verhältnisse. Im Unterhause, wo von der Partei sein Rednertalent vermißt wurde, mußte Lord George Bentinck die Führerschaft der Opposition übernehmen, und dieser zog damals Benjamin D'Israeli an sich, welcher bis dahin allen Parteien zu dienen versucht hatte, ohne daß man es der Mühe werth erachtet, ihn festzuhalten. Auch die Tories murrten, als ihnen der principlose Klopffechter und Führer aufgedrängt werden sollte; aber Lord Bentinck wußte sie durch die Bemerkung zu beschwichtigen, daß sie froh sein müßten, ein Talent zu erwerben, da die ganze Toryaristokratie keinen Mann besitze, der fähig sei, einer Regierungsabtheilung vorzustehen.

Als Haupt der Protectionisten machte Lord Stanley seine dritte Entwickelungsphase durch. Er erfuhr in dieser Stellung freilich eine noch stärkere Niederlage als er in seiner Opposition gegen die Whigs erlitten hatte, denn er mußte erleben, daß Sir Robert Peel bis zur völligen Abschaffung des Getreidezolls getrieben wurde, während der Gegner selbst mit seinem Anhange zum Gespötte der Nation wurde. Dies kümmerte Lord Stanley jedoch wenig, da er durch seine Taktik wenigstens den Zweck erreichte, der Führer einer wirklichen Partei zu werden. Der ganze Rest der Aristokratie, der sich Sir Robert Peel nicht beugen wollte, mußte sich zu ihm flüchten, und er konnte ihn durch die Aussicht auf eine zu erkämpfende Wiederherstellung der Korngesetze an sich ketten.

Auf Peel's Ministerium folgte zwar im Juli 1846 ein Whigministerium unter Lord John Russell, aber sechs Jahre später sollte Lord Stanley die Leitung der Geschäfte auf kurze Zeit zufallen. In diesen Jahren des Zuwartens suchte er sich im Parlament durch eine Reihe größerer Reden auszuzeichnen, in denen er einen mehr staatsmännischen Charakter annahm, und es gelang ihm auch, sich dadurch größeres Ansehen zu erwerben und den Haß, welchen er als Haupt der Protectionisten auf sich geladen, zu vermindern. Es ließ sich nach diesen Reden, namentlich denen über die Armengesetzgebung in Irland und die Angelegenheiten Griechenlands, nicht leugnen, daß Lord Stanley das bedeutendste Redetalent im Oberhause war, und daß die alte Debattirungskraft noch in vollem Maße in ihm lebte. Als im Frühjahre 1851, kurz vor der Eröffnung der Weltausstellung, Lord John Russell durch Locke King's Antrag auf Gleichberechtigung der Wahlfähigkeit in Flecken und Grafschaften eine Niederlage erlitt, bot die Königin Lord Stanley die Leitung der Geschäfte an. Dieser begriff indessen, daß es ihm in jener Zeit des Triumphes der Industrieinteressen nicht möglich sein werde, eine Protectionistenregierung wiederherzustellen, und er ließ sich darum auf den Versuch nicht erst ein. Wohl aber wagte er den Schritt, als Lord John Russell die Thorheit beging, sich mit Lord Palmerston über dessen zu eigenmächtige Anerkennung des französischen Staatsstreichs am Ende des Jahres 1851 zu entzweien, und daraus eine Zerklüftung der liberalen Partei entstanden war.

Im Februar des Jahres 1852, bei dem Rücktritte Russell's, übernahm der Earl of Derby — dieser Titel war Lord Stanley um diese Zeit nach dem Tode seines Vaters zugefallen — die Bildung eines Ministeriums, dessen Ämter er an die befähigtsten Mitglieder seiner Partei austheilte. Die meisten dieser Männer erregten freilich den Spott des Volks, weil sie bis dahin noch wenig Gelegenheit genommen oder gefunden hatten, mit Auszeichnung hervorzutreten. Selbst D'Israeli mußte als Schatzkanzler diese sarkastische Kritik erfahren, da man nicht annehmen konnte, daß ein mittelmäßiger Novellenschreiber und principloser Parlamentsklopffechter im Stande sein sollte, die Finanzen von England zu verwalten. Ebenso wenig traute man Lord

Malmesbury die Fähigkeiten für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu. Am übelsten urtheilte man von Lord Manners, der Gedichte hatte drucken lassen, in denen sich die grenzenlos abgeschmackten Verse fanden:

Laß Kunst und Wissen, Handel und Gewerbe untergehn,
Wenn Gott uns unsern alten Adel nur erhält!

Die schwierigste Stellung von allen hatte aber Lord Derby selbst, indem er sich sagen mußte, daß es unmöglich sein würde, sein Ministerium zu erhalten, wenn er bei seinen protectionistischen Grundsätzen bleiben wollte. Nicht nur die Whigs, welche die gemeinsame Gefahr rasch wieder vereinigte, drohten ihm mit einer tödlichen Fehde, auch die Freihandelspartei war durch seine Ernennung zum Premierminister aufs höchste beunruhigt. Im Nu wurde die Anti-cornlaw-league wieder ins Leben gerufen, und in Manchester, Leeds und Birmingham zeichnete man an einem Tage 100000 Pf. St. für die Wiederaufnahme der Vereinswirksamkeit. Gegen einen so starken Strom der öffentlichen Meinung ließ sich nun freilich nicht schwimmen.

Lord Derby hatte das Parlament aufgelöst und allen der Regierung und seiner Partei zu Gebote stehenden Einfluß aufgewandt, die Neuwahlen zu seinen Gunsten zu lenken. Es gelang ihm aber nicht, sich die Mehrheit zu sichern, und bei dem Zusammentritte des neuen Parlaments, das er noch im Jahre 1852 zu einer Herbstsitzung berief, mußte er sich sagen, daß seine Gegner ihm das Feld abgewonnen hatten. Es blieb ihm nichts übrig, als dem alten Systeme des Protectionismus zu entsagen und solche Wege zu gehen, die es möglich machten, seine Partei durch die Erringung anderer Vortheile zu entschädigen. Lord Derby wurde ein solcher Wechsel nicht schwer, wenn es ihm nur gelang, die Liberalen an seine Herrschaft zu gewöhnen und die Tories zu nöthigen, sich dem neuen Systeme des Conservatismus zu fügen, für das er selbst und D'Israeli die besten Führer waren, die man sich wünschen konnte. Der Premierminister erklärte im Oberhause: da das Land sich für das System des Freihandels entschieden habe, so müsse auch dieses System von allen Parteien anerkannt werden. Freilich, fügte er hinzu, sehe er noch viele Schwierigkeiten vor sich. Der Freihandel habe, so sehr er die Industrie des Landes fördere, doch manche Übel erzeugt, die gemäßigt, manche Unebenheiten der Belastung geschaffen, die ausgeglichen werden müßten. D'Israeli bezeichnete dieses Vorhaben im Unterhause näher dahin: er werde bestrebt sein, das Finanzwesen des Landes so zu reformiren, daß es dem herrschenden Grundsatze der freien Concurrenz entspreche. Die Manchesterpartei erklärte sich dadurch für zufrieden gestellt und löste die Anti-cornlaw-league wieder auf. Die Whigs verlangten jedoch eine mehr unmittelbare Anerkennung des bestehenden Regierungsprincips; die alten Tories murrten. Der ehrliche Tory Sibthorp rief verzweifelt aus, er wisse nun nicht mehr, auf welcher Seite er sitzen solle, denn rings um sich erblicke er nur Lumpe, Humbugs und Mantelträger.

Die Whigs faßten den Entschluß, sofort für den Sturz ihrer Gegner zu wirken. Sir James Graham und Lord John Russell entwarfen Anträge, welche ein Tadelsvotum gegen das Ministerium enthielten, indem sie die gerechte, weise und wohlthätige Gesetzgebung des Jahres 1846 priesen. In den Parteiberathungen wurde Russell's Antrag der Vorzug gegeben und Charles Villiers beauftragt, diesen Antrag zu stellen. Der Kampf begann, und die Whigs hofften schon auf einen sichern Sieg, als Palmerston durch sein Dazwischentreten der Sache eine andere Wendung gab. Derselbe erklärte, daß es zwar nöthig sei, den Grundsatz der ungehemmten Concurrenz feierlich anerkennen zu lassen, doch sehe er nicht ein, weshalb die Minister gezwungen werden sollten, ihre alten Meinungen auf den Knien abzuschwören. In diesem Sinne entwarf er einen Änderungsantrag, der zur Annahme gelangte. Damit war aber das Ministerium nur auf kurze Zeit gerettet. Palmerston hatte es für anständiger gehalten, den Gegnern Raum zur Entwickelung zu lassen, aber nachdem dies geschehen war, ließ er auch dem Sturme gegen die Minister freien Lauf. D'Israeli's Finanzvorlage wurde dazu ausersehen, den Sturz der Derbyiten herbeizuführen, weil sich in diesem Budget die neue Richtung aussprach, welche die Führer einzuschlagen beabsichtigten. Der Finanzminister beantragte eine gerechtere Vertheilung der Steuern, welche dem durch die Korngesetze eingeführten Wechsel entspreche. Auf den Grundsatz fußend, daß der Freihandel besonders der städtischen Bevölkerung, dem Handelsstande und den Handwerkern, der Mittelklasse genutzt habe, wollte er der Agricultur einige Steuern abnehmen und dafür die Häusertaxe in den Städten erhöhen und ausdehnen. Freihandel und directe Besteuerung, meinte er, seien Zwillingsgeschwister, demnach wolle er die Einkommensteuer permanent machen und erweitern.

Gegen diesen Grundsatz erhoben sich alle Fractionen der Opposition. Whigs, Peeliten und Manchesterschule wetteiferten miteinander, ihn zu bekämpfen, indem sie ihn als Caricatur des

Freihandelsprincips bezeichneten, welche ersonnen sei, dieses Princip in Miscredit zu bringen und dadurch dem Protectionismus wieder Vorschub zu leisten, der offenbar durch die Steuerbegünstigung der Landbevölkerung wieder eingeschmuggelt werde. Das Gute, das sich in dem Budget D'Israeli's befand, hatte er, wie man ihm nachwies, aus dem Budget seines Vorgängers Sir Charles Wood abgeschrieben. Die Beschuldigung fand um so mehr Glauben, als D'Israeli bereits früher als Novellist berüchtigte Plagiate begangen hatte, auch ihm zu jener Zeit das Unglück begegnete, daß man in seiner Rede im Unterhause auf den Tod des Herzogs von Wellington eine pathetische Stelle erkannte, die einer französischen Rede auf den Tod des Generals Lamarque entnommen war. Durch diese Nachweisung des Plagiats wurde der Sturz der Derbyiten ein tragikomischer. Das Ministerium blieb bei der Abstimmung über das Budget am 16. Dec. 1852 mit 19 Stimmen in der Minderheit. Lord Derby mußte hiermit der Herrschaft nach kurzem Genusse entsagen, um sie einem Coalitionsministerium zu übergeben, das aus unhaltbaren Elementen zusammengewürfelt war und keine Dauer versprach.

Die Partei des gefallenen Ministers suchte diesen zu entschädigen, indem sie ihn an Stelle des Herzogs von Wellington zum Kanzler der Universität Oxford erwählte. Lord Derby wurde am 7. Juni 1853 in diese Würde eingeführt und hatte die Genugthuung, als Kanzler seine hervorragendsten Anhänger, vor allen seinen treuen Schildknappen D'Israeli und seinen Sohn Lord Stanley, zu Doctoren ernennen zu können, um sie für ihre Aufopferung in seinem Dienste zu belohnen. In den nächsten Jahren hatte er aber auch die noch größere Genugthuung, das künstliche Gebäude des Coalitionsministeriums zerfallen zu sehen. Der Krieg gegen Rußland brachte Lord Aberdeen, die Spitze des Ministeriums, in die Lage, gegen den russischen Hof feindlich aufzutreten, während er diesem doch im Herzen innig befreundet war. Gegen diese Doppelzüngigkeit inmitten eines blutigen und ungeheuere Opfer fordernden Kriegs mußten sich selbst die Peeliten sträuben. Lord Aberdeen sah endlich ein, daß seine Stellung eine unhaltbare sei, und sein Ministerium löste sich im Januar 1855 auf. Lord Derby, dem darauf die Königin als den Leiter der Opposition die Bildung eines neuen Cabinets anbot, erkannte ebenfalls, daß es den Tories unmöglich sein werde, einen Krieg fortzuführen, gegen den sie bis dahin in ihrem Parteiinteresse hatten eifern müssen, und er mußte es ruhig geschehen lassen, daß jetzt dem schlauen Palmerston, der unter Aberdeen die Verwaltung des Innern geführt hatte, die Bildung einer Regierung mitten in der Kriegsnoth und nach dem Wunsche der Volksstimme übertragen wurde.

Mit der Herstellung dieses neuen Coalitionsministeriums wurden die Hoffnungen Derby's anscheinend in weite Ferne gerückt. Lord Palmerston bewährte seine große Geschicklichkeit in den auswärtigen Angelegenheiten, indem er in Verein mit Frankreich und unter dem Anscheine der Demüthigung Rußlands den Frieden zum Abschluß brachte, während er zugleich in den innern Verhältnissen die Parteien so geschickt auseinander zu halten und zu paralysiren wußte, daß er über alle herrschen konnte. Indem er Whigs und Liberale durch seine Gefügigkeit an sich kettete, hinderte er sie, sich mit den Tories gegen ihn zu verbinden, und die Opposition der letztern blieb eine ohnmächtige. Die aufgeklärtern Führer der Conservativen schienen auch allmählich den Gedanken auf baldige Erlangung der Herrschaft aufzugeben. Sie wandten sich solchen Fragen zu, in denen sie sich mit den Whigs wie auf neutralem Boden begegnen und eine verdienstvolle Thätigkeit entwickeln konnten. Sir John Pakington erwies sich bei der Bearbeitung eines neuen Plans für die Volkserziehung ebenso thätig wie Lord John Russell, der sich auf diese Frage warf, um sich durch sie den Weg zu einem neuen Cultusministerium zu bahnen, das, wie es hieß, Palmerston für ihn schaffen wollte. Lord Stanley, der Sohn Derby's, ließ es sich sogar angelegen sein, unmittelbar für die Volkserziehung zu wirken, indem er persönlich Vorlesungen in Volksvereinen hielt, in denen er sich über die Nothwendigkeit der Förderung allgemeiner Volksbildung aussprach. Nur Lord Derby selbst hielt es für angemessen, seine alte starre Oppositionsstellung im Oberhause festzuhalten, die Zeit ersehnend, in der er die Zügel der Regierung wieder in die Hand nehmen könnte.

Und diese Zeit sollte in der That eher eintreten, als man erwartet hatte. Die Manchesterpartei nämlich ertrug Palmerston's Herrschaft nur unwillig, weil derselbe jeden entschiedenen Fortschritt zu hemmen und alle Reformen nur als mittelmäßige Maßregeln durch das Parlament zu bringen wußte. Als sich Palmerston infolge einer vermeintlichen Beleidigung der englischen Flagge zu Kanton dazu treiben ließ, im Herbst 1856 einen Krieg gegen China zu beginnen, kündigten ihm die Manchestermänner die Freundschaft auf und traten auf die Seite der Tories, um mit diesen dem gemeinschaftlichen Feinde eine Niederlage zu bereiten. Palmerston

weigerte sich indessen, seinen Gegnern das Feld zu räumen, denn der Krieg hatte begonnen und die Ehre der Nation sowie deren Handelsinteressen verlangten die Durchführung desselben. Er löste im März 1857 das Parlament auf, und der Ausfall der Neuwahlen bewies, daß das Volk im Punkte des Kriegs auf seiner Seite stand. Die Manchesterpartei sowie die Fraction der Radicalen, welche gegen ihn gestimmt hatte, erlitten schwere Niederlagen. Die Hauptführer der Friedenspartei, Cobden, Bright und Milner Gibson nebst noch sechs andern Mitgliedern dieser Partei, verloren ihre Sitze. Auch Layard, der sich bei dieser Frage von Palmerston getrennt hatte, wurde nicht wieder gewählt, und im ganzen blieben 175 Mitglieder des frühern Parlaments ausgeschlossen. Zu diesen gehörten, außer den 9 Freihändlern, 12 Peeliten, 60 Liberale, 91 Conservative und 3 Independenten der irländischen Opposition. Es war ein großer Sieg für Palmerston, den er aber schlecht zu benutzen wußte. Indem das Volk ihm eine so entschiedene Mehrheit sicherte, setzte es auch das Vertrauen in ihn, daß er sich dafür der liberalen Partei mehr als bisher zuwenden und deren Reformplane fördern werde. Palmerston gab jedoch nur Versprechungen, ohne sie zu halten, und rechnete ersichtlich darauf, daß der Krieg in China und die Bewältigung des im Frühjahre 1857 ausgebrochenen Aufstandes in Indien ihm Stoff genug liefern würden, die Aufmerksamkeit des Volks zu beschäftigen und ihn dadurch der Nothwendigkeit zu entbinden, eine neue Reformbill einzubringen. Es ließ sich nun auch nicht leugnen, daß er in China wie in Indien die größte Energie entwickelte. Das Volk zeigte sich darum froh, die Leitung dieser Angelegenheiten in seiner Hand zu sehen, aber dies Verdienst schützte ihn nicht vor dem Vorwurf, daß er für die Verbesserung der innern Verhältnisse nichts thue und keine Miene mache, den Liberalen entgegenzukommen. Er setzte nur sein altes Spiel gegen die Liberalen fort, und D'Israeli hatte recht, wenn er Palmerston einen Tory unter falschen Farben nannte.

Die Manchesterpartei war durch den Ausfall der Wahlen zu der Überzeugung gekommen, daß sie sich mit voller Kraft der Reformirung der Volksvertretung zuzuwenden habe, wenn sie diese dem überwiegenden Einflusse der Aristokratie entreißen und die Volksinteressen zum Maßstabe für die Leitung der Regierung erheben wolle. Diese Partei wandte sich deshalb dem in London begründeten Reformvereine zu, welcher es bis dahin zu keiner rechten Lebensentwickelung hatte bringen können und selbst unter Roebuck's Führung nur dürftig fortkeimte. Sie beschloß eine kräftige Agitation für die Parlamentsreform zu beginnen, um das Parlament selbst zu spornen und ihren Führern zu einer Wiederwahl zu verhelfen. Letzteres gelang auch alsbald. Milner Gibson, Bright und andere konnten ihre Sitze wieder einnehmen. Nachdem dies geschehen, nahm die Partei auch keinen Anstand, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihr zur Rache an Palmerston darbot, diese zu benutzen, ihn zu verdrängen und sich lieber mit den Tories zu verbinden, als seiner trügerischen Herrschaft länger zu gehorchen.

Palmerston selbst war so thöricht, ihnen diese Gelegenheit zu liefern. Nach dem Attentat Orsini's gegen Napoleon III. im Januar 1858 ließ er sich dazu verleiten, aus Gefälligkeit gegen den Kaiser eine Conspirationsbill zu entwerfen, durch welche der Regierung die Macht ertheilt werden sollte, alle Fremde, denen Verschwörungen oder selbst nur Versuche zu solchen nachgewiesen werden könnten, vor Gericht zu stellen und aus England zu entfernen. Die Tories erklärten sich bei der ersten Lesung der Bill für dieselbe, und Palmerston wurde dadurch so sicher gemacht, daß er es für unnöthig hielt, sich mit den Liberalen darüber zu verständigen, welche diese Änderung der Alienbill um so mehr misbilligen mußten, als Palmerston es verabsäumte, der drohenden Sprache entgegenzutreten, welche die Regierung Napoleon's III. gegen England annahm, um es zu einer Demüthigung zu zwingen. Dieses Verhalten Palmerston's gab Milner Gibson Veranlassung zur Einbringung eines Antrags, nach welchem ein Tadel gegen das Ministerium ausgesprochen wurde, weil es die drohenden Depeschen des französischen Cabinets unbeantwortet gelassen habe. Lord John Russell trat diesem Antrage bei, und die Tories, denen bisher das Verfahren Palmerston's ganz recht gewesen, ließen ihn jetzt in perfider Weise im Stiche und gesellten sich seinen liberalen Gegnern zu. Palmerston erlitt so im Februar 1858 eine Niederlage, und zwar ebenfalls durch 19 Stimmen, wie Lord Derby im Jahre 1852. Er mußte abtreten, so groß auch die Demüthigung für ihn war, gerade in dem Augenblicke, wo er mit seiner Indischen Bill einen glänzenden Sieg zu erlangen hoffen durfte. Das übereilte Zuvorkommen gegen Napoleon III. hatte ihn zum zweiten male ins Verderben geführt, während hierdurch seinem Gegner das Glück zu Theil wurde, sich zum zweiten male der Regierung bemächtigen zu können.

Als die Königin Lord Derby berief, erklärte er sich sofort bereit, das Ministerium zu übernehmen, da Palmerston's Fehlgriff diesen für längere Zeit unpopulär machen mußte, und er es

schon wagen konnte, den Whigs die Spitze zu bieten. Seine eigene Partei war zwar zu sehr zusammengeschrumpft, um ihm die Macht hierzu zu ertheilen, aber diese Macht konnte ihm aus der Verbindung erwachsen, in welche die Manchesterpartei und ein großer Theil der Radicalen mit ihm getreten waren. Sein Ministerium konnte nur eine Regierung der Minorität sein; eine solche war jedoch nichts Ungewöhnliches in England und vermochte sehr wohl zu bestehen, wenn die Parteien sich darüber verständigten. Bei der Bildung dieses zweiten Ministeriums vermochte Lord Derby auch darauf zu fußen, daß ihm jetzt eine größere Anzahl von Talenten und berühmten Geschäftsleuten zu Gebote stände als im Jahre 1852. D'Israeli erhielt das Amt des Staatskanzlers wieder, ebenso Lord Malmesbury die auswärtigen Angelegenheiten. Sir John Pakington übernahm die Stelle des ersten Lords der Admiralität, und Sir Robert Walpole das Ministerium des Innern, Mr. Henry des Handels. Auch der unvermeidliche Lord Manners durfte nicht übergangen werden: er wurde Obercommissar der Wälder und Forsten. Neben diesen Männern traten jedoch auch ein: Lord Ellenborough und nach diesem Lord Stanley (der Sohn Derby's) für das indische Controlamt, Sir Edmund Lytton-Bulwer für die Colonien, General J. Peel für den Krieg, Sir Frederic Thesiger, der zum Lord Chalmsford ernannt wurde, als Lordkanzler, u. s. w. Lord Derby, wie es für den Premierminister üblich, begnügte sich mit dem Amte des ersten Lords des Schatzes, wandte aber in Wahrheit seine Thätigkeit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu, sodaß Lord Malmesbury gewissermaßen nur sein Secretär wurde.

Die äußern Verhältnisse erforderten in dem Augenblicke, wo Lord Derby das Staatsruder ergriff, allerdings die größte Aufmerksamkeit. Er hatte nicht nur die Erbschaft seines Vorgängers in China und Indien zu übernehmen, sondern auch für die Beseitigung der Spannung zu sorgen, welche zwischen dem englischen Volke und dem Bonapartismus in Frankreich entstanden war. Die Raufdegen des Kaiserreichs hatten sich bereits hinreißen lassen, Napoleon III. aufzufordern, ihnen den Marschbefehl zu ertheilen, damit sie die Lasterhöhlen am Leicester-Square von London, in denen der Königsmord ausgeheckt würde, zerstören könnten. Mr. Roebuck dagegen hatte im Unterhause auf diese Rodomontaden so energisch geantwortet, daß ihm Herausforderungen von Offizieren aus Paris zugegangen waren. Lord Derby unternahm es, diese Aufregung zu beschwichtigen, indem er einerseits bei der Übernahme seines Amts versicherte, daß er die Nationalehre Englands zu schützen wissen werde, andererseits aber den unter Palmerston eingeleiteten Proceß gegen den französischen Flüchtling Dr. Bernard, welcher beschuldigt war, die Handgranaten Orsini's gefertigt und nach Brüssel geschafft zu haben, fortführen ließ. Der Proceß machte kein geringeres Aufsehen als Palmerston's Verschwörungsbill. In verschiedenen Kreisen, selbst im Reformclub, wurden die Kosten für die Vertheidigung Bernard's aufgebracht, während man die Vertheidigung selbst dem talentvollsten und populärsten londoner Advocaten, Mr. Edwin James, übertrug. Der Proceß begann am 12. April und dauerte sechs Tage. Edwin James griff die Sache von der rechten Seite an, indem er sie sofort auf das politische Gebiet spielte und das Ministerium beschuldigte, daß es durch den Proceß die klägliche Beschwichtigungspolitik Lord Palmerston's nur fortführen wolle. Dies dürfe das englische Volk nicht dulden, und die Geschworenen hätten die Pflicht, die unmotivirte Anklage zurückzuweisen. Bernard sei vielleicht des Conspirirens gegen Ludwig Napoleon schuldig, aber ihm sei keine Mitschuld an dem Attentate gegen den französischen Kaiser beizumessen. Was sei aber natürlicher, als daß die französischen Republikaner gegen einen Mann conspirirten, der die Freiheit ihres Volks erstickt und sich in ihren Augen des Volksverraths schuldig gemacht habe, eines Verraths, für welchen er von den gesetzlichen Vertretern der Republik außer dem Gesetze erklärt worden. Ludwig Napoleon habe übrigens selbst eine Verschwörung auf englischem Boden angezettelt und sich von England nach Frankreich begeben, um sie ins Werk zu setzen, und ihm stehe es deshalb am wenigsten an, die Verfolgung der ihm feindlichen Parteien zu verlangen. England habe auch diesen ihr Recht widerfahren zu lassen, um dadurch die eigene Ehre und die eigene Freiheit zu schützen. Diese Gründe wirkten, und soviel Mühe sich auch die Regierung gab, Zeugen aus der Ferne gegen Bernard aufzubringen, so erfolgte doch die Freisprechung desselben durch das Geschworenengericht. Ein unermeßlicher Beifallssturm, den der Lord Oberrichter nicht zu unterdrücken vermochte, begleitete dieses Verdict. Bernard erhielt dadurch die Freiheit, den Geschworenen zu danken und zu erklären, daß er des angeklagten Verbrechens nicht schuldig gewesen. Zugleich aber bekannte er auch offen, daß er gegen Ludwig Napoleon conspirirt habe und damit fortfahren werde, weil er dies für seine Pflicht halte. Nach solchem Ausgange des Processes wagte es das Ministerium nicht, eine zweite Anklage gegen Bernard, betreffend

seine „Verschwörungen", zu erheben. Ebenso hielt die Regierung für angemessen, die Preßprocesse fallen zu lassen, welche sie gegen den Buchhändler Truelove wegen Herausgabe einer Schrift über das Recht des Königsmordes, und gegen den Drucker und Verleger der Schriften der republikanischen Propaganda, den Polen Tschorzewsky, wegen Herausgabe eines Briefes von Felix Pyat zur Rechtfertigung des Orsini'schen Attentats angestellt hatte. Die beiden Angeklagten wurden zwar vor das Gericht beschieden, aber von diesem straffrei entlassen, nachdem sie erklärt, daß es nicht in ihrer Absicht gelegen, den Königsmord als theoretisches Recht der Völker hinzustellen, sondern nur die Frage über dieses Recht debattiren zu lassen.

Der Ausgang dieser Angelegenheit war im Grunde eine Niederlage, und somit ein übler Anfang für das Toryministerium. Lord Palmerston und dessen Anhänger schöpften daraus die Hoffnung, ihre Gegner in kurzem wieder vom Staatsruder vertrieben zu sehen. Hierzu kam die Weigerung Lord Derby's, auf die Änderung der Eidesbill einzugehen, welche Lord John Russell im Unterhause bewirkt hatte, um die Zulassung der Juden in das Parlament zu ermöglichen. Kläglich war auch der Eindruck, welchen D'Israeli's Indische Bill auf das Parlament sowie auf die Presse machte. Eine willkommene Gelegenheit zum Angriff bot sich den Whigs dar, als es bekannt wurde, daß Lord Ellenborough einen Tadel gegen Lord Canning, den Generalgouverneur von Indien, über dessen Proclamation im Betreff der künftigen Organisation des Königreichs Audh ausgesprochen hatte. Die Whigs traten mit Recht gegen solches Verfahren in die Schranken, weil das Ansehen des Generalgouverneurs und damit Englands selbst in Indien untergraben werden mußte, wenn seine Maßregeln von London aus gemisbilligt wurden. Palmerston und dessen Anhänger ergriffen diesen Vorfall, um einen systematischen Angriff im Oberhause und Unterhause daran zu knüpfen. Im Oberhause übernahm Lord Shaftesbury, Palmerston's Schwager, im Unterhause Mr. Cardwell den Angriff. Es entspann sich in beiden Häusern ein heftiger Kampf, an dem sämmtliche Fractionen theilnahmen. Das Ministerium mußte eingestehen, daß Lord Ellenborough's Tadel nicht „politisch" gewesen, aber es erklärte gleichzeitig, daß dieser Tadel nur als Verwaltungsmaßregel und nicht als Einspruch gegen die verdienstvolle Thätigkeit Lord Canning's überhaupt zu betrachten sei. Lord Ellenborough suchte dem Ministerium aus der Verlegenheit zu helfen, indem er sein Amt niederlegte; die Whigs zeigten sich jedoch damit nicht zufrieden gestellt und setzten selbst, als Lord Shaftesbury's Antrag in der Minderheit blieb, den Kampf fort. Dagegen nahmen aber Bright und die Liberalen in dieser Sache Partei für das Ministerium. Wie die Tories, tadelten auch sie, daß Lord Canning von den Grundbesitzern des Königreichs Audh verlangt habe, sie sollten sich zu bloßen Vasallen der englischen Krone herabdrücken lassen. Dies stellten nun die Whigs wieder in Abrede, und die Debatte verlief sich in die verzweigtesten Einzelheiten der englischen Besitzverhältnisse, als eine Depesche aus Indien meldete, daß bereits der Gegenstand des Streits durch einen Einspruch des Gouverneurs von Audh gegen die Vorschriften des Generalgouverneurs und eine einfache Modification des fraglichen Erlasses erledigt worden sei. Unter diesen Umständen blieb Mr. Cardwell nichts übrig, als auf allgemeines Verlangen seinen Antrag zurückzuziehen.

Palmerston's Anschlag gegen die Tories war misglückt, sein Ansehen dadurch aufs neue untergraben. Die Liberalen hatten die Tories in diesem Kampfe gestützt, und für einen folgenden Angriff unternahm Lord John Russell die Beschützung der Tories. D'Israeli's Indische Bill hatte ein solches Misfallen erregt, daß dieser einsah, es sei unmöglich sie durchzuführen. Er hatte gehofft den Beifall des Volks zu gewinnen, indem er vorschlug, daß die fünf großen Handelsplätze des Landes, London, Manchester, Liverpool, Glasgow und Belfast, fünf Mitglieder des Staatsraths wählen sollten, welcher künftig Indien zu regieren hätte. Außerdem wollte er der Ostindischen Compagnie einen Theil ihres alten Einflusses sichern, indem vier weitere Stellen dieses Raths durch die Wahl der Besitzer von Actien der Ostindischen Compagnie und solcher, die zehn Jahre in deren Dienst gestanden, besetzt werden sollten. Dies gab ein Gemisch von Interessen, mit dem kein verständiger Politiker einverstanden sein konnte. Der Einfluß der Krone blieb der überwiegende, weil sie die Hälfte der Mitglieder jenes Staatsraths zu ernennen hatte, und das getheilte Wahlrecht, welches er den Handelsstädten und den Actienbesitzern zuwies, war praktisch nichts werth, konnte nur dazu führen, das schlechte alte System der Patronage, an dem die indische Verwaltung krankte, fortzuführen. D'Israeli hatte den Besitzenden zu schmeicheln gesucht, um der Krone desto sicherer eine unumschränkte Gewalt zu geben. D'Israeli fühlte sich durch die Aufnahme, welche seine Bill bei dem Parlament wie bei der Presse erfuhr, so gedemüthigt, daß er sich bereit erklärte, die Bill zurückzunehmen und umzu-

arbeiten. Ja, als Lord John Russell darauf vorschlug, daß mit Resolutionen vorgegangen werden möge, durch welche die Hauptgrundsätze für die Verfassung Indiens bestimmt wurden, erklärte sich D'Israeli so sehr damit einverstanden, daß er Lord John Russell aufforderte, selbst damit anzufangen und Resolutionen aufzustellen. Dies verhinderte zwar der Einspruch des Parlaments, aber Lord John Russel's Antrag wurde angenommen. Nachdem Lord Stanley an Ellenborough's Stelle das indische Controlamt übernommen, wurde beschlossen, eine neue Bill einzubringen, die auf Grund der vom Parlament gefaßten Resolutionen entworfen werden sollte. Dadurch kam das Parlament auf die einfachen Vorschläge zurück, die Palmerston in seiner Indischen Bill aufgestellt hatte, und nach welchen dem Minister für Indien ein Staatsrath von 15 Personen zur Seite gesetzt wurde, von denen die Krone acht, die Directoren der Ostindischen Compagnie sieben aus ihrer Mitte zu ernennen haben.

Noch ehe D'Israeli diese Demüthigung über sich ergehen lassen mußte, wurde Lord Derby einer andern unterworfen. Er hatte sich geweigert, den Beschluß des Unterhauses über die Zulassung der Juden anzuerkennen, und demzufolge war die Eidesbill, wie gewöhnlich, im Oberhause verworfen worden. Die Whigs waren jedoch nicht gewillt, sich dies noch einmal gefallen zu lassen; sie beschlossen, die Schwäche des Ministeriums zu benutzen, um es zur Annahme der Bill zu zwingen. Man machte den Vorschlag, dem Oberhause offen den Krieg zu erklären und den Baron Rothschild als Vertreter der City von London durch einfachen Beschluß des Hauses zuzulassen. So weit sollte es jedoch nicht kommen. Die Änderung, welche das Haus der Lords mit der Bill vorgenommen hatte, um die Zulassung der Juden zu verhindern, wurde verworfen, sodaß man zu Conferenzen zwischen beiden Häusern schreiten konnte, in welchen das Unterhaus sein Recht auf das entschiedenste wahrte. Als Lord Derby diese Gefahr vor sich sah, entschloß er sich zum Nachgeben. Man brachte eine neue Eidesbill im Oberhause ein, welche die Zulassung der Juden möglich machte, und die angenommen wurde. Demgemäß nahm der Baron Rothschild seinen Sitz, noch vor Ende der Session, am 26. Juli im Unterhause ein. Die City von London hatte erreicht, was sie seit zehn Jahren mit der größten Hartnäckigkeit angestrebt, und der stolze Lord Derby, der stets damit geprunkt, daß er von den alten Rechten der Hochkirche auch nicht ein Titelchen vergeben werde, hatte sein Haupt beugen müssen.

Den Liberalen gefiel diese Art von Regierung so sehr, daß sie wiederholt ihre Zufriedenheit darüber aussprachen: sie wünschten nichts Besseres, als die Tories noch recht lange für ihre Zwecke benutzen zu können. Es lag indessen auf der Hand, daß die Verbindung nur so lange währen konnte, bis eine principielle Frage die Parteien trennte und gegeneinander trieb, wie es das natürliche Schicksal aller Coalitionen ist. Lord Derby ließ sich die unabweisbaren Demüthigungen nur gefallen, um Kraft für die Befestigung seiner Herrschaft zu gewinnen. Er benutzte jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, sein Ansehen zu erhöhen, indem er der auswärtigen Politik eine energischere Richtung gab, als diese unter den Whigs gehabt hatte, ohne doch mehr als diese zu wagen und die Nation unnütz aufzuregen. Er suchte ebenso sehr dem Stolze der Nation zu schmeicheln, als ihr das Vertrauen einzuflößen, daß er überall die Erhaltung des Friedens vor Augen habe. In Neapel zwang er die Regierung des Königs Ferdinand, die beiden englischen Ingenieure, welche mit den Passagieren des Cagliari gefangen genommen worden waren, freizulassen und für ihre Kerkerleiden zu entschädigen. Diesem Auftreten Englands folgte auch sehr bald die Übergabe des Cagliari selbst an England, damit dieses das Schiff der sardinischen Regierung zurückstelle. Die Ermordung der Christen in Dschedda wurde durch die Beschießung dieser fanatischen Stadt durch einen englischen Kriegsdampfer gerächt. Die Streitigkeiten, welche mit Amerika über das Durchsuchungsrecht der des Sklavenhandels verdächtigen Schiffe entstanden, erledigte Lord Derby auf verständige Weise dahin, daß er auf dieses Recht gegen die amerikanischen Schiffe verzichtete. Der Krieg mit China wurde sobald als möglich beendet und durch den Vertrag von Tien-Tsin England und Frankreich das Recht gesichert, wonach deren Unterthanen das chinesische Reich nach jeder Richtung durchreisen dürfen. Die Regierung des Kaisers von China erklärte sich sogar bereit, Gesandtschaften in Peking zuzulassen und ebenso nach London und Paris Gesandte zu schicken. Unmittelbar nach dem Abschlusse dieses Vertrags drang ferner der englische Bevollmächtigte Lord Elgin auf kecke Weise nach Jeddo, der Hauptstadt Japans, vor, um dessen Kaiser zu einem Vertrage zu nöthigen, der den Engländern den Zugang in die ihnen bisher verschlossenen japanischen Häfen und den freien Verkehr daselbst sicherte. Weniger glücklich und energisch war dagegen Lord Derby in der Vermittelung, welche er in dem Streite zwischen Napoleon III. und der portugiesischen Regierung rücksichtlich der Wegnahme des Schiffs Charles-et-Georges zu übernehmen suchte. In dieser Angelegenheit ver-

mochte er es nicht dahin zu bringen, daß die französische Regierung ihre mehr als zweifelhafte Sache einem Schiedsgerichte unterworfen hätte. Napoleon bestand darauf, Portugal solle das weggenommene Sklavenschiff unter Schadenersatz ausliefern, und der kleinere Staat mußte dem größern gehorchen, ohne daß England dagegen Einspruch that, wie es nach den Schutzverträgen mit Portugal hätte geschehen sollen. Die französische Regierung suchte indessen ihr schroffes Verhalten dadurch auszugleichen, daß sie nach diesem Vorfall ihrem Handel mit angeblich emigrirten Negern entsagte und die Verhandlungen mit England über die Mittel zur Unterdrückung des Sklavenhandels fortsetzte.

Nach dem Schlusse der Parlamentssitzung am 19. Oct. erfolgte die Reise der Königin nach Cherbourg. Diese sollte als Gegenvisite für den Besuch Napoleon's in Osborne gelten, zugleich aber auch dazu dienen, die infolge der Flüchtlingsangelegenheit zwischen Frankreich und England entstandene Spannung vollends zu beseitigen. Eine solche Politik des Ministeriums Derby war gewiß lobenswerth. In der geflissentlichen Entfaltung der französischen Seemacht, welche der Kaiser zu Cherbourg veranstaltete, lag indessen eine Art von Drohung gegen das Inselreich, welche weder der Königin noch dem englischen Volke entgehen konnte. Namentlich die radicalen Parlamentsglieder, welche den Festen zu Cherbourg beiwohnten, nahmen solch widerwärtige Eindrücke mit hinweg und äußerten sich auch in der Heimat rücksichtslos darüber. Die Angelegenheit lief in einen Streit über die Seemittel beider Staaten aus und trug eher dazu bei, die gegenseitige Erkältung zu unterhalten, als der westmächtlichen Allianz neue Wärme zu verleihen. Die Königin suchte die Demüthigung, welche, scheinbar wenigstens, für sie darin lag, daß sie die Tüchtigkeit des neuen Seehafens und der neuen französischen Kriegsdampfer bewundern mußte, dadurch von sich abzuwehren, daß sie den Besuch in Cherbourg nur als flüchtige Visite behandelte, indem sie darauf die Reise an den Hof zu Berlin zum Besuche ihrer Tochter antrat. Die herzliche Aufnahme, welche sie dort fand, bildete einen scharfen Gegensatz zu den kalten französischen Prunkfesten, und außerdem ward sowol in England wie auf dem Continent laut auf die politische Bedeutung hingewiesen, welche die enge Verbindung der beiden Königshäuser, namentlich Frankreich gegenüber, für die Zukunft haben müsse. Eine andere wichtige Thatsache, welche sich während der Verwaltung Lord Derby's vollzog, war die Unterstellung des Indobritischen Reichs unter die unmittelbare Autorität der Krone. Am 1. Nov. 1858 wurde in Kalkutta die Regierung der Königin Victoria proclamirt, und die gute Aufnahme, welche diese Veränderung in den großen Städten der ostindischen Halbinsel fand, berechtigte zu der Hoffnung, daß es in nicht langer Frist gelingen werde, den die britische Herrschaft so empfindlich gefährdenden Aufstand völlig zu bewältigen.

Überall schien dem Grafen Derby das Glück hold zu sein. Mit leichter Hand erntete er, was Palmerston gesäet hatte. Nur gelang ihm nicht, mit Napoleon III. in ein so gutes Verhältniß zu treten, wie es Palmerston gepflogen hatte. Der französische Kaiser hielt es vielmehr für zweckmäßiger, seine Verbindung mit Palmerston aufrecht zu erhalten und mit diesem auf den Sturz der Tories hinzuarbeiten, weil er ohne Zweifel Palmerston für einen bessern Gehülfen zur Ausführung seiner weiten Plane hielt als Derby mit dem toryistischen Anhange. Die Lords Palmerston und Clarendon erhielten sogar Einladungen zu den kaiserlichen Hoffesten in Compiègne, bei welcher Gelegenheit sie angeblich bis zu einem gewissen Punkte in die Projecte des Kaisers eingeweiht worden sein sollen, die im Jahre 1859 zur Ausführung gelangten. Lord Derby nahm keine Notiz von diesen Umtrieben gegen seine Herrschaft. Er hielt seine Stellung bereits insoweit gesichert, daß er den Whigs trotzen, die Liberalen aber nöthigen zu können glaubte, ihn auch fernerhin zu unterstützen, indem er ihnen ihre erneute Abhängigkeit von Palmerston in Aussicht stellte. Die Liberalen rechneten jedoch ihrerseits ebenso sicher darauf, daß Lord Derby sich ihnen weiter fügen und dazu verstehen werde, auf ihre Plane einer durchgreifenden Parlamentsreform einzugehen.

John Bright war an die Spitze des Reformvereins getreten, und seine mächtige Beredsamkeit rief in kurzem eine lebhafte Agitation für Parlamentsreform hervor, welche die Mittelklassen ergriff und auch bereits in die Arbeiterbevölkerung eindrang, die sich bis dahin passiv verhalten hatte, weil sie noch über ihre Zurückweisung im Jahre 1848 zürnte. Bright hielt abwechselnd in Manchester, Leeds, Birmingham und Edinburg Meetings für die Reformsache, und seine flammende Vertheidigung der Reform sowie seine rücksichtslosen Angriffe auf das Privilegium des Oberhauses, jede dem Fortschritte zugewandte Richtung der Gesetzgebung hemmen und verhindern zu können, erweckten eine Theilnahme, die immer stärker erwuchs und intensiver wurde, wie es bei der Bewegung für die von den Whigs erkämpfte Reformbill der dreißiger Jahre

geschehen war. Diese Thätigkeit Bright's brachte in allen größern Handelsstädten und selbst in den kleinern Orten, in denen eine liberale Gesinnung herrschte, neue Reformvereine zu Wege, welche in derselben Weise wirkten, wie einst die Vereine der Anti-cornlaw-league gethan hatten. Als endlich Bright am 17. Jan. 1859, kurz vor dem Zusammentritt des Parlaments in Bradford mit seiner kühnen neuen Reformbill hervortrat, konnte er darauf rechnen, die Beistimmung aller Volksfreunde sowie der gesammten liberalen Presse auf seiner Seite zu haben. Selbst der große Einfluß, welchen die „Times" mit ihrem schlau berechneten Conservatismus unter liberaler Flagge übt, mußte gegen die Macht, die Bright's Agitation erlangte, erlahmen und von der Bewegung überflutet werden.

Wiewol Bright bei der Aufstellung der Grundsätze für seine Reformbill so conservativ als möglich zu verfahren suchte, gelangte er doch zu einem äußerst radicalen Resultat. Von der Reformbill von 1832 ausgehend, zog er nur deren Consequenzen, indem er eine gleichmäßige Vertheilung des Wahlrechts nach der Bevölkerung des Landes verlangte; aber gerade dadurch trat es an das Licht, wie wenig eingreifend die frühere Reformbill gewesen und wie sehr sie sich den alten Verhältnissen anbequemt hatte. Die Whigs hatten nur die ihrer Partei feindlichen Burgflecken hinweggeräumt, aber die von ihnen abhängigen bestehen lassen. Indem Bright den Grundsatz aufstellte, daß nur Burgflecken von 8000 Einwohnern einen Abgeordneten zu wählen haben sollten, gewann er nicht weniger als 125 Sitze, die er auf die größern Städte und die Grafschaften vertheilen konnte. An 16 Mittelstädte, wie Bath und Brighton, sollten drei Sitze erhalten, die größern Fabrikstädte, wie Sheffield, Bristol, Leeds, Birmingham, sowie drei ältere und zwei neuzubildende Wahlbezirke Londons vier, Manchester, Liverpool, Glasgow, Finsbury und Marylebone (die beiden größten Wahlbezirke Londons) sechs. London würde hiernach mit seinen bisherigen Wahlbezirken und zwei neuen noch unvertretenen Flecken, Chelsea und Kensington, 40 Sitze zu vergeben haben. In ähnlicher Weise sollten 21 Sitze für Schottland und neun für Irland geschaffen werden. In Bezug auf das Wahlrecht erklärte Bright nur, daß er sich dem von Fox und Grey im Jahre 1797 dafür aufgestellten Grundsatze anschließe, nach welchem es so weit als thunlich ausgedehnt werden müsse. Das Princip des Ballots aber hielt er dadurch für gesichert, daß sich 230 Mitglieder des Unterhauses bei ihrer Wahl für dasselbe ausgesprochen hatten. Bright forderte nur Gerechtigkeit für das Volk, indem er die Gleichmäßigkeit in der Vertheilung des Wahlrechts verlangte, aber gerade diese Gerechtigkeit war für die bestehenden Verhältnisse Englands revolutionär. Seine Reformbill müßte das Übergewicht erschüttern, welches die Landbevölkerung über die der Städte bei den Wahlen übt, und dadurch zugleich die Herrschaft der Aristokratie. Es müßte eine ganz andere Art von Vertretung entstehen, wenn die Städte ihre verdienstvollsten, vom ganzen Lande gekannten Männer in das Parlament senden und diese dahin gelangen könnten, eine feste liberale Partei zu bilden. Ist die Aristokratie schon jetzt nicht mehr im Stande, sich dem Fortschritte der Zeit zu widersetzen, so müßte sie der neuen Vertretung gegenüber, wie sie Bright vorschlägt, vollends den Muth verlieren, ihre Vorrechte auf die Leitung der Regierung noch ferner aufrecht zu erhalten.

Bright stellte seine Sache getrost dem Volke anheim. „Ich bin kein Staatsmann, sondern nur ein Bürger, wie ihr alle", sagte er am Schlusse seiner Rede in Bradford. „Selbst Lord Grey mit seinem hohen Range, seiner großen Geschicklichkeit und seinem Einflusse auf das Land hätte die Bill vom Jahre 1832 nicht durchgebracht, wenn das Volk nicht auf seine Seite getreten wäre. Auch ich werde nicht allein stehen. Wenn das Volk sich ausspricht, werden bedeutende Männer, die mit uns sind und nur auf die Kundgebung der Volksstimme warten, für uns auftreten. Selbst unter der Aristokratie gibt es solche. Laßt das Volk sprechen, und sein Wille wird geschehen." Bright täuschte sich nicht. Sowie die Presse seine Reformbill zur Öffentlichkeit gebracht hatte, gab sich überall der lebhafteste Beifall kund, und die Reformvereine beschlossen den Entwurf mit ihrer vollen Kraft zu unterstützen.

Während diese Agitation durch das Land ging, hüllte sich das Ministerium in tiefes Schweigen über seine Absichten in Bezug auf die Reform. Lord Derby hatte bei dem Antritt seines Amts erklärt, daß er die Parlamentsreform zwar für nicht nöthig und wesentlich erachte, daß er aber auf die Wünsche des Landes Rücksicht nehmen werde. Demgemäß mußte man erwarten, das Ministerium werde eine Reformbill einbringen, und es verlautete auch im Januar und Februar 1859 die Kunde, daß es mit einer solchen beschäftigt sei. Lord Derby hätte indessen viel klüger für sich und seine Partei gehandelt, wenn er es Bright überlassen, eine Reformbill einzubringen, um mit Hülfe der Whigs die Verwerfung derselben herbeizuführen.

Statt dessen ließ er sich von der trügerischen Hoffnung leiten, daß, wenn er den Liberalen mit nur einigen Concessionen entgegenkomme, diese sich damit begnügen und ihn weiter unterstützen würden. Die Concessionen aber sollten ihm auch dazu dienen, eine Parlamentsreform zu bewirken, welche den Tories ebenso große Vortheile gewährten als die Bill des Jahres 1832 den Whigs gewährt hatte, und war dies einmal erreicht, so durfte das Ministerium auch hoffen, der Agitation für das allgemeine Wahlrecht für lange Zeit einen Riegel vorgeschoben zu haben. Diese Berechnung war jedoch zu plump, als daß sie nicht sogleich hätte durchschaut werden sollen. Als D'Israeli, dem das Ehrenamt zu Theil wurde, die toryistische Reformbill auszuarbeiten, diese am 28. Febr. 1859 dem wiedereröffneten Parlament vorlegte, wurde dieselbe, je mehr er sie entwickelte, mit Hohn und Spott von dem Unterhause aufgenommen. Es war dies der größte Bankrott, den jemals eine parlamentarische Partei erlebt hatte.

Die Concession des Ministeriums bestand darin, daß das Steuermaß für das Wahlrecht in den Grafschaften auf 10 Pf. St. erniedrigt werden sollte, wie dies wiederholt von den Liberalen durch Locke King's Bill gefordert und von dem Unterhause beschlossen, aber noch nicht zum Gesetz erhoben worden war. Dafür sollten die Wahlstimmen der Burgflecken an den Besitz gebunden werden, sodaß die 40-Shillingwähler, welche zugleich den Flecken als Erbpächter und den Städten als deren Bürger angehörten, nur an einem von beiden Wahlorten sollten stimmen dürfen. Durch diese Maßregel sicherten sich die Tories die Mehrheit in den Grafschaften, da sie darauf rechnen konnten, daß die Städter lieber ihre Stimme in diesen als in den Städten opfern würden, und alle Bemühungen der Liberalen, durch die Begründung von Erbpachtsstellen mit 40-Shillingwahlrecht den Einfluß der von der Aristokratie abhängigen Landbevölkerung zu erschüttern, gingen verloren. Für die Städte wollte D'Israeli eine Erweiterung des Wahlrechts dadurch erzielen, daß er es allen denen ertheilte, welche jährlich 20 Pf. St. Miethe zahlen, sowie solchen, welche 60 Pf. St. in den Sparkassen haben, oder 10 Pf. St. Einkünfte aus öffentlichen Fonds oder Stocks beziehen, nebst allen Beamten, welche 20 Pf. St. Pension erhalten. Ferner suchte D'Israeli dadurch eine Annäherung an das Ballot zu erreichen, daß er für die Abstimmung die bei den Wahlen für das Armenwesen in den Gemeinden übliche Weise vorschlug, nach welcher jeder Wähler sich von dem Wahlbeamten einen registrirten Wahlzettel übersenden lassen kann, den er vor zwei Zeugen unterschreibt und dann zurückschickt. Die ganze Verbesserung in der Vertheilung der Wahldistricte endlich bestand darin, daß 16 der kleinsten und verrufensten Burgflecken, welche jetzt noch zwei Stimmen haben, genöthigt werden sollten, eine von diesen zu opfern, damit sie auf die Städte und größten Grafschaften übertragen werden könnten.

D'Israeli brauchte mehr als drei Stunden, um sein künstliches Gewebe zu entfalten, das deutlich an seine verunglückte Indische Bill erinnerte. Nachdem er unter allgemeiner Verhöhnung geendet, erhoben sich die Führer der verschiedenen Fractionen, um ihr Verdammungsurtheil über die Bill auszusprechen. Lord John Russell erklärte, daß er sich der Rechtsverletzung, welche gegen die 40-Shillingwähler durch die Bill begangen werde, auf das entschiedenste widersetzen müsse. Roebuck bezeichnete die Bill als völlig verfehlt und unbrauchbar. Bright nannte sie ein miserables Machwerk, indem er die richtige Bemerkung machte, daß die Tories es den Liberalen hätten überlassen sollen, eine Reformbill einzubringen, da erstere hierzu ihrer Natur nach unfähig seien. Ein fanatischer Tory, Bentinck, suchte sich zwar dafür an Bright zu rächen, indem er diesen einen Leveller und Communisten nannte. Dieser Spott verfehlte aber seine Wirkung, und es blieb nur das allgemeine Gefühl von der grenzenlosen Ungeschicklichkeit dieses Torymanövers zurück, durch welches sich Lord Derby die Masse der Landbevölkerung unterwerfen wollte, um den Städten die Spitze zu bieten. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als sich die Nachricht verbreitete, daß selbst ein Theil der Conservativen die Bill misbillige.

Sir Robert Walpole und Mr. Henley legten noch an demselben Tage ihre Ämter nieder und erklärten an dem folgenden im Unterhause, daß sie bei der Berathung der Reformbill sich gegen diese hätten aussprechen müssen, weil sie dieselbe für unconstitutionell hielten, daß sie bereits am 27. Jan. ihre Entlassung gefordert und nur deshalb in ihren Ämtern geblieben wären, weil Lord Derby sie dringend ersucht habe, ihm die durch die auswärtigen Verhältnisse so schwierig gewordene Leitung der Geschäfte nicht noch mehr zu erschweren. Nur mit Widerstreben hatten sie dieser Bill nachgegeben, und Mr. Henley bemerkte noch, es sei ihm während der ganzen Zeit seit der Eröffnung des Parlaments zu Muthe gewesen, als habe er eine Maske tragen müssen, und er sei froh, daß er wieder frei aufathmen könne. Die Entziehung des Stimmrechts an den 40-Shillingwählern erschien beiden als Rechtsverletzung, und ebenso wenig konnten sie die Wegnahme von 16 Sitzen billigen. Walpole führte ferner aus, daß seiner

Überzeugung nach ein Unterschied zwischen Land- und Stadtbevölkerung festgehalten werden müsse, damit die erstere nicht das Übergewicht über die letztere erlange, und daß er sich nur zu einer Erniedrigung des Steuermaßes auf 20 Pf. St. für die Landbevölkerung verstehen könnte.

Lord Derby war genöthigt, die beiden wichtigen Ämter der Ausgeschiedenen durch zwei untergeordnete und bis dahin unbekannte Mitglieder der Verwaltung zu besetzen. Bald darauf erfolgten aber neue Kündigungen, sodaß Derby genöthigt war, Lord Manners, der ihn ebenfalls verlassen wollte, zu erklären: „Entweder bleiben Sie, oder wir gehen alle", worauf der Lord sich zur Nachgiebigkeit entschließen mußte.

Die liberale und die radicale Presse sprach sich natürlich durchweg gegen die Reformbill der Tories aus, und nur die „Times" übernahm die Rolle, den Liberalen zum Transigiren mit den Tories zu rathen, damit man ersehen möchte, was man von letztern für die Sache der Parlamentsreform erlangen könne. Ebenso entschieden traten die Reformvereine gegen die Bill auf, indem sie eine Reihe von Meetings veranstalteten, welche in den verschiedenen Wahldistricten Londons abgehalten und durch eine Volksdemonstration am Sonntage im Hydepark eingeleitet wurden. Tausende von Arbeitern und kleinern Gewerbsleuten versammelten sich hier in verschiedenen Kreisen um Redner, welche über die Reformbill des Ministeriums sprachen und schließlich den Antrag stellten, daß das Volk sie verwerfen möge, was darauf regelmäßig unter furchtbarem Grunzen und Pfeifen geschah. Eine gleiche Thätigkeit wie in London entfalteten auch die Reformvereine in Manchester, Leeds, Birmingham, Edinburg und anderwärts, sodaß die Demonstrationen gegen die Reformbill ein stehender Artikel in den Zeitungen wurden.

Unter solchen Umständen suchten im Unterhause die Liberalen dem Ministerium Gelegenheit zu einem anständigen Rücktritt zu geben, damit Lord Derby und seinen Collegen die Niederlage durch eine förmliche Verwerfung der Reformbill erspart werden möchte. Walpole's Bill über die Reduction der Kirchensteuer wurde mit 83 Stimmen verworfen, und Mr. Kinglake stellte den Antrag, daß das Ministerium veranlaßt werden solle, die vollständigen Actenstücke über die Angelegenheit des Charles-et-Georges mitzutheilen. Wie gewöhnlich waren nämlich diese Actenstücke in dem Blaubuch nur auszugsweise mitgetheilt worden, und das Parlament hatte Ursache, damit unzufrieden zu sein, weil die Regierung ohne Zweifel der Vorwurf traf, daß sie in dieser Angelegenheit ihre Pflicht gegen Portugal nicht erfüllt habe. Diese Verschuldung stellte sich durch die Debatten so sichtbar heraus, daß das Ministerium auch dabei in der Minderheit blieb. Lord Derby ließ sich indessen durch diese Zwischenfälle nicht erschüttern. Er tröstete sich damit, daß die wichtigere Bill Lord Stanley's über das Finanzsystem Indiens und die damit verbundene Anleihe von 7 Mill. Pf. St. angenommen wurde, und hoffte, es werde ihm gelingen, trotz aller Anfeindung seiner Reformbill so viel Liberale für den von der „Times" unablässig empfohlenen Vermittelungsvorschlag zu gewinnen, daß es ihm möglich sein müsse, die Niederlage abzuwehren. Jene Artikel der „Times" schrieb Mr. Lowe, ein Freund Lord Palmerston's, und durch diesen war für Derby eine Brücke zu Unterhandlungen mit dem gefürchteten Gegner zu gewinnen. Die feindlichen Liberalen aber ließ der Minister durch die Drohung einer Parlamentsauflösung einschüchtern, die ab und zu in den Zeitungen auftauchte, an die man aber vorläufig nicht glaubte.

Lord John Russell berief in dieser Lage der Dinge eine Parteiversammlung, um die nöthigen Schritte mit dieser zu berathen, und von ihr beauftragt übernahm er im Unterhause die Leitung des Kampfes gegen die ministerielle Reformbill. D'Israeli versuchte diesem Kampfe vorzubeugen, indem er die Erklärung abgab, es sei nicht die Absicht des Ministeriums, die Wähler augenblicklich des von ihnen ausgeübten Wahlrechts zu berauben, sondern die Betroffenen sollten ihr Recht auf Lebenszeit behalten; erst mit dem Tode eines jeden würde das Wahlrecht einzeln in Wegfall kommen. Russell ließ sich jedoch durch solche Ausflüchte nicht von seiner Absicht zurückhalten, einen tödlichen Schlag gegen die Tories zu führen. Im Jahre vorher hatte er ihnen seine Hülfe geleistet, weil er es für unangemessen gehalten, sie unmittelbar nach ihrem Eintritt wieder aus ihren Ämtern zu treiben; jetzt ergriff er dagegen um so lieber die Gelegenheit zum Kampfe, als sich ihm ein voller Sieg und eine eigene wichtige Stellung in einem neuen Whigministerium in Aussicht stellte.

Am 21. März stellte Lord John Russell sein Amendement, durch welches nach dem Grundsatze, daß kein Wähler Englands seines Stimmrechts beraubt werden darf, die Reformbill gegenüber den Forderungen des Landes für nicht entsprechend erklärt wurde. In seiner Rede wies er erfolgreich nach, daß eine Rechtsverletzung eintrete, wenn die Bewohner der Städte, welche

Wahlrecht in den Grafschaften haben, gezwungen werden sollten, dieses aufzugeben, und daß es, wenn diese Stimmen wegfielen, den Landbesitzern möglich werden würde, sich durch Begründung von Wahlstellen für 10 Pf. St. die Mehrheit zu sichern, sodaß dadurch all das Unwesen der Wahlbeherrschung, welches die Reformbill des Jahres 1832 mit den Rotten-Borroughs habe hinwegräumen wollen, wieder auftauchen müsse. Durch die den Stadtbewohnern verheißene Erweiterung des Wahlrechts gewännen diese so gut als nichts, und Russell erhob deshalb den Vorwurf gegen das Ministerium, daß es in seiner Bill für die arbeitenden Klassen durchaus nichts gethan habe, während es durch die von ihm beabsichtigte schriftliche Abstimmung dem geheimen Ankauf der Stimmen Thür und Thor öffne. „Ich habe meine Jugend der Reformsache geweiht und will sie auch im Alter nicht verlassen", sagte Lord John Russell zum Schluß seiner Rede. Nach ihm übernahm zuerst Lord Stanley die Vertheidigung der ministeriellen Reformbill. Das Haus war dicht gedrängt voll in dem untern Raume wie auf den Galerien; auf dem den Peers zugewiesenen Platze gewahrte man den Lord Derby selbst, welcher voll Spannung der Rede seines Sohnes folgte. Dieser that sein Mögliches, die Bill in seiner ruhigen, gemäßigten Weise zu rechtfertigen, indem er hervorhob, daß sie darauf berechnet sei, den Mittelklassen Vortheile zu gewähren, welche den Kern des Volks bildeten und deshalb am meisten zu berücksichtigen seien. Die Rede wurde mit der Achtung angehört, welche Lord Stanley stets gezollt wird, weil er einer der gebildetsten Vertreter der conservativen Aristokratie und mit wirklich liberalen Grundsätzen erfüllt ist, die ihn seine Laufbahn mit ungleich tieferm Ernst verfolgen lassen, als dies seinem Vater zugetraut werden kann.

Eine üble Sache wird aber auch durch die beste Vertheidigung nicht besser: das hatte Lord Stanley ebenso wie die ihm folgenden Anhänger seines Vaters zu erfahren. Sämmtliche Vertheidiger brachten keinen Eindruck hervor. Es erregte darum allgemeinen Unwillen, als Mr. Horsman von seiten der Liberalen sich zu der Erklärung verstand, er werde für die Bill des Ministeriums stimmen, weil diese ihm die Aussicht biete, etwas für die Reform zu erreichen, während er bei dem Zwiespalt, der zwischen Russell und Palmerston herrsche, keine Aussicht habe, zu einer Reformbill zu gelangen. In diesem Vorwurfe lag viel Wahres; aber er berechtigte Mr. Horsman nicht, den Grundsätzen seiner Partei untreu zu werden und ein trügerisches Bündniß einzugehen, von dem er sich sagen mußte, daß es ihm doch nichts nutzen würde. Es gab für die Liberalen nur eine verständige Politik. Sie mußten den Tories zeigen, daß sie es nicht zugeben würden, wenn man mit den Rechten und Interessen des Volks spielen wollte, und auch die Whigs, kamen sie ans Ruder, konnten durch solches Verfahren zum Fortschritt gezwungen werden. Erwiesen sich auch die Whigs als Reformatoren unfähig, so war es dann möglich, daß sich die Radicalreformers an ihre Stelle setzten.

In diesem Sinne traten am zweiten Tage Milner Gibson, Fox, Locke King und Bright in die Schranken: sie legten die Nothwendigkeit dar, dem Volke das allgemeine Wahlrecht, sein ursprünglichstes politisches Recht, zu gewähren. Locke King wies dem Ministerium nach, daß es das Princip seiner eigenen Bill gemisbraucht habe, weil dieses nur dadurch ein richtiges werde, wenn es von einer Erweiterung des Wahlrechts in den Städten begleitet sei. Bright erklärte dem Ministerium, daß nicht dessen, sondern seine Bill conservativ zu nennen sei, weil sie dem Lande Ruhe und Frieden gebe, während die des Ministeriums es nutzlos aufrege und erschüttere. Bulwer-Lytton suchte dagegen seine Partei zu rechtfertigen, indem er den Vorwurf gegen die Radicalreformers erhob, daß sie England zu amerikanisiren suchten, und die Liberalen vor der Demokratie warnte, die, wie das Grab, nichts zurückgebe, was sie einmal verschlungen habe. Der Solicitor-General, Mr. Cairn, reihte daran einen heftigen Angriff auf Lord John Russell, den er des factiösen Intriguirens zieh, um sich zur Macht zu bringen. In ähnlicher Weise ging der Kampf fort. Die Conservativen boten alles auf, die alte Weise des englischen Wahlrechts zu rechtfertigen, durch welche es möglich werde, das Land nach seinen verschiedenen Elementen vertreten zu lassen und ihm dadurch seinen conservativen Charakter zu erhalten, während das allgemeine Wahlrecht es in die Monotonie herrschender Zeitrichtungen hineindrängen und der Gefahr einer Beherrschung durch die Massen aussetzen werde, an der die Freiheit des französischen Volks zu Grunde gegangen sei. Es wurde den Liberalen nicht schwer, diese Einwürfe zu beseitigen, da bei ungehemmter Freiheit sich alle Richtungen und Einflüsse auf das Volk geltend machen müssen, welche für dessen geistige und materielle Interessen von Bedeutung sind. Die Massenbeherrschung ist weit eher von der Aristokratie als von den verschiedenen Richtungen zu fürchten, die sich erst mühsam Bahn brechen müssen, um ihre Vertreter zu Volksführern zu erheben.

Nach den Radicalreformers trat Sir James Graham gegen die Bill auf, indem er seine Bereitwilligkeit erklärte, sich der Sache der Reform zuzuwenden, wenn sie sich auf gemäßigte Änderungen beschränkte, und in ähnlicher Weise äußerten sich auch Sidney Herbert und andere. Lord Palmerston ließ es sich dagegen angelegen sein, eine zurückhaltende Stellung zu der Reformsache einzunehmen, indem er mit dem Vorschlage hervortrat, denselben Weg einzuschlagen, der bei der Indischen Bill gewählt worden sei, d. h. nach Resolutionen zu verfahren. Damit wollte er offenbar Lord John Russell heimzahlen, was dieser ihm bei seinem Angriffe auf die Tories verdorben hatte. Er habe zwar, sagte Palmerston, Lord John Russell's Amendement „vortrefflich" befunden, als dieser es ihm gezeigt, aber es so verstanden, daß es kein Tadelsvotum enthalten, sondern das Ministerium nur zu andern Beschlüssen für die Reform veranlassen solle. Er möchte auf das Ministerium anwenden, was Voltaire einmal von einem ihm feindlichen Minister sagte: „Ich will ihn nicht bestraft haben, ihn nicht ins Gefängniß schicken, sondern wünsche, daß er seinen Platz behalte." Von dieser schmachvollen Duldung wollten die Derbyiten indessen nichts wissen. Sir John Pakington erklärte am nächsten Tage, daß das Ministerium sich auf keine Transaction einlassen, sondern mit der Reformbill stehen oder fallen werde. Darauf machte Gladstone noch den Versuch, eine Vermittelung herbeizuführen, indem er vorschlug, die politische Lage des Landes als Grund zu gebrauchen, um die Cabinetsfrage zu vermeiden. Gladstone hatte jedoch durch die Übernahme des Amts als Obercommissar zur Schlichtung des Streits zwischen den Jonischen Inseln und der britischen Krone sein Ansehen zu sehr untergraben, als daß seine Stimme hätte von Einfluß sein können.

Der Kampf ging fort und fand am 31. März 1859, nach sieben langen Sitzungen und nachdem über 40 Reden gehalten worden waren, sein natürliches Ende, indem D'Israeli die Vertheidigung seiner Bill ergriff. In dieser Vertheidigung sagte er rückhaltslos, um was es sich handelte. „Entweder diese Reformbill oder keine!" lautete das Schlagwort seiner Rede. Entweder helft ihr durch diese Beschwichtigung der Mittelklassen der demokratischen Agitation einen Riegel vorschieben, oder wir überlassen euch euerm Verderben. „Wenn ihr Demokratie säet, müßt ihr auch die Früchte euerer Saat ernten. Es werden euch Kriege erwachsen, die in der Leidenschaft, nicht in verständigen Ursachen ihren Grund haben, und ihr werdet euch schimpflichen Friedensschlüssen unterwerfen müssen, die euere Macht schwächen und vielleicht euere Unabhängigkeit gefährden. Ihr werdet auch finden, daß euer Eigenthum weniger werth und euere Freiheit sehr mangelhaft ist. Ich zweifle zwar auch nicht, daß, wenn ihr genug Unheil erfahren habt, der verständige Sinn des Landes euch zu Hülfe kommen und euch aus euerer traurigen Lage wieder befreien wird; aber dies wird nur um den Preis geschehen können, der unter solchen Umständen erforderlich ist, durch die Gewalt, welche dem Eigenthum wieder Sicherheit verleiht. Das Volk hat so gut seine Parasiten wie Monarchien und Aristokratien."

Diese tragikomischen Drohungen D'Israeli's retteten ihn so wenig als seine Lobpreisungen Lord Derby's. Bei der Abstimmung wurde Lord John Russell's Amendement mit 330 gegen 291 Stimmen angenommen, und das Ministerium blieb sonach mit 39 Stimmen in der Minderheit. Es hatte jetzt nur die Wahl zwischen der Abdankung und einer Parlamentsauflösung. Lord Derby schwankte, und es hieß, er wolle erst seine Anhänger zu einer großen Parteiversammlung berufen, um die Sache mit ihnen zu berathen. Dies unterblieb jedoch; Lord Derby empfing nur eine Deputation seiner Anhänger, denen er seinen Entschluß insgeheim mittheilte. Am 4. April sodann verkündeten Lord Derby im Oberhause und D'Israeli im Unterhause die Auflösung des Parlaments. Lord Derby erging sich dabei in maßlosen Angriffen auf Russell, den er factiöser Umtriebe zieh, um sich selbst zur Macht zu verhelfen, und erklärte darauf, daß er an das Land appelliren wolle, um diesem eine feste und sichere Parteiregierung zu sichern, die dem Guerrillakriege ein Ende machen solle, in welchen die Parteien des Unterhauses sich verloren hätten. Dadurch werde die parlamentarische Regierung aufs äußerste bedroht. „Ich erkläre feierlich", sagte er, „daß, wenn dieses System im Parlament fortdauert und das Volk dies gestattet, es mit aller Stabilität der Regierung zu Ende ist und das Gewicht derselben in der öffentlichen Meinung bedeutend verringert werden muß." Von der Reformbill sagte er, daß er sie als eine „gefährliche Erbschaft" der Whigs übernommen und gesucht habe, diese in eine der Forderung der Zeit angemessene Form zu bringen, während die Whigs damit im Jahre 1852 und 1854 gescheitert wären. Er habe gehofft, dafür die Billigung eines Theils der Opposition zu erhalten, welche ihn bis dahin unterstützt habe, aber Lord John Russell habe die Annahme der im liberalen Sinne abgefaßten Bill verhindert. Bei der Uneinigkeit der Ansichten im Lager seiner Gegner und dem Zwiespalte, der zwischen ihren

beiden Führern obwalte, habe er es für seine Pflicht gehalten, nicht abzudanken, sondern dem Lande die Möglichkeit einer festen Regierung zu erhalten, da die auswärtigen Verhältnisse derart seien, daß es einer solchen dringend bedürfe. Der Graf Granville ließ es sich angelegen sein, Lord Derby's Beschuldigungen gegen die Whigs zurückzuweisen. Als im Unterhause D'Israeli so weit ging, Lord John Russell geradezu eines revolutionären Bundes mit Bright zu beschuldigen, nahm jener selbst das Wort und erklärte, daß seine Absichten darin beständen, das Wahlrecht der Grafschaften auf eine Zehnpfundsteuer, das der Städte auf eine Sechspfundsteuer zu gründen. Dem Ballot müsse er sich seinen Grundsätzen nach widersetzen; doch hege er die größte Achtung vor den Bestrebungen der Anhänger dieses Princips, weil er gleich ihnen dahin strebe, die Corruption bei den Wahlen zu bekämpfen. Noch energischer wies Bright den Vorwurf revolutionärer Bestrebungen zurück. Lord Palmerston erklärte, daß er die Auflösung für unmotivirt und unconstitutionell halte, und es wurde D'Israeli schwer, sich gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen.

Das Land gerieth durch die Auflösung des Parlaments, welche am 19. April erfolgte, in die größte Aufregung, die sich um so höher steigern mußte, als die auswärtige Politik des Ministeriums nur geringes Zutrauen einflößen konnte. Die Regierung hatte sich zwar seit dem Hervortreten des Conflicts zwischen Frankreich und Österreich in der Italienischen Frage gerühmt, daß es diese Angelegenheit mit der größten Unparteilichkeit behandle und in Wien wie in Paris gleich eifrig zu vermitteln suche; aus Derby's wie aus D'Israeli's Erklärungen ging jedoch zugleich hervor, wie beide weit mehr auf Österreichs als auf Italiens Seite standen und nur in dem Sinne wirkten, daß Österreich sich mit Frankreich über eine gemeinsame Beruhigung Italiens verständigen solle. Nach Derby's Ansicht handelte es sich nur um Centralitalien und die Zurückziehung der französischen wie der österreichischen Truppen aus dem Kirchenstaate. Wäre das erreicht, so könnte Italien, meinte er, sich selbst überlassen werden. Das hieß von dem eigentlichen Brennpunkt der Frage, dem Conflicte zwischen den politischen Principien Sardiniens und denen Österreichs gänzlich absehen, und es war deshalb auch nur zu begreiflich, daß die Sendung Lord Cowley's ohne Erfolg bleiben mußte. Man erwartete von dieser Sendung, daß sie eine kategorische Entscheidung hervorrufen würde. Statt dessen drehte sich Lord Cowley's Thätigkeit nur um den Vorschlag herum, daß Frankreich und Österreich die Streitfrage unter sich mit Englands Vermittelung abmachen sollten. Ludwig Napoleon ließ zwar diese Verhandlungen gewähren, schon weil sie ihm die Zeit zu seinen Rüstungen verschafften; aber Rußland, um die Sache noch mehr zu verwirren, warf plötzlich seinen Antrag auf einen europäischen Congreß dazwischen, von dem vorauszusehen war, daß Österreich im Ernste nicht darauf eingehen würde. Österreich stellte als Vorbedingung dieses Congresses die voraussichtlich unerfüllbare Forderung auf, daß Sardinien ausgeschlossen werde und vorher auch entwaffnen solle, und Lord Malmesbury beging die Schwäche, diese Forderung thun zu lassen, ohne sich ihr aufs entschiedenste zu widersetzen. Frankreich, Rußland und Preußen dagegen misbilligten die Forderung Österreichs. Lord Malmesbury machte darauf den neuen fruchtlosen Vorschlag, der Congreß erst möge die allgemeine Entwaffnung decretiren, Sardinien aber zugelassen werden. Ludwig Napoleon erklärte sich gern dazu bereit, weil er wußte, daß der Vorschlag sicherlich fruchtlos bleiben würde. Auch Österreich nahm die Miene an, als wolle es sich dazu verstehen, beharrte aber bei seiner Forderung, daß vor allem Sardinien entwaffnen müsse. Als das turiner Cabinet diese Forderung mit Stolz zurückwies, schickte Österreich sein Ultimatum nach Turin, dessen Zurückweisung den Einmarsch des kaiserlichen Heeres in Piemont nach sich ziehen sollte. Lord Malmesbury sprang in dieser letzten Stunde noch einmal zwischen die feindlichen Parteien, indem er gegen das Ultimatum protestirte und zugleich nochmals die Vermittelung Englands auf Grund der Cowley'schen Verhandlungen antrug, wofern die drei streitenden Mächte gleichzeitig entwaffnen oder sich im Statusquo halten wollten. Ludwig Napoleon wies dies rundweg zurück, und Malmesbury's Bemühen hatte keine andere Folge, als daß Österreich für die Eröffnung seiner Operationen drei kostbare Tage verlor. Nach dem Einmarsche der Österreicher in Piemont, am 29. April, nahmen endlich die ungeschickten Vermittelungsversuche des britischen Cabinets ihr Ende.

Lord Palmerston veranlaßte vor dem Schluß des Parlaments das Ministerium zu einer Erklärung über die auswärtige Politik. Nur nach längerm Zögern wurde diese am 18. April gegeben: Lord Malmesbury und D'Israeli legten das Geständniß ab, daß Englands Vermittelung gescheitert sei. Beide sowie Lord Derby benutzten diese Gelegenheit, um die Lage der Dinge so gefährlich als möglich zu schildern und einen europäischen Krieg in Aussicht zu stellen. Nach=

dem sie bis dahin dem Lande mit der leeren Hoffnung geschmeichelt, daß der Friede erhalten werden würde, gesellten sie sich plötzlich den Alarmisten bei und deuteten darauf hin, daß England genöthigt werden könnte, Triest mit den Waffen zu schützen. Gleichzeitig erklärten sie, daß die Regierung alle Vorkehrungen getroffen habe, die Flotte so rasch als möglich in Kriegsstand zu setzen, damit England im Stande sei, die seiner würdige Stellung einer bewaffneten Neutralität einzunehmen. Die Whigs erklärten sich nur bedingt damit einverstanden, indem sie verlangten, daß England sich jeder Einmischung in den Krieg enthalte. Nach dem Schlusse des Parlaments traten sie damit noch entschiedener hervor. Lord Palmerston sagte in einer Rede zu Tiverton, das Ministerium habe einen großen Fehler begangen, daß es nicht Lord Cowley als Unterhändler von Frankreich und Österreich habe anerkennen lassen, ehe es ihn nach Wien gesandt, und Lord John Russell beschuldigte in einer Rede an seine Wähler in der City von London das Ministerium geradezu, daß es parteiisch für Österreich gehandelt und kein Zutrauen mehr verdiene.

Ein noch größerer Vorwurf aber wurde von dem englischen Volke erhoben, als bald nach dem Schlusse des Parlaments der Abschluß einer geheimen Übereinkunft zwischen Rußland und Frankreich verlautete. Das Ministerium mußte um diese Übereinkunft gewußt haben, da in diplomatischen Kreisen seit drei Wochen davon die Rede gewesen. Hätte es das Publikum davon in Kenntniß gesetzt, so würden die zahlreichen Bankrotte vermieden worden sein, welche jetzt in der City eintraten und wol 70 Häuser betrafen. Lord Derby versuchte den bösen Eindruck, welcher hierdurch sowie durch Lord John Russell's Beschuldigung entstanden war, dadurch zu schwächen, daß er bei dem Lordmayorsfeste in London am Ostermontag erklärte, er sei misverstanden worden, wenn man glaube, es sei seine Ansicht, daß England bei dem Kriege zwischen Frankreich und Österreich Partei nehmen solle. Es sei vielmehr seine Meinung, daß England die stricteste Neutralität zu beobachten habe. Das Land traute jedoch den Ministern nicht, und es wurden unablässig Meetings gehalten und Adressen an die Königin gesandt, um darzuthun, daß das Volk von England die Nichteinmischung in den Krieg verlange. Die ungeheuern Seerüstungen, welche die Regierung anordnete, die Verstärkung der Mittelmeerflotte, der Aufruf zur Bildung von Freicorps, die gereizte Correspondenz mit dem französischen Cabinet über Zwischenfälle von geringerer Bedeutung, das Verbot jeder Vercharterung britischer Schiffe an die französische Regierung, ja selbst die strenge Neutralitätsproclamation an das Volk, welche natürlich die Regierung selbst nicht band — alles dies hielt das öffentliche Mistrauen gegen die Absichten der Minister wach, trotz der Versicherungen, die sie bei jeder Gelegenheit zu Gunsten der Neutralitätspolitik abgaben. Man erinnerte sich, wie leicht es stets Lord Derby gefallen, seine Politik zu ändern, und wie elastisch sein System sei, wenn es darauf ankomme, eine Schwenkung im Parteiinteresse zu machen.

Die Neuwahlen wurden im ganzen Lande und von allen Parteien mit dem größten Eifer betrieben. Lord Derby ließ alle Minen des Regierungseinflusses springen, um seinen Anhängern den Sieg zu sichern. Der Carltonclub brachte eine Summe von 60000 Pf. St., die Radicalen behaupteten sogar von 1 Million auf, um Stimmen zu kaufen. Sir James Graham beschuldigte das Ministerium offen, daß es die Wahlen corrumpire. In Dover verschaffte es seinem Candidaten dadurch den Sieg, daß es den abgelaufenen Contract über die Packetbeförderung nach dem Continent für 1 Mill. Pf. St. nicht eher mit der Gesellschaft erneuerte, als bis dafür dem Regierungscandidaten die Stimmen zugesagt waren. Nur durch dieses Mittel konnte Mr. Osborne, eins der verdienstvollsten und populärsten Mitglieder des Parlaments, seines Sitzes beraubt werden. In Berwick wurde den Bewohnern versprochen, daß das baufällige alte Schloß restaurirt und eine Kaserne gebaut werden sollte, wenn die Bewohner mit dem Ministerium gingen. In Galway wurden für die Packetbootlinie nach Amerika 70000 Pf. St. mehr bewilligt und hiermit die Stimmen für das Ministerium erkauft. Den größten Eindruck aber machte die von Sir James Graham gegebene Enthüllung, daß Lord Derby den irischen Katholiken die Errichtung einer katholischen Universität in Dublin versprochen habe, wenn sie ihn bei den Wahlen unterstützen wollten, und daß daraus ein förmliches Bündniß mit dem Cardinal Wiseman hervorgegangen sei. Diese Concession wurde zwar später im Parlament von Lord Derby und seinen Collegen als unwahr zurückgewiesen, aber schon die Verhandlung mit den irischen Katholiken, um von ihnen Stimmen zu ermäkeln, setzte der Principlosigkeit der Derby'schen Politik und des heutigen Torvismus die Krone auf.

Trotz dieser Anstrengungen Lord Derby's und seiner Genossen fielen indessen die Wahlen

nicht zu ihren Gunsten aus. Es stellte sich alsbald heraus, daß die Minister im neuen Parlament die Majorität nicht haben würden. Aus Mistrauen gegen Palmerston und dessen Anhänger hatten zwar einzelne unabhängige Liberale ihre Stimmen den ministeriellen Candidaten gegeben, aber im ganzen waren alle Fractionen des Liberalismus in den Wahlen miteinander gegen die Minister gegangen. Das Parlament wurde am 7. Juni eröffnet. Die Thronrede verhieß die Aufrechthaltung der Neutralität und stellte das Einbringen einer neuen Reformbill in das Belieben des Parlaments. An den Adreßantrag knüpfte im Oberhause Lord Granville einen heftigen Tadel der ministeriellen Politik in den innern wie in den äußern Verhältnissen; Lord Ellenborough sprach für seine frühern Collegen. Lord Derby und Lord Malmesbury vertheidigten ihre äußere Politik. Im Unterhause stellte, nach Übereinkunft mit den Führern der Whigs, der Marquis Hartington zum Adreßentwurfe ein Amendement, welches aussprach, daß die gegenwärtigen Minister das Vertrauen des Hauses nicht verdienten. Gegen Gebrauch erhob sich sofort D'Israeli und suchte sich und seine Collegen in einer längern, mit persönlichen Ausfällen reich verbrämten Rede zu rechtfertigen. Er wollte mit diesem Verfahren die Debatte kürzen und das Haus zur raschen Abstimmung verleiten, da er wußte, daß eine Anzahl seiner Gegner noch nicht vereidet war, also nicht mitstimmen konnte. Man erkannte jedoch den Kunstgriff, und die Discussion wurde gerade darum mehrere Sitzungen hindurch geführt und endete erst in der Nacht vom 10. zum 11. Juni. Die Whigs, an ihrer Spitze Palmerston und Russell, die Führer der Manchesterpartei, Liberale und Radicale ergriffen das Wort, um sich gegen das Ministerium Derby zu erklären. Nur der Radicale Roebuck und der unabhängige Liberale Lindsay gaben aus Mistrauen gegen die Whigs den Tories ihre Zustimmung. Die Debatten waren höchst unerquicklich, persönlich und brachten durchaus nichts Neues von Gewicht. Die Vertheidigung der Ministeriellen war schwach. Man hielt im ganzen den Ministern die Jämmerlichkeit ihrer Reformbill vor, tadelte ihr parteiisches Verhalten für Österreich und bewies, daß Lord Malmesbury in seinen Vermittelungsversuchen mit größtem Ungeschick verfahren. Das Blaubuch, welches die Minister dem Parlament über die italienische Angelegenheit vorlegten, bestätigte freilich das letztere: die Depeschen zeigten auf, daß Malmesbury zwar eifrig den Frieden gepredigt, aber niemals die Interessen der streitenden Parteien in Rücksicht gezogen hatte. Die Beschuldigung der Parteilichkeit für Österreich war dagegen aus den Actenstücken wenig oder gar nicht ersichtlich. Bei der Abstimmung über das Amendement Hartington's erklärten sich 323 Stimmen für, 310 gegen dasselbe: die Minister waren demnach mit einer Majorität von 13 Stimmen verurtheilt. So ungern und zögernd auch Lord Derby wich, und so gering auch die Überzahl seiner Gegner war, mußte er sich doch mit seinen Collegen vor einem unmittelbaren Mistrauensvotum des Hauses zurückziehen. Am 17. Juni zeigte er im Oberhause den Rücktritt des Ministeriums an, während D'Israeli ein Gleiches im Unterhause that. Die Königin ließ Lord Granville rufen, um sich mit ihm über die Bildung eines neuen Ministeriums zu berathen, und dieser wies auf Lord Palmerston hin, der sich bereits vor Eröffnung des Parlaments mit Sir John Russell verständigt hatte. Palmerston legte der Königin eine Cabinetscombination vor, in welcher er selbst die Stelle des Premierministers einnahm, Russell Minister des Auswärtigen wurde, während die übrigen Ämter an Whigs, Peeliten und Liberale, wenigstens in den niedern Ämtern, vertheilt werden sollten. Es dauerte indessen längere Zeit, ehe dieses neue Ministerium aller Talente zu einer definitiven Constituirung gelangte.

So war denn der Conservatismus Lord Derby's aufs neue erlegen, weil ihm kein Princip, sondern lediglich die Sucht nach Herrschaft innewohnt. Vermittelst einer elastischen Gelegenheitspolitik, die seine Genossenschaft vollends demoralisirte, hatte der schlaue Führer versucht, die Parteien so lange durch einander selbst zu paralysiren, bis es ihm gelungen sein würde, sich eine feste Schar von Anhängern und eine dauernde Macht zu bilden. Er wollte dasselbe Spiel auf conservativer Seite spielen, welches Palmerston auf der liberalen begonnen hatte. Bei Aufnahme seines zweiten Ministeriums waren ihm allerdings die Umstände für ein solches Manöver ziemlich günstig. Die Reformbill verdarb ihm jedoch das Spiel, weil sie ihn zu früh zwang, mit seinen Absichten hervorzutreten. Die Liberalen wurden infolge dieser Bill überzeugt, wie ihre Verbindung mit den Tories eine gänzlich trügerische sei, und sie wandten sich darum wieder den Whigs zu, welche, wenn auch nicht ganz, doch halb ehrlich sind. Denn die Whigs müssen an den Traditionen ihrer Politik halten und vermögen nicht so viel, als daß sie hoffen dürften, sich von der Volkspartei loszulösen und auf deren Unterwerfung hinzuarbeiten. Lord John Russell ist freilich nur ein schwankendes Rohr, das nie zur festen Stütze werden kann, aber er ist immer noch ein Held an Consequenz gegen Lord Derby, und selbst

Palmerston steht höher, denn er ist wenigstens bemüht, den Schein der Consequenz zu bewahren. Noch verstärkt und beschleunigt wurde aber der Sturz Derby's und seiner Collegen durch die auswärtige Krisis. Man war allenthalben überzeugt, daß diese principlose, insgeheim nur auf die Wiederherstellung des alten Aristokratismus gerichtete Regierung sich nicht scheuen würde, wenn es ihr Parteivortheil verlangte, die Nation selbst in einen Krieg zu stürzen, der sowol den Interessen wie den Überzeugungen und Sympathien der großen Mehrheit zuwider sein mußte. Diese Befürchtung versetzte schließlich noch alle die Trägen in Bewegung, welche sonst der Entwickelung des ministeriellen Processes mit mehr Ruhe zugesehen haben würden.

Die Niederlage, welche Lord Derby und sein eigensüchtiger Schildknappe D'Israeli mit ihrem Falle zugleich ihrer Partei bereiteten, wird auch auf diese mit schwerem Gewichte zurückfallen. Die Torypartei wird noch mehr zerbröckeln, als dies bisher schon geschehen, wenn sie sieht, wie ihre Führer das Feld räumen müssen. Was Lord Derby den Whigs zum Vorwurfe gemacht hat, daß sie in sich zersplittert sind, trifft noch weit mehr seine eigene Partei, denn diese ist völlig haltlos und weiß längst nicht mehr, was sie beginnen soll. Nur Derby's persönlicher Einfluß und D'Israeli's Sophistik hielt sie zusammen, aber auch sie konnten nicht mehr dazu ausreichen, nachdem die ehrlichen Conservativen einsehen gelernt, wozu sie gebraucht werden sollten.

Persönlich macht Lord Derby einen guten Eindruck. Er ist groß, schlank und wohlgebaut, seine Züge sind regelmäßig, sein Auge ist ungemein feurig, obwol es durch eine Brille sieht. Charakteristisch ist für ihn das nervöse Zucken um den Mund und das Zusammenziehen der Stirn, wenn er zu sprechen beginnt. Man sieht, wie sehr die Leidenschaft in ihm arbeitet, und merkt ihm an, daß er erst Zeit braucht, um sich die Bahn für seinen Gegenstand zu brechen. Hat er damit Fuß gefaßt, so fließt die Rede ebenmäßig dahin und übt durch ihre Lebhaftigkeit stets einen bedeutenden Eindruck. Ersichtlich strebt Lord Derby, seit er im Oberhause sitzt, dahin, seiner Rede einen staatsmännischen Ausdruck zu geben. Dies gelingt ihm aber nur bei ganz objectiven Interessen; wo er tiefer erregt wird, fällt er auch in den gewöhnlichen polemischen Ton zurück, und man erkennt den Redner der frühern Zeit, der sich rühmte, daß er so und so viel Gänge mit O'Connell gemacht habe. Namentlich ist er in der jüngsten Zeit in diesen Fehler verfallen, und seine Angriffe auf Lord John Russell sind vielleicht die stärksten Invectiven, welche jemals im Oberhause geführt wurden.

Werfen wir schließlich noch einen Rückblick auf die gesammte Laufbahn dieses Mannes, so müssen wir ein tiefes Bedauern empfinden, daß eine so bedeutende Kraft so leichtsinnig verschwendet wurde. Es vereinigen sich nicht leicht solche Vorzüge des Reichthums, des Geistes und der äußern Persönlichkeit in einem Manne, wie sie sich in Lord Derby zusammen gefunden, und diesen Mann hat das Glück selbst darin begünstigt, daß es ihm einen Sohn gab, welcher den Vater an Begabung für die parlamentarische Laufbahn noch übertrifft. Seit Lord Burleigh's Zeit ist es in der englischen Geschichte nicht wieder dagewesen, daß Vater und Sohn in einem Ministerium zusammensaßen. Allein auch dieser erhebende Umstand, welcher Lord Derby zu einer stetigern Handlungsweise hätte veranlassen sollen, war nicht hinreichend, ihn vor den Gelüsten der Herrschsucht zu bewahren. Er konnte sein Schicksal nur erfüllen, indem er den Verfall seiner Partei steigerte, und der Welt zeigte, wie wenig Vertrauen sie auf die trügerischen Verheißungen der Aristokratie setzen darf, wenn sie den Volksinteressen sich zuzuwenden verspricht. Es kam durch Derby's Reformbill klar zu Tage, daß sich hinter solchen Versprechungen nur das alte Herrschgelüste verbirgt, welches dem Volke Concessionen macht, um es desto eher wieder der alten Knechtschaft zu unterwerfen.

Es lassen sich nicht Trauben lesen vom Dornstocke, und neuen Wein soll man nicht in alte Schläuche füllen, hat schon die Schrift gesagt. Das erlebte England jetzt, wie es der Continent erlebt hat, und Lord Derby's Fall wird einen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit bilden, aus welchem die gesammte Aristokratie Europas Lehren ziehen kann. Wenn selbst die englische Aristokratie gezwungen wird, ihre Ohnmacht gegen den fortschreitenden Geist der Zeit zu bekennen, wie viel mehr muß die Aristokratie des Continents zu der Einsicht kommen, daß ihr Neuconservatismus eine Unmöglichkeit ist, und wenn Lord Derby sein stolzes Haupt vor der Macht der Geschichte beugen mußte, warum sollten sich seine continentalen Nachahmer nicht um so eher in dieselbe unausweichliche Nothwendigkeit fügen!

Friedrich Wilhelm Harkort,

Hauptmann a. D. und preußischer Landtagsabgeordneter.

Die Lebhaftigkeit und der Glanz der Farben sind es nicht, welche allein dem Bilde Werth verleihen; es hat solchen auch dann, wenn es sich einfach seinem Gegenstande anschließt, wenn es denselben, ohne ihn zu verschönern, in einfachen Farben treu wiedergibt. Man schmeichelt den Todten nicht, es sei denn um den Überlebenden zu gefallen; einem Lebenden aber Schmeicheleien sagen, heißt nichts anderes, als von der Schärfe seiner Beurtheilungskraft und von der Stärke seines Charakters eine geringe Vorstellung haben; es heißt seine Vernunft bestechen oder berauschen, um ihr die Zügel der Leitung zu entwinden und den Berauschten dorthin zu bringen, wo der Eigennutz seine feinern oder gröbern Netze ausgespannt hat. Wir haben die Absicht, an dieser Stelle einzelne Züge aus dem öffentlichen Leben eines Mannes, der sich in seinem Kreise um das gemeine Wohl verdient gemacht hat, einfach und wahr mitzutheilen, und könnten wir versucht werden, über die Grenzen der schlichten Wahrheit in diesen Mittheilungen hinauszugehen, so würden wir vor allem auf die Misbilligung desjenigen rechnen müssen, von dessen Leben und Wirken diese Zeilen einen einfachen Umriß geben sollen.

Friedrich Wilhelm Harkort wurde am 22. Febr. 1793 auf Harkorten, einem Gute in der Grafschaft Mark geboren, welches länger als zwei Jahrhunderte im Besitze der Familie Harkort ist. Der Vater Harkort's, Johann Kaspar, war Fabrik- und Gutsbesitzer und durch das Vertrauen seiner Mitbürger geehrt, welches er nicht blos durch seine Theilnahme an den Angelegenheiten der Gemeinde, sondern auch durch sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes verdiente. Wir finden seinen Namen mit unterzeichnet unter der berühmten Adresse, welche im Jahre 1806 in verhängnißvoller Zeit dem Könige Friedrich Wilhelm III. überreicht wurde. Die Mutter Friedrich Harkort's, Henriette Elbers, war die Tochter des Fabrikbesitzers J. H. Elbers zu Hagen. Von den Geschwistern Harkort's lebt der älteste Bruder Kaspar als Erbherr des väterlichen Guts auf Harkorten. Die Brüder Karl und Gustav gründeten ein angesehenes Handlungshaus zu Leipzig mit Filialen in China. Karl starb im Jahre 1856; Gustav hat an den öffentlichen Angelegenheiten Sachsens den lebhaftesten und wirksamsten Antheil genommen, namentlich als Mitbegründer und Leiter der Leipzig-Dresdner Eisenbahn und der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, sowie als Landtagsabgeordneter bis zur Reactivirung der Stände (1850). Ein vierter Bruder, Eduard, starb als Oberst in Texas, und der fünfte, Christian, Artilleriehauptmann a. D., ist Bergwerksbesitzer. Die einzige Schwester war mit dem verstorbenen Bürgermeister Dahlenkamp in Hagen verehelicht.

Friedrich Harkort erhielt den ersten Unterricht in der Elementarschule; später besuchte er die Handelsschule zu Hagen, und nachdem er hier drei Jahre geblieben, wurde das Leben die Schule seiner Bildung. Mit seinem funfzehnten Lebensjahre trat er in ein Handlungshaus zu Barmen. Die Richtung, die das Leben Harkort's genommen, läßt sich aus einem doppelten Gesichtspunkte erklären. Er war in einem Hause, in einer Gegend aufgewachsen, in welcher die Industrie, Fabriken aller Art in hoher Blüte standen; überall wohin sich der empfängliche Knabe, der strebende Jüngling wandte, begegneten ihm gewerbliche Anstalten, die tausendfach beschäftigten Hände der schaffenden Industrie, welche sich die Kräfte der Natur dienstbar gemacht hatten, um den Wohlstand des einzelnen und der Gesellschaft zu fördern; überall fand sein empfänglicher Geist Anregung und in der innern angeborenen Kraft Ermunterung. Aber auf dieses engere Gebiet des schaffenden Unternehmungsgeistes blieben die Anregungen, welche der Knabe empfing, nicht beschränkt; diese zogen größere Kreise um ihn. In seinem älterlichen Hause fanden sich Männer zusammen von höherer geistiger Bildung, deren Blick hinausging über die engere Grenze des Familien- und Gemeindeinteresses. Benzenberg, Aschenberg, Natorp, Möller von Elsey, Namen von guter Bedeutung, übten im Umgange mit der Familie bestimmenden und maßgebenden Einfluß auf das empfängliche Gemüth Friedrich Harkort's aus, und legten die Keime zu Früchten, die sich später günstig entwickelten und entfalteten. Der Minister von Stein, damals in Wetter, war Hausfreund, und wenn wir Friedrich Harkort jetzt unter dem Verein von Männern erblicken, welche dem Andenken des großen Staatsmanns ein Denkmal errichten, so hatte Harkort seinen Gedanken und Grundsätzen schon früh seine Huldigung dadurch bewiesen, daß er sie treu und gewissenhaft im Leben anzuwenden bestrebt gewesen ist. Harkort war früh von der Überzeugung durchdrungen worden, daß der Mensch nicht allein sich an-

gehöre, sondern daß auch das Vaterland Ansprüche an ihn habe, und die Gelegenheit, diese Gesinnung in einem glänzenden Beispiele zu bewähren, blieb nicht aus. Denn man kann das Vaterland nicht höher ehren, es nicht mehr lieben, als wenn man bereit ist, für die Ehre und das Glück desselben mit seinem Leben selbst einzustehen. „Freudig erbebt das Herz", sagt Harkort, „und die Menschheit jauchzt Beifall, wenn ein Volk sich gegen den Dränger erhebt und im Blute seiner edelsten Söhne der Freiheitsmorgen sich röthet." Die Völkerschlacht zu Leipzig war siegreich geschlagen, Deutschland war frei bis auf den Rhein, dessen Los noch nicht entschieden war. Wie auf ein Wort, mit höherer Macht gesprochen, bildete sich die westfälische Landwehr, welche auf den Feldern von Ligny und Waterloo so viel gelitten und geleistet hat. Einer der Braven dieser Landwehr, dieser Männer von Eisen, wie sie Blücher nannte, war Friedrich Harkort, der in seinem zwanzigsten Lebensjahre (1813) als Lieutenant in das Füsilierbataillon des ersten Westfälischen Landwehrregiments eintrat. Mit diesem Regimente erblicken wir ihn (1814) unter Bülow in Holland, in Belgien, zu Antwerpen bei der Blokade, 1815 bei Ligny, wo er zwei Schußwunden und als Zeugniß seiner bewiesenen Tapferkeit das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhielt. Einfach, schmucklos, mit treuer Hingabe an das Geschehene, aber nicht ohne Erhebung hat Harkort die Geschichte dieses Regiments auf den Wunsch seiner Kameraden geschrieben und dem Drucke übergeben. Bei der Beschreibung der Schlacht von Belle-Alliance finden wir folgende Betrachtung.*) „In 40 Schlachten gewonnen und behauptet, ist das Reich Napoleon's in Einer Schlacht zerstoben! Der Mann des Schicksals hatte seinen großen Lauf vollendet! Die Sonne des 19. Juni beleuchtete ein Schlachtfeld, welches selbst das Herz ergrauter Krieger erbeben machte. Bange Ahnungen über die Folgen der Schlacht bei Ligny hatten alle Gemüther ergriffen. Da erscholl plötzlich auf Ruhmesfittichen die Siegesnachricht vom Tage am schönen Bunde und verbreitete unermeßlichen Jubel. Es ging ein Geist durch das Volk, welchen die Feder nicht beschreibt und nur die Zeitgenossen fassen können; die ganze Bevölkerung glich einer großen, edeln, jeder Anstrengung und Aufopferung fähigen Familie! Tief ward gefühlt, daß eine höhere Hand die Schicksale der Menschen leitet; unwillkürlich, ohne Anstoß von oben, öffnete das Volk die Kirchen, um dem Herrn der Heerscharen inbrünstig für die Errettung des Vaterlandes zu danken. Solcher Dinge Gedächtniß präge man den Nachkommen tiefer ein als Chronologien und Schlachten!"

Von den blutigen Feldern der Schlachten kehrte Harkort zu den Künsten des Friedens zurück. Von Natur ruhig, sinnend, überlegend, eher schweigsam als wortreich, aber alles, was um ihn her geschieht und sich zuträgt, mit offenen Augen betrachtend und wägend, erfreut sich sein Charakter auch jener Festigkeit, sein Wille jener Beharrlichkeit, welcher das als zweckmäßig Unternommene standhaft zur Ausführung bringt. Das Neue berauscht ihn so wenig, als es ihn abschreckt; die ruhig prüfende Vernunft ist es, welche ihm überall den sichern Weg zeigt. Die Anwendung der Dampfkraft als Mittel der Bewegung, so außerordentlich auch ihre Entwickelung war, vermochte in dem ersten Stadium ihrer Erfindung auch bei den Wissenden nicht sich gleich Vertrauen zu verschaffen. Harkort, die Bedeutung dieser Kraft vorschauend, war einer der ersten, welcher bei dem Minister von Stein den Bau von Eisenbahnen befürwortete und empfahl und seinen empfehlenden Worten auch durch die That Ausdruck gab. Im Jahre 1830 war seine vornehmste Thätigkeit dem Bau der Schlebuscher und dann der Prinz-Wilhelm-Pferdeeisenbahn zugewandt; im Jahre 1836 beschäftigte ihn der Bau des Dampfschiffs Friedrich Wilhelm und die erste Befahrung der Yssel, die Winterfahrt über die Wetten nach Bremen. Der Bau des Rheinschiffes Rhein, die Fahrt von Köln nach London, die Adresse an den Lordmayor von einem Fasse Rheinwein begleitet, dabei die Hemmnisse, welche die Holländer bereiteten, endlich wie die Kölner abfallen, das alles sind Momente, die einst in der Geschichtschreibung des industriellen Fortschritts unsers Jahrhunderts ihre Bedeutung finden werden. Um dieselbe Zeit trat Harkort mit dem Vorschlage auf, die Dampfschleppschiffahrt zu errichten, ein Vorschlag, der, obgleich er damals nicht zur Ausführung kam, darum kein geringeres Zeugniß von der vorschauenden Erkenntniß unsers Harkort gibt. Aber schon früher war Harkort auf dem bezeichneten Felde der Industrie thätig gewesen; alles was die fortschreitende Wissenschaft der Natur und der Mechanik entdeckte, wurde bei ihm erwogen, geprüft und nach Maßgabe der Umstände zur Ausführung gebracht. In den Jahren 1816 und 1817 beschäftigte ihn die Verwaltung und der Bau eines Kupferwalzwerks, im Jahre 1818 und 1819 die Gründung einer

*) „Die Zeiten des ersten Westfälischen (16.) Landwehrregiments. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege 1813, 1814, 1815. Von Friedrich Harkort" (Essen 1841).

Lederfabrik, in demselben Jahre 1819 die Errichtung einer Maschinenfabrik zu Wetter, ein Unternehmen, das ihn nach England führte, um dort seine Erfahrungen zu bereichern und englische Arbeiter auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen. Das Jahr 1827 brachte unter seiner Leitung das Puddlingswerk für Stabeisen zu Wetter. Das letzte Beispiel dieser Art Thätigkeit reicht in das Jahr 1857 hinauf, wo Harkort in Gemeinschaft mit andern Unternehmern die Eisenhütte zu Kaltenbach erbaute.

Harkort lebte nicht blos in der Gemeinde, in dem Staate, sondern auch für die Gemeinde, für den Staat. Sein Geist und seine Thätigkeit waren nicht auf den Kreis des persönlichen Vortheils eingeschränkt, auch über diesen hinaus, hinaus über die allgemeinen Bürgerpflichten nahm er Antheil an dem Wohl und Wehe anderer, suchte überall dieses zu vermindern, jenes zu befestigen und zu erhöhen. In dem Geiste des Menschen, wie in dem geheimnißvollen Schoße der Natur, liegt ein unermeßlicher Reichthum verborgen. Ein großer Theil davon geht verloren, weil die Kräfte nicht geweckt, weil der Reichthum nicht erkannt und darum nicht beachtet wird. Nicht aus dem Mechanismus, sondern aus dem eigenen freien Denken geht das wahre Wissen hervor. Aber zu der Mühe des eigenen Denkens entschließen sich die Menschen nur ungern, sie sind immer aufgelegt, sich mit dem zu begnügen, was andere gedacht haben, daher die Abneigung gegen alles Neue, auch wenn es noch so gut und noch so nützlich ist; daher das Festhalten an dem Alten, nicht deswegen weil es gut, weil es erprobt ist, sondern auch deswegen, weil es alt, und wenn es auch vollkommen todt und abgestorben wäre. Zu allen Zeiten haben die Wohlthäter der Menschen bei diesem Punkte angesetzt, und so oft auch der Versuch mislungen ist, so wird er doch immer von neuem wiederholt werden. Unterricht, Bildung, eigenes Nachdenken, das sind die Unterlagen, auf welche Harkort seine Hebel auflegt, durch welche er das Wohl der Gesellschaft zu fördern strebt. Der Mensch in allen Schichten der Gesellschaft soll denken, überlegen, prüfen, wählen lernen, er soll um sich selbst, und er soll um die Dinge wissen, die ihn umgeben, ihren Werth, ihren Nutzen, ihre Wirkungen, die Kräfte der Natur auch in den verächtlichsten Erscheinungen soll er erkennen, sie sich unterwerfen und sich dienstbar machen, um seinen Wohlstand und seine moralische Glückseligkeit dadurch zu fördern und zu befestigen. Der Mensch soll sich vor allem selbst, dann sollen sie sich untereinander und im Vereine miteinander helfen; der Staat aber soll die Hindernisse der freien Selbstentwickelung fern halten, der Sonne gleich, welche Licht und Wärme spendet der Pflanze, es ihr aber selbst überläßt zu wachsen, sich zur Blüte und zur Frucht zu entfalten! Harkort gehört nicht zu denen, deren Zunge weit länger als ihr Arm ist, oder zu denen, die, wenn ihre Arme zugleich thätig sind, diese Thätigkeit auf fremde Unkosten und in fremden Taschen entwickeln; bei ihm ist Wort und That, Lehre und Beispiel in Harmonie und frei von ideologischer Schwärmerei und von ordinärem Eigennutze.

Die Association ist der große Hebel des Jahrhunderts; aber wie alle großen Körper, so wirft auch ihre unermeßliche Kraft große Schatten. Dem Privatinteresse dienend, macht sie einen Reichen, aber tausend Bettler. Harkort appellirt an die Macht und an die Nothwendigkeit der Association; wird sie den Interessen der Gemeinde in freier Wahl dienstbar gemacht, so verliert sie ihre aussaugende Kraft, und in ihrer vielseitigen Anwendung wird sie das geeignete Mittel, die hauptsächlichsten Quellen der Armuth und des bürgerlichen Elends trocken zu legen. Wer in Wetter weilt und von den wohlthätigen Wirkungen einer dort errichteten Sparkasse, einer Beamtenkasse, einer Invalidenkasse, von einem Schiedsgerichte Kenntniß erhält, wer sich der bessern Wege dort erfreut, der wird sich dankbar des Namens Harkort erinnern, dem alle diese Institute ihr Dasein verdanken.

Die Volkswirthschaft in ihrem materiellen Theile wird von drei Säulen getragen, von dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel. Der Handel bedarf zu seiner segensreichen Entfaltung der Banken; sie sind das frische Blut, welches die Kräfte des Handels in Bewegung setzt. Die Banken von Venedig, Amsterdam, Hamburg, Schottland, England, Schweden haben Unvergleichliches geleistet. In einer Zeit, wo alle Kräfte des Lebens in raschermUmschwunge begriffen sind, wo die Pulse der Völker rascher schlagen, kann das baare Geld allein der Bewegung nicht diejenige Beschleunigung geben, welche der Handel zu seiner Entfaltung bedarf. Banken und ihre Papiere sind unentbehrliche Mittel der Bewegung geworden. Als Staatsinstitut steht die berliner Bank dem Handel zu fern, ihre Bewegungen sind zu langsam, ihre Formen zu hemmend; um dem preußischen Handel zu genügen, ist die Errichtung von Provinzialbanken ein unentbehrliches Bedürfniß geworden. In diesem Sinne veröffentlichte Harkort schon im Jahre 1845 seine „Bemerkungen über das Bedürfniß der Errichtung einer Actienbank in Westfalen", und in diesem Sinne fährt er fort, auf den preußischen Landtagen mit derjenigen Ausdauer zu

wirken, welche ihm eigen ist. Der Handel hat die Industrie und den Ackerbau zu seiner Voraussetzung. Auch dem Ackerbau wandte er seine thätige Aufmerksamkeit zu. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die Mittel der Belehrung hier andere, den Personen und ihren Begriffen entsprechende sein müssen. Harkort, um auf diesem Felde zu nutzen, trat als Schriftsteller im Volkstone auf, und mit Glück. Außer seinen vielen Aufsätzen in Zeitblättern erinnern wir nur an seine „Flachsmartha" und an seinen „Gärtner-Heinrich", in welchen er den Beweis geliefert, daß er der volksthümlichen Schreibart im hohen Grade mächtig ist.

Wir folgen Harkort auf das Gebiet seiner politischen Wirksamkeit. Im Jahre 1830 nahm er seinen Abschied als Hauptmann ohne Rangerhöhung; im Jahre 1827 war er Beigeordneter zu Wetter geworden, und in dem ebengenannten Jahre 1830 erblicken wir ihn als Abgeordneten auf dem Provinziallandtage von Westfalen. Vom Jahre 1848 ab, wo er zur preußischen Nationalversammlung von seinen Landsleuten entsandt worden, erblicken wir ihn ununterbrochen als den Abgeordneten des dritten und fünften arnsbergschen Wahlkreises, Hagen, Bochum u. s. w., auf seinem Sitze in der Zweiten Kammer, und dann des Hauses der Abgeordneten, und niemals wurde das Vertrauen seiner Mitbürger an ihm wankend oder auch nur zweifelhaft. Seine politische Richtung ließe sich bei der Festigkeit seines Charakters vorausbestimmen: er hatte sie auch auf dem Provinziallandtage dadurch kund gegeben, daß er dem Antrage auf reichsständische Verfassung seine Unterstützung lieh. Sein einfaches Programm ist: Gesetz und Freiheit, Selfgovernment für das Individuum, Selfgovernment in der Familie und Selfgovernment in der Gemeinde. Er will die Schranken des Gesetzes nicht weiter ausdehnen, als es nöthig ist, um die Idee des Rechts und die der Ordnung zu realisiren; er will die Freiheit, aber keine ungebundene, sondern eine Freiheit, bei der Gesetz und Ordnung bestehen können. Innerhalb der gesetzlichen Schranken fordert er volle Freiheit, Freiheit des Worts und Freiheit der That; er ist darum nothwendig ein Gegner aller Bevormundung und der Bureaukratie. Der Beamte hat seiner Natur nach eine Neigung allmählich eingebildet, reizbar, rechthaberisch und hartnäckig zu werden; und je vollkommener die Hierarchie der Beamten in einem Staate ausgebildet ist, je achtbarer und vorwurfsfreier die Beamten eines Staats sonst dastehen, um so eher und um so reiner erzeugt sich die drückende Macht der Bureaukratie. Aus diesem Geiste der Bureaukratie erzeugt sich ein neues größeres Übel, welches seine Natur dadurch offenbart, daß die Beamten und die Hierarchie, der sie angehören, sich über Geist und Buchstaben des Gesetzes erhaben dünken, daß das Gesetz ihnen nichts ist als eine secundäre Richtschnur, nach welcher sie sich so oft richten, als es ihnen wohlgefällt. Dieser Zustand ist bei allem Schein des Gegentheils ein vollkommen revolutionärer, nur mit dem Unterschiede von der gemeinen Revolution, daß mit jener die Gefahren nicht verbunden sind, welche von dieser nicht getrennt werden können. Zu den entschiedensten Gegnern dieser Richtung gehört Friedrich Harkort; und wenn wir ihn im Jahre 1848 in dem Kampfe mit denen finden, welche mit offenem Unverstande und unverhohlenem Streben alle gesetzliche Schranken durchbrachen, und eine Freiheit wollten, mit der die ewigen, unwandelbaren Gesetze des Rechts und der Sitte nicht in Einklang zu bringen sind; so erblicken wir ihn später in ebenso entschiedenem, von der Würde des Mannes getragenem, Widerstande gegen eine Regierung, die zu wenig von der Heiligkeit des Gesetzes durchdrungen war, und ihre Parteimeinung an die Stelle desselben setzte. Harkort's Wirksamkeit beschränkte sich nicht auf die engen Räume der Fractionssitzungen und der parlamentarischen Tribüne; auch als Schriftsteller bediente er sich des freien rückhaltlosen Worts. Davon zeugen seine „Politischen Briefe vom Jahre 1848", seine „Parlamentscorrespondenz", sein „Bürger- und Bauernbrief" (1851) und sein „Wahlkatechismus pro 1852 für das deutsche Volk". Sein „Bürger- und Bauernbrief" führte ihn auf die Anklagebank*), und sein „Wahlkatechismus" erlangte eine um so höhere Bedeutung, je lebhafter die Anfechtungen waren, die er von seiten der Polizei zu erfahren hatte. Vor dem Richter führte der Angeklagte seine Vertheidigung selbst, und über die Anfechtungen des „Wahlkatechismus" sagte er in einem öffentlichen Blatte: „Auf dem Schlachtfelde und im Jahre 1848 habe ich bewiesen, gut königlich gesinnt zu sein; aber ich gehöre nicht zu den Rittern des Ordens vom Katzenbuckel oder zu jenen Wohlgesinnten, die um jeden Preis ein warmes Nest suchen. Offen bekenne ich, jener Partei anzugehören, welche die von Sr. Majestät dem Könige geschenkte und be-

*) Vgl. hierüber das Schriftchen: „Harkort vor dem Criminalgericht in Berlin. Anklage, Vertheidigung und Freisprechung des «Bürger- und Bauernbriefes» am 22. Sept. 1851" (Elberfeld 1851). Der „Bürger- und Bauernbrief" erschien in zweiter Auflage (Braunschweig 1851), sodann ein „Zweiter Bürger- und Bauernbrief" (Elberfeld 1852).

schworene Verfassung gewissenhaft gehalten haben will, und die jegliches gesetzliche Mittel ergreift, sich zu verstärken. Die Verfassung will, daß die Nation zu ihrem Könige rede durch den Mund der Männer ihres Vertrauens, die nicht den eigenen Vortheil, sondern den des Landes suchen; die echte Stützen des Thrones sind, indem sie ohne Menschenfurcht der Wahrheit die Ehre geben." Wie damals, so kann Harkort auch heute nach sieben Jahren, nach mancherlei Wandlungen in den öffentlichen Zuständen diese Worte mit freiem Blicke aussprechen, und darin eben liegt der Werth des Mannes, der Kern und die rechte Bedeutung seiner parlamentarischen Laufbahn. Es ist unnöthig, die Stellung noch näher zu bezeichnen, die Harkort als Vertreter des Volks in dem Repräsentantenhause einnimmt. Alle Anträge, welche auf die Förderung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels abzielen; alle Anträge, welche dahin gehen, denselben unnöthige Fessel abzunehmen, finden bei Harkort lebhafte Theilnahme und sichere Unterstützung. Aus diesem Kreise tritt aber insbesondere seine Vorsorge für die Verbesserung der Lage der Elementarlehrer bedeutsam hervor. Die Schule, insbesondere die Elementarschule ist ihm der Centralpunkt, von dem aus die belebenden Strahlen nach allen drei Richtungen, in denen sich die Staatsökonomie entfaltet, ausstrahlen sollen, und wenn man Harkort nach dieser Seite hin der Übertreibung und Einseitigkeit zu beschuldigen geneigt ist, so kann dieses nur daraus erklärt werden, daß man mit der gesammten Geistesrichtung Harkort's nicht vollständig vertraut ist. Denn er weiß es wohl und hat es auch ausgesprochen, daß die materielle Verbesserung der Lage der Lehrer es nicht allein ist, welche die Schule auf jene Höhe stellt, auf welcher er sie so gern erblicken möchte, sondern daß auch neben dem Gelde ein anderer Factor dazu gehört, den tüchtigen Elementarlehrer wie den tüchtigen Staatsbürger überhaupt zu bilden.

Treten wir näher dem Gebiete der Politik, so können wir die Ideen Harkort's also formuliren: entschiedenes Festhalten an der monarchischen Regierungsform und an der herrschenden Dynastie in Preußen, aber ebenso entschiedene Überzeugung, daß das ständische Princip in Preußen gebrochen und für immer abgethan sei; dann Festhalten an der Verfassung wie an dem Palladium des Reichs; unter dem Schutze der Verfassung freie Entwickelung im Innern; gleiche Pflichten und gleiche Rechte; Umgestaltung des bureaukratischen Polizeistaats in den Rechtsstaat; Verminderung der Schreiberei, durch Selbstverwaltung; möglichste Verbreitung der allgemeinen Menschen- und Fachbildung; Duldung im edelsten Sinne des Worts; Vernichtung der Heuchelei; Gewissensfreiheit; völlige Unabhängigkeit der Gerichtshöfe ohne Einmischung der Verwaltung; ein Heer, welches sich auf die Volkskraft stützt und nicht im Frieden die Mittel des Landes zum Nachtheil für andere Dienstzweige zu sehr in Anspruch nimmt; eine Kriegsmarine, die sich innerhalb praktischer Grenzen, ohne falschen Schein, naturgemäß zum Schutze der Küsten und des Handels entwickelt; enger Anschluß an das große gemeinsame deutsche Vaterland; Anschluß an England und Allianz mit jenen Mittelstaaten, die in der Gegenseitigkeit ihre eigene Sicherheit und ihren Vortheil finden; eine ehrliche Politik; keine Sucht, sich in alle Händel zu mischen, um auf Congressen eine obligate Rolle zu spielen. Dagegen rüstige Vertheidigung der nationalen Ehre und Unabhängigkeit, sei es Preußen, sei es Deutschland, oder das europäische Völkerrecht! Das sind die leitenden Ideen, deren Realisirung Harkort mit bestem Wissen und aufrichtigem, festem Willen anstrebt.

Die parlamentarische Rednerbühne besteigt Harkort nicht selten, aber doch mit Maß und Ziel; er hält keine Reden im Sinne der Schule; was er zu sagen hat, trägt er klar, einfach, bündig, in kurzen Sätzen ohne rednerischen Schmuck, ohne künstlichen Periodenbau vor. Seine Reden gleichen seinen Schriften, mit Ausnahme derjenigen, die im Volkstone abgefaßt sind; jeder Satz ist ein Gedanke, jeder Gedanke ist die Überschrift eines Kapitels. Dem schriftlichen Ausdruck entspricht seine oratorische Haltung. Wir erblicken auf der Tribüne eine noble Gestalt in schlichtem Anzuge, mit reichem weißen Haupthaare und mit edeln Gesichtszügen, ohne alles Geberdenspiel, einfach mit verschränkten Armen dastehend, und um ihn eine stets aufmerkende Zuhörerschaft. Im allgemeinen aber erkennen wir in ihm einen Mann, in dem der Muth eines freien, mit der Treue eines guten Bürgers gepaart ist, in dem sich Milde mit Kraft, Strenge mit Wohlwollen, Einsicht mit entschiedenem, festem Willen, aber ohne stolzen hartnäckigen Eigensinn, zum harmonischen Ganzen vereinigt.

Außer vielen Aufsätzen in Zeitblättern und den Schriften, welche wir bereits angeführt, übergab Harkort unter anderm noch dem Drucke: „Die Eisenbahn von Minden nach Köln" (Hagen 1833); „Bemerkungen über die preußische Volksschule und ihre Lehrer" (Hagen 1842); „Bemerkungen über die Hindernisse der Civilisation und Emancipation der untern Klassen" (Elberfeld 1844); „Geschichte des Vereins für die deutsche Volksschule und für Verbreitung gemein-

nütziger Kenntnisse" (Elberfeld 1845); „Die Vereine zur Hebung der untern Volksklassen nebst Bemerkungen über den Centralverein in Berlin" (Elberfeld 1845); „Bemerkungen über die Grundsteuerausgleichung" (Berlin 1849); „Über Volksbanken" (Berlin 1851); „Der westfälische Flachsbau, in seiner Anwendung auf das gesammte Deutschland" (Berlin 1851); „Bemerkungen über den Nutzen der Schiedsgerichte. Nebst Statuten des Schiedsgerichts in Wetter" (Hagen 1853); „Ältere Geschichte des Steinkohlenbergbaues und der Eisen- und Stahlerzeugung in der Grafschaft Mark" (Hagen 1855); „Über das Proletariat, die Theilbarkeit des Grundbesitzes und die Erzeugung billiger Lebensmittel" (Hagen 1855); „Über Armenwesen, Kranken- und Invalidenkassen" (Hagen 1856); „Geschichte der Burg und Freiheit Wetter".

Franz Graf Gyulai,

k. k. Feldzeugmeister.

Die Familie Gyulai (sprich Djuloi) ist magyarischen Ursprungs und stammt aus Siebenbürgen, wo auch ihr Stammgut Maros-Németh liegt. Sie gelangte seit dem 17. Jahrhundert zu Ansehen in Österreich und zählt seitdem eine Reihe von Mitgliedern, die hohe Militärämter bekleidet und sich in österreichischen Kriegsdiensten ausgezeichnet haben. Franz von Gyulai wurde 1694 vom Kaiser Leopold I. in den erbländischen Freiherrenstand, 1704 in den Grafenstand erhoben, und seine Söhne Franz und Stephan (gest. 1758 als Feldmarschallieutenant) gründeten zwei Linien, die noch blühen.

Der gegenwärtige Repräsentant der jüngern Linie, die von dem genannten Grafen Stephan abstammt, ist der Graf Ludwig. Derselbe wurde im Jahre 1800 geboren, besitzt das Stammgut Maros-Németh und hat nur drei Schwestern zur Seite. Diese Linie bekennt sich zur reformirten Kirche.

Von dem Grafen Franz, dem Bruder Stephan's, wurde die ältere Linie gestiftet, die sich zur katholischen Kirche bekennt. Von Franz stammt ab der Graf Samuel, welcher im Österreichischen Erbfolgekriege sowie im Siebenjährigen Kriege tapfer kämpfte und 1802 als Feldmarschallieutenant und Commandant von Karlsburg im hohen Alter starb. Er hinterließ zwei Söhne, Ignaz und Albert, die beide zu hohen militärischen Ehren gelangten.

Graf Albert, der jüngere der beiden Brüder, wurde 1766 zu Ofen geboren. Er kämpfte in den Jahren 1788 und 1789 als junger Offizier mit Bravour gegen die Türken, wohnte seit 1793 den Feldzügen gegen Frankreich bei, ward aber als Oberster und Führer eines Infanterieregiments 1799 in der Schlacht von Magnano schwer am Kopfe verwundet. Dieser Unfall hinderte ihn sein ganzes Leben hindurch und zwang ihn wiederholt, sich vom Kriegsdienste zurückzuziehen. Als Generalmajor befehligte er in den folgenden Jahren zweimal die ungarische Insurrection. Im Feldzuge von 1809 führte er mit vielem Erfolge das 8. Armeecorps in Italien, und im Jahre 1813 hatte er ein Divisionscommando in dem Reservecorps. Erst 1816 trat er für immer in den Ruhestand und starb als Feldmarschallieutenant und Wirklicher Geheimrath am 27. April 1835 zu Pesth. Er hinterließ zwei Söhne: 1) Graf Samuel, geb. 1803, k. k. Kämmerer und Feldmarschallieutenant in der Armee, welcher vermählt ist und einen Sohn hat, den Grafen Ignaz Franz Albert Natalis, geb. 1839; 2) Graf Albert, geb. 1805, k. k. Kämmerer.

Der ältere Bruder des Feldmarschallieutenants Grafen Albert, Graf Ignaz, Feldzeugmeister und Präsident des Hofkriegsraths, ein sehr ausgezeichneter und verdienter österreichischer General, wurde am 11. Sept. 1763 zu Hermannstadt geboren. Wie sein Bruder wohnte auch er dem Türkenkriege bei, kämpfte dann ruhmvoll als kühner Freicorpsführer in den Feldzügen gegen Frankreich und wurde 1797 Generalmajor. Als Feldmarschallieutenant bewies er 1800 an der Spitze einer Division große Bravour in der Schlacht von Hohenlinden, konnte aber die allgemeine Katastrophe nicht aufhalten. Im Kriege von 1805 stand er bei der Armee des Erzherzogs Ferdinand und erhielt den Auftrag, im Verein mit dem Fürsten von Liechtenstein den Frieden von Presburg abzuschließen. Im Jahre 1806 wurde er zum Ban von Kroatien, Dalmatien und Slawonien erhoben, und als solcher widmete er fortan der Militärgrenze seine Sorgfalt. Im Feldzuge von 1809 befehligte er bei der Armee des Erzherzogs Johann in Italien das 9. Armeecorps. Er förderte hier wesentlich den ungefährdeten Rückzug des Erzherzogs über den Tagliamento, zog sich aber zugleich den Vorwurf zu, daß er nach dem Siege der Öster-

reicher bei Salice den in strategetischer Hinsicht großartigen Entschluß verhindert habe, mit dem Kerne der Armee durch Tirol nach Baiern vorzudringen. Während des Rückzugs erhielt er die Aufgabe, an der Spitze eines starken Corps den von Dalmatien aus durch Steiermark nach Wien vordringenden General Marmont an der Drau aufzuhalten, was ihm jedoch nicht gelang. Im Feldzuge von 1813 befehligte Graf Gyulai als Feldzeugmeister bei Dresden mit Ruhm das 3. österreichische Armeecorps (drei Divisionen), welches den linken Flügel der Verbündeten bildete. Auch in der Schlacht von Leipzig kämpfte er tapfer, verabsäumte aber dem fast umstellten Napoleon den Rückzug durch energisches Vordringen nach dem Westen der Stadt abzuschneiden. Dafür bewies er um so mehr Rührigkeit in dem Gefechte vom 21. Oct. bei Kösen an der Saale. In dem Feldzuge von 1814 wirkte er namentlich mit Auszeichnung bei Brienne und bei la Ferté-sur-Aube, und schloß seine Laufbahn im Felde mit dem Einzuge der Verbündeten in Paris ab. Hochgeehrt und mit zahlreichen Orden geschmückt, kehrte er mit dem Frieden in sein Banat zurück. Im Jahre 1823 erhielt er das Generalcommando in Böhmen, 1829 die gleiche Stellung in Wien, und im folgenden Jahre wurde er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Graf Gyulai war ein Mann von großer Thätigkeit und mit regem Eifer für das allgemeine Beste erfüllt. Er starb am 11. Nov. 1831 und hinterließ einen Sohn, den Grafen Franz, welcher ebenfalls die Feldzeugmeisterwürde erlangte und die Aufmerksamkeit Europas auf sich zog, indem er im April 1859 als Oberbefehlshaber der österreichischen Armee in Italien den Feldzug gegen die Franco-Sarden eröffnete.

Franz Graf Gyulai von Maros-Németh und Nádaska, k. k. Feldzeugmeister und Inhaber des 33. Infanterieregiments, wurde zu Pesth am 1. Sept. 1798 geboren. Er begann 1816 seine militärische Laufbahn als Unterlieutenant in einem Infanterieregiment, durchlief rasch bei verschiedenen Truppenkörpern die untern Grade und war bereits im Alter von 39 Jahren Generalmajor und Befehlshaber einer Brigade. Dieses schnelle Avancement im Frieden konnte nur durch die Gunst des Hofes vor sich gehen. Im Jahre 1846 stieg er zum Feldmarschallieutenant, und 1847 wurde er Divisionär und Militärcommandant im Küstenlande mit dem Sitze in Triest. Die Revolution von 1848 gab ihm Gelegenheit, sich in dieser Stellung unleugbare Verdienste zu erwerben. Als er die zumeist im Hafen zu Pola versammelte kaiserliche Marine bedroht sah, stellte er sich rasch und aus eigener Entschließung an die Spitze derselben und ergriff alle möglichen Maßregeln zu ihrer Erhaltung. Er entließ die unsichern Schiffsmannschaften von italienischer Nationalität, ergänzte die Besatzungen durch zuverlässige Matrosen der Handelsschiffe und war bemüht, die auf den verschiedenen Stationen Dalmatiens befindlichen, sowie die auf der Fahrt nach dem feindlichen Venedig begriffenen Kriegsfahrzeuge in Sicherheit zu bringen. Zugleich traf er Vertheidigungsanstalten für Triest, Pola, Pirano und andere Küstenpunkte von Wichtigkeit. Er sammelte außerdem die aus dem Venetianischen zurücktretenden Truppen am Isonzo, sicherte die vom Aufruhr bedrohte Grenze und unterstützte wesentlich die Bildung des Armeecorps, mit welchem der General Nugent Mitte April 1848 dem bedrängten Radetzky zu Hülfe eilte. Auf seine Anordnung ward auch eine Ruderflotille von sieben Fahrzeugen ausgerüstet, die unter dem Marinehauptmann Ujeisky an den seichten Küsten Friauls die Operationen der Armee mit Erfolg unterstützte. Als die vereinigte neapolitanisch-sardinische Flotte am 23. Mai vor Triest erschien, hatte Gyulai die Vertheidigung so geordnet, daß sich der Feind der Stadt nicht zu nähern wagte. Eine Landung mittels Booten, die in der Nacht vom 24. zum 25. Mai versucht ward, um die abgelegene Batterie bei St.-Barcola zu überraschen, wurde verhindert. Auch gegen andere Punkte der istrischen Küste vermochte der Feind nichts auszurichten. Am Abende des 6. Juni erschien die Flotte zum zweiten male vor der Stadt, mußte jedoch abermals den Batterien Gyulai's weichen. Ein dritter Annäherungsversuch am 8. Juni lief nicht günstiger ab. Gyulai hielt strenge Wacht, bis die feindliche Seemacht nach der Schlacht von Custozza den Golf von Triest verließ. Der Kaiser belohnte den Diensteifer und die wirksame Thätigkeit des Generals mit dem Commandeurkreuz des Stephansordens und dem Großkreuz des Leopoldordens. Von dem Könige von Neapel, gegen dessen Schiffe die Kanonen Gyulai's doch ebenfalls gerichtet gewesen waren, erhielt er, merkwürdig genug, den Orden des heiligen Januarius.

Anfang Juni 1849 wurde Gyulai zur Übernahme des Kriegsministeriums nach Wien berufen, wo er unter sehr schwierigen und dringenden Verhältnissen eine große und umsichtige Thätigkeit entwickelte. Bei der Einnahme von Raab, 28. Juni, befand er sich in der Suite des Kaisers, und nach dem für die kaiserlichen Waffen ungünstigen Gefechte zu Acs, Anfang August, eilte er von Wien aufs neue herbei, um an Ort und Stelle Maßregeln zu treffen. Im Früh-

jahre 1850 unternahm er eine große Inspectionsreise in den Süden des Reichs, ward jedoch nach seiner Rückkehr Mitte Juli seines Ministerpostens enthoben, in welchen der Feldmarschallieutenant Csorich eintrat. Diese Entlassung hatte indessen sicherlich nicht ihren Grund in der Ungnade des Hofes, denn er erhielt hierauf das Commando des 5. Armeecorps in Italien, und zugleich erfolgte seine Ernennung zum Feldzeugmeister und Ritter des Ordens zum Goldenen Vließe, sowie später zum Militär- und Civilgouverneur von Mailand. In letzterer Eigenschaft vertrat er jenes militärische Polizeiregiment, das die moralischen Hebel verschmäht und in der Repression durch Bajonnet und Flinte einzig die Grundlage politischer Herrschaft sieht. Graf Gyulai waltete darum als Gouverneur mit unweiser Strenge und trug ohne Zweifel dazu bei, daß die Kluft zwischen Volk und Regierung nicht ausgefüllt, sondern vielmehr immer erweitert wurde. Als man einst den alten Radetzky ermahnte, er möge sich auf der Straße vor den Kugeln und Dolchen der Mailänder hüten, antwortete er: „Sie thun mir nichts; sie wissen, daß nach mir ein Ärgerer kommt."

Im Februar 1857 wurde Erzherzog Ferdinand Max Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs. Zu gleicher Zeit trat Radetzky in den Ruhestand, und an seiner Statt erhielt Gyulai das Commando der zweiten Armee, d. i. der Armee in Italien. In dieser wichtigen Stellung trafen ihn die Verwickelungen, welche mit dem Jahre 1859 hervorbrachen und in kurzem zum Kriege Österreichs gegen Victor Emanuel und Ludwig Napoleon führten. Wiewol sich Gyulai im Jahre 1848 als rühriger Küstenvertheidiger gezeigt, trauten ihm doch einsichtige Männer die Gaben und die Erfahrungen eines Feldherrn nicht zu, und man erwartete, daß im Angesichte des Kriegs ein General von entschiedenem Talent und militärischer Erprobung an seine Stelle treten werde. Doch Gyulai blieb an der Spitze der Armee, welche die Operationen beginnen sollte, und erhielt auch, mit dem Rücktritte des Erzherzogs Max, das Generalgouvernement der italienischen Provinzen. Er gehörte zu der Säbelpartei, die den Kaiserstaat nicht rasch genug in das Kriegsfeuer stürzen konnte, und stand in enger Beziehung zu den Persönlichkeiten, welche ihren Einfluß hinter dem Throne geltend zu machen wissen.

Mit einem an Personal und Material trefflich gerüsteten Heere, wie es Österreich in seinen Kriegen noch nie besessen, überschritt Gyulai am 29. April 1859, 35 Stunden nach dem Landen der ersten Franzosen in Genua, den Ticino und die piemontesische Grenze und rückte in den nächsten Tagen, ohne Widerstand zu finden, bis an den Po und die Sesia vor. Ohne Zweifel lag dieser kühnen Offensive die Absicht zu Grunde, über die schwache piemontesische Armee vernichtend herzufallen, sich der Débouchéen zu bemächtigen, durch welche die französischen Massen ankommen mußten, und so auch den zweiten Feind einzeln aufzureiben. Zum Erstaunen von Europa ließ jedoch Gyulai diesen Plan auf halbem Wege fallen und gerieth in ein schwächliches und unsicheres Herumtappen. Die Franzosen erhielten hierdurch drei volle Wochen Zeit, ihre Truppen und ihr Material zur See oder über den Mont-Cenis herbeizuschaffen und ihrem äußerst bedrohten rechten Flügel, auf welchem zugleich ihre Rückzugslinie lag, von Alessandria bis Genua einen festen Halt zu geben. Gyulai dagegen benutzte diese Muße, seine Streitkräfte vom Po bis hinauf an die Alpen zu zerstreuen, und man konnte meinen, als verfolge er nur den Zweck, das Land des Feindes auszuzehren. Während er endlich sein 9. Corps in die Stellung zwischen Pavia und Piacenza einrücken ließ und bis Stradella vorschob, ging eine Division des 1. französischen Armeecorps von Tortona bis Voghera vor, und es schien, als wollten die Franzosen einen Offensivstoß nach dieser Seite hin unternehmen. Um sich der feindlichen Absicht zu versichern, unternahm Gyulai die sogenannte forcirte Recognoscirung vom 20. Mai, welche in die blutige Metzelei bei Montebello und Casteggio ausartete. Die österreichischen Truppen schlugen sich mit höchster Bravour. Gyulai erfuhr durch diese blutige Fühlung, daß zwischen Voghera und Tortona etwa 40000 Mann Feinde concentrirt ständen, und er war nun fest überzeugt, daß er den Stoß zwischen Pavia und Piacenza zu erwarten habe. Als darauf die Piemontesen nach Vercelli vordrangen, bei Palestro, und schon im Vereine mit Franzosen, den Übergang über die Sesia forcirten, Garibaldi mit seinem fliegenden Corps am Lago Maggiore in die Lombardei einbrach, hielt dies Gyulai für eine bloße Demonstration gegen seinen rechten Flügel. Von seiner äußersten Linken aus, wo er doch den wahren Stoß erwartete, beauftragte er den General Urban mit der Züchtigung des kühnen Freischarenführers. Bald aber sollte Gyulai mit sammt seinem Generalstabe die handgreifliche Aufklärung über die Absichten des Feindes erhalten. Napoleon hatte ihn getäuscht. Derselbe war nach dem Gefecht von Montebello, seine rechte Flanke und die Rückzugslinie Genua preisgebend, mit seiner Macht bei Casale über den Po gegangen, auf Vercelli marschirt und erschien so in seiner vollen Stärke auf

dem schwachen, bereits in der Luft schwebenden rechten Flügel der Österreicher. Schon am 1. Juni rückte das französische Corps unter Niel in Novara ein und trieb die schwachen Vorposten der Österreicher (unter Zobel) vor sich her. Dieses Manöver war mehr als kühn und mußte dem Erfinder furchtbar verderblich werden, wenn sein Gegner nur einige Einsicht und Energie entwickelt hätte. Der überraschte Gyulai wagte es aber nicht, sich von seinen Stellungen aus auf den Feind zu werfen. Er ließ die Franzosen den Ticino hinaufziehen und die Umgehung seines rechten Flügels vollenden, während er seine Corps einzeln auf das linke lombardische Flußufer zurückzog, wo er den Feind erwarten und die Entscheidungsschlacht aufnehmen wollte. Die Franzosen überschritten bei Turbino und Buffalora unangefochten den Ticino, und die große Schlacht wurde am 4. Juni in der Gegend von Magenta geschlagen. Die Österreicher kämpften abermals mit unerhörter Hingebung und Tapferkeit, aber ihr Feldherr hatte infolge seiner verkehrten Operation weder die Zeit noch auch das Geschick, seine herrlichen und im ganzen überlegenen Kräfte zu ordnen und zu handhaben. Wiewol unverfolgt vom Feinde, mußte Gyulai seine Stellungen am Ticino und Po aufgeben und sich auf die Adda zurückziehen, von wo aus, wahrscheinlich auf höhere Weisung, der allgemeine Rückzug auf die Minciolinie erfolgte. Mailand und die Lombardei waren mit diesem Schlage verloren.

Der Feldzeugmeister Gyulai hatte seine Untauglichkeit als Heerführer bewiesen, obschon ihm sicherlich nicht alle Verkehrtheiten zugeschrieben werden können, welche in dem kurzen Maifeldzuge österreichischerseits begangen wurden. Der Operationskanzlei, an deren Spitze der erste Generaladjutant des Kaisers, der Graf Grünne, stand, ward von der öffentlichen Meinung der andere Theil der Schuld zugemessen. Gyulai und seine Partei erlitten indessen nicht nur eine militärische Niederlage, sondern auch eine politische. Die Lombarden nahmen die Franzosen und Piemontesen mit offenen Armen und als Befreier auf, und das System der militärischen Gewaltherrschaft, das gerade in Italien in aller seiner Schärfe in Anwendung gekommen war, hatte vor der Welt den vollständigen Bankrott erlitten. Der Graf Gyulai wurde in einer höchsten Entschließung vom 17. Juni des Commandos der zweiten Armee enthoben; an seine Stelle trat der Cavaleriegeneral Schlik. In der blutigen Schlacht, welche der Kaiser Franz Joseph in Person am 24. Juni den Franco-Sarden am Mincio lieferte, kämpfte Graf Gyulai tapfer an der Spitze des Regiments, welches seinen Namen führt.

Während des Feldzugs hatte Graf Gyulai als Oberbefehlshaber mehrere Verkündigungen erlassen, die sehr charakteristisch sind und viel Aufsehen erregten. In der Proclamation, welche er bei seinem Einzuge in Piemont veröffentlichte, versprach er den Piemontesen strenge Mannszucht und erklärte, daß Freiheit, Ehre, Gesetz und Habe als unverletzlich und heilig geachtet und beschützt werden sollten. Diesem löblichen Versprechen waren Erläuterungen über Grund und Ziel des Kriegs beigefügt, die, wenn aufrichtig gemeint, bewiesen, wie wenig der feindliche Feldherr die politische Seite des Kampfes begriffen hatte. „Unsere Waffen", hieß es, „sie gelten einer Umsturzpartei, die schwach an Zahl, aber mächtig an Verwegenheit ist, die euch selbst gewaltthätig unterdrückt, sich gegen jedes Friedenswort empört und an den Rechten anderer italienischen Staaten und auch an denen Österreichs sich vergreift ... Unser Krieg ist kein Krieg gegen Völker und Nationen, sondern gegen eine herausfordernde Partei, die unter dem gleißnerischen Deckmantel der Freiheit jedermann endlich der Freiheit berauben würde, wenn der Gott unsers Heers nicht auch der Gott der Gerechtigkeit wäre. Wird nur einmal euer und unser Gegner bezwungen, werden nur erst Ordnung und Friede wiederhergestellt sein, so werdet ihr, die ihr uns jetzt Feinde nennen könntet, uns binnen kurzem Befreier und Freunde nennen." Eine andere Proclamation an die Bevölkerung der Lombardei und des Venetianischen sprach ebenfalls nur von den „Herausforderungen, welche eine, jeder Ordnung und jedem Rechte feindliche verwegene Partei im piemontesischen Staate gegen die kaiserliche Regierung gerichtet" habe. „Die Schnelligkeit", hieß es weiter, „mit der euere Jugend von euern blühenden Fluren weg zu den kaiserlichen Waffen geeilt ist, die Freiwilligkeit, mit der ihr für die Bedürfnisse unsers tapfern Heeres gesorgt habt, das allgemeine Pflichtgefühl endlich bürgen mir für die Aufrechthaltung der Ruhe und der öffentlichen Ordnung angesichts jener perfiden Einflüsterung der Umsturzpartei." Welche vielfachen und gefährlichen Täuschungen, denen sich der österreichische Befehlshaber vielleicht mit aller Aufrichtigkeit hingab! Am 30. April erließ Gyulai an die Bevölkerung Pavias eine Proclamation, welche die Einsetzung eines Standgerichts verkündete, das über alle Verbrechen und Vergehen nur Eine Strafe, die Todesstrafe, verhängen sollte. Todeswürdige Dinge waren hiernach: 1) Der Hochverrath oder jede Handlung, welche darauf gerichtet, das System des Kaiserthums Österreich und der Herzogthümer

gewaltsam zu verändern oder eine vom Auslande kommende Gefahr gegen obige Staaten herbeizuführen oder eine solche zu vergrößern; 2) die Verhehlung oder Versendung von Waffen aller Art oder von Munition (das Publikum wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß jeder, der im Besitz von Waffen oder Munition, gleichviel ob an seiner Person, oder in seinem Hause, oder in irgendwelchem Lokale, von welchem vermuthet werden kann, daß er zu demselben Zutritt habe, betroffen wird, ohne Ansehen des Standes oder eines bisher untadeligen Verhaltens mit dem Tode zu bestrafen ist); 3) die Betheiligung an bewaffneten oder unbewaffneten Versammlungen; 4) die ungesetzliche Werbung, die Spionirung, die Verführung von Soldaten, gleichviel, ob sie österreichischen oder verbündeten Truppen angehören, sowie im allgemeinen alles, was den Österreichern einen Nachtheil oder den Feinden einen Vortheil bringen könnte; 5) Widerstand mit bewaffneter Hand gegen Schildwachen und Patrouillen, sowie die geringste Gewaltthätigkeit gegen jeden österreichischen oder verbündeten Soldaten; 6) die Vertheilung oder Verlesung von revolutionären Schriften; 7) Beleidigungen gegen Militärs; 8) die revolutionären Insignien, die Österreich oder dessen Verbündeten feindlich sind; 9) politische Demonstrationen, öffentliche sowol wie private; 10) Ungehorsam gegen die Befehle der Militärbehörden; 11) Zusammenrottungen oder andere Versammlungen, die einen aufrührerischen Charakter haben; 12) Eintritt in eine politische Versammlung, gleichviel unter welchem Vorwande; 13) die Vergehen gegen den Befehl, zu bestimmten Stunden Kaffeehäuser, Restaurationen und jedes andere Lokal zu schließen; 14) wer in seinem Hause Fremde beherbergt, ohne den Behörden davon Anzeige gemacht zu haben; 15) wer österreichische Schilder oder Wappen zerstört, herunterwirft oder beschädigt. Diese blutige Kundgebung, wonach es so möglich gemacht wurde, jeden Einwohner der Stadt nach Belieben zu hängen oder zu erschießen, machte nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und Deutschland den übelsten Eindruck, und selbst die Freunde Österreichs bezeichneten solche Acte als unpolitisch, unchristlich und unmenschlich. Wie konnte Gyulai Vergehen, wie das verlängerte Offenhalten eines Kaffeehauses, die Aufnahme eines Fremden ohne Anmeldung, Dinge, die nicht in der Böswilligkeit, sondern in den Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens wurzeln und unter Umständen kaum zu umgehen sind, mit dem Tode bestrafen wollen! Statt sich mit der Gefahr zu beschäftigen, die ihm und seinem Heere von dem Anmarsche der Franco-Sarden drohte, erließ er noch am 25. Mai vom Hauptquartiere zu Garlasco aus eine Proclamation, in welcher er sich wiederum mit der „Revolution" herumschlug und in dem Stile eines Tilly sein Wort einsetzte, daß er über die Ortschaften, welche sich mit der Revolution einlassen möchten, mit „Feuer und Schwert" herfahren würde. Das seltsame Actenstück lautet: „Es scheint die Absicht des Feindes zu sein, in den Reihen der Armee, die unter meinen Befehlen steht, die Revolution zu provociren und auf diese Weise mich zwingen zu wollen, eine Position aufzugeben, die im offenen Felde anzugreifen ihm nicht räthlich scheint. Dies wird ihm jedoch nicht gelingen. Binnen kurzem werden aus den angestammten Ländern unsers erhabenen Monarchen neue imponirende Kräfte zu uns stoßen, die hinreichen werden, um mit der größten Energie jede beabsichtigte Revolution zu unterdrücken. Ich verpfände hiermit mein Wort, daß jene Orte, welche gemeinschaftliche Sache mit der Revolution machen, den heranrückenden Verstärkungen meiner Armee durch Zerstörung der Straßen, Brücken u. s. w. Hindernisse in den Weg legen werden, sich mit Feuer und Schwert bestraft sehen werden. In diesem Sinne habe ich meinen unterstehenden Abtheilungscommandanten die betreffenden Befehle ertheilt. Ich hoffe, daß man mich nicht zwingen wird, zu so extremen Mitteln greifen und zu den Consequenzen des ohnehin für das Land schon unheilvollen Kriegs auch noch die Schrecken des Bürgerkriegs gesellen zu müssen." Indessen besitzt der Graf Gyulai ohne Zweifel einen viel humanern Charakter als seine Proclamationen, und der Ruf des blutigen und unmenschlichen Soldaten, der ihm vorausging und von feindlicher Seite beigelegt wurde, hat sich als völlig ungegründet erwiesen. Er hat zwar in Feindeslande die kriegsgebräuchlichen Requisitionen gemacht, aber nach den einstimmigen Zeugnissen die strengste Mannszucht aufrecht erhalten, das Eigenthum vor willkürlichen Eingriffen einzelner geschützt und Mäßigung und Schonung in Behandlung der piemontesischen Bevölkerung bewiesen. Einzelne Übergriffe oder Unthaten, wenn sie wirklich vorgefallen, sind nicht von ihm, sondern von seinen Untergebenen ausgegangen.

Der Graf Gyulai ist ein sehr reicher Cavalier, von feinen hofmännischen Formen und Sitten. Er war mit einer Gräfin Wratislaw-Mitrović verheirathet, die er nach vierjähriger Ehe im Jahre 1831 durch den Tod verlor.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

Buffalora, auch **Boffalora**, ist ein sehr ansehnliches Dorf im District Abbiate-Grasso der lombardischen Provinz Pavia mit 1300 Einwohnern, welche Ackerbau, besonders aber Maulbeerbaumzucht treiben und einen guten Wein erzeugen. Der Ort liegt am Naviglio-Grande, dreiviertel Stunde östlich des Ticino, über welchen hier die berühmte **Brücke von Buffalora** führt. Dieselbe gehört zu den schönsten, welche Italien besitzt und ward 1809—28 mit einem Kostenaufwand von 3,281000 Fr. von Österreichern und Sardiniern gemeinschaftlich erbaut. Sie überspannt den Strom mit 12 massiv aus Granitquadern construirten Bogen und hat eine Länge von 304 Meter. Früher war Buffalora ein äußerst belebter Ort, weil die große und frequente Straße von Mailand nach Novara und weiter nach Piemont durchführte, und sich deshalb hier die Grenzzollämter befanden. Seit jedoch die Straße in gerader Linie von Magenta nach der Brücke führt und somit Buffalora etwa eine halbe Stunde nordwärts zur Seite liegen läßt, ist auch die Douane weiter abwärts an die Stelle verlegt worden, wo die neue Straße den Naviglio-Grande überschreitet. Auf dem rechten Ticinoufer, d. h. der sardinischen Seite, liegt dicht am Strome das Dorf San-Martino, nach welchem von den Piemontesen auch die Brücke bisweilen benannt wird. Buffalora wird als strategisch wichtiger Übergangspunkt über den Ticino in der Geschichte mehrmals genannt. Am 1. Nov. 1245 stellten sich hier die Mailänder dem Heere Kaiser Friedrich's II. entgegen, welcher den Fluß überschreiten wollte, und nöthigten ihn zum Rückzuge. Am 1. Juni 1800 ward bei Buffalora der österreichische General Loudon von den Franzosen zurückgewiesen. In dem italienischen Kriege von 1848 war die Brücke von Buffalora stets einer der hauptsächlichsten Punkte, wo Piemontesen und Österreicher ihre beiderseitigen Grenzen überschritten. Im Kriege von 1859 rückten die ersten Österreicher am 29. April über die Brücke in Sardinien ein und schützten dieselbe durch einen starken Brückenkopf auf der rechten Seite des Ticino. Als seit Anfang Juni die Österreicher über Ticino und Po zurückgingen, wollten sie auch die Brücke von Buffalora unbrauchbar machen, aber die Sprengung gelang nicht vollständig. Es senkten sich nur einige Theile des grandiosen Baues, sodaß die Brücke am 4. Juni vor und während der Schlacht bei Magenta von den französischen Truppen überschritten werden konnte. Auf den Verlauf des Kampfes scheint dies bedeutenden Einfluß geäußert zu haben.

Cavriana ist ein Dorf in der lombardischen Provinz Mantua (District Castiglione delle Stiviere), welches mit seinem Gemeindebezirke 2200 Bewohner zählt. Es liegt zwischen Castiglione und Volta und ist von erstern etwa drei Stunden, von letzterm anderthalb Stunden entfernt. Eine Stunde nordwestlich von Cavriana in der Richtung auf Castiglione erblickt man auf einer Anhöhe das Dorf **Solferino**, mit 1052 Einwohnern, welches früher zum Marquisat von Castiglione gehörte und eine Burg der Gonzagas hatte. Beide Orte werden in den Berichten über die Schlacht von Castiglione genannt, in welcher am 5. Aug. 1796 Bonaparte die Österreicher unter Wurmser schlug. Letzterer hatte sein Hauptquartier zu Cavriana und wäre bei dem plötzlichen Überfalle, den General Beaumont mit der französischen Cavalerie ausführte, beinahe in Gefangenschaft gerathen. Solferino bildete einen wichtigen Stützpunkt der Österreicher. In der großen Schlacht, welche der Kaiser Franz Joseph dem Heere Napoleon's III. am 24. Juni 1859 zwischen Mincio und Chiese lieferte, waren die beiden Orte Cavriana und Solferino ebenfalls Hauptpunkte des Kampfes. Napoleon befahl, daß die Schlacht, in welcher die Franzosen unter beiderseitigen großen Verlusten das Feld behaupteten, nach dem Orte Solferino bezeichnet würde.

* **Espinasse** (Esprit Charles Marie), französischer General, namentlich bekannt durch seine kurze Laufbahn als Minister des Innern im Jahre 1858, fiel in der Schlacht bei Magenta am 4. Juni 1859. Er war am 2. April 1815 zu Saissac im Departement Aude geboren, trat 1833 in die Militärschule zu St.-Cyr, erwarb sich die ersten Offiziergrade in Algier, wohnte 1849 der Expedition in den Kirchenstaat bei und wurde im Juli 1851 Oberst. Als Theilnehmer des Staatsstreichs vom 2. December machte ihn Ludwig Napoleon einige Monate später zu seinem Adjutanten mit dem Grade eines Brigadegenerals. Im Jahre 1854 befehligte er in der 1. Division der Orientarmee eine Brigade, die auf einem Zuge durch die Dobrutscha infolge der barbarischen Pedanterie und Strenge des Führers fast ganz zu Grunde ging. Der Kaiser rief den wenig fähigen Günstling zur Verantwortung zurück, um die öffentliche Stimme zu beschwichtigen, schickte ihn aber Anfang 1855 wieder in die Krim, wo er an der Tschernaja und in den Angriffen auf den Malakow kämpfte und auch den Grad des Divisionsgenerals erwarb. Nach dem Attentate vom 14. Jan. 1858 ernannte ihn Napoleon III. zum Minister des Innern, in welcher Stellung er das kaiserliche Schreckenssystem in rücksichtsloser Weise ausführte, sodaß er am 15. Juni wieder abgesetzt wurde. Bei Eröffnung des Kriegs in Italien erhielt er den Befehl über eine Division des 1. Armeecorps unter Mac Mahon. Mit diesem überschritt er den Ticino bei Turbigo und betheiligte sich am folgenden Tage, am 4. Juni, an der Schlacht von Magenta. Am späten Nachmittage drang er an der Spitze eines seiner Bataillone, begleitet von dem General Castagny, in eine breite Gasse des Dorfs, die auf die Eisenbahn führt. Die Österreicher unterhielten aus den Häusern ein mörderisches Feuer, der Weg war mit Leichen versperrt, der Boden schwamm in Blut. Espinasse stieg darum mit seinem Begleiter vom Pferde und gelangte, so vorwärts gehend, an ein großes Haus, von dem aus die eindringenden Franzosen heftig beschossen wurden. Mit dem Degen nach diesem Hause zeigend, rief er seinen Zuaven zu, sie möchten durch die Fenster des Erdgeschosses in das Gebäude eindringen. In diesem

Augenblicke traf ihn aus demselben Erdgeschosse eine Geschützkugel in die rechte Seite, die quer durch den Körper ging und auch noch den linken Arm zerschmetterte. Er stieß einen schrecklichen Schrei aus, warf den Degen weit von sich und stürzte todt zu den Füßen des Generals Castagny nieder. Der Kaiser ließ die Überreste seines Freundes nach Paris schaffen und feierlich im Dome der Invaliden beisetzen.*)

Forey (Elie Frédéric), französischer General, besonders bekannt durch das Gefecht bei Montebello am 20. Mai 1859, stammt aus bürgerlicher Familie und wurde am 10. Jan. 1804 zu Paris geboren. Er erhielt unter Vormundschaft eines Oheims, der als Oberingenieur am Canal de Bourgogne angestellt war, im Collége zu Dijon seine Erziehung und trat, für die militärische Laufbahn begeistert, im Jahre 1822 in die Militärschule von St.-Cyr ein. Im Jahre 1824 ging er als Lieutenant ins 2. Infanterieregiment über, und in dieser Stellung zeichnete er sich mehrere Jahre hindurch als tüchtiger Instructor aus. In demselben Regiment wohnte er 1830 der Expedition nach Algier bei, wo er sich an allen Gefechten des Eroberungsfeldzugs betheiligte. Nach Eintritt der Ruhe beschäftigte sich F. eifrig mit topographischen Studien, sodaß er für seine Leistungen dieser Art einen Preis von seiten des Kriegsministeriums erwarb. Im Jahre 1835 ward er als Kapitän zum 2. leichten Infanterieregiment versetzt, und sechs Monate später erhielt er das Commando einer Compagnie Carabiniers, an deren Spitze er sich bei der ersten Expedition gegen Konstantine, namentlich auf dem Rückzuge (4. Dec. 1836) auszeichnete. Er erhielt dafür das Kreuz der Ehrenlegion. Im Feldzuge von 1839 drang er mit seiner Compagnie zuerst durch die sogenannten Portes-de-Fer, zeichnete sich auch abermals in verschiedenen kleinen Gefechten aus. Nachdem er 1840 zum Bataillonschef im 59. Linienregiment gestiegen, erhielt er bald darauf den Befehl über das 6. Bataillon der Chasseurs zu Fuß, die zu St.-Omer gebildet wurden. Der Herzog von Orleans hatte die Tüchtigkeit F.'s erkannt und ihn speciell zu dieser Elitetruppe berufen. Schon 1841 ward er Oberstlieutenant im 58., drei Jahre später (4. Nov. 1844) Oberster im 26. Linieninfanterieregiment. In der Revolution von 1848 offenbarte F. entschiedene republikanische Gesinnung und erhielt den Befehl über eine Brigade in der Armee von Paris. Später wandte er sich indessen Ludwig Napoleon zu, den er auch bei dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 unterstützte. Er erhielt jetzt das Commandeurkreuz der Ehrenlegion und wurde am 22. Nov. 1852 Divisionsgeneral. Als Mitglied des Infanterieausschusses versah er von 1850—58 mit großem Erfolge das Amt eines Generalinspecteurs dieser Waffe. Im Jahre 1854 beauftragte ihn der Kaiser mit der Formirung einer Reservedivision, die als die 4. Division der Orientarmee in die Krim geschickt wurde. Auf dem Wege dorthin stationirte er einige Zeit mit einem Theile der Truppe im Piräus, um Griechenland im Zaume zu halten. An der Spitze der Division vertheidigte er sodann auf das tapferste die Tranchéen der Verbündeten vor Sewastopol. Nach Bosquet ward er als der tüchtigste General im französischen Belagerungsheere erachtet. Von Charakter rauh und hart, als Untergebener schwierig zu behandeln, verfeindete er sich jedoch mit dem Oberbefehlshaber Canrobert, welcher der Anciennetät nach unter ihm stand. Es ward gegen den braven F. eine Intrigue gespielt, die nicht recht aufgeklärt worden ist. Man setzte das verleumderische Gerücht in Umlauf, als ob er mit den Russen in Verbindung stehe, und wies dabei auf seine republikanische Gesinnung hin. F. verlangte und erhielt endlich im März 1855 seine Abberufung und wurde zum Befehlshaber der Provinz Oran in Algerien ernannt. Ohne daß er diesen ihm aus Ungunst zugewiesenen Posten angetreten, wurde ihm 1857 das Commando der 1. Division in der Armee von Paris anvertraut. Bei Eröffnung des Kriegs im Jahre 1859 übernahm er die 1. Division im 1. Armeecorps (Baraguay d'Hilliers) der Armee von Italien. Er eröffnete mit seiner bis in die Gegend von Voghera vorgeschobenen Division den Kampf, indem er, in Verbindung mit einem sardinischen Reitercorps unter Somaz, am 20. Mai das äußerst hitzige und blutige Gefecht bei Montebello und Casteggio gegen ein von Stradella her vordringendes österreichisches Corps unter Stadion bestand. Am 8. Juni betheiligte er sich mit seiner Division an dem heißen Gefechte bei Marignano (Melegnano), welches hier das 1. französische Corps dem den Rückzug deckenden Benedek'schen Corps lieferte. Sodann kämpfte er mit Auszeichnung in der großen Schlacht, welche sich die beiden feindlichen Kaiser am 24. Juni zwischen Chiese und dem Mincio (Solferino) lieferten. Hierbei ward er leicht verwundet, zum fünften male während seiner kriegerischen Laufbahn. Infolge des Gefechts bei Montebello wurde ihm das Großkreuz der Ehrenlegion verliehen.

* **Montebello** (d. i. Schönberg) ist der Name mehrerer Ortschaften in Oberitalien, von denen drei in der neuern Kriegsgeschichte berühmt geworden sind. Am genanntesten unter ihnen ist das Dorf Montebello, welches im Districte Casteggio in der sardinischen Provinz Voghera liegt und mit seinem Gemeindebezirk 1475 Einwohner zählt. Vom Städtchen **Casteggio** (früher Chiasteggio geschrieben), welches 2905 Einwohner zählt und bereits in der Geschichte des berühmten Heerzugs Hannibal's unter dem Namen Clastidium vorkommt, ist Montebello nur dreiviertel Stunde, von Voghera etwa anderthalb Stunden entfernt. Beide Orte liegen an der linken Seite der großen Kunststraße, die von Piacenza aus über die Stationen Castel San-Giovanni, Stradella, Broni, Casteggio, Voghera und Tortona nach Alessandria führt. Bei Casteggio mündet die Straße ein, welche über Casatisma und den Tanaro nordwärts nach Pavia zieht. Die Eisenbahn, welche Alessandria mit Piacenza verbinden soll, aber nach der parmesanischen Grenze zu 1859 erst bis Stradella vollendet war, läuft im allgemeinen jener Kunststraße nördlich zur Seite. Die letzten Stationen derselben vor Casteggio sind westlich Voghera, östlich Santa-Giulietta. Während die Eisenbahn dicht an Casteggio vorüberführt, bleibt Montebello etwas weiter südwärts liegen, wird aber von der Kunststraße berührt. Die Fluren beider Ortschaften, die anmuthig auf Anhöhen liegen, durchfließt die Coppa (oder Coppo), welche bei Casteggio durch die Chaussee überbrückt wird und auch hinter Montebello einen Übergang besitzt, oberhalb dessen der Bach

*) Der zweite Band dieses Werks enthält bereits S. 589 fg. eine ausführlichere Charakteristik des Generals Espinasse, deren Daten über Geburtstag und Geburtsort jedoch nach unserer obigen Mittheilung zu verbessern sind. D. Red.

Schizzola einmündet. Montebello lehnt sich nicht unmittelbar an die Coppa, sondern liegt auf einer Anhöhe, die aus den Wiesengründen aufsteigt. Auch das entgegengesetzte rechte Ufer des Bachs wird von einem Hügelzuge begleitet. Kommt man von Voghera, so stößt man auf der rechten Seite der Chaussee eine halbe Stunde von Montebello auf den Weiler Ginestrella, welchem gegenüber auf der andern Seite der Straße die Cascina nuova (d. i. der neue Hof), ein einzelnes Gehöfte, liegt. Noch eine Viertelstunde weiter westlich überbrückt die Kunststraße einen Bach, den Fossagazzo, der, obschon an sich unbedeutend, doch hier in seinem von Süden nach Norden gerichteten Laufe das Terrain coupirt. Auf diesem Raume zwischen Coppo und Fossagazzo wurden zwei blutige Treffen geliefert, in denen sich beidemal Franzosen und Österreicher gegenüberstanden. In dem ersten Treffen, das am 9. Juni 1800 stattfand, ward eine vom Feldmarschallieutenant Ott befehligte Abtheilung der österreichischen Armee vom französischen General Lannes, der mit einem Theile der Avantgarde über den Po gegangen war, geschlagen. Da während desselben Casteggio die Spitze der österreichischen Aufstellung bildete und der Kampf sich hauptsächlich um diesen Ort bewegte, so wird dieses Treffen von den österreichischen Kriegshistorikern auch häufig nach Casteggio benannt. Im Jahre 1804 erhielt Lannes wegen dieses Siegs den Titel eines Herzogs von Montebello. Das zweite Treffen bei Montebello ward am 20. Mai 1859 geliefert und war der erste bedeutende Zusammenstoß, der in dem Feldzuge dieses Jahres zwischen der franco-sardischen und österreichischen Armee stattfand und zu Gunsten der Franzosen ausfiel. Auf seiten der letztern befehligte der Divisionsgeneral Forey; das Commando der Österreicher hatte Feldmarschallieutenant Graf Stadion. Das blutige Gefecht, dessen Mittelpunkt das Dorf Montebello wurde, entwickelte sich infolge einer sogenannten forcirten Recognoscirung, die der österreichische Oberbefehlshaber, Graf Gyulai, von Pavia aus angeordnet. — Mit dem sardinischen Dorfe Montebello findet man häufig den Marktflecken **Montebello** verwechselt, welcher in der venetianischen Provinz Vicenza (Prätur Lonigo) befindlich ist. Der Ort liegt an dem Flusse Aldego, bildet eine Station der Eisenbahn von Vicenza nach Verona, zählt 3800 Einwohner, und war im Mittelalter befestigt. Als im Feldzuge von 1796 ein österreichisches Heer unter Alvinczy zum Entsatze Mantuas herbeieilte, stieß dasselbe Anfang November in der Umgegend von Montebello auf die schwachen französischen Corps unter Masséna und Augerau, welche nach einem Gefechte sich auf Verona zurückziehen mußten. Auch im Feldzuge von 1805 ward in den ersten Tagen des November zwischen dem auf dem Rückzuge begriffenen Erzherzog Karl und Masséna zu Montebello gekämpft, wobei die Österreicher 500 Gefangene verloren. — **Montebello** oder **Mombello** heißt endlich in der lombardischen Provinz Mailand (District Barlessina), etwa fünf Meilen von Mailand gelegen, ein zur Gemeinde Limbiate gehöriges großartiges Schloß mit Park, in welchem der General Bonaparte 1797, nach Abschließung des Vertrags von Leoben, drei Monate hindurch sein Hauptquartier hielt. Es wurden in diesem Schlosse die Verhandlungen gepflogen, welche dem Friedensabschlusse von Campo-Formio vorausgingen.

Palestro, ein Dorf des Districts (Mandamento) Robbio in der Provinz Lomellina des Königreichs Sardinien, welches mit seinem Gemeindebezirk 2324 Einwohner zählt. Der Ort liegt an der Eisenbahn, welche von Mortara an Robbio vorüber nach Vercelli führt und ist sowol von Robbio wie von Vercelli etwa eine Stunde entfernt. Einen Kilometer (eine Viertelstunde) südwestlich des Orts fließt die Sesia. Die niedrigen Fluren zwischen dem Dorfe und dem Flusse werden von zwei Bewässerungskanälen durchschnitten, von denen der eine sich unweit des Dorfes hinzieht. Auch das Land hinter Palestro nach Robbio zu wird von einigen Gewässern durchzogen. Auf diesem Terrain kam es am 31. Mai 1859 zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den Österreichern unter Zobel, welche in Palestro und den benachbarten Orten Stellung genommen hatten, und einer Division Piemontesen unter Cialdini, die vom 3. französischen Zuavenregiment sowie der französischen Division Trochu unterstützt wurden. Nach einem mehrstündigen Gefechte wurden die Österreicher zurückgeworfen, und die Piemontesen machten sich zu Herren der Stellung und beherrschten somit den Übergang über die Sesia, über welche die Franzosen bereits eine Schiffbrücke geschlagen hatten. Das Gefecht bei Palestro war das Vorspiel zur Umgehung des rechten Flügels der Österreicher, mithin zur Überschreitung des Ticino bei Turbigo und Boffalora, welchen Ereignissen am 4. Juni die Entscheidungsschlacht bei Magenta folgte. Das Dorf Palestro bildete früher eine Herrschaft der Grafen Borromei. Im Jahre 1614 ward es auf Befehl des Herzogs Karl Emanuel (des Großen) von Savoyen verbrannt, um sich an den Spaniern zu rächen, welche Carenzana hatten in Feuer aufgehen lassen.

***Voigt** (Bernhard Friedrich), ein namhafter deutscher Buchhändler, starb am 17. Febr. 1859 zu Weimar. Er war der Sohn des aus der Goethezeit bekannten Mineralogen Joh. Karl Wilhelm V. und 1787 zu Weimar geboren, erlernte das Geschäft in seiner Vaterstadt, und conditionirte dann in Leipzig, Basel, Nürnberg, Straubing und Freiburg, bis er 1811 eine Sortimentsbuchhandlung in Sondershausen begründete. Nachdem er dieselbe verkauft, widmete er sich seit 1822 ausschließlich dem Verlagsgeschäft in Ilmenau, wo er eine Buch- und Steindruckerei errichtete und so für den Ort einen neuen und ansehnlichen Industriezweig schuf. Im Jahre 1834 verlegte er sein Geschäft nach Weimar, wo die Firma noch gegenwärtig besteht. V. hat als Verleger eine ungemeine Thätigkeit entwickelt. Mit Ausnahme der Philosophie und Philologie gehört sein Verlag allen Fächern an, mit besonderer Vorliebe wandte er sich jedoch der gemeinnützigen und technologischen Literatur zu. Seine beiden wichtigsten Unternehmungen sind der „Schauplatz der Künste und Handwerke", von welchen bis Ostern 1859 bereits 240 Bände erschienen waren, und der „Neue Nekrolog der Deutschen" (30 Jahrgänge, nebst drei Registerbänden, 1823—53).

Elektrische Telegraphie.

Es war dem 19. Jahrhundert vorbehalten, die geheimnißvollen Kräfte der Natur in nie geahnter Weise dem Dienste des Menschen zu unterwerfen, und auf diesem Wege einen Quell der mächtigsten und wunderbarsten Hülfsmittel ihm zu eröffnen, deren weitere Entwickelungsfähigkeit sich jeder Berechnung entzieht. Unter diesen Abkömmlingen unsers Jahrhunderts macht sich ein fast gleichzeitig zur Welt gekommenes, wahrhaft reizendes Zwillingspaar bemerklich, die Photographie und die elektrische Telegraphie, beide, der Physik entsprossen, die eine zeichnend, die andere schreibend, in kurzer Zeit zu einem hohen Grade der Entwickelung herangereift.

Wenn sich die vom Jahre 1837 datirende elektrische Telegraphie im ersten Decennium nur langsamen Schrittes ausbreitete, so mag der Grund hauptsächlich darin zu suchen sein, daß Regierungen sowol wie Publikum das Bedürfniß einer Sache wenig fühlten, deren immense Vortheile man noch nicht aus Erfahrung kannte und von deren Zukunft man damals keine Ahnung hatte; wie denn auch, in Europa wenigstens, die ersten Telegraphenlinien nur als Hülfsmittel für den Eisenbahndienst betrachtet und angelegt wurden. Erst im zweiten Decennium beginnt die große Erfindung in den Vordergrund zu treten; die anfänglich nur kurzen Linien dehnen sich mehr und mehr; der Scharfsinn und die Erfindungskraft ausgezeichneter Mechaniker und Physiker schafft Verbesserungen und Vereinfachungen; Regierungen und Publikum gelangen zur Erkenntniß der großen Vortheile; immer weiter breitet sich das Netz; mit Hülfe der neuentdeckten Guttapercha gelingt es, Großbritannien mittels unterseeischer Leitung mit dem Continent zu verbinden; andere, noch weit bedeutendere submarine Anlagen bis zur afrikanischen Küste gelingen; immer weiter strecken sich die Linien; man geht unterseeisch von Frankreich durch das Mittelmeer bis nach Ägypten; der kolossale, wenn auch zweimal mislungene Versuch der transatlantischen Telegraphie weckt die schon jetzt in Ausführung begriffene Idee, von Europa über Suez durch das Rothe Meer und den Indischen Ocean Ostindien zu erreichen. Rußland ist im Begriff, über Sibirien mit seinen neuerworbenen Besitzungen am Amur und von da mit dem chinesischen Reich, sowie durch die Beringsstraße mit seinen amerikanischen Besitzungen in telegraphische Correspondenz zu treten; andere Linien nach Amerika über Island, Grönland und Neufundland, sowie über Bermudas und Jamaica erleiden nur augenblicklich durch die politischen Verwickelungen einen Aufschub, und lassen gewiß hoffen, daß das große Problem der telegraphischen Verbindung Europas und Amerikas in nicht ferner Zukunft zur Lösung kommt.

Vorbemerkungen über Elektricität.

Eine ausführlichere Entwickelung der Elektricitätslehre übergehend, halten wir es doch für nöthig, zum bessern Verständniß des Folgenden, eine kurze Übersicht einiger, für die Telegraphie besonders wichtiger Daten aus jener Lehre vorauszuschicken.*)

Mag die Elektricität entweder durch Reibung (Reibungselektricität, Maschinenelektricität) oder durch bloße Berührung (Contactelektricität, Galvanismus), oder durch noch unbekannte Ursachen in der Atmosphäre (Luftelektricität), oder durch Erwärmen gewisser Körper (Thermoelektricität), oder im thierischen Körper (animalische Elektricität) erregt sein, so bleibt sie zwar im wesentlichen sich gleich, aber es zeigen sich doch in der Art ihres Auftretens eigenthümliche Unterschiede, welche ihre Brauchbarkeit für die Zwecke der Telegraphie bedingen, wie denn alle ältern Versuche mit Anwendung der wilden Reibungselektricität scheiterten, wogegen der zahmere, mit sklavischem Gehorsam den ihm vorgeschriebenen Weg verfolgende Strom der galvanischen Säule sich willig und mit vollkommenster Zuverlässigkeit unserm Dienste unterwirft.

*) Die Kenntniß der Hauptbegriffe der Elektricitätslehre muß eigentlich hier, wo es sich wesentlich nur um deren praktische Anwendung handeln kann, vorausgesetzt werden. Denjenigen unserer Leser, welche sich vor dem Eintritt in diese, übrigens mit meisterhafter Klarheit und Präcision ausgestatteten Erörterungen über elektrische Telegraphie mit der theoretischen Seite der Sache vertrauter machen wollen, empfehlen wir die Berücksichtigung der Artikel „Elektricität", „Galvanismus", „Elektromagnetismus", „Induction" u. s. w. in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon", vor allem aber des Aufsatzes „Der Elektromagnetismus und seine praktische Benutzung" im siebenten Bande der „Gegenwart" (S. 182—239). D. Red.

Man unterscheidet positive Elektricität (+ E) und negative (— E), welche bei allen Erregungsarten stets beide zugleich zum Vorschein kommen und in ihren Wirkungen hauptsächlich nur darin einen Unterschied oder Gegensatz beurkunden, daß sie bei der Vereinigung, weit entfernt, etwa zu doppelter Wirksamkeit anzuwachsen, sich gegenseitig aufheben und einen unelektrischen Zustand hervorbringen. Man stellt sich vor, daß jeder Körper im gewöhnlichen Zustande beide Elektricitäten enthalte, welche im Zustande gegenseitiger Neutralisation nicht zu bemerken sind, durch gewisse äußere Einwirkungen aber getrennt werden können. Diese Trennung, geschehe sie nun durch Reibung, bloße Berührung gewisser Körper oder wie immer sonst, setzt eine gewisse trennende Kraft, elektromotorische Kraft, voraus, wodurch (bildlich) die eine E zur Rechten, die andere zur Linken getrieben, also ihre Verbindung aufgehoben wird. Sind solchergestalt die Elektricitäten gewaltsamerweise getrennt und nach verschiedenen Stellen eines und desselben Körpers oder auf die Oberflächen zweier verschiedener Körper gedrängt, und man bietet ihnen einen geeigneten Weg, gewissermaßen eine Brücke, so strömen sie sofort zusammen, um sich wieder zu vereinigen, wobei sich die eine von der Rechten zur Linken, die andere von der Linken zur Rechten bewegen muß.

Alle Körper können sich im elektrischen Zustande befinden, aber nur gewisse gestatten der E sich auf ihnen fortzubewegen (Leiter), andere gestatten es nicht (Nichtleiter). Zu den erstern gehören vornehmlich die Metalle und scharf geglühte Kohle, zu den letztern trockenes Glas, Harze, Schwefel, Seide, Guttapercha, Kautschuk, Luft und viele andere Körper. Isolirt nennt man einen Körper dann, wenn er von Nichtleitern eingeschlossen ist, sodaß die auf ihm vorhandene Elektricität nicht abzuströmen, d. h. auf andere Körper überzugehen vermag. Als Grund des sehr verschiedenen Leitungsvermögens stellt man sich einen Widerstand vor, welchen die Körper in verschiedenem Grade der Fortbewegung des elektrischen Stroms entgegensetzen, einen Widerstand, zu dessen Überwindung der elektrische Strom einer gewissen Kraft bedarf, woraus man ersieht, daß derselbe Körper die Fortbewegung eines Stroms von geringer Kraft verhindern, sich also gegen ihn als Nichtleiter verhalten kann, während ein kräftiger Strom durch ihn zwar eine Erschwerung und Schwächung, jedoch keine völlige Hemmung erleidet. Drückt man das Leitungsvermögen des Kupfers durch die Zahl 100 aus, so ergeben sich für einige andere Metalle die folgenden Werthe: Kupfer 100, Silber 136, Gold 103, Messing 28, Eisen 18, Platin 14, Neusilber 9. Dem Widerstande nach geordnet, den dieselben Metalle dem Strom entgegensetzen, würde sich das Verhältniß umkehren. Außerordentlich gering ist das Leitungsvermögen flüssiger Körper, wie denn z. B. das Wasser 7000 Millionen mal schlechter leitet als Kupfer; Säuren und Salzlösungen übertreffen das reine Wasser sehr bedeutend an Leitungsvermögen.

Das Leitungsvermögen einer und derselben Substanz ist direct proportional ihrem Querschnitt und umgekehrt proportional der Länge; es läßt sich daher das geringere Leitungsvermögen eines Körpers compensiren durch einen verhältnißmäßig größern Querschnitt. Wenn sich z. B. Eisen und Kupfer verhalten wie 18 zu 100, oder nahe wie 1 zu $5^1/_2$, so wird ein Eisendraht, um einem Kupferdraht von gleicher Länge gleichzukommen, einen $5^1/_2$ mal größern Querschnitt, oder beinahe 2,4 mal größern Durchmesser erheischen. Hierauf beruht die Möglichkeit, bei telegraphischen Leitungen den feuchten Erdboden als Leiter zu benutzen, denn so gering auch das Leitungsvermögen desselben an sich sein mag, wird es doch durch die so große Ausdehnung der wirksamen Erdmasse in solchem Grade erhöht, daß sich der Widerstand fast auf 0 reducirt. Es wird von dieser wichtigen Entdeckung Steinheil's im Folgenden noch ausführlicher die Rede sein.

Man pflegt bei elektrischen Strömen zu unterscheiden zwischen Quantität und Intensität. Erstere, auch wol Stromstärke genannt, bezeichnet die Menge der überströmenden E, wenn man sich dieselbe als Materie vorstellt, unter Intensität oder Spannung dagegen versteht man die Kraft des Stromes, Widerstände zu überwinden, wie solche theils in dem geringen Leitungsvermögen, theils in (Draht-) Leitungen von außerordentlicher Länge oder von sehr kleinem Durchmesser des Leiters (Drahts) liegen können. Da sich die Telegraphie in der Regel sehr langer Drahtleitungen bedient, und da der dieselben durchlaufende Strom vermittelst Elektromagnetismus gewisse mechanische Wirkungen hervorbringen soll, wozu er einer gewissen Stromstärke bedarf, so spielen die Begriffe von Quantität und Intensität des Stroms eine besonders wichtige Rolle. Zur bessern Versinnlichung dieser Begriffe stelle man sich zwei Dampfkessel vor, deren einer außerordentlich groß und mit Dampf von geringer Spannung, der andere ganz klein, aber durch starkes Feuer geheizt, mit Dampf von sehr hoher Spannung gefüllt sei. Bringt man in jedem eine Öffnung an, so wird aus dem erstern eine sehr große Menge Dampf mit

geringer Kraft, aus dem letztern dagegen eine geringe Dampfmenge mit ungeheurer Vehemenz ausströmen. In der That verhält sich die Elektricität einer elastischen Materie gleich, welche, je mehr sie auf einen kleinen Raum zusammengedrängt wird, mit um so größerer Gewalt sich auszudehnen strebt; und sowie der Dampf bei wachsendem Druck endlich den Kessel zersprengt, in ähnlicher Weise kann auch die Spannung einer durch die elektromotorische Kraft erregten und auf einem isolirten Körper zusammengedrängten Elektricität bis zu dem Grade anwachsen, daß sie in Gestalt eines Funkens den Nichtleiter durchbricht, um auf irgendeinen in der Nähe befindlichen Körper überzuspringen.

Die Beschaffenheit elektrischer Ströme hinsichtlich der Intensität und Quantität hängt vorzugsweise ab von der Art der Erregung; so besitzt der Strom der Reibungs- (Maschinen-) Elektricität außerordentlich große Intensität bei außerordentlich kleiner Quantität, während umgekehrt der galvanische Strom bei großer Quantität nur geringe Intensität besitzt. Zwar kann diese letztere durch Vermehrung der Elemente (s. w. u.) sehr gesteigert werden, aber stets bleibt sie hinter der Reibungselektricität weit zurück. Ziemlich in der Mitte zwischen Reibungs- und Berührungselektricität verhalten sich die durch Magnetismus erregten magnetelektrischen oder Inductionsströme.

Wenn von der Richtung eines elektrischen Stroms geredet wird, so ist es gebräuchlich, darunter jederzeit jene der positiven Elektricität zu verstehen, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß ein ebenso starker negativer Strom in entgegengesetzter Richtung läuft.

Geschwindigkeit des elektrischen Stroms. Wenn die Belegungen einer geladenen Leydener Flasche, oder die Pole einer galvanischen Batterie durch einen Leiter (Metalldraht) in Verbindung gebracht werden, so findet durch ihn eine Entladung, d. h. ein Zusammenströmen der + E und der — E statt, wobei jedoch nicht anzunehmen ist, daß die beiden Elektricitäten, selbst wenn man sie sich als Materien vorstellt, nebeneinander in entgegengesetzter Richtung durch die ganze Länge des Drahts fortströmen, was ja ohnehin ihrem Bestreben, sich zu vereinigen, widersprechen würde. Man hat sich vielmehr den Vorgang anders zu denken. Der Draht, wie jeder Körper, enthält beide Elektricitäten in verbundenem (neutralen) Zustande, ist also unelektrisch. Gesetzt nun, das rechte Ende sei mit dem positiven, das linke mit dem negativen Pole einer galvanischen Batterie in Berührung, so tritt von der Rechten positive, von der Linken negative E in den Draht. Denkt man sich nun die Theilchen der positiven E in Gestalt einer, die ganze Drahtlänge einnehmenden Reihe und ebenso die Theilchen der negativen, so werden sich diese Reihen aneinander verschieben können, ohne daß der neutrale Zustand darunter leidet. Aber, indem die Reihe der negativen Theilchen sich rechts, jene der positiven links fortschiebt, wird am rechten Drahtende negative E austreten, welche sich mit der hier zuströmenden positiven, und umgekehrt am linken Drahtende positive E austreten, welche sich mit der hier zuströmenden — E verbindet. Der Act der Entladung oder sogenannte Strom wird dieser Vorstellung gemäß nur in einer Verschiebung der Elektricitätsreihen bestehen, hervorgerufen durch die an beiden Polen der Batterie angehäuften und die betreffenden Reihen anziehenden Elektricitäten. Die Entladung tritt erst in dem Moment ein, wo beide Drahtenden die Pole der Batterie berühren, dann aber auch fast gleichzeitig in allen Theilen des Drahts. Gesetzt, von einer Station A, wo sich die Batterie befindet, gehe ein Draht nach einer 100 Meilen entfernten Station B und von dieser nach A zurück, er habe also eine Länge von 200 Meilen. Wird nun in A die Batterie geschlossen, so gibt sich an allen Stellen des Drahts der sogenannte Strom, d. i. die Verschiebung der Elektricitätsreihen, fast, wenn auch nicht ganz in demselben Momente durch gewisse Wirkungen kund. Gesetzt, diese Wirkungen zeigten sich in der Mitte des Drahts, also in der Station B um den zweihundertsten Theil einer Secunde später als an beiden Drahtenden in A, so würde man sagen, der Strom durchlaufe in dieser Zeit einen Weg von 100 Meilen (von A nach B) oder in der Secunde einen Weg von 20000 Meilen.

Über diese Geschwindigkeit des elektrischen Stroms sind von mehreren Beobachtern Untersuchungen angestellt.

Wheatstone fand mittels eines sehr sinnreichen Verfahrens dieselbe bei Entladung einer Leydener Flasche durch einen Messingdraht von 1/6 Millimeter Dicke zu 62000 geographischen Meilen in der Secunde. Um sich von einer solchen Geschwindigkeit, welche jene des Lichts um die Hälfte übersteigt, einen Begriff zu machen, erwäge man, daß der Umfang unsers Erdballs 5400 Meilen beträgt, daß also der elektrische Strom in einer Secunde fast zwölfmal den Weg um die Erde zurücklegen würde.

Fizeau und Gounelle ermittelten nach einer andern Methode die Geschwindigkeit des galvanischen Stroms in einem Eisendraht von 4 Millimeter Durchmesser zu 13716 Meilen, dagegen in einem Kupferdraht von $2\frac{1}{2}$ Millimeter Dicke zu 24000 Meilen.

Mitchel fand die Geschwindigkeit in einem Eisendraht, ziemlich übereinstimmend mit der Fizeau'schen Bestimmung zu 12700 Meilen.

Selbst die kleinste dieser Zahlen repräsentirt noch immer eine Geschwindigkeit, bei welcher der galvanische Strom in der Secunde etwa $2\frac{1}{2}$ mal den Weg um den Erdball zurücklegen würde, eine Geschwindigkeit, welche für kleinere Distanzen mit momentan zusammenfällt. Zwar würde ein Draht von der Länge des Erdumfangs dem Strom einen ungeheuern Widerstand entgegensetzen, allein durch Vergrößerung der Dicke würde dem abzuhelfen sein.

Elektromagnetismus. Die von Örsted im Jahre 1820 gemachte hochwichtige Entdeckung, daß der elektrische Strom magnetische Wirkungen hervorbringt und sowol eine Magnetnadel in Bewegung zu setzen als auch Eisen und Stahl zu magnetisiren vermag, bildet die Grundlage der elektrischen Telegraphie. Bringt man einen Metalldraht über einer in gewöhnlicher Stellung von Nord nach Süd befindlichen Magnetnadel so an, daß sich Draht und Magnetnadel in paralleler Richtung befinden, und leitet einen elektrischen Strom durch den erstern, so geräth die Nadel sofort in Bewegung und stellt sich, je nach der Stärke des Stroms, mehr oder weniger rechtwinkelig gegen den Draht. Wird die Richtung des Stroms umgekehrt, so nimmt auch die Nadel die entgegengesetzte Stellung an. Leitet man den Draht unterhalb der Nadel zurück, so wird dadurch die Drehkraft verdoppelt, leitet man ihn noch mehrere male ober- und unterhalb der Nadel fort, so verstärkt sich mit jeder Windung die ablenkende Wirkung, und es ist auf diese Art möglich, die Wirkung eines außerordentlich schwachen Stromes so zu vervielfältigen, daß er eine sehr bemerkliche Ablenkung der Nadel hervorbringt. Schweigger, von welchem diese Anordnung herrührt, belegte sie mit dem Namen Multiplicator. Ein Draht von der Dicke eines starken Zwirnfadens, welcher mehrere hundert Windungen macht, eignet sich für diesen Zweck im allgemeinen am besten. Es ist nöthig, ihn seiner ganzen Länge nach durch Bespinnen mit Seide zu isoliren, weil sonst der elektrische Strom, weit entfernt, den langen Drahtwindungen zu folgen, seinen Weg querdurch nehmen würde. Der Schweigger'sche Multiplicator findet in der Telegraphie als Nadeltelegraph, und auch als Galvanometer, zur Erkennung und Messung elektrischer Ströme Anwendung.

Vertauscht man die Magnetnadel gegen ein Stück weiches Eisen, so wird dasselbe durch die Einwirkung des elektrischen Stroms in den magnetischen Zustand versetzt, wobei die Lage der Pole von der Richtung des Stroms abhängt, sodaß ein Wechsel der Stromrichtung auch sofort einen Wechsel der magnetischen Pole zur Folge hat. Ein Stück weiches Eisen innerhalb eines spiralförmig gewundenen Schließungsdrahts befindlich und dadurch magnetisirt, nennt man einen Elektromagnet. Die magnetische Kraft eines solchen hängt von der Zahl der Drahtwindungen und von der Stärke des Stroms ab. Für telegraphische Zwecke wendet man einen feinen, mit Seide besponnenen Kupferdraht an, weil die hier vorkommenden elektrischen Ströme hinlängliche Intensität besitzen, um den langen dünnen Draht des Elektromagnets ohne merkliche Schwächung zu durchlaufen. Die Unterbrechung des Stroms führt momentan auch das Aufhören des Magnetismus herbei, sowie beim Anknüpfen des Stroms in einer unmeßbar kleinen Zeit der Magnetismus im Eisen sich entwickelt. Die am meisten übliche Form der bei den telegraphischen Apparaten vorkommenden Elektromagnete ist die einer kleinen, etwa 3 Zoll langen und $\frac{3}{4}$ Zoll breiten Eisenplatte, auf welcher nahe an den Enden zwei runde, etwa 3 Zoll hohe und $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser haltende Eisenstäbe (Kerne) sich erheben, die mit jener Platte einen zusammenhängenden Körper, eine Art Hufeisenmagnet, darstellen. Auf jeden der beiden aufwärts gerichteten Kerne wird eine mit besponnenem Kupferdraht in vielen neben- und übereinander liegenden Windungen gefüllte hölzerne Spule gesteckt, worauf die Drähte der beiden Spulen so miteinander verbunden werden, daß sie eine ununterbrochene in unveränderter Richtung fortlaufende Windung bilden. Der Anker ist, gleichviel, welche Form er besitze, ein bewegliches Stück Eisen, welches vom Elektromagnet angezogen, oder bei Unterbrechung des Stroms wieder losgelassen wird, und dessen Bewegungen die beabsichtigten Signale oder Zeichen hervorbringen.

Batterien. Unter den verschiedenen galvanischen Batterien hat sich die Daniell'sche entschieden als die passendste herausgestellt, weil sie leicht und ohne erhebliche Kosten in Stand zu halten ist und länger als andere in Wirksamkeit verbleibt. Dem einzigen, allerdings bedeutenden Übelstande, welchem indessen auch andere Batterien unterliegen, daß nämlich die Thoncylinder sich nach einiger Zeit mit Kupfer bekleiden und dann durch neue ersetzt werden

müssen, ist neuerdings vollständig abgeholfen. Diese verbesserte Daniell'sche Batterie, welche für telegraphische Zwecke kaum etwas zu wünschen übrig läßt, ist folgendermaßen eingerichtet: Ein jedes Element besteht in einem cylindrischen Glasgefäß von etwa 6 Zoll Durchmesser und 10 Zoll Höhe, auf dessen Boden die etwa 3 Zoll breite ringförmige Kupferplatte gestellt wird, deren Durchmesser etwa 5 Zoll betragen kann, sodaß sie ringsum ½ Zoll vom Glase absteht. Die ebenso gestaltete ringförmige Zinkplatte wird in das Glasgefäß so eingehängt, daß sich ihr oberer Rand nur wenig unter dem des Glases befindet, ihr unterer Rand also etwa 4 Zoll über dem obern Rande des Kupfers ist. Man füllt nun das Gefäß bis zur Höhe des Kupfers mit einer concentrirten Kupfervitriollösung, und den übrigen Raum vorsichtig, um eine Mischung mit der untern Flüssigkeit zu vermeiden, mit einer Auflösung von Bittersalz, welche ihres geringern specifischen Gewichts wegen über der Kupferlösung stehen bleibt. Um diese letztere, welche durch Absatz von metallischem Kupfer allmählich schwächer wird, stets im Zustande der Sättigung zu erhalten, bringt man eine weite, an beiden Enden offene Glasröhre von solcher Länge, daß sie aus dem Glasgefäße hervorragt, hinein, füllt sie mit Krystallen von Kupfervitriol und sorgt auch später durch Nachschütten dafür, daß sie stets damit gefüllt bleibe. Eine poröse Zwischenwand von Thon, Blase oder dergleichen wird hierbei ganz umgangen. Ein mit Guttapercha überzogener Kupferdraht reicht bis zur Kupferplatte herab und vermittelt ihre Verbindung mit dem Zink des nächsten Elements. Für die gewöhnlichen Entfernungen der Telegraphenstationen reicht eine Batterie von 12 solcher Elemente vollkommen aus.

Inductionsapparate. Die mit der Anwendung galvanischer Batterien stets verbundenen Unbequemlichkeiten des Nachfüllens, Reinigens und sonstigen Instandhaltens haben mehrfach Versuche veranlaßt, den galvanischen Strom durch einen magnetelektrischen oder Inductionsstrom zu ersetzen, und statt der galvanischen Batterie die von Ettingshausen erfundene Rotationsmaschine in Anwendung zu bringen. Ein kräftiger, hufeisenförmiger Stahlmagnet ist horizontal liegend befestigt. Der Anker ist auf einer ebenfalls horizontal liegenden Achse drehbar, und mit einem sehr langen, feinen, seidebesponnenen Kupferdraht bewunden, dessen Enden durch eine besondere Vorrichtung während der Drehung mit der telegraphischen Leitung verbunden sind. Wird nun der Anker mittels einer Kurbel in schnelle Drehung versetzt, so wird er beim Vorübergehen vor den Polen des Stahlmagnets abwechselnd magnetisch und unmagnetisch, wodurch sich in der Drahtspirale momentane elektrische Ströme erzeugen. Indem der Magnetismus des Ankers beständig wechselt, muß auch die Richtung der Ströme entsprechend wechseln, doch läßt sich auch durch eine einfache Vorrichtung den Strömen eine stets gleichbleibende Richtung ertheilen. Jedenfalls aber besteht der durch die Rotationsmaschine erregte Strom aus einer raschen Folge einzelner momentaner Ströme, welche jedoch der sehr raschen Aufeinanderfolge wegen sich für die Zwecke der Telegraphie ebenso gut eignen wie der gleichförmige Strom der galvanischen Batterie. Gehen nun auch der Rotationsmaschine die Unbequemlichkeiten der galvanischen Batterie ab, so leidet sie dagegen an einer andern Unbequemlichkeit, nämlich der zur Drehung des Ankers erforderlichen ziemlich bedeutenden Kraft; und läßt sich auch diese Drehung durch ein aufgewundenes Gewicht bewirken, so erfordert doch wieder das häufige Aufwinden eines bedeutend schweren Gewichts einen so bedeutenden Kraftaufwand, daß man, mit wenigen Ausnahmen, der galvanischen Batterie den Vorzug einräumt.

Geschichte der elektrischen Telegraphie.

Schon vor Entdeckung des Galvanismus sind Vorschläge und Versuche gemacht, mit Hülfe der durch eine Elektrisirmaschine erregten Reibungselektricität auf größere Entfernungen hin Signale zu geben.

Die erste derartige Idee findet sich in einem Briefe eines unbekannten Verfassers zu Renfrew vom 1. Febr. 1753. Er schlägt vor, so viele Drähte wie Buchstaben in Entfernungen von 20 zu 20 Yards mittels Verbindungen von Glas oder Harzkitt an feste Träger zu befestigen. Die vordern Enden derselben befinden sich in der Nähe des Conductors einer Elektrisirmaschine und können damit beliebig in Verbindung gebracht werden, während am hintern Ende jedes Drahts an einem leitenden Faden eine messingene Kugel herabhängt, unter welcher in einem Abstand von $1/_{10}$ Zoll ein Papierstückchen, mit einem der 24 Buchstaben versehen, liegt. Indem man nun die den beabsichtigten Buchstaben entsprechenden Drähte nacheinander mit dem Conductor in Berührung bringt, bewirkt man die Anziehung derselben Buchstaben am andern Ende. Statt der Papierstückchen kann man auch eine Reihe kleiner Glöckchen aufhängen, an welche die von den Leitungsdrähten herabhängenden Kugeln anschlagen.

Im Jahre 1774 construirte Lesage in Genf einen aus 24 ausgespannten isolirten Drähten gebildeten Telegraph in der Art, daß er an das Ende eines jeden derselben zwei Kügelchen von Fliedermark hing, während sich die andern Enden in der Nähe einer Elektrisirmaschine befanden. Wurde nun einer der Drähte, deren jeder einen Buchstaben repräsentirte, mit dem Conductor der Maschine in Berührung gebracht, so wichen am andern Ende die Fliedermarkkügelchen auseinander und zeigten dadurch den betreffenden Buchstaben an. Zur Ausführung im großen sollten die Drähte innerhalb einer weiten unterirdischen Röhrenleitung von glasirten Thonröhren ausgespannt werden. Aber abgesehen von den außerordentlichen Kosten einer solchen Anlage, macht die Isolirung eines Stroms der Reibungselektricität ihrer großen Intensität wegen selbst auf kleine Entfernungen fast unüberwindliche Schwierigkeiten, weshalb auch das Project nie zur Ausführung kommen konnte.

Lomond (1787) hatte zwei entfernte Zimmer seines Hauses durch einen isolirten Draht in Verbindung gebracht, an dessen einem Ende ebenfalls zwei Fliedermarkkügelchen hingen. Indem er das andere Ende mehr oder weniger stark elektrisirte, bewirkte er mehr oder weniger starke Divergenzen der Kügelchen, durch deren Combinationen er die verschiedenen Buchstaben signalisirte.

Reiser (1794) benutzte die Blitzscheibe, eine Glastafel, auf welche kleine Stanniolstückchen geklebt sind, zwischen welchen man den Funken einer Leydener Flasche überspringen läßt, und so durch eine Reihe von Funken eine beliebige Figur hervorbringt. Mittels 24 solcher Tafeln, deren jede einen Buchstaben gibt und natürlich auch ihren eigenen Leitungsdraht haben muß, sollen die beabsichtigten Buchstaben sichtbar gemacht werden.

Salva in Madrid (1796) construirte das Modell eines elektrischen Telegraphen, welcher ebenfalls mittels des elektrischen Funkens auf eine, nicht näher bekannt gewordene Art die Buchstaben signalisirte.

Cavallo (1795) machte den Vorschlag, mittels Entladungen der Leydener Flasche durch eine lange Drahtleitung verschiedene brennbare Körper, z. B. Pulver, Phosphor, Äther u. dgl. zu entzünden.

Ronalds (1816) stellte an jeder der beiden Stationen eine Secundenuhr auf, welche eine Scheibe drehte, deren Peripherie die 24 Buchstaben enthielt. Vor den Scheiben waren Schirme mit einem kleinen Fenster, hinter welchem die Buchstaben vorüberpassirten. Ein gut isolirter Leitungsdraht verband beide Stationen und endigte sich an jeder in einen Messingknopf, an welchem zwei Fliedermarkkügelchen hingen. Sollte telegraphirt werden, so machte man den Draht mittels einer Elektrisirmaschine elektrisch, sodaß an beiden Stationen die Kügelchen divergirten, wartete nun den Augenblick ab, wo der zu telegraphirende Buchstabe vor dem Fenster erschien und berührte in diesem Augenblick die Leitung mit dem Finger, wo dann infolge der Entladung die Kügelchen auf beiden Stationen ganz gleichzeitig zusammenfielen. Vorausgesetzt, daß beide Uhren im Gange vollkommen übereinstimmten, mußte auf der zweiten Station derselbe Buchstabe sich vor dem Fenster befinden wie auf der ersten.

Alle bis hierher erwähnten Projecte mußten an der Unmöglichkeit scheitern, eine für Reibungselektricität auf größere Entfernungen genügende Isolation der Leitung zu erzielen, zu welcher sich noch die Unsicherheiten und Schwankungen in der Wirksamkeit der Elektrisirmaschine gesellten.

Eine zweite Periode der elektrischen Telegraphie beginnt mit Sömmerring (1811), welcher zuerst den galvanischen Strom dazu empfahl und als Mittel zum Signalisiren die Zersetzung des Wassers benutzte. In einer der münchener Akademie übergebenen Denkschrift und durch Versuche mit einem Modell, dessen Drähte eine Länge von 2000 Fuß besaßen, zeigte er einen vollständig ausgearbeiteten Plan seiner Erfindung. Die Leitung bestand aus 35 feinen, mit Seide besponnenen Messingdrähten, die zu einem Seil vereinigt waren und deren Enden in kleine mit angesäuertem Wasser gefüllte Gefäße tauchten. Der fünfunddreißigste Draht des Stranges, welcher als gemeinschaftlicher Zurückleiter diente, verzweigte sich in 34 Enden, die ebenfalls in jene Gefäße tauchten. Wurde nun an der abgebenden Station der gemeinschaftliche Rückleiter und einer der übrigen Drähte mit den Polen einer Batterie verbunden, so trat in dem entsprechenden Gefäße, welches einen der 24 Buchstaben oder eine Ziffer repräsentirte, Wasserzersetzung, also eine Gasentwickelung ein, und es war damit die Möglichkeit gegeben, von der abgebenden Station aus in der andern die Buchstaben und Ziffern zu signalisiren.

Eine ähnliche, jedoch nie zur Ausführung gekommene Idee wurde von Coxe in Philadelphia ausgesprochen.

Erst nachdem 1820 Örsted's glänzende Entdeckung des Elektromagnetismus bekannt ge-

worden und durch Schweigger's Multiplicator die Möglichkeit dargethan war, auch durch die schwächsten Ströme eine Magnetnadel von ihrer Richtung abzulenken, mußte die Idee, dieses Mittel zur Telegraphie zu benutzen, zur Anregung kommen.

Ampère machte den Vorschlag, so viele Leitungsdrähte, wie es Buchstaben gibt, von der einen zur andern Station zu leiten und dieselben auf Magnetnadeln wirken zu lassen. Es war genau die Idee des Sömmerring'schen Telegraphen, nur mit der Abänderung, daß statt der Wasserzersetzung in 34 Gefäßen die Bewegungen ebenso vieler Magnetnadeln dienten. Ampère brachte seine Idee nie zur Ausführung.

Dieselbe Idee, mit Hinzufügung einiger Verbesserungen, von Ritchie in einer Vorlesung in der Royal Institution besprochen, wobei er große Zweifel an der Ausführbarkeit der elektrischen Telegraphie überhaupt äußerte, wurde viel später (1837) von Alexander in Edinburg im Modell ausgeführt und öffentlich gezeigt. Es waren dazu noch immer 30 Drähte erforderlich.

Noch mehr vereinfacht wurde dieselbe Idee im Jahre 1832 von dem Baron Schilling von Cannstadt in Petersburg im kleinen zur Ausführung gebracht. Sein Telegraph enthielt sechs Leitungsdrähte, deren einer als gemeinschaftlicher Rückleitungsdraht fungirte, während die übrigen fünf mit ebenso vielen Multiplicatoren in Verbindung standen und auf die darin befindlichen Magnetnadeln wirkten. Da nun jede Nadel, je nachdem die Richtung des elektrischen Stroms umgekehrt wurde, entweder rechts oder links ausschlagen, folglich zwei Zeichen geben konnte, so repräsentirten die fünf Nadeln 10 Zeichen. Er hatte die Absicht, nicht Buchstaben, sondern die 10 Ziffern zu benutzen, um durch ihre Combination Zahlen zu signalisiren, welche in einer Art Lexikon den verschiedenen Wörtern beigefügt sein sollten, sodaß durch Nachschlagen der signalisirten Zahlen die entsprechenden Wörter aufgefunden werden konnten. Er begann seine Versuche mit der Ausführung einer einzelnen Drahtleitung, woher die irrige Meinung entstanden ist, der Baron Schilling von Cannstadt habe zu seinem Telegraphen nur einer Drahtleitung bedurft. Aber bevor er die großen, mit der genügenden Isolirung der Drahtleitung verbundenen Schwierigkeiten zu überwinden vermochte, ereilte ihn der Tod.

Es war im Jahre 1833, als Gauß und Weber einen viel einfachern Apparat mit nur zwei Leitungsdrähten zum ersten male im großen ausführten. Es wurden von Weber zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchungen über die Gesetze elektrischer, besonders der erst kurz vorher von Faraday entdeckten magnetoelektrischen Ströme, zwei Kupferdrähte über die Häuser und Thürme der Stadt Göttingen von dem physikalischen Cabinet nach der außerhalb der Stadt liegenden Sternwarte gespannt und hier mit einem großen Multiplicator in Verbindung gesetzt, in dessen Drahtspirale sich ein großer, an seidenen Fäden hängender Magnetstab befand, während die andern Enden in dem physikalischen Cabinet mit einer Drahtspirale verbunden waren, die zur Erregung des Stroms diente, indem man den einen Pol eines kräftigen Magnets hineinschob oder herauszog, dadurch Ströme von entgegengesetzter Richtung hervorrief, und die Magnetnadel der Sternwarte beliebig links oder rechts ausschlagen machte. Um den Magnetstab, welcher sonst nach jeder Zuckung in eine langdauernde Schwingung gerathen sein würde, sofort wieder zur Ruhe zu bringen, bedienten sie sich des sogenannten Dämpfers, eines kupfernen Gehäuses um den Magnet, aber innerhalb der Spirale. In diesem Dämpfer wird durch die Bewegung des Magnets selbst ein Inductionsstrom hervorgerufen, welcher auf den Magnet eine seiner jedesmaligen Bewegung entgegengesetzte Kraft ausübt, ihn folglich schnell zur Ruhe bringt. Es gelang ihnen so, dem Magnetstabe kurze Zuckungen beliebig zur Rechten oder Linken zu ertheilen und durch Combination derselben die verschiedenen Buchstaben zu signalisiren. Mochte nun auch diesem Apparate eigentlich ein anderer Zweck unterliegen, so wurde doch durch ihn das Problem der elektrischen Telegraphie zum ersten male durch Ausführung im großen gelöst.

Jetzt begann Steinheil in München, von Gauß und Weber dazu aufgefordert, dem Gegenstande ein ernstes Studium zu widmen, um dem Apparate eine speciell für die Zwecke der Telegraphie brauchbare und bequeme Einrichtung zu geben. Vom Könige von Baiern mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt, vollendete er im Jahre 1837 eine von München nach Bogenhausen, etwa dreiviertel Meilen, reichende Leitung, wobei er schon zu der wichtigen Entdeckung gelangte, daß der feuchte Erdboden als Leiter benutzt werden, mithin die eine Drahtleitung ersetzen könne. Zum Signalisiren der Buchstaben traf er die Einrichtung, daß die Magnetnadeln, deren sich zwei in demselben Multiplicator befanden, an Glocken schlugen, oder auf einem fortrückenden Papierstreifen schwarze Punkte hervorbrachten. Die großen Verdienste Steinheil's, welcher zuerst dem Telegraphen eine für die Zwecke des gemeinen Lebens angemessene Einrichtung gab, sind in der That denen von Gauß und Weber ziemlich gleichzustellen, obgleich er

selbst in einer 1838 herausgegebenen Schrift „Über Telegraphie" sich sehr bescheiden äußert: „Was ich daher zu dem Gauß'schen Telegraphen noch beigetragen habe, um ihm die jetzige Form zu geben, besteht im Grunde nur darin, daß ich seine Mängel erkannte, ihn verglich mit den früher als Ideal aufgestellten Anforderungen und demgemäß Abänderungen traf."

Am 12. Juni 1837, zu einer Zeit, wo der Steinheil'sche Telegraph bereits vollendet war, nahmen Wheatstone und Cooke in England ein Patent auf einen Nadeltelegraphen, wobei die Leitung fünf Drähte enthalten mußte.

Morse in Neuyork, dessen Apparat sich gegenwärtig so allgemein verbreitet hat, beschrieb denselben zuerst im September 1837, und wenn später von ihm behauptet ist, er habe schon im Jahre 1832 auf einer Reise von Europa nach Amerika die Idee einigen Reisegefährten mitgetheilt, so ist einerseits die Idee von dem Engländer Jackson, der sich auf demselben Schiffe befand, in Anspruch genommen, anderntheils kann bei einem Prioritätsstreit die Behauptung einer nur mündlich ausgesprochenen Idee keinen Anspruch auf Anerkennung machen. So außerordentliche Verdienste sich Wheatstone und Morse um die elektrische Telegraphie erworben haben, so sind sie doch nur auf dem von Gauß und Weber zuerst wirklich betretenen, und von Steinheil fahrbar gemachten Wege weiter fortgeschritten, und es leidet daher keinen Zweifel, daß die elektrische Telegraphie als eine deutsche Erfindung anerkannt werden muß. Wheatstone und Cooke führten ihren Telegraphen auf einem Theile der Great-Western-Eisenbahn aus, doch bestand die Leitung noch aus fünf hin- und zurücklaufenden, also 10 Drähten, und wurde dadurch so kostspielig, daß sie zu einer allgemeinen Anwendung sich nicht eignete, wie denn auch diese Telegraphenleitung nur für dienstliche Eisenbahnzwecke bestimmt war. Sie vereinfachten ihn indessen in den folgenden Jahren und reducirten die Zahl der Leitungsdrähte auf zwei, welche in einer gußeisernen Röhre unterirdisch fortliefen. Ihr zeichengebender Apparat war zuerst ein Nadeltelegraph, wurde aber nachher gegen einen Zeigertelegraphen vertauscht. Steinheil's wichtige Entdeckung, daß durch Benutzung des feuchten Erdbodens als Leiter ein Draht erspart werden könne, wurde zuerst von Bain in Edinburg benutzt, welcher später seinen Telegraphen auf der österreichischen Staatseisenbahn von Wien nach Brünn zur Ausführung brachte.

In Amerika wurde schon am 3. Febr. 1837 von dem Repräsentantenhause der Staatssecretär beauftragt, über die Räthlichkeit der Einführung von Telegraphen zu berichten, und infolge des im December desselben Jahres abgegebenen, sehr günstig lautenden Berichts und der ausführlichen Ermittelungen über das Morse'sche System, im März 1843 die Summe von 30000 Doll. zur versuchsweisen Ausführung einer großen Telegraphenleitung bewilligt. Es dauerte nicht lange, so waren Morse'sche Drucktelegraphen längs vieler Eisenbahnen, z. B. der von Albany nach Boston (350 englische Meilen), von Neuyork nach Boston (220 Meilen), von Neuyork nach Albany (150 Meilen), von Neuyork nach Washington (230 Meilen) im Betrieb.

Erst nachdem sich das Ausland bereits im Besitz sehr bedeutender Telegraphenanlagen befand, folgte endlich auch Deutschland nach, indem im Jahre 1843 die Verwaltung der Rheinischen Eisenbahn in der Nähe von Aachen eine Telegraphenlinie für Eisenbahnzwecke durch einen Engländer! ausführen ließ, welcher Telegraph noch vier! Drähte enthielt. Die zweite Telegraphenlinie längs der Taunuseisenbahn wurde 1845 von Hrn. Fardely aus Manheim ausgeführt. Mit nur einer Drahtleitung versehen, hat sie allen Anforderungen entsprochen. In demselben Jahre wurde auch in Frankreich die erste Telegraphenlinie von Paris nach Rouen in Ausführung gebracht.

Sowol Gauß und Weber, wie auch Steinheil hatten sich des durch Induction erregten Stroms bedient. Wheatstone dagegen sowie Morse benutzten den galvanischen Strom, und wenn auch später, besonders auf einigen sächsischen und bairischen Telegraphenlinien der Inductionsstrom für eine Zeit lang adoptirt wurde, und wenn er auch jetzt noch in einzelnen Fällen, z. B. zu den Eisenbahn-Läutewerken in Anwendung ist, so hat doch die galvanische Batterie fast überall den Vorrang gewonnen.

Einrichtung der Telegraphen.

Wenn zwei Stationen A und B telegraphisch verbunden werden sollen, sodaß sie gegenseitig sich Depeschen zusenden können, so bedarf es dazu einer Drahtleitung, welche eigentlich zwei Drähte enthalten müßte, um dem Strome als Hin- und Rückweg zu dienen, wenn nicht die eine dieser Leitungen durch die Erde übernommen und so der eine der beiden Leitungsdrähte erspart werden könnte. In welcher Art die Erde in den Kreislauf des Stroms eingeschaltet wird, soll weiter unten gezeigt werden. Zur Erregung des Stroms befindet sich an einer, oder, je nach

der Art des zeichengebenden Apparats, an jeder der beiden Stationen eine galvanische Batterie, deren Pole mit den Drähten in Verbindung sind und einen fortdauernden Strom unterhalten. Jede der beiden Stationen enthält einen Schlüssel, d. h. eine Vorrichtung zum beliebigen Unterbrechen und Wiederanknüpfen des Stroms, sowie einen telegraphischen Apparat, welcher von der andern Station aus mittels des Stroms in Wirksamkeit gesetzt werden kann, und dann die erforderlichen Zeichen hervorbringt. Sind Zwischenstationen vorhanden, so sind auch diese mit derselben Leitung in Verbindung, sodaß, wenn irgendeine der Stationen spricht, sämmtliche Telegraphen der Linie arbeiten. Beim Abgange einer Depesche wird zuerst diejenige Station, für welche sie bestimmt ist, durch mehrmalige Wiederholung ihres Anfangsbuchstaben oder eines sonstigen Zeichens aufmerksam gemacht, oder gerufen, während die Telegraphisten der übrigen Stationen sich um die Depesche nicht zu bekümmern brauchen. Ausführlicheres über die telegraphische Correspondenz einem spätern Abschnitt dieses Artikels vorbehaltend, wenden wir uns zur Betrachtung der Leitung.

Die Leitung. Als Material zu derselben kommen nur zwei Metalle, Kupfer und Eisen, in Betracht. Das erstere, obwol seines ausgezeichneten Leitungsvermögens und seiner Dauerhaftigkeit den Einflüssen der Witterung gegenüber besonders geeignet, hat dennoch auf den meisten Telegraphenlinien dem Eisen weichen müssen, weil dieses in der ersten Anlage wohlfeiler und nicht der Gefahr unterworfen ist, diebisch entwendet zu werden; denn während ein Kupferdraht durch Einschmelzen sich leicht unkenntlich machen und so verwerthen läßt, würde der Dieb von einem eisernen Telegraphendraht ohne Gefahr der Entdeckung in keiner Weise Anwendung machen können. Es gesellt sich hierzu beim Kupfer der Nachtheil der Weichheit und Dehnbarkeit, in deren Folge die ausgespannten und scharf angezogenen Drähte unter Mitwirkung der durch den Wind veranlaßten Erschütterungen sich allmählich dehnen und in Gestalt eines Bogens zwischen den Tragstangen herabhängen. Befinden sich nun zwischen denselben Stangen mehrere schlaffe Drahtleitungen, so können sie, durch den Wind in Schwingungen gesetzt, leicht in Berührung kommen und dadurch die größten Störungen der Correspondenz herbeiführen. Eisendrähte dagegen, namentlich in der ohnehin erforderlichen Dicke, recken sich nicht und gestatten eine so feste Spannung, daß sie fast gerade laufen und jede Gefahr von Berührungen ausschließen.

Da das Leitungsvermögen des Eisens 5,5 mal geringer als jenes des Kupfers, so erfordert ein Eisendraht einen 5,5 mal größern Querschnitt und, unter Annahme gleichen specifischen Gewichts, auch ein 5,5 mal größeres Gewicht. Wenn erfahrungsmäßig eine Dicke von 1 Linie für einen Kupferdraht genügt, von welchem die Meile etwa 5 Ctr. wiegt, so würde ein Eisendraht ein Gewicht von $27\frac{1}{2}$ Ctr. haben müssen. Da aber das specifische Gewicht des Eisens (7,8) sich kleiner stellt als jenes des Kupfers (8,9), so wird sich das Gewicht des Eisendrahts auf 24 Ctr. reduciren; ein solcher Eisendraht aber würde einen Durchmesser von 2,4 Linien oder $\frac{1}{5}$ Zoll haben. Setzen wir den Preis von 1 Ctr. Kupferdraht zu 50 Thlr., den von 1 Ctr. Eisendraht zu $8\frac{1}{2}$ Thlr., so kostet die Meile Kupferdraht 250 Thlr., Eisendraht dagegen 204 Thlr. Die größere Dicke des Eisendrahts bedingt überhaupt eine bedeutend größere Widerstandsfähigkeit, als sie ein dünner Kupferdraht von nur 1 Linie Durchmesser besitzt. Auf der andern Seite ist nicht zu übersehen, daß ein durch langen Dienst unbrauchbar gewordener Kupferdraht seinen Kupferwerth behält, während abgenutzte Eisendrähte völlig verloren sind. Um den Eisendraht gegen das Rosten zu schützen, pflegt man ihn oberflächlich zu verzinken (galvanisiren). Der Draht soll völlig frei von Fehlstellen sein und in möglichst langen Stücken eingeliefert werden, um weniger Verbindungen zu bedürfen. Man bewirkt diese Verbindungen entweder einfach durch Zusammendrehen der Enden, oder besser, indem man an jedes Ende ein Schraubengewinde schneidet, und sie damit in eine gemeinschaftliche Schraubenmutter einschraubt. Zum Tragen des Drahts dienen 4—6 Zoll dicke Stangen von etwa 15 Fuß Höhe, die in Entfernungen von etwa 100—120 Fuß in die Erde gegraben und zum Schutze gegen Fäulniß, so weit sie in die Erde kommen, schwarz angebrannt sind. Versuche, lebendige Bäume als Träger zu benutzen, haben schon aus dem Grunde keine guten Resultate gegeben, weil bei starkem Winde die Stämme der Bäume in starkes Schwanken gerathen, was der gleichmäßigen Anspannung der Drähte sehr nachtheilig werden muß.

Die Isolirung der Drahtleitung bildet eine besonders wichtige Aufgabe, weil bei der außerordentlich großen Anzahl der Tragstangen der kleinste Mangel in diesem Punkte sich ebenso vielmal wiederholt, und es ist in der That zu bewundern, daß man, bei den jetzigen vervollkommneten Einrichtungen, auf große Distanzen eine beinahe vollständige Isolirung erzielt. Da nämlich das Holz der Tragstangen, besonders wenn es durch Regen durchnäßt ist, als Leiter

wirkt, so wird der Strom, der durch den Draht seinen Hin-, und durch die Erde seinen Rückweg nimmt, geneigt sein, den kürzern Weg einzuschlagen und die Tragstangen zu benutzen, um von dem Draht zur Erde überzugehen, statt den weiten Weg bis zur andern Station zu durchlaufen. Solche nachtheilige Ableitungen des Stroms (Nebenschließungen) können nur durch besondere Isolatoren verhindert werden. Es sind dies glockenförmig gestaltete Körper von Porzellan oder Eisen, seltener, und der Zerbrechlichkeit wegen nicht so gut, von Steinzeug oder Glas. Der porzellanene Isolator hat die Gestalt einer kleinen Glocke, von deren Mitte sich eine hohle cylindrische Erhöhung erhebt, in welche eine gekrümmte eiserne Stütze mittels Schwefel befestigt ist. Mittels dieser Stütze wird die Glocke an die Tragstange geschraubt, und es wird die Drahtleitung über der Glocke an der erwähnten Erhöhung befestigt. Da nun Porzellan zu den Nichtleitern gehört, die untere Seite der Glocke aber auch bei dem stärksten Regen trocken bleibt, so gewährt sie eine vollständige Isolirung. Bei eisernen Glocken ist die Einrichtung eine andere; die Glocke selbst wird nämlich an die Tragstange geschraubt, sie enthält aber in der Mitte ihrer untern Höhlung einen, mittels einer kleinen Porzellankapsel und Schwefel befestigten, folglich isolirten, herabhängenden eisernen Haken, durch welchen der Draht getragen wird. In dieser Art können an einer und derselben Tragstange, wenn sie hinreichende Stärke besitzt, mehrere Drähte, verschiedenen Telegraphenleitungen angehörig, befestigt werden.

Die oberirdischen Leitungen haben ihre großen Mängel. Dahin gehört die Leichtigkeit von Beschädigungen durch Bosheit der Menschen sowol wie durch die Einwirkungen der Atmosphäre. Schon mehrfach sind Fälle beobachtet, wo sich im Winter fast armdicke Umhüllungen von festgefrorenem Schnee oder Reif auf den Drähten bildeten, welche durch ihr Gewicht und gleichzeitige Einwirkung des Windes das Zerbrechen und Umstürzen der Tragstangen und so die Vernichtung der Leitung auf große Distanzen herbeiführten. Selbst ein hoher Kältegrad und die dadurch bewirkte Zusammenziehung und Verkürzung des Drahts kann eine bis zum Zerreißen gehende Anspannung hervorbringen. Endlich verursacht auch die Instandhaltung der vielen durch die Witterung leidenden Tragstangen bedeutende Kosten, da sie einer verhältnißmäßig sehr schnellen Zerstörung unterworfen sind. Der untere in der Erde befindliche, besonders aber der dicht über der Erde befindliche Theil fault sehr schnell. Man hat versucht, das untere Ende mit Asphalt zu überziehen, aber die Stelle, wo der Asphaltüberzug zu Ende ging, faulte um so schneller. Am besten noch hat sich die Tränkung der Stangen mit einer verdünnten Auflösung von Zinkchlorid bewährt, welches auch zum Präpariren der hölzernen Eisenbahnschwellen dient. In Preußen hat man den Vorschlag gemacht, die hölzernen Tragstangen durch gezogene schmiedeeiserne Röhren von $8\frac{1}{3}$ Fuß Höhe und $2\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser zu ersetzen, welche mittels einer konischen, oben mit einem Muff zur Aufnahme der Stange versehenen gußeisernen Endschraube von 3 Fuß 10 Zoll Länge in der Erde zu befestigen wären. Die Kostspieligkeit (10 Thlr. das Stück) steht ihrer allgemeinen Anwendung im Wege. Den früher so häufig vorkommenden Beschädigungen und Zerstörungen der Telegraphenapparate beim Einschlagen des Blitzes in die Drahtleitung ist zwar durch sehr sinnreiche Einrichtungen (Blitzableiter), welche weiter unten besprochen werden sollen, abgeholfen, aber ein Schutz der Leitungen selbst, welche nicht selten auf bedeutende Strecken durch den Blitz vernichtet werden, hat noch nicht, ohne übermäßige Kosten, zur Anwendung gebracht werden können.

Unterirdische Leitungen. Um allen soeben erwähnten Mängeln auszuweichen, hat man mehrfach Versuche gemacht, die Drahtleitung unter der Erde anzubringen und sie zu dem Ende der ganzen Länge nach mit einer isolirenden Hülle von Guttapercha zu umgeben. Im größten Maßstabe wurden solche Versuche im Jahre 1848 in Preußen unter Leitung des Lieutenants Siemens ausgeführt, dessen Scharfsinn und Erfindungsgeist die elektrische Telegraphie eine Menge der schönsten Bereicherungen verdankt. Es mußten damals, durch die politischen Ereignisse geboten, mehrere bedeutende Linien, namentlich die von Berlin nach Frankfurt sowie von Berlin nach Aachen in größter Eile, und ohne daß über den Gegenstand hinreichende Erfahrungen vorlagen, ausgeführt werden. Die aus England bezogene, zum Theil sehr schlechte Guttapercha wurde nach einem, dazumal noch unvollkommenen Verfahren vulkanisirt (mit Schwefel verbunden) und zur Umhüllung des Kupferdrahts verwendet, wobei wegen mangelhafter Maschinen der Guttaperchaüberzug nicht selten so excentrisch ausfiel, daß er an der einen Seite nicht viel über Papierdicke hatte. Der zugesetzte Schwefel wirkte auf das Kupfer, es entstand nach einiger Zeit Schwefelkupfer, eine die Elektricität leitende Substanz, welche bis zu einer gewissen Tiefe in die Guttapercha eindrang und namentlich an den dünnen Stellen bis an die Oberfläche kam. Es entstanden dadurch Verhärtungen und Risse, die sich den, auf dem elli-

gen Transport entstandenen Beschädigungen zugesellten, und schließlich fanden sich auch in der Erde Nagethiere, als Ratten, Maulwürfe, Mäuse ein, welche beim Durchwühlen des Bodens den ihnen im Wege liegenden Draht benagten und seiner isolirenden Hülle beraubten. Aus diesen und ähnlichen Gründen versagten die unterirdischen Leitungen häufig ihren Dienst und mußten nach langen, mühevollen und kostspieligen Versuchen aufgegeben werden. Es würde jedoch sehr voreilig sein, nach diesen ungünstigen Resultaten über die unterirdischen Leitungen den Stab zu brechen, ja, bei sorgfältiger Fabrikation des Drahts und gehörig tiefer Einbettung von mindestens 3 Fuß, bis zu welcher Tiefe die genannten Thiere nicht leicht kommen, würden sich die Gefahren sehr vermindern. Gibt man der Guttapercha noch eine Umhüllung von Blei, wie dies später auf einigen (russischen) Linien geschehen ist, so hält sich die Leitung vortrefflich. Leitungen dieser Art können freilich der Kostspieligkeit wegen sich nur für Hauptlinien und Staatstelegraphen eignen. Die Kosten unterirdischer Leitungen (ohne Bleiüberzug) berechnen sich für die deutsche Meile wie folgt:

5 Ctr. Kupferdraht à 50 Thlr. . . .	250 Thlr.
Guttaperchaüberzug	720 „
Eingraben und sonstige Kosten . . .	200 „
	1170 Thlr.,

wogegen eine oberirdische Leitung per Meile sich auf etwa 350 Thlr. stellt. Unterirdische Leitungen bieten jedenfalls in Fällen, wo oberirdische nicht gut ausführbar sind, z. B. innerhalb der Städte, ein willkommenes Auskunftsmittel. Man hat sich neuerdings in mehreren Städten derselben Kabel bedient, die bei unterseeischen Leitungen zur Anwendung kommen, worüber das Nähere an einem andern Orte vorkommt. Eine andere Art unterirdischer Leitungen in gußeisernen Röhren, wie solche in der Stadt Berlin zur Ausführung gekommen ist, wird ebenfalls sogleich besprochen werden.

Wenn unterirdische Leitungen ihren Dienst versagen, so ist das Auffinden der fehlerhaften Stelle mit ziemlicher Mühe verbunden. Man gräbt die Leitung etwa in der Mitte ihrer Länge auf, durchschneidet den Draht und prüft die beiden Hälften einzeln, um zu sehen, in welcher der Fehler liegt. Die als fehlerhaft erkannte Hälfte wird wiederum in der Mitte durchschnitten u. s. w., bis man durch fortgesetztes Halbiren und Prüfen der Hälften dem Sitz des Übels ziemlich nahe gekommen ist, worauf nun das betreffende Stück der Leitung aufgenommen und durch ein neues ersetzt wird.

In Paris hat man die Stadtleitungen, welche vom Centralbureau nach den einzelnen Telegraphenlinien führen, und welche früher über die Dächer der Häuser und quer über die Straßen gingen, was, abgesehen von dem schlechten Aussehen, auch viele Unzuträglichkeiten mit sich brachte, in unterirdische Leitungen verwandelt. Es sind in den Straßen Gräben gezogen, innerhalb derselben die Drähte, oft ihrer zehn, in 1 Zoll Entfernung voneinander parallel ausgespannt und mit einer Asphaltcomposition, bestehend aus Asphalt von Seyssel, gereinigtem Bitumen und trockenem Sand, umgossen. Diese allerdings sehr kostspielige Methode (der laufende Meter kostete bei 10 Drähten 4 Fr. 41 Cent.) hat sich als dem Zweck vollkommen entsprechend erwiesen.

Ganz abweichend hiervon ist die unterirdische Stadt-Telegraphenleitung in Berlin construirt. Die von der Centralstation nach den verschiedenen Telegraphenlinien ausgehenden mit Guttapercha überzogenen Drähte liegen frei in einer eisernen Röhrenleitung von 6 Zoll Weite, die von der Centralstation sich in 3 Fuß Tiefe unter dem Erdboden nach dem Brandenburger Thor erstreckt, von wo aus die Drähte durch oberirdische Leitungen sich verzweigen. Theils um bei vorkommenden Störungen nachsehen, theils auch, um beliebig neue Drähte einziehen zu können, erheben sich von der Röhrenleitung in Abständen von 175 Fuß weite aufrecht stehende Cylinder von 14 Zoll Weite („Untersuchungsbrunnen") bis fast zur Höhe des Straßenpflasters, welche für gewöhnlich fest verschlossen und mit einer hölzernen Bohle bedeckt sind. Nahe unter der obern Mündung liegt eine 3½ Zoll breite, quer durch den Cylinder reichende, mit vielen kleinen numerirten Löchern versehene Porzellanplatte. Die in der Röhrenleitung liegenden Drähte werden in den Untersuchungsbrunnen in die Höhe, durch die Löcher der Porzellanplatte gezogen und über derselben je zwei durch Zusammendrehen verbunden. Bei vorkommenden Störungen ist es nun leicht, die einzelnen Drahtenden mittels eines durchgeleiteten Stroms und eines Galvanometers auf etwaige Fehler der Isolirung zu prüfen. Hat man das fehlerhafte Stück gefunden, so befestigt man einen langen Bindfaden daran und zieht es nach der entgegengesetzten Richtung heraus, sodaß sich nun der Bindfaden in der Röhre befindet. An diesen befestigt man

das neue Drahtstück und zieht es dadurch ein. Auf ähnliche Art verfährt man beim Einziehen ganz neuer Leitungen.

Benutzung des Erdbodens als Leiter. Da die elektrische Telegraphie überhaupt darauf beruht, mittels eines galvanisch- oder magnetoelektrischen Stroms von einer Station aus einer entfernten Zeichen zu geben, da aber die genannten Ströme nothwendig eine geschlossene Leitung, d. h. das Vorhandensein eines Leiters verlangen, der die Pole der Batterie oder des sonstigen erregenden Apparats verbindet, so kann das bloße Hinleiten eines Leiters nach der entfernten Station nicht genügen, wie dies der Fall sein würde, wenn z. B. (woran praktisch jedoch nicht zu denken) die freie Elektricität des Conductors einer Elektrisirmaschine zum Signalisiren gebraucht werden sollte. Eine geschlossene Leitung setzt eine zwischen den Stationen hin- und zurücklaufende Verbindung voraus, welche entweder durch zwei Drähte, oder, nach Steinheil's wichtiger Entdeckung auch zur Hälfte durch den feuchten Erdboden übernommen werden kann, sodaß nur eine Drahtleitung nöthig, welche dem Strom zur Hinleitung dient, worauf er dann durch die Erde seinen Rückweg nimmt. Bei dem so geringen Leitungsvermögen der feuchten Erde würde es nicht genügen, die Einschaltung der Erde in die Leitung einfach durch das Hineinstecken von Kupferdrähten an beiden Endpunkten zu versuchen, weil die so kleine Oberfläche des eingesteckten Drahtendes dem feuchten Boden eine viel zu kleine Berührungsfläche, mithin dem Strom einen viel zu großen Widerstand darbieten würde. Man vergrößert daher die metallische Berührungsfläche, indem man Kupferbleche („Erdplatten") von bedeutender Größe, gewöhnlich etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß im Quadrat, also von $24\frac{1}{2}$ Quadratfuß gesammter Oberfläche entweder in einen absichtlich dazu angelegten kleinen Brunnen, oder doch so tief in die Erde senkt, daß sie sich stets unterhalb des bleibenden Wasserstandes befinden. Da nun, wie oben erwähnt, der Mangel an Leitungsvermögen durch die Größe des Querschnitts aufgewogen wird, die zwischen den Erdplatten befindliche Erdmasse aber einen Querschnitt von fast unbegrenzter Größe darbietet, so erklärt sich das außerordentlich gute Leitungsvermögen der Erde, welches nach Baumgartner 3,14 mal größer ist als das eines Kupferdrahts von 2 Millimeter (1 Linie) Dicke; nach andern aber für so groß gehalten wird, daß es dem Strome gar keinen bemerklichen Widerstand entgegensetze.

Man begegnet nicht selten der Verwunderung darüber, daß der von der einen Erdplatte ausgehende Strom auf viele Meilen Entfernung seinen Weg genau nach der andern findet, und nicht etwa einmal vorbeischieße. Dieser Scrupel beruht auf der Idee eines Stroms freier Elektricität, denn sowie der aus einer Wolke fahrende Blitz seinen Weg bald hier, bald dorthin wählt, ebenso, glaubt man, werde auch der die Erdplatte verlassende Strom beliebige Richtungen einschlagen können. Aber ganz anders verhält sich der Strom in einer, die Pole einer galvanischen Batterie verbindenden Leitung. Indem an einem Punkte positive, an einem andern negative E in die Erde gelangt, wird in dem bereits oben entwickelten Sinne zwischen diesen Punkten eine Entladung oder Ausgleichung stattfinden, und zwar auf dem möglichst nächsten Wege, gleichviel, ob sich der Leiter auch nach andern Seiten hin forterstrecke oder nicht. Ähnlich ist der Fall der Entladung einer Batterie durch den menschlichen Körper. Berührt man mit der einen Hand den einen, mit der andern Hand den andern Pol derselben, so erfolgt die Entladung durch die Arme und die Brust als die, den kürzesten Weg repräsentirenden Theile und ohne durch das Vorhandensein des übrigen Körpers abgelenkt zu werden. Wir dürfen an dieser Stelle die Ansicht einiger Physiker nicht unerwähnt lassen, welche sich die Entladung einer Batterie durch die Erde in der Art vorstellen, als bilde die Erde ein unermeßlich großes Reservoir, in welches die Elektricitäten beider Pole abströmen. Näher betrachtet steht diese Ansicht mit jener, welche sich die Wirkung der Erde ganz einfach als jene eines Leiters vorstellt, ganz und gar nicht in Widerspruch.

Man hat sich statt der eingegrabenen Kupferplatten auch anderer, mit der feuchten Erde in Berührung befindlicher Leiter, z. B. der Schienen einer Eisenbahn, oder der bleiernen oder eisernen Umhüllungen von unterirdischen Leitungen bedient. Bei ambulanten Telegraphen, überhaupt in Fällen, wo wegen öftern Wechsels der Stationen das jedesmalige Eingraben so großer Kupferplatten zu zeitraubend und mühsam sein würde, benutzt man gezogene schmiedeeiserne Röhren von 1 Zoll äußerm Durchmesser und 12 Fuß Länge, die unten mit einem schneckenförmigen Schraubengange versehen und auf etwa 4 Fuß Länge verkupfert sind. Man schraubt sie beim Gebrauch, soweit die Verkupferung reicht, in die Erde. Wenngleich diese „Erdleitungssäulen" der feuchten Erde nur etwa $1\frac{1}{2}$ Quadratfuß Berührungsfläche darbieten, so hat sich doch erfahrungsmäßig selbst diese kleine Fläche als völlig genügend herausgestellt.

Von der Ausführung unterseeischer Leitungen wird weiter unten bei Beschreibung der unterseeischen Telegraphie die Rede sein.

Die Telegraphirapparate. Man kann dieselben, gewöhnlich kurzweg „Apparate" genannt, dem ihnen zu Grunde liegenden Principe nach eintheilen in 1) Nadeltelegraphen; 2) Zeigertelegraphen; 3) Drucktelegraphen; 4) Chemische Telegraphen.

1) Nadeltelegraphen. Diese älteste Art der elektromagnetischen Telegraphen, welche schon von Gauß und Weber, später von Wheatstone angewandt wurde, und auch jetzt noch in England fast ausschließlich gebraucht wird, beruht auf dem Schweigger'schen Multiplicator. Man denke sich einen verhältnißmäßig langgestreckten, ovalen Ring oder Rahmen von Kupferblech, etwa 6 Zoll lang, äußerlich mit einer großen Zahl von Windungen eines feinen, der Isolirung wegen mit Seide besponnenen Kupferdrahts bedeckt, und innerhalb desselben eine Magnetnadel oder einen drehbaren Magnetstab, dessen Richtung mit der Längenrichtung des Rahmens, also auch mit der Richtung der Drahtwindungen parallel ist, so hat man einen Multiplicator in der einfachsten Gestalt. Läuft durch den Draht ein elektrischer Strom, so bewirkt er, je nach der Richtung des Stroms, eine Ablenkung der Magnetnadel nach der Rechten oder Linken. Um das Spiel des Magnetstabs, welcher sich nebst der Drahtspirale in verticaler Richtung befindet, besser beobachten zu lassen, geht seine Achse an der vordern Seite frei zwischen den Windungen hindurch und trägt hier eine Nadel, die als Zeichengeber wirkt. Gesetzt, es befinde sich dieser Apparat auf der Station B, während von einer andern A gesprochen wird, so muß sich an dieser letztern eine mit der nach B hin- und zurückführenden Drahtleitung sowie mit dem Multiplicator verbundene Batterie und ein Schlüssel befinden, welcher letztere, in der Hand des Telegraphisten, nach Belieben den Strom entweder ganz unterbrechen, oder (beim Telegraphiren) anknüpfen und, je nach dem beabsichtigten Zeichen, umkehren kann. Ein solcher Schlüssel, wegen der Umkehrung des Stroms auch wol Commutator genannt, kann folgendermaßen eingerichtet sein: Eine hölzerne, horizontal liegende Achse, zum bequemen Anfassen vorn mit einem Handgriff versehen, enthält zwei, durch Drähte mit den Polen der Batterie verbundene, vertical aufstehende Messingstücke; an jeder Seite der Achse erheben sich zwei Messingfedern, durch Drähte mit der Hauptleitung in Verbindung gebracht. Wird nun die Achse rechts oder links gedreht, so kommen die genannten Messingstücke mit den Federn in Berührung und leiten den Strom der Batterie nach der Station B. Die Umkehrung des Stroms erfolgt einfach dadurch, daß die Federn der einen Seite in entgegengesetztem Sinne von dem der andern Seite mit den Enden der Leitung in Verbindung sind. Die Anordnung ist nun so getroffen, daß der Strom auch die Nadel der sprechenden Station A mit jener der andern Station B übereinstimmend zum Ausschlagen bringt, damit der Telegraphist in A die gegebenen Zeichen auch an seinem eigenen Telegraphen sieht. Um gegenseitig sprechen zu können, ist es bei dieser Einrichtung erforderlich, daß sich auch in B eine Batterie, sowie auch ein Schlüssel befinde. Durch Combination verschiedener Rechts- und Linksschläge der Nadeln können nun zwar die Buchstaben, Ziffern und andere Zeichen gegeben werden, da aber diese Combinationen zum Theil sehr lang werden mußten, so führte man in England die Doppelnadeltelegraphen ein, deren Einrichtung mit der eben beschriebenen vollkommen übereinstimmt, nur daß jeder Telegraph zwei Nadeln sowie zwei Schlüssel besitzt, und auch einer besondern Leitung bedarf. Unter Mitbenutzung der Erde gehören also zu einem solchen Telegraphen zwei Drahtleitungen.

Alphabet des Doppelnadeltelegraphen:

A — linke Nadel zweimal links
B — „ „ dreimal „
C — „ „ erst links dann rechts
D — „ „ „ rechts „ links
E — „ „ einmal rechts
F — „ „ zweimal „
G — „ „ dreimal „
H — rechte „ einmal links
I — „ „ zweimal „
K — „ „ dreimal „
L — „ „ erst links dann rechts
M — „ „ „ rechts „ links
N — „ „ einmal rechts

O — rechte Nadel zweimal rechts
P — „ „ dreimal „
R — beide Nadeln einmal links
S — „ „ zweimal „
T — „ „ dreimal „
U — „ „ links-rechts
V — „ „ rechts-links
W — „ „ einmal rechts
X — „ „ zweimal „
Y — „ „ dreimal „
Z ebenso wie C
Am Ende jedes Wortes linke Nadel einmal links.

Ziffern werden durch dieselben Bewegungen gemacht, nachdem vorher ein Zeichen, z. B.

linke Nadel viermal links, gegeben ist. Soll umgekehrt von Ziffern zu Buchstaben zurückgegangen werden, so wird dies durch ein anderes Zeichen angedeutet. Nach jedem Worte gibt der Empfänger durch einmal rechts der linken Nadel das Zeichen „Verstanden", oder im entgegengesetzten Falle das Zeichen „Nicht verstanden" durch einmal links der linken Nadel, worauf das Wort noch einmal gegeben werden muß. Beide Nadeln viermal links von seiten des Empfängers bedeuten „Warte"; beide Nadeln viermal rechts „Geh weiter". Eine sehr bedeutende Abkürzung läßt sich dadurch erzielen, daß der Empfänger nicht jedes Wort zu Ende buchstabiren läßt, sondern, sobald er aus den ersten Buchstaben das Wort erräth, sein „Verstanden" gibt, worauf dann sofort zum folgenden Worte geschritten wird.

Der Nadeltelegraph bietet die große Annehmlichkeit dar, daß der Empfänger jedes Wort sofort erkennt, wodurch die Mittheilungen fast den Charakter der Sprache erlangen, nur daß das Auge die Stelle des Ohres vertritt. Es können sich mit dem Nadeltelegraphen zwei weit entfernte Personen fast ebenso gut unterhalten, ja, selbst durch Heftigkeit oder Langsamkeit der Bewegungen die verschiedenen Affecte so getreu ausdrücken, als ständen sie einander nahe gegenüber; hat man doch selbst ein Zeichen zum Ausdruck des Lachens eingeführt. Bei gehöriger Übung geht das Telegraphiren so rasch von statten, daß in der Minute bis zu hundert Wörter gegeben werden können. Die Nachtheile des Nadeltelegraphen bestehen in den Kosten der doppelten Drahtleitung, sodann in der höchst ermüdenden Anstrengung, welche das rasche Beobachten der hin und her spielenden beiden Nadeln und die augenblickliche Erkennung der Zeichen selbst einem geübten Telegraphisten verursacht, indem die Erkennung der kurzen Zuckungen bald dieser, bald jener Nadel, bald beider Nadeln zugleich eine ganz außerordentliche Aufmerksamkeit erheischt; endlich sind zum Empfangen einer Depesche zwei Personen erforderlich, deren eine die Nadel beobachtet und die empfangenen Wörter laut ausspricht, während die andere sie zu Papier bringt. Um vor Beginn einer Depesche den Telegraphisten aufmerksam zu machen, oder zu rufen, befindet sich über dem Telegraphen ein Glöckchen, dessen Hammer durch einen Elektromagnet zum Anschlagen gebracht wird.

Von dem Wheatstone'schen Nadeltelegraphen abweichend ist der von Bain in Edinburg erfundene und von Ekling in Wien verbesserte Apparat, welcher früher auf österreichischen Linien in Gebrauch war. Eine nähere Beschreibung desselben, welche nur vermittelst einer Zeichnung verständlich gemacht werden könnte, kann um so eher übergangen werden, als er ohnehin nicht mehr in Anwendung ist.

Dem Nadeltelegraphen nahe verwandt ist der von Breguet in Paris erfundene und bis auf die neueste Zeit, wo er von dem Morse'schen verdrängt wurde, auf den französischen Linien als Staatstelegraph benutzte Apparat. Derselbe enthält zwei Nadeln nebeneinander, welche, durch ein Uhrwerk um das eine ihrer Enden gedreht, sich sprungweise bald horizontal, bald vertical auf- oder abwärts gerichtet, bald schräg, und zwar entweder auf- oder abwärts rechts oder links stellen, sodaß jede Nadel während des Umlaufs acht verschiedene Stellungen einnimmt, welche den Lagen eines, sprungweise um 45 Grad weiter rückenden Radius eines Kreises entsprechen. Es können nun aber die Nadeln mittels eines Elektromagnets in jedem Augenblick angehalten werden, wodurch 64 verschiedene Combinationen möglich werden, welche zur Bezeichnung der Buchstaben dienen.

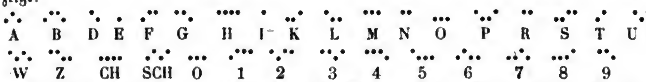
2) Zeigertelegraphen, so genannt, weil sie einen Zeiger enthalten, der sich, durch den elektrischen Strom in Bewegung gesetzt, vor einer Scheibe dreht, auf welcher die Buchstaben des Alphabets im Kreise stehen und beim Telegraphiren den zu bezeichnenden Buchstaben dadurch anzeigt, daß er, bei ihm angekommen, auf einen Augenblick still steht. Der Zeigertelegraph in der einfachsten Gestalt enthält einen Elektromagnet, der durch abwechselndes Anknüpfen und Unterbrechen des Stroms abwechselnd magnetisch und unmagnetisch gemacht wird, und auf einen nahe davor befindlichen kleinen Anker einwirkt, indem er ihn abwechselnd anzieht und, bei Unterbrechung des Stroms, losläßt, wo er dann durch eine Feder zurückgezogen wird. Diese hin- und hergehende Bewegung des Ankers setzt vermittelst eines einfachen Mechanismus den Zeiger in Drehung, sodaß er bei jeder einzelnen Bewegung des Ankers um einen Buchstaben weiter rückt. Der auf der andern Station befindliche Schlüssel besteht in einem messingenen Rade, dessen Umfang 12 Ausschnitte enthält, welche mit Elfenbein, Holz oder einem sonstigen Nichtleiter ausgefüllt sind, dergestalt, daß sich der Umfang in 24 Theile theilt, die abwechselnd aus einem Leiter, nämlich dem Metall der Scheibe, und dem Nichtleiter bestehen. Gegen den Umfang drückt sich eine metallene Feder, welche mithin bei der Umdrehung des Rades abwechselnd mit dem Messing und dem Nichtleiter in Berührung tritt. Indem der durch eine galvanische Bat-

terie erregte Strom, bevor er in die Hauptleitung tritt, durch das Rad und die Feder geht, wird er während eines Umgangs des Rades zwölfmal angeknüpft und zwölfmal unterbrochen. An der Achse des Rades aber befindet sich eine Scheibe mit den 24 Buchstaben, den 24 Abtheilungen des Rades entsprechend. Wird nun die Scheibe nebst dem Rade von dem Telegraphisten mit mäßiger Geschwindigkeit gedreht, so entstehen, den aufeinander folgenden Buchstaben entsprechend, abwechselnd Anknüpfungen und Unterbrechungen des Stroms, wodurch, wie vorher gezeigt, auch der Zeiger der andern Station in genau entsprechende Drehung versetzt wird. Hält also der Telegraphist bei einem beliebigen Buchstaben mit der Drehung ein, so steht auch der Zeiger des Telegraphen solange still, und zeigt den gewünschten Buchstaben an. In dieser Einrichtung des Zeigertelegraphen, der übrigens in einzelnen Fällen noch jetzt gebraucht wird, kann sich der hindernde Übelstand einstellen, daß die vollkommene Harmonie in der Drehung des Schlüssels und des Zeigers dadurch gestört wird, daß entweder der Telegraphist beim Drehen der Schlüsselscheibe zu rasch verfährt, oder daß auch durch ungünstige Witterung der Leitungsstrom geschwächt und deshalb nicht im Stande war, dem Elektromagnet des Telegraphen während der kurzen Anknüpfungszeiten die zum Drehen der Buchstabenscheibe nöthige magnetische Kraft zu verleihen. Waren solchergestalt die Scheiben auseinander, so hörte jedes Verständniß auf und es bedurfte erst einer besondern Operation, um die Scheiben wieder in Einklang zu bringen. Zur Abhülfe dieses großen Übelstandes wurde von Siemens und Halske in Berlin ein Zeigertelegraph von bewunderungswürdig sinnreicher, aber auch ziemlich künstlicher Construction erfunden, dessen Grundidee darin lag, die Drehung der Schlüsselscheibe nicht der Hand des Telegraphisten anzuvertrauen, sondern dem elektrischen Strom selbst zu überlassen, um so zwischen der Stromstärke und der Drehungsgeschwindigkeit einen nothwendigen Zusammenhang zu erzielen. Dieser in der That ebenso geniale wie hübsche Apparat besteht in einem niedrigen, länglich viereckigen Kasten von etwa 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite, in dessen Mitte sich ein kleines Zifferblatt mit einem Zeiger in der Mitte befindet, dessen Umkreis die 24 Buchstaben, unter ihnen jedoch die häufig vorkommenden E, S und N zweimal enthält. Diese Buchstaben befinden sich auf Tasten, die sich niederdrücken lassen und gewissermaßen eine kreisförmige Claviatur bilden. Wird irgendeine der Tasten niedergedrückt, so bewirkt sie eine Hemmung im Umlaufe des Zeigers, welcher also bei dem niedergedrückten Buchstaben so lange anhält, bis man ihn durch Loslassen der Taste wieder in Freiheit setzt, seinen Lauf aber durch das Niederdrücken des nächsten Buchstaben hemmt u. s. w. Nun aber ist die Einrichtung so getroffen, daß jede Hemmung des Zeigers auch eine Unterbrechung des Stroms bewirkt, sodaß das Arretiren des Zeigers der sprechenden Station A nothwendig auch das augenblickliche Stillstehen des Zeigers der empfangenden Station B bewirkt, folglich beide Zeiger sich übereinstimmend fortbewegen und still stehen. Das Telegraphiren kommt einfach darauf hinaus, die mit dem jedesmal zu signalisirenden Buchstaben bezeichnete Taste niederzudrücken und in dieser Lage zu halten, bis der ziemlich rasch umlaufende Zeiger bei ihr angekommen ist, sie alsdann loszulassen, aber sofort die Taste des nächsten Buchstaben niederzudrücken u. s. w. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Zeigerapparat, welcher sonst ununterbrochen zwecklos umlaufen würde, außer Bereich des elektrischen Stroms gesetzt, und nur, wenn durch das Anschlagen der in dem Kasten befindlichen Alarmglocke das Zeichen zum Aufpassen gegeben ist, in den Strom eingeschaltet wird. Der Siemens'sche Zeigertelegraph ist seinerzeit auf vielen preußischen Telegraphenlinien mehrere Jahre hindurch in Gebrauch gewesen, später jedoch aus dem Grunde wieder aufgegeben, weil er des außerordentlich subtilen Mechanismus wegen bisweilen in Unordnung gerieth, und es dann einem gewöhnlichen Telegraphisten nicht leicht gelang, den Sitz des Übels zu erkennen und ihm abzuhelfen, ein geeigneter Mechaniker aber nicht immer zur Hand war.

Außer dem zuletzt beschriebenen sind außerdem noch Zeigertelegraphen von Fardely in Manheim, Leonhard in Berlin, Drescher in Kassel, Kramer in Nordhausen, Stöhrer in Leipzig und mehreren andern, zum Theil mit außerordentlichem Scharfsinn ausgedacht, deren Beschreibung jedoch der Raum nicht gestattet. Zeigertelegraphen werden nur noch in vereinzelten, und zwar solchen Fällen angewendet, wo sie zum Zeichengeben für der Telegraphie unkundige Personen bestimmt sind, z. B. für Feuertelegraphen der Thurmwächter.

3) Drucktelegraphen. Mit diesem Namen bezeichnet man alle solche Apparate, welche bleibende Zeichen auf Papier hervorbringen, gleichgültig ob diese Zeichen in wirklichen Buchstaben bestehen oder nicht. Es gehört dieser Kategorie schon der erste Steinheil'sche Telegraph an. Derselbe enthielt innerhalb der Drahtspirale eines Schweigger'schen Multiplicators zwei Magnetnadeln so angebracht, daß ihre Längenachsen in eine gerade Linie fielen und den Draht-

windungen parallel waren. Die einander zugekehrten Enden der Magnete waren mit leichten, seitwärts umgebogenen Ärmchen versehen, die in kleine, mit schwarzer Ölfarbe gefüllte und am vordern Ende in feine Öffnungen auslaufende Näpfchen endigten. Brachte man die Magnete mittels eines von der andern Station ausgesandten elektrischen Stroms zum Ausschlagen, so machte, je nach der Richtung des Stroms, der eine oder andere Magnet ein schwarzes Pünktchen auf einem langsam vorbeigehenden Papierstreifen in solcher Art, daß die Punkte des einen Magnets an der rechten, die des andern an der linken Seite des Papierstreifen erschienen, und man konnte so eine Menge verschiedener Combinationen hervorbringen, wie das folgende Schema zeigt:



Die Drucktelegraphen von Siemens und Halske und von Hipp übergehend, welche, obwol außerordentlich sinnreich ausgedacht, doch nie zu allgemeiner Anwendung gekommen sind, wenden wir uns zu dem

Drucktelegraphen des Amerikaners Morse, dessen Vorzüge vor allen andern Telegraphen jetzt, mit Ausnahme Englands, allgemein anerkannt werden, sodaß dieser Apparat in allen Ländern, wo nicht besondere Verhältnisse, z. B. Patentrechte oder auch der Eigensinn entgegenstehen, sich fast in allgemeiner Anwendung befindet. Die Vorzüge des Morse'schen Apparats liegen 1) in seiner Einfachheit und Übersichtlichkeit, der zufolge etwaige Störungen im Gange von jedem Telegraphisten sogleich erkannt und gehoben werden können; 2) in der Vermeidung sehr zarter, subtiler Theile, welche in den Händen gewöhnlicher Telegraphisten beschädigt werden könnten; 3) in der Schnelligkeit des Arbeitens, vermöge welcher man in der Minute bis zu 120 Buchstaben geben kann; 4) darin, daß er einer Umkehrung des Stroms nicht bedarf, sondern einfach durch Anknüpfung und Unterbrechung des Stroms arbeitet; 5) in der Bequemlichkeit seiner Anwendung. Dagegen trifft ihn der große Vorwurf, eines so starken Stroms zu bedürfen, daß er auf größere Entfernungen geradezu unbrauchbar sein würde, wenn nicht durch einen von Wheatstone erfundenen Hülfsapparat, das Relais, diesem Mangel vollständig abgeholfen wäre.

Die Einrichtung des Morse'schen Telegraphen ist folgende: Am einen Ende einer starken Messingplatte von etwa 8 Zoll Länge und 4 Zoll Breite erhebt sich ein kleiner aufrecht stehender Elektromagnet, durch dessen Drahtwindungen der Strom seinen Weg nimmt, um das Eisen zu magnetisiren. Nahe über dem obern Ende des Elektromagnets befindet sich, an einem messingenen Hebel befestigt, der Anker, in Gestalt eines kurzen, horizontal liegenden Eisencylinders. Der Hebel, von etwa 6 Zoll Länge, hat seinen Drehpunkt in der Mitte und enthält am andern Ende einen schräg aufwärts gekehrten Stift, welcher, wenn der Anker durch den Magnet herabgezogen wird, sich aufwärts bewegt, um in dem darüber befindlichen Papierstreifen einen sichtbaren Eindruck hervorzubringen. Wird der Strom unterbrochen, folglich der Magnetismus des Elektromagnets aufgehoben, so zieht eine an dem Hebel wirkende Feder den Anker sowie den Stift in die Ruhelage zurück. Der von endlosem Papier geschnittene, etwa 1 Zoll breite, auf eine Rolle gewundene Papierstreifen läuft zwischen zwei kleinen, durch ein Uhrwerk mit Gewicht sich mäßig schnell drehenden Walzen hindurch und wird von denselben fortgezogen, während die untere derselben zugleich dem Papier beim Eindrücken der Punkte als Unterlage dient und zu dem Ende an der Stelle, wo der Schreibstift seine Wirkung macht, eine Furche enthält, welche dem Papier gestattet, dem Druck der Spitze nachzugeben. Alle Theile des Apparats sind mit Stellschrauben versehen, um den Telegraphisten in den Stand zu setzen, jeden Augenblick die etwa nöthigen Regulirungen, z. B. die Spannung der Feder, die Stärke des Eindrucks auf dem Papier, selbst vorzunehmen. Das zum beliebigen Arretiren eingerichtete Uhrwerk wird, sobald von der entfernten Station das Zeichen gegeben worden, daß eine Depesche kommt, von dem Telegraphisten in Gang gesetzt und so lange laufen gelassen, bis die Depesche zu Ende ist, worauf er es wieder arretirt. Eines besondern Weckers oder Alarms bedarf es bei dem Morse'schen Apparate nicht, weil das klappernde Geräusch beim Spiel des Hebels zum Anrufen genügt.

Zur Bezeichnung der Buchstaben, Ziffern u. s. w. dienen theils Punkte, theils kurze Striche, theils Combinationen beider. Wird nämlich von der sprechenden Station ein sehr kurzer, nur augenblicklicher Strom gegeben, so bewirkt er ein momentanes Anziehen und Wiederloslassen des Ankers, sodaß der, ebenfalls nur momentan aufstoßende Schreibstift in das Papier einen Punkt eindrückt; wird dagegen der Strom eine kurze Weile unterhalten, so dauert auch so lange

der Druck des Schreibstifts gegen das sich fortbewegende Papier, es entsteht mithin ein Strich auf demselben. Die Bewegungen des Hebels mit Anker und Schreibstift sind übrigens so ungemein gering, daß sie kaum mehr wie die Breite eines Haares betragen, und nur bei großer Aufmerksamkeit zu sehen, dagegen, wie schon bemerkt, an dem klappernden Geräusch leicht zu hören sind. Da nun aber die plötzliche rasche Bewegung des ziemlich schweren Hebels und das Eindrücken des Schreibstifts in das Papier eine nicht unerhebliche Kraft verlangt, so würde es bei großen Distanzen kaum möglich sein, Ströme von hinreichender Stärke in Anwendung zu bringen, wenn nicht durch das Relais geholfen wäre, dessen Beschreibung weiter unten folgt.

Zum Geben der Zeichen dient der Schlüssel, dessen Function darin besteht, nach dem Willen des Telegraphirenden den Strom anzuknüpfen oder zu unterbrechen. Auf einem kleinen Bretchen ist ein messingener Hebel angebracht, dessen Drehpunkt sich ziemlich nahe dem einen Ende befindet, und welcher an dem andern freien Ende einen hölzernen Knopf zum Anfassen, und nicht weit davon einen kleinen, mit Platin belegten Vorsprung, den Hammer, enthält. Unter diesem ist auf dem Bret ein messingener Knopf (ebenfalls mit Platin belegt), der Amboß, welcher beim Herabdrücken des Hebels mit dem Hammer in Berührung kommt. Da nun der von der Batterie ausgehende Strom durch einen Draht nach dem Amboß, und sodann weiter durch den Hammer und den messingenen Hebel des Schlüssels in die Hauptleitung übergeht, so braucht der Telegraphirende nur den Knopf des Schlüssels, den er in der Hand hält, um ein Geringes zu heben oder zu senken, um den Strom entsprechend aufzuheben oder anzuknüpfen. Die erwähnten Platinbelegungen sind nothwendig, um einer Oxydation der sich berührenden Punkte durch die beständigen elektrischen Entladungen an dieser Stelle vorzubeugen.

Das im Deutsch-Österreichischen Telegraphenverein angenommene Alphabet besteht aus folgenden Combinationen:

a	·—	l	·—··	v	···—	1	·————
ae	·—·—	m	——	w	·——	2	··———
b	—···	n	—·	x	—··—	3	···——
c	—·—·	o	———	y	—·——	4	····—
d	—··	oe	———·	z	——··	5	·····
e	·	p	·——·	ch	————	6	—····
f	··—·	q	——·—	.	······	7	——···
g	——·	r	·—·	;	—·—·—·	8	———··
h	····	s	···	,	·—·—·—	9	————·
i	··	t	—	:	———···	0	—————
j	·———	u	··—	?	··——··	Bindestrich	—····—
k	—·——	ue	··——	!	——··——	Apostroph	·————·
						Bruchstrich	——————

Es ist hierbei das Princip befolgt, die Buchstaben aus höchstens vier Elementarzeichen zu bilden und zwar den häufiger vorkommenden die einfachsten Zeichen zu geben, die Ziffern dagegen aus fünf, und die Interpunktionszeichen aus sechs Elementarzeichen zusammenzusetzen. Zwischen je zwei Buchstaben wird ein kleiner Zwischenraum gelassen, was von größter Wichtigkeit ist, weil sonst das Erkennen der Buchstaben geradezu zur Unmöglichkeit werden würde. Überhaupt ist das Lesen einer mit dem Morse gemachten Schrift, wenn sie in Eile, oder von einem ungeübten oder unachtsamen Telegraphisten gegeben wurde, oft eine äußerst schwierige Aufgabe. Bei jeder Depesche wird mit einer Reihe von etwa 20 Punkten der Anfang gemacht, um durch das Klappern den Telegraphisten der empfangenden Station zu rufen, worauf dieser sein Uhrwerk in Gang setzt, und sich durch ein zurückgegebenes Zeichen zur Empfangnahme der Depesche bereit erklärt.

Das Relais. Die Erfindung dieses ebenso sinnreichen wie wichtigen Apparats gehört zu den Hauptverdiensten Wheatstone's um die elektrische Telegraphie. Der Zweck desselben geht dahin, dem durch eine sehr lange Leitung gehenden und eben dadurch geschwächten Strome, dessen Stärke zum Betrieb der Signalapparate, besonders des Morse'schen, nicht hinreichen würde, einen neuen kräftigen Strom zu substituiren, der durch eine besondere Batterie, die Lokalbatterie, erregt wird. Das Relais, nach der bei den Posten üblichen Vorspanneinrichtung benannt, ist ein kleiner, sehr subtil gearbeiteter Hülfsapparat, welcher gewöhnlich ganz in der Nähe des Morse, bei welchem er vorzugsweise seine Anwendung findet, obgleich er ursprünglich für andere Telegraphen bestimmt war, aufgestellt wird. Er besteht der Hauptsache nach in einem aufrecht stehenden kleinen, sehr empfindlichen Elektromagnet mit einem darüber befindlichen kleinen, sehr leichten und daher auch äußerst leicht beweglichen, durch eine feine Spiralfeder etwa um die

Breite eines Menschenhaars von dem Elektromagnet abgezogenen Anker. Dieser Anker sitzt an dem Ende eines feinen Hebels, dessen anderes Ende ein kleines Knöpfchen enthält und mit diesem wieder in der unmittelbaren Nähe (aber nicht in Berührung) einer metallenen Spitze sich befindet. Die Drahtspirale des Elektromagnets ist in die Leitung der Linie eingeschaltet, sodaß sie einen Theil der Leitung bildet, durch welchen also auch der Strom der Linienbatterie seinen Weg nehmen muß. Dieser Strom würde, wie schon erwähnt, weitaus zu schwach sein, um den Morse'schen Apparat selbst in Thätigkeit zu setzen, aber zum Anziehen des leichten Ankerchens des Relais reicht seine geringe Kraft vollkommen hin. Diese Anziehung des Relaisankerchens hat nun aber eine Bewegung des Hebels, woran er sitzt, mithin auch des Knöpfchens, und die Berührung dieses letztern mit der benachbarten Metallspitze, und dadurch wieder die Schließung der Lokalbatterie zur Folge, deren Strom nun mittels einer kurzen Drahtleitung nach dem Hebel des Relais, dessen Knöpfchen und die davon berührte Spitze, von da nach dem Elektromagnet des Morse, und von diesem zur Lokalbatterie zurückläuft. Man ersieht hieraus, daß der Strom der Linie nur auf die Relais der verschiedenen Stationen in directer Beziehung steht, den Telegraphen selbst aber ganz fern bleibt, welche letztere nur durch ihre Lokalbatterien arbeiten.

Morse's Schreibplatte. Da das Telegraphiren mittels des im Vorhergehenden beschriebenen Schlüssels, zumal wenn es schnell und so genau ausgeführt werden soll, daß die Schrift gut gelesen werden könne, sehr bedeutende Übung erheischt, und für manche Individuen unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich bringt, so ist von Morse die Schreibplatte erfunden, mittels deren jedermann ganz ohne Kenntniß des Telegraphenalphabets zu telegraphiren im Stande ist. Sie besteht in einer Tafel von Holz oder Elfenbein von etwa 5 Zoll Länge und 3 Zoll Breite, in welche viereckige Messingstücke, dem telegraphischen Alphabet entsprechend, eingelassen sind, sodaß sie oberflächlich nicht vorstehen. Diese Metallstücke sind von zweierlei Art: kurze, zur Hervorbringung von Punkten, lange, zur Erzeugung von Strichen. Sie reichen durch die ganze Dicke der Platte hindurch und sind unten an eine gemeinschaftliche Metalltafel angelöthet, die mit der Linienleitung in Verbindung ist. Nimmt man nun einen kupfernen, der Isolirung wegen in Elfenbein gefaßten und durch einen dünnen, mit Seide besponnenen Draht mit dem einen Pole der Batterie verbundenen Griffel und streicht damit über die Messingstücke hinweg, so ist der Erfolg derselbe, wie wenn man den Schlüssel herabdrückt und dadurch den Strom anknüpft und unterbricht. Indem nun auf der Schreibplatte vor jedem telegraphischen Zeichen der entsprechende Buchstabe groß und erkennbar steht, so hat der Telegraphirende nichts weiter zu thun, als den Buchstaben des Wortes entsprechend mit seinem Griffel quer über die Platte zu streichen. Trotz aller Bequemlichkeit und Sicherheit wird die Schreibplatte wenig angewandt, vielleicht weil die Telegraphisten ein derartiges Hülfsmittel als ihrer unwürdig betrachten.

Stöhrer's Doppelstiftapparat. Um die telegraphische Schrift, welche, wie gezeigt, bis zu sechs Elementarzeichen anwächst, abzukürzen, wurde von Stöhrer in Leipzig mit dem Morse'schen Apparat eine Verdoppelung vorgenommen, sodaß sich zwei Elektromagnete mit ihren Hebeln und Schreibstiften dicht nebeneinander befanden, so jedoch, daß die Punkte und Striche in zwei Reihen nebeneinander entstanden. Dadurch waren, statt sonst zwei, jetzt vier Elementarzeichen disponibel, indem ein Punkt oder Strich, je nachdem er sich in der rechten oder linken Reihe befand, verschiedene Bedeutung haben konnte, wie das folgende Beispiel einiger Buchstaben zeigt:

a	e	i	o	u	t	s	r	n	p	v	u. s. w.
		•	•••	—	•	•	••		—	•	
—	•				•	•		••	•	—	

Dieser unverkennbare Vortheil mußte jedoch durch Opfer in der Einfachheit erkauft werden, indem, wenn man nicht für jeden Elektromagnet eine besondere Leitung anlegen wollte, die Einrichtung getroffen werden mußte, daß durch einen Wechsel der Stromrichtung beliebig der eine oder andere Elektromagnet zur Wirkung kam. Hierzu bedurfte es einer veränderten, weniger einfachen Construction des Relais, welches zwei Anker von magnetisirtem Stahl erhielt. Der Stöhrer'sche Doppelstift ist sowol in Sachsen wie auch in Baiern mehrere Jahre in Anwendung gewesen.

Der chemische Telegraph. Unter verschiedenen Vorschlägen, die chemischen Wirkungen des elektrischen Stroms zu benutzen, um auf Entfernung sichtbare Zeichen zu geben, welche also an den Sömmerring'schen Telegraphen erinnern, ist zuvörderst der von Bakewell besonders des-

halb höchst interessant, weil er die Möglichkeit darthut, nicht blos Buchstaben und andere bestimmte Zeichen zu signalisiren, sondern auch jede beliebige Figur, z. B. die Zeichnung eines Hauses, oder den Umriß eines menschlichen Gesichts auf Entfernung mitzutheilen, sodaß es möglich wäre, die Gesichtszüge eines entwischten Diebes einer fernen Station mitzutheilen. Die auch in der That zur Ausführung gebrachte Idee ist folgende: Wenn man ein Blatt Papier mit einer Auflösung von Blutlaugensalz und sehr verdünnter Salzsäure tränkt, und es an irgendeiner Stelle einem elektrischen Strom darbietet, so entsteht durch chemische Zersetzung der Flüssigkeit an dieser Stelle ein blauer Fleck. Gesetzt, man habe eine kupferne Walze, die durch ein Uhrwerk sich drehe, mit einem Bogen so präparirten Papiers überzogen und berühre das Papier mit einem metallenen Stift, welcher ebenso wie die Walze in eine galvanische Leitung eingeschaltet sei, so wird sich auf dem Papier während der Drehung der Walze eine blaue Linie bilden; und wenn der Stift durch eine mechanische Vorrichtung eine langsam seitwärts vorrückende Bewegung erhält, wird sich beim wiederholten Umgange der Walze das ganze Papier mit dicht nebeneinander liegenden schraubenförmigen Windungen einer blauen Linie bedecken und das Ansehen eines in blauer Farbe schraffirten Grundes erhalten. Gesetzt aber, es würde während dieses Vorgangs zu gewissen Zeiten der elektrische Strom unterbrochen, so würde in den betreffenden Augenblicken die blaue Färbung ausbleiben. Nun befinde sich auf der gebenden Station eine ganz gleiche, mit völlig übereinstimmender Geschwindigkeit umgehende Walze nebst Stift, aber sie sei statt des Papiers mit einem Blatt Zinnfolie (Stanniol) bedeckt und in denselben Strom eingeschaltet, und man habe mit irgendeiner nichtleitenden Substanz, z. B. einem Harzfirniß, eine Zeichnung auf dem Stanniol entworfen, so ist der Erfolg leicht einzusehen. Solange beim Umgange der Walze der Stift mit dem leitenden Stanniol in Berührung bleibt und sich auf demselben ebenfalls in einer Schraubenlinie fortbewegt, geht der Strom ungehindert fort, und bewirkt auf der Walze der empfangenden Station die blaue Linie; trifft er dagegen auf eine mit Harz bedeckte Stelle, so wird der Strom, folglich auch die blaue Linie auf dem Papier unterbrochen und es muß sich die Zeichnung in Gestalt einer weißen Zeichnung auf blauem Grunde reproduciren. Daß sich diese, allerdings sehr hübsche und in der That sehr wohl ausführbare Idee für die Zwecke der gewöhnlichen Telegraphie nicht eigne, bedarf wol keiner Erläuterung.

Gintl in Wien hat das Princip der chemischen Telegraphie zur Erzeugung der gewöhnlichen telegraphischen Schrift in der Art angewandt, daß er den Papierstreifen mit einer Mischung von Jodkalium, Stärkekleister und Wasser, oder besser einer Auflösung von 7 Gewichtstheilen cyansauren Kalis in 45 Theilen Wasser, vermischt mit 1 Theil Salzsäure und 16 Theilen gesättigter Kochsalzlösung anfeuchtet, und ihn durch das Uhrwerk über einen Metallsteg hinwegzieht, während sich an der andern Seite der eiserne Schreibstift mittels einer Feder sanft an das Papier drückt. Unter völligem Wegfall aller übrigen telegraphischen Apparate, des Relais, der Elektromagnete, der Lokalbatterie u. s. w., nimmt der Leitungsstrom seinen Weg durch den Schreibstift und den Metallsteg, also auch durch das angefeuchtete Papier und verursacht eine dunkelblaue Färbung in dem Augenblick, wo die Anknüpfung des Stroms fortdauert. Indem auf der sprechenden Station die Anknüpfung und Unterbrechung des Stroms mit dem gewöhnlichen Morse'schen Schlüssel oder der Schreibplatte bewerkstelligt wird, erhält man ebenso wie sonst Punkte und Linien. Vergleichende Versuche mit dem Gintl'schen und Morse'schen Telegraphen angestellt, zeigten bei beiden ziemlich gleiche Empfindlichkeit. Bei günstiger Witterung wurden auf der Linie von Berlin nach Amsterdam (105 Meilen Entfernung) sämmtliche Zwischenstationen ausgeschaltet, sodaß die Linie eine einzige ununterbrochene Leitung bildete. Die in Amsterdam aufgestellte Daniell'sche Batterie hatte anfänglich 36 Elemente und wurde nach und nach verkleinert; bei vier Elementen war die chemische Schrift schwach, aber noch lesbar, bei dem Morse'schen dagegen nicht mehr verlaßlich. Bei drei Elementen hörte bei beiden Apparaten die Wirkung ganz auf. Die Unbequemlichkeit des Arbeitens mit einem nassen, chemisch präparirten Papierstreifen scheint durch die Vortheile der Vereinfachung des Apparats nicht aufgewogen zu sein.

Der Ausschalter. Dieser auf allen Stationen befindliche Apparat hat den Zweck, unter den auf einer Station zusammenkommenden Leitungen und den daselbst aufgestellten Apparaten nach Belieben und mit größter Leichtigkeit Verbindungen oder Trennungen herzustellen; so dient er dazu, das Relais der Station entweder ganz von der Linie zu trennen, wie dies z. B. in dem Falle vorkommen kann, wo nur die Endstationen miteinander correspondiren wollen,

die Zwischenstationen aber die Depesche nicht empfangen sollen, oder bei starken Gewittern, wo der Ausschalter zugleich die Leitung mit dem Blitzableiter in Verbindung setzt u. dgl. Der Ausschalter, dessen Einrichtung im übrigen vielfältigen Abweichungen unterliegt, ist eine kleine auf dem Tische des Telegraphisten befestigte Platte von Mahagoniholz, auf welcher sich ein System von einzelnen, sich nicht berührenden, aber ganz nahe nebeneinander befestigten Messingstücken befindet. Diese Messingstücke stehen mit den verschiedenen Drahtleitungen in Verbindung und können untereinander beliebig in leitende Verbindung gebracht werden, indem der Telegraphist einen sogenannten Stöpsel, nämlich einen messingenen Konus, in Gestalt eines kleinen Flaschenstöpsels dazwischensteckt, zu welchem Zweck der Zwischenraum je zweier benachbarter Messingstücke zu einer konischen Aushöhlung erweitert ist, in welche der Stöpsel genau schließend paßt. Je nachdem nun der Telegraphist den Stöpsel, oder mehrere derselben an verschiedenen Stellen einsteckt, kann er beliebige Verbindungen und Trennungen in der Leitung, und so die bezweckte theilweise oder ganze Ausschaltung seines Apparats hervorbringen. Für den ordentlichen und regelmäßigen Verkehr muß die Stellung des Ausschalters stets so sein, daß das Relais der Station in die allgemeine Leitung eingeschaltet ist. Genauer von der Art, wie durch das verschiedene Stöpseln die beabsichtigten Verbindungen entstehen, einen anschaulichen Begriff zu geben, würde ohne Zeichnungen ein fruchtloses Bemühen sein. Bei diesem Ausschalten, wie bei so vielen andern telegraphischen Vorrichtungen, liegt eine außerordentliche Erleichterung darin, daß der galvanische Strom mit dem sklavischsten Gehorsam den ihm vorgeschriebenen Weg verfolgt, und die Leitung, mag nun dieselbe alle möglichen Krümmungen und die größten Umwege machen, vorausgesetzt, daß alle Nebenschließungen vermieden sind, nie verläßt um etwa, wie der Strom der Reibungselektricität, auf einen andern Körper überzuspringen. Die kleinste Entfernung um die Breite eines Menschenhaars reicht zur vollständigen Unterbrechung, und wiederum der kleinste Berührungspunkt zur Fortleitung des Stroms hin.

Übertragungsapparate oder Translatoren. Schon im Vorhergehenden ist gesagt, daß bei außerordentlich großen Entfernungen, besonders bei ungünstiger Witterung die Stromstärke in solchem Grade leiden kann, daß selbst eine kolossale Batterie den sichern Dienst versagen würde, weshalb man den Telegraphenlinien ohne Noth nicht über 50—60 Meilen Länge gibt. Größere Entfernungen werden in mehrere für sich bestehende Linien abgetheilt, wie z. B. die Linie Berlin-Paris abgetheilt ist in die Linien Berlin-Hannover, Hannover-Deutz, Deutz-Brüssel und Brüssel-Paris. Man sah sich früher genöthigt, die Depeschen von einer Hauptstation zur nächsten, z. B. von Berlin nach Hannover, zu telegraphiren; hier wurden sie empfangen, gelesen, durch den Telegraphisten weiter (nach Deutz) befördert u. s. w., wodurch nicht nur viel Zeit verloren ging, sondern leicht Irrthümer in die Depesche kommen konnten. Der Translator vermeidet dieses Umtelegraphiren, indem er zugleich als Empfänger und Geber wirkt, und jedes Elementarzeichen, ganz ohne Dazwischenkunft des Telegraphisten sofort durch die nächste Leitung mit neuer Kraft weiter sendet. Man denke sich einen Morse'schen Apparat, mit der Abweichung jedoch, daß der Schreibstift, statt wie sonst, auf das Papier zu wirken, sich gegen einen metallenen Knopf legt und dadurch die Linienbatterie der neuen Linie schließt, folglich ganz die Rolle des Schlüssels übernimmt. Da die Bewegungen desselben genau denen des Schlüssels der ersten Linie entsprechen, so erfolgen die Unterbrechungen und Anknüpfungen des Stroms auf der zweiten Linie denen der ersten genau entsprechend, und so wird von Linie zu Linie durch immer frische Ströme, die Depesche bis zur letzten Station befördert, wobei indessen nicht zu übersehen ist, daß die Accuratesse der Elementarzeichen durch mehrmalige Übertragung in etwas leidet, weshalb das Telegraphiren langsamer und vorsichtiger als sonst geschehen muß.

Der Blitzableiter. Schon häufig wurden Telegraphenleitungen vom Blitz getroffen, der dann, vom Drahte fortgeleitet, bis zu den feinen Apparaten benachbarter Stationen gelangte und dieselben zerstörte. Selbst ohne direct vom Blitz getroffen zu sein, nehmen die Drahtleitungen bei stark elektrischem Zustande der Atmosphäre, besonders wenn Entladungen in der Nähe vor sich gehen, elektrische Strömungen in sich auf, welche nicht nur die telegraphische Correspondenz stören, sondern selbst den feinen Drähten der Apparate gefährlich werden können. Die Aufgabe des Blitzableiters, welcher freilich von einem gewöhnlichen Blitzableiter ganz verschieden ist, besteht nun darin, nur allein der atmosphärischen Elektricität, nicht aber dem galvanischen Strom der Leitung einen Abzug in die Erde darzubieten. Die Lösung dieser auf den ersten Blick sehr schwierigen Aufgabe beruht auf dem außerordentlich großen Unterschiede in der Spannung (Intensität) dieser Ströme. Während der galvanische Strom nicht auf die kleinste Entfernung von einem Leiter auf einen andern überzugehen vermag, und eher einen Umweg

von vielen Meilen macht, statt durch Überspringen einen kürzern einzuschlagen, verhält sich der Strom der atmosphärischen Elektricität gerade umgekehrt, und ist sehr geneigt, durch Überspringen auf benachbarte Leiter einen abgekürzten Weg aufzusuchen.

Der telegraphische Blitzableiter, entweder über dem Dach des Stationsgebäudes, oder besser innerhalb eines Zimmers desselben befindlich, enthält in der einfachsten Gestalt drei, in sehr geringer Entfernung parallel nebeneinander befestigte, sich aber nicht berührende Metall- (Eisen- oder Kupfer-) Platten, deren mittlere durch einen starken Kupferstreif mit dem feuchten Erdboden in Berührung gebracht ist. Die Hauptdrahtleitung wird durchschnitten und jedes Ende mit einer der beiden äußern Platten verbunden, von welchen nun feine Drähte nach den telegraphischen Apparaten ausgehen. Während nun der zahmere galvanische Strom, durch den Zwischenraum der Platten genöthigt, seinen Weg von der einen Außenplatte durch die Spirale des Relais und etwaiger anderer Apparate (Galvanometer, Ausschalter u. s. w.) zur andern nimmt, wählt die wildere Luftelektricität den kürzern Weg, indem sie, den Zwischenraum überspringend, in die Erde geht. Zur Erleichterung dieses Überspringens hat man die Oberfläche der Platten mit feinen, einander nahe gegenüberstehenden Spitzen versehen, oder auch eine größere Anzahl solcher Platten von etwa 6 Zoll Durchmesser, welche abwechselnd mit der Erde und mit der Drahtleitung in Verbindung stehen, angewandt. Bei dieser Einrichtung findet der ganze Blitzableiter in Gestalt eines zierlichen, mit einer Glasglocke bedeckten Apparats seinen Platz unter den übrigen Apparaten im Telegraphenbureau.

Wenn bei starken Gewittern die Drahtleitung einer Telegraphenlinie vom Blitz an einer Stelle getroffen wird, die sich in bedeutender Entfernung von Stationen und Blitzableitern befindet, so pflegt der Blitzstrahl, statt den weiten Weg zu verfolgen, sich auf die durch den Regen durchnäßten Tragstangen zu vertheilen und so einen kürzern Weg zur Erde zu suchen, wobei er gewöhnlich die Tragstangen stark beschädigt, oft ganz zersplittert. Als man früher sich der dünnern Kupferdrähte zu den Leitungen bediente, sind dieselben durch Blitze selbst auf längern Distanzen geschmolzen. Die gegenwärtig gebräuchlichen dickern Eisendrähte unterliegen dieser Gefahr weniger, und nur ein Blitz von ungewöhnlicher Stärke würde im Stande sein, einen solchen Draht zu schmelzen oder gar zum Verbrennen zu bringen. Vor Einführung der Blitzableiter zeigten sich außer den Beschädigungen der Hauptleitungen häufig auch elektrische, mit sichtbarem Funkensprühen, zuweilen mit starken, pistolenschußartigen Explosionen verbundene Entladungen in den Apparaten, wodurch die feinen Drähte theils geschmolzen, theils zerrissen wurden. So entlud sich am 19. Juli 1847 abends auf der Taunuseisenbahn zwischen Höchst und Frankfurt ein starkes Gewitter. Man hatte zur Vorsicht den telegraphischen Apparat mittels eines dünnen Kupferdrahts, der die Hauptleitungsdrähte verband, ausgeschaltet, als ein heftiger Schlag mit gleichzeitigem Blitz und Donner sich entlud. In demselben Augenblicke gewahrte ein Beamter, daß der Telegraph in Thätigkeit sei, und bevor er Zeit hatte, zu untersuchen, ob vielleicht die Nebenschließung nicht vollständig sei, fuhr dicht am Telegraphen an einer Winkelbiegung des Drahts ein armdicker, 2—3 Fuß langer blauer Feuerstrahl mit einem Knall gleich dem einer Pistole heraus. Dasselbe Phänomen wiederholte sich bei mehreren folgenden Schlägen. Der dünne Schließungsdraht zeigte sich theilweise geschmolzen. Es wurden 18 der tannenen Tragstangen mehr oder weniger zersplittert und zerrissen, wobei sich die eigenthümliche, in ähnlichen Fällen auch sonst häufig beobachtete Erscheinung zeigte, daß die ausgesplitterten Stellen in einer Spirallinie mit mehrmaliger Windung um die Stange herabliefen. Fast alle Stangen der Linie fanden sich nach dem Gewitter in der Richtung von Ost nach Süd in der Erde mehr oder weniger um ihre Achse gedreht, und besonders in der Nähe der Stelle, wo die Zerstörung stattgefunden hatte, bis auf 90 Grad.

Im Juni 1849 wurde ein Siemens'scher Telegraph auf der Berlin-Frankfurter Linie durch ein Gewitter fast gänzlich unbrauchbar gemacht. Der Blitz schlug in der Nähe von Kassel ein, erreichte den Leitungsdraht, wurde dadurch nach der Metallplatte, die zunächst den elektrischen Strom empfängt, geleitet und zerschmelzte den Draht nebst einem Theil der Platte so, daß nur wenige Theile in brauchbarem Zustande blieben.

Nach Einführung der Blitzableiter zeigten sich die Gefahren für die Apparate fast vollständig gehoben, indessen ereigneten sich bei starken Gewittern doch noch Fälle, wo sich die nachtheiligen Wirkungen auf den der Leitung nächsten Apparat, das Galvanometer, erstreckte. Man hat sich daher, zu größerer Sicherheit, auf vielen Stationen veranlaßt gesehen, zwischen dem Blitzableiter und den Apparaten noch einen Widerstand in Gestalt einer Rolle von feinem Neusilberdraht anzubringen. Diese Sicherung, welche übrigens nur bei starken Gewittern ein-

geschaltet wird, hat sich vollkommen bewährt, und so häufig auch die Telegraphenleitungen vom Blitz getroffen werden, hat sich an den mit solchen Widerstandsrollen versehenen Apparaten die Schmelzung nie über diese Rollen hinauserstreckt, sodaß die Apparate stets unbeschädigt blieben. Das starke Gewitter in der Nacht vom 14. zum 15. Juli 1855, welches über die Leitung von Saarbrück, Trier, Koblenz, Deutz, Minden und Hannover seine Wirkungen verbreitete, zerstörte bei Saarbrück sechs Stangen, aus denen in spiralförmiger Windung 4 Zoll breite und 1 Zoll starke Splitter gerissen wurden. Auch die Isolatoren waren zertrümmert. Bei Lebach fand man 16 Stangen theils gänzlich zerspalten, theils nur noch in Splittern vorhanden, auch 12 Isolatoren beschädigt. Bei Lautesdorf unweit Koblenz waren 17 Stangen und fünf Isolatoren zerstört, in Trier und Koblenz fand man je eine Widerstandsrolle der Blitzableiter beschädigt; auf letzterer Station war das Glas des Kastens geschwärzt und theilweise geschmolzen; in Deutz bemerkte man ein fortwährendes Knistern und Überspringen von Funken im Blitzableiter, bis zuletzt der Draht einer Rolle unter einem starken Knall und einem Lichtschein, der durch das ganze Zimmer ging, geschmolzen wurde. Zwischen Bielefeld und Herford wurden 16 Isolatoren vernichtet; in Hannover entstand bei starkem Gewitter ein mehrmaliges Knattern, dem Explodiren von Zündhütchen gleich und es zeigte sich, daß eine der Widerstandsrollen theilweise geschmolzen war. In allen diesen und unzähligen andern Fällen blieben die Apparate unversehrt, und es wurde mitunter an denselben ohne große Störung gearbeitet, wenn die Gewitter schon in ziemlicher Nähe waren.

Das Galvanoskop (Galvanometer). Dieser ganz unentbehrliche, auf jeder Telegraphenstation sich vorfindende kleine Apparat ist ein Schweigger'scher Multiplicator, nach Art der Nadeltelegraphen mit einer Nadel ausgestattet, die sich über einer in Grade eingetheilten Scheibe dreht. Die Spirale ist in die Linienleitung eingeschaltet und bleibt es unter allen Umständen, selbst dann, wenn sich die Station ausgeschaltet hat. Das Galvanoskop gestattet also dem Telegraphisten jederzeit zu sehen, ob Strom in der Leitung ist, und ob telegraphirt wird, in welchem Fall sich die Nadel in einer unruhig zuckenden Bewegung befindet, oder nicht. Dasselbe wird unter Umständen auch zum Zeichengeben benutzt, z. B. wenn nach Ausschaltung einer Reihe von Stationen denselben angezeigt werden soll, daß die Depesche zu Ende ist, und sie sich wieder einschalten können.

Das gleichzeitige Telegraphiren in entgegengesetzter Richtung, auf demselben Leitungsdraht. Das höchst interessante Problem des Gegensprechens, welches früher für unlösbar gehalten wurde, weil es undenkbar sei, daß sich zwei Ströme in demselben Leiter und in entgegengesetzter Richtung fortbewegen können, ist dennoch, und zwar zuerst von Gintl in Wien gelöst, dessen Verfahren bald darauf von Frischen in Hannover sowie noch später von Siemens und Halske wesentlich verbessert wurde.

Da sich das Verfahren im speciellen ohne Zeichnungen nicht entwickeln läßt, so beschränken wir uns auf einen Versuch, die demselben zu Grunde liegende Idee darzulegen, woraus sich ergeben wird, daß ein wirkliches Aneinandervorbeilaufen zweier Ströme dabei durchaus nicht angenommen zu werden braucht. Man vergegenwärtige sich erst die gewöhnliche Art, in welcher zwei Stationen A und B verbunden sind, um gegenseitig sprechen und empfangen zu können. Jede derselben besitzt eine Batterie mit Schlüssel zum Sprechen, und ein Relais (nebst Apparat) zum Empfangen. Die Drahtleitung, welche die Stationen verbindet, steht mit beiden Schlüsseln und beiden Relais, sowie mit den an beiden Stationen befindlichen Erdplatten in zusammenhängender Verbindung. Gesetzt nun, A wolle sprechen. Indem es seinen Schlüssel in Bewegung setzt und niederdrückt, kommt seine eigene Batterie in die Leitung, der Strom geht z. B. von dem + Pole der Batterie durch den Schlüssel und das Relais, sodann nach der andern Station B, umkreist das hier befindliche Relais, geht durch den geschlossenen Schlüssel (den sogenannten Rückcontact) in die Erdplatte, von hier zur Erdplatte in A zurück und so zum — Pole der Batterie. Bei dieser einfachen Einrichtung würde offenbar ein gleichzeitiges Sprechen von beiden Seiten unmöglich sein, denn da beide Relais mit derselben Drahtleitung umwunden sein müssen, folglich auch denselben Strom empfangen, so kann unmöglich das eine derselben ein anderes Zeichen geben als das andere. Gesetzt nun aber, es befinde sich in A eine zweite Batterie, die Ausgleichungsbatterie, und der Strom dieser letztern, welcher mit dem Hauptstrom der Linie gleiche Stärke haben muß, umkreise ebenfalls das Relais in A, aber in einer besondern äußern Spirale, welche in entgegengesetzter Richtung von der der innern gewunden sei, und kehre sodann, ohne zur andern Station zu gehen, sogleich zur Ausgleichungsbatterie zurück; so ist klar,

daß der Relais von A, weil es von zwei gleich starken Strömen (in besondern Drahtwindungen) in entgegengesetzter Richtung umkreist wird, die sich gegenseitig compensiren, keinen Magnetismus entwickeln kann, sich also ruhig verhält, als wäre gar kein Strom vorhanden, wogegen das Relais von B nur den einen von A ausgesandten Strom empfängt, folglich arbeitet. Nun aber befinde sich auch in B eine ähnliche Vorrichtung, nämlich eine Ausgleichungsbatterie, deren Schließungsdraht das Relais von B in entgegengesetzter Richtung umkreise und ebenfalls, ohne nach A zu gehen, gleich zur Batterie zurückführe. Gesetzt nun (Fall I), in A werde der Schlüssel angedrückt, um in B einen Punkt zu geben, während in demselben Augenblick der Schlüssel von B gehoben sei, um in A einen freien Zwischenraum zu machen. Es tritt nun der soeben entwickelte Fall ein; wird nämlich in A der Schlüssel niedergedrückt, so werden die Linien- und die Ausgleichungsbatterie gleichzeitig in Wirksamkeit gesetzt; der Strom der Linienbatterie geht durch die innere Umwindung des eigenen Relais in die Leitung, dann auf der Station B durch die innere Umwindung des dortigen Relais, durch den Schlüssel in die Erde und endlich zur Erdplatte der Station A zurück. Da aber hier gleichzeitig der Strom der Ausgleichungsbatterie in entgegengesetzter Richtung das Relais umkreist, so hebt sich die Wirkung beider Ströme auf, der Anker des Relais bleibt in Ruhe und es entsteht in der Schrift der beabsichtigte Zwischenraum. Auf der Station B dagegen findet der ankommende Linienstrom beim Durchgange durch das dortige Relais keine derartige Compensation, er setzt also dasselbe in gewöhnlicher Art in Thätigkeit und bringt in der Schrift den beabsichtigten Punkt hervor. Gesetzt zweitens (Fall II), die Schlüssel beider Stationen seien gleichzeitig niedergedrückt, um beide Schrift zu geben, so kommen beide Linienbatterien in die Leitung, welche also einen Strom von doppelter Stärke erhält, der auch durch die innern Umwindungen beider Relais geht, in jedem derselben den einfachen Gegenstrom der Ausgleichungsbatterie überwindet und den Anker in Bewegung setzt, sodaß mithin beide Relais arbeiten und die beabsichtigten Punkte machen. Gesetzt endlich (Fall III), A wolle einen Punkt, B gleichzeitig einen Strich machen. Dieser Fall setzt sich aus den vorhergehenden zusammen, und unterscheidet sich nur dadurch, daß der Schlüssel in A früher geöffnet wird als jener in B, daß folglich der im ersten Momente obwaltende Fall II sich nach Öffnung des einen Schlüssels in den Fall I verwandelt. Man ersieht aus dieser Darlegung, daß, unter der gemachten Voraussetzung übereinstimmender Aufstellung beider Batterien, die Annahme zweier entgegengesetzter Ströme durchaus nicht nöthig ist, denn es empfängt die Leitung entweder einen einfachen Strom einer Batterie, oder einen doppelten Strom beider zusammenwirkenden Batterien. Gesetzt aber, die Linienbatterien beider Stationen wären in entgegengesetztem Sinne, d. h. die gleichnamigen Pole einander zugekehrt, aufgestellt, so würden sie zur Zeit, wo beide Schlüssel angedrückt, folglich beide Batterien in die Leitung gebracht wären, gegeneinander wirken, ihre Ströme gegenseitig aufheben; es würde die ganze Leitung nebst den innern Umwindungen beider Relais ganz ohne Strom bleiben, während die Ströme der Ausgleichungsbatterien in den Relais fortdauern, mithin die Relais durch diese Ströme in Thätigkeit gerathen würden. Auch in diesem Fall bleibt die Annahme zweier aneinander vorübergehender Ströme ausgeschlossen, vielmehr erhält die Linienleitung bei gleichzeitiger Wirkung beider Linienbatterien gar keinen Strom, und das Arbeiten beider Relais erfolgt, sonderbar genug, nur durch die an ihren eigenen Stationen befindlichen Ausgleichungsbatterien.

Die Gintl'sche Erfindung scheiterte an der Schwierigkeit, die Ströme der Ausgleichungsbatterien mit der fast in jedem Augenblick schwankenden Stärke des Linienstroms in Übereinstimmung zu halten. Frischen sowie Siemens und Halske kamen auf die glückliche Idee, mit völliger Beseitigung der Ausgleichungsbatterien, den Linienstrom in zwei gleiche Hälften zu spalten, deren eine durch die Linienleitung, die andere dagegen durch eine Widerstandsrolle von einem der Leitung gleichen Widerstande auf der Station selbst, zur Batterie zurückkehrt. Mehrere mit dem Gegensprechen unvermeidlich verbundene Unbequemlichkeiten sind seiner allgemeinen Anwendung bisjetzt im Wege gewesen.

Das Problem des Doppeltsprechens, um auf einer und derselben Drahtleitung und in gleicher Richtung gleichzeitig zwei Depeschen zu befördern, wurde, obwol weit schwieriger als das vorhergehende, von Gintl, Stark, Bernstein und andern bereits gelöst; ja von dem Letztgenannten ist sogar eine Methode angegeben, welche dem Princip nach gestattet, nicht nur zwei, sondern auch drei und mehr Depeschen gleichzeitig zu entsenden. Diese Methoden beruhen auf der Anwendung von Strömen verschiedener Stärke, bedürfen aber noch der Bewährung durch die Praxis.

Unterseeische Telegraphen.

Zuerst im Jahre 1847 von Wheatstone angeregt, mußte die Idee der submarinen Leitungen an dem Mangel eines geeigneten Materials zur Isolirung des Drahts scheitern, bis durch Entdeckung der Guttapercha und die Erfindung der damit überzogenen Drähte das Haupthinderniß hinwegfiel. Der erste gelungene Versuch mit einem solchen Drahte von 3600 Fuß Länge wurde am 10. Jan. 1849 von Walker im Hafen von Folkstone angestellt, wobei sich das eine Ende des ins Meer versenkten Drahts an Bord eines Dampfschiffs, das andere Ende aber am Lande befand, und zwischen beiden Endpunkten mit der vollkommensten Leichtigkeit telegraphirt wurde.

Durch das Gelingen dieses Versuchs aufgemuntert, faßte der Engländer Brett den kühnen Gedanken, England mit Frankreich durch eine unterseeische Leitung zu verbinden. Durch ein französisches Patent gesichert und mit Hülfe einer Actiengesellschaft im Besitz der nöthigen Mittel ging er ans Werk. Am 28. Aug. 1850 begann die Legung des einfach aus mit Guttapercha überzogenem Kupferdrahte bestehenden Kabels zwischen Dover und Cap Grinez. Bei ruhiger See und günstigem Winde verließ der Golfath, mit 30 Matrosen bemannt, um $10\frac{1}{2}$ Uhr den Hafen von Dover. Der Draht von 30 (englische) Meilen Länge hatte $\frac{1}{10}$ Zoll im Durchmesser, mit der Guttaperchaumhüllung aber die Dicke eines kleinen Fingers, und 5 Tonnen (11200 Pfd.) Gewicht. Sowie das Schiff in offener See war, steuerte es mit einer Geschwindigkeit von drei bis vier Meilen in der Stunde gerade auf Cap Grinez los, wobei die Arbeit des Drahtabwickelns durchaus befriedigend von statten ging. In Entfernungen von $\frac{1}{16}$ Meile ward jedesmal ein Bleigewicht von 14—24 Pfd. an den Draht befestigt, um ihn sicherer auf den Grund der See zu senken. In der Nähe der englischen Küste beträgt die Tiefe nur etwa 30 Fuß, erreicht aber nach Frankreich zu eine Tiefe von 100—180 Fuß. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr abends telegraphirte der neue Telegraph die Nachricht von seiner Vollendung nach Dover. Aber wenige Tage nach der Befestigung des Drahts stockte die Correspondenz und es zeigte sich, daß der Draht eine Meile von Cap Grinez an einer scharfen Klippe zerrissen war. Man schritt sofort zur Anfertigung eines neuen stärkern Kabels, welches, äußerlich mit starkem Eisendraht bekleidet, der mechanischen Zerstörung zu trotzen besser im Stande war. Dasselbe enthielt vier Kupferdrähte von etwa einem Millimeter ($\frac{1}{2}$ Linie) Dicke, mit einer doppelten Lage Guttapercha umgeben. Diese vier isolirten Drähte wurden zu einem Quadrat von etwa einem Centimeter zusammengelegt und mit Hanf und einer Mischung von Theer und Talg zu einem 1 Zoll dicken Tau umgeben, dieses schließlich mit 10 Drähten von galvanisirtem (verzinktem) Eisen, jeder $\frac{1}{3}$ Zoll dick, in Gestalt einer langgestreckten Schraube bewunden. Die Legung dieses neuen Kabels wurde vom 25. bis 28. Sept. 1851 ausgeführt, und hat sich die Leitung seitdem vollständig conservirt.

Im nächsten Jahre wurde eine zweite Leitung von Dover nach Ostende gelegt, später eine dritte über den Haag, und noch mehrere andere nach Belgien, Holland und Ostfriesland.

Brett schritt nun sofort zur Ausführung der weit schwierigern Aufgabe einer unterseeischen Leitung von Frankreich nach Afrika. Der ursprüngliche Zweck dieses kolossalen Unternehmens bestand darin, durch Überschreitung des Mittelmeeres eine telegraphische Verbindung des europäischen Festlandes mit der Nordküste von Afrika zu bewirken, welche später über Ägypten und Syrien nach Ostindien fortgeführt werden konnte. Dem von Brett entworfenen Plane zufolge ist die Leitung von La Spezzia nach Corsica, dann längs der Westküste der Inseln Corsica und Sardinien bei Cap Teulada und von da über Galita an die afrikanische Küste geführt, wo sie etwas ostwärts von Bona ausmündet. Zur Ausführung dieses Plans bildete sich unter dem Namen Société du télégraphe électrique sousmarin de la Méditerranée pour la correspondence avec l'Algérie et les Indes eine Actiengesellschaft mit einem Grundkapital von 7,500000 Fr., an deren Spitze Hr. Brett trat. Dieses Grundkapital war jedoch nur zur Herstellung der Linie von La Spezzia bis Bona bestimmt. Zur Weiterführung der Leitung bis Ostindien hatte man die Absicht (welche jedoch später andern Prospecten gewichen ist), die Drähte von Tunis längs der Küste über Tripolis nach Alexandria und von dort über Suez nach Ostindien zu führen, und waren von Hrn. Brett die Kosten dieser enormen Leitung auf 5—7 Mill. Pf. St. veranschlagt. Eine unterseeische Zweigbahn von Cagliari in Sardinien nach Malta und weiter nach Korfu ist im Jahre 1857 glücklich ausgeführt. Die Legung des Kabels von Cagliari nach Bona ist, der bedeutenden bis zu 12000 Fuß gehenden Tiefe wegen, mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen und zweimal mislungen. Das erste mal, im September 1855, wurde von Hrn. Brett ein Kabel mit sechs einfachen Leitungsdrähten an-

gewandt. Die Drähte waren einzeln mit Guttapercha umhüllt und dann mit einer, den Zwischenraum zwischen ihnen ausfüllenden Seele und einer Umhüllung von getheertem Hanf zu einem runden Tau vereinigt, welches mit 12 starken, fest aneinander liegenden Eisendrähten umsponnen war. Sowol das erste Stück von Spezzia bis Cap Corso als auch das zweite von Corsica nach Sardinien wurde ohne Unfall gelegt, aber die Legung des dritten Stücks von Sardinien nach Bona mislang durch das Zerreißen des Kabels. Bei der zweiten Legung im Sommer 1856 wurde ein dünneres dreidrähtiges Kabel, übrigens von gleicher Construction angewandt, aber wieder ohne Erfolg. Gleich zu Anfange der Operation scheint ein Unfall eingetreten zu sein; unter dem 9. Aug. wurde von Cagliari gemeldet, daß das Kabel durch einen Zufall gerissen sei, daß man indeß das gerissene Ende wieder aufnehmen und auf der Legung beharren werde. Dann traten günstige Nachrichten ein; bis zum 15. Aug. ging die Legung trotz mancher Schwierigkeiten und sehr bedeutender Tiefen glücklich von statten, und man gelangte bis einige Meilen von der Insel Galita. Wegen des anfänglichen Unfalls und der Tiefe von über 7000 Fuß, welche also eine bedeutende Länge des Kabels in Anspruch nahm, reichte die vorhandene Länge desselben nicht vollständig aus, und man sah sich genöthigt, einige Meilen vor der Insel Galita vor Anker liegend, das Eintreffen des schleunigst durch den Telegraphen aus London requirirten Ergänzungskabels zu erwarten. In dieser Lage trat plötzlich ein heftiger Sturm ein, währenddessen das Kabel am 19. Aug. an einer unterseeischen scharfen Felsenkante durchschnitten wurde. An ein Herausfischen des zerrissenen Kabels, welches in etwa 7000 Fuß Tiefe lag, war nicht zu denken und es mußte das Unternehmen abermals aufgegeben werden. Der Verlust berechnete sich auf 1¾ Mill. Fr. Das Kabel selbst war mit ¾ Mill. Fr. versichert. Die Gemüthserschütterungen bei diesem Vorfalle hatten Hrn. Brett ein bleibendes Nervenzittern zugezogen. Im Sommer 1858 sind beide verloren gegangene Kabel wieder aufgefunden und geborgen worden.

Endlich wurde im Sommer 1857 die Legung mit einem neuen Kabel mit vier Drähten wiederholt und diesmal glücklich zu Stande gebracht, wobei freilich einer der Drähte beschädigt wurde. Man hat später das Kabel bis zu Tiefen von 3600—4200 Fuß wieder aufgenommen, die fehlerhaften Stellen herausgeschnitten, durch neue Stücke ersetzt und so alle vier Drähte wieder brauchbar gemacht.

Die ebenfalls im Sommer 1857 von Sardinien nach Malta und von hier nach Korfu gelegten Kabel haben genau dieselbe Construction wie das transatlantische, von welchem sogleich gehandelt werden wird. Die Legung beider von Newall und Comp. in London angefertigten Kabel, welche eine Gesammtlänge von 770 englischen Meilen hatten und, mit Einschluß der von Siemens und Halske gelieferten Apparate, die Summe von 125000 Pf. St. kosteten, ging ohne Unfall von statten.

Der transatlantische Telegraph. Schon im Jahre 1843 soll die Idee einer transatlantischen Verbindung zwischen Europa und Amerika von Morse in einem Briefe an den Schatzsecretär der Vereinigten Staaten ausgesprochen sein, aber erst seit der glücklichen Kabellegung durch den Kanal konnte das Project einer transatlantischen Leitung ernstlich in Betracht gezogen werden. Die Ehre, diese gigantische Idee bis zu dem gegenwärtigen Punkte geführt zu haben, gebührt dem Amerikaner Cyrus Field, der bei dieser Gelegenheit eine bewundernswerthe Thätigkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit entfaltet hat. Am 6. Nov. 1856 bildete sich auf Field's Veranlassung eine Compagnie mit einem Kapital von 350000 Pfd. St., welche schon in der ersten Woche des December gezeichnet wurden. Außerdem verpflichteten sich die Regierungen von England und den Vereinigten Staaten auf 25 Jahre, solange die Dividende nicht 6 Proc. erreichen würde, jede eine Beisteuer von 14000 Pf. St., und hernach 10000 Pf. St. jährlich zu zahlen. Außerdem haben sie für die Legung alle mögliche Hülfe und Beistand zugesichert.

Zwei wichtige Fragen waren aber zuvor zu beantworten: 1) ob es möglich sei, durch eine unterseeische Leitung von so beträchtlicher Länge (500 geographische Meilen) mit Sicherheit zu telegraphiren; 2) ob die Tiefen nicht zu groß wären, als daß ein Leitungsdraht der Spannung widerstehen könne, die er schon durch sein eigenes Gewicht auszuhalten haben würde.

Schon 1850 sind vom Lieutenant Walshe mit dem Schiffe Tanney Sondirungen vorgenommen, welche 1853 durch Lieutenant Berryman auf der Brigg Delphin vervollständigt wurden und ergaben, daß der Meeresboden zwischen den Küsten von Irland und Neufundland in mäßiger Tiefe liege und ein sandiges Plateau ohne Felsen und schroffe Senkungen bilde. Er fand die Tiefe von der Küste Neufundlands gegen die von Irland von 1500 bis auf

2000 Faden ($^3/_8$ bis fast $^1/_2$ geographische Meile) zunehmend. Im Sommer 1856 wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten eine neue Expedition zur Erforschung des Meeresbodens mit dem Schraubendampfer Arctic, ebenfalls unter Lieutenant Berryman entsandt. Er fand als größte Tiefe 2070 Faden (12420 Fuß englisch). Dieselben Sondirungen wurden von seiten der englischen Regierung durch den Cyclop nochmals wiederholt, wobei als Maximum eine Tiefe von 2400 Faden (14400 Fuß) gefunden wurde.

Hinsichtlich der Möglichkeit, durch ein so langes Kabel zu telegraphiren, war zu befürchten, daß die sogenannten Ladungserscheinungen eine bedeutende Verlangsamung der Wirkung herbeiführen würden; denn der Draht eines unterseeischen Kabels verhält sich ähnlich einer Leydener Flasche, indem er von einem Leiter (der äußern Eisenumspinnung und dem Wasser) umgeben, von demselben aber durch einen Nichtleiter (der Guttapercha) getrennt ist. Bringt man die Enden desselben mit den Polen einer Batterie in Verbindung, so erfolgt im ersten Moment eine Ladung des Drahts, welcher zwar alsbald die Entladung folgt, aber doch keineswegs so momentan, wie es ohne jene Ladung der Fall sein würde. Nach Beobachtungen von Siemens mit einem Theile des Maltakabels von etwa 90 deutschen Meilen Länge, während dasselbe noch im Schiffsraume lag, angestellt, betrug die Verzögerung 0,18 bis 0,2 Secunden. Kann auch aus diesen Versuchen kein directer Schluß auf die Verzögerung auf der Linie gezogen werden, weil möglicherweise die Inductionswirkungen der einzelnen Ringe aufeinander von einem gewissen Einfluß sein könnten, so kann doch derselbe im Verhältniß zu dem der Ladung nur höchst unbedeutend sein. Bedenkt man, daß die Länge des atlantischen Kabels jene des Maltakabels zwischen fünf- und sechsmal übersteigt, so ist eine Verzögerung von einer Secunde als Minimum wahrscheinlich; aber wenn sich die von einigen vertheidigte Behauptung, die Verzögerung wachse im quadratischen Verhältniß der Länge, bestätigen sollte, eine bedeutend größere Verzögerung zu erwarten. Man muß dieses richtig verstehen. Eine Verzögerung von einigen Secunden bei einer nach Amerika gehenden Depesche würde gar nicht in Betracht kommen, wenn es sich nur um die Verspätung der Ankunft handelte; allein der Nachtheil jener Verzögerung macht sich in der Zeitdauer der einzelnen Elementarzeichen geltend, denn gesetzt, es sollen zwei Punkte nacheinander gegeben werden, so muß der Schlüssel, welcher sonst, bei geringen Entfernungen, zweimal nacheinander kurz niedergedrückt wird, für jeden Punkt eine ganze oder selbst mehrere Secunden lang angedrückt bleiben, sodaß jedes Elementarzeichen mehrere Secunden erfordert. Hierzu gesellt sich eine zweite Störung. Ist nämlich während dieser Zeit die Ladung des Drahts erfolgt, sodaß sie sich bis zum andern Ende kund gibt, und es wird nun durch Hebung des Schlüssels der Strom unterbrochen, was ja nach jedem Elementarzeichen geschehen muß, so fließt die in dem Drahte zusammengedrängte Elektricität rückwärts wieder ab und bewirkt so einen entgegengesetzten Strom, den Rückstrom, welcher ebenfalls eine kurze Zeit absorbirt und erst beendigt sein muß, bevor das folgende Elementarzeichen gegeben werden kann. Ist es nun auch gelungen, diesen Nachtheilen des Rückstroms durch besondere Einrichtung der Apparate auszuweichen, so sind doch die Ladungserscheinungen geeignet, die Schärfe und Präcision der Zeichen bedeutend zu beeinträchtigen, weshalb nur durch ein sehr langsames Telegraphiren lesbare Zeichen hervorgebracht werden können. Es ist behauptet, daß nach glücklich beendigter Legung des transatlantischen Kabels (im Jahre 1858) während der kurzen Zeit, wo es wirksam war, in der Stunde etwa 100 Wörter telegraphirt worden seien, wonach jeder einzelne Buchstabe etwa sieben Secunden erfordern würde.

Nach Beseitigung der Vorfragen schritt man zur Anfertigung des Kabels, welches theils in der großen londoner Guttaperchafabrik von Stytam (diese lieferte den mit Guttapercha überzogenen Kupferdraht), theils in den Fabriken von Glaß und Elliot zu Greenwich, und von Newall zu Birkenhead (diese führten die äußere Umspinnung aus) angefertigt wurde. Man fabrizirte täglich etwa 30 englische Meilen. Es besteht aus einem Leitungsstrang von sieben, etwa $^1/_3$ Linie dicken Kupferdrähten, welche dicht zusammenliegend sich genau in der Mitte des Kabels befinden und zusammen Eine Drahtleitung bilden. Eine dreifache Guttaperchaumhüllung von zusammen $^1/_8$ Zoll Dicke umgibt die Drähte; über dieser liegt eine dünne Lage von tauartig zusammengedrehtem getheerten Hanf, und über dieser endlich die äußere Eisendrahtumspinnung. Zu dieser wurden, der Biegsamkeit wegen, statt einzelner starker Eisendrähte, zusammengewundene Litzen aus dünnem Eisendraht angewendet. Achtzehn solcher Litzen, deren jede aus sieben Eisendrähten von $^1/_8$ Linie Durchmesser besteht, sind in fest aneinander schließenden steilen Schraubenwindungen um den Kern des Kabels gewunden. Das Kabel hat eine Dicke von kaum $^3/_4$ Zoll; die englische Meile wiegt nur 20 Ctr. und soll 100 Pf. St. ge-

kostet haben. Für die Strecken nahe den Küsten von Irland und Neufundland waren etwa 12 Meilen lange, bedeutend stärkere Kabel angefertigt. Die Länge des ganzen Kabels betrug 512 geographische Meilen.

Zur Legung waren die beiden größten Dampfschiffe der englischen und amerikanischen Marine, der Agamemnon und der Niagara bestimmt, deren jedes eine Hälfte des Kabels an Bord nahm. Der Agamemnon war geräumig genug, um in seinem Zwischendeck das Kabel in einem einzigen großen Kranze von 45 Fuß Durchmesser und 12 Fuß Höhe aufzunehmen, während man in dem Niagara drei besondere Kränze machen mußte. Um die regelmäßige Abwickelung des Kabels zu sichern, befanden sich in der Mitte der Kränze sehr große kegelförmige Körper von Holz. Drei andere Dampfer, Susquehana, Cyclops und Leopard, bildeten die Begleitung. Die Oberleitung war dem Chefingenieur der Atlantic-Telegraph-Company, Hrn. Bright, übertragen. Den Ausgangspunkt bildete die Valentiabai im äußersten Westen Irlands, wo sich das Geschwader versammelte, und am 6. Aug. 1857 die Legung durch den Niagara begann. Es ereignete sich gleich anfänglich ein Unfall durch das Abreißen des Küstenkabels, es gelang jedoch, das abgerissene Ende wieder aufzufischen und die Verbindung wiederherzustellen. Die Legung schritt nun, wenn auch durch einzelne Störungen unterbrochen, bis zum 11. Aug. fort, wo dann aber frühmorgens das Kabel mit einem kurzen Ruck abriß. Man schreibt den Unfall einer Unvorsichtigkeit beim Bremsen zu, in deren Folge das mit großer Schnelligkeit in die Tiefe, welche an dieser Stelle 2050 Faden betrug, sinkende Kabel einer übermäßigen Spannung ausgesetzt wurde. Man befand sich 274 englische Meilen von der irischen Küste und hatte bereits 334 Meilen Kabel ausgelegt. Der Verlust betrug demnach etwa ein Siebentel des Kabels. Bei der Unmöglichkeit, das abgerissene Ende aus einer Tiefe von fast einer halben geographischen Meile wieder aufzunehmen, kehrte das Geschwader nach England zurück.

Im nächsten Jahre 1858 wurde in ganz gleicher Art die Legung wiederholt, nur daß man an dem Abwickelungsapparat wesentliche Verbesserungen angebracht hatte, und daß diesmal die Legung in der Mitte des Oceans, in 52° 2′ nördl. Br. und 33° 18′ westl. L. begann, an welcher Stelle beide Kabelhälften verbunden wurden, worauf der Agamemnon nach Irland, der Niagara nach Neufundland steuerten, und in dieser Art die Legung von der Mitte aus verrichteten. Am 6. Aug. langte der Agamemnon nach glücklich vollbrachter Legung mit seinem Kabelende in Irland an, und an demselben Tage will man durch das Kabel das verabredete Signal der glücklichen Ankunft des Niagara in der Trinitybai in Neufundland erhalten haben.

Ein wirkliches Telegraphiren von Wörtern scheint in der ersten Zeit nicht gelungen zu sein, obgleich angekündigt wurde, daß der Strom von Amerika sehr gut sei und das Galvanometer bis zu 61° nach beiden Seiten zum Ausschlagen bringe. Die, wie es scheint, erste wirklich lesbare Depesche von Neufundland, den Zusammenstoß zweier Dampfer anzeigend, langte am 21. Aug. an. Am 23. Aug. wurde von der Königin Victoria an den Präsidenten der Vereinigten Staaten eine Glückwunschadresse gesandt. Der Präsident antwortete in einer Botschaft von 143 Wörtern, welche, mit Einschluß der oft nöthigen Wiederholungen und Verbesserungen einen Zeitraum von zwei Stunden erforderte. Es sprachen aber sehr gewichtige Gründe für die Vermuthung, daß diese Depeschen nie wirklich übergekommen, sondern nur zur vorläufigen Beruhigung der Actionäre rein erfunden sind. Welch unermeßlichen Jubel das Gelingen des großen Unternehmens in den Vereinigten Staaten erregte, ist aus öffentlichen Blättern bekannt. In vielen Städten wurden die Glocken geläutet, Kanonen gelöst, und überall wurden Freudenfeste zu Ehren des Cyrus Field gefeiert.

Ein regelmäßiges Telegraphiren hat jedenfalls nie stattgefunden, ungeachtet man durch kolossale Batterien und Inductionsapparate Ströme von hinreichender Stärke hervorzubringen sich bemühte und zum Empfangen sich außerordentlich empfindlicher Galvanometer bediente. Am 4. Sept. machte der Secretär der Gesellschaft bekannt, daß aus einem noch nicht erklärten Grunde seit 1 Uhr morgens keine verständlichen Zeichen von Neufundland mehr ankämen, und Anfang October erklärte Henly: 1) daß die Isolirung des Drahts bedeutend gelitten haben müsse; 2) daß der Widerstand, den der Draht dem Strome entgegensetze, einer Drahtlänge von nur 300 Meilen entspreche und daß er die fehlerhafte Stelle in dieser Entfernung vermuthe. Der Versuch war somit als verunglückt zu betrachten, und am 6. Dec. verließen die Beamten bis auf einen zurückbleibenden Valentia. Die Absicht, mittels bedeutender Unterstützung von seiten der Regierung einen nochmaligen Versuch zu wagen, scheint unter den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen vorläufig aufgegeben zu sein.

Man hat das bedauernswerthe Mislingen verschiedentlich zu erklären gesucht: 1) durch den

ungeheuern Druck, den das Wasser bei einer Tiefe von 14000 Fuß ausüben muß, einen Druck, der, reichlich 500 mal stärker als der gewöhnliche Luftdruck, möglicherweise das Eindringen des Wassers in die Guttapercha veranlassen könne; 2) durch die angewandten kolossalen Batterien, welche beim Vorhandensein der kleinsten Nebenschließung einen gewaltigen Strom durch dieselbe jagen und dadurch den Fehler immermehr vergrößern mußten, daß man also durch die unmäßig starken Ströme das Kabel selbst zerstört habe; 3) ist von einem Augenzeugen behauptet, daß beim Legen des Kabels eine sichtlich schlechte Stelle mit durchgegangen sei. Sollte nun auch eine neue Kabellegung ein besseres Resultat liefern, so ist doch wenig Wahrscheinlichkeit, daß das große Project auf diesem Wege dauernd gelöst werde, weil die kleinste Beschädigung der 500 geographische Meilen langen Drahtleitung sofort die enorme Summe von 350000 Pf. St. unwiederbringlich vernichtet, da das Auffinden und Ausbessern der fehlerhaften Stelle bei den bedeutenden Tiefen fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Es sind daher andere Vorschläge gemacht, nämlich:

1) Von Schottland über Island und Grönland nach Neufundland zu gehen. Ohne sehr bedeutende Verlängerung der Linie würde man den großen Vortheil erreichen, auf den Faröern, auf Island und in Grönland Zwischenstationen zu erhalten, mithin das Kabel in vier Abtheilungen legen zu können und bei etwaigen Beschädigungen doch nur einen Theil zu verlieren.

2) Nach einem Plane des „Russischen Invaliden“ über Sibirien und die russischen Besitzungen in Amerika zu gehen. Die Entfernung von Moskau bis zur Mündung des Columbia soll nicht über 426 geographische Meilen betragen.

3) Ganz neuerdings (Februar 1859) hat sich eine neue Gesellschaft, die Great-Ocean-Telegraph-Company, in England gebildet, um ein Kabel anderer Construction nach Amerika zu legen. Die Linie soll von Cap Landsend über Halifax und Bermudas nach Jamaica gehen, und sich von da nach den andern Inseln Westindiens, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nach Brasilien verzweigen. Das Kabel soll nur einen starken Kupferdraht enthalten, der mit dünnem Eisendraht dicht bewunden, dann mit drei starken Lagen Guttapercha umgeben und endlich mit getheertem Hanfbindfaden umwunden werde. Das specifische Gewicht des Kabels soll nur 1,35 betragen, damit es beim Legen sehr langsam untersinke und dadurch dem Zerreißen nicht ausgesetzt sei.

Um dem durch die Tiefe des Meeres entstehenden außerordentlichen Druck, welcher der Isolirung gefährlich werden kann und zugleich den Gefahren der Reibung an Felsenkanten zu entgehen, ist vorgeschlagen, dem Kabel ein solches specifisches Gewicht zu ertheilen, daß es sich etwa 100—200 Fuß unter der Oberfläche des Wassers erhält. Vom Major Oldershaw ist dazu ein Kabel vorgeschlagen, dessen Kupferdraht zunächst mit Guttapercha und sodann mit comprimirtem Kork und dieser endlich mit einer theergetränkten Schnur umgeben werden soll. Diese Idee beruht auf der (falschen) Voraussetzung, daß das specifische Gewicht des Wassers mit zunehmender Tiefe bedeutend wachse, sodaß das Kabel auf den untern schweren Wasserschichten schwimmen könne. Da aber ein Druck gleich dem einer Atmosphäre die Dichtigkeit des Wassers nur um 0,000045 erhöht, so würde die Dichtigkeit desselben in 200 Fuß Tiefe um etwa den siebentausendsten Theil der obern, also so unbedeutend zunehmen, daß auf diesen geringen Unterschied um so weniger zu rechnen sein dürfte, als auch die elastischen Umhüllungen des Kabels sich wahrscheinlich stärker verdichten würden, als das Wasser, folglich, weit entfernt im Wasser zu schweben, bei zunehmender Tiefe um so sicherer darin untersinken würden. Sollte in anderer Art eine Befestigung oder Haltung des Kabels in mäßiger Tiefe unter der Wasserfläche erfunden werden können, so würde das Oldershaw'sche Project wohl zu beachten sein.

Einleitung einer telegraphischen Correspondenz; Eisenbahnläutewerke; Siemens'scher Feuertelegraph; Auffindung fehlerhafter Stellen.

Einleitung einer telegraphischen Correspondenz. Soll auf einer Telegraphenlinie eine Depesche befördert werden, so muß sich zuvörderst der Telegraphist überzeugen, daß nicht auf derselben Linie schon anderweitig telegraphirt wird. Er erkennt dies daraus, daß sein eigener Apparat, vorausgesetzt er sei in die Leitung eingeschaltet, nicht arbeitet, oder, falls er ausgeschaltet war, an dem ruhigen Stande des Galvanoskops. Sollte anderweitig telegraphirt werden, so muß er das Ende abwarten, bevor er zu sprechen beginnen darf. Um die verschiedenen Stationen einer Telegraphenlinie anrufen zu können, ertheilt man einer jeden ein besonderes Zeichen, z. B. den Anfangsbuchstaben ihres Namens. Gesetzt nun, eine Station H habe nach einer andern W eine Depesche zu senden. Sie beginnt nun damit, dieselbe anzurufen, indem

sie wiederholt den Buchstaben W telegraphirt. Sämmtliche Apparate der Linie beginnen nun zu arbeiten und den Buchstaben W zu machen, der sich durch das klappernde Geräusch dem geübten Ohr des Telegraphisten sogleich zu erkennen gibt. Nur der Telegraphist der gerufenen Station, der das Zeichen seiner Station erkennt, nimmt Notiz von dem Rufe; alle übrigen kümmern sich nicht darum, weil sie wissen, daß der Ruf ihnen nicht gilt; er antwortet durch ein mehrmals wiederholtes i, d. h.: „ich bin bereit", und durch einmalige Angabe seines Buchstaben W, zugleich setzt er das Uhrwerk seines Apparats in Gang. Nunmehr macht die sprechende Station eine längere Reihe von Punkten, welche dazu dienen, daß der Telegraphist der empfangenden Station sich von der richtigen, der augenblicklichen Stromstärke entsprechenden Stellung seines Relais überzeugen und nöthigenfalls durch Anspannen oder Nachlassen der Spannfeder nachhelfen könne. Nach dieser Punktirung folgt sodann der Name der gerufenen und der sprechenden Station, und hierauf die Depesche selbst; z. B.:

Der Ruf: •—— •—— •—— •—— •—— (W)

Die Antwort: •• •• •• •• •• •••• (ich bin bereit H)

Punktirung: •••••••••••••••••••• •—— •••• (W H)

Depesche: —•• •• • ————• ••• — • •—• •—• • •• ————— • •—•

d i e oe s t e r r e i ch e r

••• •• —• —•• ••—— —••• • •—• —•• • —• — •• —•—• ••

s i n d ue b e r d e n t i c i

—• ———— ———• • ——• •— •— ———• • —• .••••••

n o g e g a n g e n .

Wird von der sprechenden Station verlangt, daß sich die übrigen Stationen, mit Ausnahme der gerufenen, ausschalten sollen, so wird dies durch irgendein Zeichen signalisirt. Die Apparate der ausgeschalteten Stationen arbeiten nun zwar nicht mit, aber dennoch erkennt jeder Telegraphist die Dauer der Depesche an dem Galvanometer, welches in steter Bewegung bleibt, somit also zu erkennen gibt, wann sich die Station wieder einschalten könne.

Die Eisenbahnläutewerke, welche auf vielen deutschen Eisenbahnen hergestellt sind, haben hauptsächlich den Zweck, die Bahnwärter von dem Abgange eines Zugs und dessen baldiger Ankunft mit größerer Sicherheit zu avertiren, als dies bei Regen, Nebel, Schnee durch die gewöhnlichen optischen Telegraphen möglich ist. Diese Läutewerke befinden sich entweder in den Bahnwärterhäusern oder auch in besondern kleinen Häuschen und werden durch einen, von der nächstbenachbarten Eisenbahnstation im Augenblick des Abganges eines Zugs gesandten elektrischen Strom in Thätigkeit gesetzt. Sie enthalten eine, oder der bessern Hörbarkeit wegen zwei Glocken von Gußeisen, deren Hämmer durch ein Uhrwerk mit Gewicht zum Anschlagen gebracht werden. Dieses Uhrwerk, welches der Bahnwärter von Zeit zu Zeit aufzuziehen hat, ist mittels eines Mechanismus durch den Anker eines Elektromagnets gehemmt. Sowie von der Station aus ein nur kurzer augenblicklicher Strom gegeben wird, zieht der Elektromagnet den Anker an, das vorher gehemmte Rad kommt in Drehung, verrichtet mehrere Glockenschläge und wird nach einmaligem Umgange von selbst wieder gehemmt, indem der Anker des Elektromagnets nach dem Aufhören des Stroms wieder losgelassen ist und, sobald das Rad seinen Umgang vollendet hat, wieder in dasselbe einfällt. Zum Zweck der Läutewerke müssen besondere Drahtleitungen vorhanden sein. Um die große Unbequemlichkeit zu vermeiden, auf jeder Eisenbahnstation eine galvanische Batterie in Stand zu halten, verwendet man zu den Läutewerken gewöhnlich magnetoelektrische Rotationsmaschinen, welche sich zu diesem Zwecke vortrefflich eignen.

Der Siemens'sche Feuertelegraph. Diese überaus nützliche Erfindung bezweckt, beim ersten Entstehen einer Feuersbrunst die Wächter im Spritzenhause benachrichtigen und ihnen den betreffenden Bezirk oder die Straße anzeigen zu können, um in möglichst kurzer Zeit ihrer Hülfe sicher zu sein. Der eigentliche Signalgeber ist ein aufgezogenes Uhrwerk mit Gewicht, welches durch einen Sperrhaken gehemmt wird. Sobald dieser durch Anziehen eines damit verbundenen Handgriffs ausgelöst wird, beginnt der Gang des Werks, bis nach Umdrehung des größten Rades die Hemmung wieder einspringt. Während der Zeit dreht sich eine Scheibe mit längern und kürzern Randausschnitten sechsmal um ihre Achse, wodurch die Leitung des elektrischen Stroms, je nachdem die vermittelnde Feder über die mit einem Nichtleiter (Holz oder Elfenbein) gefüllten Ausschnitte gleitet, oder auf dem metallenen Radkranze schleift, in sechs gleichen Reihefolgen unterbrochen und angeknüpft wird. Der ganze Apparat befindet sich in einem, etwa 2 Fuß hohen und 10 Zoll breiten flachen Kasten, dessen Thür von einer eingerahmten Glasscheibe gebildet wird, und welcher an einem, jedermann zugänglichen Ort einer

Straße befestigt ist. Man denke sich nun eine Stadt z. B. in vier Abtheilungen getheilt, deren jede wieder in eine Menge Districte zerfällt, die durch Nummern bezeichnet werden. In jedem Districte befindet sich ein Signalapparat, und alle Apparate einer Abtheilung werden durch einen Leitungsdraht verbunden, der nach der Spritzenstation führt, wo eine Batterie und ein Morse'scher Telegraphenapparat nebst einem elektrischen Glockenwerk nach Art der schon geschilderten Eisenbahnläutewerke aufgestellt ist. Entsteht nun in irgendeinem District Feuer, so kann ein jeder mit dem geringsten Zeitverlust den Handgriff des nächsten Signalapparats anziehen, wobei in Ermangelung des Schlüssels die verschließende Glasscheibe eingestoßen wird. Das Uhrwerk läuft ab, die Leitung des elektrischen Stroms wird durch die vermittelnde Feder und die Scheibe mit den Randausschnitten (bei jedem Apparate in willkürlich bestimmten, verschiedenen Reihefolgen) bald geschlossen, bald geöffnet, das Läutewerk auf der Spritzenstation beginnt zu läuten, der Morse'sche Apparat fängt an zu arbeiten und drückt durch seinen Schreibstift je nach der Einrichtung des Signalapparats eine Anzahl Punkte und Striche in den Papierstreifen, deren bestimmte Reihenfolge sich sechsmal wiederholt, während das Glockenwerk dem entsprechend sechsmal in einem bestimmten Tempo erklingt. Das erhaltene Feuersignal kann von der Spritzenstation aus, zum Zeichen, daß es verstanden wurde, sofort zurücktelegraphirt werden, indem man durch Unterbrechung der Leitung auf der Spritzenstation eine im Signalapparat balancirende Magnetnadel in Schwingungen versetzt. Für den Fall, daß des Telegraphirens kundige Personen vom Signalapparat Gebrauch machen, ist auch noch ein Schlüssel oder Drücker in demselben vorhanden, mit welchem die Feuermeldung ganz bestimmt in Worten telegraphirt werden kann.

Die Auffindung fehlerhafter Stellen bei telegraphischen Leitungen. Bei der sich immermehr verbreitenden Ausdehnung der elektrischen Telegraphie über große, oft nur wenig bevölkerte Strecken, z. B. in Rußland, wo sich die Stationen oft in Entfernungen von 70—80 Meilen befinden, wo auch die Zahl der die Leitungen beaufsichtigenden Wärter eine verhältnißmäßig geringe sein muß, ist es bei etwaigen Störungen der Stromleitung eine Sache der äußersten Wichtigkeit, den Punkt ermitteln zu können, wo diese Störung stattfindet. Eine Revision durch empirisches Suchen vorzunehmen, würde viel zu zeitraubend und selbst unsicher sein, weil sich zufällige Nebenschließungen oft so verstecken können, daß sie einer oberflächlichen Besichtigung leicht entgehen. In Rußland, wo dieser Fall vorzugsweise in Betracht kommt, hat man zwar in Entfernungen von 8—10 Meilen sogenannte Controlstationen eingeführt, wo mittels dort aufgestellter Galvanoskope die angestellten Aufseher den Zustand der Leitungen beaufsichtigen, wodurch also die Stelle des Fehlers zwischen zwei dieser Stationen begrenzt werden kann. Es hat sich indessen diese Einrichtung nicht als ganz genügend erwiesen, und man wendet seit 1856 ein galvanometrisches Verfahren an, um von den Stationen aus mit ziemlicher Genauigkeit, bis auf Schwankungen von etwa ein Zehntel der Stationenentfernung, die Stelle des Fehlers zu entdecken. Das hierzu dienende Instrument ist das von Siemens und Halske construirte Differentialgalvanometer, nämlich ein Multiplicator mit zwei, in entgegengesetzter Richtung gewundenen Drahtspiralen. Circuliren durch dieselben zwei Ströme von genau gleicher Stärke, so compensiren sich die Wirkungen und die Nadel des Galvanometers wird auf 0 einspielen. Gesetzt, wir befänden uns mit diesem Instrument auf einer Station A, es befände sich auf derselben eine Batterie, und eine in gutem Zustande befindliche Leitung führe nach einer zweiten, 80 Meilen entfernten Station B, der Strom träte dort in die Erde und kehre so nach A zurück. Schalten wir nun in die Leitung bei A die eine Drahtwindung des Galvanometers ein, so wird die Nadel nach einer Seite ausschlagen. Gesetzt nun aber, wir hätten eine Widerstandsrolle, bestehend aus einem sehr langen, feinen, mit Seide besponnenen Neusilberdrahte, brächten sie mit derselben Batterie und der zweiten Umwindung des Galvanometers in Verbindung, so würde sich der Strom in zwei Theile verzweigen, deren einer den Weg durch die eine Galvanometerspirale, durch die Linienleitung nach B und von dort durch die Erde zur Batterie, der andere dagegen den Weg durch die andere Galvanometerspirale und die Widerstandsrolle zur Batterie zurücknehmen würde. Angenommen nun, der Widerstand dieser normalen Widerstandsrolle stimmte mit jenem der Linienleitung gerade überein, so würde sich der Strom der Batterie in zwei gleiche Hälften theilen, die Nadel des Galvanometers würde mithin auf 0 zeigen. Gesetzt nun, es entstehe auf irgendeiner Stelle, z. B. in der Mitte der Linienleitung, eine Nebenschließung, welche den Strom schon hier in die Erde ableite, so wird dadurch der Weg des Stroms in der Linienleitung, also auch der Widerstand, auf die Hälfte herabgebracht (der Widerstand der Erdleitung als verschwindend klein angenommen). Zufolge dieser

Verminderung des Widerstandes werden die Ströme, die das Galvanometer umkreisen, ungleich, die Nadel kann nicht mehr auf 0 einspielen. Um dieses letztere dennoch zu erreichen, werden wir auch den Widerstand auf der andern Seite vermindern, also eine Widerstandsrolle von der halben Länge einschalten müssen. Man ersieht nun leicht, daß, wenn man bei A einen Vorrath verschiedener Widerstandsrollen von verschiedener, aber bekannter Länge hat, und dieselben versuchsweise einschaltet, bis die Nadel auf 0 einspielt, man daraus die Entfernung der Nebenschließung, also des Fehlers, erfährt. Gesetzt, man brauche eine Widerstandsrolle, deren Drahtlänge ein Viertel von jener der normalen betrage, so liegt die Nebenschließung auf ein Viertel der ganzen Stationsentfernung, also 20 Meilen von A entfernt.

Schwieriger wird die Aufgabe, wenn die Nebenschließung den Strom nicht ganz, sondern nur theilweise zur Erde leitet, wenn z. B. ein Isolator beschädigt ist. In diesem Fall wird es nöthig, ähnliche Versuche mit Widerstandsrollen auf beiden Stationen vorzunehmen, woraus sich dann durch Berechnungen, auf welche hier nicht eingegangen werden kann, die fehlerhafte Stelle findet.

Sollte dagegen der Fehler in einer Unterbrechung der Leitung, vielleicht durch das Zerreißen des Drahts liegen, dann kommen andere Methoden zur Anwendung. Befindet sich das Ende des Drahts mit der Erde in keiner Berührung, ist also die Leitung vollkommen isolirt, so hat man vorgeschlagen, die ganze Drahtleitung durch Berührung mit dem einen Pol einer galvanischen Batterie zu laden, sie dann, nach der Trennung von der Batterie, durch ein Galvanometer zu entladen, und nun, da ein langer Draht seiner größern Masse wegen mehr Elektricität aufnehmen kann als ein kurzer, aus der Menge der abfließenden Elektricität die Masse, folglich die Länge des Drahts zu berechnen. Ist dagegen das abgerissene Ende herabgefallen und mit der Erde in unvollkommen leitender Verbindung, so dürfte es bisjetzt noch keine Methode geben, die Stelle des Bruches ohne directe Besichtigung aufzufinden. Ob nun überhaupt die Störung in einer Nebenschließung oder in dem Zerreißen der Leitung ihren Grund habe, ist mittels des Differentialgalvanometers leicht zu entscheiden, denn im erstern Fall muß sich der Linienstrom verstärken, man wird daher, um das Galvanometer auf 0 zu bringen, einer kürzern Widerstandsrolle als der normalen bedürfen. Das Gegentheil findet statt bei einer Unterbrechung der Drahtleitung, sei sie nun eine vollständige oder theilweise.

Die wichtigern jetzt (Frühjahr 1859) bestehenden Telegraphenlinien.

A. Unterseeische Leitungen mittels Kabel:

	geogr. Meilen		geogr. Meilen
Dover nach Calais seit 1850 . . .	4,86	Meerenge von Messina, 1856	1
Holyhead in England nach Cap Howthe in Irland, seit 1852	14	Golf von St.-Lorenz, 1856	15
England nach dem Haag, 1853 . .	23⅓	Meerenge von Northumberland, 1856	2
Dover nach Ostende, 1852	15⅓	Bosporus, 1856	¼
Irland und Schottland (zwei Kabel), 1853	5¼	Neuschottland Meerenge Canso, 1856	⅓
Italien und Corsica, 1854	14	Petersburg nach Kronstadt, 1856 . .	1½
Corsica und Sardinien, 1854 . . .	2	Sardinien und Algier, 1857 . . .	32
Dänemark (Großer Belt), 1854 . .	1	England und Ostfriesland, 1858 . .	60
Dänemark und Norwegen, 1855 . .	7½	England (Orfordneß) nach Zandvoort bei Harlem, 1858	
Schottland Meerenge von Forth, 1855	81	Irland nach Neufundland, 1858 . .	350
Solent, Insel Wight, 1855	⅔	England nach Jersey und Guernsey,	
		Ceylon nach dem Indischen Continent.	

Man beschäftigt sich in diesem Augenblick mit der Legung eines Kabels von Hull nach Helgoland, sowie einer Fortsetzung von da über Dänemark nach Gothenburg.

Projectirt ist eine Linie von Cap Hellas über Chios und Candia nach Alexandria; ferner eine Leitung von der Südküste Englands nach Gibraltar, von da nach Malta und Alexandria. Es ist nämlich in England eine Gesellschaft zusammengetreten, die European and Indian Junction Telegraph Company, welche zunächst eine submarine Leitung über Malta nach Alexandria, dann oberirdisch von da nach Suez, sodann durch das Rothe Meer nach Cosseir (55 Meilen); von hier nach Jedda (85 Meilen); von Jedda nach Camara (91 Meilen); von Camara nach Aden (59 Meilen); von Aden nach Ras-Scharman (69 Meilen); von hier nach den Kouria-Mouria-Inseln (89 Meilen); von hier nach Ras-el-Had (84 Meilen), endlich von hier nach Kurrachie (91 Meilen) in Ostindien zu legen beabsichtigt. Von andern großartigen Projecten submariner Leitungen nach Amerika war bereits im Frühern die Rede.

B. Oberirdische Telegraphenleitungen:

Der Deutsch-Österreichische Telegraphenverein umfaßt ganz Österreich, Preußen, Baiern, Hannover, Sachsen, Würtemberg, Baden, Mecklenburg-Schwerin und das Königreich der Niederlande. Am 1. Jan. 1858 standen in Betrieb:

	Zahl der Stationen	Länge der Linien	Gesammtlänge der Drähte
in Österreich	107	1156,9 geogr. Meilen	1710,6 geogr. Meilen
„ Preußen	98	798,2 „ „	1980,3 „ „
„ Baiern	40	267,7 „ „	653,1 „ „
„ Sachsen	22	124,7 „ „	171,1 „ „
„ Hannover	20	142,0 „ „	272,1 „ „
„ Würtemberg	12	76,3 „ „	117,2 „ „
„ Baden	14	102,3 „ „	196,7 „ „
„ Mecklenburg	11	46,1 „ „	55,6 „ „
„ Niederlande	33	147,1 „ „	344,7 „ „
Summa	357	2861,3 „ „	5501,4 „ „

Zu Anfang des Jahres 1857 stellten sich die entsprechenden Zahlen:

	307 Stat.	2644,6 geogr. Meilen	4772,9 geogr. Meilen.

Es sind mithin im Verlauf des Jahres 1857 hinzugekommen 50 Stationen, und die Drahtlänge ist um 728 Meilen gewachsen. Man ersieht hieraus, daß die Gesammtlänge der Telegraphendrähte des Deutsch-Österreichischen Vereins bereits den Umfang der Erde (5400 Meilen) übertrifft, und doch sind in dieser Zusammenstellung die den Eisenbahnverwaltungen gehörenden Telegraphen nicht mit eingerechnet. Im Königreich Sachsen sind 1857 auf den Vereinsstationen aufgegeben 1047 interne Staats- und 40604 interne Privatdepeschen, ferner 874 internationale Staats- und 12708 internationale Privatdepeschen; ferner angekommen 724 internationale Staats- und 11864 internationale Privatdepeschen; endlich durchgegangen 590 Staats- und 17479 Privatdepeschen; Gesammtsumme der vorgekommenen Depeschen 127541, wonach im Durchschnitt auf jeden Tag 350 Depeschen kommen, und diese auf 22 Stationen vertheilt für jede derselben 16 Depeschen geben würden. Die Einnahme der sächsischen Vereinsstationen betrug 49075 Thlr., die der Eisenbahnstationen 2830 Thlr.

In Österreich betrug 1857 die Zahl der Staatsdepeschen 73195; die der Privatdepeschen 237811, also in Summa 311006.

Im Königreich Preußen war im Jahre 1857 auf den fünf Hauptlinien Berlin-Memel, Berlin-Hamburg, Berlin-Saarbrück, Berlin-Frankfurt a. M. und Berlin-Oderberg die Zahl der Staatsdepeschen 6996, der Dienstdepeschen 5924, der fremdherrlichen Depeschen 1870, der Eisenbahndepeschen 4262, der Privatdepeschen 222493, in Summa 241545.

Im Königreich Hannover war die Gesammtzahl der Depeschen 86667; im Königreich Baiern 128147; im Königreich Würtemberg 44521; im Königreich der Niederlande 224803.

Frankreich zählte im Jahre 1857 170 Telegraphenstationen.

Großbritannien besaß im November 1858 9900 geographische Meilen Drahtleitungen, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß die in England noch allgemein gebräuchlichen Doppelnadeltelegraphen je zwei Drähte erfordern; daß also bei Morse'schen Apparaten nur die Hälfte Draht erforderlich sein würde. Die Zahl der Depeschen betrug im Jahre 1857 1,241163.

Belgien hatte 1856 50 Telegraphenstationen und beförderte 98932 Depeschen.

Schweden hat 66 Stationen; Norwegen 39 Stationen mit 269,6 Meilen Drahtlänge. Zahl der Depeschen (1857) 141858.

Die Schweiz besaß Ende 1856 107 telegraphische Bureaux, und die Gesammtlänge der Drahtleitungen betrug 501⅜ Stunden.

In Portugal geht die Hauptlinie von Lissabon nach Villafranca, von hier aus verzweigt sie sich in drei Linien, eine nach Santarem, zwei nach Badajoz (zum Anschluß an die spanischen Linien), drei nach Oporto.

Spanien besaß 1857 sechs Hauptlinien: 1) von Irun nach Madrid, mit Zweiglinien von Calatayud nach Soria und nach Teruel, 2) von Madrid nach Valladolid mit Zweiglinien nach dem Escurial und Segovia, 3) von Madrid nach Cuença, 4) von Madrid nach Truxillo, 5) von der französischen Grenze bei Figueras nach Barcelona, 6) von Saragossa nach Taragona; im Bau begriffen und zum Theil schon vollendet waren noch neun Linien, nämlich Barcelona-Cartagena, Almanza-Toledo, Tembleque-Cadiz-San-Roque, Andujar-Granada-Malaga, Sevilla-Huelva, Truxillo-Badajoz, Valladolid-Logroño, Bilbao-Santona, Valladolid-Ferrol.

Rußland besitzt schon sehr ausgedehnte Telegraphenlinien, so namentlich eine von Petersburg über Helsingfors nach Åbo; ferner von Petersburg über Moskau und Nikolajew nach Baktschi-Sarai, von Nikolajew nach Odessa, von Petersburg über Dünaburg und Warschau nach Granitza an der österreichischen Grenze, von Warschau über Schitomir nach Odessa, von Schitomir nach Moskau, von Petersburg über Dünaburg sowie über Reval nach Riga und Polangen, von Petersburg über Kowno nach Eudkuhnen und mehrere andere. Die Gesammtentfernung der jetzt vorhandenen 30 Hauptstationen beträgt 6179 Werst oder 880 Meilen; andere sehr bedeutende Linien sind theils schon im Bau begriffen, theils projectirt, und es soll jetzt der kolossale Plan vorliegen, eine Linie von Petersburg nach Nordamerika auszuführen, welche von Petersburg nach Moskau, dann über den Ural nach Sibirien, über Irkutsk durch das Ochotskische Meer nach Kamtschatka, von da nach Cook's Einfuhr in Nordamerika gehen würde. Eine Zweiglinie nach dem Amur und der Mandschurei würde Petersburg und Peking in directe Verbindung bringen.

In der Türkei existiren bereits fünf Linien, nämlich: 1) Konstantinopel-Rodosto-Drama-Salonichi, 2) Rodosto-Gallipoli-Kilidul-Bahr-Melaise-Bournou an der Südseite des Chersones zum Anschluß an die über die Inseln Chios und Candia nach Alexandria zu führende Unterseeleitung, 3) Rustschuk-Szistova-Nikopoli-Lom-Widdin-Timoka-Jagodina zum Anschluß an die serbischen Linien, 4) Schumla-Silistria, 5) Konstantinopel-Skutari quer durch Kleinasien nach Bassora zum Anschluß an die von da nach Indien zu führende submarine Leitung; außerdem sind noch Linien projectirt von Varna nach Odessa, von Salonichi nach Cattaro, von Mostar nach Brod. Projectirt ist ferner eine Linie von Konstantinopel nach Cap Hellas, und von da über Candia nach Alexandria.

Über das so außerordentlich ausgedehnte Telegraphennetz der Vereinigten Staaten Amerikas sind leider zuverlässige Zusammenstellungen nicht zu finden.

Niederländisch Ostindien hat auf Java eine ausgedehnte Telegraphenverbindung, welche mit 12 Stationen die ganze Insel größtentheils in zwei Zweigen durchläuft. Die gesammte Drahtlänge beträgt 119 geographische Meilen.

Australien besitzt ebenfalls schon bedeutende Telegraphenlinien, denen jedoch noch ausgedehnte Erweiterungen bevorstehen. Eine Linie von Melbourne nach Queenscliff von 73 englischen Meilen Länge wurde schon 1854 ausgeführt, mit Anschlußlinien von Gnelong nach Balarat (58 Meilen) und von Melbourne nach Sandhurst (125 Meilen). Fernere Linien sind von Sandhurst nach Albury (250 Meilen), von Balkarat nach einem Punkte der westlichen Grenze (230 Meilen). Es ist ferner eine Linie nach der Insel Vandiemensland in Angriff genommen, sie läuft von Queenscliff bis Cap Otway, dann durch unterseeische Leitung nach Kings Island, durchschneidet, oberirdisch, diese Insel, geht durch eine zweite submarine Leitung nach Barren Island, dann wieder unterseeisch nach Cap Grün auf Vandiemensland. Die ganze Länge beträgt etwa 450 englische Meilen.

Es ist neuerdings von dem dänischen Kapitän Raaslöff ein großartiges Project zur Verbindung der Westindischen Inseln unter sich und mit dem Festlande Nord- und Südamerikas ausgearbeitet. Als Centralstation ist St.-Thomas bestimmt, von hier soll die Linie über die Bahamainseln nach St.-Augustin geführt, und von da mit den bestehenden nordamerikanischen Linien in Verbindung gebracht werden. Südwärts soll die projectirte Linie von St.-Thomas von Insel zu Insel bis St.-Lucia gehen, von da entweder über St.-Vincent, Grenada und Trinidad nach dem Festlande von Venezuela, oder über Barbados und Tabago nach Demerara. Die ganze Linie enthält 14 Stationen, deren Entfernung voneinander nicht über 400 Seemeilen beträgt. Die Meerestiefen sollen nicht über 6000 Fuß gehen, und wird eine Gesammtlänge der Kabel von 617 geographische Meilen angenommen.

Taxen und einige anderweite Bestimmungen des Deutsch-Österreichischen Telegraphenvereins, in Beziehung auf Privatdepeschen.

Eine Depesche darf in der Regel nicht mehr als 100 Wörter enthalten, und dürfen in dem Concepte keine Rasuren vorkommen.

Sollte die Beförderung einer Depesche nicht sogleich stattfinden können, so ist der Aufgeber hiervon in Kenntniß zu setzen, und die Depesche nur dann anzunehmen, wenn der erstere die Absendung dennoch ausdrücklich verlangt.

Privatdepeschen dürfen in der Regel nur in deutscher Sprache abgefaßt sein.

Privatdepeschen, deren Inhalt gegen die Gesetze verstößt, oder aus Rücksichten des öffentlichen Wohls und der Sittlichkeit nicht geeignet erscheint, sollen nicht angenommen werden.

Jedem Absender steht das Recht zu, seine Depesche collationiren, d. h. von der Adreßstation zurücktelegraphiren zu lassen.

Jede Depesche kann auf Verlangen an mehrere Adressate gerichtet und infolge dessen sowol auf Zwischenstationen abgesetzt, als auch bei diesen oder bei der letzten Station vervielfältigt werden.

Für eine Depesche innerhalb des Vereinsgebiets betragen die Gebühren:

Auf Meilen	Bei einer Wortzahl von:		
	bis 20 einschließlich	21—50	51—100
Bis einschließlich 10 Meilen	— Thlr. 20 Sgr.	1 Thlr. 10 Sgr.	2 Thlr.
über 10 bis einschließlich 25 „	1 „ 10 „	2 „ 20 „	4 „
„ 25 „ „ 45 „	2 „ — „	4 „ — „	6 „
„ 45 „ „ 70 „	2 „ 20 „	5 „ 10 „	8 „
„ 70 „ „ 100 „	3 „ 10 „	6 „ 20 „	10 „

Für das Collationiren einer Depesche ist die Hälfte der Telegraphengebühr für den Hinweg zu entrichten.

Für das Absetzen an Zwischenstationen und das Vervielfältigen der Depeschen, ferner für Weiterbeförderung durch die Post oder andere Telegraphenlinien sind entsprechende Gebühren zu entrichten.

Wenn eine Depesche am Bestimmungsorte so verstümmelt ankommt, daß sie ihren Zweck nicht erfüllen kann, eine rechtzeitige Berichtigung aber nicht zu ermöglichen gewesen ist, so wird die gezahlte Gebühr zurückerstattet.

Als geringstes Maß der zugesicherten Schnelligkeit soll angesehen werden, daß die Depesche mindestens früher den Bestimmungsort erreicht, als es mittels Post- oder Eisenbahnbeförderung geschehen sein würde.

Innere Depeschen haben in der Reihenfolge den Vereinsdepeschen voranzugehen.

Für Nachtdepeschen ist der doppelte Gebührensatz zu entrichten.

Als genügende Adresse soll der Name des Absenders, sowie der Name und Wohnort des Empfängers betrachtet werden.

Benjamin D'Israeli.

Seit dem Tode Georg Canning's ist es keinem Manne aus dem Volke in England geglückt, sich so hoch emporzuschwingen, als es Benjamin D'Israeli gelungen, dem Sohne des Antiquars und Sprößling einer alten jüdischen Familie, die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts vor der Inquisition aus Spanien nach Venedig flüchtete und von da 1784 nach England wanderte, um mit der Annahme des Christenthums ihr Glück in dem freien Lande zu suchen. Auf ihren jüngsten Stammhalter nun hat sich das Glück in Fülle ergossen. Er ist ein berühmter Schriftsteller und Parteiführer geworden, und zweimal haben wir ihn bereits als Schatzkanzler auf den Regierungsbänken des Parlaments gesehen; aber beide male ist dem kurzen Glanze seiner Erhebung auch ein ebenso jäher Sturz gefolgt, an dem das ganze liberale England und, man kann demgemäß auch hinzufügen, die gesammte liberale Welt ihre Freude gehabt hat.

Das ist der große Unterschied zwischen D'Israeli und Canning. Während dieser sich in den Reihen der Aristokratie zum Helden der Freiheitsbestrebungen Europas emporarbeitete und ganz England mit sich fortriß, während ihm Europa und Amerika zujauchzten, hat D'Israeli bei jeder neuen Niederlage die doppelte Schmach für die eigene Apostasie von der Sache der Freiheit und für die Bornirtheit und den Hochmuth der englischen Aristokratie zu tragen.

D'Israeli ist eine komische Figur in der Geschichte der Gegenwart, und niemand kann an ihn denken, ohne sich die zahlreichen Caricaturen zu vergegenwärtigen, mit denen „Punch" seine Laufbahn und seine Charakterlosigkeit begleitet hat — den unverschämten Judenjüngling mit den langen Ringellocken, der mit der Politik Schacher treibt wie mit alten Kleidern, aber es eben

deshalb nirgends über den Kleinkram hinausbringt und schließlich überall hinausgeworfen wird. Obwol als Christ geboren und erzogen, hat D'Israeli doch den Stempel des Juden behalten und ihn selbst so wenig verleugnet, daß er sich eine Zeit lang darin gefiel, den Champion seines verfolgten Stammes zu spielen, ohne jedoch dadurch den Muth zu erhalten, für dessen Emancipation im Parlamente zu kämpfen, als die Liberalen darauf antrugen, daß den Juden der Eintritt in dasselbe gestattet werde. Das litt seine Parteistellung nicht. Er hatte sich einmal den Tories verkauft und mußte sich auch deren Interessen fügen — ein tragikomisches Geschick, das D'Israeli bei seinen sämmtlichen politischen Bestrebungen verfolgt. Er wollte der Regenerator der Aristokratie werden, und es gelang ihm auch, sich zum Führer des „Jungen England" zu machen, zu dem er die Idee lieferte, aber nur, um als Protectionist zu enden und seine Taschenspielerkunststücke mit dem großen Reforminteresse entlarvt zu sehen, und sich wiederholt davon zu überzeugen, wie verfehlt sein Streben gewesen und wie sehr die Bibel recht hat, wenn sie sagt: Man soll nicht neue Flicken auf ein altes Kleid setzen, und jungen Most in alte Schläuche füllen.

Die absterbenden Interessen der menschlichen Gesellschaft lassen sich nicht regeneriren, sondern müssen geopfert werden, wenn die Zeit es verlangt, und nur die können das Feld behalten, welche sie bekämpfen, nicht die, welche sie künstlich erhalten wollen.

D'Israeli ist der Hauptrepräsentant einer zahlreichen Klasse von Schriftstellern und Politikern, die sich in allen Staaten Europas finden und namentlich an jüdischen Literaten ihr Contingent haben, weil diese sich ihrer alten asiatischen Natur nach am meisten zum Knechtsdienst für Machthaber eignen. Sein Schicksal verdient daher auch vorzugsweise ins Auge gefaßt zu werden, weil sich in diesem am schärfsten abspiegelt, wie weit es der erheuchelte oder erkünstelte Conservatismus bringt, welcher die alten Vorrechte der Aristokratie oder des Despotismus mit einem neuen Flitterglanz umgibt, um den Völkern einzureden, sie könnten nichts Besseres thun, als sich ihm zuzuwenden und ihr Ohr den Einflüsterungen des Liberalismus verschließen.

Es ist von Interesse, die Stufenleiter zu verfolgen, auf welcher D'Israeli sich zu der hohen Stellung emporschwang, welche das Glück ihm zugestand, um ihn mit teuflischem Lachen gleich darauf wieder herabzustürzen. Es ist eine klägliche Figur, welche der gute D'Israeli dabei jedesmal spielt; aber wer kann einen Mann bemitleiden, der nur erleidet, was er sich selbst bereitet hat? D'Israeli besaß Verstand genug, um sich vorhersagen zu können, welches Schicksal ihm bevorstand und wie weit er es mit der Richtung bringen konnte, zu welcher die Herrschbegier und Gewinnsucht ihn trieb; und wenn er sich von dieser immer aufs neue auf falsche Wege leiten läßt, so zeigt dies nur, daß die Leidenschaft in ihm größer ist als die Einsicht. Die Gier nach Ansehen und Ruhm ist der durchgreifende Zug in D'Israeli's Charakter, der sich in ihm schon als Knaben ausgeprägt haben soll. Man hörte ihn als solchen sagen, daß er nicht ruhen werde, bis er als Right Honorable sterbe.

Der Vater Isaak D'Israeli war ein dunkler Ehrenmann, der sich mit dem bescheidenen Lose begnügte, dann und wann ein Stück Beifall von den Kritikern seiner Zeit zu erlangen, wenn er Curiositäten der Literatur veröffentlichte oder als Vertheidiger der Juden auftrat. Er hatte wenig Kenntniß von der Welt, und was er über die politische Geschichte Englands geschrieben, hat wenig Werth.

Sein Sohn Benjamin D'Israeli, der im December 1805 geboren wurde, also gegenwärtig in der Mitte der Funfziger steht, verfolgte eine andere Laufbahn. Er warf sich von Anfang auf das Gebiet der Literatur, in dem es am leichtesten war Aufsehen zu machen und durch dieses Ruhm zu erringen. In seinem einundzwanzigsten Jahre, 1826, schrieb er eine Novelle „Vivian Grey", in der er eine Art von intellectuellem Don Juan schildert, der sich mit Hohn und Spott über jede idealistische Richtung und Begeisterung den Weg durch die Welt bahnt, um sie für sich auszubeuten und zu Ruhm und Ansehen zu gelangen. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man jetzt in dieser Novelle den Ausspruch liest: „Um ein Held zu sein, muß man zuerst sehr unheroisch sein; um stark zu werden, muß man schlecht sein; um weise zu sein, muß man den Narren spielen können." Ein neuer Machiavellismus ist es also, aus dem der jugendliche Dichter seine Kraft schöpft. Der künstlerische Werth der Novelle ist ein geringer, aber sie machte Aufsehen durch die Keckheit ihrer Reflexionen, und man hielt es um ihretwillen dem Verfasser zugute, wenn er etwas stark an Byron's und Goethe's Ausdrücke erinnerte. Byron war als „bestem und größtem von allen Menschen" das Werk gewidmet. Gleichzeitig mit der Herausgabe dieser Novelle, von der er sicher sein konnte, daß sie Aufsehen bei den Kritikern erregen würde, warf sich D'Israeli auf die Journalistik, um durch sie so rasch als möglich zu einer politischen Laufbahn

zu gelangen. Er gab im Januar 1826 eine neue tägliche Zeitung „The Representative" in London heraus, durch die er die „Times" zu verdunkeln hoffte, die aber so wenig Anklang fand, daß sie nach einem halben Jahre aufgegeben werden mußte. John Murray soll an dem Unternehmen 70000 Pf. St. verloren haben.

D'Israeli suchte sich von diesem Fehlschlage durch Reisen zu erholen, die ihm außerdem viel nützen konnten. Reisen gehören dazu, in der englischen Gesellschaft Ansehen zu erhalten, und auf sie warf der speculative Dichterjüngling ebenso sein Auge wie auf die Literatur. Er besuchte im Jahre 1827 die classischen Gegenden Italiens und Griechenlands, brachte den Winter von 1829—30 in Konstantinopel zu und durchreiste darauf Syrien, Ägypten und Nubien. Auf dem Schlachtfelde von Troja faßte D'Israeli den Plan zu einem großen Epos, durch das er den Ruhm Homer's zu verdunkeln hoffte. Er wollte „Die Revolution" besingen, konnte aber erst im Jahre 1834 dazu gelangen, diesem großen Entschlusse zu folgen, nachdem er vorher 11 Bände Novellen und verschiedene Broschüren geschrieben. Indessen machte er die schmerzliche Erfahrung, den Anfang seines in Quart herausgegebenen Epos entschieden durchfallen zu sehen, sodaß er von dessen Fortsetzung abstehen mußte. Niemand konnte seinen neu erfundenen oder vielmehr neu aufgewärmten Geistermechanismus — den Oberteufel Demagorgon, der die Unterteufel aussendet, die Revolution zu machen, Magros, den Genius des Feudalismus, und Lyridon, den Genius des Föderalismus, reden hören, ohne in ein unendliches Gelächter darüber zu verfallen. D'Israeli wurde so bitter dadurch berührt, daß er beschloß, seine Harfe in der Vorhölle aufzuhängen, weil England ihn nicht hören wollte, und diesem den Ruhm zu entziehen, einen neuen Homer erzeugt zu haben, wie er es drohend in dem Vorspiele des Gedichts verkündigt hatte. Schon sein „Popanilla", sein „Alroy", in denen er seine Reiseanschauungen in phantastischer Form zu verwerthen suchte, hatten nur geringen Erfolg. Deshalb ließ er diesen Schriften im Jahre 1831 eine dreibändige moderne Novelle, „The young Duke", folgen, in der er die aristokratischen Kreise schilderte, zu denen er bis dahin Zutritt erhalten hatte; die sarkastische Weise, mit der er dies that, mußte die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf ihn lenken. Während die Liberalen sich an seinen carikirten Zeichnungen ergötzten, begannen die Tories ihn zu fürchten, konnten aber doch nicht umhin, ihn zu begünstigen, weil er den Glanz der Aristokratie ebenso verherrlichte, als er deren bornirte Träger dem Spotte preisgab.

Einen noch höhern Aufschwung suchte D'Israeli im folgenden Jahre, 1832, mit „Contarini Fleming" zu nehmen, welches Werk vielen als seine beste Novelle gilt, von der aber selbst die englischen Kritiker zugeben, daß sie eine starke Nachahmung von Goethe's „Werther" enthält. Ganz wie dieser läßt er seinen Helden mit der Diplomatie und der Liebe kämpfen, doch nicht, um darin unterzugehen, sondern sich zu der Lebensweisheit des Vivian Grey emporzuschwingen. In der Novelle, die diesen Namen trägt, hatte er gesagt: „Die Welt ist eine Auster, die man mit dem Schwert öffnen muß"; hier im „Contarini Fleming" hören wir ihn äußern: „Der Mensch ist ein Thier, und man muß seine Geschichte wie die anderer Thiere studiren", und das Geständniß machen: „Ich glaube, daß ich zum Conspiriren gemacht bin, und daß deshalb Venedig der beste Platz für mich ist." Ebenso charakteristisch ist, daß er in dieser Novelle seinen Helden eine Novelle schreiben läßt, welche voll Persönlichkeiten und Bosheit ist und darum großes Aufsehen erregt.

Im Jahre 1833 begann D'Israeli seine ersten Versuche, in das Parlament zu gelangen. Er trat mit radicalen Grundsätzen als Candidat für den Flecken Wycombe auf, und wandte sich zu diesem Zweck an O'Connell und Hume um Unterstützung. Beide gewährten sie ihm, obwol Hume nicht umhin konnte, die Übertreibung in seiner Bekämpfung der Whigs zu tadeln, die er eine „räuberische, tyrannische und unfähige Faction" nannte. Er selbst forderte Ausdehnung des Wahlrechts, die geheime Abstimmung und dreijährige Parlamente sowie eine strenge Revision des Steuersystems zur Beschränkung der Volkslasten. „Bis diese Forderungen nicht erreicht sind", erklärte er, „wird die Gesetzgebung nie in Harmonie mit dem Volke sein." Von sich selbst sagte er bei dieser Gelegenheit, daß er aus einer Familie stamme, welche nie öffentliche Gelder empfangen habe, und daß er sich um den Sitz bewerbe „als ein Mann, der schon Schlachten für das Volk geschlagen habe". Trotzdem fand er wenig Anhänger und erlitt schließlich eine Niederlage, die ihn bitterer kränkte als seine literarischen Fehlschläge, aber nicht entmuthigte. Während der Wahlagitation war die Frage aufgeworfen worden: Was ist er? und sie gab ihm Gelegenheit, unter diesem Titel („What is he?") ein noch ausführlicheres politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, als er in seiner Adresse und seinen Reden gethan hatte. Im Jahre 1836 bewarb er sich abermals um diesen Sitz, unterlag jedoch aufs neue. Die bei dieser Gelegen-

heit gehaltene Rede ließ er unter dem Titel: „The Crisis examined" erscheinen. Bald darauf veröffentlichte er noch eine größere politische Schrift: „A Vindication of the English Constitution" (London 1838), in welcher er die Bestrebungen der Radicalen gegen Whigs und Tories wie gegen Robert Peel und dessen Anhänger rechtfertigt. In demselben Jahre bewarb er sich um den Parlamentssitz in Taunton, unterlag aber dort gegen Labouchere, der zwei Drittheile der Stimmen gegen ihn erhielt. Bei dieser Wahlbewerbung mußte er sich eine arge Demüthigung gefallen lassen. Als er behauptete, vor zwanzig Jahren sei der Zehnt in Irland so regelmäßig bezahlt worden wie die Renten in England, fragte ihn ein Wähler, woher er das wisse. Er habe es gelesen, war die Antwort. „O", fuhr jener fort, „habt Ihr nicht auch einmal eine Novelle geschrieben?" — „Allerdings", erwiderte D'Israeli, „und ich hoffe, das gereicht mir nicht zur Unehre." — „Ihr seid eine Curiosität der Literatur", fuhr darauf der Angreifer unter allgemeinem Gelächter fort. Noch empfindlicher war für D'Israeli ein Angriff O'Connell's, der ihm aus seinen Äußerungen über Irland von diesem erwuchs. „Er ist ein Lügner", sagte O'Connell. „Ich kenne viele achtungswerthe jüdische Familien, aber es gibt auch Misgeschöpfe unter ihnen, und D'Israeli besitzt alle die Eigenschaften, welche jener schamlose Dieb besaß, der neben Christus am Kreuze hing, und der gewiß D'Israeli hieß. Ich weiß nicht, ob der jetzige D'Israeli von ihm abstammt, aber unter dem Eindruck, daß es so ist, vergebe ich ihm." Das ist ein echtes Beispiel O'Connell'scher Volksberedsamkeit, durch die er die Massen lachend auf seine Seite brachte. D'Israeli ließ sich diesen übermüthigen Humor indessen nicht ruhig gefallen, sondern suchte O'Connell's Sohn, Morgan, der sich kürzlich für seinen Vater mit Lord Alvanley geschlagen hatte, zum Duell herauszufordern. Dieser lehnte es jedoch ab. D'Israeli konnte sich nur durch einen derben Brief an O'Connell rächen, in dem er diesen einen sehr amusanten, sehr interessanten, aber überschätzten Mann nannte, und ihm schließlich zurief: „Bei Philippi sehen wir uns wieder."

Bald nach dieser Niederlage durch die Whigs soll D'Israeli ein Gespräch mit Lord Lyndhurst über das Wesen des Torysmus gehabt haben, welches für ihn bedeutungsvoll gewesen zu sein scheint. In der Schrift zur Rechtfertigung der Verfassung hatte D'Israeli trotz seiner Bekämpfung der Tories bereits eine starke Hinneigung zu diesen verrathen. Er wirft darin den Whigs vor, daß sie den König von England zu einem venetianischen Dogen machen wollen. Dagegen hob er den Standpunkt, welchen Bolingbroke's „patriotischer König" einnahm, als den der englischen Krone angemessensten hervor. Der König solle über den Parteien stehen und dadurch im Stande sein, Staat und Kirche zu leiten, sowie Bolingbroke selbst als Atheist Leiter der Tories und der Champion der Kirche war. D'Israeli bekannte sich somit zu der Principlosigkeit Bolingbroke's, die bereit ist, mit allen Parteien zu gehen, um sie zu beherrschen, und da er gleichzeitig seine heftigsten Angriffe gegen die Whigs richtete, so konnte ihm danach nichts übrig bleiben, als sich zu den Tories zu flüchten, um durch diese sein Ziel zu erreichen.

Im Jahre 1836 schrieb D'Israeli eine Anzahl von politischen Briefen für die „Times" unter dem Titel „Runymed" (so hieß das Feld, auf dem König Johann durch die Barone und Bischöfe zur Anerkennung der Magna charta gebracht wurde), in denen er sich, den Stil von Junius nachahmend, in noch heftigern und persönlichern Angriffen gegen alle damaligen Parteiführer erging. Von Russell sagte er darin, daß er mit Ehrgeiz und schwachem Verstande ausgestattet, aber geschäftig wie ein Kammerdiener sei und alles quer mache. Palmerston sei mit der Geschicklichkeit eines Attorney-Clerk und der Intriguirungskunst eines Griechen aus der Zeit des byzantinischen Reichs begabt; er gleiche einem Bedienten, der mit seiner Herrin auf vertrautem Fuße lebe, „Frankreich mit einem freundlichen Complot cajolirend und Rußland mit einem parfümirten Stocke drohend".

Bei dieser politischen Thätigkeit vergaß D'Israeli auch der Novellistik nicht, denn sie mußte ihm dazu dienen, seinen Namen lebendig zu erhalten und ihm immer neuen Ruf zu verschaffen. Der Roman „Henrietta Temple", welchen er 1836 herausgab, enthielt zwar nur eine gewöhnliche Liebesgeschichte, in welcher der Politik nur obenhin gedacht wurde, in der Novelle „Venetia", welche 1837 folgte, erging sich D'Israeli dagegen wieder in seinem Lieblingsthema, der Schilderung eines Helden im Vivian-Grey'schen Stil, zu dessen Verherrlichung er die Hauptzüge aus Byron's und Shelley's Charakteren zusammenschmolz. Dabei passirte ihm jedoch das kleine Unglück, daß er in einer Unterhaltung seiner Novellenfiguren über Byron eine Charakteristik desselben gab, welche seitenlang aus Macaulay's „Essay" über diesen Dichter abgeschrieben ist; ein Beweis, wie flüchtig D'Israeli bei seinen Arbeiten verfuhr und wie es ihm immer nur darum zu thun war, zu schaffen, um Aufsehen zu erregen. Fast überall lassen sich ihm Plagiate

aus andern Dichtern, namentlich Shakspeare, nachweisen. Wenn z. B. Macbeth sagt: „Die ganze Medicin vor die Hunde", so ruft D'Israeli's König Alroy in gleicher Situation vor seiner letzten Schlacht aus: „Den Zufall vor die Hunde!" und „Ein Königreich für ein Glas Wasser!" Dieser Leichtsinn des Plagiarius sollte ihm später einmal theuer zu stehen kommen.

Im Jahre 1837 gelang es D'Israeli endlich, mit Hülfe der Tories als Vertreter von Maidstone ins Parlament zu gelangen. Als er hier aber am 7. Dec. desselben Jahres seine Jungfernrede hielt, hatte er das Schicksal — ausgelacht zu werden. Sein Organ ist nicht ansprechend, seine Bewegungen sind zu heftig, und die emphatische Weise seiner Phrasen mußte im Anfang einen komischen Eindruck machen. Er hatte von dem „edeln Tityrus auf der Schatzkammerbank und der Daphne von Liskeard", sowie von Lord John Russell „als den Schlüssel St.-Petri schwingend" gesprochen, und es war nur zu erklärlich, daß die Whigs ihm seine boshaften Angriffe mit Hohn über seine unreife Redeweise zurückzahlten. D'Israeli ließ sich jedoch auch dadurch nicht zurückschrecken, so tief ihn dieser Spott kränkte. Zum Schlusse seiner Rede sagte er die merkwürdigen Worte: „Ich hätte gern ein Beifallszeichen gehört, und käme es auch von der feindlichen Seite. Die Aufnahme, welche ich erfahren habe, überrascht mich nicht. Ich habe zu verschiedenen Zeiten schon mancherlei unternommen, und es ist mir zuletzt immer geglückt. Ich setze mich jetzt nieder, aber die Zeit wird kommen, in der Sie mich hören werden."

Dies muthige Verfahren entsprach dem Grundsatze, welchen D'Israeli nachher in einer seiner Novellen aussprach: „Ein Fehlschlag ist nichts, er kann verdient sein oder man kann ihm abhelfen. In dem erstern Falle bringt er Selbstkenntniß, in dem zweiten ruft er eine neue Combination hervor, welche gewöhnlich siegreich ist." D'Israeli dachte und handelte wie Ludwig Napoleon und erreichte deshalb auch ähnliche Erfolge wie dieser. Er nahm wiederholt das Wort, und schon nach 18 Monaten brachte er es dahin, daß die Tories ihm aufmerksam zuhörten, wenn er seine giftigen Pfeile gegen die Whigs schleuderte. Die Maßregeln, welche diese gegen die Chartistenaufstände des Jahres 1839 richteten, gaben ihm hierzu eine nur zu reiche Veranlassung. Obgleich er die Volkscharte misbillige, sympathisire er mit den Chartisten, erklärte er und verlangte, daß versöhnende Schritte statt der Unterdrückung gegen sie gethan würden. D'Israeli schloß sich dabei mehr und mehr an Robert Peel an, und erklärte selbst, daß er stolz darauf sei, diesem zu folgen. Peel wollte jedoch nichts von ihm wissen. D'Israeli flößte ihm persönlich Widerwillen ein, und er sagte von ihm: „Er mag sich selbst einen Conservativen nennen, er ist aber in Wahrheit ein socialer Revolutionär aus der Schule Louis Blanc's." Als Peel im Jahre 1841 ein Ministerium bildete, gab er deshalb D'Israeli auch keins von den Unterämtern, auf welches dieser sehr stark gerechnet hatte. Die natürliche Folge hiervon war, daß D'Israeli lauer gegen ihn wurde und ihn zuletzt ebenso heftig angriff wie die Whigs.

Während dieser Zeit wandte sich D'Israeli wiederholt der Literatur zu, um seinen Ruf als Schriftsteller aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1839 suchte er Lord John Russell zu ärgern, indem er die von diesem unter dem Titel „Don Carlos" dramatisirte Geschichte des Grafen von Alarcos noch einmal dichtete, wobei es ihm leicht wurde, Russell's schwaches Gedicht zu übertreffen, ohne selbst etwas Bedeutendes zu leisten. Wichtiger als diese sowie sämmtliche bisherige Productionen D'Israeli's sind die beiden politischen Novellen „Coningsby, or the new generation" (1844) und „Sybil, or the two nations" (1845), in welchen er die Schilderung der Chartistenunruhen benutzte, um der Aristokratie zu zeigen, welche Wege sie zu gehen habe, um ihren Reichthum und ihre politische Stellung zu behaupten. Er forderte die Aristokratie auf, dadurch der Schöpfer eines neuen Zeitalters zu werden, daß sie sich den Volksinteressen hingebe, um mit der Volkspartei vereint die trügerischen Whigs zu bekämpfen, welche die Regierung als ihr Privilegium behandeln und, die Krone schwächend, das Volk mit Halbheiten hinhalten. Er schilderte Charaktere jugendlicher, edel fühlender und denkender Aristokraten, welche dies thun und es dadurch glücklich so weit bringen, die Töchter reicher Fabrikanten zu heirathen, mit denen vereint sie das Volk dahin führen, wieder religiös zu werden und namentlich an dem katholischen Gottesdienst Gefallen zu finden. In der Schilderung der Fabrikanten verherrlichte D'Israeli die aufwärts strebende Entwickelung der Mittelklassen durch die Pflege der Industrie, und stellte diese der Aristokratie als neues Element gegenüber, mit dem sich die Aristokratie abzufinden und einen Compromiß einzugehen habe, damit die Mittelklassen nicht genöthigt werden, die untern Schichten an sich zu ziehen und mit diesen die Aristokratie zu stürzen. So schwach auch die Charakteristik dieser Novellen und wie dürftig das Resultat ist, auf welches D'Israeli's emphatische Declamationen über die große sociale Frage der vierziger Jahre hinauslaufen, so leistete er der englischen Literatur doch einen wesentlichen Dienst insofern, als er die Frage discutirte

und dadurch zum Denken über sie anregte. Indem er die Aristokratie in ihrer Geistesdürftigkeit schilderte, um ihr den rechten Gegensatz seiner Helden der neuen Generation entgegenzustellen, brachte er ihr tödliche Wunden bei. Dieser Schilderungen wegen wurden die beiden Novellen ebenso begierig von dem Volke wie von der Aristokratie gelesen und werden noch heute in den Volksbibliotheken Englands mit Begier aufgesucht. Auch nach Amerika gingen 50000 Exemplare von „Coningsby", und die Novelle wurde außerdem in sämmtliche europäische Sprachen übersetzt.

Das Aufsehen dieser Dichtungen vermehrte D'Israeli's Einfluß im Parlament wesentlich, und er wurde allmählich der Führer einer kleinen Partei von Tories, die sich ihm in dem guten Glauben anschlossen, daß er die begonnene Entwickelung fortsetzen und durch seine Jung-Englands-Principien die Aristokratie zu einer Radicalreform ihrer Stellung zum Volke treiben werde. Aus seinem Verfahren gegen Robert Peel konnte jedoch diese kleine Schar bald entnehmen, welche Zwecke D'Israeli verfolgte. So sehr er Peel als wahres Haupt der Conservativen und als praktischen Charakter gepriesen hatte in der Zeit, wo sich ihm die Aussicht eröffnete, durch diesen in das Ministerium zu kommen, so heftig wandte er sich gegen ihn, nachdem diese Aussicht für ihn verloren gegangen war. Indem er sich gegen Peel's irische Politik wandte, sagte er von ihm, „daß er die Whigs beim Baden überrascht und diesen die Kleider gestohlen habe"; ja er ging sogar so weit, bei der Debatte über die serbischen Zustände Palmerston beizustimmen, den er sonst mit den giftigsten Pfeilen verfolgt hatte. Der alte Hume belobte ihn damals in seiner ehrlichen Anschauungsweise für diesen Beweis von Unabhängigkeit. Für D'Israeli aber war dies Verfahren nur ein keckes Parteispiel, durch das er sich rächen und furchtbar machen wollte. Er trieb es gerade so, wie Lord Derby es vor ihm begonnen hatte, und es war daher auch sehr natürlich, daß er zuletzt mit diesem zusammentraf und dessen Genosse wurde.

Um diese Zeit bemühte sich D'Israeli auch Robert Peel's Verdienste um die Herabsetzung der Kornzölle und die Beförderung des Freihandelssystems zu schmälern, indem er nachwies, daß die alten Tories Pitt und Shelbourne Freihändler gewesen und die Grundsätze des Freihandels im Jahre 1787 verkündet hätten, während Burke und Fox dagegen gewesen seien. D'Israeli übersah dabei in seiner gewöhnlichen Oberflächlichkeit, daß Adam Smith sein berühmtes Werk über den Wohlstand der Nationen im Jahre 1776 veröffentlichte, und daß Shelbourne ein Whig war, der sich den Anhängern Pitt's beigesellt hatte. Adam Smith beruft sich in seinem Werke wiederholt auf Burke, dessen Ansichten über den Handel mit den seinen übereinstimmten. D'Israeli verlor sich bei dieser Theorieaufstellung über das Verdienst der Tories um den Freihandel so sehr in dessen Lobpreisung, daß er sich deshalb vor seinen Wählern in Shrewsbury, welchen Ort er seit 1841 vertrat, rechtfertigen mußte. Dies zwang ihn innezuhalten, und er bahnte sich von da ab den Weg zu den Protectionisten, welche sich unter Bentinck zu einer neuen conservativen Partei zusammenscharten. Er erklärte das gemäßigte Schutzzollsystem für das, welches mit richtigen Handelsprincipien im Einklang stehe, und behauptete, Peel's Tarif von diesem Gesichtspunkt aus unterstützt zu haben. Von der plötzlichen Aufhebung der Kornzölle aber prophezeite er das größte Unglück für England, weil mit der Schwächung der Agriculturinteressen auch sehr bald Hunderttausende in den Manufacturstädten ihr Brot verlieren würden. Je schwächer dieser Standpunkt D'Israeli's war, desto mehr suchte er ihn durch persönliche Angriffe auf Robert Peel zu verdecken, und er ging in seinen Angriffen sogar so weit, zu behaupten, daß Peel durch treuloses Verlassen Canning's dessen Tod veranlaßt habe. Peel wurde durch diesen Vorwurf so tief verletzt, daß er sich in einer zweistündigen Rede, welche für seine beste gilt, gegen ihn vertheidigte und so vollständig davon reinigte, daß D'Israeli dies selbst zugestehen mußte. Peel machte D'Israeli dabei den gerechten Vorwurf, daß, wenn er diese Überzeugung gehegt, er ihm im Jahre 1841 nicht hätte folgen sollen, worauf D'Israeli nur die matte Vertheidigung vorzubringen wußte, daß er damals geglaubt, Peel würde zu andern Ansichten gelangen, als er sie jetzt verfolge. Im Verlauf seiner Erklärung mußte er jedoch zugestehen, daß seine Wähler ihm im Jahre 1844 vorgeworfen hätten, er wolle sie zu Freihändlern machen.

Jenen boshaften Angriff richtete D'Israeli gegen Sir Robert Peel, als es sich darum handelte, dessen Sturz herbeizuführen, und diese Opposition führte ihn mit Lord George Bentinck zusammen, von dem er früher in einer seiner Broschüren gesagt, daß er wenig Verstand und wenig Ehrlichkeit habe. Zwischen beiden Männern entspann sich jetzt eine enge Verbindung. D'Israeli lieferte Bentinck die Ideen, deren dieser für die Vertheidigung des Protectionismus

bedurfte. Man sah seitdem D'Israeli im Unterhause stets hinter Bentinck sitzen und demselben einblasen, was in den Debatten gesagt werden sollte. Bentinck wurde D'Israeli's Werkzeug, und dafür rühmte ihn D'Israeli in der Biographie („Lord George Bentink: a political biography"), durch welche er nach Bentinck's Tode dessen Wirken verherrlichte, als einen der größten Commoner (Parlamentsmitglied), welche jemals gelebt haben.

Diese Biographie erschien 1852 und ist D'Israeli's letztes schriftstellerisches Werk. Vor ihm hatte er im Jahre 1847 seine letzte Novelle „Tancred, or the new Crusade" herausgegeben, welche sich wieder im Gebiete des Phantastischen bewegte und ein sehr mittelmäßiges Product ist, das nur Beachtung verdient, wenn man sich für die wunderlichen Geistessprünge D'Israeli's interessirt. Er liefert darin unter anderm eine Verherrlichung des modernen Judenthums, als deren Vertreter er den großen Sidonia, einen idealisirten Rothschild, hinstellt, welcher seinen Reichthum dazu verwendet, wohlthuend auf das Geschick aller Völker und Länder einzuwirken, und geniale Familien zu unterstützen, um Künstler und Dichter aus ihren Mitgliedern bilden zu lassen. In einem Gespräch Tancred's mit diesem großen Manne schüttet D'Israeli seine geheimsten Gedanken über die Weltlage aus. „Das jetzt herrschende System kann nicht länger dauern, weil es auf kein Princip begründet ist", läßt er seinen Sidonia sagen. „Nirgends, weder in der Religion, noch bei den Regierungen, noch in den Sitten und im ganzen politischen und socialen Leben finde ich Glauben. Wie kann es daher Pflichten geben? Gibt es eine religiöse Wahrheit? Ein politisches Recht? Sociales Eigenthum? Wer hat das Recht zu regieren? Der Monarch! Ihr habt ihn seiner Vorrechte beraubt. Die Aristokratie? Ihr gesteht ein, daß sie nur existirt, weil sie geduldet wird. Das Volk? Ihr sagt, daß es aus Nullitäten besteht." Das sind Hauptprincipien! Nach ihnen kann man folgende Principien zweiten Rangs aufstellen: „Die allgemeine Lage Englands ist besser als die der andern Länder; es gibt in ihm mehr politische Freiheit, mehr sociales Glück, mehr gesunde Religion, mehr materielles Wohl. Die Eisenbahnen haben den Zustand des Landes verbessert, und jeder kann Arbeit und hohen Lohn finden." Darauf erwidert Tancred, ein Jung-Englands-Vertreter: „Ich sehe in der frischen Entwickelung der materiellen Interessen nur neue Ursachen zu moralischer Verschlechterung. Geld ist überall die Losung, und wenn die Aristokratie und die mittlern Klassen sich verschlechtern, weshalb soll das Volk besser sein? Wir leben in künstlichen Zuständen. Es ist keine Natürlichkeit mehr in den Völkern. Sie bilden einen Haufen, der nur durch eine rohe provisorische Disciplin aus den alten Zeiten zusammengehalten und täglich mehr zerstört wird." Ein Heilmittel für diesen unglückseligen Zustand weiß D'Israeli jedoch nicht mehr anzugeben. Seine frühern Versöhnungsversuche sind dahin, und es bleibt nichts als die Verzweiflung an der Gegenwart, vor der sich sein Tancred nach dem Orient flüchtet, wo ihm nur die leersten, halb kindischen Phantastereien entgegentreten, welche ihm die Herrlichkeiten der antiken Religionen enthüllen sollen. Es ist ein Spiel wie die andern Spiele, welche D'Israeli betreibt. Äußerst charakteristisch für ihn ist die Weise, in der er Bentinck's Biographie benutzt, um seine Ansichten über das Judenthum zu Markte zu bringen. Als er auf Bentinck's Abstimmung gegen die Emancipation zu sprechen kommt, sagte er: es scheine ihm zweckmäßig, hier eine Abhandlung folgen zu lassen, welche zwar Ansichten enthalte, die nicht die Bentinck's gewesen seien, aber zur Aufklärung über diese Frage dienen könnten. Darauf entfaltet D'Israeli seine Ansichten über die Juden, welche dahin lauten, daß alle übrigen Völkerrassen, Germanen, Slawen und Celten, ihre Gesetze und Sittenlehre von dem arabischen Stamme der Juden gelernt und dessen Religion und Literatur in sich aufgenommen haben und ihm deshalb zu Danke verpflichtet seien. Man sage, die Zerstreuung der Juden sei die Strafe für die Kreuzigung Christi; das sei jedoch historisch nicht wahr, denn als Jesus Christus erschien, war die jüdische Rasse schon ebenso durch die Welt zerstreut wie jetzt. Ferner wurden Juden bei der Ausgießung des Heiligen Geistes mit dem Apostelamt beauftragt. Die Juden sind die Bewahrer der heiligen Traditionen und die Erhalter des religiösen Elements. Die Christen mögen fortfahren, die Juden zu verfolgen, und die Juden dabei beharren, nicht an Christus zu glauben; aber wer kann leugnen, daß Jesus von Nazareth, der eingeborene Sohn des höchsten Gottes, der ewige Ruhm der jüdischen Rasse ist? Die eine Hälfte des Menschengeschlechts betet einen Juden und die andere eine Jüdin an! Nach diesen Äußerungen, sowie nach der Verherrlichung des großen Sidonia, hätte man vermuthen sollen, D'Israeli werde auch im Parlament der beredte Anwalt der Judenemancipation sein. Dort brachte er es jedoch nicht weiter, als daß er sie zur offenen Frage für seine Partei machte, und zwar seinerseits für die Sache der Juden sprach, aber gegen sie stimmte, weil seine Partei es doch nicht zugeben konnte, daß die Juden ins Parlament gelangten.

Im Jahre 1847 wurde D'Israeli von den Tories für seine Dienste dadurch belohnt, daß sie ihm zur Wahl als Vertreter für die Grafschaft Buckingham verhalfen. Im Jahre 1848 machte ihn ferner der plötzliche Tod Lord Bentinck's zum Hauptleiter der Tories. Ein Theil derselben hatte anfangs gegen seine Führung gemurrt, Bentinck sie jedoch damit beschwichtigt, daß sie in ihren Reihen zu wenig Talente besäßen, um D'Israeli's entbehren zu können. Er wurde ihr unentbehrlicher Klopffechter, der stets bereit war, auf die Mensur zu treten, Whigs und Peeliten anzugreifen und die Hoffnung der Partei rege zu erhalten, mit der Eroberung der Regierung auch die Kornzölle wieder einführen zu können. Sir James Graham sagte später einmal treffend von D'Israeli: „Ich habe seine Laufbahn genau beobachtet. Er hat sich wie ein rother Indianer den Weg mit dem Tomahawk gebahnt und sucht ihn durch das Scalpiren seiner Feinde fortzusetzen."

Die welterschütternde Bewegung des Jahres 1848 gab D'Israeli keine Anregung zur Fortführung seiner Welterlösungsideen. Die Novellistik hatte ihm den Dienst geleistet, dessen er von ihr bedurfte, ihm einen Namen zu machen; nun konnte sie ruhen. Er trachtete jetzt nur danach, seine Stellung im Parlament zu benutzen, um die Herrschaft der Whigs zu untergraben. Durch seine Rede über die dänische Frage, die Parlamentsreform nach Hume's Antrag und die Finanzpolitik der Whigs, welche er in den Jahren 1848—51 hielt, suchte er sich ein würdigeres, staatsmännisches Ansehen zu geben, um sich für die größere Laufbahn eines Ministers vorzubereiten, auf die er jetzt hoffen durfte. Die Zeit dazu kam. Als Lord John Russell über Palmerston's eigenmächtige Anerkennung des pariser Staatsstreichs im Jahre 1851 in Streit gerieth, der mit der Entlassung des übermüthigen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten endete, blieb der Königin nichts übrig, als zu Lord Derby zu senden, der es unternahm, eine Toryregierung zu gründen. D'Israeli wurde in dieser das wichtige Amt des Schatzkanzlers sowie die Leitung des Unterhauses anvertraut, und er ging aufs eifrigste mit Lord Derby zu Rathe, wie sie ihre Herrschaft zu einer dauernden machen könnten. Sie schritten zunächst zu einer Parlamentsauflösung, bereiteten sich aber gleichzeitig darauf vor, falls sie in der Minorität blieben, das Schutzzollsystem fallen zu lassen und das Freihandelssystem anzuerkennen.

Wer so viele Wechsel durchgemacht wie Lord Derby und D'Israeli, dem konnte es nicht schwer werden, wieder einmal den Rock umzudrehen. Die eigene Partei mußte damit zufrieden sein, wenn man ihr die Dauer der Herrschaft in Aussicht stellte, und es kam nur darauf an, die Liberalen so weit zu täuschen, daß ein Theil von ihnen sich gewinnen ließ. So klug aber dieser Plan angelegt war, scheiterte er dennoch. Die Liberalen blieben in der Mehrheit, und es war auch daher sehr natürlich, daß sie den Sturz ihrer Gegner verlangten. Sie durften diesen die Herrschaft nicht lange überlassen, weil sie überzeugt sein mußten, daß sie dieselbe zum Nutzen der Landaristokratie ausbeuten würden, wie nachgiebig sie sich auch anfangs anstellen würden. Die Manchesterpartei schien zwar geneigt, sich zur Duldung der Tories zu verstehen. Nachdem Lord Derby in dem neuen Parlament erklärt hatte, daß er sich der Entscheidung des Volkes füge und das Princip der freien Concurrenz anerkenne, sagte Cobden im Unterhause: wenn alle Minister so gefügig seien, brauche man keine Ministerwechsel mehr. Der alte Tory Sibthorp dagegen schimpfte auf die Unbeständigkeit und Charakterlosigkeit seiner Partei. Es zeigte sich jedoch sehr bald, daß die Tories trotz ihrer Gefügigkeit darauf sannen, ihr Parteiinteresse wahrzunehmen. Als D'Israeli sein Budget einbrachte, forderte er die Erleichterung der Besteuerung der Landbevölkerung durch die Erhöhung der Häusersteuer in den Städten, damit das Land für den Verlust der hohen Kornpreise entschädigt werde. Ferner verlangte er, daß die Einkommensteuer permanent gemacht werde, indem er den Grundsatz aufstellte, daß Freihandel und hohe Besteuerung Zwillingsgeschwister seien. Dagegen erhob sich ein allgemeiner Sturm des Unwillens. Solche Grundsätze durfte auch die Manchesterpartei nicht dulden, und der „Globe" sagte nicht mit Unrecht, D'Israeli suche das Freihandelssystem zu carikiren, um es in Miscredit zu bringen. Alle Fractionen der Opposition vereinigten sich gegen ihn, und sein Budget wurde mit 19 Stimmen verworfen. Man bewies ihm zugleich, daß das Gute, welches sein Entwurf enthalte, aus dem Budget seines Vorgängers, Sir Charles Wood, entlehnt sei. Schon vorher hatte er sich mit seiner Lobrede auf den im November 1852 gestorbenen Herzog von Wellington eine starke Niederlage zugezogen, weil seine Gegner ihm nachweisen konnten, daß er hierbei eine höchst pathetische Stelle aus einer französischen Rede auf den General Lamarque abgeschrieben habe, und es war sehr natürlich, daß ihm die liberale Presse bei dieser Gelegenheit ein Sündenregister aller seiner übrigen Plagiate vorhielt.

Es war ein trauriger Anblick, den D'Israeli mit seinen Schicksalsgenossen in der Nacht des

17. Dec. 1852 im Unterhause darbot. Sie waren so gebrochen, so tief von dem ihnen drohenden Sturze überzeugt, daß sie wie Knaben dasaßen, die sich ein ihre Kräfte übersteigendes Männerwerk angemaßt hatten, welches ihnen abgenommen werden sollte. D'Israeli aber wurde am tiefsten von dem Sturze betroffen, denn er hatte diesen am meisten verschuldet; er war der Haupturheber desselben. Er war der neue Ikarus, der sich die Flügel an dem Sonnenglanz der Macht versengt hatte. Mit seinem trotzig-leichtfertigen Sinn und seinem unersättlichen Ehrgeize wußte er sich jedoch auch über dieses Misgeschick hinwegzusetzen. Er wandte sich wieder der Literatur zu, doch nicht, um sich durch neue Dichterwerke frischen Ruhm zu verschaffen, sondern um sich durch Hohn und Spott auf seine Gegner an diesen zu rächen. Er gründete das Wochenblatt „The Press", in dem er die Maßregeln der neuen Regierung der giftigsten Kritik unterwarf, die er aufbringen konnte, und der er, damit noch nicht zufrieden, Spottgedichte auf die Whigaristokratie folgen ließ, welche Lord Maidstone lieferte. So rückhaltlos und oft roh die Sprache der radicalen Wochenblätter ist, schien sie doch zahm und gebildet gegen den Ton, welchen D'Israeli aufbrachte. Den in seinen Novellen ausgesprochenen Grundsätzen gemäß verschmähte er es nicht, zu dem schmuzigsten Hohne der persönlichen Angriffe auf die Gegner seine Zuflucht zu nehmen, um sie zu kränken und die Spottlust der eigenen Partei rege zu erhalten. Es war dasselbe Verfahren, das in Deutschland die berliner Kreuzzeitung verfolgte. Die Vertreter der Aristokratie zeigten, wie es um ihre Sittlichkeit stand, indem sie das Kreuz gegen die Feinde der alten Ordnungen predigten.

Das Coalitionsministerium, welches Lord Derby folgte, hatte wenig Festigkeit. Durch Lord Palmerston's Neubildung erhielt es jedoch mehr Halt, und die Tories verloren mehr und mehr Aussicht, wieder ans Ruder zu kommen. Der Krimkrieg nöthigte sie sogar, ihren Gegnern Vorschub zu leisten, um nicht die Nationalsache zu schwächen, und Palmerston wußte die erlangte Macht so geschickt zur Beherrschung sämmtlicher Parteien zu benutzen, daß es schien, ihm werde es auf längere Zeit beschieden sein, die Geschicke Englands zu lenken. Nannte man ihn doch schon spottweise im Parlament den Dictator! Selbst als die Manchesterpartei und ein Theil der Radicalen sich im Jahre 1857 gegen ihn mit den Tories verbanden, um den Krieg gegen China zu verhindern, behielt er den Sieg, und die von ihm veranlaßte Parlamentsauflösung gab ihm eine stärkere Mehrheit als zuvor. Da setzte plötzlich, in höchst überraschender Weise, ein falscher Schritt Palmerston's seiner Herrschaft ein Ziel. Wieder stürzte ihn seine Vorliebe für Ludwig Napoleon ins Verderben. Als nach dem Attentate Orsini's im Januar 1858 das französische Cabinet die unverständigsten Vorwürfe gegen England erhob, weil dieses durch seine Duldung der Republikaner die königsmörderischen Plane und Attentate fördere und begünstige, und sich daran die noch unverschämtern Drohungen französischer Obersten gegen England knüpften, ließ Palmerston die darauf bezüglichen Noten des Grafen Walewski und die anmaßenden Äußerungen Hrn. von Persigny's unbeantwortet, indem er Ludwig Napoleon's Grimm vielmehr dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er eine Verschwörungsbill einbrachte, welche der englischen Polizei das Recht geben sollte, Flüchtlinge im Fall erwiesenen Verdachts der Theilnahme an Verschwörungen auszuweisen oder zu transportiren. Die Tories hatten dieser Maßregel ihren Beifall gezollt und D'Israeli mit seinem Anhange für die Bill gestimmt. Dagegen erhob sich in der Presse ein allgemeiner Ruf des Unwillens gegen Palmerston's feige Nachgiebigkeit und seine nachlässige Wahrung der Nationalehre, und Milner Gibson sah sich veranlaßt, im Unterhause einen Antrag zu stellen, der ein Tadelsvotum gegen das Ministerium wegen Nichtbeantwortung der französischen Depeschen über die Flüchtlingsangelegenheit enthielt. Als sich diesem Antrage auch Lord John Russell mit seinen Anhängern zuwandte, beschloß D'Israeli, Palmerston den Sturz zu bereiten. Auch D'Israeli sprach für den Antrag, und die Folge davon war, daß die Verschwörungsbill unterblieb, denn Palmerston wurde durch die Abstimmung über Milner Gibson's Antrag zum Rücktritte gezwungen. Mitten in seiner ruhmvollsten Laufbahn mußte Palmerston im Februar 1858 die Zügel der Herrschaft aus der Hand geben, denn er stand eben im Begriff, seine Indische Bill zur zweiten Lesung einzubringen, durch welche der Herrschaft der Ostindischen Compagnie ein Ende gemacht und Indien dem britischen Reiche als Kronland einverleibt werden sollte.

Die Königin sandte nicht zu Lord John Russell, dem sie nach dessen Auftreten gegen Palmerston nicht die Kraft zutrauen konnte, eine Regierung zu Stande zu bringen, sondern zu Lord Derby. Das diesem eigene Glück erhob ihn zum zweiten mal unter ungleich günstigern Umständen als im Jahre 1852 zur höchsten Würde in England, und mit ihm gelangte auch D'Israeli wieder zu seiner frühern Stellung als Schatzkanzler.

Eine Zeit lang gewann es den Anschein, als wollten Derby und D'Israeli die frühere Erfahrung benutzen, um sich eine dauerndere Stellung zu bereiten. Sie gestanden ein, daß sie nur durch die Nachsicht der liberalen Fractionen im Stande seien, die Regierung zu führen, und erklärten sich bereit, mit diesen zu gehen und die Gelegenheit zu benutzen, die alten Parteiunterschiede soviel als möglich schwinden zu lassen, um eine Regierung zu schaffen, die ihre Entscheidungen rein nach den Interessen des Landes treffen sollte. Die Radicalen geriethen dadurch in eine günstigere Stellung, als sie unter Palmerston's trügerischer, mit allen Parteien kokettirenden Regierung gehabt hatten. Gern unterstützten sie das schwache Toryministerium, weil dieses ihnen die Hoffnung gewährte, die Parlamentsreform herbeizuführen, welche sich ihnen besonders seit der letzten Auflösung des Parlaments durch Palmerston als Nothwendigkeit erwiesen hatte. Nur durch eine Ausdehnung des Wahlrechts durfte die radicale Partei hoffen, einer solchen Ausschließung ihrer Führer, wie sie sich im Jahre 1857 ereignet hatte, zu entgehen und überhaupt eine Stärkung ihrer Vertretung zu erzielen. Aus diesem triftigen Grunde ließ John Bright sich dazu bewegen, die Reformagitation zu schüren, welche die Reformvereine bis dahin nur schwach zu erhalten gewußt hatten, weil sie der eigentlichen Volkspartei nicht radical genug gewesen. Unter der Wirkung von Bright's kräftigen Reden wuchs die Reformbewegung in kurzem zu einer Stärke an, welche an die Zeit der Freihandelsagitation erinnerte.

Als Lord Derby und D'Israeli dies gewahrten, beschlossen auch sie von dieser Bewegung Nutzen zu ziehen: sie wollten sich der Bewegung scheinbar fügen, um sie für ihre Partei auszubeuten. Zuerst suchten sie jedoch Fuß zu fassen und sich der Anhänglichkeit der Liberalen zu vergewissern, damit sie so viele als möglich in ihr Lager hinüberzögen. Sie bewiesen sich nach allen Richtungen hin zuvorkommend. Als bald nach ihrem Regierungsantritt der französische Flüchtling Dr. Bernard von der gegen ihn unter Palmerston anhängig gemachten Anklage der Mitschuld an dem Orsini'schen Attentat freigesprochen worden war, willigten sie darein, daß die Processe gegen die beiden Buchdrucker, welche wegen Verlags von Schriften für den Königsmord im Anklagestande schwebten, aufgegeben wurden. Als ferner D'Israeli sah, daß er mit seiner Indischen Bill im Unterhause nicht durchdringen konnte, weil sich Parlament sowie Presse gegen die von ihm in Vorschlag gebrachte Regierungsbehörde für Indien, die theils aus der Ernennung durch die Krone, theils aus der Wahl hervorgehen sollte, aussprach, erklärte er sich auf Lord John Russell's Vorschlag damit einverstanden, daß diese Angelegenheit für eine neutrale erklärt, von der Bill abgesehen und nach Resolutionen vorgegangen werden solle. Dies geschah auch, und Lord Stanley, der Sohn Derby's, entwarf aus den im Parlament gefaßten Resolutionen seine Bill, welche im ganzen auf den von Palmerston aufgestellten Grundsätzen beruhte. D'Israeli hatte durch seine confuse Bill abermals den Beweis geliefert, wie wenig praktischen Verstand und gesunde Einsicht er besaß. Nach ihm sollte neben der Macht der Krone noch der Einfluß der Ostindischen Compagnie erhalten, aber zugleich auch ein neuer geschaffen werden, der von den fünf Haupthandelsplätzen des britischen Reichs ausgehen sollte. Diese sollten fünf Vertreter in das zur Regierung Indiens bestimmte Collegium schicken, aber sie ließen sich so wenig durch diese Schmeichelei gewinnen, daß sie die Bill zurückwiesen.

Das war abermals eine große Niederlage für D'Israeli. Noch ärger aber war die Demüthigung, welche sich Lord Derby zuzog, als er sich durch das Unterhaus dazu nöthigen ließ, nach abermaligem Widerstande gegen die Zulassung der Juden zur Volksvertretung doch in diese zu willigen. Es blieb ihm nur die Wahl zwischen dieser Nachgiebigkeit und einem Conflict des Unterhauses mit dem Oberhause, und dieser erschien ihm doch so gefährlich, daß er lieber das stolze Haupt beugte und es zuließ, daß der Baron Rothschild als Vertreter der City von London seinen Sitz im Unterhause nahm, nachdem man zehn Jahre lang darum gekämpft hatte. Auch bei dieser Concession fiel ein Theil der Schmach auf D'Israeli, weil es seine Aufgabe gewesen wäre, dies Resultat vorherzusehen und Lord Derby vorher zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Hätte er das Princip der wahren Parteiehre gekannt, so hätte er die Anerkennung des Stammes, aus dem er entsprossen war und dessen Tugenden er so glühend in seinen Schriften gepriesen, als Bedingung seines Eintritts in das Ministerium stellen müssen. Wie es sich jetzt zeigte, lag dem frivolen D'Israeli jedoch so wenig an den Juden, wie ihm an der eigenen Parteiehre lag, wenn er die Farbe wechselte.

D'Israeli's Budget fand indessen Gnade vor den Augen der Parteien, weil er sich diesmal auf der Bahn des Hergebrachten hielt, und durch eine gute Vertheilung der Ausgaben das jährliche Deficit auf eine geringe Summe zu beschränken wußte. Die Sitzung des Parlaments wurde

möglichst verkürzt, um dem Ministerium möglichst wenig Verlegenheiten zu bereiten. Am 5. und 6. Aug. 1858 wohnte die Königin den von Ludwig Napoleon veranstalteten Festen zur Einweihung seines neuen Kriegshafens in Cherbourg bei, und Lord Derby und D'Israeli erhielten dadurch Gelegenheit, sich im Glanze ihrer Würde zu wiegen und der Lust der Herrschaft in vollen Zügen zu genießen. Ludwig Napoleon zeigte sich freundlich gegen sie, schenkte ihnen aber nicht sein volles Vertrauen, sondern bewahrte dies, wie sich bald darauf zeigte, für Palmerston und Lord Clarendon, welche im Herbste Einladungen nach Compiègne erhielten. Im December zogen sich die Toryminister durch die Verfolgung der Phönixclubisten in Irland eine neue Niederlage in der öffentlichen Meinung zu. Niemand nämlich konnte sich dazu verstehen, eine halb kindische Verschwörung für Ernst zu nehmen, welche dahin ging, Irland durch ein aus Canada zurückkehrendes Regiment, das verführt werden sollte, in Beschlag zu nehmen, damit die Franzosen Gelegenheit zu einer Invasion erhielten. Nachdem die Clubisten mit dem größten Eifer verfolgt und in den Gefängnissen mit gesetzwidriger Grausamkeit behandelt waren, stellte sich nirgends ein haltbares Resultat heraus, sodaß die Whigs, als sie wieder zur Macht gelangt waren, die Untersuchung bis auf die gegen einige Führer der Verschwörung sofort niederschlugen.

Mit dem Beginn des Jahres 1859 steigerte sich die Reformbewegung unter John Bright's Leitung, und die Tories ersahen nur zu deutlich aus der Reformbill, welche dieser in Bradford seinen Anhängern vorlegte und die gleich darauf von allen Reformvereinen Englands und Schottlands mit Jubel begrüßt wurde, was das Volk verlangte. Indem Bright die Consequenzen der Reformbill des Jahres 1832 zog, gelangte er zu dem Resultate, daß eine gänzliche Umgestaltung der Vertretung erfolgen müsse, um das nöthige Gleichgewicht zwischen Stadt und Land zu erzielen. Bright verlangte nur, daß das Wahlrecht der kleinen Flecken, welche die Reformbill des Jahres 1832 noch hatte bestehen lassen, geopfert werde, damit den Städten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung eine solche Vertretung zu Theil werde, wie sie das Land schon besitzt. Das Übergewicht, welches dieses über die Städte bei der Vertretung übt, ist das Grundübel, an dem England krankt.

Lord Derby und D'Israeli erhielten durch die Reformbewegung eine glänzende Gelegenheit, die Sünden ihrer Vergangenheit auszulöschen, wenn sie nur die Hand dazu boten, der Bewegung ihre natürliche Entwickelung zu lassen und ihr im Parlament keine Hindernisse in den Weg zu legen. Sie zeigten jedoch abermals durch ihr Verfahren, wie kleinlich ihr Conservatismus ist und wie unfähig sie sind, etwas Gutes für England zu schaffen. Selbst die geringe Einsicht fehlte ihnen, daß sie nicht im Stande sein würden, sich der großen Bewegung zu widersetzen, welche durch Bright im Volke erwacht war. Sie hofften, es werde ihnen gelingen, die Reformsache zum Nutzen der Tories auszubeuten und der Bewegung dadurch für längere Zeit ein Ziel zu setzen. Für den Fall, daß ihnen dieses nicht gelingen sollte, beschlossen sie zu einer Parlamentsauflösung zu schreiten und sich bei den Neuwahlen um jeden Preis die Mehrheit zu sichern. Auch hegten sie die Absicht, nach Umständen den zwischen Frankreich und Österreich ausgebrochenen Conflict zu benutzen, um unter Begünstigung Österreichs am Kriege gegen Frankreich theilzunehmen, sodaß das Volk sich genöthigt sehen müßte, ihre Herrschaft längere Zeit hindurch zu dulden. Lord Derby träumte davon, ein zweiter Pitt zu werden, und D'Israeli hatte die grenzenlose Schwachheit, ihn darin zu bestärken. Wahrscheinlich gedachte er Lord Derby, sowie einst Lord Bentinck, zu beerben und seinerseits der größte Minister Englands zu werden.

D'Israeli brachte am 28. Febr. 1859 eine von ihm selbst verfaßte Reformbill ein und erfuhr hierbei dasselbe Schicksal, welches ihm im Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn zu Theil geworden war: er wurde verlacht. Seine Bill war das größte Stümperwerk, das jemals der Conservatismus zu Stande gebracht hatte. Er erniedrigte den Steuersatz für das Wahlrecht der Landbevölkerung auf 10 Pf. St. — die Summe, welche die liberale Partei nach Locke King's Antrag schon im Jahre 1851 beschlossen hatte — ohne der städtischen Bevölkerung andere als einige rein vorgespiegelte und praktisch erfolglose Vortheile zu gewähren. Dazu forderte er aber noch, daß die Bewohner der Flecken und Städte, welche zugleich Wahlrecht in den Grafschaften besaßen, eins von beiden opfern sollten. Durch diese Forderung wollte D'Israeli der Aristokratie in den Grafschaften ein neues Übergewicht sichern, weil vorauszusehen war, daß die Wähler in diesem Falle ihre städtischen Stimmen behalten und dadurch auf dem Lande eine Menge liberaler Stimmen verschwinden würden. In den Städten sollten die Miether, welche jährlich 20 Pf. St. zahlen, sowie die Inhaber von Fonds oder Stocks zum Werthe von 10 Pf. St. jährlicher Zinsen, die Civilbeamten außer Dienst mit 20 Pf. St. Pension, die Graduirten aller Universitäten, Prediger und geprüfte Schulmeister Wahlrecht erhalten. Daß das Wahlrecht von Leuten dieser

Klassen entweder schon besessen wird oder jeden Augenblick erworben werden kann, liegt auf der Hand. Statt der geheimen Abstimmung, welche das Volk forderte, bot ihm D'Israeli eine schriftliche Abstimmung, wie sie bei den Wahlen für die Armenverwaltung geübt wird, bei denen sich jeder von dem leitenden Beamten einen gestempelten Wahlzettel kann zustellen lassen, den er in Gegenwart von zwei Zeugen ausfüllt und zurückschickt. Die einzige Änderung, zu welcher sich D'Israeli verstehen wollte, bestand darin, daß 15 kleine Flecken, welche zwei Sitze zu vergeben haben, einen von diesen opfern sollten, damit sie auf die Städte und Grafschaften vertheilt würden, wobei aber die letztern abermals begünstigt waren. Dieser Entwurf gegenüber dem großen Reformplane John Bright's klang wie eine Ironie, und es war natürlich, daß D'Israeli, als er zum Schlusse, die 15 Opfer seiner Reform nannte, mit lautem Gelächter entlassen wurde.

Die Führer sämmtlicher liberalen Fractionen sprachen sich sofort gegen D'Israeli's Entwurf aus, den sie als total unbrauchbar bezeichneten, und der londoner Central-Reformverein brachte Demonstrationen in der Hauptstadt wie in allen der Reform günstigen Orten zu Stande, welche dem Ministerium keinen Zweifel ließen, daß das Volk den D'Israeli'schen Reformplan als einen Hohn auf seine Rechte ansehe. Lord Derby und D'Israeli waren aber so verblendet, der Verurtheilung ihres Machwerks, die ihnen auch aus jeder liberalen Zeitung entgegenstarrte, zu trotzen und es auf den Erfolg der Parlamentsauflösung ankommen zu lassen.

Lord John Russell übernahm es, die Motion zu stellen, durch welche die Verwerfung der ministeriellen Reformbill herbeigeführt werden sollte, indem er erklärte, daß es ungesetzlich sei, jemand des Wahlrechts zu berauben, der solches besitze, und daß keine Reformbill für genügend zu erachten, welche nicht auf einer dem Verlangen der Gegenwart entsprechenden Erweiterung des Wahlrechts beruhe. Vergebens bemühte sich D'Israeli den ersten Punkt der Anklage durch die Erklärung zu beseitigen, daß kein Bewohner eines Fleckens gezwungen werden sollte, bei seinen Lebzeiten dem Wahlrechte in den Grafschaften zu entsagen; das Unrecht war einmal begangen und forderte Genugthuung. Russell wies nach, wie nach D'Israeli's Plan Hunderttausende von Freisassen ihr Stimmrecht einbüßen müßten. In Liverpool wären allein 3300 in dem Falle, zwischen ihrem Wahlrecht in der Stadt und auf dem Lande zu wählen. Durch diese Einschränkung müßte die Aristokratie wesentlich gewinnen, und noch größere Vortheile könnten ihr erwachsen, wenn ihr gestattet wäre, ihren Anhängern durch die Ausstattung mit einem kleinen Landbesitz von 10 Pf. St. Steuerwerth Vorschub zu leisten, während den Vereinen, welche durch die Schöpfung von Freisasseneigenthum für unabhängige Arbeiter das Wahlrecht zu erweitern suchten, dies Recht genommen oder wesentlich beschränkt würde, weil diese Arbeiter nicht mehr in den Flecken wohnen und zugleich in den Grafschaften stimmen dürften. Das alte Unwesen der verrotteten Burgflecken müßte in neuer Gestalt zurückkehren. Ebenso erfolgreich wies Russell nach, wie wenig die von D'Israeli den Städten gewährte Erweiterung des Wahlrechts Werth habe. Diese Gewährung sinke zur Spielerei herab, da sie z. B. von dem Zeugnisse einer Wirthin abhängig gemacht sei. Vergebens suchte Lord Stanley die schwache Bill D'Israeli's zu vertheidigen, indem er ausführte, daß sie darauf abziele, den Mittelklassen zugute zu kommen, die sich allein um das Wahlrecht bemühen und bekümmern, während die große Masse der Arbeiter dieses Recht ohne Theilnahme betrachte und sich nicht danach sehne. Andere Redner der Toryseite, wie Lytton Bulwer, gingen noch mehr mit der Sprache heraus und erklärten geradezu, daß die Bill dazu bestimmt wäre, dem Strome der Demokratie, welcher sich gegen die Aristokratie zu ergießen drohe, einen Damm entgegenzusetzen. „Entweder diese Reform oder keine!" wurde das Stichwort dieser Vertheidiger.

D'Israeli hatte bei der Einführung seiner Bill noch Zurückhaltung bewiesen und sich auf die Äußerung beschränkt: „Der Geist der englischen Verfassung ist gegen jede Klassenherrschaft, gegen eine Landaristokratie wie gegen eine Stadtaristokratie." Er meinte damit seiner Partei den Schein zu verleihen, als wolle sie die wahre Reform, indem sie Land und Stadt auf gleichen Fuß stelle. Bei seiner Vertheidigung der Bill gestand er jedoch ebenfalls ein, daß sein Bestreben darauf gerichtet sei, die demokratischen Bestrebungen der Reformpartei zu hemmen und durch ihre Zurückweisung in die Schranken das Übergewicht der Aristokraten zu sichern und der Revolution vorzubeugen, die seiner Ansicht nach aus der Ertheilung des allgemeinen Wahlrechts an das Volk erwachsen müsse. „Ich glaube gerade nicht, daß das Volk sengen und brennen, morden und plündern wird, aber es hat so gut seine Parasiten wie Monarchien und Aristokratien, und wie hoch auch das englische Volk über den Massen anderer Völker steht, so wird es doch denselben politischen Gesetzen unterliegen. Wenn ihr Demokratie säet, müßt ihr auch deren

Früchte ernten. Ihr werdet Kriege bekommen und euch vielleicht schimpflichen Friedensschlüssen unterwerfen müssen, die euere Macht, vielleicht sogar euere Unabhängigkeit gefährden. Euer Eigenthum wird weniger sicher, euere Freiheit weniger werth sein. Das Land wird euch zwar dann auch zu Hülfe kommen und euch retten, aber der erlittene Schaden wird nicht wieder gut zu machen sein."

So zeigte sich der Verfasser von „Coningsby", der ehemalige Anwalt der Volksfreiheit in seinem wahren Lichte als ganz gewöhnlicher reactionärer Tory, nachdem er in den Besitz der Macht gelangt war und es sich darum handelte, dem Volke sein natürliches und altes Nationalrecht, die Theilnahme an der Regierung durch Ausübung des Wahlrechts, zu gewähren. D'Israeli ging nur darauf aus, das Volk in die alten Bande schmieden zu helfen.

Seine kläglichen Drohungen, die er mit Emphase ausstieß, machten im Parlament keinen Eindruck; er mußte dagegen nacheinander die schärfsten Urtheile über seine Bill anhören. Einige Liberale nannten sie „Locke King mit Wasser", und Bright nahm keinen Anstand, sie als ein „miserables Machwerk" zu bezeichnen und den Tories zu erklären, daß er der wahre Conservative sei, weil er dem gerechten Verlangen des Volks nachkomme, sie aber die Revolution heraufbeschwören, weil sie ihm unverständig entgegenträten. Eine noch tiefere Wunde wurde den Tories geschlagen, als zwei Mitglieder des Ministeriums selbst gegen sie vom Standpunkte des conservativen Interesses aus in die Schranken traten. Mr. Walpole und Mr. Henley, der Minister des Innern und der Handelsminister, erklärten, daß sie bei der Berathung der Reformbill im December 1858 gegen diese gestimmt und aus dem Ministerium hätten scheiden wollen, doch auf Lord Derby's Bitte bis zum Einbringen der Bill im Amte geblieben wären, sich aber jetzt für verpflichtet hielten, ihre Stellen niederzulegen. Beide erklärten die Bill D'Israeli's als eine namenlose Ungerechtigkeit gegen das Nationalinteresse und die Beraubung des Wahlrechts für ungesetzlich.

Lord Derby und D'Israeli hatten sich also durch die wohlmeinende Stimme dieser ehrlichen und allgemein geachteten Männer nicht warnen lassen. Mit gleichem Leichtsinne setzten sie sich über ihr Ausscheiden hinweg, indem ihnen Lord Derby untergeordnete, völlig unbekannte Beamte seines Ministeriums zu Nachfolgern gab. Für die öffentliche Meinung war jedoch die Sache der Tories von da ab verloren. Palmerston suchte den Tories noch zu Hülfe zu kommen, indem er ihnen vorschlug, sich Lord John Russell's Censur gefallen zu lassen, die Bill zurückzuziehen und, wie bei der Indischen Bill, nach Resolutionen zu verfahren. Dieser Vorschlag klang jedoch so ironisch, daß er kaum für Ernst angesehen werden konnte, und die Tories beeilten sich, ihn voll Stolz zurückzuweisen. Der mit ihnen halb verbündete Gladstone machte den Vorschlag man möge in Erwägung der bedenklichen Lage der auswärtigen Verhältnisse die Entscheidung über Lord Russell's Antrag zu keiner Cabinetsfrage machen. Auch darauf durften die Tories sich nicht einlassen, denn sie fühlten, daß sie zu tief verurtheilt waren. Lord Derby wollte das Schicksal herausfordern und alles auf Eine Karte setzen.

Als D'Israeli nach siebentägigen Debatten am 31. März bei der Abstimmung über Russell's Antrag mit 39 Stimmen in der Minderheit blieb, wurde die Auflösung des Parlaments beschlossen. D'Israeli kündigte diese Absicht am 4. April im Unterhause an, wobei Palmerston die Auflösung für ungerechtfertigt erklärte. Es erhob sich eine heftige Debatte darüber, welche sich in den nächsten Tagen wiederholte und in der D'Israeli abermals den kürzern zog. Auch die auswärtige Politik des Ministeriums fand jetzt lebhaften Tadel, weil man ihm schuld geben konnte, daß es Lord Cowley für seine Unterhandlungen in Wien nicht das gehörige Gewicht verschafft und ebenso wenig angewiesen habe, Österreich mit voller Energie von dem Kriege abzuhalten. Wie sich nachher zeigte, war Graf Buol dadurch zu dem Glauben veranlaßt worden, England werde sich gegen Frankreich erklären, wenn dieses den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehme, und aus Lord Derby's und D'Israeli's Äußerungen ließ sich deutlich nachweisen, daß sie parteiisch gegen Sardinien und für Österreich urtheilten und verfuhren. Sie erklärten sich zwar für die Neutralität, hofften aber insgeheim, daß Deutschland in kurzer Frist Österreich beispringen und den Sturz des französischen Kaiserreichs herbeiführen würde. Die Erhaltung des österreichischen Systems ist für die Tories ebenso Lebensfrage wie die ihrer eigenen Vorrechte. Durch jenes soll der Continent, durch diese das englische Volk niedergehalten werden.

Beide Minister mußten daher auch jetzt erfahren, wie die Zeit ihres Abgangs nahe. Trotz der ungeheuern Geldmittel, welche der Carlton-Club für die Neuwahlen in Bewegung setzte, trotz des Regierungseinflusses, welchen Lord Derby für sie verwandte, und trotz der Versprechungen, welche er insgeheim den Katholiken in Irland leisten ließ, und infolge deren diese die Candi-

daten der Tories auf das lebhafteste unterstützten, so widernatürlich auch diese Coalition war — blieb die Regierungspartei schließlich in der Minderheit. Die Liberalen verloren Sitze, gewannen aber dafür andere, und schließlich wurden 373 Liberale und 319 Conservative gewählt, sodaß die erstern über eine Mehrheit von 54 Stimmen geboten. Außerdem war bis zum Zusammentritt des neuen Parlaments eine Einigung zwischen Lord John Russell und Lord Palmerston erfolgt, an welche sich eine Übereinkunft der Radicalen und Peeliten knüpfte, sodaß, als am 6. Juni, dem Tage vor der Eröffnung des Parlaments, bei der dazu berufenen Parteiversammlung der Liberalen 274 Mitglieder erschienen und in ihr alle Fractionen der Opposition vertreten waren. Die Tories konnten über das ihnen drohende Schicksal nicht mehr zweifelhaft sein. Als das von den Liberalen beschlossene Mistrauensvotum im neuen Unterhause eingebracht wurde, suchte D'Israeli die Gegner mit Verachtung zu strafen. Andere wollten in seinem Verfahren freilich nur eine List sehen. Nachdem er die Vertheidigung der Maßregeln des Ministeriums und die Rechtfertigung seiner Collegen gegen die Vorwürfe der Wahlbestechung versucht hatte, that er die Forderung, man möge sogleich zur Abstimmung schreiten. Kein Redner der Tories trat nach ihm auf, und die Liberalen waren genöthigt, die Anklage ohne Gegenrede fortzusetzen, bis die Empfindlichkeit über die bittern Vorwürfe einige Tories veranlaßte, die ihnen von D'Israeli vorgeschriebene Taktik zu durchbrechen. Die Debatten dauerten drei Tage, und obwol ein Theil der Liberalen unter Roebuck's Leitung an der Politik festhalten wollte, mit den Tories zu gehen, um durch deren Schwäche zu herrschen, so blieb doch das Ministerium mit 13 Stimmen in der Minderheit und mußte demgemäß am 17. Juni seinen Rücktritt erklären.

So wiederholte sich an Lord Derby und D'Israeli das Schicksal des Jahres 1852, aber in noch ungleich schärferer Weise. Damals konnten sie sich noch auf ihren guten Willen berufen, sich dem Fortschritte wieder zuwenden zu wollen; jetzt standen sie als entlarvte Heuchler des Fortschritts vor den Augen der Nation. Niemand bemitleidete sie. Jeder freisinnige Engländer mußte sich sagen, daß sie nur das erlitten, was sie verdient hatten, und selbst der ehrliche Theil ihrer eigenen Partei hatte sie gerichtet. D'Israeli's Taschenspielerkunststück mit dem Reforminteresse war schmählich zu Fall gekommen, und er selbst damit schärfer als je der Kritik der Presse sowie dem Spotte des „Punch" verfallen. Lord Derby gerieth in so heftigen Zorn über die Nachlässigkeit seiner Partei bei den Wahlen, daß er ihr nach seinem Rücktritte ankündigte, sie möchte sich nach einem andern Führer umsehen, er wolle kein Ministerium wieder übernehmen. Auch D'Israeli zeigte, wie tief er sich getroffen und verletzt fühlte, denn er weigerte sich, die ihm angetragene Baronetwürde sowie die Pension, auf die er Ansprüche hatte, anzunehmen. Im Jahre 1852 hatte er sich durch die Verleihung der oxforder Doctorwürde trösten lassen.

Welche Mittel D'Israeli anwenden wird, sich über seinen neuen Sturz hinwegzuhelfen, läßt sich noch nicht erkennen. Die „Press" hatte er beim Antritte seines Ministeriums verkauft; er müßte also ein neues Blatt für sich gründen, um seinen Rachekampf gegen die Whigs fortsetzen zu können. Es scheint jedoch, als zöge er es vor, eine staatsmännische Haltung zu bewahren und innere Ruhe zu heucheln, weil sich ihm jetzt die Hoffnung darbietet, nach Lord Derby's unwilliger Abwendung von der Partei, vielleicht bei der nächsten günstigen Krisis Premierminister von England zu werden. Dazu dürfte es jedoch wol schwerlich kommen. Vielmehr kann die Welt noch das Schauspiel erleben, daß D'Israeli einst die Hand zu einer Coalition mit den Liberalen bietet, womit die Zersplitterung, welche er und Lord Derby in die conservative Partei gebracht haben, allerdings vollständig werden müßte. War doch Lord Derby vor seinem Sturze schon bereit, sich mit Lord Palmerston zu verbinden, wenn dieser mit seiner Partei zu ihm übergehen wollte! Eine Rückkehr zu dem liberalen Interesse wäre übrigens der einzige würdige Ausgang für die Laufbahn D'Israeli's, obschon zu bezweifeln, daß die Partei, der er sich einmal verkauft hat, ihn dazu gelangen lassen wird. Er wird bei den Tories aushalten und sich mit ihren Halbheiten abquälen müssen, ohne damit weiter zu kommen als bisher geschehen. Es ist mit dem Parteileben wie mit den alten Verschreibungen an den Teufel. Wer sich verkauft hat, kommt nicht wieder los, sondern muß aushalten bis dem Käufer die Seele verfällt. Irgendeine frappante Wendung haben wir indessen von dem erfindungsreichen D'Israeli jedenfalls noch zu erwarten. Vielleicht wendet er sich wieder der Novelle zu, und schreibt den Roman „Bolingbroke", an dem er, wie es seit Jahren heißt, arbeitet, um sich in seinem Vorbilde zu verherrlichen.

D'Israeli's Äußere ist nicht imponirend. Seine Züge verrathen sehr stark die jüdische Abstammung, sein Gesicht ist schon bedeutend gealtert. In seiner Jugend spielte er gern den Dandy

und gefiel sich, wie viele junge Leute seines Stammes, in eitelm Putz mit Ketten und Ringen, der selbst in seine Porträts aus der damaligen Zeit übergegangen ist.

Als Redner spricht er zu heftig und mit zu rascher Stimme, um eine bedeutende Wirkung hervorzubringen. Er gesticulirt mit südlicher Heftigkeit, indem er mit den Händen aufeinander schlägt, um zu demonstriren. Doch läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß er äußerst gewandt und fließend spricht und im Angriff zu den schlagfertigsten Rednern Englands gehört. Seine Neigung zu Persönlichkeiten hat aber auch diesen Ruhm beeinträchtigt, und die Nachwelt wird ihn nicht neben Burke stellen, sondern stets einen besondern Platz für ihn anweisen. Die Nachwelt wird ihn als halben Fremden betrachten, der Altenglands Ehre und treue Hingebung an den Fortschritt und die Sache der Freiheit nicht zu würdigen wußte, sondern mit der parlamentarischen Laufbahn ein schnödes Spiel trieb, um zu Ruhm und Ansehen zu gelangen, aber dabei selbst schnöde scheiterte und zwar Ruf, aber keinen Ruhm erwarb.

Cherbourg als Kriegshafen.

Auf den Todtenfeldern Ägyptens, am Rande der Wüste, strecken die gigantischen Steinmassen der Pyramiden ihre Häupter in den Sandnebel empor. Jahrtausende sind an ihnen vorübergegangen, und noch stehen sie da als die Zeugen einer untergegangenen Cultur, deren Denkmale, was Massenhaftigkeit und Großartigkeit der Ausführung betrifft, von der Nachwelt nicht erreicht wurden. Erst in jüngster Zeit hat ein Bauwerk ihnen den Rang der Weltwunder streitig gemacht, und der 6. Aug. 1858 hat einem Monument die Weihe gegeben, das in der Welt nicht seinesgleichen besitzt. Zwar wurzeln die Motive, welche diese gewaltige Schöpfung ins Leben riefen, keineswegs in einer höhern, religiösen oder civilisatorischen Idee; ihr lag nicht der Gedanke an eine Förderung der allgemeinen Weltinteressen zu Grunde; sie sollte nicht der Vervollkommnung der Menschheit, sondern nur der Befriedigung fürstlichen Ehrgeizes und despotischer Herrsch- und Eroberungssucht dienen. Dennoch bekundet diese moderne Schöpfung die Macht des menschlichen Geistes, die vor keinen Schwierigkeiten zurückbebt, und beansprucht mit Recht die Bewunderung der civilisirten Welt.

Wir meinen den Kriegshafen von Cherbourg, den wir hier unsern Lesern vorführen wollen, nachdem wir bereits versucht haben, ihnen ein Bild von Toulon, dem zweiten wichtigen Kriegshafen Frankreichs, zu entwerfen. *)

An der Nordküste Frankreichs streckt sich an dem Theile, welcher früher den Namen der Nieder-Normandie führte und jetzt zum größten Theile das Departement De la Manche ausmacht, eine Halbinsel in das Meer, deren nördliche Spitze das Cap La Hague bildet. Diese Halbinsel heißt das Cotentin, und ist nach ihrer ehemaligen Hauptstadt Coutances benannt. Ihre Küste bildet viele große Buchten, und in einer derselben, etwa drei Meilen vom Cap La Hague entfernt, liegt der Kriegshafen Cherbourg, der, seit Mitte des Jahres 1858 vollendet, möglicherweise schon in nächster Zeit berufen sein dürfte in der Seekriegsgeschichte eine hervorragende Rolle zu spielen.

Unter dem Normannen-Herzoge Wilhelm II., genannt der Eroberer, tritt der Name Cherbourg (hergeleitet von Caesaris burgus, wie der Ort im Mittelalter hieß) zum ersten male in die Geschichte ein. Nachdem dieser kühne Bastard seine Gegner, welche ihm die Erbfolge in der Normandie streitig machten, niedergeworfen, richtete er, durch seinen Erfolg ermuthigt, die Blicke auf ein höheres Ziel und schiffte sich nach England ein, um dessen Krone in Besitz zu nehmen, die ihm von seinem Verwandten, Eduard dem Bekenner, vermacht war. Sein Unternehmen glückte: er gewann 1066 die berühmte Schlacht von Hastings, in der König Harold mit dem Kern des angelsächsischen Adels fiel. In dieser Schlacht zeichnete sich besonders Gerbert, Herzog von Cherbourg, mit seinen Truppen aus und trug vorwiegend zur Entscheidung des Siegs bei. Das Cotentin wurde nun eine Besitzung der englischen Krone, und Cherbourg nach Wilhelm's im Jahre 1087 erfolgten Tode bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts der Schauplatz beständiger Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen, die es abwechselnd nahmen und verloren. Der Ort hatte jedoch damals nur als fester Platz eine Bedeutung, und seine Wichtigkeit als Hafen kam noch nicht in Betracht. Nach der Schlacht von Formigny wurde es

*) S. „Toulon als Kriegshafen", S. 65—78 dieses Bandes. D. Red.

zuletzt 40 Tage lang von Karl VII. von Frankreich belagert. Am 12. Aug. 1450 capitulirte die englische Besatzung, und Stadt und Festung Cherbourg wurden den Franzosen übergeben, um ihnen fortan zu verbleiben. Bei der Belagerung war auch die französische Flotte thätig, denn der Großadmiral von Frankreich fiel dabei durch eine englische Kugel.

Karl VII. erkannte die Wichtigkeit Cherbourgs und verstärkte und vermehrte die Festungswerke bedeutend. Auch scheint er es zu einem Kriegshafen Frankreichs erhoben zu haben. Ludwig XI. bewilligte Cherbourg große Privilegien, und auch Franz I. zeigte sich ihm günstig. Er besuchte es im Jahre 1532 persönlich in Begleitung des Dauphin, nachmaligen Heinrich II., und verlieh der Stadt bei dieser Gelegenheit gleichfalls verschiedene Freiheiten.

Zur Zeit der Religionskriege versuchten die Protestanten sich Cherbourgs zu bemächtigen, wurden jedoch von der Besatzung abgeschlagen. Während der Ligue blieb Cherbourg Heinrich III. getreu, erkannte jedoch später Heinrich IV. an und erhielt von diesem zahlreiche und bedeutende Privilegien. Im 17. Jahrhundert, unter der Regierung Ludwig's XIV., begann für Cherbourg eine neue Ära. Die Idee, diesen Platz zu dem zu machen, was es jetzt ist, zu einem sichern Kriegshafen, einer fast uneinnehmbaren Seefeste, zu dem Schlüssel des Kanals La Manche, England gegenüber, hat ihren Ursprung im Kopfe jenes Königs, oder vielmehr jener beiden Männer, welche damals die hervorragendsten Geister Frankreichs waren, des Ministers Colbert und des Ingenieurs Vauban.

Ludwig XIV. gab der französischen Marine einen Aufschwung, wie wir ihn ähnlich nur in den letzten zwanzig Jahren zum zweiten male in Frankreich erlebt haben. Er schuf aus den Trümmern einer Flotte, die nur dem Namen nach existirte, eine Seemacht, die mit der ersten der Welt, mit der englischen, rivalisirte und dieser die Herrschaft des Meeres streitig machte. Zugleich sah Ludwig XIV. auch ein, daß man, um eine große Flotte zu besitzen, nothwendig entsprechender Kriegshäfen bedurfte, in denen jene Schutz finden konnte. Namentlich aber handelte es sich um die Anlegung eines festen und sichern Bollwerks, welches die schutzlose 50 Meilen lange Küstenstrecke Frankreichs im Kanal gegen die Angriffe der Engländer zu decken vermochte.

Die Wahl des Königs für diesen neuen Kriegshafen fiel auf Cherbourg. Es wurde eine Commission dorthin gesandt, die unter dem Vorsitze des Marquis von Fresne, Oberbefehlshabers der französischen Westflotte, die Lokalität genau untersuchte und im Jahre 1665 ihren Rapport darüber abstattete. Dieser lautete nicht ungünstig. Es wurden verschiedene Vorschläge zur Verbesserung und Vertheidigung des Hafens gemacht, und während der Berathung auch die Construction eines Damms empfohlen, der die Rhede gegen die Nordwinde schützen sollte. Die Länge dieses projectirten Damms war auf 600 Toisen veranschlagt; in Anbetracht der enormen Kosten eines solchen Unternehmens ließ man jedoch diesen Plan wieder fallen.

Ludwig XIV. war von der Wichtigkeit seines Vorhabens so überzeugt, daß er sich mit dem Berichte der Commission nicht begnügte, sondern auch die Ansicht Vauban's, dessen Verdienst er zu würdigen wußte, einzuholen beschloß. Dieser untersuchte auf das Geheiß des Königs das Cotentin auf das sorgfältigste und bezeichnete das Cap La Hougue, auf der Ostseite der Halbinsel, als den Ort, welcher vom strategischen Standpunkte aus für die Anlage eines Kriegshafens die größten Vortheile böte. Zugleich verkannte er jedoch keineswegs die Vorzüge Cherbourgs, und entwarf einen Plan zur Vertheidigung des Platzes und zur Anlage der von ihm nöthig erachteten Wasserbauten, der noch heute in der Mairie von Cherbourg aufbewahrt wird.

Fast 20 Jahre vergingen indeß, ehe von den Berathungen zur That geschritten wurde. Colbert, der die bis dahin getrennten Flotten des Osten und Westen zu einem Ganzen vereinigt und ein eigenes Marineministerium geschaffen hatte, war gestorben, und erst unter seinem Sohne und Nachfolger in der Marineverwaltung, dem Marquis von Seignelai, erhielt Vauban 1683 den Auftrag, bei Cherbourg das zur Anlage eines Hafens günstige Terrain anzukaufen. Dies geschah, und der berühmte Baumeister entwarf nun 1687 einen Plan der von ihm beabsichtigten Anlagen, welcher auch die Sanction des Königs erhielt. Im folgenden Jahre begann man mit der Ausführung, beschäftigte sich jedoch zunächst mit der Erbauung der Vertheidigungswerke.

Dies ist der Antheil, den das Jahrhundert Ludwig's XIV. an den Arbeiten des Hafens von Cherbourg genommen hat. Dieser Antheil umfaßt einen großen Gedanken, die durchdachtesten und scharfsinnigsten Studien der genialsten Männer jener Zeit, aber betreffs der Ausführung nur ein Resultat, das fast Null zu nennen ist. Doch war damit der Impuls gegeben, und die

großen Entwürfe jenes Jahrhunderts gingen auch nicht verloren, sondern wurden bei der Wiederaufnahme und spätern Ausführung des Projects zu Grunde gelegt.

Mit dem Tode Ludwig's XIV. trat eine Unterbrechung im Bau des Hafens ein. Die politische Wichtigkeit des Kanals La Manche, welcher stets den Schauplatz großer Kämpfe in den Kriegen der damaligen Zeit bildete, und die Schwierigkeiten, welche dieser Meeresarm der Schiffahrt bietet, trugen indessen dazu bei, die Bedeutung Cherbourgs immer von neuem in das Gedächtniß zu rufen, und man schritt deshalb im Jahre 1739 zur Fortsetzung der begonnenen Arbeiten. Diese beschränkten sich diesmal nicht allein auf die Vertheidigungswerke; man erbaute auch den Hafen und folgte dabei dem Plane Vauban's.

Bis dahin war die Rhede von Cherbourg nur ein sehr mittelmäßiger Ankerplatz für die vor Stürmen fliehenden Schiffe gewesen, und wenn sie diesen auch Schutz gegen Ost-, West- und Südwinde gewährte, war sie doch den von Norden kommenden Winden vollständig ausgesetzt und bot in diesem Falle nicht die geringste Sicherheit. Man mußte daher innerhalb der Küstenlinie einen Hafen ausgraben und schuf auf diese Weise den jetzigen Handelshafen, der in der Mitte der Meeresbucht sich von Süden nach Norden durch die Stadt Cherbourg erstreckt. Er besteht aus zwei durch eine Schleuse miteinander verbundenen Becken, dem Vorhafen und dem innern Flutbassin. Mit der Ebbe im Vorhafen bleibt nur ein Wasserstand von wenig Fuß in dem Flutbassin, jedoch durch Sperrung genügendes Wasser, um die darin befindlichen Schiffe flott zu halten. Beide Bassins wurden mit Kais umgeben, und zwei Molen erbaut, deren östliche eine Länge von 500 Meter hat. Die Arbeiten leitete der Ingenieur de Caur, und die Inauguration des Hafens fand im Jahre 1742 statt.

Der Krieg von 1744 unterbrach abermals den Weiterbau, mit dessen Förderung man sich damals sehr lebhaft beschäftigte. Es folgte wieder eine lange Periode der Entwürfe, und bis zum Jahre 1758 wurden nicht weniger als 15 neue Pläne des beabsichtigten Kriegshafens angefertigt, ohne daß man sich für den einen oder andern entschieden hätte. In demselben Jahre 1758 landete der englische Admiral Howe mit seiner Flotte in Cherbourg, nahm die Stadt und zerstörte sämmtliche Befestigungen von Grund aus. Dieses tragische Ereigniß gab Anlaß zu dem Entwurfe eines sechzehnten Plans, dessen Vorzüglichkeit man allseitig anerkannte und dem gemäß man endlich 1766 zum Neubau des Hafens schritt. Man erweiterte die Kais, vergrößerte das Flutbassin und stellte die zerstörte Schleuse wieder her. Die Renovation war 1775 beendet. Aber obwol der neue Hafen dem Handel zur See wirklich nützte, waren die Anlagen für eine Kriegsmarine nicht ausreichend, und Ludwig's XIV. großer Entwurf harrte nach einem Jahrhundert noch immer der Verwirklichung. Ludwig XVI. nahm indessen den ursprünglichen Gedanken seines Ahnherrn wieder auf, und abermals wurde der Hafen von Cherbourg Gegenstand der lebhaftesten Debatten. Fast wäre bei dieser Gelegenheit der ganze Plan aufgegeben worden; man war nahe daran, nach Vauban's erstem Vorschlage La Hougue zu wählen. Eine zu diesem Zwecke zusammengetretene Commission untersuchte noch einmal aufs genaueste die ganze Nordküste, entschied sich jedoch schließlich für Cherbourg. Hauptsächlich trug der Oberst und spätere General Dumouriez, der damals Commandant von Cherbourg war, zu dieser Wendung der Ansichten bei. Infolge des Commissionsberichts erließ der König im Jahre 1779 den Befehl zur Befestigung der Stadt und dem Bau eines bedeutenden Kriegshafens.

Ehe wir weiter den Hafenbau verfolgen, ist es nöthig, noch einen Blick auf die Lokalität zu werfen. Etwa drei Meilen östlich vom Cap La Hague, der nordwestlichsten Spitze Frankreichs im Kanal La Manche, bildet die Küste der Halbinsel Cotentin eine ziemlich halbkreisförmige Bucht, deren nördliche Spitzen im Osten ein Vorsprung des Landes, der Point de Querqueville, und im Westen eine felsige Insel, Ile Pelée, sind, welche letztere durch Sandbänke mit dem naheliegenden Festlande verbunden wird. Dies ist die Bucht von Cherbourg, deren ganze Länge etwas über eine deutsche Meile beträgt. Ungefähr in der Mitte zwischen Querqueville und Pelée macht innerhalb der großen Biegung die Küstenlinie eine zweite kleinere nach Süden, und zwar an der westlichen Seite ziemlich scharf, sodaß, ähnlich wie bei Querqueville, ein abermaliger Vorsprung des Landes entsteht, der den Namen Homet führt, während der ihm gegenüberliegende Endpunkt der kleinen Einbuchtung Point de Flamands heißt. Am südlichen Theile dieser kleinen Bucht, deren Sehne 3600 Schritt mißt, liegt Stadt und Handelshafen Cherbourg, und an der westlichen Seite der Kriegshafen. In der Entfernung von einer Viertelstunde von der Meeresküste streckt sich, der Küstenlinie folgend, ein Höhenzug um Hafen und Stadt, der beide und die davor liegende Rhede beherrscht. Die letztere umfaßt einen Flächenraum von 2000 Acres und wird nördlich durch eine Linie begrenzt, die man sich von Querqueville nach Pelée gezogen denkt.

Ihre Wassertiefe beträgt bei niedrigster Ebbe 4—7 Faden (24—42 Fuß), wozu bei der Flut noch eine Steigung von 17 Fuß tritt.

Infolge des Befehls Ludwig's XVI. vom Jahre 1779 wurde zunächst mit der Befestigung der Landspitze Homet und der Insel Pelée begonnen, deren günstige Lage die Zugänge zu der kleinen Bucht und den Häfen beherrscht. Zugleich stellte sich aber auch für einen Kriegshafen von solcher Bedeutung, als man Cherbourg geben wollte, die Nothwendigkeit einer sichern Rhede von beträchtlichem Umfange heraus, auf der sich die kriegsfertigen Flotten versammeln und von der aus sie gleichzeitig und unabhängig von Ebbe und Flut in See gehen konnten. Diese ließ sich nur mittels eines Schutzdamms herstellen, der im offenen Meere quer vor der Bucht aufgeführt werden mußte, sodaß diese gegen Nordwinde und den damit verbundenen Seegang gesichert war.

Man verhehlte sich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht, dessen Großartigkeit man nur begreifen kann, wenn man Gelegenheit gehabt hat, die furchtbare Kraft zu erfahren, welche die vom Sturme gepeitschten Wogen auf alle ihre Bewegungen hemmenden Körper äußern. Man war zwar damals in Wasserbauten schon weit vorgeschritten, hatte dieselben aber nur unmittelbar an der Küste ausgeführt, wo das Land stets eine feste Basis abgibt und die Gelegenheit bleibt, die störenden Wassermassen durch Schutzdämme von Pfahlwerk abzuhalten. Hier handelte es sich jedoch darum, auf eine Tiefe von 30—40 Fuß ein Mauerwerk im offenen Meere aufzuführen, das, um überhaupt dem Zwecke zu entsprechen, eine halbe Meile lang und so stark sein mußte, um dem Andrange der schwersten Meereswellen zu trotzen. Man hatte in dieser Richtung noch keine Erfahrung; nie waren früher dergleichen Bauten, welche die Engländer bezeichnend breakwater, Wellenbrecher, nennen, irgendwo unternommen oder ausgeführt, und die Lösung eines so schwierigen Problems blieb den eigenen Geisteskräften der französischen Ingenieure überlassen. Diese schreckten jedoch nicht davor zurück: sie begannen das Werk, und wenn dasselbe auch erst nach 69 Jahren (1784—1853) vollendet wurde, gebührt jenen Männern der Ruhm, den Grundstein zu einem Bauwerke gelegt zu haben, das einzig in der Welt dasteht und die Macht des menschlichen Genies auf das glänzendste darthut.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Baues ist die Lehrmeisterin für Werke ähnlicher Art geworden; sie ist eine Kette von Fehlschlägen und Täuschungen, an denen die scharfsinnigsten Berechnungen, die durchdachtesten Pläne scheiterten. Wegen dieser so interessanten Umstände, welche die Construction des Riesendamms begleiteten, wollen wir hier den Verlauf seiner Herstellung näher beschreiben.

Unter den verschiedenen Entwürfen, welche Ludwig XVI. vorgelegt wurden, wählte dieser den Plan des Schiffskapitäns de la Bretonnière, eines sehr kenntnißreichen Seeoffiziers, der bereits zu der Commission gehört hatte, welche das Litorale untersuchte. Nach diesem Plane sollte der Damm auf eine Entfernung von etwa 10000 Fuß von der Küste, in der Richtung von Osten nach Westen, zwischen Pelée und Querqueville gelegt werden. Zugleich schlug derselbe vor, den Kern durch Fahrzeuge zu bilden, welche, mit Steinen gefüllt, versenkt werden sollten. Auf diese Basis wollte er dann schwere Felsstücke thürmen und dies Mauerwerk ohne Cement, welches die Franzosen à pierres perdues nennen, bis etwa 10 Fuß über die Wasserfläche aufführen. Obwol man Bretonnière's Vorschlägen bezüglich der Lage des Damms folgte, wählte man doch für die Construction selbst eine andere Methode, die der Ingenieur Cessart angegeben hatte. Dieselbe bestand in der Versenkung von enormen hölzernen Kasten von konischer Form, die man mit Steinen, kleinen und großen Felsblöcken anfüllte. Die verticale Höhe dieser Kasten betrug 60 Fuß, der Durchmesser am Boden 140 Fuß und der an der Spitze gleichfalls 60 Fuß. Von diesen Kegeln wollte man 90 in der gedachten Linie versenken, sodaß sich ihre Basen berührten. Sie sollten bis zur Wasserstandslinie bei niedrigster Ebbe reichen und auf ihnen mit solidem Mauerwerk von Quadersteinen weiter gebaut werden. Die einzelnen Spitzen wollte man dann durch eiserne Ketten miteinander verbinden. Man versprach sich von diesem Kegelsystem doppelten Vortheil. Die Kraft der Wogen sollte sich an den Kegeln brechen, sodaß hinter ihnen ruhiges Wasser entstände, und diese einzelnen Kegel oder Pfeiler selbst hoffte man weniger angegriffen zu sehen, als dies bei einem ununterbrochenen Damm der Fall sein mußte, da die herandringenden Wassermassen theilweise durch die Zwischenräume entweichen konnten.

Der erste Kegel wurde 1782 in Havre erbaut und in Stücken nach Cherbourg transportirt. Als man jedoch im September des folgenden Jahres gerade im Begriff war, ihn flott zu machen, erhob sich ein heftiger Sturm und zerstörte nicht allein die Flöße, die ihn auf

29 *

die Rhede hinausbringen sollten, sondern auch den daraufstehenden Kegel selbst. Man stellte ihn wieder her und versenkte ihn am 6. Juni 1784 auf eine Entfernung von 600 Toisen von der Insel Pelée. Die Operation ging ohne Unfall von statten, und der Kegel war bestimmt, den östlichen Endpunkt der Pfeilerkette zu bilden.

Schon am 7. Juli desselben Jahres versenkte man den zweiten Kasten, aber ein Sturm zerstörte am 18. Aug. seine obere Partie, ohne daß man Zeit gehabt hätte, ihn mit Steinen zu füllen und ihm dadurch die nöthige Festigkeit zu geben. Dieser Unfall, sowie eine Berechnung, die man nachträglich angestellt, und welche ergab, daß bei Befolgung des Systems die Vollendung des ganzen Baues 20 Jahre und 80 Mill. Fr. beanspruchen würde, bestimmten die Regierung, den ursprünglichen Plan dahin zu modificiren, daß die Grundflächen der Kegel nicht mehr aneinander stießen, sondern 30 Toisen voneinander entfernt blieben, welchen Zwischenraum man dann mit losen Felsblöcken auszufüllen beabsichtigte. Später wurden jedoch die Zwischenräume bis auf 200 Toisen ausgedehnt und nacheinander 18 Kasten oder Kegel versenkt.

Die Arbeiten erregten sowol in Frankreich wie im übrigen Europa das regste Interesse. Ludwig XVI. selbst besuchte Cherbourg am 22. Juni 1786, fuhr auf die Rhede hinaus, dinirte auf dem zehn Tage vorher versenkten und bereits mit Steinen gefüllten achten Kegel, und wohnte von dort aus der Versenkung des neunten bei. Bis zu den letzten Tagen seiner Herrschaft widmete er dem großartigen Bau seine lebhafteste Aufmerksamkeit, und noch aus dem Monat Juni 1789 existiren Instructionen von seiner eigenen Hand geschrieben, die sich auf die Auspeilungen und hydrographischen Aufnahmen der cherbourger Rhede beziehen, sowie eine nach seinen Angaben ausgefertigte Denkschrift über den Schutzdamm, die von vielem Verstande und großer Sachkenntniß zeugt.

Schon im Jahre 1788 war man jedoch von dem Kegelsysteme abgekommen. Was über der Hochwasserlinie war, stürzte bei schweren Stürmen regelmäßig zusammen. Man sah die Fruchtlosigkeit der Versuche ein, und trug im folgenden Jahre die Kegel, mit Ausnahme des östlichsten, bis auf die Wasserstandslinie bei niedrigster Ebbe ab. Dieser östlichste Kegel fiel 1799 von selbst in Trümmer, nachdem er wie die übrigen vom Bohrwurme, der damals erst seit kurzem von Ostindien mit den Schiffen nach Europa gekommen, gänzlich zerstört war.

Man versuchte jetzt die Basis des Damms durch Felsstücke zu bilden, die man in das Wasser stürzte, und die sich nach Willkür in- und aufeinander fügen sollten. Die Revolution unterbrach die Arbeiten nicht, und zu Ende des Jahres 1792 belief sich die Masse des versenkten Materials bereits auf 2,665400 Kubikmeter.

Ein solches Werk konnte natürlich dem wachsamen Auge des ersten Napoleon nicht entschlüpfen. In seinen Planen gegen England konnte die baldige Vollendung des cherbourger Kriegshafens ihm nur sehr erwünscht sein, und er förderte den Bau auf jede mögliche Weise. Der Damm erhob sich seiner ganzen Länge nach aus dem Wasser. Es wurde eine Krone von Mauerwerk darauf gesetzt, und Napoleon armirte den Damm mit schweren Batterien. Kaum waren dieselben jedoch vollendet, als bei einem Sturme sämmtliche Werke zerstört wurden und sowol ihre Besatzungen als alle Arbeiter in den Fluten umkamen. Eine einzige Nacht hatte die Arbeit 16 mühevoller Jahre vernichtet.

Trotz dieser stets wiederholten Fehlschläge ermüdeten die verschiedenen französischen Regierungen nicht. Sie alle erneuten den Versuch des Wiederaufbaues, und unter Ludwig Philipp wurde abermals das System gewechselt, da man die Mängel der Bauart à pierres perdues entdeckte. Man bemerkte, daß die Grundlagen des Damms gewichen waren, und überzeugte sich, daß das Gewicht der Steinmassen, die man in das Meer warf und sich willkürlich aufeinander lagern ließ, allein nicht ihre Stabilität sicherte. Man lagerte deshalb auf dem losen Steinhaufen eine Schicht hydraulischer Bindemittel und kleiner Kiesel, und errichtete darauf ein verticales Mauerwerk von 36 Fuß Breite an der Basis und 30 Fuß an der Spitze. Diese Mauer begann mit der Linie des niedrigsten Ebbestandes; die Kieselschicht, auf der sie ruhte, war 17 Fuß dick und von schweren Granitquadern eingefaßt. Der Damm bildet keine gerade Linie, sondern einen stumpfen Winkel von 170 Grad, dessen Spitze seewärts gekehrt ist. Am Fuße dieser Spitze wurden Blöcke von künstlichem Granit versenkt, deren jeder 200 Kubikfuß enthielt, und auf diese Körper wiederum Felsblöcke von 5—10000 Pfd. Gewicht gestürzt, die sich 150 Fuß weit in das Meer erstreckten. Sie bildeten eine Vormauer, die dazu bestimmt war, die Hauptkraft der Wogen zu brechen.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln, und als 50 Jahre nach der ersten Grundlegung des Damms bereits 2500 Fuß des östlichen Armes bis über die Hochwasserlinie vollendet waren,

wurden in der Nacht vom 4. Dec. 1836 während eines heftigen Nordoststurms jene Blöcke aus der Tiefe gehoben und mit einem Wurfe über das Mauerwerk geschleudert. Zweihundert derselben fand man einige Tage später an der innern Seite des Damms, während die Felsstücke des ganzen übrigen Vorbaues an der äußern Mauer auf einem Haufen zusammengethürmt lagen. Auch der größte Theil der künstlichen Quader, die 240 Ctr. wogen, war von seinem Platze geschleudert und umgekehrt. Zu alledem kam noch ein longitudinaler Riß des Mauerwerks, dessen oberer Theil infolge dessen nach vorn und hinten überstürzte, sowie hier und da ein Querriß.

Zuerst schrieb man diese Beschädigungen den Granitblöcken des Vorbaues zu, indem man annahm, daß dieselben mit furchtbarer Gewalt gegen das Mauerwerk geschleudert seien; nähere Untersuchungen ergaben jedoch, daß das Fundament der losen Steine gewichen war, da der Theil des Damms, welcher durch die Kegel gebildet wurde, unbeschädigt blieb. Das Weichen des Fundaments in den Zwischenräumen war durch den Druck des darauf errichteten Mauerwerks verursacht, das etwa 5 Ctr. auf den Quadratfuß beträgt.

Dieser furchtbare Sturm bewies zugleich, daß die Kraft der Wogen an der Oberfläche des Wassers zwar so groß war, um das Wasser 90 Fuß hoch und Granitblöcke von 10000 Pfd. schwer mit einem einzigen Wurf über den Damm zu schleudern, daß jedoch diese Kraft weiter nach unten gering sein mußte, da die 10—15 Fuß unter der Ebbelinie lagernde Schicht kleiner Steine unangetastet blieb. Diese Wahrnehmung hat sich später durch Taucher bestätigt, die bei dem Herausholen des bei Spithead gesunkenen Linienschiffes Royal George beschäftigt waren. Die Taucher konnten bei dem heftigsten Sturme unter der Ebbelinie ebenso gut als bei einer Windstille arbeiten.

Die durch jenes Unwetter bewirkten Beschädigungen des Damms wurden wieder ausgebessert, und dieser selbst weiter fortgebaut. Napoleon III. war es vorbehalten, an das gigantische Werk die letzte Hand zu legen, das gegen Ende des Jahres 1853 endlich fertig wurde.

Die ganze Länge des Damms beträgt 3780 Meter oder nahe eine halbe deutsche Meile, bei einer Basisbreite von 130—140 Meter, und einer Durchschnittshöhe von 45 Fuß. (Die Wassertiefe auf der ganzen Ausdehnung des Damms wechselt von 20—40 Fuß.) Die Gesammtkosten des Baues, der 69 Jahre dauerte, belaufen sich auf 66,862000 Fr., eine Summe, die im Verhältnisse zu dem enormen Werke immer noch gering erscheinen muß. Nach unserm heutigen verminderten Geldwerthe würde die Summe einem Betrage von 100 Millionen entsprechen. Doch würde man in unserer Zeit, unter Benutzung der bei diesem Bau gemachten Erfahrungen, einen gleichen Damm mit einem Kostenaufwande von 50 Millionen herstellen können.

Diese Erfahrungen haben aber auch zugleich festgestellt, daß die Form des Dammes von Cherbourg die ungünstigste ist, die ein solches Werk haben kann. Er hat nämlich die Gestalt einer ziemlich flach ansteigenden Böschung, auf der sich alsdann eine verticale Mauer erhebt. Diese Gestalt bietet nach den bisher gewonnenen Ansichten nur wenig Sicherheit und, in Vergleich zu andern Formen, den geringsten Widerstand gegen die darauf wirkende Gewalt der Wogen. Während nämlich die untern Schichten der Wassermassen durch die Friction der flachen Böschung aufgehalten werden, wird den obern eine desto heftigere Bewegung mitgetheilt. Sie bilden Sturzseen, deren Kraft ungemein erhöht wird, und deren Druck die furchtbarsten Zerstörungen anrichtet, sobald ihnen ein Gegenstand hemmend entgegentritt.

Ein perpendiculär aufgeführter Damm ist dagegen in tiefem Wasser weit zweckmäßiger, da die Wellen weder eine percussive noch horizontale Bewegung haben, wenn sie nicht vorher auf flaches Wasser treffen. Gegen eine solche perpendiculäre Mauer brechen sich die Wellen nicht, sondern wallen nur auf und nieder, und man hat den besten Beweis für diese Thatsache, wenn man bei bewegtem Wasser mit einem Boote an einem solchen Damme anlegt. Man wird Mühe haben, das Boot an der Mauer festzuhalten, da die Wellen es beständig abzuwerfen streben. Gerade das Gegentheil findet aber statt, wenn man das Boot unter gleichen Verhältnissen an einen Damm wie den zu Cherbourg oder Plymouth mit flacher Böschung anlegen wollte. Es wird darauf geschleudert und unfehlbar zerschmettert werden.

Wie dem aber auch sei, immerhin bleibt der cherbourger Damm ein Riesenwerk ohne gleichen, und wenn man bedenkt, daß Cherbourg der einzige französische Kriegshafen im Kanal ist, welcher Portsmouth und Plymouth gegenübersteht, und der von Portsmouth nur durch eine Entfernung von 18 Meilen getrennt ist, so kann es bei der alten Feindschaft der beiden Länder nicht auffallen, daß das Project sich stets der besondern Gunst der französischen Herrscher erfreute, und daß vor allen Napoleon I. in seinem tiefen Groll gegen den verhaßten Nachbarstaat alles aufbot, um den Bau zu fördern.

Bei den umfassenden Planen des ersten Kaisers bezüglich der französischen Flotte und der beabsichtigten Invasion Englands konnte ihm jedoch der von Ludwig XV. geschaffene Hafen von Cherbourg nicht genügen. Zu der Rhede, die ein Damm von einer halben Meile Länge schützte, gehörte ein entsprechender Hafen, und während die Plane der frühern Regierungen Cherbourg mehr einen defensiven Charakter ertheilten, verband Napoleon damit hauptsächlich die Idee der Offensive, und zwar der Offensive gegen England.

Der Befehl zur Ausführung eines entsprechenden Kriegshafens erging am 25. Germinal des Jahres IX (15. April 1803). Der Befehl war vom Ersten Consul selbst entworfen und decretirte den Bau des Kriegshafens an der westlichen Seite der kleinen cherbourger Bucht, südlich von Homet und getrennt von der Stadt. Dieser sollte aus drei getrennten Bassins bestehen, dem Vorhafen, dem Flutbassin und dem Hinterhafen. Nach diesem Princip ist seitdem streng verfahren, und der Plan des Onkels ist von dem Neffen in seiner ganzen Großartigkeit und Vorzüglichkeit vollendet worden. Die zur Untersuchung und Auswahl der Örtlichkeit nach Cherbourg entsendete Commission, an deren Spitze die Ingenieure Cachin und Delorme standen, entschied sich für das Terrain, welches Vauban bereits angekauft und als das für Anlage eines künstlichen Hafens günstigste bezeichnet hatte.

Nachdem die bezüglichen Plane von Napoleon approbirt worden, begann man mit der Ausgrabung des Vorhafens, der den Namen Port Bonaparte und später Port Napoléon erhielt. Zugleich wurde am Damme weiter gearbeitet und außerdem der Bau verschiedener Befestigungen zum Schutze der neuen Anlagen unternommen. Trotz der Schwierigkeiten, welche der felsige Boden bot, aus dem das ganze Bassin herausgesprengt werden mußte, gingen die Arbeiten mit großer Energie und schnell vorwärts.

Am 26. Mai 1811 inspicirte der Kaiser den Bau persönlich, nahm alle Einzelheiten desselben in Augenschein und entschied mehrere auf die Fortführung des Werkes bezügliche wichtige Fragen. Seine Anwesenheit gab einen neuen Impuls zur Beschleunigung der Arbeiten, und der Vorhafen wurde im Jahre 1813 vollendet. Im August desselben Jahres fand die Inauguration in Gegenwart der Kaiserin Marie Luise statt, die im Auftrage ihres bei der Armee in Sachsen weilenden Gemahls dem Feste präsidirte. Am Abend vor der Ceremonie wurde eine Platinaplatte mit folgender Inschrift in das Bassin gefügt: „Napoleon der Große hat am 15. April 1803 die Aussprengung eines Hafens für große Kriegsschiffe in dem Felsen von Cherbourg anbefohlen, dessen Tiefe 50 Fuß unter der Hochwasserlinie betragen soll. Dieses Monument ist vollendet und dem Zutritte des Meeres eröffnet am 27. Aug. 1813 in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin und Regentin Marie Luise von Österreich, während Napoleon, ihr erhabener Gemahl, sich an der Spitze seiner Armee in Deutschland befand. Viceadmiral Herzog Decrès, Marineminister; Chevalier Cachin, Director der öffentlichen Arbeiten; Chevalier Molini, Marinepräfect."

Die Dimensionen dieses Vorhafens sind 300 Meter (à 3 Fuß 2 Zoll) Länge bei einer Breite von 240 Meter. Die Tiefe beträgt 9,50 Meter unter der niedrigsten Ebbe und 18,70 Meter unter dem Niveau des Arsenals. Das Bassin ist in einem Felsen ausgesprengt, der aus Granit mit Quarz untermischt besteht. Das zu seiner Herstellung ausgehobene Gestein beläuft sich auf 1,071422 Kubikmeter. Das Bassin kann sieben Linienschiffe ersten Ranges aufnehmen.

Nach Vollendung des Vorhafens schritt man sogleich zum Beginne des Flutbassins. Dasselbe wurde am 25. Aug. 1829 fertig und an diesem Tage in Gegenwart des Herzogs von Angoulême feierlich eingeweiht. Es hat die Gestalt eines Rechtecks von 291 Meter Länge und 217 Meter Breite. Die Tiefe ist dieselbe wie die des Vorhafens, mit dem es durch eine Schleuse von 17,80 Meter Breite in Verbindung steht. Die Masse des ausgehobenen Materials beträgt hier 880300 Kubikmeter. Die dritte Partie des großen Werks, der Hinterhafen, wurde am 28. Juni 1836 in Angriff genommen und im Juli des Jahres 1858 vollendet. Am 6. Aug. fand in Gegenwart des Kaisers Napoleon III. und — sonderbar genug — der Königin von England die solenne Füllung dieses dritten Bassin und damit die Einweihung des nunmehr in allen seinen Einzelheiten fertigen Kriegshafens statt.

Der Hinterhafen ist kleiner als der Umfang der beiden andern zusammengenommen, aber viel größer als jeder einzelne. Er ist 420 Meter lang und 200 Meter breit. Seine Tiefe beträgt nur ein Geringes mehr als bei den beiden andern Bassins. Der Hinterhafen steht mit dem Flutbassin durch eine breite Schleuse und mit dem Vorderhafen durch eine gleiche Einrichtung von derselben Breite in Verbindung, sodaß ein Linienschiff ersten Ranges ohne Aufenthalt von der Rhede aus durch die beiden vordern Bassins passiren und in dem dritten sich auf den ihm

bestimmten Platz legen kann. Der Hinterhafen faßt 1,600000 Kubikmeter Wasser und kann 14 Linienschiffe aufnehmen, während in allen drei Bassins 28 Linienschiffe Platz finden. Auf der Rhede können unter allen Wetterverhältnissen außerdem 32 Linienschiffe gesichert ankern. Das ganze Etablissement von Cherbourg kann mithin eine Flotte von 60 Linienschiffen mit der entsprechenden Anzahl von Fregatten und kleinern Fahrzeugen fassen. Diese Schiffszahl schon gibt auch dem Laien einen Maßstab für die Ausdehnung und Wichtigkeit der furchtbaren Seefeste, die von den Franzosen selbst mit dem Ausdrucke port d'aggression bezeichnet wird. Als Angriffshafen kann Cherbourg nur gegen England gerichtet sein, und das Werk hat dort mit Recht viel Unruhe verursacht.

Die drei Bassins, welche den Hafen ausmachen, bilden ein Dreieck. Vorhafen und Flutbassin liegen in einer Linie zunächst der Küste, ersterer südlich und letzteres nördlich, während der Hinterhafen westlich von beiden ausgesprengt ist. Sie sind von allen möglichen Etablissements, Werkstätten, Depots u. s. w. umgeben, die irgendwie zum Neubau, zur Ausrüstung und zur Verproviantirung der Kriegsschiffe jeden Ranges nothwendig, und es ist ein Hauptvorzug des Arsenals von Cherbourg, daß es in allen seinen Einzelheiten durchaus vollendet dasteht. Die ungeheuern, innerhalb seiner Ringmauern angehäuften Vorräthe und Baumaterialien sowie die Werkstätten gestatten, selbst im Falle, daß jede Communication mit dem Binnenlande durch feindliche Truppen abgeschnitten wäre, die in seinen Häfen weilende Flotte mit allen Bedürfnissen zu versehen oder gar, wenn dieselbe vernichtet werden sollte, eine vollständig neue zu schaffen. Es gibt keinen noch so unbedeutenden oder großen Gegenstand, der zum Bau oder zur Ausrüstung eines Linienschiffs erforderlich wäre, welcher hier nicht gefertigt würde.

Wir haben schon in unserer Schilderung Toulons die innere Einrichtung der Marineetablissements beschrieben und können deshalb dieselben hier übergehen, da in Cherbourg nach denselben Principien, mit derselben zweckmäßigen Raumbenutzung, militärischen Ordnung und großen Sauberkeit verfahren ist. Nur wollen wir bemerken, daß hier alles womöglich noch vollständiger, großartiger und, weil Cherbourg einer neuern Zeit angehört, den Anforderungen der jetzigen Periode zweckmäßiger angepaßt ist. Fast sämmtliche zur Construction von Kriegsschiffen und ihrer Ausrüstung erforderlichen Gebäude, Werkstätten u. s. w. concentriren sich um den Hinterhafen, da der Vorhafen eigentlich nur zum Ein- und Ausgange und das Flutbassin zur Aufnahme der ausgerüsteten Fahrzeuge bestimmt ist.

An seiner westlichen Seite erblickt man zunächst sieben Helgen oder schräge und überdachte Ebenen, auf denen Schiffe erbaut werden. Sie sind für Linienschiffe eingerichtet, was ihre Größe betrifft, können jedoch für alle Klassen von Kriegsfahrzeugen dienen. An der nördlichen und südlichen Seite befinden sich je vier Docks aus dem Felsen gesprengt, von denen die nördlichen 500 Fuß lang sind und für Aufnahme der großen Linienschiffe dienen, während die vier an der südlichen Seite nebst einer fünften an der Westseite, neben den Helgen, für kleinere Schiffe bestimmt sind. Diese Docks sind muldenförmige Becken, die mit dem Hafen durch Schleusen in Verbindung stehen. Sie sind so tief, daß ein vollständig ausgerüstetes Linienschiff oder, je nach ihrer Bestimmung, eine Fregatte darin schwimmen kann, nachdem sie durch Öffnung der Schleusen mit Wasser gefüllt worden und sich im gleichen Niveau mit dem Hafen befinden.

Die Anwendung der Docks reicht kaum über den Anfang dieses Jahrhunderts hinaus. In früherer Zeit mußte man die Schiffe, wenn man sie unter Wasser nachsehen oder repariren wollte, entweder auf das Land ziehen oder kielholen, d. h. sie durch an den Masten angebrachte und auf einem Bollwerke oder flachen Fahrzeugen befestigte Flaschenzüge so weit auf die Seite legen, daß der Kiel über Wasser kam. Beide Methoden waren mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Man mußte die Schiffe vorher leer machen, eine Arbeit, die mehrere Tage beanspruchte und oft zu der Geringfügigkeit der Reparatur in keinem Verhältnisse stand. Überdies strengte das Kielholen die Schiffe mehr oder weniger an, und besonders litten die stabilen oder, wie sie technisch benannt werden, steifen Schiffe, d. h. diejenigen, deren Schwerpunkt weiter unten liegt und die sich deshalb schwer auf die Seite neigen.

Die Erfindung der Docks half diesen Übelständen ab und vereinfachte die nothwendigen Reparaturen bedeutend. Nachdem die Docks mit Wasser gefüllt sind, holt man das betreffende Schiff mit seiner vollständigen Ausrüstung hinein, bringt es in die richtige Lage, sodaß sein Kiel in der Mittellinie des Docks auf dem dazu bestimmten Aufbau ruht, und stützt die Seiten mit Balken ab, deren eines Ende jetzt gewöhnlich an den Wänden des Docks mit Charnieren befestigt ist, sodaß sie beim Niederlassen das ganze Schiff umklammern. Sobald das Schiff genügend abgestützt ist, wird das Dock entleert. Steht das Dock mit einem Flusse oder Hafen in Verbindung,

der bei der Ebbe für andere etwa darin befindliche Schiffe tief genug bleibt, so läßt man mit der Ebbe das Wasser herauslaufen, schließt die Schleusen und pumpt den Wasserrest durch Dampfmaschinen aus. In Cherbourg, wo die Schleusen des Hinterhafens nur zur Flutzeit geöffnet sind, wird stets das ganze Dock leer gepumpt.

Die Docks sind jetzt bei allen seefahrenden Nationen allgemein eingeführt, und wo die Terrainverhältnisse ihre Anlage nicht gestatten, baut man, wie z. B. in Danzig, schwimmende Docks, d. h. große hölzerne Kasten, die unten mit Luftbehältern und an einer Seite mit einer Schleuse versehen sind. Durch Öffnungen der Schleusenthüren füllt sich das Dock mit Wasser und wird durch dessen Druck versenkt, sodaß das reparaturbedürftige Schiff schwimmend hineingebracht werden kann. Nun schließt man die Schleusenthüren, pumpt das Wasser aus und das Dock hebt sich von selbst in die Höhe.

Beim Aussprengen der cherbourger Docks sowie des Flutbassin und Hinterhafens hat man mit Vortheil die sogenannten großen Minen angewendet. Man bohrte und grub zunächst einen tiefen Brunnen, von dessen unterm Endpunkte zwei Seitengalerien ausliefen. Diese Galerien wurden bei den beiden Bassins mit 8—10000 Pfd. Pulver gefüllt und die Mine mit einer elektrischen Batterie angezündet. Die Explosion bewirkt einen dumpfen Knall und hebt den Boden auf eine beträchtliche Strecke, aber sprengt ihn nicht, wie es kleine Minen thun, auseinander. Durch das Heben wird aber die ganze Felsenmasse zerbröckelt und läßt sich leichter bearbeiten.

Um die nördlichen Docks liegen die verschiedenen Holz- und Eisenwerkstätten, die Maschinenbauanstalten, die Ketten- und Ankerschmieden, die Masten- und Rundhölzerschuppen. Um die südlichen scharen sich die kleinern Etablissements. Auf dem Kai, welcher den Hinterhafen von den beiden andern Bassins trennt, steht das große Magazin, an das sich die verschiedenen Bureaux schließen. Westlich von den kleinen Docks und in einer Linie mit den Helgen liegen drei mächtige Schuppen für Aufbewahrung des Bauholzes. An sie stößt eine Kaserne, hinter der das Kohlendepot liegt. Westlich von den Helgen und fast parallel mit dem Hinterhafen liegt zwischen diesen und den Festungswerken eine Reihe von Gebäuden, deren nördlichstes die Offizierwohnungen in sich schließt. An sie stößt die Kaserne der Marineinfanterie, daran das Hospital, während der rechte Flügel dieser Häuserreihe durch den Park der Landartillerie gebildet wird.

Die gesammte Schiffsartillerie ist auf dem östlichen Kai des Flutbassins gelagert, wo auch die Reserveanker liegen. Südlich vom Vorhafen befinden sich noch vier kleinere Helgen und ein Dock, sodaß im cherbourger Hafen zu gleicher Zeit sieben Linienschiffe und vier Fregatten erbaut und vier Linienschiffe und sechs Fregatten in den Docks reparirt werden können, ein Vorzug, den kein Kriegshafen der Welt aufzuweisen hat.

Hinter den kleinen Helgen kommt wieder eine Reihe von Werkstätten, die Segelmacherei, Modellkammer u. s. w., sodann ein Holzschuppen, der einige Millionen Kubikfuß Bauholz faßt, und am südlichsten Ende des ganzen Arsenals endlich das Proviantmagazin nebst Dampfmühlen und Dampfbäckereien, Pökelungsanstalten, Schlächtereien und anderweitig dazu gehörigen Gebäuden.

Der Eingang von der Rhede zum Vorhafen ist durch keine Schleuse geschlossen. Er ist 200 Fuß breit. Da er jedoch bei niedrigster Ebbe nur 15 Fuß Wasser hat und diese geringe Tiefe sich noch 500 Schritt weiter seewärts erstreckt, so können die großen Schiffe nicht zu jeder beliebigen Zeit aus- und einpassiren, sondern müssen die Flut abwarten, deren Steigung 17 Fuß beträgt. Dieser Übelstand kann keine ernsten Folgen nach sich ziehen; man hat darum die schwierige Ausbaggerung des sandigen Bodens nicht unternommen.

Das ganze Arsenal, unter dem wir die drei Häfen mit sämmtlichen dazu gehörigen Etablissements verstehen, hat fast die Form eines Rechtecks von 2000 Schritt Länge und 1500 Schritt mittlerer Breite und begreift mithin einen Flächenraum von nahe 100000 Quadratruthen, von dem kein einziges Fleckchen unbenutzt, sondern jeder Punkt für den einen oder andern militärischen Zweck bestimmt und verwerthet ist.

Das Ganze wird, mit Ausschluß der Seeseite, von fortlaufenden Polygonalfestungswerken eingeschlossen, deren nordöstlichen Endpunkt das kasemattirte und mit 60 schweren Geschützen bewaffnete Fort Homet bildet, das die Rhede und den Hafeneingang beherrscht und im Verein mit dem zweiten Endpunkte der kleinen Bucht, dem obenerwähnten Point de Flamands, der in ähnlicher Weise befestigt ist, beide vertheidigt. Eine Kette von Forts und Redouten ist auf den Spitzen des Hafen und Stadt umgebenden Höhenzugs errichtet. Sie bilden eine zweite Vertheidigungslinie nach der Landseite, und die Zahl dieser detachirten Forts, deren jedes mit

30—40 Geschützen besetzt ist, beläuft sich auf sieben. Die Forts liegen 1500—2000 Schritt voneinander entfernt, bilden einen Halbkreis um Cherbourg und secundiren sich gegenseitig. Ihre Entfernung von der Küste ist 3000 Schritt, sodaß also auch sie die Rhede im Fall eines feindlichen Angriffs von der Seeseite mit Bomben bewerfen und mit den neu eingeführten gezogenen Geschützen auch direct beschießen können.

Die großartigsten Vertheidigungswerke der Rhede und des Hafens befinden sich jedoch auf dem Damme selbst, nämlich drei Forts und zwischen ihnen fortlaufende Reihen von Batterien. Die drei Forts heißen: das Fort central und die Forts du Musoir de l'Est und de l'Ouest. Ersteres liegt in der Spitze des Winkels, den die beiden Arme des Damms bilden, die beiden andern am östlichen und westlichen Endpunkte. Jedes derselben ist mit 60 Geschützen des schwersten Kalibers bewaffnet, deren untere Reihe in kasemattirten Batterien montirt ist.

Die Entfernung zwischen Fort du Musoir de l'Est und der stark befestigten Insel Pelée, welche den östlichen Eingang zur Rhede bildet, ist 1500 Schritt breit und wird von beiden fast bis zur Uneinnehmbarkeit vertheidigt, da jedes eindringende Schiff auf Kernschußweite mit einem Eisenhagel aus 120 der schwersten Geschütze überschüttet werden würde.

Der westliche Eingang zwischen Musoir Ouest und Querqueville ist dagegen bedeutend breiter. Die Entfernung zwischen beiden Punkten mißt 4000 Schritt, die Einfahrt wird jedoch noch durch ein in der Mitte liegendes kleineres Fort vertheidigt, das mit 35 Geschützen armirt ist. Das Fort ist auf einer Klippe erbaut, die 1788 durch den Schiffskapitän Chavagnac entdeckt und nach ihm benannt wurde. Diese Klippe ist etwa 150 Meter lang und 60 Meter breit und ihre Oberfläche reichte bis 15 Fuß unter die Linie der niedrigsten Ebbe. Man debattirte lange die Frage, ob ein Fort darauf zu erbauen, und entschied sich endlich im Jahre 1847 für die Ausführung des Projects. Man versenkte einen Ring von Granitblöcken, die man vermittelst der Taucherglocke perpendikulär und genau aufeinander fügte, und benutzte mithin die Lehre, die man aus der Construction des Dammes gezogen. Der Ring wurde mit den Felsstücken ausgefüllt, die man beim Aussprengen der Hafenbassins gewonnen, und von der niedrigsten Ebbelinie an führte man ein regelrechtes solides Mauerwerk auf. Das Fort ist seit kurzem vollendet und armirt worden.

Vom nautischen Standpunkte aus hat der cherbourger Damm zwei Mängel. Er hätte mit denselben Kosten und demselben Aufwand an Mühe und Arbeit 1000 Schritt weiter seewärts gelegt werden können, wodurch man eine bedeutend größere Rhede gewonnen hätte, und sodann ist sein westlicher Arm nicht lang genug. Ein nordwestlicher Sturm treibt durch den breiten Eingang so schwere Wogen und macht den größten Theil der Rhede so unruhig, daß Schiffe zwar unmittelbar hinter dem Damme noch gesichert liegen, weiter südlich jedoch ihren Ankerplatz verlassen müssen. Beide Übelstände werden von der französischen Flotte lebhaft empfunden, obwol sie mehr unbequem sind als wirklich bedenklichen Nachtheil bringen. Dem ersten Übelstande, der zu geringen Räumlichkeit der Rhede, läßt sich nun freilich nicht mehr abhelfen. Dagegen geht man damit um, den westlichen Arm um 1000 Schritt und sogar bis zum Fort Chavagnac zu verlängern, ein Unternehmen, das zwar unter 20 Mill. Fr. nicht auszuführen sein dürfte, jedoch wahrscheinlich ausgeführt werden wird, wenn die Herrschaft Napoleon's III. noch längere Zeit dauert.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß der berühmte Kriegshafen von den Franzosen allgemein als ein port d'aggression bezeichnet wird. Dieser Ausdruck kann sich nur auf eine einzige Macht, auf England beziehen. Cherbourg ist der verkörperte Ausdruck der französischen Gesinnungen gegen die Engländer, das Resultat eines seit Jahrhunderten genährten Hasses und der zu Stein gewordene Wunsch, sich an dem mächtigen Rivalen zu rächen, der Frankreich so viele und unheilbare Wunden geschlagen. Ludwig XIV., dieser erbitterte Feind Englands, legte die erste Hand an das große Werk, obwol er mehr noch die Defensive dabei im Auge hatte. Napoleon I. bestimmte Cherbourg bereits zur Offensive, und der von ihm den Arbeiten gegebene mächtige Impuls wurde nur durch seinen Sturz gehemmt. Ludwig Napoleon hat, treu den Traditionen des Kaiserreichs, mit großer Energie den Willen des Onkels ausgeführt, und diese Energie bekundet die wahren Gefühle des Neffen gegen den stolzen Nachbarstaat, wie sehr er dieselben auch unter der Maske der Freundschaft zu verbergen strebt. Er verkündete der Welt den Frieden, als er sich zum Kaiser wählen ließ; aber die fieberhafte Hast und die furchtbaren Anstrengungen, welche er aufbot, um die militärischen Kräfte des Landes zu heben, die Flotte zu vergrößern und Cherbourg zu vollenden, beweisen zur Genüge, daß seine Gedanken auf ein anderes Ziel gerichtet waren, welches zwar nicht ausgesprochen wurde, das

sich aber in seinen Werken laut genug bekundete. Der außerordentliche Eifer, mit dem mitten im Frieden auf die Vollendung eines Kriegshafens hingearbeitet wurde, der nur gegen die Macht gerichtet sein konnte, welche Napoleon durch seine Freundschaftsbetheuerungen einzuschläfern suchte; die vielen Millionen, welche trotz der drückenden Finanznoth auf Cherbourg und die Erbauung von Linienschiffen verwandt wurden, sprachen zu laut, um den wahren Sinn des Werks länger zu verbergen. Trotzdem wollte der gerade Sinn der Engländer nicht daran glauben, und erst der Fehler, den der Kaiser machte, indem er die Einweihung des cherbourger Hafens zu einer Demonstration stempelte und in ihr einen Triumph suchte, öffnete ihnen die Augen. Napoleon mag sicherlich die Einladung der Königin von England bereuen, da deren Folge die Aufstellung einer Kanalflotte gewesen ist, welche gegenwärtig (Frühjahr 1859) 16 Linienschiffe zählt. Diese Flotte allein kann nun zwar nicht eine französische Invasion Englands verhindern, aber sie kann ihr erhebliche Schwierigkeiten bereiten.

Seitdem die Engländer in der Geschichte eine hervorragende Rolle spielen, haben sie furchtbare und langwierige Kämpfe geführt. Mit Ausnahme der amerikanischen Kriege sind sie fast aus allen siegreich hervorgegangen, nie aber ward in moderner Zeit einer derselben in ihrem eigenen Lande ausgefochten. Dies haben sie ihren Flotten zu danken, die allen fremden Invasionsgelüsten ein Ziel setzten und den Gedanken daran kaum aufkommen ließen. Daß Napoleon I. im Jahre 1803 seinen mit furchtbarer Energie gefaßten Invasionsplan nicht zur Ausführung brachte, lag in den Schwierigkeiten, die ihm zu jener Zeit auf dem Continente erwuchsen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er den Plan mit Erfolg ausgeführt hätte, denn seine Dispositionen waren so gut getroffen, daß die englische Flotte ihn schwerlich hindern konnte. Man täuschte sich in England auch darüber nicht, aber die Gefahr ging damals zum Glücke vorüber. Man hätte glauben sollen, daß England daraus eine Lehre ziehen würde, aber dies geschah nicht. Die Mehrheit des englischen Volks, welches den Krieg mit seinen Schrecken nie in der Nähe gesehen und für das er mehr oder minder stets nur eine Geldfrage gewesen ist, dachte bald nicht mehr an die Möglichkeit der Wiederkehr einer solchen Gefahr. Es fühlte sich auf seiner Insel vollständig sicher und verabsäumte in diesem Gefühle die Maßregeln zur Vertheidigung des Landes. Erst die neueste Zeit und hauptsächlich die Vollendung Cherbourgs, mit der die überaus forcirte Vermehrung der französischen Flotte Hand in Hand ging, hat diese Versäumniß erkennen lassen, und man beeilt sich durch Erbauung von Küstenfestungen und sonstige militärische Maßnahmen den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Jedoch werden noch Jahre vergehen, ehe dies insoweit geschehen sein kann, daß eine Invasion alle Aussicht auf günstigen Erfolg verliert. In der nächsten Zeit hat deshalb England allen Grund, eine solche Eventualität zu fürchten.

Der Hafen von Cherbourg kann, wie oben gesagt, etwa eine Flotte von 30 Linienschiffen fassen, nebst einer doppelten Anzahl von Fregatten und einer Unzahl von Transportdampfschiffen, von denen Ludwig Napoleon 30 insbesondere für die Cavalerie hat bauen lassen, deren jedes 500 Pferde einnimmt. Ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphenlinien verbindet den Hafen mit Paris und dem gesammten übrigen Frankreich. Es ist also ein Leichtes, in wenigen Tagen ein Landungsheer von 120000 Mann Infanterie und 15—30000 Mann Cavalerie bei Cherbourg zu versammeln. Ludwig Napoleon ist ein Freund von Überraschungen, und wenn er einen solchen Schlag auszuführen beabsichtigte, würde er ihn gewiß nicht viele Tage nach der Kriegserklärung thun, um so mehr als alle Vorbereitungen getroffen werden können, ohne Aufsehen oder Verdacht zu erregen. Frankreichs Flotte zählt gegenwärtig einige 60 Linienschiffe. Es kann daher durchaus nicht auffallen oder in England Anstoß erregen, wenn es deren 30 in seinem größten Kriegshafen liegen hat, während es die andere Hälfte auf Brest, Rochefort und Toulon vertheilt, besonders wenn dieselben desarmirt sind. Die Desarmirung französischer Kriegsschiffe ist aber ganz eigener Art und gänzlich verschieden von der anderer Nationen. Während in England die außer Dienst gestellten Schiffe vollständig abgetakelt, sämmtliche Inventariengegenstände herausgenommen und das Schiff fast leer ist, bieten in Frankreich zwar äußerlich die desarmirten Schiffe ein ähnliches Aussehen, in Wahrheit sind sie jedoch kriegsfähig, und wir hatten Gelegenheit, im Jahre 1857, also mitten im tiefsten Frieden, in Toulon 8—10 sogenannte desarmirte Dampffregatten, deren jede 1000 Mann Landungstruppen faßt, zu sehen, die nur ihre Mannschaft einzuschiffen hatten, um in 24 Stunden vollständig kriegsgerüstet auszulaufen.

Die Engländer sind gewiß tapfer und fast immer, wo sie mit den Franzosen zusammengekommen sind, waren sie die Sieger; allein das Eine haben die Franzosen vor ihnen und andern stets voraus: die Schnelligkeit in den militärischen Bewegungen. Dies hat sich nicht allein im

Krimkriege bethätigt, sondern zeigte sich auch in dem Kriege von 1859 in Italien auf eine schlagende Weise. Sie verstehen sich meisterhaft auf das Ein- und Ausschiffen und die Transportation der Truppen, und so gut wie es ihnen augenblicklich möglich war, in vier bis fünf Tagen 50—60000 Mann Truppen von Marseille nach Genua zu werfen, können sie in derselben Zeit mit 150000 Mann von Cherbourg nach England kommen, wenn sie auf kein Hinderniß stoßen. Ein solches Hinderniß besitzt England jetzt aber nur in seiner Kanalflotte, die in gleicher Zeit vielleicht auf 20 Linienschiffe gebracht werden kann. Dies ist zwar immer noch eine furchtbare Macht, allein man muß bedenken, daß die cherbourger Flotte viel stärker sein kann und man nicht säumen wird, aus Brest und Rochefort ein zweites Geschwader in den Kanal zu schicken. Ob dann noch die englische Kanalflotte im Stande sein würde, der französischen die Spitze zu bieten, ist mehr als fraglich. Ebenso wenig kann ein Zweifel darüber obwalten, welchen Erfolg eine solche Invasion in einem Lande haben muß, dessen Bewohner zwar dem eindringenden Feinde einen furchtbaren Widerstand entgegensetzen würden, die jedoch in militärischen Dingen zu unbewandert sind, um einem geordneten Heere von 150000 Mann wirksam entgegenzutreten oder es auch nur aufzuhalten. Was daher England vor allem zur Abwendung einer solchen Gefahr bedarf, ist ein geregeltes Vertheidigungssystem, das ihm bisjetzt fehlt. Es besitzt zwar in Portsmouth und Plymouth zwei befestigte Kriegshäfen, jedoch ist bei deren Anlage keineswegs genügende Rücksicht darauf genommen, daß sie auch zu Lande oder wol gar zu Wasser und zu Lande angegriffen werden könnten, und sie halten mit Cherbourg keinen Vergleich aus. Aber selbst wenn dies ausgeglichen werden sollte, genügen diese beiden Häfen nicht, und die östliche Hälfte der Kanalküste bedarf noch wirksamen Schutzes.

Man hat vielfach daran gedacht, die Insel Alderney zu befestigen und von dort aus Cherbourg zu bewachen. Alderney liegt an der Küste drei Meilen von Cap La Hague und etwa sechs Meilen von Cherbourg; allein wenn der Telegraph auch das Auslaufen einer französischen Flotte nach England melden kann (wenn die Expedition nicht zur Nachtzeit vor sich geht), gehindert kann das Auslaufen selbst nicht werden von Alderney aus. Die dortige Lokalität ist zu beschränkt, um die Anlage eines Hafens zu gestatten, der die dazu erforderliche Flotte aufnehmen könnte, und wenn die Franzosen diese nicht zu fürchten haben, werden sie sich wenig daran kehren, ob die Felsenklippe Alderney befestigt ist oder nicht. Viel mehr hat in dieser Beziehung Dover für sich, dessen Herstellung als Kriegshafen auch bereits ins Auge gefaßt wurde. Schon seit einigen Jahren hat man sich bestrebt, zu Dover durch den Bau eines ähnlichen Damms wie zu Cherbourg und Plymouth eine sichere Rhede zu schaffen. Wenn man auch dabei zunächst nur von der Rücksicht auf die Handelsschiffe ausging, die hier eine Zuflucht gegen Stürme finden sollen, so beginnt sich doch, angesichts des nachbarlichen Kriegshafens, die Nothwendigkeit immermehr geltend zu machen, Dover in ein zweites Cherbourg zu verwandeln. Bei der bekannten Schwerfälligkeit der Engländer in solchen Sachen, werden aber noch viele Jahre darüber vergehen, ehe der Entschluß zur That reift; bis dahin ist Englands Sicherheit gegen eine französische Invasion lediglich von seiner Kanalflotte und seiner Wachsamkeit abhängig. Was England am meisten zu fürchten hat, ist eine Überrumpelung. Weiß man diese abzuwenden, so wird es stets Frankreich die Spitze bieten und den Feind schlagen können. Englands schwache Seite ist die Bemannung seiner Flotte. Es hat unerschöpfliches Material an Schiffen, aber es wurde ihm selbst im Krimkriege unendlich schwer, ein Drittheil derselben zu bemannen. In einem Kriege mit Frankreich jedoch, der die eigene Küste bedrohte, hat es diesen Mangel nicht zu fürchten. Hunderttausende der gewiegtesten Seeleute werden ihm freiwillig zuströmen und in acht Tagen eine Flotte hervorzaubern, die nach wie vor die Herrschaft des Meeres beanspruchen und behaupten wird.

Dann aber möchte es nicht allein um die französische Seemacht, sondern auch um Cherbourg geschehen sein, trotz seiner furchtbaren Befestigungen und 2000 Kanonen. Vom militärischen Gesichtspunkte aus sind nämlich Fehler bei der Construction der mächtigen Feste gemacht worden, und diese haben eine solche Bedeutung, daß sie bei einem resoluten Angriffe der Engländer die verderblichsten Folgen nach sich ziehen können. Diese Fehler liegen in der Armirung des Damms und der drei darauf errichteten Forts. Der Damm bildet die Hauptvertheidigungslinie der Rhede und des Hafens. Er beherrscht beide nach innen und außen, sowie die meisten übrigen Küstenforts. Aus diesem Grunde muß er möglichst uneinnehmbar sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, denn das, was als seine größte Stärke erscheint, die Isolirung im Meere, kann leicht sein Verderben werden. Der Damm ist mit 250 Geschützen besetzt, aber die Breite seiner Plateforme beträgt nur 30 Fuß, und außer für die Geschützbedienungen bietet er keinen Raum für sonstige

Truppen. Zweitausend Mann sind die höchste Zahl, welche er aufnehmen kann. Außerdem können sich die Schiffe mit hohem Wasser unmittelbar an seine Mauern legen. Formirt also der Angreifer seine Flotte in drei Colonnen, von denen zwei die beiden Eingänge zur Rhede zu forciren suchen, während die dritte, aus schwimmenden Batterien, unverwundbaren Blockschiffen und Kanonenbooten bestehend, auf den Damm losgeht und diesen mit 8—10000 Mann entert, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er dem Feinde in die Hände fällt. Damit sind aber die meisten Küstenforts und der Hafen preisgegeben. Die angreifenden Schiffe haben den Rücken gedeckt und werden im Verein mit den sie secundirenden 250 Geschützen des Dammes bald alle andere feindlichen Werke vernichten. Daß der Angreifer zu einem solchen Unternehmen nicht den hellen Tag, sondern die Nacht wählen würde, gebietet die gewöhnliche Klugheit, und wahrscheinlich würde in diesem Falle der Sieg mit verhältnißmäßig geringem Verluste erkauft werden. Ebenso gilt bei einer solchen Annahme die Voraussetzung, daß vorher die französischen Flotten auf dem Meere geschlagen sein müssen und nicht dem Angreifer in den Rücken fallen können.

Wenn daher Napoleon III. ein Linienschiff nach dem andern vom Stapel läßt und in Cherbourg concentrirt, so beweist dies, daß er die Achillesferse seiner Festung kennt, die nur durch eine unüberwindliche Flotte vor dem tödlichen Streiche geschützt werden kann. Die Zukunft wird lehren, ob die französische Flotte unüberwindlich ist, und vielleicht liegt der Zeitpunkt nicht allzu fern, wo sich diese Frage entscheiden wird.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

*__Deinhardstein__ (Ludwig Franz), beliebter deutscher Theaterdichter, starb am 12. Juli 1859 nach mehrmonatlichen Leiden zu Wien, wo er am 22. Juni 1794 geboren war. Als Sohn eines Advocaten widmete er sich ebenfalls der juristischen Laufbahn, wandte sich jedoch bald den ästhetischen und literarischen Studien zu und erhielt 1827 den Lehrstuhl der Ästhetik und classischen Literatur an der Universität zu Wien. Seit 1832 wirkte er an Schreyvogel's Stelle als Vicedirector des Hofburgtheaters, bis er 1841 als Rath bei der Statthalterei für das Erzherzogthum Österreich die berufene Stelle eines Censors übernahm. In der Literaturgeschichte hat sich D. insofern einen Namen erworben, als er die Gattung des sogenannten Künstlerdramas eigentlich erst anbahnte. Unter seinen Dramen, welche unter dem Titel „Gesammelte dramatische Werke" (5 Bde., Wien 1848—51) erschienen, haben die Schauspiele „Hans Sachs" und „Garrick in Bristol" den meisten Beifall auf der Bühne gefunden. Unter seinen Lustspielen dürften „Die verschleierte Dame" und vielleicht noch „Das Bild der Danaë" den meisten künstlerischen Werth besitzen. Fein angelegt und graziös ist auch „Die rothe Schleife", welches für ein vorzügliches Conversationsstück in französischem Sinne gelten kann. Übrigens war D. der erste dramatische Dichter, der die Gestalt Goethe's, im „Fürst der Dichter", wenn auch eben nicht mit Erfolg, auf die Bühne brachte. Auch hat sich D. als zwar nicht tief empfindender, aber ansprechender Lyriker, sowie als gewandt erzählender Novellist bekannt gemacht.

*__D'Ester__ (Karl Ludwig Johann), demokratischer Führer in Preußen während der Bewegungen von 1848 und 1849, starb am 11. Juni 1859 zu Chatel-St.-Denis im Canton Freiburg. Bis 1848 als praktischer Arzt zu Köln thätig, führten ihn die Märzstürme von 1848 auf die Rednerbühne, von welcher herab er mit Gewandtheit die Interessen der entschiedenen Demokratie vertrat. Dieselbe Richtung verfolgte er auch in seinem Wirken in der preußischen Nationalversammlung zu Berlin, zu welcher er von Köln aus gewählt wurde. Nach Unterdrückung der Aufstände in der Pfalz und Baden, bei denen er stark betheiligt war, flüchtete er 1849 nach der Schweiz, wo er sich, um einem Ausweisungsbefehle des Bundesraths zuvorzukommen, naturalisiren lassen mußte. Bei der damaligen demokratischen Regierung in Freiburg konnte D. dies leicht ermöglichen. Er ließ sich in dem kleinen Orte Chatel-St.-Denis nieder, wo er als Arzt unter persönlicher Aufopferung sehr wohlthätig wirkte, doch bei der Armuth der Bevölkerung wenig irdischen Lohn davontrug.

*__Dirichlet__ (Peter Gustav, Lejeune-), einer der ausgezeichnetsten Mathematiker der Gegenwart, starb am 5. Mai 1859 nach längern schweren Leiden zu Göttingen. Am 13. Febr. 1805 zu Düren geboren, ging er nach vollendeter Gymnasialbildung 1822 nach Paris, wo er hauptsächlich seine Studien machte und durch seinen Aufenthalt im Hause des Generals Foy mit den bedeutendsten Mathematikern Frankreichs in nähere Berührung kam. Von Fourier in seiner hohen wissenschaftlichen Befähigung erkannt und an Alexander von Humboldt empfohlen, wurde er auf Veranlassung des letztern nach Preußen berufen. D. trat zuerst 1827 als Docent in Breslau auf, ward jedoch 1829 nach Berlin gezogen, wo er an der allgemeinen Kriegsschule Vorlesungen hielt und 1831 zum außerordentlichen, 1839 zum ordentlichen Professor der Mathematik an der Universität ernannt ward. Nach Gauß' Tode übernahm er 1855 die

Professur der höhern Mathematik an der Georgia Augusta zu Göttingen, wo er seine Vorlesungen im Herbste desselben Jahres begann. D. war unter allen deutschen Mathematikern wol der einzige, welcher im Stande, die von Gauß unvollendet hinterlassenen Arbeiten zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen. Obgleich seine eigenen Untersuchungen in späterer Zeit das gesammte Gebiet der mathematischen Wissenschaften umfaßten, so sind es insbesondere doch zwei Disciplinen, die er mit besonderer Vorliebe pflegte: die für die mathematische Physik so wichtige Lehre von den partiellen Differenzialgleichungen, den periodischen Reihen und den bestimmten Integralen, sowie die Theorie der Zahlen, den abstractesten und höchsten Theil der Mathematik. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat D. theils in Crelle's „Journal für Mathematik", theils in den „Abhandlungen" der berliner Akademie (der er seit 1832 angehörte) veröffentlicht. Er war mit einer Schwester Mendelssohn-Bartholdy's vermählt, verlor aber seine Gattin plötzlich im Jahre 1858.

* **Dohna-Schlobitten** (Karl Friedrich Emil, Graf), preußischer Generalfeldmarschall, ein Held der Befreiungskriege und dem Kreise von Männern angehörend, welche für die Rettung Preußens und Deutschlands aus der Gewaltherrschaft Napoleon's I. mit Begeisterung wirkten, starb am 21. Febr. 1859 zu Berlin. Graf D. wurde am 4. Mai 1784 geboren, trat schon im Jahre 1798 als Fähnrich in das damalige preußische Dragonerregiment von Werther Nr. 6 (jetzt 3. und 4. Kürassierregiment) und wurde im Juli 1800 Secondelieutenant. Im Feldzuge von 1807 war er als Adjutant im Stabe des Generals L'Estocq thätig und zeichnete sich aus in der Schlacht bei Eylau, noch mehr in der Schlacht bei Heilsberg, wo er den Orden pour le mérite erwarb. Am 31. Aug. 1808 ward Graf D. zum Stabskapitän im Generalstabe, am 1. März 1810 zum wirklichen Kapitän ernannt. Als Preußen 1811 in das Bündniß mit Napoleon zu treten sich gezwungen sah, verabschiedete er sich mit andern preußischen Offizieren aus der Armee und nahm Kriegsdienste in Rußland, wo er bei Borodino focht. Ende 1812 leitete er die Verhandlungen mit dem General York ein, welche zu der berühmten Convention vom 30. Dec. genannten Jahres führten. In den Feldzügen von 1813 und 1814 führte er das 2. Husarenregiment der Russisch-Deutschen Legion und kämpfte namentlich ruhmvoll an der Görde. Im Jahre 1815 trat er, als Oberst, mit den zum 8. Ulanenregimente umgewandelten Husarenregimentern Nr. 1 und 2 der Deutschen Legion wieder in preußische Dienste zurück, und focht nun an der Spitze dieses Regiments in den Schlachten von Ligny und Belle-Alliance und in dem Treffen bei Namur, wo er sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse verdiente. Im Jahre 1820 ward er zum Commandeur der 14. Cavaleriebrigade, 1822 zum Generalmajor, 1832 zum Commandeur der 16. Division und 1837 zum Generallieutenant befördert. Sodann erhielt er 1839 erst interimistisch, bald darauf definitiv das Commando des 2., 1842 aber des 1. Armeecorps. Im Jahre 1845 wurde er zum Chef des 8. Ulanenregiments ernannt. Nachdem Graf D. im Jahre 1848 sein funfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert, erfolgte im October desselben Jahres seine Ernennung zum General der Cavalerie. Am 14. Mai 1854 wurde ihm der Abschied aus der Armee bewilligt, und zugleich erhielt er den Charakter als Generalfeldmarschall. Außerdem war Graf D. Ritter und Kanzler des Schwarzen Adlerordens und Oberstkämmerer (an des verstorbenen Grafen Stolberg Stelle) und Mitglied des Staatsraths. Aus seiner Ehe mit Juliane (gest. am 20. Febr. 1827), der Tochter des berühmten Generals Scharnhorst, hinterließ er zwei Töchter und drei Söhne, von denen der älteste, **Adalbert Friedrich**, geb. am 7. Juli 1811, preußischer Hofkammerrath und Mitglied der Hofkammer, der zweite, **Siegmar Friedrich**, geb. am 29. Dec. 1818, Major und Stabsoffizier im Garde-du-Corps, der dritte, **Lothar Friedrich Helvetius**, geb. am 11. Oct. 1824, Premierlieutenant im Gardedragonerregiment ist.

* **Gaupp** (Ernst Theodor), einer der gelehrtesten Kenner des germanischen Rechts, starb am 10. Juni 1859 zu Breslau. Am 31. Mai 1796 zu Kleingaffron bei Raudten in Niederschlesien geboren, erhielt er seine Gymnasialbildung zu Glogau und Liegnitz, machte 1813—15 den Befreiungskampf mit und studirte dann zu Breslau, Göttingen und in Berlin. Nachdem er 1820 an letzterer Universität promovirt, habilitirte er sich noch in demselben Jahre zu Breslau, wo er bereits 1821 eine außerordentliche Professur erhielt. Im Jahre 1826 zum Ordinarius ernannt, veröffentlichte er seitdem eine Reihe germanistischer Arbeiten, die zum größern Theile noch jetzt von entschiedener Bedeutung sind. Nachdem schon 1824 seine Schrift „Über Städtegründung, Stadtrecht und Weichbild im Mittelalter" (Jena 1824) erschienen war, folgten zwei für Schlesien besonders wichtige Arbeiten: „Das alte Magdeburgische und Hallische Recht" (Breslau 1826) und „Das Schlesische Landrecht" (Leipzig 1828), die sich gegenseitig in vielen Stücken ergänzen und auch für die Frage nach der Zeit der Entstehung des „Sachsenspiegels", sowie für die Auslegung und Würdigung desselben von mannichfachem Nutzen waren. In jüngster Zeit kam er in den „Germanistischen Abhandlungen" (Manheim 1853) wiederholt auf das Magdeburger Recht, namentlich die Beleihung Breslaus mit demselben zurück. Mit besonderer Vorliebe war G. den alten Volksrechten zugewandt, wie die „Miscellen des deutschen Rechts" (Breslau), dann aber die Ausgaben und Erläuterungen der Lex Frisionum (Breslau 1832), des alten Gesetzes der Thüringer (Breslau 1834), der Lex Saxonum (Breslau 1837), aus neuester Zeit die Bearbeitung der Lex Francorum-Chamavorum (Breslau 1855) bekunden. Zwischen die letztgenannten Werke fallen verschiedene Beiträge zu Zeitschriften, namentlich für die „Schlesischen Provinzialblätter" und die „Zeitschrift für Deutsches Recht", dann die Abhandlungen „Über die Zukunft des Deutschen Rechts" (Breslau 1847) und „Über das deutsche Volksthum in den Stammländern der preußischen Monarchie" (Breslau 1850). Unter seinen größern Arbeiten aus letzterer Zeit sind die Untersuchungen „Über die germanischen Ansiedelungen in den Provinzen des römischen Westreichs" (Breslau 1844) und „Die deutschen Stadtrechte des Mittelalters" (Bd. 1 und 2, Breslau 1851—53) von besonderm Werth. Durch Herausgabe der letztern sollte der Anfang mit einer sehr wünschenswerthen kritischen Gesammtausgabe der Stadtrechte gemacht werden. Trotz seiner umfassenden literarischen und akademischen Thätigkeit fand er noch hinreichend Muße, sich an den Verhandlungen über die politischen und religiös-kirchlichen Fragen der Zeit,

theils in besondern Schriften, theils durch Beiträge zu Zeitungen und Journalen zu betheiligen. In G. haben die germanistischen Studien einen ihrer thätigsten Förderer verloren. Seine wissenschaftlichen Leistungen hatten ihm auch die Achtung des Auslandes erworben.

*Madrazo (Don José Madrazo y Agudo, genannt), einer der namhaftesten spanischen Maler, starb am 8. Mai 1859 zu Madrid. Am 22. April 1781 zu Santander geboren, bildete er sich auf der Akademie zu Madrid, dann zu Paris, namentlich unter David, und in Rom, wohin ihn seine Regierung sandte. Er lebte und wirkte in Rom eine Reihe von Jahren und wurde während dieser Zeit von Karl IV. zum Hofmaler ernannt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat übernahm er 1818 die Direction der Akademie von San-Fernando, später auch die des Museums zu Madrid. Im Jahre 1832 wählte ihn die Kunstakademie zu Dresden zu ihrem Ehrenmitgliede. M. hat den wohlthätigsten Einfluß auf die jüngere Künstlergeneration seines Vaterlandes geübt und zahlreiche Schüler gebildet. Zu letztern zählt auch sein Sohn, **Don Federigo M.**, der sich als Maler und Kunstschriftsteller ebenfalls einen geachteten Namen erwarb. Derselbe ist am 12. Febr. 1815 zu Rom geboren, bildete sich unter seinem Vater, dann zu Paris unter Winterhalter. Außer mehreren historischen Bildern hat er auch zahlreiche Porträts für die höhere spanische Aristokratie gemalt. Mit seinem Freunde und Schwager, dem Dichter und Schriftsteller Don Eugenio de Ochoa, begründete er 1835 zu Madrid ein Kunstblatt „El Artista". Auch ein zweiter Sohn José M.'s, **Don Luiz M.**, hat sich als talentvoller Maler bekannt gemacht.

*Metternich (Clemens Wenzel Lothar, Fürst von), ehemaliger k. k. österreichischer Haus-, Hof- und Staatskanzler, starb am 11. Juni 1859 zu Wien an Alterschwäche, nachdem er kurz vorher das sechsundachtzigste Lebensjahr erreicht hatte. Noch in seinen letzten Tagen erlebte er den abermaligen Bruch seiner ebenso gerühmten wie verrufenen Staatsweisheit, indem sich nicht nur das innere Regierungssystem, dessen Begründer er gewesen, sondern auch die Verträge, mit denen er ganz Italien umsponnen hatte, als unhaltbar und unheilvoll erwiesen. Der alte Staatskanzler soll in der Krisis von 1859 seinen Nachfolgern, den jetzigen österreichischen Staatslenkern, von der Schlichtung der italienischen Wirren auf einem Congresse abgerathen, dagegen die Aufrechthaltung und Vertheidigung seiner politischen Schöpfungen in Italien durch Waffengewalt empfohlen haben. In diesem Falle wäre er ins Grab gestiegen noch mit einem unmittelbarern Antheile an den Niederlagen von Magenta und Solferino. Fürst M. war dreimal vermählt: 1) seit 1795 mit der Prinzessin Marie Eleonore (gest. 1825), des Fürsten Ernst von Kaunitz-Rietberg Tochter; 2) seit 1827 mit Marie Antonie von Leykam (vor ihrer Vermählung zur Gräfin von Beilstein erhoben, gest. 1829); 3) seit 1831 mit Melanie Marie Antoinette, geb. Gräfin von Zichy-Ferraris (gest. 1854). Aus erster Ehe entsprangen zwei Töchter: Leontine, vermählt mit dem Grafen Sandor, und Hermine, Stiftsdame. Aus zweiter Ehe stammt: **Richard Clemens Joseph Lothar Hermann, Fürst von M.**, geb. am 7. Jan. 1829. Derselbe widmete sich der diplomatischen Laufbahn, war Gesandter am Hofe zu Dresden, wurde aber während des Krieges von 1859 nach Verona berufen, um beim Kaiser das Referat für auswärtige Angelegenheiten zu übernehmen. Er ist vermählt mit einer Tochter des Grafen Moritz Sandor. Aus dritter Ehe hinterließ der Staatskanzler: eine Prinzessin, Melanie, vermählt mit dem Grafen Zichy, und die Prinzen: Paul Clemens Lothar, geb. 1834, österreichischer Rittmeister, und Lothar Stephan August Clemens Maria, geb. 1837.

Nägelsbach (Karl Friedrich), verdienter Philolog und Schulmann, starb am 21. April 1859 zu Erlangen. Er wurde 1806 zu Wöhrd bei Nürnberg geboren, wo sein Vater als preußischer Justizamtmann angestellt war. Auf den Gymnasien zu Baireuth und Ansbach vorgebildet, bezog N., obgleich erst 16 Jahre alt, 1822 die Universität Erlangen, um sich philologischen und theologischen Studien zu widmen. Hier war es namentlich Döderlein, der den Jüngling in das Verständniß der Sprachen und des Geistes der Alten einführte. Nachdem er seine Studien 1825 zu Berlin, wo Böckh und Hegel einen bleibenden Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung übten, vollendet hatte, wandte er sich dem Lehrfach zu und ward von C. L. Roth, einem der besten Schulmänner Deutschlands, an das nürnberger Gymnasium berufen. Anfangs nur interimistisch für die Oberklasse angestellt, erfolgte schon 1827 seine Ernennung zum Professor für die erste Gymnasialklasse. N. bildete sich unter Roth's Leitung zum tüchtigen Schulmanne aus und wirkte auf diesem Felde mit Erfolg, bis er 1842 einen Ruf als ordentlicher Professor der classischen Philologie nach Erlangen erhielt. Auch als akademischer Lehrer wie als Director des philologischen Seminars daselbst entwickelte er eine ausgezeichnete Thätigkeit. Als Schriftsteller machte sich N. besonders durch drei Werke auf das vortheilhafteste bekannt. Das erste derselben, „Die Anmerkungen zur Ilias" (Nürnberg 1835, zweite Auflage, 1850), die sich über das erste und den größten Theil des zweiten Buchs, in der zweiten Ausarbeitung aber auf die drei ersten Bücher dieser Epopöe erstrecken, bilden eins der trefflichsten Hülfsmittel für das Verständniß der Homerischen Gedichte. Als gründlichen Kenner des lateinischen Stils zeigte er sich in seiner „Lateinischen Stilistik für Deutsche" (Nürnberg 1846; dritte Auflage, 1858), denen für die Zwecke des höhern Gymnasialunterrichts bereits die „Übungen des lateinischen Stils" (Heft 1, Nürnberg 1838; vierte Auflage, Leipzig 1858; Heft 2, 1839; dritte Auflage, Leipzig 1858; Heft 3, 1838; dritte Auflage, 1852) vorangegangen waren. Ein ganz besonderes Verdienst um das Verständniß des hellenischen Alterthums hat sich N. durch seine religionsgeschichtlichen Forschungen erworben, welche weniger der mythologischen Seite der antiken Religionen gelten, als vielmehr die theologische Grundlage derselben sowie das Verhältniß der antiken Welt zur christlichen Offenbarung erörtern. Seine beiden Hauptwerke in dieser Beziehung sind „Die Homerische Theologie" (Nürnberg 1840) und „Die nachhomerische Theologie" (Nürnberg 1857). Außer diesen umfassendern Arbeiten veröffentlichte N. noch eine Anzahl Untersuchungen, die meist als akademische Gelegenheitsschriften oder in den Abhandlungen der münchener Akademie, deren Mitglied er war, erschienen sind. Unter denselben finden sich unter anderm schätzbare Beiträge zum Verständniß und der Erklärung des Äschylus. N. war Ritter des St.-Michaelsordens erster Klasse, sowie Ritter des Verdienstordens der bairischen Krone und deshalb zur Führung des Adelstitels berechtigt.

Orbigny (Alcide d'), einer der namhaftesten französischen Reisenden und Naturforscher, ist der Sohn eines Marinewundarztes und wurde 1803 in der Seestadt Larochelle geboren. Durch den Vater, einen wissenschaftlich gebildeten Mann, ward O. frühzeitig auf dem Gebiete der Naturgeschichte einheimisch gemacht, und durch die Nähe des Meeres namentlich auf das Studium von dessen Producten hingelenkt. Bereits 1824 konnte er der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Denkschrift über die mikroskopische Thierklasse der Foraminiferen vorlegen, welche bei den Autoritäten des Fachs Anerkennung fand. O. erhielt jetzt den willkommenen Auftrag, Südamerika für das naturhistorische Museum zu bereisen. Er verließ wohlausgerüstet im Jahre 1826 Frankreich, ging zuerst nach Brasilien, wandte sich hierauf nach Uruguay und widmete dann 14 Monate der Erforschung des Parana und seiner Zuflüsse. Von Buenos-Ayres aus untersuchte er im Auftrage der dortigen Regierung die Pampas mit Rücksicht auf deren Anbaufähigkeit. Sodann wandte er sich nach dem bis dahin in naturwissenschaftlicher und ethnographischer Beziehung kaum bekannten nördlichen Patagonien, auf dessen Erforschung er von der Station Carmen aus acht Monate verwandte. Von dort aus begab sich O. nach Montevideo, schiffte sich daselbst nach Chili ein und nahm dann auf längere Zeit seinen Aufenthalt in der neubegründeten Republik Bolivia. Um die allseitige Erforschung dieses reichen Landes, seiner Producte und Bewohner, hat er sich die größten Verdienste erworben. Nachdem er hierauf noch Peru besucht, begab er sich von Lima aus auf die Rückreise nach Europa, und betrat im Jahre 1833 wieder den französischen Boden. Die reichen Sammlungen, die er mit sich führte, umfaßten an 160 Säugethiere, 800 Vögel, 300 Reptilien und Fische, 900 Mollusken und Zoophyten, 5000 Arten von Insekten und Crustaceen, 3000 Pflanzen und einen Schatz von Material für die Geologie und Paläontologie. Bald nach O.'s Rückkehr ward auf Antrag der Akademie der Wissenschaften die Veröffentlichung der Beschreibung seiner Reisen von der Regierung angeordnet und seitdem mit Hülfe einiger andern Gelehrten auch zu Ende geführt. Sein Reisewerk, „Voyage dans l'Amérique méridionale", welches 1835—49 in sieben starken Quartbänden mit 415 Kupfern, 18 Karten und 2 Atlanten erschien, zählt zu den wichtigsten Quellen für die Kenntniß der von ihm bereisten Länder Südamerikas. Eine Abtheilung desselben bildet auch die inhaltreiche Arbeit „L'homme américain; considéré sous les rapports physiologiques et moraux", die auch besonders (2 Bde., Strasburg 1840) erschien. Unter mehreren andern Schriften O.'s, welche als Früchte seiner Reise zu betrachten sind, dürfte besonders noch die unvollendet gebliebene „Descripcion geografica, historica y statistica di Bolivia" (Bd. 1, mit Atlas, Paris 1846) hervorzuheben sein. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich O. um die Geologie, namentlich aber die Paläontologie erworben, und er gilt als eine der bedeutendsten Autoritäten für die letztere Disciplin. Seine Aufmerksamkeit wendete er hauptsächlich den Versteinerungen der niedern Thierklassen zu und war, da eine umfassendere geologische Sammlung derselben in Frankreich noch nicht bestand, zunächst darauf bedacht, eine solche zusammenzubringen. Nur den rastlosen Bemühungen O.'s haben die französischen Geologen die mehr als hunderttausend Stücke zählende Sammlung von Versteinerungen zu verdanken, welche jetzt im Naturhistorischen Museum aufgestellt und im Laufe des Jahres 1859 dem Zutritte des Publikums eröffnet werden wird. Die Ergebnisse seiner paläontologischen Forschungen hat O. in vier großen Werken niedergelegt. Zuerst begann er, mit Beschränkung auf sein Vaterland, die „Paléontologie française", von welcher seit 1836 bereits gegen 400 Lieferungen mit reichen lithographischen Abbildungen erschienen sind. Dieser folgten die „Paléontologie universelle" und die „Mollusques vivants et fossiles" (1846), zwei Werke, welche die Kräfte eines einzelnen übersteigen und daher aufgegeben werden mußten. Doch veröffentlichte er noch den „Prodrome de paléontologie" (3 Bde., Paris 1858), in welchem er 18000 Arten, wenn auch nicht beschreibt, so doch wenigstens verzeichnet. Seine Ansichten über die Bildungsgeschichte der Erdrinde hat er in dem „Cours de paléontologie élémentaire" ausgesprochen. O. ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften, sowie eins der thätigsten Mitglieder der Geologischen Gesellschaft in Paris.

Oskar, König von Schweden und Norwegen seit 1844, geboren zu Paris am 4. Juli 1799, war der Sohn des französischen Marschalls Bernadotte, der 1810 zum Kronprinzen von Schweden erhoben wurde und als solcher 1818 Karl XIII. auf dem Throne folgte. Als Bernadotte 1810 nach Schweden kam, ward sein Sohn O. Joseph Franz zum Herzog von Südermanland ernannt und ihm Graf Cederström und der Professor Taunström zu Lehrern gegeben. Seine Erziehung wurde gut geleitet, und seine Ausbildung, die er auf der Universität zu Upsala erlangte, war ebenso gründlich als vielseitig. Prinz O. interessirte sich besonders für Rechts- und Staatswissenschaft, Kriegskunst, Poesie und Musik und wurde auch frühzeitig durch seinen Vater zur Erledigung von Civil- und Militärsachen verwendet. Im Jahre 1824 wirkte er als Vicekönig von Norwegen, und 1828 führte er während einer längern Krankheit seines Vaters die Regentschaft. Als Mann von gelehrter Bildung trat er selbst als Schriftsteller auf und schrieb unter anderm über Volkserziehung sowie „Über Strafe und Strafanstalten" (Stockholm 1841; deutsch von A. Treskow, mit Einleitung von N. H. Julius, Leipzig 1841). Auf größern Reisen durch Dänemark, Deutschland, die Schweiz, Italien, Rußland suchte er die Zustände anderer Staaten und Völker kennen zu lernen. Nachdem Kronprinz O. nach dem Tode seines Vaters am 8. März 1844 den Thron bestiegen, suchte er die zum Theil veraltete Verfassung und Gesetzgebung Schwedens einer Reform zu unterwerfen. Obgleich er eine Umgestaltung der Criminalgesetzgebung sowie des Erbrechts, die Lüftung des Zunftzwangs, die Verbesserung der Wehrkräfte des Landes und den Bau von Eisenbahnen durchsetzte, so scheiterten doch seine Absichten zum größern Theil an den weit auseinander gehenden Richtungen und Interessen der verschiedenen Elemente des schwedischen Staatskörpers. Den auswärtigen Verwickelungen gegenüber bewahrte König O. eine große Zurückhaltung, sodaß selbst das 1848 mit Dänemark geschlossene Bündniß zu keinem wirklichen Resultat führte. Auch während des Orientalischen Kriegs hat Schweden, trotz des Andringens von verschiedenen Seiten her, seine neutrale Stellung nicht verlassen. Schon 1853 hatte König O. eine sehr schwere Krankheit zu überstehen, die für mehrere Monate eine Regierungscommission nöthig machte; dieselbe wiederholte sich nach einigen Jahren, sodaß am 11. Sept.

1857 sein ältester Sohn, der Kronprinz, die Verwaltung Schwedens übernehmen mußte. Nach langem Leiden starb König O. am 8. Juli 1859. Noch als Kronprinz hatte er sich am 19. Juni 1823 mit Josephine, einer Tochter des Herzogs von Leuchtenberg (geb. am 14. März 1807), vermählt. Aus dieser Ehe stammen drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Karl Ludwig Eugen, Herzog von Schonen (geb. am 3. Mai 1826), bestieg nach des Vaters Tode als Karl XV. den Thron. Aus seiner Ehe mit Prinzessin Luise von Oranien (geb. am 5. Aug. 1828) ist bisjetzt nur eine Tochter entsprungen.

* **Quandt** (Johann Gottlob von), bekannt als Kunstfreund und Kunstschriftsteller, starb am 18. Juni 1859 auf seinem Gute Dittersbach bei Stolpen in Sachsen. Als Sohn eines sehr bemittelten Kaufmanns am 9. April 1787 zu Leipzig geboren, hatte er sich ebenfalls dem Handelsstande bestimmt, fühlte sich aber bald zur Kunst hingezogen, der er sich auch ausschließlich zuwandte. Namentlich war es die Malerei, die er aufs gründlichste studirte und auch selbst praktisch übte. Nachdem er zwei größere Kunstreisen durch Italien unternommen, ließ er sich zu Dresden nieder, lebte aber zum Theil auf seinen Gütern. Q.'s Galerie, welche in seinem Hause in der Klostergasse zu Dresden aufgestellt war, zierten mehrere sehr bedeutende Gemälde. Während der Zeit, die er in der Residenz verlebte, war um ihn stets ein Kreis von Künstlern und Kunstfreunden versammelt, unter denen sein Urtheil gern gehört wurde. Unter Q.'s literarischen Arbeiten sind seine Beiträge zur Kunstgeschichte von Werth. Zu nennen sind insbesondere: der Entwurf zu einer „Geschichte der Kupferstecherkunst" (Leipzig 1826) und die Übersetzung von Lanzi's „Geschichte der Malerei in Italien" (3 Bde., Leipzig 1833—34). Zu seinen letzten Schriften gehören: „Verzeichniß meiner Kupferstichsammlung" (Leipzig 1853) und „Der Begleiter durch die Gemäldesäle des königlichen Museums zu Dresden" (zweite Auflage, Dresden 1856).

* **Schönburg-Waldenburg** (Otto Victor, Fürst von), starb nach mehrwöchentlichen Leiden am 16. Febr. 1859 zu Leipzig. Er war der zweite Sohn des 1790 von Kaiser Leopold II. in den Reichsfürstenstand erhobenen Grafen Otto Karl Friedrich von Schönburg-Waldenburg aus dessen Ehe mit Henriette Eleonore, Gräfin von Reuß-Köstritz, und wurde am 1. März 1785 auf Schloß Waldenburg geboren. Durch eine gute Erziehung vorbereitet, widmete er sich 1802—5 auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen besonders juristischen Studien, und unternahm dann eine größere Reise durch Deutschland und die Schweiz. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Österreich und Frankreich trat er 1805 als Oberlieutenant in die österreichische Armee und wohnte der Katastrophe bei Ulm bei. Infolge des Beitritts Sachsens zum Rheinbunde mußte er 1808 aus der österreichischen Armee scheiden. Die folgenden Jahre benutzte er, um sich mit den Regierungsgeschäften seines Hauses vertraut zu machen. Im November 1813 trat Fürst Otto Victor in die sächsische Armee ein, ging als Escadronchef unter Herzog Karl August von Sachsen-Weimar nach den Niederlanden und machte das Gefecht bei Courtray mit. Im Feldzuge von 1815 kämpfte er als preußischer Oberst im Generalstabe Blücher's und erhielt bei Waterloo eine nie wieder völlig geheilte Verwundung am rechten Fuße. Nachdem Frieden blieb er in preußischen Diensten bis 1817, wo er als Generalmajor den Abschied nahm. Seitdem lebte der Fürst der Verwaltung seiner Besitzungen. Die Rechte seines Hauses wußte er nicht blos auf dem Wiener Congresse, sondern auch der sächsischen Regierung gegenüber mit Erfolg zu vertreten, wenn er auch in dem sogenannten Erläuterungsrecesse von 1835 sowie infolge der neuern sächsischen Gesetzgebung seit 1848 theilweise Abänderungen der ältern Verträge nicht ablehnen konnte. Fürst Otto Victor, der seinem Vater bereits am 29. Jan. 1800 succedirte, vermählte sich am 11. April 1817 mit der Prinzessin Thekla, geb. am 23. Febr. 1795, einer Tochter des Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt. Dieser Ehe entsprangen vier Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn und Nachfolger ist Fürst **Otto Friedrich von S.**, geb. am 22. Oct. 1819, seit dem 22. April 1855 vermählt mit Pamela, geb. Freiin Labunska. Der verstorbene Fürst stand im Rufe eines zwar allzu verschlossenen und strengen, aber auch frommen und mildthätigen Mannes. Mehrere wohlthätige Institute, wie unter anderm eine Bildungsanstalt für Erzieherinnen in Callnberg, verdanken ihm ihren Ursprung.

* **Sprengel** (Karl), einer der namhaftesten deutschen Landwirthe und Lehrer der Landwirthschaft, starb am 19. April 1859 zu Regenwalde im preußischen Regierungsbezirk Stettin. Im Jahre 1787 zu Schillerslage bei Hannover geboren, bildete er sich zu Celle und Möglin unter Thaer, dann als Verwalter in Sachsen und Schlesien, sowie seit 1817 auf Reisen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und der Schweiz zum praktischen Ökonomen. Erst 1821—24 studirte er zu Göttingen Naturwissenschaften und habilitirte sich daselbst auch später 1830 für Ökonomie und Chemie. Seit 1831 wirkte er als Professor der Landwirthschaft am Carolinum zu Braunschweig, bis er 1839 als Generalsecretär der Ökonomischen Gesellschaft nach Pommern ging, wo er zu Regenwalde seinen Wohnsitz nahm. Er begründete hier eine landwirthschaftliche Akademie, der er bis zu seinem Tode vorstand. S. hat die Entwickelung der Landwirthschaft durch die Anwendung der Chemie auf Bodenkunde und Düngerlehre sehr gefördert, und sich auch durch Erfindung landwirthschaftlicher Maschinen und Ackergeräthe Verdienste erworben. Außer seinen Lehrbüchern über die Chemie, die Bodenkunde, die Düngerlehre, die Urbarmachung veröffentlichte er „Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen und speciellen Pflanzencultur" (2 Bde., Leipzig 1847—50). Seit 1844 redigirte S. die „Allgemeine landwirthschaftliche Monatsschrift", welche 1852 ihren Titel in „Landwirthschaftliche Monatsschrift" abänderte, und seit 1857 von Birner, dem Nachfolger S.'s im Generalsecretariat, geleitet wird.

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858.*)

Zweiter Abschnitt.

Der Verlauf der Krisis in Europa.

Die Krisis in England.

Etwa in der zweiten Woche des September 1857 traf in England die Nachricht von der Suspension der Ohio life and trust company nebst Berichten über die größern Schwierigkeiten vom neuyorker Geldmarkt ein. Diese Nachricht wirkte zunächst ein wenig störend auf den londoner Geldmarkt, weil man daselbst den bedeutenden Betrag der innerhalb Englands in amerikanischen Fonds angelegten Gelder kannte — etwa 80 Mill. Pf. St., wie ein Parlamentsbericht erwähnt — und weil die eben erst von der Ostindischen Compagnie abgeschlossene Anleihe und die sonstigen Bedürfnisse des damals noch nicht entschiedenen Kampfes in Ostindien diesem Markte Gelder entzogen hatten oder zu entziehen drohten.

Die Besorgniß war indessen keine große und keine weitgehende, und der Waarenmarkt ward höchstens in nordamerikanischen Stapelartikeln, wie namentlich Baumwolle, davon berührt. Darin stimmten alle Organe, vom Gouverneur der Englischen Bank bis zu der „Times" und dem „Economist" überein, daß die Verkehrszustände Englands im allgemeinen „gesund" seien und zu keinerlei Befürchtungen Anlaß gäben. Höchstens, daß man mit einiger Unruhe der Entwickelung entgegensah, die gerade jetzt auf dem europäischen Continent begonnen hatte, wo die Ernüchterung aus dem Rausche der Crédit-mobiliers mit Riesenschritten vor sich ging. Hiervon besonders fürchtete man in jener Zeit einige störende Rückwirkungen auf den englischen Verkehr.

Man weiß nun, wie ganz anders und diesen Voraussetzungen entgegen sich alles gestaltete, und darf daher wol die Ursache dieser Selbsttäuschung in unrichtigen aber ziemlich allgemein verbreiteten Anschauungen zu suchen berechtigt sein. Wir werden später erkennen, wie auch hier, wie anderwärts, der Grund der Täuschung vorzugsweise darin lag, daß man statt der wirkenden Kräfte nur die äußere Erscheinung zu erfassen beflissen war. Zunächst jedoch haben wir die Verkehrszustände Englands beim Ausbruch der Krisis, soweit sie hierher gehören, näher zu prüfen.

England ist, wie schon im ersten Abschnitt unserer Darstellung entwickelt worden, der Centralpunkt des Welthandels, wo alle bedeutendern Fäden desselben zusammenkommen. Es kann auf keinem Theile der bewohnten Erde eine tiefer eingreifende Begebenheit, sei sie politischer oder wirthschaftlicher Natur, geschehen, ohne daß der englische Verkehr, namentlich der englische Geldmarkt, in irgendeiner Weise davon berührt wird. Einerseits von dem Umfange und der Stärke der Beziehungen Englands zu dem bestimmten Lande, das von einer größern Veränderung betroffen ist, und andererseits von den gleichzeitigen innern wirthschaftlichen Zuständen Englands wird es jedesmal abhängen, wie weit England selbst an solchen fremden Ereignissen, Zuständen oder Krisen theilnimmt.

Die Beziehungen Englands zu den nordamerikanischen Freistaaten nun sind im allgemeinen zu bekannt, um hier einer weitläufigen Schilderung zu bedürfen. Stamm- und Spracheinheit, wenn auch auf amerikanischer Seite immermehr durch fremde Einwanderungen getrübt, Gemeinsamkeit der Literatur und der meisten gesellschaftlichen und religiösen Anschauungen, ferner eine, trotz der äußern Trennung, noch nicht aufgehobene Gemeinsamkeit in der innern Rechtsentwickelung, und endlich der beiden Völkern innewohnende Zug nach abenteuernder Ausdehnung, der sich unter der Gunst der modernen Zeitverhältnisse zu jenem vielfach bewunderten riesigen Handelsunternehmungsgeiste entwickelte — hat die Bewohner der beiden Gestade des Atlantischen Meeres zu so innigen und reichen wirthschaftlichen Beziehungen geführt, wie zwei Länder unter verschiedener Regierung und Verwaltung sie gar nicht enger haben können. Gewiß ist auch die geographische Lage der beiden Staaten außerordentlich geeignet, dieses Band

*) Der erste Abschnitt dieser Abhandlung, welcher die Ursachen der Krisis und ihren Verlauf in Nordamerika erörtert, ist S. 145—172 dieses dritten Bandes enthalten. D. Red.

immer noch fester zu schließen. Am Gestade des Atlantischen Meeres nach Westen und nach Osten am weitesten vorgeschoben, treffen sie selbst im Stillen Meer durch Colonialgründungen aneinander. Man kann die Ausbreitung des Wachsthums der Vereinigten Staaten als ein Mittel zum commerziellen Fortschritt für England, und die Ausdehnung des englischen Colonialbesitzes als einen Vortheil für die Vereinigten Staaten bezeichnen, da hier wie dort das gemeinsame anglosächsische Element weiter vor- und zusammenrückt.

Darum schon mußte die nordamerikanische Handelserschütterung nirgends so tief gefühlt werden als in England. Es traten aber dazu, wie bereits angedeutet, noch andere, in den innern Zuständen des britischen Verkehrs liegende Ursachen, welche die Wirksamkeit der nordamerikanischen Krisis noch bedeutend verstärkten.

Wenn man die Eigenthümlichkeiten des britischen Verkehrs in Betracht ziehen will, so muß man vor allem Schottland und das eigentliche England voneinander unterscheiden. Schottland hat sein besonderes, wenn auch vielfach vom englischen beeinflußtes Rechtsleben und innerhalb desselben seinen Handels- und Geldverkehr in seiner Weise ausgebildet. Was man das schottische Banksystem nennt, ist nicht etwa eine Erfindung schottischer Bankunternehmer, es ist vielmehr nur der Ausfluß schottischer Rechts- und Geschäftsgewohnheiten seit etwa anderthalb Jahrhunderten. Daher auch die Freiheit und die große Natürlichkeit des schottischen Bankwesens, und hinsichtlich der Zweckmäßigkeit mag die eine Bemerkung genügen, daß in jenem großen Zeitraume dem Publikum durch die schottischen Banken kaum eine einzige nennenswerthe Beschädigung zugefügt worden ist.

Das schottische Bankwesen beruht in seinen Grundzügen auf viel Papiergeld und wenig Baarmitteln, viel persönlichem und wenig sachlichem Credit, also auf dem Gegensatze von dem, was man in England und auf dem Continent „solid" nennt. Die Haltbarkeit des Systems muß daher von andern Voraussetzungen als in England und auf dem Continent ausgehen, und in der That ist die innere Organisation der schottischen Banken und ihre Stellung zueinander hierbei das eigentlich Entscheidende — Punkte, die namentlich auf dem Continent ziemlich als Nebensache behandelt werden. In Schottland ist (mindestens war es bis zum Jahre 1845, wo Peel'sche Bankorganisationen auch nach Schottland vordrangen) die Ausgabe von Papiergeld eine kraft gemeinen Rechts jedermann zustehende Befugniß geblieben: es stand kein Hinderniß im Wege, jederzeit fällige Anweisuugen auf sich selbst (dies die ursprüngliche und noch heute innerlich richtige Form des Papiergeldes) statt Wechsel auf Sicht oder nach Dato auszugeben. Merkwürdig ist nur, wie in der schottischen Bevölkerung so früh die Erkenntniß heranreifte, daß mit diesem Papiergelde der Zweck des innern Geldverkehrs vollständig erreicht werden könnte. Der auswärtige Handel Schottlands war damals noch sehr schwach, und darin wie in dem Mangel an flüssigen Kapitalien bei sich entwickelnder innern Blüte muß wol die Ursache für die rasche Aufnahme des Papiergeldes im Verkehr gefunden werden. Man kann heute noch ganz ähnliche Erfahrungen in den amerikanischen Hinterwäldern machen. Die schottischen Banken legten Filiale an, wo immer ein größeres Geldbedürfniß sich kund gab, so namentlich auch auf dem platten Lande. Sie verstanden es auch schon sehr früh, sich als wirkliche Sparbanken geltend zu machen. Bis auf den heutigen Tag geschah und geschieht es, daß sie Beträge jeder Art, groß und klein, zu jeder Zeit entgegennehmen, verzinsen und sofort auf Verlangen zurückzahlen. Ihre Creditgewährungen beruhen auf der Eröffnung von jederzeit kündbaren Creditcontos bis zu einem gewissen Belaufe, mit oder ohne Bürgschaft. Bedingung für die andere Seite ist nur die sofortige Einlieferung der im laufenden Geschäfte eingegangenen Gelder, in größern oder kleinern Summen. Hierdurch werden die Kunden der Banken controlirt, während die Banken selbst untereinander eine genügende Controle dadurch ausüben können, daß sie allwöchentlich zweimal in Edinburg das bei jeder einzelnen Bank eingegangene Papiergeld gegenseitig austauschen. Mit einiger Aufmerksamkeit müssen die Banken dabei die etwaigen Übertreibungen der einzelnen unter ihnen in Papiergeldausgabe, Creditgewährungen und Geschäftsoperationen bald erkennen.

Jedenfalls hat sich Hand in Hand mit diesen Bankeinrichtungen jener bekannte nüchterne, fleißige und arbeitsame Sinn der Schotten herausgebildet, wobei allerdings nicht ohne weiteres anzugeben ist, was immer die Ursache oder die Wirkung gewesen. Kein Bankwesen gibt es, das so innig mit den Gewohnheiten und den Bedürfnissen einer Nation verwachsen ist, sich durch alle Verkehrskreise hindurchzieht, wie das schottische.

Unter den schottischen Städten ist es namentlich Glasgow, welches altgewohnte Handelsverbindungen nach Amerika und namentlich nach den Vereinigten Staaten besitzt. Im Handel

mit Canada, wo sich noch compacte eingewanderte schottische Bevölkerungen finden, nimmt Glasgow sogar eine hervorragende Rolle ein. Überhaupt sind seine Verbindungen mit Amerika so bedeutend, daß es seit einigen Jahren eine eigene Dampfschifflinie unterhalten kann.

Über die Verbindungen des südlich von Schottland belegenen Theils von Großbritannien, des nördlichen England, mit Nordamerika brauchen wir bei allbekannten Thatsachen nicht erst weitläufig zu sprechen. Die englischen Manufacturdistricte sind durch die Fabrikation von Baumwollenwaaren wesentlich auf ihren jetzigen Standpunkt gebracht worden; wer aber abhängiger voneinander ist, England von der amerikanischen Baumwolle, oder die Staaten, die sie produciren, vom englischen Absatz, dürfte schwer zu entscheiden sein. Jede commerzielle Verbindung bedingt nothwendig gegenseitige Abhängigkeit.

Der Verkehr der englischen Manufacturdistricte wird theils durch Lokalbanken, theils durch Verbindungen mit londoner Bankiers oder auch direct durch die Englische Bank vermittelt, welche jetzt ein Zweiginstitut in Manchester besitzt. Ziemlich allgemein hat sich in England die Einrichtung der Zahlungen durch Checks eingebürgert, Anweisungen, die man auf seinen Bankier zieht. Man ist dadurch der Nothwendigkeit überhoben, selbst vorräthiges Geld im Hause zu halten, das man vielmehr dem Bankier zu geschäftlichen Zwecken zur Disposition stellt, und die Checks können bis zu einem gewissen Grade als Geld cursiren. Die englische Gesetzgebung enthält über den Verkehr mit Checks sehr eigenthümliche, den Verkehr und die Rechtssicherheit schützende Bestimmungen.

In wie hohem Grade auch das Gedeihen der englischen Manufacturdistricte einflußreich und wichtig für Englands Wohlfahrt ist, so haben doch die dort vorgekommenen Arbeitsstörungen aller Art zwar regelmäßig Verkehrsübel und sociale Schäden aufgedeckt, aber trotzdem sind von den Manufacturdistricten keine weitgreifenden Handelskrisen ausgegangen — ein sicherer Beweis, daß der Gesammtschwerpunkt des englischen Verkehrs anderswo liegt. Er liegt in London, dem Mittelpunkt alles Geldverkehrs. Kein anderer Verkehrszweig ist so empfindlich und keiner kann selbst nur momentane Störungen so wenig vertragen wie dieser. London ist aber auch im Besitze eines der kunstvollsten Geldinstitute, der Englischen Bank, die natürlich in der Handelskrisis eine bedeutende Rolle spielen mußte.

Einer der merkwürdigsten Züge in der Geschichte der Englischen Bank — und darin ist sie leider für fast alle andern Banken das Muster gewesen — bestand und besteht noch in dem Anspruche, nicht daß sie sich dem Geldverkehre, sondern daß dieser sich ihr anschmiegen solle. Deshalb ward schon frühzeitig 65 (englische) Meilen um London herum keine Noten ausgebende Bank von mehr als sechs Theilhabern gestattet, mit andern Worten, keine eigentliche Actienbank, also der Zusammenhang des Geldverkehrs zwischen London und dem Lande gewaltsam gestört. Denn weil nun in London sich keine kräftige Privatbank bilden konnte, an welche die Landbanken sich anzuschließen um so mehr eine natürliche Neigung gehabt hätten, weil ihnen die Mittel fehlten, mit der großen Englischen Bank in Verbindung zu treten, so blieb ein großer Theil dieser zum Theil ganz schwachen Landbanken außer jeder regelmäßigen Verbindung mit diesem Mittelpunkte des englischen Geldverkehrs. Andererseits schrieb sich die privilegirte Englische Bank schon frühzeitig die Befugniß und die Pflicht zu, auf den Handel und den Geldverkehr hemmend oder befördernd einzuwirken, je nach der Einsicht der Directoren. In dem Wahne, der Handel bedürfe unter allen Umständen eines niedrigen Disconto (Zinsfuß für Wechsel), selbst dann, wenn offenbar Handels- und Creditübertreibungen stattgefunden hatten, sind durch die Englische Bank mehrfach Krisen in England befördert, wenn nicht gar herbeigerufen worden. Es ist überhaupt einer der wichtigsten und doch so wenig beachteten Punkte im Geldwesen, daß auch Bankdirectionen mitten in den Irrthümern und Fehlschlüssen ihrer Zeit stehen, und keineswegs blos das Heilsame, sondern auch das Schädliche befördern können. Die Sache ist einfach genug, aber man geht freilich gern darüber hinweg.

Durch die hervorragende Stellung, welche die Englische Bank schon seit so langer Zeit eingenommen, haben natürlich ihre Geld- und Creditoperationen eine ganz besondere Bedeutung für England erhalten. Als im Beginn des französischen Kriegs eine Ausleerung der Baarvorräthe der Bank befürchtet und daher deren Noten ein gesetzlicher Werth beigelegt wurde, gerieth England für einen länger als zwanzigjährigen Zeitraum in den Papiergeld-Zwangscurs hinein, der wiederum 1819 nur durch große Erschütterungen beseitigt werden konnte. Aber die Bank wirkte noch in ganz anderer Weise auf den Verkehr ein als durch die Ausgabe von Banknoten, obgleich man von jeher, namentlich in England, auf diese das Hauptaugenmerk rich-

tete. Zuerst durch die Bestimmung des Disconto für beste Wechsel. Da die größten Geld- und Wechseloperationen des Landes durch die Bank gehen mußten, so mußte im ganzen Geld- und Wechselverkehr ihr Discontosatz gefühlt werden.

Die Bedeutung des Disconto für den Handel liegt aber darin, daß seine Höhe den Betrag und die Möglichkeit kaufmännischen Gewinns bezeichnet. Keinem Kaufmann fällt es ein, mehr als die allernothwendigsten Baarmittel bereit zu halten, und nur der kleine Verkehr sammelt Gelder zu irgendeiner demnächst bevorstehenden Zahlung auf. Im großen Verkehr bedient man sich, wie wir schon im ersten Abschnitt unserer Darstellung aufgewiesen haben, des Wechsels zur Ausgleichung der Zahlungen. Natürlich spielt der Wechsel auch im innern Verkehr, und insbesondere in England, eine sehr bedeutende Rolle. Die Zahlungen zwischen den einzelnen Plätzen eines Landes oder auch zwischen den einzelnen Kaufleuten desselben Platzes werden sehr oft durch Wechsel abgemacht. Ist also der Disconto niedrig, d. h. wird beim Verkauf des Wechsels gegen baares Geld nur ein niedriger Zins abgezogen, so wird an jedem einzelnen Geschäft um so viel mehr gewonnen werden können, oder man wird Geschäfte machen können, die überall noch einen Gewinn abwerfen. Je höher der Disconto, um desto geringer der Geschäftsgewinn, wenn überhaupt noch einer zu machen ist. Man wird jedoch nicht außer Acht lassen dürfen, daß das, was die Börsen als Disconto bezeichnen, nur für die allerbesten Wechsel, d. h. für Wechsel mit den creditwürdigsten Unterschriften gilt. Je weiter ein Wechsel von dieser Kategorie entfernt ist, um so weiter geht sein Discontosatz über den normalen hinaus, und zwar ist die Steigerung keine blos arithmetische. Denn sowie der Curs die Verhältnisse des auswärtigen, so bezeichnet der Disconto die des inländischen Geldmarktes. Je größer der Begehr nach Geld für die Bankiers oder die Banken ist, sei es infolge von Anleihen, oder um nach außen zu zahlen, oder weil das Inland zu starke kaufmännische Unternehmungen begonnen, um so mehr steigt natürlich auch der Begehr bei andern Geschäftsleuten, steigt also auch der Disconto. Auch werden in der Regel Curs und Disconto gegenseitigen Einfluß aufeinander ausüben. Ein hoher Disconto, der also im allgemeinen eine verminderte Geschäftsthätigkeit, jedenfalls aber einen verminderten Geschäftsgewinn anzeigt, wird die Gefahren dessen, der Geld für Wechsel hergibt, um so höher stellen, je weiter der Wechsel von den sogenannten „guten" entfernt ist, und diese vermehrte Gefahr drückt sich wiederum durch einen entsprechend höhern, dem Disconto hinzugefügten Procentsatz, gewissermaßen eine Versicherungsprämie, aus.

Es wäre aber ein Irrthum, wollte man annehmen, daß ein niedriger Disconto stets eine gute Geschäftszeit andeute, und doch ist dieser Irrthum gerade für die Englische Bank mehrfach verhängnißvoll geworden. Sie hat wiederholt eine gute Geschäftszeit für England dadurch gewissermaßen erzwingen wollen, daß sie den Disconto für von ihr angekaufte Wechsel recht niedrig stellte. Sie hat das namentlich wiederholt in Zeiten gethan, in denen durch eine Geschäftsspannung der Begehr nach Geld ungewöhnlich groß geworden war, und wo es vielmehr darauf ankam, die Rückkehr zu einem gemäßigtern Geschäftsgange zu fördern. Durch den absichtlich zu niedrigen Disconto ward aber nur die Verwegenheit erhöht und die Geschäftskrisis vermehrt. Die Bankverwaltung hat das freilich oft unter einem gewissen moralischen Drucke gethan, weil man von ihr, der Inhaberin des großen Staatsprivilegiums, auch Unterstützung des Verkehrs forderte, und diese in schwierigen Zeiten nur darin sehen wollte, daß die Bank leichte Credit- und Geldgewährungen machte. Man glaubte, daß sich damit der Geschäftsdruck vermindern müßte, während doch der hohe Disconto nur als die Folge und nicht als die Ursache dieses Drucks anzusehen war.

In allen Fällen aber, wo die Englische Bank es unternahm, selbständig den Disconto zu regeln, anstatt sich dem im Verkehr gegebenen anzuschließen, hat sie natürlich störend auf den Geld- und Geschäftsverkehr einwirken müssen. Hielt sie den Disconto niedriger, als die Privatbanken ihn gewähren konnten, so vermehrte sich zwar ihr Geschäftsumsatz auf Kosten dieser, soweit sie an billigerm Gelde nicht selbst profitirten; es ward aber zugleich dem Verkehr ein Zwang angethan, dessen nachtheilige Folgen nicht ausbleiben konnten. Es kam freilich dazu, daß auch in England der Zinsfuß noch bis zum Jahre 1846 auf 5 Proc. als gesetzliches Maximum festgesetzt war. Die Englische Bank konnte sich dieser gesetzlichen Nöthigung nicht entziehen, während die Privatbanken die Mittel und Wege zur Überschreitung des Gesetzes leicht genug zu finden vermochten.

An die Englische Bank lehnen sich eine ganze Reihe von Privat- und andern Banken, neuerdings namentlich viele sogenannte Discontobanken, Banken ohne Papiergeldausgabe,

deren hauptsächlichster Zweck Erleichterung des Geldumsatzes ist. Innerhalb der hierher gehörigen Kreise ist das System der Checks ganz allgemein, und gerade dieses hat die Wirkung, alles vorhandene Geld möglichst ununterbrochen im Verkehr zu halten, aber auch jede vorhandene Verkehrsstörung in die weitesten Kreise zu bringen. In wie hohem Grade man in England die Ausgleichung durch Baarmittel zu vermindern weiß, davon liefert das so oft beschriebene und so vielfach bewunderte clearing office den besten Beweis. Wir wollen nur bemerken, daß erst im Laufe dieses Jahrzehnds sämmtliche größere londoner Bankhäuser theil an dieser Einrichtung genommen haben, während sie früher nur der kleinern Zahl nutzbar war. Diese strengere Concentration des Geldgeschäfts und dieses übereifrige Ausgleichen der größten Geldbeträge durch die möglich kleinsten Restsummen muß natürlich zur Zeit der Krisis ein Element der Störung werden, da nunmehr jede kleinste Lücke in der Ausgleichung sich in alle geschäftsbefreundete Kreise und von da weiter und weiter ausbreitet.

Die letzte allgemeine Anordnung des englischen Geld- und Bankwesens ist vom Jahre 1844. Bei der Erneuerung der Bankcharter setzte Sir Robert Peel ein ganz neues System durch, als dessen geistiger Urheber ein Bankier Loyd, jetzt Lord Overstone, genannt wird. So gern wir es auch vermeiden möchten, uns an der über diese Bankbill bestehenden Polemik zu betheiligen, so läßt sich doch das Wesen derselben ohne kritische Bemerkungen nicht darstellen, und in der Krisis spielten die Bank und diese Bill eine zu eigenthümliche Rolle, als daß es gerathen wäre, diesen Betrachtungen ganz aus dem Wege zu gehen.

Die Peels-Acte von 1844 knüpft historisch an die englischen Traditionen über Papiergeld an. Die während der Kriege gegen Napoleon suspendirte Baareinlösung der Banknoten hatte natürlich im Verkehr ganz eigenthümliche Erscheinungen hervorgerufen, die man vielfach dem Verkehr mit Papiergelde ganz allgemein zuschrieb, ohne dabei die Wirkungen des bestehenden Zwangscurses für dasselbe zu veranschlagen. Denn die dem Papiergelde mangelnde Einlösbarkeit brachte, statt der einfachen und sichern Ausgleichung durch das natürliche internationale Austauschmittel, durch die edeln Metalle, die künstliche Berechnung nach den gegenseitigen Quantitäten der ausgetauschten Waaren oder der vorhandenen Wechsel zu Wege. Es war dies die nothwendige Folge, weil nunmehr nicht immer die Differenzen hin und her durch Gold oder Silber ausgeglichen werden konnten, und weil selbst die Ungewißheit über das Resultat im voraus die Austauschberechnung den verschiedenartigsten Chancen unterwarf. Über die Natur des Papiergeldes täuschte man sich dann noch mehr, als die Wiederherstellung der Baarzahlungen nicht ohne die Convulsionen abging, welche die Umkehr aus anormalen in normale Zustände stets herbeiführt. Man gewöhnte sich daran, bei allen spätern Krisen in der Ausgabe von Papiergeld durch die Englische Bank und durch Privatbanken eine Hauptveranlassung der Krisen mit zu finden, und die Peels-Acte hatte vornehmlich den Zweck, die bisher nach dieser Richtung beklagten Übelstände gründlich zu beseitigen, wobei zugleich, wie wir meinen, einige theoretische Misverständnisse mit unterliefen.

Die Quantität des Geldes, so lautete die erste Voraussetzung, helfe die Preise der Waaren bestimmen, insofern ein vermehrter Geldvorrath natürlich den Werth des Geldes selbst fallen mache, den der Waaren also erhöhe. Das ist ganz richtig, sobald man alles, was im Verkehr an Geld zu Zahlungsabmachungen verwandt wird, in Anschlag bringt, nicht aber, wenn man die Rechnung allein auf Metall- und Papiergeld, die nur zu einem geringsten Theile zu Zahlungsausgleichungen dienen, beschränkt. Und das ist im erstern Falle auch nur dann richtig, wenn die Vermehrung des Geldes nicht durch erhöhten Begehr und durch vermehrte Zahlungsfähigkeit der Consumenten ausgeglichen wird. Aber diese beiden Bedingungen zur Anwendbarkeit jenes Satzes wurden so gut wie übersehen, und es sollte durch die Peels-Acte eine Gleichmäßigkeit des Geldumlaufs erzielt werden, um von da auf die Waarenpreise zurückzuwirken. Ein zu irgendeiner Zeit zu groß gewordener Geldvorrath durch zu starke Papiergeldausgabe sollte die Waarenpreise steigen machen, die Einfuhr von außen also erhöhen und so einen natürlichen Geldabfluß herbeiführen. Das Erste ist, wie gesagt, nur als Ausnahme richtig, und das Zweite braucht es nicht zu sein, da der internationale Austausch noch von ganz andern Factoren mit abhängt, wie wir schon im ersten Abschnitt ausgeführt haben.

An diesen Gedanken knüpfte sich dann ein zweites Streben, das nämlich, einen aus Papier- und Metallgeld gemischten Geldumlauf auf der Höhe zu erhalten, die zu ebenderselben Zeit ein reines Metallgeld gehabt haben würde. Wir sind allerdings nicht im Stande, die Sache in einer concretern Form auszudrücken, eben weil wir den Gedanken an sich für unrichtig halten. Es ist nämlich wiederum nicht die Zahl, die entscheidet, sondern die Kraft. Wie in der physischen

Welt die Schnelligkeit der Bewegung die Wirkung der größern Kraft erzielt, so im Geldumlauf. Für alle Zwecke des Großhandels wird ein Papiergeldumlauf raschere Wirkungen erzielen als der reine Metallgeldumlauf, für die Zwecke des kleinern Verkehrs wegen ausgeschlossener Theilbarkeit des Papiers unter Umständen geringere. Die Substitution des Papiers für das Metall hebt also jenes angebahnte Ziel geradezu im voraus wieder auf.

Bekanntlich beruht die jetzige Einrichtung der Englischen Bank zunächst auf der Trennung des geschäftlichen von dem Papiergeld ausgebenden Departement. Dadurch soll verhütet werden, daß zu irgendeiner Zeit nach dem bloßen Ermessen der Bankdirection und nach vorübergehenden geschäftlichen Conjuncturen zu viel Papiergeld in Umlauf gesetzt werde. Der Ausgabe dieses letztern wurde dann die feste Schranke gesetzt, daß sie — gegen deponirte Staatspapiere — nicht 14 Mill. Pf. St. überschreiten dürfe, und darüber hinaus für nur so viel, als ein gleicher Betrag an Gold in die Bank gebracht sei. Auf 14 Millionen hatte nämlich Peel den durchschnittlichen Betrag an umlaufendem Papiergeld der Englischen Bank berechnet. Zugleich wurden alle Banken im Vereinigten Königreich auf einen bestimmten Durchschnitt ihrer bisherigen Papiergeldausgabe beschränkt, mit gewissen Heimfallsrechten derselben an die Englische Bank, und die Errichtung neuer Papiergeld ausgebenden Banken wurde untersagt. Auf diesem Wege glaubte man jenem vorgesteckten Ziele näher gekommen zu sein, wobei freilich hinsichtlich der Beschränkung des Papiergeldes der starke Umlauf von Checks und Postbills ganz übersehen wurde. Eine Beseitigung von Störungen im Handels- und Geldverkehr ist aber durch die Maßregeln nicht erreicht worden. Denn schon im Jahre 1847 mußte Peel selbst eine zeitweilige Suspension der Bankacte erleben, und die zweite erfolgte bei der nächsten Krisis im Jahre 1857. Gewiß muß es als Zeichen innerer Schwäche betrachtet werden, wenn Einrichtungen dieser Art in jedem ernsten Falle sich nicht als haltbar erweisen.

England hatte an dem commerziellen Aufschwunge der letzten Jahre einen sehr bedeutenden Antheil genommen. Ihm waren die Goldschätze aus aller Welt zugeflossen, seine Kapitalien, seine Industrie, sein Handel hatten sich außerordentlich vermehrt. Eine einzige Zahl wird genügen, um daran die außerordentliche Erhöhung der Geschäftsthätigkeit und des Wohlstandes in England nachzuweisen. In den 10 Jahren von 1847—57 haben die neun Privatbanken in London, sämmtlich ohne Notenausgabe, ihre Depositen (eingelegte Gelder oder Geldeswerth) von 8,850774 Pf. St. auf 43,100724 Pf. St. steigen sehen. Diese Steigerung erklärt sich, nach der ganzen Stellung, welche die Banken in England einnehmen, nur aus dem Bedürfniß eines raschern Geldumsatzes und muß als neue Ursache zu geschäftlichen Unternehmungen angesehen werden, indem somit die Banken jetzt im Stande waren, eine fünffach größere Geldsumme im Verkehr zu verwenden. Aber gerade solche Betheiligung aller Volks- und Geschäftsklassen am Geldverkehr mußte auch jede Spannung oder Überspannung im Verkehr, gleichviel aus welchen Ursachen entstanden, um so stärker und in weitern Kreisen fühlbar machen.

Im allgemeinen ist jedoch in dieser Periode die Überstürzung des englischen Handelsstandes nicht so groß als anderwärts gewesen: davor bewahrten ihn sowol die Sicherheit des reichen Besitzes, als die Festigkeit des öffentlichen Rechtszustandes. Das wilde Speculationsfieber, veranlaßt durch die Goldentdeckungen in Californien und Australien, raste vorüber, und hatte schließlich eine enorme Ausdehnung des auswärtigen Handels zur Folge. Ganz indeß sollte England von dem in den Zeitverhältnissen begründeten Schwindel nicht frei bleiben. Dieser Schwindel zeigte sich hier vornehmlich in Unternehmungen, die, wenn auch nicht auf der Basis der festländischen Crédit-mobiliers, doch mindestens ebenso unsolid begründet waren. Der großartige Schwindel der Royal british bank ist bekannt genug geworden, und das Merkwürdige desselben liegt hauptsächlich wol darin, daß man einen so kolossal angelegten Betrug so planmäßig ausführen konnte. Wenn es Leute gegeben hat, denen diese Gelegenheit als die rechte erschien, um sich gegen die unbedingte Haftbarkeit von Actionären zu erklären, so vergißt man die Unzahl solider englischer Unternehmungen, die auf derselben Grundlage beruhen, und die wahrlich nicht tadelfreie Aufführung so vieler Continental-Actienunternehmungen mit beschränkter Haftbarkeit. Man hätte gegen das englische Gerichtsverfahren sprechen sollen, das einzelnen Gläubigern der Bank Gelegenheit gab, beliebige Actionäre förmlich auszuplündern; aber der Grundsatz der unbeschränkten Haftbarkeit, daß da, wo dem Gewinn keine Grenze gezogen ist, auch der Verlust nicht von vornherein ein begrenzter sein darf, entspricht nur der natürlichsten Billigkeit. Und wenn systematische Übervortheilung unter jeglichem wirthschaftlichen System möglich ist, so haben die Engländer unmittelbar nach dieser Begebenheit durch strenge

Criminalgesetze und deren genaue Befolgung die Lücken der Civilgesetzgebung genügend auszufüllen gewußt — ein auf die Dauer gewiß ausreichenderes Mittel als die vorbeugenden Gesetze so vieler Continentalstaaten.

Wir haben schon angedeutet, daß, aller solcher Symptome einer überreizten Lage ungeachtet, man im Sommer 1857 zu Klagen von keiner Seite ernstliche Veranlassung zu haben meinte. „Die Dinge lagen im August gut", so sagte später der Gouverneur der Englischen Bank vor einem Parlamentsausschusse aus, „die Herbstaussichten waren erfreulich; niemand befürchtete, daß der Verkehr anders als gesund sei. Allerdings gab es einige weiter sehende Personen, welche meinten, daß der bedeutende, durch die Kriegsausgaben veranlaßte Anreiz, der eine sehr große Consumtion von aus dem Osten und anderswoher eingeführter Güter veranlaßt hatte, zu einem Zusammenbruche führen müsse, und noch andere gab es, welche bemerkten, daß die Kaufleute trotz der steigenden Waarenpreise die Einfuhren fortsetzten, wie sie es mit Erfolg in den vorangegangenen Jahren gethan hatten. Aber im allgemeinen sah man den Handel als zweifellos gesund an." So ist einmal der Zug im Gros der Kaufmannschaft; er folgt ziemlich blindlings dem gegebenen Impulse. Nichts war natürlicher, als daß bei so vielfach vermehrter Handelsthätigkeit auch die Fabrikation und die Erwerbsthätigkeit stieg und damit zugleich die Consumtionsfähigkeit wie die Preise, die für Consumtionsgegenstände aller Art bezahlt werden konnten. Je leichter in dieser Zeit Credit zu erhalten, je größer die Gewinne des einzelnen Kaufmanns waren, um so stärker wurde die Gier, von diesem Steigen der Preise zu profitiren. Und daß man nicht zur Besinnung kam und immermehr kaufte und zu immer höhern Preisen und auf noch höhere speculirte, daran war zu einem großen Theil die Täuschung schuld, der man sich so fast allgemein in Betreff des verminderten Geldwerths hingab. Zu so rascher und steter Verbreitung der aus dieser Täuschung hervorgegangenen Wirkungen hat eine der großartigsten Erfindungen unsers Jahrhunderts, die Telegraphie, unstreitig sehr viel beigetragen. Die Preise des einen Markts werden durch sie rasch an dem andern bekannt, und die natürliche Folge davon ist, daß ein irgendwo erlangter höchster Preis sofort für alle andern Märkte maßgebend wird.

Nicht minder einseitig war ein anderes, von einem andern Standpunkte aus, jedoch erst nach dem Bekanntwerden der Zahlungseinstellung der Ohio life and trust company gefälltes Urtheil. Am 12. Sept. schrieb der „Economist" in seiner Wochenübersicht: „Die Hoffnung auf einen festen Geldmarkt wird durch die Gewißheit erhöht, daß beträchtliche Zufuhren australischen Goldes bald zur Hand sein müssen. Der Gesammtbetrag, den man jetzt nach England unterwegs weiß, ist nicht weniger als 1,260000 Pf. St., und davon können 700000 Pf. St. in kurzem erwartet werden. Während so die Aussicht auf eine regelmäßige Goldzufuhr wohlbegründet erscheint, hat der durch die Silberausfuhren nach dem Osten entstandene Handelsdruck nachgelassen." Der in dieser Betrachtung vorwaltende Gesichtspunkt ist offenbar der, welcher Preise und Verkehr zunächst von Bank- und Metallvorräthen abhängig macht, dabei aber die Verkehrssymptome ganz außer Augen läßt. Viel mehr als um sich selber war man, wie schon bemerkt, um den Continent besorgt, dessen Kapitalien man gleichfalls zu so großen Beträgen in Nordamerika wußte, und wo der Rückschlag aus dem Crédit-mobilier-Schwindel bereits heftig begonnen hatte.

Die ersten äußern Symptome der hereinbrechenden Krisis waren auch in England nur gering. Einige Privatbanken und Kaufleute im Norden Englands stellten Ende September 1857 ihre Zahlungen ein; sie oder ihre Kunden hatten in Amerika schon zu starke Verluste gehabt. Indessen legte man in England kein besonderes Gewicht auch auf diese Vorfälle. Allmählich begannen aber die starken Goldausfuhren nach den Vereinigten Staaten. Wir haben schon früher, im ersten Abschnitt unserer Darstellung, erwähnt, daß man es bei dem steigenden Curse der in Amerika auf England gezogenen Wechsel in England vortheilhaft fand, die Wechsel anzukaufen und statt deren Metall zu remittiren. Am 3. Oct. hatte der Metallvorrath der Englischen Bank im Laufe der verflossenen Woche um 613000 Pf. St. abgenommen, nachdem eine schwächere Abnahme schon die Wochen vorher stattgefunden hatte. Ein anderes, ungleich bedeutenderes Symptom war das starke Auftreten von Effecten, um Geld darauf zu erhalten, und eine stetige Abnahme von Privatdepositen bei den Banken. Es zeigte sich daran der starke Begehr nach Geldmitteln beim englischen Handelsstande. Dieselben Anzeichen traten im verstärkten Grade in der nächsten Woche auf, und zugleich mehrte sich die Zahl der in verschiedenen Theilen Englands ausgebrochenen Fallissements. Es ist gewiß merkwürdig, wie gewiegte kaufmännische Organe, der „Economist" obenan, selbst in dieser Sachlage noch nichts erblicken

wollten, was zu ernsten Bedenklichkeiten Anlaß geben könnte. Privatbankiers in London hatten bei dem Zunehmen des Handelsdrucks ihren Disconto bereits auf 6 Proc. erhöht, als endlich auch die Englische Bank am 8. Oct. sich zu diesem Discontosatz entschloß. Die Bank hielt auch das, wie sie sich und dem Publikum gern einreden wollte, nicht gerade für eine ungewöhnliche Maßregel, denn in den beiden vorangehenden Jahren hatten zu derselben Jahreszeit Discontoerhöhungen bis zu 7 Proc. stattgefunden.

Was solche Erhöhungen des Disconto eigentlich bezwecken, kann nach dem, was wir früher bereits erörtert, leicht verstanden werden. Jede Erhöhung des Aufgeldes, zu welchem kaufmännische Wechsel verkauft werden können, genirt natürlich den einzelnen und ebenso viel und noch etwas mehr den gesammten Verkehr. Unter Umständen können so ganze Reihen von schon begonnenen oder erst werdenden kaufmännischen Unternehmungen geradezu unmöglich gemacht werden. Eine solche von der Englischen Bank ausgehende Erhöhung des Disconto soll gleichsam als Dämpfer auf den zu stark anschwellenden Unternehmungsgeist wirken. Im vorliegenden Falle bezweckte man dadurch zugleich, den Abfluß des Goldes nach Nordamerika, wo die Krisis bereits am schlimmsten wüthete, und nach dem europäischen Continent, dessen Geld- und Verkehrsverhältnisse sich durch eigene Schuld und durch den Rückschlag aus Nordamerika gleichfalls immer ungünstiger zu gestalten anfingen, zu hemmen, weil man sich mit der Hoffnung schmeichelte, die erschwerten Bedingungen, zu denen Gold bei der Englischen Bank für Wechsel zu erhalten war, würden den Begehr danach mindern. Indeß gilt auch diese Voraussetzung doch vorzugsweise nur für gewöhnliche Zeiten, wenn etwa ein nur vorübergehender Umstand im Verkehr durch eine Erschwerung des Geldmarkts wieder ausgeglichen werden soll. Dem allgemeinen amerikanischen Bankbruche aber gegenüber, der amerikanische Papiere und Wechsel aller Art völlig creditlos und unbegebbar machte und Wechsel auf England um so mehr begehren, also den englischen Wechselcurs um so höher steigen ließ, konnten von der geringen, selbst von einer noch größern Erhöhung des englischen Bankdisconto nicht mehr dieselben Folgen erwartet werden. Von Amerika aus auf England gezogene Wechsel in England ankaufen und dafür Gold nach Neuyork remittiren, überhaupt Baarmittel nach Nordamerika senden, war unter den jetzigen Verhältnissen ein viel zu vortheilhaftes Geschäft geworden, als daß es durch jene Erhöhung des Disconto wesentlich beeinträchtigt werden konnte. Das gerade kann man als die eigenthümliche Schwäche von Instituten wie die Englische Bank bezeichnen, daß auch in ungewöhnlichen Zeiten und Fällen die aufgestellte Regel und die Routine das eigene Ermessen der Sache ersetzen soll. Daß die Discontoerhöhung auf 6 Proc. nichts half, entdeckte man bald genug bei der Bank, denn schon am 12. Oct. mußte der Disconto auf 7 Proc. erhöht werden. Die Bank war in der Zwischenzeit von Bankiers und Kaufleuten, die aufs dringendste Geld begehrten, förmlich umlagert worden. Natürlich, denn die Besorgnisse und die Befürchtungen der einzelnen waren durch das, was die Bank that, nur verstärkt worden. Allenthalben dachte man daran, Geld und Vermögen aus dem laufenden Verkehre zu ziehen und es möglichst sicher niederzulegen. Gerade die zweite Erhöhung des Disconto, nach einer so kurzen Zwischenzeit, sollte die Lage der Dinge noch verschlimmern, denn nun fing jedermann an, ein weiteres baldiges Steigen des Disconto zu befürchten, und der Druck auf die Bank vermehrte sich nur. In der londoner Handelswelt herrschte bereits jene Stimmung, für welche man in England den Ausdruck panic, „allgemeiner Schrecken", gebraucht.

Um dieselbe Zeit brachen in Schottland, vor allem in Glasgow, die ersten bedeutenden Fallissements von nach Amerika arbeitenden großen Häusern aus. Wie gewöhnlich und auch begreiflich, waren es die schwächsten Firmen, welche zuerst unterlagen, und diejenige, welche einen noch viel weiter gehenden Anstoß gab, bestand schon lange auf erborgtem oder richtig erschwindeltem Credit. Ein Haus Macdonald und Comp. in Glasgow hatte, wie sich nachher aus der gerichtlichen Untersuchung erwies, in London und an andern Plätzen förmlich Personen gemiethet, welche für ein kleines Salair ihre Unterschriften zu Wechseln hergaben — Reitställe, wie dafür der humoristische Kaufmannsausdruck lautet. Dieses Haus war, man weiß nicht genau auf Grundlage welcher persönlichen Verhältnisse, von der Westernbank in Glasgow bedeutend unterstützt worden und zog dieselbe bei seinem Fallissement mit nicht weniger als 422000 Pf. St. zum Verluste herbei. Es war das Schicksal dieser Bank, eine von den sonst so soliden schottischen Bankverwaltungen ganz abweichende Direction zu besitzen, die nicht dem gewohnten regelmäßigen täglichen Verkehr, sondern, fast wie continentale Credit-mobiliers, ihr Hauptaugenmerk dem Unternehmungsgeiste im großen zuwandte, und gleich im Beginn der Krisis mußte sie für dieses ihr Verfahren mit noch andern Verlusten, die zusammen mit jenen über eine Million betrugen,

büßen. Es grenzt geradezu ans Unglaubliche, was von der Verwaltung der Westernbank berichtet wird. So fand sich in ihren Büchern ein Betrag von 573000 Pf. St. schlechter Schulden als „gut" vorbemerkt, während ähnliche schlechte Beträge, nur unter anderm Namen, auch in die Bücher eingeschoben waren. In Nordamerika hatte die Bank eigene Correspondenten, welche auf sie Wechsel trassirten blos der Provision wegen. Gerade in Rücksicht des Hauses Macdonald erwies sich die Verwaltung der Westernbank so sorglos, daß sie von 124 im Laufe der Zeit bei ihr vorgekommenen Unterschriften von Macdonald'schen Wechseln nur über 37 Erkundigungen einzog, von denen 21 ungünstig lauteten, ohne daß dieser Umstand bei ihr Verdacht erweckte oder ihrer Liberalität gegen jene Firma eine Schranke setzte. Indem sich die Bank wohl hütete, den Betrag ihrer Banknotenausgabe zu erhöhen, um keinen Verdacht zu erwecken, steigerte sie doch ihre Dividende von Jahr zu Jahr bis auf schließlich 9 Proc. Übrigens war die Bank seit ihrer Gründung im Jahre 1832 schon zweimal (1834 und 1847) in Verlegenheiten gewesen, sodaß man sich wol wundern durfte, daß die andern schottischen Banken ihrem Treiben so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Als dann endlich der unheilbare Bruch entstand, als es zum ersten male dahin gekommen, daß eine schottische Bank auf dem Wege des Leichtsinns ertappt wurde, als in der Noth eine der Stützen des schottischen Geschäfts zu fehlen begann, so geschah es nur zu natürlich, daß unter dem Eindrucke solcher Verhältnisse die Lage der Dinge sich noch mehr verschlimmerte, und daß auch Häuser fielen, nicht wegen der Überspannung ihres Credits, sondern wegen der zahlreichen Verbindungen, die sie unterhielten. So namentlich das Haus Dennistoun und Comp., das in Nord- und Südamerika, in Australien und Ostindien Zweigetablissements besaß. An nichts mehr als an diesem Umstande kann man den Druck der Zeiten ermessen, denn letztere Firma hat später zu voll zahlen können, nachdem sie Zeit zur Abwickelung bekommen hatte. Wenn sie vorher nirgends Geld bekommen konnte, es vielmehr vorziehen mußte, ihre Zahlungen zu suspendiren, so kann man voraussetzen, wie so sehr schlimm es bereits in andern, lange nicht so starken Kreisen aussehen mußte.

Doch das Schlimmste sollte erst kommen. Am 19. Oct. war die Englische Bank genöthigt, bis zu 8 Proc. Disconto zu steigen. Die Verhältnisse auf dem Continent, namentlich in Hamburg, hatten sich entschieden verschlechtert, und doch vermeinte man noch immer, mit jener Maßregel dem Goldabflusse aus England einen erfolgreichen Damm entgegensetzen zu können. Es war dies natürlich eine ebenso unwirksame Maßregel wie die frühere Erhöhung; doch führte sie dasselbe Übel mit sich, indem das kaufmännische Publikum nur von neuem schwer beunruhigt und die allgemeine Verkehrslage erschwert wurde. So nützlich Banken auch in gesunden Zeiten sein können, falls sie gut geleitet werden, so muß in Zeiten der Krisis, sobald sie hoch privilegirt oder sonst von überwiegender Stellung sind, der von ihnen ausgehende Nothruf bei erschwertem Geldverkehr nur um so nachtheiliger auf denselben zurückwirken.

Daß sich immer Leute finden und damals auch in England sich fanden, welche den Banken gerade in solchen Zeiten Erleichterung des Geldumsatzes und des Wechselverkehrs zumuthen, ist begreiflich genug, da sie meist zu den Hülfesuchenden gehören; daß Banken aber in einer Zeit, wo die soliden Geschäftsleute sich möglichst einschränken und Gelder ansammeln, wo die Verhältnisse des morgenden Tages nicht mehr als sicher anzusehen sind, gleichfalls aus dem Gefühl der Selbsterhaltung den Geldverkehr noch mehr erschweren, kann bei einer vernünftigen Betrachtung der Dinge nur als gerechtfertigt erscheinen.

Das erste große Fallissement einer Bank in England war das der Boroughbank in Liverpool, am 27. Oct. Auch sie war keine Noten ausgebende Bank, sie war aber, wie ihre erwähnte schottische Collegin, zu leicht im Creditgeben gewesen und besaß beim Ausbruche der Krisis einen großen Betrag von nicht mehr realisirbaren Wechseln. Die Bank mußte so dem Drucke der Zeiten erliegen, nachdem private und andere Banken es nach Einsehen ihrer Bücher abgelehnt hatten, die für Hülfe von der Englischen Bank geforderte Garantie zu leisten. Etwas später, am 9. Nov., fiel sodann die obengenannte Westernbank, nachdem längere Unterhandlungen mit den andern schottischen Banken und der Englischen Bank gleichfalls fruchtlos geblieben waren. Es war dies das erste Beispiel eines Bankbankrotts in Schottland seit länger als hundert Jahren. Was ein solcher Bankrott für Schottland bedeutet, wird man leicht nach dem, was wir oben über den Wirkungs- und Geschäftskreis dieser Banken bemerkt haben, ermessen können. Die Westernbank hatte 101 Filiale durch ganz Schottland, und ihre Noten gingen mit denen der übrigen Banken gleich wie baares Geld von Hand zu Hand. Die Nachricht von diesem Bankrott erweckte ein allgemeines und plötzliches Mistrauen gegen schottische Banknoten überhaupt, und fast allenthalben, am meisten in Glasgow selbst, begann ein „Run" (Rennen) auf Einlösung der

Noten. Es rächte sich an den Banken der Leichtsinn, daß sie die Operationen der Westernbank nicht schärfer überwacht hatten, und es rächte sich auch der Mangel an Gemeingeist, indem sie ihre hülflose Collegin im Stiche gelassen. Vielleicht, daß erst eine spätere Krisis die ganzen Folgen dieser Misgriffe aufdecken wird. Die City of Glasgow Bank mußte auf einige Tage ihre Zahlungen völlig suspendiren, die andern Banken erhielten noch genügende Geldzufuhren von der Englischen Bank her. Sie alle mußten sich endlich im eigenen Interesse entschließen, die Noten der suspendirten Westernbank anzunehmen: gerade keine gefährliche Maßregel, da die Actionäre dieser Bank, zu einem großen Theile vermögende Leute, für deren Passiva unbeschränkt haftbar blieben. Es gehört die wunderlichste Unkunde der Verhältnisse dazu, um dem Notenumlaufe der schottischen Banken beizumessen, was die Schuld einer einzelnen Bankdirection war. Jedenfalls sollte das Publikum an den schottischen Banknoten nichts verlieren.

Auch die weitere Rückwirkung von Nordamerika, wo man bereits Nachricht von der in England ausgebrochenen Krisis hatte, was natürlich die eigene Lage erschwerte, trat ein, und auch auf dem europäischen Continent waren die Zustände noch unsicherer geworden. In dieser allgemeinen Ungewißheit über Gegenwart und Zukunft, in dieser Hast, das baare Geld aufzusammeln, und bei der allgemeinen Abneigung, es im Verkehr wieder zu verwenden, konnte auch ein Rückschlag auf die ohnehin durch den starken Verbrauch der letzten Jahre und die darauf gegründeten Speculationen so sehr gestiegenen Waarenpreise nicht ausbleiben, mit natürlich neuen Schwankungen und neuen Verlusten. Man kann nur immer wiederholen, daß wie in guten Zeiten so ziemlich alles, was der Kaufmann im regelmäßigen Geschäftsgange unternimmt, gelingt, in schlechten dagegen dieselben Kräfte, die ihn früher gehoben haben, gegen ihn sich kehren. Man mag danach ermessen, wie viel Weisheit darin liegt, Institute und Einrichtungen für den eventuellen Eintritt solcher außergewöhnlichen Zeiten zu schaffen, während es doch viel wichtiger und richtiger wäre, die moralischen und materiellen Ursachen, welche bei der Heranbildung einer jeden Krisis das Hauptmoment bilden, nicht im Verkehre das Übergewicht erlangen zu lassen.

Am 5. Nov. ward der Bankdisconto auf 9 Proc. erhöht, und wiederum mit keinem andern Erfolge, als um den Andrang derer, welche Geld suchten, zu erhöhen. In London und an andern Orten vermehrte sich die Zahl der bedeutenden Bankrotte, und immer rath- und hülfloser gestaltete sich der Geldmarkt. Bis zu dieser Zeit waren in London etwa dreißig größere Handelshäuser mit einer Schuldenmasse von nahe an 10 Mill. Pf. St. gefallen, und weit über die Hälfte dieser Summe war durch Blancoaccepte veranlaßt worden, blos der Provision halber. Auf ein Haus liefen im Augenblick seiner Stockung, bei einem eigenen Vermögen von 10000 Pf. St., Wechselverpflichtungen von etwa 900000 Pf. St. Man kann sich vorstellen, welche Verlegenheiten durch diese Massen von ins Stocken gerathenen Wechseln herbeigeführt wurden. Im Laufe von acht Tagen, zwischen dem 4. und 11. Nov., verminderte sich der Baarvorrath in der Englischen Bank um 1,327000 Pf. St., der Vorrath an der Notenreserve um 1,197200 Pf. St., und dies geschah, obgleich die Bank, um sich Geld zu machen, zum Betrage von 675000 Pf. St. englische Staatspapiere verkauft hatte. Zugleich waren die Privatdepositen bei der Bank um 3,485202 Pf. St. gestiegen, ein Betrag, der den Weg zeigte, wohin das Geld und die Noten der Bank gegangen waren. Am 11. Nov. morgens wiederholte und erneuerte sich der Andrang von geldbedürftigen Geschäftsleuten mit ungeschwächter Stärke. Der Vorrath an Banknoten, soweit sie noch auf Grundlage der Peels-Acte ausgegeben werden durften, war auf 955710 Pf. St. vermindert worden; es war ersichtlich, daß die Bank unter solchen Verhältnissen bald überall außer Stande sein würde, Hülfe zu gewähren. Noch einmal wurde das Disconto bis auf 10 Proc. erhöht, eine Maßregel, von der man sich jetzt überhaupt keinen rechten Erfolg mehr versprach, zumal das kaufmännische Publikum, welches Geld und Vorschüsse erst aus zweiter Hand von Privatbankiers entnahm, schon lange höhere Preise für Geld und Wechsel zu geben gewohnt war.

Man erkennt hier wieder die Täuschung derer, welche Geldvorräthe und Waarenpreise in einem constanten Verhältnisse zueinander annehmen, und die gewöhnlichen Zustände des Geldumsatzes als für alle Verhältnisse maßgebend betrachten wollen. Nicht irgendein Misbrauch oder ein Fehler der Bankverwaltung, sondern Ursachen, welche gänzlich außer ihrem Bereiche lagen, hatten zur Krisis in England geführt, und es war offenbar eine ganz unrichtige Auffassung, wenn man meinte, die Bank hätte dem Hereinbrechen des Unheils durch frühzeitige Steigerung des Disconto einen erfolgreichen Damm entgegensetzen können. Unter den allgemeinen Verkehrsverhältnissen in Europa und Amerika hätte schon der moralische Einfluß einer solchen Maßregel weit eher eine Beschleunigung als eine Verhütung der Katastrophe zur Folge

haben müssen. Am 12. Nov. mußte denn endlich der nothgedrungene Entschluß gefaßt werden, die Bankacte von 1844 gerade in dem Punkte zu suspendiren, der einer ihrer Grundpfeiler sein soll. Es ward nämlich von den Ministern und auf deren Verantwortung hin der Bank gestattet, Noten über den durch jene Acte ihr erlaubten Betrag ohne weitere Deckung auszugeben; jedoch sollte während der Dauer dieser Notenvermehrung der auf 10 Proc. gestiegene Discontosatz nicht vermindert werden können.

Die Bedeutung dieses Schritts ist leicht zu begreifen. Solange die Bank an eine Notenausgabe gebunden war, deren Höhe mit der Verminderung des Goldvorraths abnehmen mußte, so konnte bei den allseitigen Anforderungen an die Bank möglicherweise der Zeitpunkt eintreten, wo sie sich außer Stande sah, weitern Vorschuß in Noten zu gewähren. Es stand demnach im fernern Verlauf der Krisis sogar der Moment in Aussicht, wo für die ausschließlich auf Staatspapiere fundirten, nach Peel's Ansicht den Durchschnitt des Banknotenumlaufs im Lande ausmachenden, daher schwerlich jemals der Bank zur Einlösung zugehenden Banknoten dennoch Gold gefordert werden würde, das man natürlich nicht auszahlen konnte, weil es nicht da war. Dem einen wie dem andern mußte vorgebeugt werden — und die Maßregel half. Schon im Jahre 1847 hatte während einer ähnlichen, aber nicht so schweren Zeit die bloße Möglichkeit, daß die Bank den ihr gesetzlich erlaubten Notensatz übersteigen könnte, genügt, um die Handelswelt allmählich wieder zu beruhigen; 1857 reichte es zu demselben Zwecke aus, daß die Bank im Laufe der nächsten Wochen nur etwas über zwei Millionen Noten über den bestimmten Satz ausgab. Wir sehen an diesem Beispiel die in Amerika gemachte Erfahrung wiederkehren, daß es in unsichern Zeiten wesentlich nur darauf ankommt, die Befürchtungen irgendwie zur Ruhe zu bringen. Denn was konnte, zumal bei den in England geltenden Ansichten, scheinbar unsicherer sein, als diese neuen vollkommen ungedeckten Banknoten, zu deren Ausgabe sich die Bankverwaltung von der Regierung ermächtigen ließ! Aber dennoch half die Ermächtigung, weil sie nicht blos die Befürchtungen hinsichtlich der Bank selbst aufhob, sondern auch denen, welche sich um Geld an die Bank wenden wollten, nun nicht mehr von vornherein ein Riegel vorgeschoben war. Vor allem aber mußte nun das Wettrennen der vielen aufhören, die durchaus befriedigt sein wollten und durch ihre Hast die allgemeine Ängstlichkeit bedeutend erhöht hatten. Zugleich konnte dem doch durch keine Discontoerhöhung mehr vorzubeugenden Abflusse von Edelmetall aus England wieder freierer Lauf gelassen werden. Mit dieser ersten dem Handelsstande eingeflößten Beruhigung ward auch das Wesentliche der Krisis gebrochen. Der Privatbankier konnte wieder ohne allzu große Ängstlichkeit seinen Geschäftsfreunden beispringen, und inzwischen hatte der Sturm eine Reihe krankhafter und beschädigter Firmen umgeweht, die nun also nicht mehr als Hülfsbedürftige den Markt belagerten. Es ist nichts leichter als einige Dutzend unsolider Geschäftshäuser, welche der Krisis erlagen, aufzuzählen; solche hat es allezeit gegeben und wird es auch wol in Zukunft geben. Diese auf schlechtem Grunde stehenden Häuser sind nur die ersten, welche, weil ihr Credit am wenigsten Beschädigung ertragen kann, in Handelskrisen fallen; aber, wenngleich man in solchen Zeiten mit Fingern auf sie weist, die Ursachen der Krisis sind sie nicht. Extraordinärer Schwindel ist allerdings in jener Zeit ans Tageslicht getreten, doch gewiß nicht mehr, als man von Zeiten der allgemeinen Begehrlichkeit, der Sucht, schnellen Gewinn zu machen, erwarten konnte.

Ein ganz besonders erstaunliches Schauspiel, wenigstens für den der Verhältnisse Unkundigen, war es, daß in London und an andern Plätzen Englands so viel deutsche Häuser sich zu Zahlungssuspensionen genöthigt sahen; der deutsche Kaufmann weiß sich ja sonst auf seine Solidität soviel zugute. Die Ursache davon lag auch wirklich nicht daran, daß die deutschen Kaufleute schlechter gewirthschaftet hatten als die meisten andern, sondern an einem System von Wechselzahlungen, in das sie wegen Concurrenz mit den kapitalreichern Engländern, durch eigene Schuld oder durch Verhängniß, hineingerathen waren, und das ihnen um so schädlicher wurde, als die Krisis in dem Geld- und Creditverkehr zum Ausbruche kam. Unter Begünstigung durch die Zeitverhältnisse hatte sich vorzugsweise zwischen London, Hamburg und Schweden ein System von Gefälligkeitswechseln (accommodation bills) immer tiefer eingebürgert, das nur eines Anstoßes bedurfte, um diejenigen büßen zu lassen, die übermäßigen Gebrauch davon gemacht. Wir werden bei der Darstellung der hamburger Krisis specieller darauf zurückkommen, und bemerken hier nur, daß der größere Theil der deutschen Häuser in London ziemlich gute Abrechnungen mit ihren Gläubigern geliefert hat: ein Beweis, wie weit mehr Leichtsinn als beabsichtigter Schwindel ihre Zahlungseinstellungen herbeigeführt hatte.

Die unmittelbaren Folgen der Krisis waren für England sehr schwer. Wir haben wieder-

holt das Ineinandergreifen des gesammten Geldverkehrs berührt und aufgezeigt, wie der Kaufmann nicht weniger als der Fabrikant und der Landmann für sein Gedeihen davon abhängt, daß keine Stockung in den Adern dieses Geldumsatzes eintrete. Die allgemeine Unsicherheit, der immer fühlbarer werdende Geldmangel, die vielen Bankrotte trugen die Verlegenheiten in immer weitere Kreise hinüber. Der Unternehmungsgeist war lahm gelegt, und zahlreiche Fabrikanten wie Kaufleute mußten ihre Arbeiter entlassen, weil sie für dieselben keine Beschäftigung, oder doch aus dieser Beschäftigung für sich keinen Gewinn mehr hatten. Anderwärts wollten sich die Arbeiter nicht eine Verminderung desjenigen Arbeitslohns, den sie in bessern Zeiten erhalten hatten, gefallen lassen und gingen in Massen aus den Fabriken fort. Indessen dauerte es nicht allzu lange, und der Zustand im Inselreiche wandte sich wieder zum bessern. Noch vor Weihnachten, am 23. Dec., trat die Suspendirung der Bankacte von selbst wieder außer Kraft, indem der Disconto wieder auf 8 Proc. herabgesetzt werden konnte, von wo aus er bis zum 10. Febr. 1858 bis auf 3 Proc. sank. Das ist die ganz gewöhnliche Folge großer geschäftlicher Krisen, daß mehr und mehr disponibles Kapital von allen Seiten sich ansammelt, ohne daß man bei stockendem Unternehmungsgeiste eine Verwendung dafür weiß, oder bei gestörten Creditverhältnissen es verwenden mag.

Die Handelskrisis ist in England verhältnißmäßig leicht überwunden worden. An dem Mittelpunkte des gesammten Verkehrs auf der civilisirten Erde konnte natürlich die amerikanische Erschütterung nicht ohne tiefgreifende Wirkungen vorübergehen. England hat jedoch viel weniger Unheil zu beklagen gehabt als die Vereinigten Staaten und der europäische Continent. Die Krisis beschränkte sich im wesentlichen auf den englischen Geldverkehr, von wo aus sie nach andern Richtungen erst hinübergriff. Am ärgsten wurde von der Krisis die Englische Bank ergriffen. Es wäre nicht blos im englischen Interesse sehr zu wünschen, daß man die Lehren, die jene Zeit gegeben, auch beherzigte: wir meinen die Beseitigung der Gefahren, welche in der ganz abnormen Stellung der Englischen Bank liegen. In ihrer gegenwärtigen Organisation zur Hülfe für den Handel bestimmt, mußte doch ihr Grundgesetz (die Peel'sche Acte) in Zeiten größerer Gefahr zweimal suspendirt werden. Niemand wird sich der Überzeugung hingeben, daß sie bei der Wiederkehr solcher Zeiten besser Stand halten könnte, vielmehr ist zu befürchten, daß in Zukunft alle nachtheiligen Wirkungen sich noch stärker äußern werden. Wir haben schon auf das Hauptbedenken hingewiesen — die Abhängigkeit, in welcher die Bank den gesammten englischen Handels- und Geldverkehr hält, und die stufenweise fortschreitende Concentrirung aller englischen Geldkräfte auf diesen einzigen Mittelpunkt, sodaß jegliche kleinere Stockung im Geldverkehr sofort den ganzen Körper erschüttern und ergreifen muß. Dieser Punkt erscheint uns viel wichtiger als die von Engländern meist ausschließlich berücksichtigte Normirung des Banknotenbetrags.

Der englische Verkehr hat sich, wie schon angedeutet, aus der Krisis ziemlich rasch erholt, wenngleich die frühere Blüte nicht wieder erreicht worden ist. Natürlich, daß auch die sich immer ungünstiger gestaltende politische Lage Europas auf England lähmend zurückwirkte.

Die Krisis in Hamburg und im übrigen nördlichen Europa.

Die große Handelskrisis, welche Nordamerika und England heimsuchte, brach im Herbst 1857 auch über Hamburg herein. Man kann indessen diese Krisis, die sich in Hamburg entwickelte, ebenso gut die nordeuropäische als speciell die hamburger nennen. Als die Krisis in Hamburg ausbrach, war namenloses Erstaunen überall, in Hamburg wie außerhalb. Dergleichen hätte man am allerwenigsten gerade an diesem durch Reichthum und Solidität ausgezeichneten Handelsplatze erwartet. Hamburgs Kaufleute dem Bankrott nah, es klang wie ein Märchen. Und als das Unheil geschehen, als nichts daran mehr abzuändern oder abzuleugnen war, da kehrte sich die bis dahin Hamburg so günstige Meinung gegen diesen Platz, und was bisher felsenfeste Solidität gewesen war, wurde jetzt als namenloser Schwindel verschrien. Vielleicht gerade am heftigsten wurde gegen die bisherige gute Meinung von Hamburg innerhalb der Stadt selbst gewüthet. Man ist das dort einmal so gewohnt, und Presse und Börse in Hamburg haben viel zu wenig Zuneigung zueinander, als daß man einander Rücksicht schenken sollte. „Mit Hamburg ist es vorbei!" riefen die zahlreichen Neider der großen Handelsstadt, und die guten Freunde und Nachbarn an der Ost- und Nordsee schickten sich an, das Handelserbe der vermeintlich ihrer Krone beraubten Stadt rasch anzutreten.

Seitdem ist reichlich genug Zeit vergangen, um ruhiger zu urtheilen. Man kann allseitig seine Verluste übersehen; man kann den Schlag, der in Hamburg geschehen, in seiner ganzen

Tragweite ermessen; man kann erkennen, wie viel oder wie wenig aus der Krisis gerettet worden — weit mehr als man in erster Zeit erwartet. Die rivalisirenden Plätze sind inzwischen wol zur Einsicht gekommen, daß altgewohnte Handelswege, von alters her handelsmächtige Städte nicht durch eine einzige, wenn auch ungeheure Begebenheit von ihrer Stelle verdrängt werden können. Über Ursachen und Zusammenhang der hamburger Krisis hat sich indeß bisjetzt noch so manches Irrthümliche schon darum erhalten können, weil die Gewohnheiten und die Beziehungen dieses Platzes eigentlich so wenig bekannt sind, trotz der so überaus hervorragenden Rolle, die er im deutschen Handelsverkehr einnimmt. Seltsam genug hat sich ein Theil der deutschen Presse seit Jahren bemüht, diese Handelsstadt als undeutsch, mindestens als einflußlos auf die industrielle Entwickelung Deutschlands und dieser abgeneigt darzustellen, um daraus etwa den Gegensatz für Bremen zu gewinnen. Eine unbefangene und auf Zahlen und Thatsachen begründete Vergleichung des Verkehrs beider Städte lehrt aber, daß, mit Ausnahme der Auswanderungsbeförderung, Hamburg in jedem einzelnen der bremer Handelszweige entweder mehr als Bremen leistet, oder doch diesem Platze sehr nahe kommt, und daß Hamburg außerdem eine ganze Reihe wichtiger Geschäftszweige für sich allein hat. An Erzeugnissen deutscher Industrie setzt Hamburg mindestens viermal soviel um als Bremen.

Hamburg ist durch seine eigenthümlich günstige Handelslage denn auch zu ganz besondern Leistungen befähigt; die Lage ist so überaus vortrefflich, daß selbst die vielfachen Bedrückungen des Elbverkehrs durch Zölle den Handel nicht von dort wegscheuchen konnten. Der obere Theil der Elbe fließt durchweg durch gewerb- und kornreiche Länder, und die Gebirge im Süden Deutschlands bewirken es, daß sogar die Donauebene bis Wien hinauf zum Handelsgebiet der Elbe gerechnet werden kann. Für den wiener Großverkehr ist Hamburg jetzt vielleicht wichtiger als Triest, das zumal an einem geschlossenen Meere liegt. Bei Hamburg erweitert sich die Elbe zu einem Bassin für Seeschiffe, es ist also der natürliche Grenzpunkt, wo Binnenschiffahrt und Seeschiffahrt miteinander zusammentreffen; allenthalben an solchen Orten haben sich große Handelsplätze gebildet. Darum ist es denn auch ein Irrthum, der freilich auch in Hamburg gelegentlich seine Anhänger findet, wenn man befürchtet, ein der See näher liegender Hafen an der Elbe könnte Hamburg beeinträchtigen. Es wäre unstreitig viel gefährlicher für Hamburg, falls die Seeschiffahrt noch weiter die Elbe hinauf sich führen ließe.

In dieser günstigen Lage beruht aber vorzugsweise die Bedeutung Hamburgs für sein Hinterland, sowie ähnlich auch die Bremens, obschon die Weser nicht so verkehrs- und productenreiche Ufer bespült wie die Elbe. Hamburgs geographischer Vortheil vor Bremen und andern deutschen Handelsplätzen liegt sodann auch darin, daß es, obgleich der Nordsee angehörig, doch den vor allen andern Plätzen an der Ostsee günstig gelegenen Städten Lübeck und Kiel so nahe ist. Leider nur hat die so wichtige Verkehrsstraße zwischen Lübeck und Hamburg von jeher den Bedrückungen einer feindseligen Politik unterliegen müssen und unterliegt ihr noch. So unüberwindlich wird durch die Vereinigung der beiden genannten Vortheile die Handelslage Hamburgs, daß ihm in seiner unmittelbarsten Nähe zwei Nebenbuhler entstehen konnten, ohne es irgendwie zu beschädigen: das holsteinische Altona auf dem rechten und das hannoverische Harburg an dem linken Elbufer. Vom Standpunkte des Handels aus betrachtet, kann man füglich Altona und Harburg als Vorstädte Hamburgs ansehen, wodurch allein sie eine Bedeutung erhalten.

Durch Betriebsamkeit und Nüchternheit, durch eine liberale Handelspolitik, die freilich durch die Nähe Altonas nothwendig geboten war, wußten die Hamburger im Laufe des Jahrhunderts die von der Natur gebotenen Vortheile auszubeuten, und namentlich diejenigen Verbindungen und Kapitalien zu erwerben, welche zur dauernden Erhaltung eines umfassenden Handelsverkehrs unumgänglich erforderlich sind. Daß Hamburg in Sachen des Verkehrs durchaus autonom war und, durch andere Interessen unbehelligt, die zum Großverkehr erforderlichen Einrichtungen ganz seinen eigenen Bedürfnissen gemäß treffen konnte, darf gewiß auch als ein wesentliches Moment seiner bisherigen Entwickelung angesehen werden. Hamburgs Lage in der Nähe der Nordsee sollte damit in unserm Jahrhundert, zumal seit der Ausbildung der Dampfschiffahrt, eine erhöhte Bedeutung erhalten, namentlich in seinen Beziehungen zu England, dem Mittelpunkte des Weltverkehrs. Man übertreibt in Deutschland sehr häufig die Vortheile eines directen Verkehrs mit transatlantischen Staaten, wie z. B. die Bremens mit Nordamerika. Ein solcher Verkehr, wie höchst wichtig er auch für die Entwickelung einzelner Verkehrs- und Gewerbsinteressen sein mag, verbindet in der Regel nur zwei Märkte, sodaß nur vorzugsweise die unternehmendern und reichern Kaufleute und Industriellen die Verbindung auf die Dauer

mit Erfolg ausbeuten können. Auf dem englischen Markte gewinnt man dagegen zugleich alle übrigen Märkte von einiger Bedeutung auf der Erde, namentlich seit Aufhebung der englischen Schiffahrtsgesetze. Natürlich, daß durch solche Verbindungen sich auch das Risico mindert und die Zahl der kaufmännischen Unternehmungen sich mehrt, ohne daß, wie die Erfahrung und namentlich auch die Entwickelung Hamburgs lehrt, der directe Verkehr, sobald die Zeiten sich danach gestalten, weniger fortschreitet als der indirecte. Die Klage englischer Rheder über die verhältnißmäßige Zunahme der fremden Flagge in britischen Häfen ist bekannt; diese Zunahme hat freilich nicht verhindert, daß auch die Zahl und der Betrieb der englischen Schiffe in den letzten Jahren sehr gestiegen ist. Die hamburgischen Kaufleute und Schiffer folgten den Engländern allenthalben nach, indem sie durch ihre Beziehungen zu England häufig sogar in den Stand gesetzt waren, mit englischem Gelde zu arbeiten; an sehr vielen transatlantischen Plätzen, namentlich in Südamerika, in Westindien und Ostindien, ist es ihnen dadurch gelungen, selbständige Verbindungen anzuknüpfen und dort erfolgreich sogar mit den Engländern selbst zu concurriren.

Seine von alters her so zahlreichen Verbindungen, die mit der allgemeinen Entfaltung des Weltverkehrs immer Schritt gehalten haben, machten Hamburg sehr früh zu einem Wechselplatze. Wie wir schon im ersten Abschnitte unserer Darstellung auseinandergesetzt, laufen nach einem solchen Platze die Fäden des internationalen Verkehrs zusammen, der hauptsächlich nur durch Wechsel vermittelt wird. Hamburgs Wechselverkehr stützt sich auf seine Kapitalien und seine Verbindungen, und diese Factoren führen ihm alles beides immer wieder von neuem zu. Hamburg ist der Wechselplatz für sein commerzielles Hinterland, wozu der größte Theil von Deutschland, ganz Skandinavien und auch Nordrußland gehört; es vermittelt durch seine kaufmännischen Verbindungen zugleich einen großen Theil des Wechselverkehrs südamerikanischer und westindischer Handelsplätze. Im großen Verkehre hat Hamburg als Wechselplatz noch eine ganz besondere Bedeutung dadurch, daß es, im Besitze der auf Silber basirten Girobank, zugleich in seinem Wechselcurse die reine Silbervaluta repräsentirt, d. h. daß das Verhältniß des jedesmaligen Preisstandes von Gold zu Silber unmittelbar auf den hamburger Wechselcurs einwirken muß, und umgekehrt. Die Ursache davon liegt in der bekannten Thatsache, daß das hamburger Geschäftsgeld, die sogenannte Mark Banco, allein in den Silberbarren vorhanden ist, die in den Gewölben der Bank liegen. Die lokale Ursache dieser Einrichtung war eigentlich nur der Schutz gegen Verschlechterung der Münzen durch Abreibung oder Betrug; sie erhielt aber von da an eine allgemeinere Bedeutung, als England, der Mittelpunkt alles Verkehrs, die Goldvaluta bei sich eingeführt hatte. Zwei solche Plätze wie London und Hamburg, mit einem so scharf ausgeprägten Gegensatze in dem beiderseits gebräuchlichen Gelde, wurden somit die natürlichen Vermittler vieler Geld- und daran sich knüpfender Geschäftstransactionen. Die Sicherheit der hamburger Silbervaluta, wie sie nirgends weiter in derselben Weise vorkommt, bewirkte um so mehr, daß sie ausgleichenden Berechnungen zwischen dem Continent und England zu Grunde gelegt werden mußte. Eine Goldvaluta würde Hamburg allerdings manche Bequemlichkeit und Vortheile zuführen, seine Stellung als continentalen Wechselplatz aber wahrscheinlich etwas beeinträchtigen, und es jedenfalls in alle Wirrnisse des englischen Geld- und Bankverkehrs unmittelbar hineinführen.

Man wird leicht begreifen, wie gefährlich eine jede Stockung eines so ausgedehnten und verwickelten Verkehrs, wie der Hamburgs ist, werden kann, und diese Stadt hat darum von jeher mit ganz besonderm Eifer dahin gearbeitet, jede Erschütterung des Credits von sich fern zu halten. Alle ihre innern kaufmännischen Einrichtungen waren darauf berechnet, und haben sich auch von den Befreiungskriegen an bis auf die neueste Zeit durchaus bewährt. Zu diesen Einrichtungen gehörte namentlich ein stets promptes Zahlen gekaufter Waaren gegen baar, und noch in diesem Jahrhundert soll es nach hamburger Kaufmannssitte nicht ganz anständig gewesen sein, seine Wechsel, falls man noch nicht fällig gewordene in seinem Portefeuille besaß, in Disconto wegzugeben. Dadurch, daß die hamburger Börse die wiederholten Handelserschütterungen, von denen besonders England heimgesucht wurde, so glänzend bestand, namentlich auch durch die Haltung, mit welcher sie den Folgen des großen Brandes von 1842 zu begegnen wußte, hatte sich in ihr allmählich ein außerordentliches Gefühl der Sicherheit ausgebildet, durch das sie sich über alle Schläge des Schicksals erhaben dünkte. „An einem hamburger Discontowechsel ist noch niemals verloren worden", das war vor der Krisis ein Glaubenssatz der hamburger Börse. Eine jede Stockung im hamburger Wechsel- und Geldverkehr erhält aber gerade darum eine um so größere Bedeutung für weitere Kreise und für sämmtliche mit Hamburg in naher Beziehung stehende Handelsplätze, als Hamburg zugleich ein höchst wichtiger Waarenmarkt ist, ein Ein-

und Verkaufsplatz, eine stehende Messe für Waaren aus und nach den verschiedensten Gegenden. Es gibt Städte, welche Hamburg in einzelnen Geschäftszweigen überragen, es gibt aber kaum eine andere Stadt, vielleicht selbst London nicht ausgenommen, die eine gleiche Vielseitigkeit des Geschäfts aufzuzeigen vermöchte. Vor allem ist es der großartigste Commissions- und Zwischenhandel, welcher Hamburg eine so bedeutende Stellung zum Auslande verleiht. Dieser Geschäftszweig wird wesentlich gestützt und begünstigt durch die Zolleinrichtungen, deren sich der Platz erfreut.

„In den Hansestädten kann gegenwärtig der Kaufmann auf seinem eigenen Lagerraume und mit ganz geringen Kosten die Waaren sortiren, wie der Markt es erfordert. Die von jenseit des Ocean importirte Partie Kaffee wird sorgfältig untersucht, von jedem Sack eine Probe genommen, was zusammenpaßt zusammengeschüttet und so die große Reihe von verschiedenen Sorten gebildet. Findet sich Beschädigung, so wird das Beschädigte abgenommen und nur die gesunde Waare zum Versand in den Großhandel gebracht, während das Beschädigte hier am Orte oder in der Nachbarschaft seine Abnehmer findet (z. B. an Detaillisten, welche nun wieder die beschädigte Partie bohnenweise auslesen). Ähnlich mit Zucker; jede Kiste wird geöffnet, geringere Beschädigung abgenommen, stark beschädigte Kisten zurückgesetzt, alles sortirt, das Beschädigte an hiesige Zuckersieder verkauft, das Übrige versandt, nach jedem Orte die Art, die dort gerade verlangt wird; der Brasilkaffee von starker Farbe nach dem Norden, die blässern, aber reiner schmeckenden Sorten nach Deutschland, der schönste Havañazucker nach Petersburg u. s. w. Eine genaue Sortirung der Waare und die nur hierdurch gegebene Gewißheit, den Abnehmer völlig zufrieden zu stellen, ist für Hamburg um so nothwendiger, als fast allen denjenigen, welche transatlantische Artikel von hier beziehen, Credit gegeben werden muß. In England nimmt man es damit weniger genau; wer von dort Baumwolle bezieht, muß sich schon dabei beruhigen, daß von einer starken Partie nur der zehnte Ballen untersucht ist, und muß in der Regel für den Betrag Wechsel acceptiren und bezahlen, immer darauf gefaßt, hinterher Ungleichheiten in der Waare zu finden. In Hamburg wird in der Regel jeder Ballen untersucht und nach seiner Qualität sortirt, und in diesen Verhältnissen liegt eine Haupturſache, durch welche es dem deutschen Markt bisher möglich wurde, sich der überwiegenden Handelsmacht Englands gegenüber zu behaupten.“ (Denkschrift des hamburger Senats vom Jahre 1847.)

Eine fernere Eigenthümlichkeit des hamburger Zwischenhandels ist es aber auch, daß sehr häufig die betreffenden Waaren, namentlich Getreide, Hamburg gar nicht berühren, sondern auf hamburger Rechnung direct vom Auflade- auf den Abladeplatz befördert werden, z. B. Weizen von Königsberg nach London. Der königsberger Händler hat zu dem Geschäft vielleicht nicht die Kapitalien und Vorbereitungen, und der londoner Käufer ist nicht geneigt oder auch nicht im Stande, die einzelnen Continentalmärkte aufzusuchen. Ähnliches läßt sich von den sogenannten schwimmenden Ladungen sagen, die auch auf hamburger Rechnung von einem transatlantischen Platze nach Europa befördert werden und erst im Kanal ihre definitive Bestimmung, oft gar nicht auf Hamburg erhalten. Auch Credit- und Geldvorschüsse werden von der hamburger Börse in großem Umfange nach den verschiedensten Seiten hin geleistet; oder auch der hamburger Kaufmann gibt seine Namensunterschrift auf Wechseln her, um Zahlungen dritter auf oder über einen andern Wechselplatz zu ermöglichen (acceptirt für fremde Rechnung). Thäte er es nicht, so würde jener andere nur mit sehr großen Schwierigkeiten und Kosten seine Zahlungen leisten können. Man sieht, mit wie tausendfachen Fäden der Verkehr Hamburgs in die geschäftlichen Verhältnisse der weitesten und verschiedensten Kreise verknüpft ist, und wie jede Beschädigung Hamburgs auf diese zurückwirken muß, und umgekehrt. Hamburg ist aber selbst aufs engste an den englischen Handelsverkehr und den englischen Wechselverkehr angewiesen, und verhält sich in einzelnen Beziehungen zum londoner Geldmarkt wie etwa die von Hamburg abhängigen Plätze zum hamburger Markte. Die raschern Verbindungen und die größern Kapitalien der Neuzeit haben übrigens mannichfache directe Verbindungen zwischen London und einzelnen Plätzen des eigentlichen hamburger Handelsgebiets entstehen lassen. Hamburg hat unter solchen Verhältnissen seine Kapitalien und seinen Unternehmungsgeist so ausschließlich dem Wechsel- und Waarenverkehr zugewandt, daß der Handel mit geldwerthen Papieren (Effecten) sich daselbst nur sehr langsam und nie in bedeutendem Grade hat einbürgern können.

Es versteht sich von selbst, daß Hamburg den zahlreichen Lockungen der letzten zehn Jahre nach mehr schnellem als sicherm Gewinn auf die Dauer nicht widerstehen konnte; nur folgte es dieser Richtung in der ihm eigenthümlichen Weise. Anderswo legte man Crédit-mobiliers oder Banken an, oder errichtete sonst welche umfassende Actienunternehmungen; in Hamburg specu-

lirte man auf die Waarenpreise in- und außerhalb Deutschlands. In Hamburg verstand man sehr schnell die commerzielle Bedeutung der californischen Goldauffindungen, indem man schleunigst auf die dortigen hohen Waarenpreise Speculationen unternahm. Die zahlreichen Unternehmungen auf der ganzen Erde, die reichen Gewinne und der anscheinend allenthalben so sehr gestiegene Wohlstand, die zugleich damit sich mehrende Consumtionsfähigkeit fast aller Klassen der Bevölkerung, die durch mehrfache geringe Ernten kaum angegriffen schien, dies alles bewirkte eine Steigerung der Waarenpreise, die man freilich auch in Hamburg nicht auf diese Umstände, sondern, wie allerwärts, auf den verminderten Geldwerth zurückführte. Damit schien denn das Ende dieser Preissteigerungen kaum gegeben, und die beste Speculation war es somit, möglichst viel Waaren anzuhäufen, um sie bei den erwarteten höhern und höchsten Preisen allmählich wieder loszuschlagen. Dieses Anhäufen selbst schon mußte natürlich die Preise weiter steigern, indem es die Waaren seltener machte und so die Täuschung über Ursache und Wirkung noch vermehrte. Die gleichzeitige Verwendung der Telegraphie zu Handelszwecken erleichterte nicht blos, sondern beförderte geradezu solche Operationen. Durch dieses Hülfsmittel können gegenwärtig sämmtliche Börsen sofort den für irgendeine Waare irgendwo bezahlten höchsten Preis erfahren, und man ermangelt dann nicht, diesen Preis ungesäumt allenthalben zur Geltung zu bringen. Ist man kühner und reicher, so kann man sogar dieses Mittel direct zu Speculationen auf den eigenen Platz erfolgreich verwenden.

Natürlich bedurfte es zu allen Geschäften dieser Art sehr großer Kapitalien, mindestens für die Tonangeber. Die andern Geschäftshäuser waren nicht leicht im Stande, es ohne unmittelbaren Absatz ebenso lange auszuhalten und mußten sich mit dem Gewinn begnügen, welcher als Differenz zwischen Ein- und Verkaufspreisen lag, und der in den drei Jahren 1854—57 oft ein sehr großer und leichter war. Diejenigen Geschäftshäuser, die nicht sofort wieder verkauften, hatten ebenfalls rasche Gewinne, freilich vorerst nur in ihren Handlungsbüchern, in welchen sie die Waaren zu den höhern Preisen aufführen konnten. Die mit Absicht unterhaltene Verzögerung des Absatzes verminderte aber immermehr den Betrag an disponibeln Kapitalien und nöthigte zur Ergreifung künstlicher Credit- und Kapitalmittel. In den der Krisis vorangegangenen Jahren war, wie noch nie vorher, ein gewaltiges Drängen auf Erleichterung des Geldumsatzes in Hamburg eingetreten: die größere Beweglichkeit der Kapitalien sollte deren immer fühlbarer werdenden Mangel ersetzen. Manche damals noch bestehende Einrichtungen der großen Bank rechtfertigten allerdings die Maßregeln, welche man in dieser Richtung durchführte. Das allein aber konnte um so weniger ausreichen, da zu gleicher Zeit die Bank- und Creditoperationen in andern Theilen Deutschlands die disponibeln Kapitalien in neue Bahnen lenkten, sie da mangeln ließen, wo man sie bisher zu finden gewohnt war, und sie Unternehmungen zuführten, denen sie bisher nicht zugeflossen waren. Es war das die Zeit, wo das Fieber des Actienspiels begann, wo nicht in reellen Unternehmungen, sondern im Auftreiben des Actiencurses Gewinn gesucht und, wie immer in den ersten Zeiten eines solchen Schwindels, auch erreicht wurde. Hamburg dürfe wenigstens in der Gründung von Bankinstituten nicht zurückbleiben, so lautete damals die allgemeine Parole, und durch die Errichtung von zwei neuen Banken zu fast gleicher Zeit, beide bestimmt für die höhern kaufmännischen Kreise, wurde denn auch diesem Bedürfnisse genügt.

Doch, damit war es nicht abgethan. Die individuelle Kraft des einzelnen Kaufmanns mußte stärker angespannt werden, um die Geldmittel zu vervielfältigen, und in dieser Absicht ward denn gerade in den letzten Jahren vor der Krisis der Weg der comptanten Zahlung immermehr gegen Zahlung durch Wechsel auf Zeit verlassen. Die Wechsel selbst wurden in der Regel discontirt; es geschah dies ja an so vielen andern soliden Börsen, warum sollte es nicht in Hamburg sein! Auch gegen einen andern eigenthümlichen und soliden Gebrauch der hamburger Börse ward eifrig Sturm gelaufen: gegen die Scheu vor sogenannten Platzwechseln — Wechsel, deren Aussteller und Bezogener (Acceptant) an einem und demselben Orte wohnhaft sind. Diese Scheu beruhte auf der Furcht, daß durch solche Wechsel der Platz mit unsoliden Papieren überfüllt werden könnte, zumal in Hamburg, wo ein sehr bedeutender Platzumsatz auf Speculation besteht, die Controle darüber, ob die Wechseloperation auch auf einem soliden Geschäft beruht, schwerer ist als anderswo. Wie viel oder wie wenig aber auch an dieser Besorgniß sein mochte, aus der Übertreibung, mit der man an jenem Gebrauche festhielt, entwickelten sich die bedenklichsten Verhältnisse. Um nämlich zum Ziele zu gelangen, fingirte man für Geschäfte, denen ein Platzumsatz zu Grunde lag, Wechseloperationen von außen her, und discontirte solche Wechsel an der Börse, wo man sich begnügte, die Unterschriften auf dem einzelnen Wechsel zu

prüfen, ohne die innere Natur des Wechsels weiter zu untersuchen. Solches Verfahren erschien wie darauf berechnet, Creditmisbräuche auf Grundlage des Wechselcredits zu befördern. Das geschah denn auch in jenen Jahren in Wirklichkeit im allerweitesten Umfange. Man zog Wechsel hin und her, z. B. auf consignirte Waaren oder auf gewährten Credit, indem der Acceptant zur Sicherheit sogleich einen andern Wechsel trassirte. Da man das nach allen Seiten zugleich that, die Beziehungen nach allen Seiten vervielfältigte, die verfallenen Wechsel immer wieder durch neue bezahlte, so ward ein System von Wechselreiterei begründet, das seinen Mittelpunkt in Hamburg und auch in London, seine Verzweigungen auf sämmtlichen Plätzen des hamburger Handelsgebiets hatte. Hin und wieder ist diese Wechselreiterei, über deren Ernst manches hamburger Haus sich sehr täuschte, in Wechselschwindel ausgeartet, indem man, in seltenen Fällen, fingirte Namen auf die Wechsel setzte, öfter aber, indem man, wie wir das schon in Bezug auf England bemerkt haben, für eine geringe Vergütung „Strohmänner" erwarb, die ihre ganz werthlosen Namen auf Wechsel schrieben. Die soliden Häuser, oder die es zu sein meinten, begnügten sich mit $\frac{1}{2}$ Proc. Provision für ihre Wechselaccepte, d. h. Vergütung für Gewährung des Credits und die Mitübernahme der Gefahr. Man wird sich einen Begriff von den Summen machen können, welche bei dieser Art von Wechseloperationen in Betrag kamen, wenn man erfährt, daß die bezüglichen Provisionen bei einzelnen großen hamburger Häusern den wesentlichen Theil ihrer Einnahme bildeten — ein Umstand, der für andere geradezu verlockend wirken mußte.

In der Verbindung mit londoner Häusern wurden denn namentlich Westindien und das skandinavische Europa in der beschriebenen Weise mit Wechseln versorgt, welche hamburger Accepte trugen. Daß der westindische Verkehr mit Nordamerika, sowie der Verkehr über Centralamerika mit californischen Unternehmern, daß auch einzelne Theile Südamerikas wegen ihres Productenreichthums und ihrer theilweise ungeordneten Zustände für die Unternehmungslust continirter Kaufleute ein reiches Feld boten, versteht sich von selbst, zumal hamburger Häuser vielfach Zweigetablissements dort errichtet hatten. Dazu kamen noch die großen allseitigen Conjuncturen in Colonialwaaren, namentlich in Kaffee, welche, weil anscheinend auf gesunder sicherer Waarenspeculation beruhend und zahlreiche Umsätze herbeiführend, den Wechselumsatz und den Wechselcredit ebenfalls stark vermehrt hatten. Auf europäischem Boden waren die an einzelnen Naturproducten zwar reichen, aber im allgemeinen nicht gerade durch Wohlhabenheit hervorragenden skandinavischen Länder, Finnland eingeschlossen, durch den Krieg der Westmächte gegen Rußland zu großer Unternehmungslust angestachelt worden, indem über sie der durch die Blokaden gestörte Handelsverkehr nach und von Rußland zu einem sehr bedeutenden Theile geleitet wurde, natürlich nicht selten auf gefahrvollen Umwegen, die aber begreiflicherweise die Gewinnlust noch mehr anspornten. In den Jahren 1852—55, also in der eigentlichen Kriegszeit, stieg die Einfuhr in Schweden von 29 auf 56 Mill. Rthlr., die Ausfuhr von 28 auf 64 Millionen. Aber auch noch im Jahre 1856 vermehrte sich die Einfuhr in Schweden bis über 70 Millionen, während die Ausfuhr auf 61 Millionen sank. Man erkennt aus diesen Zahlen, wie groß die Gewinne waren, welche Schweden während des Kriegs machte, wie sehr aber, ohne entsprechende Vermehrung des Gewinns, auch nach dem Kriege der Consumtions- und Geschäftseifer gesteigert blieb. In dieser ganzen Zeit wurden von Hamburg aus vielfache neue Verbindungen dort eingeleitet oder alte erweitert, und dieselben vorzugsweise durch deutsche in London etablirte Häuser mit dem englischen Wechselverkehr in Verbindung gebracht. Diese auf die Grundlage eines in Hamburg oder London eröffneten Credits in Umlauf gesetzten und später auch in Hamburg oder London acceptirten Wechsel vertraten, innerhalb der betreffenden kaufmännischen Kreise, in vielen Beziehungen etwa die Rolle des in andern Ländern cursirenden Papiergeldes, auch eines vorzugsweise auf dem Credit beruhenden Umlaufspapiers.

Wir können natürlich dieses Ineinandergreifen so vieler Geld- und Creditverhältnisse, abwechselnd auf Waarenumsatz, auf Speculation und Creditgewährung beruhend, nur in den alleräußersten Umrissen andeuten. Diese Andeutungen werden jedoch genügen, um den gefährlichen Boden zu zeigen, auf welchem, nicht das gesammte hamburger Geschäft, aber eine bedeutende Zahl von Börsenleuten sich schon lange vor der Krisis bewegte. Für die übrigen war es durch die Verzweigungen des Geschäfts- und des Wechselverkehrs kaum möglich, sich außer jeglichem Zusammenhange mit jenen Kreisen zu halten, und an eine Gefahr dachte die Mehrzahl um so weniger, da auf so vielen dieser Wechsel durchaus für solid erachtete Unterschriften, also solidarisch Mitverpflichtete, sich befanden. Man wird aber um so mehr begreifen, wie unter solchen

Verhältnissen jede auch geringere Erschütterung der Creditverhältnisse an der hamburger Börse verhängnißvoll werden konnte.

Dieselbe Verwickelung von Wechseloperationen wiederholte und erweiterte sich denn auch nach vielen Theilen des innern Deutschland. Ja, wir können es nach dem, was seitdem darüber bekannt geworden, unumwunden hier aussprechen: der Credit, den hamburger Wechsel allenthalben hatten, wurde systematisch zur Betreibung von geschäftlichen Operationen aus dem Innern Deutschlands heraus mit dem Hauptzwecke benutzt, um in Hamburg acceptirte und zahlbare Wechsel in Umlauf zu setzen. Bei der spätern Abwickelung der Krisis fand man in Hamburg Firmen auf, deren Träger dem Anschein nach selbst etablirt waren, während sie doch nur ihre Namen hergaben, um von Berlin oder Breslau her geleitete Wechseloperationen sehr bedenklicher Art zu ermöglichen. Wenn auch solche Firmen gänzlich außerhalb des eigentlichen hamburger Geschäfts blieben und ihre Wechsel sich nur ausnahmsweise bis dahin verstiegen, so hat doch der schreiende Misbrauch des Credits, den sie begangen, späterhin in weiten Kreisen das peinlichste Aufsehen erregt, so geringfügig im Verhältniß auch die Summen waren, die dabei in Betracht kamen. Leider hatte es aber im Verlauf der ganzen Entwickelung nicht ausbleiben können, daß der directe Einfluß des Creditfiebers auch nach Deutschland übergegangen war. Wie erwähnt, hatte man bereits verschiedene Crédit-mobiliers errichtet, welche sowol reichliche Kapitalien an sich gezogen, als auch die Zahl der Actienspieler stark erhöhten. Hierzu traten noch die längs der preußischen Grenze in Thüringen errichteten Banken mit ihren starken Ausgaben von Papiergeld — eine Speculation zur Umgehung der strengen preußischen Bankgesetze. Die preußische Regierung antwortete auf dieses Manöver mit dem bekannten Verbote, das dann bei andern deutschen Regierungen Nachahmung fand, verkehrshindernd wirkte und dadurch die Spiellust und mit ihr den ungesunden Unternehmungsgeist beförderte. In diesen Übertreibungen des Credits folgte, wie gesagt, Deutschland nur der ganzen Richtung jener Zeit, vor allem dem Beispiele, das Frankreich gegeben hatte, dessen innerlich so tief beschädigten Zustände die Jagd nach raschem Gewinn vor dem Streben nach einem aus andauernder Thätigkeit erzielten Erwerbe in vielen geschäftlichen und andern Kreisen so stark begünstigten. Deutschland ist der nächste Nachbar Frankreichs, und auch seine politischen Zustände leiden an Unsicherheiten.

Wie stark nun auch die Verirrungen vieler hamburger Geschäftshäuser sein mochten, die spätere Abwickelung der Krisis hat es ergeben, daß diese Verirrungen doch *bei weitem nicht so allgemein* waren, als nach deren Ausbruche von vielen Seiten behauptet wurde. Nicht die wie umfangreich auch immer betriebene Anspannung des Credits einzelner Häuser führte die hamburger Börse in die Krisis hinein, sondern das Zusammenwirken vieler außerordentlicher Umstände, die sich rasch auseinander entwickelten. Als die ersten Nachrichten über die nordamerikanische Handelsstockung nach Hamburg gelangten, war man daselbst zwar nicht ohne alle Sorge, jedoch sehr weit entfernt davon, irgendwie erhebliche Nachwirkungen daraus zu befürchten, nicht blos weil die directen Beziehungen Hamburgs zu den Vereinigten Staaten dazu weniger Veranlassung boten, sondern weit mehr wegen des der hamburger Börse innewohnenden starken Gefühls unbedingter Sicherheit. Man täuschte sich vielleicht auch über den Umfang der in hamburger Wechseln vorhandenen Creditgewährungen, sowie über die mancherlei damit verknüpften Wechsel- und Geschäftsoperationen. Man war nicht ganz im Stande, die Verzweigungen dieses Wechselverkehrs an der hamburger Börse zu überblicken; man hatte auch keine rechte Einsicht in die Höhe der Summen, um welche es sich für die hamburger Börse dabei handelte. Etwas mag zu diesem Mangel an Überblick der Umstand beigetragen haben, daß es seit Errichtung der beiden neuen Banken möglich geworden war, größere Wechselbeträge auf einmal bei denselben unterzubringen, deren Umfang sich somit der Beobachtung der Börse entzog. Eine Veröffentlichung des in den letzten Monaten immer stärker anschwellenden Betrags der für alle in Hamburg zahlbaren Wechsel gesetzlich erforderlichen Stempelabgabe hätte vielleicht zur rechten Zeit eine Warnung sein können; eine solche war aber bei der im hamburger Staatswesen herrschenden Heimlichkeit von selbst ausgeschlossen. Man hat später erfahren, daß in den Monaten August bis October 1857 die Stempelabgabe auf Wechsel, $^1/_2$ Promille, sich auf 220000 M. Bco. belief, was einem Wechselbetrage von 440 Mill. M. Bco. für jene drei Monate entspricht. Der regelmäßige Wechselumlauf in ganz England und Schottland wird auf 100 Mill. Pf. St., also auf etwa 1350 Mill. M. Bco., geschätzt, eine Zahl, aus welcher die unverhältnißmäßige Größe des damaligen hamburger Wechselumsatzes von selbst erhellt. Im Monat November, als baares Geld immermehr zu fehlen begann, während gleichzeitig

viele Verpflichtungen einzulösen waren, ist wahrscheinlich der Wechselumsatz in Hamburg noch mehr gestiegen.

Wiewol die ersten Nachrichten von den Vorfällen in Nordamerika keineswegs allgemein mit Sorglosigkeit aufgenommen wurden, so galten diese Nachrichten anfänglich doch für sehr übertrieben. Als aber die Posten immer schlimmer lauteten und die Thatsachen nicht mehr abzuleugnen waren, als ihr Hinübergreifen nach England ersichtlich ward, und man sich nicht mehr verhehlen konnte, daß auch die hamburger Börse darunter leiden würde; als im weitern Verlauf der Disconto der Englischen Bank in so kurzen Zwischenräumen bis zu 10 Proc. stieg, und eine ärgste Verwirrung daselbst nur durch eine Suspension der Bankacte vermieden werden konnte — da stieg auch mit jedem Tage in Hamburg die Unruhe der Kaufmannschaft. Natürlich, daß auch hier der Disconto immer weiter hinaufstieg, während es auf der andern Seite nicht an solchen fehlte, die irgendwelche Gegenwirkung gegen eine solche, wie sie behaupteten, das Geschäft bedrückende und die Gefahr heraufbeschwörende Discontosteigerung lebhaft forderten. Es ist aber gerade eine Eigenthümlichkeit des hamburger Geschäfts — und gewiß keine der schlimmsten —, daß Hamburg irgendeine Einrichtung, z. B. eine Bank, durch welche künstlich auf den Stand des Disconto eingewirkt werden könnte, nicht besitzt, und es hatten auch die beiden neuerrichteten Banken keineswegs die Privatdiscontenten aus dem Geschäfte verdrängt, zu denen namentlich die Bevollmächtigten der zahlreichen in Hamburg bestehenden Seeversicherungsgesellschaften gehören, welche in dieser Weise ihre sonst müßig liegenden Kapitalien nutzbar machen. Der Disconto mußte aber an der hamburger Börse um so mehr steigen, da überhaupt der deutsche Kapitalienmarkt durch die zahlreichen Nachzahlungen auf die vielen Actienunternehmungen in jener Zeit stark in Anspruch genommen war.

Es erfolgten nun die ersten Zahlungssuspensionen von deutschen Häusern in London, deren Verzweigungen nach Hamburg und dem ganzen europäischen Norden bekannt waren. Diese Suspensionen vermehrten die Unruhe, ohne jedoch schon jetzt zu ernstlichen Besorgnissen zu führen, selbst dann nicht, als die Verlegenheiten mehrerer hamburger Häuser bekannt wurden. Erst in der zweiten Hälfte des October gingen unbestimmte Gerüchte über einzelne der bedeutendsten hamburger Geschäftshäuser um, und es trat auch in dieser Zeit zuerst eine größere Geschäftslosigkeit an der hamburger Börse ein. Jedoch nicht von Hamburg, sondern von Stettin und Berlin aus erfolgte der erste Schlag, als dort ein bedeutender Getreidespeculant fallirte, der sofort die Suspensionen mehrerer, allerdings nicht bedeutender hamburger Häuser nach sich zog. Die immer weiter umgreifende Unruhe sollte noch durch die unmittelbar darauf eingehende Nachricht von neuen Zahlungssuspensionen deutscher, in London etablirter Häuser bedeutend vermehrt werden, zumal dieselben weitere Zahlungssuspensionen von hamburger Häusern, auch diese noch nicht ersten Ranges, zur Folge hatten. Von noch größerer Bedeutung war es aber, als die durch alle diese Umstände herbeigeführten Verlegenheiten eines schwedischen, in Hamburg etablirten Hauses, das außerordentlich bedeutende Wechselumsätze nach dem Norden gemacht hatte, bekannt wurden. Jetzt fing man an ernstlich zu fürchten; einflußreiche Kaufleute und Mäkler traten in eifrige Berathung, um rasche Mittel zur Beschwörung des drohenden Sturms zu finden. Selbst die Commerzdeputation berief wiederholt die ihr bekannten Wechselmäkler zur Berathung von Abhülfsmaßregeln zusammen, fand es jedoch für gerathen, nichts zu thun, um nicht, wie sie meinte, dadurch die Aufregung zu steigern. Um so eifriger waren andere bestrebt, jenes Haus zu stützen, damit nicht durch die Stockung der an der hamburger Börse in sehr großen Beträgen umlaufenden schwedischen Wechsel die Gefahren sich weiter verbreiteten. Vielleicht war dies der erste Fehler, den man beging, indem man gerade den unsolidesten Theil des hamburger Geschäfts zu stützen suchte. Das Haus war unrettbar verloren, und man hätte den Versuch wol kaum noch gemacht, wenn nicht altbekannte hamburger Häuser ähnliche Creditüberschreitungen nach dem Norden vorgenommen, die so in Gefahr kamen, mit zu stürzen. Es wurden von Hamburg aus selbst Unterhandlungen mit der stockholmer Bank angeknüpft, damit diese durch Creditgewährungen und Garantieübernahmen jenem Hause Gelegenheit gäbe, seine Kräfte wieder zu sammeln; doch, nahe am Ziele, brachen die Unterhandlungen wieder zusammen, weil die Nachricht von der weitern Zahlungseinstellung deutscher Häuser in London einging. Unter dem Einflusse dieses Umstandes, der in Hamburg und in Schweden vor allem für das betreffende Haus neue Verlegenheiten herbeiführte, weil nunmehr die auf die londoner Firma gezogenen Wechsel mit Protest auf die hamburger und schwedischen Unterzeichner zurückkommen mußten, schien es nicht mehr gerathen, die zu übernehmenden Garantien in Vollzug zu setzen.

Die eigentliche Gefahr lag aber weniger in dem einzelnen Ereigniß als in der ganzen Zusammenfügung der Verhältnisse. Wie wir bezüglich Nordamerikas und Englands schon bemerkt haben: in der mercantilen Welt wirken Befürchtungen so schlimm und mitunter noch schlimmer, als das eingetretene Unglück selbst wirkt. Man war in Hamburg in seinem eigenen Vertrauen wankend geworden, man fing an, niemand mehr für ganz sicher und außerhalb aller Gefahr zu halten, und nahm Anstand, gute Wechsel für einen Disconto von 10 Proc. und darüber zu nehmen. Wie es unter solchen Verhältnissen ganz regelmäßig geschieht, der vorsichtigere Kaufmann begann seinen Geldvorrath, also zunächst sein Silber in der Bank zu vermehren und minderte dadurch den allgemeinen Vorrath an disponibelm Kapital nur noch weiter; er konnte ja nicht wissen, durch welche fernere Zahlungseinstellungen seine Verluste und die Ansprüche an ihn steigen würden. Hamburger Häuser kündigten nach allen Seiten ihre Credite, weil es unter solchen Verhältnissen unmöglich war, neue Verpflichtungen zu übernehmen. So verbreitete sich zugleich rasch das Gefühl der Unsicherheit auch außerhalb Hamburgs, zumal man dort noch viel weniger die Natur der über Hamburg hereingebrochenen Krisis beurtheilen konnte. Wer Zahlungen nach Hamburg zu leisten hatte, konnte dies, beim Daniederliegen des Geschäfts, so wenig in Übersendung von Waaren als, bei den gestörten Creditverhältnissen, in Wechseln thun: er mußte vielmehr zu diesem Zwecke Bancogeld, d. h. Silber, mit schweren Kosten herbeischaffen und es nach Hamburg übersenden. Nicht minder eifrig bestrebt waren viele hamburger Häuser, selbst mit Verlust Silber nach Hamburg zu ziehen, um so angesichts der Ansprüche, die an sie möglicherweise gemacht werden konnten, ihre Zahlungsfähigkeit unter allen Umständen sich zu erhalten. Es war eine völlige Umkehr aller gewohnten Verhältnisse, und ihr entsprach die Unruhe darüber an den andern großen Handelsplätzen. Namentlich auch in England, wo man schon lange den Lauf der Dinge auf dem Continent mit steigendem Mistrauen verfolgt hatte, wo man selbst in einer Creditkrisis begriffen war und wahrnehmen mußte, wie dadurch vor allem die deutschen Häuser in London afficirt wurden, hegte man sehr bald für Hamburg, dessen umfassende Wechselumsätze man kannte, die größten Besorgnisse, und dies vermehrte natürlich die Gefahr. Das gerade ist das Eigenthümliche bei jeder Art von verwickelten und außer Gleichgewicht gerathenen Creditverhältnissen, daß Ursache und Wirkung fortwährend ihre Stellen tauschen.

Eine unheimliche, höchst gedrückte Stimmung, die natürliche Folge so großer Zerrüttungen, begann in der zweiten Hälfte des November an der hamburger Börse.*) Wiewol in diesem Stadium sicherlich noch vieles Unheil durch feste Leitung und festes Auftreten abzuwenden gewesen wäre, so wußten doch bereits die Leiter der hamburger Börse nur noch zu Palliativen, wenn überhaupt zu etwas, zu greifen. Die beiden Discontobanken gingen im Versuche, in dieser Weise Abhülfe zu schaffen, voran. In einem gemeinsamen öffentlichen Anschlage an der Börse vom 20. Nov. erklärten sie sich zur Erleichterung des kaufmännischen Publikums bereit, indem sie den Umsatz im Wechselverkehr zu befördern und Störungen vorzubeugen versprachen. Was man mit dieser Maßregel bezweckte, war unverkennbar. Bei der immermehr stockenden Wechselroulance und dem zugleich sich steigernden Bedürfniß nach Zahlmitteln, wollten die Banken der Börse das Vertrauen einflößen, daß noch Abhülfe gegen diesen Zustand möglich sei, und daß sie das Ihrige dazu beitragen würden. Die Banken waren vielleicht hierbei auch von dem Wunsche geleitet, ihr Versprechen der Hebung und Unterstützung des Verkehrs, das sie, wie andere Banken, bei ihrer Gründung geleistet, in so schweren Zeiten zu lösen. Allein etwas Ernstliches zu thun, besaßen die Banken schwerlich die Mittel, und sie würden sich selbst ganz gewiß, hätten sie es bewerkstelligen wollen, in große Gefahren gebracht haben. Daher kam es denn, daß diese Verkündigung, einen Augenblick vielleicht mit Freude begrüßt, gleich darauf nur noch niederschlagender wirkte, denn die Größe einer Gefahr, zu deren Abwendung die Banken einen solchen Schritt unternommen hatten, war nicht zu verhehlen. Als das Mittel ohne beruhigenden Einfluß auf die Börse sich erwies, ward ein anderer Schritt unternommen, der, wie man hoffte, energischer wirken sollte. Die Börse sollte veranlaßt werden, durch eigene Mittel die nunmehr fast ganz ins Stocken gerathende Wechselroulance zu befördern, und zugleich dem Auslande den Beweis zu geben, daß in Hamburg noch Kräfte vorhanden seien, sich zu helfen. Am 23. Nov., gleich nach Beginn der Börse, hielt ein Wechselmäkler, der durch die Leistung von

*) Unter „Börse" ist hier nicht, wie anderwärts, der bloße Handel mit Papieren, sondern die Zusammenfassung sämmtlicher hamburger Geschäftszweige, unter denen, wie erwähnt, der Fondshandel nur eine geringe Rolle spielt, zu verstehen.

Unterschriften auf die von ihm negocirten Wechsel selbst schon in Verlegenheit gerathen war, eine Ansprache an das Börsenpublikum, worin er unter Schilderung der traurigen Zeitverhältnisse zur Ergreifung außerordentlicher Maßregeln aufforderte, und zu diesem Zwecke die Errichtung eines Garantie-Discontovereins vorschlug. Dieser Verein sollte, gestützt auf ein sofort zu zeichnendes Actienkapital von mindestens 10 Mill. M. Bco., die noch von der Verwaltung für creditwürdig erachteten Wechsel mit seinem Indosso versehen, damit sie mit dieser sichernden Garantie wieder in den Verkehr übergehen könnten. Man hoffte somit, die Stockung des Wechselumsatzes mindestens an einzelnen Punkten wieder zu beseitigen. An verschiedenen Stellen der Börse und der Börsenhalle wurden Tische mit Unterschriftsbogen für die Zeichnung von 10 Mill. M. Bco. aufgestellt. Man zeichnete sofort in großen Beträgen, und schon nach drei Stunden ward von der Börsengalerie herab verkündigt, man könne jetzt ins Ausland telegraphiren, daß mehr als die verlangte Summe gezeichnet sei.

Diese seltsame Maßregel erwies sich sehr bald ebenfalls als fruchtlos, denn sie traf den eigentlichen Hauptpunkt der Schwierigkeiten nicht, und es konnte also dadurch nach außen keine Wirkung hervorgebracht werden. Zwar trat am nächsten Tage der Garantie-Discontoverein, zu dem zunächst 10 Proc. von den Unterzeichnern einbezahlt wurden, ins Leben, und er fing an, seine garantirende Unterschrift auf die von ihm für gut erachteten Wechsel zu leisten, in der Hoffnung, mindestens diese wieder in den Verkehr gebracht zu sehen; allein, wenn auch ein Theil dieser Wechsel hier und da vielleicht besser begeben werden konnte, so waren es doch nicht Wechsel, welche die Börse so sehr dringend brauchte, sondern Bancogeld, d. h. Silber. Auch in Nordamerika und England hatte sich gezeigt, daß in Zeiten commerzieller Schwierigkeit vor allem sich das Bedürfniß nach Edelmetall, dem einzigen allenthalben und zu jeder Zeit werthvollen Besitz, sich geltend macht. Zudem war das Kapital des Garantievereins rasch durch die gewährleisteten Wechselbeträge erschöpft; und schon am dritten Tage mußte er seine Thätigkeit einstellen. Das Schlimmste aber war, daß mislungene Versuche solcher Art die Schwierigkeiten erhöhten und das Selbstvertrauen noch mehr abschwächten.

Wenn man jetzt nach Abwickelung der Geschäfte wahrnimmt, wie wenig wirkliche Insolvenz in jenen Tagen vorhanden war, da trotz der ungünstigen Zeitlage die Mehrzahl der wichtigern Häuser zu voll, und eine große Zahl derselben sehr beträchtliche Dividenden bezahlt hat, ja sogar die vom Garantie-Discontoverein erlittenen Verluste unerheblich geblieben sind: so läßt sich gar nicht verkennen, daß in jenen Tagen es vor allem an Muth und an Einsicht gebrach. Freilich wiederholt sich dieser Fall bei allen ähnlichen Gelegenheiten. Die bisher so stolze hamburger Börse war durch die Schicksalsschläge, welche über sie hereinbrachen, so außer aller Fassung gesetzt, daß nichts ihr das Selbstvertrauen wiedergeben konnte. Es war ein betrübtes Schauspiel, die kopf- und rathlosen Besucher der Börse anzuschauen, von denen ein so großer Theil kaum wußte, was der nächste Tag ihm selbst bringen werde. Kein Wechsel war mehr zu begeben, kein Geschäft mehr zu machen. Die Notare wurden mit solchen Massen von Protesten auf Zahlung und Sicherheitsstellung für Wechsel, die vom ganzen Gebiet des hamburger Handelsverkehrs hereinströmten, bestürmt, daß sie öffentlich erklärten, sie könnten für Fehler und Versehen in ihren Protesten nicht mehr aufkommen: eine freilich sehr unnütze Erklärung, da sie natürlich keinerlei Schutz gegen wirklich begangene Fehler gewährte. Später wurden ihnen Hülfsnotare zur Seite gesetzt, ohne daß sich in den ersten Tagen ihre Arbeit wesentlich verminderte, zumal man von allen Seiten Cessionen, entweder um Geld zu erhalten, oder um einzelne Gläubiger zu decken, zu machen anfing. Durch eine alte Praxis hat sich nämlich in Hamburg eingebürgert, daß in Stockung gerathene Handelshäuser, bis unmittelbar vor erklärtem Bankrott, einzelne ihrer Gläubiger mit Hintansetzung aller andern durch Überweisung von Geld oder Geldeswerth bevorzugen (sie decken). Eine heillose Verwirrung bemächtigte sich bei solchem Zusammenbrechen der Dinge aller Köpfe, der Comptoirs, der Börse, und der Vorstand der Börse, die Commerzdeputation, hielt permanente Sitzungen, ohne auf einen fruchtbaren Gedanken zu gerathen. Am wenigsten verstand die hamburger Presse damals ihre Aufgabe. In ihren wichtigsten Organen vollständig von den an der Börse herrschenden Stimmungen abhängig, wagte sie nicht, irgendwie selbständig hervorzutreten. Und doch hätte es einer kräftigen und nüchternen Leitung der öffentlichen Meinung bedurft, da die Hülfsbedürftigen und Hülfesuchenden theilweise außerordentlich extravagante Vorschläge und Klagen in die Öffentlichkeit brachten. Wie kläglich die Stimmung an der Börse war, das zeigte sich am 25. Nov., als einer der ersten hamburger Bankiers für etwa 1 Mill. M. Bco. Wechsel discontirte und die ihn umgebenden Wechselmäkler deshalb an der Börse selbst in ein förmliches Hoch auf ihn

ausbrachen. So verdienstlich erschien es, daß überhaupt noch jemand gute Wechsel zu 10 Proc. Disconto nahm. Ein solches Hoch war aber ganz gewiß noch niemals vorgekommen.

Ein noch deutlicheres Zeichen der unter den Kaufleuten überhandnehmenden Verzweiflung und der entsetzlichen Rathlosigkeit, der die Börse verfallen war, erlebte man in den nächsten Tagen. Wie gesagt, die Organe der Tagespresse thaten selbst nichts, während um so eifriger Private ihre abenteuerlichen Vorschläge zur Abhülfe der Noth in den Zeitungen darlegten. Auf zwei Punkte namentlich schien die Mehrzahl ihre Stimmen zu vereinigen: auf Ausgabe eines hamburger Papiergeldes mit Zwangscurs und auf Aufhebung des Art. 29 der Deutschen Wechselordnung. Schlimmeres als diese Vorschläge konnte es wol nicht leicht geben. Durch das Stocken des Wechselverkehrs infolge des allgemeinen Miscredits gab es an der Börse überhaupt kein ausreichendes Mittel zur Abmachung größerer Zahlungen. Dieses Mittel zur Bewirkung größerer Zahlungen wollte man nun durch Creirung von Papiergeld, das im Verkehr unweigerlich angenommen werden sollte, gewinnen. Man übersah dabei, daß ein solches Papiergeld dem Auslande mindestens nicht aufzuzwingen war, daß dieses vielmehr, bei der großen Erschütterung allen und jeden Credits in Hamburg, jenes Papiergeld in fälligen Zahlungen nur zu einem sehr niedrigen Curse annehmen würde, und daß, falls der hamburger Schuldner dennoch auf dem Vollwerthe desselben bestände, das Vertrauen zu Hamburg auf lange, lange Zeit verloren gehen mußte. Man übersah die Rückwirkungen eines solchen Mittels auf Hamburg selbst. Man bedachte nicht, daß die ersten 30 Mill. M. Bco. dieses ohne Zweifel rasch entwertheten Papiergeldes bald nicht mehr ausreichen würden. Man vergaß endlich die durch alle Erfahrungen bestätigte Lehre, daß es zwar leicht genug sei, in ein Papiergeld mit Zwangscurs hineinzugerathen, daß es aber mit den allergrößten Schwierigkeiten und den heftigsten Erschütterungen verbunden ist, sobald man sich demselben wieder entziehen will.

Was ferner die Abänderung der Wechselordnung betrifft, so wollte man dadurch vorbeugen, daß nicht durch die sogenannten Proteste auf Sicherheitsstellung das Verderben immer weiter getragen werde. Art. 29 der Deutschen Wechselordnung schreibt nämlich vor, daß bei ausgebrochener Zahlungsunfähigkeit des eigentlichen Wechselschuldners (des Acceptanten) der Inhaber des Wechsels von einem jeden der andern Wechselverpflichteten (des Ausstellers und der Indossanten) Sicherheitsbestellung auf Zahlung zur Verfallzeit im Wege eines sogenannten Sicherheitsprotestes verlangen könne. Diese Bestimmung des Gesetzes liegt aber ganz nothwendig in der Natur des Wechselcredits, der auf der solidarischen Verpflichtung aller derer beruht, die eine Wechselunterschrift geleistet haben. Für Hamburg war die Anordnung so wenig eine erst durch die Deutsche Wechselordnung eingeführte außerordentliche Härte, daß vielmehr vor derselben hier die Bestimmung galt, in solchen Fällen nicht Sicherheitsbestellung, sondern sofortige Zahlung fordern zu können. Außerdem verletzte die vorgeschlagene Änderung in der Wechselordnung nicht blos die bereits wohlerworbenen Rechte der Wechselinhaber, sondern sie gab auch das gefährliche Beispiel eines Bruchs in der Gemeinsamkeit des nicht ohne große Mühe erreichten deutschen Wechselgesetzes. Daß jene Abänderung nicht einmal irgendwie zur Abhülfe der Noth beitragen konnte, war zudem leicht genug zu begreifen, indem die Maßregel das Elend nur auf einzelne Punkte concentrirt und es also blos in andere Kreise gebracht haben würde.

Glücklicherweise war in den Senatskreisen mehr Ruhe und Einsicht in die wirkliche Lage der Verhältnisse, und man erklärte sich dort mit aller Entschiedenheit gegen die beiden Vorschläge. Das aber vermehrte nur die Angst der Verzweifelnden, sodaß endlich selbst die Börse zu einer Agitation gegen die Hartnäckigkeit des Senats, wie man es nannte, benutzt ward. Vielleicht hat nichts mehr dazu beigetragen, die ganze Katastrophe zu beschleunigen und unheilbar zu machen, als dieses Vorgehen. Die Börse hatte am 26. Nov. bereits wieder einige Ruhe gewonnen, als von neuem verzweifelnde Kaufleute agitatorische Reden von der Börsengalerie herab hielten, und ganz ernstlich davon sprachen, am nächsten Tage die nicht willfährigen Mitglieder des Senats durch Massendeputationen einzuschüchtern. Solche Vorgänge hätten sich schwerlich an der Börse ereignen können, wäre nicht auch innerhalb der Commerzdeputation eine jenen Vorschlägen sehr geneigte Stimmung und ein Gegensatz gegen den Senat vorhanden gewesen. Wie das möglich war, erscheint allerdings als ein Räthsel, zumal die kaufmännische Einsicht vieler der Mitglieder der Deputation sich nicht leugnen läßt; doch ist die Thatsache selbst unbestreitbar, da jene Vorschläge wenige Tage darauf eine bestimmte Formulirung durch diese Behörde erhielten. Ganz gewiß ist aber dabei nicht am wenigsten befremdlich das gänzliche Vergessen des freihändlerischen Princips, das doch von Hamburg immer so eifrig vertreten worden war, und das die damaligen Mitglieder der Commerzdeputation um so weniger, wie es schien, außer

Acht lassen durften, da ein großer Theil zu den Gründern des hamburger Freihandelvereins gehörte. Es war ein Vergessen des freihändlerischen Princips, daß man, anstatt des Versuchs, sich selber zu helfen, wie dies im Jahre 1799 geschehen war, auf die Hülfe des Staats Anspruch machte.

Zunächst mußte durch dieses Verhalten die Ansteckungsfähigkeit der obenberührten unglückseligen Hülfsvorschläge gar sehr verstärkt werden. Wie konnte der Senat, dessen Mitglieder ja zur Hälfte Kaufleute sind und sich in kaufmännischen Kreisen bewegen, der in solcher Weise beförderten Strömung der öffentlichen Meinung auf die Dauer sich entziehen? Ein Unterlassen jeden Beistandes mußte unter solchen Verhältnissen die Gemüther nur noch mehr erhitzen. Der Senat verstand sich endlich zu einem außerordentlichen Mittel. Am 27. Nov. ward eine Bürgerschaft zusammenberufen und derselben ein Gesetzesvorschlag vorgelegt, wonach die Kammer (die hamburger Finanzbehörde) bis zu 15 Mill. M. Bco. Privatleuten auf nicht leicht verderbliche Waaren oder solide Staatspapiere Vorschüsse bis zur Höhe von 50 und 66⅔ Proc. machen und dafür sogenannte Kammermandate ausgeben durfte. Die Bürgerschaft, fast ausschließlich aus Kaufleuten bestehend, nahm natürlich, wenn auch unter dem Widerspruch einzelner, die von einer directen Staatshülfe nichts wissen wollten, das Gesetz mit großer Majorität an. Das war der erste Schritt zum Herbeiziehen des Staats in die derangirten Verhältnisse der hamburger Börse.

In den ersten Tagen nach Erlaß des Gesetzes konnten die auf Grundlage desselben niedergesetzten „Belehnungscommissionen" nicht einmal einen großen Wirkungskreis erzielen, da zur Flüssigmachung von Geldern früher bereits auf Waarenvorräthe aller Art große Summen aufgenommen worden waren. Gründliches aber konnte mit der ganzen Maßregel nicht erreicht werden, da der Hauptschaden in der übergroßen Ausdehnung des Wechselverkehrs auf bloßen Credit hin lag, sowie in dem Mangel an Mitteln, die darauf schuldigen Summen zu bezahlen. Was die Kammermandate betraf, von welchen man gehofft, daß sie, als auf solider Grundlage beruhend, ein Ersatzmittel für den stockenden Umsatz im Geldverkehr bieten würden, so war die Hülflosigkeit der an sich selbst verzweifelnden Börse bereits so groß geworden, daß sie es gänzlich unterließ, die Staatsmaßregel auch ihrerseits zu unterstützen. Anstatt (ähnlich wie die englischen Kaufleute zur Zeit des ersten französischen Kriegs) ein rasches Übereinkommen zu treffen, die ohne allen Zweifel völlig sichern Kammermandate als Zahlung untereinander anzunehmen, sah man lieber ruhig zu, wie die Kammermandate, weil sie kein „Banco" waren, im Curse verloren und damit um so weniger zu Zahlmitteln im Verkehr verwandt werden konnten. Gerade dadurch stieg aber das Verlangen nach einem Zwangspapiergelde, als dem angeblich einzigen Mittel zur Abmachung von Zahlungen.

Von größerer Besonnenheit zeugte ein etwa zu derselben Zeit von der Commerzdeputation ausgehender Vorschlag, dem zufolge die Kaufleute aufgefordert wurden, sich zu einer frühern Einlösung ihrer noch nicht fälligen Wechsel bereit zu erklären. Die Absicht dieses Vorschlags ging dahin, einen Theil des Silbers, das von allen Seiten in der Girobank aufgehäuft lag, um spätere Zahlungsverbindlichkeiten zu decken, seitdem jede andere Zahlungsweise unsicher geworden war, wieder in den Verkehr zu bringen. Viele Kaufleute leisteten in diesen und in den nächsten Tagen dieser Aufforderung auch willig Folge, doch konnte bei der übergroßen Bedrängniß eine wesentliche Erleichterung dadurch nicht herbeigeführt werden.

Die über Hamburg hereingebrochene Handelskrisis hatte natürlich weit und breit die größte Aufmerksamkeit hervorgerufen, und dem flüchtigen Beobachter war es geradezu unbegreiflich, wodurch sie herbeigeführt worden war. Wenn irgendwo, so hatte man doch nicht in Hamburg eine solche Katastrophe erwartet. Aber die Sache ward noch viel ernster, als die Rückschläge namentlich für Deutschland sich nicht mehr verhehlen ließen. Die Geld- und Creditbeziehungen hin und her waren zu bedeutend, zumal bei dem ohnehin schon gedrückten Zustande des Kapitalmarktes. Wie in Hamburg, versuchten die Kaufleute und Fabrikanten auch der andern deutschen Staaten Erleichterung und Abhülfe der Noth von ihren Regierungen zu erlangen, und es waren dieselben auch meistentheils bereit, durch eigene Mittel oder durch die den Landesbanken gestattete größere Freiheit der Bewegung einige Erleichterung herbeizuführen. So wurde in Preußen, nach dem hamburger Vorgange, die Staatsbank ermächtigt, auf Waaren Darlehnsscheine auszugeben, so in Leipzig die dortige Bank zu Vorschüssen auf Waaren. Aber auch diese wie ähnliche in der damaligen Zeit ergriffene Maßregeln halfen nur in ganz vereinzelten Fällen, und die Noth der Kaufleute wie ihr Verlangen nach Hülfe stieg überall. Ganz ähnlich, ja vielleicht noch schlimmer sah es um diese Zeit in den skandinavischen Ländern aus, deren Verkehr so sehr auf hamburger Wechseln und hamburger Credit beruht.

Einen besonders ungünstigen Eindruck machten in Hamburg die noch immer eintreffenden Nachrichten von neuen unter den deutsch-englischen Häusern ausgebrochenen Bankrotten; sie erschütterten vollständig das ohnehin so geringe Vertrauen, das man in die bisher getroffenen Maßregeln setzte. Die Zahlungseinstellungen griffen jetzt in Hamburg gleichsam epidemisch um sich, immermehr altbewährte und für gut erachtete Firmen wurden unter den zu Falle gekommenen genannt. Es verging kein Tag, an welchem man nicht die Wechselproteste mangels Zahlung (also für bereits fällige Wechsel) nach Tausenden zählen konnte, sodaß es geradezu den Notaren unmöglich wurde, Sicherheitsproteste zu vollziehen und somit der Art. 29 der Wechselordnung zeitweilig factisch nahezu außer Geltung kam. Bei dieser Sachlage hielt es denn der Senat für angemessen, ein erleichtertes Concursverfahren der Bürgerschaft zur Annahme vorzuschlagen. Es ist dies das in der deutschen Presse so vielfach verhandelte Gesetz vom 2. Dec. zur Einführung des sogenannten Administrationsverfahrens. Etwas dergleichen war bei der Schwerfälligkeit des gewöhnlichen Concursverfahrens und der großen Menge der eingetretenen Suspensionen durchaus erforderlich; auch hatte man in der Krisis des Jahres 1799 zu einer ganz ähnlichen Maßregel gegriffen. Das Wesentliche dieses Administrationsverfahrens bestand darin, daß der Gemeinschuldner an der weitern Verwaltung und Abwickelung der zahlungsunfähigen Masse unter Aufsicht von gerichtlich bestätigten Administratoren theilnehmen konnte, während im gewöhnlichen Concursverfahren diese Verwaltung allein durch die Gläubiger oder deren Vertreter bewirkt und das vorhandene Vermögen vollständig realisirt wird. Dieses gewöhnliche Verfahren hat aber jedenfalls den großen Nachtheil, daß die Masse sofort erstarrt, indem die laufenden Verhältnisse nicht mehr abgewickelt werden können, und daß die Zwangsverkäufe in jedem Falle den Ertrag der Masse außerordentlich verringern. Da, wo Zwangsverkäufe dieser Art bestehen, wie z. B. in Preußen, werden erfahrungsgemäß böswillige Schuldner ihre Gläubiger zu einem für letztere ungünstigen Accorde leicht bewegen können, weil die Gläubiger fürchten müssen, bei jedem wirklichen Concurse noch viel weniger zu erhalten. Daß unter Verhältnissen, wo eine ganze Reihe bisher geachteter Firmen ihre Zahlungen einstellte, wobei es sich zugleich um sehr bedeutende Summen handelte, die sofortige Erstarrung der Massen für alle Theile das Übel vermehrt hätte, liegt auf der Hand. Die Resultate des Administrationsverfahrens erwiesen sich auch später namentlich für die betheiligten Gläubiger so günstig, daß die anfänglich gerade von dieser Seite aus dagegen erhobenen Klagen verstummten. Anders freilich sahen in der ersten Zeit nach dessen Einführung viele der insolvent gewordenen Kaufleute die Sache an, indem sie die Administration als ein leichteres Mittel betrachteten, sich ihrer Schuldenlast zu entledigen. Ein großer Theil nahm nicht einmal Anstand, das schon berührte und in Hamburg so gebräuchlich gewordene Deckungsunwesen auch hier zur Anwendung zu bringen. Das Gesetz wollte zudem die Wohlthat der Administration nur solchen Kaufleuten zukommen lassen, deren Status eine ansehnliche Dividende für die Gläubiger in Aussicht stellte; man wollte den Bedrängten Zeit lassen, sich zu erholen, gewissermaßen ihnen ein Moratorium ertheilen. Leider beging das Handelsgericht namentlich in erster Zeit den Misgriff, nicht immer streng auf jene Bedingung zu halten, und so ziemlich jeden ohne weiteres zum Administrationsverfahren zuzulassen. Späterhin bemühte man sich, die Sache durch größere Strenge wieder gut zu machen, sowie man auch versuchte, solche Gemeinschuldner, welche unbefugte Deckungen einzelner Gläubiger vorgenommen hatten, wieder auszuscheiden und zum gewöhnlichen Concursverfahren zu verweisen. Dies hatte auch bei andern Massen zur Folge, daß bereits vorgenommene Deckungen für Freunde und Verwandte wieder zurückgenommen und sehr große Beträge der Gesammtheit der Gläubiger gerettet wurden. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Misgriffe und die Misstimmungen der ersten Zeit dauernd auf dem ganzen Administrationsverfahren gelastet und ihre Wirkungen nicht nur innerhalb Hamburgs, sondern auch nach außen geäußert haben.

Auch an andern Orten wurden ähnliche Maßregeln ergriffen oder befürwortet. In der Nachbarstadt Altona ward das hamburger Gesetz ohne weiteres eingeführt. In Preußen erlangte jedoch die Kaufmannschaft vom Handelsminister kein außerordentliches Concursverfahren, wie es namentlich in Berlin gefordert wurde. Diese Weigerung läßt sich vom gesetzgeberischen Standpunkte allerdings rechtfertigen; aber der Wunsch nach einer gründlichen Besserung des preußischen wie des hamburger Concursverfahrens erhält damit nur um so größere Rechtfertigung.

In der Bürgerschaft vom 2. Dec. ward das erwähnte Gesetz natürlich ohne weiteres angenommen. Bei dieser Gelegenheit wurden die confusen Wünsche auf Suspension des Art. 29 der Deutschen Wechselordnung und auf Hülfsmaßregeln seitens des Staats durch Anleihen,

durch Errichtung von Banken und namentlich durch Ausgabe eines Zwangspapiergeldes immer lauter. Ein großer Theil der Anwesenden hatte sogar die Vorlage solcher Maßregeln und nicht blos die Regelung des Concursverfahrens erwartet. So geschah es denn wirklich, daß die Mehrheit der Bürger sich zu einem gegen jenen Artikel der Wechselordnung gerichteten Schritte verleiten ließ, dem glücklicherweise der Senat seine Zustimmung verweigerte.

Damit freilich waren jene Wünsche auf Zwangspapiergeld nicht beseitigt, und um so stärker traten sie auf, da man der Unterstützung der Commerzdeputation gewiß sein konnte. Unmittelbar nach der Bürgerschaftsversammlung wurde denn auch von der Commerzdeputation ein formulirter Antrag dieser Art an den Senat gerichtet. Danach sollten von einer von Staats wegen eingesetzten Commission Banknoten bis zum Belaufe von 30 Mill. M. Bco. mit Zwangscurs ausgegeben werden. Diese kaufmännische Behörde motivirte ihren Plan mit folgenden Worten: „Alle bisher versuchten Hülfsmittel haben sich als erfolglos bewiesen, dem enormen Nothstande und der gänzlichen Erschütterung des Credits abzuhelfen, oder ihn auch nur zu mildern. Die Gefahr eines allgemeinen Ruins unserer Börse ist aufs höchste gestiegen. Wenn nicht ohne den allermindesten Verzug energische, zeitgemäße Maßregeln ergriffen werden, so sind in den nächsten Tagen viele fernere Zahlungssuspensionen unvermeidlich, diese werden wieder andere Firmen in den Sturz verwickeln, und schließlich fast alles zu einem großen Chaos zusammenfassen. Hier muß auf die eine oder die andere Weise nothwendig geholfen werden, denn der Wohlstand und das Gedeihen nicht allein des hiesigen Handelsstandes, sondern unsers ganzen Staats steht auf dem Spiele. Es ist auch nicht viel Zeit mit Abwägen der verschiedenen Bedenken gegen außerordentliche Maßregeln und mit Prüfung von Palliativmitteln zu verlieren, sondern es muß, wie gesagt, ohne allen Verzug zu einer durchgreifenden Abhülfe geschritten werden, denn sonst könnte es leicht zu spät werden."

Dieses Schreckgemälde von allgemeinem Ruin und durchgreifenden Mitteln, diese Angstforderung nach Hülfe, gleichviel welcher, dieser ausgesprochene Bankrott an Muth und an Einsicht waren jedoch nicht im Stande, dem Senate zu imponiren, um so weniger als derselbe vielleicht herausfühlte, daß die Commerzdeputation, die niemals eine eigentliche Staatsbehörde gewesen ist, die Gelegenheit für günstig erachten mochte, um ihr Ansehen und ihren Einfluß zu vermehren. Aber das heftige Andringen, obendrein durch die große Mehrzahl solcher Kaufleute unterstützt, welche unmittelbare Stockungen in ihren Geschäften befürchten mußten, bewirkte mindestens so viel, daß die Majorität des Raths ihr consequentes Widerstreben gegen alle und jede directe Beihülfe durch den Staat endlich aufgab. Schon am 5. Dec. legte der Senat der Bürgerschaft den Vorschlag zur Errichtung einer Staats-Discontokasse vor, welche, unter Abzug des laufenden Disconto, zinstragende Zahlscheine ausgeben sollte, um damit Wechsel zu discontiren. Die Zahlscheine sollten vor Ende October 1858 sämmtlich wieder eingelöst sein. In diesem Vorschlage lag also der Versuch, ein Papier ohne Zwangscurs auszugeben, dessen Credit im Verkehr man von dem zugesicherten Zinsversprechen von etwa $6^7/_8$ Proc. erwartete. Die Majorität der Bürgerschaft war jedoch mit diesem Antrage, von dem sie kein anderes Resultat als von den Kammermandaten erwartete und erwarten konnte, nicht einverstanden, und es fand vielmehr der Plan der Commerzdeputation, der ihr von deren Mitgliedern mitgetheilt wurde, großen Beifall. Man einigte sich endlich zur Berufung einer aus Mitgliedern des Senats und der Bürgerschaft zusammengesetzten Commission, welche die Angelegenheit in Betracht nehmen sollte. Zugleich aber wies der Senat noch auf die Unthunlichkeit eines Zwangscurses mit dem Bedeuten hin, daß mit dem Zwangscurs jedenfalls ein Verbot der Silberausfuhr aus der Bank und aus Hamburg werde Hand in Hand gehen müssen, welche Maßregel natürlich den hamburger Credit im Auslande und die Wechsel- und Cursverhältnisse Hamburgs zu andern Plätzen vollständig vernichtet hätte. Daß die Äußerung des Raths richtig war, liegt auf der Hand, da Zahlungen nach auswärts nicht mit dem Zwangspapier gemacht werden konnten, und so das Silber, das am Platze nicht mehr nöthig wurde, vollständig hinwegströmen mußte. Zudem gab man dem Auslande die Aussicht, daß sich bei jeder neuen Handelskrisis diese Maßregel wiederholen würde, was für die Zukunft jeden blos bedenklichen Zustand des hamburger Handels sofort in einen höchst gefahrvollen umwandeln konnte.

Wie dringend man inmitten der Aufregung die Angelegenheit erachtete, das bewies das sofortige Zusammentreten der Commission und die Berufung der Bürgerschaft zum nächsten Tage — einem Sonntage. Genaue Berichte über den Hergang der Besprechung innerhalb dieser Commission fehlen. Wie man erfuhr, blieben die bürgerschaftlichen Mitglieder, mit einer Ausnahme, bei ihrer Forderung eines Zwangspapiergeldes, während besonders zwei Mitglieder

des Raths aufs entschiedenste widersprachen. Auch wäre, berichtete man, die Commission nahe daran gewesen, rathlos wieder auseinander zu gehen, als endlich ein Vorschlag gemacht wurde, der vielen Beifall fand. Nach demselben sollte eine Staats-Discontokasse errichtet werden, die jedoch keine Zahlscheine ausgeben, der vielmehr auf Grundlage gewisser sicherer Staatspapiere ein Conto in der Girobank zum Belauf von 5 Mill. M. Bco. eröffnet werden sollte, um damit bis Ende Juli 1858 Wechsel zu discontiren; auch sollte erforderlichenfalls eine Anleihe bis zu 10 Mill. M. Bco. zu demselben Zwecke gemacht werden können. Nach heftigen Debatten, in denen wiederholt auch diese Maßregel als unzureichend erklärt wurde, während man von anderer Seite die darin liegende fundamentale Änderung der allein auf Silber basirten Bankeinrichtungen lebhaft bekämpfte, kam sie endlich doch zur Annahme.

Diese Debatten und Beschlüsse bekundeten nur zu deutlich die gänzliche Demoralisation der hamburger Börse. Stolz bisher auf ihre eigene Kraft, stolz auf den Wohlstand, den sie sich selbst und nicht einer Staatsvorsehung zu verdanken hatte, bisher als Träger des Freihandelsprincips vor der Welt auftretend, vergaß die Börse im Augenblicke der Noth ihre ganze Vergangenheit und alle von ihr selbst so eifrig gepredigten Lehren der Selbsthülfe. Es war bemerkenswerth, daß ein zünftiger Handwerker in einer der vielen Bürgerschaftsversammlungen die Kaufleute förmlich beglückwünschte, daß sie vom Principe der Nichteinmischung des Staats endlich abgelassen hätten. Man hat damals in Hamburg die bisher geltende Ansicht damit zum Schweigen bringen wollen, daß man sagte, die Selbsthülfe sei zwar theoretisch, aber nicht praktisch richtig: ein sehr kümmerlicher Nothbehelf für Leute, welche sehr ernste Lehren der Vergangenheit für Erlangung eines augenblicklichen Vortheils gern hinweggaben. Und wenn auch ein späterer Bericht über die Staats-Discontokasse mit Befriedigung den Umstand hervorhob, daß sie im Drange der Noth große Dienste geleistet habe, so fragt es sich immer noch, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn man versucht hätte, ohne sie durchzukommen. In der That ist der Betrag der von der Kasse vorgenommenen Discontirungen niemals sehr umfangreich gewesen, und namentlich war dieser Betrag außer allem Verhältniß zu dem damaligen Nothstande. Denn gewiß gab es unter allen Täuschungen, mit denen man sich in Hamburg und selbst, wie aus deren Bericht hervorgeht, inmitten der Commerzdeputation in jener Zeit trug, kaum eine größer als die, welche vermeinte, die Staats-Discontokasse könne andere als die allersichersten Wechsel discontiren, und deren waren in jener Zeit nicht viele vorhanden. Hierzu kommt noch, daß, außer einem großen Grundsatze, auch die eigentliche Grundlage der alten Bank mit aufgegeben wurde, welche im wesentlichen nur eine Fundirung des Bankgeldes durch Silberbarren kennt und nur gelegentlich Belehnungen auf Kupfer, auf Silbermünze und auf Gold zuläßt, bloße Werthpapiere dagegen, die, wenn auch noch so sicher, doch die Möglichkeit einer Werthverminderung offen lassen, nothwendig ausschließt. Wie vorübergehend auch die Abweichung von dieser Grundlage gewesen sein mag, so kann sie doch ihre Folgen äußern, wenn einst ein ähnlicher Nothstand in der hamburger Kaufmannschaft wieder eintreten sollte; denn man wird das nächste mal wol nicht bei einer so bescheidenen Verletzung der Bankfundation stehen bleiben, wie es dieses erste mal noch geschah.

Die Errichtung der Staats-Discontokasse gab allerdings der Kaufmannschaft das Vertrauen zurück und kann sogar als der eigentliche Wendepunkt der Krisis bezeichnet werden. Dieser Umstand beweist jedoch nichts gegen unsere Bedenken, er beweist im wesentlichen nur, wie sehr die Börse sich selbst aufgegeben hatte. Auch in Nordamerika und in England haben wir gesehen, und bei allen derartigen Krisen ist regelmäßig die Erfahrung gemacht worden, daß der „panic" so lange im Aufsteigen begriffen ist, bis er durch irgendeine, mitunter eine selbst ganz unwesentliche Maßregel, wie z. B. im Jahre 1826 in England durch die Ausgabe von Einpfundnoten, wieder zum Stehen und dadurch zur Abnahme gebracht wird. In Nordamerika und in England, wo man größere Routine in Handelskrisen hat, half man sich im Jahre 1857 dadurch, daß man die Beseitigung unzweckmäßiger Bankgesetze gewissermaßen erzwang. In Hamburg griff man zu einem unrichtigen Mittel, das nicht dadurch zum richtigen wird, weil es für diesmal geholfen hat. Von einem allgemeinern Standpunkte aus läßt sich nur sagen, daß, ebenso wie Krisen ihren eigentlichen Steigerungsgrund in der begründeten oder unbegründeten Furcht vor einer nothwendigen Ausbreitung des Übels haben, auch umgekehrt irgendeine begründete oder unbegründete Hoffnung oder Meinung, dem weitern Umsichgreifen des Unheils könne vorgebeugt werden, den Anfang zur Besserung abgeben kann. Die Stimmung ist, wie so vielfach im kaufmännischen Leben, hier das Entscheidende, nicht aber gerade die einzelne Maßregel, an die sich die Stimmung oft gar zufällig und launisch knüpft.

Nach wenigen Tagen wurde die Staatshülfe noch um ein Bedeutendes erweitert, indem die Niedersetzung einer sogenannten Vertrauenscommission erfolgte, welche die erwähnte Anleihe von 10 Mill. M. Bco. an einzelne große Handlungshäuser, „deren Bruch nach Ansicht der Commission das Wohl der Gesammtheit am meisten gefährden würde", gegen genügende Sicherheit ausleihen sollte, damit sie ihre Zahlungen fortzusetzen und sich wieder erholen könnten. Ein ähnlicher Schritt ist wol noch niemals vorgekommen, daß man den Staatscredit einzelnen Kaufleuten, die offenbar ihre Speculationen zu weit ausgedehnt hatten, zu Gebote stellte. Man suchte den Schritt zu vertheidigen, indem man darauf hinwies, wie mit dem Bruche jener Häuser das Verderben nach allen Seiten hin und vielleicht unabsehbar sich erweitert haben würde. Zum Theil mag nun wol dem Weitergreifen des Verderbens durch die Staatshülfe Einhalt gethan worden sein, aber schwerlich in dem Grade, wie damals behauptet wurde. Die nunmehr vorliegenden Abwickelungen aus der Krisis beweisen, daß solche Firmen, die von übermüthiger Speculation und leichtsinniger Wechselreiterei fern geblieben waren, auch fast alle die Nachwehen der Handelskrisis ganz gut überstanden haben, wenn auch immerhin mit Verlust. Neunzig Millionen wurden später als der Gesammtbetrag des Passivstandes der Zahlungssuspensionen angegeben, und schwerlich gingen die befürchteten Bankrotte über den dritten Theil einer solchen Summe hinaus. Schwerlich auch konnten die Verbindungen einiger weniger Geschäftshäuser sich so weit verzweigen, wie die der großen Mehrzahl, für deren jedes Glied es sich freilich nicht um ebenso große Summen handelte, die aber zusammen weit tiefer engagirt waren. Auch hier, fürchten wir, wird eine spätere Zeit es lehren, auf welche abschüssige Bahn man durch die Gewährung dieser kolossalen Staatshülfe gerathen ist; sie wird bei jeder neuen Krisis nicht das letzte, sondern vielleicht schon das erste sein, das man fordert. Daß die Bürgerschaft den Antrag, wenn auch vielfältig mit bedenklichem Kopfschütteln, annahm, war zu erwarten. Wie schnell man hier und da die Consequenz zu ziehen wußte, bewies der von einigen Seiten gemachte Vorschlag zur Erweiterung der Staatshülfe auf die vielen gefährdeten kleinen, statt der wenigen großen Handlungshäuser. Eine solche Maßregel hätte in dem hamburger Staate das socialistische Princip des Rechts auf Credit ziemlich umfänglich zur Anwendung gebracht, und obendrein wäre durch solche Verzettelung der Staatshülfe kaum ein großer Nutzen geleistet worden.

Eine bedenkliche Folge, welche die Staatshülfe, die in Hamburg gewährt ward, herbeirief, war der anderwärts gemachte Versuch, die Sache nachzuahmen. In verschiedenen deutschen Staaten wandten sofort Kaufleute und Fabrikanten sich an ihre Regierungen zur Herbeiführung ähnlicher Unterstützungen. In einzelnen Staaten hatte das Erfolg, indem unter verschiedenen Namen öffentliche Gelder zur Unterstützung des bedrängten Gewerbstandes angewiesen wurden. Entschieden weigerte sich jedoch die preußische Regierung, diesen Weg zu betreten, indem sie es bei Erleichterungen des Bankverkehrs und zeitweiliger Aufhebung der sogenannten Wuchergesetze bewenden ließ.

Inzwischen that man in Hamburg Schritte, die 10 Millionen Silber von außen herbeizuschaffen. Das preußische Ministerium, an das man sich zuerst von Hamburg aus wandte, wollte und konnte sich auf die Anleihe nicht einlassen, offenbar weil man das Geld selbst nöthig hatte. Das Ministerium hielt es jedoch gleichzeitig für zweckmäßig, in einer Note dem hamburger Senat über die Erschütterung des Credits in Hamburg und die Unzweckmäßigkeit von Staatshülfe den Text zu lesen. Bereitwilliger war man in Wien, dessen Nationalbank bei noch bestehendem Zwangscurse österreichischer Banknoten das Silber freilich auch ohne jegliche Beschwerde zeitweilig entbehren konnte. Die preußische Zurechtweisung erregte an der hamburger Börse eine ziemlich starke Erbitterung, während die rasche österreichische Hülfe — das Silber kam umgehend in einem besondern Zuge an — mit einem Dankesvotum der Bürgerschaft und prompter Zinszahlung erwidert wurde. Am 20. Juni 1858, also nach einem halben Jahre, waren die 10 Millionen und die noch später entliehenen 5 Millionen Silber sammt 6 Proc. Zinsen wieder vollständig abgetragen.

Auch das Gesetz vom 2. Dec. in Betreff der Einführung von Administrationen war seitdem in Ausübung getreten. Es durchzuckte Hamburg ein allgemeiner Schrecken, als das erste mal von nicht weniger als 42 Firmen zugleich, darunter eine Anzahl bisher sehr geachteter Handlungshäuser, das Eintreten unter Administration bekannt wurde. Eine unbeschreiblich traurige Stimmung, ein fast allgemeines Stocken der Geschäfte waltete in jenen Tagen in Hamburg vor. Aber gerade das massenhafte Stürzen von unsichern Firmen, das den Umfang des Unheils einigermaßen übersehen ließ, und deren Wechsel nicht weiter an der Börse vorkamen, brachte

der Börse unmittelbar einige Erleichterung. Der Disconto und die Waarenpreise begannen von ihrer übertriebenen Höhe herabzusteigen, letztere freilich nicht so sehr wie ersterer, der am Ende der Krisis einen außerordentlich niedrigen Standpunkt erreichte. Das Silber in den Gewölben der Bank sammelte sich immermehr an, weniger wol durch die Anleihe als durch das Streben jedes einzelnen Kaufmanns, in solch außerordentlicher Zeit sich das einzige sichere Zahlmittel zu erhalten. Die hamburger Bankiers hatten sich auch in der großen Schwindelperiode kaum von der althergebrachten Sicherheit der Operationen abwendig machen lassen, und kein einziger gerieth während der Krisis in ernstliche Verlegenheit oder sah sich wol gar gerichtlich oder außergerichtlich zur Suspension der Zahlungen genöthigt, wie dies doch in Nordamerika und in England so häufig vorkam. Von der ziemlich allgemeinen Wohlhabenheit der hamburger Bevölkerung zeugte es außerdem, daß auch im Mittelstande kaum ein einziger Bankrott von Bedeutung vorkam und auch später nicht vorgekommen ist.

Mit dem Schlusse des Jahres 1857 hatte man bereits den Höhepunkt der Krisis überschritten. Man fing an, wieder etwas freier zu athmen, gestört freilich und immer von neuem aufgeschreckt durch die Unglücksbotschaften aus dem ganzen Umkreise des hamburger Handelsgebiets, namentlich aus dem skandinavischen Norden und aus Brasilien. Der sehr umfangreiche Austausch mit Brasilien war fast allein mit hamburger Wechseln betrieben worden, die jetzt unter Protest wieder zurückgingen und dort den Bankrott rasch ebenso heimisch machten, wie er bereits in Hamburg war. Die brasilische Regierung selbst fühlte sich veranlaßt einzuschreiten, indem sie der Bank zu Rio-de-Janeiro Hülfe zur Aufrechterhaltung ihres Credits gewährte. Fast nicht besser sah es in den kaufmännischen Beziehungen zu andern Theilen Südamerikas und Westindiens aus, und jede der von dort kommenden Posten hatte, namentlich in der ersten Zeit, neues Unglück für Hamburg zur Folge. Überhaupt zeigten sich die transatlantischen Beziehungen Hamburgs als die weniger soliden. Das galt namentlich von Brasilien, dessen Verkehr mit Hamburg vorzugsweise durch ein hamburger Geschäftshaus betrieben wurde, welches sich sofort nach dem Ausbruche der Krisis als ein schon lange innerlich beschädigtes erwies. Weniger bedenklich sah es in den Verhältnissen zum skandinavischen Norden aus, dessen Hülfsmittel, wenn auch keineswegs dem Umfange des vor der Krisis betriebenen Geschäfts entsprechend, doch viel nachhaltiger waren als die der zwar productenreichen, aber schlecht verwalteten und schlecht ausgebeuteten Länder des mittlern und südlichen Amerika. Auch machten die größere Nähe und die besser geordneten Rechtszustände der skandinavischen Länder ein Arrangement mit denselben eher möglich. Als die Krisis in Hamburg ausgebrochen war, und nun von hier aus vielfache Rechtsansprüche auf Grundlage des gewährten Wechselcredits oder der Indossaments auf Wechsel dort geltend gemacht werden sollten, kam es zwar in einzelnen schwedischen und norwegischen Städten vor, daß die sämmtlichen Rechtsanwalte ihre Hülfe zur Einklage von hamburger Wechselforderungen auf gemeinsame Verabredung hin verweigerten; doch hielten glücklicherweise solche Versuche zur Unehrlichkeit nicht lange Stand, zumal von Hamburg aus im Beginn des Jahres 1858 gemeinsame Maßregeln in Betreff der schwedischen Wechselforderungen getroffen wurden. In Dänemark, Schweden und Norwegen hatten sich beim Ausbruch der Krisis, nach dem hamburger Beispiel, sogenannte Garantievereine gebildet, um hierdurch die Wechselroulance wiederherzustellen, aber, weil auch hier die bloße Garantie den Mangel an Zahlmitteln nicht ersetzen konnte, ohne wesentlichen Erfolg. Von Hamburg aus ward nun ein Comité nach dem am meisten betheiligten der drei Länder, nach Schweden, hinübergeschickt, um mit den Garantievereinen und Kaufmannschaften festere Übereinkommen zu treffen. Man veranlaßte die einzelnen in Stockung gerathenen oder zahlungsunfähig gewordenen schwedischen Handlungshäuser zu theilweisen Abmachungen, je nach Maßgabe der ihnen noch gebliebenen Mittel, jedoch unter Garantie größerer Kreise, und außerdem verpflichteten sich die meisten der dabei betheiligten hamburger Firmen ihren Gläubigern gegenüber zur Übernahme derjenigen Wechselbeträge, welche alsdann noch unbezahlt bleiben würden. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise große Beträge gerettet werden konnten, die namentlich bei der Schwerfälligkeit des schwedischen Concursverfahrens den Gläubigern ohne allen Zweifel verloren gegangen sein würden, ohne auch nur den Schuldnern den Wiederaufbau ihrer Geschäfte zu erleichtern.

Zugleich contrahirte die schwedische Regierung in Hamburg eine Anleihe von 9 Mill. M. Bco., sowol zur directen Unterstützung des leidenden schwedischen Handelsstandes, als zur bessern Abwickelung der gestörten Creditverhältnisse. Die Obligationen dieser schon nach vier Jahren abzubezahlenden Schuld waren gewissermaßen eine Consolidirung der schwebenden Forderungen

aus schwedischen Wechselverhältnissen und jedenfalls das billigste Papier, um hamburger Forderungen abzumachen, zumal in jener Zeit, wo wegen der gestörten Creditverhältnisse Wechselrimessen so gut wie ausgeschlossen blieben. Der norwegische Handelsstand hatte sich in der Zeit vor der Krisis viel vorsichtiger benommen, und er erlitt deshalb weniger Verluste, wie er auch weniger Unheil herbeiführte. Was dagegen das eigentliche Dänemark (ohne die Herzogthümer) betraf, so mag es hier genügen, eine Handelscorrespondenz aus damaliger Zeit sprechen zu lassen: „Es sind im Königreich Dänemark 207 kaufmännische Fallissements vorgekommen, von denen 77 auf Kopenhagen und 130 auf die Provinzen fallen. Jütland hat unter letztern die zahlreichsten aufzuweisen. Wesentlich förderten (neben Hamburg) diesen unklugen Speculationsgeist, namentlich in den Provinzen, die Bankinstitute. Auch die Nationalbank in Kopenhagen ist von dieser Schuld nicht frei. Die tollste Wirthschaft wurde indeß von den Provinzialbanken getrieben, sodaß sie alle nahe daran waren, ihre Zahlungen einzustellen." Wir fügen dem aus eigener Erfahrung hinzu, daß sogar dänische Sparkassen und ähnliche Institute sich damals zu kaufmännischen Discontirungen hergaben. Die Verluste, welche von hamburger Häusern, nicht unverdient, in Dänemark nach dem Ausbruche der Krisis erlitten wurden, sind sehr bedeutend gewesen; sie wären für alle Betheiligten, in Hamburg und in Dänemark, noch viel bedeutender geworden, hätte nicht die dänische Regierung selbst die für Dänemark wichtigste hamburger Firma mit einer großen Anleihe unterstützt, und diese dadurch in Stand gesetzt, ihre schon mehrere Tage hindurch suspendirten Zahlungen wieder aufzunehmen.

Auch nach dem innern Deutschland waren die geschäftlichen Abwickelungen keine leichten, und ganz besonders erschwert wurden sie durch die ungünstige Stimmung, welche allenthalben gegen Hamburg auftrat. Selbst Behörden und Gerichte erwiesen sich ungünstig. So z. B. weigerten sich die preußischen Gerichte, auf Grundlage eines Rescripts des Justizministers, die in Hamburg eingeleiteten Concurse fernerhin als maßgebend für das preußische Inland anzuerkennen, indem sie zugleich Partial-Concurse für die preußischen Gläubiger anordneten. Andere preußische Gerichte erkannten aus blos formellen Gründen dem hamburger Administrationsverfahren überhaupt die concursmäßige Eigenschaft ab, und die elberfelder Handelskammer schritt zu einer öffentlichen Denunciation gegen dies angeblich die auswärtigen Gläubiger schmählich beeinträchtigende Verfahren. Vom preußischen Justizminister an die hamburger Gerichte verwiesen, und von hamburger Blättern zu nähern Belegen über jene Anschuldigung aufgefordert, hat es diese Handelskammer doch unterlassen, solche beizubringen oder an die Gerichte zu gehen. Man würde die Wahrheit verleugnen, wollte man die in Hamburg begangenen Sünden und Fehler beschönigen oder vertuschen, aber man darf auch nicht übersehen, daß damals anderwärts ebenfalls gefehlt worden. So ist z. B. zu erwähnen, daß nicht gar selten im deutschen Inlande Zahlung auf Wechsel, die für inländische Rechnung in Hamburg acceptirt waren, aus dem Grunde verweigert wurde, weil das unter Administration stehende hamburger Haus selbst nicht die volle Valuta für die Wechsel bezahlt habe, während doch zu gleicher Zeit dem Wechselgläubiger, zu dessen Gunsten das Accept in Hamburg geleistet war, gleichfalls Zahlung verweigert ward, weil im Accept ja schon die Zahlung liege. Es ist an öffentlicher Stelle, im Handelsgericht, jenes Mistrauen und dieses Verfahren von Behörden und Privaten schon aus dem Grunde beklagt worden, weil, wäre es nicht eingetreten, die Abwickelung der Krisis, also auch für die Gläubiger vieler hamburger Handlungshäuser, sehr viel günstiger ausgefallen sein würde.

Die hamburger Geschäfskrisis hatte neben allgemeiner Verwirrung und einem Niederdrücken des hamburger Credits, ein rasches und fast allgemeines Sinken der Waarenpreise zur Folge, und in den fabrizirenden Theilen des mittlern Europa ein umfangreiches Stillstehen der Geschäfte und Entlassen von Arbeitern. Nicht wenige Fabriken Deutschlands und der Schweiz haben bis zum Schlusse des Jahres 1857 auf Vorrath und nicht auf Bestellung gearbeitet, in der Hoffnung auf bessere Zeiten, und weil sie vom gänzlichen Schließen der Fabriken noch größere Nachtheile befürchteten. Ebenso rasche Rückschritte machte in jener Zeit auch die allgemeine Consumtion, begreiflich genug, da Wohlstand und Erwerb so stark abgenommen hatten.

Wir haben schon bemerkt und nachgewiesen, daß die hamburger Krisis im wesentlichen eine Krisis des nordöstlichen Europa gewesen, und kein einziger Handelsplatz dieses Gebiets ist von den Wirkungen der Handelsstockung verschont geblieben. Wenn in Bremen, wo gleichfalls beim Ausbruche der Krisis die dortigen Stapelartikel um 20—40 Proc. fielen und darum viele Kaufleute bedeutende Verluste erlitten, die Handelskrisis viel gelinder auftrat als in Hamburg, so lag der Grund davon in der Thatsache, daß Bremen kein Wechselplatz, d. h. kein Mittelpunkt

ist, wo die Zahlungen verschiedener umfangreicher Handelsgebiete sich vereinigen. In Bremen sind zwar auch eine Anzahl Fallissements und noch mehr Accorde unter der Hand vorgekommen, jedoch im ganzen konnte man sich gegenseitig Zahlungsfristen und Wechselprolongationen gewähren, weil die Zahlungsverpflichtungen größtentheils bremischen Ursprungs waren, und man that dies mit einer Bereitwilligkeit und einer Verschwiegenheit im Interesse des bremer Credits, die gewiß alle Anerkennung verdient. Ebenso wirkte die Krisis nicht tief in Lübeck, dessen selbständiges Geschäft und dessen Wechselverkehr von keinem großen Umfange sind. Obwol man in Lübeck den Art. 29 der Deutschen Wechselordnung aufgehoben hatte, so kam man doch nicht ein einziges mal in den Fall, von diesem Bruche des deutschen Rechts Gebrauch zu machen. Im April 1858 ward derselbe denn auch wieder geheilt. Tiefer wirkte die Krisis in den mecklenburgischen und preußischen Ostseehäfen, die, ohne eigene große Kapitalien und vorzugsweise nur auf den Getreidehandel angewiesen, die Verkehrsstockungen in London und in Hamburg sehr empfindlich fühlen mußten. In Stettin war im Beginn der Krisis von dem Plane die Rede, diese Stadt anstatt Hamburgs zu einem Wechselplatze zu erheben, wozu sie sich schon nach ihrer ganzen geographischen Lage nicht eignet. Doch sollte Stettin im Laufe desselben Jahres durch Aufhebung des Sundzolls einen großen Vortheil erlangen.

Blicken wir nach andern Theilen des Continents, so wurden im Süden und Südosten Deutschlands besonders die Schweiz und Österreich von der Krisis hart betroffen. Österreichs Geld- und Handelsverbindungen sind, wie schon bemerkt worden, nach Hamburg hin sehr ausgedehnter Art, seine wirthschaftlichen Verhältnisse aber seit lange leidend; kein Wunder also, daß hier die Krisis arge Verwirrung und Verluste nach sich zog und die Donauländer hart mitgenommen wurden. Die Schweiz litt vorzugsweise unter der mit der Krisis eintretenden Stockung der Fabrikthätigkeit; die directen Verluste, welche man dort erfuhr, waren bei der Vorsicht des schweizer Handelsstandes nicht sehr bedeutend. Als die Krisis in London und in Hamburg am heftigsten tobte, begannen die Regierungsblätter in Frankreich mit gewohnter Ruhmredigkeit sich darüber Glück zu wünschen, daß ihre Heimat davon verschont geblieben sei, und wer sich durch besondere Loyalität auszeichnen wollte, schrieb der Weisheit der Regierung dies herrliche Resultat zu. Allerdings litt Frankreich noch am wenigsten unter den Folgen der Krisis, aber aus keinem andern Grunde, als weil die französische Krisis im wesentlichen schon abgeschlossen war. Die unsinnige Förderung des Actienspiels hatte schon in der Mitte des Jahres 1857 ihr unausbleibliches Resultat herbeigeführt — vollständige Lähmung des Geldmarktes und der soliden Geschäftsthätigkeit, welcher ja seit Jahren das Kapital und die Unternehmungslust auf jede Weise künstlich entzogen worden war. Zudem sind die Beziehungen des französischen Handelsstandes nach dem Auslande hin nicht sehr umfangreich, schon weil die französische Zollgesetzgebung in dieser Hinsicht hindernd wirkt. Dennoch erlitt die französische Fabrikation einige Nachtheile durch Ausbleiben von Zahlungen vornehmlich aus Nordamerika, sowie durch Mangel an Bestellungen von verschiedenen Seiten her. In Belgien trat infolge der vielfachen Handelsstockungen eine Lähmung der Industrie und die dort gewöhnliche Hülflosigkeit der industriellen Bevölkerung ein, glücklicherweise jedoch nur auf kurze Zeit. Holland, ein von den Zinsen seiner Colonien und früher erworbener Reichthümer lebender Rentner, aber darum auch ohne die Betriebsamkeit, welche einst die Bewohner des Landes auszeichnete, hielt gegen die Krisis wacker Stand, und erzielte bei den Frühjahrsauctionen des Jahres 1858 sehr zufriedenstellende Kaffeepreise.

Im ganzen haben in Hamburg das Mittel des Administrationsverfahrens in der dafür gesetzlich zugestandenen Frist bis Ende April 1858 in Anspruch genommen 145 Firmen, und der Betrag der sämmtlichen Administrationsschulden ist an officieller Stelle auf 90 Mill. M. Bco. (2 M. Bco. = 1 Thlr.) angegeben worden, darunter 70 Millionen auf Wechsel. Davon waren bis Ende Februar 1859 erledigt 68 administrirte Massen, von denen 43 ihre Gläubiger zu voll befriedigt, 2 theilweise mit Mitteln, die außerhalb der Masse herbeigeschafft wurden, 1 durch Accord mit $66^2/_3$ Proc., 1 mit 60, 1 mit $57^3/_4$, 1 mit 54, 5 mit 50, 7 mit 40, 1 mit 37, 1 mit $33^1/_3$, 3 mit 30, 1 mit 25, 1 mit unbekannten Procenten. Ende Juli 1859 waren erledigt im ganzen 80 Massen, von denen 50 die Gläubiger zu voll befriedigt, die übrigen Dividenden zwischen 30 und 90 Proc. geliefert hatten, manche darunter unter Herbeiziehung fremder Mittel. Schon diese Angaben zeigen auf, daß die Mehrzahl der am frühesten erledigten Massen solvent und nur durch die Zeitumstände in Verlegenheit gerathen waren, indem in den Monaten März bis Juli 1859 nur noch 7 hinzutraten, welche zu voll bezahlten. Unter den administrirten Massen, welche ihre Verpflichtungen zu voll einlösten, befanden sich vorzugsweise die eigentlich

hamburger Häuser und jedenfalls diejenigen, welche mit den größten Summen bei den Administrationen betheiligt waren. Noch nicht erledigt waren Ende Juli 1859 57 Massen, von denen einzelne bereits theilweise Abzahlungen gemacht hatten, während die Mehrzahl davon keine bedeutenden Resultate erwarten ließ, darunter jedoch nur etwa ein oder zwei Firmen von Bedeutung. Acht Administrationen waren bis zu derselben Zeit vorzugsweise wegen misbräuchlicher Deckungen einzelner Gläubiger an das gewöhnliche Concursverfahren verwiesen worden. Die früheste Erledigung einer administrirten Masse geschah bereits am 6. Mai 1858, und bei einzelnen Massen wurde die Erledigung besonders wegen der Verwickelungen mit transatlantischen Plätzen aufgehalten.

Die Summe von 90 Mill. M. Bco., inbegriffen von 70 Millionen auf Wechsel, welche die gesammte Administrationsmasse aufweist, erscheint für einen Platz wie Hamburg, zumal in einer Zeit allseitiger Überspannung, kaum als übermäßig. Man wird darum nicht unrecht thun, wenn man den unerhörten und schrecklichen Verlauf der Krisis in Hamburg dem gänzlichen Mangel an Muth und Einsicht zuschreibt, welchen sich die hamburger Börse zu Schulden kommen ließ. Die eigentlichen Ursachen der Krisis wurzelten dabei freilich immer in allgemeinen Zuständen und Richtungen der Zeit. Das felsenfeste Vertrauen auf die eigene Kraft hatte die hamburger Börse für eine Katastrophe gänzlich unvorbereitet gelassen, und als sie eintrat, wurden eilig Gegenmittel ergriffen, die nur ein einzelnes Symptom der Verkehrskrankheit trafen und darum das Übel verschlimmerten, anstatt es zu mäßigen. Als der „Staat" sich weigerte, durch einen Zwangscurs die der Börse fehlenden Zahlmittel zu schaffen, klammerten sich die aufgeregten Gemüther nur um so fester an den Gedanken, der Staat könne und müsse helfen. Der Staat half endlich; er that, was die hamburger Börse selbst hätte thun können, und was sie in frühern Zeiten auch gethan hatte: er schaffte Bankgeld herbei. Eine spätere Zeit wird, wir wiederholen es, den ungeheuern Misgriff darlegen, den man hierbei begangen hat.

Die Nachwehen der Krisis für Hamburg und dessen Handel haben rascher nachgelassen, als man erwartete. Es gibt kein größeres Handelshaus in Hamburg, das nicht namhafte Verluste erlitten, kein kleineres, das nicht die Folgen der allgemeinen Verkehrsstockung erfuhr; allein die Kraft und der Reichthum des hamburger Handelsstandes haben doch den ungeheuern Schlag überwunden. Ein so allgemeiner Ruin wie in Nordamerika ist in Hamburg nicht eingetreten, wenn auch die Krisis hier nicht so schonend vorüberging wie in England. Dagegen hat die Katastrophe für Hamburg auch einiges Gute mit sich geführt. Viele unsolide Elemente der Börse sind wieder ausgeschieden, und fast vergessene oder misachtete Gewohnheiten, welche ehedem die hamburger Börse zu ihrem Vortheile auszeichneten, sind wieder in Erinnerung gebracht worden. Die wilde Geschäftsthätigkeit vor der Krisis ist verschwunden. Eine völlige Gesundheit des Verkehrs freilich ist noch nicht wieder eingekehrt; aber die Mitschuld daran trägt sicherlich auch die allgemeine Zeitlage.

Wir sind bestrebt gewesen, die große wirthschaftliche Erschütterung unserer Zeit nicht aus vorgefaßten Doctrinen oder geläufigen Ansichten, sondern aus der Natur der Sache und des Menschen heraus zu erörtern. Man begeht, wie wir wiederholt aufgewiesen haben, einen großen Misgriff, wenn man Ereignisse dieser Art aus bloßen Zufälligkeiten, etwa vom Gold- und Silberbegehr und andern einzelnen Erscheinungen, herleiten will, denen die Menschen blindlings unterworfen wären, ohne ihnen eine selbständige Kraft des Widerstands entgegenhalten zu können. Man vermag auch wirthschaftliche Vorgänge nur dann zu erfassen, wenn man den Schlüssel dazu in der Totalität der menschlichen Verhältnisse sucht. Der Mensch ist nicht in dem einen Momente ein wirthschaftliches, in dem andern ein politisches Geschöpf. Auch im Verkehr ist er den Einflüssen seines eigenen Denkens und Trachtens wie den Einwirkungen seiner Umgebungen unterworfen; was er wirthschaftlich thut, ist daher niemals aus einseitigen Ursachen zu erklären. Auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft herrscht in wunderbarer Mischung die Nothwendigkeit der äußern Bedingungen und die Freiheit des menschlichen Willens. Die offenbarsten Thatsachen schon sprechen gegen die Unterordnung der von uns geschilderten Ereignisse unter irgendwelche volkswirthschaftliche Schablone. Die verschiedensten Bank- und Zollsysteme, voneinander ganz abweichende Einrichtungen in Handel und Verkehr sind von dem Ereigniß erreicht worden, und an jedem Orte waren es wiederum ganz besondere Richtungen, Bestrebungen und Irrthümer der Menschen, welche der Krisis ihre bestimmte Entwickelung gaben.

Wenn wir aus dem Zusammenkrach so vieler geträumter Herrlichkeiten volkswirthschaftliche Lehren ableiten möchten, so wäre es vorzugsweise die, daß überhaupt durch Gesetzgebung

oder äußerliche Einrichtungen solchen Ereignissen nicht im voraus zu begegnen ist. Jede Krisis hat ihren eigenen Grund und Verlauf, die mit den in der Zeit vorherrschenden Bestrebungen, Ideen und Zuständen eng zusammenhängen; was das eine mal vielleicht als Schutz- und Heilmittel angebracht ist, kann das nächste mal vom Übel sein. Gegen Handelsstörungen gibt es im Grunde nur ein einziges radicales Mittel, dasselbe, was allem menschlichen Gedeihen und Fortschritt zu Grunde liegt: vernünftigere Zustände und vernünftigere Menschen, oder, weil die Zustände das Werk von Menschen sind, nur vernünftigere Menschen, welche wohl überlegen, was sie thun, welche die verwickelten Erscheinungen des Lebens nicht nach bloßen äußern Merkmalen beurtheilen; welche ferner die Verantwortlichkeit für das, was sie thun oder unterlassen, tragen wollen; welche nicht bei jedem Misgeschicke alles in der Welt, nur sich selbst nicht anklagen mögen. Handels- und Verkehrskrisen aller Art sind im Grunde, wenn man sie bei Lichte betrachtet, jedesmal die Folgen menschlicher Verkehrtheiten, und die äußern Verhältnisse, an denen sie sich entwickeln, bilden nur das andere, secundäre Moment. Die Geschäftswelt will sich aber immer noch nicht dazu entschließen, für eine Handelskrisis, wie die geschilderte, nach tiefern moralischen Motiven zu suchen, vielleicht nicht, weil sie dann eine Schuld eingestehen müßte, ihre eigene Schuld der Kurzsichtigkeit und des Laufens nach dem bloßen Erfolge. Diese Kurzsichtigkeit und diese blinde Wuth nach Gewinn führte die Geschäftswelt vor zehn Jahren in das Lager der politischen Reaction und zur Verachtung aller sittlichen und idealen Bestrebungen, welche die gegenwärtige Gesellschaft bewegt. Nichts als der Erwerb sollte noch Geltung haben. Dieses Jahrzehnd der Reaction und der materiellen Interessen schloß aber gerade mit dem ärgsten Bankrott der Geschäftswelt. Eine schwere Sühne — wenn man will!

Dr. Gottfried Cohen.

Die Negerrepublik Liberia.

Nordamerika ist das Land der Contraste. Neben puritanischer Frömmigkeit herrscht der gröbste Materialismus, neben der vollständigsten Freiheit des Individuums die grausamste Sklaverei. Der erste und vornehmste Artikel der Unionsverfassung lautet: „Jeder Einwohner der Vereinigten Staaten ist frei"; dieser Bestimmung zum Hohne hält aber der Süden 2 Mill. Sklaven. Die Sklavenfrage hat den Norden mit dem Süden der Union entzweit, und an ihre Lösung knüpft sich offenbar das Schicksal der großen Republik. Man darf jedoch keineswegs glauben, daß die nördlichen Staaten in ihrer Opposition gegen den Süden lediglich den Eingebungen der Humanität folgen. Die Sklaverei als solche verabscheut der Norden nicht in philanthropischer Entrüstung; die Entwürdigung und die Leiden der Neger sind auch dem Norden im allgemeinen gleichgültig. Der Norden erblickt in den Schwarzen ebenso wenig wie der Süden gleichberechtigte Mitmenschen; er bekämpft gegen den Süden nur die handelspolitischen Consequenzen, die ihn zu benachtheiligen drohen, wenn das Sklavensystem in der Union völlig die Oberhand gewänne.

Desto erfreulicher ist es, inmitten dieser raufenden und streitenden Parteien eine Verbindung von edelsinnigen Männern zu finden, welche die Sklaverei von humanem und religiösem Standpunkte aus verwerfen und trotz Spotts und Verdächtigung ihre Grundsätze unter nicht unbedeutenden Opfern praktisch bethätigen. Wir meinen die nordamerikanische Colonisationsgesellschaft, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, soviel Schwarze als möglich freizukaufen und denselben in ihrem Vaterlande Afrika ein Asyl zu gründen. In einem Zeitraume von 35 Jahren hat die Gesellschaft nicht weniger als 10000 Farbige aus ihren entwürdigenden Fesseln befreit, und sich schon durch diese Thatsache allein ein Denkmal in der Culturgeschichte der Menschheit gesetzt. Die jetzige Republik Liberia ist ihr Werk, und wenn auch der schöne Zweck, den jungen Staat zu einem Vorkämpfer des Christenthums und der Civilisation an den barbarischen Gestaden Westafrikas zu machen, nicht in dem Maße erfüllt wurde, wie es Absicht und Wunsch seiner edeln Begründer war, verdienen doch schon die philanthropischen Bestrebungen das erhabenste Lob.

Die erste Colonie der jetzigen Republik Liberia, an der Küste von Oberguinea, wurde durch die genannte Gesellschaft im Jahre 1823 errichtet. Der umliegende Küstenstrich war bis dahin

ein Hauptstapelplatz des Sklavenhandels und Eigenthum mehrerer kleinen Negerfürsten, die ihre ganzen Einkünfte aus dem Handel mit Menschen bezogen und zu diesem Zwecke beständige Raubzüge in das Innere unternahmen. Dem schändlichen Gewerbe einen friedlichen, aber wirksamen Damm entgegenzusetzen, dies war einer der leitenden Gedanken, als man diesen Punkt wählte, der auch hinsichtlich seiner vortheilhaften Lage und Bodenvorzüge sich für die beabsichtigte Ansiedelung vortrefflich eignete.

Einer der bedeutendsten einheimischen Fürsten, unter dessen Botmäßigkeit die übrigen gewissermaßen standen, war der von den Sklavenfahrern sogenannte König Bootswain. Jedenfalls maßte sich derselbe die Herrschaft über eine bedeutende Küstenstrecke im Süden des Cap Palmas an, und da er der gefährlichste Feind der jungen Colonie werden konnte, wurde klugerweise seine Autorität von der Gesellschaft anerkannt, und er durch bedeutende Geschenke zur Abtretung eines etwa vier Quadratmeilen großen Gebiets am Cap Mesurado bewogen. Nach Aufstellung des Kaufcontracts ließ man denselben durch einen Agenten der Unionsregierung ratificiren, sodaß hiermit die Colonie unter den Schutz der Vereinigten Staaten gelangte. Kurze Zeit darauf langten die ersten Schiffe mit freigekauften Farbigen an. Am nördlichen Fuße des Vorgebirges Mesurado und an der Mündung des gleichnamigen Flusses, unter 6° 18′ nördl. Br., erstand die erste Niederlassung, die man, dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten Monroe zu Ehren, Monrovia nannte. Schon wenige Monate nach Monrovias Gründung begann indessen der schlaue König Bootswain einzusehen, welche unpolitische Handlung er begangen, und wie sehr ein Aufblühen der Colonie seine Hauptrevenue, den Sklavenhandel, beeinträchtigen wü de. Er setzte daher alles daran, den Verkauf rückgängig zu machen, bedrohte die Ansiedler unausgesetzt mit Feindseligkeiten, und nahm fast das ganze abgetretene Land wieder in Besitz. Dadurch, sowie durch das ursprünglich sehr ungesunde Klima, schmolz das Häuflein der Eingewanderten bedeutend zusammen, und das Unternehmen würde unfehlbar gänzlich gescheitert sein, wenn nicht das Erscheinen einiger amerikanischer Kriegsschiffe noch rechtzeitig Hülfe gebracht hätte. Diese nahmen fortan Station in der Nähe, und unter ihrem Schutze hob sich die Colonie sehr schnell. Im Jahre 1828 war die Zahl der Ansiedler bereits so groß, daß neues Land angekauft werden mußte. Da inzwischen der Hauptfeind, König Bootswain, in einem Gefechte gegen die amerikanischen Hülfstruppen gefallen war, gelang es auch bald, die eingeschüchterten übrigen Fürsten zur Abtretung von Ländereien zu vermögen und die Grenzen der Colonie zu erweitern.

Seit dieser Zeit nahm die Einwanderung mehr und mehr zu. Obwol das Klima fast ein Drittheil der Ankömmlinge hinraffte oder in langjähriges Siechthum warf, ersetzte doch eine stete Einwanderung die Abgänge doppelt und dreifach. Im Jahre 1830 wurde die Colonie zur Republik erhoben und unter Präsidentschaft eines Agenten der Gesellschaft gestellt, welcher sie ihre Existenz verdankte. Zwar dauerten die Feindseligkeiten der Eingeborenen noch fort; allein man war jetzt besser gerüstet und leistete siegreichen Widerstand. Die Niederlassungen am Mesurado, an dem nahen St.-Paulsstrome, sowie an der benachbarten Küstenstrecke mehrten sich. Das Verhältniß zu der Colonisationsgesellschaft währte bis zum Jahre 1846, wo die Republik ihrer Bevormundung enthoben wurde, sich als unabhängigen Staat „Liberia" erklärte, eine eigene Constitution veröffentlichte und einen Präsidenten aus den Bürgern selbst wählte.

Seitdem hat Liberia an Flächenraum und Einwohnerzahl bedeutend zugenommen. Seine jetzigen Grenzen sind im Norden der Shebarfluß und im Süden eine Linie, die sich von dem Küstenpunkte Grancesters (aus 4° 39′ nördl. Br. und 8° 8′ westl. L. von Greenwich) 11 geographische Meilen weit in nordöstlicher Richtung in das Innere erstreckt, dann nordwestlich umbiegt und parallel der Küste bis zum Shebarflusse hinaufgeht, während die ganze westliche Küste vom Nordatlantischen Ocean bespült wird. Der Flächeninhalt des ganzen Landes beträgt 450 Quadratmeilen, die Zahl der Bevölkerung beläuft sich jetzt auf 215000 Seelen. Davon sind 200000 uncivilisirte Eingeborene, welche die Herrschaft der Republik anerkannt und sich ihr unterworfen haben, und 15000 christliche und civilisirte farbige Einwanderer aus den Staaten der nordamerikanischen Union. Die menschenfreundliche Thätigkeit der Colonisationsgesellschaft hat bis in die neueste Zeit fortgedauert. Noch immer werden Hunderte von Sklaven in Amerika freigekauft und diese sowie auswanderungslustige, aber unbemittelte freie Farbige unentgeltlich nach Liberia hinübergeschafft. Wie bedeutend diese Einwanderung ist, mag daraus erhellen, daß während meines achttägigen Aufenthalts zu Monrovia im Jahre 1854

zwei Schiffe mit 500 Passagieren anlangten.*) Einige Wochen früher hatte ein anderes Schiff 300 Colonisten zu Bassa-Cove gelandet, einer weiter südlich gelegenen Küstenstadt.

Der Staat ist in drei Provinzen oder Districte getheilt, die Mont-Serrado, Gran-Bassa und Sinoe heißen. Das Land wird in ungefähr gleichen Zwischenräumen von vier Hauptflüssen, dem Shebar, St.-Paul, Mesurado und Junk durchschnitten, welche zwar Wasserstraßen nach dem Innern bilden und somit das Hinterland einem leichten Verkehre eröffnen, für größere Seeschiffe jedoch alle unfahrbar sind, da vor ihnen Barren liegen, auf denen bei höchster Flut nur 6—8 Fuß Wasser steht. Die vier Hauptplätze oder Städte liegen an der Küste und heißen Monrovia, Marshall, Bassa-Cove und Sinoe. Monrovia ist die bedeutendste unter diesen Ortschaften und zugleich Sitz des Gouvernements.

Die Regierungsform ist repräsentativ, unter einem auf die Dauer von je zwei Jahren erwählten Präsidenten. Der Gesetzgebende Körper zerfällt in den Senat und das Repräsentantenhaus. Der Senat zählt sechs, das Repräsentantenhaus gegenwärtig acht Mitglieder; jedoch kann die Zahl der Mitglieder auch steigen, indem für jedes hinzukommende Zehntausend der Bevölkerung ein Abgeordneter mehr gewählt werden soll. Die Verfassung ist hauptsächlich den nordamerikanischen Verfassungen nachgebildet und enthält folgende Grundzüge: Jeder Einwohner Liberias ist frei. Alle höhern Staatsämter werden durch Wahlen besetzt, und alle Wahlen gelten für zwei Jahre. Jeder einundzwanzigjährige männliche Grundbesitzer ist stimmfähig, jeder dreißigjährige wahlfähig. Es herrscht vollständige Vereins-, Rede- und Preßfreiheit. Sklavenhandel im Territorium der Republik wird gleich Seeräuberei bestraft. Es besteht kein stehendes Heer, sondern nur Miliz. Jeder Mann von 16—50 Jahren ist milizpflichtig; nur Prediger, Justizbeamte und Seeleute, welche auf den Handelsschiffen der Republik dienen, sind davon ausgenommen. Der Präsident hat die Executive. Mit Zustimmung des Senats schließt der Präsident Verträge ab, auch hat er die Beschlüsse des Gesetzgebenden Körpers zu sanctioniren, ehe sie zum Gesetze erhoben werden. Billigt er diese Beschlüsse nicht, so kommen sie noch einmal mit seinen Amendements zur Abstimmung, und eine Majorität von zwei Dritteln der Stimmen entscheidet dann über ihre Annahme. Nur farbige Leute können Bürger der Republik werden; jedoch dürfen Weiße sich überall niederlassen und Handel treiben.

Die Flagge Liberias gleicht der nordamerikanischen: sie ist horizontal roth und weiß gestreift, mit blauem Quadrat in der obern Ecke; jedoch steht in dieser Ecke nur ein Stern. An Abgaben bestehen nur Zölle und eine Gewerbesteuer für Händler und Kaufleute. Spirituosenverkäufer zahlen 50 Doll., alle übrigen Handelsleute nur 15 Doll. jährlich. Luxusartikel geben 12 Proc., Spirituosen 100 Proc. Eingangszoll, alle nothwendigen und nützlichen Artikel dagegen, wie Hausgeräth, Ackerbaugeräth, Maschinen, Bücher, wissenschaftliche Instrumente u. s. w., können frei eingeführt werden.

In jeder Stadt und jeder Niederlassung über 300 Einwohner muß eine öffentliche Schule sein. Die Lehrer werden von der Regierung besoldet, und ihr Gehalt ist auf 250 Doll. durchschnittlich bestimmt. Es herrscht vollständige Religionsfreiheit, und niemand darf in Ausübung seines Cultus behindert werden. Wer sich als Bürger der Republik verheirathet, muß eine Caution von 200 Doll. erlegen, daß der Heirath nichts entgegensteht.

Der Grund und Boden ist Staatseigenthum; er wird den Einwanderern oder solchen Ansässigen, welche ihre Ländereien vermehren wollen, von der Regierung verkauft. Jedoch darf nicht unter 10 Acres auf eine Portion, und der Acre nicht unter 1 Doll., aber auch nicht über 4 Doll. im Preise abgegeben werden. Jeder Einwanderer erhält zwei Acres unentgeltlich. Dieser letzte Artikel der Constitution erscheint zwar sehr liberal; aber bei der großen Armuth der Mehrzahl der Ankömmlinge, die beim Betreten der Republik meist ganz mittellos sind, würden diese doch meistens dem Hungertode erliegen oder dem Staate zur Last fallen, wenn sich nicht ein Wohlthätigkeitsverein gebildet hätte, der, von der Colonisationsgesellschaft beträchtlich unterstützt, die Mittellosen sechs Monate lang unterhält, bis sie sich acclimatisirt und eine Ernte gemacht haben.

Die Stadt Monrovia ist etwa eine Viertelstunde weit von der Meeresküste auf einem Berge erbaut. Mit den in ihrer unmittelbaren Nähe liegenden Niederlassungen zählt sie 3000 Einwohner. Der Berg ist die Fortsetzung des nahe gelegenen Mesuradorückens, und man genießt vom Gipfel desselben, der ein Plateau bildet und zu einem öffentlichen Platze bestimmt zu sein

*) Der Verfasser des Artikels ist ein preußischer Seeoffizier, welcher mit dem Geschwader des Commodore Schröder im Jahre 1854 die Küsten Liberias besuchte. D. Red.

scheint, eine wundervolle Aussicht auf das Meer, auf den mit lieblichen Inseln geschmückten Mesuradofluß, der sich zu den Füßen der Stadt hinschlängelt, und auf eine unabsehbare Strecke des niedriger liegenden gewellten Inlandes, welches mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt ist, die nur hier und dort durch einige Lichtungen und cultivirte Theile unterbrochen werden. Das Äußere der Stadt ist zwar sehr pittoresk, im Innern sieht es jedoch noch ziemlich wild aus. Die Häuser liegen fast alle vereinzelt an oder auf dem Berge. Die ursprüngliche Unebenheit des Terrains ist nicht beseitigt, eine systematische Anlage nicht festgehalten, sodaß Monrovia unsern Begriffen von einer Stadt keineswegs entspricht. Die Häuser sind wie Schwalbennester hier und dort angeklebt. Nur die Straße auf dem erwähnten Plateau kann auf den Namen einer solchen Anspruch machen. Sonst existiren nur Fußsteige, die ebenfalls der Bildung des Terrains folgen, und für Fremde, besonders abends, halsbrecherisch werden können, da sich die Straßenbeleuchtung bisjetzt nur auf Glühwürmer beschränkt, die hier allerdings in unzähligen Massen umherschwärmen. Das Plateau ist von den öffentlichen und vornehmsten Privatgebäuden eingeschlossen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die alte und die seit einigen Jahren vollendete neue Kirche, das Schulgebäude, das Rathhaus und das Zeughaus zu bemerken. Von den Privathäusern zeichnen sich das Haus des Präsidenten, das Navy-Hotel, das einzige Gasthaus der Stadt, aber mit trefflicher, wenn auch theurer Bedienung, sowie einige Wohnungen höherer Beamten durch ihre Größe und bequeme Einrichtung aus. Die ältern Gebäude sind aus Holz, die neuern aus Stein aufgeführt. Fast alle haben Verandas, welche die Hitze von den Zimmern abhalten und vom Seewinde bestrichen werden. Sie gewähren zu jeder Tageszeit einen angenehmen Aufenthalt, namentlich aber kann man, in luftiger Hangematte ruhend, hier während der heißen Mittagsstunden seine Siesta abhalten. Das Schulgebäude, mit drei hellen geräumigen Klassenzimmern und Wohnungen für den Director und die Lehrer, ist das größte von allen. Die Anstalt zählt gegenwärtig 280 Schüler beiderlei Geschlechts, die nur in den beiden obern Klassen getrennt sind. Das Directorat über dieselbe führt ein amerikanischer Missionar, während die übrigen Lehrer Farbige sind. Das Zeughaus enthält einige Tausende von Musketen und Säbeln, die unsere Militärs zwar mit mitleidigen Augen betrachten würden, die jedoch gegen die schwarzen Widersacher Liberias vollständig genügen. Ein Seitengebäude des Rathhauses enthält das Gefängniß. Darf man den Versicherungen der Einwohner Glauben schenken, so steht dieses schon seit Jahren leer, und dies wäre kein ungünstiges Zeugniß für den moralischen Zustand des Landes.

Ein Leuchtthurm auf einer der Höhen des Mesuradogebirges soll den Schiffen den Weg zur Rhede zeigen. Merkwürdigerweise hat man aber die ihn umgebenden Bäume nicht entfernt, und diese sind jetzt so hoch gewachsen, daß wir vergebens nach dem Lichte ausschauten und mit unserm Ankern bis zum nächsten Morgen warten mußten. Auch eine Batterie von 12 24-Pfündern ist an der Westseite des Plateau errichtet, um der Rhede und der Stadt Schutz zu gewähren. Leider hat die nordamerikanische Regierung nur die Rohre geschenkt, nicht aber die Laffetten, die noch nicht beschafft wurden, weil es, wie aus allem ersichtlich, dem öffentlichen Schatze an Mitteln gebricht. Die Kanonen sind deshalb bis auf weiteres auf Felssteinen montirt, was den braven Milizgeneral der Republik, Hrn. Lewis, jedoch nicht abhält, die Salute der Kriegsschiffe Schuß für Schuß auf beste militärische Weise zu erwidern.

Werfen wir nach dieser kurzen Schilderung der Hauptstadt einen Blick auf ihre Bewohner, so fällt dem Reisenden, der Schwarze und Farbige in andern Ländern gesehen und beobachtet hat, bei dem Betreten Monrovias ein besonderer Umstand auf, den er sich im ersten Augenblicke nicht zu erklären vermag. Dies ist die feierliche Sabbatruhe, welche über dem ganzen Orte lagert und durch keine heitern Scenen, keine ungehörigen Laute unterbrochen wird. Die Schwarzen auf den Straßen gehen schweigend und mit bedächtigem Schritte einher, die Vornehmern mit hohen weißen Halsbinden, gleich puritanischen Predigern, die Geringern zwar nicht so gleichmäßig, aber mit demselben, in feierliche Falten gelegten Gesichte. Man begrüßt sich in förmlicher, abgemessener Weise. Wenn zufällig ein paar Vorübergehende zusammen sprechen, geschieht dies in salbungsreicher Rede und mit leiser Stimme, als ob sie in einer Kirche wären und die Andacht zu stören fürchteten. Wer den unverwüstlichen Frohsinn der Schwarzen kennt, ihre naive kindliche Heiterkeit, die nur des geringsten Anstoßes bedarf, um in ungebundenster Weise hervorzusprudeln, ihre Lust zum Schwatzen und ihre große Freude an Gesängen — Eigenschaften, welche selbst die härteste Behandlung nicht zu unterdrücken vermag, der muß erstaunen über den gewaltigen Contrast, der sich in dieser Beziehung in der Einwohnerschaft von

Monrovia kund gibt. Es ist dies die Folge eines religiösen Zwangs, den die Missionare auf die Bewohner ausüben: sie haben in misverstandenem Eifer den harmlosen Charakter des Volks so gewaltsam und unnatürlich verändert. Die Geistlichkeit, sowol die von den amerikanischen Missionsgesellschaften gesendete als auch die eingeborene, übt eine große Herrschaft über die Gemüther der Schwarzen aus. Aber es scheint, als ob dieselbe nicht auf Liebe, sondern auf Furcht begründet sei. Wenn die Stifter des Freistaats, die aus streng kirchlichen Männern bestanden, Liberia als ein Bollwerk des Christenthums betrachtet wissen wollten und zu diesem Zwecke ihre eigenen Grundsätze mit Hülfe der Missionare zu verbreiten und zu befestigen suchten, so läßt sich gewiß nichts dagegen einwenden. Die geringe Zahl der Verbrechen, die in Liberia zur Bestrafung kommen, beweist auch, daß es in der That gelungen, die bösen Leidenschaften in den Gemüthern der Schwarzen auszurotten. Allein es geschah dies gewaltsam auf Kosten des Charakters der Neger, indem man ihr kindliches Naturell durch Verpönung auch der unschuldigsten Vergnügungen ebenfalls unterdrückte und aller Expansivkraft beraubte oder zur Heuchelei verleitete. So z. B. ist den jungen Mädchen das Tanzen streng untersagt; von Gesängen sind nur Kirchenlieder gestattet. Jedes heitere Beisammensein wird dadurch gehemmt und eigentliche Geselligkeit fehlt. Außerdem wird freundlicher Umgang auch noch durch das Sektenthum gestört, das hier ebenso im Schwunge ist wie in den Vereinigten Staaten. Die Intoleranz der Geistlichen hat es dahin gebracht, daß die einzelnen Confessionen und Sekten schroff und abgeschlossen einander gegenüberstehen, und jeder die Berührung mit dem anders Glaubenden oder Denkenden scheut. Daß dies auch dem Gedeihen des politischen Gemeinwesens hindernd entgegentritt, liegt auf der Hand. Methodisten und Baptisten sind am zahlreichsten vertreten; Katholiken gibt es nur wenige, und diese haben weder eine Schule noch Kirche, noch Lehrer oder Geistliche.

Der Präsident, Hr. Roberts, unter dessen Leitung der Staat, soweit es die Umstände erlauben, zur Entwickelung gelangt ist, und der in Anerkennung seiner Verdienste von dem dankbaren Volke bereits zum sechsten male wieder erwählt worden, macht auf den Fremden einen höchst vortheilhaften Eindruck. Er ist ein Mulatte, etwa 45 Jahre alt, von feinem gewandten Äußern, gediegener Bildung, scharfem Verstande und geistreichen Zügen. Roberts ist viel gereist, war mehrmals in London und Paris und hat durch seine Schriften auch in Deutschland lebhaftes Interesse für den jungen Staat zu erwecken gewußt. Man sagt, Hr. Roberts sei in früherer Zeit in Virginien Barbier gewesen; wenn dem so ist, kann es nur dazu beitragen, die Achtung vor seiner Persönlichkeit zu erhöhen. Seine Frau, eine Tercerone von bedeutend hellerer Hautfarbe als ihr Gatte und mit schlichtem Haar, steht ihm würdig zur Seite. Sie ist eine vollendete Weltdame und versteht es besonders, die liebenswürdigste Wirthin zu machen. Unter den höhern Beamten zeichnet sich der Staatssecretär Teage durch seine Erscheinung aus. Er ist ein Schwarzer von ungemischter Rasse, jedoch einer der schönsten Neger, die man findet. Von hoher untadelhafter Gestalt, hat er, im Gegensatze zu den gewöhnlichen Schwarzen, scharf ausgeprägte Gesichtszüge, eine Adlernase, hohe Stirn, nur unbedeutend aufgeworfene Lippen und ein großes durchdringendes Auge. In geistiger Beziehung steht er dem Präsidenten am nächsten. Außerdem ist er mit einem Rednertalent begabt, welches außergewöhnlich genannt werden muß und jeden mit sich fortreißt. Eine Zeit lang hielten die Mulatten das Übergewicht in der Republik: sie hatten die einflußreichen Ämter in Besitz zu nehmen gewußt. Dies führte Misstimmung im Volke herbei, die der Präsident mit klugem Takte dadurch zu beseitigen wußte, daß er die Wahlen reinblütiger Schwarzen begünstigte, sodaß diese jetzt den Mischlingen die Wage halten, obwol es wahrscheinlich ist, daß die Mischlinge in ihrer Überlegenheit an Geist und Bildung später doch wieder an das Ruder gelangen werden. Die Landessprache ist die englische bei den christlichen Einwohnern, während die eingeborenen Stämme verschiedene afrikanische Idiome sprechen. Eine eigene Münze besitzt der Staat nicht. Die cursirenden Münze sind zum größten Theile amerikanische; jedoch macht es keineswegs Schwierigkeit, jede beliebige andere Gold- oder Silbermünze zu verwerthen. Seit mehreren Jahren ist eine regelmäßige Postverbindung mit Europa hergestellt, indem allwöchentlich Dampfschiffe von England über Madeira, die Canarischen Inseln, Sierra-Leone nach Monrovia und den südlicher gelegenen Küstenstädten gehen. Amerikanische, englische und französische Kriegsschiffe kommen häufig auf die Rhede, ebenso Handelsschiffe verschiedener Nationen. Der Verkehr hat sich in den letzten Jahren gehoben.

Der Reisende vom europäischen Festlande, welcher zum ersten male Liberia besucht, kommt gewöhnlich mit sehr bescheidenen Erwartungen sowol hinsichtlich des Landes als der Leute an. Nach allem, was man über Neger gehört und gelesen, glaubt man hier nur Caricaturen zu finden, wird jedoch bald eines andern belehrt. Man vermißt zuvörderst ganz und gar den Jargon,

mit dem Schriftsteller fast stets die Schwarzen redend einführen, und ist sehr überrascht, selbst in den untern Schichten der Bevölkerung ein ziemlich correctes Englisch zu hören. Auch die Nachahmungssucht für alles, was die Weißen thun und haben, die den Negern, und gewöhnlich mit Recht, vorgeworfen wird, tritt hier nicht bis zum Lächerlichen oder Grotesken hervor. Man bemerkt keine Prunksucht mit Uniformen oder Kleidungsstücken, und im täglichen Leben wie in der Gesellschaft ist für den Europäer der farbige Teint das einzige, was auffällt. Dem weiblichen Geschlechte könnte man vielleicht einen besondern Geschmack an grellen Farben in der Kleidung vorwerfen. Wenn dies jedoch für den Fremden im Contrast zu der dunkeln Haut nichts Ungewohntes wäre, würde selbst dies unbemerkt bleiben. Eine Negerin im weißen ausgeschnittenen Ballkleide mit bloßen Armen und einer brennend rothen Busenschleife wird freilich bei jedermann, der an europäische Salons zurückdenkt, ein unwillkürliches Lächeln erregen; aber es ist dies jedenfalls nicht die Schuld der schwarzen Schönen, die ihre Hautfarbe von der Natur empfangen. Auch die merkwürdige Art, womit die farbige oder schwarze Dame ihre Coëffure besorgt, verdient aus eben dem Grunde keinen Spott, sondern wegen der darauf verwandten Mühe und Sorgfalt eher Bewunderung. So wenig wie unsere Damen mit ungemachtem Haar eine Gesellschaft oder einen Ball besuchen, wollen auch die Bewohnerinnen Liberias nicht unfrisirt erscheinen. Da ihnen nun der schöne lange Hauptschmuck der Europäerinnen von der Natur versagt ist, flechten sie die kurzen Locken ihres wolligen Haares in unendlich viele kleine Zöpfchen, und bekunden dadurch die auf ihren Kopf verwandte Mühe. Diese Zöpfchen stehen alle gerade aus, und der Aufputz macht so allerdings nach unsern Begriffen nicht den Eindruck von etwas Schönem; doch gewöhnt man sich bald daran, und jedenfalls besitzt er den Vorzug des Originellen. Wenn von Balltoilette die Rede war, so sollte dies vielmehr nur Gesellschaftstoilette heißen; denn wirkliche Bälle finden in Liberia nicht statt; ja es besteht nicht einmal ein Musikcorps.

Das Anlegen fremder Kriegsschiffe in Monrovia veranlaßt gewöhnlich Empfang beim Präsidenten. Bei solchen Gelegenheiten kann der Fremde am besten seine Studien über die socialen Verhältnisse der Republik machen. Jeder anständig gekleidete Bürger darf alsdann die Salons des Präsidenten betreten, die so geräumig sind, daß sie bequem mehrere hundert Personen fassen. Die Comforts und die Einrichtung der Zimmer lassen den Fremden vergessen, daß er sich an der Westküste Afrikas und in der Mitte ehemaliger Negersklaven befindet. Hier hat man Garderobe-, Rauch-, Conversations- und Speisezimmer, Empfangsaal und Bibliothek. Die Zimmer sind mit eleganten Mobiliar- und Luxusgegenständen, die Bibliothek mit einer großen Sammlung werthvoller Bücher, Gemälde und Kupferstiche ausgestattet. Die Gesellschaft bewegt sich an solchen Tagen ganz ungenirt. Die Republik ist noch zu jung, als daß schon eine ausgeprägte Klassenscheidung stattfinden könnte; auch steht wol noch bei allen die Erinnerung an eine gemeinsame Vergangenheit noch zu frisch im Gedächtnisse, als daß sich eine Geistes- oder Geldaristokratie schon auch äußerlich geltend machen sollte. So kommt es, daß sich die Frau des Schneiders ohne die geringste Verlegenheit mit einem ausländischen Admiral unterhält, oder der Schuhmacher mit dem Präsidenten. Auch zu Washington, beim Präsidenten der großen nordamerikanischen Republik, gibt es solche Empfangstage, aber nur einmal des Jahres am 4. Juli, dem Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung. Es soll dadurch den republikanischen Principien der Freiheit und Gleichheit Rechnung getragen werden; thatsächlich werden jedoch nur Personen eingelassen, die in der Gesellschaft durch Rang oder Reichthum eine Stellung einnehmen. Ohne Zweifel wird sich dies später in Liberia ähnlich gestalten; für jetzt geht es jedoch noch echt republikanisch her.

Der Amerikaner, mag er nun die Negersklaverei vertheidigen oder aus politischen oder moralischen Gründen verwerfen, zeigt in allen Fällen die größte Abneigung gegen die schwarze Rasse; er erblickt selbst in dem klügsten und gebildetsten Farbigen ein Wesen, das ihm nicht ebenbürtig ist und dessen Berührung ihn beleidigt. Nicht viel anders zeigt sich der Engländer. Trotz seines Eifers gegen den Sklavenhandel, seines Redens von Freiheit und Menschenrecht, trotz aller Parlamentsacte und der zur Unterdrückung des Negerhandels an der afrikanischen Küste stationirten Kriegsschiffe, verachtet er doch den Neger gründlich und will mit ihm ebenso wenig am Tische sitzen oder in Gesellschaft zusammentreffen, als es der Amerikaner will. Diese Abneigung gegen den Neger theilen mehr oder weniger auch alle andern Völker der sogenannten kaukasischen Rasse; doch erscheint sie ganz besonders ausgeprägt beim germanischen Stamme. Ausnahme hiervon machen, wie es scheint, die Deutschen, die gewöhnlich auch dem Schwarzen eine humanere Rücksicht und Behandlung gewähren, aber freilich wol zunächst nur aus dem Grunde, weil sie sehr vereinzelt mit der schwarzen Rasse in Berührung kommen. Man fragt mit Recht,

worauf sich dieser allgemeine Widerwille und insbesondere diese entschiedene Abneigung und Verachtung der beiden angelsächsischen Völker gegen die Negerrasse gründe. Man kann nicht behaupten, daß alle Engländer und Amerikaner in ihrem Benehmen gegen die Neger von innerer Roheit oder blinder Überhebung geleitet würden. Die Engländer haben vielmehr dem Schicksale der schwarzen Rasse vor allen andern Aufmerksamkeit gewidmet und große Opfer gebracht, und dies zum Theil wenigstens aus edelster Menschenliebe. Daß auch Amerikaner von tieferem Wohlwollen gegen die schwarze Haut erfüllt sein können, dies zeigt schon die Gründung der Colonie und Republik Liberia. Wir sind überzeugt, die allgemeine Antipathie, welche die Neger erfahren, hat einen tiefen und berechtigten Grund, möge derselbe auch nur unbewußt und instinctartig wirksam sein. Es ist die Abneigung des höher begabten und entwickelten, des nach Natur wie Bildung edlern Menschen gegenüber dem Barbaren, welchem die Natur selbst die Gaben zu einer höhern Menschheitsentwickelung versagt hat. Die vielleicht mehr als 100 Mill. Neger, welche Afrika bewohnen, sind heute noch dieselbe stumpfe und vegetirende Masse, wie sie es vor Jahrtausenden gewesen. Sie haben kein Rechtsleben in Staat und Gesellschaft, keine Industrie, keine Kunst und Wissenschaft entwickelt, sondern ihr Lebenszweck ist die Befriedigung des unmittelbaren Naturbedürfnisses geblieben. Die Massen der schwarzen Rasse zeigten sich niemals activ, immer nur passiv, und sie entbehren darum auch jeder selbständigen Geschichte. Auch ihre Berührung mit edlern Völkern hat niemals ihre Erweckung aus diesem passiven Zustande zur Folge gehabt. Sie sind die Beute der semitischen Völker geworden, welche sich durch Afrika ergossen, haben aber ihr Knechtsverhältniß niemals zu benutzen gewußt, um sich auch nur zu der Cultur- und Bildungsstufe ihrer halbbarbarischen Unterdrücker und Herren emporzuschwingen. Schon der äußere Typus des Negers, namentlich seine Schädelbildung und sein Gesichtswinkel, zeigen die niedere Stufe an, die er unter den verschiedenen Rassen der Menschheit einnimmt. Diese Formationen neigen dem Thierischen zu und sind der Ausdruck des Mangels höherer Geistes- und Charakteranlagen. Daß es auch einzelne Schwarze gibt mit edlerer Kopf- und Gesichtsbildung sowie mit höherer Begabung, diese Ausnahme ändert doch nicht den Gesammttypus.

Nimmt man den Neger heraus aus seinem naiven Naturleben und setzt ihn, wie dies doch durch das Sklavereiwesen geschehen ist, mit unserm Culturleben in Verbindung, so zeigt er im ganzen auch hier seine Unfähigkeit für eine höhere Entwickelung. Er ist jeder schöpferischen Kraft, jedes erfinderischen Sinnes bar und verharrt in seiner natürlichen Passivität. Das, was bei ihm wie Productivität aussieht, ist nur die Frucht seines Imitationsvermögens. Der Culturanstrich, den er unter solchen Verhältnissen annimmt, geht nicht aus seinem Innern hervor, sondern er ist ihm durch Zwang auferlegt und darum nicht nachhaltig. Man kann seinen Rassencharakter unterdrücken, mildern, aber die Kräfte für eine selbständige höhere Entwickelung in Denken und Thun lassen sich bei ihm nicht wecken. Die Geschichte hat allerdings einen Toussaint L'Ouverture aufzuweisen, und sicherlich gab und gibt es immer einzelne Neger, die sich unter Umständen über ihren Rassencharakter zu erheben vermögen, aber solche Ausnahmen, gleichsam Naturspiele, sind kein Zeugniß für die Fähigkeiten der Rasse. Soll der Neger in der cultivirten Menschheit eine, wenn auch noch so geringe Rolle übernehmen, so muß er überall an die höher begabte Rasse anschließen, sich auf diese stützen und von ihr in Zucht und Bevormundung gehalten werden. Sich selbst überlassen, fällt ihm seine angezwungene Cultur wieder ab, und er sinkt bald in seinen naiven und barbarischen Zustand zurück. Die Lage Haïtis ist hierfür ein unwiderleglicher Beweis. Die Republik Liberia dürfte dasselbe Schicksal treffen, wenn sie sich in Zukunft ganz selbst überlassen bleiben sollte. Zuvörderst muß dann auch hier die Sklaverei wieder platzgreifen, indem sich die begabtern Mischlinge die Herrschaft über die reinen Neger aneignen werden.

Ich fand den Neger in allen Verhältnissen und unter allen Klimaten so, wie er hier geschildert worden. Der Deutsche hat gewöhnlich eine andere Ansicht, schon weil er, wie bemerkt, weniger Gelegenheit erhält, die Natur des schwarzen Menschen näher kennen zu lernen. Mit seinem idealen Sinn, seiner Weltbürgerlichkeit, seinen hohen Begriffen von der Erziehung und Fortbildung der Menschheit, vermag er sich auch schwer der Überzeugung anzuschließen, daß ein so großer Theil unsers Geschlecht unfähig sein solle, sich aus dem Sumpfe des trägen Naturlebens zu den erhabenen Zielen der Menschheit herauszuarbeiten. Ohne Vorurtheil oder vielmehr mit gutem Vorurtheil, mit freundlicher Gesinnung und humanem Erbarmen pflegt er darum an den Neger heranzutreten, der natürlich unter Umständen für dieses Wohlwollen nicht unempfindlich ist.

Die Ankunft des preußischen Geschwaders unter dem Commodore Schröder im Jahre 1854 an der Küste Liberias, womit Preußen zugleich factisch die Souveränetät der Republik anerkannte, war in jener Beziehung eine denkwürdige Episode in der Geschichte dieses jungen Staats und seiner Gesellschaft. Der Präsident Roberts veranstaltete zu Ehren des Commodore und dessen Offiziercorps ein Diner, dem ein allgemeiner Empfang nachfolgte. Es versammelte sich die höhere Bürgerschaft Monrovias, und man erhielt Gelegenheit, einen Blick in die socialen Verhältnisse dieses farbigen Bürgerthums zu thun. Die Farbigen schienen anfänglich erstaunt über das freundliche Wesen der deutschen Fremdlinge, bald aber wich die scheue Zurückhaltung einem vertraulichern Tone. Der kindliche Charakter der Monrovianer gab sich in seiner natürlichen Offenheit kund. Sie gestanden geradezu, daß ihnen bisjetzt Weiße noch nie in so leutseliger Weise entgegengekommen seien, und jedenfalls lag in ihrer Dankbarkeit für die ihnen so ganz unerwartet widerfahrene Behandlung etwas Rührendes. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren in einer solchen Gesellschaft die so vielfältigen Nuancen der Hautfarbe, deren Schattirungen zwischen dem tiefsten Schwarz und dem dunkeln Teint der Südeuropäer schwanken. Ja bei einigen Frauen verräth sich die Abstammung nur in den glänzend schwarzen Augen und Haaren, und man wird bisweilen durch die Schönheit der Terceronen und Quadronen wahrhaft überrascht. Es sind dies freilich Mischlinge, bei denen das Negerelement nur noch einen Bruchtheil bildet.

Die meisten Einwanderer in Liberia, d. h. die weniger Begüterten, siedeln sich nicht in den Städten, sondern an den Ufern des St.-Paulstroms an. Dieser Strom mündet etwa anderthalb Meilen nördlich von Monrovia in den Atlantischen Ocean, und seine Ufer sind bereits eine Strecke von fünf Meilen nach dem Innern hinein fast ununterbrochen bewohnt. Mehrere der an dem Flusse liegenden Colonien sind zu Dörfern angewachsen, unter denen Virginia, am rechten Ufer, das bedeutendste ist. Es zählt 600 Einwohner, besitzt eine Schule und ein Bethaus. Die innere Grenze dieser Niederlassung bildet die Missionsstation Millsburg, von wo aus die Missionare als Pioniere der Civilisation das Christenthum in die Barbarei Afrikas zu tragen suchen. Leider werden fast alle diese Sendboten von dem mörderischen Klima hingerafft. Seit Gründung Liberias sind einige 70 Missionare ihrem Berufe zum Opfer gefallen, und die Lebenskräfte der übrigen werden durch die giftigen Fieber des Landes zerstört. Früher gingen viele deutsche Missionare hierher, aber keiner von ihnen ist zur Heimat zurückgekehrt. Einige dreißig ruhen auf den Friedhöfen Monrovias und Millsburgs. Seit den letzten zehn Jahren sendet nur noch Amerika seine Opfer hierher.

Der St.-Paulstrom mit seinen belebten Ufern bildet eine höchst romantische Scenerie Fast alle Häuser liegen in einer Reihe längs des Flusses und mit ihrer Fronte diesem zugekehrt. Sie sind durchgängig von Holz erbaut, mit Veranda und Schindeldach von gefälliger Form; ihre Räumlichkeiten sind zweckmäßig vertheilt. Der Fußboden liegt in allen Häusern 4—6 Fuß über der Erdfläche — ein Schutzmittel gegen die Stiche der Mosquitos, die sich nicht höher erheben und so die Hausbewohner nicht belästigen können. Je nach dem Alter der Ansiedelungen oder nach der Wohlhabenheit ihrer Besitzer sind dieselben mit mehr oder weniger Culturland umgeben, das durch Ausroden oder Niederbrennen des sie einschließenden Urwaldes gewonnen werden muß. Mehr als 10—12 Morgen klaren Landes findet man selten bei einer Ansiedelung. Die Äcker sind fast durchgängig mit Cassava bebaut, einem unsern Johannisbeerbüschen ähnlichen Strauche mit sehr mehlreicher Wurzel, die hier das Korn vertritt und zu Brot verbacken wird. Einen äußerst freundlichen Anblick gewähren die Gruppen von Palmen, welche fast jedes Haus umgeben, und aus deren dunkelm Grün dasselbe hervorschaut. Kokospalmen, Apfelsinen, Bananen, Brotfrucht und Papabäume gewähren den Wohnungen kühlenden Schatten und ihren Bewohnern reichliche und mühelose Nahrung. Der Papa trägt Früchte von der Größe eines Kindskopfes, deren säuerliches Fleisch viel Ähnlichkeit mit unserm Apfel hat, angenehm schmeckt und gekocht vom Apfel fast nicht zu unterscheiden ist. Als Getränk genießen die Colonisten vielfach eine Art von Bier, das aus den pflaumenähnlichen Früchten eines wildwachsenden Baums gewonnen wird. Das Getränk hat einen kühlenden, säuerlichen Geschmack und mundet, mit Brausepulver versetzt, auch dem Europäer. Von Hausthieren werden Federvieh und Schweine, seltener Hornvieh und Pferde gehalten; letztere nur auf den größern Pflanzungen reicher Mischlinge.

Je mehr man sich von Monrovia entfernt, desto mangelhafter findet man auch den Zustand der Ansiedelungen. Während sich die wohlhabendern Ankömmlinge in der Nähe der Stadt oder des Dorfs Virginia ankaufen, müssen die Mittellosen mit dem Lande fürlieb nehmen, das

ihnen der Staat überläßt. Da diese Armen fast immer bei der Lichtung des Urwaldes vom Klimafieber ergriffen werden, haben sie nicht einmal Zeit, sich eine ordentliche Wohnung zu bauen, sondern sie vegetiren monatelang in einer elenden Hütte, nur auf die Hülfe ihrer Nachbarn und die Unterstützung des erwähnten Wohlthätigkeitsvereins angewiesen. Bisweilen sterben auch ganze Colonistenfamilien aus, nachdem sie einige Wochen das Land betreten. In der unmittelbaren Nähe des Urwaldes zeigt sich das Klima ganz besonders mörderisch. In den freiliegenden Ortschaften Monrovia und Virginia beträgt die Sterblichkeit, wenigstens bei den Farbigen, nicht über 6—7 Proc. jährlich; aber nach dem Innern zu steigt sie in schrecklicher Weise. Schon in der Entfernung dreier Meilen von der Hauptstadt fordert der Tod 40 Proc., und die Ankömmlinge, welche mit dem Leben davonkommen, tragen in ihren siechen Körpern oft noch jahrelang die Nachwehen des giftigen Klimas. Dies ist eine andere Schattenseite Liberias, die seinem Aufblühen viel Eintrag thut, aber mit der Zeit verschwinden würde, wenn man die Urwälder lichtete. Bei Gründung Monrovias waren die Verhältnisse dort ebenso, während jetzt, wo der Ort fast zwei Meilen im Umkreise vom Walde befreit liegt, der Gesundheitszustand befriedigend ist.

Ungeachtet des günstigen Eindrucks, den der Anblick der Ansiedelungen zu beiden Seiten des St.-Paulstroms auf den fremden Besucher im allgemeinen machen muß, und ungeachtet des Anscheins von Glück und Zufriedenheit, der auf ihnen ruht, erkennt der aufmerksame Beobachter doch gerade an diesen Niederlassungen, daß Liberia keine Zukunft haben kann, so gern er auch sein Herz dieser traurigen Wahrnehmung verschließen möchte. Liberia nämlich hat kein Hinterland. Die Republik ist ringsum von barbarischen Völkern umgeben, die keine Bedürfnisse haben, und der junge Staat darf darum nicht darauf rechnen, Handel und Industrie zu seiner Haupterwerbsquelle zu machen, selbst wenn der Charakter seiner eigenen Bevölkerung dieser Richtung entspräche. Man treibt zwar einen geringen Handel mit Palmöl und Elefantenzähnen, aber dies bildet immer keine bedeutende Hülfsquelle eines stets neuen Zuzug erhaltenden Volks. Die Bevölkerung des Staats ist also für ihre Zukunft wesentlich auf den Ackerbau angewiesen, und die Natur kommt diesem Betriebe auch entgegen durch einen ungemein üppigen Boden, der tausendfach jede Mühe lohnt und in der Welt seinesgleichen sucht. Allein gerade die Bodenproduction ist es, die man vermißt, das reiche Land liegt unbenutzt. Der aus der Negerrasse hervorgegangene freie Colonist bringt es nur über sich, gerade so viel Land urbar zu machen, als die Selbsterhaltung erfordert. In der Nähe Monrovias erblickt man zwar einige tausend Acres mit Kaffee- und Zuckerpflanzungen, die prachtvoll gedeihen. Diese gehören jedoch fünf oder sechs intelligentern und strebsamen Mischlingen. Weiter nach dem Innern findet man keine Spur solcher Anlagen, obwol deren ungemeine Rentabilität auf der Hand liegt. Der gewöhnliche Schwarze hat eben nicht den Trieb, mehr zu thun, als einen sorgenlosen Unterhalt zu gewinnen, der ihm in einem von der Natur so bevorzugten Lande gewöhnlich mit leichter Mühe zufällt. Die von dem Charakter des Negers unzertrennliche Trägheit ist demnach die Klippe, an der Liberias Zukunft scheitern wird. Nachdem der Neger jahrelang in der Sklaverei geschmachtet und gerade so viel Erfahrung und Bildung erhalten hat, daß er die ihm unerwartet geschenkte Freiheit zu schätzen weiß, fühlt er sich im Besitze dieser Freiheit und eines kleinen Eigenthums glücklich und zufrieden, wenn er nur nicht viel zu arbeiten braucht. Er will nur hinreichende Nahrung und nothdürftige Kleidung für sich und seine Familie, und arbeitet lediglich nur, um der höchsten materiellen Noth zu entgehen. Der Ackerbau ist ihm zu beschwerlich; nicht einmal Viehzucht treibt er. Sogar das meiste in Liberia verbrauchte Fleisch wird von auswärts eingeführt. Nur der Kleinhandel ist noch ein Geschäft für ihn. Als Handwerker liefert er so rohe Arbeit, daß nur er selbst sich davon befriedigt halten kann. Was von den in den Städten befindlichen Industriegegenständen irgend Anspruch auf Werth macht, kommt von außen. Die Republik besteht mit ihren jetzigen Grenzen fast 30 Jahre, besitzt aber erst eine einzige, etwa vier Meilen lange Straße, auf der ein Wagen fahren kann. Diese Straße wurde noch unter der Präsidentschaft des amerikanischen Agenten und mit amerikanischem Gelde angelegt; sie führt von Monrovia nach dem Innern. Seitdem sich Liberia selbst verwaltet, ist für Erleichterung der Communication nichts weiter geschehen.

Die nahen Urwälder sind der Aufenthalt von zahllosen reißenden Thieren, welche die Colonisten unaufhörlich belästigen; diese Wälder sind auch der Quell der tödlichen Miasmen, welche fast die Hälfte der Einwanderer dahinraffen. Es liegt im Interesse des Staats wie des einzelnen, die Wälder niederzuhauen und die werthvollen Hölzer als Handelsartikel zu benutzen, oder auch nur sie abzubrennen. Man würde wenigstens das Klima verbessern und zugleich Mil-

lionen Acres des schönsten jungfräulichen Bodens gewinnen. Allein man begnügt sich damit, dem Walde nur das Nothwendigste, das Holz zum Bau eines Hauses, den Fleck für die Herstellung eines kleinen Ackers abzugewinnen, und läßt sich nach wie vor von den wilden Thieren anfallen, athmet nach wie vor mit den giftigen Ausdünstungen Tod und Siechthum ein.

Die Urwälder an den Küsten Liberias unterscheiden sich in ihrer äußern Physiognomie nicht von denen anderer Tropenländer. Sie bieten dieselbe undurchdringliche Wildniß, dieselben kolossalen Formen, dieselbe Mannichfaltigkeit der Bäume, Blätter und Blüten dar wie in Brasilien oder Ostindien. Für den Naturforscher mag das wunderbare Gewirr und die Neuheit des Anblicks viel Fesselndes haben. Die Berichte über diese mysteriösen Wälder erschöpfen sich gewöhnlich in den überschwenglichsten Schilderungen ihrer Pracht und Großartigkeit. Wahrheit und Dichtung sind hier in der Regel gemischt, und der mit der tropischen Natur unbekannte Leser schafft sich aus den phantastischen Ergüssen leicht ein Bild, das von der Wahrheit ziemlich weit entfernt ist. Zwei Ursachen sind es, welche dergleichen übertreibende Schilderungen veranlassen. Entweder der Berichterstatter besitzt nicht den Muth, seine wirklichen Wahrnehmungen und Eindrücke mitzutheilen, weil er sich scheut, mit vielleicht berühmten Reisenden in Widerspruch zu gerathen. Oder die Schilderung ist nicht an Ort und Stelle, sondern erst später aus der Erinnerung abgefaßt worden, in welchem Falle die Phantasie ihr freies poetisches Spiel treibt, während das Gedächtniß für gewöhnliche, unbedeutende oder unerfreuliche Eindrücke schwindet. So nur ist die seltsame Thatsache zu erklären, daß die Reiseberichte meistentheils einen stereotypen Charakter annehmen, und daß sich die geistreichsten und anscheinend besten Naturschilderungen nicht selten so gänzlich von der Wahrheit und Wirklichkeit entfernen. Außer den Urwäldern liefert hiervon ein schlagendes Beispiel das bekannte Sternbild des Kreuzes in der südlichen Hemisphäre. Über seine Schönheit gerathen die Reisebeschreiber stets in eine Art von Entzücken, und doch — kann man sagen — beruht dies alles auf Illusion: ein Nichtastronom wird das berühmte Sternbild nicht einmal aufzufinden wissen. Man müßte freilich ein Mensch ohne Geist und Gemüth sein, wollte man sich nicht von der Erhabenheit und Großartigkeit der tropischen Vegetation ergriffen fühlen; aber ein Urwald, in nächster Nähe besehen, ist etwas ganz anderes, als wenn man ihn aus der Ferne betrachtet. Wol prangt alles in wunderbarer Pracht und Üppigkeit. Riesenbäume streben dem Himmel zu, mit reichen Schlingpflanzen bis zu dem Gipfel umrankt. Aus den Absätzen der Äste quellen dichte Sträuße wundervoller Orchideen hervor, während zahlloses Gevögel, in buntem Federglanze schillernd, durch das grüne Laub schlüpft. Doch auch noch viele andere Erscheinungen enthüllt der Urwald, welche leider die Eindrücke der Pracht und Großartigkeit verkümmern. Die Riesenbäume senden vom Gipfel, aus allen Zweigen und aus den Stämmen Holzfäden zur Erde nieder, die im Boden wieder Wurzel schlagen und den Umkreis des Mutterbaums mit einem undurchdringlichen Palissadenwerke umgeben. Die Schlinggewächse mit ihren zahllosen Ranken und dichtem Laubwerke verweben vollends dieses Stockwerk zu einer undurchsichtigen Wand, und das forschende Auge sucht vergebens nach einer Öffnung, durch welche sich der Wanderer einen Weg in das Baumlabyrinth bahnen könnte. Die Vögel erfüllen mit markdurchdringendem Geschrei den Wald, als wollten sie den Eindringling abschrecken, ihre unerforschte Heimat zu entweihen. Oben in den Zweigen rauscht eine Schar unsichtbarer Affen, deren grunzende Stimme sich mit dem Gekreisch des Federvolks zu einem ohrzerreißenden Concert vereinigt, und welche auf den Wanderer faule Früchte, Holzstücke und noch unangenehmere Dinge herabregnen lassen. Indem man mühsam, unter steter Anwendung des Beils, vorwärts dringt, fallen von den erschütterten Zweigen Ameisen in Menge herab, welche den Wanderer mit ihren brennenden Stichen zur Verzweiflung bringen, während zugleich Mosquitoschwärme die Gliedmaßen zerfleischen. Selbst ein Mantel von Tabacksqualm hilft gegen diese Feinde nicht. An den Dornen und stacheligen Blättern der Pflanzen, welche die sumpfige Erde bedecken, zerreißen Kleider und Haut. Der Boden, zu dem nie ein Sonnenstrahl herabdringt, und der mit faulendem Laube bedeckt ist, haucht eine dumpfe, feuchte Kellerluft aus, deren Miasmen das Blut vergiften. Das ist der Urwald, wie er in der Wirklichkeit, ohne phantastische Zuthat, aussieht, und wie ich ihn in Afrika, in Ostindien, in Südamerika gefunden habe. Ein schöner Buchenwald in unserer nordischen Heimat darf viel mehr Anspruch auf die Reize des Paradieses machen als der tropische Urwald.

Die eingeborene Bevölkerung Liberias besteht aus zehn bis zwölf verschiedenen Negerstämmen, unter denen die Vie, Kongo, Ebo, Gulah und Pessah die zahlreichsten sind. Sie haben sich jedoch fast alle weiter nach dem Innern zurückgezogen und kommen nur an die Küste, um

Palmöl, Elfenbein und einige andere Artikel gegen Eisen und sonstige für diese Wilden werthvolle Gegenstände auszutauschen. Sie sind Fetischanbeter und den christlichen Negern schon darum feindlich, weil diese die Veranlassung zur Unterdrückung des Sklavenhandels waren. Die Bemühungen der Missionare sind an ihnen fast gänzlich fruchtlos gewesen; einige Bekehrungen, äußerlich, fanden nur statt, wenn die Convertiten damit materielle Vortheile zu erzielen glaubten. Diese getauften Wilden für Christen zu halten, wäre arge Täuschung, und jedenfalls stehen die Erfolge der Missionare in gar keinem Verhältnisse zu den Opfern, die sie gekostet. Ein einziger eingeborener Stamm ist an der Küste verblieben. Derselbe unterscheidet sich von allen übrigen Negern, und es scheint, als ob er auf die staatlichen Verhältnisse Liberias Einfluß üben werde. Es sind dies die Kroomänner, ein den Seeleuten, welche die afrikanische Westküste befahren, wohlbekanntes Volk, deren einzelne Stämme in Senegambien und ganz Guinea zerstreut an der Küste leben. In Liberia wohnen deren ungefähr 12—15000, und ehe man von dem Meere nach Monrovia gelangt, passirt man eins ihrer Dörfer, das den Namen Krootown führt. Die Kroomänner bekennen sich dem Namen nach zum Mohammedanismus und sind ursprünglich von Norden her eingewandert. Sie haben einen äußerst harmlosen und friedfertigen Charakter und zeigen sich als die besten Unterthanen, sowie — aller Regel bei den Negern entgegen — als die fleißigsten und unermüdlichsten Arbeiter, welche es geben kann. Der einzige Vorwurf, den man ihnen machen könnte, ist, daß sie sich auf keine Weise zur Annahme des Christenthums bewegen lassen, ohne daß man doch darum annehmen dürfte, sie wären desto eifrigere Mohammedaner. Sie huldigen rücksichtlich der Religion dem crassesten Aberglauben und sind factisch, wie ihre Brüder im Innern, Heiden. Eine Hauptrolle spielen bei ihnen die Amulete. Fast jeder Kroomann, groß oder klein, trägt ein Amulet um Arm- oder Beinknöchel, das nie abgelegt wird, und welches den Besitzer gegen alle bösen Einflüsse schützen soll. Gewöhnlich besteht dasselbe aus dem Zahn eines Ebers, aus einem Verse aus dem Koran, auf ein Palmblatt geschrieben und in ein Stück Zeug genäht, oder aus einer geweihten Muschel, mit denen umherreisende Priester Handel treiben. Diese Neger leben in Dörfern von 20—30 Hütten, welche, von leichtem Fachwerk aufgeführt und sehr künstlich mit Blättern gedeckt, die Form eines Bienenkorbs aufzeigen und gewöhnlich im Kreise stehen. Die Hütten haben eine Höhe von 10—12 Fuß und einen gleich großen Durchmesser; doch messen die Thüren nur 3 Fuß und öffnen alle nach der Westseite, damit in der Regenzeit das Innere gegen den von Osten kommenden Regen geschützt ist.

Die Einrichtung solcher Wohnungen verräth sogleich die große Bedürfnißlosigkeit ihrer Bewohner. Eine Strohmatte vertritt Bett, Tisch und Stuhl; bisweilen sieht man eine Feuerstelle, die jedoch selten benutzt wird. An den Wänden hängen Bogen und Pfeile, beide von höchst kunstloser Natur. Ein ausgehöhlter Stein zum Zerstampfen von Cassavawurzeln, ein schweres Messer eigener Fabrik, das Beil, Säge und sonstige schneidende Instrumente ersetzt, hier und dort ein irdener Napf oder Kochtopf — das bildet den Hausrath einer Kroofamilie. Ebenso einfach ist die Kleidung der Bewohner. Alle tragen einen Schurz von Baumwollenzeug um die Hüften, der bei den Männern kaum diese bedeckt, bei den Frauen bis an das Knie reicht. In den Canoes und bei der Arbeit legen überdies die sparsamen Männer dieses einzige Kleidungsstück nicht selten ab und wickeln es zur Schonung um den Kopf. Die Kinder beiderlei Geschlechts laufen bis zum zwölften Jahre ganz nackt. Die Frauen bemalen sich das Gesicht auf originelle Weise. Ein fingerbreiter Strich von weißem Thon von der Stirn über die Nase bis zum Kinn gezogen, bildet mit einem horizontalen von Ohr zu Ohr ein Kreuz, das den ohnehin unschönen Gesichtern ein höchst groteskes Aussehen verleiht. Auch die Männer schmieren sich den Körper mit diesem Thon ein, jedoch weniger zur Zierde als um den Ausbruch des Schweißes zu hindern. Die Bewohner eines Dorfs bilden stets ein abgeschlossenes Gemeinwesen, das von dem angesehensten Kroomann in patriarchalischer Weise geleitet wird. Sobald der Kroojüngling mannbar geworden, ihm die Vorderzähne spitz gefeilt und das Kennzeichen des Stamms, ein Pfeil, in die Schläfe tätowirt worden, zieht er von Hause fort in einen Küstenplatz. Dort sucht er bei den Schiffen oder in den Waarenlagern Arbeit, lebt auf die kümmerlichste Art und legt fast alles verdiente Geld zurück. Hat er eine genügende Summe erspart, so kauft er für seine Mutter und Anverwandte Geschenke ein, sollten diese auch nur aus einer Staude Taback bestehen, und kehrt in die Heimat zurück, wo er das übrig gebliebene Geld seinem Vater einhändigt, damit dieser ihm eine Hütte und eine Frau kaufe. Der Preis einer solchen Hütte beträgt ungefähr 8—10 Doll., während eine Frau 50—100 Doll. durchschnittlich kostet. Nachdem er sich so einen eigenen Herd gegründet, zieht er abermals in die Fremde, um das Geld für eine

zweite Frau zu gewinnen. Der größte Stolz eines Kroomann besteht nämlich darin, eine bedeutende Zahl Weiber zu besitzen, und einzelne Wohlhabende haben deren nicht weniger als 16—18. Während der Abwesenheit der Männer besorgen die Frauen Haus, Hof und Feld, wenn solches vorhanden. Sie sind ebenso arbeitsam und anspruchlos wie die Männer, und der einzige Luxus, den sie sich erlauben, ist eine Pfeife Tabacк, die man sie häufig bei der Arbeit rauchen sieht.

Ein selbstverfertigtes Canoe, aus einem Baumstamme gezimmert, und 16—36 Fuß lang, besitzt fast jede Familie, da die Dörfer stets an den Flußufern erbaut liegen. Diese Boote sind sehr schmal und äußerst unsicher. Der darinsitzende Ruderer, der nur ein Ruder führt und dasselbe abwechselnd an beiden Seiten gebraucht, muß knien, um nicht umzuschlagen. Trotzdem wagen sich die Kroomänner auf die offene See hinaus, und wenn sich ein Schiff der Rhede von Monrovia nähert, schießen oft hundert dieser schwankenden Kähne aus den Flüssen hervor und dem Schiffe entgegen, um ihre Dienste anzubieten. Bei dieser Gelegenheit findet eine förmliche Regatta statt. In dem Eifer, zuerst anzukommen, wird von den Ruderern öfter die nöthige Vorsicht versäumt und ein Drittheil der Canoes schlägt unterwegs um. Dies erregt jedoch durchaus kein Aufsehen. Im Nu haben die Eigener ihre Fahrzeuge wieder umgedreht, sich hineingesetzt und beginnen mit verdoppelter Anstrengung die Wettfahrt von neuem. Ein Hauptnahrungszweig der Kroomänner ist die Fischerei in den Flüssen; doch führen sie merkwürdigerweise weder Angeln noch Netze, sondern schießen die Fische mit Bogen und Pfeilen. Zu diesem Zwecke sucht sich der Fischer am Flußufer einen Baum aus, dessen Zweige möglichst weit über das Wasser hängen, und erklettert ihn. Alsdann streut er die Körner einer der Mispel ähnlichen Frucht als Lockspeise auf das Wasser, und erlegt die alsbald an der Oberfläche erscheinende Beute mit Pfeilschüssen von wunderbarer Geschicklichkeit. Die Pfeile sind 4 Fuß lang, von sehr leichtem Holz, und die mit Widerhaken versehene Spitze ist höchst kunstlos aus einem gewöhnlichen Nagel gefertigt. Der angeschossene Fisch wird von dem Schafte des Pfeils über Wasser gehalten und von dem Kroomann mit dem Canoe herausgeholt. Selten thut der Jäger einen Fehlschuß, und bei dem großen Fischreichthum der Flüsse erobert er in wenig Stunden für sich und seine Familie die nöthige Tagesspeise. Europäer, welche dies Verfahren nicht kennen, sind oft sehr erstaunt, im einsamen Walde plötzlich einen solchen Kroofischer in den Zweigen eines Baums hängen zu sehen. Man kann leicht die von dem Blätterwerke halb verdeckte schwarze Haut für das gefleckte Fell eines Leoparden halten, und nur ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich nicht selbst, bei einer Excursion im untern Nebenflusse des St.-Paul, einen Kroomann statt eines vermeintlichen Raubthiers vom Baume schoß. In demselben Augenblicke, als ich Ziel nehmen wollte, stieß mein Boot auf den Grund, und diese Störung rettete den Neger, der sich jetzt zu erkennen gab.

Feuerwaffen gebrauchen die Kroomänner nicht; sie sind viel zu sparsam, um solche anzuschaffen, und verfertigen alle ihre Jagdgeräthe selbst. Auch ihre Hauptwaffe, das Messer, wird von ihnen selbst geschmiedet, wobei sie die Methode des Härtens mittels Hornspänen anwenden. Ihre Schmieden verdienen Bewunderung rücksichtlich ihrer großen Einfachheit; man sieht daran, mit wie unvollkommenen Mitteln uncivilisirte Völker ihre Utensilien herzustellen vermögen. Die Blasebälge bestehen aus einem 4 Fuß langen und pyramidalisch geformten Stücke harten Holzes von etwa 6 Zoll Grundfläche. Dasselbe ist von der Spitze bis auf zwei Drittheile der Länge nach und von hier nach der Seite rechtwinkelig durchbohrt. Um die Öffnung in der obern Seitenfläche ist ein trichterförmiger Sack von ungeborenem Kalbsfell genagelt, der oben offen steht. Ein Knabe faßt mit der Hand den äußersten Zipfel des Sacks und zieht ihn in die Höhe, wodurch sich dieser mit Luft füllt. Beim Hinunterdrücken wird alsdann die Öffnung mit dem Unterarm so geschickt und genau geschlossen, daß die im Sacke enthaltene Luft nur nach unten und durch die Röhre in das Feuer entweichen kann. Ein Knabe bedient zwei Bälge zu gleicher Zeit, und zwar mit solcher Fertigkeit, daß der erzeugte Luftstrom dem unserer gewöhnlichen Schmieden nicht nachsteht. Die Bälge werden durch einen darübergelegten Stein oder ein Stück Ballasteisen an Ort und Stelle gehalten. Ein zweites Stück Ballasteisen dient als Amboß, eine ausrangirte Zange, ein alter Hammer und ein Messer, mit dem die überflüssigen Theile des heiß gemachten Eisens entfernt werden — das bildet die Geräthschaften des Waldcyklopen. Ein solcher Urschmied gehört übrigens zu den Angesehensten des Stammes, und seiner Arbeit fehlt es nie an Zuschauern, die mit Hochachtung auf ihn blicken. Auch besitzt nicht jedes Dorf einen derartigen Künstler, und die Gemeinde, der er angehört, ist deshalb nicht wenig stolz auf ihn.

Dieser friedliche und harmlose Stamm der Kroomänner ist wahrscheinlich berufen, den staatlichen Verhältnissen Liberias eine andere Wendung zu geben, obwol er dabei durchaus nicht

activ, sondern nur passiv auftreten wird. Wenngleich vielleicht erst in spätern Jahren, wird die amerikanische Colonisationsgesellschaft endlich zu der Einsicht gelangen, daß die Republik nicht die Hoffnungen und Erwartungen rechtfertigt, die ihre Gründer nach so vielen Opfern an sie zu stellen berechtigt sind. Die Gesellschaft wird sich zuletzt, wenn auch mit Widerstreben, überzeugen müssen, daß aus Liberia nichts werden kann, weil die Colonie an einem organischen Fehler, nämlich an der Trägheit seiner Bewohner, krankt, den keine menschliche Macht zu heilen im Stande ist. Die Unterstützung, welche nur dieser Trägheit zugute kommt, wird aufhören und die Republik somit sich selbst überlassen bleiben. Was dieser Thatsache folgen muß, ist nicht schwer zu errathen. Wer Liberia besucht und die dortigen Verhältnisse nur einigermaßen genau betrachtet hat, kann es schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit voraussagen. Es läßt sich die Gesammtbevölkerung in drei bestimmt geschiedene Klassen theilen: in die Mischlinge, die civilisirten Neger und die uncivilisirten Neger, von welchen letztern jedoch nur die Kroomänner in Betracht kommen, da sich die übrigen immer weiter nach dem Innern zurückziehen. Die Mischlinge sind die intelligentere und wohlhabendere Klasse; die christlichen Neger vertreten den Mittelstand, die naturgemäße Stütze eines Staats; die Kroomänner bilden das Proletariat. Die Mischlinge hätten schon längst alle Macht an sich gerissen, wenn sie nicht noch immer von der Colonisationsgesellschaft überwacht und im Zaum gehalten würden. Sobald dieser Zwang aufhört, muß ihnen die Herrschaft zufallen, weil Besitz und Intelligenz Armuth und Dummheit stets beherrschen werden. Die Republik geht hiermit zu Ende, während sich die Mischlinge zu Herren des Landes machen und in Despoten und Sklavenhalter verwandeln. Eigentlich ist dies jetzt schon der Fall, und zwar sind es die sanften, fleißigen, sich selbst als geborene Lastthiere betrachtenden Kroomänner, welche sich willig dem Sklavenjoch beugen. Auf den erwähnten Zucker- und Kaffeeplantagen, in den Häusern der wohlhabenden Mischlinge und christlichen Neger wird die Peitsche über den Kroomännern, die als Dienstboten fungiren, schon ebenso unbarmherzig geschwungen wie ehemals in Amerika und Westindien über dem nackten Rücken ihrer jetzigen Herren. Es gibt keine schlimmern Herren als Mischlinge. Obwol aus dem Blute der weißen und schwarzen Rasse entsprossen, hassen sie doch beide unversöhnlich und lassen diesen Haß entgelten, wo sie es vermögen. Außerdem sind die Mischlinge von einer unbezähmbaren Geldgier besessen, und ihre laxe Moral läßt hier jedes Erwerbsmittel recht finden. Jetzt suchen sie Reichthum in der Cultur ihrer Plantagen, aber sie werden es sicherlich vorziehen, den einträglichern Sklavenhandel zu treiben, sobald sich ihnen die Gelegenheit bieten möchte. Dies kann man zwar nicht von den christlichen Negern sagen; jedoch würden sie auch nichts thun, um es zu hindern. Die Masse der Negerchristen ist viel zu indolent, und so lange sie materiell keine Noth leiden, mag es ihnen gleichgültig sein, ob Liberia eine Republik, eine Monarchie oder ein Sklavenstaat ist, wenn sie selbst nur nicht zu arbeiten brauchen.

Die unter großen civilisatorischen Erwartungen gegründete und gepflegte Colonie geht demnach dem geraden Gegentheile entgegen, mag dieser Zustand auch erst in einem halben Jahrhundert eintreten. Die Schuld davon liegt in der Natur der Dinge. Wenn schnöde Gewinnsucht und Misachtung der heiligsten Menschenrechte die Neger zu Sklaven der Weißen macht, so ist es gewiß eine Sünde, die mit nichts entschuldigt werden kann, aber ebenso wenig darf man den Neger auf gleiche Stufe mit dem Weißen stellen wollen. Die Neger sind und bleiben unfähig, aus sich selbst heraus ein civilisirtes Gemeinwesen zu entwickeln, mag dies einen Namen haben, welchen es will. Sie können wol durch Zwang zur Nachahmung und äußerlichen Gewöhnung vermocht werden, sobald aber dieser Zwang schwindet, fallen sie ohne Aufenthalt wieder in ihre natürliche Barbarei zurück. Die dunkle Haut bereitet dem Weißen den Weg, sie wird abtreten vom Schauplatze, nachdem ihre Arbeit gethan. Wie die Indianer aus Amerika verschwunden sind, wird der Neger mit dem Eindringen der Culturvölker auch aus Afrika verschwinden, wenn auch noch Tausende von Jahren darüber vergehen.

Karl August Varnhagen von Ense.

Das ritterliche Geschlecht von Ense ist altsächsisch. Es theilte sich schon früh in zwei Linien, deren eine sich nach der bei Arnsberg in Westfalen gelegenen und in der Soester Fehde zerstörten Burg Varnhagen nannte. Im Laufe der Zeit wandten sich die Varnhagen dem gelehrten und geistlichen Stande zu. Der eine ging als Geistlicher muthvoll zum lutherischen Bekenntniß über.

Dagegen kehrte der Urgroßvater des Biographen unter der Einwirkung der Jesuiten in Paderborn wieder in den Schos der katholischen Kirche zurück. Aber schon in seinem Sohne, noch mehr in seinem Enkel, dem Vater unsers Varnhagen, trat die freiere Richtung wieder hervor. Letzterer, ganz den Aufklärungsideen ergeben, heirathete, nachdem er sich in Düsseldorf als Arzt niedergelassen, eine Protestantin aus Strasburg, eine brave, aber wie es scheint, nicht eben bedeutende Frau, während der Mann, bei rascher Entschlossenheit und einem klaren Blick in die Welt des Wissens und der Politik zu der Zahl derjenigen gehörte, deren geräuschloses, aber in ihrem Kreise nachdrückliches Wirken der Aufklärung ebenso viele Anhänger verschafft hat, als die literarische Propaganda. Aus solchem Geschlecht, von solchen Ältern stammte **Karl August Ludwig Philipp Varnhagen von Ense**, der ausgezeichnete Schriftsteller, der verdiente preußische Staatsmann und Militär, der freisinnige und treffliche Mann, dessen Werden und Charakter wir hier zu zeichnen versuchen.

Varnhagen kam zur Welt in Düsseldorf am 21. Febr. 1785. Die ersten Kindheitsjahre wurden in Gesellschaft einer ältern Schwester Rosa Maria im Garten, am vorüberfließenden Rhein, in ungestörter Häuslichkeit verträumt. Früh erfuhr der Kleine, daß er ein Sohn seiner Zeit sei; denn der Vater, ganz erfüllt von Rousseau's Erziehungstheorien, steckte ihn in vollkommen türkische Kleidung. Von Heldenthaten des kleinen Türken ist nichts zu berichten, als daß er sich in eine Schauspielerin sterblich verliebte und aus Papier zierliche Gebilde schnitt. Um so mehr neigte er zu stillem und scharfem Beobachten, und die Gelegenheit dafür bot ihm der Vater, der, als Medicinalrath sich einer reichen Praxis erfreuend, das Söhnlein auf seinen Wanderungen besonders zu den Klöstern der Umgegend mitnahm. Eine Reise nach dem prächtigen Brüssel gab vieles zu sehen, und vollends ward ihm das Herz groß, als die Ältern, auf dem Rhein hinfahrend, nach dem Heimatsorte der Mutter, nach Strasburg übersiedelten. Mächtig ergriff ihn der Anblick des Münsters, nicht minder lebhaft die Erscheinung der neuen französischen Freiheit, welcher der Vater, wie so viele Männer der westlichen Reichslande, von Herzen ergeben war. In Strasburg erlebte Varnhagen am 14. Sept. 1791 den Taumel des Constitutionsfestes und die noch spielenden Anfänge des Schreckens. Da der Vater, dem Terrorismus abgeneigt, durch männliche Parteinahme für die Gemäßigten den Jakobinern verdächtig wurde und vorzog, bei Zeiten das Feld zu räumen, die Mutter hingegen in Strasburg zu bleiben wünschte, so gab es für den Knaben eine längere Trennung von Mutter und Schwester, während welcher er fast ausschließlich der Leitung und Gesellschaft des Vaters anheimfiel. Ohne Zweifel hatte dies entscheidenden Einfluß auf seine Entwickelung, zumal der Vater die nächsten Jahre ein unruhiges Wanderleben führte. Zunächst ging es nach Brüssel, Aachen, dann wieder nach Düsseldorf. Überall boten sich die empörenden Scenen einer übermüthigen, selbst ruchlosen Emigration. Die Eindrücke einer beschränkten und heuchlerischen Gläubigkeit blieben tief im Gemüthe des Knaben haften, als der Vater längere Zeit bei einer katholischen Familie wohnte; sie waren kaum minder stark, als der Knabe bald darauf einen ähnlichen Eifer auf der lutherischen Seite kennen lernte. Der Medicinalrath nämlich war noch nicht lange in Düsseldorf, als er wegen seines strasburger Aufenthalts und wegen seiner nicht verhehlten Befreundung mit den Revolutionsideen der kurpfalzbairischen Regierung verdächtig wurde. Er gerieth in Untersuchung, seine Vertheidigung, derb und offen geschrieben, machte die Sache nur schlimmer, und das Ende war, er wurde des Landes verwiesen. Er ging zuerst nach Neuß, zog es aber vor, in dem Dorfe Herdt, zwischen Neuß und Düsseldorf, zu wohnen, wo er den düsseldorfer Freunden näher war, welche in allen Wechselfällen ihm treu und hülfreich zur Seite standen. Nun war seine größte Sorge, den Schulunterricht seines Sohnes, welcher bis dahin in einigen Privatstunden bestanden hatte, nicht unterbrochen zu sehen. Ein paar lutherische Fräulein in Düsseldorf, wohlhabend, zierlich eingerichtet, erboten sich, den kleinen Varnhagen in Pension zu nehmen. Anfangs ging alles recht gut, aber bald offenbarte sich bei den Damen ein heftiger Bekehrungseifer, der sich auch auf die politischen Sympathien des kleinen Revolutionärs erstreckte. Zugleich ward er, da seine Fortschritte in der deutschen Schule überraschten, zu seinem Unglück zu früh in die lateinische versetzt; und hier durch falsche Behandlung scheu gemacht, über seine Kräfte angehetzt, im Hause gequält, warf er sich angstvoll dem Vater in die Arme, welcher denn auch den gefahrvollen Zustand seines Karl erkannte und diese Prüfungszeit dadurch abkürzte, daß er ihn mit sich aufs Land nahm. In dem Bauerhause zu Herdt lernte dieser für alle Zeit die Süßigkeit eines eingezogenen und einfachen Lebens schätzen.

Nicht lange konnte man in dieser Lage verbleiben. Nach Berathung mit den Freunden beschloß der Vater, sich einen neuen Wirkungskreis im Norden zu suchen. Im Jahre 1794 sie-

delte der Vater nach Hamburg über, eine Veränderung, welche für den Sohn um so wichtiger war, als ihn auch hier nicht auf der Schulbank, sondern in den Straßen, an der schiffreichen Elbe, in Kaffeehäusern, an der Hand des Vaters die Lehre überall mit dem Leben entgegenkam. Aus den Gesprächen der soliden und ehrenfesten Männer Hamburgs that er einen Blick in die Verfassung der Stadt, in die Welt des Handels. Zu dem Erben alten Freisinns, dem Arzt Reimarus, zu dem gelehrten Professor Büsch und andern schaute er verehrend auf, zu den Gestalten tüchtiger Bürgerkraft, einem Schiffsmakler Brödermann, einem Spritzenmeister Scharf fühlte er sich mit tapferm Knabengefühl hingezogen. Die Revolution spülte auch hier ihre Wogen an, auch hier gab es Emigranten, doch schon in milderer Schattirung, auch hier ward Partei ergriffen. Inzwischen suchte der Vater, der ein tüchtiger Lateiner war, durch häuslichen Unterricht den Knaben zu fördern. Von einem Weltumsegler, einem befreundeten Engländer, lernte dieser die Grundlinien der Geographie, von dem Vater Botanik, in der reichen Naturaliensammlung des Senators Kirchhof Naturkunde. Zugleich begann ein unendliches Lesen. Reisen und Ritterromane, Virgil's „Äneide“ und Knigge's Buch „Über den Umgang mit Menschen“, Geschichtsbücher aller Art wurden durchgekostet und durchgejagt. Zur Bibel verhielt er sich rationell und bildete sich schon jetzt ein Christenthum, welches, ohne confessionellen Namen und Rahmen, sein Lebelang unverlöscht bei ihm aushielt. Im Frühjahr 1796 trafen auch Mutter und Schwester in Hamburg ein. Das Gelernte wurde der letztern freudig mitgetheilt und dadurch neu belebt. Eine treffliche Vorübung zur Technik des Schriftstellers waren die großen Bücherversteigerungen, welchen der Knabe beiwohnen mußte, und bei denen er Titel lesen und schreiben, den Werth der Exemplare kennen lernte. Bald versuchte er sich selbst als Schriftsteller. Als nämlich im Jahre 1796 die beispiellose Siegeslaufbahn des Generals Bonaparte durch alle Zeitungen zu gehen begann, arbeitete der Knabe die verschiedenen Nachrichten zu einem geschichtlichen Ganzen zusammen. Auch verfaßte er Lebensabrisse berühmter Männer in lateinischer Sprache nach den Mustern des Nepos und Valerius Maximus. Ossian, Stücke aus Voß' „Homer“ regten ihn zu Hexametern an, und die Schwester erklärte ihn begeistert für einen deutschen Dichter. Als Lafayette 1797 in Hamburg erschien, sprach der Knabe den Eindruck in einer Schilderung aus, welche der Vater, ohne den Sohn seine Freude merken zu lassen, den Freunden herumzeigte. Bei dem willkürlichen Lernen blieben weder die Lücken aus, noch der heftige Tadel des Vaters, wenn solche bemerkt wurden, aber der Eifer des folgsamen Schülers stellte ihn bald wieder zufrieden, und groß genug müssen die Ansprüche des Vaters gehalten werden, wenn man erfährt, daß der zwölfjährige Knabe, zum Mediciner bestimmt, bereits die Anatomie besuchte, seine Herbarien füllte und dabei eifrig den „Christus patiens“ von Grotius las.

Die Stellung des Vaters war gerade gesichert, als derselbe am 5. Juni 1799 den Seinigen durch den Tod entrissen wurde. Sein Freund, der Sohn des Senators Kirchhof, setzte ihm als Grabschrift die Worte: „Vir probus et sapiens“, und das Andenken eines „rechtschaffenen und weisen Mannes“ grub sich mit seinem Bilde unauslöschlich in die Seele seines zurückgelassenen Sohnes. Durch Kirchhof's Vermittelung bezog der junge Mediciner im Herbst 1800 die Pépinière in Berlin, und zwar mit einer Empfehlung, in welcher manche Fäden des künftigen Lebens vorbedeutend verknüpft waren. Prinz Ludwig Ferdinand, damals in Hamburg weilend, ward von Kirchhof um ein Handschreiben an den Leiter des Instituts angegangen, und von der Erscheinung des heldischen und kunstergebenen Prinzen, dem er sich vorstellte, ganz erfüllt, reiste Varnhagen seiner Bestimmung zu.

Die medicinisch-chirurgische Pépinière, 1795 ins Leben gerufen, hatte den doppelten Zweck, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militär zu erziehen und zugleich die schon vorhandenen, großentheils sehr rohen Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Daraus ergab sich bei Lehrern und Lernenden ein sehr ungleicher Ton. Hier, wenn irgendwo, mußte alles, was über das Brotstudium hinaus in dem Jünglinge steckte, gewaltsam durchbrechen. Während er durch seinen Stubenkameraden anfangs in aller Unselbständigkeit erster Jugend sich zum geistlosen Tabagiren verleiten ließ, reagirte schon seine bessere ästhetische Natur, und als ihm das Handwerk mit aller Trockenheit und Roheit entgegentrat, ward ihm jener Formsinn, der ihn frühzeitig getrieben hatte, zierliche Gegenstände mit der Schere auszuschneiden, oder im Mantel und Degen zu schauspielern, zum Talisman gegen ein seichtes Sichanbequemen. Sein darstellender Trieb regte sich immer entschiedener. Mit Leidenschaft las er noch einmal den Homer in Voß' Übersetzung und brütete mit eigenen Versuchen über den ältern Dichtern, Ramler und Klopstock. In ein wahres Fieber der Begeisterung aber versetzte ihn die Kant'sche Philosophie, durch den lebendigen Vortrag des Professors Kiesewetter ihm doppelt ein-

gänglich, da Lehrer und Schüler sich persönlich lieb gewannen. Von jetzt an ward ihm „das freie allgemeine Studiren, nicht das bedingte, eingeschränkte, welches nur auf künftigen Lebenserwerb absehen wollte, die Hauptsache". Kant's Rigorismus brachte ihn sofort zu einer tapfern Selbstzucht, aber auch sofort zu einer eiteln Selbstbeobachtung, aus der er sich indeß durch seine ästhetische Natur ebenso schnell instinctiv herausfand, wie Schiller auf theoretischem Wege bereits die denkenden Geister herausgeleitet hatte. Mächtig regte ihn die Anerkennung auf, welche sein selbstthätiges, freies Streben auf einem Tentamen in offener Versammlung erhielt, als Kiesewetter vor allen ihn einen Jüngling nannte, der zu den höchsten Hoffnungen berechtige und gewiß in der Folge zu großer Auszeichnung gelangen werde. Durch Kiesewetter's Umgang in Leistung und Ehrgeiz weit über die Schranken der Anstalt hinausgeführt, schwamm er bald mit Wohlgefühl im Lebensstrome der Residenz. Bei Kiesewetter ward er mit dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, mit Scharnhorst und andern bekannt, er schloß sich an Künstler, Künstlerinnen und Schöngeister an und galt als erklärter Poet. Allmählich verloren seine alten Muster ihr Ansehen über ihn, er gab sich der lebensfrischen Poesie Schiller's und Goethe's hin, und als er sogar einige Vorlesungen W. Schlegel's besuchte und dessen Übersetzung des Shakspeare las, war der geistige Zopf des 18. Jahrhunderts, mit dem er sich in der Poesie getragen, für immer abgethan. Bald sollte auch der leibliche fallen.

Das vertraute Verhältniß, in welchem Varnhagen zu einigen Lehrern, selbst zu dem gestrengen Leiter, dem Generalstabschirurgus Görke, stand, hatte sein Selbstgefühl gesteigert, und wiewol sein Fleiß auch in der Fachwissenschaft musterhaft blieb, so sehnte er sich doch aus der Anstalt heraus. Einige Lehrer beschränktern Schlags feindeten ihn an. Kiesewetter verlangte jedoch als Schüler Kant's unbedingten Gehorsam auch gegen unbillige Anforderungen. Varnhagen bekannte sich zur Brown'schen Heilmethode, welche in der Anstalt verpönt war. Ein persönliches Zerwürfniß mit einem der Lehrer zog ihm eine Arreststrafe zu, und da er sich ihr entzog, anderes in ähnlicher Weise dazusündigte, so ward er aus der Anstalt entlassen. In einem Anfall freudigen Übermuths schnitt sich der Delinquent seinen Zopf ab und nagelte ihn zum Ergötzen der ganzen Pépinière unten an der Hausthür fest.

Varnhagen war nun frei und selbständig, aber es galt nun auch, auf sich selbst zu stehen. Sein Wohlthäter Kirchhof war inzwischen verarmt, Mutter und Schwester konnten wenig darbieten. Dazu warf ihn ein heftiges Nervenfieber eben jetzt aufs Krankenbett. Die Freunde, welche er sich durch seinen liebenswürdigen und festen Charakter gewonnen, riefen, als die höchste Gefahr drohte, den Dr. Erhard herbei, einen als Denker wie als Arzt gleich ausgezeichneten Mann, der nicht blos den Kranken rettete, sondern auch dem Genesenen ein väterlicher Freund wurde. Kiesewetter, nach längerer Entfremdung wieder nahe tretend, das Friedländer'sche Haus, erwiesen sich theilnahmvoll und hülfreich. Varnhagen begann frischweg zu schriftstellern, schrieb einen Ödipus, einen Aufsatz über spanische und französische Trauerspiele. Aber seine Bildung war viel zu ungeordnet, als daß er mit Erfolg und Gewinn hätte produciren können, und es war ein weiser Rath, als ihm die Freunde zuredeten, eine Erzieherstelle anzunehmen, welche sich bei einer reichen Familie aufs annehmlichste darbot. In einem geschmackvoll ausgestatteten Hause, im Genusse eines herrlichen Gartens lebte er nun längere Zeit in behaglichen Verhältnissen. Graf Alexander zur Lippe ward ihm hier bekannt. Wilhelm Neumann, ein Comptoirist, dessen heimliches Poetisiren Varnhagen mit jugendlicher Anpreisung ans Licht zog, Adalbert von Chamisso, der deutsch radebrechende, deutsch dichtende Franzose, schlossen mit ihm einen Bund, der Wahrheit und Schönheit geweiht. Frauen mischten sich wohlwollend ein, nicht ohne reizende Gefahr für die Herzen der Jünglinge, welche in aller Unschuld sich an den Doctrinen Friedrich Schlegel's vorübergehend berauschten und, da sie fanden, daß sie sich bisher zu sehr als zahme Hasenfüße gezeigt hatten, sich nunmehr als stößige Böcke geberden wollten. Tieck, Novalis, Schleiermacher wurden dabei verehrt und nachgeahmt, doch hielt sich dieser üppige und etwas künstliche Sturm und Drang meistens in anständiger Sonetten- und Odenform, und einer moralischen Verplemperung trat Fichte's Gestalt ehrfurcht- und zuchtgebietend in den Weg, Fichte's, zu welchem Varnhagen bald in das innigste Verhältniß kam. Schiller stieg damals mächtig empor; doch hielten die jungen Männer, dem Zuge der Romantiker nach Absolutismus und Patriarchenthum folgend, an Goethe als dem unbedingt ersten fest, und „Wilhelm Meister's Lehrjahre" wurden das Haupt- und Grundbuch ihres Lebens. Im weitern Verlauf dieses Romans war das Leben selbst als eine Kunst erfaßt; erst nach Zurücklegung gewisser Stufen freimenschlicher Ausbildung sollte der einzelne im allgemeinen wirkend ausmünden dürfen. Bei vielem ‚Unmöglichen,‚ welches als ewig versagt anerkannt wurde, das ebenfalls versagte Mögliche zu

erringen", das galt schließlich als Inhalt dieses Wirkens im ganzen, und dieser Gedanke, der, richtig verstanden, vor allen falschen Ansprüchen bewahren muß, ist der eigentliche Schlüssel zu Varnhagen's späterer Wirksamkeit.

Am „Wilhelm Meister" steigerte sich vorläufig die Lust, poetisch zu gestalten. Als Frucht derselben trat 1804 der „Musenalmanach" hervor, von Chamisso und Varnhagen in Leipzig bei Karl Gottlieb Schmidt auf Chamisso's Kosten herausgegeben. Hitzig, Theremin, Koreff, zu Mitarbeitern gewonnen, traten Varnhagen nahe. Fichte, wiewol zu größern Arbeiten und strengem Fleiße mahnend, gab in den Almanach auf 1805 selbst vier Gedichte. Der Kreis erweiterte sich. Mit dem Grafen Casa Valencia trieb unser Poet Spanisch, Heinrich Kleist gelobte ihm Freundschaft, Julius Klaproth gab ihm Unterricht im Persischen; doch war er durch sein possenhaft schadenfrohes Wesen zur Charakterstudie tauglicher als zum Studiengenossen. Nachdem Varnhagen seine Stelle aufgegeben und noch einige Zeit bei Chamisso gewohnt hatte, ging er 1804 nach Hamburg zurück, um hier, weniger zersplittert, wesentlichen Mängeln seiner Bildung abzuhelfen. Da er des Griechischen völlig unkundig war, so setzte er sich auf den Rath des Professors Gurlitt unter die kleinen Knaben auf die Schulbank, und als bald darauf sein Herzensfreund Neumann ankam, machte dieser es ebenso. Mit der Seligkeit guter Primaner lasen die beiden Freunde bald Homer, Herodot, Aristophanes, während der griechische Schüler bereits in den ersten Häusern der Stadt, und auch bei Friedrich Heinrich Jacobi, mit dem er in Perthes' Buchladen bekannt wurde, für einen nicht zu übersehenden Vertreter der Schlegel'schen Kritik galt. Wiewol zwei herbe Recensionen in Goethe's Literaturzeitung die Dichterlust etwas abkühlen konnten, so erschien doch noch der dritte „Musenalmanach". Der poetische Werth aller diese Producte ist gering, bis auf die Übersetzungen, aber ein wackerer Sinn und eine glatte Technik sprechen aus den meisten. Varnhagen tritt meistens in schwungvollen Oden auf, deren Fehler wenigstens nie Geschmacklosigkeit ist. Er muß damals ein feuriger und tüchtiger Bursche gewesen sein, herzlich, eifrig, starkempfindend und doch voll sittlicher Zartheit. Theremin singt ihn einmal an („Musenalmanach" 1805): „Du feste treue Seele, du starkes Eisen", und Neumann preist („Musenalmanach" 1805, S. 75) „den Fuß, der von der Wahrheit Weg nicht irren will". Um der Wahrheit Weg zu suchen, beschlossen die Freunde, die Universität Halle zu beziehen. Im Frühjahr 1806, nach einem Ausfluge nach Berlin, wo man des ins Feld rückenden Chamisso noch einmal froh werden wollte, und nach Abfassung der Satire auf Garlieb Merkel: „Testimonia auctorum de Merkelio", führten sie ihr ernstes und gründliches Vorhaben aus.

Halle war damals in seinem größten Flor. Friedrich August Wolf erschien wie ein König seiner Wissenschaft. Varnhagen ließ sich, seltsam genug, als Mediciner und Philolog immatriculiren; doch bewiesen die Collegia, welche er bei Steffens, Wolf, Schleiermacher annahm, daß die Medicin schon jetzt in zweiter Reihe stand. Immanuel Bekker leitete zum Griechischschreiben an und las mit den jungen Männern, die von den Professoren als Freunde betrachtet wurden, den Aristophanes. Unter den vielen Verbindungen, welche Varnhagen hier schloß, war die engste mit Nikolaus Harscher aus Basel, einem geistreichen, humoristisch eiteln und die Eitelkeit verhöhnenden Rothkopf, die ergiebigste mit Alexander von der Marwitz, welcher, neunzehnjährig, edel, stolz, ernst, rasch, gebieterisch und doch zart, in classischer Philologie bereits für ausgezeichnet galt. Varnhagen sah hier Johannes Schulze, Strauß, den jüngern Theremin, Börne, Karl von Raumer, Achim von Arnim, letztern mit freudiger Achtung und Bewunderung. Dabei blieb die Kunst nicht vergessen. In Lauchstädt sah man Goethe's „Natürliche Tochter" von Goethe's Schauspielern, beides mit lebhaftem Beifall. Unter dem Titel „Erzählungen und Spiele" bereiteten Varnhagen und Neumann eine neue Sammlung von Productionen vor, zu welcher auch Fouqué und Bernhardi beisteuerten.

Während sich so der literarische Kreis zu einer Zahl von Mitgliedern ausdehnte, deren Breite und Fülle über den Rahmen dieser Skizze hinausschwillt, trat auf einmal die dringendere Aufgabe der Zeit, welche, dem Kinde einst in Strasburg begegnend, ihm fort und fort wachsend nachgegangen war, in aller eisernen Größe dem Jünglinge vors Angesicht. Ein Durchmarsch Napoleon's hatte preußisches Gebiet verletzt, die Friedenshoffnungen schwanden, und im August 1806 kündigten sich die rauhen Zeiten, welche bevorstanden, auch in Halle dadurch an, daß der General von Wartensleben, der mit seinen Leuten einrückte, die erst kürzlich für Schleiermacher's Predigten eingerichtete Universitätskirche als Magazin benutzte. Bei dieser Gelegenheit zeigte Varnhagen einen warmen Eifer für den Lehrer. Er sammelte schleunigst eine Menge von Unterschriften für eine Petition, welche, von angesehenen Trägern überreicht, bei dem Prorector und selbst dem General so gute Wirkung hatte, daß die Kirche sofort geräumt

ward. Indessen bald darauf wurden die Vorträge Schleiermacher's von ganz anderer Seite unterbrochen. Im September 1806 reiste Varnhagen auf die Einladung seines Freundes Franz Theremin nach Berlin. Reizvoll verflossen die Tage, das Höchste und Beste geistigen Lebens ward in traulichem Austausch genossen, als plötzlich die Nachricht von der Schlacht bei Jena die Bevölkerung Berlins in die tödlichste Lähmung, in die fieberhafteste Aufregung versetzte. Hier las Varnhagen jenes Wort: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Er sah die lächerliche Unzulänglichkeit auf seiten der Befehlenden, die ohnmächtige Wuth, den nagenden Schmerz auf der andern Seite, und ihn selbst, den ehemaligen Franzosenfreund, ergriff eine solche Erbitterung gegen Napoleon, daß er seinen Einzug nicht sehen wollte. Vollends gerieth er in die düsterste Stimmung, als ihn ein heftiges Brustleiden befiel. Dr. Erhard's Arzneien begleiteten ihn nach Halle, wohin er mit traurigen Aussichten zurückkehrte. Wie hatte sich hier alles verändert! Die Studenten waren ausgetrieben, die Anstalten durch Napoleon's Spruch geschlossen, Neumann war nach Göttingen gegangen. Aber der deutsche Idealismus, so wenig er noch zur Thatkraft die ganze Nation durchdrungen hatte, baute seine Minen im stillen fort, um mit der Noth und dem alten preußischen Staatsgefühl im Bunde dem großen Feinde sein Verderben zu bereiten. Von diesem Wunsche glühend beseelt war auch Varnhagen. Vorläufig kam es darauf an, heitern Muth während der Vorbereitungszeit zu behalten. Eine militärische Rolle zu spielen, dazu hielt sich Varnhagen nicht fähig, zum Mitschlagen war die Zeit noch nicht reif, und so trieb man sich in Studien und Neigungen um. Mit dem zurückgekehrten Neumann begann Varnhagen gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben, von welchem 1808 ein Band erschien. „Karl's Versuche und Hindernisse" sind ein übermüthiger Studentenstreich, ein Amalgam von Aristophanisch-Goethe-Jean Paul'schen Anklängen. Jean Paul und Wilhelm Meister treten darin auf. Ein gesunder Humor, wechselnd mit Duellen, Liebschaften, heißen und tolldreisten Situationen, die sich in die Kämpfe der Gegenwart verlieren, macht die Lectüre gleichwol interessant, und das kleine Fragment greift über die romantische Schule hinaus nach Immermann's Münchhausen und Platen's Komödien hin.

Im Frühjahr 1807 siedelte Varnhagen mit seinen Freunden nach Berlin über, wohin allmählich alle Capacitäten von Halle nachfolgten. Varnhagen hörte Botanik, machte einen klinischen Cursus durch, zugleich trieb er mit Theremin Spanisch, Englisch und Italienisch und übersetzte metrisch Stücke aus der griechischen Anthologie. Zwei Ausflüge nach Friedersdorf zu Marwitz, nach Nennhausen zu Fouqué führten neue Personen und Zustände in seinen Lebenskreis. Aber bald hörte er 1808 in Fichte's „Reden an die deutsche Nation" mit Begeisterung das Eine, was dem Vaterlande noth that, predigen. Von Schleiermacher's Ethik weniger befriedigt, fand er sich überhaupt von dieser Persönlichkeit eher abgestoßen als angezogen, wenigstens klingt durch sein entschiedenes Lob über Schleiermacher immer der Widerwille hindurch. Er sehnte sich aus dem Coteriewesen, das den ganzen schöngeistigen Kreis umspann, nach tiefern Quellen persönlicher Befriedigung, und fand sie endlich reichen Maßes in der Bekanntschaft mit Rahel.

Rahel Levin, oder Robert, denn auch diesen Familiennamen führte sie jetzt mit ihrem Bruder, dem Dichter Ludwig Robert, war 1771 geboren. Sie war damals in der berliner Geisteswelt als eine originelle, wahre, tiefe und wohlwollende Natur anerkannt, vom Prinzen Ludwig Ferdinand wie vom Schweden Brinkmann, vom Architekten Genelli wie vom Staatsmann Gentz, von Friedrich Schlegel wie von Heinrich Heine. Schon nach den flüchtigsten Begegnungen ward Varnhagen von ihrem Wesen und Ausdruck aufs tiefste ergriffen. Er sah Rahel bald täglich in ihrer Sommerwohnung zu Charlottenburg, und ihrer Freundschaft und Neigung versichert, fand er sich zu seinem Bedauern nur auf einer zu unfertigen Lebensstufe, um an ihren Besitz denken zu können. Er riß sich entschlossen los und ging zur Beendigung seiner Studien Anfang November 1808 nach Tübingen. Aber schon der Besuch bei Jean Paul, den er sich unterwegs nicht versagte, dann in Tübingen seine vertraute Befreundung mit Justinus Kerner, mit Uhland, dessen damals noch handschriftliche Gedichte er mit lautem Preise den Freunden in Berlin ankündigte, sein Verkehr mit Conz, dem Jugendfreunde Schiller's, deutete vom Fachstudium hinweg, und sein darstellender Trieb wollte sich nicht unterdrücken lassen. Bei dem emsigsten Studium der Knochenlehre ward ein Trauerspiel „Heinrich IV." angelegt, wurden einige Novellen geschrieben. Hätte sich Varnhagen jetzt dem Genuß ästhetischer Selbstbildung weiter überlassen, so würde er immerhin vielleicht einer unserer besten Prosaiker geworden sein, aber schwerlich der schöne Charakter, der Altmeister des Worts, der er geworden ist. Ihm gab kein

angeborenes Dichtertalent ersten Ranges die Erlaubniß, sich in jungen Jahren vor den gewaltsam thätigen Interessen der Zeit abzuschließen. Daß er dies erkannte, war sein Verdienst und schuf den wahren und großen Inhalt seines Lebens.

Preußen lag unter der eisernen Hand des Fremdherrn danieder, Österreich schien eine Volkserhebung in größtem Stile zu bereiten und stand im Felde. Varnhagen brach im Februar 1809 mitten aus seinen Studien auf, nahm seinen Weg über Hamburg, Berlin, durch Schlesien, überall sah er die Gärung im Steigen, Preußen sah er zum Ausbruche geneigt. Sein Entschluß war gefaßt. Die Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai) erhöhte mächtig das Vertrauen auf Österreichs Waffen. Mit Alexander von Marwitz, dem edeln, feurigen Genossen, mit dem trefflichen Wilhelm von Willisen nahm Varnhagen österreichische Dienste, und während die Freunde anderswo eintraten, fuhr er mit Kurierpferden geradeswegs ins Hauptquartier des Erzherzogs Karl, welcher mit seinem Heere in der Nähe von Deutsch-Wagram stand und eine neue Schlacht vorbereitete. Varnhagen fand mit einiger Mühe, aber doch für einen Poeten schnell genug, sich in dem bunten Treiben zurecht, und alsbald wurde ihm eine Fähnrichsstelle im Regiment Vogelsang, unter der Führung des tapfern jugendlichen Obersten Grafen von Bentheim, anvertraut. Am 5. Juli begann, ungeduldig von Varnhagen ersehnt, der Kampf ruhmvoll für Österreichs Waffen, wenn auch der Ausgang ein ungünstiger war. Varnhagen's Regiment stand an einem Hügel, als der Befehl erscholl: Freiwillige vor! Sie glaubten, es gelte, eine Batterie zu erstürmen, indessen sollten sie nur als Plänkler dem Feinde entgegengehen. Bei diesem Vorrücken, noch in der ersten Hälfte der Schlacht, erhielt unser Fähnrich einen Schuß in den Oberschenkel. Glücklich genug war die Kugel ganz neben dem Knochen hindurchgegangen, sodaß der Verwundete, vom Schlachtfelde halb geführt, halb geschleppt, und dann mit unsaglichen Schmerzen gefahren, in Zistersdorf, einem kleinen Landstädtchen einquartiert, nach einigen Wochen im Spitale genas, bald aber den nachdringenden Franzosen, welche ihn seltsamerweise als Gefangenen beanspruchten, zum Dolmetscher dienen mußte. Der Waffenstillstand nach der Schlacht von Znaym führte ihn nach Wien zur Auswechselung, wo nach allerlei rührenden Begegnissen mit zwei hübschen Wienerinnen, bei deren Vater er im Quartier lag, auch die großen und glanzvollen Cirkel der Stadt zu unzähligen Bekanntschaften sich ihm eröffneten, unter denen die mit den Häusern von Arnstein, Pereira, Eskeles von Dauer und höchstem Interesse waren. Nachdem Varnhagen's Wiedereintritt in sein Regiment hier vermittelt war, ging er zu demselben über Presburg, Tyrnau nach Wagha, einem Dorfe an der Waag in Ungarn, ab. Hier machte er alle Qualen eines vollgepfropften Quartiers durch; hier erfreute ihn aber auch ein Besuch Alexander's von Marwitz, welchen er zu den Klenau'schen Quartieren, wo jener stand, begleiten durfte. Man suchte sich mit schönen Spaziergängen auf den üppigen Wiesen die Zeit zu kürzen, und das Hersagen Homerischer Verse versetzte in alte und älteste Zeiten. Aber der Anblick der Krankenkähne, welche in erschreckender Menge die Waag herabgeschwommen kamen, schlug alle heitern Gedanken nieder, und mehr die Seuchen als die verlorenen Schlachten machten allgemein, selbst bei den Soldaten, den Wunsch nach Frieden rege. Bald sollte Varnhagen selbst einen Patienten zu behandeln haben. Sein Oberst, welcher soeben zu seinem Regimente zurückgekehrt war, erkrankte gefährlich, und wiewol von den Vorgesetzten verantwortlich gemacht, von den Intriguen eines Oberstabsarztes durchkreuzt, allein durch das Vertrauen des Kranken und die Noth gerechtfertigt, führte Varnhagen die Cur nach der Brown'schen Methode mit großen Dosen Kampher und Moschus ebenso kühn als glücklich durch, und erwarb sich hierdurch die unerschütterliche Liebe und Dankbarkeit des trefflichen Bentheim. Letzterer wollte sogleich mit seinem Arzte eine Reise nach Italien unternehmen. Der Friedensschluß gestattete jedoch vorläufig einen erneuerten Aufenthalt in Wien, wo zu den früher Genannten jetzt noch Friedrich Schlegel mit seiner Frau, Karl von Finkenstein, Graf Pálffy und besonders die anziehende und als Königin eines ganzen Kreises verehrte Gräfin von Fuchs als neue Personen in das personenreiche Schauspiel von Varnhagen's Leben eintraten. Die Mittel des Grafen Bentheim waren durch den Krieg erschöpft, die Briefe aus seinem Stammsitz, aus Steinfurt in Westfalen, lauteten trübe, und da zugleich seine Anwesenheit bei seinem Regimente, welches bereits nach Prag beordert war, gewünscht wurde, so gab man die Reise nach Italien auf und ging nach Prag. Varnhagen war hier in der düstersten Stimmung. Die Vermählung des Kaisers Napoleon mit der Tochter des Kaisers Franz erschien wie ein Spott über das bei Wagram und Znaym vergossene Blut. Der heiße Wunsch, gegen die Bedränger des Vaterlandes zu fechten, mußte nun unerfüllt bleiben. die Wiener vergötterten Napoleon, den sie noch eben verflucht hatten; nur wenige blieben dem Hasse treu und der Idee einer neuen Erhebung. Unter diesen war in Prag auch der Haupt-

mann Wilhelm Friedrich Meyern, der Verfasser des „Dyanasore", dessen freundschaftliche Hingebung in dieser Zeit für Varnhagen ein Trost und eine Quelle vielfacher Belehrung in Staats- und Militärsachen wurde. Da endlich die persönlichen Verhältnisse des Grafen Bentheim immer ungünstiger wurden, so ward Varnhagen als Bevollmächtigter desselben nach Steinfurt gesandt. Nie versäumte er auf solchen Reisen, scharf auf Personen und Zustände zu blicken. Das schamlose Treiben in Kassel empörte ihn. So anziehend sein Aufenthalt in Steinfurt für ihn durch die hohe Liebenswürdigkeit der Familie, durch die Seltsamkeit des kleinen Duodezhofes wurde, seine Sendung hatte keinen Erfolg, indem der Erbgraf, welcher in Abwesenheit des Vaters den Besitz verwaltete, nichts ohne den letztern unternehmen konnte, dieser aber, das Haupt des Hauses, sich in Paris befand, um durch Protestationen, Vorschläge und Vergleiche das Unheil der Mediatisirung wenigstens zu entkräften. Nach Varnhagen's Rückkehr sah sich der Oberst genöthigt, selbst nach Paris zu reisen. Da sein Fähnrich ihm bereits unentbehrlich geworden war, so erwirkte er diesem in Wien einen hochnöthigen handschriftlichen Urlaub vom Kaiser, und am 18. Juni ward von Wien aus die Reise angetreten.

In Paris traf Varnhagen mit Chamisso, Bekker, Uhland wieder zusammen, in deren Begleitung er die Merkwürdigkeiten der jetzt doppelt gewaltigen Stadt in Augenschein nahm. Die hier zusammengeschleppten Kunstschätze sah er mit wenig vorgebildetem Blicke; wie denn auch in frühern Jahren die düsseldorfer Galerie nicht einen Eindruck auf ihn machte, welcher seinen malerischen Sinn entschieden hätte darthun können. Varnhagen's Urtheile in diesem Gebiete sind nicht eben originell und schließen sich meistens Forster's Vorliebe für die Italienische Schule an, ohne Versuch, dessen meisterhaften Schilderungen etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Es ist auffallend, daß auch die Sculpturen, auch das Theater, welches er doch in St.-Cloud in aller Vollkommenheit sah, ihn zu keiner redenswerthen Beschreibung veranlaßt haben, wenn man nicht aus einer gelegentlichen Bemerkung schließen müßte, daß diese Art Kunstbeschreibungen seiner Natur widerstrebt haben. Um so mehr war er berufen, selbst Kunstwerke zu schaffen, indem er unmittelbar das Erlebte zu lebensvollem Bilde gestaltete. Eine erschütternde Begebenheit bot sich ihm bald nach seiner Ankunft zum Augenzeugniß dar. Der österreichische Botschafter Fürst Karl von Schwarzenberg, dessen Hotel der Anhaltpunkt für alle Österreicher in Paris war, gab im Sommer 1810 der Kaiserin zu Ehren ein glänzendes Ballfest in einem eigens von Breterwerk aufgeschlagenen, mit prächtigen Teppichen, Gazestoffen, Zierathen aller Art tapezirten Saale. Napoleon I. und seine Gemahlin, alles, was Paris an königlicher und fürstlicher Würde und Pracht behauste, war hier erschienen, um — man muß bei Varnhagen lesen, unter wie gräßlichen Umständen — nach kurzer Zeit, vor einer mit rasender Schnelle den Saal verzehrenden Feuersbrunst zu entfliehen. Mehrere Personen waren durch Brandwunden lebensgefährlich beschädigt, die Gemahlin des Fürsten Joseph von Schwarzenberg wurde vermißt. Varnhagen, als Gast ebenfalls gegenwärtig, durch Hülfeleistungen wie durch Interesse am Orte des Schreckens festgehalten, ging mit dem General Hulin und dem Dr. Gall noch bei anbrechender Tagesdämmerung auf der Brandstätte umher. „Auf einmal", erzählt Varnhagen, „bleibt Hulin stehen, sieht starr vor sich hin, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: «Doctor Gall, kommen Sie hierher, hier ist ein menschlicher Körper!» Ich gedenke noch mit Schauder des furchtbar eindringenden Tones, den diese Worte hatten, jeder Nerv wurde erschüttert, die Brust mit Angst erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der dritte, wir mieden jedes Geräusch und suchten uns im stillen des gefundenen Anblicks zu vergewissern, erst nach und nach wurde er unsern Augen deutlich u. s. w." Aus den Gravirungen eines Halsbandes ergab sich, daß der verkohlte Leichnam, kaum noch als menschliche Gestalt kenntlich, die Vermißte war. Auch die flüchtigste Skizze von Varnhagen's Leben durfte dieses Ereigniß nicht übergehen, weil seine Schilderung (jetzt „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", II, 2, S. 192) den größten Meisterwerken dieser Art würdig zur Seite steht und jener Brand, wiewol nur des Zufalls Werk, durch die mithandelnden Gestalten, namentlich Napoleon's, Stoff zu einem historischen Gemälde im größten Stile gegeben hat. Unter den zahlreichen Personen von Rang und Namen, mit welchen der Fähnrich von Wagram hier in freie Berührung kam, ist vor allem Graf Metternich zu nennen, in welchem, wie schon damals, so noch neuerdings Varnhagen die menschliche Seite hoch schätzte und selbst die politische in milderm Lichte sehen konnte. Niemand aber war ihm so merkwürdig in ganz Paris als der wunderbare „Eremita Parisiensis", wie er sich selbst nennt, der Graf Schlabrendorf, ein Aristokrat von Geburt, ein Republikaner von Gesinnung, ein Cyniker seinen Gewohnheiten nach und ein Wohlthäter den Armen. Ihn hielt Varnhagen als ein Orakel stets

hoch in Ehren. Dagegen vermochte Napoleon's Erscheinung, die ihm hier in einer Gesammtaudienz dicht gegenübertrat, ihm nicht den Mangel an Würde und Geist zu verbergen, welcher diesen im Großen großen Helden oft in den gewöhnlichsten Bezeigungen so klein und unbeholfen erscheinen ließ.

Gegen den Herbst begleitete Varnhagen seinen Obersten abermals nach Steinfurt zurück, ein Sprung aus dem größten Geräusch in die tiefste Stille. Hier begann bei der angenehmsten Geselligkeit für Varnhagen ein arbeitsvolles Nachtleben, in welchem er die Eindrücke des pariser Aufenthalts aufzeichnete. Hier fand er nebenher in dem westfälischen Geschichtschreiber von Steinen sein Geschlechtsregister, schrieb viele Briefe und Denkblätter. Er vermißte einige solcher Blätter, und sein Verdacht, daß sie entwandt seien, daß er belauscht werde, bestätigte sich ihm, als französische Truppen einrückten und ein wohlwollender Offizier unter ihnen merken ließ, daß er der französischen Polizei, welche die Fäden der Nationalverschwörung zu fassen suchte, bereits durch Briefe verdächtig sei. Im Januar 1811 reiste Varnhagen über Lich, Laubach, nach Frankfurt und Wien. Harren und Noth war überall sichtbar, Harren und Streben aber trat ihm zu Prag mit aller Herrlichkeit und gewaltigem Feuer in der Person des Frhrn. von Stein entgegen, des Geächteten, mit welchem ihn der rasch emporsteigende Hauptmann von Pfuel, dem Fouqué'schen Kreise angehörig und somit auch Varnhagen bald innig vertraut, bekannt machte. Varnhagen erzählt, daß Stein, dem er seine Unwissenheit bei gutem Willen bekannte, ihm förmlich privatissima über Gegenstände der Staatswirthschaft las. Eine Sendung nach Wien unterbrach diese Studien. Im Sommer 1811 kam Rahel, von dem Freunde abgeholt, nach Teplitz. Varnhagen blieb gleichfalls dort, unter vielfachen Anknüpfungen mit ausgezeichneten Curgästen, von denen wir hier nur den galanten, witzigen und französisch rouirten Fürsten von Ligne, den derben und edeln Herzog von Weimar, den damenbegleiteten Tiedge, den tollen Brentano und den damals schon tauben, aber noch keineswegs berühmten Beethoven nennen. Ein Antrag des Fürsten Ligne, Varnhagen möge ihn als Adjutant nach Wien begleiten, ward abgelehnt, indem Varnhagen gestand, sein höchstes und nächstes Ziel seien nicht militärische Ehren, sondern mit Rahel verbunden zu leben, und da dies nur in Berlin geschehen könne, so wolle er in preußische Dienste treten. Den österreichischen Dienst zu verlassen, bewogen ihn auch die Weltverhältnisse, da der gegen Rußland heranwogende Heereszug der Franzosen alle Tapfern zwang, Partei zu ergreifen. Österreichische Offiziere wie Tettenborn, Wallmoden, traten zu den Russen über. Stein ging, Freiheit und Vaterland im schlimmsten Fall am Ende der Welt zu suchen. Varnhagen suchte sich für Preußens Zukunft frei zu erhalten, und während Metternich in Prag günstig gesinnt ihn an den Staatskanzler Hardenberg empfahl, hatte er durch einen Besuch des Königs von Preußen in diesen Gegenden Gelegenheit, sich selbst an höchster Stelle zu empfehlen. Der entschiedene und tapfere Pfuel machte sich inzwischen auf, und indem schon der gewöhnliche Weg nicht mehr offen stand, erreichte er, mit genauer Noth den Nachspürungen des französischen Polizeihaupts entkommend, über Dänemark und Schweden die russischen Feldzeichen. Willisen, der gleichfalls mit Varnhagen in Prag verweilte, ging mit diesem nach Berlin, ward aber bald darauf während einer andern Reise nach Magdeburg verhaftet und nach Kassel abgeführt. Beweis genug, wie wenig Varnhagen selbst sicher war. Allein eine ihm selbst stets geheimnißvoll gebliebene Hand hielt ihren Schild über ihn. Er lebte in Berlin mit größter Freiheit und erhielt sogar Einladung zu den Gesellschaften des französischen Gesandten St.-Marsan. Wiewol der Staatskanzler den Empfohlenen geneigt aufnahm, Rahel ihn zu großem Troste gereichte, so athmete Varnhagen in dieser schwülen Zwischenzeit dennoch schwer genug, bis die Nachricht von dem vernichtenden Brande von Moskau erscholl, die Niederlage, der Untergang der französischen Armee in den elenden Trümmern derselben offenbar und unverhüllt erschien, und Tettenborn mit seinen Kosacken Berlin durchflog. Preußen stand in fiebernder Erwartung. In Breslau war die Schmiede neuen Aufstandes, dort weilte der König, dort der kranke Stein. Allein an Tettenborn's schnelle Scharen knüpfte sich die schnellere That, der erste Wink ins Feld schien Varnhagen der beste, Pfuel und andere Freunde waren bei Tettenborn, die herzgewinnende, zum Führer geschaffene Persönlichkeit des Generals entschied das Übrige, und so nahm Varnhagen die ihm angebotene Hauptmannsstelle an. Nachdem er in preußischem Dienst als Kurier noch eine Depesche nach Breslau gebracht, eilte er über Berlin nach Hamburg, welche Stadt Tettenborn am 18. März 1813 erreicht und vorsichtig genug erst nach einer Erklärung der Bürger besetzt hatte. Die nun folgenden Tage der Erhebung, die Vertheidigung Hamburgs, die Arglist der Dänen, die nahe und doch unfruchtbare Hülfe der Schweden, endlich Tettenborn's trauriger Abzug am

31. Mai gaben Varnhagen den Stoff zu dem trefflichen Kriegsgemälde, welches er unter dem Titel: „Geschichte der hamburgischen Ereignisse" (London 1813), erscheinen ließ, eine Darstellung, deren Wirklichkeit er mit dem persönlichsten Antheil an der theuern Stadt durch alles Schöne und Bittere hindurch kostete. Varnhagen begleitete als Adjutant den kühnen Kosackenanführer nach Mecklenburg, machte die blutigen Gefechte mit, dichtete dazwischen auch wol, wie der hier fallende Körner, Kriegsgesänge, unter andern einen Anruf an Tettenborn, ein Lied auf Lüneburgs Heldenmädchen, Johanna Stegen, welche bald darauf unter dem Titel: „Gedichte des Feldzuges 1813", in Friedrichsstadt gedruckt wurden. Varnhagen war mit bei dem kühnen Zuge auf Bremen, dann ging es nach Holstein und Schleswig. Mittlerweile hatte der Kronprinz von Schweden bei Großbeeren gesiegt, andere herrliche Waffenthaten, die größte bei Leipzig, öffneten den Weg nach Frankreich. Auch Tettenborn brach am 24. Jan. 1814 nach dem Rhein auf und erhielt den Auftrag, zwischen dem Nordheer und der Schlesischen Armee die Verbindung zu erhalten, in dem insurgirten und unsaglich widerspenstigen Lande ein schweres, menschenkostendes Amt, welches Varnhagen glücklich mit ausführen half. Da nach der Einnahme von Paris Tettenborn auf dem Zuge dorthin nach Bray zurückcommandirt wurde, sandte er Varnhagen mit Aufträgen an den russischen Generalquartiermeister Diebitsch und den General Winzingerode in die Hauptstadt voraus. Letzterer behauptete gereizt, bei St.-Dizier, wo er nach mörderischem Kampfe der Übermacht Napoleon's gewichen war, im Stiche gelassen worden zu sein. Varnhagen kreuzte ihn in solcher Stimmung und schrieb es diesem Vorfalle zu, daß ihm die wohlverdiente Beförderung zu Majorsrang, welche von Winzingerode's Empfehlung abhing, nicht wie andern geworden ist. Dagegen erhielt er den schwedischen Schwert-, den russischen St.-Annenorden und den preußischen Orden pour le mérite. In Paris nun strömten Herrscher und Völker zusammen. Doch bezeichnete das so ganz die deutsche Natur Varnhagen's, daß er unter dem Geschwirre von Meinungen, so gern er auf Stein's siegesfrohen Übermuth, auf Gneisenau's Prophetenstimme, auf Schlabrendorf's weithin auszielende Orakel horchte, bald die tiefste Sehnsucht nach Deutschland empfand, nach Rahel, welche, da das Gerücht Tettenborn und seinen Adjutanten schwer verwundet nannte, und kein Brief sie erreichte, in der tödlichsten Angst schwebte. Seine Absicht, in preußische Staatsdienste wieder einzutreten, durch Stein's Zureden ihm noch befestigt, fand auch jetzt bei Hardenberg williges Gehör, und vom Könige erhielt er schriftliches und mündliches Lob über die Darstellung der hamburger Vorgänge. Am 16. Juni 1814 reiste er nach Baden-Baden, wo er Tettenborn finden sollte. Er fügte zu der Schilderung der hamburger Erhebung jetzt die der „Tettenborn'schen Kriegszüge" (Stuttgart 1814) hinzu und stellte sich so, indem seine künstlerische Neigung ihr rechtes Fahrwasser fand, zu den glücklichsten Meistern der Geschichtschreibung, welche aus der Zeit und dem Leben heraus schreiben.

Erst jetzt, wo die allgemeinen Zustände durch den Sieg gesichert schienen, wo sein selbstgeschmiedetes Glück mit dem Gefühle seiner vielseitig entwickelten Kraft zusammentraf, gründete er sein Haus und hielt der so viel ältern Freundin sein Wort mit einem Überschwung von Leidenschaft, der, so groß die Vorzüge Rahel's in aller Augen waren, doch in seiner Unwandelbarkeit wahrhaft rührend ist. Nach einem mit ihr in Teplitz still und glücklich verlebten Sommer ward er am 24. Sept. 1814 der Geliebten verbunden. Ein großartiger Sinn kam hier dem eigenthümlichsten entgegen, und glücklicher konnte die gedankensprühende, immer erregte, leidende, geistverwöhnte Rahel sicher an niemandes Seite sein als an der des receptivsten, duldsamsten, ebenso sehr den Ideen und thätigen Interessen als den Geheimnissen und Schönheiten der Persönlichkeit hingegebenen Mannes, dessen Zartheit und Edelsinn nur diejenigen, welche ihn damals gesehen haben, ebenso sehr zu rühmen wissen, als daß er einer der stattlichsten und schönsten Offiziere gewesen sei. Varnhagen nahm nun sofort, als dem preußischen diplomatischen Corps angehörig, am Wiener Congresse theil, von dessen geselliger Erscheinung er eine anziehende Schilderung gegeben hat. Er hätte vielleicht eine bedeutendere Rolle spielen können, wenn sein Ehrgeiz nach dieser Seite hin geneigt hätte. Vielleicht war ein Wesen wie Rahel genug des Inhalts auch für ein größeres Dasein, denn mit ihr lebte er bei dem ungeheuern Gewoge fremden und einheimischen Glanzes am liebsten in tiefer Stille oder in kleinem geistigen Kreise selige Stunden. Varnhagen entwarf im Auftrage des Staatskanzlers zugleich mit Niebuhr und Hoffmann eine Denkschrift über die Abtretung Sachsens an Preußen. Als Publicist vertrat er, wiewol persönlich mit ihnen befreundet, gegen Gentz und Fr. Schlegel die Sache der Preßfreiheit und in andern Denkschriften die Ansicht, daß man der französischen Nation die Ordnung ihrer innern Angelegenheiten selbst überlassen müsse. Plötzlich schreckte die Nachricht von Napoleon's Rückkehr von Elba die Männer vom Grünen Tische auf. Die Heere kehrten wieder nach dem

Westen um, die Entscheidung von Belle-Alliance warf mit Kraft die neue Herrlichkeit Napoleon's zu Boden, die Heere zogen zum zweiten mal in Paris ein, die Diplomatie und die Herrscher folgten, die Bourbonen mit alter Schwäche und Blindheit. Varnhagen mußte dem Staatskanzler nach Berlin folgen und reiste mit ihm zusammen nach Paris. Hier ließ der verblendete Royalismus, die Stiftung der Heiligen Allianz, das Übergewicht Englands und Rußlands für das deutsche Volk wenig Gutes hoffen. Varnhagen sah mit Schlabrendorf die Rückkehr der Bourbonen für verfehlt an, Heil für Deutschland nur in Preußens Hegemonie, in der durchgreifenden Mithülfe des Volks und der Bildung von Staatsformen, welche solche Mithülfe ehrlich garantirten, auch wollte er Elsaß und Lothringen zu Deutschland haben. In diesem Sinne correspondirte er, wir müssen freilich sagen, etwas zu vorsichtig für unsere Tage, aber immer dreist genug für jene, besonders im „Hamburger Beobachter". Hardenberg billigte das, wenn er auch einige zu kühne Ausdrücke strich. Aber bald merkte Varnhagen, daß Hardenberg's Gunst sich abgekältet habe, und während er hoffte, um seine Person bleiben zu können, erklärte ihm der Staatskanzler, daß er in ihm ein bedeutendes diplomatisches Talent erkenne, und daß er zum Chargé d'Affaires in Karlsruhe bestimmt sei. Wir übergehen die vielen geselligen Beziehungen, welche Varnhagen sich in Paris schuf, noch mehr die Beobachtungen, welche er hier an Metternich, Jahn, Blücher, Humboldt und vielen andern zu machen Gelegenheit hatte. Im November 1815 ging er nach Frankfurt a. M. und, nur von Ausflügen nach Manheim und Koblenz unterbrochen, von Rahel's Gegenwart und dem Umgange mit Pappenheim, Custine, Otterstedt verschönt und ausgefüllt, begann hier eine Mußezeit, voll ahnungsvoller Erwartung, daß die Regierungen zu Rückschritten übergehen würden. Mitte Juli 1816 trafen seine Ausfertigungen endlich ein. Er begab sich nach Manheim und Karlsruhe, wo die bairisch-badische Territorialfrage, in welcher Preußen den Großherzog von Baden gegen Baiern begünstigte, vielfache Spannung erregte. Varnhagen fand bei diesen Geschäften Muße genug, um, nachdem er bereits 1815 „Deutsche Erzählungen" veröffentlicht hatte, nun auch „Vermischte Gedichte" (Stuttgart 1816) folgen zu lassen, von denen er jedoch mit Recht nur wenige würdig fand, in seine „Vermischte Schriften" aufgenommen zu werden, da es ihnen zu sehr an Unmittelbarkeit gebricht. Im Sommer 1817 hielt sich Varnhagen in reizvoller Geselligkeit mit Tettenborn, Rostopschin u. s. w. in Baden-Baden auf, machte mit Tettenborn eine Reise nach Brüssel und ging auf kurze Zeit nach Berlin zurück, wo sich die Gegensätze der Zeit im Turnerthum und dem Schmalz'schen Spionirwesen schon schroff gegenüberstanden. Als Ministerresident nach Karlsruhe zurückkehrend, erlebte er hier den Regierungsantritt des Großherzogs Ludwig, der ihm das Großkreuz des Zähringerordens als besondere Auszeichnung verlieh. Er sah auch mit Theilnahme die Einführung der ständischen Verfassungen in Süddeutschland, wodurch hier zum Segen der deutschen Zukunft, wenn auch nur aus Trotz gegen die Großmächte, ein Ansatz zum Bessern gesichert wurde. Denn diese hatten auf dem Congresse zu Aachen den Wortbruch verabredet. Hardenberg fügte sich, wenn auch zuweilen noch widerstrebend, dem Schlepptau Metternich's; die Ermordung Kotzebue's, der Angriff auf Ibell kamen den Regierungen ebenso gelegen, als sie allen Vernünftigen als die Untergrabung der letzten Hoffnung auf Constitutionen erschienen. Die Demagogenverfolgungen begannen, und auch Varnhagen, der seine Gesinnung nie verhehlt hatte, zumal sie höchst gemäßigt war, gerieth nebst Gruner und Dorow und andern Dienern und Freunden Hardenberg's in Untersuchung. Im Sommer 1819 ward Varnhagen von Karlsruhe abberufen und der Posten zugleich aufgehoben. Da man Varnhagen nichts beweisen konnte, so suchte man ihn auf eine anständige Weise zu beseitigen: er empfing die Bestimmung als Ministerresident nach Nordamerika. „Die besten Jahre meines Lebens", lautet eins seiner handschriftlichen Tagebuchblätter, „brachte ich daheim in der Verbannung zu, die man mir in Washington geben, ich aber nicht annehmen wollte." Diese „besten Jahre", deren Inhalt uns sogleich beschäftigen wird, verlebte er mit Ausnahme einiger Reisen ausschließlich in Berlin, glücklich im Besitze Rahel's, in Studien und schriftstellerischer Thätigkeit. Dennoch war es ihm nach einem Geständniß in seinem Nachlasse oft hart und drückend, bei erwähltem Staatsdienst ohne Boden und Thätigkeit zu sein. Er entzog sich, ganz in die Fußtapfen des von ihm hochverehrten Justus Möser tretend, nicht der Aufgabe, an die Seite des bestehenden Schlimmen den Fortschritt zum Bessern anzuknüpfen; er übernahm, um für edlere Zwecke sich möglich zu erhalten, selbst eine delicate Sendung nach Kassel und Bonn (1829), indem er die Spaltungen in der kurhessischen Familie möglichst auszugleichen hatte. Wiewol diese Sendung nicht von gewünschtem Erfolge war, so wurde sein Bemühen unter anderm durch Verleihung des Commandantursterns des hessischen Löwenordens anerkannt. Im Jahre 1830, unter Bernstorff's Ministerium, entfaltete

Varnhagen noch einmal eine angestrengte politische Thätigkeit. Aber, „der späte Wiedereintritt in Geschäftsverbindung", so lautet sein handschriftliches Geständniß, „brachte mir kein persönliches Genügen, einen bestimmten Wirkungskreis konnte ich kaum wünschen, ich wollte nicht da helfen und dienen, wo meine Gesinnung widersprach, Bernstorff war so edel, mir nur Aufträge zu geben, die ich mit gutem Willen ausführen konnte. Als Ancillon kam, mußte ich froh sein, mit guter Art wieder in Ruhe zurückzutreten. Ich habe diesen Lauf der Dinge, dieses Schicksal nicht zu bereuen, ich danke Gott, daß ich nicht als elender Gesandter an verschiedene Höfe müßig verschickt und in diplomatische Nichtigkeit versenkt worden bin."

Varnhagen hatte zu tief in die Schäden der vaterländischen Dinge, zu tief in die Unzulänglichkeit der leitenden Personen, ja, der einzelnen Volksstämme geblickt, um den Weg zu seinem Ziele für so kurz und eben zu halten, daß er ihn als bloßer Diplomat hätte zurücklegen können. Mit den Resultaten der Restaurationspolitik war auch das „Mögliche versagt" geblieben. Wie hätte der Jünger Goethe's, nachdem er das Unmögliche als ewig versagt scharfblickend erkannt, nicht versuchen sollen, das versagte Mögliche, das der Diplomat nicht erringen konnte, durch die Macht des öffentlichen Worts erringen zu helfen. Traf diese Art von Thätigkeit doch mit seiner innigsten Neigung, mit seiner hervorstechendsten Fähigkeit zusammen. Schon Schiller hatte die Idee gehabt, einen deutschen Plutarch zu schreiben, mit keinem andern ethischen Zwecke, als an der Tugend der Vorzeit die erschlaffte Gegenwart aufzurichten. Varnhagen führte Schiller's Idee aus, aber er führte sie aus in Goethe'scher Weise. Er ward folgerichtig seiner ganzen Bildung nach der Historiker der Individualität und der Zustände. Nach den beiden Vorläufern: „Geistliche Sprüche des Angelus Silesius" (1822; dritte Auflage, Berlin 1849, unter dem Titel: „Angelus Silesius und Saint-Martin"), „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (Berlin 1823), begann er seine „Biographische Denkmale" (5 Bde., Berlin 1824—30; zweite Auflage 1845—46), welche enthalten: die Lebensbeschreibungen der Kriegshelden Wilhelm von Lippe, Schulenburg, Derfflinger, des alten Dessauer, Blücher's, des Abenteuerers Theodor von Corsica, der Dichter Flemming, Canitz, Besser und des Herrnhuters Zinzendorf. Seines Freundes Erhard Andenken erhielt er durch die „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard" (Stuttgart 1830), ein Buch, das wenig bekannt geworden zu sein scheint und doch für die Kenntniß des 18. Jahrhunderts in seinem geistigen Ringen von höchstem Interesse ist.

Nachdem er an der Stiftung der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" thätigen Antheil genommen, gab er unter dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Literatur" (Hamburg 1833), seine gesammelten Kritiken aus den „Jahrbüchern" und andern Zeitschriften heraus. Dann erschien „Das Leben des Generals von Seydlitz" (Berlin 1834), „Das Leben des Generals von Winterfeld" (Berlin 1836), ferner die treffliche „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" (2 Bde., Leipzig 1836), darin die meisterhafte Skizze des Prinzen Ludwig Ferdinand; dann: „Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften" (Bd. 1—6, Leipzig 1837—42; in zweiter Auflage 1843; Bd. 7, 1846. Bd. 1—3 enthalten Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens; Bd. 4—6 Biographisches, Kritiken, Novellen, Erzählungen, Gedichte, Politisches; Bd. 7 Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Erzählungen, Kritiken). Daneben setzte er die biographischen Denkmale fort; es erschien: „Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte" (Berlin 1837); „Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin" (Berlin 1841); „Leben des Feldmarschalls Keith" (Berlin 1844); „Hans von Held" (Leipzig 1845); „Das Leben Karl Müller's" (Berlin 1847); „Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages" (Berlin 1848, anonym); „Leben des Grafen Bülow von Dennewitz" (Berlin 1853).

Rahel's Tod, welcher am 7. März 1833 nach leidensvollen Tagen erfolgte, gab diesem thätigen Leben einen traurigen Stillstand, aber mit dem unersetzlichen Verluste zugleich einen neuen Inhalt, indem Varnhagen, was er besessen und verloren, der Mitwelt kund machte. Unter dem Titel: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (1833), veröffentlichte er den Briefwechsel derselben anfangs in Einem Bande, der nicht in den Buchhandel kam, sondern nur verschenkt wurde, später (Berlin 1834) in drei dem Buchhandel übergebenen Bänden.

Die Mehrzahl der angeführten Schriften bewegt sich auf dem Gebiete der Biographie, und auf diesem Gebiete ist Varnhagen unbestrittener Meister. Hegel hat an Varnhagen den tiefen Sinn für Individualität gerühmt. Niemand aber hat ihn besser erkannt und anerkannt als Goethe, indem er, von Varnhagen's ersten Biographien sprechend, sagt: „Seit geraumer Zeit wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben

durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen, die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das 18. Jahrhundert herangehen, und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeists, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens."

In diesem Urtheil ist die Tendenz, es sind darin die Hauptvorzüge des Schriftstellers Varnhagen skizzirt. Die Individualitäten sind in seinen zahlreichen Lebensschilderungen so duldsam in ihrer Eigenheit gelassen, die Zustände mit einer solchen Einsicht erfaßt, und die Darstellung von so durchsichtiger Klarheit, daß diese Eigenschaften schon aus der Form heraus die nämlichen Eigenschaften im Leser wirken müssen. Das gewissenhafteste Aufnehmen des Materials stört bei Varnhagen nie die plastische Anschauung der ganzen Gestalt, ein Erforderniß, woran oft die besten Historiker scheitern. Was er selbst bei Gelegenheit der Biographie Friedrich's des Großen von Preußen ausspricht, daß „die Historiker genöthigt sind, nach Maßgabe des Stoffs, der ihnen zu Theil wird, immer neue Formen zu finden", das hat er selbst nie als Nöthigung erscheinen lassen: die Wahl seines Stoffs ist stets eine solche, welche die künstlerische Form zuläßt. Selbst Helden wie Blücher und Bülow, welche als Piedestal eine ungeheuere Geschichtsbreite haben, erstehen bei ihm in markiger Gestalt über dieser Basis, sodaß die biographische Gattung immer in wahrhaft classischer Reinheit verbleibt. Die antike Gelassenheit des Erzählers, der den Ausdruck eher zu blaß als zu glänzend gibt, nur, um nicht zu scheinen, nur um die leise Linie der Wahrheit nicht zu verletzen, erhebt schon, wie der Gegenstand selbst, den Leser über eine von solchen Tugenden abirrende Zeit und Bildungsstufe. Aus der Wahl seiner Helden, nie aus einzelnen Kraftphrasen, spricht das patriotische Gefühl des Verfassers. Er verbirgt sich ganz hinter seinem Kunstwerk. Unvergleichlich im Verständniß der derbsten wie der zartesten Charakterzüge, hat er für die Ausmalung der verwickeltsten helldunkeln Zustände sich eine eigene Technik geschaffen, zu welcher ein ganzer Wortschatz ihm zu Gebote steht. Neben der Kunst, durch Worte aufs eindringlichste zu sprechen, übt er zuweilen die diplomatische Kunst, durch Worte aufs deutlichste zu verschweigen. Im biographischen Gebiete beherrscht er alle Arten und Spielarten mit gleicher Vollendung, von der flüchtig geistreichen Charakterskizze — man lese seinen Gentz, Scholz, Wilhelm von Humboldt — bis zum ausgeführtesten historischen Lebensbilde, wie sein Blücher, wie sein Bülow von Dennewitz. So zahlreich seine Schriften sind, sie werden dauern, sie hängen von keiner Zeit ab, sie werden in ihrer ruhigen Schönheit immer wieder erkannt werden, wo die Gesetze einer künstlerischen Form wieder erkannt sind, sie vertragen eine genaue Musterung, sie lohnen ein eingehendes Studium, sie sind jedem Gebildeten, ja manche derselben jedem Leser verständlich; sie regen die edelsten Kräfte des ganzen Menschen an und wecken selbst im Patrioten den ganzen Menschen. Varnhagen hat Schilderungen geliefert von hinreißender Kraft, von der subtilsten Zartheit. Sein Kunstgeheimniß ist einfach: nur der bedeutende Stoff regt ihn zum Schreiben an, und seine ganze Kunst scheint darin zu bestehen, daß er die Sache gibt. Wie schwer ist diese Kunst! Welche gereinigte, classische Persönlichkeit erfordert sie, welchen Meister seiner selbst! Und dieser Meister seiner selbst war er geworden.

Diese Meisterschaft sprach schon aus seinem Äußern, aus der stattlichen Gestalt, dem großen vollen und runden Haupte, den milden blauen Augen. Sowie er gar nicht anders als in immer gleichem, scharfem (Kupferstich nennt es Rahel) Zuge schreiben konnte, so war ihm Ordnung, Zusammenhang, Klarheit auch bei seinen Arbeiten zur andern, ja zur spielenden Natur geworden. Seine Bücher, die überall die schätzbarsten Aufschlüsse, Ergänzungen, Notizen in Randbemerkungen enthalten, seine Autographensammlung mußte man sehen, um mit Staunen zu erkennen, wie sich die Lust an geordnetem Wirken weit über den persönlichen Gebrauch hinaus bis an sein Lebensende in unverwelkter Frische erhielt. Die Duldsamkeit wurde bei ihm zur That. Aber sie sank nie — man würde sehr irren, wenn man das annähme — zu einem weichlichen Vertragen herab, wo Überzeugungen auf dem Spiele standen. Wie er eitle und gewissenlose Anmaßung auf literarischem Gebiete wahrhaft vernichtend abfertigen konnte — man lese seine Polemik gegen den Breslauer Schubarth — so war er im Zwiegespräch zum heftigsten Ausdruck bewegt, wo sich im öffentlichen Leben bei anzunehmender Einsicht ein verstocktes und eigensüchtiges Handeln zeigte. Wenn auch gemäßigter, so glüht dieses Feuer doch in seinen Schriften nicht minder sichtbar. Er stand, der wackere Fähnrich von Wagram, treu bei der Fahne, welche die Hand Schiller's, Goethe's, Fichte's und Hegel's gehalten hatte — Hegel's,

dessen System in ihm folgerecht einen treuen Anhänger fand, ohne, was von wenigen in gleichem Falle gesagt werden kann, seinen Stil verderben zu können.

Varnhagen steht auf der Brücke zwischen zwei Jahrhunderten, zwischen der individuellen Bildung, wie sie die deutsche Cultur als schönste Blüte trieb, und der politischen Umwälzung im weitesten Sinne, wie sie mit der Revolution zum Ausbruche kam. Steigt die erste Richtung zum ruhigen Genusse, so fordert die andere Opfer, in welchen Ruhe, Genuß, aber auch der Preis schwinden kann, der solcher Opfer allein werth ist. Ein handschriftliches Tagebuchblatt, welches uns mit andern von der Nichte Varnhagen's, von Ludmilla Assing, freundlich mitgetheilt ist, zeigt, wie sehr er von dieser Stellung zwischen zwei Welten bewegt ward. Am 5. Oct. 1844 zeichnete Varnhagen auf: „Wenn ich das Treiben der europäischen Menschheit im ganzen betrachte, so bleibt mir kein Zweifel, sie geht ungeheuern Krisen entgegen, sie sucht angstvoll neue Formen des Lebens. Die Bewegung ist allgemein, und jeder, auch wer sie hemmen möchte, fördert sie. Die Erde nicht nur verändert sich, auch der Himmel, unser Glaube, unsere Hoffnung suchen neuen Anhalt. Das Christenthum ist ausgeartet, wie nur je, und neben dem verfaulten Katholicismus ist auch der Protestantismus in giftiger Verderbniß, und eine Reinigung, wie die zu Zeiten Luther's thut dringend noth. Bei uns, im preußischen Staate, ist ein Hauptwirbel der Strömung, die vieles verschlingen wird, bei uns ist die Verkehrtheit am engsten an die Vernunft gedrängt, die Heuchelei und Selbstsucht am schärfsten mit der Wahrheit im Widerspruche. Mir ist nicht wohl zu Muthe, wenn ich an die künftigen Stürme denke, sie werden vieles umreißen, was mir theuer ist, sie werden den Boden mit Trümmern dessen decken, was mein Leben war. Schon jetzt ist vieles erschüttert, dem ich Bestand wünsche, schon jetzt liegt manches abgestreift und abgeschlagen auf dem Boden, was ich hoch grünen und blühen gesehen. Mir ist nicht wohl bei der Richtung, die jetzt durch alles geht. Und dennoch freue ich mich jedes kräftigen Windstoßes, jeder aufrauschenden Woge, die das Gebäu der Lüge und Schlechtigkeit erschüttern! Ich sehe dem Weltwirrwarr, wie Shakspeare sagt, mit einem weinenden und mit einem lachenden Auge zu. Die Revolution, die mein Gefühl verwirft, erkennt mein Geist als nothwendig, und die Einsicht reißt zuletzt auch das Gefühl mit auf ihre Seite fort. So lange es geht, vertheidigt man Haus und Hof gegen den Feind, aber man zündet selbst an, was zu vertheidigen als unnütz erkannt wird. Die Regierungen unserer Zeit sind zu dumm und zu arg, als daß sie dauern könnten, ihre eigene Schlechtigkeit bereitet ihren Untergang.“ Es ist hieraus begreiflich, daß Varnhagen die Revolution von 1848 mit Ruhe, ja mit Genugthuung aufwogen sah, ebenso begreiflich, daß, als er von einem seiner edelsten Freunde im Jahre 1848 zum Eintritt in die höchste Staatsverwaltung aufgefordert wurde, er ein ferneres Stilleben vorzog. Er hatte das Seine gethan, er durfte Jüngere eintreten lassen; zu entschiedenem Handeln, wie seine Einsicht es verlangte, war sein Gefühl zu duldsam. Diese Duldsamkeit äußerte sich noch in seinem letzten Werke, in dem nach seinem Tode (gleich den vorhergehenden bei F. A. Brockhaus in Leipzig) erschienenen achten Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften“, dessen Herausgabe er der interessanten Schilderung wegen, die er von seinen Gesprächen mit Metternich zu bieten hatte, aus Rücksicht für den Lebenden hinausschob. Und doch zeigt diese Schilderung den Fürsten in einem so milden Lichte wie kaum irgendeine andere Auffassung.

Nicht immer ist eine ausgeprägte schriftstellerische Eigenthümlichkeit mit der entsprechenden menschlichen Eigenschaft verbunden. Der Schriftsteller, der selbst als Kritiker nur die Individualitäten der Bücher gleichsam im Lichte seines klaren Auges wiedergab, er war vielleicht im Leben weniger duldsam und liebevoll? Das wäre ganz gegen Varnhagen's Natur gewesen. Sein Zartsinn gegen Freunde und Empfohlene war so rührend, als er in solchem Alter und solcher Stellung selten ist. Es hieße hier in zu innige Heiligthümer eindringen, wollte man den Greis schildern, wie er, selbst kinderlos, an jedem Weihnachtsabende den armen Kindern seiner Straße bescherte, wie er den Seinigen eine Fürsorge war und, für sich selbst wenig bedürfend, seiner ganzen Umgebung eine menschenwürdige Existenz zukommen ließ, deren Einzelheiten oft die Verwunderung Fremder waren. Das darf wohl erzählt werden, daß der Greis selbst in die entferntesten Straßen wanderte, um irgendeinen ihm empfohlenen jungen Wilhelm Meister aufzusuchen und rathlose Kräfte zu wecken, Gebeugte durch sein mildes und heiteres Wort wieder aufzurichten. Ihn unter einer Schar von Kindern zu sehen, war neiderweckend. Während er mit seiner sanften Stimme den Kleinen erzählte, kam unter der kleinen Schere, die seine Hand mit Zauberschnelligkeit in einem Blatte Papier bewegte, eine ganze Noahsarche der feinsten Thiere hervor, und unter dem Jubel der Kinder ward er selbst wieder

das glückliche Kind, das er in den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens", der reichströmenden Hauptquelle unsers biographischen Versuchs, so anmuthig gezeichnet hat. Auf diese Hauptquelle müssen wir den Leser für vieles verweisen, was wir hier nur im Auszuge oder gar nicht erwähnen konnten. Sein Haus als geistigen Mittelpunkt der Besten von nah und fern, zur Zeit Rahel's, findet man meisterhaft im achten Bande der „Denkwürdigkeiten" geschildert. Wie er diese Räume äußerlich mit rührender Pietät in alter Form und Ordnung beließ, so übernahm er, und mit welchem Talent, auch Rahel's Aufgabe, sie als Stätten des feinsten Geisteslebens, des echtesten Wohlwollens zu erhalten. Treue Freundschaft hoher Geistesfürsten und alter Kampfgefährten, die begeisterte Verehrung junger Anhänger, welche sich unter anderm in zahlreichen Widmungen aussprach, die zärtlichste Pflege, vor allem seine ungebrochene Geistesfrische, verschönten sein Alter, und von dem befriedigten Dasein schied ihn am 10. Oct. 1858 ein schneller und sanfter Tod. Die Schar von Menschen, welche trauernd seinem prunklosen Sarge folgten — er ward nach seiner Anordnung ohne Geistlichen bestattet — die Art, die Zusammensetzung des Trauerzugs, welchen der neunzigjährige Alexander von Humboldt anführte, legte Zeugniß ab, daß hier ein Mann geschieden war, der, indem er sich selbst menschlich zu vollenden strebte, sich um das Vaterland, um die höchsten Interessen der Menschheit wohlverdient gemacht hatte.

Graf Bouet-Willaumez,

französischer Contreadmiral.

Als vor zehn Jahren in den verschiedenen Marinen der erste Versuch mit der Einführung der Schraube als Propeller für Kriegsschiffe gemacht wurde, konnte niemand voraussetzen, daß diese Erfindung auf die Entwickelung des Kriegswesens in so kurzer Zeit einen so unermeßlichen Einfluß üben würde. Niemand sah voraus, daß die Schraube sobald alle andern Bewegungsmittel verdrängen, noch weniger, daß sie so gewichtige Folgen für die Construction der Kriegsfahrzeuge haben würde.

Die Segelschiffe und Raddampfer sind bereits aus den Kriegsflotten nicht nur vollständig verdrängt, sondern auch in der Bauart der zu Kriegszwecken verwandten Fahrzeuge ist ein ganz neues System aufgetaucht, welches die Kriegführung selbst durchaus anders gestaltet. Widderschiffe, unverwundbare schwimmende Batterien von riesigem Umfange — im Gegensatze dazu Kanonenboote und Bombarden von kaum für möglich gehaltener Kleinheit, doch mit dem schwersten und weittragendsten Kaliber bewaffnet und sämmtlich von der Schraube bewegt, sind die neuesten Resultate der durch die Einführung des Propellers modificirten Schiffsbaukunst. Während in frühern Zeiten die Linienschiffe einer Flotte fast allein den Maßstab für die Stärke und Leistungsfähigkeit derselben abgaben, und alle Fahrzeuge von geringerer Gattung nur eine untergeordnete Rolle spielten, treten jetzt die Kanonenboote als ein Hauptfactor überall dort auf, wo es gilt, einen Kampf zwischen Seemächten zum Austrag zu bringen. Während die Kanonenboote früher nur zum Schutze der Küsten und lediglich zur Defensive bestimmt waren, haben die Einführung der Schraube und die Fortschritte der Schiffsbaukunst diese kleinen Fahrzeuge in gefährliche offensive Kriegsinstrumente verwandelt. Sie bedürfen, um von Nutzen zu sein, nicht mehr Windstille und ruhiges Wasser, sondern dampfen ebenso sicher über den weiten Ocean, als sie viele Meilen weit in die Ströme des feindlichen Landes hineinfahren, deren geringe Wassertiefe bisher dem Vordringen aller wirksamen Kriegsfahrzeuge ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzte.

Vor allem hat aber der Dampf eine Cooperation zwischen Armee und Flotte möglich gemacht, wie sie noch vor zehn Jahren undenkbar war, und welche nothwendig dazu beitragen muß, Kämpfe, bei denen Seemächte betheiligt sind, ebenso schnell als entscheidend zu beendigen. Zwar stellte sich, solange Flotten überhaupt in der Kriegsgeschichte eine Rolle spielen und wo das Meer die Kämpfenden voneinander trennte, stets die Nothwendigkeit einer solchen Cooperation heraus, insofern Truppen nur auf Schiffen auf den Kampfplatz geschafft werden konnten. Doch machte die Bauart der Schiffe und ihre Abhängigkeit vom Winde solche Transporte nicht nur äußerst langwierig, sondern sie ließen sich auch nur in verhältnißmäßig geringem Maßstabe bewerkstelligen. Die Überschiffung eines Heeres von 50000 Mann nebst dem dazu gehörigen

Kriegsmaterial nach einem, wenn auch noch so nahe gelegenen überseeischen Lande erforderte in frühern Zeiten jahrelange Vorbereitungen, und verursachte, wegen der großen Masse von Transportfahrzeugen, der nicht zu berechnenden Dauer der Reise, des mitzunehmenden Proviants u. s. w., so bedeutende Kosten, daß schon darum die kriegführenden Mächte von solchen Unternehmungen abstanden. Die Schwierigkeit, ein so enormes Convoi von Segelschiffen bei den Wechselfällen von Wind und Wetter zusammenzuhalten und die zersprengten Theile vor den feindlichen Flotten zu schützen, machte zudem das Gelingen einer solchen Expedition überhaupt problematisch. Die Anwendung des Dampfes auf die Schiffahrt hat den größten Theil dieser Schwierigkeiten hinweggeräumt. Die Verbesserungen im Schiffbau haben es möglich gemacht, ganze Regimenter auf einem Schiffe zu transportiren, und sie mit fast postalischer Genauigkeit zu einer bestimmten Stunde an irgendeinen Punkt der feindlichen Küste zu werfen.

Welchen großartigen Einfluß diese Umgestaltung der Flotten aber auf die Kriegführung und die Entscheidung der Weltgeschicke auszuüben vermag, davon hat der Krimkrieg das erste und der soeben beendigte Kampf in Italien das zweite praktische Beispiel geliefert. Frankreich hat in drei Tagen 70000 Mann von seinen südlichen Häfen nach Italien geschafft, und zwar nur mit Hülfe seiner im Mittelmeere stationirten Flotte. Diese Thatsache steht einzig in der Weltgeschichte da. Sie ist bewunderungswerth; aber möchte sie doch zugleich eine Warnung für andere Mächte, für Deutschland und England sein! Dieser Transport hat unwiderleglich bewiesen, daß Frankreich in dieser Art der Flottenverwendung, die nunmehr in Kriegen zwischen Seemächten eine Hauptrolle spielen muß, allen andern Nationen überlegen ist, und daß ein Kampf zwischen Engländern und Franzosen um die Herrschaft des Meeres nicht allein auf dem Meere selbst entschieden werden wird. Ludwig Napoleon hat unglaublich viel für die französische Flotte gethan, so viel wie nie ein Herrscher vor ihm. Ihre numerische Verstärkung ist jedoch sein geringstes Verdienst. Hauptsächlich hat er sie dadurch gehoben, daß er in ihr die rechten Männer an die richtige Stelle setzte und ihr Befehlshaber gab, deren Talent und Thatkraft unverkennbar ist.

Zu diesen Männern nun zählt auch der Contreadmiral Bouet-Willaumez. Derselbe ist einer der jüngsten, aber tüchtigsten Flaggenoffiziere der französischen Flotte, welchem, nachdem er schon im Krimkriege eine hervorragende Rolle gespielt, im Kriege von 1859 wieder eine wichtige Stellung zugedacht war, indem ihm Ludwig Napoleon den Oberbefehl über das französische Belagerungsgeschwader im Adriatischen Meere übertragen hatte. Namentlich aber ist Bouet-Willaumez' Name aufs engste mit den Fortschritten verknüpft, welche das französische Transportwesen zur See in so überraschender Weise gemacht hat. Während die frühere Seekriegsgeschichte in ihren ausgezeichnetsten Admiralen nur Taktiker aufzuweisen hat, sehen wir in Bouet-Willaumez den ersten Strategen zur See und in seinen Maßnahmen die Lehren einer Wissenschaft gegeben, welche zwar bei Landkriegen von jeher von größter Wichtigkeit war, zur See jedoch bisher als eine Nebensache betrachtet wurde, da Schlachten, deren Schauplatz lediglich das Meer bildete, ihre Anwendung nicht erforderten.

Graf Louis Edouard Bouet-Willaumez stammt aus einer alten provençalischen Familie, und wurde am 24. April 1808 in der Nähe von Toulon auf einer Besitzung seines Vaters geboren. Wie bereits früher schon viele Glieder seiner Familie, widmete auch er sich dem Seedienste und wurde, nachdem er die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung genossen, 1823 in das Seecadetten-Institut zu Toulon eingestellt. Im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Seecadetten (aspirant), 1829 zum Fähnrich und 1834 zum Lieutenant zur See. Als solcher ward er der Flottenstation attachirt, welche Frankreich damals am La-Plata unterhielt. Im Jahre 1837 nahm er theil am Bombardement von Mogador, wobei er seine erste Waffenthat ablegte.

Durch Diensteifer, außergewöhnliche wissenschaftliche Kenntnisse, zu deren Vermehrung er keine Gelegenheit verabsäumte, hatte er sich das Wohlwollen seines Geschwadercommandanten, des Contreadmirals Montagnié de la Roque, in hohem Grade erworben. Derselbe betraute ihn mit der Untersuchung der Küsten des westlichen Afrika, welcher Arbeit er sich mit großem Eifer unterzog, und deren Ergebnisse er 1849 unter dem Titel „Description nautique des côtes comprises entre le Sénégal et l'Équateur" veröffentlichte. Es ist dies eine ebenso gründliche als scharfsinnige Schrift, die seither schon mehrere Auflagen erlebt hat.

Die glänzenden Resultate seiner Untersuchungen verfehlten nicht, die Aufmerksamkeit des Marineministers auf Bouet-Willaumez zu lenken, und schon im Jahre 1840 wurde er Fregattenkapitän. Im Jahre 1844 erfolgte sodann, zugleich mit seiner Beförderung zum Linienschiffskapitän, die Ernennung zum Gouverneur der französischen Besitzungen am Senegal.

Diese Colonien waren bis dahin für Frankreich von fast gar keinem Nutzen gewesen; sie hatten dem Mutterlande infolge ihrer schlechten Verwaltung nur Opfer an Geld und Menschen gekostet, ohne etwas einzubringen. Es war dem neuen Gouverneur vorbehalten, hier sein Organisationstalent zur Geltung zu bringen und das vernachlässigte Land auf eine Stufe zu heben, die es vordem nie eingenommen. Mit unermüdlichem Fleiße und seltener Energie unterzog sich Bouet-Willaumez der beschwerlichen Aufgabe. Er durchreiste das Land nach allen Richtungen, überzeugte sich von allen Verhältnissen durch den Augenschein, stachelte durch seinen Eifer die Thätigkeit seiner Beamten auf, entwickelte die reichen Hülfsquellen des Landes, die bis dahin brach gelegen, und erzielte in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausgezeichnete Erfolge. In den drei Jahren seiner Verwaltung machte er das Land am Senegal zu einer ergiebigen Colonie, zu einem Stapelplatze des französischen Handels, sowie zu einer Operationsbasis für das allmähliche Vordringen der Franzosen in das Innere von Afrika.

Als Bouet-Willaumez 1847 nach Frankreich zurückkehrte, erwartete ihn das Commandeurkreuz der Ehrenlegion, das ihm der König zugleich mit einem Schreiben übersandte, in welchem sein Eifer, seine Intelligenz und das Organisationstalent, das er während seines Aufenthalts am Senegal entwickelt hatte, ehrenvolle Anerkennung erhielten. In dem folgenden Jahre führte er verschiedene Commandos in der Mittelmeerflotte. Namentlich aber brachte er bei dem Transport der französischen Truppen nach Rom zuerst sein strategisches Talent zur Geltung, sodaß er die Aufmerksamkeit Ludwig Napoleon's auf sich zog. Im Jahre 1854 wurde er zum Contreadmiral befördert, und er nahm nun als Generalstabschef der französischen Flotte unter Admiral Hamelin eine hervorragende Stellung im Krimkriege ein.

Infolge der Conferenz, welche am 8. Sept. 1854 von den Oberbefehlshabern der alliirten Armeen und Flotten am Bord des Caradoc gehalten ward, ging eine Commission, an deren Spitze der Contreadmiral Bouet-Willaumez stand, auf dem Primauguet zur Untersuchung der Krimküste ab. Der Scharfblick des Admirals erkannte bald die für eine Landung geeignete Stelle zwischen der Alma und Eupatoria, und die Wahl dieser Örtlichkeit wurde durch die Oberbefehlshaber gutgeheißen. Man schritt sofort zur Landung. Bouet-Willaumez war der erste an der feindlichen Küste, und binnen wenigen Stunden sah sich die englisch-französische Armee um den Punkt gelagert, auf dem er die französische Fahne aufgepflanzt hatte. Kein Unfall störte die Ausschiffung, kein Hinderniß trat hemmend entgegen. Die umsichtige Leitung des Admirals wußte alle Schwierigkeiten zu beseitigen; jedem Schiffe bestimmte er seinen Platz. Zeit und Ort der Ausschiffung gingen lediglich von ihm aus, und seinen Anordnungen war es zu danken, daß die vereinigte Armee den feindlichen Boden mit einer Schnelligkeit, Ordnung und Ruhe betrat, wie dies früher bei keiner ähnlichen Operation geschehen war. Unter seinen Befehlen entwickelte sich nun auch in der Bai von Kamiesch der regelmäßige und so zweckentsprechende Transportdienst, welcher die Bewunderung, aber auch den Neid der Engländer erregte, die hier zum ersten male die Überlegenheit ihrer Rivalen anerkennen mußten.

Bei dem Angriffe der alliirten Flotten auf die Festungswerke von Sewastopol entwickelte Bouet-Willaumez ebenfalls eine große Thätigkeit. Er war überall, wo es galt, Schwierigkeiten zu überwinden, und sein Genie wußte die Anstände sogar inmitten des heißesten Kugelregens zu besiegen. Es konnte daher nicht fehlen, daß er sich allgemeine Achtung und Bewunderung errang. Ludwig Napoleon gab ihm seine Zufriedenheit durch die Verleihung des Großkreuzes der Ehrenlegion zu erkennen, das er aus den Händen des inzwischen zum Minister berufenen Admirals Hamelin bei seiner Rückreise nach Frankreich empfing.

Indessen war es Bouet-Willaumez nicht vergönnt, nach den Anstrengungen des Feldzugs der Ruhe zu pflegen. Das Verhältniß zwischen Frankreich und Griechenland war während des Krimkriegs sehr unangenehm geworden, und es galt einen Mann dorthin zu senden, der mit diplomatischem Takte zugleich Energie verband, und außerdem die Macht besaß, auf die Entschlüsse der griechischen Regierung einen geeigneten Druck auszuüben. Bouet-Willaumez wurde dazu ausersehen. In der doppelten Eigenschaft als Diplomat und Geschwadercommandant erschien er im Piräus und wußte durch seine Maßnahmen das französische Interesse alsbald geltend zu machen und das friedliche Vernehmen zwischen beiden Ländern wiederherzustellen. Obwol sein Auftreten dem Nationalgefühle der Griechen wenig schmeicheln konnte, so danken ihm doch die Bewohner der Hafenstadt manches Gemeinnützige, das durch seine Anordnungen hervorgerufen wurde. Vor seiner Ankunft war z. B. keine einzige Straße im Piräus gepflastert, und bei schlechtem Wetter hemmte der aufgeweichte Boden den Verkehr vollständig. Die Griechen ertrugen den Schmuz und das Hinderniß in Ruhe, aber nicht der französische Ad-

miral. Bouet-Willaumez forderte den Magistrat auf, die Stadt pflastern zu lassen. Als sich diese Behörde einstimmig weigerte, ließ der Admiral jedem Hauseigenthümer eine Schildwache vor die Thür stellen, mit der Weisung, niemand von den Bewohnern aus dem Hause zu lassen, bevor sich der Besitzer bereit erklärt hätte, die Strecke vor seiner Wohnung pflastern zu lassen. Dies originelle Mittel half sofort, und in 14 Tagen war der ganze Piräus mit gut gepflasterten Straßen versehen.

Nach seiner Rückkehr aus Griechenland wurde der Contreadmiral in die technische Abtheilung des Marineministeriums berufen, in welcher Stellung er verblieb, bis der Kaiser ihm beim Ausbruche des Italienischen Kriegs den Befehl über das Belagerungsgeschwader im Adriatischen Meere übertrug. Dasselbe ging am 12. Juni 1859 von Toulon ab, gelangte aber infolge des plötzlichen Friedensschlusses am 12. Juli nicht zur Action. Die dreijährige Wirksamkeit Bouet-Willaumez' im Ministerium erstreckte sich hauptsächlich auf die Vervollkommnung des Transportwesens, dem auch Napoleon seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Auf seinen Vorschlag wurden auf den dazu bestimmten Schiffen die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen, und Frankreich dankt seinen unausgesetzten Bemühungen die ungemein schnelle und großartige Entwickelung seiner Transportmittel, wie sie kein anderes Land besitzt und deren Vortrefflichkeit der letzte Krieg so glänzend bewiesen hat.

Bouet-Willaumez ist unstreitig einer der vorzüglichsten Offiziere der französischen Marine, der mit gründlicher Fachbildung die gediegensten wissenschaftlichen Kenntnisse vereint und eine seltene Vielseitigkeit des Geistes besitzt. Ebenso tapfer wie klug, weiß er Schwert und Feder mit derselben Geschicklichkeit zu führen. Außer dem bereits erwähnten Werke hat er viele Beiträge zu wissenschaftlichen Zeitschriften geliefert, die sich durch scharfsinnige Deductionen wie glänzende Stilisirung auszeichnen. Im Jahre 1855 gab er noch ein zweites großes Werk „Batailles de terre et de mer" heraus, dessen Ertrag für die in der Krim Verwundeten bestimmt war und das ebenfalls eine gute Aufnahme gefunden hat.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

***Becker** (Julius), Componist und musikalischer Schriftsteller, starb am 26. Febr. 1859 in Oberlößnitz bei Dresden, wo er seit 1846 in stiller Zurückgezogenheit lebte. Am 5. Febr. 1811 zu Freiberg geboren, erhielt er bereits als Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt eine tüchtige musikalische Bildung, die er seit 1835 zu Leipzig zu vervollkommnen suchte. Sein Lehrer im Contrapunkt, der Organist Karl Friedrich Becker, führte ihn hier zuerst in die Kunstwelt ein. Von 1837—46 schrieb B. vieles für die von Schumann begründete „Neue Zeitschrift für Musik", auch gab er zwei Romane, eine „Harmonielehre" (Leipzig 1842) in Briefen an eine Dame, eine „Männergesangschule" (Leipzig 1845) und eine Übersetzung von Berlioz' „Musikalische Reise in Deutschland" (Leipzig 1843) heraus. Als Componist hat B. besonders in der Liedform, namentlich im sentimentalen und lyrischen Genre, mit Glück gearbeitet.

***Dieterici** (Karl Friedrich Wilhelm), deutscher Statistiker und Nationalökonom, starb am 30. Juli 1859 zu Berlin im Alter von 69 Jahren. Unter Beibehaltung seiner Stellung als Geh. Oberregierungsrath im Ministerium des Innern wurde ihm 1834 eine ordentliche Professur für die Staatswissenschaften an der Universität zu Berlin, sodann 1844 die Direction des Statistischen Bureau übertragen. Als Statistiker hat er sich nicht nur um die Erforschung des preußischen Staats Verdienste erworben, sondern auch wesentlich zur Erhebung der Statistik in das rein wissenschaftliche Gebiet beigetragen. Sein letztes Hauptwerk war das „Handbuch der Statistik des preußischen Staats" (Berlin 1858), an dessen Vollendung ihn jedoch der Tod verhinderte. Von den zahlreichen Schriften, welche seine amtlichen Verhältnisse veranlaßten, sind insbesondere die „Mittheilungen des Statistischen Vereins" von Wichtigkeit, die er seit 1848 herausgab. Auch die „Denkschriften" der berliner Akademie enthalten von ihm eine Anzahl zum Theil sehr inhaltreiche Abhandlungen. Eine von D.'s letzten Arbeiten ist die Untersuchung über „Die Bevölkerung der Erde", welche in Petermann's „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt" (Januar 1859) zur Veröffentlichung gelangte.

***Jellachich de Buzim** (Joseph, Graf), österreichischer Feldzeugmeister und Banus von Kroatien, starb am 20. Mai 1859 zu Agram. Er war der Sohn des Feldmarschallieutenants Franz Frhrn. von J. und wurde am 16. Oct. 1801 zu Peterwardein geboren. Auf der Theresianischen Ritterakademie zu Wien gebildet, trat er 1819 in die Armee, durchlief die Stufenleiter der militärischen Hierarchie in verschiedenen Grenzregimentern und ward 1842 Oberst des 10. Banal-Grenzregiments, an dessen Spitze er 1845 mehrere Gefechte gegen die Bosnier bestand. J. hatte durch sein frisches und ritterliches Wesen unter den österreichischen Südslawen viel Popularität gewonnen, und die Kroaten erbaten sich ihn im Beginn der Wirren von 1848 vom Hofe zum Banus. Er erhielt diese Würde und wurde zu-

gleich zum Feldmarschallieutenant und commandirenden General im vereinigten Banal-Warasdin-Karlstädter Commando ernannt. Sofort entwickelte er eine eifrige politische und militärische Thätigkeit, um im slawischen Interesse der Begründung eines selbständigen ungarischen Staats entgegenzutreten. Nicht ohne Einverständniß mit dem Hofe fiel er im September 1848 mit 40000 Mann Grenz- und andern Truppen in Ungarn ein, und eröffnete so den verhängnißvollen Bürgerkrieg. Am 29. Sept. lieferte er den weit schwächern Streitkräften, welche ihm die ungarische Regierung entgegenstellte, in der Gegend von Ofen ein blutiges Gefecht, in dem er sich nicht eben als glänzender Feldherr zeigte. Enttäuscht über die Widerstandskraft der Ungarn, stipulirte er einen dreitägigen Waffenstillstand, während dessen er heimlich mit seiner Armee nach Wien aufbrach, wo er sich mit den zur Unterwerfung der Hauptstadt concentrirten Truppen vereinigte. Sein Auftreten, das anfänglich wol auf eine selbständige Action in Ungarn hinauslief, hatte dadurch eine völlig andere Richtung erhalten. Nach der Besetzung von Wien nahm er unter dem Oberbefehle von Windischgrätz an dem Winterfeldzuge gegen die Ungarn theil. Nachdem er im März 1849 zum Feldzeugmeister befördert worden, erhielt er den Auftrag, seine Truppen mit den österreichischen Streitkräften im Süden Ungarns zu vereinigen und hier den Kampf zu leiten. Mangel an Mitteln und auch an Feldherrntalent zogen ihm, trotz persönlicher Tapferkeit, mehrfache Niederlagen zu, und er sah sich so geschwächt, daß er an der letzten Entscheidung im August keinen unmittelbaren Antheil mehr nehmen konnte. Bei der Herstellung des österreichischen Einheitsstaats behielt zwar J. den Titel eines Banus, übte jedoch seitdem im Kronlande Kroatien und Slawonien keine andere Gewalt als die eines Civil- und Militärgouverneurs. Ohne Zweifel hatte er sich selbst und den österreichischen Südslawen eine höhere und freiere Stellung zugedacht, und diese und andere Enttäuschungen, deren der phantasiereiche Mann unterlag, versenkten sein Gemüth in eine tiefe Verstimmung, zu der sich noch schwere körperliche Leiden, die Folgen einer stürmisch durchlebten Jugend, gesellten. In der letztern Zeit völlig körperlich wie geistig zerrüttet, starb er, ehe er noch das achtundfunfzigste Lebensjahr vollendet hatte. Im Jahre 1855 wurde J. für sich und seine Nachkommen in den österreichischen Grafenstand erhoben. Seine Ehe, die er 1850 mit der Gräfin Sophie von Stockau schloß, ist jedoch kinderlos geblieben.

* **Lardner** (Dionysius), einer der namhaftesten Physiker und Mathematiker der neuern Zeit, starb im Mai 1859 zu Neapel. Am 3. April 1793 zu Dublin geboren, erhielt er seine erste Bildung auf den Schulen der irischen Hauptstadt und begann im Alter von 14 Jahren auf dem Bureau seines Vaters, eines Solicitor, zu arbeiten. Da ihm die juristische Laufbahn nicht zusagte, trat er 1812 in das Trinity College zu Cambridge, wo er ungewöhnliche Fortschritte machte, eine große Anzahl von ausgesetzten Preisen gewann und 1817 den Grad eines Bachelor of arts erhielt. L. blieb hierauf noch zehn Jahre an der Universität und veröffentlichte während dieser Zeit unter anderm drei Schriften über mathematische Gegenstände, von denen namentlich die Arbeit „On the differential and integral calculus" (zuerst London 1825) seinem Namen hohe Achtung verschaffte. Von großem Einflusse auf die Entwickelung und Fortbildung des Dampfmaschinen- wie des Eisenbahnwesens wurden seine „Lectures on the steam-engine", die in acht Auflagen verbreitet und mehrfach übersetzt worden sind. Außerdem lieferte er während seines Aufenthalts zu Cambridge eine Reihe zum Theil sehr werthvoller mathematischer und physikalischer Beiträge zu der „Edinburgh Encyclopaedia", der „Encyclopaedia metropolitana" und der „Library of useful knowledge". Im Jahre 1827, nach Errichtung der londoner Universität, ward ihm von Lord Brougham die Professur der Physik und Astronomie angetragen, die er auch annahm. Kaum hatte L. 1828 seine Übersiedelung nach London bewerkstelligt, als er an die Ausführung eines großartigen encyklopädischen Werks ging, das nach ihm den Titel „Lardner's Cyclopaedia" führt und in 135 Bänden eine reiche Fülle selbständiger Abhandlungen über Zweige der Naturwissenschaften, Gegenstände der Industrie, Kunst, Literatur, Geschichte u. s. w. aus der Feder der berühmtesten Schriftsteller, wie Herschel's, Brewster's, W. Scott's, Southey's, Mackintosh's, Moore's, bietet. L. selbst schrieb für dieselbe über Geometrie, Arithmetik, Mechanik, Hydrostatik, Elektricität, Magnetismus, Meteorologie und Dampfkraft sehr geschätzte Beiträge, welche meist als Handbücher wiederholte Auflagen und Bearbeitungen erhielten. Er stand damals auf dem Höhepunkte seines Ruhms und ward wegen seines weltmännischen Takts und seiner gefälligen Manieren auch in höhern Kreisen der Gesellschaft gern gesehen. Da entspann sich zwischen dem geachteten Gelehrten und der jungen Gattin eines Offiziers aus guter Familie ein Liebesverhältniß, das sich alsbald verhängnißvoll gestaltete. L. entführte die junge Frau nach Paris, und sah sich nun in einen skandalösen Proceß verwickelt, der mit seiner Verurtheilung zu einer Geldbuße von 8000 Pf. St. endigte und ihn überdies zum Gegenstande von Epigrammen und Flugblättern machte. Ungeachtet seiner großen Leistungen war doch hiermit seine Laufbahn in England abgeschnitten. Er wandte sich von Paris nach den Vereinigten Staaten, wo er in den größern Städten Vorlesungen hielt, welche sehr zahlreich besucht wurden. Diese Vorlesungen erschienen auch im Druck und fanden (in 15 Auflagen) eine ungeheure Verbreitung. Im Jahre 1845 kehrte L. nach Europa zurück und nahm seinen Wohnsitz zu Paris, von wo aus er auch auf kürzere Zeit England besuchte. Nachdem er sein treffliches Werk „On railway economy" (London 1850) veröffentlicht, schrieb er für die „Times" 1851 eine Reihe von Briefen über die Weltausstellung, die er dann in einem Bande vereinigte (London 1852). Diesen Arbeiten folgte sein „Handbook of natural philosophy and astronomy" (zweite Auflage, 6 Bde., London 1855) und hierauf das „Museum of sciences and arts", in 12 Bänden, das in England und Nordamerika wiederum eine ungemeine Verbreitung erlangte. L.'s zahlreiche Schriften zeichnen sich nicht nur durch Klarheit der Darstellung wie durch leichte und populäre Sprache aus, sondern zugleich auch durch reichen Inhalt und wissenschaftliche Gründlichkeit. Der Tod überraschte ihn auf einer Erholungsreise nach Italien, die er zur Herstellung seiner Gesundheit unternommen hatte. Eine Reihe von Jahren hindurch war L. auch als Correspondent der „Daily News" thätig.

*Morgan (Sidney, Lady), englische Schriftstellerin, starb am 13. April 1859 in der Nähe von London. Im Jahre 1783 während der Überfahrt von Irland nach England geboren, erhielt sie von ihrem Vater, Mac Owen, der in Connaught in Irland ansässig war, eine gute Erziehung. Schon als Mädchen von 16 Jahren schrieb sie Gedichte und Novellen, welche Beifall fanden. Ihren Namen in der Literatur begründete sie aber durch die Novelle „The wild Irish girl" (London 1801), welche ihrerzeit ungemeines Aufsehen erregte. Auch in den meisten ihrer spätern Romane und Novellen wußte sie von den Sitten und Gebräuchen ihrer irischen Heimat geistreiche Gemälde zu entwerfen. In den ausgewählten Kreisen von Schriftstellern und Staatsmännern, welche sich im zweiten Jahrzehnd unsers Jahrhunderts in den Salons von Holland-House und Lansdowne-House zu versammeln pflegten, spielte Lady M. eine nicht unbedeutende Rolle. In diese Zeit fallen auch ihre beiden Werke „France" (2 Bde., London 1817) und „Italy" (2 Bde., London 1821), die viel zur Erhöhung ihres literärischen Rufs beitrugen. Die geistreiche und treffende Schilderung der italienischen Zustände, welche sie in letzterm Buche gab, blieb nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf das englische Publikum, indem sie bei demselben schon damals die Antipathien gegen Österreich und das Interesse für die nationale Sache der Italiener weckte. An den nationalen Bestrebungen der Italiener in den Jahren 1848 und 1849 nahm die Lady ebenfalls den wärmsten Antheil. Sie veröffentlichte unter anderm ein offenes Sendschreiben an Papst Pius IX. Eine andere geistreiche Flugschrift (1850) war gegen den Cardinal Wiseman gerichtet. Nach dem Tode (1843) ihres Gatten, des Arztes Sir Charles Morgan, lebte sie in literarischer Muße auf einer Villa bei London. Lady M. befand sich im Genusse einer Pension von 300 Pf. St., die ihr unter dem Ministerium Grey vom Staate bewilligt worden war.

*Potter (Louis de), einer der Haupturheber der belgischen Septemberrevolution von 1830, starb am 22. Juli 1859 während eines vorübergehenden Aufenthalts in seiner Geburtsstadt Brügge. Er hatte seit der Revolution auf eine politische Rolle verzichtet und lebte als Privatmann theils zu Brüssel, theils zu Paris. Meist mit kirchenhistorischen Studien beschäftigt, trat er nur bisweilen mit einer Flugschrift oder in einem Zeitungsartikel auf, um seine Stimme über irgendeine politische oder kirchliche Frage der Zeit abzugeben. P. soll umfangreiche Memoiren hinterlassen haben, welche jedoch erst nach Verlauf einer bestimmten Zeit zum Druck gelangen dürften.

*Raumer (Karl Otto von), preußischer Staatsminister a. D., der Sohn des 1831 gestorbenen Generalmajors von R., stammte aus dem bekannten, in Anhalt und Preußen begüterten Geschlechte, welches schon mehrere ausgezeichnete Namen aufzuweisen hat, und ward am 7. Sept. 1805 zu Stargard in Pommern geboren. Auf dem Gymnasium zu Stettin vorgebildet, widmete er sich zu Göttingen und Berlin juristischen und staatswissenschaftlichen Studien, und begann dann seine Beamtenlaufbahn als Referendar bei der Regierung zu Stettin. Nachdem er hierauf, nach der in Preußen üblichen Weise, als Assessor, Regierungsrath u. s. w. zu Frankfurt a. d. O. und Posen gewirkt, erhielt er eine hervorragendere Stellung als Regierungspräsident zu Königsberg. Er verblieb in letzterer, bis 1845 seine Ernennung zum Präsidenten der Regierung in Köln erfolgte. Die Ereignisse von 1848 wurden jedoch die Veranlassung, daß er im April desselben Jahres in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. d. O. versetzt ward. Im December 1850 vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, übernahm er hier im Ministerium Manteuffel das Portefeuille des Cultus und des Unterrichts. In diesem gerade in Preußen höchst wichtigen und einflußreichen Amte vertrat R. mit verhängnißvoller Consequenz die reactionären Tendenzen der Kreuzzeitungspartei, sodaß er nebst dem Minister des Innern, von Westphalen, am meisten den Unwillen der Nation auf sich zog. Er beschützte und begünstigte alles, was gegen Vernunft und Aufklärung gerichtet war, und brachte es in der That dahin, daß in dem intelligentesten Theile Deutschlands blinder Buchstabenglaube, unduldsames Pharisäerthum und die Lehre von der Umkehr der Wissenschaft auf den Gebieten der Kirche und Schule acht Jahre lang die Oberhand behaupten konnten. Insbesondere bekannt sind seine sogenannten Regulative, durch welche er auch in der Volksschule jede Erweckung des Geistes daniederzuhalten versuchte. Nachdem R. mit dem Systemwechsel im November 1858 gleich seinen meisten Collegen den Abschied erhalten, lebte er zurückgezogen im Kreise seiner Familie. Von einer mehrwöchentlichen Erholungsreise nach Berlin zurückgekehrt, starb er daselbst am 6. Aug. 1859 an der Ruhr. Er war seit 1841 mit einer Tochter des Generalmajors von Brauchitsch vermählt und hat aus dieser Ehe drei Söhne und vier Töchter hinterlassen.

*Roß (Ludwig), einer der gelehrtesten deutschen Philologen und Alterthumsforscher, starb im Alter von 53 Jahren am 6. Aug. 1859 zu Halle, wo er seit 1844 die Professur der Archäologie bekleidete. Vorher hatte er lange Zeit hindurch (1832—44) in Griechenland gelebt, wo ihm in seinen amtlichen Stellungen, erst als Conservator der Alterthümer im Peloponnes (1833—36), dann als Professor zu Athen (1837—43), die günstigste Gelegenheit geboten war, auf Reisen in allen Theilen des jungen Königreichs den classischen Boden des Landes auf das gründlichste zu durchforschen und eine große Anzahl von Entdeckungen zu machen, durch welche namentlich der Archäologie die reichsten neuen Materialien zugeführt wurden. Durch seine Schriften, in denen er über seine Reisen und Forschungen berichtet, hat er höchst schätzbare Beiträge nicht nur zur Kenntniß des alten Hellas, sondern auch der gegenwärtigen Zustände Griechenlands geliefert. In Bezug auf die Wissenschaft des Alterthums selbst nahm R. gewissermaßen einen orthodoxen Standpunkt ein, indem er die kritischen Grundsätze Wolf's, Niebuhr's, O. Müller's und anderer neuerer Forscher entschieden verwarf und der Überlieferung unbedingten Glauben schenkte. Diese Richtung bekundete er auch noch in einer seiner letzten Arbeiten, der Schrift „Italer und Gräken" (Halle 1858), in welcher er, im Gegensatze zu den Ergebnissen der modernen vergleichenden Sprachforschung, den griechischen Ursprung der ältern Bewohner Italiens vertheidigt. Während der letzten Jahre seines Lebens war R. genöthigt, sich ganz vom Katheder zurückzuziehen wegen körperlicher Leiden, die zuletzt auch seinen Geist brachen und dahin führten, daß er sich durch einen Schnitt in den Hals, im Bade, selbst den Tod gab.

***Tocqueville** (Charles Alexis Henri Maurice Clérel de), einer der berühmtesten französischen Publicisten, starb am 16. April 1859 zu Cannes, wo er den Winter verlebt hatte. Am 29. Juli 1805 zu Paris geboren, studirte er die Rechte und widmete sich anfangs der Magistratur. Im Jahre 1826 ward er bereits zum Instructionsrichter, 1830 zum Hülfsrichter ernannt. Im Auftrag der französischen Regierung ging T. 1831 mit Gustav von Beaumont nach den Vereinigten Staaten, um das dortige Gefängnißwesen zu studiren. T. benutzte diese Gelegenheit, das gesammte nordamerikanische Staats- und Gesellschaftsleben, die dortigen Zustände und deren Ursachen zu ergründen und zu begreifen. Die Ergebnisse seines Forschens und Nachdenkens theilte er in seinem Werke „De la démocratie en Amérique" (zuerst 2 Thle., Paris 1835) mit, welches wegen seiner Selbständigkeit, Tiefe und seines gesunden Geistes ungemeines Aufsehen erregte, in vielen Auflagen verbreitet wurde und dem noch jungen Verfasser den Ruf eines tüchtigen Staatsgelehrten einbrachte. Das Buch ward 1835 von der Akademie gekrönt. Schon vorher hatte er mit seinem Reisebegleiter Beaumont seine Erfahrungen über das „Système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application en France" (2 Bde., Paris 1832; dritte Auflage, 1845) mitgetheilt. Im Jahre 1836 trat T. in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, 1841 ward er in die Académie française berufen. Schon zwei Jahre vorher (1839) war er für Valonges im Departement Manche in die Deputirtenkammer gewählt worden, in der er bis 1848 blieb. Er zählte zur Opposition, machte sich durch mehrere vorzügliche Reden bekannt, und gehörte zu den thätigsten Mitgliedern, namentlich in mehreren Specialfragen, wie z. B. dem Gefängnißwesen. Nach der Revolution von 1848 wurde er in die Constituirende Versammlung gewählt. Er nahm seinen Platz im linken Centrum, und betheiligte sich an der Commission für den öffentlichen Unterricht, in welcher er schon seit 1844 gewirkt hatte. T. stimmte gegen alle Anträge der Ultrademokraten und sprach unter anderm gegen das Recht auf Arbeit, aber zu Gunsten des Zweikammersystems, für die Aufhebung der Clubs u. s. w. Bei Eröffnung der Legislativen im Jahre 1849 ward er zu einem der Vicepräsidenten gewählt. Im Cabinet vom 2. Juni 1849 mit dem Portefeuille des Auswärtigen betraut, zeichnete er sich namentlich durch seine entschiedene Vertheidigung der Expedition gegen Rom aus. Doch trat er bereits am 31. Oct. wieder aus dem Ministerium. Im Juni 1851 war T. Berichterstatter über die Revisionsfrage; er stimmte mit der Minorität für die Revision, ebenso im November für den Quästorenantrag. Am 2. Dec. gehörte er zu denjenigen, die sich in Odilon-Barrot's Wohnung einfanden, um gegen den Staatsstreich zu protestiren. Seit letztern Ereignissen lebte T. von öffentlichen Geschäften zurückgezogen zu Paris. Seine spätern literarischen Arbeiten waren der Entstehungsgeschichte der Französischen Revolution gewidmet. Noch vor den Februarereignissen erschien die „Histoire philosophique du règne de Louis XV" (2 Bde., Paris 1846), deren zweite Auflage den abgeänderten Titel „Histoire critique du règne de Louis XV" (2 Bde., Paris 1847) führt. Dieser Schrift folgte die meisterhafte Arbeit „L'ancien régime et la révolution" (Paris 1856), in welcher er denselben staatsmännischen Scharfblick bekundet, welchen er in dem Buche über die amerikanische Demokratie dargelegt hatte. Das Werk über die Epoche Ludwig's XV. erlebte ebenfalls in rascher Folge mehrere Auflagen und wurde von Reeve ins Englische (London 1856) und von Boscowitz ins Deutsche übersetzt (Leipzig 1857). In T. hat die höhere französische Publicistik unstreitig einen ihrer tüchtigsten und ehrenhaftesten Vertreter verloren. Ganz besonders anerkennenswerth ist der Muth, mit welchem er in dem letztgenannten Werke seine Überzeugungen der Napoleonischen Gewalt gegenüber festhält und ausspricht.

***Wichmann** (Ludwig), einer der namhaftesten deutschen Bildhauer, starb am 29. Juni 1859 zu Berlin. Im Jahre 1785 zu Potsdam als Sohn eines Bildhauers geboren, kam er frühzeitig in das Haus Schadow's, mit dessen beiden Söhnen er die Akademie besuchte. Nachdem er eine Zeit lang in dem Atelier des Meisters gearbeitet, ging er, da durch die Ereignisse von 1806 das Kunstleben in Berlin sehr gestört worden, zur Zeit des Tilsiter Friedens nach Paris, um unter Benutzung der dort zusammengehäuften Kunstschätze seine Studien fortzusetzen. W. fand bald in den Werkstätten von David und Bosio ebenso lohnende wie bildende Beschäftigung, besuchte daneben fleißig die Akademie und ward mit der Ausführung der Hautreliefs an einem Fronton des Louvre beauftragt. Zu Anfang des Jahres 1813 nach Berlin zurückgekehrt, unterstützte er seinen Lehrer Schadow, dessen Freund und Lieblingsschüler er schon längst geworden, bis er 1819 sich nach Rom begab, wo er mit seinem ältern Bruder, dem 1836 verstorbenen Bildhauer Karl Friedrich W., zusammentraf. Durch seine selbständigen Arbeiten fand er auch hier bald Anerkennung. Unter anderm führte er in dieser Zeit sein Blumenmädchen und die Gruppe Amor und Psyche aus. Im Jahre 1821 kehrte W. wieder nach Berlin zurück und eröffnete nun ein eigenes Atelier, aus welchem zunächst acht Figuren zum Siegesdenkmale auf dem Kreuzberge, der heilige Michael für die Werdersche Kirche, ferner die kolossalen knienden Engel und andere Bildwerke für die Nikolaikirche hervorgingen. Hierzu kamen verschiedene Statuen für das Museum, das Proscenium des Opernhauses, die Sculpturen am Palais des jetzigen Prinz-Regenten, sowie mehrere Ornamente für das Palais des Prinzen August. Die allgemeinste Anerkennung fand seine Wasserschöpferin, die auf der pariser Ausstellung von 1843 mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Sonst gingen noch aus W.'s Künstlerhänden hervor: Statuen des Bischofs von Gnesen, des heiligen Nepomuk, Winckelmann's (für Stendal und das berliner Museum), die Wahrsagerin, das Gipsmodell eines Christus und eine der Marmorgruppen auf der berliner Schloßbrücke. Außer diesen größern Kunstwerken hat aber W. noch eine überaus große Anzahl von meisterhaften Büsten geliefert, die überhaupt wol zu dem Trefflichsten gehören, was in diesem Genre geleistet worden ist. Unter W.'s zahlreichen Schülern haben sich mehrere, wie Gramzow, Petschke, Kümmel, Matthiä, Tod, Schiefelbein, Reinhold Begas, Birch, Franz, bereits einen Namen erworben. W. war Professor an der Akademie der Künste zu Berlin und Mitglied des Senats derselben.

Der Krieg in Italien 1859.

Erster Artikel.

Über Magenta nach Mailand.

Das Vorspiel.

Seit Karl Albert 1848 in die Lombardei einfiel, hatte das sardinische Königshaus keinen Augenblick den Gedanken aufgegeben, sich in Italien zu vergrößern und diese Vergrößerung auf Kosten Österreichs und der Habsburgischen Dynastie, welche ihm einerseits in Italien die größte Concurrenz machte, andererseits ganz entschieden keine einheimische war, deren Herrschaft vielmehr eine Fremdherrschaft mit dem größten Rechte schien genannt werden zu können, zu erstreben. Die Niederlage von Novara, weit entfernt dieses Streben niederzuschlagen, gab ihm vielmehr einen neuen Stachel und schärfte das dynastische Vergrößerungsgelüste durch ein Bedürfniß der Rache.

Aber mit den Wünschen und der Ungeduld, sie realisirt zu sehen, paarte sich bei Karl Albert's Nachfolger, Victor Emanuel, und mehr noch bei seinem Minister, dem Grafen Cavour, die Einsicht, daß Sardiniens Macht allein und sein Einfluß in Italien zu gering sei, als daß es mit Aussicht auf Erfolg Österreich den Fehdehandschuh auf eigene Faust hinwerfen könne.

Die Jagd auf mächtige Bundesgenossen gegen Österreich ward demgemäß die Triebfeder der sardinischen Politik. In Italien selbst suchte das turiner Cabinet sich zu stärken durch den Schutz, welchen es den Verfolgten aus allen Theilen der Halbinsel gewährte, durch den Reiz seiner freien Institutionen und durch systematische und unausgesetzte, wenn auch versteckte Angriffe auf Österreichs Herrschaft. Zur Verstärkung von außerhalb Italiens her schien ihm der orientalische Krieg von 1854 einen Anknüpfungspunkt zu bieten. Es kam bereitwillig dem Begehren Frankreichs und Englands entgegen, ein Hülfscorps nach der Krim zu senden, und hatte dafür die allerdings noch bescheidene Genugthuung, auf den pariser Nachconferenzen 1856 seine Stimme für Italien und mehr als für dieses gegen Österreich erheben zu dürfen.

Von jener Zeit ab trat die officiöse und selbst officielle sardinische Presse immer unverhohlener gegen Österreich auf und suchte namentlich die Bemühungen des Kaisers Franz Joseph, durch Amnestien und ähnliche Acte sich die Italiener zu gewinnen, in ihren Folgen zu entkräften.

Aber von derselben Zeit ab wuchsen auch die Aussichten Victor Emanuel's auf Rache an Österreich in der That beträchtlich. Zwar glaubte sich England mit der Anleihe, die es für Piemont zu Stande gebracht, aller Verpflichtungen gegen dieses für seine Theilnahme am Krimkriege entledigt zu haben. Dagegen hatte der Pariser Frieden Frankreich und Rußland auf eine durch ihre Plötzlichkeit besonders auffällige Weise genähert, und diese Annäherung konnte nur gegen Deutschland, in erster Linie gegen Österreich gerichtet sein, Österreich, welches von diesen beiden Mächten zugleich oder von einer nach der andern, von der einen im Westen, von der andern im Osten anzupacken ist.

In allen Fragen gingen Frankreich und Rußland fortan Hand in Hand, selbst in denjenigen, um deren willen sie sich in die Haare gerathen waren. Im Osten war Frankreich der getreue Alliirte Rußlands, wie in Fragen des Occidents Rußland für Frankreich Partei nahm. Und überall trat Österreich als das Object einer gemeinsamen Feindschaft hervor, während zugleich das Verhältniß Englands, das durch die neue Freundschaft des Despotismus in Orient und Occident sich gleichfalls bedroht sah, zu Frankreich immer kühler ward.

Graf Cavour hatte nicht nöthig sich einzubilden, daß die Kaiser Napoleon und Alexander für Italias schöne Augen eine Lanze einlegen würden; aber, wenn auch die neue Weltlage nur so angethan schien, daß Romanismus und Slawenthum gegen das Germanenthum sich die Hand reichten — und das kann man wol als den Grundgedanken bezeichnen, der allmählich sich jetzt zur Herrschaft emporrang — so war es nicht unerlaubt zu glauben, daß dabei auch für Italien oder wenigstens für Piemont gegen Österreich etwas abfallen werde. Studirte doch Napoleon III. eifrig die Italienische Frage, wie dies die damalige officiöse Broschürenliteratur, in ihren Anfängen wenig beachtet, seit drei Jahren sehr deutlich zeigte; und konnte er am Ende günstiger das Germanenthum anpacken als auf italienischer Erde! Wohin mehr konnte ihn der

militärische Ehrgeiz, von dem der Franzosenkaiser keineswegs frei ist, ziehen als auf jene Gefilde, auf denen sein großer Oheim, sein beständiges Vorbild, sich die ersten Lorbern gewonnen hatte!

Seit im Jahre 1857 der Kaiser von Österreich infolge von Angriffen der sardinischen Presse, für welche er keine Genugthuung erhalten konnte, gemeint hatte, seinen Gesandten von Turin abberufen zu müssen, schienen sich die Bande zwischen Sardinien, Frankreich und Rußland immer fester zu knüpfen. Unheimlich mußte es Österreich vorkommen, daß die officiöse französische Presse jetzt die Italienische Frage in unbestimmten Umrissen, sicher in einem Österreich feindlichen Sinne, zu ihrem Lieblingsthema machte. Es mußte daraus auf die Neigungen und Absichten der französischen Regierung schließen, obwol diese sich keineswegs aussprach. Den nächsten Anknüpfungspunkt zu Unterhandlungen hätte der französischen Regierung wol die gemeinsame Occupation des päpstlichen Gebiets geboten. Indessen sie ließ nur davon sprechen, sie sprach nicht selbst davon.

Dagegen benutzte sie merkwürdigerweise die Vorgänge in Serbien zu Ende des Jahres 1858, als eine tumultnarisch zusammenberufene Versammlung den österreichisch gesinnten Fürsten Alexander ab- und in seine Stelle den russisch-französisch gesinnten Michael Obrenowitsch einsetzte, und Österreich eine Observationsbrigade an die Grenze schickte und diese dem abgesetzten Alexander zur Hülfe anbot — die französische Regierung benutzte diesen Anlaß, um sich geradezu drohend gegen Österreich auszusprechen.

Obgleich nun Österreich genügende Erklärungen gab und das Zerwürfniß beseitigt schien, bedauerte doch Napoleon III. am 1. Jan. 1859 beim Neujahrsempfang in den Tuilerien vor dem gesammten diplomatischen Corps in äußerst anzüglicher Weise, daß die Beziehungen Österreichs und Frankreichs zueinander nicht mehr so freundliche seien als sonst.

Österreich hatte infolge der unruhigen Bewegung in Italien schon beschlossen, Truppenverstärkungen dorthin zu senden; jene Worte Napoleon's III. gaben das Signal zur wirklichen Ausführung dieser Maßregel. Obgleich eine offene Aussprache zwischen den Regierungen von Frankreich und Österreich auch jetzt nicht erfolgte, so zeigten doch Thatsachen genug auch dem Uneingeweihten alsbald, daß ein Gewitter sich sammle und sich in kurzer Frist entladen müsse.

Hoffnungen dieser Art sprach der König von Sardinien, Victor Emanuel, in seiner Thronrede am 10. Jan. ziemlich unverblümt aus, und worauf er sie baute, das zeigte die am 30. Jan. vollzogene Verbindung seiner ältesten Tochter mit dem Prinzen Napoleon. Die sardinische, französische und österreichische Presse, welche letztere von einem Theile der deutschen unterstützt ward, befehdeten einander von Tag zu Tag heftiger, warfen ihren gegenseitigen Ländern und Regierungen alles vor, was ihnen nur vorzuwerfen war, zählten die Streitkräfte ihrer Staaten auf, um sie, vorläufig auf diese unschuldige Weise, aneinander zu messen und stellten Programme für einen Krieg auf, den sie vor der Thür sahen.

Der Umstand, daß es sich bei alledem nicht blos um die Italienische Frage, sondern um mehr als sie handelte, wenn es auch vorläufig nur zu einem Kriege in Italien kam, konnte niemand verborgen bleiben. Die innigen Beziehungen Rußlands und Frankreichs zueinander zeigten es deutlich auf, und gleichsam als solle es zu noch größerer Deutlichkeit erhoben werden, daß Osten und Westen sich zu derselben Zeit und in demselben Sinne bewegten, ward am 12. Jan. und 5. Febr. der gleiche Mann, Oberst Cusa, zum Hospodaren der Moldau und Walachei erwählt, entgegen dem ursprünglichen Sinne der Convention vom 19. Aug. 1858, welche die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer geregelt haben sollte und eine geordnete Regierung für jedes der beiden Fürstenthümer feststellte. Diese Bestimmung war durch die Doppelwahl factisch umgangen.

England und Preußen glaubten nicht ruhige Zuschauer bleiben zu können. Sie vereinigten sich, um vorerst einmal die Parteien zu einem offenen Aussprnche über ihre Forderungen, über dasjenige, was sie sich denn eigentlich vorwürfen, zu veranlassen. Im wesentlichen kamen nun die offenen Vorwürfe, welche Piemont — mit Frankreich hinter sich — erhob, darauf hinaus, daß Österreich sich nicht mit seinem italienischen Gebiete begnügte und durch seine Verträge mit den mittelitalienischen Staaten den Einfluß Piemonts auf der Halbinsel beeinträchtigte. Diese Verträge also sollte Österreich aufgeben.

Das englische Cabinet glaubte schon über diesen Punkt zu Wien eine Verständigung erzielt zu haben, die eine friedliche Lösung der Verwickelungen verspräche, als sich Mitte März die russische Regierung mit dem Vorschlage eines Congresses der Großmächte über die Italienische Frage in die Unterhandlungen einmischte — wie deutlich zu erkennen war — um die Sache zum Nachtheile Österreichs neu zu verwickeln.

Der Congreßvorschlag ward nun auch wirklich zum Ausgangspunkte für den gesammten weitern Zwischenverkehr zur vermeintlichen Versöhnung der Interessen Frankreichs, Sardiniens und Österreichs genommen. Es handelte sich jetzt noch darum, eine Basis zu finden, welche allen betheiligten Mächten für die Unterhandlungen genehm wäre. Indessen schon dies sollte nicht gelingen. Österreich verlangte, daß Sardinien vor dem Congresse entwaffnete, und Sardinien wollte sich dazu nicht oder nur unter Bedingungen dazu verstehen, die Österreich nicht eingehen mochte. Die Entwaffnungsfrage ward nun mehrere Wochen hindurch in mannichfaltige Formen gekuetet, immer mit gleich schlechtem Resultate. Was dem einen recht war, war dem andern nicht genehm. Glaubte man irgend zu einem Schlusse gekommen zu sein, so wurden plötzlich von einer Seite, von der man es nicht vorausgesetzt hatte, Schwierigkeiten neuer Art erhoben, an die niemand gedacht.

Unter solchen Umständen entschloß sich Österreich den Knoten zu zerhauen, und wenn nach einer gewissen Frist keine Entscheidung über die feste Basis des Congresses erzielt wäre, auf eigene Faust durch ein Ultimatum von Sardinien zu verlangen, daß es entwaffne, namentlich aber die zahlreichen Freiwilligen entlasse, welche es aus allen Theilen Italiens angeworben und militärisch organisirt hatte.

Österreich machte davon Mittheilung an England und Preußen. Österreich glaubte, diese beiden Mächte überzeugen zu können, daß ihr Interesse mit dem seinigen dasselbe sei; es rechnete daher auf ihren Beistand. Es stellte die Frage so: Ob man sich einer nach dem andern von Napoleon III. und Alexander II. wolle abthun lassen, oder ob man nicht vielmehr von vornherein zusammenstehen solle, um auf einmal den Absichten Napoleon's gründlich einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Indessen es vermochte weder England noch Preußen zu überzeugen, daß es nothwendig sei, den Knoten zu durchhauen und das Ultimatum zu stellen. Keine dieser beiden Mächte wollte zugeben, daß Napoleon mehr wolle oder etwas anderes wolle, als die Italienische Frage zu einer gedeihlichen Lösung bringen. Nun glaubte England nicht gerade ein Interesse zu haben, einer Selbstconstituirung Italiens entgegenzutreten, wobei freilich zu wenig in Anschlag gebracht ward, daß diese Selbstconstituirung mit Hülfe der Franzosen bewerkstelligt werden sollte. In Preußen herrschte noch immer die gleiche Politik, welche Manteuffel einst naiv charakterisirt hatte: „Ruhig weicht der Starke zurück.“ Andere Namen, aber das Wesen der Dinge dasselbe! Die Rivalität gegen Österreich spielte gleichfalls mit hinein. So holte sich Österreich nur den Rath, es solle kein Ultimatum stellen, es solle sich die Dinge ruhig fortentwickeln lassen.

Entschieden sich dagegen England und Preußen offen und klar für eine kräftige Unterstützung Österreichs mit den Waffen in der Hand, so stand ihrem gemeinsamen Angriffe auf Frankreich, bei den Mitteln, die sie entwickeln konnten, nichts entgegen; selbst wenn sich Rußland, wie dies allerdings vorauszusehen war, in den Krieg eingemischt hätte, war ein Erfolg zu erzielen.

Da aber England und Preußen zu einer solchen Parteinahme noch nicht zu bestimmen waren, so lag es im Vortheile Österreichs, den Angriff seinerseits zu erwarten, und so den bösen Schein, als habe es den Frieden Europas gestört, von sich abzuwälzen oder fern zu halten, in der Hoffnung zumal, daß es doch wol auf die factische Unterstützung seines natürlichen Bundesgenossen noch zählen könne, wenn es durch Fortsetzung der Unterhandlungen Napoleon III. zwänge, sich völlig vor Europa zu demaskiren.

Indessen, Österreich glaubte trotz des abmahnenden Rathes, welchen es erhalten hatte, sein Ultimatum stellen und, falls dessen Anforderungen nicht Genüge gethan werde, den Angriff auf Sardinien beginnen zu sollen.

Am 23. April ward zu Turin das österreichische Ultimatum übergeben, am 26. April erfolgte die ablehnende Antwort; die Waffen sollten nun entscheiden, der Krieg begann.

Bis zum Treffen von Montebello.

Erst am 29. April rückte das österreichische Heer über den Tessin in Sardinien ein. Es stand unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Gyulai und zählte zunächst fünf Armeecorps, denen ein sechstes bald nachfolgte. Die zuerst vorhandenen fünf Armeecorps waren das 5. unter Stadion, das 7. unter Zobel, das 3. unter Edmund Schwarzenberg, das 8. unter Benedek und das 2. unter Eduard Liechtenstein. Nachgeschoben ward das 9. Corps unter Schaafgottsche. Die Armeecorps hatten nicht die volle Normalstärke, durchschnittlich wird man ein jedes zu 25000 Mann annehmen können, d. h. die sechs Corps zusammengenommen auf

150000 Mann. Diese aber waren wirklich für die Führung des Kriegs im freien Felde verfügbar.

Die verhältnißmäßig geringe Stärke der Corps hatte ihren Grund darin, daß theils die Bataillone nicht vollzählig, theils viele Festungsbesatzungen nicht blos in der Lombardei, Venedig und im adriatischen Küstenlande, sondern auch in den römischen Legationen zurückgeblieben waren.

Die Verzögerung des Einmarsches der Österreicher verschuldete ein Vermittelungsversuch, welchen England noch in der zwölften Stunde gemacht hatte. Er ward von Frankreich abgewiesen; und dem Beginne der Operationen stand nun nichts mehr im Wege. Einfluß auf den Gang der Dinge hat aber diese Verzögerung durchaus nicht gehabt.

Die drei ersten österreichischen Corps, welche über den Tessin gingen, waren das 7., 5. und 3., ihnen folgten in Reserve das 2. und 9. Das 8. blieb am linken Tessinufer in der Gegend von Piacenza zurück, um zugleich das rechte Ufer des Po zu überwachen.

Zunächst standen in Italien nun den Österreichern die Piemontesen und die insurgirten Bevölkerungen Mittelitaliens gegenüber.

Die piemontesische Armee zählte in fünf Divisionen und einer Reserve-Cavaleriedivision zusammen etwa 60—65000 Mann unter den Waffen. Es kam hinzu das Corps der von Garibaldi errichteten Alpenjäger mit etwa 5—6000 Mann.

Gleichzeitig mit der ablehnenden Antwort auf das österreichische Ultimatum hatten sich auch Toscana, Parma, Modena erhoben, in welchen Ländern seit lange der Aufstand für die Sache Italiens, und insbesondere Victor Emanuel's, vorbereitet war. Kaum brachen hier am 26. und 27. April die revolutionären Bewegungen aus, als auch schon sardinische Commissare sich einfanden, um Ordnung in die Sache zu bringen. Die Fürsten mußten ihre Länder verlassen. In Toscana schlossen sich die Soldaten der Revolution an, nicht so in Parma und Modena. Die Italiener konnten immerhin darauf rechnen, in kurzer Frist aus den Herzogthümern 30000 Mann für die Armee ziehen zu können, wenn nur kräftig eingegriffen wurde.

Aber schon waren die Italiener nicht mehr auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, als die Österreicher am 29. April das rechte Ufer des Tessin betraten. Von der französischen Hülfsarmee stand die Spitze der einen Colonne, welche über den Mont-Cenis vorrückte, schon am 25. in Savoyen auf sardinischem Gebiete, und die Spitze der andern Colonne, welche von Marseille den Seeweg einschlug, landete am 26. April bei Genua.

Die französische Hülfsarmee bestand im ganzen aus sechs Armeecorps: das 1. unter Baraguay d'Hilliers, mit drei — zeitweise vier — Infanteriedivisionen und einer Cavaleriebrigade; das 2. unter Mac Mahon, mit zwei Infanteriedivisionen und einer Cavaleriebrigade; das 3. unter Canrobert, mit drei Infanterie- und einer Cavaleriedivision; das 4. unter Niel, mit anfangs zwei, später drei Infanteriedivisionen und einer Cavaleriebrigade; endlich das Gardecorps unter Regnault de St.-Jean d'Angely, mit zwei Infanterie- und einer Cavaleriedivision. Diese Truppen waren für den Hauptkriegsschauplatz in Sardinien und der Lombardei bestimmt.

Das 5. Corps unter dem Prinzen Napoleon, mit zwei Infanteriedivisionen, wovon indessen eine vorerst auf den Hauptkriegsschauplatz detachirt ward, und einer Cavaleriebrigade, sollte sich vorläufig in Toscana niederlassen, hier dessen Truppen an sich ziehen, die unter dem Befehl des Generals Ulloa gestellt wurden, und dann je nach den Umständen, sei es abgesondert, sei es in Beziehung zur Hauptarmee operiren.

Die ganze französische Hülfsarmee hatte 15 Infanteriedivisionen und 9 Cavaleriebrigaden, d. h. etwa 130000 Mann, wovon 120000 auf den Hauptkriegsschauplatz kommen.

Der Kaiser Napoleon III. übernahm selbst den Oberbefehl über die gesammte verbündete Armee; die Piemontesen unter ihm commandirte der König Victor Emanuel.

Wenn auch am 29. April bereits beträchtliche französische Massen auf Sardiniens Boden standen, waren dieselben doch noch keineswegs im Osten des Landes vereinigt und in Verfassung, den vordringenden Österreichern unmittelbar die Spitze zu bieten. Seitens der Piemontesen wäre es unklug gewesen, sich allein dem Anfalle der Österreicher und damit der Gefahr auszusetzen, vereinzelt von diesen geschlagen zu werden, ehe ihre Verbündeten herankamen.

Aus diesen Verhältnissen folgten die ersten Operationen der Alliirten. Die Piemontesen mußten dem Angriffe der Österreicher ausweichen, und zwar in solchen Richtungen, in welchen sie sich am schnellsten mit den heranziehenden Franzosen vereinigen konnten. Die Franzosen mußten sich so schnell als möglich mit den Piemontesen in Verbindung setzen.

Die sardinische Armee wählte, da man einen raschen Marsch der Österreicher auf Turin voraussetzte, anfangs zwei Hauptconcentrirungslinien zur Deckung der genannten Hauptstadt, die eine nördlich des Po an der Dora-Baltea, die andere südlich des Po bei Casale und Alessandria. Mit den Truppen an der Dora-Baltea konnten sich die Franzosen vom Mont-Cenis, mit denen bei Casale-Alessandria diejenigen von Genua alsbald vereinigen; die beiden auf solche Weise gebildeten großen Massen hatten dann wieder als kürzeste Verbindung die Eisenbahn von Turin nach Alessandria.

Da man von Casale aus jeden Marsch der Österreicher auf Turin am nördlichen Ufer des Po in die linke Flanke nahm, ward übrigens, sobald ansehnliche französische Streitkräfte bei Turin eingetroffen waren, die Linie der Dora-Baltea alsbald gänzlich verlassen, und die gesammte Macht der Verbündeten concentrirte sich am südlichen Ufer des Po, um aus der Flankenstellung von Alessandria-Casale her die etwaigen Bewegungen der Österreicher auf Turin zu bedrohen und dieses letztere lediglich indirect, nicht durch directes Vorlegen zu vertheidigen.

Der Feldzeugmeister Gyulai ließ den Verbündeten alle wünschbare Zeit, ihre Concentrirung zu vollenden, und sich zum Ergreifen der Offensive in die nöthige Verfassung zu setzen. Es ergab sich für ihn allerdings als erstes Gesetz, die Concentrirung, welche gar auf keine andere Weise als die angeführte bewerkstelligt werden konnte, mit aller Kraftanstrengung, wenn nicht zu verhindern, so doch zu stören. Dann aber hätte er freilich die Operationen am südlichen Ufer des Po eröffnen müssen. Er that es jedoch am nördlichen, und auch hier suchte er die Piemontesen noch in einer falschen Richtung, nämlich dort, wo sie 1849 gestanden hatten, im Norden.

Erst als gar kein Zweifel mehr darüber bleiben konnte, daß sie in dieser Gegend nicht zu finden seien, traf er am 2. Mai Anstalten, als wolle er auf das südliche Ufer des Po übergehen. Zu dem Behufe ward eine Brücke bei Cornale geschlagen, und am 3., 4. und 5. Mai die Polinie oberhalb Cornale bis zur Sesiamündung alarmirt.

Allein auch die Operation ans rechte Poufer wurde binnen kurzem wieder aufgegeben. Der Feldzeugmeister Gyulai zog vom 7. Mai an bedeutende Streitkräfte gegen Vercelli an der Sesia hin zusammen, und überschritt diesen Fluß, als wolle er an die Dora-Baltea und auf Turin vorgehen; sei es nun, daß er im Ernst die Entblößung des linken Poufers seitens der Verbündeten zu einem Unternehmen auf die Hauptstadt des Landes ausbeuten, sei es, daß er nur durch deren Bedrohung die Piemontesen und Theile der Franzosen, welche sich mit ihnen bereits vereinigt hatten, aus ihrer festen Stellung von Casale-Alessandria herauslocken wollte.

Welches immer seine Absicht war, am 9. Mai gab er auch sie schon wieder auf, zog alles, was gegen die Dora-Baltea vorgeschoben gewesen war, in eiligen Märschen an das linke Ufer der Sesia zurück, um zwischen diesem Flusse, dem Po und dem Tessin geduldig abzuwarten, was die Gegner beginnen würden.

Mit einer solchen Operationsweise ließ sich nur schwer das Ultimatum und das hastige Vorgehen der Österreicher über den Tessin zusammenreimen. Was sollte dieser Anfang nützen, wenn er auf solche Weise fortgesetzt ward? Was hätte es bei solcher Unentschlossenheit und Unsicherheit der Führung ihnen nützen können, wenn sie selbst vierzehn, geschweige nur drei Tage früher in Sardinien eingerückt wären, als sie es thaten.

Napoleon III. hatte mit großer Seelenruhe, die allerdings einem andern feindlichen Heerführer gegenüber wenig am Platze gewesen wäre, nun aber nichts schadete, in Paris gewartet, bis der größte Theil seiner Truppen auf piemontesischem Boden angekommen war. Erst am 10. Mai verließ er seine Hauptstadt und landete am 12. in Genua. Hier trat er den Oberbefehl der Armee von Italien mit einer Proclamation an, in welcher er seine Soldaten zu kühnem, aber geordnetem Draufgehen ermahnte und ihnen nichts als Siege verhieß. Am 14. begab er sich nach Alessandria und legte hier die letzte Hand an, die Aufstellung der Armee zu ordnen.

Er war noch damit beschäftigt, als ein kleines Intermezzo eintrat, welches, an sich unbedeutend, nur insofern wichtig ist, als es den ersten ernsten Zusammenstoß zwischen französischen und österreichischen Truppen herbeiführte.

Die Ruhe des Feldzeugmeisters Gyulai in seinem Schmollwinkel zwischen Sesia, Po und Tessin war keineswegs eine philosophische. Er horchte überall hin, was der Feind wol thäte, aber ohne das Vermögen, Wichtiges von Unwichtigem oder Wahrscheinliches von Unwahrscheinlichem zu unterscheiden. Da er von einer großen Bewegung am rechten Ufer des Po hörte, welche die Verbündeten angeblich beabsichtigen sollten, so ordnete er für den 20. Mai eine große Recognoscirung an, welche, von dem Brückenkopfe von Vaccarizza ausgehend, über Casteggio

auf Voghera vordringen und zusehen sollte, was sich dort eigentlich begäbe. Er bestimmte zu dieser scharfen Recognoscirung 25000 Mann, welche er unter den Befehl des Feldmarschalllieutenants Stadion stellte.

Stadion stieß jenseit Casteggio, zwischen diesem Orte und Montebello, auf piemontesische Cavalerie, warf sie zurück und zwang sie, auch Montebello bald zu räumen. Als er nun aber weiter vordrang, ward er bei Ginestrella von französischer Infanterie, von der Division Forey, des ersten Armeecorps empfangen. Diese war viel zu schwach, um dem Andrange der überlegenen Österreicher einen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen zu können. Indessen, bald kam der Divisionscommandant, General Forey, selbst mit Verstärkungen heran und ging nun, da er zumal sah, daß die Österreicher nicht rechten Ernst machen wollten, seinerseits in die Offensive über; er nahm ihnen Ginestrella wieder ab. Bei Montebello setzten sich aber die Österreicher von neuem. Forey, der seine ganze Division bis auf wenige Bataillone, die bei Calcababbio gegen den rechten Flügel der Österreicher kämpften, nach Montebello hin zusammengezogen hatte, auch späterhin noch Verstärkungen von andern Divisionen des 1. Corps, namentlich auch von der zeitweise diesem zugetheilten Division Autemarre erhielt, schritt auch bei Montebello wieder ohne Besinnen zum Angriff.

Nach hartnäckigem Kampfe, insbesondere um den Kirchhof, wurden die Österreicher veranlaßt, Montebello aufzugeben und nach Casteggio zurückzugehen. Hier machten sie abends zwischen 6 und 7 Uhr noch einmal Front; indessen war Forey viel zu schwach, um ihnen, die nunmehr ihre vorher ziemlich zersplitterten Kräfte concentrirt hatten, ernstlich zu folgen. Das Gefecht ward abgebrochen. Die Österreicher gingen unbehelligt auf den Brückenkopf von Vaccarizza zurück.

Von ihren 25000 Mann hatten sie etwa 15000 wirklich ins Gefecht gebracht, die Verbündeten höchstens 12000 Mann.

Der Verlust der Österreicher belief sich auf nicht ganz 1300 Mann; jener der Verbündeten wird wenigstens nicht viel geringer gewesen sein.

Garibaldi's Einbruch in die Lombardei; Napoleon's Offensivoperationen den Tessin hinauf.

Nach dem Treffen von Montebello fiel der Feldzeugmeister Gyulai in seine selige Ruhe zurück. Was er durch seine scharfe Recognoscirung erfahren haben konnte, ohne daß er es auch nicht sonst hätte wissen sollen, blieb ein undurchdringliches Räthsel.

Napoleon concentrirte jetzt vollends seine Armee zwischen Voghera, Alessandria und Casale, um sich zur Offensive oder zu ernster Vertheidigung, je nach Möglichkeit oder Bedürfniß, bereit zu machen. Da er hiermit genügend zu thun hatte und die Österreicher keinen Thätigkeitsdrang in sich verspürten, beschränkte sich alles, was zwischen den beiden feindlichen Hauptarmeen in den nächsten acht Tagen verhandelt wurde, auf einige ziemlich nutzlose Demonstrationen und Kanonaden, die nur wenige Abtheilungen der Vortruppen berührten, und von denen die Masse der Heere kaum etwas erfuhr.

Dagegen begann im Norden, am Fuße der Alpen, ein eigenthümliches Leben und Bewegen. Joseph Garibaldi, der Chef des Corps der Alpenjäger, auch in Deutschland längst nicht unbekannt (hier wol vorzugsweise durch das Tagebuch Hoffstetter's, eines wenn nicht kühlen, so doch jedenfalls wahrheitsliebenden und fachkundigen Beobachters, bekannt und beliebt geworden), der glühende Freund seines italienischen Vaterlandes, der noch glühendere Feind der Österreicher, welchen er die Zerstörung seines Familienglücks, den Tod eines geliebten Weibes schuld gab; — Garibaldi, über Gattinara und Borgomanero vordringend, erschien am 23. Mai fast unversehens auf lombardischem Boden. Er überfiel an diesem Tage Sesto-Calende am Lago-Maggiore und schlug von da aus die Richtung auf Mailand ein. Wollte er, nur den Eingebungen seines Muthes und seines Racheburstes folgend, wirklich es wagen, in die lombardische Hauptstadt einzuziehen, bevor noch Napoleon und Victor Emanuel den ersten ernsten Schritt gethan hatten? Man darf es dem kühnen Parteigänger zutrauen. Indessen seine Vorsicht ist nicht geringer als seine Kühnheit. Alsbald vernahm er, daß österreichische Truppen aus verschiedenen Richtungen gegen ihn im Anzuge seien, denen er schwerlich würde Stand halten können. Da schlug er sich aus der Gegend von Gallarate nach den Bergen hin, nach Varese zurück. Hier ward er mit Enthusiasmus aufgenommen, aber bereits am 26. Mai von den vereinigten österreichischen Detachements, die ausgesendet waren ihn zu fangen, angegriffen. Er wehrte in der verbarrikadirten Stadt den Angriff der Gegner ab und verfolgte sie, als sie wichen, auf Como. Vor Como schlug er die Österreicher, welche ihm abermals den Weg verlegten, wiederum und zog am 27. Mai

abends in die erleuchtete Stadt unter den enthusiastischen Zurufen der Bevölkerung ein. Nun erhob sich das Land ringsum. In Lecco, im ganzen Veltlin bis gegen Bormio (Worms) hinauf ward Sturm geläutet, und Victor Emanuel zum König ausgerufen.

Der Feldzeugmeister Gyulai legte anfangs wenig Gewicht auf alle diese Vorgänge. Neben den Schreckmitteln von Proclamationen und Standrechtsandrohungen hielt er es indessen doch bald für nöthig, die Reservedivision des Feldmarschallieutenants Urban, welche ursprünglich zur Überwachung der Lombardei errichtet, doch zum großen Theil anderweitig, z. B. am rechten Ufer des Po verwendet worden war, nach der Lombardei zurückzurufen.

Urban, welcher seine Division in der Gegend von Monza concentrirte, schlug am 29. Mai Garibaldi's Vortruppen bei Como. Die Unordnung, in welcher diese der Stadt zuflohen, verbreitete daselbst Schrecken und Entmuthigung. Garibaldi selbst hielt es, da das Gerücht, wie gewöhnlich, Urban's Streitkräfte vergrößerte, für gerathen, auf seine Sicherheit zu denken. Er zog sich dicht an der schweizerischen Grenze entlang gegen das von den Österreichern besetzte und befestigte Laveno am Lago-Maggiore hin, welches er wegzunehmen gedachte, um sich der daselbst liegenden Schiffe zu bemächtigen und somit einen Übergang über den See zu gewinnen. Er griff Laveno am 31. Mai zu wiederholten malen vergebens an, während Urban zu gleicher Zeit nach schwachem Widerstande in das schlecht vertheidigte Varese einrückte. Man kann sich denken, daß die Alpenjäger die Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni nicht auf Rosen schliefen. Indessen, wo die Noth am größten war, war auch die Hülfe am nächsten. Schon am 1. Juni gab Urban Varese wieder auf, ohne noch die von ihm ausgeschriebene Contribution vollständig eingetrieben zu haben — und das aus guten Gründen.

Am 28. Mai war die verbündete französisch-sardinische Armee völlig im Stande, Offensivoperationen zu beginnen. Napoleon III. zögerte nun nicht länger. Er beschloß auf dem für ihn kürzesten Wege nach Mailand zu ziehen, nämlich mittels der Eisenbahn von Alessandria über Casale nach Vercelli, von dort über Novara und die Tessinbrücke von San-Martino (Ponte-Nuovo di Buffalora). Es war eine höchst gewagte Operation; eine einzige verlorene Schlacht auf diesem Wege brachte die Verbündeten in die übelste Lage, setzte sie bei einiger Entschlossenheit und Kraft des Gegners fast sicherm Verderben aus, während ein gewonnener Sieg auf demselben Wege niemals große Erfolge selbst gegen den unentschlossenen und unkräftigen Feind geben konnte. Napoleon III., in einem fast fatalistischen Vertrauen auf den Sieg seiner Soldaten in der Schlacht, wählte diesen merkwürdigsten aller jemals eingeschlagenen Siegeswege, weil er ihn, wenn niemals eine Niederlage erfolgte, am schnellsten zu dem nächsten Ziele führte.

Zuerst wurden vier sardinische Divisionen bei Vercelli concentrirt, von wo sie am 30. Mai an das linke Ufer der Sesia übergingen und die Punkte Palestro, Confienza, Vinzaglio und Casalino angriffen, wo die Vortruppen des äußersten rechten Flügels der Österreicher, die Division Lilia, standen. Die Österreicher, von einer unverhältnißmäßigen Übermacht überrascht, wurden gezwungen, diese Punkte zu räumen. Am 31. Mai wollte der Chef des 7. Corps, Feldmarschallieutenant Zobel, den Piemontesen die verlorenen Positionen wieder abnehmen; er erhielt dazu noch eine Verstärkung von zwei Brigaden des 2. Corps. Der Angriff scheiterte indessen gänzlich. Nicht wenig trug dazu das 3. Zuavenregiment bei. Am 29. und 30. nämlich hatte Napoleon das ganze Canrobert'sche Corps und die Avantgarde desselben, das eigentlich zum 5. Armeecorps gehörige 3. Zuavenregiment über Casale nach Prarolo gehen lassen. In der Nacht vom 30. auf den 31. ließ Canrobert zwischen Prarolo und Palestro südlich von letzterm Orte mehrere Brücken über die Sesia schlagen. Das 3. Zuavenregiment ging hier zuerst ans linke Flußufer über, Canrobert's Divisionen folgten erst allmählich im Laufe des 31. Mai.

Zobel hatte der Brigade Szabo den Befehl ertheilt, Palestro von der Südseite, von Rivoltella her anzugreifen. Szabo drang hier auch glücklich bis zu den ersten Häusern vor, und ließ an einem Graben südlich Palestro seine Batterie auffahren; rechts und links seiner Position hatte er Gräben, links die Sesietta (kleine Sesia), einen Nebenarm der Sesia. Jenseit der Sesietta standen die Zuaven, eigentlich schon im Rücken Szabo's. Als die Zuaven nun den Feind im Kampfe sahen, durchwateten sie ohne Besinnen die Sesietta, warfen sich theils auf die feindliche Batterie und deren Bedeckung, theils auf die nachfolgenden österreichischen Bataillone. Da diese in dem engen Terrain sich nicht zu entwickeln vermochten, konnte ihnen ihre Überzahl nichts helfen. Die Colonne ward auseinandergerissen, die Bedeckung der Batterie größtentheils in die nächsten Gräben gedrückt, die Batterie selbst von den Zuaven und von Truppen der piemontesischen Division Cialdini, welche durch den französischen Angriff Luft bekommen hatten und nun ihrerseits aus Palestro vordrangen, genommen.

Um 4 Uhr nachmittags gab Zobel seinen Angriff ganz auf und zog sich auf Robbio zurück; nur seine Vorposten blieben dicht gegenüber denen der Piemontesen und Franzosen stehen. Bei den äußersten österreichischen Vorposten konnte man in der Stille der Nacht das schrille Pfeifen der Locomotiven auf der Eisenbahn von Casale nach Vercelli hören, obwol dieselbe über eine deutsche Meile entfernt ist. Danach zu urtheilen, mußte noch jetzt Zug auf Zug in Vercelli ankommen. Zobel vermuthete erst, daß dies Verstärkungen seien, welche, zur Unterstützung der Piemontesen gesendet, mit diesen vereint am 1. Juni gegen seine Front auf Robbio vordringen sollten. Indessen am nächsten Morgen klärte sich die Sache in anderer Weise auf.

Es kam schon früh die Meldung, daß starke französische Colonnen im Marsche von Vercelli auf Novara seien. Und so verhielt es sich in der That. Am 30. und 31. Mai hatte nämlich Napoleon, während die Piemontesen, von Canrobert freilich nur moralisch unterstützt, die Aufmerksamkeit der Österreicher an der Sesia unterhalb Vercelli fesselten, die Armeecorps von Niel, Mac Mahon und die Garde nach Vercelli geschickt. Unbemerkt von den Österreichern, hatte Niel schon am 30. Mai hier die Sesia überschritten, war nun allerdings am 31., da man erst erwarten wollte, ob Gyulai sich nicht zu einem Hauptstoße zusammenraffen werde, bei Orsengo stehen geblieben, rückte aber am 1. Juni nach Novara weiter, welche Stadt er schon um 7 Uhr früh an diesem Tage ohne Widerstand besetzte, da die schwache österreichische Besatzung sie ohne weiteres räumte.

Am 2. Juni war die Garde nebst den beiden Corps von Niel und Mac Mahon, zusammen etwa 70000 Mann, bei Novara concentrirt; am linken Sesiaufer südöstlich Vercelli standen an diesem Tage vier sardinische Divisionen und das Corps Canrobert's etwa in derselben Stärke; das Corps von Baraguay d'Hilliers und eine sardinische Division, 40—50000 Mann, befanden sich noch zwischen Casale und Alessandria.

Die Schlacht von Magenta; Einzug der Verbündeten in Mailand

Wie man aus den obigen Angaben erkennt, war die Concentrirung der verbündeten Armeen am 2. Juni durchaus noch keine vollständige, auch am 3. konnte sie doch höchstens vervollständigt werden. Ein Angriff Gyulai's auf einen Punkt der getrennten Aufstellung mit gesammelter Kraft zwischen Sesia und Tessin hätte also, selbst am 3. Juni noch, erkleckliche Chancen des Erfolgs für sich gehabt, und andererseits war ein solcher Angriff durchaus keine Unmöglichkeit, da der österreichische Feldzeugmeister ja schon am 1. Juni mit ziemlicher Sicherheit wußte oder wenigstens wissen konnte, was eigentlich rings um ihn her sich begab, da er also vollauf Zeit hatte, vier, vielleicht selbst fünf Armeecorps seines Heeres für den 3. Juni zu vereinigen.

Von den österreichischen Generalen, namentlich von Zobel, ward auch daran gedacht, daß jetzt wol der Zeitpunkt gekommen wäre, den man beim Schopf ergreifen müsse, um den wesentlichen Vortheil der Stellung zwischen Sesia, Po und Tessin auszubeuten, von welcher ja gerühmt worden war, daß man jede Offensivbewegung aus ihr unternehmen könne. Da Gyulai bisher von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch gemacht hatte, welche allerdings an und für sich wenig werth ist, so konnte man doch noch glauben, daß er jetzt, da der Feind die Initiative ergriffen hatte, an das Zugreifen denken werde. Etwas Günstigeres als die Möglichkeit, den Feind mitten in einer Bewegung zu überfallen, durch welche er eine große Entscheidung vorbereiten will, kann ja einem Feldherrn gar nicht geboten werden.

Indessen Gyulai ordnete stracks, schon am 1. Juni, den Rückzug seines ganzen Heeres an das linke Ufer des Tessin über Vigevano, Bereguardo und Pavia an, um sich auf der Straße von Buffalora über Magenta nach Mailand dem Feinde quer in den Weg zu legen, wenn jener ihm die Zeit dazu ließe.

Bei Magenta war am 1. Juni eben die Spitze des 1. Armeecorps eingetroffen, welches mit äußerster Schnelligkeit aus Böhmen durch Baiern und Tirol über Verona und Mailand in den letzten Wochen des Mai nach dem Kriegsschauplatz befördert worden. Dieses Corps, unter dem Befehl von Clam-Gallas — der Name ist ominös, er erinnert an den „Leutverderber" Gallas des Dreißigjährigen Kriegs — ward angewiesen, den Tessinübergang von San-Martino und die weiter stromaufgelegenen von Turbigo und Tornavento zu überwachen. Das 2. Corps, Liechtenstein, sollte zu seiner Verstärkung auf Magenta ziehen, das 7. Corps, Zobel, und das 3. Corps, Schwarzenberg, sollten ihm folgen. Auch Stadion mit dem 5. und Benedek mit dem 8. Corps sollten von Pavia und Piacenza, wo sie allerdings nun überflüssig waren, herbeieilen, um Napoleon den Weg nach Mailand zu versperren.

Die Befehle zur Concentrirung, die, mochte sie auf welchen speciellern Plan immer berechnet

sein, niemals schädlich sein konnte, wurden nur zögernd und ohne Entschluß gegeben, sodaß auch ohne Verschuldung der Commandanten der einzelnen Corps die Vereinigung der Armee verspätet werden mußte.

Schon am 2. Juni sendete Napoleon von Novara ein Detachement gegen die Brücke von San-Martino. Bei dessen Annäherung ließ Clam-Gallas die Brücke sprengen und den Brückenkopf, der sie deckte, in aller Eile räumen, und zog sich hinter den Großen Kanal (Naviglio-Grande) zurück, wo sich mit ihm das Liechtenstein'sche Corps vereinigte.

Gleichfalls im Laufe des 2. Juni sendete Napoleon die Garde-Voltigeurdivision mit einem Pontontrain nach Turbigo und ließ hier eine Brücke über den Tessin werfen. Am 3. Juni morgens ward dann Mac Mahon mit einer Division seines Corps nach Turbigo geschickt, um sich daselbst am linken Ufer des Flusses festzusetzen, während seine andere Division unter Espinasse von Novara gegen die Brücke von San-Martino vorging, um diese und etwaige Bewegungen der Österreicher von dort aus zu beobachten.

Als Mac Mahon den Tessin bei Turbigo überschritten hatte, stieß er bei Robecchetto auf die österreichische Division Cordon vom Corps Clam-Gallas und bestand ein leichtes Gefecht mit ihr, infolge dessen dieselbe auf Cuggiono zurückging.

Durch Cordon's Meldungen über dieses Gefecht erfuhr nun Gyulai bereits am 3. Juni, daß die Franzosen bei Turbigo das linke Tessinufer gewonnen hätten.

Am 4. morgens standen von österreichischer Seite die beiden Corps von Clam-Gallas und Liechtenstein in der Stellung am Naviglio-Grande und bei Magenta, theils an dem genannten Kanal, bei Buffalora, Pontenuovo und Pontevecchio di Magenta und Robecco, Front gegen Westen, gegen den Tessin, theils um den Ort Magenta, mit den Vortruppen bei Cuggiono, Front gegen Norden, gegen Turbigo hin.

Von dem Zobel'schen Corps stand eine Division (Reischach) bei Corbetta, östlich vom Dorfe Magenta, die andere (Lilia) bei Castelletto-Mendosio an der Ecke, welche dort der Naviglio-Grande macht. Westlich von der Division Lilia, bei Abbiategrasso, stand das Schwarzenberg'sche Corps. Die beiden Corps von Stadion und Benedek waren im Anmarsch, jenes von Bereguardo, dieses von Binasco, sie konnten frühestens am Abend des 4. Juni theilweise herankommen. Das Corps von Schaafgottsche, aus der Gegend von Pavia, konnte unmöglich am 4. bei Magenta eintreffen.

Diesen Tag hatte nun Napoleon für den Übergang der verbündeten Armee über den Tessin gewählt. Anfangs hatte er wol vorausgesetzt, daß ihn Gyulai bei Novara angreifen würde. Da dies nicht geschah, wollte er die Operationen fortsetzen. Schon am 3. Juni waren zu dem Ende das Corps von Canrobert und die Piemontesen, die jetzt keinen Feind mehr gegen sich hatten, aus der Gegend von Robbio nach Novara und Galliate herangezogen.

Am 4. Juni sollte nun die Grenadierdivision der Garde nebst dem Canrobert'schen Corps bei San-Martino übergehen, um die österreichische Stellung am Naviglio-Grande in der Front anzugreifen; die Gardevoltigeure, das Corps von Mac Mahon und dann die Piemontesen sollten dagegen, soweit sie es nicht schon gethan, bei Turbigo das linke Ufer des Tessin gewinnen, um südwärts und am östlichen Ufer des Naviglio gegen die Dörfer Buffalora und Magenta hin vorrückend, die österreichische Stellung in der rechten Flanke zu packen.

Die Spitze der Garde-Grenadierdivision, als sie im Laufe des Vormittags bei dem schon am 2. Juni von den Österreichern geräumten Brückenkopfe von San-Martino ankam, konnte diesen natürlich ohne weiteres besetzen. Es fand sich aber auch, daß die Sprengung der Tessinbrücke von San-Martino so unvollkommen gelungen war, daß Infanterie ohne Umstände, bei einigen leichten Nachhülfen aber sogar Artillerie übergehen konnte.

Der Übergang begann nun sogleich. Die Grenadiere schoben Tirailleurs gegen den Naviglio-Grande vor, während ihnen von dorther diejenigen der Österreicher entgegenkamen. Man begann sich zwischen Tessin und Naviglio nutzlos herumzuschießen. Dies Feuergefecht ward indessen von französischer Seite bald eingestellt, die Truppen wurden gegen die Tessinbrücke zurückgenommen.

Bald kam hier auch Napoleon an. Nach seiner Rechnung hatte das Canrobert'sche Corps auch schon daselbst oder wenigstens in der Nähe sein sollen. Aber von Canrobert war weit und breit noch nichts zu sehen. Napoleon verfügte daher über nichts als über seine 8000 Grenadiere. Andererseits hätte nach Napoleon's Rechnung etwa um 11 Uhr auch Mac Mahon schon im Gefecht sein sollen. Indessen in der Richtung von Cuggiono herüber war alles todstille, es ließ sich dort kein Laut vernehmen. So verging die Zeit unter ängstlichem Warten.

Endlich, es war schon Mittag vorüber, erhob sich Kanonendonner in der Gegend von Cuggiono; Mac Mahon war also ins Gefecht eingetreten. Dagegen von Canrobert noch keine Spur an der Tessinbrücke.

Napoleon malte sich Mac Mahon's Lage ziemlich düster aus. Er sah ihn im Geiste verlassen, weit überlegenen Kräften der Österreicher ausgesetzt, welche ihn erdrücken müßten. Er glaubte wenigstens etwas seinerseits zur Erleichterung Mac Mahon's thun zu müssen. Und obwol er immer noch keine andern Truppen als die Gardegrenadiere unter der Hand hatte, gab er doch diesen Befehl, die Österreicher am Naviglio-Grande bei Buffalora links, bei Pontevecchio di Magenta rechts und bei Pontenuovo di Magenta, welches bisjetzt nur aus einigen Zoll- und Eisenbahngebäuden besteht, in der Mitte zwischen beiden anzugreifen. Zugleich aber sendete er, auf die Ankunft Canrobert's kaum noch bauend, zu Niel, der erst am Nachmittage von Novara aufbrechen sollte, um bei Trecate vorläufig Stellung zu nehmen, den Befehl, so schnell als möglich heranzukommen.

Der Angriff der Grenadiere erfolgte. Das Dorf Buffalora, wie wir sehen werden, zu gleicher Zeit von Mac Mahon angegriffen, ward bald genommen; bei Pontenuovo und Pontevecchio di Magenta ward dagegen der Kampf hartnäckig und andauernd. Bei Pontevecchio setzten sich schließlich die Franzosen in dem Theile westlich von Naviglio fest, während die österreichische Besatzung sich in den östlichen Theil zurückzog und die Kanalbrücke sprengte. Die Häuser von Pontenuovo wurden endlich etwa um 3 Uhr nachmittags auch von den Grenadieren genommen, und zwar hier an beiden Ufern des Kanals.

Mac Mahon war morgens um 10 Uhr mit seinem rechten Flügel, der Division Motterouge seines eigenen Corps und der Voltigeurdivision der Garde, von Turbigo aufgebrochen, um über Cuggiono auf Buffalora zu gehen.

Der linke Flügel Mac Mahon's, die Division Espinasse und die Piemontesen, waren bestimmt, über Buscate und Inveruno auf Magenta zu gehen. Aber Espinasse war erst am Morgen von Trecate aufgebrochen und zog erst über die Brücke von Turbigo, als Mac Mahon seinen Marsch schon antrat. Die Piemontesen waren vollends noch weiter zurück und konnten erst nach Espinasse über die Brücke. Mac Mahon war also mit seinem rechten Flügel vorläufig allein, und Napoleon hatte noch mehr Grund, als er selbst dachte, besorgt um ihn zu sein.

Um 12 Uhr mittags stieß Mac Mahon südlich Cuggiono auf den Feind, die Division Cordon, und begann das Gefecht. Die Österreicher wurden zurückgetrieben; Buffalora, wo der äußerste rechte Flügel Mac Mahon's mit dem Angriffe des linken Flügels der Gardegrenadiere zusammentraf, ward genommen. Dann lehnte Mac Mahon seine rechte Flanke an die Landstraße, welche von Buffalora nach Magenta führt, und vertrieb eine österreichische Brigade aus der Stellung, welche sie zwischen diesen beiden Dörfern bei der Meierei Cascina-Nuova genommen hatte.

Bis hierher war Mac Mahon vollkommen siegreich. Aber nun vereinigte Clam-Gallas die Division Cordon mit den Reserven seines Corps und Truppen von Liechtenstein, die noch nicht im Gefecht gewesen waren, und machte Miene, die linke Flanke der Division Motterouge angreifen zu wollen, um sich so zwischen diesen und Espinasse zu werfen, dessen Colonnenspitzen erst in der Ferne sichtbar wurden.

Mac Mahon war in Gefahr, sein Corps in zwei Theile getrennt zu sehen, die sich nicht mehr unterstützen konnten. Er zog daher auch die Truppen des rechten Flügels aus dem Gefechte und nahm sie etwas gegen Buffalora zurück. Clam-Gallas hätte jetzt wol erst recht seine Angriffsabsichten vollenden sollen; aber sobald Mac Mahon den Angriff einstellte, ergab auch er sich vollkommener Ruhe, sodaß auf diesem Punkte das Gefecht fast gänzlich einschlief. Napoleon, der, nachdem das Feuer bei Mac Mahon kaum eine Stunde lang begonnen hatte, nichts mehr von demselben vernahm, war in nicht geringer Besorgniß, daß auf jener Seite alles zu Ende sei, Mac Mahon geschlagen, verfolgt, in wilder Flucht, abgedrängt vom Tessin und von Turbigo. Dazu bei San-Martino noch immer kein Niel und kein Canrobert!

Auf österreichischer Seite hatte bis zu dieser Zeit Clam-Gallas commandirt, oder vielmehr es war gar kein Obercommando thätig gewesen, jeder Divisionscommandant, jeder Brigadecommandant schlug sich, wo er gerade stand, ohne an eine gemeinsame Leitung zu denken.

Obgleich Gyulai schon am 3. Juni die Schlacht sicher voraussehen mußte, auch schon am Vormittag um 8 Uhr Meldung vom Anmarsch der Franzosen gegen San-Martino erhalten hatte, sodaß sich die Verhältnisse der zu erwartenden Schlacht im allgemeinen nun klar übersehen ließen, gab er doch den ganzen Vormittag keinen einzigen Befehl als den, Clam-Gallas solle

seine Stellung behaupten. Die Divisionen des 7. Corps und das 3. Corps blieben stehen, wo sie eben waren, in möglichst großen Entfernungen von jedem Punkte, wo sie eine nützliche Thätigkeit hätten entwickeln können.

Erst nachmittags, als er die Meldung erhielt, daß der Kampf nun ernstlich auf allen Punkten begonnen habe, stieg Gyulai sachte zu Pferde und ritt gemächlich aus seinem Hauptquartier Abbiategrasso nach Magenta hinüber. Nun erhielt auch das Schwarzenberg'sche Corps Befehl nach Robecco zu marschiren und sich dem Schlachtfelde zu nähern.

Als Gyulai um 3 Uhr bei Magenta ankam, war Pontenuovo di Magenta schon in den Händen der Franzosen. Die wenigen Bataillone der Garde-Grenadierdivision, welche es genommen hatten, begnügten sich nicht mit diesem Erfolge, sondern drangen in Verfolgung der vertriebenen österreichischen Bataillone in der Richtung auf das Dorf Magenta vor. Gyulai gab der Division Reischach, welche zwischen Magenta und Corbetta stand und um die sich bisher kein Mensch bekümmert hatte, den Befehl, gegen Pontenuovo di Magenta vorzugehen und die Franzosen dorthin zurückzutreiben.

Reischach ließ sofort antreten. Gyulai wartete nicht ab, was dabei herauskommen würde, sondern verfügte sich nach Robecco, um hier Schwarzenberg in Empfang zu nehmen und auch ihn angreifen zu lassen. Als er bei Robecco ankam, traf er dort Schwarzenberg noch nicht, sondern nur das italienische Regiment Sigismund vom Liechtenstein'schen Corps, welches seit dem frühen Morgen hier stand und, da Robecco von den Franzosen nicht angegriffen worden war, auch natürlich noch nicht ins Gefecht gekommen war.

Gyulai wartete ungeduldig auf Schwarzenberg. Während er dieses Wartegeschäft abthat, kam eine Meldung von Reischach, derselbe habe den Franzosen alle ihre Positionen abgenommen und selbst eine gezogene Kanone erbeutet, von welcher der Adjutant sogar eine Spitzkugel vorzeigte.

In der That hatte Reischach die übermüthig vordringenden Bataillone der Grenadiere und Zuaven der Garde auf Pontenuovo di Magenta zurückgeworfen. Doch behielten die Franzosen selbst die Häuser am östlichen Ufer des Naviglio-Grande besetzt, und Reischach, als er seine Meldung absendete, war erst dabei, seine Truppen zum Angriff auf diese Häuser zu ordnen. Der Sieg war also hier ein äußerst unvollkommener. Mit der gezogenen Kanone aber, dieser seltenen Trophäe, welche später lorberbekränzt nach Wien geschickt ward, hatte es seine Richtigkeit.

Den Feldzeugmeister stach über das Reischach'sche Evangelium gewaltig der Hafer, er wurde ganz üppig. Und da Schwarzenberg noch immer nicht nach Robecco herangekommen war, so ließ er vorerst das Regiment Sigismund allein am westlichen Ufer des Naviglio-Grande gegen Pontevecchio di Magenta vorgehen, um dasselbe zurückzuerobern. Es war ein Glück für die hier stehenden Franzosen, daß das österreichische Regiment, welches ursprünglich bei Pontevecchio gestanden, sich bereits auf die Ostseite des Naviglio-Grande zurückgezogen und die Brücke gesprengt hatte; es war so außer Stande, das Regiment Sigismund zu unterstützen.

Dennoch war der Kampf für die erschöpften Franzosen ein ungleicher. Napoleon gab bei dieser Gelegenheit seine letzte Reserve aus, zwei Garde-Grenadierbataillone.

Indessen nun war auch die Hülfe schon nahe. Bald nach 4 Uhr kam endlich die erste Brigade des Canrobert'schen Corps bei San-Martino an, ward sofort über den Tessin vorgezogen und mußte im Laufschritte nach Pontevecchio di Magenta eilen, um diesen wichtigen Punkt behaupten zu helfen, von dessen Besitz es abhing, ob Gyulai seinen Flankenangriff auf die einzige Verbindung der Napoleonischen Colonne, die Eisenbahnlinie, werde aus- oder wenigstens durchführen können.

Freilich war nun endlich auch Schwarzenberg nach Robecco gelangt und rückte mit einer Brigade östlich, mit dem Reste seines Corps westlich des Naviglio-Grande gegen Pontevecchio di Magenta vor. Aber ehe sein Angriff zur Entwickelung gelangte, war derjenige des Regiments Sigismund schon abgeschlagen. Und auch die Franzosen erhielten nun Verstärkungen.

Der ersten Brigade Canrobert's folgte auf dem Fuße die Division Vinoy vom Corps Niel's, welche den Weg von Trecate bis San-Martino auf dringende Aufforderung im Laufschritte zurückgelegt hatte. Vinoy auf dem Fuße folgte eine zweite Brigade von Canrobert. So waren in kürzester Frist gegen 20000 Mann frischer Truppen auf französischer Seite verfügbar geworden.

Vinoy mußte den größten Theil seiner Division sogleich nach Pontenuovo di Magenta senden, um hier dem drohenden Angriffe Reischach's zu begegnen. Ein Theil von Vinoy's Bataillonen ging zur Verstärkung gegen Schwarzenberg nach Pontevecchio di Magenta.

Reischach ward nun in kurzer Frist von den Franzosen gegen das Dorf Magenta zurückgetrieben. Er war schon im Weichen, ehe Schwarzenberg bei Pontevecchio di Magenta den An-

griff begonnen hatte. Vinoy konnte auf diese Weise einen ansehnlichen Theil seiner Kräfte gegen die Brigade Schwarzenberg's wenden, welche am östlichen Ufer des Naviglio-Grande vorrückte.

Die zweite ankommende Brigade vom Corps Canrobert's half mit Erfolg den nunmehr wiederum vereinzelten Angriff Schwarzenberg's abtreiben; diese Brigade am westlichen Ufer des Naviglio-Grande.

Unterdessen war im Norden auch Mac Mahon zwischen 5 und 6 Uhr zu neuem Angriff geschritten. Nachdem nämlich endlich Espinasse über Marcallo herangekommen war, hatte Mac Mahon aus seinem gesammten Corps und der Division der Gardevoltigeure eine geschlossene und feste Linie gebildet, welche nunmehr unaufhaltsam und umfassend auf das Dorf Magenta vorging, dessen Kirchthurm allen Bataillonen zum Zielpunkte angewiesen war, und Clam-Gallas Schritt für Schritt auf den Ort zurückdrängte.

Man kann sagen, daß um 6 Uhr abends der Sieg für die Franzosen entschieden war. Allerdings dauerte der Kampf noch spät in die Nacht hinein; aber während die Vereinzelung des tapfern Widerstandes der Österreicher, die dank der Unfähigkeit ihres obersten Führers von Anbeginn hervorgetreten war, sich immer schärfer zeichnete, war jetzt mit dem Vordringen Vinoy's bei Pontenuovo di Magenta die Vereinigung zwischen den beiden Hauptcolonnen der Franzosen vollkommen hergestellt.

An dem Eisenbahndamme, auf dem äußersten rechten Flügel des Corps von Mac Mahon, zwischen diesem und Vinoy, fuhr Mac Mahon's Artilleriecommandant eine große Batterie auf. Diese Batterie zählte zuletzt 40 Geschütze und decimirte unbarmherzig die Reihen von Reischach's tapfern Bataillonen, von den Brigaden Liechtenstein's, die allmählich die Linie des Naviglio-Grande aufgaben, von Schwarzenberg's, von den ersten Regimentern der Corps von Stadion und Benedek, welche am Abend herankamen und, obwol von langem Marsche ermüdet, sogleich gegen Pontenuovo di Magenta und gegen Magenta ins Gefecht geführt wurden.

Der Kampf der Schwarzenberg'schen Brigaden um Pontevecchio di Magenta, welcher, wenn er so früh eingeleitet worden, als es möglich war, ja welcher, wenn er auch nur zwei Stunden oder selbst vier Stunden später eingeleitet worden, als es bei der Entfernung des Orts Abbiategrasso vom wahren Schlachtfelde möglich war, welcher, wenn er nur mit Reischach's Angriff bei Pontenuovo di Magenta zusammenfiel, entscheidend für das Schicksal der Schlacht zu Gunsten Österreichs nicht blos werden konnte, sondern werden mußte — dieser Kampf wurde jetzt eine Episode, bei welcher tapfere Männer sich theils unfruchtbare Lorbern, theils unfruchtbare Verstümmelungen und einen unfruchtbaren Tod holten. Schließlich kam noch eine zweite Division Canrobert's bei Pontevecchio di Magenta an und sicherte vollends den Erfolg, welcher den Franzosen nicht mehr streitig gemacht werden konnte.

Und bei und in Magenta ging es nicht anders. Während auf seiten der Franzosen von Stunde zu Stunde der Zusammenhang immer fester hergestellt ward, ging er auf seiten der Österreicher von Stunde zu Stunde mehr verloren, wozu wesentlich beitrug, daß den österreichischen Corps- und Divisionscommandanten alle Achtung vor ihrem Oberbefehlshaber abging, den sie kaum würdigten, einen Rapport über die wichtigsten Dinge von ihnen zu empfangen.

Um 8 Uhr abends war der Hauptsache nach Magenta in den Händen der Franzosen; auch die Spitze der piemontesischen Division Fanti war noch herangekommen und hatte sich in der linken Flanke der Division Espinasse festgesetzt.

Bis spät in die Nacht hinein kämpften aber in Magenta, wie in Pontevecchio di Magenta noch vereinzelte Abtheilungen der Österreicher gegen ebenso vereinzelte Abtheilungen der Verbündeten.

Clam-Gallas und Liechtenstein sammelten nach dem Dunkelwerden die Trümmer ihrer Armeecorps und marschirten eiligst in der Richtung auf Mailand nach Bareggio zurück, ohne dem Feldzeugmeister Gyulai Nachricht davon zu geben. In der Frühe des 5. Juni brachen sie dann auch von Bareggio auf, um den Marsch nach Mailand fortzusetzen.

Erst gegen Abend hatte sich Gyulai erinnert, daß ihm noch eine Division (Lilia, vom 7. Corps) bleibe, welche gar nicht ins Gefecht gekommen war, und er schob sie nun von Castelletto-Mendosio nach Corbetta vor, um die aus Magenta zurückgehenden Österreicher aufzunehmen.

Mit Ausnahme von Clam-Gallas und Liechtenstein gingen sämmtliche Truppen Gyulai's nun so weit zurück, als nöthig war, um außer unmittelbare Berührung mit den Franzosen zu kommen, und diese letztern wirkten zu dem gleichen Zwecke mit, indem auch sie ihre Hauptmassen

von dem eigentlichen letzten Schlachtfelde etwas zurückzogen und die Punkte, welche sich zuletzt in ihrem Besitze befunden hatten, nur schwach besetzt ließen.

Die Chefs und Divisionäre des 3. und des 7. Corps hielten sich nicht für geschlagen, sie meinten, daß die Entscheidung erst noch gegeben werden müsse, daß am folgenden Tage, den 5. Juni, der Kampf zu erneuern sei. Da nun auch das 5. und 8. Corps, ganz frische Truppen, für den folgenden Tag verfügbar waren, ging Gyulai auf diese Idee ein. Und schon hatte in der That die Brigade Hartung am 5. Juni morgens das Signal zu neuem Kampfe gegeben, indem sie von Robecco her Pontevecchio di Magenta angriff und es den Franzosen wirklich abnahm, als Gyulai die Nachricht von dem fortgesetzten Rückzuge Clam-Gallas' und Liechtenstein's erhielt. Er glaubte sich nun nicht stark genug, die ursprüngliche Absicht durchzuführen, und ordnete den Rückzug, zunächst südwärts, gegen den Po hin an.

Jede der beiden Parteien hatte etwa 70000 Mann im Kampfe gehabt; die Österreicher hatten gegen 10000 Mann verloren, von denen 4000 Mann, von den italienischen Regimentern, namentlich dem Regiment Sigismund, zum Theil nicht unfreiwillig in französische Gefangenschaft geriethen. Der französische Verlust belief sich auf 4500 Mann, etwa 700 Gefangene, soweit ihren eigenen Angaben zu trauen ist.

Im Laufe des 5. und 6. Juni räumten die Österreicher mit solcher Hast Mailand, daß sie eine große Menge von Kriegsmaterial und Vorräthen dort zurückließen. Das Castell ward wie die Stadt aufgegeben.

Die österreichische Hauptarmee setzte ihren Rückzug aus der Gegend von Piacenza alsbald unaufhaltsam über die Adda und den Oglio gegen den Chiese fort, wobei sie sich zugleich vom Po entfernte, um sich der Operationslinie der Verbündeten zu nähern und allmählich wieder die Fühlung mit diesen zu gewinnen, welche sie unmittelbar nach der Schlacht von Magenta aufgegeben hatte.

In Verbindung mit dem Rückzuge stand ein allgemeines Aufgeben aller festen Plätze, welche man hinter sich ließ: Pavia, Piacenza, Pizzighetone wurden geräumt. Die seit Ende Februar mit vieler Mühe und vielen Kosten hergestellten und erweiterten Werke von Piacenza wurden demolirt, soweit es in der Eile möglich war.

Nicht mehr von Gyulai gingen diese umfassenden Anordnungen aus, sondern von dem kaiserlichen Hauptquartier zu Verona, welches sich seit dem 30. Mai dort befand. Zu Verona war jetzt der Entschluß gefaßt, die ganze Armee, welche bisher den Franzosen gegenübergestanden hatte, an den Mincio auf die berühmte Festungsgruppe zurückzuziehen und sie durch die Besatzungen der im Stich gelassenen festen Plätze der Lombardei sowie der römischen Legationen, dann durch neu aus dem Innern herangezogene Corps zu verstärken. An den Mincio also ward die Entscheidung verlegt.

Es wurden die Besatzungen aus Ancona, Bologna, Ferrara, Commacchio an die Nordseite des Po gezogen. Parma und Modena, wo Anfang Mai, wenige Tage nach der ersten Erhebung, die kaum vertriebenen Fürsten mit leichter Mühe wieder eingesetzt worden waren, überließ man jetzt aufs neue ihrem Schicksale. Die Fürsten verließen zum zweiten mal ihre Länder.

Die ersten französischen Truppen zogen am 7. Juni in Mailand ein; am 8. Juni folgten weitere, mit ihnen Napoleon III. und Victor Emanuel. Napoleon III. hatte für denselben Tag zwei Armeecorps, diejenigen von Baraguay d'Hilliers und Mac Mahon, südwärts in seine rechte Flanke detachirt, um ein österreichisches Corps, welches noch bei Melegnano, in Mailands nächster Nähe, stand und von da aus allerdings die Hauptstadt beunruhigen konnte, von dort zu vertreiben. In der That war dieses Corps nur die Arrièregarde Benedek's, eine einzige Brigade, welche allenfalls durch eine zweite unterstützt werden konnte. Es versteht sich von selbst, daß durch die fast zehnfach überlegenen Franzosen diese kleine Schar mit verhältnißmäßig leichter Mühe vertrieben werden mußte, um so mehr, als es ja nicht ihre Bestimmung war und sein konnte, Melegnano auf die Dauer zu behaupten. Dennoch erlitt das Corps von Baraguay d'Hilliers herbe Verluste bei seinem Angriffe.

Napoleon III. rühmte in Mailand durch einen Tagesbefehl die bisherigen Thaten seiner Soldaten, und wies sie auf die Nothwendigkeit von neuen Thaten hin. Dann wendete er sich in einer Proclamation an die Italiener und forderte sie auf, sich militärisch zu organisiren, sich zur Befreiung ihrer Länder unter Victor Emanuel's Fahnen zu scharen.

Natürlich hallte dieser Aufruf auch in den Legationen und im ganzen Kirchenstaate wieder, deren Bewohner ebenso gut Italiener sind als die der Herzogthümer, und welche der Befreiung noch mehr zu bedürfen glaubten als die Italiener der österreichischen Länder. Die Städte der

Romagna erhoben sich und verlangten Lostrennung vom Kirchenstaat, Anschluß an Piemont. Sie begannen ihre militärische Organisation, sobald die Österreicher abgezogen waren. Zu Bologna ward eine provisorische Regierung eingesetzt. Victor Emanuel, obgleich er den vollständigen Anschluß der Legationen an Piemont vorläufig ablehnte, sendete doch Cadres von Offizieren und Unteroffizieren dahin ab, um die militärische Organisation zu unterstützen.

Kritische Bemerkungen.

Mit dem Einzuge der Verbündeten in Mailand und dem Rückgange der Österreicher auf den Mincio war ein großer Abschnitt des Feldzugs von 1859 beendet. Werfen wir hier noch einen prüfenden Blick auf die Dinge und Verhältnisse, welche auf den geschilderten Gang der Ereignisse von wesentlichem Einflusse gewesen sind.

Zuerst fesseln unsere Aufmerksamkeit die beiden Feldherren. Napoleon III. tritt uns wirklich als ein solcher entgegen. Mit großer Seelenruhe concentrirt er zuerst seine Armee und arbeitet daran, ihr diejenige Organisation, diejenigen Einrichtungen zu geben, deren sie zum Siege bedarf. Für die Concentrirung hat er den günstigsten Punkt des piemontesischen Kriegstheaters, das Gebiet um Alessandria und Casale gewählt, und er ist entschlossen, in seiner stillen vorbereitenden Arbeit sich so wenig als möglich stören zu lassen. Allerdings wird er bei Ausführung dieses Entschlusses ungemein begünstigt durch die Eigenthümlichkeit seines Gegners; aber er hat doch einmal Gelegenheit, seine Festigkeit im Beharren zu beweisen, an dem Tage nämlich, als Gyulai seine Recognoscirung auf Montebello vornehmen läßt. Als alle Vorbereitungen vollendet sind, schreitet Napoleon eifrig und schnell zur That. Der Flankenmarsch auf Novara ist strategisch eine Unregelmäßigkeit, die sich kaum rechtfertigen läßt, und die einem andern feindlichen Feldherrn gegenüber wahrscheinlich schwere Strafe nach sich gezogen hätte. Indessen, wie Napoleon I. sagte, der Krieg ist zum großen Theil eine Aufgabe der Psychologie. Napoleon III. ist gerechtfertigt, sobald er seinen Gegner völlig durchschaute, und wenn, wie sehr wahrscheinlich, es ihm mehr auf den moralischen Eindruck eines schnellern Einzugs in Mailand, als auf den allerdings wesentlich fruchtbaren Erfolg eines vernichtenden Schlags gegen die österreichische Armee ankam. Die speciellen Dispositionen zu diesem Flankenmarsch waren im ganzen so gut, als sie sich für eine solche Bewegung treffen lassen. Man muß die Vortheile, welche die Eisenbahn von Alessandria über Casale nach Vercelli gewährte, nicht zu hoch anschlagen. Wahre Vortheile sind einerseits die Beschleunigung, andererseits, daß die Truppen frischer auf das Feld, wo ihre Schlagfähigkeit in Anspruch genommen werden konnte, gebracht wurden. Dagegen desorganisirt und deconcentrirt gerade die Benutzung der Eisenbahn eine derartige Bewegung um vieles mehr als ein Marsch, wie das im vorliegenden Falle leicht nachzuweisen wäre, und die Deconcentrirung ist für Flankenmärsche ein sehr wesentlicher Nachtheil.

Im allgemeinen hat Napoleon III. stets so gehandelt, daß ihm der Sieg auf dem Schlachtfelde nicht leicht entgehen konnte, indem er die Hauptmasse seiner Armee concentrirt zu halten gedachte, soweit es sich nur irgend thun ließ, ohne sich um die Größe des Erfolgs und um seine Sicherung gegen die Niederlage oder deren Folgen, z. B. durch geschickte Wahl der Operationslinie, zu kümmern.

Bei der Schlacht von Magenta scheint diese Voraussicht zu fehlen. Indessen sind in der That hier Umstände vorhanden, die Napoleon nicht beherrschte, zum Theil ohne seine Schuld, zum Theil deshalb, weil er einmal jene falsche Operationslinie gewählt hatte.

Seine verfügbare Armee ist hier in zwei fast gleich starke Massen eingetheilt, für jeden der beiden Übergänge, bei Turbigo und bei San-Martino, eine Masse. Wie die Dinge einmal eingefädelt waren, mußte Napoleon darauf rechnen, mit der bei Turbigo übergesetzten Masse den Hauptschlag zu thun; denn bei San-Martino oder von der dortigen Brücke aus war positiv wenig zu gewinnen, und es wäre noch weniger zu gewinnen gewesen, hätten die Österreicher die Brücke über den Naviglio-Grande zur Sprengung eingerichtet gehabt. Jedem Übergange der Franzosen würden durch die Sprengung dieser Brücke die größten Schwierigkeiten bereitet worden sein. Die Möglichkeit aber, daß die Österreicher ihrerseits wieder an das rechte Ufer des Tessin zurückkehrten, die ihnen bei San-Martino entgegenstehende Abtheilung zurückwarfen, und nun in gefährlicher Weise sich auf die Verbindungen der Verbündeten stellten — diese Möglichkeit bestimmte Napoleon, durch eine unverhältnißmäßige Stärke, welche er auch der hier verwendeten Abtheilung gab, sich für alle Fälle sicher zu stellen. Außerdem war Napoleon nicht schuld daran, daß Canrobert einerseits, die Piemontesen andererseits so spät auf dem Schlachtfelde erschienen, als es wirklich geschah. Canrobert ist der einzige der Marschälle, wel-

cher den Oberfeldherrn in diesem Feldzuge nicht so unterstützte, wie er sollte und konnte. Er handelte in Italien so unentschlossen und träge wie in der Krim. Wir werden später noch weitere Belege dafür finden. Die Zähigkeit, mit welcher Napoleon den Angriff der einzigen Garde-Grenadierdivision auf die Linie des Naviglio-Grande stundenlang fortsetzen ließ, machte wesentlich den Fehler wieder gut, welcher schon in der Anlage der Schlacht begangen war.

Aber freilich ward Napoleon auch hier wieder vom Glücke auf eine nicht zu unterschätzende Weise begünstigt. Sein Glück war verkörpert in der Person seines Gegners, des Feldzeugmeisters Gyulai. Napoleon tritt in ein so helles Licht, weil Gyulai einen gar so dunkeln Hintergrund bildet. Eingerückt in das piemontesische Gebiet, soll Gyulai nach Erfolgen streben, welche den politischen Schritt Österreichs militärisch rechtfertigen; er soll womöglich die Piemontesen schlagen, ehe die Franzosen sich mit ihnen vereinigt haben, die einzelnen Corps der Franzosen, ehe sie sämmtlich beieinander sind. Statt dessen verfällt er nach wochenlangem Umhertappen auf verschiedenen, aber immer falschen Fährten, nach blindem und vielfachem Wechsel der Absichten, bei deren keiner es ernstlich bleibt, in eine vollständige Ruhe, aus der er dann und wann, wie aus dem Schlafe aufgestört, halb träumend erwacht, um irgendeine unwillkürliche Bewegung, wie sie dem Menschen im Zustande des Halbschlafs eigenthümlich sind, zu machen, z. B. die Recognoscirung auf Montebello. Als dann Napoleon ungestört seine Vorbereitungen beendet hat und die Initiative ergreift, da nimmt Gyulai alles, was sein Gegner thut, gehorsam als Befehl auf; er folgt den Bewegungen der Verbündeten gerade so, wie diese es sich nur wünschen können, denkt nimmer daran, sie zu durchkreuzen, immer nur daran, sich ihnen zu entziehen. Während Napoleon das verbündete Heer, obgleich es ein zusammengesetztes ist, doch zu einer Einheit unter seiner Hand zusammengeschmolzen hat, indem er die sardinische Armee zu einem seiner Armeecorps und den König Victor Emanuel zu seinem Corpscommandanten machte, verliert Gyulai von Tag zu Tag mehr die Gewalt über seine Corpscommandanten, welche fast vergessen, daß ihre Corps die Einheit einer Armee ausmachen sollen, mehr nebeneinander hergehen, als daß sie unter Gyulai's Befehl ständen, mehr miteinander als mit dem Oberbefehlshaber verkehren, Anträge stellen, wie die Führer etwa im badischen Insurrectionsheere, sich gegenseitig Truppen leihen und andere Unzukommlichkeiten mehr begehen. Am Tage von Magenta tritt der Mangel der obern Leitung sehr bedeutend hervor. Selbst die entschiedensten Vertheidiger Gyulai's geben doch zu, daß er am 4. Juni erst um $12\frac{1}{2}$ Uhr zu Abbiategrasso zu Pferde stieg, um sich auf den Kampfplatz zu begeben. Und bei der geringsten Anordnung, die er treffen will, begibt er sich stets selbst auf den Platz, wo sie getroffen werden soll, weil er keinem traut, gerade als ob er keinen Generalstab gehabt hätte, statt auf einem Punkte, auf dem entscheidenden zu bleiben und von dort aus zu leiten.

Daß die Verbündeten immer bessere Nachrichten über die Österreicher hatten als von den Verbündeten die Österreicher, ist eine oft wiederholte Klage der letztern, und es ist Thatsache. Dem Kaiser der Franzosen kommt es in solchen Dingen auf einige Millionen Francs nicht an, während der österreichische Feldzeugmeister hier am unrechten Orte sparen muß oder glaubt sparen zu müssen. Wol ist aber auch in Betracht zu ziehen, daß die Verbündeten mit wenigern Nachrichten ausreichten und diese auch, abgesehen vom Gelde, leichter und besser haben konnten als die Österreicher. Denn die Verbündeten haben ganz bestimmte Ziele und Bestrebungen, zuerst die, sich zu organisiren und dabei möglichst wenig gestört zu werden, dann zum Angriff zu schreiten und dabei nach Möglichkeit zu stören. Weiß man auf solche Art bestimmt, was man will, so kann man sich auch bestimmte Fragen über den Feind stellen, die nun leicht durch eingezogene Nachrichten zu beantworten sind. Wenn man aber nicht recht weiß, was man will, wenn man sich in eine totale Abhängigkeit vom Feinde versetzt, wie dies bei Gyulai der Fall ist, so müßte man über alles und jedes, was beim Feinde vorgeht, im Detail unterrichtet sein, weil jede, auch die unbedeutendste Regung des Gegners, die man nicht vorher kennt, in solcher Lage nur zu leicht aus dem Häuschen bringen kann. Und das ist denn freilich schwer, sich über alle Verhältnisse beim Feinde im einzelnen zu unterrichten, schwerer als nur die Hauptsachen zu erfahren oder zu durchschauen.

Für die Beweglichkeit seiner Armee hatte Napoleon vor dem Beginne der Operationen in einer vortrefflichen Weise gesorgt. Offiziere und Soldaten hatten jeder, abgesehen von einem zweiten Paar Stiefel, eigentlich nur einen Anzug. Der Paradeanzug durfte von keinem mit ins Feld genommen werden; die Paradeanzüge und alle sonstigen Überflüssigkeiten wurden zusammengepackt und nach Genua in das Hauptdepot geschickt. Auch die Offiziere mußten ihre Mäntel gerollt selbst tragen, und dabei jeder einen Beutel mit Lebensmitteln auf mindestens

einen Tag. Der Tornister der Soldaten war fast unbeschwert; er blieb also zur Aufnahme von den nöthigen Lebensmitteln auf einige Zeit verfügbar. Die Soldaten führten außerdem ihre kleinen Schutzzelte (tentes-abris) mit. Was die Offiziere betrifft, so wurden sie darauf angewiesen, Schutz gegen den Regen, der allerdings bei Mitführung nur eines Anzugs sehr lästig werden konnte, in den Gebäuden zu suchen, die den Lagern zunächststanden. Wäre es einmal nothwendig, in der Entfernung von allen Gebäulichkeiten zu lagern, so sollten den Offizieren große Zelte geliefert werden, welche zu dem Behuf der Armee auf Wagen folgten.

Bei den Österreichern war der Soldat mit allem Überfluß der Ausrüstung bepackt; er ward so nothwendig eher ermüdet als der Franzose. Erst in einer spätern Periode des Feldzugs wurde auch bei den Österreichern verordnet, daß dem Soldaten das überflüssige Gepäck abgenommen werde; es sollte nachgefahren werden. Man begreift jedoch, daß dies nicht dasselbe war, als wenn es in die Depots gebracht worden wäre. Durch ihre Maßregel befreiten sich die Franzosen gänzlich vom überflüssigen Troß, die Österreicher thaten dies bei ihren Anstalten keineswegs.

Wir müssen noch erwähnen, daß die Franzosen öfter im Gefecht ihre Tornister ablegten, um vollkommen unbehindert zu sein. Namentlich wird dies im Rapport des Marschalls Baraguay d'Hilliers über das Gefecht von Melegnano angeführt. Das ist allerdings immer nur rathsam, wenn man den Angreifer spielt und sich dabei des Sieges für gewiß hält.

Die Verpflegung war bei den Franzosen stets in Ordnung; bei den Österreichern fehlte es vielfach. Es ist richtig, daß der französische Soldat sich leichter behilft als der österreichische; es ist auch nicht zu leugnen, daß die Franzosen einen Vortheil insofern hatten, als namentlich die reiche Bevölkerung des Landes ihnen freundlich entgegenkam. Indessen viel lag doch immer in den allgemeinen Anstalten, welche in Betreff der Verpflegung bei den verschiedenen Armeen getroffen waren.

Zu diesen Anstalten rechnen wir bei den Franzosen die Einführung des Kaffees als normales Verpflegungsmittel. Einige Schalen Kaffee sind bald bereitet. Sogar wenn der Soldat um 2 oder 3 Uhr aufbrechen muß, findet sich zur Herstellung eines Kaffees noch immer Zeit, und wer etwas im Leibe hat, wird sicherlich in einem andern, leichtern und freudigern Seelenzustande sein, als wer mit vollständig leerem Magen in den Kampf gehen muß. Dann, war es sehr wichtig, daß die Franzosen, indem sie sich aller überflüssigen Kleidungsstücke entledigten, Raum zum Mitschleppen von allerlei Lebensmitteln gewannen. Den norddeutschen Soldaten würde diese Sache außerordentlich einleuchten; denn es ist schon ein altes niedersächsisches Sprichwort: „Lieber innen Lif, als uff en Lif." Der galante Ausdruck jenes Rittmeisters gegen die Mutter holder Töchter: „Gnädige Frau, Putzen ist die halbe Fütterung", würde wenigstens von der preußischen Infanterie schwerlich für richtig erkannt werden. Außerdem muß man allerdings auch sagen, daß Napoleon, wie im Kundschaftswesen, so in Bezug auf die Verpflegung nicht knauserte, sondern sich die Sache etwas kosten ließ. Und für Geld kann man in dem reichen Oberitalien alles haben. Allerdings kann man es auch ohne Geld haben, wenn man es wegnimmt. Aber mit Geld ist man besser daran. Denn man erhält dann, was man braucht, zur rechten Zeit und am rechten Ort, und man hat nicht nöthig, auf die Beitreibung noch Truppenkräfte zu verwenden, was immer geschehen muß, wenn man nicht viel Geld ausgeben will oder auszugeben hat.

Die taktischen Formen der österreichischen und der französischen Armee sind, was man auch anderes erzählen möge, im wesentlichen die gleichen. Nur ihre Anwendung war eine verschiedene bei den beiden Heeren. Der Grundunterschied lag darin, daß die Franzosen alles auf den Angriff zustutzten, die Österreicher dagegen, von oben bis nach unten herab, in dem allerhöchsten Vertrauen auf die Überlegenheit guten Schießens, auf die Vertheidigung, die, meist ganz passiv geführt, mit dem Zurückgehen aus einer Position in die andere endete und nur selten von einem einzelnen unternehmenden Führer durch einen größern Offensivstoß belebt ward.

Die französischen Soldaten wurden vor dem Beginne der Operationen durch Tagesbefehle auf die Eigenthümlichkeiten des Terrains auf dem italienischen Kriegsschauplatze aufmerksam gemacht, und auf die Art der Anwendung hergebrachter taktischer Formen, welche diese Eigenthümlichkeiten bedingten. Es liegen uns einige solcher Tagesbefehle vor, aus welchen wir dasjenige mittheilen wollen, was uns von allgemeinem Interesse scheint.

Die Natur des italienischen Kriegsschauplatzes bedinge, ward den Soldaten gesagt, daß die Infanterie, welche den eigentlichen Kampf führe, in großen Tirailleurschwärmen auftrete; diese hätten von der Cavalerie hier wenig zu fürchten, welche letztere selten in Linie attakiren könne.

Seien die Tirailleurs nur darauf bedacht, sich schnell in kleine Gruppen zu sammeln, so würden sie im Nothfalle immer ungefährdet den Schutz ihrer Reserven gewinnen können. Die Bataillonsmassen, welche den Tirailleurs als Unterstützungen und Reserven folgten, sollten in Colonnen mit Compagnie- (Pelotons-) Front sein, nicht dicht aufgeschlossen, sondern mit halber Distanz, sodaß sie stets leicht durch Einschwenken der innern Pelotons nach den Flanken hin Quarrés bilden könnten. Die Tirailleurcompagnien, welche auf die Bataillone zurückgeworfen würden, sollten sich in die Quarrés zurückziehen und deren Reserven bilden. Da es das Terrain nur selten gestatten würde, daß einerseits die Bataillone stets auf einer Höhe blieben, daß sie andererseits sich beständig im Auge behielten, so sollten sie mit dem Abgeben des Feuers vorsichtig sein, um sich nicht gegenseitig zu schädigen, und sich stets von den Verbindungswegen unterrichtet halten, auf denen sie sich mit Nebenbataillonen vereinigen könnten. Um die Aufrechthaltung der Verbindung in dem durchschnittenen und bedeckten Terrain zu erleichtern, ward die praktische Regel gegeben, daß jedes Bataillon, welches im Vorrücken an einen Querweg käme, der seine Marschrichtung kreuzte und einen Überblick nach den Seiten hin gewährte, halt machen sollte, um zu warten, bis die Bataillone desselben Treffens rechts und links auch diesen Querweg erreicht hätten.

Die Colonnen sollten in der Nähe des Feindes soviel nur irgend möglich die Wege vermeiden und lieber seitwärts derselben marschiren, weil eben die Wege oft, ja meist die einzigen Orte seien, an denen der Feind seine Artillerie aufstellen könne, die nun diese Wege eben der Länge nach bestreiche. Alles überflüssige Trommeln und Blasen, zum Signalgeben, sollte wegfallen, um Verwirrungen vorzubeugen. Die Bataillone sollten in der Regel in Colonnen bleiben. In geschlossenen Linien deployiren sollten sie nur, wo sie in Stellung feuern müßten (angegriffen), während, wenn sie selbst angriffen, die Tirailleurs das Feuergefecht zu übernehmen hätten; ferner sollten die Bataillone deployiren, wo es nicht möglich wäre, sie durch natürliche Deckungen des Terrains dem feindlichen Artilleriefeuer zu entziehen. Liniendeployements ganzer Armeedivisionen sollten nie stattfinden, vielmehr die Bataillone desselben Treffens in halb geschlossenen Colonnen sich aus den Marschcolonnen rechts und links auf ihre Plätze im Alignement herausziehen.

Dies war eigentlich die ganze Taktik, welche die Franzosen in Italien befolgt und mit der sie vollkommen ausgereicht haben. Man braucht so wenig, um glücklich zu sein! Wie sehr könnte man noch alle unsere Exercirreglements reduciren, und wie äußerst nützlich würde das sein! Ist also etwa seitens der Franzosen eine neue Taktik angewendet worden, die sie siegreich machte? Nichts weniger als dies. Mögen sich die Feuerwaffengelehrten Deutschlands darüber noch so sehr die Köpfe zerbrechen, sie werden nichts dergleichen finden.

Gewerb- und Gesellenvereine in Deutschland.

Einleitung und Überſicht der Sachlage.

„Die Extreme berühren sich" — mit diesem vielgebrauchten Satze wollen wir auch die erfahrungsmäßige Thatsache bezeichnen, daß unter zutreffenden Umständen Personen und Parteien, die im Grunde und in der Hauptsache einen größten Gegensatz darstellen, irgendetwas zugleich anstreben, erklären, thun, aber mit sich geradezu widersprechenden Gründen und Vorbehalten. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Vorkommniß besonders leicht eintritt, wenn es gilt nicht sowol zu erkämpfen als zu bekämpfen, nicht aufzubauen, sondern niederzureißen. Extreme Parteien werden freilich immer Unparteiische entweder vorfinden oder erwecken; eben auch diese werden jedoch sofort in den Augen jener „gemeinsame Feinde".

Das großartigste Beispiel dieser Erscheinung haben wir innerhalb der europäischen Culturvölker an den beiden großen Hauptgruppen von grundsätzlichen Gegnern wie der Gesammtentfaltung des modernen Culturlebens, so insbesondere der wirthschaftlichen Entwickelung der Neuzeit. Communisten und Socialisten einerseits, feudalistische und klerikale Freunde des Mittelalters andererseits „berühren sich" in der gemeinsamen Erbitterung und Befehdung der Gegenwart und deren Bewegungsbahn. Was sie dabei für sich wollen, steht sich freilich so entgegen wie die beiden Gesichter eines Januskopfes; die einen verlangen den Vorsprung in eine

Zukunft jenseit unserer Sehweite, die andere den Rücksprung in eine von uns bereits durchlebte Vergangenheit. Beide Parteien wollen die einzelnen, die Völker, die Menschheit glücklicher machen als dieselben jetzt sind und zu werden in Aussicht nehmen, beide gehen regelmäßig davon aus, das Unglück der Gegenwart in Sein und Werden unter grelles Licht zu stellen.

Wie entschieden und siegsgewiß ein verständiger Freund der Neuzeit die Zielpunkte jener Parteien bekämpfen mag, er wird auch hier nur zum wahren Nutzen seiner Sache den Grundsatz befolgen: von dem Gegner lernen zu wollen. Es würde von größter Beschränktheit zeugen, wollte man das Zugeständniß verweigern, daß auch unsere Gegenwart und namentlich auch die wirthschaftlichen Zustände in derselben misliche Stellen, drückende Punkte genug aufweisen. Es gilt nicht, den Blick für sie zu verschließen, sondern zu schärfen, damit man bereitwillig und nachdrücklich Hand anlegen kann zu ihrer Beseitigung. Und wahrlich, die große Masse der Zeitgenossen, welche sich, bei mannichfaltiger Unterscheidung in Einzelheiten, insgesammt zu den großen Grundsätzen moderner Wirthschaftsführung bekennen, tritt mit zunehmender Entschiedenheit und Freude in diese Stellung ein. Wir folgen gern den Fingerzeigen, welche, begleitet von einem Hurrahruf gegen die böse schlechte Neuzeit, uns auf Wundes, Krankes, Verkommenes in derselben verweisen. Aber, wie unsere Diagnose eine andere, so leiten wir auch einen andern Heilungsproceß als den vorgeschlagenen ein. Wir stützen uns, im scharfen Gegensatz zu jenen Doctoren, auf die Freiheit im Menschen, wir rufen seine Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit auf, wir begründen tiefer und breiter seine Erkenntniß, wir vermehren seine Kenntnisse. Weit entfernt, die für andere thätige Liebe aus dem Wirthschaftsleben zu verbannen, wollen wir jedoch nur Früchte einer durchaus freien Liebe. Wie entschieden übrigens, trotz der bezeichneten Gegenanstrebungen, die dauernd lebenskräftigen Wachsthumstriebe unserer Zeit sich in dieser Richtung thätig erweisen, das läßt sich gerade auch daraus mit Sicherheit erkennen, daß alles Versuchen und Aufbauen von feindlicher Seite her schließlich entweder zusammenbricht, oder mitten in das feindliche Fahrwasser der Gegenwart mit dem Zweifel hineintreten muß, ob der Feind in einem Kampfe mit den von ihm selbst gebrauchten Waffen siegen oder unterliegen werde.

Zu den wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart, welche in Deutschland wenigstens am meisten in aller Gedanken und Mund bedacht und beredet worden sind, gehört die Stellung und die Aussicht des „ehrbaren Handwerks". Woher? Wie? Wohin mit dem handwerksmäßigen Geschäftsbetrieb? Das beschäftigt noch heute Tausende von Menschen — und ebendies wird sie allem Anschein nach noch gar manches Jahr beschäftigen. In dem „Mittelalter" waren die Verhältnisse des Handwerks durch die „Zunftverfassung" eingerahmt. Sie entschied über Mittel und Wege zur Heranbildung des Handwerkers, über die Art und den Umfang seiner Arbeitsleistungen wie seines Verkaufs derselben. Allerdings war dieser Rahmen durchaus kein so fester, als manche den Leuten gern einreden möchten. Wir sollen glauben, der „mittelalterliche Staat" u. s. w. und auch die „mittelalterliche Zunftverfassung" für das Handwerk, sei etwas immer Gleiches, Festes gewesen, zu dem man auch heute wieder wie zu einer alsbald festgestellten, unveränderlichen Lebensform zurückgreifen könnte. Die Wahrheit ist, daß in den über 1000 Jahren, welche in der Geschichte als Mittelalter auftreten, auch die Lebensbedingungen für den Handwerksbetrieb fort und fort Veränderungen zeigen, und zwar sowol auf das hin, was man mit dem Namen mittelalterliche Zunftverhältnisse schlechtweg bezeichnet hält, als auch wieder von ihm hinweg. Der Proceß des Verfalls und der Auflösung jenes regelmäßig geschilderten Zunftlebens hat nicht erst in der Neuzeit, sondern eben schon noch im Mittelalter selbst begonnen, und nicht einmal erst im 15. Jahrhundert. Ja, auch der Zerbröckelungsproceß in der Zunftverfassung ist in den verflossenen vierthalbhundert Jahren der Neuzeit verhältnißmäßig sehr langsam vor sich gegangen, und bis auf den heutigen Tag bestehen in dem weitaus größern Theile von Deutschland gerade viele solcher Zunftverfassungsbestimmungen noch, welche früher der berechtigte Handwerksmeister als Handhabe zur Sicherung seiner Einnahmen benutzte — es ist aber jetzt nichts mehr damit anzufangen. Wenn wir in einem Lande eifrig darauf ausgehen sehen, gedrückten Zuständen innerhalb unsers Handwerks durch Wiederbelebung erlahmter Zunftbestimmungen abzuhelfen, finden wir uns unwillkürlich gemahnt an jene von Gellert besungene Unterstützung einer wohlthatseifrigen Erbin: „Ein großes Stück verschimmelt Brot." Jeder Schritt, den man in dieser Richtung thut, bedeutet so gut wie nichts, wenn man nicht hinterdrein auch noch einen zweiten, zehnten, zwanzigsten thut, wo denn der muthige Rückläufer längst in einer Welt angelangt ist, die uns so wildfremd entgegentritt, daß wir unbedenklich in einem herzlichen Gelächter unsere ganze Kritik aussprechen dürfen.

Ohne Zweifel muß aber jeder aufrichtige Freund des Handwerkerstandes sich davor hüten, der Gewerbeverfassungsfrage, wie sie auch gelöst werden mag, ein allzu großes Gewicht beizulegen! Auch wer die Gewerbefreiheit, und zwar die volle Gewerbefreiheit wie ein gutes Recht und eine entschiedene Wohlthat für die deutschen Länder in der Gegenwart ansieht, möge sich nicht selbst damit eine Falle legen, daß er von ihrer Einführung die Beseitigung aller Leiden und Mislichkeiten, wie wir sie in den Kreisen der Handwerker haben kennen lernen müssen, in Aussicht stellt. Seit einer Reihe von Jahrzehnden sind Ereignisse eingetreten, welche auf die handwerksmäßige Production als solche von entscheidendem Einflusse sind. Dieselben müssen sich im Falle einer Fortsetzung der überkommenen Arbeitsweise im äußerlichen Zustande der Gewerbefreiheit nur noch rascher und nachdrücklicher geltend machen. Die vollständige Aufhebung der örtlichen Beschränkung des Verkehrsmarkts auch für den Handwerksbetrieb infolge der außerordentlich erleichterten und erweiterten Communication, und die überall zum Durchbruch vordrängende Ausdehnung der Kapitalverwendungen — sie sind es nicht allein, aber doch vor allem, welche die Gedanken an innere Reformen im Handwerksbetrieb aufzwingen, beziehungsweise diese „kleinen Leute" zu ganz neuen Positionen nöthigen.

Diese innern Reformen für die von Handwerkern gestellte Production müssen ununterbrochen auf der Tagesordnung bleiben, wie weit man auch in der Verfassungsfrage vorgeschritten sein mag. Wie sich erwarten läßt, sind sie aus der Mitte des Handwerkerstandes selbst heraus nicht auf dieselbe gebracht worden. Man darf einmal in der großen Masse der Angehörigen dieses Kreises nicht auf eine um- und vorschauende Kenntniß allgemein wirthschaftlicher Fragen rechnen. Dann aber hat man auch in viel höhern Regionen es bewahrheitet gefunden, daß mit Vorrechten ausgestattete Corporationen immer geneigt sind, ihre mislichen Geschicke vorab von der allzu geringen Ausdehnung oder vernachlässigten Geltendmachung ihrer Privilegien abzuleiten. Die Bewegungszeit von 1848 brachte mit einem male zum Erschrecken für alle andern Stände eine offene weite Aussicht auf die bis dahin wie zugedeckt gebliebenen Nothstände im ehrbaren Handwerk Deutschlands. Die Handwerker selbst aber, welche in Frankfurt zum Berathen und Beschließen zusammengetreten waren, fanden in ihrer großen Mehrheit mitten unter jenem allgemeinen Jubel für Freiheit und Gleichheit, daß ihnen eine kräftige Handhabung, beziehungsweise Wiederherstellung der Zunftvorrechte noth thue, daß die Concurrenz der Arbeitsleistungen anderer Mitbürger die Quelle ihres Misgeschicks sei. Und wie dürfte man wol in Abrede stellen, daß noch heutzutage, nach den dauernden und umfassenden Einwirkungen, welche die seitdem verflossenen Jahre gebracht haben, doch dieselbe Gedankenrichtung im deutschen Handwerkerstande im ganzen entschieden vorherrschend ist! Noch jüngst haben die Mitglieder des Volkswirthschaftlichen Congresses zu Gotha eine bittere Erfahrung darüber machen können. Der Gewerbstand Gothas hat die wohlwollenden, unterrichtenden Mittheilungen Huber's über die Erfolge der im Auslande so ausgedehnten freien Association im Gewerbstande, wie die energischen Aufmahnungen von Schultze aus Delitzsch zu männlicher Selbstthätigkeit und herzhaftem Verzicht auf seither bezogenes Almosenbrot ruhig angehört, aber hinterdrein mit einer öffentlichen Demonstration zu Gunsten der durch die Zunftverfassung zugesprochenen Vorrechte geantwortet.

Aber auch die Leute außerhalb des Handwerkerstandes selbst, nämlich vorab die Träger der öffentlichen Gewalt in Staat und Gemeinde, dann private Mitglieder der gebildetern und bemittelten Gesellschaftsschichten haben im Anfang keineswegs das Rechte getroffen. Man darf darüber nicht viel hadern. Es war eine Zeit aufgeregtester Bewegung, in welcher der Nothleidende leicht die Stellung eines drohend Fordernden einnahm, sodaß sich auf der andern Seite die Furcht dem Wohlwollen zugesellte, der einsichtigen Prüfung die Ruhe geraubt wurde und eine That der Nothwehr erforderlich erscheinen durfte, die eben nicht in der Einleitung einer gesundern Entwickelung, sondern nur in einer sofortigen Gabe zur Unterstützung gefunden werden konnte. Man vertheilte Geschenke an die nothleidenden Handwerker, in dieser und jener Form, unmittelbar als Gaben wie das gewöhnliche Almosen, oder mittelbar durch unverzinsliche Darleihen, bei denen denn auch wol von vornherein das gänzliche oder theilweise Ausbleiben der Rückerstattung des Leihkapitals in Aussicht genommen werden mußte. Für diese Art von „Creditgeben" errichtete man geradezu stehende Anstalten, Leihkassen, Vorschußkassen, Handwerkerkassen oder welchen Namen sonst sie trugen.

Niemand kann sich wundern über den Verlauf, d. h. über das baldige Ende, das diese Dinge gefunden haben. Diese Geschenke linderten einen Nothstand des Augenblicks — aber der Noth-

stand trat im zweiten, dritten Augenblick immer wieder von neuem hervor. Dem entsprechend hätte die Quelle der Gaben unversieglich sein müssen, und sie mußte versiegen, sobald bei der einen Gruppe von Gebern die Besorgniß vor Gewaltthaten aufhörte, bei der andern die Einsicht Macht gewann, wie es unmöglich und widersinnig sei, eine besondere Gattung wirthschaftlicher Producenten aus dem Seckel anderer fort und fort zu salariren. Und wie hätte man sich außer- und innerhalb des Handwerkerstandes gegen die Schlußfolgerung sperren können, daß Geschenke nehmen nichts anderes ist als im Zustand der Almosenempfänger sein, und daß gesunde arbeitskräftige Menschen in diesem Zustande nicht sein können ohne Einbuße an Ehr- und Selbstgefühl.

Selbst ist der Mann! Auch die Handwerker mußten insgesammt diese Parole zu der ihrigen machen, sie mußten auf eigenen Füßen stehen können, oder ihr Umsinken war unvermeidlich und durfte nicht bedauert werden.

Freilich das ließ sich sofort absehen, daß die Lage aller einzelnen Arten von Handwerksbetrieben keineswegs dieselbe war. Neben denen, welche geradezu wie verlorene Posten erscheinen konnten, standen andere, die trotz mancher Bedrängniß noch Lebenskraft erkennen ließen; andere waren nur bedroht, noch andere hatten ein kräftiges Gedeihen bewahrt oder zeigten selbst Symptome des Aufschwungs — ja es war nicht einmal zu verkennen, daß im unmittelbaren oder mittelbaren Anschluß an die für viele althergebrachte Gewerke feindlichen Gewalten der Neuzeit, an Fabriken, Transportinstitute, Großbetriebsunternehmungen aller Art, vielerlei ganz neue Handwerksbetriebe entstanden oder in der Entstehung begriffen waren. Das Bewußtsein dieses Unterschieds in der Lage war natürlich auch im Handwerkerstande selbst mehr oder weniger klar vorhanden, und daneben sehr klar das Bewußtsein des Unterschieds von reichen und armen Meistern innerhalb desselben Gewerbes. Dazu gedenke man nun noch jenes durchaus organischen Wachsthums des Brotneids und Haders aus dem eigensten Boden der Zunftverfassung heraus. Müssen die Kunden einer im voraus und stetig festbestimmten Zahl von Meistern zufallen, so ist das Gedeihen des einen ein Abzug für die andern, die Noth von zehnen das Fußgestell für die Behaglichkeit von zwanzig andern. Die Angehörigen verwandter Gewerbe kennen sich am besten aus dem erbitterten Grenzkriege, den sie über ihre gesetzliche Scheidungslinie führen. Das Publikum lacht manchmal, wenn es heutzutage hört, daß der Conditor dem Feinbäcker ein Törtchen abstreitet, der Glaser für einen Hammerschlag vom Schlosser, der Kürschner für einen Nadelstich vom Schneider vor dem Zunftgericht mit Erfolg belangt wird. Was ist aber darüber zu lachen? Recht muß Recht bleiben, daran hat der Handwerker ganz recht. Lacht über das ganze Gebäude und nicht blos über einen Stein an demselben, hadert mit dem Gesetzgeber, nicht mit dem „gesetztreuen" Handwerker.

Wir gedenken hier dieser scharfen Gegensätze in dem Handwerkerstande der Gegenwart, weil man daraus bemessen kann, wie schwer es hielt, den Handwerkerstand in eine gemeinsame Bewegung, auf ein einheitliches Ziel hin vorwärts zu bringen, sobald dieses nicht mehr lautete: Erhaltung und Festigung der Rechte und Privilegien aller Meister in der Zunft. Gleichwol mußte gerade dieses geschehen, wenn man dem Gewerbstande in der Gegenwart diejenige Hülfleistung vermitteln wollte, welche sich strenger, erfahrungsmäßiger Forschung als möglich erwies und mit den wirthschaftlichen Grundprincipien der Neuzeit in Einklang stand. Durch vereinte Kräfte, mit eigener Thätigkeit, in erhöhter Einsicht und Kenntniß, das mußte Parole werden, und was nicht mit ihr zu retten war, konnte nicht als erhaltungs- und verbesserungsfähig erscheinen.

Nach dem Vorhergehenden bedarf es keiner weitern Begründung mehr, weshalb Neugestaltungen auf diesem Wege schwerlich ins Leben getreten sein würden, wenn der Handwerkerstand ohne kräftige Anregung durch Männer außerhalb seiner eigenen Reihen verblieben wäre. Dieselben ließen aber nicht auf sich warten, und bald leitete sich meist unter solchen Führern von außen eine Bewegung und Entwickelung in dem Gewerbstande ein, die — wir sagen gewiß nicht zu viel — in wenigen Jahren weit Größeres zu Wege gebracht hat, als der Handwerkerstand in Jahrhunderten vorher durchlebt hat.

Es ist nicht unsere Absicht, alle bedeutenden derartigen Neubildungen an dieser Stelle ausführend und beurtheilend zu besprechen. Wol sind manche derselben ganz vereinzelt ins Leben gerufen worden und halten sich ebenso noch zur Stunde aufrecht. Regelmäßig aber haben sie alle denselben Ausgangspunkt und ein gemeinsames Centrum. Wir können dasselbe als die eigentliche Seele für alle in das äußere Leben tretenden Reforminstitute der handwerksmäßigen Production ansehen. In diesem Lichte zeigt sich wenigstens uns die Erscheinung, welche wir dem Leser in dem Folgenden etwas genauer schildern wollen.

Die Gewerbvereine.

Die erste Entstehung von Gewerbvereinen in Deutschland fällt keineswegs erst in die Periode nach 1848, von welcher wir vorher gesprochen haben. Manche Vereine gehen in den Anfang der vierziger Jahre, einzelne in die dreißiger Jahre zurück, keiner dagegen wol hinaus über die Bewegung im Beginn des dritten Jahrzehnds. Die sächsischen und dann die badischen Vereine mögen zu den ältesten gehören. Der dresdener Verein hat am 29. Jan. 1859 sein fünfundzwanzigjähriges Jubelfest gefeiert, das erste Beispiel dieser Art, von dem wir gehört haben. Allein eine größere Bedeutung und Verbreitung haben diese Gewerbvereine erst seit 1848 erhalten. Das ist allerdings auch nicht ohne Zusammenhang mit der Änderung in den politischen Verhältnissen, indem eben früher an so mancher Stelle der Vereinsbildung in jeder Richtung Hemmnisse im Wege lagen. Die positive Hauptsache mag aber doch in jenem ungemein frischen Luftzug gefunden werden, der sich seit eben jener Zeit in dem ganzen wirthschaftlichen Denken und Thun der Deutschen eingestellt hat. Die theoretische Arbeit griff neben den Büchern auch nach den Erfahrungen und Mahnstimmen des praktischen Lebens, dessen Fragen wurden ihre Probleme; sie lernte rasch die Sprache reden, die alle verstehen, sie verschmähte nicht mehr die Broschüre, die Zeitung. Und der deutsche Praktiker erwies sich als lernbegierig, zugänglich für verständigen Rath; die Mahnung, sich durch Steigerung seiner Einsicht und durch eigene Anstrengung zu helfen, traf doch einen Grundton in seiner germanischen Natur.

Was die „Handwerkerfrage“ anbelangt, so brachten wenige Jahre eine ziemlich stattliche Literatur hervor, welche die unmittelbar vorliegenden Verhältnisse der Praxis zum Gegenstand der Erörterung nahm. Und wenigstens das eine Resultat, das gewonnen sein mußte, um nicht weiteres unnöthig erscheinen zu lassen, brachte sie fraglos zu Wege: die Gewerbepolitik, welche das Heil für das Handwerk in der Restauration der „mittelalterlichen Zunftverfassung“ erkennen wollte, wurde gänzlich aus dem Felde geschlagen, dermaßen, daß sie auch von amtlicher Stellung her seitdem immer nur schüchtern und mit vielen Reservationen ihre Stimme hat erheben mögen. Wenn das aber einmal entschieden war, mußte jedermann rasch die Überzeugung gewinnen, daß für die Durchführung nothwendiger Neuerungen die theoretische Entscheidung und die schriftliche Empfehlung allein durchaus nicht ausreiche, daß es sich um das Thun des Gewerbestandes handle, der sich seinerseits in bestimmte Verhältnisse hineinbilden, hineinleben müsse. Die Gewerbvereine, d. h. an sich nichts anderes als Vereine der Handwerker zur gemeinsamen Förderung der Interessen ihres Berufs, wurden die Stätte, in welcher die Bildungsgedanken, welche die neue Zeit erzeugte, befruchtend auf Überlegungen und Entschließungen des praktischen Arbeiters wirken konnten; sie mußten auch als das regelrechte Werkzeug erscheinen, durch welches sich, unter Mithülfe der zunächst überzeugten Handwerker, eine dauernde und für alle Genossen des Gewerbstandes nützliche oder nothwendige Neubildung zur Verwirklichung bringen lassen würde.

Es ist bezeichnend, daß die Einrichtung der Gewerbvereine von vornherein außerhalb des Rahmens der Zunftverfassung sich stellte und sich stellen mußte. Die Mitglieder der Gewerbvereine gehören keineswegs ausschließlich dem Handwerkerstande an. Fabrikanten, Kaufleute, Rentiers, öffentliche Beamte, insbesondere Mitglieder des Lehrerstandes aus Real- und Bürgerschulen, Gymnasien und Lyceen, polytechnischen Schulen und Universitäten stellen eine, oft schon durch die für Vereinszwecke verwendbaren zahlreichen Beiträge, immer aber durch geistige Thätigkeit im Verein bedeutsame Mitgliedergruppe. Ihnen fällt regelmäßig die Initiative und der größte Theil der Kopfarbeit für den Verein zu. Die entscheidende Masse sollte allerdings immer durch Mitglieder des Handwerkerstandes gestellt werden, da es sich eben nicht darum handelt, nur einen Verein für Handwerker zu bilden, sondern einen Verein auch von Handwerkern. Im übrigen ist vor einer zu nachdrücklichen Betonung dieses Verhältnisses doch zu warnen. Man muß immer gewärtig sein, daß der Handwerksmeister im Thun und Beschließen des Vereins zunächst sein Eigeninteresse als Producent ins Auge fassen wird. Der in den minder gebildeten Ständen regelmäßig energischen Einseitigkeit in der Verfolgung dieses Eigeninteresses braucht sich nur die gewöhnliche Beschränkung des Blicks für den allgemeinern Zusammenhang der Dinge zuzugesellen, um auch einem Gewerbverein — wie wir darüber schon ein Beispiel vorgewiesen haben — die Forderungen jenes frankfurter „Handwerkerparlaments“ als ein empfehlenswerthes Programm erscheinen zu lassen. So sind denn die anderweitigen Mitglieder dazu berufen, das Interesse des consumirenden Publikums zu vertreten, jede isolirte Erwägung der Gewerbsinteressen immer wieder in den Zusammenhang mit dem Ganzen des wirthschaftlichen Volkskörpers zu bringen. An und für sich auch ist es schon bedeutsam, daß hier der

Handwerker mit Vertretern des, wie er doch noch immer geneigt ist anzunehmen, ihm nur schädlichen Standes der Fabrikanten und der Kaufleute Rede um Rede tauschen kann; daß ihm „ein Theoretiker" das Unpraktische seiner Praxis beweisen, daß ihm das Mitglied einer Amtsstelle, von der er sonst nur in Befehlen und Entscheidungen hört, auch die Gründe und Absichten amtlicher Vorgänge erklären kann.

Aber auch für die Mitglieder innerhalb des Handwerkerstandes selbst sind durch die Gewerbvereine die Schranken der auf Zunftverhältnisse begründeten Versammlungen weggefallen. Zünftige und unzünftige Gewerbe, wo solche Unterschiede bestehen, sind im Gewerbverein nebeneinander vertreten. Neben den Meistern, die nach allen jenen Brotneidsbekämpfungen innerhalb der Zunft wieder zur Einsicht gelangen, daß sie doch auch so viele ihrer Interessen gemeinsam fördern können, sitzt der Gehülfe, der Factor, der nicht unter die Meister eingereihte selbständige Arbeiter, wäre es auch nur als außerordentliches oder temporäres Mitglied.

Unter allem, was die Gewerbvereine Deutschlands vornehmen, ist nur eins, was den eigentlichen Grundcharakter derselben darstellt und ihre unter allen Umständen festzuhaltende nächste Aufgabe abgibt: sie sind Bildungsvereine für die Handwerksmeister, Vereine zur Ausdehnung und Weiterführung der Kenntnisse und der Erkenntniß der Männer im Kleingewerbe. Das ist immer in den Vordergrund zu stellen, darauf hin immer das regelmäßige Leben und Thun des Vereins einzurichten. In der That gehört bereits die Festhaltung dieses Zwecks zu dem gemeingültigen Begriff des Gewerbvereins.

Von welcher Tragweite die regelrechte Verfolgung dieses Hauptzwecks der Gewerbvereine für die Gegenwart und Zukunft des deutschen Handwerkerstandes ist, läßt sich leicht klar stellen.

Nicht um das handelt es sich, was der Gewerbsmann als Lehrling und Gesell in der Werkstätte und auf der Wanderschaft hat lernen können. Dessen soll er eben schon Meister sein, vollkommen kundig aller der Dinge, die ihm ein tüchtiger Lehrmeister, der seiner Zeit „auf der Höhe" des Handwerks steht, übermitteln kann. Ebendies aber reicht nun heutzutage zu seinem Fortkommen nicht mehr aus, und der moderne Gewerbverein soll das Fehlende hinzufügen.

In frühern Jahrhunderten konnte der Meister, welcher ordnungsmäßig herangebildet und auch in die etwa bestehenden Zunftgeheimnisse am Schluß seiner Lehrjahre eingeweiht worden war, seine Geschäftsführung auf die dauernde Verwerthung des Gelernten begründen. Wie selten, daß irgendeine Änderung in der Technik seines Gewerbes erzielt wurde — und geschah es einmal, so konnte er sie regelmäßig leicht absehend sich zu eigen machen. Damit correspondirte die Stetigkeit und Gleichartigkeit in den Bedarfsäußerungen seiner Kunden. Die durch politische Ordnungen und die Leistungsfähigkeit der Transportmittel begründete Beschränktheit des lokalen Gebiets für seinen und seiner Concurrenten Absatzmarkt machte die Überlieferung aller maßgebenden wirthschaftlichen Bedingungen für den erfolgreichen Betrieb des Handwerks schon in der Werkstätte des Lehrmeisters möglich.

Welcher Umschwung macht sich in diesen Dingen heutzutage dem ersten Blick bemerkbar! Für alt und jung unter uns ist der rapide Fortschritt der Naturwissenschaften und der Mechanik zur landläufigen Phrase geworden. Während aber Chemie und Physik fortwährend neue Resultate in großer Zahl erobern, ist der Betrieb einer großen Reihe von handwerksmäßigen Gewerben an dieser oder jener Stelle auf Resultate der Chemie und Physik begründet! Ein neues Ergebniß der Chemie kann sofort eine für den beabsichtigten Zweck bessere, in den Herstellungskosten weit billigere Leistung vermitteln. Was hilft es da dem Meister, daß er seiner Zeit alles Lehrbare erlernt und ein untadelhaftes Meisterstück verfertigt hat, er muß wieder anfangen, oder vielmehr immer fortfahren zu lernen. Er muß auch fortwährend die Augen offen behalten für andere von der Wissenschaft der Gelehrten unabhängige Änderungen im Betrieb des Gewerks. Trotz aller Schutzwacht etwaiger Zunftrechte, concurriren Tausende von Handwerksgenossen von draußen her und von weitem her mit ihm um die Gunst des Publikums, und er verspürt es sofort, wenn sie bessere oder billigere Roh- und Hülfsstoffe ausfindig machen, oder wenn sie dasselbe Product in zweckmäßigerer oder gefälligerer Form zu liefern gelernt haben. So muß er den Nachrichten über das Gewerbe außerhalb seiner Umgebung Aufmerksamkeit widmen, muß suchen sich Muster und Modelle des Neuen zur Anschauung zu bringen. Und, was muß er noch erfahren! Zahlreiche Kapitel der Volkswirthschaftslehre, von deren Dasein ihm früher kein Wort zukam, enthalten für seinen Geschäftsbetrieb — er kann es gar nicht mehr in Zweifel ziehen — die wichtigsten Aufschlüsse. Je mehr er darüber hört und liest, um so weiter gehen ihm die Augen auf. Es wird ihm leicht erkennbar, daß man die Fragen der Gewerbepolitik nicht herausschneiden könne aus dem Gesammtzusammenhange des

Lebens; die Verhältnisse, von welchen die Höhe des Preises der Waaren und des Lohnes für die Arbeit abhängt, sollte er doch etwas kennen lernen, weil er doch nur zu seinem Schaden gegen sie anstreben kann; die Eisenbahnen bringen so viel Neues, ändern so vieles von Grund aus; das Verhältniß der Menschenarbeit zur Maschinenarbeit, die Macht des Kapitals, des Credits, der Association — das sind lauter Dinge, welche Stand und Aussichten seiner Werkführung nahe berühren. Und doch hat ihm niemand bis zum Ende seiner Lehrjahre hin darüber nur eine Andeutung gegeben.

Es mag bei diesen Hinweisen sein Bewenden haben, um klar zu stellen, wie groß in unserer Zeit das Bedürfniß nach einer andauernden und auch auf neue Gebiete sich ausstreckenden Fortbildung in den Reihen gerade der tüchtigen Meister sein muß. Man muß freilich auch hier zugeben, daß dieses Verhältniß nicht gleichmäßig für alle Arten von Kleingewerben vorhanden ist. Wirklich wird man überall die Erfahrung machen, daß die bestehenden Gewerbvereine große Unterschiede bezüglich des Umfangs zeigen, in welchem die Handwerke vertreten sind. Nichtsdestoweniger ist des allen Gemeinsamen doch mehr als genug, um den Gewerbverein als Sammelstätte aller aufrecht halten zu können, auch wenn sich derselbe durchaus nur mit der Förderung dieser Fortbildung der Meister befaßt.

In der Art und Weise, wie dieser Hauptzweck der Gewerbvereine erreicht werden muß, hat man überall, wo überhaupt die Mittel und Kräfte gestellt werden konnten, im ganzen das Richtige getroffen. Die Anlage einer Bibliothek für den Verein ist das Nächste. Ihre Zusammensetzung wird durch die Norm beherrscht, unterrichtende Lectüre über die allgemeinen technischen Bedingungen, über den heutigen Zustand und Vorschritt der Specialtechnik der einzelnen Gewerbe, und dann über die das Handwerk berührenden volkswirthschaftlichen Fragen zu geben. Dieselben Gesichtspunkte müssen auch für die Auswahl der im Verein aufzulegenden Zeitschriften maßgebend sein. Natürlich müssen sich gerade auch Vereine von Handwerkern „nach der Decke zu strecken" suchen. Die deutschen Gewerbvereine haben nicht die officielle Geldunterstützung der landwirthschaftlichen Vereine zur Seite stehen. Sie müssen auch nothwendigerweise die von den Mitgliedern zu erhebenden Beiträge sehr niedrig halten. Abgesehen davon, daß alle handarbeitenden Menschen eine entschiedene Neigung haben, alles Gute, was kein Sachgut ist, gering zu tariren, soll ja gerade auch der arme gedrückte Meister die Wohlthaten des Vereins sich zu Nutze machen können. Von allen Gedanken an eine unentgeltliche Mitgliedschaft aber muß man ebensowol wegen derer, welche Empfänger, als derer, welche Geber sein würden, durchaus abstehen. Daß die Bibliothek eines Vereins auch tüchtig benutzt werde, muß ein Hauptaugenmerk des Vorstandes sein. Es empfiehlt sich, neben den öftern Hinweisen auf tüchtige Bücher, neben der Vertheilung gedruckter Kataloge und neben besonderer Bekanntgebung des jeweils Neubeschafften, insbesondere noch der Brauch, daß einzelne Mitglieder des Vereins besondere Referate über das jeweils Wichtigere in den einlaufenden Zeitschriften übernehmen. Selbstverständlich haben auch Bilderwerke für einzelne Gewerbe, wie Möbelschreiner, Tapezierer, für die Baugewerke, Gold- und Silberschmiede u. s. w., großen Werth.

Auf derselben Stufe der Bedeutsamkeit steht sodann die regelmäßige Abhaltung mündlicher Vorträge in den Vereinsversammlungen. Ja man muß sie wol voranstellen, weil die Handwerker, gleich allen Leuten in den untern Volksschichten, im ganzen einen gewissen Widerwillen haben aus Druckschriften zu lernen, selbst wenn sie für ihren Bildungsstand und selbst für ihren Geschmack besonders veranlagt sind, dagegen offene Ohren und ein offenes Herz für die Kraftwirkungen des „lebendigen Wortes". Wirklich ist es auch leichter, angemessen für diese Kreise zu sprechen als zu schreiben. Wie viele „Volksbücher" werden bis auf diesen Tag doch nur in den „gebildeten" Schichten der Gesellschaft gelesen, nicht blos wegen des Geldpunktes, sondern weil sie wol die Ausdrucksweise, nicht aber die Vorstellungsweise und den Gedankengang des Volks treffen, während sich kein aufmerksamer Redner jener geistigen Anregung entziehen kann, welcher aus Auge und Mienen der Zuhörer auf ihn andringt. An den meisten Orten wird man deshalb auch die Erfahrung machen, daß der Handwerker die mündlichen Vorträge im Gewerbverein vor allem hochschätzt, daß diese vorab die Mitglieder zusammen- und festhalten. Die für Vorträge passenden Gegenstände sind leicht bezeichnet, es sind dieselben, welche für die Anschaffung der Bücher maßgebend sind, nur daß einestheils neben den allgemein wirthschaftlichen Fragen die technischen von allgemeinerer Bedeutung für die Mehrzahl im Vordergrund stehen, anderntheils die mündlichen Vorträge sich gerade auch mit den jeweils temporär und lokal wichtigern Vorkommnissen beschäftigen können. Hiernach leuchtet es besonders klar ein, warum die Gewerbvereine einen Mitgliederzuschuß aus andern Berufsständen zu ihrem

Gedeihen haben müssen. Nur in Ausnahmsfällen werden Handwerker selbst zur Abhaltung eines oder des andern einzelnen Vortrags geeignet sein. Natürlich sind es vornehmlich die Mitglieder des Lehrstandes, welche hier eine so nützliche Verwerthung ihrer volkswirthschaftlichen, naturwissenschaftlichen, technologischen Kenntnisse finden können. Es ist ja überhaupt ein höchst erfreulicher Zug in der Physiognomie unserer so vielgeschmähten Zeit, daß die Erwachsenen aller Bildungsgrade einen so entschiedenen Begehr nach Fortbildung durch mündlichen Unterricht von seiten jener Reihen von Männern äußern, welche größte Massen von Kenntnissen erwerben müssen, ohne sie doch auch nur zum größern Theile in dem ihnen berufsmäßig zugefallenen Jugendunterricht anbringen zu können. Der Gewerbstand bedarf dieses Unterrichts dringlicher als irgendein anderer Kreis. Englische Vereine honoriren die Vorträge von Technikern in ihren Versammlungen sehr „anständig". Es ist ein Ehrenzeichen für den deutschen Lehrstand, daß er seit Jahren rein um der Sache willen dem Lernbedürfniß der Gewerbvereine ausgiebig entgegenkommt.

Natürlich ist hiernach auch der mündlichen Discussion unter Theilnahme aller Vereinsmitglieder über zweifelhafte oder in ihren Reihen bestrittene Fragen zu gedenken. Wir erwähnen ihrer hier als eines Unterrichtsmittels nicht etwa deshalb, weil sie selbstverständlich allen eigentlichen Beschlüssen auch eines Gewerbvereins vorhergeht. Von hervorragender Bedeutung ist sie in unserer Zeit für alle Fragen der Gewerbeverfassung, der Gewerbepolitik. Man muß hierin jeden Handwerker, weil er sich auf eigene Lebenserfahrungen berufen kann, als sachverständig gelten lassen, und wer z. B. am Schlusse eines Vortrags über die Wirkung von Zunftvorschriften an das Einverständniß der Zuhörer glaubt, weil niemand widerspricht, irrt sich sehr. In diesen Reihen gilt leicht als unwiderlegbar, was nicht ausdrücklich widerlegt worden ist; und wie lebhaft auch die Gegenrede gegen den Berufsgenossen werden mag, der redegewandten „Vorlesung" gegenüber verbleibt der auf ein vermeintliches Eigeninteresse versteifte Handwerker, obwol unüberzeugt, lieber schweigsam. Als Verbündete fühlen sich aber die auf Concurrenzbeschränkungen dringenden Handwerker regelmäßig nur so lange, als sie ihre Wünsche und Forderungen in ganz allgemein gehaltenen Formeln aussprechen. Sobald die mündliche Erörterung zu den fester bestimmten Einzelheiten vorschreitet, treten die unlösbaren Widersprüche unter den verschiedenen Gewerken hervor, bis hüben und drüben die Standesgenossen selbst gegenseitig mit einem kategorischen: „Das geht nimmermehr" abschließen.

Von mancher Seite her wird endlich auch die Sammlung von Mustern und Modellen als ein wichtiges Unterrichtsmittel der Gewerbvereine hochgeschätzt. Ohne Zweifel hat man hier eine an sich durchaus empfohlene Form des Unterrichts vor sich, und sicherlich kann auf diesem Wege den betreffenden Mitgliedern eines Vereins ein großer Dienst geleistet werden. Dennoch möchten wir anrathen, in kleinern Vereinen diesem Gegenstande gar keine Aufmerksamkeit zu widmen, auch in größern nur aus besondern Gründen ausnahmsweise Beschaffungen dieser Art zu unternehmen, dagegen überall vorkommendenfalls die nächsten Interessenten aufmerksam zu machen und zu einer von ihrem Kreise allein genossenschaftlich bewerkstelligten Anschaffung anzuregen. Wir stellen uns hier immer Gewerbvereine vor Augen, die nur auf ihre eigenen Mittel angewiesen sind. Muster und Modelle nun können immer nur einem dem Ganzen gegenüber kleinen Theile von Mitgliedern zugute kommen, oft nur ganz einzelnen Personen; ferner sind Reihen von Gewerben von einem Unterrichte auf diesem Wege geradezu ihrer Natur nach ausgeschlossen, es kann also auch keine mit der Zeit durchzuführende Ausgleichung in der Pflege der Interessen in Aussicht gestellt werden. Dazu sind Muster und Modelle regelmäßig ein theuerer Artikel für den Verein, zumal da er doch grundsätzlich sein Augenmerk nicht auf Kleinigkeiten richten würde. Endlich aber erfolgt heutzutage Fortschritt und Veränderung in der industriellen Production so rasch und allseitig, daß ein baldiger Übergang der Muster und Modelle in „Raritäten" für die große Mehrzahl der Fälle mit Sicherheit erwartet werden muß.

Hiermit wäre die Aufgabe, wären die Mittel und Wege bezeichnet, welche für die deutschen Gewerbvereine platzgreifen, wenn wir das ins Auge fassen, was ihren durchschlagenden Grundcharakter bildet, was sich auf ihren dauernden und unter allen Verhältnissen festzuhaltenden Beruf bezieht, nämlich: Fortbildungsvereine für den Meister im Gewerbstande zu sein. Danach kann dann in Erwägung kommen, daß man grundsätzlich von den Strebungen und der Thätigkeit eines Gewerbvereins überhaupt nichts ausschließen dürfe, was sich als eine legale Förderung der gemeinsamen gewerblichen Interessen ausweist und der verbündeten Anstrengung der Vereinsgenossen erreichbar ist. Wirklich gibt es hierher gehörige Aufgaben, welche sich die Aufmerksamkeit und Zustimmung des großen Publikums sogar in weit höherm Grade erobert haben,

als die allmähliche aber sichere Hebung des geistigen Niveau im Handwerkerstande. Gleichwol würden die Gewerbvereine selbst nur zu ihrem großen Schaden verkennen, daß auch die wichtigsten praktischen Einrichtungen an ihnen zwar ihren natürlichen Ausgang und Stützpunkt finden, nicht aber eine unerlaßliche Grundlage ihres Daseins und Wirkens abgeben dürfen. Im Gegentheil muß es zweckmäßig erscheinen, daß die Gewerbvereine Theilnahme und Einstehen für keine dieser anderweitigen Bestrebungen und Einrichtungen zur unbedingten Vereinspflicht machen. Der Verein mag die Nützlichkeit derselben erörtern, sich für die Einführung aussprechen, das Weitere aber als eine für die Vereinsglieder als solche offene Frage ansehen.

Nach dieser Vorbemerkung wollen wir hier wenigstens derjenigen regelmäßig von Gewerbvereinen ausgegangenen oder geförderten Reformen für den Gewerbebetrieb in Kürze gedenken, welche größere Bedeutung haben. Bei ihnen allen kehrt die Erscheinung wieder, daß es sich um die Anbahnung neuer Erfolge mittels freier Association der einzelnen handelt.

Hierher gehört die Gewerbehalle. Ihrem Grundcharakter nach kann sie als das eine große Verkaufslokal für viele Gewerbtreibende bezeichnet werden. In dieser Beziehung ist sie geeignet, erhebliche Dienste zu leisten. Die einzelnen, namentlich ärmern Handwerksmeister haben regelmäßig in abgelegenern Straßen und Gassen eine schlechte und doch meist theuere Räumlichkeit zur Aufstellung der für den Verkauf fertigen Producte. Die Gewerbehalle bietet den Käufern an einem besser gelegenen, hellen Raume, was sie suchen, erleichtert dem Publikum, ermöglicht dem Handwerker selbst die Vergleichung, läßt Zeit ersparen — auch den Meister, der nun nicht immer wieder von seiner Arbeit hinweg zum Handelabschließen abgerufen wird, u. s. w. Daneben kann die Gewerbehalle zugleich in kleinerm Stil eine perennirende Ausstellung von Handwerkserzeugnissen darstellen und so namentlich auswärtige Käufer anlocken. Keinenfalls darf man aber hier das Eingeständniß verweigern, daß diese Gewerbehalle unmöglich für alle Arten von Handwerk oder auch nur für reichere und ärmere Meister desselben Gewerks eine gleich große Bedeutung haben könne. Für manche Gewerbe ist sie geradezu unbenutzbar, sie wird selbst für diejenigen, welche sie an sich gut brauchen können, in dem Grade minder wichtig, als die Reparaturarbeit einen größern Theil des Geschäfts in Anspruch nimmt. Vielleicht hat es den Gewerbehallen gerade Abbruch gethan, daß man sich einen übertriebenen Nutzen versprach und die offenbaren Schranken für die Verwerthung nicht von vornherein auch ins Auge faßte. Die Zahl der bestehenden Gewerbehallen ist nicht groß, im ganzen kein Aufschwung bemerkbar, obwol derselbe dadurch unterstützt worden, daß die eingestellten Waaren Hinterlage für ein Leihgeschäft der Aussteller werden können, und obwol an einzelnen Stellen obendrein noch eine Unterstützung aus Gemeindemitteln gewährt wird. Eine Änderung dieser Lage wird sich nur damit einleiten lassen, daß man sich vor allem genauen Aufschluß gibt über die Grenzen der Leistungsfähigkeit von Gewerbehallen, von allem Experimentiren über diese hinaus aber absteht.

Im Anschluß hieran verdient es wenigstens eine kurze Erwähnung, daß es gerade auch Gewerbvereine sind, welche eine temporäre Ausstellung von Erzeugnissen der Handwerksarbeit in einer einzelnen Stadt oder einem kleinern Bezirk angeregt, beziehungsweise die periodische Wiederkehr einer solchen Ausstellung sich zum Ziele gemacht haben. Bei den Versuchen dieser Art wird sich immer ein Trieb zur Erweiterung der Ausstellung geltend machen, räumlich, sodaß die Producenten aus einem größern Bezirk Antheil nehmen können, sachlich, weil sich keine durchschlagende Grenzlinie zwischen Kleingewerbe und Großbetrieb, handwerksmäßiger und fabrikmäßiger Production ohne misliche Folgerungen aufstellen läßt.

Von offenbar großer Bedeutung schon jetzt und mit den Wahrzeichen entschiedenen Wachsthums in der Zukunft sind die durch einzelne Gewerbvereine angeregten gemeinsamen Einkäufe von Rohstoffen für alle demselben Gewerk angehörigen Meister eines Platzes.

In der That, die Vortheile dieses Verfahrens sollten viele Handwerker weit höher anschlagen als die Geltendmachung verhaßter Vorrechte aus der Zunftverfassung. Jedermann weiß, daß der Einkauf im großen dem Käufer für dasselbe Geld mehr und bessere Waaren verschafft als der Detailkauf. Kann er doch dabei den Arbeitslohn und die Spesen, auch wol trügerische Manipulationen des Zwischenhändlers umgehen, Berücksichtigung der Zeit- und Zinsenersparniß verlangen, welche dem Verkäufer durch sofortige Versilberung größerer Vorräthe zufällt, ohne Bedenken über den Transportkostenzuschlag die bessere Bezugsquelle in größerer Entfernung aufsuchen, u. s. w. Daß noch anderes für die ärmern Meister zu gewinnen ist, ersehen wir, wenn wir uns das Beispiel desjenigen Gewerks vergegenwärtigen, welches sich bisjetzt vorzugsweise an einzelnen Orten zu diesem Verfahren entschlossen hat. Die Schuhmacher nämlich haben einzelne Meister aus ihrer Mitte auf große Ledermessen zu solchem Massenankauf

abgeordnet. Gewiß werden dann alle darauf bedacht sein, die kundigsten Beurtheiler aus der Gesammtheit zu wählen, sodaß also die größere Einsicht der Besten auch den minder Tüchtigen zugute kommt. Setzen wir aber den Fall, daß eine größere Zahl von Meistern sonst die Reise zur Ledermesse unternimmt, so werden sie jetzt nur einen kleinern Theil Aufwand an Zeit und Reisekosten zu tragen haben, auch wird ihnen der leicht mögliche Nachtheil einer Steigerung des Rohstoffpreises durch die Concurrenz einer größern Personenzahl von Käufern erspart bleiben.

Das alles bietet sich unserer Erwägung so leicht und sicher dar, daß man sich eines gewissen Erstaunens nicht erwehren kann, wenn man wahrnimmt, wie spärlich noch dergleichen Unternehmungen vorkommen. Nur zum Theil reicht die Erklärung aus, daß der Handwerksmeister, zumal der ärmere, an den Rohstoffkauf auf Credit verwiesen ist. Trotz des vielen schillernden Geredes von der Herrlichkeit der Zunftinnungen und Genossenschaften auch für die heutigen Handwerker gehört, wie schon erwähnt, die Misgunst und der Brotneid zwischen den Meistern desselben Gewerks an demselben Orte bis auf diese Stunde zu den verbreitetsten Thatsachen und sind dieselben eine ganz natürliche Frucht gerade der Zunftverfassung. Allerdings würde durch das geschilderte Verfahren der reichere und klügere Meister — wenn auch immer noch gewinnen, doch — weniger gewinnen als die andern, er würde einen Vorsprung, den er auch an dieser Stelle vor den ärmern Mitmeistern hat, einbüßen. Das aber genügt auch jenen „Zunftbrüdern" für einen bei ihrer Stellung in der Innung regelmäßig entscheidenden Widerstand.

Daß es gerade auch Gewerbvereine sind, welche die Bildung von „Consumvereinen" angeregt haben, kann uns nicht veranlassen, dem Wesen und Wirken dieser an sich allerdings wichtigen Erscheinung hier nachzugehen. Denn die gemeinsame Beschaffung von Lebensmitteln — mag man sich dabei auf sehr wenige Gegenstände ersten Bedarfs beschränken oder auch entbehrlichere Güter heranziehen — um eben auch die Vortheile des Einkaufs im großen zu erzielen, das steht in keiner Beziehung zur Förderung des Gewerbbetriebs der Handwerker, sondern betrifft ganz gleichmäßig die ärmern Mitglieder aller Volksabtheilungen. Obwol deshalb diese Angelegenheit auch den Mitgliedern eines Gewerbvereins erklärt und erläutert werden mag, so ist doch keinenfalls zu rathen, einen Consumverein wie eine Dependenz des Gewerbvereins zu behandeln.

Auch der an einzelnen Stellen durch Gewerbvereine beschafften Einführung eines Schiedsgerichts für Streitigkeiten zwischen Handwerkern wollen wir nur vorübergehend gedenken. Absicht und Mittel verdienen an sich durchaus unsere Billigung. Die wirkliche Leistung eines solchen Schiedsgerichts aber, welches von dem Beschreiten des ordentlichen Rechtswegs weder vor noch nach seiner Entscheidung abhalten kann, wird nur eine geringe sein. Streitigkeiten zwischen den Handwerksmeistern desselben Platzes, welche die Entscheidung durch Sachverständige verlangen und lohnen und nicht nach festgestelltem Buchstabenrecht bemessen werden wollen, sind doch wol nach dem, was sich aus dem wirklichen Leben absehen läßt, fast nur über Zunft- und Gewerbeordnungsbestimmungen zu erwarten. In solchen aber wird der sachverständige Schiedsrichter regelmäßig als eine Partei erscheinen, sind auch dem Interesse an dem einzelnen vorliegenden Fall die Interessen ganzer Reihen dritter Personen verknüpft, sodaß das Schiedsgericht thatsächlich nur die Zahl der Instanzen vermehren, nicht aber das Anrufen der ordentlichen Gerichte verhindern wird. Freilich wird man auch hier einer etwas längern Erfahrung das letzte Wort überlassen müssen.

Zu den allerwichtigsten wirthschaftlichen Erscheinungen für unser Volksleben gehört dagegen die in der Regel gleichfalls von den Gewerbvereinen ausgegangene Begründung von Handwerker-, Leih- oder Vorschußkassen, „Handwerkerbanken". Wir haben allerdings schon oben solcher „Leih- und Vorschußkassen" gedenken müssen, allein zu den dort charakterisirten bilden die hier gemeinten in mehr als einer Beziehung einen geraden Gegensatz. Nicht handelt es sich hier um die Beseitigung eines momentanen Lebensnothstandes durch die offene oder verschleierte Almosengabe, sondern zuvörderst um die dauernde Einführung befruchtender Kapitalkräfte in den Geschäftsbetrieb der Kleingewerbe durch die eigene Anstrengung und Selbstverantwortlichkeit der Unbemittelten. Die ganze, der Hauptsache nach wohlgelungene und durch mehrjährige Erfahrung bereits vollkommen bestätigte Einrichtung verdient die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Zeitgenossen in hohem Grade, wie sie denn auch bereits aus dem beschränktern Kreise der Handwerksmeister herausgetreten und — man möchte sagen — zu einem allgemeinen Armeninstitut, wie sie der wirthschaftliche Geist der Neuzeit fordert, geworden ist.

Wir wollen hier keine Ausführung darüber geben, welche wichtige Rolle das Kapital auch

in dem Betriebe der Kleingewerbe spielt, obwol es dort vergleichweise nur in mäßigem Umfange zur Verwendung gelangt. Mag sich nur jeder etwa ein Brennholz verbrauchendes Gewerk, wie die Bäckerei, Töpferei u. s. w., vorführen, nachsehen, wie viel Klaftern Holz dasselbe im Laufe eines Jahres bedarf, und dann die Preise des Holzes und des Fuhrlohns in der für den Käufer günstigen und ungünstigen Jahreszeit nebeneinander stellen. Er wird alsbald für den Meister, welcher mit einer zu 5 Proc. verzinslichen Kapitalsumme seinen ganzen Jahresbedarf in der günstigsten Zeit zusammenkaufen kann, einen Vorsprung finden, der sich leicht auf den Arbeitslohn des andern für 50 und mehr Tage berechnet! Und in welchem Gewerbe wäre nicht an irgendeiner Stelle eine Kapitalverwendung aus ähnlichen Gründen empfohlen. Das alles war auch dem armen Handwerker, wenn er es nicht längst wußte, leicht klar zu machen; die Schwierigkeit lag nur in der Beantwortung der Frage, wie man für arme Leute, welche weder Hypothek noch Faustpfand stellen, auch keinen sofort annehmbaren Bürgen aufbringen konnten, Darleihen verschaffen könnte, die nicht ihre Hülfleistung durch übermäßige Zinsen wieder annullirten. Wer nichts davon wissen wollte, daß die reichen Leute jene Kapital- und Zinsgeschenke darbieten sollten, konnte wol jeden andern Versuch, die Aufgabe zu lösen, damit vergleichen hören: daß ein Mann im Sumpfe sich selbst am Zopfe herausziehen solle. Dennoch kamen solche Creditinstitute auf, bestehen, blühen, wachsen. Die Stelle der Hypothek, des Faustpfandes, des begüterten Bürgen vertritt das solidarische Einstehen aller Leihenden für die richtige Erfüllung der Verbindlichkeiten jedes einzelnen. Es hält oft sehr schwer und muß gegen den Übermuth und die Spottsucht der Aristokratie im Kleingewerbe durchgesetzt werden, daß sich die vielen doch auch noch auf ungleicher Linie des Besitzes stehenden Vereinsglieder zu einer Gesammtbürgschaft verstehen; auch hat man anfangs nachdrücklich behauptet, daß nicht abzusehen wäre, warum 100 Leute zusammen Credit finden sollen, wenn kein einziger derselben für sich allein creditwürdig erscheinen könne. Aber die Thatsachen haben den Gegenbeweis geliefert. Die Vereine haben anfangs zu schweren, dann aber zu immer leichtern, schließlich zu ganz gewöhnlichen Bedingungen Anleihen aufnehmen können, um sie parcellirt an einzelne Mitglieder zu vertheilen. In der That verdient aber ein solcher Verein auch vor strenger Beurtheilung mehr Credit als die 100 Personen vereinzelt gedacht. Er mißt sein Vertrauen nach strenger kundiger Kritik über die Kapitalsucher, überwacht die Heimzahlung, erleichtert sie durch Entgegennahme kleiner Amortisationsquoten und beseitigt für den Gläubiger die große Verlustgefahr durch Erkrankung oder plötzlichen Tod des einen nur auf seine Arbeitskraft und guten Willen verweisenden Schuldners; außerdem wird allerdings für etwas größere Anleihen Bürgschaft verlangt. Schultze in Delitzsch, dem der deutsche Handwerkerstand das Meiste und Beste und vor allem auch den grundlegenden Anfang in diesen Instituten verdankt, hat in seine Anlage zugleich die Einrichtung einer Sparkasse aufgenommen, derart, daß jeder, welcher geliehen haben will, auch Spareinlagen machen muß, welche ihn allmählich zu einem Actionär der Bank machen, wenn er nicht von vornherein solcher ist. Ihm fallen dann die — auch aus dem Zins seiner eigenen Anleihen gewonnenen Dividendenantheile zu, er ist Miteigenthümer des aufgesammelten Reservefonds, u. s. w. Doch wollen wir hier nicht auf die innere Einrichtung dieser Handwerkerbanken des nähern eingehen. Jedenfalls aber muß man nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß sie eine offenbare Lücke in den Creditinstituten ausfüllen, indem sie für einen Stand und eine Volksschicht bestimmt sind, welchen andere Bankanstalten die Erleichterung des Creditnehmens nicht verschaffen konnten, weil sie ganz eigenthümliche Bedürfnisse nicht nur in der Aufnahme, sondern auch für die Heimzahlung der Darlehne erkennen lassen.

Es mag hiernach noch erwähnt werden, daß die Aufmerksamkeit der Gewerbvereine namentlich auch auf das Schulwesen in denjenigen Partien gerichtet ist, welche auf den Unterricht des Gewerbsmannes zielen: sie haben die Gründung von Gewerbschulen herbeigeführt, unterstützen solche, beaufsichtigen den Lehrgang und die Erfolge an denselben. Mehrere Gewerbvereine Deutschlands geben ein den industriellen Interessen dienendes Wochenblatt oder auch einen Jahreskalender heraus, oder ein Gewerbverein ist es wenigstens, welcher den Fortbestand derartiger Erscheinungen in der Presse sichert. Auch die Bildung oder die regelmäßige Thätigkeit besonderer Gewerbekammern ist wol vornehmlich das Resultat der Anstrengungen jener Vereine; wie sie denn auch einfach von sich aus mit gutachtlichen Berichten, Nachweisung von Sachverständigen u. dgl. den Aufforderungen der staatlichen und gemeindlichen Behörden entsprechen. Wie man sieht, hat der rührige Eifer und die verständige Thatkraft dieser noch so jugendlichen Vereine mannichfaltige Wege beschritten, um die mögliche Besserstellung der kleingewerblichen Betriebe zu erzielen. Wir stehen indessen von der Fortsetzung unserer Erörterung

über dergleichen einzelne Zielpunkte ab, um noch einer weiter gehenden Phase der Vereinsbildung überhaupt gedenken zu können.

Wir haben bisher immer nur das Leben und Thun der einzelnen örtlichen Gewerbvereine ins Auge gefaßt. Es konnte aber die Zeit nicht ausbleiben, wo sich die Lokalvereine eines Landes die Frage vorlegten, ob nicht das Interesse aller einzelnen Vereine durch die Herstellung einer Gesammtverbindung bedeutsam gefördert werden könne, gleichviel wie die besondere Form dieser Gesammtverbindung ausfallen möge. Waren doch auch die landwirthschaftlichen Lokalvereine mit offenbarem Erfolge zur Bildung von Bezirks-, Provinzial- und Landesvereinen vorgeschritten. Allerdings war die Lage der Interessen für eine solche Ausdehnung der Vereinsbildung auf dem Boden der gewerblichen Industrie nicht dieselbe. Wenn dann obendrein die im Lokalverein festgestellte Beschränkung auf die kleingewerbliche Production aufrecht gehalten, also insbesondere auch der grundsätzliche Verband mit der großen Industrie und dem Handel nicht ausgesprochen werden sollte, so mußte um so mehr zugestanden werden, daß die auf die Bedingungen am einzelnen Orte sich verweisende Pflege entschieden im Vordergrund stehe. Gleichwol verblieb eine keineswegs enge Aussicht für Aufgaben, welche der verbundenen Thätigkeit aller zufallen konnten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei diesem weitern Vorschritt der Vereinsbildung die Frage über die Stellung der staatlichen Gewalt zu den Vereinen öffentlich schärferer Erwägung unterzogen wurde, und die erste Anregung hierzu ist theils von den Vereinen selbst, theils von der Staatsgewalt aus erfolgt. Es handelte sich dabei nicht um eine polizeilich beaufsichtigende, sondern eben auch um eine leitend eingreifende, beziehungsweise mitwirkende Thätigkeit der öffentlichen Behörden. Für die Vereine lag eine große Lockung zu einer officiellen Verbindung mit dem Staate darin, daß dann eine „Unterstützung aus öffentlichen Mitteln" auch zu ihren besondern Gunsten flüssig gemacht werden könne. Und wenn vielleicht der Vorgang in Würtemberg mit seiner amtlichen „Centralstelle" für die Pflege der heimischen Industrie weniger maßgebend erscheinen durfte, weil das eine Centralstelle für die Pflege des Handels, der großen und kleinen Industrie zugleich war und deshalb auch eine besondere Gesammtthätigkeit aller lokalen Gewerbvereine nicht überflüssig gemacht hat, so konnten doch die so beträchtlichen Unterstützungen, welche den landwirthschaftlichen Vereinen aus der Einrichtung eines officiellen Landesvereins entsprungen sind, als ein guter Beleg zu Gunsten der Gewerbvereine angeführt werden. Gleichwol kann kein unbefangener Freund einer gesunden Entwickelung im Vereinsleben der Gewerbtreibenden einer solchen Verbindung das Wort reden. Die öffentliche Kasse erhält eine Belastung, deren Rentabilität nicht abzusehen ist. Weder das Leiten und Normiren, welches durch die Beamtenbesoldungen bezahlt wird, noch die Summen für Prämienaustheilungen, zur Unterstützung u. dgl., können im Lichte der heutigen wirthschaftlichen Erörterungen als zweckmäßig erscheinen. Sollte aber durch den leitenden Einfluß amtlicher Stellen eine bestimmte Sinnesrichtung in Bezug auf die Fragen, namentlich der innern Gewerbepolitik erzielt oder aufrecht erhalten werden, von welcher sich die ihrer Einsicht über die wahren Interessen des Handwerks frei überlassenen Gewerbvereine voraussichtlich abwenden würden, so könnte man doch nicht nachdrücklich genug auf die bittere Härte der Folgen für einen um die Selbsterhaltung ringenden Stand der Bevölkerung hinweisen. Oder könnte etwa derselbe an der wohlwollenden aber fehlgeschlagenen Absicht seinen Trost suchen? Die wirkliche Stellung der deutschen Regierungen ist zur Stunde in dieser Frage eine sehr verschiedene. Während es in dem einen Lande entschieden scheint, daß eine Gesammtverbindung der Gewerbvereine sich nicht ebenso frei überlassen bleiben solle wie der einzelne Lokalverein, hat die badische Regierung sogar eine von ihr erbetene leitende Mitwirkung in einem zu errichtenden Landesvereine bestimmt abgelehnt. „Diejenigen Verhältnisse", heißt es in dem betreffenden Erlasse der Regierung, „welche vorzugsweise ungünstig auf die Kleingewerbe einwirken, z. B. der fabrikmäßige Betrieb mancher derselben, die Einwirkung der Maschinen und die Macht des Kapitals, lassen sich durch staatliche Einrichtungen nicht beseitigen. Die Beseitigung anderer, minder tief in die Entwickelung der Kleingewerbe eingreifender Verhältnisse und die positiven Mittel zur Beförderung derselben können, mit Ausnahme der Lehranstalten für gewerbliche Zwecke, wol den einzelnen oder der nach den jeweiligen Interessen vereinten Thätigkeit derselben mit weit größerm Erfolge überlassen werden als einer die einzelnen Vereine leitenden Staatsbehörde. Der ganze Charakter des gewerblichen Lebens, seine Vielgestaltigkeit je nach lokalen Verhältnissen und die Verschiedenartigkeit seiner Interessen scheinen es zu verlangen, daß möglichst die Selbstthätigkeit der Gewerbtreibenden auf diesem Gebiete wirke." Das sind Worte, denen man weiteste Verbreitung wünschen muß.

Es ist übrigens zur Durchführung der Hauptaufgaben der Gesammtverbindung aller Lokalvereine eines Landes die Errichtung eines stehenden Landesvereins nicht einmal nöthig. Die große Hauptsache dieser Verbindung besteht in der Abhaltung von Versammlungen der Deputirten aller Lokalvereine mit ihren gemeinsamen Besprechungen, Berathungen und Entschließungen. Es kommt also hauptsächlich nur auf die Verabredung zu solchen „Vereinstagen", „Congressen", „Wanderversammlungen" mit einer bestimmten Tagesordnung an. Dergleichen Vereinstage wurden bereits von den hannoverischen Gewerbvereinen zu Hannover im Frühling 1857, zu Hildesheim Herbst 1857, zu Celle Herbst 1858 abgehalten; die nassauischen Gewerbvereine haben im Herbst 1858 zu Montabaur getagt; die sächsischen Gewerbvereine haben ihren Congreß zu Riesa 1857, zu Freiberg 1858 gehabt, die würtembergischen Vereine veranstalteten schon seit längerer Zeit „Wanderversammlungen". Alle diese Versammlungen haben ein sehr ergiebiges Feld für ihre gemeinsamen Berathungen gefunden. Es ist ganz natürlich, daß sie vorab über die Grundfragen für die bevorstehende Entwickelung der Gewerbeverfassung mit gemeinsamer Anstrengung klare Einsicht und bestimmte Entschließungen zu gewinnen suchen. Wie es für die Gesammtbevölkerung eines Landes von der größten Bedeutung ist, daß die Handwerker in gemeinschaftlicher und öffentlicher Berathung über die große Frage: ob Zunftwesen, ob Concessionensystem, ob Gewerbefreiheit, zu klarer Bestimmtheit vordringen, muß doch wahrlich der Handwerker selbst einen mächtigen und gerechten Drang in sich fühlen, über eine Lebensfrage für seinen Geschäftsbetrieb gerade auch mit den Genossen zu berathen, durch sie seine Ansichten und Erfahrungen bestätigt oder widerlegt zu sehen. Außerdem haben diese Versammlungen dazu gedient, vornehmlich auch jene von uns oben besprochenen neuen Einrichtungen für gewerbliche Production unter das Licht der verschiedenörtlichen Erfahrung zu stellen, sodaß man hinsichtlich ihrer wie in Betreff anderer Punkte schließlich zu allgemeiner Empfehlung, zur Bezweifelung der Nützlichkeit oder auch zum entschiedenen Abrathen gelangte. Und gewiß sind auch Fragen, wie z. B. die öfters behandelte über das „Fechten der Gesellen", derart, daß zu ihrer rechten Erledigung eine ganz gemeinsame Entschließung der Handwerksmeister geradezu nothwendig wird.

Jedenfalls werden derartige Vereinstage, Congresse, Wanderversammlungen die Form sein, in welcher, und sicherlich in nicht ferner Zeit, auch Gewerbtreibende aus allen deutschen Ländern zur Besprechung der ihnen gemeinsamen Interessen ebensowol zusammentreten werden, als wir das bereits von den Land- und Forstwirthen, von den Obst- und Weinproducenten, von den Bienenzüchtern erlebt haben.

Ja wir haben im Grunde genommen bereits eine Erscheinung dieser Art in jenem 1848er „Handwerkerparlament" zu Frankfurt mit seinem allerdings wenig erfreulichen Verlaufe hinter uns. Und auch im Jahre 1858 ist wenigstens ein Anlauf von Frankfurt aus gemacht worden, freilich abermals in einer von vornherein ganz verfehlten Anlage. In demselben Jahre tagte zum ersten male der Volkswirthschaftliche Congreß zu Gotha, welcher sich insbesondere auch die Frage der Gewerbeverfassung zur Behandlung ausersehen und mit einer entschiedenen Befürwortung der Gewerbefreiheit geschlossen hatte. Es kann ungewiß erscheinen, ob es dieser Beschluß, oder der bürgerliche Beruf und die politische Heimat der Mehrzahl der Congreßmitglieder gewesen ist, was den Hauptanstoß gab, daß der Gewerbverein in der alten Kaiserstadt Frankfurt einen Aufruf an die Gewerbvereine des gesammten Deutschland („das ganze Deutschland soll es sein" u. s. w.) ergehen ließ, Abgeordnete zu einem Congresse der Gewerbtreibenden und Künstler auf den 25. Oct. 1858 nach Frankfurt zu schicken, auf welchen die Bildung eines Vereins und die Begründung einer Zeitschrift berathen werden sollte, welche die Einheit der gewerblichen und Handelsgesetzgebung, insbesondere Einheit von Maß, Gewicht, Handelsgesetz, die Einheit des Post-, Eisenbahn-, Telegraphenwesens u. s. w. unter dem Protectorate der deutschen Bundesversammlung erstreben solle. Der Aufruf bot ein Conglomerat verworrener Begriffe und tönender Phrasen dar, wie man sie selten gedruckt beisammen findet. Die Aufnahme war indessen dem entsprechend, und der frankfurter Gewerbverein sah sich genöthigt, den Congreß aus ganz Deutschland in eine vertrauliche Besprechung mit Abgeordneten aus einigen südwestdeutschen Gewerbvereinen auslaufen zu lassen, von denen der größte Theil gekommen war, um dem Project entgegenzutreten, beziehungsweise einen von einer solchen Versammlung ausgehenden Widerspruch gegen die Behandlung der Gewerbeverfassungsfrage durch den Volkswirthschaftlichen Congreß zu hindern.

Dieser Misgriff des frankfurter Gewerbvereins thut indessen dem Bekenntniß keinen Eintrag, daß in den Gewerbvereinen ein gutes Stück frischgesunden Lebens im deutschen Vater-

lande vor uns steht, dessen gedeihliche Früchte, wenngleich schon jetzt überall willkommen geheißen, doch in weit größerm Umfange noch der nächstbevorstehenden Zukunft zureifen. Wer möchte aber hierbei entscheiden, ob die größere Bedeutung dieser Vereine in der Förderung der technischen Geschäftserfolge für die zahllosen Werkstätten des Kleinbetriebs besteht, oder in der Hebung des allgemeinen geistigen Niveau für den Handwerkerstand, die sie zweifellos vermitteln!

Für beides ist seit einer kurzen Reihe von Jahren ein noch festeres Grundgestell dadurch gewonnen worden, daß sich neben den Gewerbvereinen, welche, wie wir sahen, zunächst für die Meister des Handwerks errichtet sind, auch noch die Gesellenvereine eingestellt haben.

Die Gesellenvereine.

Auch in den Gesellenvereinen haben wir eine ungemein wichtige und zukunftreiche Erscheinung der unserer Zeit eigenthümlichen Vereinsbildung. Das intensiv und extensiv überaus rasche Wachsthum derselben bezeugt, daß hier einem starken, weitverbreiteten Bedürfnisse in passender Weise genügt werden muß.

Wir brauchen nach demjenigen, was bereits oben über das von den Unterweisungen in der Werkstätte nicht befriedigte Bildungsbedürfniß des Handwerkerstandes in unserer Zeit gesagt ist, hier nur darauf aufmerksam zu machen, welche Nutzanwendungen sich daraus auch für den Gesellenstand ergeben. Für Gesellen, welche den technischen Lehrunterricht der Werkstätte noch nicht beendigt haben, mußte die Absicht, ihre technische Leistungsfähigkeit durch die Hülfsmittel eines Vereins zu fördern, ganz in den Hintergrund treten. Nur die Hebung und solidere Begründung des Standes ihrer allgemeinen Bildung durfte zur Aufgabe genommen werden, das aber um so mehr, als die aus dem Lehrlingsschulunterricht herausgetretenen jungen Leute nun so manche Jahre hindurch, trotz der noch vorhandenen geistigen Unreife, bisher nur Anlaß zum Vergessen, nicht aber zur Festigung und Vermehrung des Erlernten gefunden hatten. Indessen ist thatsächlich dieses Bedürfniß nicht das erste, durchschlagendere für die Begründung dieser Vereine gewesen. Entscheidend war vielmehr die sittliche Bedrohung der sich selbst überlassenen Gesellen, der thatsächliche Zustand der Verwilderung, das unter ihnen heimisch gewordene wüste Treiben, in welches namentlich die Bewegungszeit von 1848 einen offenen Blick thun ließ. Und kaum konnte man das Eingeständniß verweigern, daß auch der mit den besten Grundlagen und Grundsätzen in die Gesellenjahre eintretende Jüngling nur mit größter und darum durchschnittlich gar nicht zu erwartender Anstrengung sich vor einem derartigen Verkommen zu schützen vermöchte. Abgesehen von dem Versucher, der so oft in dem ältern Wandergefährten auf der Landstraße entgegentrat, waren die Gesellenherbergen an so vielen Orten durchaus unbeaufsichtigte Tummelplätze auch für Säufer, Raufbolde, Zotenreißer, Communisten, Atheisten, gegen deren Spott und böses Beispiel das junge Blut keine Stütze fand. Aber auch der in Arbeit bei einem Meister stehende Gesell war übel genug daran, wenn er nicht geradezu einsiedlerisch leben, den Umgang mit seinen Genossen gänzlich fliehen wollte. Einer der schlagenden Beweise dafür, daß alles Sinnen auf Wiederherstellung der Zunftverfassung von Haus aus keinen Boden mehr hat, liegt darin, daß der heutige Handwerksmeister durchschnittlich von einer Wiederherstellung der alten Hausvaterstellung zum Gesellen durchaus nichts wissen will. Auch wenn der Gesell bei ihm noch „Kost und Logis“ hat, so hat er das doch mehr wie ein Miethsbewohner des Hauses denn als ein Familienangehöriger Man erwartet, daß er nur zur Essenszeit im Wohnzimmer sei, sonst aber niemand mit seiner Anwesenheit störe. Will nun der Gesell zu anderer Zeit nicht in die dunkle, kalte Dachkammer, so muß er ins Wirthshaus ziehen, unter lärmende Genossen. Immermehr aber wird es bei den Meistern beliebt, zu den Gesellen nur in einem Arbeitsvertragsverhältniß so zu stehen, daß der Gesell die Arbeit, der Meister den Geldlohn gibt, und mit Kost und Logis nichts zu thun hat. Selbst gegenüber den Lehrlingen verbreitet sich dasselbe Verhältniß. Wol muß man zugeben, daß gerade die dem Großbetrieb sich nähernden, mit vielen Gesellen arbeitenden Meister kaum anders können; daß auch dem Meister, zumal wenn er „in guter Lage“ und wol gar selbst als Miethsmann sein Geschäft treibt, der abzugebende Wohnraum zu theuer für Gesellen erscheinen darf, welche doch auch in abgelegenern Straßen ihre Miethkammer finden können; endlich daß auch die Gesellen ihrerseits oft mit dem Wunsche nach größerer Selbständigkeit dem Meister entgegenkommen. Doch auch die gänzliche Auflösung des alten Verhältnisses vermag den Handwerksgesellen nicht aus seiner mislichen Lage zu ziehen, und es war vielleicht nur um so mehr Ursache vorhanden, diese Lage ins Auge zu fassen. Bezeichnend ist die Thatsache, daß keineswegs von den Handwerksmeistern aus die ersten Schritte zur Besserung jener Lage der

Gesellen erfolgten, sondern von der Kirche her und von religiösen Vereinen. Sobald man aber überhaupt den Entschluß faßte, werkthätige Hülfe zu bringen, mußte sich die Art und Weise, in welcher sie zu vermitteln sei, von selbst ergeben. Die Gesellenvereine, welche Abhülfe bringen sollten, haben in der That überall der Hauptsache nach dasselbe Gepräge.

Es konnte sich nicht darum handeln, die an einem Orte befindlichen Gesellen in einem für sie zu begründenden Vereine so selbstentscheidend und frei hinzustellen, wie die Meister in ihrem Gewerbverein stehen; die Gesellenvereine stehen deshalb unter der bestimmenden Leitung und Aufsicht gereifter Personen. Ein besonderes geräumiges Lokal bietet allabendlich nach der Feierstunde und an Sonn- und Festtagen auch an dem Nachmittage allen Gesellen einen hellen, warmen Aufenthalt, in welchem sie nützliche Bücher lesen, Briefe schreiben können u. dgl. In der Regel kommen angemessene Vorträge, beziehungsweise Unterrichtsstunden in Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Geographie, Naturkunde, wol auch im Singen und selbst in der Musik hinzu, sei es, daß sich unentgeltliche Lehrkräfte hierzu einstellen, sei es, daß der Verein aus seinen Mitteln solche bezahlt. Daneben steht dann noch die bald mehr, bald weniger kirchlich-confessionell gefärbte Einwirkung auf die religiöse Überzeugung und das allgemein sittliche Verhalten der jungen Leute, welche theils durch mündliche Vorträge, theils durch die Lectüre der dargebotenen Schriften vermittelt wird. In und außer dem Vereinslokal müssen die Mitglieder ein manierliches und gesittetes Betragen bewähren. Dann aber wird auch Gelegenheit geboten zu geziemlicher Unterhaltung und heiterer Geselligkeit. Das Vereinslokal soll den Besuch der Wirthshäuser durchaus überflüssig machen. Darum ist mäßiger Genuß von Getränken, mit Ausnahme der branntweinartigen, mindestens an einzelnen Tagen gestattet, ein bescheidenes Abendbrot für die, welche im Hause des Meisters die Kost nicht haben, möglich gemacht. Wol überall hat man den Gesellen vortragslustig gefunden, Vorlesung und Declamation anständiger Gedichte neben gemeinsamem Gesang als beliebte Unterhaltungsweise erprobt. Mehr und mehr wird es auch üblich, den Vereinsgenossen die Vortheile einer Sparkasseneinrichtung zugänglich zu machen, beziehungsweise sie zu regelmäßigen Spareinlagen anzuhalten. Endlich hat man sich auch schon an einzelnen Orten in den Stand gesetzt gefunden, besondere „Gesellenhäuser" so zu erwerben, daß durch sie namentlich auch die Dienstleistungen der Herberge für die zu- und durchwandernden Gesellen dargeboten werden konnten. Das erste Beispiel dieser Art hat wol die in Bonn hauptsächlich auf Anregung des Professors Clemens Perthes 1853 gegründete Herberge „Zur Heimat" gegeben, in welcher ein für Rechnung des bonner Vereins für Innere Mission wirthschaftender verheiratheter Hausvater die Wandergesellen beherbergt. Dabei wird eine christliche Hausordnung gehandhabt, Hazardspiel, Branntweintrinken, Roheit im Benehmen nicht geduldet, zur Theilnahme an Morgenandacht, Tischgebet und Sonntagsgottesdienst gemahnt. Ein Gesellenverein hat dort sein Versammlungslokal, und manche Gesellen, die in Bonn arbeiten, sollen ständiges Logis darin genommen haben. Diese Einrichtung hat nun auch anderwärts in Preußen Nachahmung gefunden, wie in Elberfeld, Duisburg, Berlin, Barmen, Stettin, meist sind sogar noch abgesonderte Lesesäle auch für Lehrburschen eingerichtet. Ähnliches wird neuerdings auch aus Wien, Augsburg, Bamberg, also aus Orten mit katholischen Gesellenvereinen berichtet.

Freilich, wie groß auch die innere Übereinstimmung der Zwecke sein mag, auseinander halten muß man doch diese Gesellenherbergen neuen Stils und die Gesellenvereine. In den erstern werden selbstverständlich die Dienstleistungen nur gegen angemessene Bezahlung dargeboten, in den Gesellenvereinen ist die Praxis verschieden. In manchen, namentlich solchen, wo von einem andern Vereine aus nur ein Lesesaal und Lectüre dargeboten wird, verlangt man von den Gesellen gar kein Entgelt; in andern müssen sie sämmtliche Unkosten selbst aufbringen, abgesehen von zufälligen Geschenken oder Beiträgen von „Ehrenmitgliedern" u. dgl.; in noch andern läßt man sie grundsätzlich nur einen Theil der Kosten aufbringen. Vollständiger Unentgeltlichkeit können wir auch hier nicht das Wort reden. Mag andern das Gefühl des abhängigen Empfangens, welches dadurch in dem Gesellen erregt und erhalten wird, willkommen sein, wir halten es für eine schädliche Mitgabe in das Leben hinein, in welchem er „Dienst gegen Dienst" gelten lassen muß. Auch mag man es als eine erprobte Thatsache ansehen, daß die meisten Menschen, zumal in den untern Volksschichten alles, was sie etwas kostet, wenn nicht an sich höher schätzen, doch jedenfalls sorglicher ausnutzen. Andererseits ist freilich von einer rigorosen Verfolgung dieses Gedankens abzumahnen, zumal auch ein großer Theil dessen, was ein ordentlicher Gesellenverein darbietet, als eine Fortsetzung des Volksschulunterrichts angesehen werden darf, der doch eben auch nöthigenfalls unentgeltlich dargeboten werden soll. Deshalb wird frei-

lich keineswegs — was hier und da bereits einmal angeregt worden ist — eine Geldunterstützung abseiten des Staats zu befürworten sein. Eine solche Fortsetzung des Volksschulunterrichts geht entschieden über das hinaus, was allen Volksklassen gleichmäßig geboten werden kann; eine moralische Verpflichtung zur Unterstützung könnte noch am ehesten den Handwerksmeistern und „Zunftinnungen" angesonnen werden.

Solche aber haben, wenigstens bis auf die neueste Zeit herab, die Initiative und das Einstehen für die Gesellenvereine den kirchlichen und religiösen Genossenschaften überlassen. In der katholischen Kirche ist es einfach die Geistlichkeit, welche, unterstützt von dem in den Laien regern Eifer für alle kirchliche Unternehmungen, die Gesellenvereine mit Sorgfalt pflegt; in der evangelischen Kirche sind insbesondere die Vereine für Innere Mission und dann auch einzelne Geistliche mit Hülfe des Lehrstandes eifrig thätig. Im ganzen ist ein löblicher Wetteifer bemerkbar. Während indeß von evangelischer Seite her die erste Anregung erfolgte und öfter ein gewisser Nachdruck auf die religiöse Erbauung gelegt ward, hat die katholische Kirche sehr bald den ständischen Charakter des Gesellenvereins und eine specifisch katholische Gestaltung desselben betont. Während die evangelischen Vereine häufig das confessionell scheidende Element ausdrücklich nicht hervorhoben, arbeitete die katholische Geistlichkeit auch hier dem Gedanken paritätischer Toleranz eifrig entgegen. In kurzen Zügen wollen wir die beiderseitige Ausbildung des Gesellenvereinswesens vorzuführen suchen, soweit dies bei einer so neuen und noch so wenig öffentlich besprochenen Erscheinung möglich ist.

Von evangelischer Seite faßte man ursprünglich nicht geradezu Gesellenvereine, sondern „Jünglingsvereine" ins Auge, Vereine, die im allgemeinen die Aufgabe eines Gesellenvereins für alle jungen Leute verfolgten, welche außerhalb ihrer Familie standen, für sich wohnten u. s. w., also auch Fabrikarbeiter, Handelslehrlinge u. dgl. umfaßten. In Elberfeld soll Name und Sache schon in der Mitte der zwanziger Jahre entstanden sein und von da allmählich sich in die Rheinstädte verbreitet haben. Von selbst erhielten aber erst Fabrikarbeiter und Handwerksgenossen und dann die letztern für sich das entscheidende Übergewicht in den Mitgliedern, und ein Aufruf mehrerer Vereine im Februar 1847 forderte bereits für den Zweck, die Schäden des deutschen Handwerkerlebens zu heilen, die Jünglingsvereine zu gemeinsamer Thätigkeit auf. Auf einer Deputirtenversammlung zu Elberfeld am 20. Aug. 1848 wurde dann der „Rheinisch-Westfälische Jünglingsbund" gestiftet, der jetzt etwa 50 Vereine mit nahezu 2000 Mitgliedern umfassen soll. In den Ostprovinzen Preußens hat sich ein „Ostdeutscher Jünglingsbund" zur Seite gestellt, der jetzt aus 20 Vereinen mit etwa 1100 Mitgliedern bestehen soll. Sehen wir hier einen größern Zusammenhang der Einzelvereine herbeigeführt, welcher namentlich von dem berliner Centralausschuß für Innere Mission gepflegt wird, so fehlt ein solcher unsers Wissens in andern evangelischen Ländern gänzlich. Auch ist man in andern Ländern nur sehr vereinzelt auf die Gründung von Jünglingsvereinen eingegangen, hauptsächlich nur da, wo es sich blos um die Eröffnung von Lesesälen und Schreibzimmern, nicht aber um eigentliche Vereine handelte. Bei solchen Unternehmungen hat man es regelmäßig entschieden auf Gesellenvereine abgesehen.

Streitig ist auf dieser Seite die Frage, ob auch die Abhaltung eigentlicher Andachts- und Erbauungsstunden zu den Aufgaben des regelrechten Gesellenvereins gehöre. Ohne uns hier in das Für und Wider weiter einzulassen, wollen wir doch die Überzeugung aussprechen, daß solche Übungen wol besser in die Kirche verlegt werden. Mag dort der Geistliche eine Bibelstunde, eine Gebetstunde über seine Verpflichtung hinaus abhalten und die Vereinsmitglieder auf die Theilnahme besonders aufmerksam machen lassen, ohne jedoch die allgemeine Zugänglichkeit irgendwie zu beschränken. Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß sich gegen die Abhaltung von Andachtsstunden in dem doch immer geselligen Vereine mit seinen von Stunde zu Stunde wechselnden Vorkommnissen mancherlei einwenden läßt.

Auf Elberfeld geht auch der erste Anfang der katholischen Gesellenvereine zurück, allerdings abermals in der Form, daß die Hauptsache in religiösem Unterricht und kirchlicher Unterweisung lag. Der dort 1846 gegründete Verein sollte „besonders die jüngern, annoch bei ihren Meistern beschäftigten Handwerker in der heilbringenden Lehre des katholischen Glaubens gründlich unterrichten, sie zu ehrbaren Sitten und tugendhaftem Wandel bilden, und sie vor den großen Gefahren, die gerade ihrem Stande und ihrem Alter in so hohem Maße drohen, bewahren". Den eigentlichen Aufschwung nahm indeß die Sache erst drei Jahre später mit der Begründung des Vereins zu Köln durch den dortigen Domvicar Kolping. Er wurde Musterverein und blieb Centrum für die nun rasch über Deutschland, Ungarn, Polen, Belgien, Kroatien unter

Förderung der Bischöfe und der weltlichen Behörden sich ausbreitenden Vereine. Im Frühjahr 1857 zählte man, wie das Schreiben des Papstes an Kolping vom 6. April versicherte, schon über 140 katholische Gesellenvereine mit mehr als 20000 Mitgliedern. Im Herbst 1858 hat man schon von 200 Vereinen in Deutschland mit mehr als 30000 Mitgliedern gesprochen. Nachdem die ausdrückliche Billigung und Belobung der Gesellenvereine abseiten des Papstes in dem ebenerwähnten Schreiben eingetroffen war, hatten sich überall die Bischöfe beeilt, das Protectorat der Vereine zu übernehmen. Die Sache wird wie eine kirchliche Wohlthätigkeitsanstalt behandelt, und demgemäß werden auch reiche Mittel gesammelt und flüssig gemacht. So hat, um nur ein Beispiel zu erwähnen, das für den Gesellenverein zu Augsburg angekaufte Haus 14000 Fl. gekostet. Ein katholischer Kirchenfürst in Deutschland nannte die Gesellenvereine öffentlich „die wichtigste Erscheinung der Gegenwart". Auf der zehnten Generalversammlung Katholischer Vereine zu Köln, September 1858, waren neben den andern katholischen „Laienvereinen" auch die Gesellenvereine durch Vorstände vertreten, die ihre Bemühungen namentlich auch darauf richteten, ein Generalstatut als Grundnorm für alle lokalen Gesellenvereine aufzustellen. So kam volle Uniformität in die Organisation der katholischen Gesellenvereine, und zugleich wurden dieselben durchaus grundsätzlich unter die Leitung der Geistlichen gestellt, was anfangs nicht überall für nothwendig gehalten war.

„Der Vorstand des Gesellenvereins muß immer ein katholischer Geistlicher sein. Dieser steht mit väterlicher Gewalt über dem Verein. Der übrige Vorstand vertritt die Stelle eines Familienraths." Dieser geistliche Präses, der auch den Vicepräses ernennt, hat die gesammte eigentlich entscheidende und leitende Gewalt im Verein. Aus den Reihen der Gesellen werden ein Vereinsältester, Senior, und die Ordner zu hülfreicher Mitthätigkeit erwählt. Auch die hierarchische Eingliederung nach oben ist bereits gefunden. Anfangs war Kolping in Köln als allgemeiner „Gesellenvater" durch den natürlichen Zug der Dinge thatsächlich in die Stellung eines Centralpräses gekommen, bei dem sich alle neu entstandenen Vereine anmeldeten. Am 8. Sept. 1858 trug er jedoch der in Köln tagenden Versammlung vor: „es komme nunmehr darauf an, auch das Vorsteheramt im Gesellenvereine gewissermaßen aus den Händen des Diöcesanbischofs zu erhalten", indem man die Lokalvereine in einer Diöcese unter einen gemeinsamen, vom Bischof ernannten Diöcesanpräses stellen könne. Daher denn auch §. 2 des Generalstatuts lautet: „An der Spitze des (Lokal-)Vereins steht ein katholischer Geistlicher, welcher vom Diöcesanpräses im Einverständniß mit dem Ortsvorstande dem Bischofe vorgeschlagen und von diesem ernannt wird." Den Diöcesanpräses ernennt der Bischof ohne allen Vorschlag von seiten der Vereine.

Somit hat die katholische Kirche eine ihrer Eigenthümlichkeit sehr entsprechende Organisation der Gesellenvereine gefunden, und es begreift sich leicht, wie sie, mit starker Zuversicht auf eine für sie durchaus fruchtbare Verwendung, so bedeutende Mittel für die Verbreitung und Pflege ihrer Gesellenvereine in Bewegung setzt. In allen Städten, wo confessionell gemischte Gesellenbevölkerung vorhanden ist, wird durch das Auftreten eines specifisch katholischen Gesellenvereins dann auch ein speciell evangelischer Verein sich nöthig erweisen, wenn man die Wohlthaten eines solchen Vereins auch den evangelischen Gesellen, ohne sie Convertirungsversuchen auszusetzen, zugänglich machen will.

Die deutschen Gesellen selbst scheinen allgemein bereits zur Überzeugung gelangt zu sein, daß in den beschriebenen Vereinen ein wahrer Anker zu dauernder Besserstellung ihrer in der Neuzeit so veränderten Lage gefunden sei. An vielen Orten geschehen von ihnen selbst aus die ersten Schritte, nachdem die neue Kunde durch zugewanderte Genossen überbracht wurde. Und sie haben recht, daß sie vor allem in dem Vereinsleben das Heimathaus in der Fremde, die Zufluchtstätte nach dem Feierabend zu gesittetem Verkehr, zu anständiger, heiterer Unterhaltung hochschätzen. Denn man darf sich darüber nicht täuschen, daß der eigentliche Unterricht außerordentlich durch das ununterbrochene Ab- und Zuwandern, durch die im Durchschnitt immer nur kurze Anwesenheit des Gesellen an demselben Orte erschwert wird. Schon in einem mäßig großen Vereine bildet kaum eine Woche lang dasselbe Personal den Zuhörerkreis. Wenn nun auch der wegziehende Gesell an dem andern Orte wieder einen Verein vorfindet, so fallen ihm doch überall nur Bruchstücke aus dem Unterrichtsstoffe zu. Daher ist von seiten der Lehrenden auf jeden weitsichtigen Plan zu verzichten und an dem einzelnen Abend womöglich ein kleines verselbständigtes Stück Kenntniß zu übermitteln.

Es ist ein bedeutsames Fragment innerer Zeitgeschichte, welches wir dem Leser aus unserm deutschen Vaterlande vorzuführen gesucht haben. Trotz oder neben der spröden Individualisirung, welche man immer wieder als ein Merkzeichen unseres ureigenen Lebens abschildert, zeigt sich der Deutsche in der Gegenwart ausnehmend geneigt und veranlagt, im Vereinsverbande zu wirken, wenn nur derselbe zugleich ein freier Verband ist. Die „Zerfahrenheit", die „Zerklüftung" des deutschen Handwerkerstandes wird von den Dächern gepredigt, und siehe da, über den Ruinen der zünftigen Zwangsgenossenschaft hat sich bereits das freie Vereinswesen wohnliche Neubauten errichtet, die fort und fort in die Höhe und Breite wachsen. Glück auf! Wird der freie Geist moderner Wirthschaftsführung andauernd in ihnen eine energische Pflege finden, so werden auch die übrigen Volksschichten gern in den Spruch einstimmen, welcher in Gewerbvereinen und Gesellenvereinen gleich heimisch zu sein pflegt: „Gott segne das ehrbare Handwerk!"

Pierre Joseph Proudhon und seine Schriften.

Die Gerechtigkeit und Würde der Literaturgeschichte besteht weniger in der genauen und vollständigen Aufzählung des von dem einzelnen Schriftsteller Geleisteten, als in der scharfen Formulirung seiner Bedeutung. Es ist nicht besonders schwer, die Werke und deren verschiedene Ausgaben namhaft zu machen; auch um einen kritischen Maßstab ist kaum noch ein Reviewer oder Feuilletonist verlegen; in einer Zeit des productionslosen Alexandrinismus ist die Kritik allem angeboren, was später die Feder führt. Ein anderes aber ist es, in dem bedeutenden Schriftsteller die Tendenz seiner Epoche zu entdecken und nachzuweisen, sie als eine menschgewordene darzustellen, alles Dichten und Trachten nach einer bestimmten Richtung hin in dem einen wiederzufinden, dessen Irrthümer und Widersprüche weniger zu einem persönlichen Anklageacte zu sammeln, als vielmehr aus seiner Zeit heraus zu erklären, und endlich den wohlwollenden Leser mit der Frage an sich selbst zu entlassen: ob der Spiegel für das Bild verantwortlich sei, oder das Object für den Spiegel?

Um diesen Grundsatz bei jeder Biographie anwendbar zu machen, ist nur eins absolut nothwendige Voraussetzung, nämlich die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des Schriftstellers selbst, sein bedingungsloses Aufgehen in die allgemeinen Interessen oder Ideen, die Abwesenheit niedriger Selbstsucht, des Wucherns mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu unredlichen Zwecken. Es hat genug bedeutende Geister gegeben, welche diese Vorbedingung mit Füßen traten, bei denen erst der Mensch von dem Schriftsteller gesondert und apart in den Schmelztiegel geworfen werden muß. Wir aber wollen hier von einem ehrlichen Manne reden.

Die große Französische Revolution enthielt unleugbar eine gewaltige Doppelbewegung. Das reine 1789, das bis 1791 vorhielt, war der Kampf wider die Privilegien des Mittelalters und des Gottesgnadenthums, die Auflösung der festgewachsenen Stände und der Staatskirche, die feierliche Erklärung der Freiheit des Bürgers in Glauben und Erwerb. Der wahre Heros dieser Bewegung und — insofern als diese Bewegung allein völlig reif und berechtigt war — der größte Mann der Revolution, hieß Graf Mirabeau. Selbst die bürgerliche Revolution war indessen nicht ohne energische Mithülfe des niedern Volks in Gang gesetzt worden; die Empörung wider den „Hungerpact", die Ausübung der Lynchjustiz in den Straßen von Paris, der Schrei nach „wohlfeilem Brote", der selbst bei der Zurückholung des Königs von Versailles am 6. Oct. herrschte, zeigten früh genug das Vorhandensein einer zweiten Bewegung auf, die man im Gegensatz zur rein politischen auch die sociale, richtiger die socialistische, genannt hat.

Es handelte sich von der Existenz, nicht mehr blos von der Freiheit. Robespierre, der noch 1792 es für „närrisch, gefährlich, ungerecht und unausführbar" erklärt hatte, die „Gleichheit der Güter" anzustreben, legte schon im folgenden Jahre dem Convent den Entwurf einer Constitution vor, dessen Art. 2 sagte: „Die vorzüglichsten Rechte des Menschen sind, für die Erhaltung der Existenz und — für die Freiheit zu sorgen." Also zuerst Existenz, dann Freiheit; man war offenbar bei einer zweiten Revolution angelangt. Art. 8 unterwirft den Genuß des Vermögens der „Garantie des Gesetzes". Art. 10 „verpflichtet" die Gesellschaft, „für die Subsistenz aller ihrer Mitglieder zu sorgen". Der Convent ging darauf nicht ein, er garantirte das Eigenthum schlechthin und erklärte die „öffentlichen Unterstützungen" für eine „geheiligte Schuld". Der Wohlfahrtsausschuß kam jedoch bald wieder auf Robespierre'sche Ideen zurück,

er proclamirte: „Alle Menschen haben ein gleiches Recht auf die Production der Erde und der Industrie." Er decretirte Vorrathsmagazine, verpönte das Accaparement, erkannte dem Volk ein Recht auf die nothwendigsten Lebensmittel zu, hob die Bettelei auf, verordnete, daß die republikanischen Soldaten mit den Gütern der Emigranten und Verräther entschädigt würden. St.-Just rief am 13. Nivose II aus: „Europa möge erfahren, daß ihr auf dem französischen Boden keinen Unglücklichen mehr leiden wollt! Das Glück ist ein neuer Gedanke in Europa." Das „Glück" als höchste Staatsidee war doch wol eine radicale Neuerung, und der Theoretiker, der Philosoph des Staatsglücks, war bekanntlich der edle Condorcet. Was der Convent selbst nicht wagte, den sein politischer Ursprung bei allem Terrorismus zurückhielt, das unternahm die Revolution in der Revolution, Babeuf mit seiner „Gesellschaft der Gleichen": den Umsturz des politischen Staats im Wege der Gewalt, Einsetzung einer gesellschaftlichen Dictatur, welche Arbeit und Genuß zu vertheilen, die Kleidungsstücke vorzuschreiben, die Arbeitsstunden gesetzlich zu fixiren hätte. Die „Tugend" wurde auf die Tagesordnung gesetzt; „die irdische Glückseligkeit ist die Vorbereitung auf die himmlische".

Man kennt den Ausgang, man weiß, wie das Directorium die „Tugend" Robespierre's, St.-Just's, Condorcet's und Babeuf's übersetzte, man weiß, was Bonaparte selbst von der politischen Freiheit übrig ließ. Die Reaction war so scheußlich, wie die Bewegung überspannt gewesen war. Das Ausland mußte die Franzosen sich selbst zurückgeben, ihnen erst wieder zu einem magern Decoct der Verfassung von 1791 verhelfen; anstatt der republikanischen Armee die Güter der Emigranten zu geben, votirte man eine Milliarde zur Entschädigung des landflüchtig gewordenen Adels. Die Kirche kam wieder zu Ehren, das Sacrilegiengesetz rettete den „Glauben", und plötzlich bekehrte Marschälle trugen die Wachskerzen hinter dem, was Lord John Russell die „Mummerei" genannt hat.

Die ganze Bewegung während der Restauration hatte vollauf zu thun, um wieder auf den Weg von 1789 zu kommen, und die Barrikaden des Juli eroberten viel weniger, als was Ludwig XVI. jeden Augenblick zu beschwören bereit gewesen war! Eine achtzehnjährige Opposition vermochte nicht einmal eine gelinde Wahlreform hervorzubringen, und den Privilegirten das Monopol der Legislative zu entreißen. War Frankreich in der Décadence begriffen, wartete es auf einen neuen Montesquieu oder Gibbon, blieb nichts übrig als ein „De profundis" anzustimmen? Viele behaupten es, seit dem 2. Dec. 1851 mehr als je. Alle Anzeichen scheinen vorhanden zu sein, die Auguren haben alle Taschen voll. Ehe wir das Todesurtheil unterschreiben, blicken wir uns einen Augenblick um, vielleicht finden wir noch „mildernde Umstände".

Die Condorcet'sche Philosophie des „Glücks" war mit der Enthauptung Babeuf's und Darthé's keineswegs aus der Welt verschwunden. Ideen köpft man nicht, wenn auch Idealisten. Das Glück der physischen Existenz zog sich vielmehr, wie eine neue Religion in ihre Katakomben, in Millionen Herzen zurück, die sich immer fester vornahmen, nicht mehr zur Disposition der Politiker zu stehen. Während die besitzenden Klassen, die governing classes, wie man in England sagt, an der Regierungsmaschine ihre Organisation hatten, bildete sich allmählich die allgemeine Conspiration des „enterbten Standes", wenn auch noch in blos negativer Form aus: Niemand die Kastanien aus dem Feuer holen, für keine fremden Interessen die Haut zu Markte tragen, sich enthalten, abwarten, den richtigen Augenblick ablauern!

Dieser Instinct der Massen wurde mittlerweile systematisirt in verschiedenen socialistischen „Systemen", namentlich von den Saint-Simonisten und den Fourieristen, denen sich Cabet als Babeuf redivivus, jedoch mit derselben Abschwächung wie von Mirabeau auf Casimir Périer, anschloß. Die Idee der „Gesellschaft", mit Beseitigung oder Leugnung des „Staats", herrschte bei Saint-Simon wie bei Fourier wie bei den Schülern beider; erst Louis Blanc führte den Saint-Simonismus wieder zur Staatlichkeit zurück, und verband die Verfassung von 1793, die äußerste Spitze der Politik von 1789, mit jener zweiten, abstract gesellschaftlichen Bewegung. Wir alle erinnern uns des gewaltigen Eindrucks, den jener professionelle Socialismus in Europa hervorbrachte, des Raums, den er sich in der Discussion zu erobern wußte, während die Staatsprobleme auf der Darre der Doctrin lagen und jede kräftige Natur eingestand, daß damit kein Hund vom Ofen zu locken sei.

Die verschiedenen Repräsentanten der Socialistik discutirten ziemlich unbehelligt, warben Proselyten, soweit sie gelesen und verstanden werden konnten, der eine für die „industrielle Gesellschaft", im Gegensatz zur „feudalen", der andere für die „freieste Expansion der Neigungen und Thätigkeiten", der dritte für gemeinsame Production auf Regierungsanordnung und

Vertheilung der Gemüse und Baumwollenzeuge pro rata — als ein Mann auftrat, der mit gewaltiger Stimme in das Chaos hineinrief: „Mir wird von allem dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum." Wovon ist die Rede, was wollen wir, das Volk, und vor allen Stücken, wer sind wir, das Volk? Worin hat man uns benachtheiligt, welches ist unser Ur= und Grundrecht? Worin besteht die Verletzung dieses Rechts? Was haben wir der Gesellschaft zum Vorwurf zu machen, was ist unser berechtigtes Verlangen? Und vor allen Stücken, weil von Besitz, Lohn, materiellen Ansprüchen die Rede ist, woher kommen die Güter dieser Welt, was ist das Eigenthum? Ereifere sich doch niemand über Dinge, die er gar nicht oder nur oberflächlich kennt! Laßt uns sehen, etwas Rechtskunde, etwas Wirthschaftslehre, etwas Philosophie, etwas Geschichte! Auch laßt uns den Jargon beseitigen, der nach der Sekte schmeckt, durch den man von vornherein anrüchig wird und sich die Thür weisen läßt! Etwas wissenschaftliche Sprache, allen den gelehrten Vertheidigern des Statusquo gegenüber, etwas gebildete Ausdrucksweise! Und weil denn alle Welt so ungeheuern Respect vor Akademien hat, so oft auch über gelehrte Zöpfe gespottet wird, so laßt uns eine Akademie für die Wissenschaft vom Proletariat errichten!

Jetzt erst trat die sociale Frage ebenbürtig in den Kreis der Fragen des Jahrhunderts, und wußte sich bald ein Respect forderndes Ansehen zu geben. Jetzt wurden die phantastischen Plane und Utopien beseitigt; jetzt erlangte das Proletariat ein Bewußtsein von sich selbst. Es war fürder nicht mehr mit Witzen der Gesättigten abzuspeisen, es war nur noch zu widerlegen oder zu befriedigen. Einerlei, ob die Formulirung seines Wesens wie seiner Rechte sofort vollständig gelang, ob seine „Cahiers" auf der Stelle discutirbar wurden, wie weiland die des dritten Standes; einerlei, ob die betreffenden „Decrete" ohne weiteres selbst mit dem besten Willen abgefaßt werden konnten. Der Gegenstand war bei weitem nicht so einfach wie die bürgerliche Freiheit von 1789, es handelte sich nicht mehr blos ums Abschaffen, sondern ums frische Schaffen. Aber das Proletariat widersprach mit Gründen, gestützt auf dieselbe Gelehrsamkeit, der es sich solange stillschweigend hatte unterwerfen müssen. Es widersprach sich wol auch im Eifer der Debatte selbst, es verwickelte sich in Widersprüche, verlangte bald außerordentlich viel, bald unscheinbar wenig. Aber immer raisonnirte es, klug, scharf, geistreich, unerschöpflich, zog alles in sein Raisonnement hinein, von der Theologie bis zur Discontobank, und erlebte nach einer mehrtausendjährigen Existenz zum ersten male die hohe Freude, daß ihm niemand mit gleicher Gewandtheit und Beredheit zu widersprechen vermochte. Die noch am nachhaltigsten widerbellten, waren Sektirer, welche gar weiter gehen wollten als der Repräsentant des Proletariats. Der Mann, welcher die Sache der enterbten Millionen von 1840—59, bis auf diese Stunde, so heldenmüthig officiell machte, der nach zwanzigjährigen Leistungen und Feldzügen noch immer auf der Bresche steht, heißt Pierre Joseph Proudhon.

Er, selbst ein Proletarier, ein Mann, der nie von etwas anderm gelebt hat als vom Producte seines Kopfes und seiner Hände, er ist das moralische Gewissen und das gelehrte Bewußtsein der ungeheuern Volksschicht geworden, die der moderne Staat darauf anweist: „Sehe jeder, wo er bleibe!" der niemand eher zu Hülfe kommt, als bis er gefallen ist. In ihm concentrirt sich laut all die heimliche Unruhe, all die sanguinische Erwartung und leidenschaftliche Demonstration, welche das Attribut der Ungeduldigen und Überzeugten zu sein pflegt; ihm sind sie eigen, jene raschen Schlüsse, welche weitliegende Ziele im Nu erfliegen; er endlich besitzt im höchsten Maße jenen Wissensdurst, jene fieberhafte Lesewuth, welche alles verschlingt, alles liest, blos um sich neue Waffen daraus zu schmieden für seine Lieblingsthese. Proudhon ist Autodidakt, wie das von ihm vertretene Volk der Lohnarbeiter, vielseitig und gerade deshalb einseitig, sich in alles vertiefend, sich oftmals verlierend, ästhetisirend, moralisirend, politisirend, metaphysicirend, aber das alles nur in usum Delphini, pour le besoin de la cause, urmistrauisch endlich, wie ein Diplomat, aber aus Tugend.

An der Biographie Proudhon's muß nothwendig jeder scheitern, der nicht eine Bibliographie daraus macht. Dieses ganze Leben besteht aus Gedanken und Büchern; ohne die Conflicte, in welche diese Gedanken und Bücher mit den bestehenden Gewalten, mit Staat und Kirche kamen, wäre schlechterdings kein „Ereigniß" zu erzählen. Frankreich hat an Proudhon einmal erfahren, was ein Denkerleben bedeutet, was es mit der Existenz der Kant, Fichte und Hegel auf sich hat. Die fabrikmäßige Biographie des Exdemokraten H. Castille*) enthält gar nichts

*) „Portraits historiques au dix-neuvième siècle", von Hippolyte Castille. (Jedes Heft 50 Cent., mit Porträt und Autograph.)

als etliche gute Citate aus Proudhon's Schriften; der Schwindler E. de Mirecourt*) aber ließ sich von der Geistlichkeit der Diöcese Besançon eine Reihe von Klatschgeschichten anfertigen, die nicht einmal das Verdienst tartüffischer Erfindung haben, und die völlig widerwärtig werden, wenn der strengste Cönobit des 19. Jahrhunderts, der „atheistische Christ", als „Verehrer des Bauchs" dargestellt werden soll!

Pierre Joseph Proudhon wurde geboren in der Nähe von Besançon (Franche-Comté), auf der Geburtsstätte des Generals Moncey, des Akademikers Suard, des Humoristen Charles Nodier und des Romantikers Victor Hugo. Frankreich und die civilisirte Welt verdanken dem Jurakalke die ausgezeichnetsten Natur- wie Menschenproducte; um nur von den letztern zu reden, so stammen J. J. Rousseau, Fourier, V. Considérant und Proudhon aus Hochburgund: lauter gedrungene, wesentlich ernste, eckige Naturen, auch alle ästhetisch begabt. Die Proudhon sind stämmige Gebirgsbauern alten Schlags; Hr. Castille will wissen, sie seien Proceßkrämer, und läsen im Civilgesetz statt in Romanen. Wenigstens zählt die Familie einen berühmten Juristen desselben Namens in ihrem Stammbaum. Pierre Joseph Proudhon hält etwas auf seine Bauernaristokratie. Eines Tags schlug er einen Legitimisten mit den Worten zu Boden: „Ich habe 14 Ahnen Bauernschaft, citiren Sie mir eine Familie, die soviel Adelsahnen hätte!"

Er wurde geboren am 15. Jan. 1809, ist also jetzt 50 Jahre alt. Bis zum zwölften Jahre lebte der Kleine theils auf dem Lande als Rinderhirte, theils in der Werkstatt seines Vaters, der ein Küfer war. Die Beschreibung seines Hirtenlebens findet sich in seinem letzten dreibändigen Werke: „De la justice dans la révolution et dans l'église", und gehört zu den classischen Denkmälern französischer Prosa: massiv schöner als diese Seiten ist seit Rabelais nichts geschrieben worden. Mit Stolz fügt er dem Umstande, sein Vater sei Küfer gewesen, den andern hinzu: und meine Mutter Köchin; sie heiratheten spät, was sie „nicht verhinderte, fünf Kinder zu bekommen, von denen ich das älteste bin". Hirt, Bauer, Sohn des Handwerks — so ist unser Held der rechte Ausbund von allem, was Arbeit heißt.

Durch philanthropische Hülfe etlicher ehrsamer Bürger gelang es endlich, den Knaben ins Gymnasium zu Besançon zu bringen. Bücher und namentlich Wörterbücher fehlten ihm; er machte seine Aufgaben meist vor Beginn der Klassen, oft auf einem Stein, auf dem Knie, indem er sich die Bücher in aller Geschwindigkeit borgte. Den Humanitätsstudien durch Familienarmuth entrissen, wurde der junge Proudhon mit 19 Jahren Buchdrucker, später Corrector, Chef der Werkstatt; das dauerte seine 15 Jahre. Da die literarischen Bedürfnisse der Provinz sich fast ausschließlich auf theologische beschränkten, so ging dem jungen Manne die ganze Theologie, Dogmatik, Exegese, Polemik, Apologetik, durch die Hände, und die erstaunliche theologische Belesenheit, die er stets an den Tag legte, findet hier ihre Erklärung. Auch hebräisch lernte er und vertiefte sich in etymologische Studien und weiteste sprachphilosophische Fernsichten. Im Jahre 1830 bot man ihm die Redaction eines liberalen Blattes zu Besançon an; er erklärte sich jedoch für „incompetent"! Dagegen besorgte er eine neue Ausgabe der „Éléments primitifs des langues" (Urgründe der Sprachen) von dem gelehrten Abbé Bergier, in welche er seinen eigenen „Essai d'une grammaire générale" aufnahm (1837). Dieser Versuch geht noch von dem theologischen Vorurtheil der Abstammung aller Sprachen von einer, von der heiligen Sprache aus, während der Verfasser sich später zur Idee der einheitlichen Naturanlage der Völker und ihrer verschiedenen autochthonen Entwickelung durcharbeitete. Der „Essai" war in besonderm Abdruck der pariser Akademie vorgelegt worden, die ihn einer höchst ehrenvollen Erwähnung würdigte. Der Verfasser entfernte ihn jedoch aus dem Buchhandel als nicht mehr seinen Ansichten entsprechend; im Jahre 1853 ließ ihn ein Speculant auf Betreiben des Klerus mit Proudhon's Namen in Besançon neu auflegen. Natürlich erhob Proudhon gerichtliche Einrede wider ein solches Verfahren, und das Handelsgericht zu Besançon verurtheilte auch den unberufenen Verleger zur Vernichtung sämmtlicher Exemplare. Die Klerisei machte jedoch einen Tendenzproceß aus der höchst einfachen Sache, und der Appellhof „beseitigte den Rechtspunkt" und autorisirte den Verleger, christliche Tiraden von Pierre

*) „Les contemporains hommes de lettres, publicistes", von Eugène de Mirecourt (Porträt und Autograph, 50 Cent.). Es ist unglaublich, mit welcher Waare sich die Franzosen begnügen lernen, in welchen Klatsch und in welche Lumpen sie ihre geistigen Größen einwickeln lassen! Hr. Castille besorgt das imperialistische Element, dem er demokratische Papierchen aufklebt; Hr. de Mirecourt ist von der Klerisei angestellt. Die letztere hat schon tüchtig zahlen müssen, denn Hr. Mirecourt erstickt in Verurtheilungen wegen grober Verleumdung.

Joseph Proudhon wider dessen Willen zum Verkauf auszubieten. So sprechen französische Gerichte gegenwärtig Recht!

Auf Grund jener ersten wissenschaftlichen Arbeit ernannte die Akademie zu Besançon Proudhon im Jahre 1838 zu ihrem Pensionär und setzte ihn in Besitz des dreijährigen Stipendiums von 1500 Fr., welches die Witwe des Akademikers Suard gegründet hatte. Im Jahre 1842 stand er wegen des „Briefes an Considérant" vor den Assisen zu Besançon, ward jedoch freigesprochen. Von Paris aus sandte er, noch als Typograph, die „Sonntagsfeier" und das erste „Memoire über das Eigenthum" an die Akademie zu Besançon, deren Patronat er jedoch schon sehr ironisch behandelte. Im Jahre 1843 wechselte er noch einmal seinen Beruf, und trat zu Lyon als Commis in das Haus der Gebrüder Gauthier, Inhaber eines großen Transportgeschäfts zu Wasser und zu Lande. Während der fünf Jahre bis zur Revolution besorgte er mit großer Umsicht und entschiedenem Glück die Angelegenheiten des Hauses Gauthier, schrieb auch das höchst praktische Memoire: „Über die Concurrenz zwischen den Eisenbahnen und Wasserstraßen", worin die Eisenbahnwuth finanziell demolirt wird, lebte übrigens seinen Studien und brachte die Winter in Paris zu.

Mit dem 24. Febr. 1848 begann seine journalistische und politische Carrière, er wurde ein öffentlicher Charakter. Selten ist ein Mann in so kurzer Zeit soviel gehaßt, gefürchtet und geliebt worden. Freunde wie Feinde hat er tagtäglich erschreckt, erbost, verblüfft und entzückt, und lägen nicht seine Werke vor, die den ernsten Entwickelungsgang eines hochbegabten Geistes documentiren, so wäre man hin und wieder versucht, an das Bonmot des Hrn. E. Pelletan zu glauben: Proudhon feuere bisweilen aus seinem Fenster ein Pistol ab, blos um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Leider hat Hr. Pelletan nicht mehr von diesem großen Meteor begriffen als die Herren Castille und Mirecourt.

Am 1. April 1848 wurde der Verfasser der „Création de l'ordre dans l'humanité" und des „Système des contradictions économiques" Redacteur des „Représentant du peuple", und begann alsbald sein Massenmassacre aller politischen Parteien, wie sie ihn umgaben. Am 4. Juni ernannte ihn die Stadt Paris bei den Ersatzwahlen zur Constituante zu ihrem Repräsentanten, und zwar mit 77094 Stimmen. In den Junitagen ward sein Blatt suspendirt, er selbst entging kaum der gerichtlichen Untersuchung; und doch hatte er sich nur ins Faubourg St. Antoine begeben, um Zeuge von dem „erhabenen Schrecken der Kanonade" zu sein; und doch hat er später naiv bekannt, daß er vom eigentlichen Wesen der Junirevolte nichts verstanden habe. Auch Proudhon's scharfer Verstand war plötzlich von dem Zickzack der imperialistischen Pulverminen abgesperrt! Sein ganzes Auftreten als Repräsentant ging über die laufenden Begriffe von Parteiung und Parteidisciplin hinaus: er gehörte zur Bergpartei und stimmte mit der Rechten gegen die Abschaffung der Todesstrafe. Am 31. Juli entwickelte er sein famoses Finanzproject, und hatte 691 Stimmen gegen sich; nur sein Freund Greppo aus Lyon hielt bei ihm aus. Er sprach nicht für das „Recht zur Arbeit" im Eingange des Constitutionsentwurfs, weil „weder Arbeit noch Eigenthum definirt" seien; er hängte in einer scharfen und geistreichen Broschüre: „Le droit au travail" (October 1849) dem Art. 13 der Verfassung: Freiheit der Arbeit und der Industrie, Gratisunterricht, professionelle Erziehung, Gleichstellung des Arbeiters mit dem Patron, Unterstützungs- und Creditkassen, Förderung der freien Associationen, öffentliche Arbeiten für Unbeschäftigte — den amendirenden Zusatz an: „Aufrechterhaltung des getheilten Eigenthums durch Organisation des Tausches" (als organisches Gegenmittel wider den herandrohenden Communismus). Er war dem Berge ein Dorn im Auge, und schoß sich am 1. Dec. mit Felix Pyat auf Pistolen. Am 4. Nov. votirte er gegen die Constitution als ein Sammelsurium von Widersprüchen.

Drei Journale wurden ihm vom November 1848 bis in den October 1850 unter dem Leibe getödtet. Journale, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte. Das erste hieß „Le Peuple" und dauerte vom 23. Nov. 1848 bis in den April 1849, setzte täglich 60—70000 Exemplare ab, während der Redacteur-en-Chef sich täglich 5 Fr. aus der Kasse nahm und dem Verleger die confiscirten 24000 Fr. Caution auf der Stelle ersetzte! Das zweite Organ hieß „La voix du peuple", vom 1. Oct. 1849 bis 16. Mai 1850; das dritte „Le peuple de 1850", vom 15. Juni bis 13. Oct. 1850. Alle drei erlagen unter der Wucht der Verurtheilungen und den Bergen von Geldbußen, welche die Massen mehrmals mit der größten Opferfreudigkeit beibrachten. Die Proudhon'schen Organe ließen von den Parteichefs nichts übrig, die erbarmungslose Kritik zerpflückte alles: Ledru-Rollin, Pierre Leroux, Hrn. von Lamartine, Louis Blanc, Cabet, Considérant, Cavaignac, e tutti quanti. Am 31. Jan. 1849 trat Proudhon mit seiner

„Volksbank" hervor, die sich als „Handelsgesellschaft" auf ein Actienkapital von 5 Mill. Fr. gründen sollte. An Unterschriften fehlte es nicht, und nach dem Erfolge wenigstens kann diese Idee nicht beurtheilt werden, da der Urheber am 28. März wegen „Beleidigung des Präsidenten der Republik" zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt wurde, und die Polizei die Bureaux der „Volksbank" schloß. Proudhon gedachte anfänglich der Gefängnißstrafe zu entgehen, begab sich zuerst nach Belgien, dann nach Genf, wo er bei Hrn. J. Fazy weilte; endlich stellte er sich am 4. Juni in Paris zur Absitzung seiner Haft. Im Gefängnisse zu Ste.-Pélagie verheirathete er sich mit einem Bürgerskinde von Paris, einer Demoiselle Piedgard, normannischen Ursprungs, an der er ein treu ergebenes, anspruchloses Weib und, nach der Proudhon'schen Alternative: ou ménagère ou courtisane, die ausgeprägteste Verkörperung der erstern gefunden hat. Zwei Töchter gingen aus dieser Ehe hervor.

Noch als Gefangener hatte Proudhon Preßprocesse zu bestehen. Er schrieb auch in Ste.-Pélagie seine „Confessions d'un révolutionnaire" (1849, dritte vermehrte Auflage, 1851), sowie die „Actes de la révolution" (1849), führte von hier aus den Streit mit F. Bastiat über die Berechtigung des Kapitalzinses in der „Voix du peuple".*) Nach dem Staatsstreich schrieb er, immer noch im Gefängnisse: „La révolution sociale démontrée par le coup d'état", welche Schrift 1852 (sechs Auflagen nacheinander) erschien und erst auf ein Schreiben des Verfassers an den Präsidenten der Republik von letzterm freigegeben wurde. Am 4. Juni 1852, als die drei Jahre auf Tag und Stunde abgelaufen waren, wurde Proudhon in Freiheit gesetzt; jedoch gewahrte er bald, daß seine Feder wie sein Name mit schwerem Interdict belegt seien. Mit seinem Namen gab er daher nur die „Philosophie du progrès, un programme" (Brüssel 1853) im Auslande heraus. Sein „Manuel du spéculateur à la bourse" (1854) erschien in zwei Auflagen anonym, bis die dritte, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage von 1857 (der eine vierte gefolgt ist) wieder den alten Kriegsnamen an der Stirn trug. Auch die höchst lehrreiche, von Thatsachen strotzende Schrift: „Des réformes à opérer dans l'exploitation des chemins de fer" (Über die Reformen in der Ausbeutung der Eisenbahnen, sowol durch Herabsetzung der Betriebskosten als auch durch Verwohlfeilerung der Preise, die 1855 erschien), fällt in dieses Interregnum. Aber das Thier der Wüste weicht niemals zurück, als um einen desto gewaltigern Satz zu thun. Während der aufgezwungenen Anonymität bereitete sich Proudhon auf eine Kritik des religiösen wie des politischen Katholicismus vor, die deshalb nicht beseitigt ist, weil der Verfasser der drei Bände: „De la justice dans la révolution et dans l'église", auf Anstiften des hohen Klerus am 2. Juni 1858 vom Zuchtpolizeigericht der Seine zu drei Jahren Gefängniß, 4000 Fr. Geldbuße und Vernichtung der noch übrigen Exemplare verurtheilt wurde. Die imperialistische Balancirpolitik hatte dem Werke acht Tage Zeit gegeben, sie wagte nicht zur Confiscation zu schreiten. 10000 Exemplare wurden unterdessen verkauft, und als der Proceß endlich eintrat, weil Rom dieses Opfer verlangte, war das Übel großentheils geschehen.

Der Appellhof zu Paris bestätigte zwar im November 1858 einfach das Urtheil erster Instanz; aber Proudhon befand sich längst in Belgien, wo er alten Gedanken weiter nachhängt und neue Plane verfolgt. Der gründlich motivirte Appell wider das pariser Urtheil erster Instanz, „La justice poursuivie par l'église", ist schon in Brüssel (1858) verfaßt. Der Verfasser machte von der freien Circulation dieser sehr gemäßigten Vertheidigung in Frankreich, auf Grund des Gesetzes von 1819, sein Erscheinen vor dem Appellhofe abhängig; die versandten Exemplare kamen jedoch von der französischen Grenze zurück. Bei aller Ruhe der Beweisführung legte der Appell die in Frankreich durchgeführte Reaction wider jeden geistigen Aufschwung allzu deutlich bloß, und die Citirung des bekannten Testaments des Herzogs von Orleans, sammt dem glänzenden Commentar Proudhon's, den der Akademiker und Exminister Ch. de Rémusat auswendig hersagt, der sogar einen J. Janin zur feiernden Anerkennung des berufenen Socialisten vermochte, war auch gerade nicht dazu angethan, die Gunst des zweiten Empire zu erwerben, dessen Kriegsgelüste schon damals durch die pressure from within zur Reife gediehen waren.

Die unermüdliche Thätigkeit des Exilirten ward in Brüssel durch Krankheit einige Monate unterbrochen; sonst hätten wir längst von ihm eine statistisch-finanzielle Darlegung des französischen Eisenbahnwesens oder Unwesens, eine actenmäßige Aufklärung über die Captationen

*) Der ganze Streit liegt contradictorisch vor in „Intérêt et Principal, discussion entre Mr. Proudhon et Mr. Bastiat" (1850), sowie in den Werken Bastiat's selbst.

der Compagnien, den beständig zu deren Gunsten verübten Rechtsbruch, über die Providenz der Staatsintervention, welche unaufhörlich das Loch der Dividendenspeculation stopft.

Was man auch wider Proudhon's ökonomische Theorien — von den religiös-philosophischen reden wir nicht in einem Lande, welches Feuerbach erlebte und verdaute — halten möge, der Charakter des Mannes hat jegliche Feuerprobe bestanden, und die Mannhaftigkeit ist eine so seltene Tugend geworden, daß wir mit der vollkommensten Sympathie den Passus aus seiner „Gerechtigkeit" hier am Schlusse des streng biographischen Theils hersetzen: „Ich bin arm, wie meine Ältern waren. Seit fast vierzig Jahren habe ich gearbeitet, und ich armer sturmverschlagener Vogel habe den Zweig noch nicht gefunden, der meine Brut schirmen soll." Wer weiß, am Ende ergibt sich aus dem Folgenden, daß die so arg verschrienen Thesen Proudhon's mehr der Form als dem Inhalte nach bedenklich sind. Wenn wir sogar nachwiesen, daß die wahre Kritik der ökonomischen Zustände noch unendlich schärfer und dennoch unverfänglicher gehandhabt werden muß, vielleicht hätten wir der Wahrheit und Proudhon zugleich einen Dienst geleistet. Die Finanz- und Militärwirthschaft der europäischen Staaten seit zehn Jahren ist wahrlich nicht dazu geeignet, die Gespensterfurcht zu verscheuchen, und bei aller officiösen Sicherheit der Beamten wie der Ökonomen blickt noch immer die Angst vor dem rothen Domino, vor dem Communismus aus dem Busche. Es naht die Zeit, wo ein verständiges Wort über das eine, was noth thut, nicht mehr ohne weiteres im Brunnen der Verdächtigung ersäuft werden wird. Das Schlimmste tritt immer nur dann ein, wenn man sich gegen das Gerechte die Ohren verstopft.

Proudhon's erstes staatswissenschaftliches Schriftchen: „De la célébration du dimanche" (Über die Sonntagsfeier, in Beziehung auf öffentliche Gesundheit, Moral, Familie u. s. w.) datirt vom Jahre 1839 (vierte Auflage 1850), obgleich es erst nach Veröffentlichung der berühmten Eigenthumskritik ans Licht trat. Es war eine Antwort auf die von der Akademie zu Besançon gestellte Preisfrage: „Über den Nutzen der Sonntagsfeier", die natürlich ganz anders verstanden worden war. Proudhon sagt noch jetzt scherzend, er habe es niemals zu etwas bringen können, nicht einmal zum Correspondenten einer Provinzialakademie. Die gelehrte Körperschaft von Hochburgund krönte das Memoire nicht, aber der durchgefallene Laureat hat dafür allen Akademien der moralisch-politischen Wissenschaften Hörner aufgesetzt. Für Proudhon ist die mosaische Sonntagsfeier der erste instinctive Act der Gleichheit oder besser der Ausgleichung der socialen Unterschiede; sie ist ihm das Gegengewicht wider die atomistische Individualität der neuern Rechtsverfassungen und deren Folgen in Erwerb und Besitz; die gesetzliche Zurückführung aller auf das Princip ihres Zusammenlebens, auf Jehovah oder die Collectividee. Nun fragt es sich, wie diese symbolische Andeutung in der Wirklichkeit ein- und durchgeführt werden kann? Denn Religionen bleiben eben symbolisch; wie es aber eine Wissenschaft der Quantitäten gibt, eine Wissenschaft der physischen Erscheinungen, eine Grammatik der Sprache, so muß es auch eine Wissenschaft der Gesellschaft geben, eine absolute, unerbittliche, auf der Natur des Menschen und seiner Fähigkeiten fußende Wissenschaft. Die Gesellschaft muß gegründet werden auf die Macht des wissenschaftlichen Gesetzes, dem sich nicht widersprechen läßt. Wir wissen nicht, ob Proudhon jemals den „Tractatus ethico-politicus" des Baruch Spinoza gelesen hat, aber diese Interpretation des biblischen Symbolismus ist Bein von Spinoza's Bein.

Im Jahre 1840 widmete der boshafte Kritiker sein weltberühmtes Memoire: „Was ist das Eigenthum?" (Qu'est-ce que la propriété), Untersuchungen über das Princip des Rechts und der Regierung (zahlreiche Auflagen), derselben Akademie, indem er es für eine Antwort auf die jüngst gestellte Preisfrage: „Über die ökonomischen und moralischen Folgen der gleichen Erbtheilung unter Kindern in Vergangenheit und Zukunft" ausgab. Die Akademie erboste sich nicht wenig über diese Bosheit und befahl ihrem Stipendiaten, bei einer zweiten Auflage die Widmung zu streichen. Der Akademiker Blanqui zu Paris aber mußte durch ein wissenschaftliches Gutachten an den Minister Vivien den Verfasser vor einer Criminalprocedur retten.

Wir nannten das Memoire ein weltberühmtes, vielleicht gilt dies nur von dem Einen herausgerissenen Satze: „Das Eigenthum ist Diebstahl", der als Vogelscheuche die ungeheuersten Dienste geleistet hat, ohne daß die Schreier sich der Mühe des Lesens und Nachdenkens unterzogen hätten. Ein Gleiches möchten wir von dem „Briefe an Hrn. Blanqui über das Eigenthum" (Lettre à Mr. Blanqui sur la propriété, 1841), und von der „Verwarnung an die Eigenthümer" (Avertissement aux propriétaires, ou lettre à Mr. Considérant, Ende 1841) behaupten. Nachdem nämlich in der ersten Schrift die ökonomische und besonders die juristische

Grundlage des Eigenthums erörtert worden war, wird in der zweiten der geschichtliche Entwickelungsproceß jenes Instituts dargelegt, in der dritten aber der Gesichtspunkt der künftigen Organisation der Gesellschaft geltend gemacht. Wenn der Verfasser Hrn. Blanqui zu Gemüthe führt, daß das Eigenthum auch in der Vergangenheit kein absoluter Begriff gewesen sei, sich vielmehr stets nach den wachsenden Einsichten modificirt und verwandelt habe, so wird den Fourieristen dargethan, daß mit ihrer Dreitheilung: Kapital (Eigenthum), Talent und Arbeit, die sie lediglich von der bestehenden Routine abgeschrieben hätten, überhaupt keine Änderung möglich, und daß ihre „passionelle Serie" lediglich Firlefanz sei.

Das „Avertissement aux propriétaires" brachte das criminelle Gewitter zum Ausbruch. Der Kritiker ward am 3. Febr. 1842 vor die Assisen des Doubs gestellt. Mit Beseitigung aller Advocaten trat der Angeklagte selbst, ein starkes Manuscript in der Hand, vor die Geschworenen. Die braven Winzer und Bürger von Besançon verstanden kein Wort von der Vertheidigung und dachten in ihrem Sinne: was so gelehrt sei, könne unmöglich Schaden anstiften. Proudhon ging frei aus; der Minister des Innern, Hr. Duchâtel, soll telegraphisch für den Fall der Verurtheilung „12 Jahre" angerathen haben! Als der Gerichtspräsident, der ein menschliches Interesse an dem interessanten Candide gefaßt hatte, denselben privatim zu sich einlud, ging Proudhon nicht hin, weil der Mann vielleicht die Absicht haben könnte ihn zu bestechen!

Um nun den Schein des Erschrecklichen sofort von dem berühmten Memoire und dessen Kernsatze abzustreifen, brauchen wir blos zu sagen, daß Proudhon im römischen Rechtsbegriffe des Eigenthums steckte, der sich in Frankreich durch die Revolution hindurch behauptet hat, und der Spiritus familiaris des Code Napoléon geworden ist; daß er unter „Eigenthum" begreift jenes unsociale Jus utendi ac abutendi (souveräne Macht, zu gebrauchen und zu misbrauchen), welches sich gerade dadurch in Gefahr bringt, daß es sich der Gesellschaft und den gemeinsamen Interessen entgegensetzt. Nach dieser beschränkten Auffassung wäre das Eigenthum ein „Naturrecht", nicht eine gesellschaftliche Concession; ein Fallstrick, in den sogar die continentalen Anhänger der Manchesterschule hineingelaufen sind, um sich den Consequenzen ihrer eigenen Theorie, die Adam Smith in die Welt setzte, daß nämlich die Arbeit allein die Begründerin des Eigenthums sei, zu entziehen. Diese scheinbaren Rationalisten, die beständig die radicale Demokratie im Ärmel zu haben sich die Miene geben, appelliren bei der geringsten Verlegenheit an eines der unbegreiflichsten Mysterien, an ein „vorgesellschaftliches Recht", was gerade so logisch ist wie eine vorweltliche Existenz oder eine präadamitische Menschheit! Das altgermanische Recht weiß nichts von solchen Flausen, nach ihm ist, abgesehen von periodisch wechselnden Institutionen, Eigenthum „mein Eigen", mein Ich sachlich genommen, wie denn „Thum" das Dasein, die Realisation ausdrückt. Mein „eigenes Thum" ist, soviel Ich verwalten, cultiviren, productiv machen kann, die fortwährende Setzung Meiner in der Welt der Dinge; und wie dieses „eigene Thum" erst Sein und Möglichkeit erhält durch fremde, andere „Thümer", so versteht es sich ganz von selbst, daß sein Bestehen ein Compromiß ist, eine gegenseitige Anerkennung, ja eine fortwährende stillschweigende Duldung aller gegen alle. Ein echter Germane und Germanist begreift gar nicht, wie die Gesellschaft ein „natürliches Recht", wir sagen nicht anerkennen, sondern nur voraussetzen kann; denn was in aller Welt geht die Gesellschaft das an, was vor und außer ihr gewesen wäre? Nicht mehr als die Dinge im Monde, die wir höchst wahrscheinlich absolut verrückt finden würden, könnte man sie uns selbst mittheilen.

Uns däucht, durch solche Definition des Eigenthumsbegriffs wäre viel Misverständniß erspart worden, und hätte sich eine viel stärkere Propaganda wider die wirklichen und grauenvollen Aus- und Entartungen des Eigenthums organisiren lassen. Denn das unterliegt keinem Zweifel, daß der Besitz des „Eigenen" erst dann wahrhaft feststeht, wenn alle ein „Eigenes" haben können, wenn die sachliche Ergänzung eines jeden Ich einzig von dessen freiem Willen abhängt. Daß in der heutigen Vertheilung des Eigenthums Diebstahl mit unterläuft, wer wollte das leugnen? Aber von da bis zur Maxime: „Das Eigenthum ist nur Diebstahl", ist es noch sehr weit.

Nach den ältern Juristen und ihrem sogenannten „Naturrechte" kommt die Reihe an die jüngere Rechtsschule, die schon von der Nationalökonomie inficirt ist. Proudhon nimmt sie beim Wort, wenn sie sagt: Es ist wesentlich die Arbeit, welche ein Recht auf Eigenthum verleiht. Wie ist das aber ausführbar, fragt er, da die Arbeitsinstrumente im Besitz sind, da sich der gesammte Boden im Zustande der Occupation befindet, einer Occupation, die sich durch Verkauf und Erbschaft verewigt? Gäbe die Arbeit ein Recht auf Eigenthum, so müßte vor allen Stücken mehr bezahlt werden als der heutige Tagelohn, d. h. so oft mal ein Tag Arbeit, als

täglich Arbeiter im Dienste stehen. Wo bleibt die Vergütung für die ungeheuere Kraft der Einheit und Harmonie aller Arbeiter, wo steht das Recht geschrieben, sich des Products der Collectivkraft so ohne weiteres zu bemächtigen? Es ist dies bekanntlich die ewige Frage im englischen Parlament, die jedoch bisjetzt nur als Schaugericht paradirt: ob der Grundeigenthümer seinen Pächtern nichts schulde für Aufbesserung seines Bodens, der oft am Ende der Pachtperiode den doppelten Werth habe? Es ist die Frage der Miethpreise in allen großen Städten beider Welten, wo die zuziehende und schaffende Bevölkerung, Princip und Gegenstand der erhöhten Communication, sich beständig das eigene Wohnen unmöglich macht, wie denn das Paris des zweiten Empire schon ein halbes Hunderttausend Arbeiter bis über die große Ringmauer hinausgetrieben hat! Es ist endlich die Frage der Lohnarbeit überhaupt, in welche schon so viele praktische und theoretische Risse gemacht wurden: durch das Cooperativsystem R. Owen's, dem sogar Monarchen der Heiligen Allianz zulächelten; durch die Participationslehre, welche den Arbeiter am Ertrage theilnehmen läßt, und an dem ewig citirten Hause Leclaire zu Paris ihren willkommenen Ausdruck fand; durch die pariser Arbeiterassociationen, die auf ein Gesammtkapital und dessen Collectivausbeutung hinsteuerten; durch zahlreiche Unternehmungen englischer Arbeiterkreise, die ein so conservativer Mann wie Hr. V. A. Huber in Büchern und Zeitschriften (Cotta'sche „Vierteljahrschrift") so wohlgefällig bespricht.

Wie Proudhon durch einseitige Auffassung des Eigenthumsbegriffs sich eine schiefe Stellung zur Rechtsphilosophie gegeben hatte, so verkümmerte er sich noch in demselben Memoire die ökonomische Perspective durch eine Verwirrung der Begriffe des Herstellungspreises und des Marktpreises der Producte. Er glaubt nämlich schon hier, an der Schwelle seiner brillanten Laufbahn, was er durchgängig festgehalten hat, das Product koste immer mehr als es werth sei; wenn das Rohmaterial und die Arbeit bezahlt seien, so schlage der Productenbesitzer seinen Profit darauf, und so komme es, daß der Arbeiter sein eigenes Product nicht wieder kaufen könne. Diese Ansicht ist nicht mehr als gänzlich falsch, wie wir weiterhin bei Gelegenheit der „Contradictions économiques" erörtern werden. Wir glauben mit David Ricardo, daß im großen Marktdurchschnitte jedes Product werth ist, was es kostet, von Betrügereien und künstlicher Aufstapelung, sowie von speculirender Waarenverschleuderung abgesehen. Für uns ist daher die Frage einfach die: Was erhält der Arbeiter von dem effectiven Kostenwerthe seines Products, inwiefern wird er bei der Distribution der Güter verkürzt? Wir sind zugleich der Ansicht, daß aus dieser Auffassung ein unendlich praktischeres Mittel der Abhülfe sich ergeben wird als aus der geschraubten Hypothese Proudhon's.

Gegen Hrn. Blanqui und den römischen Rechtsbegriff erhebt Proudhon die sehr heikelige Frage: wo denn das absolute „Naturrecht" bleibe, angesichts der Steuer (man denke nur an die Einkommensteuer, namentlich an die zeitweilig so populäre Progressivsteuer), der so beliebten Rentenconversion, die nach jener Theorie ein unverhüllter Diebstahl sein würde, endlich der Expropriationsgesetze „im Namen des öffentlichen Nutzens", die bei Anlagen von Eisenbahnen und Kanälen so schnurstracks durch das „Naturrecht" hindurchfahren? An einer Stelle des Hauptmemoire heißt es, daß die Besitzergreifung, die Arbeit und die gesellschaftliche Übereinkunft niemals ein absolutes „Eigenthum" constituirten, sondern lediglich einen Schluß auf den „Besitz" zuließen. So die Sache angesehen, ist das germanische „Eigenthum" niemals etwas anderes gewesen als „Besitz", und dieser Besitz, durch die industriellen und finanziellen Neuerungen schon längst in den gewaltigen Strom einer Metamorphose hineingerissen, der ihn schon jetzt völlig unkenntlich gemacht hat, erwartet noch in ganz Europa die Probe einer gesunden Lohngesetzgebung, welche die erste That einer erneuerten Betheiligung der Völker an ihren so schmählich aufgegebenen eigenen Angelegenheiten sein muß.

Als das Proletariat die eine Kategorie des „Eigenthums" durch seine wüthende Logik aufgelöst hatte, ging es in sich und begann tief nachzudenken. Wäre Proudhon ein Mann der Partei, ein bloßer Revolutionär, so hätte er seine Aufgabe als beendigt ansehen können; es fehlte nichts mehr als ein paar Programme mit dem Stilet geschrieben, um die logische Zerstörung thatsächlich zu machen. So ging es jedoch in dem Selbstbewußtsein des Proletariats nicht zu. Schon früher war angedeutet worden, es handle sich um ein „wissenschaftliches Gesetz der Gesellschaft", um die Entdeckung einer absolut gewissen Theorie, auf welche das menschliche Zusammenleben zu gründen wäre. Wenn die Gesellschaft nicht auf dem (römischen) Eigenthumsdespotismus ruhen kann, und wenn die reine Negation des Eigenthums oder der Communismus die Möglichkeit der Societät selbst aufhebt: wo liegt denn die Wahrheit, wo haben wir sie zu suchen? Als Antwort auf diese neue Frage erschien 1843 das speculative Buch: „De

la création de l'ordre dans l'humanité" (Von der Schöpfung [Entwickelung] der Ordnung in der Menschheit, zweite Auflage, 1848) — zum Entsetzen aller Praktiker und Dreinschläger. Hier heißt es ungefähr so: Die Menschheit entwickelt sich im ganzen wie im einzelnen durch drei Perioden: Religion, Philosophie, Wissenschaft, vermöge dreier entsprechender Facultäten: Vorstellung, Reflexion und Begriff. Auf dem Gebiete der Religion bleibt der Mensch in der Substanz befangen, die Philosophie bringt ihn zur Verfolgung der Causalitäten; aber weder die Substanz noch die Endursachen erschließen sich dem forschenden Geiste. Unsere Intelligenz erfaßt nichts als Verhältnisse, Ordnung und Unordnung, das Schöne und das Häßliche; unsere Organe sind einzig Beobachtung und Erfahrung. Die Religion wie die Philosophie werden auf Feuerbachisch beseitigt, mit der Philosophie fällt auch die Ontologie; alle Abstractionen, alle Kategorien sind nichts als die „dünnen Gespinste" Bacon's von Verulam. Wissenschaft ist einzig das denkende und zusammenfassende Beobachten, was Proudhon, freilich sehr eigenmächtig, „Metaphysik" nennt. Denken heißt ihm „Reihen oder Serien bilden", oder „die Kunst, jede Gattung von Ideen, Zahl, Größe, Bewegung, Form, Verhältniß, Empfindung, Handlung, Recht, Pflicht, zusammenzusetzen und aufzulösen". Cuvier und Geoffroy St.-Hilaire entdeckten, daß die lebenden Wesen sämmtlich organische Serien seien, in denen Organ mit Organ zusammenhänge, sodaß alle Theile des Körpers, trotz ihrer so verschiedenen Gestalt und Verrichtung, ein gemeinschaftliches Princip haben, nur zu dieser Serie und zu keiner andern gehören. Ein einziger Blutstropfen, aus dem menschlichen Herzen genommen und richtig analysirt, kann nur den Menschen, keinen Orang-Utang und kein Seekalb ergeben. Auf die Gesellschaft angewendet, ist jede sociale Function die Schöpfung einer künstlichen Serie, eines realisirten Begriffs, und zwar sind alle diese Serien äquivalent, und ihre Einheiten erheben sich vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Den Beruf zur Function gibt die Natur durch den Instinct (unklare Ahnung, ästhetisches Urtheil): die Naturbestimmung wird durch Intelligenz zum Wissen, zur Totalität erhoben. Die Production der Specialitäten darf nicht Sache des Zufalls, sie muß Aufgabe der Erziehung sein. Durch die Erziehung kann jeder Unterschied zwischen dem natürlichen Berufe oder Talente ausgeglichen werden. Nur der Mangel der methodischen Erziehung bringt die crassen Unterschiede von heute hervor. „Jede industrielle, künstlerische oder literarische Verrichtung ist der Ausgangspunkt für die ganze Wissenschaft, folglich sind alle socialen Functionen unter sich gleich an Verdienst und Würde, sobald sie eine Specialität, d. h. zusammengesetzt und methodisch sind." Der Arbeiter muß die Serie begreifen, die er reproduciren soll, er muß die Philosophie seiner Arbeit besitzen, und sie auf die Grundsätze der ganzen Serienlehre oder „Metaphysik" zurückzuführen im Stande sein. Arbeit ist Neuschöpfung, die Würde des Arbeiters erheischt, daß er mit Bewußtsein schaffe; bietet die Arbeit kein Ganzes dar, keine Serie, so ist sie des Menschen unwürdig, gehört der Maschine an.

Auf diese Äquivalenz der Functionen an sich, auf die intellectuale Ausgleichung der Talente will Proudhon seine Gleichheit der Lebenslagen gründen; wie er das Eigenthum als Hinderniß der wirthschaftlichen Entwickelung angriff, so gilt der Angriff jetzt dem Talent oder der natürlichen Aristokratie. Auch hier wird es leicht sein, in den zeitgenössischen Bestrebungen den Kern der Proudhon'schen Idee wiederzufinden. Oder was ist das allgemeine Drängen nach Volkserziehung, allgemeiner wie professioneller, anders als die Anerkennung der Äquivalenz der Menschen, wenigstens im Bereiche der Civilisation? Was wollen die Arbeitervereine, die Mechanics' Institutions, die Pennypresse, die naturwissenschaftliche Propaganda anders, als jeden zum Gastmahl der Intelligenz einladen, jeden zur Serienschöpfung qualificiren, während auf der andern Seite die Maschine immer weiter ihre Arme ausbreitet, um die verstümmelten Serien, die Fragmente menschlicher Thätigkeit, aufzunehmen? Ist nicht die allgemeine Nivellirung der Fähigkeiten durch Aufklärung und Bildung schon so weit gediehen, daß es den Anbetern des Genies, den Götzendienern und Romantikern des Talents, angst und bange zu werden beginnt? Leider ist ein Nivellement noch keine gleichmäßige Erhöhung; leider wird uns die Richtwage noch von oben her applicirt und constatirt erst die gleiche Fabrikmäßigkeit der Production, anstatt, unten angelegt, die gleiche Freiheit und Schönheit der Serienschöpfung nachzuweisen!

Sehr pikant ist nebenbei der Umstand, daß Proudhon an der Stelle seines Buchs, wo er nun auch die staatliche Ordnung als Serie construirt und vier höchste sociale Functionen herausschält: die Consularfunction oder den Generalstaatsprocurator, die Minister oder Verwalter, die Richter oder Entscheider, die Lehrer oder die universitas, und dann diese Functionen dem Gesammtwesen unterordnet, das sich in einer Kammer seinen Ausdruck gibt — daß da der ra-

dicalste und gründlichste Neuerer unter Ludwig Philipp in dürren Worten erklärt: „Die Wahlreform könne im Augenblick unmöglich weiter ausgedehnt werden als bis zu einer Million Wähler." Nicht nur also gibt es mit der radicalen Theorie so gut wie mit dem Himmel des Tartufe des accommodements, sondern das bewußte Proletariat verrieth auch schon fünf Jahre vor der Zeit die richtige Einsicht in die Utopien der doctrinären Demokratie! Wäre Proudhon's Ideal nur zu drei Vierteln realisirt worden, so säße die constitutionelle Monarchie noch jetzt ruhig in Frankreich, und es wäre durch die friedliche Bewegung der Geister wol etwas anderes hervorgebracht worden als der liederlichste Mummenschanz der Weltgeschichte!

Das Proletariat hatte mittlerweile als seinen Hauptgegner immer ausschließlicher die „politische Ökonomie" erkannt, nicht die von Adam Smith neu angebahnte, unverfängliche Wissenschaft, die letzte von allen, zu den größten Dingen bestimmt, nicht die „Metaphysik" der Güterwelt, welche von keinerlei Voraussetzung auszugehen das Recht hat, von der man blos objective Darlegung bestehender Verhältnisse verlangt, sondern die stets engherziger auftretende anglofranzösische Sekte der Ökonomie, die Apologeten der vorhandenen Zustände, die Auguren der bürgerlichen Angst, deren Consuln die Herren Thiers und Guizot waren, die Dogmatiker der Freiheit auf Grundlage nicht nur ungleicher Kräfte, sondern ungleicher Rechte, die vom Dache herab predigten, daß jedes Haus mit dem Dache angefangen werden müsse, daß der „Absatz", der Vertrieb, der höchste Prüfstein jeder gesunden Ökonomie sei. Sie scheinen niemals gehört zu haben, daß eine Kanonenkugel am rüstigsten im Sande läuft, nachdem sie schon amortirt worden! Dieses Tohuwabohu eines abstracten Freihandels ohne jegliche Rücksicht auf Production und Productheilung, das sogar einen Adam Müller wieder zu verdienten Ehren brachte und die wärmste Liebe zu den Sentimentalitäten des alten Sismondi hervorrief, dieses ganz undeutsche Gebaren — so undeutsch wie der Proudhon'sche Eigenthumsbegriff — in das sich edle Naturen wie Wilhelm Roscher noch immer nicht finden können, und das den jüngern Stuart Mill zu verzweifelten Geständnissen brachte, organisirte sich gerade in den vierziger Jahren zu einer allgemeinen Verschwörung, an deren Spitze sich der pfiffige Hr. Richard Cobden stellte, der sich nicht wenig über die französischen und deutschen Dupes gaudirt haben mag. Die duldenden Volksklassen erblickten in dieser Conspiration eine neue, die allerdrohendste Gefahr, nämlich die Verbündung des Monopols über die bewohnte Erde, und sie beauftragten gewissermaßen ihren Repräsentanten mit der Untersuchung dieser angeblichen Wissenschaft, von der er bisjetzt nur Eine Kategorie, nämlich das „Eigenthum" beleuchtet hatte. So entstand das „Système des contradictions économiques ou Philosophie de la misère" (deutsch: „Philosophie der Nationalökonomie oder Nothwendigkeit des Elends", 2 Bde., Darmstadt 1846). Eine Kritik der Ökonomie oder die wissenschaftliche Aufführung der ökonomischen Serie wäre so nöthig gewesen, daß sie noch jetzt zu schreiben ist; leider hielt sich Proudhon nicht auf dem von ihm selbst beanspruchten Standpunkt der Wissenschaft, d. h. der objectiven Darlegung, sondern fiel in die „Philosophie" zurück. Er ahmte, wie es scheint, Hegel's Rechtsphilosophie nach, ohne jedoch die Identität von Denken und Sein im Auge zu behalten und den Zustand jedesmal als parallel mit der Gedankenentwickelung nachzuweisen. Seine Kategorien der Nationalökonomie sind gerade die „dünnen Fäden" des Bacon, rein künstliche, abstracte Serien, die mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen haben. Was will z. B. das „Eigenthum" am Ende der Reihe, da es als gesellschaftliche Urthatsache in den Anfang gehört, und sich an und mit der Entwickelung der Production modificirt hat? Die Tribulationen der Gesellschaft beginnen doch wahrhaftig nicht mit der „Theilung der Arbeit", deren ungeheuere Bedeutsamkeit erst seit 100 Jahren richtig erkannt wurde! Das „Salariat" oder die Lohnarbeit steht in keinem Zusammenhang mit den „Maschinen", mit denen Proudhon es zugleich in die Welt und in die Discussion einführt, die Ablohnung der Arbeit später als die „Arbeitstheilung" und der „Tausch"! Die Reihenfolge: Werth, Arbeitstheilung, Maschine, Concurrenz, Monopol, hat so wenig innere Nothwendigkeit, daß vielmehr die Concurrenz berufen ist, das Monopol aufzuheben, die Ricardo'sche Lehre vom Kosten- oder Herstellungspreise der Concurrenz ihre Grenzen setzt, und am Ende das unbekannte X nur noch im Verhältnisse des Herstellungspreises selbst zum Lohnsatze steckt. Diesen dunkeln Punkt, der voller Klarheiten ist, hat noch kein Ökonom gehörig in Angriff genommen; Proudhon geht sehr geschäftig um ihn herum, zerrt am Schleier des Bildes, wirft im Ärger wol gar noch ein neues Gewand darüber, und hat aus diesem Grunde so viele Leser gereizt, berauscht, so wenige befriedigt.

Das Hegel'sche dieser „Philosophie der Ökonomie" liegt also keineswegs in der Selbstentwickelung der logischen Idee, in der Nothwendigkeit der Kategorienfolge, sondern ausschließlich

in der Einzeldialektik, in der Doppelnatur jeder Kategorie, sowol positiv als negativ zu sein, und dieser immanente Widerspruch jedes Moments mit sich selbst hat dem Ganzen den Titel „Contradictions" gegeben. Wir gehen den Mängeln dieser Einzeldialektik hier nicht weiter nach. Viel Schlagendes und Wahres wird besonders im zweiten Theile beigebracht über die Handelsbilanz, über den Credit, über den Communismus, über das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz. Nur ist durchaus nicht abzusehen, wie die Handelsbilanz als Auflösung der Antinomie gegeben werden kann, ehe die Lösung des Widerspruchs in der Werkstatt vorliegt; warum dagegen das Kapitel über den Credit mit der Negativität, Verderblichkeit und Lügenhaftigkeit des Credits abschließt; weshalb der jährlich wachsende Überschuß der Nationalarbeit über die Productionskosten und den Verzehr hinaus nicht die selbstredende Creditirung der neuen Arbeit, folglich die Lösung auch dieser Antinomie sein soll? Bei der Bevölkerungsfrage endlich verfällt der Verfasser, trotz aller wohlthuenden Herbe der Polemik wider die unmoralischen Folgen des Malthusianismus, wider den moral restraint, den er in crudester Weise commentirt, doch schließlich auf dieselbe Ausflucht! Es mußte wol so kommen, da Proudhon nie und nirgends der Productivität der Arbeit sowie dem Wachsthum dieser Productivität Gerechtigkeit widerfahren läßt, vielmehr ganz ernstlich zu glauben scheint, die „Summe der Arbeit wachse fortwährend für den Collectivarbeiter wie für jedes Individuum"! „Der Intensität" nach allerdings, aber bei vernünftigen Gesetzen wahrlich nicht der „zeitlichen Dauer" nach! Dem widersetzen sich schon allein die Theilung der Arbeit und die Maschinen. Es war nicht besonders substantiell, daher nicht besonders tröstlich für die duldenden Massen, wenn das Programm der bevorstehenden Revolution lautete: „allgemeine Ausgleichung aller unserer Antinomien"; wenn die Formel der Gleichung dann näher beschrieben ward als ein „Gesetz des Tausches, eine Theorie der Mutualität, ein System von Garantien, das die alten Formen unserer Civil- und Handelsgesellschaften auflöse und allen Anforderungen der Wirksamkeit, des Fortschritts und der Gerechtigkeit entspreche, welche die Kritik nachgewiesen hat". Das erinnerte ziemlich an den Stein, den die Kinder erhielten, als sie Brot verlangten. Und doch war es eine große Errungenschaft, daß das Heil nicht mehr in der „Utopie" gesucht werden sollte, daß das Proletariat die „Staatsromane" beseitigte und feierlich anerkannte, die politische Ökonomie enthalte die Materialien zur Socialwissenschaft, wenn auch nur in der Weise wie das Chaos die Elemente des Weltalls vor der Schöpfung. Nur müssen auch die Ökonomen ihrerseits die Routine verlassen, den Schlendrian, der ebenfalls Utopie ist, und der die verzweifelnden Massen bisher regelmäßig der Utopie in die Arme getrieben hat.

Der Hauptgrund aller Proudhon'schen Schiefheiten liegt, wie gesagt, in seiner Behandlung des Verhältnisses oder besser Misverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Lohn und Productionsertrag. Die gewöhnliche Ökonomie hilft sich über diesen Punkt leicht und leichtsinnig genug weg, indem sie sich auf das Dampfroß „Concurrenz" setzt. Sie verallgemeinert nämlich in ganz unverantwortlicher Weise den Begriff der Concurrenz. Weil kein verständiger Mensch den Segen wie die Nothwendigkeit der Wettbewerbung leugnen kann, welche Freiheit und Fortschritt in einem ausspricht, so will man uns in aller Geschwindigkeit eine Wettbewerbung hinabschlucken lassen, welche eine contradictio in adjecto, ein Widersinn und ein Frevel ist, nämlich die Wettbewerbung zwischen menschlicher Arbeitsfähigkeit und Disposition über die Resultate vorläufiger Production, zwischen physischer und geistiger Kraft einer- und dem Besitz von Zahlmitteln andererseits. Zwei heterogenere Dinge können nicht erdacht werden, und es gehört eine materialistische Zerstörung der Menschenwürde dazu, um sie auf einen Generalnenner zu bringen; man ist gezwungen, dem Menschen „Werth" beizulegen. Auch besteht kein einziger Satz der Bastiat'schen Sophistik die Probe der Discussion.

Um die Verwirrung recht groß und womöglich unentwirrbar zu machen, schwärzt man an der rechten Stelle zwei Worte ein: „Producent", was bald Kapitalist, Fabrikunternehmer, bald simpler Arbeiter bedeutet; und „Markt", wo einmal der Werth des fertigen Products durch Angebot und Nachfrage contradictorisch bestimmt werden soll, das andere mal die Arbeitskraft selbst einer regelmäßigen Minuslicitation unterworfen wird, was man dann unverschämt genug den „Arbeitsmarkt" nennt. Man muß nothgedrungen an den Sklavenmarkt denken, und für Deutschland war es nicht besonders ehrenvoll, daß es mit so erstaunlichem Leichtsinn in preßhafter politischer Zeit jene Fremdwörter übersetzte und bei sich einbürgerte.

Auch Proudhon ist von dieser argen Verwechselung des Heterogensten nicht frei geblieben, und sein Kategorienzwang benahm ihm vollends jede freie Aussicht. Sehr häufig spricht er von der „Concurrenz der Producenten", meinend, vom Wettbetriebe der Arbeit zu reden, während

alles Gesagte nur auf die Unternehmer, Fabrikanten, auf Collectivwesen paßt, deren Analyse selbst übersprungen ward. Aus dem Axiom, daß „jede Arbeit einen Überschuß läßt", folgt ganz richtig, daß der Producent immer reicher werden muß, weil er immermehr, d. h. immermehr Überschuß hervorbringt. Dieser Wahrheit hält Proudhon die Thatsache entgegen, daß es „Arbeiter mit doppeltem, dreifachem, hundertfachem Salaire gebe, andere die mit einem Deficit abschlössen, und schließlich solche, die consumirten ohne zu produciren". Reine Vermengung von Salaire und Kapitalrevenue, falscher Syllogismus! Die Frage ist: Wie sieht die Hierarchie in der Gesellschaft aus? Proudhon stellt dem wachsenden Collectivreichthum der Gesellschaften die Willkür der Tauschoperationen entgegen: das ist gar kein Gegensatz, die Willkür der Tauschoperationen ist erst die Folge von und der Zusatz zu dem Widersinn des „Arbeitsmarkts". Die „Totalsumme der Deficits jedes Jahres" kann gar nicht mit der „Totalsumme der Boni" verglichen werden, weil beide in keinem Verhältniß zueinander stehen; sondern das Resultat, welches bei ihrer Aufrechnung sich ergibt, muß in Verhältniß zum Arbeiterbudget gebracht werden. Leider bildet bisjetzt jenes Resultat oder das sogenannte „Nettoproduct" der Gesellschaften das einzige Augenmerk der Ökonomen. Die ganze „Verhältnißmäßigkeit der Werthe", über die der Verfasser sich so weitläufig ergeht, kann erst in zweiter Linie Gegenstand der socialen Statistik werden, wenn die Verhältnißmäßigkeit zwischen Arbeit und Kapital hergestellt ist. Vermöge seiner Anticipation macht sich Proudhon viel unnöthige Mühe und Sorge. Was soll es bedeuten, wenn er ausrechnet, die Vertheilung des Nettoertrags ganzer Baumwollfabriken unter die Arbeiter würde diese auf keinen grünen Zweig bringen, die 20000 Fr. Gewinst einer mühlhauser Spinnerei würden den Arbeitern täglich ein paar Centimes zulegen, eine solche Vertheilung sei unmöglich, absurd? Noch viel unmöglicher und absurder ist die mittlere Lebensdauer von zwei Jahren in der mühlhauser Fabrikbevölkerung! Die Production gewisser Artikel, namentlich der Exportwaaren, beruht eben auf der Herabdrückung der Lohnsätze, auf der Decimirung der Arbeiter; die Concurrenz zwischen den verschiedenen in- und ausländischen Fabriken hat eben jedes Verhältniß zwischen dem Arbeiter und seiner unmittelbaren Lebenssphäre aus den Augen gesetzt, und wenn das angelegte Kapital den niedrigsten Procentsatz dem Aufgeben des Geschäfts noch vorzieht, und der Arbeiter am Brotseile mitgeschleift wird, so heißt das weiter nichts, als daß wir bereits aus der einfachen Concurrenz in die Concurrenz zweiter Potenz hinaufgerückt sind. Dabei kann sich nur derjenige beruhigen, der einmal über die erste und Grundantinomie der Wirthschaft weggesprungen ist.

Aber woher käme denn das? wie der Schreiber Vansen im Goethe'schen „Egmont" sagt. Was ist denn das Salaire? Ja, was ist es? „Es ist der Herstellungspreis des Korns, Weins, Fleisches, der Kohle, der integrale Preis aller Dinge. Das Salaire verdoppeln, wie das Volk die Sache versteht, heißt jedem der Producenten einen größern Antheil geben als sein Product selbst." Das hieße „allgemeine Vertheuerung, so sicher als zweimal zwei vier macht". Niemals hat ein verständiger Arbeiter das verlangt, was Proudhon hier ausnahmsweise begehrt. Selbst nach Abschaffung des Eigenthums könnte der Arbeiter sein Product oder dessen vollen Werth nicht erhalten; denn es blieben stets die Abzüge für Steuer, Krankheit, Unglück und folglich für Assecuranz, dann aber für erweiterte Production und Erzeugung von öffentlichen Gesammtwerthen, deren Gebrauch nichts kostet, nothwendig. Erhielte der Arbeiter mehr als sein Product, so würde nicht nur allgemeine Vertheuerung eintreten, sondern allgemeiner Stillstand, allgemeiner Kannibalismus. Die Erklärung des Salaire ist daher so falsch, als deren logische Folgen ungeheuerlich sind.

Der Verkaufspreis besteht nach Proudhon aus dem Herstellungspreise sammt dem Draufschlag oder „Agio" des Verkäufers. Wenn dieses Agio überall gleich wäre, folglich gegenseitig (als wenn alle Waaren oder Producte verkauften, wieder der fatale „Producent"), so würde das Gleichgewicht des Handels, folglich das Wohlbefinden der Gesellschaft nicht darunter leiden (schönes Wohlbefinden, wenn kein einfacher Arbeiter sein eigenes Product wiederkaufen könnte!). Daher denn das hartnäckige Verlangen Proudhon's, die Preise aller Dinge herabzusetzen und in der Verwohlfeilerung bis zu Null hin das Heil der Massen zu suchen. In der Wahrheit erscheint das Proudhon'sche „Agio" lediglich bei Monopolpreisen, bei Salz, Regietaback, Spielkarten, Pulver, bei privilegirten Unternehmungen, bei Getreideaufkauf in Nothjahren, also als Ausnahme; der beste Beweis, daß das „Agio" die Ausnahme und nicht die Regel bildet, wird gerade dadurch geliefert, daß zu seiner Erlangung ein Monopol nothwendig ist. Die Frage der Arbeitslöhne ist aber damit nicht gelöst, daß alle Unternehmungsprivilegien abgeschafft werden!

„Die Ziffer des Verkaufspreises ist viel höher als die Ziffer des Herstellungspreises. Wenn 20 Milliarden Arbeitslöhne gezahlt werden, so bringen Nettoproduct und Zins den Verkaufspreis auf 25 Milliarden. Durch die Wirkung des Monopols wird das Nettoproduct in der Gesellschaft außer und über dem Bruttoproduct berechnet, sodaß der Collectivarbeiter sein eigenes Product zu einem höhern Preise wiederkaufen muß, als zu dem es hergestellt wurde. Jedes nützliche Product, das in einer civilisirten Gesellschaft zum Verzehr kommt, ist beladen mit gewissen fiscalischen Rechten, welche den Proportionalantheil desselben an den öffentlichen Lasten ausdrücken (falsche Erklärung der Steuer!)." Daneben scheint es hin und wieder Tag zu werden: „Der Arbeiter hat einen Abzug erlitten, statt der versprochenen 100 gibt man ihm 75." Ein andermal wird weitläufig von neun Zehnteln oder zehn Elfteln gesprochen, die der Arbeiter von seinem Producte erhielte. Abgesehen von der seltsam milden Auffassung der Kapitalrevenuen, oben 5 auf 20, dann 25 auf 100, jetzt 1 auf 10 oder auf 11 (dabei wäre die civilisirte Gesellschaft ein Paradies!), ist hier der richtige Weg betreten, den der scharfsinnig einfache Adam Smith angebahnt hatte, indem er sagte: Das Arbeitsproduct gehört dem Arbeiter nicht ganz, er muß es mit dem Eigenthümer theilen. Was David Ricardo durch den großen Satz bestätigt: In jeder freien Industrie ist jedes Product werth, was es kostet. Die Schwankungen des Gewinstes in Unternehmungen derselben Art wie in allen Anlagen zusammen erfahren ihr Niveau an dem durchschnittlichen landläufigen Unternehmergewinn. — Diese Sätze sind bisjetzt leider noch abstracte Wahrheiten geblieben, Ricardo sagt uns nicht, was denn der Unternehmergewinn ist, und was für die Arbeit übrig bleibt. Und kaum ist es in das öffentliche Bewußtsein gedrungen, was es mit der steigenden Productivität der Arbeit durch Naturwissenschaft, Maschinen, Potenzirung der menschlichen Leistungsfähigkeit und wachsende Concurrenz unter der steigenden Arbeiterbevölkerung auf sich hat.

Proudhon's heftige und geistreiche Polemik wider Louis Blanc's Forderung einer Lohnerhöhung siegte blos deshalb, weil der Angegriffene kein Ökonom von Fach war, und weil gegen ihn das Vorurtheil focht, daß ein wachsender Lohn nothwendig steigende Waarenpreise hervorrufe, während Ricardo in seiner trockenen Orakelsprache längst behauptet hatte: Was der Arbeiter gewinnt, verliert der Unternehmer, und was der letztere mehr bekommt, das geht dem erstern ab. Darin lag mehr Weisheit als in der Entschuldigung der Arbeitstage von 13, 14, 18 Stunden, der Frauen- und Kinderarbeit, als in der Behauptung: in der Industrie sei die Gleichheit (der Misère) bis auf wenige Centimes erreicht; in der Aufforderung an die philanthropischen Ökonomen, dem Arbeiter zuzurufen: Es ist genug! Keine Arbeitseinstellungen! „Jede Lohnerhöhung ist unmöglich geworden, sie würde die Herabsetzung des Preises der Dinge verhindern." Da sind doch die Freihändler einsichtsvoller, welche den Bürgerkrieg auf gleiches Coalitionsrecht der Unternehmer wie der Arbeiter gründen wollen!

Bei der Grundrente, wo Ricardo gegen seine eigene Theorie des Kostenpreises auftritt, und die Unterschiede im Ertrage von verschiedenen Bodensorten zum mystischen Princip der Grundrente selbst erhebt, folgt Proudhon plötzlich dem englischen Ökonomen oder doch der mundgerechtesten Popularisirung desselben durch Rossi. Nach Ricardo wäre die Rente an und für sich selbst „Überproduct!" Überproduct ist aber gerade so transscendent wie nur jemals eine scholastische entitas gewesen! Ricardo arbeitete bekanntlich auf freie Einfuhr des Korns hin, es galt den Krieg wider die englischen Grundbesitzer. Aber Proudhon hat nicht gesehen, daß die Ricardo'sche Rententheorie auf allgemeine Verarmung hinauskommt, auf Verhungerung der Menschheit durch den Angriff immer schlechtern Bodens. Das allein hätte ihn gründlich mistrauisch machen müssen. Freilich meint er, auch in der Industrie producirten wir immer mühsamer! Insofern bleibt er sich consequent.

Das Resultat der bisherigen Dialektik Proudhon's war ein rein negatives gewesen, und ließ sich etwa so ausdrücken: Steigende Unmöglichkeit der laufenden Ökonomie, wachsendes Misverhältniß zwischen National- oder Collectivreichthum und Massenarmuth, Constatirung eines Grundfehlers in der bisherigen Production, Consumtion und Distribution, mit einem Wort in der bestehenden „Organisation der Arbeit"; denn die Arbeit war immer, gut oder schlecht, „organisirt", auch ehe ein Louis Blanc das Wort ausgesprochen hatte. Niemand fühlte diese Negativität des Resultats bestimmter als wiederum Proudhon selbst; gleich nach der Veröffentlichung der „Contradictions" kündigte er ein neues zweibändiges Werk an unter dem Titel: „Programme de l'association progressive ou Solution du problème du prolétariat" Da schlug die revolutionäre Uhr, die Massen waren einen Augenblick die Herren von Staat und Regierung, die kühnsten Wünsche wurden laut, alle Gedanken waren plötzlich zollfrei; es galt

nicht mehr zu theoretisiren, es galt im Namen der Massen praktisch zu werden. Proudhon mußte seine positiven Gedanken auf den Markt bringen, die Barren seines neuen Werkes sofort in gangbare Münze umprägen, die Dialektik in Didaktik, die Formulirung der Weltgesetze in politisch-ökonomische Gesetzformeln verwandeln. Er ging an die Arbeit, und das furchtbare Echo, das er in Frankreich hervorrief, bewies wenigstens das eine, daß die Sektirer, Utopisten und Ideologen, die socialistischen und communistischen Schulen, der gemüthlich-religiöse Jargon von 1793 erledigt waren. Das Volk wollte nur noch von Thatsachen und Zahlen, von mathematischen Combinationen etwas hören. Ob die Proudhon'schen Vorschläge an innerer Unklarheit und Mangelhaftigkeit, oder ob sie am bösen Willen der reactionären Mächte, an der Conspiration aller Privilegien scheiterten, kann insofern ganz einerlei sein, als er zuverlässig jede künftige Revolution von der Romantik befreit und jegliche Opposition auf das Besserwissen ein für allemal angewiesen hat.

Das neue Werk begann in zwanglosen Heften zu erscheinen. Die erste Lieferung constatirte den socialen Grund der Februarrevolution, die Nothwendigkeit für Regierung und Volk, in dieser Richtung das Heil zu suchen; die Provisorische Regierung ward bereits heftig angegriffen als vollständig außer der Bahn einhertaumelnd, demokratische Narretei treibend, kurz als unbewußt reactionär. Im zweiten Hefte lief die republikanische Doctrin, der Formalismus des allgemeinen Stimmrechts, welcher niemals einen Collectivgedanken herausstellen werde, Spießruthen. Die Demokratie, hieß es, sei nur die umgestülpte Monarchie, die Herrsch- und Budgetsucht, von einem auf viele übertragen; sie koste sogar mehr als die Monarchie. Das Volk des Februar wolle arbeiten, sich arbeitend bilden, keine Sophistik treiben, nicht discutirend darben. Als Fortsetzung erschien darauf die Broschüre: „Organisation du crédit et de la circulation et Solution du problème social" unter dem Datum des 31. März 1848. Es war zugleich ein Steuer-, Anleihe- und Bankproject. Das Bankproject erhielt seine weitere Ausführung und Formulirung in dem Journal: „Le Représentant du peuple", und zwar in den Nummern vom 25. April bis zum 18. Juni (besonders abgedruckt in der Schrift: „Résumé de la question sociale, Banque d'échange" [Résumé der socialen Frage, Tauschbank], herausgegeben und bevorwortet von Alfred Darimon, dem jetzigen demokratischen Abgeordneten der Stadt Paris zum Corps Législatif, Paris 1849). Die Doppelidee der erstgenannten Broschüre, das Steuerwesen, folglich den Staat, mit in die Bankreform zu ziehen, mit andern Worten, die neue Organisation des Credits unwiderruflich officiell zu machen, trat mit erschreckender Kühnheit wieder auf in dem weltberühmten Antrage des Repräsentanten Proudhon bei der Constituirenden Versammlung (Juli 1848). Die „Tauschbank" selbst wurde hier noch politisch aufgefaßt, indem die Bank von Frankreich mit der Oberleitung des „gegenseitigen Credits" beauftragt werden sollte. Je mehr der alte Bevormundungsstaat sich wieder festsetzte, je weniger an eine Initiative der Regierung zu denken war, desto ausschließlicher stützte sich der Reformator auf die Spontaneität der Massen, desto mehr fiel er auf seine ursprüngliche, vorrevolutionäre Idee zurück, der bestehenden Gesellschaft eine progressive Specialassociation einzuimpfen, die sich absorbirend in concentrischen Kreisen auszudehnen hätte. Daher in letzter Instanz (Ende Januar 1849) „La banque du peuple" (Volksbank), mit dem Gutachten der Delegirten des Luxemburg (das bekannte Arbeiterparlament).

Diese ungeheuern Plane, die in Frankreich ein ganzes Jahr lang auf der Tagesordnung standen und Hunderttausende von Köpfen beschäftigten, enthielten als Quintessenz Folgendes — selbst das Richtige in ihnen ist leider in einem Ocean sprachlicher Metaphysik und Zahlenkünstelei ersäuft —: Eine radicale Einkommensteuer von circa 33 Proc. auflegen, welche sowol die bisherige Steuerumlage verdränge, als auch die Stelle der Anleihe vertrete; Herabsetzung aller Hausmiethen und Landpachten um ein Drittel, Nachlassung eines Drittels der Hypothekar- und Obligationsschulden (der Vorschlag vom Juli versprach dem Schuldner die Hälfte dieses Drittels, oder ein Sechstel, damit ihr eigenes Interesse die Ausführung des Gesetzes garantire); Abzug eines Drittels der Zinsen von der Staatsschuld; Reduction aller Gehalte, Löhne, Diäten, Pensionen, Schadloshaltungen von seiten des Staats, und zwar mit einer Procentsteigerung von den niedrigsten täglichen Einkünften zu den höchsten (unter 2 Fr. nichts, 2—3 Fr. verlieren 5 Proc., 3—4 verlieren 6 Proc., 4—5 verlieren 7, 5—7 verlieren 8 u. s. w., 25—40 verlieren 30 Proc., 40 Fr. und darüber 50 Proc.); Gehaltehäufung über 2000 Fr. hinaus ist untersagt; Verkürzung der Tarife der sogenannten ministeriellen Beamten, Gerichtsschreiber, Anwälte, Gerichtsboten, Wechselagenten, Makler u. s. w. um 30 Proc.; Verlängerung aller

Contracte auf drei Jahre, nach dem Wunsche der Miether, Pachter und Hypothekar- oder Darlehnsschuldner. Der Staat erläßt dagegen sofort die Zusatzquote von 45 Cent. auf die Grundsteuer (welche der Provisorischen Regierung das Leben gekostet hatte) und die Hypothekarsteuer, verzichtet auf die progressive Erbschaftssteuer, reducirt die Salzsteuer auf 50 Proc. des Fabrikationspreises, die Getränke- und Fleischsteuer auf die Hälfte, die Patentsteuer um 30 Proc., die Schiffahrtstaxe auf Flüssen und Kanälen auf 3 Cent. per Tonne und Myriameter für Fabrikate, auf 1 Cent. für Kohlen, Erde, Steine, Erze, Ziegel und sonstiges Rohmaterial, die Zolltarife um 30 Proc. Mit dem Überschusse des Ertrags, d. h. mit der Anleihequote fundirt die Regierung Discontcomptoire, Land- und Industriebanken, um die neu entstehenden Anlagen zu creditiren, Hypothekarschulden zu amortisiren, Handelspapiere zum niedrigsten Satze zu escomptiren, der Circulation einen neuen unerhörten Schwung zu verleihen, den allgemeinen Umtausch vor jeder Krise zu schützen, und durch die progressive Herabsetzung des Zinsfußes der Arbeit einen stets gerechtern Antheil am Gesammtproduct zu sichern. Damit die durch den Februar und Juni so jämmerlich decimirte Production wieder ihre normale Ausdehnung erlange, garantirt die Regierung, im Besitze ihrer neuen Mittel, gestützt auf die finanzielle Reform, Production und Absatz, wie sie im Durchschnitt der letzten zwei Monate vor dem 24. Febr. waren, zu 10 Proc. unter dem Herstellungspreise. Wie man Neubauten auf eine gewisse Zeit abgabenfrei erklärt, so sollten endlich alle Hypothekar- und Obligationsschulden, Actien der Commandite u. s. w., die nach dem 15. Juli entstanden wären, von dem Gesetze nicht betroffen werden, auch alle Anlagen und Pflanzungen von diesem Datum an auf fünf Jahre völlig abgabenfrei sein.

Man muß sich erinnern, daß die letzte französische Revolution die Nationalwirthschaft wirklich an den Rand des Abgrundes brachte, daß Production und Absatz völlig stockten, sodaß der gelehrte Ökonom Dunoyer von der Akademie die Einbuße der Jahre 1848 und 1849 auf 10 Milliarden Fr. veranschlagte; daß der antiökonomische Sturm und Drang der Barbès, Blanqui u. s. w. dem völligen gesellschaftlichen Bankrott zudrängte; man muß nicht vergessen, daß in unserer modernen Geld- und Tauschwirthschaft das Product nur Werth hat, ja nur entsteht, wenn es circulirt, um ein gut Theil der conservativen Angst zu verlieren, welche solche Vorschläge zu carikiren bemüht war. Hr. Thiers z. B., der in den Sitzungen der Finanzcommission wie in der berühmten öffentlichen Sitzung vom 31. Juli die famosen Turniere mit Proudhon hatte, brachte es im Grunde nicht einmal zum Verständniß des Gegners, focht mit Insinuationen und Persönlichkeiten, wie z. B. er bedauere, daß der Vorschlag nicht direct gegen das Eigenthum gerichtet sei, sprach von „antisocialen Doctrinen", vermittelst deren man eine verblendete Masse aufwiegele, das Blut der Bürger vergieße, rief aus: „Gewisse Straßen zählen sieben bis acht Todte, ein Dutzend Verwundeter, Dank sei es gewissen Lehren!" als wenn die Proudhon'sche Dialektik die Junibarrikaden gebaut hätte, als wenn dieses stählerne Gehirn nicht in der allgemeinen Hedschra der verzweifelten Angst einzig besonnen geblieben wäre! Als ob nicht derjenige der wahre Umstürzler wäre, der mit der redlichen Wissenschaft zu discutiren sich weigert, und als ob endlich der reactionäre Fanatismus besser wäre als der illuminirte! Was hat Hr. Thiers mit seinen „Burggrafen" zu Wege gebracht, und was wird Frankreich durchzumachen haben, um sich aus seinem gegenwärtigen stinkigen Byzantinismus herauszuarbeiten!

Nur einen einzigen Anlauf nahm Hr. Thiers, um etwas zur Sache Gehöriges einzuwerfen. Proudhon veranschlagte nämlich das Resultat seiner Einkommen- und Anleihesteuer auf 3 Milliarden jährlich, was so absolut unsinnig nicht ist, da Hr. Thiers selbst die Ackerbau-, Handels- und Manufacturproduction Frankreichs auf 8—10 Milliarden Fr. angab. Ein Drittel von neun ist nach Adam Riese drei! Von den 3 Milliarden sollten 1500 Millionen in die Staatskasse fließen, 1500 Millionen in der Tasche der Schuldner bleiben. Wie soll man das Einkommen jedes einzelnen Franzosen erreichen? fragt Hr. Thiers. Die Hypothekarschulden stehen oft in winzigen Summen und ohne Contract aus; die Eigenthümer bewohnen vielfach ihr eigenes Besitzthum, dessen Ertrag also niemals abgeschätzt ward. Der Boden Frankreichs bringt jährlich 1800 Millionen Nettoertrag, ist nun ein Drittel davon im Pacht, so beträgt die Abzugssumme 200 Millionen ($33\frac{1}{3}$ Proc.); von den Hypothekarschulden, die zu 8, 12, ja 14 Milliarden angegeben werden, zahlen etwa $4\frac{1}{2}$ Milliarden Zinsen, 225 Mill. Fr. jährlich, macht 41—42 Millionen Einkommensteuer. Die Staatsrenten sollen 58 Millionen abwerfen, die industriellen Actien 20 Millionen; Summa Summarum 320 Millionen, statt 3000 Millionen, oder ein Zehntel der Proudhon'schen Erwartungen! Von Gehalten, Löhnen, Pensionen u. s. w. ist wohlweislich keine

Rede. Wußte der Verfasser des „Eigenthums" wirklich nichts anderes und besseres auf- und beizubringen, als diese Beanstandung des Erhebungsmodus, welcher mit dem Wesen des Vorschlags durchaus nicht solidarisch sein kann? Proudhon meint, nach dreijähriger Erhebung seiner Steuer könne man die Nationalschuld abtragen, und etwa alle 50 Jahre sei das Experiment zu wiederholen! Diese Erinnerung an das Mosaische Jubeljahr verräth geradezu das Mistrauen des Verfassers in seine eigene Reformidee. Wie, der neue Credit auf Gegenseitigkeit, auf agiolosen Tausch, Product gegen Product, Dienst gegen Dienst, garantirt nur ein kurzes Aufathmen von 50 Jahren, nicht zwei Generationen, und schon wieder steht die Seisachtheia vor der Thür? Was werden die Producenten und Sparer der zweiten Generation thun, wenn noch vor ihrem Rücktritt die Resultate der Väter und ihre eigenen zur Liquidation kommen?

Denen, die mit offenem Munde vor der gleitenden Scala der Abzüge, je nach der Höhe des täglichen Einkommens, stehen blieben, erklärte Proudhon: gerade das ist die progressive Einkommensteuer, von der alle Welt wie von einer Panacee spricht. Den untersten Löhnen nehme ich nichts, den niedrigen 5, 6, 7 Proc., den obern bis zu 50 Proc. Wenn nun 3 Milliarden (Werthzeichen oder Producte?) aus der Nation verschwinden, so sinkt der Preis aller Waaren und Dienste um 25 Proc., und alle Personen, denen ich nur bis zu 20 Proc. abgezogen habe, profitiren noch bis zu 5 Proc. hinab beim Einkauf. Der Arbeiter mit 2 Fr. Salaire hat nominell nur noch 1 Fr. 90, in der That aber einen Werth = 2 Fr. 50 Cent. Nun fragen wir, was zahlt das Einkommen dem Steuerempfänger, Producte oder Werthzeichen? Werthzeichen, wie das nicht anders möglich ist? nun so werden alle Dinge um 33 Proc. im Preise steigen. Proudhon sagt: eine Quote des Nationalproducts! Wie soll aber Frankreich besser leben, wenn ein Drittel der Existenzmittel weggenommen wird? Heute kommt auf jeden Franzosen 69 Cent. per Tag und per Kopf; wo liegt die Besserung, wenn ihm 23 Cent. davon genommen werden, und er nur noch 46 Cent. behält? Ist das etwa ein Trost, daß die Einkommen von 25 Cent., nach Morogues die der ungeheuern Mehrheit, etwa auf 30 Cent. gebracht, und die Monopolrevenuen herabgesetzt werden? Macht uns Eine Armuth alle reich?

Ja, sagt Proudhon, der Ertrag der Steuer wird zum Anlagekapital, die Nationalbank, die Tauschbank, die Volksbank wird nicht nur den Discont sowie den Zins auf eine bloße Commission herabdrücken, sondern auch alle Schulden, Staatsschulden, Hypotheken, Obligationen, in Annuitäten abtragen. Wir sind bei der Bankillusion angelangt. Dieser große Hebel der Nationalproduction und bessern Vertheilung der Güter entsteht ihm entweder infolge der Drittelssteuer oder durch Einzelbeiträge, Actien, auch durch bloße Association und gegenseitige Garantie aller Creditbedürftigen. In den Procentsätzen des Proudhon'schen Disconts findet sich eine bedeutende Schwankung: während die zur Tauschbank umgewandelte Bank von Frankreich von 2—5 Proc. nehmen soll, erhebt die freie Tauschbank („Résumé der socialen Frage") provisorisch 1 Proc., die „Volksbank" vom Januar 1849 aber 2 Proc. mit einem im voraus stipulirten Minimum von 1/4 Proc. „Commission". Die tiefe Wahrheit, daß den Staats- und privilegirten Banken nicht länger das reine Fett auf der Suppe der Circulation zu belassen ist, daß der Disconto wie die Assecuranz füglich auf Gegenseitigkeit zu gründen wäre, wie die Pfandbriefe der schlesischen und galizischen Hypothekenbanken, daß die Gesammtproduction, eben weil sie alles hervorbringt, keiner Parasiten bedarf, hat ihren Weg durch Europa gemacht, und alles was seit 1848 in diesem Betracht geschehen ist, von den „Creditunionen" und den Haeck'schen Bestrebungen in Belgien an, bis zu den Schulze'schen Arbeiter-Vorschußkassen, verdankt der Proudhon'schen Theorie wenigstens seinen ersten Anstoß. Aber niemand ist noch vor der Klippe der Garantie hergekommen, niemand hat vermocht, den Credit rein persönlich zu gestalten, und selbst Proudhon würde eintretendenfalls erfahren haben, was es auf sich hat, zwei zuverlässige Garanten zu verlangen. Entweder wird der Credit dadurch ganz ungeheuer beschränkt, oder die bestfundirte Bank geht scheitern. Von der Zusammenwerfung des Handels-, Fabrik-, Hypothekar- und Ackerbaucredits in einen Topf und eine Anstalt wollen wir gar nicht reden, sie ist absolut unmöglich. Wenn endlich der Grundsatz gilt, daß jedes Bankpapier auf fertige oder angenommene Waaren- und Dienstlieferung hypothecirt sein muß, daß es ausschließlich „gemachte" oder zuverlässig entstehende Werthe repräsentirt: so beantwortet sich die Frage ganz von selbst: woher die Werthzeichen zur Rückzahlung der Hypothekar-, Obligations- und Staatsschulden, alle diese Milliarden kommen sollen? Ganz abgesehen von der andern Frage: ob die Herabsetzung des Zinsfußes um 75—90 Proc. „den Gläubigern durchaus keinen Schaden zufügt"?

Im Namen der duldenden Volksklassen selbst kann man gar nicht ernstlich genug wider die

Hypothese protestiren, als ob die Herabsetzung des Zinsfußes, natürlich oder gesetzlich, die socialen Leiden auf einen Schlag beseitige. Der Zins ist wie der Discont ein Phänomen innerhalb der Kapitalwelt; niedriger Zins und niedriger Discont bedeuten, daß Darlehne wie Vorausbezahlungen leichter zu haben sind, daß das Kapital augenblicklich in starker Proportion die Anlage meidet; daraus folgt jedoch nichts für diejenigen, welche überhaupt weder anleihen noch ihr Magazin leeren können, weil sie eben kein Kapital bekommen und kein Magazin besitzen.

Das Proletariat war so ökonomistisch geworden, hatte sich dermaßen in die Kategorie der Circulation, des Güterumlaufs vernarrt, daß es nun absolut alle Gebresten aus diesem Einen Punkte curiren wollte; als ob die lebendigste Circulation der Welt, die englische nämlich, bei aller ihrer Geschwindigkeit, nicht den Pauperismus colportirte, und als ob Nordamerika in seinen großen Seestädten nicht schon Hunger und Kummer genug beherbergte, sodaß es ohne den permanenten Abfluß auf neue Colonien im Far West längst seine Februarrevolution erlebt hätte! Auch bemerkte der Bürger Madol dem Urheber der „Tauschbank" sehr schlagend: neben der Organisation der Circulation bleibe beständig die Organisation der Werkstatt zu unternehmen. Die atomistische Idee einer Specialassociation, einer zu wachsender Absorption bestimmten Tausch- oder Volksbank gab der Verfasser noch im Gefängnisse 1851 auf, indem er in seiner „Idée générale de la révolution au 19me siècle" die Vergesellschaftung in überzeugender Beweisführung zur Höhe der integralen Gesellschaft erhob, die Association in der Societät verschwinden ließ, und so alle nothwendigen Reformen ihrer wahren Instanz, dem gesetzgebenden Souverän anheimstellte. Nicht die „Anarchie" ist anzubahnen, wir leben mitten darin, die Nationalwirthschaften liegen im unversöhnlichsten Hader mit den Civilgesetzbüchern; alle unsere Bedürfnisse schreien nach Reform des bürgerlichen Rechts. Die abstracte Ökonomie dominirt, die Codices hinken nach oder verhüllen ihr Gesicht, oder zeigen auf ihre leeren Blätter; die bestehenden Gesetze geben niemand das Recht, dessen er gerade bedürfte, und die Geldwirthschaft reitet die schwachen Palissaden lachend über den Haufen. Das Bonmot Savigny's, unsere Zeit sei nicht zur Gesetzgebung berufen, wird uns nicht länger retten.

Die Antinomie, jene Lieblingswaffe des großen Kritikers, ist leider nicht immer Instrument geblieben, sie hat, wie die Franzosen sagen, auf sein Wesen abgefärbt, und je nach Ausgangspunkt und Zweck der Debatte, hält er die richtige Mitte zwischen Routine und Utopie, zwischen Erhalten und Umstürzen, nicht immer ein. Sehr häufig ist uns Proudhon, trotz der schärfsten Kritik des Schlendrians, als jüngster Sohn J. B. Say's erschienen, als geistreichster Missionar der „Absatzwege"; sehr häufig dehnt er den Begriff der nützlichen gesellschaftlichen Dienste über alle Gebühr aus, und gewinnt den offenbarsten Misbräuchen noch eine sogenannte positive Seite ab. So empörte er sich zwar im Jahre 1854 wider die scheußliche Stockjobberei, den Börsenschwindel, die Creditausbeutung; er stand nicht allein, selbst kaiserliche Staatsprocuratoren, wie Hr. Oskar de Vallée, erhoben sich wider die Geldwühler (Manieurs d'argent); conservative Liberale wie Hr. Eugène Forcade lösten die Bilanz des Crédit-mobilier in Dampf und Zweideutigkeit auf. Proudhon (im „Manuel du spéculateur") sagt auch keck genug: „Kein Gewinst werde mehr gemacht durch Staatsconcessionen, Commandite, Geschäfte an der Börse, im Handel, durch Pacht- oder Miethvertrag, der rein sei von Corruption, Gewaltsamkeit und Betrug; auf hundert reich gewordene Personen seien in Frankreich nicht vier gründlich rechtschaffen; die Subalternen ahmten eigentlich nur die großen «Coups» ihrer Herren nach, indem sie mit der Kasse durchgingen; der Staat zahle 40 Millionen an die Kanalactienbesitzer als Schadloshaltung für nie garantirte Profite, 661 Millionen Subvention an Eisenbahngesellschaften, deren Actienertrag bereits verassecurirt gewesen; man habe schon eine Assecuranz wider den Diebstahl vorgeschlagen, wir existirten nur noch durch die Polizei und die Gewalt."

Aber was ist denn nun die „Speculation", welche einstimmig als die Mutter aller dieser Greuel angeklagt wird? Wie beseitigen wir die Wurzel des Übels? Als Antwort tischt uns Proudhon eine neue Kategorienreihe auf, in welcher nach „Arbeit, Kapital und Circulation" auch noch die „Speculation" als gleichberechtigt auftritt. „Die Speculation ist die intellectuelle Conception der verschiedenen ökonomischen Processe." Steckt denn diese „begriffliche Auffassung" nicht in jenen Kategorien selbst, in der Arbeit, in der Kapitalanlage, im Vertriebe? Muß sie als besonderes Wesen oben über den andern schweben und sie aussaugen? Die speculirende Arbeit, Anlage, Vertreibung mag neue Werthe hervorbringen, aber doch wahrlich nicht die Speculation selbst, welche vielmehr der ewige Parasit an Arbeit, Kapital und Handel ist!

In seiner neuen Kategorienwuth ging Proudhon so weit, daß er selbst „Daily News" in Starren versetzte: Ein Block Palisander wird zu 300 Fr. gekauft; der Schnitt erweist sich als echt, ein zweiter Tischler bietet jetzt 100 Fr. mehr; das geht so fort bis ein vierter 600 Fr. zahlt. Diese Vertheilung der 300 Fr. an die ersten drei Ansteigerer nennt Proudhon „Production", während doch blos eine richtige Werthbestimmung durch Concurrenz der Nachfrage vorliegt! Ebenso soll eine Reihe von Kornspeculanten, die zur Zeit einer Hungersnoth ein Schiff im Hafen erwarten und sich gegenseitig im Preise aufbieten, „produciren"! und wenn der letzte Aufbieter zufällig eine Baisse erlebt, so soll „Werth" in seinen Händen vernichtet werden! Während ganz einfach das kaufende Bedürfniß schmählich überfordert, und ein Raub an der inländischen Production begangen wurde, ein Raub, den der letzte, unglückliche Speculant theilweise hat decken müssen!

Die Gesellschaft im großen Ganzen kennt gar keine Speculation, diese ist durchaus kein objectives Moment, sondern lediglich subjectiv, ein Verhältniß zwischen Privatwirthschaft und Privatwirthschaft, ein Element der Gütervertheilung zwischen einzelnen. Die Speculation, als besonderes Wesen für sich, als Grundlage der Theilung der Functionen in der Gesellschaft, läuft nicht in Misbräuche aus, sondern ist der Misbrauch in Person. Die Speculation ist ein gründlich böses Wesen, und es ist schon von höchst conservativer Seite die Frage aufgeworfen worden, ob die Börsen überhaupt in vernünftigen Staaten zu dulden seien, da die Börsen fast nichts anderes mehr bedeuten als ein hundert- und tausendfach vergrößertes Lotto. — Daß Proudhon kein Revolutionär in der Nationalökonomie ist, so gewaltsam er auch bisweilen theoretisirt, geht aus seinem Verhältniß zur ersten und wichtigsten aller Industrien, zum Ackerbau hervor. Es dürfte schwer sein, aus seinen sämmtlichen Schriften irgendein Bild davon zu gewinnen, wie er sich selbst den Ackerbau der Zukunft vorstellt. Bei den furchtbaren Finanzmaßregeln der „Organisation du Crédit etc." war der Ackerbau, eine Welt von 24 Millionen Menschen auf 36, förmlich ausgenommen; hier statuirte der Grimmige keinen Abzug an Lohn und Einkommen, nur die Bodenrente ward angegriffen. Die Agricultur, hieß es, muß bevortheilt werden, man muß die Flucht der Landbewohner in die großen Städte hemmen (und doch ist keine Fixirung der Löhne möglich, wenn man blos mit der Minorität operirt!). Später zieht Proudhon das sogenannte „gebaute Eigenthum" in seinen Reformplan, läßt die Häuser durch die Wohlfeilheit des Kapitals billig werden, legt der Gemeinde die Pflicht auf, „jedem zum Kostenpreise eine Wohnung zu verschaffen". Was aber die „liegenden Gründe" betrifft, so will er an den meisten Stellen den Pachter zum Eigenthümer machen; er statuirt die Zerstückelung, Anhäufung, kurz die Mobilisation des Bodens. Dann fällt ihm ein, die Gemeinde könnte wol mit den Pächtern das Nettoproduct theilen, spricht von Ausgleichung der Unterschiede in der Qualität des Bodens vermöge des Gesammtertrags, berührt die Verpachtung durch den Staat, und läßt zuletzt den Boden oder doch dessen Rechtstitel „von Hand zu Hand wandern wie ein Fünffrankenstück" (alles in demselben Buche: „Idée générale de la révolution"). Etwas vorher, in der Schrift: „Idées révolutionnaires", 1849, hatte Proudhon ein Decret vorgeschlagen, des Inhalts: Competente Beamte taxiren den Werth alles Grundeigenthums, die Pachter tragen in Annuitäten die betreffende Summe ab, nachher fällt das Eigenthum an die Centralackerbaugesellschaft zurück, welche durch Bildung von Lokalcompagnien die Organisation des Bodenbaues unternimmt, mit Vorbehalt des Rechts der Führung für die heutigen Besitzer und Pachter. Das Decret war ausdrücklich dahin motivirt, „dem Elende der Meierei (Métayage), den Zufälligkeiten der kleinen Cultur und der Willkür der Routine abzuhelfen". Das war wenigstens zu verstehen; im „Manuel du spéculateur" fällt er dagegen wieder ganz auf seinen städtisch-industriellen Standpunkt zurück, erblickt das Heil in den Handwerksassociationen, in den cooperative societies der Möbelschreiner, Feilenschmiede, Stellmacher, Leistenschneider, Brillenschleifer, Lackmaler, Graveure, Bürstenmacher, Blechschmiede u. s. w., „wo alle Arbeiter, anstatt für einen Unternehmer zu arbeiten, der sie abzahlt und ihr Product behält, angesehen werden, als ob sie füreinander arbeiteten, und so zu einem Product zusammenwirken, dessen Profit (warum nicht Werth?) sie theilen". Diese enge Mutualität innerhalb einer Werkstatt soll sich dann zur Mutualität der vielen Werkstätten ausdehnen, und so „eine Form der Civilisation geschaffen werden, die unter allen Gesichtspunkten politisch, ökonomisch, ästhetisch, gänzlich verschieden sein wird von den frühern Civilisationen; wo nicht mehr sein werden Diebstahl, Erpressung, Betrug, Parasitismus, Nepotismus, Agiotage u. s. w., sondern überall das Recht". Die städtische Industrie, die Manufactur, welche das Rohmaterial und Halbfabrikat ausmünzt, oben am Ende der Production steht, soll durch Compagniegeschäfte, bei denen jede Gesellschaft

ihren „Profit" theilt, eine neue Civilisation hervorbringen — bescheidenes Proletariat! Nirgends ist die Einwirkung der Ereignisse seit 1851 sichtbarer als in dieser rührenden Amendirung.

„Der Pacht und die Miethe werden früher oder später in das System hineingezogen werden, die Bewegung trachtet sich zu verallgemeinern, das Grundeigenthum und die Ackerbauindustrie in ihre Kreise zu ziehen." ... „Die Confiscationen und Expulsionen aus Gründen des öffentlichen Nutzens haben die Achtung vor dem Grundeigenthum zerstört." Ist das nicht wie das fernab murrende Donnern eines Gewitters, dessen verticale Blitze einst hießen: „Das Eigenthum ist der Diebstahl?" Man war auf Consequenzen gefaßt, wie: Die Gesellschaft kauft allen Grundbesitz zum niedrigsten Amortisationszinsfuße zurück und organisirt den Ackerbau wissenschaftlich, und nun erfährt man, daß einzelne Handwerke Compagniegeschäfte etabliren sollen!

Nicht nur seinen eigenen frühern Thesen gegenüber ist das militirende Proletariat matt geworden — spricht es doch jetzt von „ewigen Gesetzen der Ökonomie", und meint damit die Doctrin des Machen= und Geschehenlassens, die sich erst seit 60 Jahren am Herkommen zerplagt — auch angesichts der bestgesicherten statistischen Resultate erscheint sein social=ökonomischer Calcul als äußerst gutmüthig, fast als harmlos. Die Kritik muß dem Proletariat mit der Zeit einwerfen: Wenn es nicht schlimmer wäre! Hr. Angelo Tedesco hatte die Summe aller an der pariser Börse cotirten Kapitalwerthe, von der Staatsschuld bis zu den letzten Actien, auf 19½ Milliarde berechnet. Proudhon bringt mit den nichtofficiellen Werthen und 8 Milliarden Hypothekarschulden 30 Milliarden heraus; zu 6 Proc. Zinsen macht das 1800 Millionen Jahresertrag; mit 1200 Millionen Nettobudget und 1000 Millionen für Miethe und Pacht, die nicht von der Hypothek verschlungen werden, zusammen 4 Milliarden, bei einer Jahresproduction von 9 Milliarden. Vier Milliarden „Tribut" ließen demnach 5 Milliarden für die Arbeit zurück, mehr als die Hälfte des Jahresertrags! Glückliches Frankreich, wo der Arbeiter fast 56 Proc. seiner Arbeitswerthe erhielte, während ein Drittel oder 33 Proc. das Höchste ist, was angenommen werden kann!*) Hr. Moreau de Jonnès, der officielle französische Statistiker, gibt für 1850 jedem Kopf der arbeitenden Bevölkerung seines Landes 43 Cent., der Familie zu 4½ Kopf, 1 Fr. 93 Cent. täglich, macht aufs Jahr 4680,000000 Fr. Diese Rechnung ist falsch, der Kopf der Arbeiterbevölkerung erhält nicht 43 Cent.; sie ist falsch, selbst wenn wir die 1200 Mill. Fr. Nettobudget blos den Arbeitern in Abzug bringen; die französische Arbeit bekommt nicht einmal 3480,000000 Fr. Aber Hr. Moreau träumt auch von 16½ Milliarde Gesammtertrag; und nun stellt sich die Proportionalzahl allerdings viel verständiger heraus: 4680,000000 : 16500,000000 : : 28 : 100; 3480,000000 : 16500,000000 : : 22 : 100. Zwischen 28 und 22 Proc. ist der mittlere Durchschnitt 25 Proc. für den Arbeiter!

Proudhon verkennt das Wesen der Grundrente abermals gänzlich, wenn er von den 4 Milliarden „Tribut" dem Grundeigenthum 1 Milliarde zuweist. Eine Milliarde macht mit den Zinsen der Hypothekarschuld (500 Millionen) und dem Ertrag des Bergwerks= und Hohofenkapitals (40 Millionen) 1540,000000 Fr. Danach bleiben für das freie Kapital 1260,000000 Fr. übrig. So entwickelt ist die französische Industrie (bei einer vierfach so starken Landbevölkerung) nicht; was wird aber erst aus dem Verhältniß von Boden= und Kapitalertrag, wenn wir der freien Unternehmung weitere 2 Milliarden gutschreiben müssen? Verhält sich Bodenrente zu Kapitalertrag wie 1540,000000 Fr. : 3260,000000 (zusammen 4800,000000 + 1200,000000 Steuer + 3000,000000 Arbeitslohn = 9 Milliarden)? Wer aber auf die Lohnverhältnisse einer ganzen Nation einwirken will, der darf zu allererst die Arbeit selbst nicht zersplittern, die 30 Mill. Arbeiter der Bevölkerung nicht in 6 Mill. Industrielle und 24 Mill. Agricole spalten, am allerwenigsten aber ein Experimentchen mit dem Viertel anfangen wollen, um die drei Viertel ad graecas calendas zu vertagen.

Die Abschwächung der ökonomischen Doctrin setzt sich auch in Proudhon's letztem Werke: „De la justice dans la révolution et dans l'église" (1858), fort. Hier stoßen wir zunächst auf eine neue allgemein statistische Verrechnung. Nach Achille Guillard gibt es in Frankreich 14 Mill. Ackerbauer, welche im Jahre 1846 7 Milliarden an Werth hervorbrachten, macht 500 Fr. auf den Kopf. Sechs Millionen industrieller Bevölkerung würden nach demselben Maßstabe 3 Milliarden hervorbringen, zusammen 10, oder 1 Milliarde Deficit für das Nothjahr 1846 zugegeben, 11 Milliarden, 520 Fr. auf den producirenden Kopf. Nun theilen aber

*) Vgl. die Berechnungen über die Vertheilung des belgischen Nationaleinkommens in dem Artikel: „Belgien seit 1848. Wirthschaftliche Entwickelung und socialer Zustand", im zweiten Bande dieses Werks, S. 305—323.

12 Millionen Kinder und Greise und 4 Millionen „Unproductiver“ mit, sodaß auf den Kopf der Bevölkerung kommen 306 Fr., auf die Familie zu fünf Köpfen 407 Thlr. preuß. Das ist, selbst im Durchschnitt, der für keine wirkliche Familie gutspricht, kläglich. Um zu helfen, schlägt Proudhon vor, die 4 Millionen „Unproductiver“, von denen sehr viele doch nützliche, ja unentbehrliche Dienste leisten, productiv zu machen, was, zu 520 Fr. den Kopf, einen jährlichen Zuwachs von 2,200000 Fr. ergeben würde. Sodann soll die Arbeit überhaupt um 25 Proc. productiver gemacht werden, man weiß nicht wodurch, was die Gesammtproduction auf $16^1/_2$ Milliarden (die Angabe des Hrn. Moreau) erhübe. Nach diesem bescheidenen Ideal der Massen selbst erhielte dann jede französische Familie 6 Fr. 30 Cent. per Tag, 613 Thlr. preuß. im Jahre. Leider müßte, nur um dieses Ideal zu verwirklichen, das ganze Problem des 19. Jahrhunderts gelöst — woher sonst die 25 Proc. Mehrproduct — und die ganze Vertheilung des Einkommens gewaltsam verändert werden!

Die 520 Fr. durchschnittlicher Personalertrag, die sich wieder durchschnittlich auf 306 Fr. für den Producenten reduciren, sind nämlich reine Chimäre, abstracte Durchschnittszahl. Es arbeiten gar nicht 20 Millionen Menschen, und die starke Hälfte der wirklichen Thätigkeit ist Kraftverschleuderung. Der moderne Mensch in Frankreich führt den ältesten Pflug, er thut Hackarbeit, wo die Mechanik im großen operiren sollte, die Felder sind drei-, vier-, zehn-, zwanzigmal zu klein; 150 Tage Arbeit, statt 300; in der städtischen Industrie elende Stückarbeit, todte Jahreszeit von zwei, drei, vier Monaten im Jahre; Stockung der Production durch Krieg und Kriegsgeschrei; mangelnder Export, Krisen aller Art. Das heutige Frankreich wird vielleicht von nicht mehr als 8 Millionen „Händen“ ernährt und gekleidet, und wenn 11 Milliarden hervorgebracht werden, so theilen sich die 8 Millionen Hände höchstens in 3 Milliarden. Die 8 Millionen Hände repräsentiren etwa 6—7 Millionen Familien (zu vier bis fünf Köpfen, auf 30 Millionen Arbeitsbevölkerung), und selbst Hr. Dupin gibt der Arbeiterfamilie nicht mehr als 500 Fr., was mit 6 Millionen multiplicirt 3 Milliarden ausmacht. Der Rest von 8 Milliarden wird auf 6 Millionen Rentner, Pensionäre, Beamte, liberale Professionisten, Bettler, Kranke, Gebrechliche, Prostituirte und Gefangene vertheilt, was in dem verführerischen Durchschnitt wiederum 6665 Fr. Jahreseinkommen ergäbe, träten nicht auch hier wieder die schroffsten Unterschiede hervor. Allerhöchstens 200000 Familien in Frankreich sind „reich“, eine Million „glücklicher Seelen“. Da nun im Schose der Armuth die Abstände nicht minder schroff sind, so bietet Frankreich folgendes statistische Bild dar: Die ungeheuere Mehrheit der Familien hat von Null bis 500 Fr. Einkommen; die ungeheuere Mehrheit der Minderheit von 500—6665 Fr.; die winzige Minderheit der Minderheit von 6665 — 100000 Fr., 1 Mill., 25 Mill. Fr. Es gibt keinen einsichtsvollen Staatsmann auf der Welt, dem die Haare bei solchen Zuständen nicht zu Berge ständen; aber entweder haben die Staatsmänner keine Haare mehr, oder die Einsicht ist abhanden gekommen. Was sollen jetzt ein paar städtische Compagniegeschäfte auf gemeinsamen Profit der Arbeiter? Was sollen ein paar Credit- oder Vorschußkassen?

Es ist zum andern male von der Grundrente die Rede. Der Kritiker des Eigenthums kennt jetzt plötzlich mit dem ältesten Katechismus der Nationalökonomie dreierlei Ansprüche an den Reinertrag dieser Gütererzeugung: zuerst kommt die „Arbeit“, dann die „Natur oder in deren Namen die Grundbesitzer“, dann der Staat oder die „Gesellschaft“. Diese Eigenthümer aber, die namens der Natur fordern, werden mir nichts dir nichts gestrichen, die Rente soll zwischen dem Arbeiter, d. h. dem Pachter und dem Staate getheilt werden, 50 Proc. Grundsteuer! Früher waren die 45 Cent. Additionalsteuer zu viel! Da der „Arbeiter“ nun der Pächter, der Unternehmer ist, so scheint die Lohnfrage beseitigt, durch die bekannte Concurrenz der Nachfrage und des Angebots erledigt zu sein. Ja, das Proletariat widersetzt sich schließlich in aller Form der Erhöhung des Salaire! „Der Unternehmer besitzt tausend Mittel, sich diesem anormalen Druck zu entziehen“; „die Erhöhung des Salaire, verbunden mit der Verminderung der Arbeit, der Anwendung der Maschinen, der Zerstückelung der Arbeitsfunctionen ist ein vierfacher Widerspruch“; „das Salaire des Arbeiters gleicht sich mehr und mehr mit dem Werthe seiner Dienste aus“. Dann freilich ist jede Kritik unnöthig, völlig überflüssig; denn die Salairefrage ist die ganze ökonomische Frage, um das Verhältniß von Lohn zu Product schwingen der Pauperismus, das Proletariat, die Criminalität, die Übervölkerung, der Krieg, die Wahlgesetzgebung und alle Verfassungen wie um ihre Sonne herum. Le salaire du travailleur tend à se mettre de niveau avec son service, damit nimmt das Proletariat seinen Abschied von der Bühne, und die Debatte gehört nur noch den moralisch-politischen Interessen.

Wir würden dem geistreichen und muthigen Verfasser der „Justice dans la révolution“

unrecht thun, wenn wir nicht hinzufügten, daß die Ökonomie ihm diesmal Nebensache gewesen ist, daß er hauptsächlich auf Gründung einer menschlichen Ethik aus war, die der religiösen Voraussetzung entbehre. Das Buch ist die Construction eines Systems praktischer Philosophie, das vom Selbstbewußtsein und dessen Inhalt ausgeht. Proudhon nennt diesen Inhalt die „Gerechtigkeit", subjectiv und objectiv. „Unsere Würde empfinden und behaupten, zuerst in allem, was uns eigenthümlich ist, sodann in der Person des Nächsten, und zwar ohne egoistische Motive, ohne Rücksicht auf die Gottheit oder auf die Gemeinschaft: das ist das Recht. Bei jeder Gelegenheit bereit sein, mit Energie, und nöthigenfalls gegen sich selbst, die Vertheidigung dieser Würde zu übernehmen: das ist die Gerechtigkeit. Diese Gerechtigkeit ist keine bloße Idee, sie ist real in uns, sie ist die wesentlich sociale Eigenschaft. Die Gerechtigkeit ist die spontan empfundene und gegenseitig verbürgte Achtung vor der Würde des Menschen, in welcher Person und unter welchen Umständen sie sich immer compromittirt finde, welchen Gefahren uns ihre Vertheidigung immer aussetze." Wenn die Gerechtigkeit in uns „real" wäre, so müßte der Greuel von Ungerechtigkeit, der uns überschwemmt, eitel „Schein" sein. Das Gegentheil würde die Gerechtigkeit compromittiren. Es wird daher mit der Gerechtigkeit wol sein, wie mit dem Kantischen Imperativ, mit dem Wollen des Vernünftigen; wir haben die Anlage dazu in uns, wir sind κατὰ δύναμιν gerecht, und wie Schiller, der liebenswürdigste aller Philosophen, diese Anlage zur Vernunft durch die „ästhetische Erziehung" ausbildete, so wäre unser Gerechtigkeitstrieb durch ökonomische Erziehung in die Erscheinung zu rufen. Wie wir durch die wundersame Vereinigung von Begriff und Form, von Idee und Stoff spielend zur geistigen Autonomie geführt werden: so muß uns die objective Ausgleichung von Thätigkeit und Resultat, Arbeit und Lohn, Ausgabe und Einnahme zur Erfassung und Ausübung der Gerechtigkeit hinleiten. Die absoluten Principien, aus der Pistole geschossen, sind eben verschossenes Pulver.

Abstract wie das Princip des Systems selbst, ist auch dessen historische Begründung. Wir haben allen Respect vor der ersten Französischen Revolution, wir werden nie vergessen, was Europa ihr schuldet; wenn aber Proudhon sein eigenes absolutes System, das er dem Absolutismus der katholischen Kirche entgegensetzen will, einzig aus der Bewegung von 1789 zu ziehen vorgibt, wenn er in der Revolution „die Gleichheit der gesellschaftlichen Functionen, die Äquivalenz der Producte und Dienste" formulirt findet; wenn er sagt, 1789 habe die Bankokratie und das Proletariat abgeschafft: so ist das offenbare Hallucination, da die Revolution gerade diese Fragen allererst aufgebracht hat. Proudhon brauchte sich wahrlich nicht 20 Jahre lang an der Stellung von Problemen abzumühen, welche 50 Jahre vorher gelöst worden wären! Die Befreiung der Menschheit von dem absoluten System des Mittelalters ist ein langer und langwieriger Act, der jetzt schon 350 Jahre gedauert hat; jede Epoche hat das Ihrige an dem Werke gethan. Nur durch Anerkennung dieses Standpunktes kommt man auf die richtige Bahn, und wird davor bewahrt, z. B. Rabelais über Luther, Zwingli und Calvin zu setzen; als Philosoph der „Gerechtigkeit" die Gerechtigkeit wider die deutsche Philosophie zu vergessen, zu behaupten, Kant sei noch nicht bis zur Realität der Idee durchgedrungen (als ob die „Gerechtigkeit" aus dem Sollen herauskäme!): bei Fichte zu fragen, „ob es ärgere Renommisten gebe als die deutschen Philosophen"? (Fichte sagt so gründlich wie Proudhon: „Es gilt einen Willen zu finden, der nothwendig der Ausdruck des gemeinschaftlichen Willens sei, in welchem Privat- und allgemeiner Wille sich synthetisch vereinigen"); Hegel des „Absolutismus" zu zeihen wie Spinoza (während bei Hegel nichts absolut ist als die Entwickelung und das Recht zur Weiterbildung). Proudhon bewährt sich auch in diesem Buche wieder als furchtbarer Antagonist, was immer noch nicht den großen Kritiker ausmacht. Er ist unübertrefflich in der Zerbröckelung und Zerschmeißung des nächsten Gegensatzes, der Antithese in einer gegebenen Kategorie; aber etwas anderes ist die umsichtige Erfassung der ganzen Reihe, die Abwägung aller Momente, um zum klaren, allgerechten Schlusse zu kommen.

In seinem letzten großen Werke übt Proudhon auch zum ersten male literarische Kritik, geht auf schönwissenschaftliche Gegenstände ein, und hat wie in allen andern Materien die ungewöhnlichsten, oft auch die seltsamsten Maßstäbe angelegt. Verstände er deutsch, so würde ihm unfehlbar das Ringen von Lessing's Säuberung bis zu Goethe's Faustapotheose als ästhetische Reihe erschienen sein; er würde die Serienbildung in jedem Schiller'schen Drama enthusiastisch gefeiert haben. Nun aber geht den romanischen Literaturen der Idealismus ab, der mit der philosophischen Speculation parallel läuft; das Beste in ihnen ist der epikurisch-kritische Protest wider das Säulenheiligthum und die Weltentfremdung, ein wesentlich auflösendes Element, das mit Rabelais anfängt. Und so ist es gekommen, daß der französische Fichte in der schönen

Literatur realistisch auftritt, daß seine Lieblingshelden heißen: Pantagruel, der rasende Roland, Don Quixote, Gil Blas, Candide, theilweise die Pucelle. Dante dagegen ist ihm ein Theolog, Milton ein Messianist wie Klopstock, Shakspeare ist nicht erwähnt, Schiller mit keiner Silbe genannt, und Goethe, trotz „Wilhelm Meister" und „Faust" findet keine Stätte im Buche der „Gerechtigkeit"! Virgil steht über Homer, wie Béranger über Horaz! Die französische Sprache ist die erste der Welt, der Quatrain die höchste Form der Poesie! Und solche epigrammatische Ungeheuerlichkeiten kommen von einem Hochburgunder, der sich einbildet, ein reiner Celte oder Gallier zu sein, während sein ganzes Wesen deutsch gedanklich ist und wie stärkste Weinhefe auf die celtische Masse wirkt. Wer macht hier Epigramme und auf wen?

Lassen wir das. Die ethischen Ausführungen Proudhon's über Liebe, Ehe und Familie sind wie der Prophetenfluch über die Verworfenheit Judas; seine Vernichtungsschläge auf die Prostitutionstheorien einer George Sand, auf den sentimentalen Materialismus des Hrn. von Lamartine, sind wohlthuend für unser Geschlecht; seine Blitze, in die verpestete Atmosphäre geschleudert, wirken reinigend, herstellend. Sein glänzender Nachweis der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung ist die absolute Antithese wider den Materialismus unter beiderlei Gestalt. Jetzt begreifen wir, wie der räthselvolle Übergang von heidnischer Frivolität und Lascivität zu dem furchtbaren Ernste christlicher Entsagung historisch möglich war; so müssen die Apostel gepredigt haben! Wenn unsere Sphären von Stockjobbern und Phrynen, von Parvenus und Loretten, von Verkäuflichkeit, Captation und Niedertracht, von frommen Verbrechen und servilem Cultus des Erfolgs, von Egoismus und Lumperei „im Genusse nach Begier verschmachten", so verachtet der Proudhon'sche Mensch die Begier. Leicht ist den Sterblichen wenigstens die Ökonomie ihres Daseins nicht gemacht worden, lax ist diese Moral wahrlich nicht!

Und ein Mann, der auf 1800 Seiten der Partei des Mittelalters nachweist, daß die Verkehrung der Sitte, die Erbärmlichkeit von Liebe, Ehe, Staat, Justiz, Literatur und Kunst, der directe Ausfluß ihres Systems sind, daß die jesuitisch gepflegte Moral geradezu unmoralisch, das Gegentheil jeder Ethik ist: ein solcher Mann wird von derselben unmoralischen Moral wegen Unmoral angeklagt und verurtheilt — zu drei Jahren Gefängniß, 4000 Fr. Geldbuße, Vernichtung der noch übrigen Exemplare — „wegen Verletzung der religiösen Moral!" Kein öffentlicher Ankläger, kein Richter, kein Mitglied der Klerisei wäre im Stande, unter dem Richtscheit eines Denkers zu bestehen, dessen ganzes Leben spiegelblank daliegt, der in allen Lebenslagen, in der tiefsten Verborgenheit wie im wildesten Getümmel der Agora stets der Gerechte, der Unbestechliche, persönlich der Mildeste war. Wie Proudhon ein Ökonom ist, der nie von etwas anderm gelebt hat als von seiner Arbeit, ein Repräsentant, der niemals an sich selbst dachte; so ist er ein Ethiker, der das wandelnde Musterbild seines Systems vorstellt, und von dem man bei aller großartigen Bedeutsamkeit in aller Zukunft wird sagen müssen: Er selbst war noch mehr als seine Bücher, er war ganz, widerspruchslos, ein Mann mit einem Wort.

Das französische Massenbewußtsein in seinem idealsten Ausdrucke aber, wohin ist es gelangt? Das moralische Bedürfniß nach einer Ehrenrettung Frankreichs zieht der wirthschaftlichen Kritik den Stachel aus, lullt sie in Versöhnungsträume. So wahr ist es, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt. Stellen wir die Sittlichkeit wieder her, zuerst in unserer eigenen Brust, dadurch in der Familie, in der Gemeinde, endlich im Staate: so wird uns solches alles zufallen. Frankreich ist todkrank, es verträgt kein Weizenbrot mehr, nicht einmal Bouillon, geben wir ihm Quintessenz, Lebenselixir, ethischen Äther ein! Was die Politik, die Constitution, die Organisation der Souveränetät betrifft, so wollen wir einstweilen den Moses, den Justinian, die „Sonntagsfeier" und die „Schöpfung der Ordnung" auf sich beruhen lassen, und vorläufig nicht höher schwören als bei dem — Herzog von Orleans! Seltsame Phänomenologie! seltsamste Abschwächung des Pathos! allerseltsamster Schluß einer titanischen Epopöe!

Graf Schwerin-Putzar,

preußischer Minister des Innern.

Es gibt in Preußen kaum einen zweiten Mann, dessen Name mit der constitutionellen Entwickelung des Landes in so enger Verbindung stände wie der des Grafen Schwerin-Putzar. In den vierziger Jahren schon sehen wir den Grafen in den damaligen ständischen Versammlungen mit Eifer und Entschiedenheit auf ein constitutionelles System hinstreben. Nach dem Jahre

1848 ist sein Name, in den mancherlei Kämpfen, welche der plötzlich eingetretene Umschwung der Dinge im Gefolge hatte, gewissermaßen als der parlamentarische Mittelpunkt für die Umgestaltung der Dinge im Innern zu betrachten. Es bedurfte darum nicht erst der jüngst erfolgten Ernennung des Grafen Schwerin zum Minister des Innern, um ihm einen ehrenvollen Platz in der neuern Geschichte Preußens zu sichern. Diese Ernennung eröffnet ihm aber eine Laufbahn, die unter günstigen Verhältnissen die segensreichsten Folgen für die spätere Zukunft Preußens nach sich ziehen kann. Ueber einen politischen Charakter von so fleckenloser Vergangenheit und solcher Durchsichtigkeit, wie der des Grafen ist, können keine Zweifel obwalten: seine bisherige Wirksamkeit, die klar vor aller Welt Augen liegt, ist auch sein Programm, und die sicherste Bürgschaft für den Charakter und den Geist seiner neuen amtlichen Thätigkeit bringt er in sich selbst mit. Bestimmter hätte es der Prinz-Regent unmöglich ausdrücken können, daß es ihm um die Consolidirung und den schließlichen Ausbau des verfassungsmäßigen Lebens in Preußen redlich zu thun sei, als durch die Ernennung des Grafen Schwerin zum Minister des Innern.

Maximilian Heinrich Karl Anton Ernst Graf von Schwerin-Putzar wurde geboren am 30. Dec. 1804 in Boldekow, einem in Pommern gelegenen Familiengute. Er studirte die Rechte auf den Universitäten zu Heidelberg und zu Berlin und war dann, wie dies in Preußen gewöhnlich, einige Jahre bei dem Oberlandesgericht und der Regierung zu Stettin als Referendar thätig. Im Jahre 1833 wurde er von den Ständen des anklamer Kreises zum Landrath erwählt. Vom Jahre 1840 an war er Mitglied des Provinziallandtags von Pommern, und seit dem Jahre 1842 Director des vorpommerischen Departements des Landschaftlichen Creditsystems. Im Jahre 1846 wirkte Graf Schwerin als Mitglied der evangelischen Generalsynode zu Berlin. Wäre die Richtung, welche der Graf hier entschieden mit vertrat, zur Geltung und Ausführung gekommen, so würde den vielen Wirren und Unzuträglichkeiten, unter welchen die evangelische Landeskirche in Preußen in den letzten zehn Jahren zu leiden hatte, vorgebeugt worden sein. Aber weder die freie Gemeindeverfassung, welche die Synode ausgearbeitet hatte, noch die andern Resultate der Verhandlungen kamen zur Ausführung. Es erschien sodann das Patent vom 3. Febr. 1847, die Bildung des Vereinigten Landtags betreffend. Als Vertreter der Ritterschaft des anklamer Kreises nahm Graf Schwerin auch an dieser wichtigen Versammlung theil. Er erkannte, daß das Patent vom 3. Febr. nicht genüge für das, was die innere Entwickelung Preußens erfordere, und was die Nation zu begehren auch berechtigt war. Schon in der ersten Sitzung der vereinigten Curien stellte er daher den Antrag, in einer an den König zu richtenden Adresse den Dank auszusprechen für die aus königlicher Machtvollkommenheit hervorgegangene Schöpfung eines allgemeinen ständischen Organs in dem Vereinigten Landtage, wodurch langgehegte Wünsche der Nation erfüllt seien; „zugleich aber auch in dieser Adresse die ehrerbietigen Bedenken nicht zurückzuhalten, die sich, von dem Gesichtspunkte des Rechts und der Garantien aus, die durch die frühere Gesetzgebung, namentlich durch das Gesetz vom 14. Jan. 1820, dem Volke und den Staatsgläubigern gewährt worden, gegen mehrere Bestimmungen des Patents und der Verordnungen vom 3. Febr. aufdrängen müssen". Die Versammlung erhob diesen Antrag zum Beschlusse. Dieser einzige Schritt charakterisirt vollkommen die politische Stellung, welche der Graf schon in jener vormärzlichen Versammlung einnahm.

Es kam das Jahr 1848 mit seinen Stürmen, welche in den Märzvorgängen das alte System vollends umstürzten. Am 19. März wurde dem Grafen Schwerin vom Könige das Cultusministerium in der Verwaltung Camphausen's übertragen, aus welcher Stellung er jedoch, zugleich mit den übrigen Mitgliedern dieses Ministeriums, schon am 13. Juni desselben Jahres wieder schied. Darauf trat Graf Schwerin, infolge der Wahl des schlawer Kreises in Hinterpommern, in die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. ein. In dieser Versammlung gehörte er zu der kleinen Minorität, welche die Verfassung nur im Wege der Vereinbarung für factisch und rechtlich möglich erachtete. Als die Nationalversammlung im Frühjahr 1849 den Beschluß faßte, das Verfassungswerk selbständig zu Ende zu führen, erklärte Graf Schwerin durch Schreiben an den Präsidenten vom 3. Mai formell seinen Austritt. Vom Jahre 1849 an war der Graf sodann, bis zu seiner Ernennung zum Minister des Innern, Mitglied der preußischen Zweiten Kammer, resp. des Abgeordnetenhauses, und zwar ununterbrochen als Vertreter des aus den landräthlichen Kreisen Anklam, Demmin, Ukermünde und Usedom-Wollin bestehenden Wahlkreises. Während der beiden Legislaturperioden von 1849—52 und 1852—55 war er Präsident der Versammlung. Über die Umsicht, die Unparteilichkeit

und den musterhaften Takt, mit welchem er diesem schwierigen Amte vorzustehen wußte, herrscht auch unter den politischen Gegnern des Grafen nur Eine Stimme.

Was die politische Stellung des Grafen während dieser Zeit betrifft, so steht dieselbe im engsten Zusammenhange mit den verschiedenen Phasen, welche das preußische Verfassungsleben in jenen Jahren durchzumachen hatte. Lassen wir darüber den Grafen aus seiner im Jahre 1858 an seine Wähler gerichteten Schrift selbst sprechen: „Als nach den Stürmen der Revolution des Jahres 1848 Regierung und Volksvertretung in gemeinsamer Arbeit daran gegangen waren, aus der im Drange der Zeit octroyirten Verfassung dasjenige auszuscheiden, was als mit den Lebensbedingungen Preußens nicht vereinbar betrachtet werden dürfe, und lediglich seinen Ursprung zurückführen konnte auf die trübe Quelle der revolutionären Erregtheit der Zeit, dagegen sorgfältig alles dasjenige zu erhalten, was als Product der ganzen Geschichte Preußens der neuen Form des Staatslebens als Grundlage dienen könne und müsse — da war es vorzugsweise die Organisation der Gemeinde, auf die das Augenmerk sich richtete. Die Erkenntniß, daß durch die preußische Gesetzgebung von 1807—11 mit dem Feudalismus definitiv und auf immer gebrochen sei, und daß, da die ländlichen Gemeindeverfassungen in den östlichen Provinzen ihre wesentlichen Wurzeln noch in dem frühern Abhängigkeits- und Unterthänigkeitsverhältnisse gehabt, diese Incongruität aber unzweifelhaft mitgewirkt zu den beklagenswerthen Ereignissen des Jahres 1848, war der Grund gewesen, daß nicht nur bei der Revision der Verfassung diejenigen Bestimmungen unangetastet geblieben waren, in denen die Garantien für den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnungen, sowie eine den frühern Gesetzen gemäße Fortbildung der Agrarverhältnisse und der Befreiung des Eigenthums enthalten waren, sondern es hatten im Jahre 1850 auch schon Regierung und Kammern Hand ans Werk gelegt. Die Gemeindeordnung vom 11. März 1850 ward als Gesetz publicirt und ihre Einführung begonnen. Noch heute bin ich der Überzeugung, daß dies Gesetz mit den sich daran schließenden Kreis- und Provinzialordnungen auf gesunden Principien beruht und seine Durchführung, trotz mannichfacher Inconvenienzen, die sich im Anfange darboten, segensreich gewirkt haben würde ... Die Regierung lenkte aber plötzlich in andere Bahnen ein; unter der Devise «Bruch mit der Revolution» begann im Jahre 1852 ein heftiger und anhaltender Kampf mit der Volksvertretung, zunächst um Wiederaufhebung der Gemeindeordnung vom 11. März 1850, dann um Beseitigung des Artikels 105 der Verfassung, der eine auf freier Wahl der Beamten und Vertreter und auf Selbstverwaltung der eigenen Angelegenheiten, mit Einschluß der Ortspolizei, basirende Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung garantirte. Die Städte der östlichen Provinzen erhielten neue Ordnungen, in denen der freie Geist, der in der großen Schöpfung des Frhrn. von Stein wehte und zum großen Theil in die Ordnungen von 1850 übergegangen war, vielfach beschränkt ist durch centralisirende und bureaukratisirende Tendenzen." Hierin sind die verschiedenen Stellungen des Grafen Schwerin zum preußischen Verfassungswerk und namentlich sein Verhalten zur ministeriellen Politik ausgesprochen.

Trotz des parlamentarischen Widerstandes, welchen der Graf von Schwerin und seine Freunde der reactionären Tendenz des Ministeriums Manteuffel-Westphalen entgegensetzten, nahm doch die von der sogenannten Kreuzzeitungspartei gehobene und getragene Reaction in allen Zweigen des Staatslebens immermehr ihren Fortgang. Es entwickelte sich eine Polizeiwirthschaft im Lande, wie es in Preußen noch nie erlebt worden. Jeder Misliebige hatte den Zorn, die Rücksichtslosigkeit der herrschenden Partei zu fühlen. Die „gute Gesinnung", die gefordert wurde, war ganz besonderer Art. Die Gesetze wurden gewaltsam interpretirt, so oder so, wie es dem augenblicklichen Zweck zusagte, und das freie Wort mußte unterdrückt bleiben, wenn der Verleger oder Buchdrucker sich nicht der Gefahr einer Concessionsentziehung aussetzen wollte. Unter solchen Verhältnissen geschahen die Vorbereitungen zu den Wahlen für die Legislaturperiode von 1856—58. Wie bei diesen Wahlen das freie Wahlrecht beschränkt, welche Mittel seitens der Regierung in Bewegung gesetzt wurden, um eine Kammer nach ihrem Sinne zu erhalten und einen wahren Ausdruck der Landesgesinnung aus dem Abgeordnetenhause fern zu halten, ist genugsam bekannt. So kam denn, in ihrer großen Mehrheit, eine Kreuzzeitungskammer zu Stande, in welcher diejenigen Wahlkreise, welche trotz ministerieller Manöver und Einschüchterungen ihre Wahl dennoch frei und unabhängig getroffen hatten, natürlich die kleine Minorität bildeten. Zu dieser Minorität der Abgeordneten gehörte auch der Graf Schwerin, der, wie er schon früher den reactionären Tendenzen der Regierung entschieden entgegengetreten war, nunmehr die Spitze der Opposition

gegen die Regierung bildete und gegen jene Partei, die keck genug war, sich für die wahre Vertretung des Landes auszugeben. An den damals von dem Grafen Schwerin gestellten Antrag auf Untersuchung der seitens der Regierung bei den Wahlen vorgekommenen Misbräuche brauchen wir nur zu erinnern. Zwei Tage dauerte der parlamentarische Kampf, der äußerlich natürlich mit Übergang zur Tagesordnung enden mußte, denn die Kreuzzeitungsmajorität stand zum Votiren bereit. Innerlich, in der Sache selbst, war der Sieg aber dennoch auf der Seite des Grafen; denn das Land hatte nun erfahren, wie die Regierung zu Werke gegangen — und darauf kam es in der Hauptsache schließlich doch nur an. Bei dieser Gelegenheit hörte man unter andern auch mit Erstaunen, wie die Behörde, um den Grafen in seinem bisherigen Wahlkreise zu verdächtigen und seine Wiederwahl zu hintertreiben, ihn den Wählern als einen Mann bezeichnet hatte, dessen politisches Verhalten für Thron und Vaterland gefährlich sei! Im übrigen konnte sich die parlamentarische Thätigkeit des Grafen während dieser Legislaturperiode, der künstlich geschaffenen und dem Lande gewissermaßen aufoctroyirten Kreuzzeitungsmajorität gegenüber, natürlich nur auf Abwehr eines weitern Vordringens auf der von der Regierung betretenen Bahn, und auch das meistens ohne Erfolg, beschränken. Aber dennoch war die Wirksamkeit der Opposition in Rücksicht auf die öffentliche Meinung und deren Aufklärung nicht ohne Erfolg, und das preußische Volk bleibt den Männern, die unter den widerwärtigsten Verhältnissen und einer erdrückenden Majorität gegenüber Stand hielten und die Verfassung wie alle liberale Gesetzgebung Schritt vor Schritt vertheidigten, zum Danke verpflichtet. Dieser Muth und diese unerschütterliche Ausdauer der vom Grafen Schwerin geleiteten Minorität bilden den einzigen erfreulichen Punkt in jener traurig-düstern Zeit. Weithin tönte es ins Land, als der Graf die „kleinen Herren" von der großen Majorität zur Bezeichnung dessen, was er für seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber hielt, an das „noblesse oblige" erinnerte, und ebenso sehr war es aus dem Sinne des Volkes gesprochen, als er denselben „kleinen" und sonstigen Herren warnend zurief, daß sie, wenn sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch etwas bedeuten wollten, zunächst und vor allem das Junkerthum über Bord zu werfen hätten. Diese beiden Aussprüche charakterisiren den ganzen Mann.

Es wird indeß der Bemerkung kaum bedürfen, daß die Opposition des Grafen von Schwerin und der übrigen patriotischen Männer, welche mit ihm gingen, nicht auf dem Grundsatze beruhte, eine systematische Opposition zu machen, sondern daß diese Opposition lediglich gegen die unglückseligen Tendenzen der gerade herrschenden Partei und ihres Anhangs gerichtet war. Wenn es sich nicht um die Vertheidigung der Verfassung oder um die Abwehr einer tendenziösen Gesetzgebung handelte, sondern um die materielle Entwickelung des Landes in Handel, Industrie u. s. w., dann konnte auch die Regierung auf die Unterstützung der Minorität rechnen, während in diesen Fällen nicht selten die Majorität den Ministern entgegentrat.

Die Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen im October 1858 führte im November die Entlassung des Ministeriums Manteuffel und die Einsetzung der Verwaltung Hohenzollern-Auerswald herbei. Mit der Herrschaft der Kreuzzeitungspartei, die freilich im Laufe der Jahre bis in die niedrigsten Zweige der Verwaltung einzudringen gewußt hatte, war es nun zu Ende, und für Männer wie Graf Schwerin gab es wieder Raum. Das Programm des Prinz-Regenten und seines neuen Cabinets faßte sich in den Worten zusammen: „Aufrichtiges Festhalten an der Verfassung und ungebeugtes Recht für alle!" Graf Schwerin und seine politischen Freunde hatten während ihrer parlamentarischen Opposition kein anderes Ziel verfolgt, und konnten sich nun mit vollem Gewissen dem Ministerium anschließen. Ungeachtet manche Wahlhindernisse, welche das alte Regiment zurückgelassen hatte, nicht sofort beseitigt werden konnten, ging doch jetzt aus den Neuwahlen für die Legislaturperiode von 1859—61 wieder eine wirkliche Repräsentation des Landes hervor. Graf Schwerin wurde in dem neuen Abgeordnetenhause mit großer Majorität wieder zum Präsidenten erwählt. Wie er selbst in der Rede bemerkte, mit welcher er am 14. Mai 1859 die Sitzungen des Hauses schloß, hatte diese Session, namentlich durch die alten Einflüsse und Verhältnisse, keine „fruchtreiche" gesetzgeberische Thätigkeit entfalten können, aber doch war sie keine „fruchtlose" gewesen. „Sie hat", sagt der Graf, „die Prophezeiung derer zu Schanden gemacht, welche vor und nach den Wahlen nicht laut genug rufen konnten: daß ein aus freien Wahlen hervorgegangenes Haus der Abgeordneten nicht vereinbar sei mit dem ruhigen und gesetzlichen Gange der Entwickelung in Preußen." Der Graf spricht in dieser Rede auch seine patriotische Freude aus über die Einstimmigkeit, mit welcher beide Häuser der Regierung die Mittel gewährt hatten, um allen Even=

tualitäten des österreichisch-französischen Kampfes in Italien gegenübertreten zu können. „Indem wir in unsere Heimat zurückkehren", schließt die Rede, „bleibt mir nur der Ausdruck der Hoffnung und Zuversicht, daß, wenn es der Regierung nicht gelingen sollte, einen dauernden Frieden wiederherzustellen, daß, wenn der Augenblick gekommen ist, wo das Schwert gezogen werden muß, unsere tapfere Armee vereint mit allen andern Bruderstämmen den Sieg an unsere Fahnen zu fesseln wissen wird. Wir kehren mit der Überzeugung in die Heimat zurück und werden dafür das Unsere thun, daß, wenn der Augenblick kommt, wo die Anforderungen an die Kraft der Nation gemacht werden, dann auch herrschen werde unter uns der Geist, an den der unvergeßliche König Friedrich Wilhelm III. appelliren konnte im Jahre 1813 in seinem unvergeßlichen Aufrufe «An mein Volk!»"

Schon nach einigen Wochen wurde der Graf von Schwerin unter die Männer berufen, welchen die Leitung des Staats im Sinne einer verfassungsmäßigen Politik in erster Linie anvertraut ist. An des Staatsministers Flottwell Stelle, welcher in das Cabinet Hohenzollern-Auerswald nur interimistisch eingetreten war, erfolgte am 3. Juli 1859 die Ernennung des Grafen von Schwerin zum Minister des Innern. Gewiß eröffnete sich ihm hiermit ein großartiger Wirkungskreis, den auszufüllen er vor allen andern Beruf und Talent besitzt.

Der Graf von Schwerin ist indessen, wie schon bemerkt, nicht erst durch die neuere Entwickelung der Verhältnisse, zufällig auf der Tribüne, zum Staatsmanne gemacht worden. Er hatte längst schon vor dem Jahre 1848 erkannt, was noth that, und hätte man damals dasjenige thun wollen, worauf er und die Männer von gleicher Einsicht und Gesinnung hindrangen, so würde Preußen von gewaltigen innern Stürmen und Wirren, die immer zu beklagen bleiben, verschont geblieben sein. Der Graf bringt in seine neue Amtsthätigkeit einen schon ausgeprägten und erprobten politischen Charakter mit, der sich, welche Ereignisse und Umwandelungen im Laufe des letzten Jahrzehnds auch stattgefunden haben, nach Gesinnung und Überzeugung im ganzen und großen nicht verändert hat. Was er ehedem wollte, will er auch jetzt noch. Er ist der deutsche Patriot und der wahrhaft preußische Mann geblieben, der, auf der Höhe der Zeit stehend, wohl erkennt, daß die Macht und Größe des Vaterlandes im letzten Grunde nur auf dem Selbstbewußtsein und der Selbstthätigkeit des Volkes beruht, die wiederum ohne freie Institutionen nicht möglich sind. In allen seinen politischen Reden erkennt der Graf von Schwerin die freie politische Gemeinde, mit möglichst ausgedehnter Selbstverwaltung und Selbstregierung, als die Grundlage an, auf welcher allein die Kreis-, Bezirks- und Provinzialverwaltung weiter aufgebaut werden muß. Diese seine Überzeugung deutet auch die praktischen Zielpunkte an, welche er in seiner Thätigkeit als Minister verfolgen wird. Dies aber wäre gerade der rechte innere Ausbau des Staats, welcher dem Geiste und den Bestimmungen der Verfassung erst ein tieferes Leben und wahre organische Wirksamkeit verleihen kann. Gewiß könnte die preußische Nation, bei den innerlich gelockerten und durch Parteitendenzen getrübten Zuständen ihres Staatslebens, sich viel Glück wünschen, wenn ihr neuer Minister des Innern das unterbrochene Werk des großen Frhrn. von Stein wieder aufzunehmen vermöchte. Der Name Schwerin hat seit der prager Schlacht in Preußen den allerschönsten Klang; möge es dem Minister Schwerin beschieden sein, durch eine segensreiche Friedensthätigkeit neue Lorberblätter auf seine Ahnentafel zu heften.

Bei der im October 1856 stattgefundenen Jubelfeier der Universität Greifswald wurde der Graf Schwerin von der dortigen juristischen Facultät zum Doctor juris honoris causa ernannt. Er theilte diese Auszeichnung mit einer Reihe trefflicher Männer, die sich durch ihren politischen Muth und ihre patriotische Wirksamkeit während der reactionären Partei- und Polizeiwirthschaft den öffentlichen Dank erworben hatten. Vermählt ist der Graf seit 1834 mit Hildegard Marie, der jüngsten Tochter des berühmten Theologen und Philosophen Schleiermacher. Aus dieser Ehe gingen eine Tochter und zwei Söhne hervor, von denen der älteste, Heinrich Friedrich Maximilian Kurt, 1836 geboren wurde. Der Graf ist Besitzer der alten Familienlehngüter Putzar, Glien, Boldekow, Zinzow, Borrenthin, Cavelpaß und Bormühl, sämmtlich im anklamer Kreise in Pommern gelegen. Hierzu hat er später durch Kauf erworben: die Güter Vettrin und Jatzingen im schlawer Kreise in Hinterpommern, Rogätz im wollmirstädter Kreise der Provinz Sachsen, und Schmuggerow im anklamer Kreise.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

***Ferdinand II.**, König beider Sicilien, Sohn König Franz' I. aus dessen zweiter Ehe mit der Infantin Isabella Maria von Spanien, wurde am 12. Jan. 1810 geboren und folgte 1830 seinem Vater auf dem Throne. Das Land schmachtete durch Misregierung in großer Noth und begrüßte den jungen König als Retter. F. schien anfangs als Reformator auftreten zu wollen, wandte sich aber bald in die alten Gleise zurück, nicht ohne Einfluß der Metternich'schen Politik, die auf der Halbinsel jede Regung zum Bessern daniederhielt. So gestaltete sich F.'s II. Regierung zu einer Kette von Verschwörungen und Empörungen, denen der König nichts entgegenzusetzen wußte als Polizeiregiment, Processe, Hinrichtungen, Druck jeder Art. Mit Ausnahme der Finanzen, die er in Ordnung, ja in Blüte brachte, verfielen unter seinem brutalen Despotismus Justiz, Unterricht, der Wohlstand, die Bildung und die Sitten der Nation. Der Charakter des Königs selbst wurde unter solchen Verhältnissen mistrauisch, grausam und rachsüchtig, er sah und achtete nur auf die schlechten Seiten der Menschen, verlor Liebe und Mitgefühl für sein Volk, das er zu eigener Sicherheit in Elend, grober Unwissenheit und kirchlicher Devotion erhalten zu müssen glaubte.

Als 1847 die Bewegung in Italien ausbrach, erhob sich trotz blutiger Strenge die Insel Sicilien. Der König sah sich zur Entlassung seiner verhaßten Minister genöthigt, verlieh für beide Theile des Reichs die Constitution vom 10. Febr., ja ließ sogar seine Truppen in den Kampf gegen Österreich ziehen. Er beschwor die gegebene Verfassung feierlichst auf das Evangelium und rief dabei die Strafen des Himmels auf sein Haupt, wenn er je diese Verfassung brechen würde. Die Volkskammer wurde gewählt, aber die Deputirten, von höchstem Mistrauen gegen die Dynastie erfüllt, weigerten sich, den vom Könige selbst vorgeschriebenen Eid zu leisten, weil dieser ihre Thätigkeit von vornherein ungebührlich beschränke. Zugleich wollte die demokratische Partei von Herstellung einer Pairskammer nichts wissen. Inmitten dieses Zwiespalts gerieth und versetzte man das unmündige, mistrauische Volk in Aufruhr; Leidenschaft und Verwirrung in der Hauptstadt stiegen von Tag zu Tag; man waffnete sich und errichtete Barrikaden. Der König zeigte sich gemäßigt, zu einem Compromiß geneigt, erspähte aber nur den Augenblick, um seine Absichten auszuführen. Am Morgen des 15. Mai 1848 ließ er von den Forts aus seine Hauptstadt Neapel bombardiren (Rè Bomba!), während zugleich die vier Schweizerregimenter, begleitet von entfesselten Lazzaronihaufen, in den Straßen ein schreckliches Blutbad im Volke anrichteten. Constitution, Eid, Reform, alles war für immer mit dem furchtbaren Schlage beseitigt, und der Verlauf der Revolution im übrigen Italien begünstigte diese radicale Reaction. Es begannen die blutigen und verwüstenden Kämpfe gegen die sicilischen Städte, aber erst im Mai 1849, mit dem Einzuge des Generals Filangieri in Palermo, war der Widerstand gänzlich gebrochen. Härter als je ruhte nun wieder das Joch des königlichen Despotismus auf dem Festlande wie auf der Insel, welche man namentlich durch Steuerdruck zu bändigen suchte. Es kam auf Sicilien vor, daß man die Ölbaumplantagen niederhieb, nur um der unerschwinglichen Steuer zu entgehen. Dabei Einkerkerungen, Monstreprocesse, Galeeren, Verbannungen, Denunciation und Polizeiwirthschaft an der Tagesordnung. Selbst Tortur ließ der König gegen seine Opfer anwenden, wie glaubwürdig erzählt wird. Wer nur dem liberalen Regiment angehangen, wurde ins Gefängniß geworfen, nach langem Processe verurtheilt, so z. B. der frühere constitutionell gesinnte Minister Poerio. Im Jahre 1850 befanden sich nach Gladstone's Bericht 15—20000 Menschen als politisch Compromittirte oder Verurtheilte in den Kerkern des Königs, zum Theil in scheußlichen Löchern, in Ketten, Männer von höchster Bildung, Herzoge, Grafen, Priester mit den gemeinsten Verbrechern zusammen.

Mit Ludwig Napoleon's Emporkommen in Frankreich trat an F. II., neben dem Mazzinismus und Liberalismus, noch ein drittes Schreckbild, die Murat'sche Prätendentschaft, heran. Der König, von Gefahren umringt, suchte der Lage zu begegnen, indem er seine Polizeiwirthschaft und Willkür verdoppelte; an eine Versöhnung der Gemüther durch reformatorisches und humaneres Regiment dachte er nicht. Seine einzige Stütze blieben die Sbirren, die fremden Schweizertruppen, nach außen stützte er sich auf die österreichische Politik. Als Piemont auf dem Pariser Congresse von 1856 die übeln und drohenden Verhältnisse Italiens, namentlich aber des Kirchenstaats und Neapels, zur Sprache gebracht, erfolgten von seiten der Westmächte Vorstellungen und Ermahnungen an den König F., er möge die Quelle der Revolution und der Attentate dadurch verstopfen, daß er seine Politik ändere und zu innern Reformen schreite. Der König wies diese Ansinnen als eine Verletzung seiner souveränen Würde mit Indignation zurück, und ließ es, im Vertrauen auf Österreich, selbst geschehen, daß England und Frankreich ihre Gesandten aus Neapel abriefen. Er arbeitete durch dieses Verfahren nicht nur seinen äußern Feinden in die Hände, sondern steigerte auch die Gärung in seinem Reiche und in ganz Italien. Seinem Stolze, seiner Hartnäckigkeit und seinem bornirten Despotismus ist es wesentlich mit zuzuschreiben, daß die Dinge in Italien einen so vollständigen Bruch erlitten haben. Die Gärung und Verstimmung im Volke, Complote und mazzinistische Versuche dauerten demnach in Neapel wie im übrigen Italien fort. Bei einer Truppenparade zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä wurde am 8. Dec. 1856 auf F. II. ein Mordversuch gemacht, indem ein Soldat, Namens Milano, aus den Reihen auf den König losstürzte und mehrmals mit dem Bajonnet nach ihm stach. F. benahm sich bei dem Attentat mit großer Fassung, er parirte den ersten Stoß selbst mit dem Arme und wurde nur gefahrlos am Schenkel verwundet. Milano

war zu dem Verbrechen aus politischem Hasse getrieben worden, hatte aber keine Mitwisser; er mußte mit seinem Kopfe bezahlen. Das Ereigniß konnte nur den Argwohn, die Furcht und die Vorsicht des Königs gegen sein Volk steigern, mit dem er sich von allen Seiten in einem so feindseligen Verhältnisse befand. Er verließ Neapel und zog sich mit seiner Familie nach Caserta zurück, wo er einsiedlerisch und unter strenger Bewachung lebte. Wahrscheinlich durch die drohenden Verhältnisse von außen bewogen, amnestirte er gegen Ende 1858 eine große Anzahl politischer Gefangener, schickte aber 91 dieser Begnadigten, gegen das bestehende Gesetz, nach Amerika in die Verbannung. Es ist bekannt, wie diese Leidensmänner den spanischen Schiffskapitän, welcher sie transportirte, auf offenem Meere zur Umkehr nach England zwangen, wo sie nicht wenig dazu beitrugen, die politische Wirthschaft und den Charakter F.'s II. ins Licht zu stellen.

Im Januar 1859 begab sich der König mit seiner Familie auf einen Ausflug nach Apulien, währenddessen die Hauptstadt Neapel ohne bestimmten Anlaß in Belagerungsstand erklärt wurde. Mit seiner Ankunft zu Bari, Anfang Februar, verfiel er einer sich langsam entwickelnden Krankheit, gerade zu der Zeit, als seine Schwiegertochter, die Gemahlin des Kronprinzen, den neapolitanischen Boden betreten sollte. In der traurigsten Lage ließ er sich Anfang März in einer Sänfte nach Caserta überführen. Es hatte sich infolge eines Gichtanfalls die Vereiterung des innern Muskels im rechten Schenkel ausgebildet, welche Blutvergiftung mit allen ihren schrecklichen Erscheinungen nach sich zog. Unter größten Leiden, noch athmend der Fäulniß und den Würmern verfallen, starb F. II. am 8. Mai 1859, nachdem er zuvor noch den Krieg, die Revolution und den Zusammenbruch der alten Verhältnisse in Italien erlebt hatte, deren hartnäckigster Vertreter er gewesen war. Seine dreißigjährige Regierung war ein unausgesetzter Kampf gegen die Nation und die Neuzeit gewesen, welcher den Staat zerrüttet, das Volk demoralisirt und namenlose Leiden über einzelne gebracht hatte. Außer dem Kaiser Nikolaus von Rußland hat wol kein Zeitgenosse mehr Einzelunglück, Thränen und Verwünschungen verursacht als F. II. Nur die Finanzen waren vom Könige im guten Stande erhalten, das Eisenbahnwesen von ihm gefördert worden. Von Natur besaß F. Verstand, Charakterkraft, aber er war ohne staatsmännische Bildung und hatte, von Pfaffen in Bigoterie und beschränktem Autoritätsglauben erzogen, die absolutistischen und despotischen Grundsätze von frühester Jugend auf eingesogen. Außerdem war sein Herz durch die übeln Erfahrungen, durch den ewigen Kampf mit Verschwörungen und Comploten verhärtet worden. Mistrauisch und höchst eifersüchtig auf seine Macht, wies er alle guten Rathschläge als Eingriffe in sein Herrscherthum zurück, von welcher Seite sie auch kamen. In seiner Weise nahm er es mit seiner Herrscherpflicht ernst, er war sehr thätig, und nichts durfte ohne seinen Willen oder seine Kenntnißnahme geschehen. In seinem Umgange hatte übrigens der König nichts Düsteres, er erschien gutmüthig und konnte selbst Liebenswürdigkeit entwickeln, wenn es ihm darum zu thun war. Doch hinter dieser Maske lagen Haß und Rache versteckt.

König F. war ein gutes Familienhaupt, obschon sein Argwohn und seine Vorsicht sich auch in diesem Kreise bekundeten. Er vermählte sich im Jahre 1832 zum ersten mal mit der sardinischen Prinzessin Maria Christina, die sich durch ihr engelhaftes und hülfreiches Wesen, aber auch durch große Devotion auszeichnete und 1836 starb. Aus dieser Ehe entsprang der Kronprinz Franz Maria Leopold, Herzog von Calabrien, geb. am 16. Jan. 1836, welcher dem Vater als **Franz II.** auf dem Throne folgte. Derselbe vermählte sich 1858 mit der Prinzessin Marie Sophie Amalie, der Tochter Herzog Maximilian's in Baiern, einer Schwester der regierenden Kaiserin von Österreich. Der junge König, erzogen von Priestern, aufgewachsen unter dem Drucke seines Vaters, der ihn von den Regierungsgeschäften fast bis zuletzt entfernt hielt, übernahm die Krone unter den schwierigsten äußern und innern Verhältnissen. Nach der ganzen Lage der Dinge geht seine Regierung einer bewegten Zukunft entgegen, zumal er das System des Vaters beizubehalten, die Warnungen der Vergangenheit nicht zu beachten oder nicht zu begreifen scheint. In zweiter Ehe war F. II. vermählt mit Marie Therese (geb. 1816), der Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl von Österreich, einer Prinzessin von überlegenem Geiste, die vor wie nach dem Tode ihres Gemahls viel Einfluß zu üben gewußt hat. Aus dieser Ehe gingen neun Kinder hervor, darunter der älteste Prinz Ludwig Maria, Graf zu Trani, geb. am 1. Aug. 1838.

***Schlagintweit** (Adolf), berühmter Reisender und Naturforscher, ist der zweite Sohn des bairischen Wirklichen Raths Joseph S. (gest. im August 1854) und wurde am 9. Jan. 1829 in München geboren, wo er auch mit seinem ältern Bruder Hermann (geb. am 13. Mai 1826) seine Bildung erhielt. Die Nähe der majestätischen Alpenwelt regte zum Studium der Natur an und schon frühzeitig begannen die Brüder sich mit selbständigen Forschungen zu beschäftigen, die sie während ihrer Universitätsjahre fleißig fortsetzten. Als Früchte ihrer Untersuchungen und Beobachtungen, welche sie namentlich in den Jahren 1846, 1847 und 1848 über mannichfaltige physische Phänomene der Alpenwelt anstellten, konnten sie bereits 1850 ihre „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen" (Leipzig) veröffentlichen, ein ungemein reichhaltiges Werk, bei dessen Ausarbeitung sie während ihres Aufenthalts in Berlin 1849 von Alexander von Humboldt unterstützt wurden. Hatten sie ihre Aufmerksamkeit bisher vorzugsweise den östlichen Alpen zugewendet, so durchwanderten sie im Sommer und Herbst 1851 den westlichen Theil derselben. Sie gingen nach Piemont und Savoyen, berührten aber auch bei ihrer Rückkehr durch Frankreich die westlichsten Gruppen des großen europäischen Gebirgssystems. Den größten Theil ihrer Zeit brachten sie mit Untersuchungen und Messungen in den Umgebungen des Monte-Rosa in Wallis und Piemont zu. Die jugendlichen und eifrigen Forscher waren die ersten, denen es am 23. Aug. 1851 gelang, die höchste Spitze des Monte-Rosa zu ersteigen und eine gute und sichere Messung desselben (14284 pariser Fuß) auszuführen. Sie verweilten bei dieser Gelegenheit vierzehn Tage in einer kleinen Hütte auf der südöstlichen Abdachung des Bergriesen in einer Höhe von 9734 Fuß. Im Jahre 1852 besuchten die Brüder die Umgebungen der Zugspitze in den bairischen Alpen, wo sich Adolf S. auch 1853 behufs geologischer Beobachtungen aufhielt. Die Ergebnisse ihrer gemeinschaftlichen Forschungen legten

sie hierauf in den „Neuen Untersuchungen über die physikalische Geographie und die Geologie der Alpen" (Leipzig 1854) nieder, einem Prachtwerke, bei dessen Ausstattung mit bildlichen Darstellungen sie ihr Talent für das freie Handzeichnen bekundeten. Noch in demselben Jahre construirten sie zwei Reliefs des Monte-Rosa und der Zugspitze und übergaben dem Buchhandel ein Heft von photographischen Karten (Berlin 1854), welche von diesen Reliefs abgenommen waren. Die hohe Befähigung, der Eifer und die Thätigkeit der jungen Gelehrten, die unterdessen in einem dritten Bruder, Robert, eine treffliche Unterstützung bei ihren Arbeiten erhalten hatten, fand allerwärts, in Deutschland sowol wie im Auslande, die verdiente Anerkennung. Es kann daher nicht befremden, wenn wir den Brüdern bald einen größern Forschungskreis zugewiesen sehen.

Durch den Tod des Kapitäns William Elliot, der am 4. Aug. 1852 zu Masulipatam erfolgte, war die magnetische Aufnahme Ostindiens (The magnetic survey of India) unvollendet geblieben, und es handelte sich darum, dem Verstorbenen einen würdigen Nachfolger zu geben. Durch Bunsen, den damaligen preußischen Gesandten zu London, ward Alexander von Humboldt von dem Wunsche der Ostindischen Compagnie benachrichtigt, der hierauf die Brüder S. an den Obersten William Sykes, einen der einflußreichsten Directoren der Compagnie und zugleich ausgezeichneten Gelehrten, auf das wärmste und nachdrücklichste empfahl. Adolf S. ward hierauf nach London eingeladen und trat in den ersten Monaten des Jahres 1854 in die Dienste der mächtigen Handelsgesellschaft. Letztere rüstete ihn nicht nur auf das liberalste mit Geldmitteln und Instrumenten aus, sondern gestattete auch, daß ihn die beiden andern Brüder Hermann und Robert begleiten konnten. Kaum hatten die letztern jedoch den indischen Boden betreten, als sie durch den damaligen Generalgouverneur, Lord Dalhousie, gleiche Stellung und Vergünstigungen mit Adolf S. erhielten.

Die drei Brüder schifften sich am 20. Sept. 1854 am Bord des Dampfers Indus zu Southampton ein, berührten Ägypten und langten am 16. Oct. in Bombay an. Da es zunächst galt, die magnetischen Curven im Innern der vorderindischen Halbinsel zu bestimmen, die bisher nicht ermittelt waren, so wurde zunächst das Dekan der Schauplatz ihrer Thätigkeit. Dabei erschien es als zweckmäßig, daß die Brüder sich häufig trennten, um auf verschiedenen Wegen ihre Forschungen einzeln und doch in Verbindung miteinander auszuführen. Adolf S. war es, der zuerst von Bombay (am 5. Nov. 1854) aufbrach. Er erstieg, zwischen 17° 55′ und 18° nördl. Br., die über 4500—7000 Fuß über dem Meere gelegenen Ghats von Mahabaleshwar und wandte sich nach Puna (1823 englische Fuß). Von hier aus machte er verschiedene geologische Excursionen, unter andern nach Sholapur im Südosten, zur Gebirgsfeste Sinhgarh und nach Purandhar. Am 30. Dec. folgten die Brüder Hermann und Robert auf der directen Straße über den Paß des Bhor-Ghat nach Puna. Die Reise über Terdal und Madhul nach Bellary wurde nun gemeinschaftlich fortgesetzt, in dem letztgenannten Orte aber trennte sich Adolf von seinen Brüdern, um über Guty, Banaganpilly (oder Banyapilly) und Kaddapa, zunächst um die Diamantminen und die secundären Gebirgsschichten des Terrains, in welchem die Diamantlager sich ausbreiten, zu untersuchen. Dann über Trivetty und Nagagiri gehend, erreichte er am 19. Febr. 1855 Madras, wo er mit seinen Brüdern wieder zusammentraf und in ihrer Gesellschaft sich nach der Hauptstadt des angloindischen Reichs, Kalkutta, einschiffte. Die magnetischen Beobachtungen, welche die Reisenden bisher im Dekan gemacht hatten, haben sehr interessante und lehrreiche Resultate geliefert. Die Declination ist in Bombay westlich, wie an den Küsten; sie wird landeinwärts, etwas westwärts von Sattara, gleich 0, und nimmt dann östlich, im Verhältnisse mit der Zunahme der östlichen Länge, regelmäßig zu. Die Inclination nahm in der Strecke von Bombay nach Bellary rascher ab als von da nach Madras, nämlich von 18° 24′ auf 12° 5′.

Nach kurzem Aufenthalt verließ Adolf S. in Begleitung seines Bruders Robert am 25. März Kalkutta, um sich über Patna, Benares, Allahabad, Futtighur nach den Nordwestlichen Provinzen des britischen Indien und weiter nach dem Himalaja zu begeben. Ende April erreichten beide Forscher Nainy-Tal südwestlich von Almora, in den Vorbergen des Himalaja und begannen hier ihre Forschungen und Beobachtungen über die großartigste alpinische Welt des Erdballs. Von diesem Punkte aus ging Adolf das Sardscheethal hinauf über Bagapur nach Kathi, dem letzten Dorfe im Pindurithale und erreichte von da aus am 29. Mai den Nanda-Tewigletscher. Am 31. Mai 2 Uhr morgens brach Adolf mit wenigen Begleitern auf, um den Gipfel des Passes zu erreichen. Der 17950 englische Fuß hohe Paß führt noch nicht über den Hauptkamm der Schneekette, sondern nur auf die ausgedehnten Firnfelder, welche dem Pindurigletscher seinen Ursprung geben. Nachdem Beobachtungen mit dem Barometer und einem kleinen Theodoliten angestellt und einige Zeichnungen gemacht waren, wendete man sich dem zweiten niedrigern Paß zu. Am 2. Juli erreichte man Milum, wo beide Brüder wieder zusammentrafen. Hier wurden fleißig magnetische und andere Beobachtungen, auch photographische Versuche gemacht und am 16. Juni der 2$\frac{1}{4}$ deutsche Meilen lange und an 1000 Meter breite Milumgletscher untersucht. Von Milum aus am 6. Juli nördlich vordringend, überschritten die Reisenden die vier Pässe: Utadhura (17670 Fuß), Schanti (18650 Fuß), Kyungar und Sakh und passirten somit die tibetanische Grenze, erreichten auch nach einiger Schwierigkeit den Satledsch (Sateledsh), unweit Dungpu und, von da aus, in nördlicher Richtung, den Schako-La-Paß (17350 Fuß) überschreitend, einen Quellfluß des Indus. Sie waren gezwungen, auf dieser gefahrvollen Expedition, als Bhutias verkleidet, nur mit wenigen Begleitern und geringem Gepäck zu reisen. Am 28. Juli gelangten sie etwas oberhalb Gartok an den Indus, der hier sehr klein war, den nächsten Tag erreichten sie den Gipfel des Gunschankoerr, 19640 englische Fuß hoch, von wo aus sie einen herrlichen Überblick über die so verwickelten orographischen Verhältnisse erhielten. Sie erforschten sodann die großen Gletscher am Abfalle des Ibi-Gamin, des höchsten tibetanischen Bergs. Bei diesem mühevollen Unternehmen kamen die kühnen Forscher bis zur Höhe von 22260 englische Fuß = 20886 pariser Fuß; die bedeutendste Höhe, welche je von europäischen wissenschaftlichen Reisenden erstiegen wurde. Alexander

von Humboldt erreichte bei der Besteigung des Chimborasso nur die Höhe von 18096 pariser Fuß. Am 24. Aug. kamen die Reisenden nach Mana, einem Dorfe etwas oberhalb des berühmten Tempelortes Badrinath. Hier verweilten sie mehrere Tage, um ihre Beobachtungen, Zeichnungen und Sammlungen zu ordnen. Am 2. Sept. trennten sich die Brüder. Adolf versuchte nochmals in Begleitung von vier Leuten, ganz verkleidet, den Gebirgszug zwischen dem Satledsch und dem Indus zu erreichen. Nachdem er, ohne erkannt zu werden, glücklich den Pheko-La-Paß (18700 englische Fuß) passirt und eine kalte Nacht ohne Zelt in einer Meereshöhe von 17020 Fuß zugebracht, ward er durch einen herrlichen Überblick über das Thal des Satledsch belohnt, der ihm eine Reihe von Winkelmessungen zur Berichtigung seiner Karte des obern Indus gestattete. Über die Lamadörfer To-Ling und Shaprang zu seinem frühern Lagerplatze zurückgekehrt, wandte er sich dann über Sankiok nach Nelong in Gharwâl und erreichte am 27. Sept. das Dorf Mukba am Baghiratti, etwas unterhalb Gangotri. Vom 1. bis 6. Oct. überstieg er den Damdar- oder Hatka-Zaunrapaß (17610 englische Fuß) unweit Gangotri und begab sich hierauf über Kidur Konta (12630 englische Fuß) durch das Jumnathal nach Mussouri, wo er am 18. Oct. eintraf.

Von Moussouri, wo beide Brüder wieder sich vereinigten, gingen sie über Agra nach Saugur, wo abermals eine Trennung stattfand. Adolf ging über Jubbulpore und Seoni nach Nagpore, erforschte die fossilienhaltigen Sedimentärschichten längs des Godavery bis hinab zur Seeküste, und schiffte sich zu Kokanda nach Madras ein, wo er am 19. Febr. 1856 wohlbehalten anlangte. Nach kurzer Rast wandte er sich nach Pondichéry, um die dortigen Kreideschichten zu untersuchen und einige magnetische Beobachtungen im Süden des Observatoriums zu Madras zu machen. Von Madras nach Kalkutta zurückgekehrt, eilte Adolf S. das Gangesthal aufwärts nach Simla, wo er im April mit seinen Brüdern zusammentraf und sich zur Fortsetzung der vorjährigen Beobachtungen im Himalaja rüstete. Am 28. Mai verließ er wiederum Simla, ging über Kulu und Lahaul nach Zanskar in Tibet, wo er am 26. Juni eintraf. Sein Hauptzweck war die Erforschung Westtibets und eines Theils der Kuen-lünkette im Norden dieses Landes. Der nördlichste Punkt, den er hier erreichte, war der Mustalipaß, dessen Höhe er zu 18800 Fuß bestimmte. S. würde noch weiter vorgedrungen sein, wenn nicht die Raubsucht der mohammedanischen Stämme von Hun-ze das Land jenseit jenes Passes unsicher gemacht hätte. Er wandte sich daher nach Iskardo, der Hauptstadt Baltistans, und reiste dann über Astor nach Srinagar, der Hauptstadt Kashmirs, wo er mit seinen Brüdern, welche aus verschiedenen Richtungen kamen, zusammentraf. Dasselbe geschah nochmals zu Rawal-Pindi, wo Adolf S. am 17. Nov. anlangte. Robert verließ seine Brüder hier am 18. Dec. 1856, durchforschte das Chakowal und verfolgte die Route nach Multan. Von hier aus wandte er sich nach Bhooj, der Hauptstadt von Cutch und ging dann nach Bombay, wo er sich nach Europa einschiffte. Während dieser Zeit hatte Hermann S. Nepal besucht und war dann nach Kalkutta gegangen, von wo aus er ebenfalls seine Rückreise nach Europa antrat. Adolf S. hatte jedoch die Absicht, noch ein Jahr auf die weitere Erforschung Tibets und Turkestans, namentlich der mächtigen Gebirgssysteme des Kuen-lün und Karakorum zu verwenden.

Ohne zu ahnen, daß er für immer Abschied von seinen Brüdern nehmen sollte, trennte er sich von denselben am 16. Dec. 1856 zu Rawal-Pindi im Pendschab. Er hatte die Straße nach Attok und Peschawer für seine nächsten Ziele gewählt. Von letzterm Punkte aus wandte sich der Reisende nach Kohat, Kalabagh und Bunnu, durchforschte dann die Salzkette bis hinab nach Dehra-Ismail-Chan am Indus, und verweilte bis zum März 1857 in dieser Gegend. Hierauf reiste er, das Pendschab durchschneidend, nach Lahore, wo er sich jedoch nur kurze Zeit aufhielt, um von hier nach dem Mandidistrict zu gehen, wo er sich der Untersuchung der dortigen Salzformationen widmete. Er fand das Salz hier von derselben Formation als in der Salzkette, aber die dasselbe begleitenden sedimentären Schichtgesteine haben in den Mandihügeln ausgedehnte und mannichfaltige Veränderungen durch die metamorphische Thätigkeit der großen Feldspathmassen erfahren, welche unmittelbar hinter den Salzminen zu einer Schneekette von 17000 und 19000 Fuß Höhe aufsteigen. Während der kalten Jahreszeit hatte der Reisende vielfache Untersuchungen über die Tiefe und Temperatur der Brunnen sowie über den Ursprung und die Temperatur der Quellen angestellt. Ende März soll Adolf S., ohne sich durch den ausgebrochenen Aufstand beirren zu lassen und nur seinem Wissensdrange folgend, von Darche in Lahol aus den Bara-Lachapaß überschritten haben und so von Indien nach Tibet eingedrungen sein. Nach den Aussagen seiner Begleiter befand sich der Reisende Anfang August in der Gegend von Yarkand und einige Tage später zu Kashgar. Infolge der Einfälle der Türken von Kokand waren die Provinzen Yarkand und Kashgar damals in sehr unruhigem Zustande. Der Reisende fiel einem fanatischen Hordenführer der Moslems in die Hände, der ihn tödten ließ. Die Veranlassung und die Art seines Todes sind in den eingesammelten Berichten nicht in übereinstimmender Weise angegeben; doch geht aus allem hervor, daß der politische Zustand jener Länder und der Umstand, daß der Reisende bei aller Vorsicht als Beamter der indischen Regierung erkannt wurde, wesentlich zu seinem traurigen Ende beigetragen haben. Leider war es nach den letzten Nachrichten noch nicht gelungen, die Manuscripte, Zeichnungen und Sammlungen Adolf S.'s aus der letzten Zeit seiner Reise zu erlangen; der Verlust derselben würde um so mehr zu beklagen sein, als sie Gegenden betreffen, die bisher für den Europäer, wenigstens von Indien aus, völlig unzugänglich waren. Die sonstigen Ergebnisse seiner rastlosen Thätigkeit in Indien und den nördlichen Grenzgebieten werden seine Brüder in dem großen, auf neun Bände berechneten Werke veröffentlichen, dessen Herausgabe bereits vorbereitet ist. Die großen Verdienste, welche sich die drei Brüder um die allseitige Erforschung des Himalaja, Tibets und eines Theils von Turkistan erworben haben, wurden 1859 von der Geographischen Gesellschaft zu Paris durch Verleihung ihrer großen goldenen Medaille anerkannt

Der Krieg in Italien 1859.

Zweiter Artikel.*)

Über Solferino nach Villafranca.

Das österreichische Heer am Mincio; Concentrirung der Verbündeten am Mellaflusse; Rückzug Urban's.

Am 14. Juni stand die Armee Gyulai's auf ihrem Rückzuge am Chiese; in den folgenden Tagen ward sie an den Mincio und dann auch, in ihrer ganzen Stärke, an das linke Ufer dieses Flusses zurückgezogen, sodaß nur noch die Übergänge über denselben besetzt blieben.

Am 18. Juni übernahm der Kaiser Franz Joseph, von Heß als Berather und Chef des Generalstabs unterstützt, den Oberbefehl über die ganze Armee von Italien. Zu ihrer Verstärkung war das 11. Armeecorps unter Veigl herangezogen; außerdem stand das 6. Armeecorps, unter Paumgartten, in Tirol und konnte von dort aus zu weitern Operationen beigezogen werden.

Das ganze Heer von Italien wurde in zwei große Theile zerlegt, sogenannte Armeen. Die Erste Armee sollte nunmehr aus dem 3., 9., 11. und 2. Armeecorps bestehen. Sie trat unter den Oberbefehl Wimpffen's. Die Zweite Armee, bestehend aus dem 8., 5., 1. und 7. Armeecorps, und möglicherweise zu verstärken durch das 6. Armeecorps, hätte unter Gyulai's Befehl bleiben können. Doch mußte dieser nunmehr zurücktreten und wurde durch Schlik ersetzt, welcher zuletzt das Commando im adriatischen Küstenlande geführt hatte.

Napoleon hatte vom 8. bis zum 12. Juni seine Armee an dem obern Laufe der Adda concentrirt. In dem unaufhaltsamen Rückzuge der Österreicher sah er eine Falle. Er meinte, man wolle ihn verlocken, das Heer der Verbündeten in einzelne Corps zu vertheilen und mit diesen eilig vorzurücken, um überall von der schönen Beute Besitz zu ergreifen, welche ihm so freundlich überlassen ward. Er beschloß nur desto vorsichtiger zu verfahren, und obgleich er auf der einmal eingeschlagenen nördlichen Operationslinie blieb, hielt er doch seine Armee auf dieser in einer großen Masse zusammen, wobei ihm der Sieg auf dem Schlachtfelde, wo es auch wieder zum Schlagen käme, nicht sollte entgehen können. So wollte er die etwaigen Absichten der Österreicher vereiteln, mit ihren concentrirten Massen seine in einzelne schwächere Gruppen vertheilten Streitkräfte anzufallen.

Erst am 12. Juni nahm Napoleon die großen Operationen wieder auf, indem er bei Cassano und Vaprio Brücken über die Adda werfen und das Heer über diesen Fluß gehen ließ. Vom 14. bis zum 16. Juni concentrirte sich die Armee um Brescia am Mellaflusse.

Zu dieser Zeit war von österreichischer Seite nur die Urban'sche Reservedivision in der Nähe der Verbündeten. Wir haben gesehen, wie Urban, als der Rückzug der Österreicher ans linke Tessinufer beschlossen war, auch seinerseits von Garibaldi abließ. Er ging von Varese auf Gallarate. Hier stand er am Tage der Schlacht von Magenta und verzögerte durch seine Anwesenheit den Vormarsch der piemontesischen Division Fanti. Fanti hielt es auf die Nachricht von Urban's Dasein nach dem Übergange über den Tessin erst für nöthig, von Turbigo her gegen Gallarate zu recognosciren. Am 5. Juni, als Gyulai gegen den Po zurückging, zog sich auch Urban an die obere Adda zurück, wo er am 8. Juni, dem Tage des Gefechts von Melegnano, gleichfalls ein Arrièregardegefecht zu bestehen hatte.

Urban zog sich nunmehr ein wenig südlicher, um sich der Hauptarmee zu nähern, die ihrerseits vom Po eine etwas nördlichere Richtung eingeschlagen hatte. Am 14. Juni stand Urban mit seinem Gros zwischen der Mella und dem Chiese; seine Arrièregarde stand noch an der Mella zu Capriano, räumte aber diesen Ort in der Nacht, um am 15. Juni über Castenedolo gleichfalls an den Chiese zurückzugehen.

Urban's Feind, Garibaldi, hatte jenen seit dem 1. Juni ganz aus dem Gesicht verloren. Er ging von Varese über Como und Lecco, während er in das Veltlin detachirte, am 8. Juni nach Bergamo, überall die Insurrection Victor Emanuel's verbreitend und seine Alpenjäger

*) Der erste Artikel, welcher die Geschichte des Feldzugs bis nach der Schlacht von Magenta behandelt, ist S. 529—545 dieses Bandes mitgetheilt. D. Red.

durch Zulauf von Freiwilligen verstärkend; dann eilte er nach einem kurzen Besuche, den er der lombardischen Hauptstadt abstattete, nach Brescia; von hier aus rückte er, als die Avantgarde der piemontesischen Armee eingetroffen war, in der Nacht vom 14. zum 15. Juni gegen den Chiese vor, um über denselben an den Gardasee zu gehen, nachdem er eine Brücke geschlagen haben würde. Er sicherte seinen Marsch an den Chiese durch ein Zwischendetachement, welches er bei Rezzato stehen ließ und welches seinerseits in die Flanke auf Castenedolo detachirte.

Auf diese Posten traf Urban's Arrièregarde am 15. Juni bei ihrem Rückzuge an den Chiese, und es kam zum Gefechte, in welchem die Alpenjäger auf Rezzato zurückgedrängt wurden. Garibaldi mußte seinen Brückenschlag vorläufig aufgeben und zurückeilen, und der König von Sardinien schob eine Division zu seiner Unterstützung von Brescia nach Santa-Eufemia vor. Nun erst gab Urban, der seiner Arrièregarde selbst Verstärkungen zugeführt hatte, das Gefecht auf und ging an den Chiese auf Montechiaro zurück, wo er von einem wieder vorwärts gesendeten Corps aufgenommen ward.

Schon in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni räumte auch Urban die Linie des Chiese und ging dann hinter den Mincio zurück. Seine Division ward hier aufgelöst, er selbst aber zum Commandanten von Verona ernannt. Er trat diese Stelle mit einer höchst originellen Proclamation an, in welcher er den Veronesen sagte, daß er ein ehrlicher Österreicher sei, dem jeder trauen könne, daß er dagegen niemand traue. Der schon längst über Verona verhängte Belagerungszustand ward von jetzt ab mit aller der Rücksichtslosigkeit aufrecht erhalten, welche Urban nachgerühmt wird, die indessen, wie uns scheint, nicht so viel werth ist, als sie sein könnte, wenn sie auch mit einer entsprechenden Portion Verstandes gepaart wäre.

Vorrückung der Verbündeten gegen den Mincio; Blick auf die politische Lage der Parteien; Entschluß der Österreicher zu einer zweiten Feldschlacht.

Erst nachdem die Österreicher sich gänzlich hinter den Mincio zurückgezogen hatten, traf Napoleon Anstalten, ihnen an diesen Fluß zu folgen. Am 22. Juni begann das verbündete Heer von der Mella gegen den Chiese vorzurücken, um im weitern Verlauf diesen Fluß zu überschreiten und sich der Höhen am rechten Ufer des Mincio zu bemächtigen. Von da aus sollte dann der Angriff auf das Festungsviereck an Mincio und Etsch begonnen werden, in Bezug auf welches Willisen gesagt hat, „daß Österreich auch dem stärksten Angriff des ganzen westlichen und südlichen Europa widerstehen könne".

Wir sind zwar nicht dieser Ansicht, so nützlich wir Festungen halten, weil wir eben nicht allzu großes Vertrauen auf Maschinen an sich haben, sondern meinen, daß auch die besten nur etwas werth sind, insofern der Mensch, mit seinem Geiste, den er nicht zum Schlummer erhalten hat, sie richtig gebrauche. Immerhin war für die Verbündeten der Angriff an sich nicht leicht, und er wurde noch erschwert durch Beschränkungen des Operationsfeldes, welche der Kaiser Napoleon glaubte sich auferlegen zu sollen.

Auf der einen Seite wollte Napoleon, in gewissen Grenzen, die Neutralität des päpstlichen Gebiets achten, auf der andern die des Deutschen Bundes. Unter solchen Umständen war das Festungsviereck nur in der Fronte vom Mincio her, von seiner stärksten Seite anzugreifen.

Die Legationen hatten sich nach dem Abzuge der Österreicher aus Ancona, Bologna, Ferrara, Comacchio sofort für die nationale Sache erhoben und verlangten den Anschluß an Piemont. Als Italiener, welche ja Napoleon selbst von Mailand aus aufgerufen hatte, sich zu bewaffnen und um Victor Emanuel zu scharen, hielten sich die Bewohner dieser päpstlichen Landschaften der Unterstützung des Kaisers der Franzosen bei ihrem Beginnen sicher. Die Regierung des Königs von Sardinien war auch geneigt, den Anschluß anzunehmen. Indessen misfiel es schon seit längerer Zeit Napoleon III., daß die Italiener überall, wo sie von ihren Fürsten und den Österreichern befreit wurden, sich sofort und ohne Besinnen dem König Victor Emanuel zuwendeten und sein Belieben und seine Beschlüsse über ihre endgültige Constituirung gar nicht abwarteten. Hatten doch selbst die Toscaner, denen Napoleon seinen Vetter, den Prinzen, zugesendet, von diesem wenig Notiz genommen. Napoleon protestirte daher dagegen, daß Victor Emanuel den Anschluß der Legationen an Piemont annehme, und erlaubte ihm nur, die Organisation und Leitung ihrer Streitkräfte zu übernehmen. Dadurch legte er sich aber selbst vorläufig die Pflicht auf, die Neutralität der Legationen zu achten, mindestens deren Gebiet nicht zu betreten.

Infolge der preußischen Kammerverhandlungen, welche allerdings die Regierung zu keinem bestimmten Schritte drängten, doch aber durchschauen ließen, daß ein Auftreten Preu-

ßens für Österreich keine absolute Unmöglichkeit sei, hatte Napoleon neben der Observationsarmee im Osten noch die Aufstellung einer Nordarmee, deren Kern die pariser Divisionen bilden sollten, angeordnet.

Nun machte nach der Schlacht von Magenta, gegen die Mitte des Juni, Preußen sechs seiner Armeecorps mobil, um mit denselben eine Aufstellung am Mittel- und Unterrhein zu nehmen, beantragte gleichzeitig beim Bundestage die Aufstellung einer Observationsarmee aus dem 7. und 8. Bundescorps am Oberrhein unter Führung Baierns, und sprach seine Absicht aus, sich in Gemeinschaft mit Rußland und England vermittelnd in den Gang der Ereignisse einzumischen. Dies konnte sicherlich als ein Schritt angesehen werden, der auch ein kriegerisches Auftreten Preußens gegen Frankreich schließlich zur Folge haben mochte.

Kam es dazu, so hatte Napoleon zwei Kriege zugleich zu führen, und die ihm so nützliche Lokalisirung des Kampfes ward aufgehoben. Dies und die Misstimmung gegen Victor Emanuel erweckten in ihm den Gedanken an einen Friedensschluß mit Österreich, durch welchen zugleich dieses mit Preußen gründlich entzweit würde, bald nach der Mitte des Juni. Er vertraute dabei auf das Mistrauen der österreichischen Regierung gegen die preußische, welches nur gehörig geschürt zu werden brauche, um Österreich zu mäßigen Opfern in Italien, ohne welche allerdings ein Friedensschluß nicht möglich war, zu bestimmen.

Österreich war um dieselbe Zeit von Preußens Haltung nicht sehr erbaut. Im Mai hatte die preußische Regierung den General Willisen nach Wien geschickt, um eine Verständigung zu erzielen. Dabei waren große Differenzen zu Tage getreten: während Österreich wünschte, daß der Deutsche Bund und mit und in ihm, als Bundesmacht, Preußen kriegerisch gegen Frankreich und für die Herstellung des status quo ante bellum in die Schranken trete, wollte Preußen als europäische Großmacht vermittelnd einschreiten, und insofern, um seiner Vermittelung Nachdruck zu geben, eine militärische Aufstellung mit möglichst großen Kräften nothwendig erachtet werden müßte, sollten die Contingente der andern Bundesstaaten dabei nur als Hülfsmächte Preußens unter dessen Führung auftreten. Die Bestimmung über den richtigen Zeitpunkt zu einem etwaigen kriegerischen Handeln sollte demgemäß auch nicht von einem Bundesbeschluß, sondern von Preußen ausgehen. Als Basis der Vermittelung versprach Preußen die Aufrechthaltung des Besitzstandes Österreichs in Italien betrachten zu wollen.

Alles dies war zu Wien schon im Mai, also vor der Schlacht von Magenta verhandelt worden. Österreich gab nun scheinbar nach, wünschte aber eine Besiegelung der mündlichen Verabredungen durch einen Notenaustausch, bei welchem Preußen auch eben verspräche, für die Aufrechthaltung des Besitzstandes Österreichs in Italien eintreten zu wollen. Die preußische Erklärung darauf ward erst zehn Tage nach der Schlacht von Magenta, als die Österreicher schon die ganze Lombardei aufgegeben hatten, expedirt. In dieser Erklärung ward ein solches Versprechen abgelehnt, weil es einer Garantie der Lombardei gleichkäme und Preußen damit aus seiner Stellung als vermittelnde Macht herausträte.

Als diese Antwort nach Wien kam, eilte Graf Rechberg, der österreichische Minister des Äußern, sofort mit ihr nach Verona ins Hauptquartier des Kaisers Franz Joseph. Hier fragte man: Was will die preußische Antwort zehn Tage nach der Schlacht von Magenta sagen? Wenn Preußen keine Garantie der Lombardei übernehmen will, so heißt das wol im wesentlichen, daß es nicht den rechtlichen Besitz Österreichs in Italien, sondern den factischen zur Basis seiner Vermittelung nehmen will, und zwar den factischen Besitz in jenem Zeitpunkt, in welchem es endlich seine Vermittelung in Gang gebracht haben wird, was nicht sehr rasch zu gehen scheint. Für Österreich folgt daraus, „daß es sich factisch müsse so gut als möglich zu stellen suchen, daß es Erfolge erringen müsse, um entweder Preußen nicht mehr zu brauchen oder doch seiner Vermittelung die möglichst günstige Basis zu geben".

Infolge dieser Erwägungen ward zu Verona beschlossen, die ursprüngliche Idee, innerhalb des Festungsvierecks den Angriff der Verbündeten zu erwarten und ihn hier abzuwehren, aufzugeben und noch einmal, indem man ans rechte Ufer des Mincio überginge, die Franzosen im freien Felde, am Chiese, an der Mella, wo man sie träfe, aufzusuchen, um sie womöglich gründlich zu schlagen und aus der Lombardei wieder hinauszuwerfen.

Bewegungen und Stellungen der Parteien am 23. Juni, vor der Schlacht.

Die Bewegungen, welche durch diesen Entschluß bedingt wurden, begannen nun sogleich am 23. Juni, mit einiger Übereilung, die nicht zu verkennen ist, in den Vorbereitungen, sodaß bei-

spielsweise die Verpflegungsanstalten wieder sehr mangelhaft getroffen waren, mit geringerer Eile und Energie in der Ausführung.

Im Laufe des 23. Juni überschritt die Zweite Armee oder der rechte Flügel des Heeres, bestehend aus einer Brigade des 6. Corps, dem 8., 5., 1. und 7. Armeecorps und der Cavaleriedivision Mensdorf, den Mincio auf vier Punkten, bei Peschiera, Salionze, Valeggio und Ferri; die Erste Armee oder der linke Flügel des Heeres, bestehend aus dem 3., 9. und 11. Armeecorps, einer Division des 2. Armeecorps und der Cavaleriedivision Zedtwitz ging bei Ferri, Goito und Mantua über.

Am Abend des 23. Juni, an welchem Tage man überall nur auf schwache Posten der Verbündeten getroffen war, die sich außerdem ohne Widerstand zurückzogen, nahm das österreichische Heer folgende Stellungen ein. Von der Zweiten Armee unter Schlik stand das 8. Corps mit einer Brigade des 6. bei Pozzolengo, das 5. bei Solferino, das 1. bei Cavriana, das 7. bei Foresto, die Cavaleriedivision Mensdorf bei Tezzo; von der Ersten Armee unter Wimpffen das 3. Corps bei Guidizzolo, das 9. bei Rebecco und Ceresole, das 11. bei Castel-Grimaldo, die Cavaleriedivision Zedtwitz mit einer Brigade (Lauingen) bei Medole, während die andere Brigade (Vopaterny) über Piubega und Castel-Goffredo die Verbindung mit der Division Jellachich des 2. Corps aufsuchen und unterhalten sollte. Letztere Division war zur Deckung der äußersten linken Flanke und zugleich zu einer sehr weit ausholenden Umgehungsbewegung von Mantua auf Marcaria bestimmt, und sollte sich von da gegen den Chiese hin auf Asola schlagen.

Am 24. Juni sollte aus diesen Stellungen der Vormarsch fortgesetzt werden, und zwar vom rechten Flügel gegen die Linie Lonato-Castiglione, vom linken Flügel über Carpenedolo an den Chiese. Die Zeit des Aufbruchs war nach dem Abkochen, etwa um 9 Uhr morgens, angesetzt. Da man auf keinen Widerstand am 23. Juni getreten war, ward auch am 24. kein nennenswerther Widerstand erwartet; es wurden für diesen Tag nur Marschdispositionen gegeben, und höchstens am 25. Juni dachte man zur Schlacht zu kommen.

Indessen das Nachrichtenwesen der Österreicher erwies sich hier als ebenso mangelhaft organisirt wie ihr Verpflegungswesen; in der That standen die Dinge so, daß ein großer Zusammenstoß, eine Hauptschlacht am 24. Juni unausbleiblich war.

Das verbündete Heer stand nämlich in seinem Vormarsch gegen den Mincio am 23. Juni abends folgendermaßen.

Der rechte Flügel, 3. Armeecorps, bei Mezzane (rechtes Chieseufer), das 4. Armeecorps nebst zwei Cavaleriedivisionen bei Carpenedolo (dieser Ort liegt links dem Chiese, wie alle andern, bei denen nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist), das 2. Armeecorps bei Castiglione, das 1. Armeecorps bei Esenta, die sardinische Armee zwischen Lonato und Desenzano; die französische Gardeinfanterie bei Montechiaro, die Gardecavalerie und Gardeartillerie bei Castenedolo (rechts vom Chiese). Außerdem stand am untern Oglio bei Piadena eine Division (Autemarre) des 5. Armeecorps, welche hier den Anmarsch der übrigen Truppentheile dieses Corps aus Toscana erwartete.

Bis auf diese Division hatten alle Truppentheile für den 24. Juni Befehl zum weitern Vormarsch, und zwar das 3. Corps auf Medole, das 4. mit den beiden Cavaleriedivisionen auf Guidizzolo, das 2. auf Cavriana, das 1. auf Solferino, die Sardinier auf Pozzolengo und gegen Peschiera, die gesammte Garde auf Castiglione delle Stiviere.

Am Abend des 23. Juni standen, wie man hieraus ersieht, verschiedene große Truppenkörper der beiden feindlichen Armeen sich auf kaum eine deutsche Meile gegenüber, und da beide Heere Befehl zum Marsche vorwärts hatten, mußte ein Zusammenstoß erfolgen. Außerdem aber sollten die Verbündeten am 24. Juni morgens größtentheils, nämlich mit einziger Ausnahme der Garde, schon um 2 Uhr morgens aufbrechen, um bei ihrem Marsche die größte Tageshitze zu vermeiden; der Zusammenstoß mußte daher auch sehr früh erfolgen und mußte die Österreicher, für welche eine spätere Aufbruchszeit angesetzt war, noch in ihren Stellungen vom 23. Juni finden. Die Schlacht, welche zu erwarten, nahm daher, wenigstens im Anfange, ganz entgegengesetzt dem ursprünglichen Plane, für die Österreicher den Charakter einer Defensivschlacht an.

Übrigens dachte auch Napoleon nicht daran, daß es am 24. Juni zu einer großen Schlacht kommen würde. Allerdings hatte er infolge seines gut eingerichteten Nachrichtenwesens und Vorpostendienstes Kunde, daß am 23. Juni bedeutende österreichische Truppenmassen ans rechte Minciоufer gegangen seien; „aber", sagte er sich, „die Österreicher lieben die großen Recognoscirungen; es wird wieder einmal auf eine solche abgesehen sein; es wird ein Gefecht geben, doch keine Schlacht".

Die einleitenden Kämpfe.

Die Truppen der Verbündeten waren wirklich zum großen Theil zwischen 2 und 3 Uhr morgens am 24. Juni aus ihren alten Lagern aufgebrochen. Zwischen 5 und 7 Uhr trafen sie überall auf die österreichischen Vortruppen, und es entspannen sich auf der ganzen Linie von Castel-Goffredo bis Ponticello bei Pozzolengo Einzelgefechte, welche die große Schlacht einleiteten, die vom Orte Solferino ihren Namen erhalten hat.

Baraguay d'Hilliers mit dem 1. französischen Corps war in zwei Colonnen von Esenta abmarschirt; die Colonne seines rechten Flügels, in der Ebene nördlich bei Castiglione vorbei, traf um 5 Uhr morgens bei le Grole zwischen Castiglione und Solferino auf die Avantgarde des 5. österreichischen Corps. Sofort entwickelte sich der Kampf; anfangs waren die Österreicher meist in entschiedenem Vortheil; erst als die linke Flügelcolonne Baraguay's, unter General Ladmirault, welche durch das Hügelland marschirt war, ins Gefecht kam, neigte sich die Wage zu Gunsten der Franzosen, trotz der von den Österreichern herangezogenen Verstärkungen, und um 10 Uhr morgens stand das 1. französische Corps, Meister der Höhen westwärts Solferino, unmittelbar diesem Orte gegenüber und in Bereitschaft ihn anzugreifen. Der Kampf um den Ort selbst und die benachbarten Stellungen, von dem 5. österreichischen Corps mit Ausdauer geführt, schwankte lange hin und her, ohne ein entschiedenes Resultat zu bringen.

Bald nach dem 1. war auch das 2. französische Corps unter Mac Mahon, dem Herzog von Magenta, nachdem er kaum aus Castiglione debouchirt war, zum Gefechte gekommen. Es hatte vom Feinde wenig vor sich, zunächst kleine Abtheilungen des 3. österreichischen Corps und den größten Theil der Dragonerbrigade Lauingen der Cavaleriedivision Zedtwitz. Aber andere Rücksichten hielten den Herzog von Magenta vom raschen Vordringen ab. Am liebsten wäre er zur Unterstützung Baraguay's, bei welchem der Kampf immer ernstlicher sich gestaltete, links abmarschirt. Er durfte dies nicht, ehe er seiner Verbindung mit dem General Niel, der das 4. Corps rechts von ihm commandirte, sicher war. So hielt er den Kampf gegen die schwachen österreichischen Abtheilungen nur hin, bis endlich in der Ebene sich starke feindliche Truppenkörper entwickelten — das 1. österreichische Corps von Cavriana her — welche ihm zeigten, daß er Ursache habe, sich wenigstens einiger fester Stützpunkte zeitig zu versichern, wenn nicht das Vordringen zur Unterstützung Baraguay's später immer schwieriger und schwieriger werden sollte.

Er ließ daher um 8 Uhr den Hof Casamarino angreifen und entwickelte, nachdem derselbe genommen war, seine Streitkräfte quer über die Straße von Guidizzolo. Mit dem 1. österreichischen Corps, welches gegenüber aufmarschirte, entspann sich nun eine langdauernde und heftige Kanonade, unterbrochen von Chargen einzelner Regimenter der beiden Cavaleriedivisionen Partonneaux und Desvaux, welche ursprünglich dem Niel'schen Corps zugewiesen waren, dann im Laufe des Vormittags unter Mac Mahon's Befehl gestellt und von diesem verwendet wurden, seine rechte Flanke auf der Heide von Medole zu decken und seine Verbindung mit Niel herzustellen.

Die Anordnungen Mac Mahon's in Verbindung mit dem, was sich bei Solferino begab, veranlaßten das 1. österreichische Corps um Mittag zum Rückzuge auf San-Cassiano unter dem Schutze der Reserve-Cavaleriedivision Mensdorf.

General Niel traf um 5 Uhr morgens mit den Österreichern bei Medole zusammen, welcher Ort von dem Feldmarschallieutenant Zedtwitz mit zehn Compagnien Infanterie und sechs Escadrons der Brigade Lauingen vertheidigt ward. Indessen war diese Macht zu schwach, um Medole lange zu halten, welches um 7 Uhr in die Hände der Franzosen fiel. Niel rückte darauf gegen Guidizzolo und Rebecco vor und stieß bei letzterm, bei Baite und Casanova, mit dem linken österreichischen Flügel, oder der Ersten Armee unter Wimpffen zusammen. Es entwickelte sich nun ein äußerst hartnäckiges Gefecht, namentlich um Casanova sowie um Rebecco, welches um so schwerer für Niel zu bestehen war, als die ausgesprochene Zahlüberlegenheit der Österreicher ihn auf seinem rechten Flügel zu einer unverhältnißmäßigen Ausdehnung von der Straße von Guidizzolo bis zu jener von Ceresara (Seriola Marchionale) zwang. Da es Niel nun noch obenein für nothwendig erachtete, nicht blos seine Stellung zu behaupten und solchergestalt beträchtliche österreichische Kräfte zu fesseln, sondern auch über Guidizzolo auf Cavriana und Volta vorzudringen, um den Österreichern, wenn sie in der Fronte bei Solferino geschlagen wären, den Rückzug an den Mincio zu verlegen, so mußte er sich bald überzeugen, daß diese Aufgabe für die Kräfte seines Corps allein eine unlösbare sein werde.

Er wendete sich daher um Unterstützung an den Marschall Canrobert, welcher am Morgen mit dem 3. Corps von Mezzane aufgebrochen, bei Visano den Chiese überschritten hatte und auf und

Castel-Goffredo marschirt war. Er nahm dieses einem österreichischen Husarendetachement ab und führte dann die Spitze seines Corps auf Medole, wo er nach 9 Uhr eintraf. Gleichzeitig mit den Bitten Niel's um Unterstützung erhielt er hier den Befehl Napoleon's, sich möglichst links gegen das Centrum hin zu ziehen, und so auch Niel, um dadurch wieder Mac Mahon eine Linksbewegung möglich zu machen; dabei jedoch die rechte Flanke im Auge zu behalten, weil man Nachricht habe, daß ein starkes österreichisches Corps von Mantua her gegen diese im Anzuge sei. Canrobert legte auf die letztere Anempfehlung den Hauptwerth, ließ daher zwei seiner Divisionen bei Castel-Goffredo stehen und zog nur die eine, Renault, nach Medole, von wo aus er zunächst Niel keine andere Unterstützung gewährte, als eine nur unvollständige Brigade, welche quer über die Straße von Ceresara Stellung nahm und so Niel gestattete, sein Corps mehr gegen den linken Flügel hin, gegen Rebecco und Casnuova, zu concentriren.

Auf dem linken Flügel der Verbündeten hatten die drei piemontesischen Divisionen Durando, Cucchiari und Mollard zusammen nicht weniger als sechs große Recognoscirungsdetachements gegen den Mincio vorgehen lassen. Das äußerste des rechten Flügels (von Durando) marschirte von Lonato über Castel-Venzago und Madonna della Scoperta, um sich von hier auf Pozzolengo zu schlagen; das Detachement von Cucchiari hielt sich zunächst an der Eisenbahn, um sich dann rechts mittels der Strada Lugana auf Pozzolengo zu wenden. In derselben Gegend gingen auch zwei Detachements von Mollard vor, während die beiden andern sich näher an den Gardasee hielten.

Das Detachement von Durando traf bei Madonna della Scoperta auf die Österreicher und bestand in dieser Gegend einen Kampf, welcher den ganzen Vormittag zu keinem für die Piemontesen glücklichen Resultate führte, obwol Durando nach und nach seine ganze Division heranzog. Das Detachement Cucchiari's traf erst bei Pontivello, dicht bei Pozzolengo, auf die Vortruppen des 8. österreichischen Corps. Diese gingen alsbald zum Angriff über, und warfen nach kurzem Gefechte das Detachement Cucchiari sowie zwei ihm zur Hülfe geeilte Abtheilungen der Division Mollard über die Höhen von San-Martino und die dortige Wallfahrtskirche bis gegen die Eisenbahn zurück, wo die Österreicher quer über die Strada Lugana nunmehr Stellung nahmen.

Unterdessen hatte Mollard eine seiner Brigaden (Cuneo) von Desenzano über Rivoltella herangerufen und schritt mit dieser, sobald sie entwickelt war, zum Angriff auf die Höhen von San-Martino. Dieser Angriff, anfangs scheinbar glücklich, ward jedoch von Benedek, der binnen kurzem überlegene Kräfte auf diesen Punkt zog, bald abgewiesen.

In diesem Moment kam gerade die 1. Brigade (Casale) von der Division Cucchiari an, nahm die weichende Brigade Cuneo auf und erneute den Angriff, der späterhin auch noch von Cucchiari's zweiter Brigade (Acqui) unterstützt ward. Wieder derselbe scheinbar glückliche Anfang, aber auch wieder dasselbe Endresultat. Benedek empfing den Angriff in seinen Stellungen mit einem lebhaften Infanterie- und Artilleriefeuer. Nachdem durch dieses Feuer die Reihen der Piemontesen gelichtet und überdies wegen der Schwierigkeiten, welche das Terrain bot, auseinander gekommen waren, so führte er seine intacten Reserven in Colonnen vor und warf die Piemontesen aus ihren eben gemachten Eroberungen zurück. Um 1 Uhr nachmittags war die Division Cucchiari dermaßen zugerichtet, daß sie sich gezwungen sah, das Schlachtfeld gänzlich zu verlassen und sich schleunigst, der Herstellung der Ordnung halber, nach Rivoltello und San-Zeno zurückzuziehen.

General Mollard, der unterdessen seine ganze Division an dem Knotenpunkte der Eisenbahn mit der Strada Lugana zusammengezogen hatte, blieb nunmehr mit dieser den Höhen von San-Martino und dem Gros Benedek's allein gegenüberstehen. Ein Glück war es für ihn, daß auch Benedek's Truppen einiger Ruhe bedurften, und daß außerdem die Aufmerksamkeit dieses österreichischen Generals nebenbei durch die Vorfälle bei Madonna della Scoperta und bei Solferino beschäftigt wurde.

Verlauf und Resultat der Schlacht von Solferino, am 24. Juni.

Im Laufe des Vormittags des 24. Juni wird eine Reihe von Einzelgefechten geliefert, die miteinander in zweckmäßige Verbindung gesetzt werden müssen, um zu einer Schlacht zu werden. Auf seiten der Verbündeten fängt der Oberbefehlshaber in diesem Sinne schon sehr frühe an zu wirken, aber erst allmählich, auf verschiedenen Punkten, in verschiedener Zeit beginnt diese Wirkung hervorzutreten.

Als man um 5 Uhr morgens im französischen Hauptquartier zu Montechiaro den Kanonen-

donner aus der Gegend von Castiglione her vernahm, als dieser dann immer heftiger ward, eilte der Kaiser Napoleon mit seinem Stabe alsbald in das neue Hauptquartier, nach Castiglione, wo schon Meldungen aller Art und Berichte ihn erwarteten, die keinen Zweifel darüber ließen, daß es sich heute nicht um ein Avantgardegefecht, sondern um eine große Schlacht handle.

Nach diesen Berichten traf Napoleon seine Verfügungen, deren wesentlicher Zweck war, so viel Kraft als irgendmöglich gegen das Centrum der langgedehnten österreichischen Aufstellung zu vereinigen, um hier einen jener imponirenden Erfolge zu erfechten, welche selbst kleine Misgeschicke auf andern Punkten vollständig auslöschen und neben sich verschwinden machen, außerdem eine gute Verbindung zwischen den einzelnen Gliedern der Schlachtordnung, zu gegenseitiger Sicherung und Unterstützung, zu erzielen.

Wir haben schon gesehen, wie in diesem Sinne Canrobert Befehle zur Unterstützung Niel's, aber zugleich die Empfehlung erhielt, auf die rechte Flanke Acht zu haben. Auf der andern Seite ward der König von Sardinien angewiesen, soviel Kräfte als möglich in die Gegend von Madonna della Scoperta und gegen Solferino hinzuziehen, wo sie zum Angriffe auf das österreichische Centrum oder zur Stützung dieses Angriffs dann verfügbar gewesen wären. Wir wissen schon, wie Canrobert diesem Befehle sehr unvollkommen und gewiß nicht im Sinne des Oberbefehlshabers entsprach. Statt sich durch eine große Reiterpatrouille zu überzeugen, ob das erwartete österreichische Corps denn auch wirklich im Anmarsch, in welcher Entfernung es sei, um dann, wenn es nicht existirte, alles, was er hatte, zur Unterstützung des Niel'schen Angriffs zu verwenden, hielt er das nur Mögliche für gewiß und nahm — im speciellen Falle — eine starke Aufstellung zum Kampfe gegen Windmühlen, während er seinen Kameraden auf wahrhaft unverantwortliche Weise — was später noch deutlicher werden wird — im Stiche ließ.

Beim Könige Victor Emanuel wirkten andere Umstände, im wesentlichen aber auch bei ihm Mangel an Einsicht, in derselben Weise. Als er Napoleon's Befehl im Laufe des Vormittags erhalten hatte, gab er der in Reserve zurückbehaltenen Division Fanti Befehl, über Castel-Venzago zur Unterstützung Durando's auf Madonna della Scoperta, also im wesentlichen gegen Solferino hin, abzumarschiren. Nachdem aber die Division Cucchiari übel zugerichtet das Schlachtfeld verlassen hatte, und Fanti kaum im Marsch nach seiner neuen Bestimmung war, erhielt letzterer auch schon Gegenbefehl. Er mußte nunmehr eine seiner Brigaden (Aosta) zu General Mollard abmarschiren lassen und durfte nur mit der andern (Piemont) den Marsch auf Madonna della Scoperta fortsetzen. Statt also auf dem weniger entscheidenden Punkte, am äußersten linken Flügel der Verbündeten, Opfer zu bringen und die Dinge ungefähr gehen zu lassen, wie sie wollten, um dafür den Punkt, auf den alles ankam, möglichst zu kräftigen, machte auch der König von Sardinien den Fehler unbedeutender Generale, sich von seinem Gegner unbedingt Gesetze vorschreiben zu lassen und seine Kraft auf den Punkt zu werfen, auf welchen der Gegner sie haben wollte.

Aber alle diese kleinen Dinge, welche Napoleon schadeten, diese mangelhafte Fähigkeit gerade derjenigen seiner Unterbefehlshaber, welche am unabhängigsten von ihm, weil am entferntesten von ihm, auf den äußersten Flügeln commandirten, konnten doch kein wesentliches Unheil anstiften, weil der Kaiser Napoleon des wesentlichen Bedürfnisses eines Oberfeldherrn, einer Reserve, nicht entbehrte. Er hatte dieselbe in seiner Garde, während ein solches Etwas der Gegenpartei, bei der verkehrten und im 19. Jahrhundert fast unbegreiflichen Eintheilung ihres Heeres in zwei Flügel oder zwei sogenannte Armeen, absolut fehlte.

Napoleon ließ die Gardeinfanterie, welche ihren Aufbruch von Montechiaro, kurz bevor er selbst sich nach Castiglione begab, in derselben Richtung begonnen hatte, ihren Marsch beschleunigen und befahl der Gardecavalerie und Gardeartillerie, unmittelbar nach Empfang der Nachrichten und ohne die früher zum Aufbruch angesetzte Stunde (9 Uhr vormittags) zu erwarten, von Castenedolo aus den Marsch anzutreten. Nachdem alle diese Befehle ertheilt, begab sich Napoleon zum 2. Corps (Mac Mahon), um sich vom Stande der Dinge zu unterrichten, und dann zum 1. Corps (Baraguay d'Hilliers), um hier, auf dem Punkte der Entscheidung, die Oberleitung unmittelbar zu übernehmen.

Er traf vor Solferino gegen $10^1/_2$ Uhr während der von Baraguay d'Hilliers eingeleiteten Kanonade ein, und empfing bald nachher die Nachricht, daß die Gardeinfanterie bei Castiglione angekommen sei, worauf er ihr Befehl gab, den Weg bei Le Fontane vorbei auf Solferino einzuschlagen und sich dort hinter dem rechten Flügel des 1. Corps aufzustellen. Die später ankommende Gardecavalerie ward Mac Mahon zugewendet, der sie auf seinen rechten Flügel stellte, während die nunmehr wieder unter Niel's Commando gestellten Linien-Cavaleriedivi-

sionen Desvaux und Partouneaux die Verbindung zwischen der Gardecavalerie und dem 4. Corps (Niel) vermittelten.

Sobald die Gardeinfanterie, welcher bald auch die Gardeartillerie folgte, kurz vor Mittag hinter Baraguay d'Hilliers aufmarschirt war, ertheilte Napoleon dem 1. Corps den Befehl zum Sturm auf Solferino. Die Division Forey ging rechts gegen den südöstlichen Theil des Orts vor, die Division Ladmirault links gegen den nördlichen und westlichen Theil.

Dieser Angriff hatte keinen Erfolg; am Fuße der Mauern, welche die Rebgärten von Solferino in Terrassen halten, mußten die Franzosen, von einem wohlunterhaltenen Feuer der Österreicher empfangen, kehrt machen. Auf dem linken Flügel, bei Ladmirault, war es insbesondere der Kirchhof, welcher allen Anstrengungen ein Ziel setzte. Ladmirault selbst ward zweimal verwundet und mußte hierauf sein Commando an den ältesten Brigadegeneral abgeben. Baraguay d'Hilliers sah sich gezwungen, eine Batterie in höchst exponirter Stellung gegen den Kirchhof auffahren zu lassen, um Bresche in dessen Mauern schießen zu lassen.

Indessen war der Kaiser der Franzosen keineswegs willens, sogleich von seiner Absicht abzustehen. Zur Unterstützung der Division Forey mußten alsbald die Gardevoltigeurs, zur Unterstützung der Division Ladmirault die Division Bazaine vom 1. Corps vorrücken. Auch die Österreicher waren allmählich sehr mitgenommen, obgleich das ursprünglich bei Solferino aufgestellte 5. Armeecorps um Mittag von Abtheilungen des 7., von Foresto über Cavriana herangezogenen Armeecorps verstärkt wurde. Stadion sah sich genötbigt, sich auf die Besetzung der Kernpunkte von Solferino einzuschränken, des Kirchhofs, des Castells, welche die Brigade Festetics behaupten sollte. Der Angriff der Gardevoltigeurs, denen nunmehr die Division Forey und die Gardegrenadiere in Reserve folgten, sowie der Division Bazaine mit Ladmirault zum Rückhalt, führte um $2\frac{1}{2}$ Uhr zum Ziele; Solferino ward trotz der tapfersten Gegenwehr der Österreicher von den Franzosen genommen.

Gleichzeitig etwa erstürmte Mac Mahon San-Cassiano und die nächsten Höhen zwischen Solferino und Cavriana. Nach der Mittagsstunde durch das Eintreffen der Gardecavalerie in seiner rechten Flanke gedeckt, durch Niel's Standhaftigkeit versichert, daß die Österreicher auf der Straße von Guidizzolo nichts Erfolgreiches mehr würden unternehmen können, schwenkte er von dieser Straße und Camarino links ab und schritt zum Angriff auf San-Cassiano, wo ihm Abtheilungen des 1., frühzeitig vor ihm zurückgegangenen österreichischen Armeecorps entgegentraten. Um $2\frac{1}{2}$ Uhr waren die Franzosen auch Herren der Höhen von San-Cassiano.

Unmittelbar nachdem die Höhen von San-Cassiano und Solferino genommen waren, ordnete Napoleon für den größten Theil des 1. und 2. Armeecorps und der Garde die Verfolgung auf Cavriana an, während nur geringere Theile dieser Corps bei Solferino zurückblieben, um den Rückzug Stadion's zu beobachten und etwaige Versuche desselben, die Höhen von Solferino zurückzuerobern, welche wirklich nicht ausblieben, zu vereiteln.

Die Verfolgung auf Cavriana, in der rechten Flanke gedeckt durch die Reserve-Cavaleriedivisionen der Garde und der Linie fand von österreichischer Seite nur einen verhältnißmäßig schwachen Widerstand, namentlich von einzelnen Abtheilungen des 1. Armeecorps und der Cavaleriedivision Mensdorf.

Im wesentlichen war es im Centrum der Österreicher jetzt schlecht bestellt, das 5. Armeecorps im Rückzuge auf Pozzolengo, die Brigaden des 7., welche es unterstützt hatten, und diejenigen des 1., welche bei San-Cassiano gekämpft hatten, auf Cavriana. Hier stand nur noch Eine intacte Division des 7. Armeecorps, was wenig gegen die überlegenen, besser zusammengehaltenen und bereits wieder geordneten Massen der Franzosen sagen wollte. Freilich ward einen Augenblick daran gedacht, mit dieser Division des 7. Corps die Offensive zu ergreifen. Aber die Anordnungen dazu nahmen so viel Zeit weg, daß dieser Gedanke, ehe sie beendet waren, auch schon wieder aufgegeben wurde.

Dagegen gab um 3 Uhr der Kaiser Franz Joseph der Ersten Armee (dem linken Flügel) den Befehl, die Offensive zu ergreifen, um durch diesen Gegenstoß, falls er glücklich wäre, die Verfolgung des Feindes im Centrum aufzuhalten, vielleicht noch der ganzen Sache eine andere Wendung zu geben. Indeß dieser Befehl kam zu spät. Allerdings hatte die Erste Armee bisher kein Terrain verloren, aber sie hatte auch keins gewonnen, und obwol Niel schmerzliche Verluste erlitten, hatte er doch bis dahin auch das Commando der Ersten Armee gezwungen, nur um die Wage gleichzuhalten, fast alle Reserven bis auf wenige Bataillone auszugeben. So wurde zwar ein schwacher Versuch gemacht, noch einmal mit dem linken Flügel vorzugehen. Doch er hatte keinen Erfolg, um so weniger Erfolg, als nach 3 Uhr Canrobert sich

hatte bestimmen lassen, außer der Division Renault, auch noch eine Brigade (Bataille) der Division Trochu zur Unterstützung Niel's heranzuziehen, welcher diese Brigade zu einem neuen Angriff benutzte, der mit dem Ansatze zu einem solchen von seiten Wimpffen's in der Zeit zusammentraf und diesen vollständig paralysirte. Die Schuld des Mislingens dieses Angriffs wird von mancher Seite auf die Abwesenheit der Reiterbrigade Lauingen geschoben, welche, im Beginn des Gefechts am Morgen östlich von Medole aufgestellt, bei dem ersten Vordringen der Tirailleurs von Mac Mahon und Niel das Schlachtfeld verlassen und sich in einem Striche nach Goito zurückgezogen hatte und nun nicht wieder vorzubringen war. Indeß man sieht nicht ein, was die Anwesenheit von höchstens 1500 Reitern mehr bei Guidizzolo im Wesen der Dinge hätte ändern können.

Als sich um 4 Uhr die Spitzen der verfolgenden Franzosen vor Cavriana zeigten, hatte das österreichische Obercommando schon Nachrichten, welche das Gelingen des Stoßes mit dem linken Flügel äußerst zweifelhaft erscheinen ließen. Es ward demnach der allgemeine Rückzug an und hinter den Mincio beschlossen und angeordnet. Die verfügbaren Truppen des 7. Corps wurden verwendet, um diesen Rückzug bei Cavriana zu decken. Es kam hier zu einem Arrièregardegefecht, in welchem die Franzosen bald Sieger blieben.

Die österreichische Arrièregarde nahm darauf Stellung beim Boscoscuro zwischen Cavriana und Volta.

Hier hörte die Verfolgung auf, ein furchtbarer Gewittersturm unterbrach auf allen Theilen des Schlachtfeldes den Kampf nach 4½ Uhr. Nachdem der Sturm ausgetobt hatte, schossen sich bei Boscoscuro wol noch die Artillerie und die Tirailleurs beider Parteien herum, aber ein eigentliches Gefecht fand nicht mehr statt.

Auch bei Niel unterbrach der Gewittersturm das Gefecht, und es wurde nicht wieder aufgenommen; Guidizzolo behielten die Österreicher bis nach dem Eintritt der völligen Dunkelheit besetzt.

Auf dem linken Flügel der Verbündeten stand seit den ersten Nachmittagsstunden die piemontesische Division Mollard dem Gros Benedek's allein gegenüber. Erst um 4 Uhr begann hier bei San-Martino das Gefecht von neuem. Als die Brigade Aosta von der Division Fanti zu Mollard's Unterstützung herangekommen war und dieser zugleich die Nachricht erhalten hatte, daß die Division Cucchiari von Rivoltella und San-Zeno wieder vorrücken werde, schritt er zum neuen Angriff auf die Höhen von San-Martino. Wieder hielten sich einen Augenblick die Piemontesen für siegreich. Der losbrechende Sturm machte dem Kampfe für einige Zeit ein Ende. Als er aber vorüber war, ging Benedek noch einmal in die Offensive über und warf die Division Mollard zurück. Auch als nun die Division Cucchiari wieder ins Gefecht eingriff, behauptete sich Benedek kräftig, und seine letzten Truppen räumten erst um 8 Uhr ihre Stellungen bei San-Martino, um den Rückzug auf Pozzolengo anzutreten, welches noch bis 10 Uhr abends von Benedek besetzt gehalten ward.

Nach dem frühzeitigen Zurückgehen des 5. Armeecorps von Solferino gegen Contrada-Mescolara und Pozzolengo hatte Benedek auch aus eigener Kraft den Aufwand zum Festhalten der Division Durando zu bestreiten. Auch das ward geleistet, obgleich zur Verstärkung Durando's nach dem Gewittersturme noch eine Brigade der Division Fanti, mit letzterm selbst an der Spitze, bei Madonna della Scoperta eintraf. Die drei Brigaden von Durando und Fanti traten jetzt unter den Oberbefehl des Generals Lamarmora, welcher zugleich den Befehl erhalten hatte, sich links zu ziehen und sich den Höhen von San-Martino zu nähern, um auf diese Weise mehr Einheit in die Manöver der piemontesischen Armee zu bringen. Dadurch ward allerdings auch Benedek der Widerstand erleichtert, indem er die bei San-Martino verfügbaren Reserven je nach Bedürfniß entweder gegen Mollard und Cucchiari oder gegen Lamarmora verwenden konnte.

Die letzten österreichischen Truppen, am äußersten rechten Flügel, wurden erst am 27. Juni hinter den Mincio zurückgenommen. Die Franzosen verfolgten am 25. und 26. Juni gar nicht und begnügten sich nur die Stellungen einzunehmen, welche ihnen die Österreicher freiwillig überließen. Die Division Jellachich des 2. österreichischen Armeecorps war gar nicht ins Gefecht gekommen; auf die Kunde, daß ein starkes französisches Corps am Oglio bei Piadena stehe — die Division Autemarre des 5. Corps — war sie zuerst bei Marcaria stehen geblieben und dann alsbald wieder nach Mantua umgekehrt.

Die Österreicher verloren bei Solferino an Todten und Verwundeten 13000 Mann, an Gefangenen 9000 Mann, im ganzen also 22000 Mann.

Die Piemontesen verloren 5521 Mann, worunter 1258 Gefangene. Die Franzosen geben ihren Verlust an Todten und Verwundeten auf fast 13000 Mann an; an Gefangenen haben sie nach einer ungefähren Schätzung 1500 Mann verloren. Der Gesammtverlust der Verbündeten käme danach auf 20000 Mann, bliebe also etwas unter jenem der Österreicher; dagegen ständen dem Verluste der Österreicher an Todten und Verwundeten von 13000 Mann etwa 17000 bei den Verbündeten gegenüber.

Im ganzen hat also der 24. Juni beiden Parteien an außer Gefecht gesetzter Mannschaft (ungerechnet Gefangene) 30000 Mann gekostet. Allerdings eine ungeheuere Zahl; aber wenn man erwägt, daß bei Solferino von beiden Seiten mehr als 300000 Mann im Gefecht waren, so wird man auch hier wol wieder die Überzeugung gewinnen, daß die Verbesserungen der Feuerwaffen die Kämpfe unserer Zeit im Vergleich zu frühern nicht blutiger gemacht haben; ganz im Gegentheil. Sogar der Einwand, daß die neuern Kämpfe schneller entschieden würden und daher auf die einzelne Stunde des Kampfes mehr Todte und Verwundete kämen als sonst, hat hier keine Kraft mehr. Bei Solferino ward ungefähr 12 Stunden hintereinander ohne Aufhören gestritten.

Vorbereitungen Napoleon's zur Fortsetzung des Kampfes; Waffenstillstand (8. Juli) und Präliminarfrieden (11. Juli) von Villafranca; Motive für solche Wendung.

Nach der Schlacht von Solferino standen die Dinge, abgesehen von der gesteigerten Siegesgewißheit bei den Franzosen, der gesteigerten Niedergeschlagenheit bei den Österreichern, wesentlich auf demselben Punkte wie vorher. Die Menschen, welche die Schlacht gekostet hatte, konnten auf beiden Seiten ersetzt werden. In dieser Beziehung konnte der Tag von Solferino höchstens einen kleinen Aufschub der Operationen bedingen.

Für Napoleon galt es nun, wie früher, entweder den Krieg durch einen Angriff auf die Fronte der Festungsgruppe an Etsch und Mincio fortzusetzen, oder einen passenden Frieden zu suchen. Während er sich auf das erstere vorbereitete, arbeitete er zugleich mit Energie an dem letztern.

Die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kriegs bestanden darin, daß Truppen aus Frankreich herbeigerufen wurden; daß der Prinz Napoleon mit dem größten Theile des 5. Armeecorps und der Division Ulloa von Toscana an den Po und den Oglio gezogen ward, welchen letztern Fluß er am 2. Juli erreichte, um sich hier mit der Division Autemarre zu vereinigen; daß ein linkes Flügelcorps bei Brescia organisirt wurde, um die Ausgänge aus Tirol über das Stilffer Joch und den Tonale zu bewachen; daß der Seekrieg nunmehr organisirt und die Mincio-linie besetzt ward.

Sogleich beim Ausbruche des Kriegs war ein französisches Geschwader in das Adriatische Meer abgegangen, um dessen Häfen zu blokiren. Vom 12. Juni ab folgte in mehreren Abtheilungen eine größere Flotte mit Landungstruppen, deren spätere Bestimmung es vorzugsweise sein sollte, Venedig anzugreifen und, indem sie hier beträchtliche Streitkräfte der Österreicher festhielt, den Angriff Napoleon's auf die Festungsgruppe am Mincio und der Etsch zu erleichtern, daneben den Österreichern die Verbindung durch Venetien mit den innern Provinzen zu erschweren.

Die erste Station dieser Flotte im Adriatischen Meere war der türkische Hafen Antivari, unfern des Gebiets der schon seit dem Beginn dieses Kriegs wieder äußerst unruhigen Montenegriner, welche diesmal wol nicht ohne bestimmte Anleitung mit den Aufständischen in Türkisch-Bosnien gemeinsame Sache machten. Von der dalmatischen Küste aus können die Franzosen immer den Russen die Hand reichen, wenn beide, zusammen gegen Österreich auftretend, etwa Ungarn befreien wollen. So ist die Festsetzung französischer Streitkräfte an den dalmatischen Küsten mindestens eine starke Drohung gegen Österreich, um so stärker, wenn man sich erinnert, daß bereits 1849 bei den Ungarn der Gedanke sehr stark besprochen ward, die ungarische Insurrection mit dem Kampfe der Italiener gegen Österreich über Fiume in Verbindung zu setzen, und daß 1859 bereits der Anfang gemacht war, aus Überläufern und Gefangenen österreichischer Regimenter zu Genua eine ungarische Legion, zunächst in Diensten Italiens, zu errichten. Napoleon III. schrak, was man auch sagen möge, nicht davor zurück, sich mit der Revolution auf der Basis der Berechtigung der Nationalitäten im weitesten Umfange zu verbinden; aber er wollte sie zunächst nur als Drohung benutzen, und war entschlossen, dieses Mittel erst dann ernstlich in Scene zu setzen, wenn es ihm nicht gelänge, auf kürzerm Wege, auf dem eines Friedensschlusses, einen großen Schritt für Verwirklichung seiner Plane zu thun,

wenn vielmehr Österreich ausharrte und endlich doch noch die Unterstützung seiner natürlichen Verbündeten, Deutschlands und vielleicht Englands, fände.

Die ersten französischen Schiffe erschienen am 23. Juni im Hafen von Antivari. Die Pforte erhob alsbald Protest gegen diese Benutzung ihres Gebiets, und England, welches mit dem Ausbruche des Kriegs eine starke Observationsflotte im Mittelmeere aufgestellt hatte, an deren Verstärkung auch der im Juni eingetretene Wechsel des Ministeriums nichts änderte, unterstützte diesen Protest.

Napoleon III. gab nach; er ließ am 3. Juli Osero, eine der Österreich gehörigen Quarnerischen Inseln, besetzen, und wählte hier den geräumigen Hafen von Lussin-Piccolo zum neuen Stationsplatze. Von da aus sollte sich die französische Flotte am 8. Juli vor Venedig begeben, um den Angriff auf dieses zu beginnen.

Unterdessen hatte am 28. Juni Napoleon seine Hauptarmee den Übergang über den Mincio beginnen lassen und schob seine Avantgarde gegen Verona hin vor. Zu ernstern Unternehmungen sollte erst geschritten werden, nachdem das nunmehr vereinigte Corps des Prinzen Napoleon herangekommen wäre, welches die Blokade Mantuas zu unternehmen bestimmt war, und in die Action eintreten sollte, wenn die beabsichtigten Unterhandlungen keinen Erfolg hätten. Vorerst ward nur die Einschließung Peschieras von den Piemontesen unternommen.

Am 6. Juli ließ, nach mehrfachem einleitenden Parlamentiren, Napoleon III. dem Kaiser Franz Joseph formell einen Waffenstillstand antragen, und am 8. Juli ward ein solcher zu Villafranca bis zum 15. Aug. geschlossen. Zwei Demarcationslinien, beide in ihrem Haupttheile zwischen Etsch und Mincio, sollten ein neutrales Gebiet einschließen, und so die beiden feindlichen Armeen während der Waffenruhe in gemessener Entfernung voneinander halten. Den Österreichern ward gestattet, während des Waffenstillstandes die beiden Festungen Peschiera und Mantua zu verproviantiren.

Für den Abschluß eines Waffenstillstandes konnten beide Theile gute Gründe haben, ohne daß daraus auf weitere tiefgreifende Folgen zu schließen gewesen wäre. Beide Theile wollten sich verstärken; Napoleon konnte dazu noch besondere Veranlassung haben. Immer waren bei den Franzosen die Elitetruppen — Zuaven, algierische Tirailleurs, Fußjäger — vorzugsweise ins Feuer gekommen und hatten besonders große Verluste erlitten, man mußte einige Zeit gewinnen, um die Lücken auszufüllen. Aber er konnte auch die Entwickelung des preußischen Vermittelungswerks abwarten wollen, um danach seine Anstalten am Rhein treffen zu können, sollten Preußen und Deutschland endlich in den Krieg mit eingreifen, gelang es nicht, dieselben durch diplomatische Arbeit dem kriegerischen Auftreten fern zu halten.

Ebenso konnte der Kaiser Franz Joseph die Zeit bis zum Ende des Waffenstillstandes benutzen, um Verstärkungen heranzuziehen; er konnte ferner hoffen, Preußen schließlich in eine bestimmte Bahn zu drängen, und Deutschland erhielt die Zeit von fünf Wochen, bis zum Ende des Waffenstillstandes, um seine Truppen an den Rhein zu schaffen und dort sich zur Theilnahme am Kriege zu rüsten.

Aber es blieb nicht bei dem Waffenstillstande. Am 11. Juli hatten die beiden Kaiser Franz Joseph und Napoleon zu Villafranca eine persönliche Zusammenkunft, und sie kamen hier, nur unter sich, über die Präliminarien eines Friedens überein, die durch spätere Conferenzen zu Zürich in einen definitiven verwandelt werden sollten. Wie war dieser Friede möglich?

Wir haben schon erwähnt, daß Preußen Mitte Juni (16.) beim Bundestage die Aufstellung einer Observationsarmee aus dem 7. und 8. Bundescorps am Oberrhein beantragte, während es selbst mobilisirte. Am 24. (oder 27.) Juni that es dann den ersten Schritt, seine Vermittelung zu beginnen, indem es zwei Depeschen an seine Gesandten zu London und Petersburg expedirte, durch welche die englische und die russische Regierung zur Theilnahme an der Vermittelung aufgefordert wurden. Bestimmte Grundlagen der Vermittelung wurden in diesen Depeschen nicht vorgeschlagen, doch erkannte die preußische Regierung an, daß sie Änderungen in den bisherigen Zuständen Italiens für nöthig hielte, und deutete zugleich auf frühere vertrauliche Mittheilungen zwischen ihr und England und Rußland über Friedensgrundlagen hin.

Welches war der Inhalt dieser vertraulichen Mittheilungen gewesen? Konnte man Österreich glauben machen, daß Preußen, weit entfernt, für Österreichs Besitzstand in Italien einzutreten, vielmehr geneigt sei, ihm ziemlich ungünstige Bedingungen auferlegen lassen zu wollen, so wurde so ziemlich alles Vertrauen und alle Hoffnung auf Preußens Hülfe bei Österreich erschüttert. Und daß dem von Mistrauen erfüllten Österreich Einflüsterungen dieser Art als glaublich und wahr erscheinen würden, darüber war ein großer Zweifel nicht möglich.

Im Cabinet des Grafen Walewski zu Paris war, wenigstens in der Hauptsache, ein Programm für die Friedensvermittelung entstanden, dem zufolge Italien unabhängig und ein Staatenbund werden, Piemont die Lombardei und die Herzogthümer Parma und Piacenza, die Herzogin von Parma Toscana, ein österreichischer Erzherzog Venetien und Modena als neuen italienischen, von Österreich unabhängigen Staat erhalten, in den Legationen ein weltliches Vicekönigthum errichtet werden sollte. Ein Congreß sollte über die definitive Reorganisation Italiens das Nähere feststellen.

Dieses Programm war keineswegs ruhig zu Paris liegen geblieben, sondern Walewski hatte mindestens die Ansichten der russischen und der englischen Regierung darüber eingeholt, und diese hatten sich sicherlich im wesentlichen damit einverstanden erklärt. Ob nun auch Preußen dieses Programm seinerzeit erhalten, ist fraglich, aber nicht unwahrscheinlich; mindestens ist ihm dasselbe auf einem mittelbaren Wege zugegangen. Daß sich die preußische Regierung jedoch nicht bestimmt darüber geäußert habe, darf man mit ziemlicher Gewißheit annehmen. Allein, der Kaiser Napoleon, mit den preußischen, vom 24. Juni datirten Depeschen nach London und Petersburg in der Hand, konnte dem Kaiser Franz Joseph wol leicht genug die Meinung beibringen, daß Preußen eben diesem Programm vollständig zustimme, welches allerdings von einer Garantie des österreichischen Besitzstandes in Italien sich wesentlich entfernte.

Nach der wiederum verlorenen Schlacht von Solferino mußte Österreich ein doppeltes Interesse haben, endlich zu erfahren, wie es mit Preußen eigentlich daran sei. Am 3. Juli erschien der alte Fürst Windischgrätz seitens der österreichischen Regierung zu Berlin, um dies zu ermitteln. Er forderte nicht mehr und nicht weniger, als daß Preußen augenblicklich für den österreichischen Besitzstand in Italien die Waffen ergreife und eine Diversion am Rhein mache. Preußen, auf seinem Standpunkte der Vermittelung als europäische Großmacht beharrend, lehnte diese Zumuthung ab.

Am 2. Juli hatte endlich die Bundesversammlung Preußens Antrag vom 16. Juni angenommen. Am 4. Juli stellte dann Preußen den Antrag, daß das 9. und das 10. (die beiden norddeutschen) Bundescorps direct mit seiner mobilisirten Streitmacht vereinigt und die Oberleitung der sämmtlichen mobilisirten Bundestruppen (auch des 7. und 8. Armeecorps) Preußen überwiesen werde, als Auxiliarmacht der europäischen Großmacht Preußen, nicht als Contingente neben dem preußischen Contingent.

Hier kam die Rivalität um die Hegemonie in Deutschland, welche zwischen Österreich und Preußen waltet, so stark ins Spiel, daß der Kaiser Napoleon eine neue und starke Handhabe gewann, einen Frieden, wie er ihn wünschte, zu erzielen. Er brauchte Österreich nur zu sagen: Wie? du willst hier in Italien weiter kämpfen, ohne Hoffnung, daß irgendeiner in deinem Sinne dir beistehe, um in Deutschland, wo Preußen auf die Hegemonie aspirirt, und aus dem Preußen dich hinauswerfen will, doppelt und dreifach zu verlieren, was du hier vielleicht behaupten könntest?

In der That bedurfte es dieser Anregung noch gar nicht, um im österreichischen Cabinet dieses Gefühl zum herrschenden zu machen. Am 7. Juli spielte Österreich seinen letzten Trumpf aus, indem es am Bundestage gegen den preußischen einen andern Antrag stellte: das ganze Bundesheer, einschließlich des österreichischen Contingents, zu mobilisiren und den Prinz-Regenten von Preußen zum Bundesoberfeldherrn (also mit Verantwortlichkeit gegen den Deutschen Bund und in Eid und Pflicht desselben) zu erwählen.

Für den Fall, daß Preußen annahm, hoffte Österreich nun durch Bundesbeschlüsse das kriegerische Eingreifen von ganz Deutschland bei der ihm im ganzen geneigten Gesinnung der Regierungen von den Mittel- und Kleinstaaten erzielen zu können. Nahm Preußen nicht an, so blieb als Auskunftsmittel ein Friede mit Napoleon, um Preußen einen Strich durch seine vermeintliche oder wirkliche Rechnung zu machen.

Preußen erklärte sogleich aufs entschiedenste, daß es von dem Antrage Österreichs durchaus nichts wissen wolle, dessen Annahme es aus seiner Vermittelung wie aus seiner Stellung als europäische Großmacht herauswerfen würde. Fürst Windischgrätz konnte nicht umhin, dieses übrigens wol erwartete Resultat zu erfahren und darüber an seinen Kaiser zu berichten.

Unter für ihn so günstigen Umständen forderte Napoleon III. von Franz Joseph die Zusammenkunft von Villafranca (auf dem durch den Zug der Demarcationslienie begrenzten Terrain), in welcher er denn seinen Gegner zum Abschluß des Präliminarfriedens bestimmte. Was Napoleon sprechen konnte, um dieses Resultat zu erzielen, ist aus dem, was wir soeben mitgetheilt, wohl zu errathen.

Die Bedingungen des Präliminarfriedens besagten, daß die beiden Kaiser die Bildung eines italienischen Bundes unter dem Ehrenpräsidium des Papstes begünstigen werden; daß der Kaiser von Österreich dem Kaiser der Franzosen seine Rechte auf die Lombardei, doch ausschließlich Peschieras und Mantuas, abtrete und letzterer sie wieder dem Könige von Sardinien cedire; daß Venetien zwar einen Theil des italienischen Bundes ausmachen, aber dem Kaiser von Österreich bleiben solle; daß der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena wieder in ihre Staaten zurückkehren, aber eine allgemeine Amnestie geben sollen. Die beiden Kaiser wollen ferner den Papst um nothwendige Reformen im Kirchenstaate angehen, und eine allgemeine Amnestie wird allen denen gewährt, die sich während des Kriegs für die eine oder die andere Partei compromittirt haben.

Man erkennt, daß diese Bedingungen allerdings vortheilhafter für den Kaiser von Österreich waren als diejenigen des Walewski'schen Programms, welches für das der zur Vermittelung geneigten Großmächte ausgegeben ward. Diese Bedingungen von Villafranca lassen dem Kaiser von Österreich (nicht einem von ihm unabhängigen Erzherzoge) ein Land in Italien; sie lassen ihm die sämmtlichen Festungen der Gruppe am Mincio und der Etsch und damit eine starke Position, von welcher aus Österreich nach wie vor Oberitalien beherrscht und dieses bei einer Änderung der gegenwärtigen Lage Europas wieder zurückerobern kann.

Napoleon aber, indem er den Frieden von Villafranca schloß, indem er jenes ursprüngliche Programm, nach welchem Italien frei werden sollte bis zum Adriatischen Meere, theilweise aufgab, erwarb sich das Ansehen großer Mäßigung und gewann doch viel, indem er die Keime eines unheilbaren Zwiespalts in Deutschland aussäete oder die vorhandenen zur Reife brachte; er handelte so im Interesse Frankreichs.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Präliminarfriedens folgten sich unablässig gegenseitige Beschuldigungen Österreichs und Preußens, und der Deutsche Bund zeigte sich in seiner ganzen Zwietracht, Schwäche und Unsicherheit.

Daß der Präliminarfrieden von Villafranca die italienische Frage nicht zum Abschlusse gebracht, zu einer Lösung geführt hat, ist an und für sich klar. Napoleon wird angeklagt, Venetien dem Feinde Italiens überlassen zu haben, statt es für Italien zu erobern. Ganz Mittelitalien, Toscana, Parma und Piacenza, Modena, die Legationen stehen in Waffen, um sich der Fürsten zu erwehren, die sie abgesetzt haben und die ihnen zurückgegeben werden sollen. Die Piemontesen sehen traurig auf das ihnen geschenkte Mailand, welches offen vor den Thoren der Festen Peschiera und Mantua liegt. Neue kriegerische Ereignisse auf dem italienischen Schauplatze sind fast unausbleiblich.

Napoleon kann auf die Anklagen der Italiener nur antworten: Ich handelte, wie es Frankreichs Interesse, das Interesse der Lokalisirung des Kriegs forderte; aber ich gab euch einen Boden, auf welchem ihr nun mit Klugheit, Ruhe und Kraft selbst weiter handeln könnt; ich gab euch Zeit, euch zu organisiren. Benutzt was ihr jetzt habt, um mehr zu erwerben.

Unmittelbar nach Beendigung des Kriegs wurden die französischen Truppen, bis auf eine Occupationsarmee von fünf Divisionen Infanterie und zwei Brigaden Cavalerie unter dem Marschall Vaillant, aus Italien nach Frankreich zurückgezogen, um am 15. Aug. ihren feierlichen Einzug in Paris, wohin auch Napoleon sich begeben hatte, zu halten. Auch Österreich zog den größten Theil der während des Kriegs nach Italien geworfenen Truppen zurück und ließ hier nur die Zweite Armee.

Am 8. Aug. traten Abgeordnete Österreichs, Frankreichs und Piemonts zu Zürich zu einer Conferenz zusammen, um den Präliminarfrieden von Villafranca zu einem definitiven zu machen.

Entwaffnet im wahren Sinne des Worts ist in ganz Europa nicht. Österreich hat nur theilweise seine Truppen auf den Friedensfuß gesetzt. Mittel- und Oberitalien rüsten mit Macht. In Frankreich ist keine einzige der für den Feldzug von 1859 gebildeten activen Divisionen aufgelöst worden. Die Auflösung der Armeen ist freilich ausgesprochen, sie ist aber in der That ein bloßes Wort. In Preußen ist nur zum kleinsten Theile demobilisirt worden, selbst die Landwehrbataillone haben starke ständige Stämme zusammenbehalten. England rüstet mit einer Kraft wie seit lange nicht, und auch Rußland arbeitet zwar mit alter Langsamkeit, aber darum mit nicht geringerm Eifer an der Aufstellung einer Armee, die es berechtigen soll, im fernern Verlaufe der Dinge auch ein Wort mitzusprechen.

Dies sind die Zeichen des Vertrauens, welches Europa wirklich in das Ende alles Streits, in die Erhaltung des allgemeinen Friedens setzt.

Japan und sein Eintritt in die Völkerbewegung.

1) Die Vorspiele zur Eröffnung des Reiches Japan.

Die letzten dreißig Jahre gehören, nach den verschiedensten Richtungen, zu den großartigsten und folgenreichsten der ganzen Weltgeschichte. Die civilisirte Menschheit, die europäisch-amerikanischen Völkerschaften, haben sowol in ihrer innern Kraftentwickelung als in ihrer Machtstellung nach außen Fortschritte gemacht, wie niemals vorher geschehen in einem solchen kurzen Zeitraume. Die europäischen Nationen und die Vereinigten Staaten Nordamerikas beherrschen die Erde, theils thatsächlich, theils durch moralische Einflüsse; sie nehmen bald diese, bald jene Länder in Besitz und beuten sie aus zum eigenen Vortheil. Im Zeitenverlaufe wird dasselbe Los alle Völker außerhalb des europäisch-christlichen Cultursystems ereilen; die einen früher, die andern später, je nachdem zufällige Umstände und die gebietende Selbstsucht der Weltstaaten dies erheischen. Während der zwei letzten Jahrzehnde ist Ostasien Gegenstand der Beute gewesen und dem unvermeidlichen Geschick unterlegen. Mannichfache Ursachen und Veränderungen der Weltzustände haben in folgerichtiger naturgemäßer Nothwendigkeit das Weltereigniß hervorgerufen. Die Britisch-Ostindische Compagnie verlor (24. April 1834) ihren sonderrechtlichen Handel mit China; jedem Engländer wurde gestattet, nach dem Mittelreiche zu gehen und dort Geschäfte zu machen. Britische Beamte traten an die Stelle der Compagniediener, welche die herkömmliche Schmach, die der pekinger Hof und das chinesische Volk über die Fremden häuften, nicht länger mehr dulden wollten und konnten. Hieraus vorzüglich ist der erste englisch-chinesische Krieg hervorgegangen. Mittels geringer Kräfte hat Großbritannien die Selbständigkeit des Chino-Mandschustaats gebrochen; das Mittelreich mußte seine hochmüthige Abschließung aufgeben und die Ebenbürtigkeit anderer Nationen anerkennen. Der Friedensschluß mit England (29. Aug. 1842, zu Nanking), die Handelsverträge mit Nordamerika (3. Juli 1844, zu Wanghia) und Frankreich (20. Oct. 1844, zu Whampo) haben die 4—500 Mill. Chinesen zum ersten mal seit Menschengedenken in die Weltbewegung gezogen.

Kaum waren diese Verträge geschlossen, so erhoben sich in entgegengesetzter Richtung für die Ruhe und Selbständigkeit des östlichen Asien neue Gefahren. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben durch den Vertrag von Washington (15. Juni 1846) Oregon erworben, und im Friedensschluß zu Guadelupe-Hidalgo (2. Febr. 1848) die Länder Neumexico und Obercalifornien. Einen Monat später (März 1848) ist der Goldreichthum Californiens zu Tage gekommen, welcher den Menschenstrom nach jenen glückverheißenden Gegenden leitete. Bald fuhren die Schiffe aus San-Francisco in Californien, und aus Portland in Oregon über den Stillen Ocean nach den geöffneten Häfen des Mittelreichs und den russischen Besitzungen im östlichen Asien; dann kamen Chinesen massenhaft aus den Kreisen Kuangtong und Fokien nach dem Goldgebirge, wie sie Californien heißen. Japan, mitten auf der Fahrstraße, konnte die seit zwei Jahrhunderten angeordnete Absperrung nicht mehr behaupten. Auch dieses äußerste Reich am Rande der Alten Welt wurde nach langem Widerstreben gezwungen, die Zurückgezogenheit aufzugeben und in die gefahrdrohende Völkerbewegung einzutreten.

Caleb Cushing, welcher China im Vertrage zu Wanghia*) zu allen von Nordamerika gestellten Bedingungen nöthigte, hatte bereits durch Präsident Tyler die Vollmacht erhalten, auch Japan heimzusuchen, um dort die Übermacht der Republik in ähnlicher Weise wie im Mittelreiche zu gebrauchen. Der Gesandte hielt es für geeignet, Japan mit seinem Besuche zu verschonen. Die Eröffnung des Reichs war jedoch bei der immer steigenden Verkettung des westlichen Amerika mit Ostasien gegen die Mitte des Jahrhunderts zur Nothwendigkeit geworden. Die Holländer stellten sich nicht entgegen. Hochherzigkeit und Aufopferung haben sie natürlich nicht dazu bewogen. Wer würde dies auch von Kaufleuten, von einem Volke gegenüber dem andern erwarten? Umstände und der eigene Vortheil geboten eine Handlungsweise, welche amtliche Lobredner als den Ausfluß seltener Menschenfreundlichkeit darstellen.

Im Beginne des 17. Jahrhunderts ist der vereinigten Holländisch-Ostindischen Compagnie zu Firando mittels Freibriefs (30. Aug. 1611) ein unbedingter Verkehr in Japan gestattet

---

*) Vgl. den Aufsatz „Die gegenwärtigen Zustände des chinesischen Reichs", im ersten Bande dieses Werks, S. 711 fg.

worden. „In welchen Hafen die Holländer einlaufen, möge ihnen Gunst und Beistand werden. Jeder Japane sorge dafür, die jenem Volke zugesicherte Freundschaft in keiner Weise zu gefährden." Solcher Gnade suchten sich die Holländer auf alle erdenkliche, auf die unwürdigste Weise für alle Zeiten zu sichern. Sie fügten sich in jedes Begehr der barbarischen hochmüthigen Regierung. Sogar zur Vertilgung der eingeborenen Christen haben sie jeden gewünschten Beistand geleistet.

In ihrem Gefängnisse zu Desima, wohin sie von Firando (21. Mai 1641) übersiedeln mußten, durften die Holländer keine Sonn- und Feiertage feiern, keine geistlichen Gebete und Gesänge anstimmen. Der Name Christi durfte nicht ausgesprochen, kein Zeichen ihres Glaubens durfte aufgestellt und das Kreuz mußte mit Füßen getreten werden. Weiber und Kinder mitzubringen war nicht gestattet, ebenso wenig der Zutritt ehrbarer japanischer Frauen. Aus den öffentlichen Frauenhäusern wurden ihnen mehrere zugeführt; die Früchte dieses Umgangs mußten im Lande bleiben. Bei dem geringsten Verdachte einer mittels dieser oder anderer Personen verübten Schmuggelei wurden jene Frauen über Torturbänke, woraus kurze Stacheln hervorstanden, nackt hin- und hergezogen. Ähnliche Torturbänke, sagt Kämpfer, wären ehemals zu Lemgo gebraucht worden, um die Hexen zum Bekenntniß zu bringen. Natürlich haben auch die Unschuldigsten Verbrechen eingestanden, welche ihnen niemals in den Sinn gekommen.*)

Grenzenlose Verachtung, Spott, Schmach waren hier, wie allenthalben auf Erden, die natürliche Folge der selbstsüchtigen Gemeinheit. Der Hollanda-Kapitän, wie sie zu Jedo den Obervogt der Desimafactorei heißen, mußte zwischen den der Reihe nach aufgestellten Geschenken bis unfern des kaiserlichen Throns auf Händen und Füßen herbeikriechen. „Der Kopf soll nicht emporgerichtet, sondern, auf dem Knie liegend, bis zum Boden, in ehrfurchtsvollstem Stillschweigen hinabgedrückt werden." In gleichem Stillschweigen mußten sich die Holländer, wie Krebse rückwärts kriechend, vom kaiserlichen Angesichte entfernen. War das geschehen, so wurden sie ins Innere des Palastes abgeführt, um den Gemahlinnen, den Töchtern des Fürsten und dem ganzen weiblichen Hofgesinde als Spaß und Belustigung zu dienen. Hier nahmen sie sämmtlich, mit Ausnahme des Kapitäns, auf Befehl die Oberkleider herab, damit Herren und Damen sie genauer betrachten könnten. Sie mußten die albernsten Fragen mit der größten Ehrerbietung beantworten und herbeibringen, was ihnen befohlen. „Hiermit waren aber die Großen Japans noch nicht zufrieden. Wir mußten uns gefallen lassen, ordentliche Affenpossen auszuüben. Wir mußten bald aufspringen und hin- und herspazieren, bald uns untereinander becomplimentiren, tanzen, springen und Betrunkene vorstellen. Wir mußten japanisch stammeln, malen, holländisch und deutsch lesen und singen."

Trotz dieser Erniedrigung, vielleicht weil sie sich so niedrig zeigten, erfuhren die Holländer eine immer härtere Behandlung. Die früher so bedeutenden Gewinste schwanden in dem Grade, daß der japanische Verkehr mehr der Ehre als des Vortheils wegen erhalten wurde. Längst schon ward die Gelegenheit erspäht, um aus der Beengung herauszutreten. Die große Veränderung infolge des ersten englisch-chinesischen Kriegs schien geeignet und ward zu dem Ende ausgebeutet. „Wir haben dem Zeitenverlaufe", schreibt König Wilhelm II. (15. Febr. 1844) dem Kaiser zu Jedo, „eine ernste Aufmerksamkeit gewidmet. Der Völkerverkehr nimmt zu mit raschen Schritten; die Menschen werden mittels unwiderstehbarer Kraft gegenseitig angezogen. Durch die Erfindung der Dampfschiffe schwinden die Entfernungen mehr und mehr; die Nation, welche bei dieser allgemeinen Annäherung sich ausschließt, wird mit vielen in Feindschaft gerathen. Uns ist zwar bekannt, daß die Gesetze, welche die durchlauchtigsten Vorfahren Ew. Majestät gegeben, den Verkehr mit fremden Völkern enge beschränken. Doch der Weise sagt: Wenn die Vernunft auf dem Throne sitzt, dann thut sie sich hervor durch Erhaltung des Friedens. Wenn alte Gesetze Anlaß zu Friedensstörungen geben, dann ist es nothwendig sie zu ändern. Dies, großmächtiger Kaiser, ist unser freundschaftlicher Rath. Mildert die Strenge des Gesetzes gegen den Verkehr mit Fremden, damit das glückliche Japan nicht durch Kriege verwüstet werde. Wir geben Ew. Majestät diesen Rath in der besten Absicht, ganz frei von eigenem Staatsinteresse. Wir hoffen, daß die Weisheit der Regierung zur Einsicht gelangt, der Friede könne nur durch freundliche Beziehungen mittels Handelsverkehr erhalten werden."

Der Kaiser selbst hat das Schreiben niemals beantwortet. Wie hätte ein erhabener Fürst sich derart herabwürdigen mögen, um den Häuptling verachteter und verachtenswerther Kaufleute als Ebenbürtigen zu begrüßen? Die späte Erwiderung (4. Juli 1845) erfolgte vom japa-

*) S. Kämpfer, „Geschichte und Beschreibung von Japan", deutsch von Dohm (Lemgo 1779), II, 377.

nischen Staats- und Regierungsrathe an die Großen der Niederlande. Sie sollen hiervon ihren König in Kenntniß setzen. Das Schreiben ward niemals — man mochte gute Gründe hierfür haben — vollständig und in amtlicher Weise der Welt übergeben. Levissohn, zu jener Zeit holländischer Obervogt zu Nagasaki (1845—50), theilt es mit in seinen Blättern über Japan*), ohne jedoch für den wörtlichen Inhalt einstehen zu wollen. „Man hat die Begebenheiten, welche den ganzen Bestand des chinesischen Reichs veränderten", schreibt der japanische Staatsrath, „mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Man ist im Entschlusse, bei der herkömmlichen Sperre zu verbleiben, noch bestärkt worden. Hätten die unbesonnenen Chinesen den Engländern keine Freiheit zu Kanton gestattet, sie wären nicht in diesen Abgrund verfallen. Euch Holländern ist unter den bestehenden Beschränkungen ein Handel mit unserm Reiche erlaubt. Ihr habt euch immer als treue Freunde gezeigt, und sollt deshalb des Vortheils fortgenießen. Wir werden uns aber hüten, auch den andern Völkern Zutritt zu gestatten. Leicht kann man einen Damm in gutem Stande erhalten; schwer ist es hingegen, die Erweiterung bestehender Risse zu hindern. In diesem Sinne lauten die Verhaltungsbefehle an die Reichsbeamten. Ihr Holländer werdet sehen, unser Verfahren wird mit besserm Erfolge gekrönt sein als jenes der Chinesen."

Vermöge der (1637) anbefohlenen Absperrung durfte kein Japane das Land verlassen. Wer dagegenhandelt, wird hingerichtet. Ebenso die aus der Fremde rückkehrenden Reichsinsassen. Selbst wer für die Schuldigen bittet, ist dem Tode verfallen. Nun sind die Schiffe Japans, gleichwie die chinesischen, sehr gebrechlicher Art und ihre Kapitäne im Seewesen wenig erfahren. Man fand und findet deshalb ringsum auf den Inseln und den benachbarten Gestadelandschaften, in der Boningruppe und auf Tarakai, zu Kamtschatka, wie längs der Küsten, in Korea, China und selbst in Amerika nicht selten schiffbrüchige oder durch Gegenwinde dahin verschlagene Bewohner des östlichen Inselreichs. Russen und Franzosen, Engländer und Amerikaner suchten wetteifernd das Unglück dieser armen Leute auszubeuten. Man wollte sich den Gebietern Japans durch Zurückführung ihrer Unterthanen empfehlen, hoffend, zum Lohne freien Zutritt und Antheil am gewinnreichen Verkehr zu erhalten. Alle diese feinen Plane sind mislungen. Die Japanen sahen, und zwar mit gutem Grunde, hinter der vorgeblichen Menschlichkeit die versteckt lauernde Selbstsucht. Zwei Sendboten, Gützlaff und Wells Williams, fuhren 1837 nach Japan und gingen in der Jedobucht vor Anker, vorgebend, sie kämen zu dem Zwecke, sieben an den Küsten Chinas gestrandete Männer ins Vaterland zurückzubringen. Diese Japanen waren zu Macao im Christenthum unterrichtet und zu westöstlichen Kundschaftern herangebildet worden. Der Hof von Jedo hat die fremden wie die eingeborenen Spione mit schwerem Geschütze empfangen. Der Morrison, so hieß das Schiff, konnte von Glück sagen, daß er unbeschädigt entkommen und nach Macao zurücksegeln durfte.

Während der folgenden Jahre hob sich der Handelsverkehr auf allen Gewässern zwischen Amerika, Australien und Asien in bedeutendem Grade. Schiffbrüche sind in jenen stürmischen Meeren keine seltenen Ereignisse. Die Unglücklichen, welche auf Japan sich retteten, wurden nach dem barbarischen Reichsherkommen gleichwie Verbrecher behandelt. Die französische Regierung war die erste, welche diesen Misstand zu beseitigen suchte. Admiral Cécille ging nach Nagasaki und verlangte (30. Juli 1846), schiffbrüchige Franzosen möchten künftig mit Güte und Menschlichkeit aufgenommen und den Holländern übergeben werden. Die Sendung hatte nicht den mindesten Erfolg. Cécille muß, ohne einer Antwort gewürdigt zu sein, schnell absegeln. Die Weise, wie man sich zu Paris darüber erklärte, ist sehr bezeichnend für das ganze windige Franzosenwesen. „Admiral Cécille habe keinen andern Zweck verfolgt, als den Japanen die französische Flagge zu zeigen. Man wollte keine Unterhandlung anknüpfen, noch viel weniger den östlichen Vorurtheilen mit Gewalt entgegentreten. Cécille erfreute sich des beabsichtigten Erfolgs. Die Neugierde ward aufgestachelt; die Japanen haben das Schiff häufig besucht; die Franzosen wurden mit zahlreichen Fragen beehrt; einige Japanen haben sogar die Einladungen angenommen, tüchtig mitgegessen, tüchtig mitgetrunken."

Die Amerikaner begnügen sich nicht mit solcher hohlen Ruhmrednerei. Die Angelsachsen führen allenthalben große staatliche und Handelszwecke im Schilde, und an ihre Selbstsucht, an ihre Kaufmannsgüter knüpft sich im höhern Grade als bei andern Völkern das Gute allenthalben auf Erden. Acht Jahre nach der Einfahrt des Morrison rettete ein amerikanischer Walfischjäger 22 Japanen und brachte sie ebenfalls nach Jedo. Das fremde Schiff ward mit einem

*) „Bladen over Japan" ('s Gravenhage 1852).

dreifachen Kreise japanischer Boote umzogen und keinem seiner Leute die Landung gestattet. Man reichte dem Kapitän das Nöthige, selbst alles, was er wünschte, befahl ihm jedoch, so schnell als möglich abzusegeln und niemals wiederzukommen. Den Landsleuten ward die Heimkehr gestattet. Bald hernach fuhr Commodore James Biddle, im Auftrage der Unionsregierung zu Washington, mit den Schiffen Columbus und Vincennes nach Japan und gelangte (20. Juli 1846) in die Bucht von Jedo. Der Hafenbeamte erscheint in Begleitung eines holländischen Dolmetscher und fragt, was die Fremden wollen? „Die Vereinigten Staaten", entgegnete der Commodore, „wünschen blos in Erfahrung zu bringen, ob nicht Japan, gleichwie China, seine Uferlandschaften dem auswärtigen Verkehr geöffnet habe? In diesem Falle gedenke Amerika mit den Gebietern der Inseln, unter denselben Bedingungen wie im Mittelreiche geschehen, einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen." Zu gleicher Zeit wollte Hr. Biddle den Japanen Abschriften der englischen, französischen und amerikanischen Tractate mit China überreichen. Sie wurden in artiger aber entschiedener Weise zurückgewiesen. Die Schiffe blieben, während ihres siebentägigen Aufenthalts, nach altem Herkommen, mit einer dreifachen Reihe von Kähnen umgeben. Niemand wurde die Landung gestattet. Dann ist (27. Juli 1846) folgender Erlaß erschienen: „Endzweck dieser Mittheilung besteht darin, die Ursachen zu erklären, weshalb wir Japanen jeden Handelsverkehr mit Fremden vermeiden, welche das Weltmeer befahren und zu uns kommen. Seit undenklichen Zeiten war dies die Sitte unsers Reichs. Alle Bestrebungen solcher Art sind von uns zurückgewiesen worden. Fremde aus verschiedenen Weltgegenden sind zu uns gekommen; sie sind immer in gleicher Weise empfangen worden. Die Behandlung, welche ihr Amerikaner erfahren, gleicht der anderer Sendboten; sie ist gemäß unsern herkömmlichen Staatsmaximen. Wir können zwischen den verschiedenen fremden Nationen keinen Unterschied machen; sie werden sämmtlich in gleicher Weise behandelt. Ihr Amerikaner erhaltet dieselbe Antwort wie die übrigen. Es wird euch nichts helfen, den Versuch zu erneuern; alle euere noch so oft wiederholten Anträge werden immer zurückgewiesen. Wir wissen, daß unsere Sitten in dieser Beziehung von denen anderer Völker abweichen. Wir nehmen das Recht einer jeden Nation in Anspruch, unsere Angelegenheiten nach unserer Art zu leiten. Der Handel der Holländer zu Nagasaki gibt keiner andern Nation ein Recht, ähnliche Befugnisse zu verlangen. Nagasaki enthält wenig Einwohner, und es werden dort gar geringe Geschäfte betrieben. Sie sind kaum der Rede werth. Am Schlusse haben wir auch zu verkünden, daß unser Fürst in den bestimmtesten Ausdrücken das Gesuch eines Handelsverkehrs zurückgewiesen hat. Er rathet euch Amerikaner ernstlicherweise, alsbald wegzugehen und, wollt ihr für euere Sicherheit Sorge tragen, niemals wiederzukommen."

Die Nachkommen der Sachsen in Amerika lieben es, die Thaten ihrer Ahnen aus den Zeiten der verfallenden Römerherrschaft zu erneuern; sie berühmen sich des Namens der Sachsen und wollen damit manches unwürdige Getriebe beschönigen. „Wir sind", so hört man sie wol sagen, „die ebenbürtigen Nachkommen der Altvordern. Wie ehemals Hengist und Horsa gethan, so überziehen jetzt unsere Häuptlinge, unsere Seekönige mit ihrem allenthalben zusammengerafften Gefolge die Länder der Nachbarn. Wiederholt zurückgewiesen, wiederholt zurückgeschlagen, erscheinen sie immer von neuem; Niederlagen schrecken sie nicht; frische Scharen ersetzen die Reihen der Gefallenen. So auf dem Festlande Amerika, so auch auf den Inseln Cuba und Japan." Die Regierung von Jedo ward von all diesem gewaltigen und gewaltsamen Getriebe, mittels der Holländer, genau unterrichtet. Diese hatten unter anderm auch die Verpflichtung übernommen, alles, was sich in fremden Ländern ereignet, zu hinterbringen. Die Regierung Japans hat deshalb die Amerikaner viel freundlicher aufgenommen als die Franzosen. Sie hat sogar, vorzüglich der Neusachsen wegen, die Strenge der Abschließung gemildert. Der Obervogt auf Desima erhielt (1846) einen Erlaß mit dem Auftrage, ihn den Seemächten zur strengen Einhaltung mitzutheilen. Hiernach sollten japanische Schiffbrüchige nur mittels niederländischer oder chinesischer Fahrzeuge in ihre Heimat zurückkehren. Dann ward hinzugefügt, daß die Reichsgesetze ebenso, wie sie den Japanen das eigenmächtige Aufnehmen ihrer Küsten und Inseln untersagen, dies auch Fremden verbieten. Bald hernach ließen die Japanen (1851) auf demselben Wege an alle fremden Staaten eine neue Erklärung gelangen. „Der Seogun", heißt es darin unter anderm, „habe bereits vor neun Jahren (1842) befohlen, es möge den nach Japan verschlagenen Schiffen und Seeleuten alle mögliche Hülfe geleistet werden. Nun besorge aber die japanische Regierung, diese aus reinem Gefühle der Menschlichkeit und des Mitleids entsprungene Ordnung werde misverstanden. Sie wolle deshalb die Niederlande ersuchen, allen andern

Mächten mitzutheilen, durch jenen Erlaß werde die seit zwei Jahrhunderten bestehende Abschließung keineswegs aufgehoben."

Diese Mittheilung war infolge einer neuen Hinterlist der Amerikaner ergangen. Vorgebend, sie seien von einem Walfischjäger wegen schlechter Behandlung entflohen, landeten (Juni 1848) eine Anzahl Neusachsen auf Japan. Einige Monate später ließ sich ein gewisser Archibald Macdonald, ein Mann von Vermögen und Einsicht — er bekleidete eine bedeutende Stelle bei der Hudsonsbucht-Gesellschaft — an der Küste Japans aussetzen, um die Sprache dieses Ostlandes, seine Productionsfähigkeit und Handelsverhältnisse kennen zu lernen. Alle diese Kundschafter wurden gefangen genommen und wie Golownin und seine Russen behandelt. Im Beginn des folgenden Jahres kam die Kriegsschaluppe Preble, unter James Glynn, nach Nagasaki, um über das Schicksal der Abenteurer Kundschaft einzuziehen. Macdonald und die andern wurden gern losgelassen, und das amerikanische Fahrzeug brachte sie wohlbehalten nach Hongkong.

Nun war alle die mannichfache List, um mit Japan anzuknüpfen, an der Geradheit und Vorsicht zu Jedo gescheitert; man wollte und mußte jetzt, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, nach der Gewalt greifen. Die japanische Expedition ward von seiten der Nordamerikaner beschlossen. „Unsere schiffbrüchigen Landsleute werden von den japanischen Barbaren wie Verbrecher behandelt; sie werden in Käfige gesperrt und erleiden alle erdenklichen Drangsale, bis ein zufällig landendes Schiff sie aufnimmt. Wie würden wir mit Großbritannien, wie mit Frankreich sprechen, geschähe ähnliches in jenen Ländern? Und sollten wol die Japanen ein Sonderrecht besitzen, die Welt zu verachten, weil es ihnen nun einmal so gefällt? Wer wäre wol thöricht genug, zu behaupten, man müsse sich den Sitten der Battas und anderer Wilden fügen, welche Fremde ausplündern, Gefangene schinden und braten? Wo kein Menschenrecht, wo kein Völkerrecht gilt, da erhebt sich die Macht gegen die Macht, das Gebot des Starken ist Gesetz. Bei dem steigenden Verkehr zwischen Ostasien, zwischen der indischen Inselwelt und Australien mit den in beispielloser Schnelle emporwachsenden Gestadelandschaften des Stillen Ocean, ist eine dauernde Abschließung überdies undenkbar, unmöglich. Es muß gestattet sein, auf einigen Inseln Kohlenvorräthe anzulegen. Unsere Dampfer können sie nicht entbehren. Nun heißt es zwar, Japan sei ein schwaches Reich; wir haben jedoch kein sicheres Urtheil, bei dem Mangel ausreichender Kenntniß des Binnenlandes. Vorsorge ist nothwendig; man darf sich nicht überraschen lassen. Die Expedition gegen Japan werde zu der Stärke gebracht, als wenn sie gegen einen mächtigen, wohlausgerüsteten Feind zöge." Und so ist es geschehen.

Präsident Fillmore schreibt (10. Mai 1851) dem Kaiser in freundschaftlich ernster Weise; er behandelt ihn als einen wohlunterrichteten, einsichtsvollen und selbständigen Fürsten; er spricht mit ihm, wie es sich geziemt für einen gebildeten Mann zum andern. „Ew. kaiserliche Majestät wissen sicherlich, daß die Vereinigten Staaten Amerikas sich jetzt vom Meere zum Meere erstrecken, daß unsere Dampfer von Californien und Oregon, Länder reich an Gold, Silber und kostbaren Steinen, in weniger als 20 Tagen zu den Ufern Ihres glücklichen Reichs gelangen. Schiffbrüche und andere Unglücksfälle mögen sich ereignen. Wir bitten, sich unserer Leute anzunehmen, ihr Leben und ihre Habe zu beschützen. Wir erwarten dies von Ihrer Freundschaft, von Ihrer Größe. Handelsverkehr ist unser einziger Zweck. Sie haben Kohlen in Masse und andere Gegenstände, die wir brauchen können. Auch wir haben Erzeugnisse, geeignet für Ihre Unterthanen. Eine Handelsverbindung wird in vielen Beziehungen den beiden Reichen Vortheil gewähren. Zwei so nahe Staaten sollten in Verkehr miteinander treten; die Herzen ihrer Regenten sollten in Liebe und Freundschaft verbunden werden."

In gleich milder und versöhnender Weise lauten die Verhaltungsnormen für Commodore Perry vom Staatsminister Daniel Webster. „Die Zeit kommt schnell herbei, wo das letzte Glied der Dampfkette eingesetzt wird, welche Völker und Weltmeere verbindet. Von China und Indien nach Ägypten, von dort durchs Mittelmeer und den Atlantischen Ocean nach England, dann nach unserm glücklichen Vaterlande und den andern Gegenden dieses Continents, aus unsern Häfen zur Landenge, welche Nord- und Südamerika verbindet, und jenseits zu den Ufern des Stillen Ocean, in zwiefacher Richtung nach Nord und Süd, soweit immer civilisirte Menschen wohnen, nach allen diesen Ländern bringen unsere und die Dampfer anderer Nationen Zeitungen und Briefe; sie bringen Reichthümer, Waaren und Menschen in Menge. Der Präsident glaubt, die Zeit sei gekommen, jene große Kette zu vollenden, welche Völker und Länder verbindet, durch Einrichtung einer regelmäßigen Dampffahrt von Californien nach China. Dies Unternehmen würde sehr erleichtert werden, wenn der Beherrscher Japans uns gestatten möchte, von seinen Unterthanen Steinkohlen zu kaufen. Ich übersende Ihnen ein Schreiben des Präsidenten

an den Kaiser von Japan, welches Sie auf Ihrem Admiralschiff nach der Hauptstadt Jedo bringen. Sie werden sich von allen Fahrzeugen, die Sie hierzu füglich verwenden können, begleiten lassen. Übergeben Sie den Brief jenen Beamten, welche vom Kaiser hierzu beordert sind. Sie werden diesen auch den Zweck Ihres Besuchs klar zu machen suchen."

„Die Steinkohle ist zu Japan in großer Menge vorhanden. Die Regierung kann demnach keinen Grund haben, dieses Mineral für billiges Geld unsern Dampfern nicht zu überlassen. Ein östlicher Hafen der Insel Nipon scheint hierfür am geeignetsten. Sollten sich jedoch die Gebieter hierzu nicht verstehen, so suchen Sie dieselben wenigstens zu vermögen, daß sie die Kohlen durch eigene Fahrzeuge auf eine benachbarte Insel bringen lassen, wo sie unsere Schiffe einnehmen können. Der unmittelbare Verkehr unserer Leute mit den Japanen würde dadurch abgeschnitten. Sehr wichtig ist es, daß Sie bei allen Berührungen mit den Behörden ihnen begreiflich machen, wie unsere Regierung über den Glauben, selbst ihrer eigenen Unterthanen, nicht gebieten könne, nicht gebieten wolle. Demnach würde jenes Reich, würden alle andern Völker am wenigsten von uns zu befürchten haben, daß wir in ihre religiösen Angelegenheiten uns einmischen und Änderungen hervorbringen möchten. Der Präsident, obgleich ihm die Abneigung der Japanen gegen die Fremden im vollen Maße bekannt ist, hegt doch zu Ihrer Geschicklichkeit das Vertrauen, daß Sie diesen Widerwillen besiegen. Es ist Ihnen die Vollmacht ertheilt worden, einen Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Japan abzuschließen. Suchen Sie — dies ist von der größten Wichtigkeit — unsern Schiffen die Erlaubniß zu verschaffen, einen oder zwei Häfen zu besuchen, um dort ihre Ladung entweder durch Kauf oder Tausch loszuschlagen, und zwar ohne großen Eingangszoll. Noch wichtiger ist es, daß die japanische Regierung sich verpflichte, die Schiffe und Waaren unsers Landes in ihren Schutz zu nehmen und für jeden Schaden einzustehen. Der zweite Artikel unsers Vertrags mit Maskat und der fünfte des Vertrags mit Siam enthalten ähnliche Bedingungen. Jeder Vertrag muß, wie Sie wissen, dem Senat vorgelegt werden, und kann nur von ihm die Bestätigung erhalten. Wegen der großen Entfernungen der beiden Länder, wegen der Schwierigkeit und Verzögerungen, die leicht entstehen können, wäre es geeignet, die Zeit der Ratification auf drei Jahre anzusetzen."

Man hatte in Amerika seit Jahren mittels schriftlicher und mündlicher Zeugnisse über Japan, über die benachbarten Länder und Inseln genaue Erkundigungen erhalten. Hierauf bezügliche Zeitungsartikel und Flugschriften sind in Menge erschienen, namentlich durch Aaron Palmer.*) Man hegte und hegt große westöstliche Plane — die Beherrschung der nahe gerückten Morgenlande. „Der Zug nach Japan ist blos der Anfang einer ganzen Kette welthistorischer Ereignisse. Jene von Washington, von den andern Begründern unserer Unabhängigkeit und Verfassung vorgeschriebene Weisheit der Nichteinmischung ist veraltet. Dem herangereiften kräftigen Manne geziemt es, der übrigen Welt gegenüber eine andere Stellung einzunehmen, als der vielversprechenden Jugend. Amerika wird es nicht vermeiden können, ebenfalls auswärtige Colonien, fremde Besitzungen zu erwerben. Nur in solcher Weise vermag man dem anschwellenden Ländererwerb Englands eine Schranke zu setzen."

2) Die Eröffnung durch die Amerikaner unter Commodore Perry.

Commodore Perry fuhr ums Vorgebirge der guten Hoffnung und ging (8. April 1853) im Hafen von Hongkong vor Anker. Das Geschwader bestand aus drei Dampffregatten, aus vier Kriegsschaluppen und drei Proviantschiffen mit 1175 Mann und 65 Kanonen schweren Kalibers. Nach einem Aufenthalt von mehreren Wochen fuhren die Schiffe über Schanghai der Bestimmung entgegen. Napakiang in der Lienkiengruppe war zur Vereinigung der Fahrzeuge bestimmt, wo sie auch während der letzten Tage des Mai zusammentrafen.

Die wehrlosen Bewohner, glaubend, die Fremden wollten sich im Lande festsetzen, wurden von großer Furcht überfallen. Sie waren freundlich und unterwürfig im hohen Grade. Der Regent, ein ehrwürdig aussehender Greis mit langem weißen Barte, kam mit zahlreichem Gefolge an Bord des Flaggenschiffs und versprach den Amerikanern in aller Weise gefällig zu sein. Der Commodore ward bei einem Gegenbesuche gleichwie ein Herrscher empfangen und in der festlichsten Weise bewirthet. Während des Mahls erklangen die Nationalweisen der Union:

*) „Documents and facts illustrating the origin of the mission to Japan. By Aaron Haight Palmer" (Washington 1857).

„Heil Columbia", „Das Sternenbanner", unter rauschendem Getöse. Den Ausflügen ins Innere des Landes wurde kein Hinderniß in den Weg gelegt.

Auf ihren wiederholten Fahrten von Acapulco nach den Philippinen haben die Spanier im Stillen Ocean viele Inseln entdeckt und ihnen allerlei willkürliche Namen gegeben. Sie hielten es aber, weil sie keine edeln Metalle zeigten und die Armuth der Eingeborenen keine Handelschaft gestattete, nicht der Mühe werth, Grund und Boden in Besitz zu nehmen. Ebenso verfuhren die Holländer — eine arge Verblendung bei diesem sonst so betriebsamen, kaufmännischen Volke. Die Boningruppe wurde von den Spaniern bald des Erzbischofs Inseln, bald mit andern Namen bezeichnet; die Holländer hießen sie Wüste Inseln, was blos eine Übersetzung ist der japanischen Benennung Bonin oder Monin Sima, menschenleere oder unbewohnte Inseln. Lange bevor Europäer in jenen Gewässern erschienen, ist die Gruppe den benachbarten Japanen bekannt geworden, welche sie anfangs beim Namen des ersten japanischen Entdeckers Ogasa Wara hießen. Von Idsu aus segelten die Japanen mehrmals dahin und suchten Ansiedelungen zu gründen. In den Reichsannalen wird (1675) von einer Expedition dreier Einwohner Nagasakis erzählt, wovon auch der Reisende Kämpfer hörte, welche die Lage der Gruppe mathematisch bestimmt, sie in einer Karte verzeichnet und eine ausführliche Beschreibung aller der Eilande und Klippen — es sind deren 89 — durch den Druck veröffentlicht haben. Man fand sie sämmtlich unbewohnt und gab ihnen deshalb jenen Namen Bonin. Seit den frühesten Jahrhunderten herrschte zu Japan die Sitte, auf benachbarten, schwer zugänglichen Inseln die Verbrechercolonien anzulegen. Auch die Bonin sind zu demselben Zwecke verwendet worden. Diebe und Mörder hat man in Menge dahin gebracht und sie zum Anbau des Landes gezwungen. Die unfreiwilligen Ansiedler befanden sich bald sehr gut auf den fruchtbaren Inseln; sie errichteten Plantagen und bildeten mehrere Gemeinden. Daher die Angabe von Dörfern auf den japanischen Karten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Ansiedelungen hatten jedoch, man weiß nicht weshalb, keinen Bestand. Funfzig Jahre später sind die Bonin ebenso menschenleer wie zur Zeit ihrer ersten Entdeckung. Vielleicht daß Japan wegen der Absperrung sich entschloß, diese etwas ferne Besitzung aufzugeben.

Mehrere Eilande der Bonin erfreuen sich des lieblichsten Klimas und eines mit allen Südfrüchten gesegneten Bodens. Zehn ragen hervor durch Größe und Fruchtbarkeit. Man findet hier den anmuthigsten Wechsel von Hoch- und Tiefländern, von Bergen und Thälern, eine Menge klarer, langsam zum Meere ziehender Bäche. Die Berge sind ringsum bis hoch hinauf zum Gipfel mit Bäumen umwachsen, unter welchen sich die Kohl- oder Fächerpalmen auszeichnen. Längs der vielen sandreichen Buchten werden Schildkröten nicht selten so häufig gefunden, daß sie die Ufer ringsum in ihre grüne Pracht kleiden. Die See liefert eine unerschöpfliche Fülle verschiedener Fische: Barben, Hechte und Rochen, früher auch Walfische in großer Zahl. An den Klippen und in den Schluchten hängen Krabben und Muscheln; auf den Küsten sieht man Schnepfen, Regenpfeifer, wilde Tauben und anderes Geflügel in Menge.

Der Hafen auf der Westseite der Peelsinsel, nach einem Bischof in Oxford Lloyd geheißen, kann ganze Flotten fassen und gegen Wind und Wetter sichern Aufenthalt gewähren. Beechey nahm von der Gruppe im Namen Englands Besitz und ließ zum Andenken auf Peel eine Kupferplatte zurück folgender Inschrift: „Sr. britischen Majestät Schiff Blossom, Kapitän F. W. Beechey, hat zu Gunsten Sr. britischen Majestät Georg IV. von dieser Inselgruppe feierlichst Besitz genommen am 14. Juli 1827." Man scheint aber von seiten der Regierung diese That nicht genehmigt zu haben. Die Bonin sind nirgendwo als englische Colonie aufgeführt.

Die englischen Seefahrer bringen die Bonin, welche sämmtlich vulkanischen Ursprungs sind, unter drei Abtheilungen: Die nördliche, Perry's Gruppe, die mittlere, Peel, Buckland und Napleton, und die südliche Gruppe, Baily geheißen. Commodore Perry, welcher auf seiner weitern Fahrt, von den Lieukieu nach Japan, im Lloyd-Hafen vor Anker ging (Juni 1853), ließ die Gruppe nach allen Richtungen untersuchen und erwarb von den Ansiedlern eine Landesstrecke zur Kohlenstation. Hier könnten die in nächster Zukunft von Californien nach Ostasien regelmäßig ziehenden Dampfer frische Feuerung einnehmen. Die Amerikaner suchten sich die am Ende der zwanziger Jahre auf Bonin gegründete Niederlassung in mannichfacher Weise zu verpflichten. Man ließ auf Napleton einige Schanghai-Schafe und Ziegen zurück, setzte in der Sandbucht auf Peel Ochsen und Kühe aus und versah hiermit nach und nach alle Inseln der Gruppe, welche mehrere tausend Seelen ernähren können. Eine zahlreiche Bevölkerung wird nicht ausbleiben. Bilden doch die Bonin eine wichtige Station längs der großen Wasserstraße

von Californien über Hawai nach Japan, nach den andern zahlreichen Inselgruppen und Küstenländern im Stillen Ocean. *)

Die Amerikaner dampften die Jedobucht hinauf (8. Juli) und warfen bei Uraga Anker, einer Stadt von 8—10000 Einwohnern, welche gleichsam den Einfuhrhafen von Jedo bildet. Eine Menge Barken kamen herbei, um die fremden Schiffe, wie die Japanen zu thun pflegen, in dreifachem Kreise zu umzingeln. Die Ruderer, insgesammt hochgewachsene athletische Gestalten, nackt und nur mit einem Tuch um die Hüften bekleidet, stießen ein lautes Geschrei aus, als sie mit aller ihrer Kraft heransegelten. Die Boote aus unbemaltem Holz und sehr spitzig in den Bugen, hatten ihre größte Breite weit hinten und wurden mit großer Schnelligkeit vorwärts getrieben. Die Ähnlichkeit dieses Baues mit der Jacht Amerika, welche in England den Schnellpreis erhielt, ist allgemein aufgefallen. Im Hintertheil einer jeden Barke flatterte eine kleine Flagge mit drei horizontalen Streifen, der mittlere schwarz, die beiden andern weiß. In jeder Barke saßen mehrere Personen, welche nach ihrer Kleidung und den zwei in ihren Gürteln steckenden Schwertern Beamte zu sein schienen. Der Commodore ließ ihnen mittels eines holländischen Dolmetschers bedeuten, sie möchten alsbald abziehen. Leisteten sie Widerstand, so würde Gewalt aufgeboten. Schnell gaben die japanischen Beamten Befehl zum Abzuge, nur baten sie, kein Amerikaner möge bis zum nächsten Tage ans Land gehen. Geschähe dies, so hätten die Behörden große Verantwortung und Strafe zu erwarten. Der Commodore fügte sich dem Wunsche. Nach Eintritt der Dunkelheit brannten Wachtfeuer längs der Küste, sowol vom Strande als von den Gipfeln der fern sich erhebenden Hügel. Gleichzeitig hörte man, in regelmäßigen Zwischenräumen, den Ton einer tiefklingenden Glocke.

Von dem Ankerplatz bei Uraga genossen die Amerikaner eine reizende Fernsicht über die ganze Jedobucht. Die Westküste ist schroff und steil und verläuft sich hier und da in graue Felsenwände; der größere Theil derselben ist jedoch mit Rasen, Unterholz, da und dort mit Wäldchen bedeckt, im glänzendsten und frischesten Grün prangend. Von Uraga bis ans Ende des Vorgebirges liegt eine ununterbrochene Zeile von Dörfern. Die Häuser sind aus Holz erbaut, mit spitzigen Dächern, einige in chinesischem Stile zugespitzt, andere viereckig und pyramidal. Wenige waren weiß angestrichen; die meisten unbemalt und verwittert. Wenigstens 100 kleine Nachen nebst einer Anzahl Dschonken lagen im Hafen von Uraga; von dort bis zur Landspitze 200 Boote ganz nahe der Küste.

Am folgenden Morgen erschienen höhere Beamte und fragten, was die Fremden wollten. „Eine freundliche Verbindung zwischen den beiden Reichen Japan und den Vereinigten Staaten", ließ der Commodore antworten, „möchte man aufrichten und zu diesem Ende ein Schreiben nach Jedo bringen." — „Das ist unmöglich; niemand darf ohne besondere Erlaubniß in der Hauptstadt und bei Hof erscheinen." — „Hiernach", erwiderte der Commodore, „kann ich mich nicht richten. So lauten die Verhaltungsbefehle des Präsidenten und diese allein sind der Maßstab meines Benehmens. Ich befolge die Befehle meiner Regierung wie die Japanen die der ihrigen." — „Haben die Amerikaner der Regierung von Japan Mittheilungen zu machen, so mögen sie nach Nagasaki gehen. Dort sollen die Briefschaften in Empfang genommen werden." — „Eine Verweisung nach Nagasaki betrachten wir als eine Beleidigung für unser Land. Welche Folgen daraus entstehen, können wir nicht sagen." — „Gut, so bleibt hier, gönnt aber den Behörden vier Tage, bis sie dem Hofe berichten und Antwort erhalten können." Diese Frist wurde gestattet und dazu verwendet, die Bucht sammt Umgebung zu untersuchen und nautisch aufzunehmen. Kamen Boote herbei, um die Amerikaner zu hindern, so ließ die halbe Mannschaft ihre Ruder fallen, bewaffnete sich mit Flinten und vielschüssigen Pistolen. Die Japanen stäubten auseinander und ließen die Fremden gewähren. Man fuhr bis einige Meilen von Jedo und fand die Bucht allenthalben frei von Sandbänken und Korallenriffen. Die Schiffe hätten dicht vor der Residenz anlegen und die Stadt beschießen können. Die zahlreichen Burgen an beiden Ufern wären nur ein geringes Hinderniß gewesen. Sie sind in halbkreisförmiger Gestalt angelegt nach der im 16. und 17. Jahrhundert üblichen Weise, welche kein Kreuzfeuer gestattet. Dann sind die auf den Flanken und hinter den Forts liegenden Hügel gänzlich unbeschützt, sodaß man außerhalb der Batterien hätte landen und sie, mittels schweren Geschützes, leicht zum Schweigen bringen können.

Noch vor Ablauf der bestimmten Tage kam die Meldung, zwei Abgeordnete würden nach

*) „Correspondence relating to China", dem Parlament vorgelegt 1840. S. 218 befindet sich eine ausführliche Beschreibung der Bonin.

dem Städtchen Gorihama, einige Stunden unterhalb Uragas, kommen, um das Schreiben des Präsidenten in Empfang zu nehmen. Die Japanen haben auch Wort gehalten. Am Morgen des 12. Juli (1853) erschien der Statthalter von Uraga, in Begleitung einiger Offiziere, anzeigend, alles sei bereit zum feierlichen Empfange des Commodore. Die Japanen trugen ihre Staatskleidung, aus einer Art Hose von schwarzem Seidenstoffe bestehend, bis zum Knöchel reichend, durch seidene Bänder, ähnlich unsern Hosenträgern, gehalten und an der Hüfte sowol als am untern Ende mit breiten Streifen dunkelblauer Seide umsäumt. Eine enganliegende seidene Ärmelweste war in die Taille der Beinkleider gesteckt; um den Leib trugen sie den gewöhnlichen Gürtel mit den beiden Schwertern. Über das Ganze hing ein Gewand, ähnlich der spanischen Poncha oder dem Meßgewand der katholischen Priester, nur mit dem Unterschiede, daß die vordere Seite aufgeschnitten und auf der Brust mit einer Agraffe zusammengehalten war. Dieses Gewand war bei den höhern Offizieren von einem schweren, brocatartigen Gewebe aus Gold, Silber und farbiger Seide; das der niedern Offiziere dagegen aus einer Art rothen Tuchs, bei einigen gelb, überall mit Gold- und Silbertressen umsäumt, auf Brust und Schulter mit Wappen gestickt.

Gegen 9 Uhr ward das Signal zum Einschiffen in die Boote gegeben, nachdem mehrere Schiffe dem Platze der Zusammenkunft gegenüber geankert hatten, um im schlimmsten Falle mittels ihrer Kanonen Schutz zu gewähren. Es waren aus den verschiedenen Fahrzeugen 400 Mann in 15 Boote eingeschifft worden, welche sich, als kurz vor 10 Uhr die Kanonen der Dampffregatte Susquehanna die Abfahrt des Commodore verkündigten, in Bewegung setzten. Der für das Zusammentreffen bestimmte Ort war eine kleine Bucht bei der Ortschaft Gorihama. Am Ufer hatte man zwei geräumige Pavillons errichtet, wo einige Gruppen Offiziere in reicher Kleidung standen. Rechts und links waren in einer Länge von etwa zwei englischen Meilen schwarze Tücher gespannt und dabei Soldatenreihen aufgestellt. Man fand es schwierig, ihre Zahl zu schätzen, da sie nicht in Fronte standen. Die Japanen haben die Mannschaft auf 5000 angegeben. Die meisten waren mit Speeren und Luntenflinten, einige mit Bogen und Pfeilen, alle aber mit den üblichen zwei Schwertern bewaffnet.

Unfern der Pavillons bemerkte man etwa 150 Mann mit Bajonnetflinten und Feuerschlössern, nach militärischer Weise in zwei Gliedern, Gewehr beim Fuß, während die übrigen Soldaten, in Gruppen vertheilt, unregelmäßig umherstanden. Auf dem linken Flügel waren zwei kleine Kanonen, aus Bronze gegossen und auf sehr altmodischen Laffetten, dem Ansehen nach alte, entweder spanische oder portugiesische Geschütze, welche wol aus dem Vertilgungskriege der Japanen gegen die portugiesischen Christen herrührten. Die Offiziere saßen auf niedrigen Stühlen, ein jeder unter seinem Feldzeichen. Hinter den Linien wurden von Dienern mehrere Pferde gehalten, kleinen Schlags, doch kräftig und wohlgebaut, das Geschirr sehr buntfarbig und reich mit Gold und Silber verziert. Die Mähnen hatten sie kurz abgeschoren und die Schweife entweder in Beutel von farbigem Stoff gesteckt oder mit Stücken bunten Zeugs umwunden. Beim Klange der Musik spitzten die Thiere die Ohren, stampften in muntern Capriolen auf den Boden und brachten einige Unordnung unter die Soldaten. Bei jedem der Pferde standen noch außerdem einige Soldaten mit Spießen verschiedener Form und etwa 15—16 Fuß Länge.

An der Stelle, wo der Commodore landen sollte, waren amerikanische Seesoldaten rechts, die Matrosen links, in je zwei Compagnien gebildet, aufgestellt; jedes dieser Corps hatte seine Musikbande, nebst üblichem Zubehör von Trommeln und Querpfeifern. Ein Major und ein Kapitän commandirten die Marinesoldaten, vier Lieutenants und zwei Midshipmen die Matrosen; die übrigen Offiziere, den Stab bildend, erwarteten den Commodore am Landungsplatze.

Nachdem dieser den Fuß ans Land gesetzt hatte, erschien der Statthalter Uragas mit seinem Gefolge zur Begrüßung, worauf sich die ganze Procession nach den Pavillons in Bewegung setzte. Hier war eine Art Vorhof aus langen Streifen von schwarzem und weißem Baumwollzeug gebildet. Alle Japanen blieben außerhalb, nur der Statthalter und ein kleines Gefolge begleiteten den Commodore, welcher gleichfalls die Escorte am Eingange ließ und nur den Offiziersstab mit sich nahm. Bei diesem mit Matten bedeckten Vorhofe befand sich ein offener Pavillon, um einige Stufen erhöht. Hier saßen die beiden kaiserlichen Abgeordneten, der Prinz von Idsu und der Prinz von Iuamy, ersterer auf etwas höherm Sitze. Zur Rechten des Prinzen von Iuamy kniete ein Beamter untergeordneten Ranges. Vor dem Prinzen von Idsu ließen sich, nach einer tiefen Verbeugung, der Gouverneur von Uraga und der Dolmetscher auf die Knie

nieder und verblieben in dieser Lage während der ganzen Verhandlung. Gegenüber dem Prinzen standen drei gleich hohe Stühle, worauf Platz zu nehmen der Commodore und die beiden ältesten Kapitäne eingeladen wurden. Die übrigen Offiziere gruppirten sich hinter dem Sitze des Commodore, während das japanische Gefolge im Vorhofe auf den Knien verharrte.

Nachdem der Commodore die kaiserliche Vollmacht gesehen hatte, wurde sowol der Brief des Präsidenten für den Kaiser als die diplomatische Beglaubigung übergeben. Diese Schriftstücke, mit dem großen Siegel der Vereinigten Staaten versehen, welche in einer goldenen Kapsel daranhingen, wurden von den beiden hübschesten Schiffsjungen herbeigetragen, geöffnet und nebst einer chinesischen, holländischen und französischen Übersetzung, nach einer kurzen, den Zweck der Sendung erklärenden Anrede, den Bevollmächtigten eingehändigt, von diesen empfangen und unter vielen Ceremonien in eine geräumige Kiste niedergelegt. Sie wurde verschlossen und eine dicke seidene Schnur in vielfachen Windungen und mit allerhand wunderlichen Knoten darum gebunden. Beim Schlusse erklärte der Commodore, er wolle sich jetzt, da ohne Zweifel eine reifliche Berathschlagung über den Inhalt seiner Botschaft abgehalten werde, entfernen, und im Frühjahre zurückkehren. Die Japanen erkannten, daß sie es mit ganz andern Leuten zu thun hatten, und richteten sich danach. War doch das ganze Verfahren von dem anderer Gesandtschaften sehr verschieden, welche während langer Monate in halber Gefangenschaft demüthig abwarteten, bis es den stolzen Insulanern gefiel, sie mit zweideutiger Antwort zu entlassen.

Der Statthalter mit seinen Offizieren begleitete die Amerikaner an Bord. Sie besahen sich mit großer Aufmerksamkeit das Schiff, obwol in der Weise von Leuten, welche es gegen den guten Anstand halten, ihre Neugierde merken zu lassen. Die Maschinen, die schweren Geschütze mit den Percussionsschlössern, die Gewehre, die Revolvers schienen ihr höchstes Erstaunen zu erregen. Mit geographischen und astronomischen Karten waren die Japanen wohl bekannt. Sie deuteten auf dem Globus die Stelle von Japan, Rußland, England, Holland, den Vereinigten Staaten sowie deren Hauptstädten und zeigten auch mittels verschiedener Fragen ihre Bekanntschaft mit den Weltbegebenheiten. So wollten sie wissen, ob Merico noch getrennt vorhanden oder den Vereinigten Staaten eingefügt sei; ob die große Eisenbahn von Neuyork nach San-Francisco wirklich erbaut worden u. dgl. m., wobei sie jedesmal Ort und Stelle auf der Erdkugel mit dem Finger richtig angaben.

Vor der Abfahrt des Geschwaders brachten die Japanen noch verschiedene Geschenke, als Goldbrocat und andere Stoffe, lackirte Geräthschaften aller Art, Fächer, Saki, mehrere hundert Stück Geflügel, einige tausend Eier u. dgl., was der Commodore in ähnlicher Weise erwiderte. Verschiedene kostbare Waffen, welche sich unter des Commodores Geschenken befanden, wurden höflich abgelehnt. Die Weine und feinen Bäckereien, dann Confitüren schienen sehr willkommen. Nach dieser Zusammenkunft verblieben die Amerikaner noch einige Tage in der Bucht, um die Vermessung zu beenden und einen guten Ankerplatz für nächstes Frühjahr auszuwählen. Das Einvernehmen ward täglich besser. Der Gouverneur stattete mehrere Besuche ab, und die Vermessungsboote legten nicht selten bei den Booten der Eingeborenen an, rauchten Pfeifen mit ihnen, gaben und empfingen unbedeutende Geschenke, unter andern köstliche frische Früchte, besonders prachtvolle reife Pfirsiche.

Über Commodore Perry und sein erstes Auftreten zu Lieukieu und Japan haben wir den Bericht eines kundigen Chinesen erhalten, dem wir Folgendes entnehmen:

„Die Bewohner der Lieukieu", schreibt der Chinese, „sind friedliebende Leute; Rechtshändel gehören zu den größten Seltenheiten. Die Gerichtspersonen haben kaum einige Beschäftigung. Steuereinsammler gibt es nicht; das Volk überbringt selbst seine Abgaben. Sie bestehen in Naturalien. Gold kennt man nicht. Sich desselben zu bedienen, ist gesetzlich verboten. Alle Geschäfte werden mit besonderer Freundlichkeit in artiger höflicher Weise verhandelt. Hier findet man selbst keine ungezogene Gassenjugend. Nicht die ältern Personen allein, sondern auch Knaben becomplimentiren sich gegenseitig in den engen Straßen derart, daß sie nicht selten den ganzen Raum einnehmen und den Weg versperren. Die Complimente bestehen in Bücklingen und in der bekannten chinesischen Kopfklopferei. Nebeneinander auf den Straßen gehen Männer und Frauen; sie dürfen aber nicht miteinander sprechen und sich gegenseitig nichts geben. Befestigte Städte gibt es nicht im Lande. Auch sieht man weder Speere, Flinten noch andere Waffen. Gewaltthätigkeiten kommen nicht vor; es sind gar sanftmüthige, verweichlichte Leute, diese Inselbewohner. Nun sind aber während der letzten Jahre viele Kriegsschiffe hierher gekommen, welche ihre Kanonen losdonnerten. Die Lieukieu erschraken anfangs

sehr, gewöhnten sich aber endlich daran und haben gar keine militärischen Vorbereitungen getroffen. Sie verlassen sich auf ihre Artigkeit, auf ihr tugendsames, gerechtes Wesen. Wird ihnen dieses aber auch was helfen? Mir wird bange, wenn ich an das künftige Geschick dieser guten Leute denke."

„Die Lieukieu erkennen eine doppelte Oberherrschaft, die chinesische und die japanische. Alle drei Jahre senden sie ihren Tribut, aus Schwefel, weißem Kupfer, Eisen und Zinn bestehend, nach Peking. Die Gesandtschaft wird von einigen Dolmetscherzöglingen begleitet, welche über Fokien zur Hauptstadt reisen, wo sie nicht selten mehrere Jahre verbleiben, um unsere Sprache zu erlernen. Dies der Grund, weshalb sie die pekinger Mundart sprechen. Die Waaren, welche diese Gesandtschaften aus China mitbringen, gehen bis auf einen geringen Theil nach Japan. Die Insassen sind zu arm, um sie kaufen zu können. Die Inselgruppe, heißt es in unsern Jahrbüchern, ward unter der Dynastie Sui (gegen das Jahr 600 unserer Zeitrechnung) entdeckt und erhielt ihren Namen von der Ähnlichkeit mit der gebogenen Linie eines fliegenden Drachen, Kieu geheißen."

Der Flaggendampfer Susquehanna mit Commodore Perry am Bord verließ zum zweiten mal (14. Jan. 1854) die Rhede von Hongkong, gefolgt vom Powhatan und dem Mississippi. Sämmtliche Fahrzeuge vereinigten sich in den japanischen Gewässern — auch der Dampfer Saratoga von Schanghai hatte sich eingefunden — und gingen in der Jedobucht oberhalb Uragas, wo man beim ersten Besuch anlegte, vor Anker. Japanische Beamte kamen an Bord und versicherten: nach wenigen Tagen werde ein Minister aus Jedo erscheinen, um alle Geschäfte mit dem Gesandten Amerikas in offener, freundlicher und friedlicher Weise zu erledigen. Nur möchten die Schiffe 20 englische Meilen rückwärts von Jedo nach Uraga hinabfahren. Jener Platz sei vom Kaiser zur Zusammenkunft bestimmt. Nach längern und wiederholten Conferenzen ward am Ende Jokohama, oberhalb Uragas, zugestanden. Perry hielt es für nothwendig, gleich im Beginne mit Entschiedenheit aufzutreten. Elf Tage vergingen in Festgelagen und allerlei Lustbarkeiten bis zur Ankunft der Gesandten. Die japanischen Beamten, an ihrer Spitze der Statthalter von Uraga, hatten sich bald in die westlichen Sitten und Gebräuche gefunden. Trinksprüche wurden gesprochen und Reden gehalten gleichwie zu Neuyork und Washington. Kapitän Buchanan brachte die Gesundheit des Kaisers von Japan aus, welche stehend, „mit allen Ehren neunmal neun" getrunken wurde. Der Statthalter erwiderte mit der Gesundheit „auf Se. Majestät" den Präsidenten der glorreichen Republik. Die Japanen ließen sich den Wein tüchtig schmecken. Am besten mundeten Champagner und feine Liqueure. Die Gläser wurden gar sehr bewundert, und dabei fielen allerlei inhaltschwere zukunftschwangere Reden. „Wir müssen bald der Absperrung überhoben sein. Auch wir werden in Dampfern und dreimastigen Schiffen unser Land verlassen und fremde Länder besuchen können. Welche Wunder mögen sie nicht enthalten jene Länder, nach den vielen neuen Dingen zu schließen, die wir innerhalb weniger Tage kennen lernten."

Während dieser Rasttage zogen die Amerikaner über die Uferlande rings um die Bucht bis hinauf nach Jedo allerlei neue Kundschaft ein. Man fand, im Gegensatze zu frühern Angaben, nahe am Ufer bei der Residenzstadt 5 Faden Wassertiefe. Die halbmondförmig gebaute Stadt liegt in einer weitgestreckten, herrlichen, fruchtreichen Ebene, voll von Reis und Getreide, von Hülsen- und Gartenfrüchten. Auch Baumwollpflanzungen, allerlei merkwürdige Vegetabilien, schwarze Walnüsse und süße Kastanien werden gefunden. Weit in der Ferne ist die üppige Gemarkung von Wäldern und Bergen umgrenzt. Die zum großen Theil einstöckigen hölzernen Häuser Jedos füllen einen weiten Flächenraum. Die Bevölkerung ist aber in frühern Zeiten sehr überschätzt worden. Hierüber befragte Japanen antworteten zum Erstaunen aller Hörenden: Nein, unsere Residenz ist in Betreff der Insassen nicht die erste auf Erden. Zuvor kommen London und Paris, dann erst Jedo. Der Name, fügten sie hinzu, bedeutet des Flusses Mündung. Wir heißen sie wol auch Ostresidenz, im Gegensatze zum westlich gelegenen Mijako. Jedo ist eine neue Stadt; sie ward 1458 gegründet und erst im Beginn des 17. Jahrhunderts mit Festungswerken versehen.

Am 8. März fuhr Commodore Perry sammt zahlreicher Begleitung ans Land. Die Musik spielte abwechselnd „Heil Columbia" und den „Präsidentenmarsch", während die Amerikaner in Reih und Glied geordnet heranzogen zum Audienzsaale. Die Vorhänge, womit man die Gassen zu umziehen pflegt, sobald Fremde durchkommen, wurden auf des Gesandten Wunsch weggenommen. Die Bewohner Jokohamas und der Umgegend konnten in Masse herbeiströmen und über das nie gesehene Schauspiel ihr Erstaunen ausdrücken.

Japan wird seit vielen Jahrhunderten und jetzt noch, gleichwie ehemals das Heilige Römische Reich deutscher Nation, von einem Lehnsadel regiert. Die Familien müssen beständig als Geiseln bei Hofe leben, die Fürsten selbst abwechselnd ein Jahr um das andere. Zwei solche Reichsherren, der von Tsusima, eine Inselgruppe zwischen Japan und Korea, und jener des Gebirgslandes Mimasaka, auf der Westseite Mijako's, an ihrer Spitze der Präsident des aus fünf Mitgliedern bestehenden Staatsraths, Daigaku no Kami oder Ministerfürst genannt, empfingen den Gesandten beim Eintritt in den Saal mit der größten Auszeichnung. Zur Führung des Rechnungswesens war der japanischen Commission ein Rath des Finanzministeriums und für andere Geschäfte anderes untergeordnetes Personal beigegeben.

Im Begrüßungssaale, erst während der letzten Tage zu diesem Zweck auferbaut, prangten ringsum prachtvolle Japonicas, mehrere dreißig Fuß hoch und in voller Blüte. Auf dem mit weißen Binsenmatten belegten Boden standen an beiden Seiten Stühle und Tische, sämmtlich mit rothem Tuch ausgeschlagen. Die Säulen, welche das Gebäude trugen, waren mit purpurrothem Flor umschlungen, die Wände mit gemalten Blumen und Vögeln reich umhangen, und der ganze große Raum von zahlreichen, auf kostbarem japanischen Porzellan stehenden Kohlenbecken angenehm erwärmt. Hofmaler aus Jedo standen hinter dem Säulengang, um das Conterfei der Fremden zu nehmen.

Ein Zeichen wird gegeben, und die ganze zahlreiche Dienerschaft bringt auf schönen gelbgefirnißten Platten Thee herbei, Saki (eine Art Branntwein), eingemachte Früchte und allerlei Süßigkeiten auf besonderer Platte für jeden einzelnen Gast. Die Erfrischungen sind schnell genossen, die Gesellschaft erhebt sich, und die japanischen Geschäftsträger führen den Commodore durch eine mit Purpurflor umhangene Thür in das Conferenzzimmer. Die Verhandlungen geschahen im Holländischen, mittels eines japanischen Dolmetschers und Hrn. Portman, Perry's Secretär, geführt, welche diese Sprache geläufig redeten und schrieben. Des Präsidenten Brief ward in artiger Form, dem Wesen nach abschlägiger Weise, erwidert. Die japanische Regierung erklärte, es sei ihr unmöglich, auf alle Anträge einen genügenden Bescheid zu geben. Sie verstießen gegen die herkömmlichen Reichsgesetze. Doch habe man die Einsicht erlangt, es hieße den Geist des Jahrhunderts verkennen, würde man eigensinnig an den alten Gesetzen festhalten. „Deshalb wollen wir uns der Nothwendigkeit fügen. Der junge Kaiser hat bei seiner Thronbesteigung den Fürsten und hohen Staatsbeamten das feierliche Versprechen gegeben zur Erhaltung der bestehenden Gesetze. Hiernach vermag die Majestät, was klar am Tage, diese Gesetze nicht abzuschaffen. Man hat dies auch schon im verflossenen Herbst, mittels des holländischen Schiffes, wissen lassen. Dem russischen Gesandten, welcher zu Nagasaki ähnliche Gesuche stellte, wurde gar keine Antwort gegeben, und so verfährt man mit jeder andern Nation. Die Russen sind seitdem weggegangen. Wir wollen den Anträgen des Präsidenten im Betreff des Holzes und Wassers, im Betreff der Lebensmittel, der Behandlung schiffbrüchiger Fahrzeuge und ihrer Mannschaft zustimmen. Ew. Excellenz möge einen Hafen auswählen, wir wollen ihn innerhalb fünf Jahren einrichten. Kohlen können schon im nächsten Jahre (1855) zu Nagasaki eingenommen werden."

Perry ist hierauf nicht eingegangen. So möge man ihnen, erklärten die Japanen, einen Vertragsentwurf mittheilen, damit man erführe, was die Amerikaner eigentlich wollen. Da wurde den Abgeordneten in englischer und holländischer, in chinesischer und japanischer Sprache eine Schrift übergeben, welche im wesentlichen Inhalte mit dem spätern Vertrage übereinstimmt. Unterdessen benutzte man die Zwischenzeit zur Aufstellung der Geschenke. Erst am 12. März waren sie geordnet, zum Erstaunen und Wunder der selbst aus fernen Gegenden herbeiströmenden Bevölkerung. Für den Kaiser brachte die Expedition unter andern folgende, die Culturweise und den Culturstandpunkt des Westens bezeichnende Gegenstände: eine Eisenbahn mit Dampfmaschine, einen elektrischen Telegraphen, ein Brandungs- und Lebensrettungsboot, eine Druckerpresse, eine Lorgnette, ein vollständiges Exemplar von Audubon's amerikanischer Ornithologie, prachtvoll gebunden, Abbildungen der Indianer Amerikas, geographische Karten der einzelnen Staaten der Union, Ackerbaugeräthe mit den neuesten Verbesserungen; ein ganzes Stück Tuch, einen Ballen Baumwolle, einen Ofen, Flinten, Pistolen und Säbel, Champagner, allerlei geistige Getränke, besonders amerikanischen Whisky. Der Kaiserin sandte man folgende Sachen: ein Teleskop, eine Lorgnette in einem vergoldeten Gehäuse, einen vergoldeten Toilettentisch mit allem Zubehör, eine rothe Sammtkleidung, ein schillerndes, geblümtes Seidenkleid, einen prachtvollen Mantel, Audubon's Werke mit Stahlstichen, ein Porzellanservice, eine Standuhr, einen Ofen fürs Empfangzimmer, eine Kiste herrlicher Weine, eine Pommadenchatoulle,

Seife verschiedenster Gattung und Farben in einem vergoldeten Kästchen. Dem kaiserlichen Dolmetscher gab man Exemplare von Webster's amerikanischem Wörterbuche der englischen Sprache; den andern Beamten, je nach ihrem Range, Bücher, Flinten, Pistolen, Degen, Weine, Kleidungen, Landkarten, Öfen, Uhren, dann allerlei liebliche und stärkende Getränke, welche sie sich trefflich schmecken ließen. „Die Schiffsuhrmacher brauchen sich nicht mehr", sprachen die Japanen, „um unsere Uhren zu bemühen. Wir haben in Jedo Leute genug, welche dieses Handwerk verstehen." Mehrere fragten nach Ericson's calorischer Maschine. „Wir haben davon gehört, glauben aber nicht, daß ein großer praktischer Nutzen hieraus entstehen könne." Die einen Kreis umschließende Eisenbahn betrug 300 Ellen, und die Dampfmaschine konnte in einer Schnelle von 9—10 deutschen Meilen in der Stunde gefahren werden. Anfänglich zeigten die Japanen einige Scheu sich in den Wagen zu setzen; kaum hatte man aber die Runde gemacht, so stritten sie unter Scherz und Gelächter um Plätze. Der Telegraph hat aber in weit höherm Grade ihre Verwunderung, ihr Erstaunen hervorgerufen.

Auf den Vertragsentwurf gab die Hofcommission nach kurzer Berathung die Antwort: Wir können nicht entscheiden, wir wollen, wir müssen in Jedo anfragen. Unser junger Herr — sein Vater und Vorgänger ist erst vor einigen Monaten gestorben — wird hierüber mit der Ministerversammlung Raths pflegen. Der Commodore möge nicht vergessen, daß man zu Japan nicht so eilig Geschäfte abmache wie in Amerika. Perry wünschte, der zwischen China und den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehende Vertrag solle bei den Verhandlungen zu Jokohama als Grundlage dienen. Es war unmöglich. Die Gleichberechtigung aller andern Nationen hat der japanische Staatsrath unbedingt zurückgewiesen.

Jetzt schon im Beginne der Unterhandlungen verfahren die Amerikaner im „nachbarlichen Reiche" nach Gutdünken. Japanisches Herkommen, japanische Bräuche kümmern sie wenig. Ein Matrose starb. Die Commissare wünschten, der Leichnam möchte zum holländischen Friedhof in Nagasaki gebracht werden. Es wurde abgeschlagen. Man begrub ihn am Ufer mit feierlichem Gepränge, unter allen Ceremonien der evangelischen Kirche. Der Schiffskaplan kam herbei, von vielen Tausenden der Einwohner umgeben, Männer, Frauen und Kinder. Er trug seine lange schwarze geistliche Kleidung und hielt den Gottesdienst in herkömmlicher Weise. Einheimische Polizeidiener folgten auf allen Tritten und Schritten. Nicht die geringste Unordnung ist vorgefallen. „Wir verstehen vollkommen", erklärten mehrere Japanen, „den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholicismus." Die Versicherung im Schreiben des Präsidenten, daß die Amerikaner keiner Religion Vorschub leisten, war von vortrefflicher Wirkung.

Einige Amerikaner machten Ausflüge in der Umgebung und viele Meilen weit ins Binnenland, durchzogen Dörfer und Städte, Kanagawa und Kasacca mit Hunderttausenden von Einwohnern, und sammelten mancherlei Merkwürdigkeiten. Sie haben das Land allenthalben trefflich angebaut gefunden. Die bergige Natur des Bodens ist überwunden. Hügel und Höhen werden, gleichwie unsere Weingärten, terrassenförmig geformt und ringsum mit fruchtbarer Erde überzogen. Die meisten Waldungen sind ausgereutet und zu Äckern verwendet. So geschieht es, daß das Reich nicht blos die zahlreiche Bevölkerung nährt, sondern noch Reis und Kornfrüchte zur Ausfuhr darbietet. Die meisten Häuser haben Stroh-, einige Ziegeldächer. Alle sind sie mit grünen Hofräumen und guten Gemüsegärten umgeben, was einen freundlichen Anblick darbietet. Die Fremden gingen in mehrere dieser Häuser, fanden sie rein, niedlich und behaglich, wie sonst ungewöhnlich im Morgenlande, wenn auch, nach unsern Ansichten und Bedürfnissen, mit einem gar mangelhaften Hausgeräthe. Mehrere Häuser hatten Uhren japanischer Arbeit. Die Tempel sind kleiner als in China, aber mit kostbarem Schmucke versehen. Geistliche und Laien benahmen sich äußerst zuvorkommend. Sie bildeten Spaliere, um die Fremden durchzulassen, gaben ihnen alles, was sie brauchten, und reichten bereitwillig mancherlei Erfrischungen.

Es schien eine Zeit lang, als wenn die Unterhandlungen nicht in friedlicher Weise zu Ende gehen sollten. Die Amerikaner verlangten viel, und die Japanen wollten nur Geringes gewähren. Nicht blos das Ostreich selbst, sondern Korea und die Lieukieu sollten dem nordamerikanischen Handelsverkehr freistehen. Die Regierung von Jedo wollte blos Nagasaki öffnen, und zwar unter denselben Beschränkungen wie den Holländern und Chinesen. „Korea und die Lieukieu", entgegnete der Hof, „sind entfernte Länder, worüber man in Japan nicht verfügen könne." Es dauerte über drei Wochen, bis man sich verständigen konnte. Erst am letzten Tage des März wurden die einzelnen Bedingungen zum Vertrage geordnet und unterzeichnet. Das Städtchen Kanagawa, sechs deutsche Meilen von Jedo (Kämpfer übernachtete hier am

12. März 1691), wo die Unterzeichnung stattgefunden (31. März 1854), wird ewig denkwürdig bleiben in der westöstlichen Geschichte. Japan ist nach einer beispiellosen zweihundertjährigen Abschließung für alle Zukunft in die Weltbewegung eingetreten. Eine neue Sperre ist ferner unmöglich. Nicht gnädigen Freibriefen, wie ehemals China und Holland, verdanken die Mächte jetzt ihre neue Stellung, sondern feierlich abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsverträgen, welche nur mit gegenseitiger Zustimmung geändert oder aufgehoben werden können und dürfen.

Lehrreich für künftige Fälle ist der Standpunkt, wovon Perry ausging, und den er unverrückt festhielt während der ganzen an tausenderlei Einwürfen und listigen Ausreden reichen Unterhandlung. Im Verkehr mit barbarischen und halbbarbarischen Machthabern erscheint dieser Standpunkt am meisten geeignet. „Wir kommen nicht“, erklärte der Commodore wiederholt, „um Gnade entgegenzunehmen, sondern um Gnaden auszutheilen. Wir haben die Mittel in Händen, das seht ihr, uns anzueignen, was wir wollen, euch zu behandeln, wie wir wollen. Wir sind aber menschenfreundlicher Gesinnung, wir verfahren in herablassender Weise. Ihr sollt als Ebenbürtige an Macht und Würde behandelt werden. Wir wollen Verträge mit euch schließen.“ Und in solcher zugleich klugen und menschlichen Weise hat Perry ohne Zwang, ohne Blutvergießen sein Ziel erreicht: die Einführung eines großen verschlossenen Reichs in die Weltgeschichte, in die Weltbewegung — eine That, welche dem Commodore eine fleckenlose Unsterblichkeit sichert in den Jahrbüchern der östlichen und westlichen Menschheit.

Bevor sie die Heimfahrt antraten, wollten sich die vorsichtigen Amerikaner der wirklichen Ausführung der wichtigsten Vertragspunkte versichern. Sie gingen nach dem geöffneten Simoda oder Niederland — dies die Bedeutung des Namens im Japanischen auf der Halbinsel Idsu — und trafen jegliche Vorkehrung für die Sicherheit der hier anlegenden Schiffe. Die Bucht, an deren westlichem Ende die Stadt sich erhebt, ist ringsum von hohen bis zum Gipfel mit dichtem Grün umwachsenen Bergen eingeschlossen. Das Land trefflich angebaut und reich an malerischen Schönheiten. Simoda liegt an einem Flüßchen gleichen Namens, tief genug, die größten japanischen Schiffe aufzunehmen. Eiserne Dampfer werden leicht in das Innere der Stadt gelangen können. Dieser an sich geringfügige Ort mit kaum 30000 Seelen erlangt durch seine Lage, auf dem Wege von Nagasaki und von den andern westlichen und südlichen Häfen des Reichs nach der Hauptstadt Jedo, eine große Bedeutung. Eine nautische Aufnahme des Hafens und seiner Einfahrt ward vorgenommen und alsbald mittels der Schiffspresse veröffentlicht. Man gab, nach der herkömmlichen tadelhaften Sitte der Seefahrer, allen Örtlichkeiten neue Namen, ohne zu fragen, wie die Einheimischen sie nennen. Eine Insel am Eingange zur Rhede heißt ihnen Centralinsel, weil von hier aus die Landesumgrenzung bezeichnet wird, innerhalb welcher sie sich bewegen dürfen. Ebenso verfuhren sie bei der zweiten ihnen geöffneten Stadt, zu Hakodade auf Jeso. Die geräumige und herrliche Bucht rings um Hakodade ist im Betreff ihrer Zugänglichkeit und Sicherheit eine der herrlichsten auf Erden. Sie liegt nördlich der Sangarstraße, welche die Insel Nibbon und Jeso trennt, halbwegs zwischen Sirija-Saki oder Sirija-Cap (Saki heißt Cap im Japanischen), Nibbons nordöstlichster Punkt, und der Stadt Matsmai. Die Ortschaft mit einer Bevölkerung von ungefähr 6000 Seelen ist am nordöstlichen Abhange eines der Bucht gegenüber kühn emporsteigenden Vorgebirges auferbaut. Vom Norden und Süden ergießt sich der Bach Kamida in den Hafen, dessen Wasser sehr gut und trinkbar befunden wurde.*)

Wiederholt erklärten die Japanen, sie nähmen keine Oberherrlichkeit über die Lieukieu in Anspruch; die Machthaber jener Eilande könnten frei und unabhängig verfahren. Der Commodore bestimmte auf der Rückkehr von Japan nach Hongkong den Scho Fuping, d. h. den Geschäftsführer der Lieukieu — solchen bescheidenen Titel führt der Regent — zu einem besondern Vertrage, welcher (11. Juli 1854) in englischer und chinesischer Sprache aufgesetzt und abgeschlossen wurde. Der Amerikaner begnügte sich nicht mit den von Japan gewährten Freiheiten; man forderte viel mehr und erhielt alles, was man forderte. „Die Bürger der Vereinigten Staaten sollen artig und freundlich empfangen werden. Alles, was sie verlangen, müssen ihnen die Beamten und das Volk der Lieukieu um billigen Preis ablassen. Sie können auf den Inseln hingehen, wohin sie wollen; Spione und Regierungsleute dürfen nicht folgen. Sollte ein Amerikaner unrecht handeln, kann er gefangen genommen und seiner eigenen Behörde zur Züchti-

*) Die Kamidamündung liegt 41° 49′ 22″ nördl. Br., 140° 47′ 45″ westl. L. mit 4° 30″ westl. Abweichung

gung übergeben werden. Zu Tumai wird den neuen Freunden ein Begräbnißplatz überlassen. Die Gräber und Grabmonumente dürfen keine Beschädigung erfahren." Mittels dieses Vertrags sind die Amerikaner unbedingte Gebieter der herrlichen, fruchtreichen, von friedlich gesinnten, wehrlosen Eingeborenen bewohnten Inselgruppe. Es ist ihre erste Besitzung im Süden Chinas. Andere werden bald nachfolgen. Die Lieukieu und der größere Theil von Taiwan oder Formosa erkennen zwar die Oberherrlichkeit der Chinesen; man achtet ihrer aber nicht unter den jetzigen Zuständen im Mittelreiche, und braucht ihrer auch nicht zu achten. Einige Fahrzeuge untersuchten die Kohlenlager auf Formosa; sie wurden von großer Ausdehnung und reicher Ergiebigkeit gefunden. Die Amerikaner machten seit der Zeit einige andere Ausflüge ins Binnenland; sie berichten von Aufständen, die sich gegen die chinesische Herrschaft erhoben hätten. An Vorwänden zur Besitznahme wird es nicht fehlen.

Kapitän Adams wurde (4. April) über Hawai und Californien nach Washington gesandt, um die Ratification des Vertrags von seiten des Präsidenten und des Senats einzuholen. Zu gleicher Zeit brachte Adams die ausführlichen Berichte des Commodore über die Bewegungen des Geschwaders sowie über seine Erfolge im japanischen Reiche. Manche Einzelheiten sind von großer Bedeutung, weil sie auf folgenreiche Ereignisse zielen, in nicht gar fernen Zeiten. Man erfährt aus jenen Berichten, daß die Amerikaner jetzt schon mit der unabhängigen einheimischen Bevölkerung Jesos, mit dem sogenannten, bei der Vulkan- und Strogonowbucht beginnenden Ainuhuni oder Ainuland Verbindungen anzuknüpfen suchen. Es mag nicht lange dauern, so werden sie hier eine Niederlassung begründen; das Territorium Ainu mag das erste sein im Eingange zum Kamtschatkameere. „Ich untersuchte", schreibt der Commodore, „jene den Vereinigten Staaten geöffneten Häfen von Simoda und Hakodade und freue mich, die Regierung zu benachrichtigen, daß sie in Betreff ihrer geographischen Lage, der Leichtigkeit des Ein- und Ausgangs und der Bequemlichkeit für alles andere, was wir wünschen, kaum übertroffen werden können. Von allen Häfen, die ich je sah, ist der von Hakodade der gesündeste und passendste für Fahrzeuge jeder Gattung und Größe. Hier ist Raum genug für die Hälfte der Schiffahrt auf Erden. Durch die Güte und Aufmerksamkeit der Behörden und Bewohner jener beiden Städte wurde unser Geschwader gegen angemessene Bezahlung mit Holz, Wasser und andern Gegenständen, welche das Land nur immer zu liefern vermag, hinlänglich versehen. Da die Japanen aus Abneigung gegen Fleischspeisen die Sitte nicht haben, Thiere für den Markt groß zu ziehen, so konnten wir nur sehr wenig von diesem den Bewohnern der westlichen Hemisphäre so nöthigen Nahrungsmittel erhalten. Wahrscheinlich sind sie nach einiger Zeit besser vorbereitet, dem Verlangen der hier anlegenden Schiffe ein Genüge zu leisten. Geflügel, Fische und, je nach der Jahreszeit, Obst und Gemüse sind in Fülle vorhanden. Die Offiziere und einige vom Schiffsvolk streiften, ohne im geringsten gehindert oder beleidigt zu werden, an beiden Orten in der Stadt und Umgegend frei umher, besahen sich die Tempel, Läden und andere interessante Plätze, fingen Fische und gingen auf die Jagd. Überall, besonders von der Landbevölkerung wurden sie mit Güte und Achtung behandelt. Wir erfuhren nur eine einzige Unannehmlichkeit, und zwar in Simoda. Als ich die Kunde hiervon hörte, verlangte ich und erhielt alsbald eine Entschuldigung vom Statthalter. Ich werde im Juni nochmals nach Simoda gehen, um dort mit einem oder mehreren kaiserlichen Gesandten über einige unklare Punkte des Vertrags ins Reine zu kommen. Ist dies geschehen, so gedenke ich über Oho-Sima, die Lieukieu und die chinesischen Häfen Ningpo, Futschéu und Amoy nach Hongkong zurückzukehren. Verschiedene werthvolle Karten der Küsten und Häfen Japans wurden von den unter meinem Befehl stehenden Offizieren entworfen. Auch ist unsere Sammlung naturhistorischer Merkwürdigkeiten, Zeichnungen und Skizzen stark herangewachsen. Eins meiner Schiffe ist mit der Untersuchung der Vulcanobucht beschäftigt, welche einen bequemen Ankerplatz darbietet, 70 (engl.) Meilen von Hakodade entfernt. Als Beweis für das gute Einvernehmen, welches sowol hier als in Kanagawa und Simoda zwischen uns und den Behörden besteht, kann ich die Thatsache anführen, daß der Statthalter und andere angesehene Personen eine Einladung auf das Schiff annahmen und von uns mit einem förmlichen Abendessen bewirthet wurden."

Kapitän Adams gelangte über Hawai, Californien und Panama glücklich nach Washington, wo der Vertrag alsbald ratificirt wurde. Er kehrte über England und Ägypten nach Japan zurück. Die Auswechselung der Ratificationen hat am 21. Febr. 1855 stattgefunden. Noch vor diesem Acte war der Handelsverkehr zwischen Amerika und Japan eingeleitet. Die Barke Eduard Koppisch hatte bereits am 8. Nov. 1854 die Hafenstadt Salem in Massachusetts verlassen und ging um das Cap Hoorn nach Japan. Sie führte eine Auswahl aller erdenklichen

Waaren, Muster aller Maschinen und Erfindungen unsers Jahrhunderts an Bord. Dies war eine Kundschafterreise, damit man den japanischen Markt kennen lerne, welche Waaren Eingang finden und welche Landeserzeugnisse eingetauscht werden möchten.

Die Geschichte der Japanexpedition, die Ergebnisse der zahlreichen Untersuchungen und Aufnahmen im nördlichen Stillen Ocean sind auf Kosten der Centralregierung in Washington in eigenen selbständigen Werken veröffentlicht worden, wovon Wilhelm Heine, welcher Perry als Zeichner begleitete, eine deutsche Bearbeitung lieferte.*)

Zu Schanghai haben die Landsleute dem rückkehrenden Commodore ein Festessen gegeben, wobei Reden gehalten wurden, welche von den weitgreifenden, aus dem amerikanischen Volke herauswachsenden Planen Zeugniß geben. „Ein neues Glied wurde der Kette hinzugefügt, welche das westliche Amerika mit dem östlichen Asien verbindet, und zwar in einer menschlichen, unblutigen Weise, wie sich's geziemt der großen Bestimmung unserer gesegneten Nation. Sein Ziel ins Auge fassend, ist der Commodore, weder links noch rechts ausbiegend, gerade darauf losgegangen. Als Diplomat war er schweigsam und ruhig, artig und entschieden, wie er immer gewesen in seiner Marinelaufbahn. Die Massen, welche einst in den zahlreichen Dampfern von Westamerika nach Japan und den Nachbarlanden fahren: sie werden sich sämmtlich unsers alten Freundes, des Commodore erinnern. Sind einst die Thore Japans weiter aufgethan, hat eine höhere Civilisation neue Bedürfnisse, neue Gefühle hervorgerufen, hat sich der Strom des reinen Christenthums, unvermischt mit jesuitischen Irrthümern, unvergiftet durch priesterliche und staatliche Hinterlist, über das weitgedehnte Morgenland ergossen, dann erst wird Japan seine große, seine würdige Stelle einnehmen unter den Reichen der Erde."

In ähnlich ehrenden Worten lautet die Ansprache der Mannschaft seines Flaggenschiffes kurz vor Abreise des Commodore, welcher mittels der Überlandstraße durch Ägypten nach der Heimat eilte (September 1854). Auch die amerikanischen Kaufleute zu Kanton und Hongkong sowie der Congreß haben seine großen Verdienste in öffentlichen Schreiben und in anderer Weise anerkannt. Solche Huldigungen sind bei Amerikanern, wo keine Regierungseinflüsse stattfinden können, von großer Bedeutung. Die Matrosen sind, wie man weiß, biedere offenherzige Gesellen, welche nur wirklichem hervorragenden Verdienste Achtung zollen. Der freie Sinn, die geläuterte Einsicht, das starke Nationalgefühl ganzer Menschenklassen, welche in despotisch regierten Ländern absichtlich zu Maschinen herabgewürdigt und dann als gedankenlose Geschöpfe verachtet werden, ist eine frohe, ist eine erhebende Erscheinung. „Wir wissen recht gut", sagt die Mannschaft zum Commodore, „welche großen Dienste Sie dem Vaterlande geleistet, und in welch verständiger Weise dieses geschehen. Wir wußten im voraus, daß die Ehre unserer nationalen Flagge unter Ihrer Führung niemals befleckt werden könnte. Doch dieses Verdienst wird von unserm ganzen Lande anerkannt werden. Wir wollen Ihnen blos für die große Sorgfalt danken, womit Sie immer für unser eigenes Wohl, für unsere Behaglichkeit gewacht haben." Die Kaufherren stellen ihren Landsmann in die Reihe der Columbus, da Gama, Cook, Lapeyrouse und Magelhaens. Diese hätten blos den Widerstand der Natur, Perry hingegen, was schwerer, den Widerstand des Menschen gebrochen, und zwar in unblutiger, in friedlicher Weise. Nicht blos Amerika, sondern die ganze gebildete Welt blicke auf ihn mit Bewunderung. Die Kaufleute haben dem Commodore ein kostbares silbernes Geschirr verehrt. Gleiche Adressen, gleiche Ehren sind dem friedlichen Eröffner Japans von den höchsten Behörden, von zahlreichen Corporationen der Union zu Theil geworden. Politische und wissenschaftliche Vereine haben ihn zum Vorsitzenden gewählt. So der Montezuma-Verein in Neuyork, welcher alljährlich den Einzug der Nordamerikaner in die Hauptstadt der Azteken (14. Sept. 1847) feiert. Wahrlich dort lohnt es sich der Mühe, alle Kraft des Geistes und des Körpers aufzubieten, um Ungewöhnliches und Großes zu leisten, dort, wo ein freies Volk freiwillig den tüchtigen Mann belohnt. Was er gethan, bleibt einem jeden; kein gebietender Herr kann ihn seines Ruhmes, seiner Ehre berauben. Daß der Herrscher alles anbefohlen, daß er alles gethan habe — diese über die ganze monarchische Weltgeschichte ausgebreitete Lüge schwindet, gleichwie so vieles andere, vor der geraden Wahrheit in freien Gemeinwesen.

Die Sprache und Schrift des Mittelreichs nimmt bei allen Völkern des chinesischen Cultursystems dieselbe Stellung ein gleichwie das Lateinische im Westen während der mittelalterlichen

*) Heine, „Reise um die Erde nach Japan am Bord der Expeditionsescadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten" (2 Bde., Leipzig 1856).

Jahrhunderte. Chinesisch ist die Sprache der Gelehrten, der höher stehenden Klassen; sie eröffnet den Zugang zu den Quellen alles Wissens, aller Bildung. Die Amerikaner hielten es aus dem Grunde für geeignet, neben ihrem Dolmetscher Wells Williams noch einen gelehrten Chinesen zu gewinnen, dessen man sich als Mittelsperson im Verkehr mit den Japanen bedienen könnte. Dieser Chinese hat ebenfalls seine Erfahrungen und Erlebnisse aufgezeichnet und zum Frommen des „schwarzhaarigen Volkes der Mitte" im Drucke ausgegeben. Die Schrift ist bezeichnend in mancherlei Weise, weshalb wir sie nach ihrem wesentlichen Inhalte mittheilen.

Bei aller classischen Gelehrsamkeit, bei allem schöngeistigen Wesen ist der Mann ein gewaltiger Zeichendeuter. Er thut sich hierauf viel zugute; er verkündet dies selbst im Eingange seiner Schrift. „Als ich diese Wolkengestalten, diese Erscheinungen am Himmel sah, sagte ich gleich zu meinem Freunde: unser Geschäft wird einen günstigen Ausgang haben, wir müssen uns aber auf allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten gefaßt machen. Und so ist's geschehen." Der Chinese verkehrte viel mit den Japanen, was seinem Werke einen vorzüglichen Werth gibt. Den Amerikanern war dies aus Mangel an Sprach- und Schriftkenntniß nicht möglich. „Auch ich verstehe die von der unserigen vollkommen verschiedene Sprache dieser Leute nicht; ich konnte aber schriftlich mit ihnen verkehren, da die Japanen unsere Charaktere kennen und für unser Land große Achtung haben." Der Chinese erkundigte sich nach den Landeseinrichtungen, und man gab ihm bereitwillig die verlangten Aufschlüsse. „Die Prüfungen der bürgerlichen und Militärbeamten gleichen so ziemlich denen im Mittelreiche, nur legt man auf die Herkunft kein so großes Gewicht. Sie studiren zu Japan die Schriften des Confucius, des Mencius und der Gelehrten dieser Schule. Ist das Examen gut ausgefallen, so erhält man eine Anwartschaft auf ein Amt und das Sonderrecht, zwei Schwerter zu tragen."

Die Japanen waren voll Artigkeit für den gelehrten chinesischen Doctor. Sie gingen mit ihm im Lande herum und zeigten alles, was er sehen wollte. „Die Häuser sind aus Stroh, Holz und Backsteinen. Letztere sind aber ganz anders als die chinesischen; sie sind hart, breit und aschfarben. Die Bewohner Japans bekennen sich großentheils zum Buddhismus; an ihren Häusern sieht man buddhistische Sprüche und Amulete. Auf alles, was ich kaufte, schrieb ich meinen Namen und den Preis. Der Krämer schickte dann die Sachen zum Zollinspector, welcher über den Handelsverkehr die Aufsicht führt. Der Dollar gilt 1600 Stück der kleinen chinesischen Scheidemünze. Die Japanen haben ein kupfernes Geldstück im Werthe eines sechzehnten Theils des Dollars, dann mehrere Gold- und Silbermünzen, und selbst eine silberne Münze, die vergoldet ist. Die Weiber beschäftigen sich mit der Weberei wie bei uns in China. Stickereien habe ich aber keine gesehen. Fleischspeisen sind hiesigen Landes sehr selten. Ich sah keine Schafe, Ziegen und Schweine. Pferde gibt es genug; man bedient sich ihrer zum Reiten und Lasttragen. Ochsen und Kühe werden zum Pflügen verwendet. Meine neuen Freunde gaben mir auch allerlei Geschenke, Gemälde auf Rollen, welche ganz den chinesischen gleichen, und allerlei Bücher. Nach vielen Schwierigkeiten ward endlich der Vertrag in 13 Artikeln abgeschlossen. Den Amerikanern ist gestattet, bei den zwei geöffneten Häfen fünf japanische Meilen, die ungefähr noch einmal so groß sind als die englischen, herumzugehen."

„Unter den Leuten, welche unser Schiff besuchten", erzählt der chinesische Schriftsteller weiter, „befand sich auch ein sehr geistreicher und gelehrter Mann. Er befragte mich über die Wirrnisse in meinem Vaterlande. Ich zeigte ihm meine beiden Werke: «Die Geschichte der Rebellion» und «Die Grundsätze einer guten Regierung». Der Japane bat mich darum in sehr höflicher Weise, las sie während der nächsten Tage und schickte sie mir zurück mit folgendem Schreiben:

„«Ich hoffe, daß Sie sich seit unserm letzten Zusammensein wohl befinden und mit Vergnügen ihren literarischen Beschäftigungen nachgehen können. Ich habe mit Aufmerksamkeit Ihre Berichte über die Zustände in Nanking und Ihre andern Aufsätze gelesen. Ich lernte zwei Sachen daraus: erstens erfuhr ich die Ursachen der gegenwärtigen chinesischen Revolution, und zweitens wurde ich mit Ihrer eigenen Gelehrsamkeit bekannt. Sie haben in Zeiten von Unordnungen und Schwierigkeiten aller Art weder Ihrem Gebieter noch Ihrem Lande die schuldige Berücksichtigung entzogen, wie es sich für einen tüchtigen Menschen geziemt. Beim Schließen Ihres Buchs machten sich meine Gefühle in Seufzern Luft.

„«Das ganze Volk (in China nämlich) ist unterdrückt, ist elend, und die Regenten leisten ihren Pflichten keine Folge. Sie, zu Beschützern der Nation bestimmt, vernachlässigen ihr Amt, Bestechlichkeit und Käuflichkeit haben sich der Herrschaft bemächtigt. In diesem Zustande scheint China von alters her bis zur Gegenwart immer gewesen zu sein. Dies sind die Ursachen seines Verfalls. Das Hauptübel eines solchen Reichs ist das allgemeine Laufen und Rennen nach

Gewinst. Das Verlangen danach ist jetzt bei allen Menschen gleich und ist die Ursache aller Übel. Confucius sprach selten vom Gewinste, weil er die Sucht in ihrem Ursprung ersticken wollte. Aus demselben Grunde hinderten auch meine Vorfahren alle Verbindungen fremder Nationen mit Japan. Der Wunsch nach Gewinn war in der gemeinen Bevölkerung gar sehr verbreitet. Dann täuschten die Massen jene wunderlichen Künste in der Erforschung der Grundursachen der Dinge derart, daß sie sich über dem Suchen nach Gewinn wie über dem Jagen nach dem Wunderbaren miteinander stritten, miteinander kämpften, bis Kindespflicht, Bescheidenheit und jeder Sinn für Scham vergessen waren. Ein Mann, welcher einmal auf diese Stufe gekommen, bekümmert sich nicht mehr weder um sein Vaterland noch um seinen Fürsten.

„«Die Wege des Himmels sind groß, er ernährt alles im Weltall. Selbst an den dunkeln Uferlandschaften des Eismeeres findet sich kein Mensch, welcher nicht ein Kind des Himmels und der Erde wäre; niemand, welcher nicht bestimmt wäre, seine Brüder zu lieben und ihnen freundlich zu sein; deshalb behandelten die Weisen alle Menschen mit demselben Wohlwollen, ohne irgendeinen Unterschied. Die Grundsätze des geselligen Verkehrs sind überall dieselben: Schicklichkeit, Gefälligkeit, Redlichkeit und Rechtlichkeit. Durch die Beobachtung dieser Tugenden entsteht eine edle Gleichheit; das Beste des Himmels und der Erde wird verbreitet.

„«Findet aber im Gegentheil nur des Gewinns wegen ein Verkehr unter den Menschen statt, so werden Streitigkeiten und Zwiste genug daraus entspringen; der Verkehr wird sich nicht als eine Wohlthat, sondern nur als Schaden erweisen. Ein solches Ergebniß befürchteten meine Voraltern. Der Handel wird mit Recht das Mittel, wodurch man dasjenige, was man im Überfluß besitzt, hingibt für die Bedürfnisse, und wodurch eine Nation der andern aushilft. So könnte Friede, Übereinstimmung und Rechtlichkeit überall erhalten werden. Wenn aber im Verkehr der Menschen untereinander blos Gewinn, einzig und allein Gewinn die Triebfeder ist, so werden Leidenschaften und böse Gelüste schnell die Oberhand erhalten; was unter einer friedlichen, glücklichen Vorbedeutung begonnen, kann dann gar leicht zu einem traurigen Ende kommen. Schnell ergreift Selbstliebe die Zügel; Rechtlichkeit wird durch Gewinnsucht erstickt.

„«Von alters her bis zur Gegenwart, durch Hunderte und Tausende von Jahren sind Wirren und Unordnungen, Aufblühen und Verfall der Reiche, Krieg und Friede nur hierdurch bestimmt worden. Wenn zwei Nationen untereinander Handelsverbindungen anknüpfen, so sollten sie ihre Ansichten über Recht und Pflicht ganz genau erklären; sie sollten auf alle möglichen Fälle sich vorbereiten, ihre Soldaten einüben und eigene Bestimmungen über den Krieg festsetzen.

„«Durch einen langen Frieden werden diese wichtigen Sachen sehr oft vernachlässigt, und daher kommt der Verfall von Staaten. Dies ist gottlob! in unserm Lande nicht der Fall. Unsere Soldaten wurden geübt, die Kriegführung ausgebildet, Schießwaffen verfertigt und Schiffe gebaut. Dies geschah Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, und deshalb haben wir jetzt Truppen gleich denen der alten Helden Tang und Wu. Hätten wir nicht auf solche Weise unsern langen Frieden benutzt, so hätten leicht schändliche Minister oder mächtige Diebe ungestraft Aufruhr erregen und uns berauben können. Auf der ganzen Erde frißt der Starke den Schwachen, als ob die menschliche Gesellschaft eine Masse Tiger und Wölfe wäre. Muß nicht Gott, der alle diese Streitigkeiten seiner Kinder mit väterlichem Auge betrachtet, betrübt sein? Muß er nicht Mitleid fühlen?

„«Die ganze Welt sowie jede einzelne Nation kann mit einem Schachspiel verglichen werden. Es ist kein Mangel an würdigen Prinzen und heldenmüthigen Herren. Aber wer wagt es, die Geisel in der Hand, vor den andern herzutreten und die Befehle Gottes zu vollführen? In der jetzigen Zeit gehen große Wechselfälle vor. Es ist eine Zeit der Revolutionen, wo jeder Fürst der Vorsehung gehorchen und für das Wohl seines Volks arbeiten sollte. Sie befinden sich auf einem amerikanischen Dampfer und bereisen die Meere. Haben Sie einen solchen Fürsten gefunden, wie ich ihn verlange? Wenn nicht, so ersuche ich Sie, die Grundsätze, welche ich für jeden Herrscher aufgestellt habe, überall zu verbreiten. Auf diese Weise werden die Wünsche des Confucius und Mencius, so viele Jahrhunderte nach ihrem Tode, auf Erden in Erfüllung gehen.»"

3) Die Russen im östlichen Asien und ihre Verträge mit Japan.

Die Veränderungen in China und Japan, im Oregon und Californien haben in dem benachbarten Slawenreiche große Aufmerksamkeit hervorgerufen. Man suchte eine der veränderten Weltlage angemessene Stellung zu erringen. Die Befugnisse der 1798 gegründeten

russisch-amerikanischen Hansa wurden erweitert. Sie erhielt in allen Ländern, über welche ihr Freibrief lautet, im asiatischen und amerikanischen Nordosten, auf den Kurilen und Aleuten ausschließende Jagdgerechtsame, ausschließenden Fischfang; sie allein darf in jenen Gegenden die Ländereien anbauen, untersuchen und ausbeuten lassen; sie ist befugt, Factoreien und Castelle zu errichten, Ansiedler und Waaren dahin zu senden; sie mag auch mit den benachbarten Völkerschaften, wenn deren Regierungen es gestatten, Handelsverbindungen anknüpfen. Endlich ward ihr erlaubt, einen Verkehr mit den neueröffneten Häfen des chinesischen Reichs zu beginnen; nur dürfe unter keinerlei Vorwand Opium als Handelsartikel ins Mittelreich eingeführt werden.

Die Compagnie suchte von dieser neuen Befugniß Gebrauch zu machen. Vergebens; ihre aus Sitka nach Schanghai gesandten Schiffe wurden zurückgewiesen. „Den Oros ist blos zu Kiachta ein Handelsverkehr gestattet." Die Russen haben eine folgenreiche Rache genommen; ganze Länderstrecken Chinas wurden überzogen und am Ende ihrem Reiche einverleibt.

Die in jener Zeit zu Recht bestehende Grenzlinie zwischen Rußland und dem Mittelreiche lief nördlich des Amur und aller der vom Norden ihm zufließenden Gewässer, längs einer von Westen nach Osten streichenden Gebirgskette, der äußere Hingngan oder die Glückliche Ruhe geheißen, bis hinab zum Ochotskischen Meere. Der Amurfluß ist der wichtigste in jenen nordöstlichen Ländern der Erde; an seinem Besitze hängt die Unabhängigkeit, der ganze Bestand des Mittelreichs. Vom Amur können die nördlichen chinesischen Provinzen, kann selbst die Hauptstadt Peking jeden Augenblick mit einer Truppenmasse, und zwar ohne besondere Schwierigkeiten, überzogen werden. Die Mandschu und andere tatarische Völkerschaften, welche ganz China oder einen Theil desselben eroberten, sind von diesen nördlichen Gegenden ausgezogen. „Die bequeme Lage dieses Flusses", sagt der russische Reichshistoriograph Müller, in einer auf kaiserlichen Befehl verfertigten Denkschrift, „wird in jedem den Wunsch erregen, daß Rußland desselben wieder theilhaftig werden oder wenigstens eine freie Schiffahrt durch denselben nach der Kamtschatkischen und Japanischen See erhalten möge. Man kann mittelmäßige Seefahrzeuge und Transportschiffe in der Nachbarschaft von Nertschinsk bauen, dieselben mit allerlei Kriegs- und Mundprovision versehen und von dort den Amur auf- und abwärts ohne Hinderniß befahren. Die Beschwerlichkeiten des Transports von Jakutsk nach Ochotsk würden ein Ende nehmen; die Mündung des Amur liegt Kamtschatka gerade gegenüber, von Land zu Land aber möchte die Fahrt mit gutem Winde nicht über zwei Tage betragen. So würden auch die Absichten mit Japan und den amerikanischen Entdeckungen viel leichter zu ihrer Erfüllung gelangen. Von hier könnte eine Handlung nach Indien eingerichtet, ja auch mit China selbst, entweder zur See oder mittels des Flusses Songari, wovon der russische Name Schingal, bequemer als bisher gehandelt werden. Alle Schwierigkeiten, so man chinesischerseits gegen dergleichen Vorgänge machen möchte, scheinen nicht unüberwindlich zu sein, wie denn noch größere Fortschritte in dieser Richtung gemacht werden könnten." *)

Nach diesen Rathschlägen handelte die zarische Regierung in unsern Tagen. Die Russen kamen von Ochotsk herab, fuhren den Amur aufwärts nach Nertschinsk und erbauten in mehreren Gemarkungen der Mandschurei, mitten im chinesischen Lande, befestigte Burgen zur Aufbewahrung des hereingebrachten Kriegsgeräths. Die Mandschu, durch die Aufstände im Süden ihres Reichs gehindert, konnten gegen das Flibustierthum im Norden — ärger als das nordamerikanische gegen Cuba, welches von gesetzlosen Haufen ausging und nicht von der Centralregierung — keine wirksame Macht aufbieten. Sie hatten die meisten Truppen aus ihrem alten Vaterlande gegen die Rebellen gesandt und mußten die Leute des Zaren in den heimatlichen Gauen schalten und walten lassen. Und so brachten die Russen von Nertschinsk Soldaten, allerlei Kriegsmunition und andere Vorräthe herbei und verführten sie ungehindert auf dem Amur abwärts nach Ochotsk, nach Petropaulowski und den übrigen Ansiedelungen im nordöstlichen Asien. Unfern der Mündungen des Amur wurde die mächtige Festung Nikolajew angelegt und mit einer zahlreichen Garnison versehen. In solcher Weise haben die Russen, mitten im Frieden, von großen Länderstrecken des chinesischen Reichs Besitz ergriffen, in einer Länge von Osten nach Westen auf wenigstens 400 Meilen und 200 von Norden nach Süden. Nertschinsk, Jakutsk und die ganze Gegend um den Baikalsee ist mit dem Stillen Ocean, mit dem Meerbusen von Ochotsk und Kamtschatka, dann mit den jenseitigen Besitzungen in Amerika in leichte und schnelle Verbindung gebracht, während des Sommers mittels der Schiffahrt auf dem Amur und zur Winterzeit durch

*) Müller, „Nachrichten von dem Amurflusse", in Büsching's „Magazin für die neue Historie und Geographie" (Hamburg 1769), I, 517.

Schlitten, welche, von Hunden gezogen, rasch über Eis und Schnee dahingleiten. Wie sehr man zu Petersburg die Bedeutung des Landes erkennt, erhellt aus mehreren Erlassen und wichtigen Ordnungen. Man hat eine ostsibirische Seestation geschaffen und ihr eine eigene Generalverwaltung gegeben, unter einem zu Nikolajew am Amur residirenden Admiral; das Amurland erhielt unter dem Namen Ostsibirien eine selbständige Regierung; der Statthalter Murawiew, welchem man vorzüglich die wichtige Besetzung verdankt, wurde zum Grafen von Amur ernannt. Der Schwerpunkt der slawischen Macht in jenen Gewässern ist um mehrere Grade vom Norden nach Süden gerückt, von Petropawlowski herab nach der Mandschurei. Was Kronstadt in der Ostsee, Sewastopol im Schwarzen Meere, mehrere Festungen am Kaspischen Meere und dem Aralsee, das soll Nikolajew werden am Stillen Ocean.

Das Amurland ist von der Natur mit seltener Freigebigkeit ausgestattet; nur Menschen fehlen, welche ihre Gaben zu benutzen verstehen. Blos am rechten Ufer fand man einige schwache chinesisch-mandschurische Niederlassungen und Militärposten. Die einzige Stadt ist Sachalien-Ula (50° 0′ 55″ nördl. Br. und 10° 23′ 0″ östl. L. von Peking), 30 Werst von der Mündung des Flusses Saja. Während der letzten Jahre sind viele russische Ansiedler, freie Leute und nach Sibirien Verwiesene, dahin gezogen, und es hat somit zwischen Ostsibirien und Californien ein lebhafter Handelsverkehr begonnen. Kaufleute aus San-Francisco lassen sich zu Nikolajew nieder und fahren den Amur aufwärts nach Jakutsk und Nertschinsk. Mehrere Kauffahrer sind im Jahre 1859 aus den Vereinigten Staaten nach dem Amur gegangen, mit Ladungen von Baumwollwaaren, Weinen, Schiffsvorräthen und Maschinen aller Art. Der Amur wird bereits von fünf Dampfern befahren, welche sämmtlich in Amerika gebaut wurden. Andere Dampfmaschinen werden jetzt für eine Anzahl Kanonenboote zu Neuyork vorbereitet. Landreisen von China und Japan über den Amur nach Moskau sind bereits gewöhnliche Ereignisse. Eine große Zukunft ist diesen russischen Erwerbungen beschieden; sie können Millionen ernähren, deren Arbeit in der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens reichlichen Lohn findet. Nicht weniger wichtig sind die „friedlichen" Eroberungen Rußlands in der Mongolei, nördlich der Gobi.

Nach ihrer Vertreibung aus China (1368) kehrten die Mongolen zur ehemaligen Barbarei zurück. Selbst die buddhistische Religion ist bis auf wenige schwache Reste verblichen und mußte später (1576) erneuert werden. Stamm kämpfte gegen Stamm, und fünf aufeinander folgende Fürsten des Hauses Tschinggis, welche in der Mongolei den Titel Chakan, d. h. Fürst der Fürsten, fortführten, wurden von den eigenen Unterthanen erschlagen. Die Herrscher der Mingdynastie sahen mit Freuden auf diese Wirren und suchten sie zu Unterwerfung der Horden auszubeuten. Ihre friedlichen Anträge wurden zurückgewiesen; mit Waffengewalt konnten sich die Chinesen jenseit der Großen Mauer nicht behaupten; man mußte sich damit begnügen, den Zwiespalt zu erhalten. Hätte doch die Vereinigung der verschiedenen Horden unter Einem Führer dem Mittelreiche nochmals die größte Gefahr bereiten können. Die Mandschu haben diese Zustände mit großem Geschick benutzt. Seit dem Jahre 1621 begannen die östlichen Mongolenstämme, einer nach dem andern, sich in ihren Schutz zu begeben. Diesen folgten (1638) die südlichen Clane, welche den besondern Namen der Chalka führen. Mit ihrer Hülfe haben die Mandschu andere Abtheilungen zur Botmäßigkeit gezwungen und China erobert. Kaum saßen sie auf dem Throne zu Peking, so drohte ihnen Untergang von seiten der mongolischen Songaren. Fürst Kaldan hatte bereits eine große Macht erlangt: er zielte dahin, wie ehemals Tschinggis gethan, sich alle Tataren zu unterwerfen, um das Weltreich der Mongolen von neuem aufzurichten. Wiederholte Kriegszüge der Kaiser Kanghi und Kienlong beseitigten die Gefahr. Das Songarenreich fiel unter den Streichen der Mandschu, und mit Ausnahme einiger Stämme in Sibirien mußten alle Mongolen die Oberhoheit der Himmelssöhne anerkennen. Um jeder künftigen Einigung vorzubeugen, trafen jetzt die Mandschu sehr kluge Einrichtungen. Die einzelnen Stämme erhielten erbliche Lehnshäuptlinge, Dschassak oder Befehlshaber genannt, mit streng umgrenzten Landesstrecken angewiesen. Sie durften keine Verbindung miteinander anknüpfen, mußten von Zeit zu Zeit am Hofe erscheinen und sich zahlreichen andern Beschränkungen unterwerfen.

Die unter China stehenden Mongolen zerfallen in vier große Abtheilungen: Mongolen der innern Verwaltung, südlich der Wüste Gobi; Mongolen der äußern Verwaltung oder Chalkas, nördlich der Gobi; Mongolen am Kokonor oder Blauen See; Mongolen, welche zerstreut in verschiedenen Gemarkungen wohnen. Die zweite Abtheilung ist es, welche im Beginne der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts mit dem russischen Reiche vereinigt wurde. Das Reich

der Chalka zieht sich von den russischen Gouvernements Irkutsk, Jeniseisk, Tomsk und Tobolsk bis hinab zur Gobi oder Schamo durch eine Strecke von 15 Grad der Breite, dann östlich der Kleinen Bucharei bis zu den Grenzen der Mandschurei, auf 25 Grad der Länge. Es zerfällt in vier Lehnsherrschaften: Tusjätu-Chan, Ssain-Nojan, Ssetsen-Chan und Dsassaktu-Chan, welche zusammen, nach chinesischen Angaben, eine waffenfähige Mannschaft von 77000 Mann stellen können. Der Heerbann aller Mongolenclane soll sich auf 274000 Mann belaufen, sämmtlich beritten, gleichwie ihre hunnischen Vorfahren.

Diese Erwerbung der Russen ist überdies von einer großen moralischen Tragweite. Die Marken zwischen dem Onon und Kerlonflusse sind für die Mongolen heiliges Land. Hier ist die Wiege ihres Weltreichs, hier wurde Tschinggis geboren und begraben. Dem klugen Beherrscher jener in den Nationalliedern vielfach besungenen Gegenden und Thaten mag es nicht schwer fallen, sich das ganze mongolische Volk zu befreunden und im Zeitenverlaufe unter seinem Scepter zu vereinigen. Ähnliche Plane wurden und werden gegen die Ainos und Japan befolgt und, wie die nachfolgende Darstellung zeigt, mit wiederholter Gewalt und mannichfacher Hinterlist dem Ziele entgegengeführt.

Hundertundvierzig und mehr Jahre sind verflossen, seitdem die Russen von Kamtschatka her die zwischen jenem Lande und dem japanischen Jeso sich hinziehenden Inselgruppen kennen gelernt, die zwei am nächsten gelegenen Eilande (1713) in Besitz genommen und zum Tribut gezwungen haben. Popen der griechischen Kirche gaben den Leuten Heiligenbilder und Gebetsformeln, wofür die Kurilen mit Fuchspelzen bezahlen mußten. Die Russen rückten immer weiter nach Süden, besetzten eine Insel nach der andern bis hin zur Einfahrt nach Japan. Bei dem ungewohnten Drucke schwinden die Einwohner schnell dahin; auf den Aleuten sind sie schon seit längerer Zeit ausgestorben. „Meine Kinder und Kindeskinder", mit diesen Worten läßt der Japane Rinsise in der 1786 zu Jedo erschienenen „Geschichte der drei Reiche" Katharina II. sprechen, „mögen ihrer Väter Reich immer vergrößern und dessen Grenze erweitern." „In der That", setzt Rinsise hinzu, „diese rothen Leute (so heißen die Russen nach der ursprünglichen Bedeutung des Namens, ihrer blonden Haare wegen, bei den Japanen) haben der Vorschrift gehorcht und das Reich in gewaltigem Maßstabe ausgedehnt. Sie haben ganz Kamtschatka und die Kurilen erobert und steigen immer weiter herab gen Südosten. Sie mögen wol einst unser Land mit Krieg überziehen. Deshalb lasse man das nördliche Jeso, das Ainosland, brach liegen. Alles dort in großen Massen gefundene Gold bleibe vergraben, um die Habsucht der Moskowiter nicht zu reizen. Sind doch jene nördlichen Inselgruppen die Lippen und Zähne unsers Reichs!" Die Erfolglosigkeit aller frühern Gesandtschaften der Zare nach Japan ist in der Furcht vor russischer Eroberungssucht begründet.

Bereits im 17. Jahrhundert kamen die Russen mit Leuten des Ostreichs in Berührung. Kauffahrer und Fischer Japans wurden nach Kamtschatka und Ochotsk verschlagen, freundlich aufgenommen und weiter nach dem mittlern Sibirien, selbst nach Moskau und Petersburg gebracht. Sie lernten hier bald russisch — die Japanen sind eine wißbegierige, talentvolle Nation — und erzählten von ihres Vaterlandes Herrlichkeit. Nachmals scheiterte im Beginne der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein japanisches Fahrzeug bei den Aleuten. Die Mannschaft wird gerettet und nach Irkutsk geführt, wo sie zur griechischen Kirche übertritt. Der Statthalter Sibiriens erhält den Auftrag, die japanisch-griechischen Christen nach ihrem Vaterlande zu entlassen, in Begleitung eines Gesandten, welcher in des Statthalters Namen, als Befehlshaber eines Japan nahen Landes, Geschenke darreichen solle. Adam Larman, der Sohn des Naturforschers, ward hierzu erkoren. Im Herbste 1792 segelt Larman von Ochotsk ab, überwintert im kleinen Hafen Nemuro an der Nordküste Jesos, zieht im folgenden Sommer auf Geheiß japanischer Beamten nach Hakodade und geht zu Lande nach Matsmai. Nach langer Unterhandlung ist Larman folgender Bescheid zugekommen:

„Das Gesetz des Ostreichs bleibt unverändert seit den ältesten Zeiten; niemals wird in Zukunft eine Änderung stattfinden. Das Gesetz lautet: Alle ankommenden Schiffe, und wenn auch ihrer noch so viele wären, sollen mit Beschlag belegt werden. Seit alten Zeiten kommen die Holländer, als eine mit Japan in beständiger Freundschaft stehende Nation, in ihren Schiffen nach Nagasaki, aber nicht nach dem Innern des Reichs, und Larman hat es gewagt, mit den ihm anvertrauten Japanen auf einem bewaffneten Schiffe einzulaufen! Die Folge hiervon sollte sein, ihm auf ewige Zeiten die Rückkehr in sein Vaterland zu verwehren. Da er aber ein Fremdling, unwissend, was den Gesetzen entgegen, ist ihm die Rückkehr nicht untersagt. Das geschieht aus Rücksicht gegen die ihm von seiner Regierung anvertrauten Unterthanen unsers Reichs, dann

auch wegen der Sorgfalt, mit welcher er seinen Auftrag vollzogen. Was die gewünschte Verhandlung wegen einer in der Folge zu stiftenden Freundschaft betrifft, so kann sie nicht in diesem Hafen vorgenommen werden. Ebenso wenig ist die Weiterreise zur Hauptstadt Jedo erlaubt. Nach dem Hafen Nagasaki wird den Russen gestattet, mit Vorweisung der von uns gegebenen Befugniß, zu kommen. Wir wiederholen dabei den Bann des christlichen Glaubens in unserm Reiche und machen es zur Bedingung, während des Aufenthalts bei uns keinen Gottesdienst zu halten, und im Falle irgendein Verständniß für die Zukunft getroffen werde, unsern Gesetzen, laut der erhaltenen Vorschrift, nicht entgegenzuhandeln." Larman mußte unverrichteter Sache nach Rußland zurückkehren.

Der riesenhafte Aufbau der russo-slawischen Autokratie ward großentheils durch fremde, durch deutsche Werkmeister geführt. Und jetzt noch sind es Männer deutscher Abstammung, welche als Heerführer dienen zum Schutze des Russenthums. Deutsche haben für Rußland die Schlachten geschlagen und gewonnen; Deutsche standen und stehen am diplomatischen Webstuhl zu Petersburg und werfen die Schifflein zum buntscheckigen blendenden Einschlag. Der fränkische Landsmann Georg Wilhelm Steller entdeckt Nordwestamerika (Juli 1741) für Rußland (zum Dank dafür ließ man ihn in Sibirien erfrieren) und der deutsche Adam Krusenstern stand an der Spitze der ersten russischen Erdumsegelung (1803—6), welche mit einer neuen Gesandtschaft nach Japan in Verbindung gebracht wurde. Wer im einzelnen erkennen will, warum die Willkürherrschaft immer und ewig wirken muß, wie sie wirkte, der lese die auf jener Weltfahrt eingesammelten, durch Krusenstern selbst und Langsdorf der Öffentlichkeit übergebenen Erfahrungen, der vernehme wie Resanow — so heißt der Gesandte — gegen Japan verfährt.

Schon drei Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Iwan der Schreckliche sich Herr von Sibirien nennt (1554). Diese Jahrhunderte sind verflossen und nirgendwo, nicht in Europa, nicht in Asien, nicht in Amerika hat sich unter der selbstherrischen Gewalt ein menschliches Gemeinwesen herausgebildet. Die Bodennatur trägt nur in sehr geringem Theil die Schuld. Die Länder von der Wolga bis zu den Mündungen des Amur, im Umfange größer als Europa, und in ihren südlichen Ausgängen, gleichwie der Polarkreis Amerikas, von breiten fruchtbaren Ebenen umschlossen, sind heutigen Tages noch unwirthbare Gegenden. Selbst des Zaren Statistiker, Tengoborski, erhebt hierüber bittere Klagen. „Das ganze russische Asien und Amerika hat blos eine Bevölkerung von 5,200000 Seelen. In wenigen Jahren werden Californien und Oregon mehr Bewohner zählen." „Das Klima Kamtschatkas", sagt Langsdorf, „ist vortrefflich; die Halbinsel erzeugt eine Menge der herrlichsten Producte und könnte unter einer humanen Regierung leicht zu einem blühenden Staate herangebildet werden. Aber die Russen verderben alles. Sie entwürdigen moralisch und physisch die gutmüthigen Landesbewohner."

Resanow wird mit allen Freundschaftsanträgen zurückgewiesen. „Freundschaft", sagten die Japanen, „ist eine Kette, welche, soll sie irgend gute Dienste leisten, aus gleich starken Gliedern bestehen muß. Ist das eine stark, das andere schwach, so wird dieses im Gebrauche zerrissen. Die Freundschaftskette kann also nur dem schwächern Theile zum Nachtheil gereichen. Wir gedenken deshalb niemals mit unbekannten und ungleichen Mächten eine Verbindung zu schließen. Überdies leidet Japan kaum an irgendetwas Mangel. Luxus will man nicht. Die wenigen fremden Gegenstände, welche uns zum Vortheil gereichen, erhalten wir durch Holländer und Chinesen." Der Gesandte ist außer sich vor Wuth. Sämmtliche Kurilen, heißt es jetzt, gehören zum russischen Reiche; die Japanen hätten kein Recht weder auf Urup noch auf die benachbarten südlichen Inseln. Dawidow, der Schiffslieutenant, erhält Befehl, sie von hier zu vertreiben, und Chwostow den Auftrag, die weiter nach Süden gelegenen Lande, Jeso und Tarakai, in Besitz zu nehmen. Der erstere ist durch Unwetter abgehalten, seine Aufgabe zu erfüllen; der andere genügt der Rache seines Gebieters vollkommen und verübt überdies mannichfachen Unfug im japanischen Lande. Chwostow plündert Magazine und führt deren Inhalt sammt den Aufsehern nach Ochotsk. Seine Missethaten (er und Dawidow haben 1809 in der Newa ihren Tod gefunden) wären niemals von der russischen Regierung gemisbilligt worden, hätte Japan sie nicht dazu gezwungen. Golownin und seine russische Begleitung wurden ergriffen und so lange in Gefangenschaft gehalten (1810—13), bis der Statthalter von Ochotsk Chwostow's Verfahren in einem amtlichen Schreiben getadelt und um Verzeihung gebeten hatte. Golownin ward dann freigelassen und ihm für seine Regierung eine Denkschrift übergeben, wesentlich folgenden Inhalts: „In Japan ist das Christenthum verboten, und die Fremden, denen von alter Zeit her der Eintritt gestattet, werden blos in Nagasaki zugelassen. Sie werden nicht des Handels wegen, son-

dern um Arzneimittel und Kunde fremder Gegenden zu erhalten, aufgenommen. Japan bedarf des Handels mit Auswärtigen nicht. Die Russen mögen sich deshalb alle Mühe sparen. Auch mögen sie künftig, was bisjetzt häufig geschehen, keine kurilischen Kundschafter mehr nach japanischen Landen senden. Man hat aus Mitleid gegen die armen, zu diesem schlechten Dienste gepreßten Leute sie ohne Züchtigung abziehen lassen. Künftig gedenkt man strenger zu verfahren. Wir sind zwar ferne von der Beschränktheit, nicht zu wissen, daß es auch unter den Christen, wie bei allen Religionen, gute und böse Menschen gibt. Das Christenthum ist nur deshalb verboten, weil es in Japan Bürgerkriege und sonstiges Unheil veranlaßte. Sonst lassen wir, wenn er sich nicht in die Staatsregierung mischt, wenn er nicht den andern gewaltsam zu seiner Religion zwingen will, jedermann glauben was er will. Die verschiedensten Religionen und Sekten leben in Japan friedlich nebeneinander und untereinander."

Trotz dieser wiederholten Zurückweisungen mußten die asiatisch-amerikanischen Ereignisse unserer Tage bei den Russen neue Versuche hervorrufen, um mit Japan in eine freundliche Verbindung zu kommen. Franz von Siebold ward berufen (December 1852), um mittels seiner Kenntnisse und Erfahrungen der russischen Expedition nach Japan zu dienen. Der Japanreisende hat uns hierüber durch eine Flugschrift unterrichtet, jedoch in solcher befangenen oder berechneten Weise, daß man selbst dem Thatsächlichen seiner Angaben mistrauen muß. Die Regierung von Jedo, eingeweiht in alle Künste der trügerisch und schlangenartig sich windenden Politik, hätte, so meint Siebold, aus dem Schreiben des Staatskanzlers Nesselrode, den verstorbenen Kaiser Nikolaus nur als einen Volksvater erkennen müssen. Und wie lauten die Worte dieses Schreibens? „Unter Nikolaus I. erfreut sich das Reich seit 27 Jahren einer weisen Regierung und des innern Friedens." Der Aufruhr bei der Thronbesteigung, die Kriege in Polen und im Kaukasus, gegen die Pforte und Persien sind für den geschichtschreibenden Reichskanzler nicht vorhanden. Damit man zu Japan die Tragweite der süßen einschmeichelnden Worte, die Bedeutung der vorgeschützten Besorgniß für die Ruhe und das Wohlergehen des Nachbarfürsten — dies wurde als der vorzüglichste Grund der Expedition angegeben — ja nicht übersehen möchte, erinnert der Russe, nach der drohenden herausfordernden Weise während der letzten Jahre des Kaisers Nikolaus, den Gebieter zu Jedo daran, „daß die Küsten seines Reichs, seine großen bevölkerten und blühenden Städte ungeschützt vor feindlichen Einfällen offen daliegen. Tausende der schwachen Schiffe, welche jene Ortschaften mit den Erzeugnissen des Meeres versehen, welche die Nahrung der Insassen, den Reis von fruchtbaren nach weniger fruchtbaren Landstrichen verführen, die Erzeugnisse der Industrie und die edeln Metalle von einer Insel zur andern bringen: sie alle könnten die leichte und schnelle Beute jeder Kriegsmacht sein, welche entschlossen, mit Gewalt zu nehmen, was Japan in freiwilliger Weise nicht genehmigen würde".

Kaiser Nikolaus hatte seit einigen Jahrzehnden die großartigsten Vorbereitungen zur slawischen Weltherrschaft, zum Weltzusammensturz getroffen, im Schwarzen und Baltischen Meere, an dem Kaspischen, am Upsa- und Baikalsee, in Dänemark, bei der Weichsel und dem Amur. Die drohende herausfordernde Haltung gegen die Türkei war blos ein Stück in der innig zusammenhängenden, ganze Erdtheile umfassenden Rechnung. Rußland trieb seinen Lehnsfürsten, den persischen Schah, gegen Herat, wo die Vorposten gegen Afghanistan standen. Russische Dampfschiffe befuhren den Aralsee, den Oxus und Jaxartes; eine Truppenabtheilung zog gegen Chiwa, Bochara und Chokand. Russische Ingenieure verzeichneten die Hochebene zwischen Altai und Tibet, und errichteten Burgen längs ihrer zahlreichen Steppenseen. Russische Heere sammelten sich an der sibirisch-chinesischen Grenze und bedrohten die Kleine Bucharei, welche schon lange die Ländersucht der Nachfolger Peter's reizte. Und jetzt ward beschlossen, China und Japan, in Weise der Engländer und Amerikaner, durch einige Kriegsschiffe zu schrecken und in Verträge zu zwingen.

Admiral Putjatine, das Haupt einer russisch-japanischen Expedition, erhielt diesen Auftrag. Er landete (Juni 1853) zu Hongkong und sandte eine Botschaft an den chinesischen Statthalter der beiden Kreise Kuangtong und Kuangsi, des Inhalts: „Die Russen nehmen, infolge des englisch-chinesischen Friedensschlusses zu Nanking, welcher allen westlichen Nationen zu den fünf geöffneten Häfen Zutritt gestattet, mit den Nordamerikanern und Franzosen gleiche Berechtigung in Anspruch; Rußland ist nicht blos eine östlich-asiatische, sondern auch eine westlich-europäische Macht; die allgemeinen Bestimmungen des Vertrags umschließen ebenso gut die Länder des Zaren, wie Belgien und Holland, wie Amerika und Frankreich." „Nicht so", entgegnete die Kreisregierung. „Mit jenen Reichen besteht keine besondere Übereinkunft. Das ist aber Rußland gegenüber der Fall. China hält fest an den Bestimmungen des Vertrags vom 14. Juni

1728; den zarischen Kaufleuten bleibt auch jetzt nur der herkömmliche Verkehr an der Nordwestgrenze gestattet." „Dieses unfreundliche Benehmen", erwidert Putjatine, „wird meinem Kaiser berichtet; nach seinen Verhaltungsbefehlen, welche ich in der nächsten Zeit erwarte, werde ich zu handeln wissen."

Die Expedition verließ China und besuchte auf ihrer Fahrt nach Japan die von der Lieu-kieu abhängigen Madschikosima (Sima bedeutet im Japanischen Insel), lag bei Taipingschan, dem größten Eilande der Gruppe, einige Tage vor Anker und verkehrte in freundlicher Weise mit den zum Buddhaglauben sich bekennenden Einwohnern. Die Russen gingen von hier nach Nagasaki, wo sie am 22. Aug. 1853 eintrafen. Sie haben alsbald Unterhandlungen begonnen, um ihre Schreiben übergeben zu dürfen. Es dauerte lange, bis ein amtlicher Verkehr eröffnet werden konnte. Als dieses endlich geschehen, suchten die Japanen in herkömmlicher Weise die Verhandlungen hinauszuziehen. Unterdessen fuhr das russische Postschiff Fürst Menschikow monatlich regelmäßig zwischen Nagasaki und Schanghai, um die Bewegungen in China zu erkunden und die mit der Überlandpost ankommenden Depeschen in Empfang zu nehmen.

Rußlands Stellung gegen Japan ist verschieden von der anderer Mächte: die beiden Kaiserreiche sind Nachbarn. Anordnungen über den Verkehr reichten nicht hin; es mußte auch, was niemals zuvor geschehen, die Grenzlinie der Staaten gezogen werden. Einen zwiefachen Vertrag solchen Inhalts hat Putjatine mit der hierzu beorderten japanischen Hofcommission zu Simoda (26. Jan. 1855) abgeschlossen. Das über Nikolajew im Amurgebiete nach Petersburg gesandte Schriftstück ist desselben Wegs zurückgekommen, wo dann zu Simoda (25. Nov. 1856) die Ratificationen ausgetauscht wurden.

Dieser russisch-japanische Vertrag ist in mannichfacher Beziehung sowol nach Inhalt als in der Form von den Verträgen Japans mit den andern Staaten verschieden. Russen und Japanen würden fürder in den Besitzungen der beiden Reiche Schutz und Hülfe genießen, sowol hinsichtlich ihrer persönlichen Sicherheit als der Unverletzlichkeit ihres Eigenthums. Die Grenze der beiden Reiche zieht sich zwischen den kurilischen Inseln Iturop und Urup. Iturop gehört Japan; die Insel Urup, sowie die übrigen Kurilen im Norden, gehören Rußland. Die Insel Krafto oder Sachalien bleibt ungetheilt zwischen Rußland und Japan. Die japanische Regierung eröffnet den russischen Schiffen die Häfen Simoda, Hakodade und Nagasaki. In diesen drei Häfen können russische Schiffe ihre Beschädigungen ausbessern, sich mit Wasser, Holz, Mundvorrath und anderm Nothwendigen versehen, ebenso mit Steinkohlen. Sie zahlen mit Gold- und Silbermünze, im Falle es ihnen an Geld mangelt mit Waaren. Außer den erwähnten werden die russischen Fahrzeuge keine andern Häfen besuchen; dann nur ist dies gestattet, wenn ein Schiff in der äußersten Noth nicht im Stande wäre, seinen Weg fortzusetzen. Die in solchem Falle gemachten Ausgaben sollen in einem der geöffneten Häfen bezahlt werden. Schiffbrüchigen wird in beiden Reichen jede Art Hülfe geleistet; alle Geretteten werden nach den geöffneten Häfen gebracht. Solange sie in dem fremden Reiche bleiben, genießen sie der Freiheit und sind den Landesgesetzen unterworfen.

In den beiden ersten der geöffneten Häfen wird den Russen gestattet, die gewünschten japanischen Waaren und Güter für eingeführte Stoffe und Geld einzutauschen. Die russische Regierung ernennt Consuln für jeden der beiden Häfen. Sie sind bereits dahin abgegangen. Wie der Russe in Japan, so soll der Japane in Rußland frei und keiner Bedrückung unterworfen sein. Wer ein Verbrechen begangen, kann verhaftet werden; er wird jedoch nach den Gesetzen seines Landes gerichtet. Alle Rechte und Vorrechte, welche Japan jetzt oder in Zukunft andern Nationen gewährt, sollen gleichzeitig auch auf die russischen Unterthanen ausgedehnt werden. In den zwei ersten Hafenorten dürfen die Russen frei umhergehen; in der Stadt Simoda und der Umgegend bis auf eine Entfernung von fünf japanischen Meilen. Sie können Läden, Tempel und, bis zur Einrichtung von Gasthäusern für Fremde, die zur Erholung bestimmten Häuser besuchen; in Privatwohnungen sollen sie nur auf erfolgte Einladung gehen. Zur Bestattung der Todten wird in jedem Hafen ein Platz eingeräumt; dieser Begräbnißplatz soll unantastbar sein. Der Verkauf der Waaren findet in einem von der Regierung bestimmten Hause statt, wohin die eingeführten Gegenstände, das Gold- und Silbergeld gebracht werden. Die Russen, welche in den Läden Güter gekauft und mit dem Verkäufer über den Preis einig geworden, zahlen oder tauschen die fremden Stoffe in dem genannten Hause, unter Vermittelung japanischer Beamten. Die Plätze und Häuser für die Consuln werden von der einheimischen Regierung bestimmt; die Russen leben darin nach ihren herkömmlichen Gewohnheiten und Gesetzen.

Welche Folgen in der Entwickelung der Menschheit, in der Machtstellung der Weltstaaten, im Handelsverkehr und im bürgerlichen Wesen aus dem Umsturze und Aufbau im östlichen Asien und im westlichen Amerika hervorgehen werden: wer wäre kühn genug, dies jetzt schon im einzelnen bestimmen oder auch nur ahnen zu wollen. Die Eröffnung Japans, so erklärten selbst erfahrene Kaufherren, werde für europäische Waaren nur geringe Absatzwege darbieten. An eine vortheilhafte Ausfuhr sei kaum zu denken. Nur wenige Monate aber sind seit dem Abschlusse der Verträge verflossen, und ein bedeutender Handelsverkehr hat bereits begonnen. Drei unternehmende junge Kaufleute, liest man in den californischen Zeitungen (vom 5. Sept. 1859), sind mit einer großen Summe Geldes nach Japan gegangen. Sie wurden durch die hohen Preise, welche die vor kurzem eingeführten japanischen Waaren erzielten, zu dieser Unternehmung bewogen. Im Januar 1859 hatten 15 Kauffahrer China verlassen, um nach Nagasaki zu gehen. Einige sind bereits mit reichen Ladungen in Europa und Amerika angelangt. Das Schiff Florence brachte weißes Wachs nach England, 10000 Picul oder 1,320000 Pfd. Das Picul kostete zu Japan 7 Doll.; auf den europäischen Märkten wird das gleiche Gewicht — 133½ Pfd. avoir du poids — für 18—20 Doll. verkauft. Den Gewinn der einen Fahrt rechnet man auf 120000 Doll. Dieses Wachs ist das Erzeugniß des Coccus ceriferus, einer Gattung kleiner Würmer. Chinesen und Japanen nennen es Tschong-pe-la*), weißes Insektenwachs. Diese Insekten kriechen massenhaft auf den Blättern gewisser Bäume herum, vorzüglich des Peluschu, wo sie Honigfäden zurücklassen, viel zartere als die unserer Bienen. Dieses durch Abkochen gewonnene, sehr harte und glänzend weiße Wachs steht höher im Preise als das von unsern Bienen. Übrigens sind auch Bienen in Japan genug vorhanden; man unterscheidet Haus-, wilde und Bergbienen. Jene Insekten, welche das weiße Wachs liefern, und die Bäume, ebenso andere Baumgattungen, wie der Firniß- und der Seifenbaum, könnten wol leicht in Europa eingeführt und angepflanzt werden. Im Beginne des Januar 1859 lagen im Hafen von Nagasaki drei englische und zwei amerikanische Kauffahrer, neben einer Flotille von fünf japanischen, freilich in der Fremde gebauten Kriegsdampfern, welche jedoch blos von Einheimischen bemannt waren. Sie heißen: Jedo, Kuang, Komar, Ninnomnar, Nagasaki und Theresia (wenn letzterer Name im „Friend of China" [26. Febr. 1859] richtig geschrieben ist). „Wir gingen an Bord dieser Dampfer", schreibt ein Amerikaner, „und erstaunten über die allenthalben herrschende Reinlichkeit, über die Kenntnisse der Kapitäne und ihrer Leute, sowie über das kriegerische Aussehen der Bemannung. Auf den Hauptmasten flatterten die Nationalflaggen, eine blutrothe Sonne auf weißem Grunde. Wir wurden allenthalben mit der größten Freundlichkeit empfangen und auf den Schiffen herumgeführt. Man bewirthete uns mit Kuchen und verschiedenen Süßigkeiten, mit Thee und Saki." Noch lagen im Hafen die russischen Dampfer Askold und Strelok, die britischen Inflexible und Tribune, die amerikanische Dampffregatte Mississippi und einige Walfischjäger.

Diesen drei Weltnationen, Briten, Amerikanern und Russen, begegnet man auf den Ländern und Inseln am und im Stillen Ocean, in Ostasien und Westamerika. Auf dem ostasiatischen Festlande und allenthalben, in Asien gleichwie in Europa, wachsen diese Russen mit jedem Jahre, mit jedem Monate zu einer wichtigern, man könnte sagen, zu einer drohenden Stellung empor, in staatlicher und in handelspolitischer Beziehung. Am Ostende ihres Reichs lasten und drücken sie auf die Mandschurei, auf China und Japan; am Westende auf die Türkei, auf Österreich und alle germanischen Staaten. Die auswärtigen Besitzungen der Chinesen sind theils schon, wie Stücke der Tungusei und Mongolei, ihre Beute geworden; die andern, Tibet, die Kleine Bucharei und Chotan, werden in den nächsten Jahren eingethan sein. Das Vordringen der Russo-Slawen weiter hinab nach Mittelasien, die entworfenen Eisenbahnen durch Sibirien und Persien könnten selbst den britischen Besitzungen, südlich des Himalaja, Gefahr herbeiführen. Das junge Amurreich zeigt in Wahrheit eine überraschende Entwickelung. Jetzt wird dieses Land nur von wenigen Tausenden bevölkert, aber 50 Mill. Menschen können hier leben. „Die Kaufleute sind", wie der deutsche Supercargo Lühdorf sagt, „von Abgaben frei, werden in keiner Weise belästigt und leben dort ungleich angenehmer als in manchen Staaten unsers gesegneten Deutschland." Und so sind bereits ganz neue Unternehmungen, neue Verkehrs- und Handelsstraßen mittels des Amur eröffnet worden. Man hat sogar schon Vorbereitungen zu großen Fabriken, für wollene und baumwollene Waaren, getroffen. Die Rohstoffe sollen aus Mittelasien, aus Bochara und Chokand, wo sie sehr wohlfeil sind, herbeigebracht werden. Wolle mag

*) Es sind die Charaktere Nr. 1693, 8526 und 6853 im tonischen Wörterbuche des Dr. Morrison

auch von Californien, wo bedeutende Schafzucht stattfindet, kommen. Das Amurland hat im Jahre 1858 für $1^1/_2$ Mill. Pf. St. ausgeführt — ein Export, welcher steigen wird in der Zukunft. Die Staaten und Territorien längs des Stillen Ocean werden zwar gar bald nacheifernd eingreifen. Zu Salem, im neuen Oregonstaate, ist bereits eine Wollfabrik eingerichtet, welche, nach einer Angabe im „Oregon Farmer", treffliche Erzeugnisse liefert. An Absatz kann es nicht fehlen. Die geringen Eingangszölle in China und Japan werden den Import von baumwollenen und wollenen Stoffen mehren in großem Maßstabe. Der Handelsgewinn im Amurlande wird jetzt schon nach Millionen gerechnet. Irkutsk und die benachbarten Länder Sibiriens beziehen ihre Bedürfnisse und Luxusgegenstände nicht mehr von Petersburg und Nishnij-Nowgorod, sondern über Nikolajew und Nertschinsk. Mit Californien, mit Oregon und Washington ist, wie bemerkt, ein nach vielen Beziehungen folgenreicher Verkehr eröffnet. Dann werden Peltereien und andere Waaren Sibiriens mittels des Amur auf die chinesischen Märkte nach Schanghai und Hongkong verschifft. Der in den Vereinigten Staaten gebaute Dampfer Amerika konnte den Amur aufwärts dampfen in einer Strecke von 400 geograhischen Meilen. Gold, Eisen und Kohlen sind aufgefunden. Es fehlt nur noch an Händen, um alle diese und andere Reichthümer aus der Erde hervorzuheben. Schiffbauholz wird vortreffliches und in großer Menge vorgefunden. Am 18. Dec. 1857 — der Gründungstag der Stadt — wurde zu Nikolajew der Kiel zum ersten größern Amurschiffe gelegt; es ist ein Kriegsschooner, welcher den vielversprechenden Namen La Première erhalten hat. Kleinere Fahrzeuge aus Fichtenholz sind schon mehrere am Amur gebaut worden. Das junge Geschlecht kann die Zeit erleben, wo eine auf den Werften zu Kamtschatka und an den Amurmündungen, zu Tarakai und in der Mandschurei gezimmerte russische Flotte herabfährt nach Süden, um die Besitzungen der andern europäischen Nationen zu bedrohen und an den Empörungsgelüsten der einheimischen asiatischen Völker eifrig zu schüren. Zu gleicher Zeit könnte eine russische Flotte vom Baltischen Meere auslaufen, um unsere Häfen an der Nord- und Ostsee zu blokiren und den deutschen Handel zu vernichten. Endlich könnte wol gar in demselben Moment ein Heer wohlberittener Tungusen und Türken, Kirgisen und Mongolen (die letztern vermögen allein an 300000 Mann zu stellen) — wie unter Tschinggis-Chakan und seinen Nachfolgern schon geschehen — nach dem Westen ziehen, zahllose chinesische Infanterie und Jägerrotten finnischer Völklein auf den sibirischen Eisenbahnen, sowie die Krieger des Kaukasus, Tscherkessen und Awaren, Lesghier und Georgier, innerhalb weniger Tage nach Europa herüberkommen und unsere Länder überschwemmen und verheeren. Was werden, was können wir, sollte dies morgen geschehen, dieser Machtfülle entgegenstellen? Wo ist die deutsche Flotte, gebaut durch hochherzige Beiträge der Patrioten, durch die Sparpfennige der Witwen und Waisen? Wo ist die jeden Augenblick unter einheitlicher Leitung stehende Heereskraft, wo ist endlich die deutsche Einheit? Wer hat unsere moralische Würde, unser Ansehen, unser Selbstgefühl gebrochen, jede der Noth abgerungene Freiheit geknickt, aufgehoben und mit Füßen getreten?

Die Götter sind gerecht; aus unsern Sünden
Schaffen sie das Werkzeug, uns zu geiseln.

4) Die neuen Verträge mit Japan und das japanische Volk.

Die Ereignisse in China, namentlich am Peho während des Juni 1858 wirkten schnell zurück auf Japan und machten die Regierung willfähriger. Jeder neue Vertrag, den die Japanen seitdem mit den Holländern, mit den Amerikanern, den Russen und Engländern abschlossen, ist ein weiterer Fortschritt auf der Bahn der Handelsfreiheit und Civilisation.*) Und der frisch errungene Vortheil gilt für alle Nationen, welche Verträge geschlossen. Den Briten mußte am meisten zugestanden werden. Lord Elgin war (August 1858) nach Japan gekommen und schaltete, gleichwie ein Sieger, in gebieterischer Weise. Dort hatte man sich die Vorgänge im nahen Mittelreiche zur Warnung genommen und gehorchte dem Machtgebote. Die Engländer wurden (17. Aug.) mit großen Ehren zu Jedo empfangen. Ein prachtvoller buddhistischer Tempel wurde zur Wohnung angewiesen und Lebensmittel in Fülle herbeigebracht. Der Lord

*) Der Vertrag mit Holland vom 30. Jan. 1856 hat verschiedene Zusätze erhalten, datirt 23. Aug. 1856 und 16. Oct. 1857. Der neue Vertrag mit Amerika wurde zu Simoda geschlossen am 17. Juni 1857 und ratificirt zu Washington am 30. Juni 1858. Er ist abgedruckt in der amtlichen Sammlung: „The statutes at large, 1858—59. By authority" (Boston 1859). Der neue russische Vertrag ist vom 28. Juli und der englische vom 27. Aug 1858.

zog im Staate zur Hofburg und verhandelte persönlich mit dem Minister. Nach wenigen Tagen war der neue Vertrag abgeschlossen; von dem Vertrage mit Admiral Stirling (vom 14. Oct. 1854) und den hinzugefügten Erläuterungen (vom 18. Oct. 1855) ist keine Rede mehr. Den Briten und den Unterthanen aller Vertragsmächte sind (am 1. Juli 1859) die japanischen Hafenstädte Hakodade auf der Insel Jedo, Kanagawa, drei deutsche Meilen von Jedo, und Nagasaki geöffnet. Am 1. Jan. 1860 wird Nagata oder ein anderer Hafen auf der Westküste Nibbons freigegeben; Hiogo, der Hafenplatz von Osaka, am 1. Jan. 1863. Am Rande dieser großen Stadt — chinesisch Lasan geheißen — zieht sich die fruchtbare und starkbevölkerte japanische Ebene weit ins Land hinein. Engländer, soviel immer wollen, können in den geöffneten Orten sich aufhalten, Grundbesitz erwerben, Häuser und Kirchen bauen, welche nicht mittels Wälle von den übrigen Stadttheilen geschieden werden dürfen. Vom 1. Jan. 1862 ist ihnen gestattet, des Handels wegen, sich auch in Jedo niederzulassen. Der englische Gesandte und die Generalconsuln dürfen reisen, wo sie nur wollen; die andern Engländer nur innerhalb zehn Ri oder japanischen Meilen von ihrem Wohnorte.

Zwistigkeiten und Rechtshändel, welche zwischen Japanen und Engländern entstehen, werden von britischen Behörden nach britischen Gesetzen entschieden. Fremde Geldsorten nehmen die Japanen nach dem Gewichte und innerm Werthe; die Ausfuhr japanischer Gold- und Silbermünzen ist gestattet; Kupfermünze soll jedoch nicht ausgeführt werden. Wäre dies erlaubt, so würde Japan in kurzer Zeit sämmtliche Kupfermünzen verlieren. Hundert japanische Pfennige — Tsany, chinesisch Tsien genannt — wiegen 338 Gran reinen Kupfers, und gelten blos gegen 3 Kr. leichten Geldes, während das Pfund solchen Kupfers in England und Amerika mit 45 Kr. bis einen Gulden bezahlt wird. Welch ein außerordentlicher Gewinn wäre nicht an einer Schiffsladung Tsany, wenn das Pfund nur zwischen 5 und 6 Kr. auf Japan kosten würde, zu erzielen! Ein ähnlicher Umstand findet beim Golde statt, welches zum Silber im Werthe von 1 zu $5\frac{1}{2}$ gemünzt wird. Der Kebank, ein Stück von vier Itsabu reinen Goldes, wiegt 178 Gran und gilt zu Japan, nach amerikanischer Währung, 1 Doll. 32 Cents, während diese vier Itsabu in Amerika, wo Gold zu Silber wie 1 zu 16 gleicht, 7 Doll. 18 Cents werth sind. Um diesem Nachtheile zu begegnen, beschloß die Regierung zu Jedo, die einheimischen Goldmünzen gegen die ausländischen abzuwiegen und ihren Preis nach dem Gewichte zu bestimmen. Außer den Kebank werden noch Stücke von $1\frac{1}{2}$ Itsabu in Gold, dann von $1\frac{1}{4}$ Itsabu in Silber ausgegeben. Der Itsabu reinen japanischen Silbers wiegt 133 Gran und gilt 48—50 Kr. unsers leichten Geldes. Alle diese und andere Werthverhältnisse werden und müssen nach kurzer Frist großen Veränderungen unterliegen.

Nach andern Vertragsbestimmungen können die Engländer, gleichwie zu Tsientsin mit China bedungen, unter Zahlung der festgesetzten Zölle, nach Japan bringen und von dort ausführen, was sie wollen. Die Einfuhr der meisten Gegenstände mit Einschluß der Baumwolle und Wollwaaren — der wichtigste Import — zahlt fünf vom Hundert und ebenso der Export, mit Ausnahme von Gold- und Silbermünzen und Kupferbarren, welche keinen Zoll bezahlen. Das Tonnengeld ist aufgehoben, und einmal verzollte Waaren dürfen, ohne neue Abgaben, von einem geöffneten Hafen zum andern gebracht werden. Die Einfuhr des Opiums auf englischen Schiffen ist verboten. Dagegen verpflichtete sich die japanische Regierung, von Zeit zu Zeit öffentliche Versteigerungen ihres überflüssigen Kupfers auszuschreiben. Kauf und Verkauf geschieht unmittelbar zwischen Japanen und Engländern; eine Einmischung der Behörden ist nicht gestattet; ihr in den frühern Verträgen festgesetztes Monopol ist und bleibt aufgehoben. Die Regierung mußte überdies versprechen, ihren Unterthanen den Gebrauch fremder Waaren nicht zu verbieten. England und Japan können, vom Beginne des 1. Juli 1872, die Revision aller dieser Vertragsbestimmungen verlangen; die Zollsätze sind schon fünf Jahre nach Eröffnung des Hafens von Kanagawa, sollte einer der beiden contrahirenden Staaten dies wünschen, der Abänderung unterworfen. Der Tractat ist in englischer, in japanischer und holländischer Sprache niedergeschrieben; der holländische Text gilt als Original. Künftig geschehen alle Mittheilungen britischer Beamten blos in englischer Sprache; doch wird ihnen für die nächsten fünf Jahre eine holländische oder japanische Übersetzung beigegeben. So ist Japan vollständig in die Weltbewegung eingetreten, freilich blos nach den vertragsmäßigen Bedingungen. Die Wirklichkeit zeigte vorerst ganz andere Ergebnisse. Der englische Vertrag wurde in Japan am 1. Juli 1859 derart ausgeführt, daß, sind die neuesten Nachrichten aus dem Ostreiche begründet, ein Handelsverkehr kaum stattfinden kann. Die Japanen wollten die Engländer auf einer kleinen Insel, 10 Meilen von Jedo entfernt, einschließen, gleichwie ehemals die Holländer

eingeschlossen waren auf Desima. Sie hätten dann das Münzwesen so geordnet, daß fremdes Geld 66 vom Hundert verliere, während doch im Vertrage bestimmt ist, ausländische Münzen sollen nach ihrem innern Werthe angenommen werden. Es scheint, daß auch Japan gleichwie China, zur Einhaltung der Verträge gezwungen werden muß. Unter den Verhältnissen des östlichen Morgenlandes, wie sie sich in den letzten Monaten gestalteten, möchte wol auch rathsam sein, die preußische Expedition nach Siam, China und Japan nicht abgehen zu lassen. Die kriegerischen Ausrüstungen in England, Frankreich und Indien gegen China, in einem Maßstabe wie niemals vorher geschehen im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte, sind dazu angethan, in den ostasiatischen Staaten- und Verkehrsverhältnissen eine vollkommene Umgestaltung zu bewirken. Ist dies geschehen, dann erst dürfte die deutsche Expedition unter preußischer Leitung mit Erfolg in den östlichen Gewässern erscheinen.*)

Außerhalb des christlich-europäischen Cultursystems gibt es wol kein Reich, gibt es keine Nation, die in dem Grade die Beachtung des Denkers, des Menschenfreundes und des Christen verdient als dieses von der Natur gesegnete japanische Reich, als diese durch Fähigkeit und Bildung über alle Völker des Morgenlandes hervorragende japanische Nation. Diese Japanen, hingestellt auf die Grenzmark zwischen Ost und West, auf die Verkehrsstraße zwischen der Alten und der Neuen Welt, haben in unsern Tagen mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen, sind ärgern Fährlichkeiten ausgesetzt als die benachbarten continentalen Völker. Unter hochsinniger, einsichtsvoller Leitung könnte dieses Volk in kurzem zu einem höchst beachtenswerthen Gliede in der sich selbstbewußten gebildeten Menschenfamilie heranwachsen. Werden die Culturstaaten unserer erleuchteten Tage ihre Pflicht erfüllen? Werden sie die mit allen Winden herbeigetriebenen landgierigen Kundschafter, die gewinnsüchtigen Krämer und bekehrungslustigen Sendboten innerhalb der vertragsmäßigen Schranken bannen können, bannen wollen? Vom Standpunkte unserer Kenntniß der menschlichen Natur und der Geschichte müssen wir es bezweifeln. Sollte auch diese herrliche westöstliche Menschenfamilie der Japanen unter jenen mannichfachen Zudringlichkeiten und rechtlosen Anmuthungen Schaden erleiden oder gar zu Grunde gehen, wahrlich dies wäre noch das größte unter den zahllosen Verbrechen, mit welchen die seefahrenden Nationen die Menschheit überschüttet haben, im Osten gleichwie im Westen.

„Während meines wiederholten und längern Aufenthalts im Hafen von Nagasaki", berichtet ein kundiger, menschenfreundlicher Engländer, „besuchte ich tagtäglich die Stadt, durchstreifte ganz allein ihre langen Straßen und drängte mich hinein ins geschäftige Leben der Kaufhallen. Ich bestieg die benachbarten Hügel, besah und durchforschte die Tempel. Laien und Geistliche haben mich allenthalben mit gleicher Artigkeit behandelt. Einige Stunden im Tage unterrichtete ich einsichtsvolle junge Männer in der englischen Sprache und andern nützlichen Kenntnissen. Sie sollten ihrem Vaterlande als Dolmetscher und Übersetzer nützlicher Werke Dienste leisten. Während dieser langen, in innigem Verkehre und sorgfältiger Beobachtung zugebrachten Zeit habe ich weder in den Straßen noch in den Häusern irgendein Gezänke oder von Streitigkeiten gehört. Kein ärgerliches, kein unartiges oder lautes Wort ist mir in den Kaufhallen und an öffentlichen Plätzen zu Ohren gekommen. Niemals habe ich ein Beispiel ehelichen Zwistes gesehen, noch daß sich ein Kind unartig gegen seine Ältern benommen, oder diese es ausgezankt hätten. Nie stieß ich auf einen Menschen, mochte er noch so niedrigen Standes, noch so arm sein, welcher niedergedrückt oder traurig ausgesehen hätte. Selbst die Bettler baten in so anmuthiger und artiger Weise, daß man ihnen kaum zu widerstehen vermochte. Erhalten sie nichts, so lächeln sie und gehen nicht minder freundlich von dannen. Man wird es schwerlich glauben, daß unter der Kindermenge kaum zwei oder drei schrien oder weinten. Nirgendwo auf Erden wird solch ein Gleichmuth, solch ein Ebenmaß gefunden. Diese Eigenschaften müssen eine Naturgabe sein, müssen im Temperamente liegen; sicher sind sie aus Philosophie und Religion, obgleich der einheimische Sintoglaube zu den erhabensten Religionen zählt auf Erden, nicht hervorgegangen. Wie sollten auch Philosophie und Religion auf Kinder wirken, gleichwie auf Erwachsene.

„Einen Betrunkenen habe ich nicht gesehen, obgleich die Japanen ihren Saki gern und in großer Masse zu sich nehmen. Diebereien und die andern Laster unserer civilisirten Gesellschaft sind äußerst selten. Ich besuchte die Gefängnisse und habe sie ziemlich leer gefunden. Die Ein-

*) Hätte man des Verfassers Mahnrufe beachtet, so würden wir Deutsche schon seit vielen Jahren eine völkerrechtliche vertragsmäßige Stellung im östlichen Asien errungen haben. Sie ist aber nirgends in so hohem Grade zu wünschen als in Japan.

geborenen dieses Ostreichs haben eine größere Ähnlichkeit mit unsern angelsächsischen Landsleuten als mit ihren Nachbarn, den Chinesen, und zwar in jeder Beziehung. Selbst ihr aus zwei größern und einer Menge kleinern Inseln bestehendes Reich mag mit unserm England verglichen werden. Auch die Japanen besitzen durchgängig gesunden Menschenverstand und denken folgerichtig. Hat der Japane einen Entschluß gefaßt, so läßt er ihn nimmer fahren; er bleibt beharrlich unter den größten Hindernissen. Dabei sind sie gutmüthige mit vielem Humor ausgestattete Leute. Die menschlichen Schwachheiten und Lächerlichkeiten, Hinterlist und Ränkesucht wissen sie leicht herauszufinden und auf Porzellan und gefirnißten Geräthen mit vielem Geschicke darzustellen. Das japanische Volk, diese Menschen — das möge man in Europa und Amerika nicht vergessen — sind uns niemals geschildert worden, wie sie leiben und leben. Die Jesuiten haben Alterthümer gegeben. Bei Missionaren wird ein rein menschlicher Sinn, ein vorurtheilsfreier Blick zur Erkenntniß heidnischer Völker und der Ungläubigen unter den eigenen Landsleuten nur höchst selten gefunden. Die eingesperrten Holländer vermochten nicht viel von Land und Leuten zu erzählen. Selbst der tüchtige Kämpfer ist keine Ausnahme. Nur was er in Büchern fand, was er im heimlichen Umgange erfuhr, hat er berichtet, hat er berichten können. Und wie viel anderes, was diese Holländer wissen mochten, haben sie nicht absichtlich verschwiegen! Daß sie das Kreuz und Christusbilder mit Füßen treten mußten, wurde immer geleugnet. Jetzt erst, infolge der großen Umwandelungen unserer Tage, wurden sie durch den vierten Zusatz zu ihrem neuen Vertrage (16. Oct. 1857) dieser Schmach enthoben. Und ihre hinterlistigen, sonderrechtlichen Bestrebungen — solche Klagen erheben wenigstens die Engländer — dauern fort und fort. Suchen sie doch sogar die Verbreitung der englischen Sprache in aller ersinnlichen Weise zu hindern, um das Monopol des Holländischen zu erhalten."

Dies geschieht jedoch in einer Weise, was wir zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, welche den Holländern zur größten Ehre gereicht. Sie haben auf Japan mehrere Lehranstalten zur Erlernung der holländischen Sprache angeordnet, sowie eine vollständige Marineschule zu Nagasaki, worüber der tüchtige Sendbote Macgowan ausführlichen Bericht erstattet. *) Die Holländer geben Unterricht in der Schiffstaktik, im Takelwerk, in der Staatswirthschaft, im Geschützwesen und im Schiffsbau. Sie leiten die Artillerie- und Infanterieübungen am Bord und auf dem Lande. Es werden hier Vorträge über Algebra und Geometrie, über Arithmetik und holländische Sprache gehalten. Ein Ingenieur gibt Unterricht im Gebrauche der Dampfmaschinen. Ein Dampfhammer und alle andern Werkzeuge, um schadhafte Maschinen auszubessern, ist vollendet. Ein Arzt hält über verschiedene Theile der Arzneikunde Vorlesungen und verschreibt unentgeltliche Recepte für die Eingeborenen. Andere Holländer bemühen sich, japanische Offiziere in allen Zweigen des Wissens, was sie nur immer lernen wollen, zu belehren. Die Angelsachsen mögen nur in diese edeln Bestrebungen nacheifernd eintreten; dann werden die Japanen in kurzer Zeit einholen, was sie versäumt haben im Laufe der Jahrhunderte.

Mit den englischen Berichten stimmen die amerikanischen vollkommen überein. Die nüchternen praktischen Amerikaner können kaum Worte finden, um die herrliche Lage, die Schönheit Jedos und die Trefflichkeit der städtischen Verwaltung nach Verdienst zu schildern. Die Straßen sind reinlich und die Häuser in der besten Ordnung. Alles zeugt von Wohlhabenheit, ohne widerliche Pracht und geschmacklose Ziererei, wie bei den Chinesen gewöhnlich. Auch nicht ein Stein ist verschoben im weitgestreckten, senkrecht gemauerten Gestade längs der Jedobucht. Batterien und Kanonen stehen in Menge aufgepflanzt, sauberer und besser gehalten als vor wenigen Jahren noch die zu Malta und Portsmouth.

Die Edelleute und ihr Gefolge ragen hervor durch Ordnung, Reinlichkeit und Anmuth, wie sie in dem Grade weder in Neuyork noch London gefunden werden. Der Sinto- oder Geisterglaube macht ihnen diese Eigenschaften zur Pflicht. In den Sintotempeln werden keine Idole vorgefunden. Ein Spiegel, das Herz genannt, gilt als Sinnbild der Gottheit. Ihm nähern sich die Andächtigen mit gebeugtem Körper, verrichten ihre Gebete und bringen Opfer dar in feierlicher Ruhe und Stille. Der Spiegel, sagen sie, ist am geeignetsten zur Darstellung der Gottheit. Jeder Schmuz, jede Misgestalt erscheint in jenem; diese erkennt jeden Fleck der Seele, jeden unreinen Gedanken. **) Die kaiserlichen Abgeordneten, welche mit den Amerika-

---

*) „North China Herald", 5. März 1859, Nr. 449.

**) Eine ausführliche Darstellung der Sinto- oder Geisterreligion, der Sitten und Gebräuche sowie der Geschichte Japans findet man in meiner Schrift: „Das Reich Japan und seine Stellung in der westöstlichen Weltbewegung" (in Raumer's „Historischem Taschenbuch", Jahrgang 1858).

nern und Lord Elgin verhandelten, waren fähige und trefflich unterrichtete Männer; sie bemühten sich, unter den ganz neuen und peinlichen Zuständen die Pflicht gegen Fürst und Vaterland in aller Weise zu erfüllen. Sie zeigten eine Selbstbeherrschung, gleichwie die feinsten Diplomaten des Westens; sie blieben immer artig und begegneten der gewaltsamen und ungemessenen Zudringlichkeit mit Gründen der Vernunft und Gerechtigkeit.

Das kunstfertige Wesen und die Nachahmungskraft der Bevölkerung steht einzig da im Morgenlande. Die Japanen verfertigen das zierlichste Haus- und Küchengeräthe, Teleskope und Mikroskope, wovon die Fremden für geringes Geld mehrere zu Nagasaki kauften. Ihre Uhren sind zierlich und gehen vortrefflich. Die Weise der Anfertigung wird im 15. Buche der chinesisch-japanischen Encyklopädie ausführlich beschrieben, wo man auch (im 20. und 21. Buche) die Vorkehrungen findet, Telegraphen einzurichten und Kanonen zu gießen. Barometer und Thermometer, jetzt auch elektrische Telegraphen, Dampfmaschinen und Glaswaaren allerlei Art werden zu Jedo in Menge fabrizirt. Die vorzüglichsten Städte sind bereits durch elektrische Telegraphen mit Jedo verbunden.*) Mit allen diesen Gegenständen wird ein starker Handel getrieben. Es sind diese Japanen betriebsame und ehrenhafte Handelsleute. Vor Ankunft der Portugiesen besuchten ihre Kauffahrer regelmäßig China, Anam und Malakka. Zu manchen Zeiten sollen sie selbst nach Indien und Aden vorgedrungen sein. Albuquerque ist voll ihres Lobes. „Diese schönen und tüchtigen Leute sprechen die Wahrheit und verlangen sie auch von andern. Sie ergreifen die Kaufleute Malakkas, welche sie anlügen, und halten sie gefangen zurück. Die Japanen bringen in Menge rohe und gewirkte Seide, Brocate, Porzellan, Weizen, Kupfer, Alaun und gestempelte Goldbarren. Nach Verlauf der Handelszeit kehren die Kaufleute schnell zurück; sie hängen mit großer Liebe an ihrem Vaterlande und wollen nicht unter Fremden leben."**)

Ein Japane, welcher nicht lesen und schreiben könnte, ist eine große Seltenheit. Man geht damit um, diesen Eifer, diesen Wissensdrang und diese Kenntnisse zur Einführung in das europäische Culturleben und ins Christenthum zu benutzen. Die nächste Zeit schon wird ein neues Glied in die Welt umspannende Kette der angelsächsischen Sprache einsetzen. Die Vorbereitungen zur englisch-japanischen Presse sind getroffen. Ein denkender Menschenfreund durchforschte zu dem Ende die einheimischen Druckereien zu Nagasaki; sie wurden in ziemlich brauchbarem Zustande befunden. Japanische und römische in Holland gegossene Lettern waren in Menge vorhanden. Die ganze Einrichtung glich den europäischen Druckereien. Die Papiergattungen, aus verschiedenen Sorten der Bambusbäume, sind vortrefflich. In einer Offizin fand man ein naturhistorisches Werk unter der Presse, das Erzeugniß von einem japanischen, durch Holländer unterrichteten Arzte. Dieser eifrige Forscher ließ das Werk auf eigene Kosten drucken und blos in 30 Exemplaren abziehen. Mehrere Bücher über europäische Geschichte, selbst eine Geschichte des Krimkriegs, und zwar in verschiedenen Auflagen, sind zu Jedo erschienen. Die holländische Druckerei auf Desima ist in schlechtem Zustande. Von den verschiedenen Druckereien der Jesuiten, aus welchen zu Amakusa, zu Nagasaki und an andern Orten kostbare, jetzt äußerst seltene Werke hervorgingen, konnte so wenig, wie von ihren Büchern selbst, eine Spur aufgefunden werden. Die Jesuiten hatten bereits vor dem Jahre 1613 das Neue Testament in japanischer Sprache zu Mijako erscheinen lassen.

Alle die verschiedenen Religionen: die Geisterlehre, die Taosse, die Moraltheologie des Confucius und der Buddhismus, die tausenderlei Sekten und Brüderschaften, in welche sie zerfielen und zerfallen, lebten auf Japan und leben jetzt wieder ruhig und freundlich neben- und miteinander. Die Mannichfaltigkeit der Religionen und Sekten bewirkt weder im Familien- noch im Staatsleben den geringsten Unterschied, bereitet den Gläubigen nicht die geringste Schwierigkeit. Jeder Bürger bekennt sich nach Belieben bald zu dieser, bald zu jener Sekte und wechselt sie nach Gutdünken. Niemand fragt danach, sei der Wechsel nun aus Überzeugung oder Interesse hervorgerufen. Mitglieder derselben Familie halten nicht selten zu verschiedenen Glaubensformen, ohne daß dadurch, wie versichert wird, der Friede, das Familienglück gestört würde.

Dies alles änderte sich mit der Ankunft der Portugiesen, welche nicht einer absichtlich unternommenen Seefahrt, sondern einem Zufall ihre Bekanntschaft mit Japan verdanken (1542).

---

*) Diese Angaben scheinen so unglaublich, daß man es für nöthig hält, die Quelle anzugeben. Sie sind dem „North China Herald" vom 18. Sept. 1858 entnommen und daraus in die Beilage zur „Overland China Mail" vom 22. Sept. 1858 übergegangen.

**) „Commentarios do Grande Alfonso d'Alboquerque" (Lissabon 1576), cap. 17, 353.

Die Portugiesen wurden gar freundlich aufgenommen. Man hielt die Leute ursprünglich für Bewohner Hindostans, welches Land durch die Heimat Schakiamuni's und die Reisen buddhistischer Mönche sich auch in Japan eines großen Ruhms erfreute. Schon wenige Jahre später (1549) kamen sodann Franciscus Xaverius und Genossen nach Japan und erwarben hier ihrer Kirche viele Anhänger. „Die südlichen Barbaren", so heißen die Portugiesen in den einheimischen Jahrbüchern, weil sie von Süden herkamen, „erschienen jetzt zahlreich im Ostreiche, verbreiteten die Jesusreligion im Lande und bethörten ein große Anzahl Volks."

Mit welcher Aufopferung und Schlauheit dies die Jesuiten zu Stande brachten, erzählen sie selbst in ihren zahlreichen Schriften. Die Wiß- und Lernbegierde der Bevölkerung, „das Luder der menschlichen Künste", wie sie sich ausdrücken, diente auch hier als Grundbau zur Kirche. Die Jesuiten erlernten die Landessprache und übersetzten verschiedene wissenschaftliche Werke. „Die Japanen", sagt Montanus, „wußten nichts von der Kugelgestalt der Erde, nichts vom Laufe der Sonne und der Sterne. Über alle diese und viele andere Dinge horchten sie unsern Belehrungen. Wir erklärten ihnen die Natur der Kometen, die Ursachen des Donners und des Blitzes, wie Schnee und Regen entstehen, und erregten ungemeine Bewunderung. Möge man niemals vergessen, daß sich für diese Mission nur hervorragende Menschen und gelehrte Leute eignen. Es sind gar feine Köpfe diese Japanen, welche durch Forschungsgeist und richtiges Urtheil die Unserigen leicht in Verlegenheit bringen." „Ich habe hier viele Jahre verlebt", schreibt der tüchtige Organtinus, „und bin diesen Leuten immer noch nicht gewachsen, so sehr ragen sie hervor durch Einsicht und Geistesschärfe. Und derart mag es manchem andern ergehen der 117 europäischen Jesuiten, welche sich hier jetzt (1601) der Mission widmen."

„Diese Neu- und Wißbegierde benutzten wir, um den Samen der Religion in ihr Gemüth zu legen. Dabei vergaben wir den Kirchensatzungen nicht das Mindeste. Ein Glaubensartikel verursacht den Neubekehrten unsaglichen Schmerz. Sie schreien und weinen über die Unendlichkeit der Höllenstrafen, über die Peinigungen ihrer heidnischen Vorfahren und Freunde, welche doch, indem sie die Offenbarung nicht kannten, nicht kennen konnten, unschuldig wären. Die Japanen finden überdies ewigen Jammer im Widerspruche mit der Weisheit und Allgüte des Schöpfers, und bitten und flehen um Trost und Erbarmung. Vergebens; wir bleiben unerschütterlich. Wir halten fest an der ewigen Verdammniß aller Ungläubigen in der Vergangenheit gleichwie in der Gegenwart und für alle Zukunft."

Mit Hülfe ihrer Neophyten und eines portugiesischen Heeres wollten sich die Jesuiten des Inselreichs bemächtigen, die Ungläubigen ermorden oder zur Entsagung ihres Glaubens zwingen. Die Japanen sind ihnen jedoch zuvorgekommen. Die Römisch-Katholischen leugnen zwar diese Beschuldigung, aber mit Unrecht. Mag auch eine förmliche Verschwörung nicht stattgefunden haben, so liegt doch ein solches Verfahren in ihrem ganzen Princip. Heißt es denn nicht ausdrücklich im Staats- und Völkerrecht jener Zeiten gleichwie heutigen Tages, daß allein für die römisch-katholische Christenheit Gott die Erde geschaffen habe; daß dem Papste, als Stellvertreter Christi in der Zeitlichkeit, das Recht zustehe, über das Besitzthum zu schalten, welches die Heiden sich anmaßen; daß er nach Gutdünken dies und jenes Gebiet seinen gehorsamen Söhnen ertheilen könne. Zu den gehorsamsten Söhnen aber zählten die Spanier und Portugiesen.

Ganz anders die evangelischen Sendboten, vorzüglich die welterfahrenen, dem Fortschritt und der Aufklärung huldigenden Sendboten der Neuen Welt. Sie haben Japan bereits in Angriff genommen. Eine großartige, mit allen Mitteln und Werkzeugen unserer Civilisation reich ausgerüstete evangelische Mission, aus 14 Personen bestehend, ist von Nordamerika (Mai 1859) nach Japan abgegangen. Sie hat unter anderm ebenfalls die Aufgabe, eine Druckerei zu begründen. Die Sendboten werden neue Maschinen, neue Werkzeuge aller Art mitbringen. Mit Recht glauben die kundigen Leute jenseit des Oceans, Civilisation und Christenthum, ausgesäet auf dem Grunde des Nützlichen und Vortheilhaften, dürften am leichtesten Wurzel schlagen, am sichersten Früchte tragen. Die christlichen Sendboten in China und Japan haben jetzt eine sichere und ehrenhafte Stellung, was nicht der Fall in den frühern Jahren. Sie haben vertragsmäßige Rechte; sie können frei heraustreten und offen wirken am Tageslichte. Ehemals sind die Missionare wie Spione heimlich ins Land geschlichen; sie sind alle als Übertreter der Gesetze erschienen und mit Fug und Recht der Strafe verfallen. Von Verfolgungen zu reden, wenn man den Gesetzen entgegenhandelt, gehört zur herkömmlichen Sprachverdrehung der Römisch-Katholischen. Wegen der auf Japan gangbaren Kenntniß der holländischen Sprache ist die Leitung jener neubegründeten Mission der holländisch-reformirten Kirche übertragen. Das evangelische Christenthum und die freien, echt deutsch-angelsächsischen Institutionen sollen, wie zu Hawai und auf

einigen Inselgruppen geschehen, in der nächsten Zukunft auch über die andern zahllosen Inseln des östlichen Archipelagus und im Stillen Ocean verbreitet werden. Bevor noch ein Jahrhundert verflossen, vermöchte wol das evangelische Christenthum in allen den benachbarten Ländern, in China, Japan, Korea die Herrschaft zu erringen. Vor kurzem wurde die Fidschigruppe in Angriff genommen. Der Wittihäuptling mußte mit den Amerikanern einen Vertrag eingehen und versprechen, seine Unterthanen zu strafen, wenn sie sich der Barbarei, Menschenfleisch zu essen, nicht enthalten.*)

Eine genaue Kenntniß der schwierigen Sprachen und Literaturen des östlichen Asien ist jedoch zur Vollbringung dieser mannichfachen reformatorischen Ziele nothwendig. Alle Triebräder sollten in Bewegung gesetzt werden, damit sich eine große Anzahl junger Leute dieser mühsamen Arbeit unterziehe. Möchten auch die Kaufherren und Industriellen, die Rheder und Seefahrer einsehen, wie vortheilhaft solche Kenntnisse auf sie rückwirken, und dahin zielende Anstalten unterstützen. Einige Thatsachen mögen zur Begründung hinreichen. Nicht viele unserer Schiffskapitäne werden ein weißes, wolkenartiges Meteor innerhalb der chinesischen Gewässer beachten und zu deuten wissen. Aus chinesischen Werken über Schiffahrt können sie lernen, daß solche Erscheinungen gewöhnlich furchtbaren Cyklonen vorangehen, und danach die nothwendige Vorsorge treffen. Es ist nicht allgemein bekannt, daß die Chinesen, die Japanen und die Leute zu Anam und Korea ausführliche, das Einzelnste beachtende Beschreibungen ihrer weitgestreckten Ländergebiete besitzen. Überdies sind in den encyklopädischen Schriften dieser Völker — gemeinhin die drei Kostbarkeiten genannt, weil sie alles umfassen, was sich auf den Himmel, auf die Erde und auf die Menschheit bezieht — alle Gegenstände der Naturreiche, alle physischen und historischen Ereignisse, und wie sie mit dem bürgerlichen und staatlichen Gemeinwesen zusammenhängen, sorgfältig verzeichnet und beschrieben. Die Landesproducte und, wo sie vorkommen, die Gewerbe, und welche Vorrichtungen dabei statthaben, die edeln Metalle, wann und wo sie gefunden werden, Bäume und Pflanzen und wozu sie dienen, die Insekten und die Fische, und zu welchen Stoffen sie und ihre Erzeugnisse verarbeitet werden — dies alles und vieles andere Lehrreiche, Brauchbare und Neue ist in jenen umfassenden Büchern enthalten. Ein Werk solcher Art ist die chinesisch-japanische Encyklopädie in 80 Bänden, unter der Aufschrift: „Wo han san tsai tu hoei", d. h. die drei Kostbarkeiten, in chinesischer und japanischer Sprache mit Abbildungen. Die Übersetzung dieses denkwürdigen und wichtigen Buchs würde die ostasiatische Länder- und Völkerkunde bedeutend fördern und den mannichfachsten Nutzen gewähren.**) Und so könnten auch hier, gleichwie in jedem gesunden, harmonisch gestalteten Gemeinwesen, in jeder segensreichen Unternehmung, Wissenschaft, Religion und Weltverkehr zusammengehen, zusammenwirken, um die Menschheit auf der Bahn des Guten und Schönen weiter zu führen, dem letzten und höchsten Ziel aller unserer Bestrebungen. Karl Friedrich Neumann.

Ludwig Joseph Anton de Potter.

Am 25. Juli 1859 haben sie zu Brüssel auf dem protestantischen Friedhofe die flandrische Unruhe beigesetzt. Der letzte der Vlamen, der sich bis zum letzten Augenblicke nicht in die Dinge finden konnte, wie sie nun einmal sind, in die Verurtheilung seines Volksstamms, fortan in dritter oder vierter Reihe zu stehen, anstatt den Reigen zu führen, der letzte Nachschößling jener Artevelde, de Coninck, Breydel, die den vlaemischen Namen so unsterblich gemacht haben, ist heimgegangen. Zäh, unbeugsam, gründlich intelligent, muthig, trotzig, aber nie falsch, demokratisch von Haus aus, weil in seinem Gesichtskreise nie ein Thron gewachsen, „republikanisch mehr noch in Sitten als in Worten": so ist der Vlaeme gewesen, als die Geschichte mit diesem Factor noch zählen mußte. Als es auf die Neige ging, wehrte er sich wie ein Verzweifelter, und da die Zeit der Sporenschlacht und des persönlichen Anpralls vorbei war, so schmiedete sich der letzte Vlaeme einen glänzenden Harnisch von stählerner Gelehrsamkeit, legte sich ein Arsenal von historisch-politisch-philosophischem Wissen an, und aus diesem Arsenale langte er die Geschosse hervor

---

*) „New-York Herald"; „Weekly edition for Europa", 11. Mai 1859.

**) Ein Beispiel möge hinreichen. Im 27. Buche dieser chinesisch-japanischen Encyklopädie wird eine Pflanze Ko (Nr. 6464 im tonischen Wörterbuche des Dr. Morrison) beschrieben, aus deren Rinde ein leichter gelber Stoff für Sommerkleidung gefertigt wird.

zu einem dreißigjährigen Kriege wider die Unvermeidlichkeit. Der Vlaeme wollte nicht in die Zwangsjacke des constitutionellen Staatsrechts hinein, während schon ganz Europa diesen Compromiß als der Segnungen höchste pries; er sah seine Ideen und sein Land in die Rumpelkammer der Geschichte geworfen, während die Ministeraspiranten des ganzen Continents ihre Vorstudien im „Musterstaate" anstellten. In der Verzweiflung erfand er sich eine ganz unerhörte Philosophie, und entschlummerte dann mit 73 Jahren wie ein ehrwürdiger vlaemischer Sokrates.

Ludwig Joseph Anton de Potter wurde geboren zu Brügge, am 26. April 1786, von altadelichen Ältern, die sich eines soliden Wohlstandes erfreuten. Nur der Vlaeme, der Batave und der Nordwestdeutsche wissen was „deftig, Deftigheid" bedeuten wollen. Die Patricierköpfe, die Bürgermeister und Bürgermeisterinnen, wie sie Rubens und van Dyck gemalt haben, geben die beste Illustration jenes Begriffs. De Potter's Großonkel mütterlicherseits, Hr. Maroucx d'Opbraekel, bekleidete eine höhere Offizierstelle im österreichischen Dienste; der Onkel, auch ein Maroucx, wurde von Joseph II. zu wichtigen Staatsgeschäften in Flandern verwendet.

Drei Jahre zählte der Knabe, als das Los über die „Nationalitäten" in Mitteleuropa geworfen ward, als ein abstractes Staats- und Vernunftprincip den dicken Querstrich durch die Naturbestimmungen von Sprache und Stamm zog, den ein perfider Machiavellismus soeben auszulöschen sich die Miene gab. Auch die flandrische Existenz wurde in Frage gestellt, und die Fluchten und Reisen des kleinen Bürgers von Brügge geben ein sprechendes Bild von der hereinbrechenden Auflösung.

Zuerst bricht die brabantische Revolution 1789 aus; Vater, Mutter und Sohn flüchten nach Frankreich. Rückkehr nach Belgien; ein französischer Emigrant lehrt dem sechsjährigen Knaben lesen, wie dieser selbst nachher betonte, nach der Lautirmethode, „ohne Buchstabiren". Französische Republik, Invasion nach Belgien, zweite Flucht der Familie nach Holland; als auch Holland unsicher wird, dritte Flucht nach Deutschland. Der französische Schrecken jagt die Vlaemen vor sich her. Die angeborene Hartköpfigkeit des Kleinen findet bereits reichen Stoff an dieser Willkür, die ihn unaufhörlich in der Welt umhertreibt; der Vlaeme war gewohnt, an Ort und Stelle zu verharren und wenigstens communalfrei zu sein.

Als der Schrecken in Frankreich sich verzieht, kehrt die Familie in die belgischen Provinzen, wenngleich jetzt französische Departements genannt, zurück; der Kleine besucht zu Brügge die Schule, auch die Zeichenakademie, wo er sogar mit 10 Jahren einen Preis davonträgt. Mit 14 Jahren bezieht er eine lateinische Privatschule zu Brüssel, wo er mit allem Eifer eines wohlorganisirten Knaben Latein, Griechisch und Geschichte des Alterthums treibt. Dies wurde entscheidend, de Potter bildete sich von jetzt an zu einem gelehrten Belgier aus, eine sehr seltene Species, dafern man die jetzige Generation und namentlich den deutsch-luxemburger Zuzug in Abrechnung bringt. Nach Vollendung der Humanitätsstudien blieb der junge Mann in Brüssel wohnen, gänzlich der Geschichte und Philosophie hingegeben. Er füllte eben sein Arsenal. Mit großer Leichtigkeit bemächtigte er sich zugleich der modernen Sprachen, des Deutschen, Englischen, Italienischen, jedoch ausschließlich in der Absicht, die gelehrten Werke dieser Nationen im Urtext zu lesen, aus keinerlei Utilitarismus. Frankreichs Ruhm, des Kaisers Stellen und Würden ließen den Jüngling kalt, und mit staunenswerther Objectivität bei so großer Jugend lebte er mitten in der glänzenden Epoche, die so viele verblendet hat, der uninteressirten Forschung. Wenn er kein großartiges neues System auf den Plan gebracht hat, so war er wenigstens im antiken Sinne des Worts ein großer Philosoph, der von dem Größten des Jahrhunderts in vollkommenster Selbstgenüge zu abstrahiren wußte. Wie leicht wäre es ihm nicht gewesen, gleich andern belgischen Literaten, Präfect des Empire, Baron von Napoleon's Gnaden, Präsident irgendeiner Provinzialakademie zu werden, immer vorbehaltlich eines spätern Liberalismus, wenn die Dinge umschlügen!

Im Jahre 1809 reist der dreiundzwanzigjährige de Potter in gelehrten Absichten nach Südfrankreich; 1811 erfüllt sich sein heißester Wunsch, er geht nach Italien. Dort schlummerten seine kirchengeschichtlichen Schätze in Bibliotheken und Archiven, dort wollte er dem Katholicismus auf den Grund kommen, wie Winckelmann und Goethe der Kunst. Er durchzieht das ganze gelobte Land, von den Alpen bis zur Meerenge von Sicilien und schlägt endlich sein Hauptquartier in der Ewigen Stadt auf. Hier wühlt er und forscht, copirt und collationirt, sammelt und ordnet mit wahrem Biberfleiße. Das vlaemische Gewissen schlug hoch in ihm auf: vor 300 Jahren war es nicht mit Marnix de Ste.-Aldegonde und dem schweigsamen Oranier gegangen, als dieses edle Dioskurenpaar den batavischen Schwesterstamm vom Spanier und

vom Papste zugleich befreit hatte, um die erste Republik der Welt auf die freie Prüfung zu gründen; verrathen und verkauft von seinem faulen Adel, von den Pseudohelden Egmond mit Hoorn, ein wenig auch von der verzwickten geographischen Lage, war Flandern katholisch-despotisch geblieben. Der vlaemische Epigone, ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, holte jetzt alles nach, und die Frucht dieser edeln Anstrengungen wurde das classische Werk: „L'esprit de l'église, ou considérations philosophiques et politiques sur l'histoire des conciles et des papes depuis Charlemagne jusqu'à nos jours" (8 Bde., Paris 1821).

Längst war das stolze Empire und das italienische Königreich zu Fall gekommen, als der junge Gelehrte noch immer in der Ewigen Stadt forschte, sein Material per fas et nefas vervollständigte und die ganze List seines reichen Verstandes auf Erlangung der verschlossenen und verbotenen Werke verwandte. Seit der Restauration war dieses Bestreben auf stets wachsende Schwierigkeiten gestoßen, der heiligen Congregation war der Kamm wieder geschwollen; selbst der päpstliche Dispens in amplissima forma, ohne Schaden für seine Seele jegliche Teufelei zu lesen, verschlug bald nichts mehr; es war die glückselige Zeit einmal wieder gekommen, wo man päpstlicher war als der Papst. Endlich entschloß sich de Potter zum Abschlusse und zur Abreise. Während des römischen Aufenthalts war er von dem Ritter Reinhold, dem Gesandten des neuen Niederland, in officiöser Weise mit allen Geschäften der Legation betraut gewesen, und in dieser Eigenschaft hat er einen interessanten Doppelzug seines Charakters in wohlthuendster Weise bewährt. De Potter hat nämlich jede öffentliche Beamtung, jeden Dienst fürs Allgemeine sein ganzes Leben lang nur als Ehrenposten mit strengster Ausschließung jedes Gehalts betrachtet. Er hatte Vermögen, allerdings, er konnte daher thun, was Mittellosen unmöglich wäre. Aber hätte er vom Schweiße seines Antlitzes leben müssen, er würde keinen andern Grundsatz bekannt haben, und wahrscheinlich nie aus der Privatexistenz herausgetreten sein. Ein gutes Theil späterer Verketzerungen kommt auf Rechnung einer solchen Anschauungsweise, die selbstredend einer stellenjagenden Epoche nicht in den Kopf hineinwollte.

Der zweite Zug ist die gutmüthigste und bis ins Unglaubliche gehende Toleranz des Mannes. Als officiöser Gesandter erhielt er aus den katholischen Südprovinzen des Königreichs der Niederlande allerhand curiose Anfragen und Bestellungen, z. B. mehrmalige Commanden von Reliquien. Mit der größten Dienstfertigkeit, mit Opfern an Zeit und Laune, betrieb er jedesmal den Knochenhandel, den er gleichzeitig in seinem theoretischen Werke an den Pranger schlug. Ein Cardinal, dessen Dienste er besonders hatte in Anspruch nehmen müssen, gab ihm einst zu verstehen, ein Geschenk für seine Nichte, z. B. ein florentinischer Strohhut, sei jetzt so recht am Platze. De Potter verbeugt sich graziös gegen Se. Eminenz, kauft den Strohhut, schenkt ihn der Nichte und — setzt er schalkhaft hinzu — „ich schrieb 13 Fl. Holl. auf die Rechnung nach Flandern, für Trinkgeld an die Nichte Sr. Eminenz ** wegen gelieferter Reliquien". Derselbe Cardinal nannte den officiösen Gesandten Sr. niederländischen Majestät hartnäckig „Herr Baron". De Potter wird der Titulatur endlich überdrüßig und erklärt Sr. Eminenz, er sei kein Baron. „Ach was", versetzt der geistliche Hochwürdenträger mit schlau begütigender Handbewegung, „erlauben Sie mir immer Sie so zu nennen; was sollte meine Umgebung denken, wenn ich mit einer canaglia verkehrte?" „So", versetzt de Potter, „wenn ich Ihnen mit dem falschen Titel einen Dienst erweise, so schimpfen Sie mich nur immerzu «Baron»."

Der Alte war unerschöpflich in Anekdoten aus seiner römischen Jugendzeit, und eine seiner Lieblingsgeschichten gab dem Cardinalscollegium die obige Invective zurück. Bei einer Jahresversammlung des Collegiums de propaganda fide, wo die Missionare aller Völker und Zungen erscheinen, um ein jeder in seiner Sprache zu reden und selbst einen Mezzofanti in Verlegenheit zu bringen, erschien ein junger Hottentotte, der durch seine Kinnbackengymnastik männiglich in Verwunderung setzte. De Potter erzählt: Ein Cardinal wendet sich zu seinem Mitcardinal und fragt leise: „Was sagt der da?" Der Gefragte, ebenso: „Still, der scheint uns zu kennen, er sagt immerfort: canaglia, canaglia!" De Potter sprach das Italienische mit unerreichter Meisterschaft; die flüchtigen Mitglieder der römischen Constituante erklärten nach dem Jahre 1850, es sei absolut unmöglich, ihn von dem gebildetsten Römer zu unterscheiden.

Nach einer flüchtigen Heimkehr ins Vaterland ging de Potter nach Florenz, wo er sich auf zwei Jahre niederließ. Hier machte er die Bekanntschaft der Gebrüder Ricci, Neffen des Bischofs Scipio von Ricci, die ihm die Erlaubniß ertheilten, die ganze Bibliothek des Bischofs, Manuscripte und Briefe, durchzumustern und nach Herzenslust zu excerpiren. Ein ganzes Jahr lang arbeitete er unausgesetzt in dieser Bibliothek, täglich von 9—4 Uhr, und schöpfte die kostbarsten Materialien für seine große Kirchengeschichte sowie für die Memoiren des Scipio selbst.

Scipio von Ricci, Bischof von Pistoja, war der Freund und Genosse des berühmten Großherzogs Leopold von Toscana, dessen Name heute noch wie ein fernes Echo in dem Zeitungsausdruck „Leopoldinische Gesetzgebung" anklingt. Alles was die Französische Revolution nur je beabsichtigte: Trennung der Kirche vom Staate, Oberaufsichtsrecht des Staats über die verschiedenen Geistlichkeiten, Budget des Klerus, weltliche Constituirung des Staats auf Vernunftprincipien, der Laienstaat, dummerweise „atheistisch" genannt, alles das wurde von Leopold und Ricci rücksichtslos in Angriff genommen. Man hob Klöster auf, beschränkte die Zahl der Priester (1765—66), unterdrückte die geistlichen Asyle oder Verbrecherhöhlen, verweigerte der Bulle In coena Domini das Exequatur (1769), ordnete die geistlichen Taxen, regulirte die Bestimmungen über Ehescheidung, Fasten u. s. w., dachte ernstlich an Besoldung der Priester, an Umwandelung der Kirchengüter in „Nationaleigenthum" (1770). Ricci widersetzte sich als Jansenist und Augustinianer der „Cardiolatrie" oder Devotion vor dem „heiligen Herzen Jesu", die er „Fetischismus" nannte; er schaffte später die Taxen ab, welche der römische Stuhl in Toscana erhob, ließ die Inquisition durch Machtspruch beseitigen. Hierauf nahm er ein Einsehen in das Vermögen der Mönchsklöster; die Congregazio di Santa-Maria di Piazza, die ärmste von dreien, hatte 5—600000 Lire Einkünfte; die Rechnungsbücher wurden mit Gewalt hervorgeholt, von den Renten besoldete man Säcularpriester. Die Beneficiaten der Kathedrale von Pistoja mußten künftig selbst functioniren, die Lohnarbeit des Priesterproletariats ward abgeschafft. Die „frommen Brüderschaften" unterdrückte man. Der Großherzog decretirte 1779 eine constitutionelle Verfassung auf breitester Grundlage eines freien Municipalwesens. Keine Armee mehr, blos bürgerliche Bewaffnung, die Staatsschuld sollte liquidirt werden. „Wenn das Gesetz nichts taugt", sagte Leopold, „so muß man es reformiren, niemals aber anders als durch den allgemeinen Willen." Keine gerichtlichen Privilegien mehr, keine Feudalrechte, keine Fideicommisse und Substitutionen, Gleichheit vor Recht und Gesetz, keine Todte Hand ohne Zustimmung des Souveräns. Keine Steuerfreiheit des Klerus, kein Schuldgefängniß, keine Steuerverpachtung. Neues Strafgesetz, öffentliches Budget, fiscalische Grenzzölle, Absetzung der Beamten durch die Generalversammlung der Volksmandatare!

Höchstens drei Menschen, sagt der Senator Gianni, verstanden die Bedeutung der neuen Ordnung. Im Jahre 1790 erlebte sie ihre Folioausgabe in Paris, 1830 ihren Elzevir in Belgien. Leopold ward auf den deutschen Kaiserthron berufen, die Französische Revolution trat ein, in ihrem Gefolge die abscheuliche Reaction, die noch zur Stunde andauert. Bischof Ricci fand Unterstützung beim Papste Clemens XIV. Ganganelli, und hätte schier dessen schmähliches Los getheilt. Nach dem Berichte des spanischen Gesandten am römischen Hofe ist Clemens unzweifelhaft vergiftet worden, und Ricci ward, nachdem ihn Pius VI. feierlich verdammt hatte, von seinem vermeintlichen Freunde, dem Erzbischof Martini von Florenz, zum zweiten male eingesperrt, als ihn die Franzosen (15. Oct. 1800) vor dem Ärgsten retteten.

Ganz im besondern wichtig, leider überclassisch, sind die Memoiren des Bischofs von Pistoja durch die Enthüllungen im Betreff der Frauenklöster. Der Tribadismus der Dominicanerinnen im Kloster zu Prato, wo laut Protokoll die „Schwester" Katharina Irene Bonamici (50 Jahre alt) und die „Schwester" Clotesinde Spighi (38 Jahre alt) in unsagbarster Verworfenheit die Mysterien der „Cardiolatrie" figurirten; die Conspiration der Mönche mit diesen saubern „Schwestern"; die Schwierigkeiten, welche Ricci fand, diesen Augiasstall zu fegen; dieser Priapismus mit gänzlicher Geschlechtsverwirrung, der vielleicht heuer in gewissen Concordatsgebieten einem furchtlosen Verleger die Einstampfung eintragen könnte; dieser „pestilenzialische Krebs", um Ricci's eigene Worte zu gebrauchen, wird von de Potter ans Licht gezerrt in seinem Buche: „Vie de Scipion de Ricci etc." (3 Bde., Brüssel 1825; zweite Auflage, Brüssel 1826; französischer Nachdruck, 4 Bde., Paris 1826; deutsche Übersetzung: „Das Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci", 4 Bde., Stuttgart 1826; dritte französische Originalausgabe, gänzlich umgearbeitet, in einem Bande, Brüssel 1857; englisch: „Memoirs of Scipio de Ricci, edited from the original of M. de Potter, by Thomas Roscoe", London 1850). Zu dieser muthigen That eines Reinen war de Potter „unaufhörlich ermuntert" worden durch einen Hausfreund der Familie Ricci, durch den Grafen Fossombroni, Premierminister des Sohnes Leopold's, des Großherzogs Ferdinand III.

Kein Drucker in Paris, der „Hauptstadt der Civilisation", wagte das Werk zu veröffentlichen, und als es in Brüssel erschienen war, expurgirte der berühmte französische Bischof Grégoire, auch der „Königsmörder" genannt, sämmtliche anstößige Stellen, ehe es im Nachdruck herauskam. De Potter ließ sofort erscheinen: „Extrait de la vie de Scipion de Ricci, ou

supplément contenant tous les retranchements exigés par la police française dans la contrefaçon à Paris" (Brüssel 1826).

Seit 1823 war de Potter nach Brüssel zurückgekehrt, wohin ihn die Krankheit seines Vaters gerufen hatte, der in demselben Jahre starb. Hier verfaßte er gelegentlich ein politisches Pamphlet, das großes Aufsehen erregte: „Saint Napoléon au paradis et en exil, poëmes avec des notes; suivis d'une epître au diable" (Paris 1825; zweite Auflage, Brüssel 1827). Darauf erschien wieder kritische Kirchengeschichte: „Lettres de St. Pie V sur les affaires religieuses de son temps en France, adressées à Charles IX et à Catherine de Médicis" (Paris 1826; zweite Auflage, mit angehängtem römisch-katholischen Katechismus, enthaltend die Strafgesetzgebung der Kirche im Punkte der Ketzerei, Brüssel 1827; die dritte Auflage ward von dem Zweiundsiebzigjährigen druckfertig gemacht und wird erscheinen als „Système catholique").

Ganz auf den Geist der Familie, auf stille Häuslichkeit angewiesen, verheirathete sich der fahrende Kritiker jetzt mit einer Landsmännin, Sophie de Champré. Es war Zeit, wenn er sich für die herandrohenden Tribulationen hingebende Theilnahme, festen Trost und für seine inniggeliebte Mutter eine warme Stätte bereiten wollte. Der so arg verschriene Revolutionär, der ewige Maleontente, der Himmels- und Thronstürmer, war der beste Sohn, der beste Vater und der beste Gatte. Mehrere seiner Neider und Feinde können nur höchst unvollständige Zeugnisse gegen ein ganzes Leben voll steter Sittlichkeit einlegen.

Noch eine Broschüre: „Epître à St. Pierre, suivie de notes contenant les faits les plus importants de l'histoire des papes" (Brüssel 1827), veröffentlichte de Potter, und seine Stunde der Prüfung schlug. Es war im Jahre 1828. Wir wollen hier nicht die Geschichte der belgisch-holländischen Wirren und die Einzelheiten der belgischen Revolution von 1830 des breitern erzählen; unsere Absicht gilt viel mehr dem Manne der Wissenschaft, dem reinen Freunde der Menschheit als dem sechswöchentlichen Präsidenten der Provisorischen Regierung zu Brüssel. Wir skizziren daher lediglich einige Angaben, die im Rahmen unsers biographischen Zwecks unentbehrlich erscheinen. Die Quelle dieser Angaben fließt reichlich für jede historische Wißbegierde in de Potter's „Souvenirs personnels (Révolution belge, 1820 à 1839) avec des pièces à l'appui" (erste Auflage, Brüssel 1838; zweite Auflage, 2 Bde., 1839; holländische Übersetzung, 2 Bde., Dortrecht 1839—40; die französischen Ausgaben sind gänzlich erschöpft).

Die holländische Regierung verfolgte die belgischen Katholiken, namentlich die Jesuiten; sie machte Kategorien unter ihren Gegnern in den südlichen Provinzen. De Potter, der Akatholik, der Kirchenfeind, vertheidigte die politischen Rechte seiner gläubigen Landsleute, und griff im „Courrier des Pays-Bas", dem Oppositionsblatte, den „wohlwollenden Despotismus", die „protestantische Tyrannei" an. „Kategorisiren wir auch!" rief er, „verhöhnen und geiseln wir die Ministeriellen, die Unterstützer der Regierung quand même!" Die Regierung hebt den Handschuh auf, und de Potter wird am 27. Oct. 1828 arretirt. Am 19. und 20. Dec. steht er vor dem Gerichtshofe, aus holländischen Richtern, ohne Geschworene, bestehend. Seine Vertheidigung ist ein furchtbarer Anklageact auf schmachvolle und thörichte Intoleranz. Van de Weyer, später Gesandter in London, und van Meenen, der spätere Cassationshofspräsident, der 1858 ohne kirchliche Beihülfe starb und beerdigt wurde, waren seine Advocaten. Er wird zu 18 Monaten Gefängniß und 1000 Fl. Strafe verurtheilt. Man muß den Verurtheilten dem begeisterten Volke entziehen, welches die ganze Nacht heult: „Nieder mit dem Ministerium! Nieder mit van Maanen (Justizminister des Königs Wilhelm)! Es lebe de Potter!"

Im Gefängnisse erfindet de Potter das Stichwort, unter welchem der Dynastie Nassau-Oranien der Garaus gemacht werden sollte: Vereinigung der Katholiken mit den Liberalen! Gemeinsamer Sturmlauf wider die ministerielle Willkür! Die Schrift „Union des catholiques et des libéraux" erlebte rasch zwei Auflagen (Brüssel, Juni und Juli 1829). Nie wär eine wirksamere Parole ausgegeben worden: Jede der beiden Parteien in Belgien muß der andern zu ihrem Rechte verhelfen, sonst wird nie die Freiheit aufkommen, sondern nur Privilegium, Unterdrückung, Despotismus. „Die philosophische Presse ist von den Katholiken nur da zu fürchten, wo eine religiöse Censur besteht; der geistliche Unterricht nur da für die Philosophie bedenklich, wo der Klerus gesetzlich vom Unterricht ausgeschlossen ist." Das wäre vollkommen richtig, wenn es nur Nationalkirchen gäbe, man stößt sich aber am römischen Papstthum, das auf weltliche Macht gestützt ist, den Schädel ein. In Belgien blieb es wahr, solange der Kampf wider Holland dauerte; nachher blieb es nur wahr für die de Gerlache und Consorten, welche die Früchte der „Union" pflückten.

Immerhin ereignete sich das großartige Schauspiel, daß ein einzelner Denker aus dem Gefängnisse der Petits-Carmes zu Brüssel die Bewegung eines ganzen Volks leitete. Der muthige Vlaeme veröffentlichte weiter: „Réponse à quelques objections sur la question catholique" (Brüssel, Juli 1829); „Dernier mot à l'anonyme de Gand sur l'Union" (Brüssel, August 1829); „Lettre de Démophile à Mr. van Gobbelschroy", dem Minister des Innern zu Brüssel, der noch auf den Erfolg der „weisen Vermittelung" rechnete, de Potter befreundet (Brüssel, November 1829); „Lettre de Démophile au Roi" (Brüssel, December 1829), worin der Verfasser Sr. eigensinnigen Majestät alles voraussagte, was später eintraf. Die Regierung ließ damals ein Circular bei allen Beamten herumgehen, auf dem diese sich mit ihrer Namensunterschrift zum „passiven Gehorsam" verpflichten sollten. De Potter forderte zur Bildung einer Nationalkasse auf, aus der alle patriotischen Beamten, die im Conflict mit der Regierung Schaden litten, Ersatz erhalten würden. Glänzender Erfolg! Die Regierung wird leidenschaftlich, hält Haussuchungen bei den Correspondenten des Gefangenen, untersucht ihn selbst bis aufs Hemd, setzt ihn ins Cachot. Drei weitere „Verschwörer" werden in die Petits-Carmes eingesperrt: Tielemans, jetzt Rector der freien Universität Brüssel, Adolf Bartels, Publicist, de Nève, katholischer Verleger. Die Correspondenz mit Tielemans, damaligem Referendar im Justizministerium, wird von dem Sykophanten Libri auf Regierungsgeheiß veröffentlicht, die heftigsten Stellen dick unterstrichen. „Es gibt nicht genug Fußtritte an der Stiefelspitze eines ehrlichen Mannes für die Canaille der Höflinge. Die Könige sind Götzenbilder, welche Augen haben, um nicht zu sehen, Verstand, um nichts zu begreifen. In mir allein ist mehr Gewissenhaftigkeit und Ehrgefühl als in allen Königen und ihren Bedienten zusammengenommen. Wilhelm von Holland ist der dümmste und eigensinnigste Fürst." Allerdings wenig schmeichelhaft, aber für wen?

Am 16. April 1830 findet der Proceß wider die vier „Verschwörer" statt. Im Haag hätte man wol ein Todesurtheil beliebt, wäre man nur sicher gewesen, daß der Verurtheilte um Gnade gebeten, oder auch nur die Gnade angenommen hätte. Bei seinem bekannten Charakter mußte man sich auf „Verbannung" beschränken: de Potter und Tielemans erhielten acht Jahre, nebst achtjähriger polizeilicher Aufsicht. Hier aber trat eine jener Ironien des Weltgeistes ein, von dem Börne sagte, er sei wie Shakspeare, indem er Tragik mit Komik paare. Verbannen war nämlich schon ganz gut, aber wohin mit den vier Missethätern?

Sie selbst haben die Wahl und wählen Frankreich. Aber Hr. von Polignac schlägt ein Kreuz und weist sie zurück. Sie sprechen von Preußen, aber Preußen setzt seine Gensdarmerie in Bewegung und will sie nicht. Sie schlagen die Schweiz vor, die Schweiz will wol, aber die Schweiz grenzt nicht an Belgien, man muß durch Preußen und eine Masse deutscher Vaterländer hindurch, die nun sämmtlich erst ihre Zustimmung zur Durchfuhr der hochverrätherischen Waare zu geben hatten. Das Ministerium im Haag versicherte, die betreffende Erlaubniß liege vor, und die vier Verbannten werden an der holländisch-preußischen Grenze losgelassen; in Aachen empfängt sie aber preußische Gensdarmerie, welche sie über die holländische Grenze zurücktreibt. Von Berlin war die strengste Weisung angelangt, auch nicht die Angehörigen der vier Verbrecher, die etwa ihr Exil theilen wollten, auf preußischem Gebiete zu dulden; infolge dessen wurden die Frauen de Potter's und Tielemans' von Aachen auf dem Schub nach der Grenze zurückgeführt, wo sie ihre Männer in dem Dorfe Vants trafen. Abermals kam Nachricht vom Haag, es sei jetzt alles in Ordnung, und der Zug ging wieder nach Aachen; abermalige Zurücktreibung nach der Grenze. De Potter fragt von Vants aus im Haag an, ob sie auch dazu verdammt worden seien, so hin- und hergeworfen zu werden, ob sie nicht vielmehr ein Recht auf das Exil hätten? Endlich geht der Durchzug vor sich, de Potter schreibt einen Abschiedsbrief an den König Wilhelm voll prophetischen Geistes: „Sauvez la Belgique, Sire!" Von Aachen aus schicken die vier Hochverräther dem Bürgermeister von Vants eine Ehrenmedaille wegen menschenfreundlichen Betragens! In Mainz erhalten sie die Nachricht von der — Julirevolution in Frankreich; die Reiseroute wird abgeändert, sie begeben sich über Strasburg nach Paris.

In Paris war ein Thron umgestürzt, ein anderer aufgerichtet. De Potter durchschaute rasch die geringe Bedeutung der Decorationsveränderung, wachte über die Dinge in Belgien und hielt als Kernvlaeme fest gegen jegliches Einverleibungsgelüst. Als Lafayette ihn frug: „Wird sich Belgien an Frankreich schließen?" antwortete er: „Nein!" — Sind die Belgier uns feindlich?" — „Ebenso wenig." Und dann arbeitet er Manifeste aus für Belgien, die in der pariser „Tribune" erschienen, treibt die Belgier vorwärts, verspottet die halbschlächtige Opposition in den Generalstaaten und die ganze „legale Revolution".

In Brüssel reißt die Emeute vom August das Volk zum unheilbaren Bruche, der im September 1830 eintritt. De Potter, der zu Lille seine Mutter abholt, um sie nach Paris zu führen, wird im Strudel mit nach der Grenze gezogen und erlebt jenen Triumphzug von Enghien nach Brüssel, wie er nur wenigen Sterblichen in gleicher Weise zu Theil geworden ist. In Brüssel haben die Räder seines Wagens den Boden fast nicht berührt. Die Führer der Bewegung, die seit den Julitagen nicht aus Furcht und Zittern herausgekommen waren, ermangelten auch jetzt der Herzhaftigkeit und sahen bereits schel auf den neuen Günstling des Volks. Wohl oder übel mußten sie ihn jedoch in die Provisorische Regierung aufnehmen.

Die Gegner de Potter's haben nach dessen Rückzuge und gänzlicher Entfernung von der politischen Bühne allein das officielle große Wort gehabt; sie haben con amore den Ausgang der Dinge gelobt und mit dem Erfolge, jener perfiden Waffe, die verfehlten Anstrebungen der Besiegten geschlagen. Selbst bis in unparteiische, aber auf officielle Quellen sich beschränkende Darstellungen der belgischen Revolution ist der Ausdruck hinübergeperlt: „der ehrgeizige Patricier von Brügge." Auf dem Grabe des Mannes sagen wir es laut und aus vollster Überzeugung: dieses Urtheil ist gänzlich unberechtigt. De Potter war nicht ehrgeizig für sich, er hat persönlich nie das Geringste begehrt; er war ehrgeizig für sein Land und Volk; er wollte etwas Radicales, d. h. Gründliches herstellen, und auch dieses wieder nur, um einen dauernden, der Entwickelung aus sich selbst fähigen Zustand zu schaffen. Man vergißt beständig, daß er ein Vlaeme, ein germanischer caractère entier war. Er forderte als letzter der Vlaemen eine republikanische Conföderation freiester Gemeinden, gerade wie Philipp Artevelde, eine niederländische Schweiz mit freiester Presse, freiestem Associationsrechte, Landwehrverfassung, geeignet den Pauperismus an der Wurzel zu ertödten, dem socialen Elend, das er bereits scharf genug als die traurige Mitgift des 19. Jahrhunderts erkannte, resolut zu begegnen. Er wollte kein Königthum schaffen, wo geschichtlich keins gegeben war, er wollte die demokratische Tradition seines Stammes einfach fortsetzen. Ihm war nicht im geringsten bange vor dem gewaltsamen Einschreiten der Londoner Conferenz, die sich nach seiner Ansicht wohl gehütet haben würde, ein entschlossenes Volk mit Heeresmacht zu überziehen. Er riß am 4. Oct. die Provisorische Regierung förmlich hin zu der Erklärung: „Belgien habe sich gewaltsam losgerissen und sei fortan ein selbständiger Staat." Er wollte zwar dem Nationalcongresse die Anfertigung einer Verfassung übertragen, hielt aber dafür, die Provisorische Regierung habe nicht abzudanken, sondern die Revolution weiter zu repräsentiren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß mit der Abdankung der Provisorischen Regierungen die Revolutionen selbst abdanken. Wenn übrigens de Potter den Willen des Volks zur Geltung bringen wollte, so sollten sich auch die einzelnen diesem Willen fügen. In einer Proclamation ans Volk heißt es: „Freiheit für alle, Gleichheit aller vor der höchsten Gewalt, der Nation, vor deren Willen, dem Gesetze."

Die gegen ihn standen waren Franzosen, wie Hr. Rogier, oder leidenschaftliche Freier um einen französischen Prinzen, wie Hr. Gendebien. Im Centralcomité saßen noch Felix de Merode, der sein katholisches Junkerthum nicht los werden konnte, und Hr. van de Weyer, der sich zum permanenten Gesandten am englischen Hofe berufen fühlte. Der Prinz von Oranien unterhandelte von Antwerpen aus um die belgische Filialkrone. De Potter erklärt im „Courrier des Pays-Bas": Er sei Demokrat und Republikaner. Er verweigert die Wahl zum Congresse, da die Regierung nicht über sich selbst urtheilen dürfe, und bekennt am 31. Oct., das Volk durch die Republik „erschreckt" zu haben. Er wollte der jungen Demokratie eine propagandistische Kraft einimpfen, und sah nur darin eine Garantie wider holländische Restauration oder französische Einverleibung; er war auch gegen die Wahl Leopold's von Sachsen-Koburg, den er einen „Lückenbüßer" nannte. Die Wahl Leopold's hat sich bisjetzt besser bewährt; aber ist es ein Verbrechen, die Zukunft seines Landes nicht auf mögliche persönliche Eigenschaften eines einzigen Mannes gründen zu wollen?

Im Namen der Provisorischen Regierung erstattet de Potter am 10. Nov. 1830 Bericht über die Lage der Dinge, würdig, bündig, echt republikanisch; am 12. bekämpft er energisch die Absicht seiner Collegen an der Regierung, ihre Gewalt in die Hände des Congresses niederzulegen. Die Entlassung, welche Hr. Rogier der Versammlung vorlas, trug de Potter's Unterschrift nicht. Am 13. gab er seine Entlassung bei seinen Collegen ein; am 15. erklärte er in einem Schreiben an den Congreß, er könne ihm nicht eine Gewalt zurückgeben, die er nicht von ihm empfangen habe, er lege sie in die Hände des Volks nieder. Der Congreß, in beleidigtem Souveränetätsgefühl, legt das Schreiben schweigend ad acta. Dem Volke selbst legt de Potter

41*

Rechenschaft ab in „Lettre à mes concitoyens" (Brüssel, November 1830; zweite Auflage, Brüssel, December 1830).

Kurz darauf veröffentlichte er eine Adresse des belgischen Volks an den Congreß in der „Union belge", worin wohlfeile republikanische Regierung sonder Erblichkeit und Verantwortlichkeit des Staatsoberhaupts verlangt wurde, auf der übrigens auch Vicomte Vilain XIIII. bestand. Die Adresse erhielt nicht eine einzige Unterschrift! Der Weihrauch einer sechswöchentlichen Popularität war wie von einem Windstoße zerstreut; das Volk ließ seinen Abgott im Stiche; der eigensinnige Vlaeme war ihm zu eckig gewesen. De Potter trauerte nicht und grollte nicht, er resignirte einfach. Nur das Lächeln behielt er sich vor und das Recht, seine Meinung zu sagen, contre et envers tous. Lächeln mochte er bald, als das Königsgewähle losging, als vom „König Merode", ja vom „König Rogier" die Rede war, als man endlich den „kleinen Otto von Baiern" aufs Tapet brachte, der unter der Regentschaft Merode's, Gendebien's und Rogier's Belgien „beherrschen" sollte. Lächeln mochte er zum andern male, als der Herzog von Nemours die knappe Majorität erhielt und der alte Orleans mit schlauer Miene ablehnte.

Ernster wurde die Sache für de Potter, nachdem er am 14. Febr. 1831 die Association pour l'indépendance belge hatte gründen helfen. Dieser patriotische Bund machte nämlich den Versuch, Belgien aus der französischen Intrigue und aus der komischen Situation vor Europa — warnten nicht bereits die nichtsnutzigen berliner Eckensteher vor der belgischen Königskrone? — in den Hafen der Republik zu retten. Umsonst nahm auch der katholische Abgeordnete de Roubaulx diese Idee auf; die „Faiseurs" waren schon zu mächtig geworden, die Polizei verdächtigte de Potter schon mit Erfolg bei dem Volke. Als der Mann der schrankenlosen Toleranz gar für die Freiheit der St.-Simonisten auftrat, hetzte ihm der Polizeidirector Plaisant in allem Ernste „Bassermann'sche Gestalten" mit Keulen und Stricken auf den Hals. Der soeben noch Vergötterte zog sich nach Paris zurück, um Ruhe und Sicherheit zu finden! Classische Illustration der Volksgunst!

In Paris nahm de Potter seine großen historischen Studien wieder auf, die aber noch jahrelang von der regsten Preßthätigkeit unterbrochen wurden. Er wirkte unaufhaltsam, stets für Belgien in der republikanischen „Tribune", im „Avenir" des Abbé Lamennais, mit dem er damals in ein sehr enges Verhältniß trat *), später in Raspail's „Reformateur". Seine Heftigkeit sollte noch wachsen. Als es sich von den 18 Artikeln handelte, welche dem Prinzen Leopold seitens der Großmächte als Bedingung der Kronannahme auferlegt wurden, erklärte de Potter: „Leopold erkauft den Thron mit einer Lüge, indem er schwört, die Intregrität Belgiens aufrecht erhalten zu wollen." Ende 1831 votirt der Congreß 50000 Fl. zur Vertheilung an die Mitglieder der Provisorischen Regierung. Die übrigen Herren theilen unter sich und lassen ihrem Präsidenten 11000 Fr. (mehrere hatten 40000 Fr. genommen) liegen; de Potter reclamirt die 11000 Fr. unter Protest und vertheilt sie sofort unter die Armen von Brüssel und Brügge. Er war ein harter vlaemischer Kopf, er anticipirte den Proudhon'schen Widerspruchsgeist, indem er an Lamennais schrieb: „Man muß Opposition quand même machen, da die Regierung niemals recht hat." Aber er war zugleich ein sehr feiner Politiker, ein tugendhafter Machiavelli, der seinem Freunde Bartels nach Brüssel meldete: „Ich wünsche die Freiheit für Frankreich nicht, bis sie in England größer geworden und in Deutschland entwickelt ist; sonst wird das Rachegefühl in Frankreich eine zu große Rolle spielen." Als die 24 Artikel aufkamen, entwickelte der freiwillig Exilirte eine wahrhaft fieberhafte Arbeitsamkeit, schrieb Zeitungsartikel, Broschüren **), Briefe; entwarf neue Revolutionspläne, suchte und fand einen General, der an der Spitze der belgischen Armee die Lostrennung von halb Limburg und halb Luxemburg verhindern sollte; erließ drei Episteln an den König Leopold, den er gerade so cavalièrement behandelte wie früher den Oranier („Lettres à Léopold" [1832—36], Paris 1839); verfiel endlich auf eine Wiedervereinigung mit Holland unter der Bedingung zweier getrennter Legis-

*) In diese Periode gehört auch: „De la révolution à faire" („Von der noch zu machenden Revolution, nach der Erfahrung der fehlgeschlagenen Revolutionen", Paris 1831; italienische Übersetzung, Lugano 1832).

**) An seinem ersten Programm der „Union" hat er bis an sein Lebensende festgehalten; die Katholiken, die ihm gar zu siegesübermüthig wurden, warnte er eindringlich in „Eléments de tolérance" („Grundzüge der Toleranz zum Gebrauch der belgischen Katholiken", Paris 1834; vlaemische Übersetzung, Gent 1834); in den „Questions aux catholiques belges" („Fragen an die belgischen Katholiken über den päpstlichen Hirtenbrief, gegen Hrn. de Lamennais", Brüssel 1834); endlich vor Thorschluß erschien „L'Union" (Brüssel 1838).

laturen, der Einsetzung eines Conseil fédéral und absoluter Municipalfreiheit. Als keine Hoffnung Wahrheit geworden war, wollte er die Holländer für die belgische Freiheit interessiren und dem Könige Wilhelm den Ehrenposten eines demokratischen Doppelpräsidenten octroyiren. Die richtige Grundidee einer Zusammengehörigkeit beider Niederlande sowie ihrer dadurch ermöglichten Selbstvertheidigung läuft durch dieses polemische Kreuzfeuer hindurch. Endlich erfolgt die Entscheidung: die belgische Kammer adoptirt nach heftigster Debatte die 24 Artikel der Conferenz, das Volk ist einen Augenblick furchtbar aufgeregt und „opfert" dann die 400000 Limburger und Luxemburger. De Potter wirft noch einmal mit aller Energie seine Cardinalfrage auf: „Y aura-t-il une Belgique?" (Brüssel 1838), kehrt dann nach Brüssel zurück, schreibt seine „Persönlichen Erinnerungen", erklärt: „die belgische Revolution sei 1828 empfangen, 1830 geboren worden und 1839 gestorben" — und schweigt.

Mittlerweile waren die kirchengeschichtlichen Studien in Paris zum Abschluß gediehen, und die gelehrte Welt von Europa lernte den radicalen Publicisten noch von einer andern Seite her kennen. Er veröffentlichte nämlich seine große „Histoire philosophique, politique et critique du christianisme et des églises chrétiennes, depuis Jésus jusqu'au XIX^me siècle" (8 Bde., Paris 1836—37), ein Denkmal des Sammelfleißes und der aufklärerischen Kritik, dem deutschen Rationalismus homogen, in Frankreich sich an die Voltaire'schen Ausläufe anschließend. Die kirchlichen Religionen sind Priesterwerk, die Dogmengeschichte ist das Product schlauer egoistischer Erfindung; räumt man allen Trug fort, so bleibt nichts übrig als die bekannte „natürliche Religion", der Glaube aller „honneten Leute": ein gütiger Vater im Himmel und die Moral als dessen Offenbarung im Menschenherzen. Die positiven Beweise für diese letztern Satzungen sind leider um nichts solider als die Stützen des ersten besten Katechismus, und was sie eigentlich enthalten zur Erbauung des Menschen und der Gesellschaft ist ganz unsaglich, eben weil sie leere Luft sind. Diese Negationen haben gewiß ihr relatives Verdienst, führen aber unfehlbar in eine Sackgasse, dafern nicht gründlicheres Wissen sie in den großen Entwickelungsgang der Menschheit einreiht. Und wie wenig sie ihre Urheber selbst gegen den Rückfall in Mysticismus, ja in Aberglauben schützen, davon liefert uns der wackere Feind der Klerisei selbst das handgreiflichste Beispiel.

Es kommt nämlich bei vollen und gesunden Naturen ein Augenblick, wo die Zerbröckelung der Geschichte, die Auflösung aller Formen der Vergangenheit eine unendliche Leere bei ihnen zurückläßt, wo sie sich beklommen fragen: „Was denn nun?" Sie, die sich ein Leben lang mit Geschichte beschäftigten, empfinden sich plötzlich außer aller Geschichte, außer allem Zusammenhange mit menschlichem Werden. Sie schnappen alsdann in der Luft umher und sind froh, zuletzt irgendeine Phantasmagorie zu erhaschen, dafern diese nur den Stempel des Außerordentlichen, Nochnichtdagewesenen an sich trägt. Ihr Streben ist auch jetzt noch edel, wahr und aufrichtig, es fehlt diesem Streben nur der Compaß, den sie nie besaßen.

Schon in den „Persönlichen Erinnerungen" klingt nämlich gegen das Ende ein seltsamer Ton an, der freilich rasch wieder verhallt, auch auf das laufende Raisonnement noch keinen merklichen Einfluß übt, von dem sich aber voraussehen ließ, daß er in der bevorstehenden politischen Siesta herrschender Ton werden würde. „Die gegenwärtige Anarchie der Geister und Gewissen erlaubt nur die gegenwärtige Freiheit. Wir sind noch in der Anarchie, die zwar ein relativer Fortschritt ist, die aber nach einer spätern Einheit verlangt." Oder: „Solange keine unwiderleglich bewiesene Wahrheit feststeht, die sich allen durch Vernunftschlüsse aufdringt, ohne jemand auferlegt zu werden u. s. w." Rasch fertig ist der Franzose mit dem System. St.-Simon hatte die berühmte Zweitheilung der Geschichte erfunden: organische Epochen, kritische Epochen, auf welche dann ein neuer höherer Organismus folgen müsse; Mittelalter, Reformation und Philosophie, neuer höherer Glaube, Versöhnung der Gegensätze; feudale Zeit, bürgerliche Zeit, industrielle Zeit. Pierre Leroux hat viel glänzend Schönes über diese Trilogie oder Triade gefabelt. Andere übersetzten anders und verständlicher: Despotismus, Constitutionalismus, Socialismus; blinder Gehorsam, individuelle Willkür, organische Freiheit. Wer nicht viel Berufsgeschäfte und ziemlich leichte Verdauung hat, kann sich anheischig machen, täglich ein solches System zu erfinden und der Einfalt damit zu imponiren.

Bedenklich wird die Sache nur, wenn sich ein sonst biegsamer Geist, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, in diese „spanischen Stiefeln" schnüren läßt; wenn ein Kritiker, der bis dahin alles sehr „relativ" gefunden hatte, plötzlich von der „absoluten Wahrheit" spricht, und dann selbst gerade so „absolut" verfährt wie die früher von ihm gehechelten Concilien und Päpste. De Potter, der eine große Deferenz gegen alle Forschenden bewies, jedem ein geneigtes Ohr

lich, war in den dreißiger Jahren zu Paris auf einen höchst orginellen, profund und profus gelehrten Kauz gestoßen, den es wol der Mühe lohnt als psychologische Seltsamkeit hier aufzuführen. Hr. de Colins war ein geborener Belgier, hatte bei der Cavalerie gedient und nannte sich bald „Colins, Chef d'Escadron", bald „Baron de Colins", bald „Colins" schlechtweg. Anachoret und bedürfnißloser Bücherwurm wie keiner, unzufrieden mit allem, was besteht, mit nähnadelspitzem talmudischen Verstande begabt, wühlte sich Colins durch sämmtliche Philosophen, Politiker und Historiker hindurch und fand, daß alles Übel in der Welt auf mangelhafter Kenntniß der „Seele an sich" beruhe. Kant hatte für ihn umsonst das „Ding an sich" mit wildem Dornenwalde verlegt, Colins hielt sich für das Dornröschen, er wollte den verwunschenen Prinzen wach küssen. Die „Seele", fand er, sei eine „immaterielle Substanz", die „wahre, die einzige Realität", ein daseiendes Denkendes, kein bloßes Phänomen. Die Welt der Organismen bilde keineswegs eine continuirliche Serie, sondern breche vielmehr beim Thiere ab, welches kein Selbstbewußtsein (sensibilité) habe; nur der Mensch sei „immateriell" in seiner „Seele". Diese „Seele" sei „ewig", ohne Anfang, ohne Ende, nicht „unsterblich" im alten Sinne des Worts; sie müsse sich zwar mit einem Organismus verbinden, um selbstbewußt zu werden, sei aber auch „an sich", bestehe vor der Geburt wie nach dem Tode dieses Organismus, werde später wieder mit einem neuen Organismus verbunden und steige oder falle in dieser Wanderung, je nach Verdienst oder Vergehen ihrer letzten Existenz. Auch sei die Stätte dieser unvermeidlichen Belohnungen und Bestrafungen keineswegs auf unsern Planeten beschränkt, es sei vielmehr das ganze Weltall mit allen Gestirnen die Schaubühne der Metempsychose. Diese strenge Consequenz guter und böser Entschlüsse, guter und böser Thaten, sei das, was man die „absolute Gerechtigkeit" nennen könne, und die weltrichterliche Instanz sei daher nicht außerhalb der substantiellen Seelen, etwa in einer göttlichen Persönlichkeit, sondern eben wieder der Republik der Seelen immanent zu denken.

Wenn in dieser Theorie die Opposition wider den verflachenden Materialismus, leider ebenso einseitig, hervortritt, aber doch als Protest eine gewisse Beachtung verdient, so ist es dagegen mehr als seltsam, wie Hr. Colins behauptet, sein „sociales System" nur auf diese Psychologie gründen zu können. Er zerschlägt nämlich mit vieler Belesenheit und unleugbarem Scharfsinne das bestehende ökonomische Wesen als auf Ausbeutung und Plünderung der arbeitenden Klassen fußend; er weist die eiternden Krebsschäden des englischen Ökonomismus mitunter sehr schlagend nach und versichert dann, die ökonomische Welt könne nur auf „gegenseitige Hingebung, auf Aufopferung des Menschen für den Menschen" basirt werden! Und dieses „Dévouement" sei der wahre Egoismus, der psychische Egoismus; ohne die Ewigkeit der Seele sei die Hingebung Narrethei und Duperie. Das menschliche Thun und Treiben bedürfe einer „Sanction", die nur in ultravitaler Existenz möglich sei; seine neue Religion sei das wahre „Band" der Gesellschaft (Religion von religare, zusammenbinden).

Abgesehen davon, daß das Leben und die Tugend denn doch in dieser Weise etwas zu leicht wären, ungefähr wie sich die ersten Christen auf den Holzstoß stürzten, um sofort ins Himmelreich einzuziehen: wozu braucht's noch der ökonomischen Studien, wenn die „Aufopferung" alles erledigt? Und wie sieht es mit der berühmten „Freiheit" der Seele aus, wenn diese nach sechstausendjähriger Irrfahrt noch nicht zu der Einsicht gekommen ist, daß und wie sie die gesellschaftliche Ordnung herzustellen hat? Auf was warten denn diese „Seelen", wenn sie „absolut" des Entschlusses Meister sind? Auf die „Erkenntniß", erwidert Hr. Colins. Nach der Epoche der „Offenbarung" kam die „skeptische", auf diese wird die „rationelle" folgen. Auf die „Mittheilung" folgt die „Prüfung", dann erst die „Vernunft". Bei absoluten Entitäten absolut nicht zu begreifen, nur bei relativen, entwickelungsfähigen Wesen! Hr. Colins ereifert sich gewaltig gegen einen „Schöpfer", der allweise, allgütig, allgerecht sein solle, und doch das Böse die Ungerechtigkeit, die socialen Frevel zulasse. Beseitigt den Schöpfer und klagt die „Ordnung der Welt" dafür an, daß die Periode der „Vernunft" nicht die erste und alleinige gewesen sei. Welcher Frevel, die menschlichen „Seelen" zuerst durch „Offenbarung" und „Skepsis" hindurchzuzwingen!

Hr. Colins spricht von „Immaterialität" und kann mit dem besten Willen nur eine Negation ausdrücken; er betont die „Realität", und braucht das allermateriellste Denkbild, res, die Sache; er läßt den springenden Punkt der „an sich seienden" Seele — wandern, was Raum und Zeit voraussetzt, folglich ganz materiell ist. So schwer kommt man aus der phänomenalen Welt heraus!

In diese allerdings höchst absonderliche Anschauung von der Welt und den Dingen wühlte

sich de Potter seit etwa 1836 mit der ihm eigenen Zähigkeit hinein. Im Jahre 1848 erklärte er, daß er „über zehn Jahre lang gegen die neue Lehre angekämpft habe, zu deren Propagandisten er sich seit 1846 aufgeworfen"; er habe „erst nachgegeben, als der moralische Zwang unwiderstehlich geworden" sei. Seine politischen Gegner mochten sich daraus überzeugen, daß er in der That zu überzeugen war; ihm selbst aber, der stets kategorisch und apodiktisch genug gewesen, erwuchs aus diesem „absoluten" Standpunkte eine unerhörte Hartnäckigkeit, eine zähe Monotonie und der Verlust seiner frühern oft so spannenden Dialektik. Es gab in der Welt wie in Belgien nichts mehr, was nicht sub specie animae betrachtet und mit ein paar syllogistischen Sätzen abgethan worden wäre. Die Kritik war ihm jetzt sehr leicht, wie allen „Absoluten", die den Anfang der Welt von sich datiren; nur bewies die Kritik nicht viel mehr; denn zu allen ihren Melodien ging der unerbittliche Baß: Probes majorem, beweise deinen Obersatz! De Potter stieß alle Parteien vor den Kopf, am wenigsten noch die Katholiken, weil diese ein volles und ganzes System besäßen, das so lange zu Recht bestände, bis die „Vernunft" — von der „immateriellen Seele" — Gemeingut der Menschheit geworden sei; am heftigsten die freilich noch etwas unsicher tappende junge Demokratie, auf die ein Alter mit gutem Willen heilsamst hätte einwirken können.

Im Jahre 1841 frug de Potter: Qui nous gouvernera? „Wer wird uns regieren, wird man regieren?" (Brüssel); in demselben Jahre erklärte er „die constitutionelle Regierung der Ohnmacht verfallen und überführt" (Brüssel); 1843 kamen heraus: „Sociale Studien", eine Sammlung scharfer Gesellschaftskritiken, welche auch das Wochenblatt „L'Humanité" (1842) beherrschten. Die politischen Parteien liefen Spießruthen in „Les catholiques, les libéraux et les modérés à l'oeuvre" (Brüssel 1843); die liberale Subscription für Eugène Sue ward verdammt in „Ni pour ni contre les Jésuites, à propos du juif errant" (zweite Auflage, Brüssel 1844); ein fliegendes Blatt erging im Namen der „Proletarier an die belgischen Wähler" (1843); ein anderes kanzelte den „liberalen Congreß" von 1846 herunter. Die neue Lehre kündigte sich zuerst förmlich an in: „La révélation, l'examen, la raison" (Brüssel 1841), und lief in vollem Takelwerk vom Stapel in „La justice et la sanction religieuse" (Brüssel 1846; zweite Auflage unter dem Titel: „La réalité déterminée par le raisonnement", Brüssel 1848), worin der Prophet angekündigt wird. In die Wirren von 1848 rief der Alte seine Parole ohne jegliches Echo hinein, es handelte sich weit mehr um die Möglichkeit einer französischen Republik mit innern Reformen, anstatt der auswärtigen Kriege, als von der „demonstrirten Realität der Immaterialität", was dem tieferregten Volke vorkommen mochte wie die „Quintessenz der Parallaxe des Sonnenquadranten". Er schrieb: „ABC de la science sociale" (Brüssel 1848); „Que faut-il faire?" (Brüssel 1848); „Coup d'oeil sur la question des ouvriers". Das Gesundeste war noch der wiederholte Appell an die Unionsgrundsätze der Toleranz, freilich jetzt mit dem obligaten Zusatze: „da keine Partei die Wahrheit besitze." Sodann folgte: „De la liberté et de toutes les libertés" (zweite Auflage, Brüssel 1850); „Les Belges de 1830 et la Belgique en 1850" (Brüssel 1850); „Lettre à Mr. de Gerlache" (Brüssel 1852); die Redaction des „Messager des chambres" (1850—51), den de Potter sozusagen allein schrieb. Hierauf aber erschien wieder ganz abstruse Syllogistik von der „absoluten Wahrheit": „Les conservateurs et les réformateurs également utopistes" (1851); „Examen critique de la doctrine chrétienne" (1853), der ein „Catéchisme rationnel" (1854) entgegengesetzt wurde, welcher mindestens ebenso viel Glauben erfordert; beiden war 1850 ein „Catéchisme social" vorausgegangen, der zwar die Naivetät aller Katechismen theilt, den Katechumenen aber schwerlich Belehrung oder auch nur Trost ertheilt; Cabet's „Icarien" ist viel praktischer. Im Jahre 1856 resumirte der Verfasser der „Kirchengeschichte" sein großes Werk in zwei Bänden und revocirte seinen ganzen frühern Standpunkt, was den peinlichsten Eindruck hervorbrachte. Das „Résumé de l'histoire du christianisme" erschien in italienischer Übersetzung von dem wackern Ausonio Franchi (2 Bde., Turin 1856—58). Endlich krönte ein „Dictionnaire rationnel" die „immaterielle" Laufbahn im Jahre 1859: „Wir verdanken diese Fundamentalwahrheit, wie alles, was wir von socialer Wissenschaft wissen, dem Hrn. Baron de Colins" (Vorrede).

In der Hinterlassenschaft des Alten fanden sich außer der neuen Ausgabe des „Heiligen Pius V." folgende drei Manuscripte: „Les rognures" (Späne), eine Sammlung von Notizen, Actenstücken u. s. w., die bei der Abfassung der großen historischen Werke nicht verwendet worden waren; eine neue Auflage des „Examen critique de la doctrine chrétienne"; endlich „Souvenirs intimes" (Memoiren) von 1786—1859. Alles war druckfertig und in saubersterOrd-

nung. Man sieht Eröffnungen über viele Zeitgenossen entgegen. Nahe gestanden hat der Verstorbene unter andern den folgenden: dem Gesandten Reinhold, den Italienern Amici, Salfi, den beiden Baronen Poerio, in Frankreich dem Bischof Grégoire, dem Historiker Dulaure, den Ärzten Antommarchi und O'Meara, Audry de Puyraveau, Benjamin Constant, Lafayette, Raspail, Lamennais, Armand Carrel, Montalembert, dem Literaten Beyle (Stendal), dem Socialisten Buonaroti, dem General Miollis, in England dem Doctor Bowring.

De Potter verlebte die letzten Jahre seines Lebens in zufriedener Zurückgezogenheit zu Brüssel, täglich arbeitend und täglich spazierend. Das graue Haupt und der vorgebeugte Kopf auf schlankem Körper machten ihn aus größter Entfernung kenntlich; er war wie ein wandelndes Monument der belgischen Hauptstadt. Jährlich ging er in sein trautes Seebad Blankenberghe an der Nordsee, wo er von drei Generationen gekannt und als Schutzgeist verehrt wurde. Er hatte immer allen geholfen, für alle Schritte gethan, er war jedem freundlich, er hatte niemand beleidigt. Am 20. Juli 1859 meldete sich der Tod in demselben Blankenberghe; rasch ward der Alte noch in seine Heimatstadt Brügge transportirt, wo er am 22. Juli, morgens 10½ Uhr schmerzlos und heiter verschied. Die ganze Stadt trauerte. Am 23. ward der Sarg mit dem Leichnam nach Brüssel geschafft, am 25. in eine Gruft auf dem protestantischen Friedhofe beigesetzt. Die Arbeiter der Solidaires und der Affranchis, zweier Gesellschaften, die das rein bürgerliche Begräbniß zum Grundsatze erhoben haben, trugen ihn hinaus. Tausende folgten, die letzten Reste von 1830 zogen einher. „Er war ein großer Bürger und ein spiegelblanker Charakter!" das lag auf aller Lippen. Keine Rede ward gehalten, der Alte hatte auch dafür gesorgt; er hatte verordnet: „Kein Kirchhofsweihwasser, keine Fourberie in extremis." Kein einziges Blatt im ganzen Lande hat ein Wort des Tadels verlauten lassen. Der letzte Vlaeme ist begraben.

De Potter verlor in den letzten Jahren seinen zweiten hoffnungsvollen Sohn, der sein großes Malertalent sowie seine streng ideale Kunstrichtung in Italien ausbildete, wo ihn eine Brustschwindsucht wegraffte. Ein älterer Sohn lebt zu Brüssel bei der Mutter und setzt des Vaters letzte philosophische Richtung fort. Der Alte hatte die hohe Genugthuung, kurz vor seinem Ende die einzige Tochter an einen Mann von Charakter und Verdienst, den Kapitän Alexis Brialmont im belgischen Generalstabe zu verheirathen.

Alexander Freiherr von Bach.

Alexander von Bach wurde am 4. Jan. 1813 zu Loosdorf in Niederösterreich von bürgerlichen Ältern geboren. Sein Vater, Michael Bach, war der dortige Justizverwalter; derselbe siedelte aber etwa sechs Jahre nach der Geburt dieses Sohnes nach Wien über, wo er sich als Hof- und Gerichtsadvocat eine angesehene und einträgliche Stellung zu begründen wußte. Der junge Alexander Bach, das älteste Kind von neun Geschwistern, vollbrachte seine Studien in Wien und absolvirte im Jahre 1834 die Rechte mit vorzüglichem Erfolge. Unter seinen Mitschülern besaß er den Ruf ausgezeichneter Befähigung. Nachdem er im Alter von 25 Jahren zum Doctor der Rechte promovirt worden, begann er seine praktische Laufbahn bei der Hof- und Niederösterreichischen Kammerprocuratur und verblieb bei dieser Stelle neun Jahre im Staatsdienste, bis er 1845 zum Hof- und Gerichtsadvocaten ernannt wurde. Als solcher erwarb er sich schnell den Namen eines der ausgezeichnetsten Rechtsfreunde der Hauptstadt und hatte bald eine der bedeutendsten Kanzleien Wiens. Auch erfreute sich der junge Advocat der besondern Gunst des Fürsten Metternich. Seine Muße benutzte Bach in jener Zeit zur Bereisung der wichtigsten Länder Europas, und unter anderm besuchte er auch Italien in Gesellschaft des Engländers Cobden, der in einer im Jahre 1850 gehaltenen Parlamentsrede gelegentlich dessen erwähnte. Allenthalben suchte der gewandte Mann auf seinen Reisen einflußreiche Verbindungen anzuknüpfen. Im Jahre 1847 unternahm er auch eine Reise in den Orient.

Bach gehörte unter die jüngern Männer, welche über das alte verknöchernde System Metternich's hinausstrebten. Als im Jahre 1842 der Juridisch-Politische Leseverein in Wien gegründet wurde, nahm er an der Errichtung und Leitung dieses Instituts, das jenen Männern zum Vereinigungspunkte diente, einen wesentlichen Antheil. Die Revolution von 1848 gab ihm

Gelegenheit, als angesehener und in gebildeten Kreisen populärer Charakter eine politische Thätigkeit zu beginnen. Am 13. März fand der Ausbruch in Wien statt, und Bach übte sofort auf die sich drängenden und überstürzenden Ereignisse den wichtigsten Einfluß. Nach den Vorgängen vom 26. Mai wohnte er der aus Abgeordneten des Gemeinderaths, der Nationalgarde und der Studentenschaft gebildeten Versammlung im Magistratssaale bei, aus welcher der revolutionäre Sicherheitsausschuß hervorging. In jener Versammlung hielt er die bekannte, auch im Druck erschienene Rede, in welcher er rücksichtlich der Ergebnisse jenes Tages erklärte, „daß das Volk von Wien seinen souveränen Willen in deutlicher Barrikadensprache kund gegeben habe". Er wurde in den Gemeinderath aufgenommen, in dem er zwar vermied, sich allzu sehr in den Vordergrund zu stellen und abzunutzen, aber doch die Popularität seines Namens durch zeitweilige freisinnige Anträge und kleine Angriffe aufrecht zu erhalten suchte. Da sich der Zusammentritt des Reichstags um einige Wochen verschob, so verlangte Bach in der Zwischenzeit die Einberufung eines niederösterreichischen Landtags, der eine liberalere Wahlordnung beschließen sollte, als die alten Stände bewilligt hatten. „Die alten Stände", erklärte er, „haben die privilegirten Klassen gegen den Bürger und Bauer zu sehr begünstigt." Gegen die damals in Wien verhaßte „Allgemeine Zeitung" richtete Bach im Gemeinderathe die heftigsten Angriffe. „Es sei", meinte er in der Sitzung vom 10. Juni, „eine Schmach, mit welcher Unverschämtheit dieses Journal seine feindlichen und reactionären Artikel, die in der That der aufregendsten und verwerflichsten Art, in die Welt sende, und es sei dringend geboten, diesem unlautern Treiben entgegenzutreten, das die Bevölkerung Wiens in den Augen der Welt herabwürdige." Er stellte den Antrag, der Gemeinderath möge mit dem Sicherheitsausschusse die nöthigen Gegenmaßregeln berathen. Mit Schwarzer, Violand, Tausenau u. s. w. wurde Bach vom Sicherheitsausschusse den Wienern als Candidat für die Reichsversammlung vorgeschlagen. In der Wahlrede, die er demzufolge hielt, sprach er sich aus für ein demokratisches Österreich, das nur in dem föderativen Element die Bürgschaft einer dauernden Reconstituirung finden könne, und er drückte die Hoffnung aus, daß ihn diese Überzeugung bis zur Grube begleiten werde, ihn, der — „kein Freisinniger des nächsten Morgens" — diese Ansichten schon vor den Märztagen gehabt habe. Seine Wahl erfolgte zwar nicht, aber er sollte in anderer Weise eine Stellung in der Reichsversammlung finden.

Am 9. Juli legte Pillersdorf infolge der Angriffe des Sicherheitsausschusses und der demokratischen Clubs mit seinen Collegen das Ministerium in die Hände des Erzherzogs Johann nieder. Der Erzherzog ließ sich vom Sicherheitsausschusse die Männer bezeichnen, welche als Minister am meisten die öffentliche Meinung für sich haben würden. Man nannte den Baron Doblhof und, auf dringende Empfehlung des Demokraten Häfner und der radicalen Zeitung „Constitution", den Advocaten Alexander Bach. So kam denn am 18. Juli das Ministerium Wessenberg-Doblhof zu Stande, in welchem Bach das Portefeuille der Justiz erhielt. Am folgenden Tage veröffentlichte das neue Cabinet ein Programm, das auf die Gründung einer volksthümlichen constitutionellen Monarchie hinauslief; einige Tage später wurde der Reichstag eröffnet. Der Justizminister Bach trat auf dem Reichstage in der Grundentlastungsfrage für entsprechende Entschädigung sowie auch für das Veto der Krone auf. Ebenso erklärte er sich, bereits im entschiedensten Widerspruche mit seinen frühern, zu Gunsten des Föderativsystems ausgesprochenen Grundsätzen, für eine centralisirende Organisation der Monarchie. Nach dem unheilvollen 6. Oct. legte er seine Stelle nieder und flüchtete sich in der Verkleidung eines Artilleriesoldaten, um der entfesselten Volkswuth zu entgehen. Nach Olmütz berufen, trat er in das Ministerium Schwarzenberg vom 21. Nov. 1848 wieder als Justizminister ein. An den darauffolgenden wichtigen Ereignissen, welche sich in Olmütz vorbereiteten, der Thronentsagung des Kaisers Ferdinand, der Auflösung des Reichstags zu Kremsier und der Verleihung der Verfassung vom 4. März 1849, nahm er thätigen Antheil. Als der edle und begabte Stadion bald darauf erkrankte, übernahm Bach provisorisch das Ministerium des Innern, das ihm nach Stadion's gänzlichem Austritte am 28. Juli 1849 definitiv übertragen wurde. Zu diesem Ministerium gehörte damals noch die Polizei. Das Portefeuille der Justiz trat er dagegen an Schmerling ab.

Von diesem Zeitpunkte an beginnt die tiefeingreifende Wirksamkeit, die Bach fortan auf die innern Verhältnisse Österreichs ausgeübt hat. Die neue politische Organisation der Monarchie, die auf das Einheitsprincip basirt und noch unter dem Bestehen der Verfassung eingeführt wurde, war seine Schöpfung. Diese Organisation strebte hauptsächlich dahin, die aufgestellte strenge Centralisation in allen Theilen der Monarchie gleichmäßig durchzuführen. Na-

mentlich aber sollte Ungarn auf administrativem Wege den übrigen Kronländern assimilirt werden. Bald darauf trat auch die kirchliche und politische Reaction entschieden hervor. Mit der Erklärung vom 7. April 1850, welche die Freiheit der Kirche aussprach, wurde schon damals der Abschluß des für Österreich so verhängnißvollen Concordats vorbereitet. Durch das kaiserliche Handschreiben vom 21. Aug. 1851, welches die ministerielle Verantwortlichkeit ausschließlich auf Verantwortlichkeit gegen den Thron beschränkte, wurde die octroyirte Verfassung factisch aufgehoben. Damals trat Schmerling aus dem Ministerium, der es mit seinem politischen Gewissen unvereinbar hielt, sich an der unmotivirten Beseitigung der von der Krone den Völkern Österreichs freiwillig verliehenen constitutionellen Rechte zu betheiligen. Bald folgte diesem auch Bruck, der freilich später wieder eintrat. Die formelle Aufhebung der Verfassung erfolgte am 31. Dec. 1851. Bach betheiligte sich wesentlich an der Aufhebung der Verfassung, zu deren Verleihung er mitgewirkt und die er „mitunterfertigt" hatte. Seiner Feder entflossen die Erlasse, mit denen auf einen Schlag die Grundrechte, die Schwurgerichte u. s. w. beseitigt wurden, und welche die Grundzüge der verheißenen Landesvertretungen enthielten, wodurch die constitutionellen Rechte ersetzt werden sollten, die aber unter seiner Verwaltung nicht ins Leben getreten sind. Zur Anerkennung seiner hervorragenden Mitwirkung in der Umgestaltung der Regierungsform wurde Bach anfangs 1852 das Großkreuz des Leopoldordens und bald darauf die Geheimrathswürde verliehen. Zu derselben Zeit erfolgte auch seine Erhebung in den Freiherrenstand. Früher schon, bei dessen Gründung, hatte er die höchsten Insignien des Franz-Joseph-Ordens erhalten.

Wie dies schon so oft in der Welt geschehen, brach auch dieser Emporkömmling, nachdem er so hohe Stellung und Würden erlangt, gänzlich mit den politischen Grundsätzen, deren Vertretung ihn im Sturme außergewöhnlicher Ereignisse unerwartet zur Macht geführt hatte, und wurde der Förderer jener rücksichtslosen und reactionären Politik, die unter dem Schilde administrativer Centralisation auf die gänzliche Nivellirung der verschiedenen Nationalitätselemente und Unterdrückung der sogar auf historischem Boden beruhenden freiheitlichen Volksberechtigungen gerichtet war. Das aufgestellte Einheitsprincip sollte durch die unbeschränkte Regierungsgewalt durchgeführt und aufrecht erhalten werden; aber die absolute Gewalt führte sehr bald zur absoluten Reaction gegen alle freiheitliche Entwickelung. Am 5. April 1852 erfolgte der Tod Schwarzenberg's, und von diesem Augenblicke an gestaltete sich die Stellung Bach's immer bedeutender. Zwar wurde die Leitung der Polizei von dem Ministerium des Innern getrennt und für dieselbe eine besondere oberste Behörde unter dem allgemein geachteten Kempen errichtet; aber dennoch machte sich der Einfluß Bach's fortan in allen wichtigen, auch in die übrigen Verwaltungszweige eingreifenden Angelegenheiten geltend. Dieser Einfluß nahm um so mehr zu, als es Bach gelang, die ihm feindseligen Stimmen des Hofes und der hochkirchlichen Partei zu gewinnen, indem er sich zum füglgen Werkzeuge ihrer reactionären und ultramontanen Bestrebungen machte. Selbst den auswärtigen Angelegenheiten blieb der Minister des Innern nicht fremd, und die Sendung des Grafen Leiningen nach Konstantinopel, Anfang 1853 zu Gunsten der Montenegriner, wurde vornehmlich seinem Rathe zugeschrieben. Auch nahm er wesentlichen Antheil an der Auflage der Nationalanleihe sowie an dem Verkaufe der nördlichen und östlichen Staatseisenbahnen an den pariser Crédit-mobilier. Bereits im Jahre 1854 begannen die Verhandlungen über das Concordat, die namens des päpstlichen Stuhls von dem damaligen apostolischen Nuntius Viale-Prelà, für die kaiserliche Regierung von dem Erzbischof Rauscher geführt wurden. Für die Berathungen hierüber ward eine Commission zusammengesetzt, die aus dem Minister des Äußern, Grafen Buol, dem Reichsrathspräsidenten Frhrn. von Kübeck, den beiden Ministern des Cultus und des Innern und dem Reichsrathe von Salvotti bestand. Kübeck, als ein erfahrener Staatsdiener und durchdrungen von der Zweckmäßigkeit der Josephinischen Gesetzgebung in den kirchlichen Angelegenheiten, sprach sich gegen den Abschluß dieses Vertrags, den er übrigens nicht mehr erleben sollte, in einem besondern Vortrage aus, welcher leider gänzlich unberücksichtigt blieb. Selbst der ultramontane Salvotti erhob Bedenken gegen die beantragten Veränderungen im Eherecht. Bach aber war der eifrigste Vertreter und Förderer der kirchlichen Ansprüche, mit deren Zugeständniß Rom einen verhängnißvollen und entscheidenden Einfluß auf Österreichs innere und äußere Verhältnisse erlangt hat.

Mit dem Abschlusse des Concordats trat Bach offen in das Lager der ultramontanen Partei über, die ihn als ein willkommenes Werkzeug aufnahm. Er erhielt bei dieser Gelegenheit wegen seiner um den päpstlichen Stuhl erworbenen Verdienste das Großkreuz des päpstlichen Pius-

ordens. Seine persönliche Stellung befestigte sich natürlich seit Abschluß des Concordats, aber an selbständiger politischer Macht, an staatsmännischem Einflusse hatte er als der erklärte Diener der Reactionspartei nichts gewonnen. Was der Hierarchie unangenehm, den einflußreichen Stimmen bei Hofe zuwider war, vermochte er vor wie nach nicht durchzusetzen. Wenn die seit acht Jahren zugesagten und erwarteten organischen Institutionen, wie insbesondere die Landesvertretungen, nicht ins Leben traten, so trugen ohne Zweifel zum Theil die Hemmnisse davon die Schuld, welche den hierüber vorgelegten Gesetzentwürfen im Reichsrathe und in noch höhern Sphären bereitet wurden. In der innern Verwaltung dagegen verfolgte Bach, von oben ungehindert und mit aller Consequenz, das aufgestellte Centralisationssystem, obgleich die Durchführung desselben auf unlösbare Schwierigkeiten stieß. Namentlich war dies in Beziehung auf Ungarn und die übrigen früher hierzu gehörigen Provinzen der Fall. Die Verwaltung des Königreichs Ungarn wurde in fünf Statthaltereien unter einem Gouvernement eingetheilt. Für die politischen und richterlichen Behörden behielt man zwar die frühern Benennungen von Comitaten und Stuhlgerichten zum Theil bei, den Geschäftsgang aber stellte man auch hier jenem der übrigen Kronländer gleich. Ohne Zweifel waren mehrere der von Bach bewirkten Veränderungen von anerkanntem Vortheile für das Land, und vorzugsweise gilt dies von der Einführung des österreichischen Gesetzbuchs. Allein die damit verbundene und namentlich in der Rechtspflege vorgeschriebene ausschließliche Anwendung der deutschen Sprache rief eine unbesiegbare Abneigung gegen diese Neuerungen hervor. Die zahlreichen Anstellungen fremder, der Sprache und Eigenthümlichkeiten Ungarns gänzlich unkundiger Beamten steigerten das Misverhältniß noch mehr, sodaß sich gegen die Umgestaltungen Bach's ein passiver Widerstand ausbildete, gegen welchen die Regierung erfolglos ankämpfte. Die angestrebte Verbreitung des deutschen Culturelements in Ungarn mußte so gerade das größte Hinderniß erfahren. Die Stimme des ganzen Landes richtete sich gegen den Minister des Innern, den man als den Träger eines Systems betrachtete, das die ungarische Nationalität beeinträchtigte, nachdem dem Volke bereits achthundertjährige Rechte und Freiheiten entzogen worden.*) Aber auch in den andern Kronländern erwies sich die neueingeführte politische Verwaltung in vielen Hinsichten als eine nicht gehörig entsprechende, theilweise auch als eine ungenügende. Diese Gebrechen traten besonders mit der Einführung der gemischten Gerichte hervor, wonach ein Theil der Justizpflege den politischen Behörden überwiesen wurde.

In seiner Amtsverwaltung zeigte der Minister Bach stets eine unermüdliche Geschäftsthätigkeit. Er bereiste die verschiedenen Kronländer, namentlich das Lombardisch-Venetianische Königreich unmittelbar vor dem im Jahre 1857 erfolgten Besuche des Kaisers in Mailand, den man allgemein seinen Rathschlägen zuschrieb. Nur Ungarns Boden betrat er nie. Sein persönliches Erscheinen in einem Lande, wo die öffentliche Stimme in ihm vor allem nur den Repräsentanten eines unvolksthümlichen und unmöglichen Regierungs- und Administrationssystems erblickte, mochte ihm auch kaum räthlich erscheinen. Trotz seiner rastlosen Thätigkeit und den großen Veränderungen, welche von ihm ausgingen, hat doch aber Bach während seiner ministeriellen Wirksamkeit die Begabung eines schöpferischen Staatsmannes niemals und in keiner Weise bekundet, selbst nicht auf dem Felde, wo ihm freie Hand gelassen war. Die großen Mängel der von ihm eingeführten und nachträglich wieder abgeänderten politischen Organisation des Reichs liegen offen zu Tage und müssen zugestanden werden selbst von denen, welche nicht zu den principiellen Gegnern des neuen Systems zählen. Mit dem Amte eines Ministers des Innern vereinigte Bach zugleich die Würde eines Curators der Akademie der Wissenschaften. Es könnte als Ironie gelten, daß ein Mann, der stets ausschließlich nur die praktischen Richtungen und den Utilitarismus im Wissen geschützt und zu schätzen gewußt hat, nun auch der Pflege und Ausbildung der Wissenschaften um ihrer selbst willen und aus idealem Gesichtspunkte vorstehen sollte. Der Einfluß, den er auf die Verhandlungen jener gelehrten Körperschaft übte, war auch zumeist ein lähmender und gegen die Unabhängigkeit derselben gerichtet. Dieser Einfluß mani-

---

*) Im October 1857 wurde zu Wien in intimen Kreisen eine Denkschrift vertheilt, die unter dem Titel „Rückblicke auf die jüngste Entwickelungsepoche Ungarns" die eingreifende Thätigkeit der österreichischen Regierung und deren Erfolge in Ungarn zu schildern suchte. Man hielt allgemein einen gewissen Hrn. Bernard Mayer für den Verfasser, den Minister Bach aber für den Inspirator dieser Schrift. Darauf veröffentlichte Anfang 1859 ein Ungar von London aus einen „Blick auf den anonymen Rückblick u. s. w.", in welchem Pamphlet namentlich die Person des Hrn. von Bach und dessen Wirksamkeit rücksichtlich Ungarns mit Spott und Hohn überschüttet ward.

festirte sich vornehmlich bei den von der Akademie vorzunehmenden Wahlen neuer Mitglieder, welchen die Bestätigung oftmals Monate vorenthalten blieb, insofern sie den ultramontanen Parteirücksichten des Hrn. von Bach nicht gehörig entsprachen. So nahm er z. B. nicht Anstand, bei Gelegenheit der wiederholt, aber vergeblich betriebenen Ernennung Hurter's, des begünstigten Candidaten der klerikalen Partei, den nach der feierlichen Sitzung vom 30. Mai 1858 festlich versammelten Mitgliedern der Akademie seine Misbilligung über das stattgefundene Wahlergebniß unzweideutig zu erkennen zu geben. Ein schriftstellerisches Werk hat Bach selbst niemals geliefert.

Nach dem Kriege in Italien, im August 1859, schied Hr. von Bach aus seinem Ministeramte. Sein Rücktritt war jedoch keineswegs als eine Ungnade zu betrachten. Die ihm in dem bezüglichen kaiserlichen Handschreiben huldvoll bezeigte Anerkennung wie auch seine gleichzeitig erfolgte Ernennung zum Botschafter am römischen Hofe ließen dies nicht verkennen. Der unglückliche Feldzug des Jahres 1859 hatte die Gebrechen des bisher rücksichtslos verfolgten Systems in ihrer ganzen Blöße zu Tage gelegt, und seine starre Aufrechterhaltung war mindestens formell unmöglich geworden. Bach mußte daher als der Träger oder eigentliche Vollstrecker der bisherigen Regierungspolitik zurücktreten, um den verheißenen, wenn auch noch so eng begrenzten und unsichern Modificationen einiges Vertrauen zu erwecken.

Im amtlichen wie im Privatverkehr pflegte sich Hr. von Bach als Mann von Wohlwollen zu zeigen. Während seines elfjährigen ministeriellen Waltens gab er auch in schwierigen und einander entgegenstehenden Verhältnissen oftmals Proben von Muth und Gewandtheit, wobei aber freilich zugleich an den Tag trat, wie es ihm um das Festhalten an Überzeugungen und bestimmten politischen Grundsätzen nicht zu thun sei. Er war nicht verlegen um Mittel, wo es galt gewisse Schwierigkeiten zu besiegen oder sein persönliches Interesse wahrzunehmen, aber arm an schöpferischen Ideen und sittlicher Kraft, wo er den höhern Staatsmann und den Charakter von geschichtlicher Bedeutung bethätigen sollte. Zugestehen muß man, daß es ihm gelungen ist, einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten des Kaiserstaats zu erringen. Nach dem Abschlusse des Concordats richtete sich aber dieser Einfluß einzig dahin, die Bestrebungen des Ultramontanismus und der ihm eng verbundenen mächtigen Hofpartei zur Durchführung zu bringen. Und diese ganze Wandelung vom Volksführer zum constitutionellen Minister, von diesem zum absolutistischen Reactionär, vom geistreichen und aufgeklärten Manne endlich zum Hort des Absolutismus und des klerikalen Interesse — diese ganze Wandelung machte Hr. von Bach durch aus kalter, schnöder Selbstsucht, aus Lust an hoher Stellung, ohne Scheu vor dem Urtheile der Mit- und Nachwelt. Der einstige feurige Volkstribun war ein feiner Höfling geworden, der die in den höchsten Kreisen herrschenden politischen Strömungen sorgfältig zu beachten wußte. Diese Laufbahn Bach's ist jedenfalls eine Erscheinung, wie sie Österreichs Annalen bisher nicht aufzuweisen hatten. Wol erreichten selbst in Zeiten, in welchen die Regierung noch ausschließlich in den Händen einer mächtigen Adelsoligarchie lag, verdienstliche Männer von bürgerlicher Herkunft, wie ein Barthenstein, ein Thugut, einen hervorragenden Antheil an den Staatsgeschäften; aber diese Männer übten immer keine so entscheidende und verhängnißvolle Wirksamkeit auf die Geschicke der Monarchie aus, wie sie der von einer Volksbewegung gehobene und nur von persönlicher Gewandtheit getragene Advocat Bach ausgeübt hat. Wohin man unter dieser Wirksamkeit des Emporkömmlings — gleichviel ob er nach selbständigen Anschauungen oder als fügiges Werkzeug der politisch-klerikalen Reaction handelte — gekommen ist, dies zeigen die wenig tröstlichen Zustände auf, die er zurückließ. Die Rückkehr zum ehrenvollen Berufe des Sachwalters würde jedenfalls dem politischen Ehrgeize des Hrn. von Bach mehr entsprochen haben als die Annahme des diplomatischen Postens; mindestens hätte ihm diese Rückkehr, der öffentlichen Meinung gegenüber, mehr als anderes günstige Aussichten für die Wiedererlangung der verlorenen Macht eröffnen können. Allein Hr. von Bach, der die Umschrift: „In cruce spes mea", in sein neues freiherrliches Wappen aufgenommen, ist sich diesmal treu geblieben und hat es vorgezogen, sein Heil und seine Zukunft an den Stufen des Vatican zu suchen.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Abel** (Karl von), bairischer Staatsmann, starb am 3. Sept. 1859 nach langer Krankheit zu München im einundsiebzigsten Jahre seines Alters. Als eifriger und geschäftsgewandter Beamter im bairischen Staatsdienste rasch bis zum Ministerialrath im Ministerium des Innern gefördert, begann er seine politische Laufbahn als Regierungscommissar bei dem Landtage von 1831, wo er sich entschieden für Preßfreiheit und Aufhebung der Censur aussprach. Im Jahre 1832 sandte man ihn als Mitglied der Regentschaft nach Griechenland, wo er sich um die Organisation der Verwaltungsbehörden des jungen Staats nicht geringe Verdienste erwarb. Infolge der Opposition gegen den Grafen Armansperg wurde er jedoch schon 1834 wieder zurückberufen und trat nun abermals als Ministerialrath bei der Verwaltung des Innern ein. A. zeigte jetzt ganz andere Gesinnungen als früher, wußte sich die Gnade des Königs, die er durch Opposition verscherzt hatte, wiederzugewinnen und schloß sich der ultramontanen Partei an. Nach der Entlassung des Fürsten Öttingen-Wallerstein im Jahre 1837 erfolgte seine Ernennung zum Wirklichen Staatsrath, und außerdem erhielt er das Ministerium des Innern zunächst provisorisch, im April 1838 definitiv. In dieser Stellung verschmolz er sich denn bald gänzlich mit dem Ultramontanismus und zeigte sich zugleich als arger Feind constitutioneller Freiheit und Entwickelung. Besonders auf dem Landtage von 1840 nahm er Gelegenheit, sich als äußerster Anhänger der reactionären Anschauung und Politik zu zeigen. Er sprach sich damals in den Debatten mit unerhörter Leidenschaftlichkeit aus und ließ sich selbst zu Beleidigungen gegen seinen Amtsvorgänger hinreißen, was am 11. April 1840 zu einem Duell zwischen ihm und dem Fürsten Öttingen-Wallerstein führte. Sein Regiment erweckte im Laufe der Jahre mehr und mehr den Haß aller Aufgeklärten und rief die Opposition der Kammer, mehr aber noch die des Reichsraths wach. Am 17. Febr. 1847 erhielt A. mit seinen Collegen die Entlassung, weil er seine Zustimmung zur Indigenatsertheilung für Lola Montez verweigerte. Der Sturz durch die Bewegung des Jahres 1848 wurde ihm somit erspart. A. erhielt nun den Posten eines bairischen Gesandten zu Turin, wo er bis 1848 blieb. Im Jahre 1849 wußten die Ultramontanen seine Wahl für die Zweite Kammer durchzusetzen, doch konnte er keinen Einfluß gewinnen und mußte manches Bittere hinnehmen. A. zog sich hierauf vom politischen Leben zurück und verfiel in andauernde Kränklichkeit. In der Zeit seiner Gunst war er vom Könige Ludwig, dessen eigene politische Anschauungsweise er so eifrig vertrat, mit einem Gute beliehen worden. Den Adel hatte er mit dem Civilverdienstorden der bairischen Krone erhalten.

Biarritz, ein neuerdings in Aufnahme gekommenes Seebad Frankreichs, ist ein ziemlich ausgedehntes Dorf in der Gascogne, im Departement der Nieder-Pyrenäen, an der Küste des Atlantischen Meeres, welches hier den Golf von Biscaya bildet. Man erreicht den Ort von Bayonne aus auf einer neuerbauten Kunststraße zu Fuß in einer Stunde; die spanische Grenze ist etwa vier Meilen südlich entfernt. Schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts war Biarritz ein wohlhabendes Fischerdorf, das namentlich sehr einträglichen Walfischfang betrieb und in seinem Hafen eine ziemliche Anzahl Schiffe und Barken liegen hatte. Der Ertrag muß sehr bedeutend gewesen sein, da der Zehnt, welchen Guillaume Lavielle, Herr von Biarritz, 1257 dem Bischof und dem Kapitel von Bayonne verlieh, noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts ein Haupteinkommen des reichen Stifts war. Durch den Umstand, daß sich die Walfische allmählich aus den südlichern Theilen des Atlantischen Ocean nach den arktischen Gewässern zurückzogen, wurde auch das Gewerbe der Bewohner mehr und mehr geschmälert. Das reiche Dorf verarmte, die Bewohner wanderten aus, der Hafen versandete. Der Ort wurde in neuerer Zeit zwar als Seebad, namentlich von den umwohnenden Basken benutzt, verfiel aber sonst in Vergessenheit und war nur auf den speciellsten Karten zu finden. Wie mit einem Zauberschlage gestalteten sich die Verhältnisse des Orts um, als Ludwig Napoleon auf den Wunsch seiner Gemahlin Eugenie, die von Spanien aus mit ihrer Mutter das Bad öfter besucht hatte, Biarritz zu seinem Sommersitze wählte. Die Badeeinrichtungen wurden jetzt verbessert, eine kaiserliche Sommerresidenz wurde dicht bei dem Dorfe erbaut. Der Ort selbst besteht aus einer langen aber unregelmäßigen Hauptstraße, welche zu beiden Seiten enge und kurze Seitengäßchen unterbrechen. Die meisten Häuser, ursprünglich einfache Fischerwohnungen, haben sich in den letztern Jahren durch Aufsätze und Anbaue vergrößert und zeigen jetzt sämmtlich einen frischen weißen Anstrich. Mitten unter den alten Häusern erheben sich aber bereits verschiedene hohe und stattliche Gebäude in neuerm Stile, darunter mehrere große Hotels. An dem einen Ende des Orts steht die alte Kirche, welche noch aus der Zeit der englischen Herrschaft auf dieser Küste stammt und von einem gartenähnlichen Begräbnißplatze umgeben wird. Gegenwärtig hat Biarritz noch eine Kapelle erhalten. An der Meeresküste, die hoch und steil abfällt, reihen sich, durch Landvorsprünge getrennt, die drei Badeplätze aneinander: Côte des Basques, Port-Vieux und Côte du Moulin oder des Fonds. Die schönste Lage hat Côte des Basques, das seinen Namen der Vorliebe der Basken für diese Badestelle verdankt. Auch der Kaiser der Franzosen zieht diese Badestelle ihres lebhaften Wogenschlages wegen dem glatten Spiegel des Port-Vieux vor, weshalb Côte des Basques auch häufig mit dem Namen Côte Impériale bezeichnet wird. Ein eigenthümliches Interesse gewähren dem Fremden, namentlich dem Nordländer Europas, die zahlreichen Basken, welche zu Biarritz in ihrer malerischen Nationaltracht aus den Dörfern des Umlandes erscheinen, ja selbst von Navarra herabsteigen und sich mit ihrer nationalen Musik und ihren nationalen Tänzen in dem Bade belustigen. Der Port-Vieux, der

frühere, jetzt aber versandete Hafen des Orts, gilt gegenwärtig als eigentlicher Badeplatz und ist von Zellen zum Aus- und Ankleiden für die Badegäste umgeben. Weniger besucht ist der Badeplatz Côte du Moulin. Eine vierte kleine Bucht, der Port des Pécheurs, bildet jetzt den Hafen des Dorfs, den jedoch nur wenige Fischerboote beleben. Oberhalb des Strandes von Côte du Moulin erhebt sich die neue kaiserliche Villa, die Ville d'Eugénie, auf zwei Felsen, die 30 Meter vom Meere zurückstehen, aber bei hoher Flut an ihrem Fuße bespült werden. Das Gebäude ist ein sehr einfacher Backsteinbau, der aus einer längern Hauptfronte besteht, an welche sich nach hinten zu zwei Flügel anschließen. Das Innere ist ebenso einfach als das Äußere. Vergoldungen sind nur sparsam angebracht, aller Luxus fehlt; doch ist alles gut massiv und gediegen. In den Räumen der untern und der zweiten Etage befinden sich der Speisesaal, ein großer und ein kleiner Empfangsaal (beide zugleich Gesellschaftssäle) und das Arbeitscabinet des Kaisers. Im obern Stockwerk liegen die Dienst- und Fremdenwohnungen, ebenso die Schlafzimmer des Kaisers, der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen. Der Versuch, die Villa mit Gartenanlagen zu umgeben, hat wegen der Ungunst der Bodenverhältnisse bisjetzt nicht recht gelingen wollen. In geringer Entfernung erhebt sich auf dem Vorgebirge St.-Martin der 47 Meter hohe Leuchtthurm, dessen Galerie einen reizenden Fernblick gewährt. Unter den 5—6000 Fremden, welche sich in den letztern Jahren in Biarritz einstellten, befinden sich namentlich viele Engländer, von denen ein Theil auch im Dorfe zu überwintern pflegt. Im Jahre 1858 hatte Napoleon III. in Biarritz eine Zusammenkunft mit dem Grafen Cavour, bei welcher die Einleitungen zu der Politik und dem italienischen Kriege des nächsten Jahres getroffen worden sein sollen.

***Brunel** (Isambard Kingdom), einer der genialsten Ingenieure unserer Zeit, Sohn des durch den Bau des Themsetunnels bekannten Sir Marc Isambard B., wurde 1806 zu Portsmouth geboren, wo sein Vater eben mit der Einrichtung des Klobenmechanismus für die englischen Kriegswerften beschäftigt war. Der junge B. erhielt seine Erziehung im Collége Henri IV. zu Caen und begann seine Laufbahn als praktischer Ingenieur 1826 unter seinem Vater, den er beim Bau des Tunnels unterstützte. Mehr als einmal war er in Gefahr, durch das Eindringen des Wassers sein Leben zu verlieren, und rettete sich nur durch Schwimmen, indem er bis zuletzt auf seinem Posten ausharrte. Der große Durchbruch von 1828 überraschte ihn im Innern des Tunnels, er wurde von den Fluten fortgerissen und am Eingange des Schachts an das Ufer geworfen. Er widmete sich jetzt vorzugsweise dem Eisenbahnbau und der Anfertigung von Maschinen und Apparaten für die Dampfschiffahrt. Im Jahre 1833 ward er zum Ingenieur der Great-Western-Eisenbahn ernannt, und unter seiner Leitung kamen alle Tunnels, Brücken und andere großartige Werke dieser Linie und ihrer Zweige zu Stande, darunter die Brücke über die Themse zu Maidenhead und über den Wye zu Chepstow. Eine mächtige Eisenbahnbrücke über den Tamar ist noch nicht ganz vollendet. Durch ihn wurde auch die hungerforder Hängebrücke zu London erbaut, die eine mittlere Spannung von 680 Fuß hat, und an der Ausführung der Conway- und Britannia-Röhrenbrücke nahm er gleichfalls thätigen Antheil. Von seinen Hafenbauten verdienen namentlich die Docks von Cardiff und die von Sunderland Erwähnung. Bei der Errichtung des Krystallpalastes unterstützte er den Unternehmer Parton durch seinen Rath und gab die Anregung zu mehreren Verbesserungen des ursprünglichen Plans. Während des russischen Kriegs wurde ihm die Errichtung des Militärhospitals zu Renkioi in den Dardanellen aufgetragen, für welches er Aquäducte zur Versorgung des Orts mit frischem Wasser und eine Eisenbahn zum Transport der Kranken von dem Landungsplatze anlegte, und so eine wahre Musteranstalt schuf. B. war es, der zuerst dem Bau eiserner Schiffe das Wort redete, die Einführung der Schraube in der britischen Flotte empfahl und den Plan zu den großen Dampfern entwarf, die eine neue Epoche in der Schiffahrt begründet haben. Sein letztes und berühmtestes Werk war das riesenhafte eiserne Dampfschiff, das anfangs den Namen des Leviathan führte und später Great Eastern getauft wurde, und zu dem er schon 1852 die Idee angab, welche nur nach mehrjähriger Arbeit und nach Überwindung von pecuniären Schwierigkeiten und materiellen und physischen Hindernissen aller Art verwirklicht werden konnte. Die geistige Anstrengung und Aufregung, welche B. während der Ausführung dieses seines Lieblingsprojects zu bestehen hatte, soll viel zu seinem frühzeitigen Tode beigetragen haben; indessen hatte er bereits mehrere Jahre lang gekränkelt und seine kolossalen Arbeiten unter steten körperlichen Leiden zu Stande gebracht. Mit den Vorkehrungen zur Probefahrt des Great Eastern beschäftigt, wurde er von einem Schlaganfall betroffen, an welchem er in Westminster am 15. Sept. 1859 starb. Mit umfassenden Fachkenntnissen und dem unternehmendsten Geiste verband B. einen edeln, von Eifersucht und Misgunst freien Charakter. Er unterstützte jedes aufstrebende Talent, ließ seinen Collegen und Nebenbuhlern volle Gerechtigkeit widerfahren und stand unter anderm mit Robert Stephenson, den er auf mechanisch-wissenschaftlichem Gebiete oft bekämpft hatte, bis an sein Lebensende in freundschaftlichen, für beide Theile ehrenvollen Beziehungen. Die Werke B.'s werden seinen Ruf als einen der größten Techniker unsers Jahrhunderts auf die Nachwelt bringen.

***Bulgarin** (Thaddäus oder Faddéi Wenediktowitsch), russischer Schriftsteller, starb am 1. (13.) Sept. 1859 zu Dorpat im einundsiebzigsten Jahre seines Alters. In der letztern Zeit hatte seine literarische Thätigkeit sich hauptsächlich auf Feuilleton-Artikel in der „Nordischen Biene" beschränkt. Seine Romane und historischen Schriften waren längst vergessen, und auch als Kritiker und Humorist war er von jüngern Kräften überflügelt worden. Eine Zeit lang gehörte er indessen zu den populärsten Schriftstellern Rußlands; daß man ihn später über die Gebühr herabsetzte, lag zum Theil an Motiven, die mit seinem persönlichen Charakter und seiner politischen Wirksamkeit zusammenhingen. Doch kann man ihm das Verdienst nicht absprechen, durch seine Versuche in den verschiedensten Zweigen zur Förderung der russischen Literatur beigetragen zu haben. Sein bestes Werk sind seine Memoiren („Wospominania", Petersburg 1846—50).

***Cathcart** (Charles Murray, Graf), Pair von Großbritannien und englischer General, starb am 16. Juli 1859 zu St.-Leonards bei Hastings. Am 21. Dec. 1783 geboren, trat er im Mai 1799

als Fähnrich in die Armee, betheiligte sich an den Expeditionen nach Holland, Neapel, Sicilien und Walcheren und diente als Oberstlieutenant im Generalstabe Wellington's bei Salamanca, Vittoria und Waterloo. Im Jahre 1830 zum Generalmajor aufgerückt, ward er 1837 Befehlshaber in Schottland und Gouverneur von Edinburgh Castle, 1841 Generallieutenant und 1846 Oberbefehlshaber in Canada und Neubraunschweig, wo er auch eine Zeit lang die Stelle des Generalgouverneurs versah. Ein tapferer Militär, war er jedoch der Politik stets ziemlich fremd geblieben und zeigte sich darum diesem schwierigen Posten wenig gewachsen. Im Jahre 1851 kehrte er nach England zurück, wo er das Commando in den nördlichen und mittlern Grafschaften übernahm und zum Chef des Gardedragonerregiments König, im Juni 1854 aber zum wirklichen General ernannt wurde. Als Graf C. folgte ihm sein ältester Sohn, Alan Frederick, Lord Greenock, geb. am 15. Nov. 1828.

*Devon (William Courtenay, Graf von), starb am 19. März 1859 im zweiundachtzigsten Jahre seines Alters zu Shrivenham in Berkshire. Er war der Sohn Henry Reginald's, Bischofs von Exeter, und Neffe des ersten Viscount Courtenay, und erhielt seine Erziehung zu Oxford, wo er 1798 promovirte. Nachdem er als Barrister beim Kanzleigericht prakticirt und es bis zum Master in Chancery gebracht hatte, trat er 1812 als Mitglied für Exeter ins Unterhaus, aus welchem er sich 1826 zurückzog, um die lucrative Stelle eines zweiten Parlamentssecretärs (Clerk Assistant) zu übernehmen. Im Jahre 1835 folgte er seinem Vetter in dem Titel eines Grafen von D. und in den Familiengütern, die indeß in nur schwachem Verhältniß zu dem alten Glanze des Hauses Courtenay standen. Seitdem war er öfter in Parlamentscommissionen thätig, namentlich in dem zur Untersuchung des Nothstandes in Irland ernannten Ausschusse, bei welchem er als Vorsitzender fungirte. Aus seiner Ehe mit Lady Harriet Leslie, Tochter des Arztes Pepys und der Gräfin von Rothes, hinterließ er drei Söhne, wovon der älteste, William, Viscount Courtenay, geb. am 15. April 1807, von 1841—49 Mitglied des Parlaments für Süddevon und seit 1852 Secretär der Armencommission, die Pairie erbte.

Flüggen (Gisbert), ein bekannter deutscher Maler, starb am 2. Sept. 1859 zu München. Im Jahre 1811 zu Köln geboren, zeigte er schon als Knabe Neigung für die künstlerische Laufbahn und erhielt seinen ersten Unterricht im Malen bei dem Porträtmaler Joseph Weber in seiner Vaterstadt. Durch eine Erbschaft in den Stand gesetzt, sich seiner Neigung ohne Sorgen hinzugeben, besuchte er erst die Akademie zu Düsseldorf, bildete sich aber hauptsächlich zu München, wo er auch sein eigenes Atelier eröffnete. Seine Darstellungen bewegten sich zwar in einem engen Bereiche, doch zeichnen sich seine Bilder durch lebendige Auffassung, charakteristische Wahrheit des Ausdrucks und ergreifende Wirkung aus. Am bekanntesten sind wol F.'s „Gewonnener Proceß" und die „Erbschleicher" geworden. Auch in humoristischen Scenen war er sehr glücklich. Vorzügliches leistete er im Colorit, welches bei ihm ungemein harmonisch, effectvoll und glänzend ist. Im Jahre 1854 ward ihm vom sächsischen Hofe der Auftrag zu Theil, den letzten Moment des verunglückten Königs Friedrich August von Sachsen bildlich darzustellen.

Gray (Asa), amerikanischer Botaniker, ist am 18. Nov. 1810 zu Paris im Staate Neuyork geboren und erhielt seine gelehrte Bildung im Fairfield College, wo er 1831 als Doctor der Medicin promovirte. Er ließ sich hierauf als Arzt in der Stadt Neuyork nieder, entsagte aber sehr bald seiner Praxis, um sich unter der Leitung des Professors Torrey dem Studium der Naturwissenschaften und namentlich der Botanik zu widmen. Er machte darin solche Fortschritte, daß er bereits 1834 die Stelle des Botanikers bei der von den Vereinigten Staaten ausgerüsteten Entdeckungsexpedition annehmen konnte, von der er jedoch, da sich die Abfertigung derselben in die Länge zog, 1837 zurücktrat, um einen Ruf als Professor der Botanik an der Staatsuniversität von Michigan zu folgen. In den Jahren 1838—39 unternahm er eine Reise zu wissenschaftlichen Zwecken nach Europa, und ward 1842 zum Professor der Naturgeschichte zu Cambridge in Massachusetts erwählt, welches Amt er noch bekleidet. Als Schriftsteller machte sich G. zuerst 1836 durch seine „Elements of Botany" bekannt, die er später zu dem „Botanical Text-Book" (Neuyork 1842; fünfte Auflage, 1858) erweiterte, welches als Lehrbuch nicht allein in allen amerikanischen Hochschulen, sondern auch in der Universität Edinburg eingeführt ist. Im Jahre 1838 begann er in Verbindung mit John Torrey die Herausgabe der „Flora of North America", deren Vollendung jedoch durch den Überfluß von neuen Materialien, welche unaufhörlich aus Texas, Oregon und Californien einströmen, verzögert wurde. Unterdessen arbeitete G. sein „Manual of the Botany of the Northern United States" (Boston 1848; zweite Auflage, Neuyork 1856) aus, ein vortreffliches Handbuch, durch welches er einem längst gefühlten Bedürfniß abhalf, und ließ jährlich zugleich die „Genera Boreali Americana Illustrata" (Bd. 1 und 2, Neuyork 1848 fg.) erscheinen, in welchen sämmtliche in Nordamerika existirende Pflanzenspecies beschrieben werden sollen und wozu die Zeichnungen von dem ausgezeichneten Künstler Sprague geliefert werden. Zu den gemeinnützigsten Werken G.'s gehört der von ihm bearbeitete botanische Cursus für die Jugend, der 1858 in sechs Theilen publicirt wurde. Außerdem redigirte er die „Botany of the United States Exploring Expedition" (1854—57 mit Atlas in Folio) und lieferte zahlreiche Beiträge zu den verschiedenen wissenschaftlichen Journalen Amerikas, sowie zu Hooker's „Journal of Botany" und den Verhandlungen der Linnaean Society in London. Im Jahre 1850 besuchte G. zum zweiten male die Alte Welt und kehrte nach einjähriger Abwesenheit nach der Heimat zurück, wo er rüstig an der großen Aufgabe seines Lebens, der Förderung der amerikanischen Botanik, fortarbeitet. In Europa hat seine nützliche Wirksamkeit vielfache Anerkennung gefunden; unter anderm wurde er bei der hundertjährigen Jubelfeier der münchener Akademie der Wissenschaften im März 1859 zum Ehrenmitglied derselben ernannt.

Krasinski (Graf Zygmunt), polnischer Dichter, geb. 1812 aus einem der berühmtesten polnischen Geschlechter, war der Sohn des Grafen Vincenz K., der unter Napoleon die polnische Gardecavalerie befehligte, nach dem Tode Poniatowski's die Überreste derselben in das Vaterland zurückführte und sein Leben in russischem Dienste beschloß. Von glühendem Patriotismus beseelt, wies Zygmunt K. hingegen

die glänzendsten Anerbietungen des Kaisers Nikolaus zurück und begab sich, als die Revolution von 1831 die letzten Hoffnungen Polens zerstört hatte, in freiwillige Verbannung nach Frankreich, wo er seinem Schmerz in Gedichten aushauchte, deren Verfasser lange unbekannt blieb, die aber in allen slawischen Ländern die höchste Begeisterung erregten. Einer der reichsten Männer Europas und durch seine Geburt zu den höchsten Ehrenstellen berufen, verurtheilte sich K. zu einem dunkeln, arbeitsamen Leben, dessen Leiden nur Gesang und die Wohlthätigkeit versüßte, deren Gegenstand vorzugsweise die ausgewanderten Polen waren. Die großartigsten seiner Schöpfungen sind die „Ungöttliche Komödie" (Paris 1837) und „Irydion" (deutsch, Berlin 1845), in welchen er die Schicksale des slawischen Volksstammes in mystisch-poetischen Bildern schildert und auf die schönere Zukunft hinweist, die ihm nach seiner Überzeugung beschieden ist. Außerdem hat man von ihm „Die Sommernacht", „Przedswid", die „Psalmen der Zukunft" und „Die Versuchung", welche alle das edle und reine Gefühl einer feurigen Seele athmen, die mit der wärmsten Vaterlandsliebe einen tiefen Sinn für das allgemein Menschliche verbindet. Von seinen Landsleuten schwärmerisch verehrt, starb er in Paris am 26. Febr. 1859.

*Mauke (Johann Heinrich Wilhelm), ein namhafter deutscher Buchhändler, starb am 20. Aug 1859 zu Hamburg. Am 24. Sept. 1790 zu Schleiz geboren, widmete er sich dem Buchhandel und vermählte sich später zu Hamburg mit einer Tochter Johann Heinrich Besser's. Als letzterer 1821 die blühende Sortimentshandlung, welche er bis dahin mit seinem Schwager Friedrich Christoph Perthes gemeinschaftlich geführt hatte, allein übernahm, trat M. als Compagnon in das Geschäft ein, worauf beide das Geschäft unter der Firma Perthes und Besser fortführten. Dieselbe Firma behielt M. auch bei, als ihm nach Besser's Tode (3. Dec. 1826) die Buchhandlung allein zufiel; erst nachdem Ostern 1836 Besser's Sohn, Otto Rudolf Wilhelm Besser, eingetreten war, wurde dieselbe am 1. Jan. 1837 in die Firma Perthes, Besser und Mauke umgeändert. M. war nicht blos als Geschäftsmann, sondern auch als politischer Charakter von seinen Mitbürgern allgemein geachtet. Seit dem Jahre 1846 war er Mitglied des Sechziger-Collegiums, und zwar ein sehr thätiges Mitglied desselben. In die Commission zur Besprechung der letzten Senatsanträge gewählt, gehörte er zu denen, welche die Annahme derselben warm empfahlen.

*Minto (Gilbert Elliott-Murray-Kynynmound, Graf von), britischer Staatsmann, verschied nach längerer Krankheit am 31. Juli 1859 in London. Er hatte seit dem Rücktritt des Ministeriums Russell im Februar 1852 kein öffentliches Amt bekleidet, blieb aber im Interesse seiner Partei thätig, bei der er in hohem Ansehen stand. M. gehörte überhaupt zu den Männern, die, im Publikum wenig bekannt, hinter den Coulissen eine desto bedeutendere Rolle spielen. Ohne Rednertalent, ließ er seine Stimme im Oberhause selten hören, im Cabinet aber und in den Berathungen seiner Collegen hatte sie einen gewichtigen Einfluß und gab oft bei den von ihnen getroffenen Maßregeln den Ausschlag. Als Whig aus der Fox'schen Schule zeigte er sich stets den freisinnigen Bestrebungen der Zeit, sowol in Bezug auf innere als äußere Politik, geneigt; die Katholikenemancipation, die Parlamentsreform und die Revision der Handels- und Schiffahrtsgesetze kamen unter seiner Mitwirkung zu Stande. Hinsichtlich seiner ihm so vielfach zum Vorwurfe gemachten Mission nach Italien, im Jahre 1847, haben spätere Ereignisse die Schärfe seines Urtheils und die Angemessenheit der von ihm den Fürsten der Halbinsel ertheilten Rathschläge in evidentester Weise bestätigt. Sein Hauptfehler war der Nepotismus, der sich namentlich während seiner Amtsführung als erster Lord der Admiralität äußerte und zu gerechten Beschwerden Anlaß gab, indem die britische Marine mit Elliotts überschwemmt wurde, deren ganzes Verdienst nicht selten in ihrem Namen bestand. Hiervon abgesehen, war der Charakter M.'s als Staatsmann höchst ehrenwerth und als Privatmann tadellos.

*Pfeil (Wilhelm), einer der verdientesten deutschen Forstmänner, starb am 4. Sept. 1859 im Bade Warmbrunn in Schlesien. Am 28. März 1783 zu Rammelburg am Harze geboren, bildete er sich in seiner Heimat zum praktischen Forstmann aus und erhielt 1804 eine Anstellung auf den Gütern der Prinzessin von Kurland in Schlesien. Nachdem er als Landwehrhauptmann den Feldzügen von 1813 und 1814 beigewohnt, wirkte er seit 1816 als Forstmeister abermals in Schlesien, bis er 1821 an die Forstakademie nach Berlin berufen wurde, wo er zugleich als Professor an der Universität eintrat. Als die höhere Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde errichtet ward, wurde P. deren Director. Er nahm nicht nur den thätigsten Antheil an der Organisation der Anstalt, sondern wußte sie auch als Director zu einem der bedeutendsten Institute dieser Art zu erheben. Als Lehrer wirkte er stets anregend auf seine Schüler; als tüchtiger, gedankenreicher Schriftsteller hat er viele veraltete Vorurtheile und Irrthümer aus der forstlichen Lehre entfernt. Seine Hand- und Lehrbücher stehen in hohem Ansehen und haben große Verbreitung gefunden. Namentlich gilt dies von seinem Hauptwerke: „Neue vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten", welches bereits in vierter Auflage (5 Thle., Leipzig 1854—58) erschienen ist. Ebenso hat seine „Anleitung zur Ablösung der Waldservituten" die dritte (Berlin 1854) und „Die Forstwirthschaft nach rein praktischer Ansicht" die fünfte Auflage (Leipzig 1857) erlebt.

*Saint-John (Bayle), englischer Schriftsteller, starb am 1. Aug. 1859, erst 37 Jahre alt, in London. Außer zahlreichen Arbeiten für die politische Presse Englands und seinem „Montaigne the essayist, a biography" (London 1858), in welchem er auch auf die geistige Verwandtschaft Montaigne's mit den britischen Humoristen hinweist, hatte er zuletzt noch eine englische Bearbeitung der französischen Memoiren des Herzogs von St.-Simon geliefert.

*Staunton (Sir George Thomas), berühmter englischer Sinolog, der Begleiter Lord Macartney's und Amherst's auf ihren Gesandtschaftsreisen nach China, starb in London am 10. Aug. 1859.

Die Italienische Frage seit 1815.*)

Der Kampf, der im Frühjahr 1859 in Italien zum Ausbruche kam, ist keineswegs als ein neues und zufälliges, aus untergeordneten Ursachen hervorgegangenes Ereigniß zu betrachten. Dieser Kampf, der sich in dem kurzen Zeitraume von 11 Jahren zum zweiten male erhob, hat seine Wurzeln in der Vergangenheit, ist das Ergebniß früherer Thatsachen, die man wol gern verhüllen möchte, deren Gedächtniß aber nicht verlöscht werden kann. Die Geschichte ist da, welche jene Thatsachen aufgezeichnet hat, die Urkunden sind vorhanden, welche sie beweisen, und man braucht nur die Blätter der Geschichte zu öffnen, die Urkunden zu befragen, um die tiefern Ursachen kennen zu lernen, aus welchen die Ereignisse unserer Zeit hervorgegangen sind. Dennoch, muß man sagen, sind jene Thatsachen, um welche es sich in Italien eigentlich handelt, außerhalb der Halbinsel noch wenig bekannt gewesen, und erst seit einiger Zeit hat man sich im übrigen Europa die Mühe genommen zu forschen, wie es denn bestellt sei in dem Lande: „Ch' Appennin parte e'l mar circonda e l'Alpe."

Wie überall in der Welt, so wechselt man auch in den Angelegenheiten Italiens sehr leicht die Rolle des Zuschauers mit der des Richters; aber um Richter zu sein, muß man beide Parteien abhören und das Actenstück des Processes vor sich haben. Diese Proceßacten nun gedenken wir dem Leser unter die Augen zu stellen, und indem wir uns dieses Bildes bedienen, wollen wir damit andeuten, daß es durchaus nicht eine Darstellung aus zweiter Hand, sondern eine quellenmäßige ist, welche wir hier unternehmen. Wir haben in Wahrheit aus officiellen Quellen geschöpft, und es standen uns Schriftstücke zu Gebote, die entweder noch niemals an das Licht getreten, oder doch bisher nur wenigen erreichbar gewesen sind. Wir werden im Laufe unserer Mittheilung mit eigenen Betrachtungen ziemlich karg sein, dafür aber das Wort den Diplomaten und Staatsmännern überlassen, die in amtlichen Schriften und unter von den heutigen sehr verschiedenen Zeitumständen die Gefahren einer Lage aufgezeigt haben, welche wider die Natur der Dinge läuft und gegen welche ein gesunder politischer Sinn und das Interesse der Völker stets protestiren müssen. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß der unbefangene Leser, welcher die Wahrheit kennen will, nachdem er diese Blätter durchlaufen, in den Stand gesetzt sein wird, sich von den Vorgängen Rechenschaft zu geben, die den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Italien herbeigeführt haben, und daß ihm keine Ungewißheit mehr darüber bleibt, was geschehen muß, um dem Volke der Halbinsel endlich gerecht zu werden.

Rückblick in die frühere Geschichte.

Die Italienische Frage, ehe sie eine Nationalitätsfrage war, als welche sie heute auftritt, war früher eine Frage um das politische Gleichgewicht. Die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft zwischen Frankreich und der Macht Kaiser Karl's V. hatten zur Folge, daß im 16. Jahrhundert fast die ganze italienische Halbinsel der spanischen Herrschaft verfiel. Die Republiken des Mittelalters, denen Europa die Wiedergeburt der Kunst, der Literatur und Wissenschaft verdankt, und welche der Welt das erste Beispiel moderner Freiheit gegeben haben, waren unter das Joch jener kleinen Tyrannen gefallen, welche an die Geschichte und das Schicksal des alten Griechenland erinnern. Diese kleinen Fürsten brachen in Italien die Volkskraft, indem sie an die Stelle jener bewundernswürdigen Thätigkeit, aus welcher die großen Leistungen des 14. und 15. Jahrhunderts hervorgegangen, ein Leben von Vergnügungen und eine zerstörende Genußsucht setzten. Pisa, Florenz, Siena beugten ihr Haupt unter die Mediceer, die ihrerseits wieder unter dem spanischen Einflusse standen. Venedig zog sich in seine Lagunen zurück und verlangte nur, in Vergessenheit zu fallen. Genua, das seine Colonien nicht hatte bewahren können, überlebte sich selbst und erschöpfte sich in nur seine Schwäche enthüllenden Anstrengungen, um Corsica festzuhalten, das ihm endlich doch entschlüpfte. Venedig wie Genua hatten das Scepter der Meere ver-

*) Diese diplomatische Geschichte der Italienischen Frage hat einen ausgezeichneten piemontesischen Publicisten zum Verfasser, und ist von demselben französisch niedergeschrieben worden. Es wird unsern Lesern ohne Zweifel von Interesse sein, die große Angelegenheit auch vom specifisch italienischen Standpunkte aus beleuchtet zu sehen, zumal sich die Arbeit auf Schriftstücke gründet, die bisher zum Theil wenigstens nicht zugänglich gewesen sind. D. Red.

loren und waren nur noch die Schatten ihrer ehemaligen Größe. Spanien herrschte in Neapel in Palermo, in Mailand; es gebot in Genua ebenso wie in Mantua; es suchte denselben ober herrlichen Einfluß zu üben in Venedig und am Hofe zu Turin.

Venedig wagte nicht, die spanische Herausforderung anzunehmen: es vertheidigte sich, indem es sich zurückzog. Nur das Haus Savoyen blieb aufrecht: es bot die Stirn dem Andringen der Katholischen Könige, welche vergeblich zu beugen suchten diese alte und stolze Rasse von Soldatenfürsten, die sich niemals vom Mißerfolge erdrücken ließ und im Unglücke nur erhärtete. Savoyen kämpfte bald gegen Frankreich, bald gegen Spanien; es war weder für das eine noch das andere eingenommen, noch hielt es feste Partei, sondern es galt ihm nur einzig, seine Rechte, seine Freiheit, die Würde seiner Krone zu bewahren. Die Geschichte Italiens in den drei letzten Jahrhunderten ist, mit Ausnahme einiger Fälle, die keine allgemeinen und bleibenden Folgen nach sich zogen, im Grunde die Geschichte des Hauses Savoyen.

Die spanische Herrschaft in Italien ging im Jahre 1700 mit dem Könige Karl II., dem letzten Habsburger auf dem Throne Spaniens, zu Ende, und es trat nun dafür die deutsch-habsburgische, die Herrschaft Österreichs auf, und zwar in Wirklichkeit seit 1706, nach dem großen Siege von Turin, welchen Victor Amadeus II. und der Prinz Eugen von Savoyen über Ludwig XIV. gewannen. Daß Kaiser Leopold I. dem Sehrchristlichen Könige das Herzogthum Mailand, Neapel und Sicilien entreißen konnte, hatte er nur der Allianz und dem Degen zweier savoyischen Prinzen zu danken. Um diese Unterstützung zu erlangen, hatte der Kaiser 1703 den zwischen dem Grafen Auersperg und Victor Amadeus II. unmittelbar verhandelten Vertrag von Turin unterzeichnet, in welchem Leopold dem Herzoge von Savoyen und Fürsten von Piemont verschiedene Theile des Mailändischen überließ: Casale und das Montferrat, die Provinzen Alessandria, Lomellina, Valsesia und Valenza, dann die Stadt Vigevano mit Zubehör oder, als Äquivalent, fünf Güter im Novaresischen und die sogenannten Langhischen Reichslehne. Kaiser Joseph I., der Nachfolger Leopold's, weigerte sich jedoch, die von seinem Vater eingegangenen Vertragsverbindlichkeiten zu erfüllen, insofern diese Vigevano und die Langhischen Lehne betrafen. Während der Krieg gegen Frankreich seinen Fortgang nahm, schien sonach auch ein Bruch zwischen den Alliirten unvermeidlich, und England und die Generalstaaten boten ihre Vermittelung an, um den Streitpunkt zwischen Savoyen und Österreich gütlich beizulegen. Man ernannte Schiedsrichter, und die Rechte Victor Amadeus' II. wurden zum zweiten male anerkannt. Dennoch unterließ es sowol Joseph I. wie dessen Nachfolger Karl VI., der Verpflichtung nachzukommen: weder Vigevano noch die Langhischen Lehne wurden ausgeliefert.

Die Beziehungen zwischen den Häusern Savoyen und Österreich begannen, wie man sieht, nicht eben unter günstigen Auspicien. Das Verhältniß verschlimmerte sich noch, als die 1718 abgeschlossene Quadrupleallianz dem Victor Amadeus aufgab, Sicilien an Österreich abzutreten und dafür die Insel Sardinien anzunehmen. In einem geheimen Separatartikel, welcher dem Vertrage auf Verlangen Kaiser Karl's VI. beigefügt worden war, behielten sich die Contrahenten sogar die Anwendung von Waffengewalt vor, wenn Victor Amadeus der Übereinkunft nicht zustimmen und den Tausch verweigern würde, und in diesem Falle sollte es auch dem Kaiser freistehen, die durch den Vertrag von Turin im Jahre 1703 an Savoyen überlassenen Gebietstheile wieder zurückzunehmen. Man wird sich nach solchen Vorgängen nicht wundern, daß, als im Jahre 1733 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich über die polnischen Angelegenheiten wieder ausbrach, der König Karl Emanuel III. von Sardinien dem Plane Frankreichs und Spaniens sofort beitrat, die Suprematie Österreichs in Italien zu vernichten. Kaiser Karl VI. sollte bald erfahren, daß sein feindseliges Verhalten gegen das Haus Savoyen nicht politisch gewesen. Denn Österreich verlor im Frieden zu Wien von 1738 nicht nur die Kronen von Neapel und Sicilien, sondern mußte auch die schönen und reichen Provinzen Novara und Tortona hingeben, welche Karl Emanuel III. seinem Königreiche einverleibte.

Mit großer politischer Klugheit verfuhr das Haus Savoyen, als es sich darum handelte, seine Partei im Österreichischen Erbfolgekriege zu nehmen. Mit Kaiser Karl VI. starb 1740 der Mannsstamm der Habsburger aus, und seine Tochter und Nachfolgerin Maria Theresia sah ihre Kronen von allen Seiten in Frage gestellt. Während der Krieg in Deutschland entbrannte, griffen die Bourbonen, die Könige von Spanien und von Neapel, unterstützt von Frankreich, in Italien zu den Waffen. Die Kaiserin, in ihrer Bedrängniß, fand jetzt in demselben Könige, der seinen Degen so erfolgreich gegen ihren Vater Karl VI. geführt hatte, den kräftigsten und treuesten Verbündeten. Während der Wendungen eines siebenjährigen Kampfes und trotz der Verlockungen, durch welche man Karl Emanuel III. in das entgegengesetzte Lager hinüberzu-

ziehen versuchte, gab der König von Sardinien dem Hause Österreich die Beweise größter Hingebung, und man kann wol sagen, daß ohne den König, ohne sein Genie und seine Anstrengungen die österreichische Macht heute keinen Zoll Landes mehr in der Halbinsel besitzen würde. Von jener Zeit an mischte sich aber auch das österreichische Interesse in die Sache der politischen Unabhängigkeit Italiens.

Es muß nämlich in dieser Beziehung hier hervorgehoben werden, daß die Rechte des Hauses Savoyen auf das Herzogthum Mailand, obschon diese damals von Österreich lebhaft zurückgewiesen wurden, dennoch auf unzweifelhafte und unwiderlegliche Rechtstitel gegründet waren. Diese Rechte auf Mailand kamen dem Hause Savoyen von Katharina, der Tochter König Philipp's II. von Spanien, der nach dem Tode des Franz Sforza von seinem Vater Kaiser Karl V. mit dem Herzogthume Mailand belehnt worden war. Katharina vermählte sich mit dem Herzoge von Savoyen Karl Emanuel I., und als der Mannsstamm der spanischen Linie des Hauses Habsburg mit König Karl II. erlosch, so waren die Descendenten dieser Prinzessin ihrer Abstammung zufolge die nächsten, welche in den Besitz des Herzogthums Mailand eintreten mußten, kraft der vom Kaiser Karl V. vollzogenen Urkunde vom 22. Dec. 1549, durch welche die Successionsordnung für das Reichslehn Mailand geregelt worden.

Am 13. Sept. 1743 nun geschah es, daß Karl Emanuel III., unter der Vermittelung Englands, den Vertrag von Worms (Bormio) unterzeichnete. Der König von Sardinien verzichtete in diesem Vertrage auf seine Ansprüche rücksichtlich des Herzogthums Mailand, und zwar einzig zu Gunsten der Kaiserin Maria Theresia und deren Erben und Nachfolger. Ihrerseits verpflichtete sich die Kaiserin in dem Vertrage zu einer Territorialabtretung an den König, welche folgende Gebiete in sich faßte: die Grafschaft Anghiera, das Gebiet von Vigevano, einen Theil des Gebiets von Pavia, die Markgrafschaft Finale, die Stadt Piacenza mit dem Gebiete bis zur Nura.

Der Krieg zog sich hin mit seinen Wechselfällen bis 1748, wo der Vertrag von Aachen den Frieden unter sämmtlichen Mächten, die in den Kampf verwickelt gewesen, herstellte. Karl Emanuel III. konnte bei diesem Friedensschlusse die Markgrafschaft Finale sowie auch Piacenza mit Gebiet nicht erlangen, wie ihm doch von seiten Österreichs im Vertrage zu Worms versprochen worden.*) Als Entschädigung für seine großen Opfer, welche er dem Interesse Österreichs im Kriege gebracht, erhielt er nur die Gebiete von Anghiera und Vigevano, sowie einen kleinen Theil des Gebiets von Pavia. Die Kaiserin erfüllte demnach die im Wormser Vertrage stipulirten Abtretungen nicht oder konnte sie nicht erfüllen, und das Haus Savoyen war darum nach wie vor berechtigt, seine Ansprüche auf Mailand wieder aufleben zu lassen. Das Ärgste in diesem Handel war aber die beispiellose Undankbarkeit, welche Österreich im Laufe der Verhandlungen, die dem Aachener Friedensschlusse vorangingen, gegen den König von Sardinien bewies. Österreich nämlich gedachte sich von allen seinen übernommenen Verpflichtungen loszumachen unter dem Vorgeben, daß der Zweck, den man sich in dem geführten Kriege vorgesetzt, nicht vollkommen erreicht worden. Aus diesem Grunde wollte Österreich aller Gebietsabtretungen an Sardinien ledig sein, die man doch im Vertrage von 1743 vereinbart hatte. Es bedurfte erst nochmals der Intervention Englands, um die unter dessen Garantie gemachten Stipulationen, soweit es geschehen konnte, zur Ausführung zu bringen.**)

Das wiener Cabinet unter Maria Theresia und zumal unter Joseph II. hielt fortwährend seine Augen auf die abgetretenen Provinzen gerichtet und gab die Hoffnung nicht auf, sie im Laufe der Zeit auf irgendeine Weise wiederzugewinnen. Das Benehmen Österreichs im Kriege gegen das revolutionäre Frankreich bietet hiervon die schlagendsten Beweise.

Der König Victor Amadeus III. war einer der ersten, welche der Coalition gegen die Franzö-

*) Die Markgrafschaft Finale, an der genuesischen Küste gelegen, war ein Reichslehn, auf welches das Reich erst 1801 im Frieden von Luneville seine Ansprüche aufgab. Kaiser Karl VI. überließ 1731 Finale für 1,200000 Piaster an die Republik Genua, die es seitdem in aller Form Rechtens besaß. Die Kaiserin machte demnach, was diesen Punkt betrifft, im Wormser Vertrage eine Stipulation, zu der sie ebenso wenig befugt war als der König von Sardinien. Letzterer trachtete nach dem Ländchen, weil ihm dessen Besitz die Verbindung mit dem Meere eröffnet haben würde. D. Red.

**) Vgl. des Cavaliere Domenico Carutti „Storia del regno di Vittorio Amadeo II" (Turin 1856), sowie dessen „Storia del regno di Carlo Emanuele III" (Turin 1859). Diese beiden auf neue Documente gegründeten Schriften gewähren viel Licht in Bezug auf die traditionelle Politik des Hauses Savoyen.

sische Revolution beitraten, und er that dies ebenso wol aus innerer Überzeugung als auf dringendes Ansuchen des wiener Cabinets und des Kaisers selbst. Den Franzosen kam dieses Auftreten des Königs von Sardinien ganz erwünscht: die republikanischen Truppen drangen in Savoyen ein und occupirten Nizza ohne Mühe. Österreich war gehalten, dem Könige von Sardinien Hülfe zu leisten, denn dieser hatte am 25. Juli 1792 seinen förmlichen Beitritt zum österreichisch-preußischen Bündnisse erklärt. Überdies handelte es sich um die gemeinschaftlichen Interessen aller Fürsten, da das revolutionäre Frankreich überhaupt dem Princip des Königthums den Krieg machen wollte. Allein der Hof zu Wien ergriff die ihm günstig erscheinende Gelegenheit nur, um an seinen Verbündeten Erpressung zu üben: er verlangte von Sardinien, als Preis seiner Unterstützung, die Wiederherausgabe der 1703 und 1743 von dem Herzogthume Mailand abgetrennten Provinzen. Man versprach dem Könige eine Entschädigung vermittelst der Eroberungen, welche man im Kriege gegen Frankreich an diesem machen würde. Die britische Regierung widersetzte sich vergeblich solchem Ansinnen, das einer weisen Politik ebenso entgegen war als dem Grundsatze des europäischen Gleichgewichts. Der wiener Hof bestand jedoch hartnäckig auf seiner Forderung, und das londoner Cabinet konnte schließlich sein Streben nur dahin richten, den Vertrag, der abgeschlossen werden sollte, für Sardinien so wenig als möglich drückend zu machen. Ein Schreiben, welches der damalige britische Gesandte zu Turin, John Trevor, im October 1793 an den Grafen d'Hauteville, den sardinischen Minister des Auswärtigen, richtete, ist sehr bezeichnend und lautet also:

„Sie erklärten mir unlängst, Sie sähen in dem Stillschweigen des wiener Hofs ein gutes Zeichen dafür, daß dieser Hof seine Abtretungsforderungen werde fallen lassen, und daß er günstige Absichten hege in Bezug auf die Eröffnung des Feldzugs. Es ist Ihnen nicht unbekannt, welche Ansicht mein Hof und welche Meinung ich selbst hegte über jenes Project des wiener Cabinets, als es mit demselben hervortrat. Lord Granville zu London und der Ritter Eder zu Wien sind demselben stets entgegen gewesen, und haben alles gethan, um das wiener Cabinet davon zurückzubringen. Mit tiefem Bedauern aber erfahre ich durch meine letzten Nachrichten aus Wien, daß der dortige Hof weit entfernt ist, jenes Project fallen zu lassen, vielmehr fester als je daran hält. Österreich hat die Erreichung seiner Absichten mit der erfolgreichen Durchführung des großen Plans, an welchem das Interesse von ganz Europa hängt, in der Weise zu verknüpfen gewußt, daß es vielleicht nicht mehr in der Macht Ihrer besten Freunde stehen dürfte, sich von dieser Sache fern zu halten oder deren bevorstehende Discussion zu hindern. Da ich an allem theilnehme, was das Interesse Sr. Majestät des Königs von Sardinien betrifft, so beeile ich mich, Ihnen diese Mittheilung zu machen, damit Sie die Maßregeln treffen können, die Ihrer Einsicht sich darbieten. Aus gleicher Gesinnung — um selbst besser im Stande zu sein, in jener Discussion, wenn sie stattfindet, aufzutreten — ersuche ich Sie, mir Mittheilung zu machen über jene Gebiete, welche der Gegenstand der Begehrlichkeit des wiener Hofs sind, und mich so speciell als möglich in Kenntniß zu setzen über deren Umfang, Bevölkerung, commerzielle Wichtigkeit wie Bedeutung in Bezug auf die Grenzvertheidigung."

Die Forderung Österreichs erfuhr ihre theilweise Berücksichtigung im Vertrage von Valenciennes vom 23. Mai 1794. In dem ersten Artikel dieses Vertrags stellten die beiden Höfe von Wien und von Turin als unumstößlichen Grundsatz fest, daß alle Eroberungen, die man von der Seite Italiens aus in Frankreich machen und im Friedensschlusse bewahren würde, in zwei gleiche Hälften getheilt werden sollten, daß aber die Hälfte, welche dem Kaiser zufiele, von dem Könige von Sardinien eingetauscht werden müßte gegen Abtretung eines gleichwerthen Theils derjenigen Gebiete, welche im Laufe der Zeit von dem Herzogthume Mailand zu Gunsten des Hauses Savoyen abgetrennt worden. Indessen machte man dem Könige auch noch einen zweiten Vorschlag, der dahin ging, daß jede Eroberung in Frankreich von Italien aus im Friedensschlusse zurückgegeben, dafür aber eine verhältnißmäßige, von Frankreich zu bezahlende Geldsumme für die Kriegskosten auferlegt werden sollte, die dann zu gleichen Theilen den beiden Höfen zufallen würde. Dem Könige von Sardinien blieb überlassen, das eine oder das andere zu wählen. Ein weiterer Vertragsartikel legte Sardinien die Vertheidigung der verschiedenen Alpenpässe auf, während die kaiserlichen Truppen stets beisammenbleiben und eine Art von Reserve bilden sollten, der die Aufgabe zufiel, das etwaige Vordringen des Feindes an der genuesischen Küste zu hindern. Österreich wollte in dieser Weise erst das Mailändische sicher stellen, ehe es zur Vertheidigung in Piemont einrückte.

Die Alternative, die Victor Amadeus III. gestellt war, versetzte ihn in die Nothwendigkeit, entweder die schönen Provinzen zu verlieren, welche die Stärke Piemonts in Italien bildeten, oder

jede Hoffnung auf einen Territorialzuwachs aufzugeben, welches auch das Resultat des Kriegs wäre. Die andere Bestimmung rücksichtlich der Truppenverwendung aber brachte in Bezug auf Thun und Lassen eine Zwietracht in beide Armeen, die den Gang der militärischen Operationen hindern und für den Verlauf des Kriegs unheilvolle Folgen haben mußte.

Da der König Victor Amadeus den zweiten Vorschlag, die Geldentschädigung, wählte, auch andererseits Eroberungen in Frankreich eine ungewisse Sache waren, so hatte der wiener Hof mit jenem Vertrage sein Ziel nicht vollständig erreicht: denn er hegte die Absicht, die Provinzen wieder in Besitz zu nehmen, die ihm einst verloren gegangen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, mußte erst der König von Sardinien zum Äußersten gebracht werden. Nur wenn er eingesehen hätte, daß es für ihn unmöglich wäre, den Franzosen ohne eine wirksame Hülfe zu widerstehen, durfte man hoffen, daß er sich ganz der Gnade seines Verbündeten hingeben würde. Joseph de Maistre zeichnete einige Jahre später dieses wenig loyale Verfahren in seiner lebhaften und herben Weise mit folgenden Worten: „Das Princip, welches Österreich seit 1789 angenommen und gegen uns (Piemont) befolgt hat, heißt: «Der König von Sardinien, zwischen uns und Frankreich gestellt, war bisher unangreifbar; jetzt aber, da er es verabscheut, sich mit einer Bande von Königsmördern zu verbünden, gehört er uns, und wir können mit ihm verfahren nach unserm Belieben.» Ein anderes Princip, das Österreich übt, ist nicht weniger klar: «Alles was dem Feinde abgenommen wird, gehört uns, selbst das Gut des Freundes; wir vertheidigen demnach Piemont nur, um die Franzosen herbeizulocken und es diesen dann abzunehmen.»"

Der Verlauf, welchen die Ereignisse nahmen, ist bekannt. Piemont versperrte den Franzosen mehr als vier Jahre hindurch den Weg durch die Alpen. Im Jahre 1796 endlich erlag es der Gewalt, und einige Monate später verlor Österreich die Lombardei: Italien war in den Händen der Republikaner. Karl Emanuel IV., der unglückliche Nachfolger von Victor Amadeus III., erlitt das Schicksal des Besiegten, aber er nahm in die Insel, von welcher das Haus Savoyen den königlichen Titel führt, das Bewußtsein mit sich, daß er seine Pflicht gethan. Der wiener Hof ging einer Niederlage nach der andern entgegen und erhielt seine Vergeltung für die listigen und treulosen Schliche, die hauptsächlich das Unglück mit herbeigeführt hatten.

Während der zweiten Coalition zeigte die österreichische Politik dasselbe Gepräge. Paul I. von Rußland führte den Krieg ohne eigennützige Absichten; Österreich dagegen war nur darauf bedacht, Italien zu seiner Domäne zu machen. Nach dem Siege zu Verona (1799), welcher die Halbinsel von der französischen Herrschaft befreite, war der König von Sardinien dem Namen nach wieder in seine Staaten eingesetzt worden, aber ein Befehl von Wien aus verbot ihm die Rückkehr nach Turin. Karl Emanuel IV., der, wie er in seiner tiefen Niedergeschlagenheit zu sagen pflegte, eine Dornenkrone geerbt hatte, mußte in einer Art Verbannung zu Florenz verweilen, obschon die Sache, für welche er den größten Theil seiner Staaten verloren hatte, eine siegreiche geworden war. Der Kaiser von Rußland ward von Österreichs Egoismus mit solcher Indignation erfüllt, daß er Suworow befahl, die russischen Truppen in die Heimat zurückzuführen. Auf Englands Andringen schickte der russische Feldherr, ehe er seinen Rückmarsch antrat, einen Kurier an seinen Herrn und ließ anfragen, ob er denn in der That den Rückzug ausführen solle. Paul I. trug Suworow jetzt auf, er möge officiell an Österreich die Frage richten, ob es den König von Sardinien und die Republik Venedig wiederherstellen wolle; im Fall dies geschehe, und um diesen Preis würde nicht nur Suworow bleiben, sondern der Zar würde sogar ohne Zögern eine neue Armee zur Stelle schicken. Österreich verweigerte dies, und Suworow zog sich vom Kampfplatze zurück.

Karl Emanuel IV. sah sich isolirt, ohne Stütze und ohne irgendein Widerstandsmittel gegen Österreich, seinen Verbündeten, den es ebenso sehr fürchten mußte als Frankreich, seinen erklärten Feind. Diese Lage des Königs nun erachtete Österreich für geeignet, um an den Gebeugten nochmals die Forderung der Abtretung eines Theils von Piemont zu stellen, und zwar war in dieser Forderung auch Alessandria begriffen, die wichtigste Festung des Königs, welche die Basis jeder Vertheidigung der sardinischen Staaten bildet. Durch Vermittelung Lord Minto's, des britischen Gesandten zu Wien, geschah es, daß dem Könige unter dem 1. Mai 1800 das Ansinnen gestellt wurde. Der erste Artikel von diesem Project lautete: „Se. Majestät der Kaiser wird jenen Theil des piemontesischen Territoriums erhalten, der gelegen ist im Osten von Finale und von dem westlichen Arme der Bormida, im Osten des Tanaro und im Süden des Po. Er wird ebenfalls erhalten die Stadt und Festung Alessandria mit einem kleinen Arrondissement, welches dazu gehört." Der dritte Artikel besagte: „Derjenige Theil des genuesischen Gebiets, der im Westen von Finale liegt, Finale selbst inbegriffen, wird dem Könige von Sardinien zufallen."

„Finale selbst!" ruft de Maistre aus, „welches Opfer! doch nur auf Kosten eines andern, denn Finale gehörte den Genuesern."

Dieser wenig ehrenhafte Kampf zwischen dem Starken und dem Schwachen hätte vielleicht das Resultat herbeigeführt, das man wünschte, wenn nicht die Schlacht von Marengo dazwischengetreten wäre, welche die Intrigue mit einem Schlage zerriß. Zweimal in vier Jahren war Italien durch die Eigensucht Österreichs verloren gegangen: 1796 infolge militärischer Fehler, welche die Politik verschuldet hatte, 1800 durch den Abzug der Russen, der aus gleichen Ursachen eintrat.

Der Ausgang dieser beiden Kriege, im Vergleiche zu denen von 1703 und 1743, überzeugte die Mächte, welche für die Unabhängigkeit Europas stritten, von der Nothwendigkeit, das Königreich Sardinien auf einer solidern Grundlage aufzubauen. Dieser Staat mußte in der Weise constituirt werden, daß er fernerhin sowol gegen Frankreich wie gegen Österreich hin eine feste Schutzmauer bildete. Unter diesem Gesichtspunkte wurde im Jahre 1804 zu Petersburg ein in der Folge auch von England und Preußen gebilligtes Project ausgearbeitet, wonach Piemont, Genua, die Lombardei und Venetien einen einzigen Staat unter dem Scepter des Hauses Savoyen ausmachen sollten. Die Unabhängigkeit Italiens würde dadurch gesichert und das europäische Gleichgewicht auf eine dauerhafte Grundlage gestellt worden sein. Im Jahre 1809 wurden sogar Vorschläge derselben Art von Österreich gutgeheißen. Die Siege des französischen Kaiserreichs verhinderten indessen beide male die Verwirklichung jener Entwürfe. Napoleon nahm seinen reißenden Lauf durch Europa, die Fürsten wie die Völker unter seine Füße tretend. Österreich gelangte endlich dahin, sich an das Glück des Eroberers zu heften, sogar durch die Bande des Bluts, und brach erst mit ihm, als sich Deutschland wie Ein Mann zu erheben begann und der schließliche Sieg der Verbündeten in Aussicht stand. Man konnte bereits das Ende der Napoleonischen Ära vorhersagen, ehe sich Österreich gegen den gemeinsamen Feind erklärte. Dabei feilschte es um seinen Beitritt zur Sache Europas und machte die Bedingung, daß man ihm in den künftigen Anordnungen bezüglich Italiens die Oberhand lasse. Als die Verbündeten 1814 den Frieden zu Paris dictirten, erhielt demnach Österreich durch den Vertrag vom 30. Mai nicht nur die Lombardei zurück, sondern es nahm dazu noch das Venetianische. Das sicherte Habsburg in Italien ein unheilvolles Übergewicht, aus dem alle die Erschütterungen entsprungen sind, welche die Halbinsel 45 Jahre lang nicht haben zur Ruhe kommen lassen.

Wenden wir uns nun der neuen Lage zu, welche der Pariser Friedensschluß den Fürsten Italiens, namentlich aber Piemont bereitet hat. In dem Werke der Diplomatie, da liegt der Kern der Italienischen Frage; die Ereignisse, welche im Laufe der Zeit eintraten, waren nur die logischen und unvermeidlichen Consequenzen der Transactionen von 1814 und 1815.

Von den Pariser Friedensschlüssen bis zum Beginn der italienischen Bewegung im Jahre 1846.

Der Art. 6 des Pariser Vertrags vom 30. Mai 1814 ließ sich in Bezug auf Italien folgendermaßen aus: „Italien, außerhalb der Grenzen, welche das Österreichische umschließen werden, wird aus unabhängigen Staaten zusammengesetzt sein." Der Art. 1 stellte fest, daß Frankreich seine Grenzen unverletzt erhalten werde in der Ausdehnung, wie dieselben zur Zeit vom 1. Jan. 1792 bestanden hätten, enthielt aber zugleich den Zusatz, daß es eine Gebietsvergrößerung durch savoyisches Territorium bekommen solle. Der König von Sardinien mußte demnach auf die Unterpräfecturen von Chambéry und von Annecy Verzicht leisten. In gesonderten und geheimen Artikeln ward bestimmt: 1) daß die Besitzungen Österreichs in Italien den Po, den Ticino und den Lago-Maggiore zur Grenze haben sollen; 2) daß der König von Sardinien in den Besitz seiner vormaligen Staaten, mit Ausnahme des Frankreich zugesicherten Theils von Savoyen, wieder eintreten und einen Gebietszuwachs durch das Territorium des genuesischen Staats erhalten solle. Der Art. 5 des Vertrags, vorher am 11. April 1814 zwischen Napoleon und den alliirten Mächten unterzeichnet, sicherte der Erzherzogin Marie Luise, Kaiserin der Franzosen, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla zu, die an ihren Sohn und dessen Descendenz in directer Linie vererben sollten.

Das waren die einzigen Bestimmungen, welche rücksichtlich Italiens zu Paris ausdrücklich getroffen wurden; das Übrige sollte auf dem nach Wien zusammenberufenen Congresse mittels Verhandlungen abgemacht werden. Indessen war im Princip entschieden, daß die alten Fürsten ihre Staaten zurückerhalten sollten. Kaum hatte der Hof von Turin von diesem Übereinkommen Kenntniß erlangt, als er sich auch beeilte, die schweren Misstände nachzuweisen, die aus solchen Anordnungen hervorgehen müßten, und er wandte sich in der Angelegenheit an das Cabinet zu London und an den Kaiser Alexander von Rußland. Der Graf d'Agliè, Minister des Königs

Victor Emanuel I. am britischen Hofe, überreichte dem Lord Castlereagh, der sich eben anschickte, zu dem Congresse nach Wien abzugehen, eine Denkschrift, in welcher klar und bestimmt alle die Gefahren auseinandergesetzt waren, die aus den Gebietsvertheilungen, wie man sie aufgestellt, entspringen müßten. Das Schriftstück ist ein Zeugniß jener Voraussicht und jener hohen politischen Einsicht, welche die alte piemontesische Diplomatie, von der Graf d'Aglié einer der letzten Vertreter war, auszeichnete. Victor Emanuel I. gab seinem Bevollmächtigten zu Wien, dem Marchese von San-Marzano, die Weisung, daß er jene Arbeit als einen integrirenden Theil seiner Instructionen ansehen möge. Folgendes sind die wichtigsten Gesichtspunkte, unter welchen die sardinische Regierung im Jahre 1814 die Italienische Frage auffaßte.

Oberitalien, sagt die Denkschrift, umfaßt beinahe 10 Mill. Einwohner. Es wird von zwei Seiten begrenzt durch das Mittelmeer und das Adriatische Meer, und im übrigen ist es umgeben von der langen Alpenkette, die eine treffliche Schutzwehr zur Vertheidigung des Landes bildet, und es auf bestimmteste und ausgesprochenste Weise von den Nachbarländern scheidet. Der Boden Oberitaliens ist äußerst fruchtbar, die Bevölkerung gebildet und industriös. Dennoch hatte dieses so begünstigte Land, das vor 1792 in neun verschiedene Staaten zerfiel*), ohne die geringern Glieder zu rechnen, beinahe gar kein Gewicht mehr in der politischen Wage Europas. Als die Ursache einer solchen Schwäche ist nur die außerordentliche Zersplitterung Oberitaliens anzusehen. Diese kleinen Staaten besaßen weder innere Haltbarkeit noch die nöthigen Mittel, um geregelte Militäreinrichtungen zu treffen: sie waren demnach unfähig, zur Vertheidigung der Halbinsel beizutragen, noch viel weniger vermochten sie eine Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten Europas zu führen. Nur die Staaten des Königs von Sardinien machten eine Ausnahme.

Der Graf d'Aglié legt dar, daß jene kleinen Staaten, obschon jeder für sich sehr beschränkt, doch zusammen mehr Ausdehnung gehabt als die andern Staaten in diesem Theile Italiens, und daß eine solche Territorialgestaltung den Herrschern von Piemont, in Verbindung mit ihrer wichtigen Lokalstellung, eine ganz ausnahmsweise Bedeutung unter den italienischen Staaten verliehen habe. Piemont mit seinen zahlreichen Festungen sperrte die Alpen und schützte so sich und zugleich die kleinen Staaten Italiens vor Frankreich, während sie alle zusammen in Italien selbst durch die Schwäche ihrer Nachbarstaaten geschützt waren. Das Haus Habsburg war freilich auch vormals ein mächtiger Nachbar, aber es zeigte sich doch den Staaten Italiens weder gefährlich durch die Ausdehnung noch durch die Lage seines Gebiets in der Halbinsel. Es besaß nur das Herzogthum Mailand, abgelöst und entfernt von seinen Erbstaaten. Die Zahl seiner Truppen, welche es in Friedenszeiten in Italien hielt, war sehr gering und konnte zu Besorgnissen keinen Anlaß geben. Die große Entfernung, in der es seine Vorbereitungen treffen mußte, verhinderte Österreich, Italien durch Krieg zu überraschen, und immer blieb Zeit genug übrig, um sich in Vertheidigung zu setzen.

Die Stellung des Königs von Sardinien, fährt die Denkschrift fort, war demnach unter den bestehenden Verhältnissen vergleichsweise eine starke, und auch die Mächte, die aufrichtig das politische Gleichgewicht anstrebten, insbesondere England, hatten es sich angelegen sein lassen, den König nicht nur zu stützen, sondern auch auf Vergrößerung seiner Macht hinzuwirken, denn man betrachtete ihn als ein wesentliches Element des politischen Gleichgewichts im Süden Europas. Indessen, die Erfahrungen, die man im Kriege von 1792 gemacht, haben dargelegt, daß die Mittel des Königs keineswegs im Verhältnisse standen zu der Wichtigkeit seiner Stellung. Der König vertheidigte die Pässe auf den Gipfeln der Alpen gegen das revolutionäre Frankreich mit aller Anstrengung, während die kleinen Staaten Oberitaliens nicht einen Thaler, nicht einen einzigen Mann hergaben zu dem gemeinsamen Vertheidigungszwecke. Der wiener Hof feilschte inzwischen unausgesetzt mit dem Hofe zu Turin, und seine Politik verursachte hauptsächlich mit die militärischen Niederlagen, welche endlich erfolgten. Von da an, wo der König von Sardinien sich genöthigt sah, vom Kampfe zurückzutreten, bemächtigten sich die französischen Heere in weniger als einem Jahre des ganzen Restes der Halbinsel.

Die vormalige Gebietsvertheilung in Italien war demnach mangelhaft, aber die neue Anordnung, die zu Paris eingeleitet worden, muß sich unendlich verhängnißvoller gestalten sowol für die Halbinsel im allgemeinen als für den König von Sardinien im besondern. „Man fertige eine Karte nach den pariser Stipulationen, und auf den ersten Blick wird man finden, daß, mit Ausnahme Piemonts, die vormaligen italienischen Gouvernements vernichtet sind, und daß der

*) Piemont, Genua, Parma, Modena, Mailand, Venedig, Lucca, Massa und Carrara, Toscana und außerdem die Legationen.

Hof zu Wien zum absoluten Meister des Landes wird, sei es unter dem Namen des Kaisers selbst, oder unter dem Namen einiger Seitenzweige des kaiserlichen Hauses. Die alten Gebietsverhältnisse Oberitaliens waren die Ursache seiner Schwäche, die neuen, die eintreten sollen, können nichts anderes als seine vollständige Unterjochung nach sich ziehen."

„Was den König von Sardinien betrifft", heißt es in der Denkschrift weiter, „so ist, nach den neuen Aufstellungen, das Misverhältniß seiner Staaten zu den Besitzungen des Hauses Österreich in Italien geradezu vernichtend. Die Bedeutung, welche der König als Principalmacht in Oberitalien hatte, ist hiermit aufgehoben; was aber noch schlimmer, seine für Italien wichtige Stellung, die einestheils auf seiner Lokalstärke und anderntheils auf seiner Sicherheit beruhte, wird gänzlich gefährdet. Die Stellung der sardinischen Staaten vor 1792 war derart, daß der König, da er von der Seite Italiens aus infolge der Schwäche seiner Nachbarn und der Entfernung der österreichischen Macht nichts zu fürchten hatte, sich ganz der Vertheidigung der Alpenbarrière hingeben konnte, welche Piemont von Frankreich trennt und vor diesem schützt. Nunmehr aber muß der König von Sardinien, statt von der Seite Italiens aus gesichert zu sein, gerade seine italienischen Grenzen als die schwächsten und bedrohtesten seiner Staaten erachten. Diese Grenze ist gänzlich offen nach der Lombardei hin; kein natürliches Hinderniß stellt sich dem Vordringen einer feindlichen Armee durch die große Ebene entgegen; in zwei Tagen kann eine gut befehligte österreichische Armee vor Turin erscheinen. Zu keiner Zeit fand sich das Haus Savoyen in solcher Weise bloßgestellt. Seit Jahrhunderten sind durch den Bestand der verschiedenen italienischen Staaten, namentlich durch die Republik Venedig, die spanischen und dann österreichischen Besitzungen in Oberitalien jederzeit isolirt und darum weniger furchtbar gewesen. Die Vernichtung jener Staaten muß auch gänzlich die durch ihren Bestand bedingte Stellung des Königs von Sardinien zerstören, aus welcher er seine Kraft schöpfte. Wenn es dem Hause Österreich gelingt, sich die Beute anzueignen, so wird die Unabhängigkeit des einzigen italienischen Fürsten, der in der Halbinsel noch übrig bleibt, fortan mehr nur dem Namen als der That nach bestehen."

„Das einzige Mittel, allen Mißständen zu begegnen, wäre gewesen, wenn man den König von Sardinien in den Stand gesetzt hätte, seine Armee durch einigen Territorial- und Bevölkerungszuwachs zu vermehren. Wenn man aber statt dessen die Grenze seiner Staaten, die durch die ehemalige Zersplitterung Italiens gesichert war, außerdem noch bloßstellt, so ist es einleuchtend, daß man in eben dem Grade die Mittel schwächt, die er vorher für die Alpenvertheidigung besaß. Die Vereinigung Genuas mit Piemont ist allerdings ein großer Vortheil, weil hierdurch die natürliche Vertheidigungslinie gegen Frankreich hin vervollständigt wird, und weil diese Vereinigung die unmittelbare Verbindung Piemonts mit dem Meere eröffnet; aber dieser Zuwachs verbessert in keiner Weise die Grenze Piemonts gegen Italien hin."

Nach dieser Erörterung voll Wahrheit und schlagender Evidenz gelangt Graf d'Aglié zu dem Schlusse, daß bei einer solchen Sachlage die Forderung einer Territorialvergrößerung Piemonts nicht als ein ehrgeiziges Verlangen, sondern als eine Maßregel der Sicherheit, als das einzige Mittel zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit anzusehen sei. Ebenso sucht er darzuthun, daß die ungemessene Vergrößerung Österreichs keine andere Wirkung hervorbringen werde als die Unterjochung Italiens und die Vernichtung des europäischen Gleichgewichts im Süden Europas, ohne daß doch Österreich selbst dauerhafte und fruchtbare Vortheile daraus ziehen könne. Die Bemerkungen, die der Graf d'Aglié in dieser Beziehung macht, verdienen hervorgehoben zu werden, denn sie sind durch die Geschichte der letzten Zeit vollständig bestätigt worden.

„Die natürlichen Grenzen, die Italien von Deutschland trennen, sind zu entschieden gezogen, als daß beide Länder jemals eine einzige Nation umschließen könnten. Die Bevölkerung der österreichischen Provinzen in Italien ist heute ebenso wenig mit Deutschland verwachsen, als sie es vor mehr als einem Jahrhundert war, da Österreich dieselben in Besitz nahm. Die Consequenzen solcher Grundverschiedenheit in den Interessen, im Denken und Fühlen, in den Anlagen machen sich in Zeiten des Friedens ebenso geltend wie zu Kriegszeiten. Die Nachgiebigkeit und Behutsamkeit, womit Österreich seine italienischen Provinzen verwalten muß, um sie nicht zu erbittern und die Gemüther noch mehr zu entfernen, verringern bedeutend die Revenuen in Friedenszeiten und machen diese Provinzen in Kriegszeiten für den Staat unnütz. Ja, sie verwandeln sich sogar in eine Bürde, sei es im allgemeinen durch die Kriege, welche ihr Besitz stets veranlaßt hat und immer wieder veranlassen wird, sei es im besondern vermöge des eigenthümlichen Charakters dieser Kriege, welche für die Regierung äußerst drückend werden müssen, schon wegen der ungeheuern Kosten, die militärische Operationen in Ländern in Anspruch nehmen,

welche entfernt liegen und wo eine Unterstützung durch die Bevölkerung selbst nicht erwartet werden kann. So geschah es denn auch jederzeit, und insbesondere in diesen vergangenen Jahren, daß die österreichischen Armeen schon nach einer einzigen Niederlage alles im Stiche lassen mußten, was sie in Italien gewonnen hatten."

Am Schlusse dieser Denkschrift schlägt die sardinische Regierung durch die Vermittelung ihres Gesandten, des Grafen d'Aglié, eine Combination vor, die Piemont im Interesse des europäischen Gleichgewichts gestärkt und diesem Staate eine gute Grenze sowol gegen Frankreich wie gegen Österreich hin würde verliehen haben. Sardinien verlangte die Linie des Mincio mit Mantua und Peschiera.*)

Lord Castlereagh las die Denkschrift, würdigte ihren Inhalt und versprach sie auf dem Congresse zu Wien zu unterstützen. Außerdem wandte sich König Victor Emanuel I. unmittelbar an den Kaiser Alexander. „Gestatten mir Ew. Majestät", schrieb der König unterm 18. Sept. 1814, „die vertrauensvolle Vorstellung, daß noch viel daran fehlt, ehe ich die Stellung einnehmen werde, in welcher sich meine Familie im Jahre 1792 befand. Ew. Majestät kennt den Einfluß, den Piemont damals in Italien übte und welchen Nutzen seine Cooperation den Verbündeten gewährt hat. Stark durch seine Mittel und seine vortheilhafte Lage, vertheidigte es für sich allein die Alpenpässe, die damals weniger zugänglich waren, gegenwärtig aber viel mehr offen stehen. Vier Jahre hindurch hat Piemont die französische Armee, die Italien zu überziehen suchte, zurückgehalten, und niemals würde wol der Feind eingedrungen sein, wenn er nicht den Weg auf der genuesischen Küste gefunden hätte, deren Schutz andern Truppen als den meinigen anvertraut war. Die Veränderungen, welche in den mir benachbarten Staaten vorgegangen sind, und die Vereinigung des größten Theils von Oberitalien unter Fürsten Einer Familie erfordern eine Vermehrung der Mittel, damit auch künftig meine Cooperation meinen Verbündeten die Vortheile gewähren kann wie ehedem, und damit meine Allianz frei und unabhängig ist von den Ansichten und Planen meiner Nachbarn.... Ich bitte Ew. Majestät mir Glauben zu schenken, daß ich keine andern Veränderungen im Auge habe als solche, welche die Ruhe meiner Völker, die Unabhängigkeit Italiens und den Erfolg meiner Cooperation für meine Verbündeten sicher zu stellen vermögen."

Die Hoffnung, welche der turiner Hof einen Augenblick genährt hatte, daß er der Lage, die ihm bereitet war, sich würde entziehen können, erwies sich als Täuschung. Die Fragen rücksichtlich Polens und Sachsens und die Prätensionen der dabei interessirten Mächte, die diese Angelegenheiten nach ihren Wünschen geregelt sehen wollten, verhinderten, daß das Schicksal Italiens im allgemeinen und das des Königs von Sardinien im besondern in eine ernste Berathung gezogen wurde, aus der eine Abänderung der zu Paris festgestellten Principien hätte erfolgen können. England, obschon für die Halbinsel günstig gestimmt, machte keine Anstrengung zur Verbesserung ihres Loses, denn die Politik Lord Castlereagh's neigte offen zu Österreich; die Entfaltung der russischen Macht begann bereits das Mistrauen des Cabinets von St.-James zu erregen. Italien wurde somit an Österreich überliefert. Der Wiener Congreß setzte Ferdinand von Bourbon zu Neapel wieder ein; Toscana, Modena und Parma wurden zurückgegeben oder zum ersten mal verliehen an Prinzen des Hauses Österreich; die Bourbonen von Parma erhielten ein provisorisches Unterkommen in Lucca; die Legationen wurden dem Papste wieder ausgehändigt, d. h. verurtheilt zu gänzlicher politischer Nullität. Wie gelüstete es das wiener Cabinet nach diesen päpstlichen Provinzen, und wie bitter beklagte es sich, sie ihrem frühern Herrn zurückgegeben zu sehen! Entgegen den geheimen Vereinbarungen, die vorher unter den Großmächten stattgefunden hatten, erlangte Österreich das Besatzungsrecht in Ferrara und Comacchio, den Festungen des Heiligen Stuhls. Dieser protestirte laut, aber ohne irgendeinen Erfolg.

Der französische Publicist und Diplomat Abbé de Pradt sagt über die Gebietsvertheilungen von 1815 in Italien: „Österreich, die große Macht, hat alle dominirenden Stellungen für sich selbst genommen, die Piemont, die kleinere Macht, hätte erhalten sollen. In den Händen Piemonts würden diese nur Defensiven gewesen sein; für Österreich sind sie in Wahrheit Offensiven. Es hat hier eine Verwechselung der Rollen stattgefunden. Je mehr Österreich sich in Italien ausdehnte, desto nothwendiger war es, hier Piemont zu stärken."

Der Graf d'Aglié, der das, was geschah, nicht hatte hindern können, erklärte dem britischen

*) Die Denkschrift des Grafen d'Aglié wurde zum ersten mal veröffentlicht in der trefflichen Arbeit des Grafen Sclopis über die Beziehungen des Hauses Savoyen zu England. Dieselbe ist enthalten in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Turin vom Jahre 1853.

Cabinet, die neue Eintheilung Italiens „mache die Lage des Königs von Sardinien so precär und so abhängig von Österreich, daß man sich nicht wundern solle, wenn sich der Hof zu Turin eher oder später genöthigt sähe, seiner Politik eine neue Richtung zu geben und sich in die Arme Frankreichs zu werfen"…. „Es ist einleuchtend", erklärt d'Aglié weiter, „daß bei künftigen Kriegen die Vortheile, welche Frankreich dem turiner Hofe in Aussicht stellen kann, immer um vieles größer sein werden als die, welche Österreich zu gewähren geneigt sein dürfte…. Dieses Verhältniß, das von einer Seite soviel Ursache zu Besorgnissen geben muß, kann im Laufe der Zeit nur die traurigsten Folgen haben. Aber erst später und nachdem der allgemeine Friede allen Mächten erlaubt haben wird das Kriegsschwert niederzulegen, da wird sich, meiner Ansicht nach, die Gefahr unserer Lage erst recht fühlbar machen."

Hier, und ehe wir den Lauf der Dinge weiter verfolgen, wollen wir indessen aussprechen, daß auf Europa mehr noch als auf Österreich die Verantwortlichkeit lastet für einen Zustand der Dinge, der weder auf Gerechtigkeit noch auf Rücksicht für das allgemeine Interesse gegründet ist. Die Diplomaten und Staatsmänner Europas hätten begreifen sollen, daß sie sich auf einem falschen Wege befänden, und daß ihre Acte Consequenzen haben müßten, die niemand wünschen konnte. Was Österreich betrifft, so nahm es freilich die Rolle auf, die man ihm überließ, und zwar mit einer Gefälligkeit oder einer Verblendung, die ihresgleichen sucht.

Der Wiener Congreß hatte in Italien unabhängige Staaten anerkannt, aber diese Unabhängigkeit war nach der Lage der Dinge nothwendig abhängig von der Mäßigung der präponderirenden Macht, hinter welcher sich jene Staaten anreihten. Der wiener Hof — konnte er sich selbst das Streben versagen, in die von Natur schwachen und der Willkür ihres mächtigen Nachbars preisgegebenen Staaten überzugreifen? Das wäre eine größere Zumuthung gewesen, als man der menschlichen Leidenschaft machen kann. Österreich mußte sich gleichsam für berufen halten, auf Italien einen ausschließlichen und unbeschränkten Einfluß zu üben: es sah, daß es diesen Einfluß thatsächlich ohne Controle üben durfte, und es wollte sich denselben sichern mit dem ersten Tage, wo es die Macht dazu erlangt hatte.

Die Schlußacte des Wiener Congresses wurde am 9. Juni 1815 unterzeichnet. Am 12. Juni, also drei Tage später, unterzeichnete der Fürst Metternich zwei Verträge, den einen mit dem Großherzoge von Toscana, den andern mit dem Könige von Neapel. Bei dem ersten war als Zweck die Aufrechterhaltung „der äußern und innern Ruhe Italiens" angegeben. Zu dem Ende garantirten sich die contrahirenden Parteien gegenseitig die Staaten, die sie in Italien besaßen, und erklärten, daß jeder Angriff oder jede aggressive Drohung gegen den einen von ihnen angesehen sein sollte von dem andern, als wären sie gegen ihn selbst gerichtet. Die toscanischen Truppen, ward bestimmt, sollen unter den Oberbefehl des österreichischen General-en-Chef gestellt werden. Der Vertrag mit Neapel war in derselben Art abgefaßt, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß der toscanische Vertrag keine geheimen Artikel, die Convention mit Neapel aber folgende zwei geheime Bestimmungen enthielt:

„Art. 1. Da die Bande der Verwandtschaft und Verschwägerung zwischen den regierenden Häusern in Italien und den andern Mächten Europas, ebenso wie ihre gegenseitigen Interessen, untergeordnet sein müssen dem allgemeinen Interesse der äußern und innern Sicherheit Italiens und der Garantie des durch den Wiener Vertrag stipulirten Besitzstandes… so sind Se. Majestät der Kaiser von Österreich und Se. Majestät der König beider Sicilien übereingekommen, daß… sie sich verpflichten, kein Bündniß einzugehen, welches dem gegenwärtigen Vertrage und dem Defensivbündnisse Italiens zuwiderläuft, welcher Art jenes Bündniß auch sei u. s. w."

„Art. 2. Da die Verbindlichkeiten, welche Ihre Majestäten in gegenwärtigem, zur Sicherung des innern und äußern Friedens von Italien errichteten Vertrage übernehmen, ihnen zur Pflicht machen, ihre Staaten und respectiven Unterthanen vor neuen Reactionen und vor der Gefahr unkluger Neuerungen, welche sie (die Reactionen, d. h. Revolutionen) wieder herbeiführen würden, zu bewahren: so sind die hohen contrahirenden Parteien übereingekommen, daß Se. Majestät der König beider Sicilien, indem er die Regierung des Königreichs wiederherstellt, keine Veränderung zulassen wird, die sich nicht vereinigen ließe, sei es mit den alten monarchischen Institutionen, sei es mit den Principien, welche Se. kaiserliche und königliche apostolische Majestät für das innere Régime seiner eigenen italienischen Provinzen adoptirt hat."

Diese beiden Artikel bedürfen keines Commentars. Der König von Neapel entsagt jedem unabhängigen Vorgehen, sowol in der innern Verwaltung als in der politischen Verfassung seines Staats.

Die Erzherzogin-Kaiserin Marie Luise bat den Kaiser und König, ihren Vater, in einer Acte vom 31. Mai, er möge die Staaten von Parma, die ihr zugetheilt worden, in ihrem Namen verwalten.

Was Modena betrifft, so kennt man von diesem keine Separatverträge, welche aus jener Epoche datiren. Wahrscheinlich meinte das wiener Cabinet, daß hier specielle Abkommen nicht nöthig wären, denn es hat dieses Herzogthum stets, rechtlich und thatsächlich, als ein Lehn der kaiserlichen Familie betrachtet.

Sonach waren seit dem Monat Juni 1815 alle Fürsten Italiens unter die unmittelbare Abhängigkeit des wiener Cabinets gestellt. Neapel hatte eingewilligt, kein Bündniß zu schließen, das den Interessen des Kaisers entgegen wäre, und seine Institutionen so einzurichten, wie ihm das Muster dafür in den lombardisch-venetianischen Provinzen Österreichs gegeben war. Der Großherzog von Toscana und die Herzoge von Parma und Modena, im Gehorsam gegen ihr Familienhaupt, hatten ihre Geschicke mit denen Österreichs verknüpft. Die Legationen standen den kaiserlichen Truppen offen vermittelst der österreichischen Garnisonen in Ferrara und Comacchio. Blos das Haus Savoyen blieb übrig. Hatte es Kraft genug, um sich der Pression zu entziehen, die man auf dasselbe auszuüben nicht ermangeln konnte? Vermochte es, wenn nicht sein vormaliges Machtverhältniß, doch wenigstens seine alte legale Unabhängigkeit zu bewahren? Wir werden jetzt die Unterhandlungen entwickeln, die darüber angeknüpft wurden, sowie den Kampf, der mit dem ersten Tage der Restauration auf dem diplomatischen Felde begann.

Das sardinische Gouvernement sah sich auf dem Congresse zu Wien genöthigt, die Frage um eine gerechtere Machtvertheilung in Italien ganz beiseite zu lassen, denn es hatte vor dem Congresse Interessen zu vertheidigen, die es noch viel tiefer berührten. Zunächst mußte es die definitive Einverleibung Genuas in Piemont betreiben, die in dem Vertrage zu Paris vom 30. Mai im Princip ausgesprochen war. Dann galt es der Annexion der kaiserlichen Lehne, welche der ligurischen Republik gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einverleibt worden und jetzt, nachdem sich das Deutsche Reich aufgelöst, als Theile des genuesischen Staats zu betrachten waren. Der König Victor Emanuel verlangte überdies die Rückgabe des Gebietstheils von Savoyen, das er im ersten Pariser Vertrage Frankreich hatte belassen müssen, und die Bestätigung seiner Rückfallsrechte bezüglich Piacenzas, die im Friedensschlusse von Aachen stipulirt worden waren. Endlich forderte der König die Räumung Piemonts und insbesondere der Festung Alessandria, welche die österreichische Armee besetzt hielt.

Das wiener Cabinet wagte zwar nicht, von dem Könige von Sardinien einen Allianzvertrag zu verlangen, wie es mit dem Könige von Neapel abgeschlossen, sondern es schlug Victor Emanuel eine italienische Conföderation vor, die Österreich die Oberhand in den Angelegenheiten der Halbinsel unter allen Umständen gesichert haben würde. Nach dem bezüglichen Project würde Alessandria zur „kaiserlichen" Festung erklärt worden sein und in dieser Eigenschaft eine österreichische oder eine gemischte Garnison erhalten haben; vorläufig beschränkte man sich indessen darauf, die Schleifung der äußern Werke der Festung zu verlangen. Die kaiserliche Regierung beanspruchte überdies die Herausgabe des obern Theils der Provinz Novara, um, wie sie erklärte, ein größeres Stück des Laufs der Simplonstraße in ihren Besitz zu bekommen.

Die andern Mächte, namentlich England und Rußland, verlangten vom Könige die Abtretung eines Theils der savoyischen Provinzen Genevais und Faucigny zur Arrondirung der Republik Genf, deren Interesse der Kaiser Alexander, Lord Castlereagh und der Herzog von Wellington speciell vertraten.

In der Annexion von Genua gelangte man ziemlich rasch zum Ziele, denn die Schwierigkeiten, die erhoben wurden, kamen von den Genuesen, welche die Wiederherstellung der alten Republik verlangten. Was die Frage rücksichtlich der kaiserlichen Lehne betraf, so wurde dieselbe unentschieden gelassen auf Andringen des spanischen Bevollmächtigten, der auf diese Weise noch mehr disponibles Gebiet zu gewinnen suchte zur Entschädigung der Bourbonen von Parma; man kam nur überein, daß jene Lehne vom Könige von Sardinien besetzt und verwaltet werden sollten. Die Wiedererlangung des an Frankreich abgetretenen Theils von Savoyen war vor der Hand nicht möglich; erst die Rückkehr Napoleon's brachte dies zu Wege. Als der sardinische Bevollmächtigte, Marchese von San-Marzano, die Räumung Piemonts zur Sprache brachte, beeilte sich der Fürst Metternich zu erklären, daß der König von Sardinien dem Befehlshaber der österreichischen Truppen hierzu nur den Befehl zu geben habe, worauf dieser die Räumung sofort ausführen werde. Allein trotz dieser bestimmten Zusage blieben die kaiserlichen Truppen im Lande stehen, und das wiener Cabinet erklärte nun, daß vorgängig die äußern Festungswerke von

Alessandria geschleift werden müßten. Damals schrieb der Graf von Vallaise, sardinischer Minister des Auswärtigen, unterm 8. Oct. 1814 Folgendes an den Marchese von San-Marzano: „Se. Majestät gibt Ihnen auf, ohne Einhalten mit aller Bestimmtheit die Forderung zu stellen, daß seine Staaten sofort geräumt würden. Sie sollen dem Fürsten Metternich erklären, daß sie diesen Befehl erhalten haben, und daß der ehrenhafte Charakter des Königs, die Rücksichten, welche man dem souveränen Fürsten schuldet, dessen Würde man unausgesetzt herabzieht und verletzt, die Finanznoth und die Rechte Sr. Majestät es gleich unzulässig erscheinen lassen, erst das Ende des Congresses abzuwarten, bis man ihn von den österreichischen Truppen befreit... Man hat da keine Freunde oder Verbündete, wo man mit Gewalt verfährt... Kurz, Se. Majestät der König will, daß Sie nichts unversucht lassen, um die ungesäumte Räumung seiner Staaten zu bewirken, und er ist überzeugt, daß er vollkommen das Recht hat, dies zu fordern, sowie daß der Augenblick gekommen, die entschiedenste Sprache zu führen." Der Kaiser Alexander und die Minister der übrigen Mächte wurden von den Hindernissen in Kenntniß gesetzt, welchen die so gerechte Forderung begegnete, aber ihre guten Dienste änderten nichts an den Forderungen und Absichten Österreichs. Victor Emanuel I. mußte im Princip in die Schleifung der Festungswerke von Alessandria unter folgenden Gegenbedingungen einwilligen: 1) das Recht, die Fortificationen möglichenfalls wiederherzustellen, soll unberührt bleiben; 2) die kaiserlichen Lehne sollen von jetzt an als definitiv abgetreten angesehen werden; das Versprechen der Räumung Piemonts soll die Garantie der verbündeten Mächte erhalten.

Indessen begnügte sich der Fürst Metternich damit noch nicht. Er erhob Ansprüche auf die kaiserlichen, d. i. Reichslehne, welche, wie bereits erwähnt, auf Verlangen des spanischen Bevollmächtigten reservirt worden waren, und forderte zur Entschädigung für Verzichtleistung auf diese angeblichen Rechte Ober-Novara, durch welches die Simplonstraße führt. Der Verlust dieses Gebiets würde die Staaten des Königs von der Agogna her bloßgestellt haben, da die Vertheidigungslinie Piemonts der Lago-Maggiore, der Ticino und der Po bildeten. Fürst Metternich sprach bei dieser Gelegenheit, und zwar zum ersten male, von der Errichtung der italienischen Conföderation und von Alessandria, das eine Bundesfestung werden solle. Es ist nicht schwer zu errathen, welche Antwort das turiner Cabinet auf die beiden Vorschläge gab. Der Graf von Vallaise schrieb unterm 18. Sept. dem Bevollmächtigten des Königs: „Ein Conföderationssystem mit einer solchen Macht, wie Österreich ist, würde für den König einen Zustand fortwährender Knechtschaft herbeiführen; überdies ist er auch entschlossen, in dieser Sache nur in Übereinstimmung mit Rußland und England zu handeln. Jedenfalls aber könnte es der König nicht geeignet finden, wenn man ihm fremde Truppen in seine festen Plätze legen wollte." Victor Emanuel selbst ließ sich unterm 6. Jan. 1815 bezüglich der Abtretung von Ober-Novara in folgender Weise aus: „Die Ausführung dieses Plans würde die Folge haben, daß Österreich der Übergang über den Ticino auf der Simplonstraße zu Sesto-Calende freistände, von wo aus es ihm dann sehr leicht sein würde, nach Nieder-Novara herabzusteigen und die Vertheidigungslinie des Ticino, die gegenwärtig unsere Staaten gegen Österreich deckt, zu umgehen. Alles, was man uns dafür als Entschädigung bieten könnte, würde unserer Ansicht nach nur außerhalb unserer natürlichen Vertheidigungslinie liegen und demnach bei nächster Gelegenheit überzogen werden, also keine Ausgleichung für die Aufgabe unserer gegenwärtigen vortheilhaften Position gewähren.... Wir glauben es verlangen zu können und es ist unser Wille, daß Sie nicht eher in Verhandlungen über diesen Gegenstand eintreten, als bis alle unsere Staaten von den österreichischen Truppen geräumt sein werden. Es ist ein anerkanntes Princip, daß man frei sein muß, wenn man unterhandeln soll. Stellen Sie diesen Punkt hin als die Bedingung sine qua non. Wir wollen lieber ein wenig Misstimmung von seiten Österreichs ertragen, als uns gewaltsam gezwungen sehen, Gesetze in demüthigender Weise anzunehmen. Sie brauchen keineswegs zu verschweigen, wie sehr wir verletzt sind durch ein so empörendes Verfahren."

Der König von Sardinien hatte demnach zwar seine Staaten zurückerhalten, aber er war darum nicht Meister in seinem Hause, denn die fremden Truppen hielten Piemont besetzt gegen den Willen und die Absicht des souveränen Territorialherrn. Er sollte erst einen Theil seines Gebiets abtreten, ehe man ihn von der Occupation befreien wollte. Glücklicherweise bestanden Rußland und England zu derselben Zeit auf der weniger wichtigen Abtretung savoyischen Gebiets zu Gunsten Genfs, und der König willigte nach ziemlich anhaltendem Widerstande darein, und erhielt zur Ausgleichung die Neutralisirung eines Theils von Savoyen, zu dessen Vertheidigung eintretendenfalls die Schweiz sich verpflichtete. Zugleich aber stellte Victor Emanuel die Bedingung, daß keine weitere Forderung mehr an ihn gemacht werden dürfe. Österreich

mußte darauf eingehen. Ober=Novara war somit gerettet, während auch die kaiserlichen Lehne definitiv an Sardinien überlassen wurden.

Mittlerweile dies geschah, verließ Napoleon die Insel Elba und landete zu Cannes. Der Friedenscongreß zu Wien verwandelte sich sofort in einen Kriegsrath. Die Fürsten, die sich über ihre Interesse noch nicht zu vereinigen vermocht, fühlten die Nothwendigkeit einer Verständigung, um dem gemeinsamen Feinde entgegentreten zu können. Die Hauptverträge gelangten so zur Unterzeichnung. Die Rechte Piemonts auf Piacenza wurden anerkannt und bestätigt, aber der König mußte diese selben Rechte in Bezug auf die Stadt Piacenza an Österreich überlassen gegen ein Äquivalent, das später festgestellt werden sollte. Endlich mußte in der Convention vom 1. Juni, welche die aufs neue gegen Frankreich zu treffenden militärischen Maßregeln feststellte, der sardinische Bevollmächtigte ausdrücklich darein willigen: daß die Festungswerke von Alessandria, die nicht zur Citadelle gehörten, geschleift würden; ferner, daß die Besatzung der Citadelle während der Dauer des Kriegs aus kaiserlichen und aus piemontesischen Truppen bestehen und der Gouverneur ein vom Kaiser ernannter österreichischer General sein sollte.

Der Kriegsstand von 1815 dauerte nur hundert Tage; das Napoleonische Reich sank am Tage von Waterloo abermals zusammen. Neue Verhandlungen wurden zu Paris eröffnet. Der Cavaliere Revel, der dabei den König Victor Emanuel vertrat, unterzeichnete mit Ludwig XVIII. einen Separatvertrag, wonach Frankreich den im ersten Pariser Frieden erworbenen Theil von Savoyen wieder herausgab. Der Fürst von Metternich, als er Kenntniß von diesem Übereinkommen erhalten, erklärte, dies laufe gegen die Principien der Allianz, welche keinem der Verbündeten Sonderunterhandlungen gestatte. Lord Castlereagh hatte die Gefälligkeit und übernahm die gehässige Rolle, dem piemontesischen Bevollmächtigten darüber eine Strafpredigt zu halten, und die russischen Minister, die doch dem Cavaliere Revel gerathen hatten, den Vertrag zu unterzeichnen, waren schwach genug, ihn jetzt im Stiche zu lassen. Der Vertrag ward demnach nicht ratificirt und als nicht vorhanden betrachtet. Es war dies eine gute Gelegenheit, welche sich der Fürst Metternich nicht wollte entgehen lassen. Er benutzte die Zurückgabe des savoyischen Gebiets an den König von Sardinien, an der sich inzwischen alle Höfe betheiligt hatten, und brachte nun wieder seine Forderung in Bezug auf Ober=Novara aufs Tapet. Der Cavaliere Revel rief in der Angelegenheit abermals die guten Dienste Englands und Rußlands an, die kaum mehr wußten, was sie einem Verbündeten antworten sollten, der jeden Augenblick gegen die Angriffe seines mächtigen Nachbars um Hülfe rief. Da die Vermittler den Stärkern zu schonen wünschten, so suchten sie Ausflüchte und Auskunftsmittel, um das Recht des einen zu schützen, ohne doch den Prätensionen des andern zu scharf entgegenzutreten. Hiernach machte Lord Castlereagh einen Vorschlag, der merkwürdig genug war, aber doch angenommen wurde. Es ist diese Episode in den Verhandlungen zu Paris noch niemals veröffentlicht worden, und so theilen wir sie hier als etwas Neues mit.

Nach den Bestimmungen, welche die Vertheilung der 700 Millionen Kriegscontribution regelten, die Frankreich auferlegt waren, hatte Piemont mit Recht Anspruch auf etwa 16½ Mill. Fr. zu machen. Lord Castlereagh schlug vor, dem Könige von Sardinien blos 10 Millionen zukommen zu lassen, und den Rest an Österreich zu geben, unter der Bedingung, daß dieses nun von jeder Territorialforderung abstände gegenüber Piemont. Der Cavaliere Revel setzte Victor Emanuel hiervon in Kenntniß, und dieser ließ alsbald durch den Grafen von Vallaise folgende Antwort geben: „Se. Majestät der König beauftragt mich, Sie so rasch als möglich in Kenntniß zu setzen, daß er den von Lord Castlereagh der Conferenz gemachten Vorschlag, wonach ihm die Wahl zwischen einer Gebietsabtretung und der Verzichtleistung auf einen Antheil an den Entschädigungsgeldern gestellt worden, sehr annehmbar findet, da die Hingabe des Geldes seinem Herzen am wenigsten schmerzlich ist, seine Würde am wenigsten verletzt, seine unersättlichen Nachbarn aber am meisten demüthigen muß. Der König ist bereit, den größten Theil der Summen, die ihm aus der französischen Kriegscontribution zufallen, an Österreich zu überlassen, um dafür Savoyen ohne jeden andern Gebietsverlust wiederzuhaben."

Der Vertrag vom 20. Nov. 1815 war unterzeichnet. Savoyen war wieder in den Besitz seiner alten Fürsten getreten, und der König Victor Emanuel glaubte das Ende der Kämpfe und Nöthen um die Integrität seines Reichs und die Unabhängigkeit seiner Krone erreicht zu haben, als gegen Mitte December desselben Jahres 1815 der Fürst Starhemberg, österreichischer Gesandter am Hofe zu Turin, den Angriff erneuerte. Er forderte noch einmal Ober=Novara mit dem Anerbieten, daß dem Könige die 6½ Millionen aus der französischen Kriegsentschädigung dafür verbleiben sollten; der Geschäftsträger Englands, Percy, fügte er hinzu, habe Befehl,

seine Forderung zu unterstützen. Der Fürst Starhemberg, in seinen Conferenzen mit dem Grafen Vallaise, nahm den Schein an, als wisse er nicht, daß die Summe, auf welche der König verzichtet, der Preis für das Zugeständniß gewesen war, Piemont nun nicht mehr in seinen Besitzungen zu beunruhigen, und daß die Verhandlungen zu Paris mit der Annahme des Geldes von seiten Österreichs geendet hatten, auf daß hierdurch, wie es hieß, einiges Gleichgewicht in die Gebietserwerbungen käme, da man die Provinzen nach Belieben nicht zerschneiden könne. Zugleich eröffnete der Fürst Starhemberg, daß sich Sardinien, wenn es Widerstand leiste gegen die Forderung, sich vielem Verdrusse und der fortgesetzten Erneuerung des Andringens aussetzen würde. Da die österreichischen Truppen Piemont noch besetzt hielten, so mußte die unvorhergesehene Eröffnung Starhemberg's wol tiefen Eindruck zu Turin machen, zumal die britische Regierung die Sache unterstützte.

Indessen, auch dieser letzte Versuch hatte keinen andern Erfolg als die frühern. Der König Victor Emanuel wandte sich unmittelbar an den Prinz-Regenten von England, indem er die britische Loyalität anrief. Er stellte dem Prinz-Regenten vor, wie es eben auf Vorschlag des britischen Bevollmächtigten geschehen, daß die Verzichtleistung auf die $6\frac{1}{2}$ Millionen stattgefunden, und wie demnach das Cabinet zu London bei seiner Ehre verpflichtet sei dahin zu wirken, daß ein Übereinkommen, welches vor zwei Monaten unter seinen Auspicien geschlossen worden, auch respectirt werde. Die gleichen Schritte wurden bei dem russischen Cabinet in Petersburg gethan. Sowol in London wie in Petersburg nahm man sich Sardiniens an: zu London allerdings weniger willig, zu Petersburg mit entschiedenerm Eifer. Die Forderung des Fürsten Starhemberg blieb ohne Erfolg, und die Österreicher verließen Piemont im Monat März 1816, nachdem sie vorher die äußern Werke von Alessandria geschleift hatten.

In den Verträgen zu Wien und zu Paris war die Frage rücksichtlich Parmas noch nicht definitiv entschieden worden. Wir haben schon erwähnt, daß in der Convention, geschlossen mit dem Kaiser Napoleon am 11. März 1814, jenes Herzogthum der Kaiserin Marie Luise und ihren Erben zuertheilt worden war, und daß sonach der Herzog von Reichstadt, Sohn Napoleon's und Marie Luise's, der Mutter in Parma folgen mußte. Auf dem Wiener Congresse hob man jedoch die Stipulation in Bezug auf die Erbfolge auf. Es ward im Art. 99 der Schlußacte des Congresses gesagt: daß Marie Luise die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla in vollem Eigenthume und in voller Souveränetät besitzen solle, daß aber über den Rückfall dieser Länder von den Großmächten werde Bestimmung getroffen werden, jedenfalls mit Beachtung der Rückfallsrechte Sardiniens und Österreichs. Wir haben schon bemerkt, daß, um diese Anerkennung seiner Rückfallsrechte zu erlangen, der König von Sardinien hatte Verzicht leisten müssen auf die Stadt Piacenza gegen ein Äquivalent, das später festgestellt werden sollte. In diesen Stipulationen war von dem Herzoge von Reichstadt keine Rede mehr. Der Kaiser von Österreich hatte es auf sich genommen, für die Unterkunft seines Enkels in anderer Weise zu sorgen.

Der bourbonische Zweig, der ehedem Parma besaß, sah sich durch alle diese Verfügungen seines Erbes beraubt und blieb auf das ihm zugewiesene Herzogthum Lucca beschränkt. Der Hof von Madrid hatte gegen eine solche Ungerechtigkeit, die man wider ein Glied seiner Familie übte, protestirt und sich auch geweigert, seine Zustimmung zu den in Wien getroffenen Vereinbarungen zu geben. Im Jahre 1817 endlich verständigten sich die Höfe von Paris, London, Berlin, Wien und Petersburg in dieser Angelegenheit, und es ward am 10. Juni, unter dem größten Geheimniß und ohne das Cabinet zu Turin davon in Kenntniß zu setzen, ein Vertrag unterzeichnet, welcher dahin lautete, daß nach dem Abgange der Erzherzogin Marie Luise die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an die Bourbonen in Lucca übergehen sollten. Der Art. 5 dieses Vertrags besagte: obgleich die Grenze der österreichischen Staaten in Italien durch die Polinie bestimmt worden, so sei man doch unter gemeinsamer Zustimmung übereingekommen, daß der Kaiser von Österreich, da die Festung von Piacenza ein specielleres Interesse für das Vertheidigungssystem Italiens besitze, in dieser Stadt das Garnisonrecht ohne weitern Vorbehalt (pur et simple) ausüben solle.

Im Verlaufe der Verhandlungen erinnerte sich aber das petersburger Cabinet, daß man, ohne den König von Sardinien herbeizuziehen, keine definitive Entscheidung treffen könne, indem dessen Recht und Interesse in dieser Frage betheiligt sei. Der Fürst Metternich erwiderte hierauf, daß der turiner Hof seine Hand zu jener Anordnung biete und dieselbe billige. Allein der König Victor Emanuel, als er erfuhr, was sich zutrug, protestirte laut gegen das Präjudiz, welches man aus dem ohne ihn geschlossenen Vertrage ziehen könnte, und suchte die Ausführung zu hindern. Der Vertrag war jedoch bereits unterzeichnet, und man mußte das fait accompli

hinnehmen. Metternich hatte seinen Zweck erreicht, aber freilich durch Mittel, die wir nicht weiter qualificiren mögen. Der Graf d'Agliè schrieb aus London unterm 16. Juli: „Es ist sehr zu bedauern, daß die Mächte aus einer Unterhandlung haben ein Geheimniß machen wollen, die so tief das Interesse des Königs berührt. Die Sache ist die Wirkung jener politischen Oligarchie, welche bei den europäischen Mächten neuerdings Eingang gefunden hat. Ew. Excellenz hält es vielleicht für zweckmäßig, dem londoner Hofe einige Bemerkungen über «das allgemeine Vertheidigungssystem Italiens» zukommen zu lassen. Es sind das große Worte, die oft den seltsamsten Prätensionen zum Vorwande dienen müssen, wie dies z. B. seinerzeit bei dem Handel um Ober-Novara geschah." Der Vertrag von 1817 war nur eine Anwendung der Principien, welche man zu Wien in Bezug auf Italien adoptirt hatte.

Die neuen Gebietsverhältnisse, die in Italien durch die Verträge von 1814 und 1815 waren geschaffen worden, mußten entweder zu einer vollständigen Unterjochung der Halbinsel durch Österreich oder zu einem Kampfe der italienischen Fürsten gegen den Bedrücker führen. Man mußte sich entweder beugen vor dem wiener Hofe, oder sich unwillfährig zeigen und die Gelegenheit erwarten, wo man sich mit Erfolg den Gefahren der Situation entziehen konnte. In Neapel, Rom, Florenz, ebenso wie in Parma und Modena nahm man das österreichische Protectorat an; Piemont allein wählte den Widerstand, um sein Recht auf Unabhängigkeit zu wahren. Das wiener Cabinet würde vielleicht bald dahin gelangt sein, wenig Umstände mit dem freien Gehaben seines kleinen Nachbars zu machen, wenn nicht eine Macht, die auf der Karte Europas bisher nicht figurirt hatte, aufgetreten wäre und die Sicherheit seiner Triumphe gestört hätte. Diese Macht war — der Geist der Freiheit und der Nationalität.

Es ist interessant zu sehen, wie das österreichische Gouvernement und sein berühmter Vertreter, Fürst Metternich, diesen ihren Feind, der eines Tags den Sieg davontragen sollte, zu benutzen wußten, um den Einfluß und die dominirende Stellung Österreichs desto fester zu begründen. Ja, es gelang ihnen selbst, den Widerstand Piemonts für einen Augenblick auf diesem Wege zu brechen.

Die Freiheitsprincipien, welche die Französische Revolution durch die Welt hin ausstreute, hatten auch ihren Weg nach Italien gefunden. Nur in den ersten Zeiten der französischen Invasion aber ließen sich die Italiener zu politischen Übertreibungen und demokratischen Ausschweifungen hinreißen. Der Italiener, seiner Natur nach, ist keineswegs abstracten und auf die Spitze getriebenen Systemen geneigt. Man kam sehr bald von den ausschweifenden Doctrinen der Revolution zurück und suchte sich vielmehr das anzueignen, was Gesundes und Wahres in der großen Bewegung war, welche die politischen wie die gesellschaftlichen Verhältnisse von Grund aus änderte. Die aufgeklärtesten Geister Italiens sahen damals in der Franzosenherrschaft das Mittel zur Verwischung der alten politischen Zerklüftung und zur Erweckung des Nationalbewußtseins.

Wie anderwärts, so übersah und misachtete Napoleon auch in Italien das Nationalelement, das sich dafür später so furchtbar an ihm rächte, indem es schließlich seinen gewaltigen Sturz herbeiführte. So hatte der corsische Eroberer, in seinem Despotismus, die Caprice gefaßt, mehrere Millionen Italiener in Franzosen umzuwandeln. Es waren dies zunächst die Piemontesen, dann die Genuesen, hierauf die Toscaner, endlich die Römer. Mitten unter diesen aber gründete er einen ziemlich großen und compacten Staat, dem er den Namen des Königreichs Italien gab und einen Franzosen als Vicekönig vorsetzte. Eine seltsame Grenzlinie schnitt die Stämme der Halbinsel in zwei Völker, die doch schon ihrer geographischen Lage, ihrer Sprache, ihrem Ursprunge, ihrer Natur nach berufen waren, eine einzige Nation auszumachen. Es that sich jetzt ein ganz neues Schauspiel auf. An ein und demselben Flusse, in ein und demselben Lande, sah man auf dem einen Ufer die Nationalsprache gepflegt, ermuntert, während sie auf dem andern Ufer verpönt war. Zu sprechen von der Unabhängigkeit Italiens, war zu Turin ein Verbrechen, während dies zu Mailand als Tugend galt. Das ganze „französische" Italien war mit nationalfranzösischen Beamten bevölkert, vom Präfecten bis zum niedrigsten Zollwärter, und die Jugend des Landes mußte die Cadres der französischen Regimenter ausfüllen. Dennoch wurden diese übeln Verhältnisse zum Theil ausgeglichen durch die bürgerliche Gleichheit, durch gute Gesetze, durch eine starke und geordnete Verwaltung.

Zu derselben Zeit war aber das Königreich Italien in einer gänzlich verschiedenen Weise regiert. Die nationale Armee und Sprache wurden bewahrt, die Ämter blieben den Söhnen des Landes aufbehalten, Fremde wurden sehr selten herbeigezogen. Es standen Männer von großem Verdienst an der Spitze der Geschäfte, die dem öffentlichen Geiste einen mächtigen Impuls gaben:

sie leiteten die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts. Die Bevölkerung der verschiedenen Provinzen, die zwar nicht durch weite Räume, wol aber durch Gewohnheit und die frühern politischen Verhältnisse voneinander getrennt gewesen, lernten sich näher kennen und als die Glieder einer großen Familie betrachten. Der Venetianer, der Bolognese, der Modenese, der Mailänder saßen in ein und derselben Versammlung, verfolgten in ihren Berathungen das gleiche Ziel, dienten dem einen Gouvernement. Ihre politische Unabhängigkeit war in der That keine vollständige, aber man hoffte nach Zeit und Umständen die volle Autonomie zu erlangen und dem „französischen" Italien seine Ketten brechen zu helfen. Von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag gestaltete sich diese Einigung inniger, gewannen diese Gefühle an Kraft, breiteten sich diese Hoffnungen aus.

Als Österreich 1809 und das verbündete Europa 1813 ihre Anstrengungen dahin richteten, den monströsen Bau Napoleon's niederzuwerfen, wandten sie sich auch an die Nationalgefühle der Italiener. Im Jahre 1809 erließ der Erzherzog Johann, als er in Oberitalien einrückte, folgende Proclamation. „Italiener! höret die Stimme der Wahrheit und Weisheit. Die erste sagt euch, daß ihr die Sklaven Frankreichs seid; für dieses gebt ihr euer Gut und Blut hin. Es ist offenbare Thatsache, daß das Königreich Italien nichts anderes als ein Traum, ein Name.... Die Weisheit sagt euch, daß ihr bei einem solchen Zustande der Dinge weder in Frieden leben noch Italiener sein könnt. Wollt ihr wieder Italiener werden, so schart rasch euere Streitkräfte mit der mächtigen Armee, welche der Kaiser von Österreich in seinem Edelmuthe nach Italien schickt. Und wisset, daß es nicht Eroberungslust ist, welche diese Armee vorwärts treibt, sondern sie erscheint, um die von wahrer Knechtschaft bedrohte Unabhängigkeit aller Nationen Europas zu vertheidigen und zu sichern. Wenn Gott die edeln Anstrengungen des Kaisers von Österreich und seiner mächtigen Verbündeten krönt, wird Italien aufs neue glücklich und geehrt leben.... Der Boden Italiens wird wieder gedeihen und jeder Fremdherrschaft entrückt sein.... Erhebt euch, Italiener, und erhebt euch in Masse!" Im Jahre 1813 wandte sich der österreichische General Graf Nugent in folgenden Worten an die Italiener: „Ihr seid geknechtet genug gewesen, ihr habt geseufzt unter einem Joche von Eisen! Unsere Armeen sind nach Italien zu euerer Befreiung gekommen. Eine neue Ordnung der Dinge hebt an, die euch das öffentliche Heil wiederbringen wird.... Ihr sollt alle werden eine unabhängige Nation!"

Die Dinge, die folgten, sind bekannt. Niemals wurden glänzendere Versprechungen mit grausamern Enttäuschungen bezahlt. Die Lombardei und Venetien wurden zu Provinzen des Kaiserthums Österreich gemacht. Die restaurirten Fürsten gaben ihren Völkern weder Einrichtungen noch politische Garantien, die ein gutes Regiment gesichert hätten. Eine heftige Reaction gegen die „französischen Ideen", d. h. gegen allen moralischen und politischen Fortschritt, tilgte die Verbesserungen aus, welche in den vergangenen 14 Jahren eingeführt worden. Italien ward zurückgestoßen in jenen Zustand der Schwäche, der Knechtschaft, der Nullität, aus dem es die Patrioten hatten herausheben wollen. Der Mund war verschlossen, die Feder zerbrochen, die Unzufriedenheit allgemein. Die Revolution brauste dumpf in aller Gemüther: sie brach 1820 in Neapel aus.

Das wiener Cabinet, das seinen italienischen Provinzen nicht Eine Freiheit zu reichen vermocht, das auch die Vorsicht gehabt, es dem Könige beider Sicilien als Pflicht aufzulegen, seinen Völkern keine Einrichtungen zu verleihen, die von denen Lombardo-Venetiens abweichen, erkannte sofort die Nothwendigkeit, den Herd der Anarchie, wie man es nannte, zu ersticken und den alten Zustand der Dinge wiederherzustellen. Die verbündeten Souveräne kamen in Troppau und in Laibach zusammen und beschlossen die Intervention, deren Ausführung sich Österreich unterzog.

Inzwischen vollzog sich eine Bewegung von gleichem Charakter in Piemont. Der gute König Victor Emanuel I., der sein Volk liebte und von diesem wieder geliebt war, verabscheute die Constitutionen und alles, was irgendwelche Verringerung seiner königlichen Prärogative nach sich ziehen konnte; aber er würde sich niemals entschlossen haben, gegen sein Volk das Einschreiten Österreichs anzurufen. Er dankte ab zu Gunsten seines kinderlosen Bruders Karl Felix. Letzterer, der sich damals in Modena befand, hatte solche Scrupel nicht; er verlangte alsbald die Hülfe der kaiserlichen Armee. Zu Turin wie zu Neapel wurde die Constitution zerrissen und die absolute Regierung durch österreichische Bajonnete wiederhergestellt.

Das Goldene Zeitalter der österreichischen Domination und damit auch des crassen politischen Absolutismus in Italien war damit angebrochen. Österreichs Wille, Interesse und Politik macht sich nun offen und ohne Widerspruch geltend von einem Ende der Halbinsel bis zum andern. Im Namen des monarchischen Princips und der conservativen Interessen der Gesellschaft übt Fürst

Metternich die Polizei an allen Höfen. Die Fürsten stehen getrennt von ihren Völkern: sie fühlen, daß, müßten sie sich auf ihre eigenen Mittel stützen, sie ohnmächtig sein würden gegen den Volkszorn, den sie heraufbeschworen. Ihre Stütze, wissen sie, ist nur Metternich, und in ihrer Verblendung wollen sie lieber die Vasallen Österreichs sein als die Häupter freier Staaten. Karl Felix von Savoyen vergißt die edeln Überlieferungen seines Hauses und das Beispiel seines Bruders, der die Krone niedergelegt hatte. Der letzte seines Zweigs, verlangt Karl Felix nur Ruhe, und er erkauft sie selbst um den Preis der Schande. Was die übrigen Fürsten Italiens angeht, so waren sie ihrer Vergangenheit nur zu getreu.

Die Ereignisse von 1821 hatten den Italienern ihren wahren Feind kennen gelehrt — Österreich, das die aufsprossende Freiheit mit einem Eifer zerstört, der einer bessern Sache würdig gewesen. Das Nationalgefühl nahm ein schärferes Gepräge an, und von Susa bis Palermo begriffen die aufgeklärten Geister, daß jeder politische Fortschritt, nach innen wie nach außen, unmöglich sei, solange die Fremdherrschaft in Lombardo-Venetien bestände. Die Italienische Frage, früher nur eine Angelegenheit des politischen Gleichgewichts, gestaltete sich mit dem Triumphe Österreichs zugleich zu einer Nationalitäts- und Principienfrage. Der Kampf gegen die österreichische Präponderanz und für die nationale Unabhängigkeit wurde zugleich der Kampf der bürgerlichen Freiheit und Ordnung gegen den alten Staatsabsolutismus und dessen Willkürwirthschaft.

Ein junger Diplomat, hingerafft durch den Tod in der Blüte der Jahre, hat, als es für Piemont noch Zeit war, die Gefahr zu beschwören, darauf aufmerksam gemacht, wie die Einführung eines guten innern Regierungssystems das beste Mittel wäre, den Eingriffen Österreichs zu begegnen. Graf Cotti de Brusasco, sardinischer Minister am russischen Hofe, schrieb damals nach Turin: „Österreich hat ein großes Interesse, die Staaten der Halbinsel zu hindern, daß sie jene moralische Kraft erlangen, die ihm selbst abgeht in seinen lombardisch-venetianischen Provinzen. Denn wächst die moralische Kraft der italienischen Mächte, so sinkt die relative Kraft Österreichs. Wollte man den italienischen Staaten gute Institutionen verleihen, so würde dies mittelbar sogar die materielle Macht Österreichs schwächen, da der Einfluß dieser Institutionen auf die Österreich unterworfenen Provinzen nicht ausbleiben könnte. Die Verpflichtungen, welche der wiener Hof dem Könige von Neapel aufgelegt und die er gleichmäßig auch den andern Fürsten Italiens auflegen wollte, sind ein hinlänglich deutlicher Beweis von seinen Absichten. Aber wenn Österreich sein Interesse begreift, so darf man wol hoffen, daß die italienischen Fürsten auch das ihrige nicht verkennen, und daß sie sich nicht werden in eine Lage der Ohnmacht versetzen lassen, die es ihnen unmöglich macht, sich der Mittel zu bedienen, durch welche ihre eigene Kraft und das Wohlsein ihrer Völker wachsen muß."

Diese weisen Rathschläge machten unglücklicherweise keinen heilsamen Eindruck. Die Souveräne der Halbinsel, die vor allem die Bewahrung ihrer absolutistischen Prärogative im Auge hielten, verloren sich in den Wegen der Reaction und verfielen in eine Ohnmacht, in der sie die Beute des Auslandes werden mußten. Österreich, nachdem seine Wünsche und Absichten erreicht waren, konnte nur noch das Ziel haben, das Errungene zu bewahren. Der Fürst Metternich, durch seine im Finstern schleichende, aber beharrliche, nöthigenfalls ebenso energische wie für gewöhnlich schmiegsame Politik, wußte alle Cabinete dasselbe Spiel spielen zu lassen, das er selbst spielte. Das „conservative Interesse" wurde die Grundlage, der Eckstein, das arcanum imperii der kaiserlichen Politik. Jede freiere Regung bei den Völkern wird bezeichnet als eine Drohung gegen Thron und Altar; jeder Versuch unabhängigen Vorgehens bei der Regierung gilt als ein erniedrigendes Zugeständniß an den Geist der Revolution. Das System der bewaffneten Intervention „zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung" wird ein Princip des öffentlichen Rechts.

Die Höfe von Neapel, Rom, Florenz, Parma und Modena waren so nur noch die Satelliten, welche sich in dem Umkreise des großen Gestirns drehten. Auch der König Karl Felix, abgefallen von der Tradition seines Hauses, trug das Joch. Doch muß bemerkt werden, daß, wenn auch dieser Fürst seine innere und äußere Politik den Wünschen des wiener Cabinets unterstellte, er sich doch beharrlich weigerte, seinen Staat durch Verträge an Österreich ketten zu lassen. Der Kaiser Franz I. kam immer wieder mit der sogenannten italienischen Conföderation angerückt, aber es hatte dies bei Karl Felix ebenso wenig Erfolg als vorher bei Victor Emanuel I.

An der Bewegung von 1821 in Piemont hatte der Prinz Karl Albert von Carignan theilgenommen, der Vetter und eventuelle Thronfolger des Königs, da weder Victor Emanuel noch

Karl Felix männliche Nachkommen besaßen. Dieser junge Prinz, im Alter von 20 Jahren, lebhaften Geistes, vielseitig unterrichtet, fern vom Hofe erzogen, in seinen frühern Jahren ohne große Hoffnung, jemals der Erbe einer Krone zu werden, hegte eine tiefe Abneigung gegen Österreich, dessen Schliche er überdies kannte, um ihn von der Thronfolge auszuschließen zu Gunsten von Victor Emanuel's Töchtern, die in das Haus Österreich verheirathet waren. Dagegen war Karl Albert tief begeistert für Italien und schwärmte für dessen künftige Geschicke. Aus Eifer für die nationale Sache ließ sich der Prinz sogar mit jungen Offizieren ein, die dem Bunde der Carbonari affiliirt waren. Er lieh ihren Projecten sein Ohr, ja ermunterte diese, trat aber nicht in nähere Beziehung zu dem Bunde, sowie er auch dessen politische und religiöse Doctrinen keineswegs theilte. In dem Augenblicke, wo zu Turin die Revolution ausbrechen wollte, wurde der Prinz vom Könige Victor Emanuel I. zum Generallieutenant des Reichs ernannt. Karl Albert verließ aber plötzlich seinen Posten und seine Freunde, als Karl Felix, der mit dem Rücktritte seines Bruders die Krone aufgenommen, alles verwarf, was sich zu Turin zugetragen, und die Erklärung machte, daß er alle die als Rebellen ansehen und behandeln würde, welche theil an der Proclamirung der Constitution genommen hätten. Der Prinz von Carignan mußte jetzt Buße thun für seine liberalen Neigungen, und wurde 1823 sogar nach Spanien geschickt, um in dem Heere des Herzogs von Angoulême dieselben Institutionen zu bekämpfen, die er in Piemont begünstigt hatte. Aber das war dem wiener Hofe noch nicht genug, der den Prinzen für einen gefährlichen Feind in der Zukunft hielt und alle Federn springen ließ, um ihn von der Thronfolge auszuschließen. Die diplomatischen Correspondenzen aus jener Zeit geben Kenntniß von jenen Schlichen. Allein Karl Felix, den man gewiß nicht im Verdachte des Liberalismus haben kann, und der seinen Vetter hart genug behandelte, blieb in dem Punkte unerschütterlich. Er gestand alles zu, was man von ihm verlangte, um zu verhindern, daß sein Nachfolger jene Jugendversuche erneuerte, aber den Plan, ihn seiner legitimen Rechte zu berauben, wies er entschieden zurück. Gedrängt durch wiederholte Ansuchen, denen er sonst nachzukommen gewohnt war, schnitt er endlich alle Zumuthungen durch die Worte ab: „Nur der Henker ist es, der das Nachfolgerecht zum Schaden des Prinzen von Carignan ändern kann."

Die Julirevolution von 1830 in Frankreich erschütterte für den Augenblick das Werk der Heiligen Allianz, und die Völker konnten glauben, daß der Tag der Erhörung ihrer Beschwerden gekommen sei. Die Romagnolen, Modena, Parma stürzten ihre Regierungen um, aber Österreich eilte sofort herbei und erstickte die Revolution in Blut. Zu derselben Zeit stiegen der König von Neapel, der König von Sardinien und der Papst ins Grab; drei neue Fürsten kamen auf den Thron. Ferdinand II. begann seine Regierung mit Maßregeln, die alles Lob verdienten, kehrte aber alsbald um und weihte sich der Vertheidigung aller Misbräuche eines bornirten Absolutismus. Der Papst Gregor XVI. vermochte sich nur durch die österreichischen Bajonnete aufrecht zu erhalten, die in der Romagna ihre permanente Stellung nahmen. Karl Albert, der frühere Prinz von Carignan, bewies durch gute Verwaltungsmaßregeln seine Absicht, daß er eine geordnete Regierung begründen wolle, wenn auch keine liberale. Doch befand sich der neue König in einer äußerst schwierigen Lage, Österreich gegenüber. Er mußte eine raffinirte Klugheit anwenden, um seinem Nachbar jeden Vorwand zu benehmen, ihn in die Acht Europas zu bringen. Überdies besaß Karl Albert, der sonst mit ausgezeichneten geistigen Eigenschaften begabt war, nicht jene Festigkeit des Charakters, die sowol dem Freunde wie dem Feinde imponirt: er war unentschlossen und verstand nicht, die geeigneten Mittel zu wählen, um zum Ziele zu gelangen. Überhaupt aber ist es sehr zweifelhaft, ob er je entschiedene Neigung für das constitutionelle Wesen gehegt hat. Als König durchaus national und italienisch gesinnt, gab er doch erst in der letzten Epoche seiner Regierung eine freisinnige Verfassung. So galt er nach seiner Thronbesteigung bei den einen als Verräther der Volkssache, bei den andern, die weniger streng urtheilen, als ein Mann, auf den man sich nicht verlassen könne. Diejenigen Liberalen, welche anfänglich in ihn einiges Vertrauen gesetzt hatten, wandten sich, über die Enttäuschung erbittert, den äußersten politischen Parteien zu. In Piemont wie im übrigen Italien breiteten sich so desto leichter die Lehren der reinen Demokratie aus. Verschwörungen, Zusammenstöße, Revolutionsversuche befleckten den Boden Italiens sieben oder acht Jahre hindurch mit Blut. Die liberale Partei spaltete sich in unzählige Nuancen. Die geheimen Gesellschaften entfalteten sich gleich einem Netze über Stadt und Land mit den verschiedensten politischen Ansichten und Programmen, eine die andere bekämpfend, jede für sich arbeitend, sodaß es der Polizei, die ihnen auflauerte, nur zu leicht gelingen konnte, die Fäden ihrer Anschläge

zu fassen. Hinrichtungen fanden periodisch statt; es gab kein Jahr, welches nicht seine Märtyrer der Freiheit zählte.

Nichtsdestoweniger hatten alle Liberalen, alle geheimen Gesellschaften, alle Sekten, Mazzinisten, Carbonari, Föderalisten, Constitutionelle, Moderirte u. s. w. Einen Berührungs- und Sammelpunkt, in welchem sie sämmtlich zusammentrafen. Das war der Haß gegen die Fremdherrschaft und das Dogma von der nationalen Unabhängigkeit. Österreich wußte dies sehr wohl; und darum der erbitterte und waffenstillstandslose Kampf, den es dem Geiste der Freiheit lieferte.

Dieser anarchische Zustand würde noch lange gedauert haben, wäre nicht eine Bewegung von anderm Charakter eingetreten, die auch der öffentlichen Meinung eine andere Richtung gab, indem sie die Italienische Frage auf einen solidern Boden versetzte. Die großen und wahren Revolutionen müssen sich erst in der höhern Klasse der Gesellschaft, welche die Intelligenz und Bildung für sich hat, vorbereiten, ehe sie in die Masse des Volks übertreten. Wenige überlegene Geister zeigen den Weg, den dann die große Menge einschlägt. Ein Philosoph, der zugleich ein einflußreicher Schriftsteller und ein warmer Freund seines Vaterlandes war, begann in Italien den Kreuzzug gegen das anarchische und revolutionäre Treiben und machte sich zum Vertreter einer Doctrin, welche die Einigung zwischen den italienischen Fürsten und Völkern predigte. Vincenzo Gioberti bewies großen Muth, indem er also dem Liberalismus mit offener Stirn entgegentrat. Man lachte anfangs mitleidig, aber als man zu reiferer Überlegung kam, begriff man wohl, wie viel Wahres und Praktisches in den Lehren des großen Publicisten enthalten sei. Die geheimen Gesellschaften, sagte Gioberti, die Verschwörungen, die Revolten mit bewaffneter Hand: was haben sie Italien für Hülfe gebracht? — Keine! Im Gegentheil, sie haben das Joch der schlechten Regierungen nur um so härter, erdrückender gemacht. Man muß das alte Gleis verlassen. Die Liberalen mit ihren Worten wie mit ihrem Thun müssen bekennen, daß sie weder den legitimen Rechten der Fürsten noch der Religion ihrer Väter zu nahe treten wollen. Sie dürfen nur weise Reformen verlangen, die geeignet sind, das Volk mit den Regierungen auszusöhnen; sie dürfen nichts anderes erstreben wollen, als das Schicksal des Landes auf gesetzlichem Wege zu bessern. Gioberti geht alle die verschiedenen Klassen der Gesellschaft durch und zeigt auf, was alles der Klerus, die religiösen Orden, der Adel, das Bürgerthum im gemeinsamen Interesse wirken könnten. Sein warmes Wort, sein belebter Stil ergriff die Geister. Der Klerus zeigte sich als ergebener Partisan des Publicisten, der aus seinen Reihen hervorgegangen, und der den Papst als Souverän und Kirchenfürsten in den Augen Europas und speciell Italiens wieder so hoch stellte. In der That, nach Gioberti gab es zwei Grundlagen für die Regeneration Italiens: es waren dies der Hof zu Rom und das Haus Savoyen. Cesare Balbo und Massimo d'Azeglio, beide ebenfalls Piemontesen, verfolgten denselben Weg, den ihr Mitbürger gebrochen hatte: der erste mit einer Begeisterung und einer historischen Wissenschaft, die selten sind, der andere mit einem gesunden Menschenverstande voll Anmuth und aristokratischer Feinheit, die ihm auch niemals in seiner politischen Laufbahn gefehlt haben. Cesare Balbo nahm Gioberti's Thema wieder auf, aber in mehr praktischer Richtung, und entwickelte das, was sein Vorgänger nicht ausdrücklich zu sagen gewagt hatte. Die Fremdherrschaft, rief er aus, ist es, welche alle Übel der Halbinsel hervorgebracht. Eine Nation ohne Unabhängigkeit ist keine Nation; unsere Fürsten sind nicht frei, weil sie gewaltsam genöthigt werden, den Weisungen zu folgen, die von außen kommen. Vereinigen wir uns, Fürsten und Völker, und erobern wir uns die Unabhängigkeit. Porro hoc unum est necessarium — Nur das eine thut noth — das war die Aufschrift seines Buches „Delle speranze d'Italia", und dieses Wort der Schrift, welches seine ganze politische Theorie in sich schloß, wurde das Stichwort der liberalen Partei.

So geschah es, daß alle ernsten Geister mehr und mehr ihr Auge auf den Hof zu Turin richteten, denn hier lag die einzige organisirte Macht, die italienisch war. Was wird dieser König thun, der als junger Prinz seinen Degen gegen Österreich ziehen gewollt, und der verschiedene Rechnungen mit dieser Macht abzumachen hatte? Wird er ergreifen, was ihm so eifrig entgegengebracht wird? Wird er die ruhmvolle Rolle eines Waffenhauptes der Nation annehmen?

Karl Albert hatte die 15 Jahre seiner Regierung zugebracht mit Arbeiten der Verwaltung und Gesetzgebung, die zu anderer Zeit genügt haben würden, ihm die Erkenntlichkeit eines ganzen Volks zu sichern. Das Lob und die Schmeichelreden Gioberti's und Balbo's mußten einen tiefen Eindruck machen auf seinen brütenden und in sich gekehrten Geist; er dachte, daß

man ihn endlich errathe. Denn er selbst hatte niemals den Gedanken nationaler Unabhängigkeit von sich gestoßen, und er war überzeugt, daß er eher oder später als Vertheidiger dieser Unabhängigkeit berufen werden müßte. Er hatte selbst eine Denkmünze graviren lassen, auf der Vorderseite sein Porträt, auf der Rückseite einen Löwen, das Wappen von Savoyen haltend, in erwartender Stellung, wie um den Moment zu erlauern, wo er die Schlange, die er unter der Pfote hält, zerreißen kann, und mit den Worten im Altfranzösisch: Je atans mon astre — ich erwarte meinen Stern — die Devise eines seiner Vorfahren. Dieser Stern sollte aufgehen an seinem Horizont, aber von 1831—46 geschah in Europa nichts, das ihm rechte Gelegenheit geboten hätte, seinen geheimen Gedanken ans Licht treten zu lassen. Im Jahre 1840, als sich die Orientalische Frage mehr und mehr drohend gestaltete, soll Karl Albert dem Laufe dieser Angelegenheit mit einer Unruhe gefolgt sein, die er nicht verbergen konnte; aber ein Ministerwechsel in Frankreich zerstreute das dunkle Gewölk, das sich angehäuft, und alles fiel in die Ruhe zurück.

Vom Jahre 1846 bis zum Ende des Unabhängigkeitskampfes im Jahre 1849.

Der Hof zu Wien täuschte sich übrigens nicht über die Plane Karl Albert's. Man spähte selbst die geringsten Handlungen dieses Königs aus, folgte seinen Bewegungen, controlirte seine Regierungsacte, und wußte stets, daß man ihn nicht im Netze hielte. Die Sprache Gioberti's über den Souverän von Piemont, die Schriften Cesare Balbo's, der zu Turin lebte, und von dem man schlechterdings annahm, daß er die Ideen des Königs verkündigte, andere weniger hervorstechende Thatsachen, die aber doch auf die Neigungen der Menschen schließen ließen, versetzten den Fürsten Metternich in fortwährende Unruhe. Er sah, wie es sich am Horizont zusammenzog; seine Agenten in der Lombardei berichteten über das Wachsen der Partei für Piemont, die schwere Verwickelungen herbeiführen konnte. Metternich faßte den Entschluß, einen Einschüchterungsversuch zu machen, um seinen Einfluß am turiner Hofe wiederzugewinnen und der piemontesischen Partei im übrigen Italien zu imponiren. Er suchte mit Karl Albert anzubinden, und nahm dazu folgenden Vorwand. Niemand ahnte, daß diese wenig bedeutende Angelegenheit der Anfang einer großen Bewegung sein sollte.

Unter den Gebietsstücken, welche die Kaiserin Maria Theresia im Wormser Vertrage von 1743 an Karl Emanuel III. abgetreten hatte, befand sich der Flecken Cannobio (am westlichen Ufer des Lago-Maggiore), wo seit undenklicher Zeit eine Salzsiederei bestand, aus welcher mehrere Ortschaften der italienischen Schweiz ihr Salz bezogen. Nach der Abtretung des Fleckens suchte die österreichische Regierung jene Anstalt durch ein ähnliches Etablissement zu ersetzen, das sie zu Maccagno (am östlichen Ufer des Sees) errichtete, und zwar in der Absicht, um der Siederei zu Cannobio eine Concurrenz so stark als möglich zu machen.

Piemont bezog damals den größten Theil seines Salzes aus Sicilien und der Berberei über Venedig durch die Lombardei, und seine Lage Österreich gegenüber war in dieser Beziehung unsicher und abhängig. Die österreichische Salzverwaltung nun, als sie sah, daß die Siederei zu Cannobio sich neben der von Maccagno aufrecht erhielt, ergriff aus Eifersucht allerlei Vorwände, um den Salztransport von Venedig durch die Lombardei nach Piemont zu stören. Dies führte zu einer Convention, die am 11. März 1751 unterzeichnet ward. Österreich bewilligte hiernach Sardinien den freien Transit des Salzes durch die Lombardei, während Sardinien seinerseits auf die Unterhaltung der Siederei zu Cannobio Verzicht leistete und sich auch des Activhandels mit Salz nach den Gebieten der italienischen Schweiz begab. Diese Bedingungen waren für immer stipulirt, das heißt, sie sollten selbst Gültigkeit haben, im Falle Piemont auch nicht mehr von dem Transit durch die Lombardei Gebrauch machen würde.

Seit 1814 nun hatten aber die sardinischen Staaten, infolge der Einverleibung der alten Republik Genua, überhaupt aufgehört ihr Salz von Venedig zu beziehen. Dieser Umstand, welcher gänzlich die Motive aufhob, auf denen der Vertrag von 1751 beruhte, gab der piemontesischen Regierung unbestreitbar das Recht, jenen Vertrag als erloschen zu betrachten, oder wenigstens die Entbindung davon zu verlangen. Indessen, niemand dachte zu Turin 1814 und 1815 an die Existenz jenes Vertrags, ebenso wenig in den folgenden Jahren.

Im Jahre 1842 errichtete die sardinische Salzverwaltung mit dem Canton Tessin einen Contract, nach welchem erstere sich verbindlich machte, dem Canton eine gewisse Quantität Salz aus Sardinien zu liefern. Österreich protestirte gegen dieses Abkommen, indem es erklärte, dies liefe gegen den Vertrag von 1751. Obgleich die sardinische Regierung den Vertrag mit Österreich als nicht mehr in Kraft bestehend erachten konnte, zeigte sie doch dem wiener Cabinet

ihren guten Willen und nahm ihr Versprechen gegen den Canton Tessin zurück. Zwei Jahre später hatte der Canton Tessin abermals Salz im Auslande gekauft und ging die sardinische Regierung um die Erlaubniß an, dieses Salz durch ihre Staaten passiren zu lassen. Die Erlaubniß dafür wurde natürlich ertheilt. Allein das wiener Cabinet protestirte auf Grund des Vertrags von 1751 abermals und forderte die Zurücknahme jener Durchgangserlaubniß. Diesmal sträubte sich der Hof zu Turin offen gegen eine solch unerhörte Anmaßung. Wäre man auch zu der Annahme berechtigt gewesen, daß die Convention von 1751 noch bestände, so würde doch die an den Canton Tessin ertheilte Bewilligung nicht gegen denselben verstoßen haben, da Sardinien einzig nur dem Activhandel mit Salz entsagt hatte, d. h. den Handelsoperationen, die dem, welcher sie unternimmt, irgendeinen Gewinn abwerfen. In dem vorliegenden Falle handelte es sich jedoch nur um den einfachen Durchgang fremden Salzes, um eine Gefälligkeit gegen die italienische Schweiz, nicht aber um eine Handelsoperation.

Nichtsdestoweniger erließ das lombardische Gouvernement ein Decret, wonach der Eingangszoll des gewöhnlichen Weins aus den sardinischen Staaten in das Lombardisch-Venetianische Königreich auf 21 Lire 45 Centimen für den metrischen Handelscentner erhöht wurde. Dem sardinischen Generalconsul zu Mailand bezeichnete man diese Maßregel, die einem Haupterzeugnisse Piemonts den härtesten Schlag versetzte, als eine Art Repressalie gegen den Salztransit nach Tessin. Die sardinische Regierung ließ jetzt in ihrer officiellen Zeitung einen Artikel erscheinen, welcher das Sachverhältniß kurz, aber schlagend auseinandersetzte.

Der turiner Hof hatte im Laufe der Zeit oft genug und in viel schwierigern Verhältnissen seine Unabhängigkeit Wien gegenüber gewahrt, aber diese Protestationen und die Zeugnisse dieser Kämpfe lagen in den Archiven der Kanzleien vergraben, und das Publikum hatte keine oder nur ungenügende Kenntniß davon. Im Jahre 1846 geschah es indessen zum ersten mal, daß man dem Fürsten Metternich die Stirn zeigte im Angesichte und offen vor aller Welt, und zwar gerade zu der Zeit, wo Karl Albert von den nationalen Schriftstellern als der künftige Champion Italiens war bezeichnet worden. Der Enthusiasmus über den Muth der Regierung stieg auf die Spitze; man vergaß die gerechten Beschwerden, die man ihr bisher hatte machen müssen. Durch die ganze Halbinsel herrschte Freude, wie wenn man einen Schritt zur Befreiung gethan hätte. Zu Turin bereitete man dem Könige eine Demonstration vor, die derselbe klug zu vermeiden wußte; denn wenn eine solche Darlegung der Gefühle auch dem Volkswunsche entsprach, so konnte sie doch für das Staatshaupt große Verlegenheiten herbeiziehen.

Inzwischen bestieg Pius IX. den päpstlichen Thron, und es traten die Verwaltungsreformen ein, welche die erste Regierungszeit des neuen Kirchenfürsten auszeichneten. Diese Ereignisse verliehen den nationalen Hoffnungen einen neuen Impuls. Das Volk zu Rom lebte nur in der Straße, Feste folgten auf Feste, ein Zugeständniß der Regierung zog das andere nach sich, die Autorität inmitten der Hymnen und Fanfaren fand sich nicht mehr zurecht. Zu Florenz, Parma, Genua, Turin ahmte man mehr oder weniger das nach, was sich im Kirchenstaate zutrug. Man verlangte Reformen und ließ die Reformfürsten leben. Es war klar, daß die Regierungen einer um so schwerern Krisis entgegengingen, als sich alle Welt nicht allein mit den Souveränen in Übereinstimmung meinte, sondern selbst volle Hingabe für dieselben zeigte. Man konnte leicht vorhersehen, daß Österreich diesen Vorgängen nicht mit Gleichgültigkeit zusehen, daß es unmittelbar sich einmischen würde. Was wollten die Völker der Halbinsel? Wie gedachte sich Österreich in der Sache zu verhalten? Die Documente, die wir hier anziehen werden, werden diese zwiefache Frage beantworten.

Die gemäßigte Partei, die an die Spitze der italienischen Bewegung getreten war, verlangte administrative und politische Reformen in der Regierung jedes Staats, und ihr letztes Wort, das man indessen noch nicht auszusprechen wagte, war die Repräsentativverfassung nach Art derjenigen, welche damals in Frankreich bestand, aber unter den Modificationen, wie sie Umstände und Landesverhältnisse nöthig machten. Eine Conföderation, mit Ausschluß Österreichs, sollte die Kräfte der italienischen Staaten mit einheitlichem Bande umschlingen. Endlich sollte das also constituirte Italien die erste günstige Gelegenheit, die sich darbieten würde, zur Herstellung seiner Unabhängigkeit ergreifen, d. h. man wollte die Lombardei und Venetien freimachen. Das war das Programm der Italiener in den Jahren 1846 und 1847 — ein ziemlich weiter und verwickelter Plan, der die höchste Hingebung, die höchste Weisheit politischer Erfahrung erforderte, die man bei einer Nation am wenigsten voraussetzen durfte, welcher im Laufe dreier Jahrhunderte die Gewohnheit verloren gegangen, sich mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Das wiener Cabinet konnte den Sieg friedlicher und liberaler Reform nur mit tiefem Widerwillen betrachten, da es wohl begriff, daß die Folgen davon für seine Herrschaft und sein System in Italien äußerst nachtheilig sein würden. So fand natürlich auch Pius IX. keine Gnade vor dem Fürsten Metternich, vielmehr beeilte er sich, das Reformwerk des Papstes und die Volkssympathien, die es nach sich zog, Europa als ein Symptom der Revolution, als den Weg zur Verletzung der Verträge und als das Princip des allgemeinen Umsturzes zu denunciren. Unter diesem Gesichtspunkte stellte er dem Hofe zu London die Lage der Dinge in zwei Depeschen vor, die das Datum vom 2. Aug. 1847 tragen und der Hauptsache nach also lauten:

„Die Lage, in die sich die Staaten versetzt finden, welche den mittlern Theil der italienischen Halbinsel bilden, muß ohne Zweifel die Aufmerksamkeit des londoner Hofs auf sich ziehen. Diese Staaten werden gegenwärtig durch einen Zustand des Umsturzes aufgeregt, dessen Folgen man leicht vorauszusehen vermag, und die geographische Lage unsers Reichs selbst legt uns die Pflicht auf, mit verdoppelter Aufmerksamkeit unsere Blicke auf den Gang zu richten, den die Ereignisse in jenen Ländern nehmen werden. Der Kaiser glaubt seine Gefühle und Ansichten, die er in jener Verwickelung hegt, mit der Freiheit aussprechen zu müssen, deren er gewohnt ist in seinen Beziehungen zur britischen Regierung, und er verlangt zu erfahren, wie diese Regierung urtheilt über das, was in den Augen Sr. kaiserlichen Majestät als eine Basis für alle Zukunft gilt."

„Italien ist nur eine geographische Bezeichnung (L'Italie est un nom géographique). Die italienische Halbinsel ist zusammengesetzt aus souveränen und unter sich unabhängigen Staaten. Die Existenz und die territoriale Umgrenzung dieser Staaten sind gegründet auf die Principien des allgemeinen öffentlichen Rechts, und werden gestützt durch politische Verträge, die durchaus nicht Gegenstand des Streits sein können. Der Kaiser, für sein Theil, ist entschlossen, diese Verträge zu respectiren und, soweit er vermag, zu ihrem unverletzten Bestehen beizutragen."

Der Fürst Metternich gab zugleich den Höfen von Paris, Berlin und Petersburg ähnliche Erklärungen, indem er aus der römischen Reformfrage eine große Frage der europäischen Politik machte. „Centralitalien", sagte er, „ist einer revolutionären Bewegung verfallen, an deren Spitze die Häupter der Sekten stehen, die seit Jahren die Staaten der Halbinsel unterminirt haben. Unter der Fahne von Verwaltungsreformen, zu deren Einführung der neue Souverän von Rom durch ein unzweifelhaftes Wohlwollen für sein Volk bewogen worden, lähmen die Aufwiegler die Thätigkeit der legalen Gewalt und suchen ein Werk zu vollführen, das weder auf den Kirchenstaat allein noch auf die Staaten beschränkt bleiben wird, die in ihrem Ganzen die italienische Halbinsel bilden. Der Plan, welchen die Sekten verfolgen, ist die Verschmelzung dieser Staaten in einen einzigen politischen Körper, oder wenigstens eine Conföderation der Staaten, die unter die Leitung einer höchsten Centralgewalt gestellt werden soll. Die italienische Monarchie liegt nicht in dem Plane dieser Sekten, denn, abgesehen von den Utopien des vorgeschrittenen Radicalismus, der sie beseelt, so muß sie doch ein praktischer Grund abwenden von der Idee eines monarchischen Italien: der König, der für eine solche Monarchie möglich wäre, existirt weder jenseit noch diesseit der Alpen. Auf die Gründung einer wahrscheinlich föderativen Republik, nach dem Muster der von Nordamerika oder der Schweiz, das ist es, worauf ihre Anstrengungen gerichtet sind."

Es ist aus diesem Schriftstücke zu ersehen, wie das Cabinet von Wien, treu seiner Gewohnheit, die Reformen, die in einem Nachbarstaate eingeleitet worden, als eine öffentliche Gefahr bezeichnet; wie es diese Reformen, denen selbst es nichts anzuhaben vermag, angreift als das Werk von Sektirern; wie es der ganzen Nation nicht nur Absichten auf politische und territoriale Veränderungen, sondern sogar chimärische Plane eines zügellosen Radicalismus zuschreibt.

Während Fürst Metternich seine Mittheilung zu London machte, gab er zu verstehen, doch in nicht officieller Weise, daß er nicht anstehen werde, gegen Piemont und die römischen Staaten energische Maßregeln zu ergreifen, und gleichsam als Beginn der Ausführung seines Entschlusses schickte er eine Truppenverstärkung nach Ferrara und befahl die Occupation dieser päpstlichen Stadt, wenn nicht entgegen dem Buchstaben der Verträge, welche ihm das Garnisonrecht in diesem Platze verliehen, doch entgegen dem Gebrauche, der bisher beobachtet worden war. Der apostolische Legat, Cardinal Ciacchi, protestirte laut und öffentlich gegen die Verletzung der päpstlichen Souveränetät. Die Gemüther erhitzten sich immermehr, und man predigte den Kreuzzug gegen die Österreicher. König Karl Albert bot dem Papste seine Truppen an für den Nothfall. Einige Zeit später unterzeichnete das wiener Cabinet mit dem Herzoge von Modena

und darauf auch mit dem Herzoge von Parma jene berufenen Offensiv- und Defensivverträge, von denen in jüngster Zeit so viel die Rede gewesen ist. Der Kaiser von Österreich begnügte sich nicht mit seinem Garnisonrecht zu Piacenza und mit dem ausschließlichen Einfluß, den er an den kleinen Höfen Modenas und Parmas übte, sondern er wollte diese Länder durch unauflösliche Bande an sich ketten und sich so freies Spiel von der Adria bis zum Mittelmeer sichern.

In dem Vertrage vom 24. Dec. 1847 gewährten die Herzoge von Modena und Parma — da durch die eben abgeschlossene Allianz die Staaten von Modena und Parma gleichsam in die Vertheidigungslinie der italienischen Provinzen Österreichs eingetreten — dem Kaiser das Recht, jedesmal, wenn es das Interesse der gemeinsamen Vertheidigung und die militärische Klugheit erfordere, seine Truppen in die Territorien der Herzoge einrücken und die Festungen besetzen zu lassen. Dieselbe Intervention würde auch jedesmal stattfinden, wenn sich Ereignisse der Art erhöben, die besorgen ließen, daß die Ruhe und Ordnung gestört werden könnte. Die Herzoge verpflichteten sich, ohne vorhergängige Zustimmung des Kaisers keine Militärconvention irgendwelcher Art mit irgendeiner andern Macht abzuschließen.

Wir brauchen nicht erst zu bemerken, daß diese Bestimmungen einer Niederlegung der wesentlichsten Souveränetätsrechte von seiten der Herzoge gleichkam. Diese Bestimmungen veränderten den Geist der Verträge von 1815, denn in letztern war ausgesprochen, daß es in Italien unabhängige Staaten geben solle, während durch die Convention von 1847 Modena und Parma weder rechtlich noch thatsächlich als solche mehr gelten konnten. Überdies waren auch die territorialen Umgrenzungen und die relativen Machtverhältnisse der Halbinsel durch jene Convention stark verändert worden. Österreich dehnte seine militärischen Grenzen von der Adria bis zum Mittelmeere aus, schnitt Italien in zwei Theile, schnürte Piemont in einen Eisengürtel ein, während dasselbe auf allen Punkten seiner Ostgrenze, die gänzlich offen lag, einer Invasion bloßgestellt war. Das turiner Cabinet fühlte sich sehr beunruhigt über die neue Lage, die man ihm bereitet hatte. Die juristischen Rathgeber der Krone erklärten, daß jener Vertrag einen casus belli abgeben könnte, und als das turiner Cabinet einige Monate später an Österreich den Krieg erklärte, sprach es sich dahin aus, daß die Convention mit den Herzogen allein schon seine bewaffnete Intervention in der Lombardei rechtfertigen müßte.

Drei Staaten der Halbinsel hatten den Weg der Reformen betreten: der Papst, Piemont und Toscana. Die Repräsentanten derselben kamen gegen Ende des Jahres 1847 in Turin zusammen und unterzeichneten eine Convention, in welcher sich diese Staaten für eine gemeinsame Zollinie erklärten, während sie zugleich besondere Bevollmächtigte ernannten, welche die Grundlagen feststellen und die einzelnen Bestimmungen treffen sollten.

Es gab also drei Fürsten, die entschlossen ihre Partei ergriffen, indem sie sich den Wünschen des Volks geneigt zeigten. Gegenüber stand Österreich mit den Herzogen von Modena und Parma, die nicht weniger entschlossen waren, dem nationalen Andringen die Stirn zu bieten, selbst durch Waffengewalt. Der König von Neapel hielt sich zur Seite: er verweigerte jede Neuerung, und durch seine Haltung verlieh er der österreichischen Politik eine bedeutende Stärke.

Die Großmächte betrachteten diesen Stand der Dinge keineswegs mit gleichgültigem Blicke. Rußland unterstützte mit seinem ganzen Einflusse die Partei des Widerstandes. Preußen gab zwar seine innere Überzeugung nicht kund, begünstigte aber durchaus nicht die Absichten der Neuerer. Frankreich und England verfolgten Wege, die im Grunde nicht voneinander abwichen, aber doch verschieden beurtheilt wurden und zu ganz entgegengesetzten Resultaten führten.

Der König Ludwig Philipp und sein Principalminister, Hr. Guizot, waren keine Gegner der Reformpolitik und der Einführung von Verbesserungen in der Halbinsel, aber sie hielten vor allem am Frieden und wollten sich nicht mit Österreich überwerfen, zumal nach Abschluß der spanischen Heirathen, die der französisch-englischen Allianz einen harten Stoß versetzt hatten. Darum eine Sprache, welche die Verlegenheit des Ministeriums verrieth. Hr. Guizot schrieb in einer Circularnote vom 17. Sept. 1847: „Für die innere Kraft und den dauernden Erfolg der nothwendigen Reformen ist es gegenwärtig mehr als jemals wichtig, daß sie regelmäßig, fortschreitend, in Übereinstimmung zwischen Volk und Regierung, durch ihre gemeinsame und gemessene Action vor sich gehen, nicht aber durch die regellose Explosion einer einseitigen Kraft. Dahin werden immer unsere Rathschläge und Anstrengungen gerichtet sein. Das, was sich bisher in den römischen Staaten zugetragen, beweist, wie auch hier die Principien, die wir eben berührt, anerkannt und angewandt werden. Die römische Bevölkerung ist bemüht, sich der Reformen, welcher sie bedarf, zu versichern, indem sie sich um ihren Souverän schart, jede ungeordnete Überstürzung, jede wilde Bewegung meidet. Das erhabene Beispiel des Papstes, das

so intelligente Verhalten seiner Unterthanen müssen ohne Zweifel auf die Fürsten und Völker in Italien einen heilsamen Einfluß üben und mächtig dazu beitragen, die Bewegung, die sich hier kund gibt, in den Grenzen des unbestreitbaren Rechts und des möglichen Erfolgs zu halten. Es ist dies das einzige Mittel, gute Resultate zu erzielen und großen Übeln und bittern Enttäuschungen auszuweichen. Die Politik des Königs wird beständig und überall in diesem Sinne handeln."

Es ist nichts einzuwenden gegen eine solche Rede; man kann aber auch leicht wahrnehmen, daß der, welcher so spricht, sehr bekümmert ist um die Folgen einer Bewegung, die er im Princip billigt. Hr. Guizot enthüllt deutlicher noch seinen Gedanken in einer Depesche, die er unterm 18. Sept. nach Turin richtete: „Die italienischen Bevölkerungen", sagte er, „sinnen für ihr Vaterland auf Veränderungen, die nur durch territoriale Umwälzungen und den Umsturz der europäischen Ordnung, d. h. durch Krieg und Revolution zur Ausführung kommen können. Die Menschen, selbst die gemäßigten, wagen diese Ideen nicht zu bekämpfen, obschon sie dieselben als unausführbar erkennen, ja sie hegen dieselben in ihrem Herzen mit einem Gefallen, das ihre Vernunft missbilligt, aber nicht unterdrückt. Mehr als einmal hat Italien seine wichtigsten Interessen bloßgestellt, selbst seine Interessen des Fortschritts und der Freiheit, indem es seine Hoffnung auf einen europäischen Brand stellte: es wird seiner Sache abermals schaden, wenn es diesen Weg betritt. Die Regierung des Königs würde es sich als Schuld anrechnen, wenn sie durch Schritte oder Worte Italien an einen solchen Abhang triebe, und sie macht sich eine Pflicht daraus, den Völkern wie den Regierungen Italiens zu sagen, was sie für nützlich oder gefährlich, für möglich oder für chimärisch hält. Dies der Grund für die Zurückhaltung ihrer Sprache und des Stillschweigens, das sie manchmal bewahrt."

Das französische Cabinet zeigte sich vorsichtig und bewies damit, daß es der Frage bis auf den Grund sah. Hinter den Worten: Reformen, innere Verbesserungen, Einigung zwischen Fürst und Volk, stand in der That und wird in Italien immer stehen eine viel gewichtigere Frage — die Frage um die nationale Unabhängigkeit. Alle Staaten bedurften der Reformen, alle Regierungen hatten es nöthig, die Ideen des Jahrhunderts zu umfassen, die sie bisher hartnäckig zurückgestoßen. Im Grunde aber ging das italienische Volk auf drei Dinge aus: Repräsentativverfassung, Befreiung des nationalen Bodens, Staatenbund. Der erste und der letzte Punkt konnte in Erfüllung gehen, ohne Veränderung der bestehenden europäischen Verträge und ohne Krieg; die Ausführung des zweiten Punkts war ohne diese beiden Mittel unmöglich. Hr. Guizot, der sich zum Wächter und Vertheidiger des Friedens und der Verträge von 1815 machte, vermochte darum auch das, was in Italien vorging, richtig zu begreifen.

Die auswärtige Tagespresse in ihren Auslassungen über die italienischen Angelegenheiten beobachtete nicht das rechte Maß, und verletzte die Empfindlichkeit eines Volks, das viel erduldet hatte, und das endlich in seiner Zukunft einen Hoffnungsstrahl entdeckte. Das französische Cabinet wurde im höchsten Grade unpopulär, und die Sympathien, welche Italien gewohnt war für Frankreich zu hegen, gingen auf England über.

Die britische Regierung sprach den italienischen Reformen ohne Rückhalt das Wort; sie schickte selbst eins ihrer geachtetsten Mitglieder, Lord Minto, an die verschiedenen Höfe der Halbinsel, um die Fürsten in ihren guten Stimmungen zu bestärken. Lord Palmerston hielt nicht weniger an den Verträgen von 1815 als Hr. Guizot. Er trieb die Italiener keineswegs zum Kriege; aber er war überzeugt, daß Österreich die Thatsachen entstelle, indem es einige ziemlich unbedeutende Edicte des Papstes und den Beifallsruf der Menge auf die Höhe einer europäischen Frage hebe. In diesem Sinne antwortete er am 12. Aug. 1847 der Mittheilung des Fürsten Metternich über die Lage der Dinge in Italien.

Lord Palmerston beauftragte den Repräsentanten der Königin von England zu Wien, er möge Metternich erklären, daß nach Ansicht der britischen Regierung die Wiener Verträge in Italien ebensowol als anderwärts gehalten werden müßten; allein die britische Regierung glaube, es sei in diesem Augenblicke kein Anzeichen vorhanden, daß irgendein Ereigniß dieses Princip in Italien in Frage stellen werde. Denn es gebe keine europäische Macht, die auf einen Angriff oder eine Invasion irgendwelchen italienischen Staats sinne, und man sei folglich nicht in dem Falle, an die Vertheidigung der Territorialbesitzungen zu denken, da sie nicht bedroht würden. „Doch", fügt Lord Palmerston hinzu, „möchte die Regierung Ihrer Majestät in Bezug auf die Lage der Dinge in Italien die Bemerkung machen, daß hier ein anderes Recht als das der Vertheidigung und der persönlichen Erhaltung, welches jeder unabhängigen Souveränetät innewohnt, in Betracht kommt: das jedem Souverän zustehende Recht, Reformen und innere Ver-

änderungen vorzunehmen, die er dem Wohle der Völker, die er regiert, für angemessen erachtet. Es scheint, daß mehrere Souveräne Italiens die Neigung haben, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, und die Regierung Ihrer Majestät hofft, daß das österreichische Gouvernement sich geneigt finde, seinen großen politischen Einfluß, den es in rechtmäßiger Weise in Italien besitzt, dazu zu verwenden, jene Souveräne zu ermuthigen und ihnen in ihrem löblichen Unternehmen Vorschub zu leisten."

„Die britische Regierung weiß nichts von dem Bestehen eines solchen Plans, von dem Fürst Metternich in seiner zweiten Depesche spricht, wonach die Staaten Italiens, jetzt getrennt, in eine föderale Republik verwandelt werden sollen; die Regierung Ihrer Majestät theilt die Gründe, die ein solches Project als unausführbar erscheinen lassen. Aber die Regierung der Königin ist nach den Mittheilungen, die sie aus verschiedenen Staaten erhalten, der Überzeugung, daß in einem großen Theile der Halbinsel eine tiefe, allgemeine und gewaltige Unzufriedenheit herrscht. Wenn man bedenkt, wie voll von Mängeln und Misbräuchen das Regierungssystem in mehreren Staaten, und insbesondere in den römischen Staaten und im Königreiche Neapel ist, so darf man sich nicht wundern, daß ein so schreiendes Übel die heftigste Unzufriedenheit nach sich zieht; und es ist leicht möglich, daß die, welche die innere Stärke jener Misbräuche kennen, durch die sie gegenwärtig leiden und seit langer Zeit gelitten haben, ohne Hoffnung mehr auf Linderung von seiten ihrer Herren, endlich irgendwelches ausschweifende Project erfassen, von dem sie meinen, daß es ihnen zur Verbesserung ihrer übeln Lage dienen könne."

Indessen, Lord Palmerston ging noch weiter. Indem er die feindlichen Absichten Österreichs gegen Sardinien und die römischen Staaten wahrnahm, ließ er einige Zeit darauf (11. Sept. 1847) dem Cabinet zu Wien folgende Erklärung zukommen:

„Das österreichische Gouvernement hat letztlich die britische Regierung befragt, und diese hat ihre Zustimmung zu dem Princip gegeben, daß die verschiedenen Staaten, in welche Italien zerfällt, das Recht haben, ihre Unabhängigkeit zu bewahren und zu vertheidigen, sowie daß diese Unabhängigkeit respectirt und für unverletzlich erachtet werden muß von allen Mächten. Die Regierung Ihrer Majestät fügt diesem unbestreitbaren Grundsatze noch einen andern bei, den sie nicht weniger für unabweisbar erachtet, nämlich: daß jeder unabhängige Souverän das Recht habe, die Reformen und Verbesserungen vorzunehmen, die er für die Völker, welche er regiert, als ersprießlich erkennt, und daß keine andere Regierung sich der Ausübung eines der wesentlichsten Rechte der unabhängigen Souveränetät widersetzen oder diese Ausübung verbieten könne. Die Regierung Ihrer Majestät hegt die Überzeugung, daß das Cabinet zu Wien bereit sei, eine so evidente politische Wahrheit anzuerkennen."

„Welche Gerüchte auch der Regierung Ihrer Majestät zu Ohren gekommen über die Transactionen und neulichen diplomatischen Mittheilungen bezüglich Italiens, so mag sie doch nicht glauben, daß das österreichische Gouvernement Acte projectirt und autorisirt, welche mit den oben ausgesprochenen Principien im Widerspruche stehen, und daß dieses Gouvernement rücksichtlich des Königs von Sardinien und des Papstes die Absicht haben könnte, aus den legislativen Maßregeln oder den Verwaltungsreformen, die diese Souveräne in ihren Staaten einzuführen für gut erachteten, Gelegenheit zu irgendeinem Angriffe gegen ihre Territorien oder ihre Rechte zu nehmen. Die Regierung Ihrer Majestät würde das Begegniß von Ereignissen in Wahrheit tief bedauern, die sie unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen könnte. Die Kronen von Großbritannien und Sardinien sind seit langer Zeit durch die Bande einer innigen und treuen Allianz vereinigt, und Großbritannien wird niemals die auf so achtbare Motive gegründeten Reclamationen vergessen oder verleugnen. Die Unabhängigkeit der römischen Staaten muß als das wesentliche Element der politischen Unabhängigkeit der italienischen Halbinsel angesehen werden; eine Invasion des Gebiets dieser Staaten würde nicht stattfinden können, ohne ernste und sehr bedeutende Folgen nach sich zu ziehen."

Die Erklärungen des englischen Ministers ließen eine Replik nicht zu, wenn man den Principien des Völkerrechts treu bleiben wollte. Aber es muß wiederholt werden, Österreich konnte der politischen Regeneration Italiens gegenüber nicht ruhiger Zuschauer bleiben, und zwar aus den zwei bereits erwähnten Gründen: weil es die Verwaltung seiner lombardo-venetianischen Provinzen nach dem Beispiele der andern Staaten der Halbinsel nicht verändern wollte und konnte, der Abstand aber, der in dem Verwaltungs- und Regierungssystem zwischen den österreichischen und den übrigen italienischen Staaten durch die Reformen der letztern eingetreten wäre, zum schweren Nachtheile Österreichs ausfallen mußte; dann, weil Österreich wohl begriff, daß die italienischen Fürsten durch die Reformen der kaiserlichen Bevormundung entzogen und

das Nationalitätsgefühl durch die innere Freiheit nur gestärkt werden mußte — was früher oder später nur das Ende der Fremdherrschaft herbeiführen konnte. Österreich sah sich somit in eine Enge ohne Ausgang verwickelt.

Österreich hatte indessen das Mittel noch in seiner Gewalt, sich aus seiner Verlegenheit, wenn nicht für immer, doch wenigstens für lange Zeit zu ziehen. Es mußte zu den Principien zurückkehren, welche einst Maria Theresia geleitet hatten, oder mit andern Worten: es mußte sich an die Spitze des Fortschritts stellen und eine getrennte und unabhängige Verwaltung für die Lombardei und Venetien einführen; es mußte sich an den Municipalgeist wenden, das heißt, an jene Neigung für die provinzielle Autonomie, die so tiefe Wurzeln in den Sitten der Italiener hat. Aber um zu diesem Ziele zu gelangen, hätte man die bureaukratische Centralisation in Wien aufgeben müssen; man hätte den Italienern die Verwaltung ihres Landes lassen und aufhören müssen, dasselbe als eine Domäne zum Nutzen des Reichs zu betrachten. Das wiener Cabinet wählte jedoch einen ganz entgegengesetzten Weg: es griff zu Maßregeln der Strenge, zu den Plackereien der Polizei, zu Belagerungszustand und gewaltsamer Repression. Es bereitete in solcher Weise die Elemente vor für eine Revolution, die bei der ersten Gelegenheit ausbrechen mußte.

Wir wollen hier nicht die zeitgenössische Geschichte Italiens schreiben, sondern nur einen Überblick geben über den diplomatischen Verlauf dieser Geschichte, und es muß darum genügen, die geschichtlichen Ereignisse nur in der Hauptsache zu berühren. Der König von Neapel, der aufs hartnäckigste jedes Zugeständniß an den Liberalismus verweigert, wurde durch Sicilien zur Entscheidung gezwungen. Er proclamirte jetzt plötzlich eine Repräsentativverfassung, indem er voraussetzte, daß er hierdurch die übrigen Fürsten in die äußerste Verlegenheit bringen würde. Karl Albert, der Großherzog von Toscana, selbst der Papst octroyirten nun Constitutionen. Italien hatte in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen.

Die ungemessene Dosis von Freiheit, für welche das Volk durchaus nicht vorbereitet, war schon an sich eine große Schwierigkeit, denn die ersten Schritte auf dem Wege der Freiheit werden in der Regel nicht im Ebenmaße gethan. Aber — hierzu kam noch die Revolution und die französische Republik vom Februar 1848, welche die Geister ins Schrankenlose hinausriß. Die Insurrection in Wien brach aus, Deutschland schlug in Flammen auf, der österreichische Kaiserstaat wankte in seinen Grundfesten. Der Kaiser versprach und machte jetzt Zugeständnisse zu Mailand und zu Venedig. Das war zu spät: man antwortete mit Flintenschüssen. Mailand kämpfte fünf Tage hindurch; Venedig war glücklicher, es schüttelte das Joch ab, fast ohne einen Schlag zu thun.

Während man sich in den Straßen von Mailand schlug, drängte die Bevölkerung von Turin den König Karl Albert zur Überschreitung des Ticino. Der König zögerte keinen Augenblick: er war entschlossen den Degen zu ziehen und ließ dies dem österreichischen Gesandten in zwei Noten erklären.*) Die piemontesische Armee, den König an der Spitze, setzte sich in Bewegung. Der Marschall Radetzky zog sich zurück auf die Festungen Mantua und Verona. Hier erwartete er den Feind und auch Unterstützung. Wenn ganz Italien sein Contingent zum Kampfe stellt — mußte man meinen, so war die nationale Unabhängigkeit gesichert. Niemals im Laufe der Jahrhunderte hatte sich einem Volke eine günstigere Gelegenheit dargeboten. Italien konnte frei werden, frei durch italienische Hände, ohne fremde Hülfe. Die Lombarden und Venetianer, Modena und Parma, nachdem sie ihre Herzoge verjagt, erklärten die Annexion an Piemont. Das Königreich Oberitalien, wie es nach der geographischen Configuration des Bodens, nach der Homogenität der Volksstämme und in Rücksicht der Sicherheit Italiens angezeigt ist, war proclamirt. Karl Albert war das Haupt dieses Königreichs.

Die aufgeklärten Publicisten und die überlegten Politiker hatten niemals daran gedacht noch es geschrieben, daß Piemont allein den Kampf mit Österreich aufnehmen und ohne weitere Hülfe den nationalen Boden frei machen könne. Man zählte auf die Mitwirkung aller organisirten Kräfte Italiens. 100000 Piemontesen (und das war schon viel), 100000 Neapolitaner, 50000 Mann aus dem Centrum der Halbinsel: Toscaner, Modenesen, Parmesaner u. s. w., im ganzen an die 300000 Mann, überdies die neapolitanische und die sardinische Flotte — diese Macht war nicht zu groß für den Entscheidungskampf, der bevorstand.

Durch ein Zusammentreffen von außerordentlichen Umständen fand sich die österreichische

*) Der Graf Buol war damals Gesandter zu Turin, und er war es auch, der die beiden erwähnten Noten erhielt. Man begreift darum nicht, wie der Graf hat aussagen können, daß Piemont im Jahre 1848 gegen Österreich den Kampf begonnen, ohne vorher eine Kriegserklärung gemacht zu haben.

Streitmacht im Jahre 1848 zerstreut und gelähmt, und dieser Zustand des Erbfeindes hielt ein ganzes Jahr hindurch an. Ein Heer von 300000 Mann hätte unter solchen Verhältnissen vielleicht hingereicht, den Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen, Österreich zu ernstlichen Unterhandlungen und zum Frieden zu zwingen. Aber die Unterstützung der nationalen Sache durch die italienischen Fürsten blieb aus; Piemont sah sich beinahe allein auf dem Schlachtfelde. Seine Truppen, selbst nach einem fünfunddreißigjährigen Frieden, hielten ihre alte Reputation aufrecht, und es fehlte ihnen weder an Halt noch an Schwung. Karl Albert war siegreich zu Goito, Pastrengo, Monzambano; er nahm Peschiera, er hielt die Armee des Marschalls Radetzky zu Santa-Lucia im Schach. Nach der Einnahme von Peschiera mußten die großen Belagerungen von Mantua und Verona beginnen, und die Débouchéen der Alpen mußten besetzt werden, um die Vereinigung der feindlichen Verstärkungen, die im Anmarsche waren, mit der geschwächten kaiserlichen Armee unter Radetzky zu verhindern. Die Neapolitaner und die Römer wurden beordert, das Venetianische und die Alpenpässe zu occupiren. Plötzlich aber erklärte der Papst, daß es ihm unmöglich sei, als Vater der Gläubigen, die Waffen gegen einen katholischen Fürsten zu führen. Das Volk von Rom schrie über Verrath. Die päpstlichen Truppen drangen zwar ins Venetianische ein, aber Mistrauen und Verdacht erhoben sich in den Bevölkerungen des Kirchenstaats, und die öffentliche Ordnung ward schwer verletzt. Der König von Neapel, gezwungen durch den Volksaufschwung, hatte mit innerm Widerwillen den einen Theil seiner Armee in Marsch gesetzt; er ergriff jedoch eifrig den Vorwand, den ihm die bedauerliche Emeute vom 15. Mai in seiner Hauptstadt an die Hand lieferte, und gab den Befehl zum Rückmarsche. 6000 Toscaner, die ihre Pflicht thaten zu Curtatone, 25000 Römer, die einen Augenblick Vicenza vertheidigten, das war das italienische Contingent, das Karl Albert zur Verfügung stand. Zu dieser militärischen Schwäche traten die Verlegenheiten hinzu, welche die innern Parteien bereiteten. Die französische Republik und die demokratischen Lehren verwirrten die Köpfe. Joseph Mazzini und seine Adepten durchkreuzten zu Mailand die legale Gewalt. Eine ausschweifende Presse gefiel sich darin, auch den besten Ruf zu schwächen und zu vernichten, und schonte selbst nicht der braven piemontesischen Armee, die, nur auf sich selbst angewiesen, für die gemeinsame Sache ihr Blut vergoß.

Die Niederlagen folgten den Siegen. Custozza — ein Tag, der den Besiegten ehrte — entschied den Rückzug Karl Albert's. Ein anderer unglücklicher Kampf, gegen alle Regeln militärischer Klugheit unter den Mauern von Mailand geliefert, nöthigte zu einem Waffenstillstande, der die Lombardei unter das alte Joch zurückbrachte. Ehe diese Wendung eintrat, hatte jedoch Österreich unter Englands Vermittelung Unterhandlungen angeknüpft. Die Revolution in Deutschland, im Kaiserstaate selbst hätte vielleicht nicht vermocht, Österreich zu Concessionen in Italien geneigt zu machen; aber das revolutionäre Frankreich konnte sich einmischen, und dann mußte die Sache der Halbinsel eine andere Gestalt erhalten. England verschwieg seine Ansicht nicht, daß es gerathen sei, dem Nationalitätsprincip in Italien durch ein Übereinkommen Genugthuung zu geben. Ideen wurden ausgetauscht zwischen dem britischen Gesandten und dem österreichischen Ministerium. Infolge dieser Besprechungen wurde der Baron Hummelauer beauftragt, Lord Palmerston zwei Entwürfe vorzulegen, von denen das britische Gouvernement bei seiner freundschaftlichen Vermittelung Gebrauch machen sollte.

In dem ersten Entwurfe sicherte man dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche eine getrennte Verwaltung unter der Souveränetät des Kaisers zu. Die Grundlagen dieser Verwaltung sollten von den Repräsentanten des Königreichs selbst aufgestellt werden ohne Dazwischenkunft der kaiserlichen Regierung. Ein italienischer Minister, befindlich zu Wien, sollte die Beziehungen zwischen der kaiserlichen Regierung und der lombardisch-venetianischen Verwaltung unterhalten, an deren Spitze ein Erzherzog-Vicekönig als der Lieutenant des Kaisers stehen sollte. Die Verwaltungskosten des Königreichs waren von diesem selbst zu leisten, und außerdem sollte es gehalten sein, jährlich eine Summe von etwa 4 Mill. Fl. zu den Bedürfnissen des gesammten Reichs, wie der Unterhaltung des Hofs und des diplomatischen Dienstes u. s. w., beizutragen. Lombardei und Venetien sollten ferner, für ihren Theil an der Staatsschuld des Kaiserreichs, die Bezahlung einer Rente von etwa 10 Mill. Fl. übernehmen. Die Streitkräfte des Königreichs sollten eine ganz nationale Armee bilden, deren größerer Theil zur Friedenszeit im Lande selbst stehen sollte, während im Kriege die ganze Armee dem Rufe des Kaisers zur Vertheidigung des gesammten Reichs folgen mußte.

Der zweite Entwurf ging noch weiter; denn es war begreiflich, daß bei der Lage, in welcher sich die Dinge im Mai 1848 befanden, die Bestimmungen des ersten Entwurfs nicht mehr

genügen konnten. Nach dem zweiten Entwurfe sollte daher die Lombardei nicht mehr zu Österreich gehören: es sollte ihr freistehen, unabhängig zu bleiben, oder sich mit einem andern italienischen Staate nach ihrer Wahl zu vereinigen. Sie sollte indessen dafür einen verhältnißmäßigen Theil der österreichischen Staatsschuld übernehmen, der fest und unwiderruflich auf die Lombardei übertragen werden würde. Das Venetianische dagegen sollte unter der Souveränetät des Kaisers verbleiben, mit einer getrennten und gänzlich nationalen Verwaltung, welche die Repräsentanten des Landes selbst, ohne Zuthun der kaiserlichen Regierung, festzustellen hätten. Ein Minister sollte die Beziehungen zwischen der venetianischen Verwaltung und der kaiserlichen Centralregierung vermitteln und zu Wien seinen Sitz nehmen. An der Spitze der venetianischen Verwaltung sollte ein Erzherzog-Vicekönig stehen, der zu Venedig als Lieutenant des Kaisers residiren würde. Die venetianische Truppe sollte ganz national sein, da sie aber vermöge ihrer Beschränktheit keine selbständige getrennte Armee bilden könnte, so würde sie einen Theil des Organismus der kaiserlichen Armee ausmachen.

Die Herzoge von Modena und Parma sollten nicht wiederhergestellt werden. Diese Länder sollten sich einen Souverän wählen können, aber unter Vorbehalt, daß sie den rücktretenden Fürsten angemessene Entschädigungen leisteten und den Besitz von deren Familiengütern sicher stellten.

Das waren die äußersten Grenzen der Zugeständnisse, welche Österreich im Jahre 1848 machte, und man muß zugeben, sie waren bedeutend. Die Lombardei mit den beiden Festungen Peschiera und Mantua, dann Parma und Modena, alles mit Piemont vereinigt, dies würde einen ziemlich starken und compacten Staat gebildet haben. Überdies sollten die Freiheiten Venetiens unter den Schutz eines völkerrechtlichen Vertrags gestellt werden.

Dennoch hielt Lord Palmerston die vorgeschlagenen Grundlagen nicht weitgreifend genug, um sich des Erfolgs der Unterhandlungen versichert zu halten. Überdies flößte ihm Bedenken ein, daß die Stadt Venedig, die sich befreit und Herrin ihrer selbst geworden, hiernach wieder unter die Herrschaft Österreichs zurückgeführt werden sollte. Es wäre dies eine zweite Auflage des Friedens von Campo-Formio gewesen, ein neuer Verkauf der alten Dogenstadt. Das britische Cabinet verlangte in diesem Punkte größere Zugeständnisse. Zu gleicher Zeit theilte das wiener Cabinet dieselben Vorschläge der Provisorischen Regierung zu Mailand mit, die sie dem Cabinet zu Turin vorlegte. Eine entschiedene Zurückweisung war die Antwort sowol der Lombarden als Karl Albert's. Es mag dahingestellt bleiben, ob eine solche Transaction, nach den Ereignissen zu Neapel und zu Rom und bei der Isolirung Piemonts, das allein den Stoß der österreichischen Waffen auszuhalten hatte, nicht sowol der Klugheit als auch dem wahren Interesse Italiens angemessen gewesen wäre, da sie das Verdienst besaß, Österreichs Macht einzuschränken und gründlich zu verringern. Man könnte viel über diesen Punkt sagen; aber man muß zugleich eingestehen, daß die Zurückweisung der Vorschläge von seiten der Italiener ein Zeugniß ihrer uneigennützigen Hingebung an die nationale Sache war, welchem die Geschichte und das öffentliche Gewissen die Anerkennung nicht versagen kann. Man schlug es aus, die Brüder dem eigenen Vortheile zu opfern; man zog die Chancen einer ungewissen Zukunft einem Compromiß vor, der wie ein Verrath aussah. Seinerseits mußte Karl Albert jeden Vorwand für die Anklage vermeiden, als ob er nur an die Vergrößerung seiner persönlichen Macht denke. Er mußte sich nur von einem einzigen Wunsche beseelt zeigen — dem der nationalen Befreiung. Karl Albert that dies und — unterlag; aber sein Name blieb mit unverlöschlichen Zügen eingegraben in die Herzen einer ganzen Nation.

Während daß Palmerston von Wien aus neue Vorschläge erwartete, wechselte in Italien das Kriegsglück, indem, wie schon erwähnt, der Sieg die nationale Fahne verließ. Das wiener Cabinet dachte nicht mehr ans Unterhandeln von dem Augenblicke an, als ihm die Waffen das zurückgaben, was es durch dieselben verloren hatte. Indessen bestand die Furcht vor einer Einmischung Frankreichs immer noch fort. England wollte Europa in Sicherheit setzen vor einer neuen Verwickelung und bot darum, in Übereinstimmung mit Frankreich, nach dem Waffenstillstande von Mailand seine Vermittelung an zwischen Sardinien und Österreich.

Am 9. Aug. 1848 unterzeichneten Hr. Bastide, französischer Minister des Auswärtigen, und der britische Gesandte, Lord Normanby, zu Paris eine Convention, wonach die Grundlagen der Vermittelung folgende sein sollten: 1) Unmittelbare Suspension der Feindseligkeiten. 2) Formelles Aufgeben aller Souveränetätsrechte über die Lombardei von seiten Österreichs. 3) Der gegenwärtige Bestand der Regierung von Oberitalien, die hervorgegangen ist aus den erklärten Wünschen der Lombarden, soll als eine Thatsache betrachtet sein, die man zur

Vermittelungsgrundlage nehmen wird, ohne daß darum die beiden vermittelnden Mächte Garantie leisten wollen für etwas, das über den Friedensvertrag hinausliegt, welcher der Zweck der Vermittelung ist. 4) Eine billige Vertheilung der österreichischen Staatsschuld zwischen der Lombardei und Österreich. 5) Österreich soll die Souveränetät über das Venetianische bewahren, welches eine Stellung wie Ungarn erhalten wird, mit getrennter Regierung und Verwaltung. 6) Die Herzogthümer Parma und Modena werden Gegenstand einer besondern Übereinkunft sein.

Diese Bestimmungen lassen erkennen, daß sie nach dem zweiten Entwurfe Hummelauer redigirt waren, aber mit einer Abänderung, die der Bildung eines starken Königreichs Oberitalien entgegen war, also zum Vortheile Österreichs. Man darf sich nämlich in Wahrheit nicht verschweigen, daß letztere Macht, bleibt ihr der Besitz Venetiens, stets eine entscheidende Einwirkung auf die Halbinsel haben muß, solange es hier an einem kräftigen Staate fehlt, der ihr erfolgreich widerstehen kann. Es war indessen leicht vorherzusehen, daß der wiener Hof auf diese Vermittelungsgrundlagen nicht eingehen würde, die das Aufgeben der Lombardei forderten in dem Augenblicke, wo die österreichischen Waffen das Land zurückerobert hatten. Die Italiener waren ebenso wenig zufrieden gestellt durch eine Combination, welche die Unabhängigkeit ihrer Länder nicht sicherte. Die vorgeschrittenern Parteien erhoben ihre Stimmen gegen die Vermittelung, und die Regierungen selbst hatten nicht Kraft genug, um dieser Opposition die Spitze zu bieten. Die Wiederaufnahme des Kampfes, „la seconda ricossa", wurde das Stichwort der Presse und der Tribünen zu Turin, Florenz und Rom. Karl Albert selbst sah im Grunde keinen andern Ausgang nach der Lage, in der sich die Dinge befanden.

Österreich, sein Interesse besser erkennend, mehr Herr seiner selbst, war bestrebt, der Vermittelung ganz und gar auszuweichen, wollte sich aber dabei nicht überwerfen mit den Mächten, welche sie angeboten hatten. Sein sicherster Helfer war die Zeit, und diese suchte Österreich zu gewinnen. Zu Wien begriff man sehr wohl, daß der zur höchsten Leidenschaft entflammte Zustand, in dem sich Italien befand, Folgen herbeiführen müßte, die seinen Absichten nur günstig sein konnten. Die Revolution war in Toscana und in Rom ausgebrochen; vielleicht auch Genua konnte sich ihr nicht entziehen. Karl Albert vermochte voraussichtlich nicht lange der Gewalt der allgemeinen Stimme zu widerstehen, welche den Krieg um jeden Preis verlangte. Wenn er den Degen zog, so verließen ihn England und Frankreich, und das war alles, was Österreich wünschte.

Unter diesen Verhältnissen richtete das Cabinet zu London nach Wien Worte, die man als weise bezeichnen muß, und welche dem Staatsmanne, der sie dictirte, zu großer Ehre gereichen. Wir theilen das Schriftstück hier mit: es faßt, aus dem politischen Gesichtspunkte, die ganze Italienische Frage zusammen; es wirft ein helles Licht nicht nur auf die damalige Lage der Dinge, sondern auch auf den heutigen Zustand, in welchen Italien durch die jüngsten Ereignisse abermals hineingerathen ist.

„Ich übermittele Ew. Excellenz", schrieb Lord Palmerston an Lord Ponsonby unterm 11. Nov. 1848, „die Abschrift einer Depesche, die ich von dem Viceconsul Ihrer Majestät zu Mailand über den Zustand in der Lombardei erhalten habe, und ich ersuche Ew. Excellenz, dieselbe dem Baron Wessenberg mitzutheilen und zugleich dessen ernsteste Aufmerksamkeit auf die Thatsachen zu lenken, die sie mittheilt, und die von andern Berichten bestätigt werden, welche ich aus derselben Quelle erhalten. Ew. Excellenz mag zugleich erklären, wie die Regierung Ihrer Majestät die Ansicht hege, dieser einfache Bericht der Thatsachen werde dem Baron Wessenberg die Überzeugung geben, daß man unmöglich hoffen dürfe, eine Provinz, in welcher in der ganzen Bevölkerung, in den Städten wie auf dem Lande, vom Adel bis herab zum Bauer, ein so tiefgewurzelter Haß gegen die österreichische Herrschaft herrscht — eine solche Provinz könne jemals eine sichere oder nützliche Besitzung der kaiserlichen Krone werden. Man kann vernünftigerweise nicht hoffen, daß selbst das Zugeständniß nationaler Institutionen, welches der Kaiser der Lombardei heute macht, deren Antipathie gegen das fremde Gouvernement austilgen werde; vielmehr muß dieses Zugeständniß die Wirkung haben, daß die Bevölkerung nur um so leichter das Joch abschütteln wird, dessen sie sich mit aller Begierde entledigen will."

„Wenn den Lombarden solche Institutionen, wie sie ihnen gegenwärtig versprochen sind, vor 10 oder 15 Jahren verliehen worden wären, so würden diese vielleicht bis zu einem gewissen Punkte die praktische Unabhängigkeit mit einer Unterwerfung dem Namen nach ausgesöhnt haben. Aber heute sind die Dinge schon zu weit vorgeschritten, als daß es möglich wäre, eine solche Union als dauernd zu erachten. Wenn sich die ganze Lombardei in dem Zustande des passiven oder activen Widerstandes befindet gegen die österreichische Herrschaft jetzt, da die Pro-

vinz soeben wiedererobert worden und durch erdrückende Streitkräfte occupirt wird, welche die Autorität mit allen Schrecken und aller Strenge des Martialgesetzes üben: welchen Gehorsam erwartet das österreichische Gouvernement von den Lombarden dann, nachdem sich die österreichischen Truppen werden zurückgezogen haben, wenn die Lokalregierung in die Hände derselben italienischen Adelichen gelegt sein wird, die sich gegenwärtig freiwillig im Exil halten, um jede Berührung mit dem fremden Unterdrücker zu vermeiden, wenn ein Parlament bestehen wird, zusammengesetzt aus Italienern und gewählt von demselben Volke, das in diesem Augenblicke, unter den schwierigsten Verhältnissen, gegen die reguläre Streitmacht des Feldmarschalls Radetzky in einem verzweifelten Kampfe begriffen ist, weil die Kräfte ungleich sind."

„Es wäre im allgemeinen Interesse Europas sehr zu wünschen, daß sich die gegenwärtige Regierung Österreichs über den wahren Zustand der Dinge nicht täuschen ließe, daß sie ohne Parteilichkeit und ohne Voreingenommenheit die Chancen der Zukunft berechnete, und daß es ihr gefallen möchte, die Ergebnisse, zu denen sie also gelangt, in ihrem jetzigen Verfahren zur Richtschnur zu nehmen. Der gegenwärtige Augenblick ist für Österreich zum Abschluß eines Arrangements, durch das die Lombardei ihre Freiheit erhielte, sehr günstig. Die österreichische Armee hat die Lombardei aufs neue genommen, und ein Zugeständniß, das man jetzt machte, würde darum das Resultat eines freien und überlegten Entschlusses, und nicht eines lokalen Zwanges sein. Die Autorität des Kaisers ist gegenwärtig zu Wien wieder vollständig hergestellt. Die Entschließung, welche Österreich in Bezug auf die Lombardei faßte, würde demnach auch nicht angesehen werden können als ein Opfer, das man einer Regierung entreißt, die sich in gefährdeter Lage befindet. Die beiden Mächte, welche die Vermittelung übernommen, sind Österreichs Freunde und wünschen aufrichtig die Erhaltung des europäischen Friedens. Aber mancherlei Ereignisse können im Laufe einiger Monate eintreten. Wichtige Veränderungen können in Frankreich stattfinden; die Wahlen, die in den nächsten Monaten vor sich gehen müssen, können in diesem Lande andere Männer ans Ruder bringen, und mit ihnen eine andere Politik. Traditionelle Grundsätze einer nach auswärts mehr activen Politik können von der neuen Regierung Frankreichs zur Richtschnur genommen werden. Die Stimmung des französischen Volks, die jetzt zum Frieden neigt, kann leicht die entgegengesetzte Richtung gewinnen, und der Ruhm, den man in Frankreich darin finden möchte, Italien bis zu den Alpen von der österreichischen Herrschaft zu befreien, könnte die französische Nation zu vielen Opfern und großen Anstrengungen hinreißen. Die Gelegenheit, die Intervention Frankreichs zu Gunsten der italienischen Unabhängigkeit anzurufen, würde nicht lange auf sich warten lassen, und die Lombarden würden diese Gelegenheit mit Eifer ergreifen, sobald als sie wüßten, daß Regierung und Volk in Frankreich geneigt wären, dem Hülferufe zu folgen. Es ist unzweifelhaft, daß eine starke französische Armee, unterstützt durch eine allgemeine Erhebung der Italiener, die Streitkräfte, über welche Österreich in Italien verfügen kann, erdrücken müßte, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde Österreich alle seine Besitzungen in Italien verlieren, selbst bis an die Alpen."

Diese Bemerkungen waren gegründet, die ersten ebensowol als die letzten; aber sie fanden keine Beherzigung im Rathe Österreichs. Es sollten Friedensconferenzen zu Brüssel eröffnet werden; das wiener Cabinet zog jedoch die Angelegenheit so in die Länge, daß im März 1849, also acht Monate nach der Aufstellung des Vermittelungsvorschlags, die Bevollmächtigten noch nicht beisammen waren. Karl Albert kündigte den Waffenstillstand trotz der lebhaftesten Vorstellungen Frankreichs und Englands. Er stellte sich an die Spitze seiner Armee, um aufs neue den Ticino zu überschreiten; aber der Feldmarschall Radetzky kam ihm zuvor und drang selbst in Piemont ein. Die beiden Armeen trafen aufeinander bei Novara, das zum Waterloo der Italiener wurde. Österreich trug einen vollständigen Sieg davon. Piemont trat wieder in seine frühern Grenzen zurück; die Vasallen des Kaisers, die Herzoge von Modena, Parma und Toscana wurden restaurirt. Karl Albert legte seine Krone nieder und hauchte, ein edler Märtyrer des neuen Italien, seinen letzten Seufzer aus auf der Küste von Oporto, in freiwilligem Exil. Sein Sohn Victor Emanuel II. nahm die Krone seiner Ahnen auf inmitten der Niederlage und der Invasion seines Landes.

Venedig und Rom hielten sich noch aufrecht. Venedig ließ es zum Äußersten kommen, ehe es sich ergab, und die Ausdauer seiner Bewohner und seines Dictators Manin erwarben sich die Bewunderung und die Sympathien von ganz Europa. Zu Rom hatte die Revolution den Vatican geschlagen. Der Papst war nach Gaeta geflohen, von wo aus er die katholische Christenheit zur Hülfe aufrief. Neapolitaner, Spanier, Österreicher setzten sich auf den Ruf des

Papstes in Bewegung, der gegen sein eigenes Volk den Kreuzzug predigte. Aber es war dem republikanischen Frankreich die traurige Ehre aufbehalten, der jungen Republik in der Ewigen Stadt den Garaus zu machen. Rom erlag! Die Reaction war schrankenlos, die Constitutionen wurden zerrissen, der Belagerungsstand blieb in Permanenz. Italien hatte den Frieden zurückerhalten, aber dieser Friede war, wie Tacitus sagt, die Stille des Todes.

Was blieb von der großen Bewegung von 1848, die unter so glücklichen Auspicien begann? Nichts als zwei Dinge: die unvertilgbare Erinnerung an eine in Wahrheit nationale Erhebung, und die Freiheit, die ein junger König zu vertheidigen geschworen in — Piemont!

Von der Restauration von 1849 bis zum Präliminarfrieden von Villafranca.

Nach der Schlacht von Novara und der Restauration aller Fürsten in Italien hatte Österreich eine günstige Gelegenheit, die Lombardei und Venetien zu pacificiren, und diese Bevölkerungen vielleicht für viele Jahre an sich zu ziehen, da für jetzt keine Freiheitshoffnungen mehr ihren Widerstand gegen ein System der Ausgleichung und Versöhnung nährten. Das wiener Cabinet konnte jetzt mit mehr Aussicht auf Erfolg den Versuch machen, den es zwei Jahre früher nicht hatte machen wollen: es konnte seinen italienischen Provinzen eine selbständige Verwaltung und liberale Institutionen verleihen und solchergestalt dem Nationalgefühl seine Achtung zollen. Allein, Österreich that ganz das Gegentheil. Die Centralisation wurde noch strenger und peinlicher; erdrückende Auflagen hinderten den Privatwohlstand und erschöpften die Quelle des öffentlichen Wohls; blutige Executionen warfen die Schrecken in alle Klassen der Bevölkerung; das Militärregiment trat an die Stelle der regelmäßigen Civilverwaltung; der Belagerungsstand ward permanent. Insbesondere aber wurden die höhern und gebildetern Klassen Gegenstand einer blinden Verfolgung. Das waren nicht die geeigneten Mittel, um ein Volk zu gewinnen, welches soeben durch die schwersten Prüfungen hindurchgegangen, das aber im Unglücke nicht gebrochen, nicht seine Würde verloren hatte. Österreich handelte so, daß sich sogar der gebeugte Muth wieder erhob; es häufte selbst die Elemente der Revolte auf, die bei der ersten Gelegenheit wieder hervorbrechen mußte.

Die gleiche unheilsvolle Politik wurde in Neapel, in Rom, in Florenz, in Modena und Parma befolgt. Das traurige Wort, das einst Oxenstierna an seinen Sohn richtete: „Du wirst sehen, mein Sohn, mit welcher geringen Weisheit man die Welt regiert", traf hier vollkommen zu, und ebenso der Spruch: „Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand!"

Alle diese Fehler — um die Sache nicht schärfer zu bezeichnen — schlugen zum Vortheile Piemonts und dessen Einflusses aus. Victor Emanuel II. hatte das Glück, in seinen Rath einen Ehrenmann zu berufen, der zugleich einer der geachtetsten und populärsten Charaktere Italiens war. Massimo d'Azeglio, ausgezeichnet als Künstler, Dichter und Publicist, ein Patriot, der im Unabhängigkeitskampfe sein Blut vergossen, trat unter den schwierigsten Verhältnissen an die Spitze des sardinischen Ministeriums. Er wußte die constitutionelle Freiheit vor den Gefahren des Radicalismus und ebenso vor den Angriffen der Reaction zu retten, die in Europa überall triumphirte. Er wußte den jungen König zu bestärken in der Achtung vor seinen Eiden, und in dem Gedanken, daß er eines Tages werde berufen sein, das Misgeschick seines Vaters zu rächen und das Glück Italiens wieder aufzurichten. Victor Emanuel II. blieb treu der Constitution und der Sache der Unabhängigkeit; er machte diese Treue zum Wahlspruche seines Lebens. Seine ganze persönliche Politik, kann man sagen, faßte sich in dem Artikel zusammen: Genugthuung nehmen an Österreich.

Indessen vermied die sardinische Regierung, dem wiener Cabinet irgendwie, in Handlungen oder Worten, Gelegenheit zu Beschwerden zu geben. Der Friedensvertrag wurde von Piemont streng beobachtet. Es verwies die Unruhestifter und Demagogen, welche das Gastrecht verletzten, das der ganzen italienischen Emigration auf das umfassendste bewilligt wurde. Aber gerade dieses weise Verfahren, diese gemessene und kluge, aber feste und consequente Haltung war es, welche den Zorn des Fürsten Schwarzenberg und der italienischen Regierungen hervorriefen, die die Grundsätze desselben angenommen hatten. Das Verhalten Piemonts war ein Anklageact gegen alle die Regierungen und gegen alle Fürsten, welche mit dem Fremden pactisirt und vor der Welt ihren Eid gebrochen hatten. So suchte denn der Fürst Schwarzenberg Streit mit dem turiner Cabinet, bald in Bezug auf die Äußerungen der Presse, bald wegen der Emigration. Schwarzenberg hatte hierbei freies Spiel, denn Frankreich lag in einer innern Krisis, Deutschland erhielt zu Olmütz das Gesetz von Österreich, Rußland setzte seine Politik des Widerstandes fort und weigerte sich, die politischen Beziehungen mit Piemont wieder

anzuknüpfen, die wegen des Kriegs gegen Österreich abgebrochen worden waren. England allein versprach Piemont seine guten Dienste und seine moralische Unterstützung.

Der Napoleonische Staatsstreich vom 2. December schien jedoch für lange Zeit jede europäische Verwickelung fern zu halten. Die Beziehungen zwischen Österreich und Sardinien besserten sich nicht, verschlimmerten sich aber auch nicht, was schon viel war von der einen wie der andern Seite. Die italienischen Patrioten vermochten am politischen Horizont kein Zeichen wahrzunehmen, das ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft irgendwie belebt hätte. Man ergab sich und wartete zu. Österreich trug sich damals mit der Absicht, seine italienischen Provinzen dem Deutschen Bunde einverleiben zu lassen. Glücklicherweise widersetzte sich diesem Vorhaben Frankreich ebenso wie England und Sardinien; der Vorschlag hatte keinen Erfolg.

Die zuwartende Stellung der Italiener änderte sich indessen schon mit dem Jahre 1853. Joseph Mazzini und seine Jünger hatten von der Zeit und dem Unglücke nichts gelernt. Ungeachtet der Niederlagen, die dieser unermüdliche Verschwörer erfahren, ruhte er doch nicht, neue Schlachtopfer zu liefern und die Sache Italiens in der Meinung Europas zu verderben. Ein Attentat, ebenso schlecht als unsinnig, fand am 6. Febr. 1853 zu Mailand statt. Eine Hand voll fanatisirter Sektirer, im niedern Volke zusammengerafft, warf sich, das Messer in der Hand, auf die Soldaten der Garnison. Von allen Seiten eingeschlossen, erlitten diese unglücklichen Opfer der geheimen Gesellschaften das Schicksal, welches sie sich bereitet hatten. Das war keine Ungerechtigkeit. Aber das österreichische Gouvernement beschränkte sich nicht blos auf sein gesetzmäßiges Vertheidigungsrecht: es veröffentlichte einen Erlaß, welcher die Güter aller Emigranten unter Sequester stellte. Eine solche Maßregel fand nur ihresgleichen in den barbarischen Zeiten oder in den bösen Tagen der Schreckensherrschaft in Frankreich. Ohne alles Urtheil, ohne jede juristische Formalität, richtete man einen Schlag auf Leute in Masse, die durchaus keinen Theil an dem Ereignisse genommen hatten, schon weil sie auswärts im Exil lebten. Aber auch zur Vorbereitung des Attentats hatten sie nicht das Geringste beigetragen, denn die reiche und aristokratische Emigration, welche die Lombardei 1848 verlassen und die von dem Schlage betroffen wurde, theilt die Lehren des Mazzinismus ebenso wenig als die österreichische Regierung selbst.

Ein Theil dieser Emigration hatte überdies die Naturalisation in den sardinischen Staaten erlangt, nachdem die Betreffenden in aller Form ihrer Verpflichtungen gegen das kaiserliche Gouvernement entbunden worden waren. Es handelte sich hier also um sardinische Unterthanen, die gegen alle Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit, durch einen Act der Willkür, welcher unmittelbar von der Regierung ausging, in ihrem Eigenthume verletzt waren. Das turiner Cabinet erhob zu Wien die dringendsten Vorstellungen, die man aber zurückwies. Es richtete hierauf an die Großmächte ein Memorandum, das durch ganz Europa Aufsehen erregte. Die Cabinete stellten sich auf Sardiniens Seite, und Lord Clarendon erklärte, daß das Verfahren Österreichs Piemont das Recht gegeben haben würde, Genugthuung mit den Waffen in der Hand zu verlangen. Die Polemik erhitzte die Gemüther; der sardinische Gesandte wurde aus Wien zurückberufen, und die Beziehungen beider Staaten standen auf dem Punkte eines gänzlichen Bruchs. Italien lauschte diesen Bewegungen. Man glaubte wahrzunehmen, daß noch nicht alles geendet, daß alles wieder von neuem anfangen könne.

Piemont befand sich damals auch in Conflict mit dem römischen Hofe wegen Aufhebung gewisser kirchlicher Privilegien, die das Parlament unterdrückt hatte, und nicht nur die römisch-katholische Partei in Italien, sondern auch im übrigen Europa erklärte sich gegen diese Maßregel. Österreich, in der Absicht, sich in jener Partei eine Stütze zu schaffen, in Italien und in Deutschland, schloß im Jahre 1855 mit Rom ein Concordat, in welchem die Civilgewalt wesentliche Prärogative an die kirchliche Autorität auslieferte. Der Kaiser Franz Joseph entäußerte sich mit einem Federzuge des freisinnigen und unabhängigen Staatsrechts, das Joseph II. und Leopold II. in Österreich, der Kirche gegenüber, begründet hatten. Diese Wendung sah ziemlich geschickt aus, aber der Augenblick war schlecht gewählt, wenigstens in Italien. Die liberal-katholische Partei wußte dem wiener Cabinet wenig Dank für eine Concession, die ihrer rechtlichen Seite nach über das Ziel hinausschoß; diejenigen Katholiken, die sich mit politischen Fragen nicht beschäftigten, wurden von der Art verletzt, mit welcher thatsächlich das Concordat zur Ausführung gebracht wurde. In Wahrheit, was die Gewalt mit der einen Hand bewilligte, nahm sie mit der andern, und sie respectirte die Unabhängigkeit der Kirche nur insoweit, als deren Glieder sich dazu hergaben, ihrer Politik blindlings nachzukommen. Will man sich einen Begriff machen von der Weise, mit welcher der Klerus hinter den Coulissen behandelt ward, so

mag man folgendes Circular lesen, welches der Fürst Schwarzenberg im Jahre 1850 an die Bischöfe und Erzbischöfe der lombardisch-venetianischen Provinzen richtete. Es ist dies ein sehr merkwürdiges Document.

„Hochwürdiger Herr! Obschon Se. Excellenz der Feldmarschall Civil- und Militär-Generalgouverneur bei mehreren Gelegenheiten den Klerus ermahnt hat, sich aus seiner moralischen und politischen Versunkenheit zu erheben, welcher er verfallen ist durch die Ausgelassenheit und jenen zügellosen persönlichen Ehrgeiz, den man in der Verwirrung aller Begriffe mit dem Namen Liberalismus ziert: so besitzt doch das Gouvernement in seinen Händen unumstößliche Beweise, daß ein großer Theil des Klerus, weit entfernt den schlechten Weg, den er betreten, zu verlassen, mit stupider Verderbtheit, und indem er sich selbst nicht die Folgen seiner sakrilegischen und thörichten Handlungen verbergen kann, darin beharrt, die Agitation der Gemüther zu nähren, und sich hergibt, Schmäh- und Brandschriften zu verbreiten, welche die Grundprincipien der Religion, der Ordnung und des Throns zerstören; daß er endlich, den Sinn der kirchlichen Lehren fälschend und das Priesteramt durch Parteiumtriebe und den Verfolg persönlicher Interessen schändend, sich zum niedrigen Werkzeuge der moralischen und politischen Corruption macht.

„Es ist notorisch, daß für einige Mitglieder des Klerus das Evangelium nur dann geheiligt erscheint, wenn man darin die Rechtfertigung der Ausgelassenheit und der Rebellion zu finden glaubt. Was die Vorsehung zum Gegengift und Heilmittel bereitet hat, wird in Gift verwandelt, und unter dem heuchlerischen Vorwande, die Freiheit mit der Kirche, die Demokratie mit der Religion zu einigen, ist man nur dahin gelangt, das Priesteramt und die Kirche zu entwürdigen, die Religion zu profaniren und die geheiligtsten Interessen der Gesellschaft und der Familie zu verletzen.

„Es ist fortan Zeit, daß der Klerus über seine bisherigen Irrwege, seine skandalösen Ausschweifungen jeder Art, womit sich eine große Anzahl seiner Glieder besudelt hat, erröthe und sich in die Grenzen seines heiligen Priesteramts zurückziehe; daß er, statt sich zum niederträchtigen Werkzeuge der gesellschaftlichen Demoralisation zu machen, sich zur Höhe seiner Aufgabe erhebe, die ihm gehört, und welche darin besteht, die Völker zum Frieden und zur Liebe der Gesetzlichkeit und der Ordnung zu rufen.

„Darum, hochwürdiger Herr, sind Sie angegangen und sollen durch Sie angegangen werden alle Seelsorger, im Namen Sr. Excellenz des Feldmarschalls Radetzky, unter Ihrer und deren persönlicher Verantwortlichkeit, daß Sie den Klerus, der unter Ihre Leitung gestellt ist, mit der genauesten und eifrigsten Sorgfalt überwachen. Sie werden ihn ermahnen, unter Androhung der strengsten Maßregeln, stets eine in jeder Hinsicht tadellose Haltung zu bewahren, und überdies auch der geringsten politischen Angelegenheit fern zu bleiben. Sie werden also, und ebenso die Herren Seelsorger, zu diesem Zwecke die thätigste Überwachung üben und sichere Mittel wählen, um sich über das Gehaben des Klerus aufzuklären, der unter Ihrer und deren Leitung steht.

„Ich erwarte mit der Empfangsanzeige dieser Depesche die Versicherung, daß sie allen Seelsorgern Ihrer Diöces mitgetheilt worden, und ich behalte mir die Aufgabe vor, alle Geistliche unmittelbar von dem Seelsorgeramte zu entfernen, gegen welche sich der gegründete Verdacht erhebt, daß sie treulose politische Gedanken hegen und ihre geistliche Gewalt misbrauchen. Genehmigen Sie u. s. w. (Gezeichnet: Schwarzenberg.)"

Wenn eine Regierung eine solche Sprache führen muß gegen einen Klerus, zu dessen Kirche sie sich selbst, und zwar mit allem Eifer bekennt, so wird man sich, abgesehen von jeder andern Bemerkung, wenigstens nicht täuschen, wenn man annimmt, daß die politische Autorität auf wankender Grundlage beruht und die Beruhigung der Bevölkerung eine schwere Aufgabe sei.

Der Krieg brach inzwischen in Europa aus auf einem Punkte, wo man ihn am wenigsten erwartete. Der Kaiser von Rußland versuchte einen Angriff auf die Türkei. Frankreich zog England in den Kampf, und beide kamen mit ihren Flotten und Waffen der Pforte zu Hülfe. Deutschland rüstete; der Krieg konnte allgemein werden, ungeachtet die Westmächte ihn zu lokalisiren wünschten.

Österreich wußte sich in dieser Zeit von 1854 und 1855 eine ausgezeichnete Stellung zu bereiten, die an diejenige erinnert, welche es 1813 einnahm, kurz vor dem Beitritt zur letzten Coalition gegen Napoleon I. Das wiener Cabinet war gesucht und gehätschelt einerseits von Rußland, andererseits von Frankreich und England. Es hielt die Wage in seinen Händen und wollte

sie auf die eine oder andere Seite sinken lassen erst dann, wenn seine Zeit und Stunde gekommen und je nachdem sein Interesse es ihm riethe. Das war eine geschickte Taktik, die ihm aber doch gefährlich werden konnte, wenn beide Gegner einer solchen Politik mit doppeltem Gesicht überdrüßig wurden. Jedenfalls aber mußte ein solches Verhalten Rußland aufs tiefste verletzen, das durch die Dienste, welche es Österreich 1849 in Ungarn geleistet, Anspruch auf dessen entschiedenen Beistand zu haben glaubte.

Der Hof zu Turin wurde um den Eintritt in das englisch-französische Bündniß angegangen, und es dauerte nicht lange, so geschah hier dem Andringen der Westmächte Genüge. Man sagt, daß England und Frankreich an Sardinien eine Art von Sommation gerichtet, oder daß sie wenigstens eine starke Pression auf das turiner Cabinet ausgeübt, um es zum Heraustreten aus seiner Neutralität zu nöthigen, welche seine Rolle bleiben zu müssen schien, solange der Krieg an den äußersten Grenzen Europas geführt wurde. Wir dürfen jedoch annehmen, daß jene Behauptung unrichtig, und daß, wenn man auch seine Cooperation verlangte, indem man ihm die Gefahren der Neutralität auseinandersetzte, doch weder die Regierungen von England und Frankreich noch deren Vertreter zu Turin die Grenzen einer regelmäßigen und annehmbaren Discussion überschritten haben. Aber das turiner Cabinet hatte schon selbst starke Gründe genug, die seinen Beitritt zur Allianz der Westmächte rechtfertigten, ohne daß man für seinen Entschluß eine andere Erklärung suchen dürfte.

Zuvörderst stand Piemont nach den Ereignissen von 1848 vereinzelt da in Europa. England allein war ihm treu geblieben, sei es der ehemaligen Verhältnisse halber, sei es aus Sympathie für die constitutionelle Regierungsform. Aber, dieser selbe Constitutionalismus war ein Beweggrund zur Entfernung für die andern Mächte. Der liberalen Regierung wegen hatte sich Rußland geweigert, die diplomatischen Beziehungen mit Sardinien wieder anzuknüpfen, während die italienischen Staaten einen stillen, aber unaufhörlichen Krieg gegen ihren constitutionellen Nachbar führten. Ebenso auch konnte Napoleon III. in keinem Falle das Aufblühen derselben Institutionen mit ermuthigendem Blicke betrachten, die er in Frankreich unterdrückt hatte. Es war Mode, Piemont als einen halbrevolutionären Staat anzusehen, und man hielt sich von ihm in der gehörigen Entfernung. Die Allianz mußte dieses Verhältniß ändern, Sardinien mußte durch das Bündniß alsbald stärker nach außen werden. Überdies hatte die sardinische Armee einen herben Schlag bei Novara erlitten. Ihre Niederlage hatte zwar ihre Reputation nicht vernichtet, denn sie schlug sich mit Ehren, und ihre Gegner selbst ließen ihr Gerechtigkeit widerfahren; aber sie war doch immer unterlegen, und das ist eine bittere Erinnerung für einen Staat, der eine Zukunft vor sich hat und nicht ohne Ehrgeiz ist. Man mußte es vergessen machen, daß die italienische Tricolore vor den siegreichen österreichischen Truppen zurückgewichen, und der Armee und dem Lande das Vertrauen wieder verschaffen, welches der Erfolg einflößt. Hierzu kam noch, daß sich der Krieg zu einem allgemeinen gestalten, die Neutralität alsdann unmöglich werden konnte. Man würde dann aber Piemont für seinen schließlichen und gezwungenen Beitritt keinen Dank gewußt haben, während man seine Hülfe zu Anfange der Action besser schätzen und ihm dafür Rechnung tragen mußte.

Graf Cavour war es, dem man die Initiative in dieser Politik verdankt, die jedoch weder von den Liberalen noch von den Conservativen gut aufgenommen ward. Als Ministerpräsident und Finanzminister hatte er bereits seinem Lande wichtige Dienste geleistet, indem er dem Freihandelsprincip Geltung verschaffte und den Muth besaß, Finanzmaßregeln vorzuschlagen und durchzusetzen, die das Deficit deckten, welches durch den ersten Unabhängigkeitskrieg herbeigeführt worden. Jetzt begriff Graf Cavour zuerst unter seinen Collegen die Vortheile einer englisch-französischen Allianz. Der König willigte ein. Der Cabinetspräsident übernahm nun die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und unterzeichnete schon am Tage nach dem Eintritt in dieses Amt den Allianzvertrag (Januar 1855), kraft dessen sich Sardinien verpflichtete, ein Contingent von 15000 Mann, das sich später auf 25000 Mann steigerte, im Kriege gegen Rußland zu stellen. Das einzige, was er für sein Land als Gegenpreis erhielt, war die zwar nicht ausdrücklich gemachte, aber doch inbegriffene Bedingung, daß man am Ende des Kriegs die Lage Italiens in Betracht ziehen und auf friedliche Mittel denken wolle, dieselbe zu bessern.

Die piemontesischen Truppen nahmen unter dem Commando des Generals Lamarmora einen ehrenvollen Antheil an dem Feldzuge von 1855. Der Friede, der allerdings eher eintrat, als man es zu Turin wünschen mußte, führte zur Berufung eines Congresses der Mächte nach Paris, auf welchem als kriegführender Theil auch Sardinien erschien. Graf Cavour erhielt die Mission, sein Land auf diesem Congresse zu vertreten und die Interessen Italiens zu verthei-

digen. Es hielt schwer, die Aufmerksamkeit des Congresses auf die Angelegenheiten Italiens zu lenken, da diese der Sache, um die es sich hier vor allem handelte, gänzlich fern lagen. Dennoch gelangte die Geschicklichkeit des sardinischen Bevollmächtigten dahin, daß die französischen und englischen Bevollmächtigten einen Antrag in Bezug Italiens stellten. Der Graf Walewski richtete die Aufmerksamkeit des Congresses auf die „anormale" Lage der päpstlichen Staaten, die seit 1849 durch österreichische und französische Truppen occupirt waren, und auf die Nothwendigkeit, diesem Zustande ein Ende zu machen. Um die Ruhe dieser Staaten zu sichern, seien aber innere Reformen zur Nothwendigkeit geworden. Außerdem fügte er hinzu, daß man dem neapolitanischen Gouvernement einen wahren Dienst leisten würde, wenn man dasselbe ebenfalls aufklären wolle über die falsche Bahn, in welche es sich verwickelt habe, und er schlug demnach vor, daß in diesem Sinne im Namen des Congresses Vorstellungen an die Höfe zu Rom und zu Neapel gerichtet würden. Diese Vorschläge nun, kräftig unterstützt von Lord Clarendon, dem ersten britischen Bevollmächtigen, sowie durch den Grafen Cavour, ohne Nachdruck aber bestritten von dem Grafen Buol, wurden gebilligt.

In Wahrheit war indessen die ziemlich vage Conversation der Congreßmitglieder keine Sache von großer Bedeutung. Der sardinische Bevollmächtigte richtete darum an die Bevollmächtigten von Frankreich und England auch zwei Noten, in welchen er die Angelegenheit weiter in Gang zu bringen suchte. Die erste Note beschränkte sich darauf, die römische Frage zu entwickeln, indem Graf Cavour die Maßregeln aufstellte, welche nach seiner Ansicht unumgänglich wären, um die Occupationstruppen aus dem Kirchenstaate zurückziehen zu können, ohne die Ruhe des Landes zu gefährden.

Die Vorschläge, welche die Note machte, lauteten dahin: 1) Die Provinzen des Kirchenstaats, welche zwischen dem Po, der Adria und den Appenninen (von der Provinz Ancona bis zur Provinz Ferrara) liegen, bleiben zwar der Obergewalt des Heiligen Stuhls unterworfen, sollen aber vollständig säcularisirt und in Verwaltung, Rechtspflege, in den Finanzen und im Militärwesen in der Weise organisirt werden, daß sie ganz getrennt und unabhängig von dem übrigen Theile des römischen Staats dastehen. Nur die diplomatischen und kirchlichen Angelegenheiten werden dem römischen Hofe ausschließlich unterworfen bleiben. 2) Ein Laie als päpstlicher Vicar soll diese Provinzen mit Ministern und einem Staatsrathe regieren. Die Stellung dieses Vicars, den der Papst ernennt, soll garantirt sein für die Dauer seines Amts, die sich wenigstens auf zehn Jahre belaufen muß. Die Minister, Staatsräthe und alle Beamte ohne Unterschied sollen von dem päpstlichen Vicar ernannt werden. 3) Diese Provinzen sollen einen angemessenen Theil zur Unterhaltung des römischen Hofs sowie auch zur Verwaltung der öffentlichen Schuld, wie sie jetzt besteht, beitragen. 4) Es soll sofort eine Nationaltruppe vermittelst der Militärconscription organisirt werden. 5) Außer den Gemeinde- und den Provinzialräthen soll noch ein Generalrath bestehen, dem die Prüfung des Budgets unterliegt.

Die zweite Note stellte die Lage dar, wie sie durch den Antagonismus Österreichs und Sardiniens geworden war. Das Schriftstück sprach das letzte Wort nicht aus, aber ließ es trotz aller diplomatischen Zurückhaltung errathen. Der sardinische Bevollmächtigte besprach das heftige Reactionssystem, das seit 1849 in Wirksamkeit getreten, und die in den kleinen Staaten geübte Intervention, welche ganz Italien in die Hand Österreichs gegeben und Piemont von allen Seiten umschlossen hätte. Nachdem er den Fortschritt des revolutionären Geistes aufgezeigt, der die natürliche Folge jenes Systems, und die Vortheile angedeutet, welche Österreich im Orientkriege erlangt, an dem es doch keinen Theil genommen, schließt Graf Cavour folgendermaßen: „Sardinien ist der einzige Staat in Italien, der dem revolutionären Geiste einen wirksamen Damm entgegengestellt hat und zu gleicher Zeit unabhängig von Österreich geblieben ist; es ist das einzige Gegengewicht wider dessen alles unterwerfenden Einfluß. Wenn Sardinien unterläge, wenn es ebenfalls gezwungen würde, sich unter die Herrschaft Österreichs zu beugen, dann wäre die Eroberung der Halbinsel durch diese Macht vollendet. Und Österreich, nachdem es ohne Darbringung auch des geringsten Opfers den unermeßlichen Vortheil der freien Donauschiffahrt und die Neutralisation des Schwarzen Meeres erhalten, würde durch die völlige Unterjochung Italiens einen präponderirenden Einfluß im Occident erlangen. Das aber können Frankreich und England nicht wollen, das werden sie niemals zugeben."

Diese beiden Noten sowie die Erklärungen, welche Graf Cavour im sardinischen Parlament machte, und die einen sehr schlagenden Commentar abgaben, fanden einen gewaltigen Widerhall in ganz Italien. Jedermann begriff, daß man an der Schwelle großer Ereignisse stehe.

Europa schenkte der Angelegenheit ebenfalls einige Aufmerksamkeit, zumal als England und Frankreich in Conflict mit dem Könige von Neapel geriethen. Beide Mächte hatten, wie auf dem Pariser Congresse ausgemacht worden war, an den König Ferdinand II. ihre Ermahnungen gerichtet, sahen sich aber dahin gebracht, ihre Gesandten vom Hofe zu Neapel abzuberufen, da der König die Anmuthung auf Reform mit dem Bedeuten zurückwies, daß keiner Regierung ein Recht der Controle in Bezug auf seine innere Verwaltung zustehe. Alsbald waren jedoch in Europa die Besprechungen über Italien auf dem Pariser Congresse und auch die Reclamationen des turiner Cabinets vergessen. Die oberflächlichen Beurtheiler blieben überzeugt, daß es hier viel Lärm um nichts gegeben, die ernstern Männer glaubten, daß sich der Graf Cavour in einem Traume gewiegt habe.

Dennoch täuschten sich die einen wie die andern. Denn auf dem Pariser Congresse wurde der Grund gelegt zu dem Bündnisse zwischen Piemont und Frankreich gegen Österreich. Graf Cavour wußte wohl, welche Tragweite seinen Worten beizumessen; die andern kannten das Geheimniß nicht.

Was waren nun aber die Beweggründe Napoleon's III., indem er auf eine bewaffnete Intervention in Italien einging? Wollte er sich für seine Person einen militärischen Glanz erringen? Hegte er bei sich einen edeln und großmüthigen Ehrgeiz, der ihn trieb, die Freiheit und Unabhängigkeit einer Nation herzustellen, die zweimal der Brennpunkt der Civilisation gewesen war? Wollte er die Elemente der Revolution austilgen, die eher oder später sich auch Frankreich mittheilen konnten? Wollte er an den Thoren Frankreichs einen starken und mächtigen Staat errichten, der sein natürlicher Verbündeter werden mußte, sowol aus Erkenntlichkeit wie im Interesse seiner eigenen Sicherheit? Trachtete er dahin, den französischen Einfluß in der Halbinsel zu stärken, während er den Österreichs ausschloß? Oder denn, suchte er einen Thron für einen seiner Verwandten? Wir wollen nicht die Aufgabe übernehmen, auf alle diese Fragen zu antworten; wir maßen uns nicht an, in die geheimen Gedanken eines Mannes zu dringen, der nicht gewohnt ist, seine Plane noch seine Absichten errathen zu lassen. Napoleon III. erklärte, daß er nichts wolle, weder für sich noch für Frankreich; daß er, indem er für die Unabhängigkeit Italiens arbeite, er der Ruhe Europas und den wahren Interessen Frankreichs einen Dienst leisten wolle. Wir müssen es der Zeit überlassen, daß sie Aufklärung gebe über das, was sich gegenwärtig durch positive Angaben nicht weiter erhärten läßt.

Was Piemont betrifft, so waren seine Absichten und seine Rolle klar für alle Welt. Es gewann eine furchtbare Stütze gegen seinen Feind, und es würde unrecht gethan haben, wenn es dieselbe nicht angenommen, wenn es nicht alle Mittel angewandt, sich diese zu sichern. Indessen die ernsten und bedachten Männer konnten sich hierbei der Besorgnisse nicht erwehren. Im Jahre 1848 hatte man zu Turin die Hülfe der französischen Republik nicht gewollt, und das war natürlich: ihre Intervention würde zum Vortheile der Demagogen und Republikaner ausgeschlagen sein. Gegenwärtig hatte das monarchische Princip nichts zu fürchten von Napoleon; aber andererseits konnte der Verbündete von heute sich wol nächsten Tags in den Meister verwandeln. Frankreich, indem es in den Krieg eintrat, mußte die ausschließliche Leitung übernehmen; diese Leitung — fragte man sich — wird sie stets conform sein den Interessen Italiens und denen des Hauses Savoyen? Im Falle der Nichtübereinstimmung — mußte da der König Victor Emanuel sich nicht nothwendig dem Willen eines Bundesgenossen fügen, welcher der stärkere war und der weniger scrupulöse? Diese Bedenken verdienten ohne Zweifel in Betracht gezogen zu werden. Allein Graf Cavour hatte das Recht zu antworten, daß alle großen Unternehmungen mehr oder weniger dem Unfalle unterworfen sind, daß das Haus Savoyen immer durch verhängnißreiche Wagnisse hindurchgegangen, und daß es sich durch die Gefahren der Situation nicht von dem großen Ziele dürfe zurückschrecken lassen.

So zog sich das Bündniß zwischen den Höfen von Turin und von Paris immer enger zusammen. Die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der ältesten Tochter Victor Emanuel's II. fügte dem politischen Einverständniß noch die Bande des Bluts hinzu. Napoleon III. machte sich verbindlich, Piemont gegen jeden Angriffsact von seiten Österreichs zu vertheidigen. Das wiener Cabinet ließ sich nicht täuschen bei dieser unterirdischen Arbeit; es traf seine Vorkehrungen, dem Sturme die Spitze zu bieten, schweigend und im geheimen. Am ersten Tage des Jahres 1859 klärte Napoleon die Situation mit einem Worte auf, als er dem Gesandten Österreichs erklärte, daß er bedauere, die Beziehungen der beiden Cabinete zueinander so gespannt zu sehen. Der Telegraph hatte die Sache kaum nach Wien berichtet, als auch der Kaiser Franz Joseph Truppen nach Italien in Bewegung setzte, die sich an der Ticinogrenze anhäuften. Piemont waffnete

seinerseits auch und beklagte sich über die Rüstungen Österreichs, die eine Drohung gegen seine Grenze wären. Der Graf Buol antwortete, daß die Absichten Sardiniens bekannt wären, und daß es nur das Zeichen zum Angriffe erwarte. Die Aufregung und die Erwartung in der ganzen Halbinsel stieg von Tag zu Tag. Von dem einen und dem andern Ende Italiens eilten zahlreiche Freiwillige herbei, die sich unter die Fahne Piemonts stellten, trotz der polizeilichen Hinderungen, die ihre Abreise aus der Heimat allenthalben erfuhr.

Bei diesem Stande der Dinge geschah es, daß England seine Vermittelung anbot und sich nach Turin und nach Wien wandte, um von den beiden Regierungen das Versprechen zu erlangen, daß keine derselben den Angriff eröffnen wolle. Zu gleicher Zeit verlangte England, im Einverständnisse mit Preußen, daß ihm das turiner Cabinet seine Ansichten über die italienische Verwickelung mittheile und die Verhältnisse der österreichischen Herrschaft in der Halbinsel auseinandersetze. Der Graf Buol wie der Graf Cavour, jeder in dem Namen seines Souveräns und jeder nicht eben mit viel Gefallen, verpflichteten sich, vorläufig nicht zu den Waffen zu greifen. Sodann erfüllte das turiner Cabinet auch das andere Ansuchen Englands und gab in dem Memorandum vom 1. März 1859 eine Erörterung der schwebenden Frage. Dieses Document, das durch Wärme und Schwung von der Farblosigkeit gewöhnlicher diplomatischer Schriftstücke abwich, stellte die Unabhängigkeitssache als den festen Kern der Frage hin. „Was für Resultate auch die Abtretung der lombardisch-venetianischen Provinzen an Österreich im Jahre 1814 gehabt haben mag, so kann man doch nicht bestreiten, daß Österreich diese Provinzen gemäß den Verträgen besitzt; aber freilich diese Verträge haben sich wenig mit dem Schicksale der Völker beschäftigt, über welche sie verfügten. Wir würden darum auch nicht eine Frage in Anregung gebracht haben, deren Lösung ohne eine Abänderung der bestehenden Verträge nicht möglich ist, wenn uns die britische Regierung nicht aufgefordert hätte, ihr alle unsere Gedanken sowol über diesen Punkt als über die andern zu sagen." Nach dieser Einleitung wandte sich Graf Cavour zur Auseinandersetzung der Zustände in der Lombardei und im Venetianischen und faßte diese also zusammen: „Es genügt, diese Länder zu durchreisen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß die Österreicher in denselben nicht heimisch geworden sind, sondern hier nur campiren. Alle Häuser, von der Strohhütte bis zum Palast, sind den Agenten des österreichischen Gouvernements verschlossen. An den öffentlichen Orten, in den Theatern, in den Wirthshäusern, in den Straßen findet eine absolute Trennung statt zwischen ihnen und der Bevölkerung des Landes, und man möchte meinen, man befände sich in einem Lande, das durch eine feindliche Armee überzogen worden, welche sich verhaßt gemacht durch Anmaßung und Übermuth. Und dieser Zustand der Dinge ist keineswegs eine vorübergehende Thatsache, welche durch außergewöhnliche Umstände hervorgerufen wurde, und deren Ende man in längerer oder kürzerer Zeit voraussehen darf. Der Zustand dauert und verschlimmert sich ein halbes Jahrhundert hindurch, und es ist gewiß, daß er sich noch mehr verschlimmern wird, wenn ihm die civilisatorische Bewegung Europas kein Ende macht. Eine solche Lage der Dinge ist freilich nicht gegen die Verträge, wie bemerkt worden, aber sie ist gegen die großen Principien der Billigkeit und Gerechtigkeit, auf denen die gesellschaftliche Ordnung beruht; sie steht im Widerspruche mit dem Lehrsatze der modernen Civilisation, daß es keine rechtmäßige Regierung gebe als die, welche von den Völkern angenommen wird, wenn nicht mit Erkenntlichkeit, doch wenigstens mit Ergebung."

Die Diplomatie, fügte das Memorandum hinzu, hat kein Mittel gegen einen solchen Zustand der Dinge; man muß, soll geholfen werden, die Verträge ändern. Soll dies nicht geschehen, so könnte man es wenigstens mit Palliativmitteln versuchen. Österreich müßte dann in Italien eine gänzlich nationale Verwaltung herstellen, mit einer eingeborenen Armee, die im Lande steht und von italienischen Offizieren befehligt wird, und mit Institutionen, die auf das Repräsentativsystem gegründet sind.

Indem sich das Memorandum zu den andern Staaten der Halbinsel wendet, so erneuert das sardinische Cabinet seine Klage, daß Österreich sich derselben ganz bemächtigt habe, sei es durch die bewaffneten Interventionen, sei es durch die Specialverträge von 1847. Graf Cavour fordert demnach die Aufhebung dieser Specialverträge, die Anerkennung einer absoluten Unabhängigkeit der Staaten, und die Gewährung von constitutionellen Verfassungen, die geeignet wären, den Bedürfnissen des Volkes zu genügen. In Bezug auf die päpstlichen Staaten verlangt er die Durchführung der Maßregeln, welche auf dem Pariser Congresse vorgeschlagen worden, und die Zurückziehung der fremden Truppen.

Der englische Premierminister Lord Derby, nachdem er das Versprechen von Österreich und Sardinien erhalten, daß sie das Schwert in der Scheide halten wollten, und ihm die Verhältnisse

vom italienischen Standpunkte auseinandergesetzt worden, begann nun zu Wien und zu Turin seinen Vermittelungsversuch. Lord Cowley, der britische Gesandte zu Paris, wurde nach Wien gesendet, um die Regierung des Kaisers Franz Joseph zu Concessionen zu bewegen, welche die äußerst drohende und verwickelte Lage der Dinge bessern sollten. Der Graf Buol verbarg seinerseits nicht, daß er entschlossen, keine bedeutendern Bewilligungen zu machen; er begriff es wohl, daß die Frage nur durch die Waffen entschieden werden könnte. Das britische Cabinet beharrte in der Meinung, oder stellte sich wenigstens so, daß die Hauptschwierigkeiten in den römischen Staaten lägen, und daß sich alles leicht ausgleichen lassen würde, wenn man die österreichischen und französischen Truppen zurückzöge. Der Graf Buol indessen gab sich solcher Täuschung nicht hin, er sah richtiger und klarer, daß es sich einerseits um die Herrschaft Österreichs in Italien, andererseits um die Unabhängigkeit der Halbinsel handle. Was man auch darüber gesagt haben mag, die Mission Lord Cowley's war nahe daran zu scheitern, als Rußland in aller Form die Berufung eines Congresses vorschlug, der über die Mittel zur Pacification Italiens berathen sollte, und zwar auf Grundlage der Integrität der Territorialverhältnisse, wie sie die Verträge von 1815 begründet hatten. Dieser Vorschlag Rußlands wurde allenthalben angenommen, und es handelte sich nur noch darum, denselben zur Ausführung zu bringen.

Österreich legte in der Congreßangelegenheit eine Ungeschicklichkeit an den Tag, die man bei seiner sonstigen Klugheit nicht erwarten konnte. Es wünschte den Congreß nicht, und es konnte ihn nicht wünschen. Ein solcher Congreß der Mächte konnte nur die Aufgabe haben, die Politik zu untersuchen, welche Österreich so viele Jahre hindurch in Italien befolgt hatte; er mußte die Acte der österreichischen Übergriffe erörtern und Anstalten treffen, daß dieselben in Zukunft nicht mehr vorkommen könnten. Und doch hatten sich alle Großmächte für die Berufung eines Congresses erklärt, und Österreich selbst hatte seine Zustimmung nicht zu verweigern vermocht. Österreich konnte unter solchen Verhältnissen nur gute Miene zum bösen Spiel machen; aber es that dies nicht, sondern verrieth einen Verdruß, der jedermann verletzen mußte. Dazu kam noch, daß Sardinien, im Grunde, keineswegs sehr erbaut war von einer Versammlung der Großmächte, die zur Grundlage ihrer Thätigkeit die Integrität des Territorialbesitzes von 1815 nehmen wollte. Der Congreß konnte bei dieser Grundlage den Punkt nicht einmal zur Berathung kommen lassen, an dessen Entscheidung Sardinien am meisten gelegen war. Österreich würde mit einem Congresse Zeit gewonnen haben; es würde leicht möglich dahin gelangt sein, seinen Gegner zu unvorsichtigen Schritten zu verleiten, die dessen Sache vor dem Tribunale der Diplomatie verloren gemacht hätten. Das wiener Cabinet faßte die Dinge nicht unter solchem Gesichtspunkte auf; seine Anstrengungen gingen vielmehr dahin, die Intervention Europas zu vereiteln, die es, man weiß nicht warum, gar so sehr fürchtete.

Zunächst suchte Österreich Piemont von der Theilnahme am Congresse auszuschließen. Da ihm dieses nicht vollständig gelang, brachte es die Entwaffnungsfrage auf das Tapet, indem es verlangte, daß Sardinien vor allem seine Armee auf den Friedensfuß setzen sollte. Sardinien widersetzte sich dem, und England, Frankreich, Rußland und Preußen wiesen die Unterstützung einer solchen Forderung ab. Hierauf schlug Lord Derby, der um jeden Preis dem Ausbruche des Kriegs zuvorkommen wollte, die Ernennung einer Commission vor, die sich zu London versammeln und die Grundlagen einer Entwaffnung aufstellen sollte, welche allseitig und dem Congresse vorgängig zu erfolgen hätte. Während Sardinien hierzu seine Zustimmung gab, ließ sich nun Österreich zu einem Gewaltschritte hinreißen, der das ganze diplomatische Gewebe zerriß. Es schickte nach Turin ein Ultimatum, in welchem es von Sardinien binnen drei Tagen die Erklärung verlangte, ob dasselbe entwaffnen wolle oder nicht. Falle die Antwort nicht genügend aus, antworte Sardinien mit Nein oder ausweichend, so würde Österreich zu den Waffen greifen.

Durch diesen wol schwerlich zu rechtfertigenden Schritt machte Österreich das Spiel für seine Gegner gewonnen. Der König von Sardinien erklärte mit Ruhe und Würde, daß er den Mächten seine Entschließung bereits mitgetheilt habe. Der General Gyulai überschritt jetzt (am 29. April) den Ticino, während die Franzosen in Genua landeten und zugleich über die Alpen herbeieilten. Victor Emanuel stellte sich an die Spitze seiner Armee und erklärte, daß Österreich, indem es Piemont angreife, mit eigener Hand die Verträge zerrissen habe, die ihm seinen Besitz in Italien sicher gestellt hatten. Napoleon III., als er Paris verließ, um zum Heere abzugehen, gab Europa die Erklärung, daß Italien frei werden müsse von den Alpen bis zur Adria. Die Ereignisse von Montebello, Palestro, Magenta trieben nun die Österreicher aus Piemont und aus der Lombardei.

Beim ersten Kanonenschlage hatte die Bevölkerung von Florenz an den Großherzog das Ver-

langen gestellt, er möge mit Sardinien gemeinschaftliche Sache machen. Der Großherzog verließ seine Staaten und floh zu den Österreichern. Eine ziemlich gleiche Bewegung erfolgte in Bologna, in Modena und Parma. Victor Emanuel II. übernahm das Protectorat von Toscana und von der Romagna, und vereinigte unter seinem Scepter die Lombardei und die Herzogthümer Parma und Modena kraft der Annexionsacte vom Jahre 1848. Graf Cavour, in einer Circularnote vom 19. Juni, die er an die sardinischen Gesandtschaften an den fremden Höfen richtete, setzte das Ziel des Kriegs auseinander und ließ zwischen hindurch erkennen, welche Ordnung der Dinge er in Oberitalien für nöthig erachte, um der Halbinsel die Unabhängigkeit zu sichern. Wir theilen dieses diplomatische Schriftstück mit, weil es wol für lange Zeit das Programm der Italiener bleiben wird.

„Ihre Kenntniß der Grundsätze, welche stets die Politik der Regierung Sr. Majestät geleitet, sowie die häufigen Mittheilungen, die ich der Gesandtschaft zugehen ließ, müssen Sie in den Stand gesetzt haben, die politischen und militärischen Ereignisse, die in der Lombardei eingetreten sind, richtig aufzufassen und ihre richtige Auffassung zu veranlassen. Doch mag es gegenwärtig immer von Nutzen sein, sich genau Rechenschaft zu geben über den Ursprung und die Ursachen dieser Ereignisse, um so noch bestimmter die Absichten und die Handlungen der Regierung des Königs klar zu stellen.

„Seitdem die Italienische Frage, die von den einen überhaupt geleugnet, von den andern wenigstens als minder wichtig bezeichnet ward, den ersten Platz unter den Angelegenheiten Europas eingenommen, hat das Cabinet Sr. Majestät mit der ihm gewöhnlichen Freimüthigkeit auf die außerordentliche Schwierigkeit der Situation hingewiesen. Ich habe mich darum bemüht, in dem Memorandum vom 1. März, das an das britische Gouvernement gerichtet war und von der Presse alsbald veröffentlicht worden ist, die kläglichen Ergebnisse der österreichischen Domination in Italien auseinanderzusetzen — Ergebnisse, die beispiellos sind in der modernen Geschichte. Ich habe aufgezeigt, daß die Abneigung und der allgemeine Haß gegen das österreichische Gouvernement zunächst herkämen von dem Regierungssysteme, das den Lombarden und Venetianern auferlegt worden; dann aber und zumal von dem durch die Fremdherrschaft verletzten Nationalgefühle. Die geistige Entwickelung, die Fortschritte der Bildung, die Österreich nicht ganz zu hindern vermocht, hätten der Bevölkerung ihr trauriges Los um so mehr empfinden lassen — das Los, regiert und beherrscht zu werden von einem Volke, mit dem der Italiener nichts gemein hat, weder in der Rasse, noch in den Sitten, noch in der Sprache. Die Österreicher, nach einem halben Jahrhundert ihrer Herrschaft, haben sich noch nicht häuslich niederlassen können in diesen Provinzen; sie haben hier nur ein Lagerleben zu führen vermocht. Und dieser Zustand der Dinge ist kein vorübergehender, der sich eher oder später ändern muß, sondern er erschwert und verschlimmert sich von Tag zu Tage.

„Wir haben gesagt, daß ein solches Verhältniß allerdings nicht gegen die Verträge liefe, wol aber gegen die großen Principien der Billigkeit und Gerechtigkeit, auf denen die gesellschaftliche Ordnung beruht. Wenn man nicht dahin gelangt, Österreich zu vermögen, daß die bestehenden Verträge verändert werden — fügten wir hinzu — so wird man zu keiner endgültigen und fruchtbaren Lösung gelangen, und man wird sich mit mehr oder weniger wirksamen Palliativen begnügen müssen. In der Hoffnung, das Los der Lombarden und Venetianer erträglicher zu machen und die im Augenblicke so ernste Lage zu lindern, haben wir uns dessenungeachtet beeilt, gemäß dem gestellten Verlangen, die Mittel aufzuzeigen, die uns zur Erreichung des erwünschten Resultats am geeignetsten erschienen. Unglücklicherweise zeigte sich Österreich mehr als je aller Einigung abgeneigt; es war entschlossen, jene ungesetzliche Präponderanz, die es über die durch die Verträge als unabhängig anerkannten Staaten errungen hatte, mit Gewalt aufrecht zu erhalten; es verdoppelte die Drohungen und beschleunigte die furchtbaren militärischen Vorbereitungen zum Angriff gegen Piemont, welches noch das einzige Hinderniß war, das sich seiner ausschließlichen Herrschaft in Italien entgegenstellte. Die kleinen Fürsten, die ihr Geschick an das Österreichs geknüpft und sich gerade darum die Abneigung ihrer Unterthanen zugezogen hatten, vermochten den Pflichten gegen ihre Völker nicht mehr nachzukommen. Schwere und unvermeidliche Verwickelungen drohten hereinzubrechen.

„Die Ruhe Europas fand sich gefährdet, und in dieser Lage wurde von Rußland der Vorschlag zu einem Congresse gemacht, dem die Großmächte beistimmten und den Piemont annahm. Die Grundlage des Congresses war der Statusquo in den Territorialverhältnissen, also die Verträge, welche Österreich seinen Besitz in Italien sicherten.

„Man weiß, was sich nun begab. Österreich, das in Erörterung gezogen sah, nicht seine

gesetzmäßigen Rechte, die ihm ausdrücklich vorbehalten waren, sondern die Usurpationen, die es unter Misachtung der europäischen Stipulationen vollbracht — Österreich nahm jetzt plötzlich die Maske ab. Trotz der förmlichen Verpflichtungen, die es mit England eingegangen war, Piemont nicht anzugreifen, warf es seine Armee auf die Staaten Sr. Majestät, und die österreichischen Generale erklärten ganz offen, daß der Kaiser käme, um in Turin zu tractiren.

„Die Thatsachen haben in Wirklichkeit den Prahlereien der Stabsoffiziere nicht entsprochen. Die Österreicher haben ihre Heldenthaten beschränken müssen auf Räubereien und andere Gewaltthaten gegen die widerstandslose Bevölkerung. Der Feind wurde aus dem piemontesischen Territorium zurückgeworfen, und die Siege von Palestro und Magenta haben uns die Lombardei geöffnet.

„Die Ereignisse haben demnach unser Urtheil über den moralischen Zustand der lombardisch-venetianischen Provinzen und der kleinen Staaten, die an die österreichische Sache gekettet waren, bestätigt. Die Gefühle und Gedanken der Bevölkerungen brachen hervor. Die Municipalbehörden, diese selben Gemeindebehörden, welche durch Österreich eingesetzt waren, verkündigten den Umsturz der alten Regierung, während sie die Union von 1848 erneuerten und ihre Einverleibung in Piemont einmüthig bestätigten. Die Municipalität von Mailand proclamirte ihren Entschluß selbst unter dem Bereiche der österreichischen Kanonen.

„Der König hat durch die Annahme dieses freien Actes des Nationalwillens in keiner Weise die bestehenden Verträge gebrochen, denn Österreich weigerte sich ja, in einen Congreß einzutreten, der die Aufrechthaltung dieser Verträge zur Grundlage hatte, und es hat selbst die Verträge von 1814 und 1815 insofern zerrissen, als es die Staaten Sr. Majestät des Königs überzog. Die italienischen Provinzen, welche das Kriegsglück gezwungenerweise der österreichischen Herrschaft unterworfen, sind in ihre natürlichen Rechte zurückgetreten; sie sind im Laufe von 12 Jahren zweimal frei geworden, und haben ihren Willen ausgesprochen unbehindert und ohne Zwang, 1848 wie 1859. Diese Länder haben sich freiwillig mit Piemont vereinigt gleich Brüdern, die nach langer und schmerzlicher Trennung ihre Brüder wiederfinden.

„Das Ziel des gegenwärtigen Kriegs — Se. Majestät erklärt dies laut — ist die italienische Unabhängigkeit und die Ausschließung Österreichs aus der Halbinsel. Diese Sache ist zu edel, als daß man ihre Tragweite verschweigen sollte, sie ist zu heilig, als daß sie nicht im voraus auf die Sympathien des civilisirten Europa rechnen könnte. Wir müssen selbst bekennen, daß uns diese Sympathien niemals gefehlt haben. Denn die Politik der Regierung des Königs ist immer dieselbe gewesen; sie hat ihre Billigung erlangt nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern auch bei den Cabineten. Europa hat durch die Stimme seiner ausgezeichnetsten Staatsmänner das Interesse dargelegt, das es für das Schicksal des unglücklichen Italien hegt. Nur in der letzten Zeit schien es, als wollte sich einiges Mistrauen, mehr oder weniger verhüllt, erheben. Die edelmüthige Intervention des Kaisers Napoleon zu Gunsten eines ungerecht angegriffenen Alliirten und einer unterdrückten Nation ist bis zu einem gewissen Punkte miskannt worden. Man hat ehrgeizige Absichten und Vergrößerungsplane da bemerken wollen, wo blos eine edle Hingebung an die gerechte Sache und das gute Recht vorhanden war und die gebieterische Pflicht, die Würde und Interessen Frankreichs zu wahren. Die ausdrücklichen Erklärungen des Kaisers Napoleon im Augenblicke, als er den Degen zog, haben jene Besorgnisse schon beträchtlich verringert; die Proclamation von Mailand, so klar, bestimmt und würdig, mußte vollends alle Zweifel zerstreuen, die etwa noch in eingenommenen Gemüthern bestanden. Wir hegen das vollkommenste Vertrauen, daß das europäische Gleichgewicht nicht gestört werden wird durch Territorialvergrößerung einer großen Macht, und daß in Italien ein starkes Königreich hergestellt werden wird, wie es natürlich durch die Configuration des Bodens, durch die Einheit der Rasse, der Sprache und Sitten vorgezeichnet ist, und wie es die Diplomatie zu anderer Zeit in gemeinsamem Interesse Italiens und Europas bereits herzustellen beabsichtigt hat. Mit dem Verschwinden der österreichischen Herrschaft und der Staaten, deren Geschick an das Österreichs geknüpft war, wird die Ursache einer unausgesetzten Unruhe wegfallen, die Ordnung wird gesichert, der Revolutionsherd ausgelöscht sein. Europa wird sich mit aller Sicherheit den großen friedlichen Unternehmungen hingeben können, welche unserm Jahrhundert zur Ehre gereichen.

„Dieses sind, Herr Minister, die Gesichtspunkte, unter welchen Sie die Ereignisse, die sich in Italien vollziehen, zu erläutern haben. Der Kampf, den Österreich hervorgerufen, muß als Resultat dessen Ausschließung nach sich ziehen aus einem Lande, das die Gewalt allein unter ein gehässiges und unerträgliches Joch beugen konnte. Unsere Sache, ich wiederhole es mit Freude,

ist edel und gerecht: wir können, wir müssen das laut bekennen; wir haben vollkommenes Vertrauen in den Sieg des guten Rechts."

Mitten in diesen Hoffnungen, die durch den kriegerischen Erfolg gerechtfertigt waren, wurde an den Ufern des Mincio die blutige Schlacht von San-Martino und Solferino geschlagen, und die Waffen entschieden abermals gegen Österreich. Die Verbündeten begannen ihre Vorbereitungen zu der Belagerung von Mantua und Verona, und eine französische Flotte war bereit, Venedig anzugreifen, als Napoleon III. dem Kaiser Franz Joseph den Antrag auf einen Waffenstillstand machte, der angenommen wurde. Wenige Tage nachher, am 11. Juli 1859, hatten die beiden Kaiser eine Zusammenkunft zu Villafranca, in welcher die Friedensgrundlagen besprochen und geregelt wurden, ohne irgendeinen Antheil von seiten des Königs von Sardinien oder dessen Regierung. Der Prinz Hieronymus Napoleon begab sich am nächsten Tage ins österreichische Hauptquartier und brachte die Unterschrift Franz Joseph's zu den Friedenspräliminarien mit zurück. In dem Vertrage waren folgende Bestimmungen getroffen:

Die beiden Souveräne werden die Errichtung einer italienischen Conföderation begünstigen. An der Spitze dieses Bundes soll der Papst als Ehrenpräsident stehen. Der Kaiser von Österreich tritt dem Kaiser der Franzosen die Rechte auf die Lombardei ab, mit Ausnahme der Festungen Peschiera und Mantua. Der Kaiser der Franzosen wird die Lombardei an den König von Sardinien überlassen. Das Venetianische wird einen Theil der italienischen Conföderation bilden, doch verbleibt dieses Land unter dem Scepter des Kaisers von Österreich. Der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena kehren in ihre Staaten zurück und erlassen eine allgemeine Amnestie. Die beiden Kaiser werden vom Papste die Einführung der unumgänglichen Reformen in dessen Staaten verlangen.

Dieser Vertrag setzte dem Kriege ein Ende; gewährte er aber auch der Italienischen Frage eine Lösung? Wer die Artikel des Präliminarfriedens von Villafranca liest, muß sich mit Recht fragen, welches die Beweggründe gewesen seien, die sie dictirt haben. In einer Proclamation Napoleon's III. an seine Armee sagte derselbe aus, daß die neutralen Mächte im Begriff gestanden hätten, eine Coalition zu bilden, um ihm die Früchte seines Sieges streitig zu machen oder aus seinen Niederlagen Vortheil zu ziehen. Die authentischen Actenstücke, die seitdem in die Öffentlichkeit getreten, haben aber den Beweis geliefert, daß bis dahin weder Preußen noch Rußland, noch England zu irgendeinem Entschlusse gekommen war, und daß die Diplomatie dieser Mächte kaum begonnen hatte, sich mit den Grundlagen einer Vermittelung zu beschäftigen, die sie im geeigneten Augenblicke den kriegführenden Parteien angetragen haben würde. Bis dahin hatten sie es als eine Nothwendigkeit erkannt, sich fern zu halten, denn nach der Überzeugung aller Mächte war der Augenblick zu Unterhandlungen noch nicht gekommen.

Zu Paris erklärte sodann Napoleon III., daß er sein Programm verstümmeln und den Frieden hätte schließen müssen im Interesse Frankreichs. Die Fortsetzung des Kriegs, sagte er, würde zu viel französisches Blut gekostet haben, um das Resultat zu rechtfertigen, das er sich ursprünglich vorgesetzt; er würde eher oder später ebensowol am Rhein wie am Po haben kämpfen müssen. Wir glauben wol, daß dieses Geständniß im Grunde Wahrheit enthält; aber, wenn diese Besorgniß begründet war, warum hatte der vorsichtige Kaiser der Franzosen den Krieg erst angefangen? Warum hatte er im voraus ein Programm aufgestellt, das er zwei Monate später mit seinen eigenen Händen zerreißen mußte? Die Zeit erst, welche die wahren Ursachen enthüllen wird, welche Napoleon III. das Schwert haben ziehen lassen, wird gleichfalls auch die Gründe offenbaren, warum er plötzlich das Schwert in die Scheide gesteckt. Man täuscht sich aber wol kaum, wenn man annimmt, daß diese Gründe weder große noch wahrhaft entscheidende waren, daß sie mehr persönliche waren als politische und nationale.

Gewiß ist nur, daß der Friede Italien in einem Zustande beklagenswerther Unfertigkeit und Unsicherheit zurückgelassen hat, während Europa von Zweifel und Mistrauen bewegt wird. Die Conföderation, die Napoleon III. den Italienern auflegen will, ist mit Österreich ein Ding der Unmöglichkeit. Diese Macht würde durch einen solchen Bund mehr als je die Halbinsel beherrschen. Was sie bisher nur factisch that, würde sie nun mit vollem Rechte thun können. Ein Bund mit den despotischen Regierungen, die gegenwärtig noch in der Halbinsel bestehen, würde auch ein tödliches Verhältniß für Piemont herbeiführen, das allein den Kampf gegen alle übrigen zu führen hätte. Der Bürgerkrieg müßte aus einer solchen unheilschwangern Verbindung hervorgehen.

Venetien, besagt der Vertrag ferner, wird unter dem Scepter Österreichs verbleiben, und nicht allein dieses Land, sondern auch Mantua und Peschiera, das heißt, die natürlichen Ver-

theidigungspunkte der Lombardei. Der König von Sardinien soll sonach zwar die Lombardei besitzen, aber nur so lange, als ihm Österreich diesen Besitz zugestehen will. Der König hat das Haus, sein Feind die Schlüssel dazu. Von einem starken Königreiche im Norden Italiens, das berufen sein könnte, die Unabhängigkeit der Halbinsel zu sichern, ist also keine Rede.

Der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena (Parma ist in den Bestimmungen von Villafranca übergangen) werden in ihre Staaten zurückkehren. Aber — wer soll sie zurückführen, da die Bevölkerungen dieser Staaten nichts mehr von ihren alten Herren wissen wollen? Wollte man Österreich die Ausführung der Restauration überlassen, so würde das vormalige Interventionssystem wieder in Wirksamkeit treten und mit ihm die Aussicht auf Erneuerung aller Wirren und alles Elends der Vergangenheit. Das kann Napoleon III. nicht zugeben, der vor Europa erklärt hat, daß er gegen jenes System und seine Folgen das Schwert führe. Diese öffentliche Verpflichtung muß ihn auch zurückhalten, die Restauration eigenhändig mit Gewaltmitteln durchzusetzen, sogar wenn er diese ernstlich wünschen sollte.

Unter solchen Verhältnissen harren die kleinern Staaten Italiens und die Romagna ihrem Geschicke entgegen. Ihre als revolutionär verschrienen Bevölkerungen haben in solcher Prüfungszeit eine bewundernswürdige Mäßigung und einen ausgeprägten Sinn für bürgerliche Ordnung bewiesen. Ihre aus geregelten Volkswahlen hervorgegangenen Nationalversammlungen haben in aller Form die Absetzung der alten Fürsten ausgesprochen, und ebenso den Wunsch zu erkennen gegeben, mit Piemont zusammen ein kräftiges und nationales Königreich zu bilden. Unter der Leitung ihrer provisorischen Regierungen haben sie die Reform ihrer innern Verwaltung begonnen, zugleich aber auch mit Eifer ihre Wehrkraft organisirt, um einer gewaltsamen Wendung der Dinge mit den Waffen in der Hand zu begegnen.

Dennoch aber bleibt alles bloßgestellt, nichts ist gesichert. Weder Frankreich, noch Sardinien, noch Österreich ist für sich in der Lage, eine Entscheidung zu treffen und herbeizuführen. Nur unter der Autorität eines europäischen Congresses, der die Zustände und die Bedürfnisse der Halbinsel mit Unparteilichkeit in Betracht zieht, kann Italien pacificirt werden.*)

Die letzten Ereignisse in Italien geben eine Lehre, die es uns drängt, am Schlusse unserer Erörterung auszusprechen. Es ist ein verzweifelter Schritt, wenn eine Nation versucht, durch fremde Waffen ihre Unabhängigkeit zu erringen. Es mag wol Umstände geben, wo man zu solchem Mittel greifen muß; aber die Gefahr bleibt immer groß für die Gegenwart wie für die Zukunft. Nur zu leicht macht ein Volk, welches seine Fesseln mit fremder Hülfe abschütteln will, am Ende die Erfahrung, daß ihm, statt einem, zwei Herren auf dem Nacken sitzen.

Die Inzucht und Kreuzung der Hausthiere.

Die Kunst, Thiere rationell zu züchten, wird im allgemeinen noch wenig verstanden und ebenso wenig in Ausführung gebracht, obschon sie zur Entwickelung und Blüte der Viehzucht unerlaßlich ist. In einer Zeit, wo der Ackerbau und die Ernährung der Thiere durch naturwissenschaftliche Begründung sich großer Fortschritte erfreuen, da muß mit diesen Fortschritten auch die Zucht der Thiere gleichen Schritt halten, und dies sowol im speciellen Interesse der Industrie wie im allgemeinen Interesse der ganzen Bevölkerung. Die Viehzucht ist ein wesentlicher Factor in der Gesammtökonomie der bürgerlichen Gesellschaft. Zunächst liefert sie den Dünger, die wichtigste und unentbehrlichste Grundlage der Bodenproduction; dann verschafft sie eine Reihe der reichsten und unentbehrlichsten Nahrungsmittel: Fleisch, Fett, Milch, Butter,

*) Seitdem der Verfasser dies niedergeschrieben, ist (bis Mitte November 1859) noch keine wesentliche Veränderung in den Verhältnissen Italiens eingetreten. In den Conferenzen zu Zürich, nach langen schleppenden Verhandlungen, kam zwar am 10. Nov. die Unterzeichnung eines förmlichen Friedens durch die Bevollmächtigten der drei kriegführenden Höfe zu Stande, aber dieser Definitivvertrag geht nicht über die Präliminarien von Villafranca hinaus, sondern drückt diesen Bestimmungen, in andern Worten, nur den Stempel auf. Es wurden drei Verträge unterzeichnet. Der erste stipulirt zwischen Österreich und Frankreich die Abtretung der Lombardei unter gewissen Geldbedingungen. In dem zweiten wird die Lombardei von Frankreich an Sardinien übertragen. Das dritte Instrument stellt den Frieden zwischen Frankreich, Österreich und Sardinien wieder her. Außerdem aber einigten sich Frankreich und Österreich, die Berufung eines europäischen Congresses zu veranlassen, der über die Fragen der allgemeinen Politik berathen soll. D. Red.

Käse, Eier; nächstdem gibt sie vielen Gewerben die Rohstoffe zur Bearbeitung, unter welchen Wolle und Häute zu Bekleidungsstoffen den ersten Rang einnehmen; endlich spielt auch die Viehzucht eine große Rolle beim Transportwesen.

Man wird daraus entnehmen, wie wichtig es sei, die Thierproduction nach den Grundsätzen der Wissenschaft und einer erprobten Erfahrung zu üben. Eine rationell betriebene Viehzucht wird mehr und bessern Dünger, mehr und besseres Fleisch und Fett, mehr und bessere Milch, mehr Eier, mehr und bessere Wolle, bessere Häute liefern und auch mehr in der Zugkraft der Thiere leisten; sie wird nicht nur einträglicher für den Züchter sein, sondern auch den allgemeinen Volkswohlstand befördern, der vor allem auf einer ausreichenden und guten Ernährung der Bevölkerung beruht, welche die Viehzucht nicht nur unmittelbar durch Fleisch, Fett, Milch und Eier, sondern auch mittelbar durch den Dünger ermöglicht, der gleichbedeutend ist mit Getreide.

Wissenschaft und Erfahrung haben gelehrt, daß durch eine rationelle Züchtung die Producte der Viehzucht nicht nur wesentlich verbessert, sondern auch durchschnittlich um ein Drittel erhöht werden können.

Es sind nun hauptsächlich zwei Züchtungsarten, welche bei der Thierzucht in Betracht kommen: die Inzucht und die Kreuzung. Durch beide Züchtungsarten will man gewisse Zwecke erreichen, entweder das Vorhandene in seinen Formen und Eigenschaften erhalten und in sich verbessern, oder das Vorhandene in seinen Formen und Eigenschaften durch das Zuführen von bessern oder edlern männlichen Zuchtthieren vortheilhaft umgestalten. Der erste Zweck wird durch Inzucht, der zweite durch Kreuzung erreicht.

Die Inzucht besteht, wie vorstehend schon angedeutet worden, in der Zucht der Thiere desselben Stammes, derselben Familie, also der nächsten Verwandten unter sich. Bei ihr wird der Vater mit der Tochter, Enkelin, Urenkelin und womöglich noch weiter, oder der Bruder mit der Schwester und den Geschwisterkindern, oder die Mutter mit dem Sohne u. s. w. gepaart.

Die Inzucht ist es, welche von denjenigen Nomadenvölkern betrieben wird, die durch die Grundsätze, welche sie bei der Züchtung ihrer edeln Thiere befolgen, berühmt sind. Auch die Spanier haben bei ihren verschiedenen Merinorassen seit den ältesten Zeiten die Inzucht mit sorgfältiger Familienberücksichtigung betrieben, und ihnen sind die Engländer in ihrer Thierzucht seit dem vorigen Jahrhundert mit besonderm Erfolge beigetreten. In England war ein genialer Mann Namens Bakewell der erste, welcher das Inzuchtsystem mit dem glücklichsten Erfolge betrieb und ganz umgestaltetes Horn-, Schaf- und Schweinevieh nach seinen besondern Zwecken schuf. Diese Bakewell'sche Züchtungsmethode, der England unstreitig einen Theil seines Nationalreichthums zu verdanken hat, ist ebenso interessant als lehrreich und verdient deshalb näher ins Auge gefaßt zu werden.

Zunächst verwendete Bakewell seine ganze Aufmerksamkeit auf die Züchtung des Schafes als Fleischthier. Vor ihm wurde das englische Schaf erst mit dem vierten und fünften Jahre zur Schlachtbank reif. Bakewell dachte sehr einfach und richtig, daß, wenn die Schafe schon vor diesem Alter zu ihrer vollständigen Entwickelung gebracht werden könnten, so zwar, daß sie schon in einem Alter von zwei Jahren zur Schlachtbank reif wären, dadurch der Ertrag einer Heerde verdoppelt werden müßte. Mit großem Eifer und einer rühmenswerthen Ausdauer unterzog sich Bakewell auf seinem Gute Dishley-Grange in Leicestershire diesem Züchtungssystem, und nach vieljährigen, mit großen Opfern verbundenen Versuchen kam er auch wirklich zu dem gewünschten Ziele.

Bakewell suchte, zuerst unter den Thieren der Neu-Leicester Schafrasse, diejenigen aus, welche im höchsten Grade die Eigenschaft besaßen, die er fortzupflanzen wünschte, und bediente sich ihrer ausschließlich zur fernern Fortzucht. Bei strenger Befolgung dieser Methode wurden nach einer gewissen Anzahl Generationen diejenigen Eigenschaften, welche er bei allen männlichen und weiblichen Zuchtschafen wünschte, dauernd; er hatte eine Vollblutrasse gebildet. Dieses Verfahren muß zwar als sehr einfach bezeichnet werden, dagegen ist die Auswahl der Eigenschaften, welche man fortzupflanzen wünscht, um zu den besten Resultaten zu gelangen, nicht so leicht.

Ehe Bakewell mit seinen Züchtungsgrundsätzen auftrat, berücksichtigte man vor allem die Größe des Schafviehs. Bakewell war anderer Meinung. Er begriff, daß es sichere Mittel gebe, die Masse des Fleisches zu vermehren, ohne das Knochengebäude übermäßig zu entwickeln, weil dieses keinen Nutzwerth hat. Er strebte vielmehr dahin, die Thiere frühzeitig fleischig zu machen, ohne die Größe derselben zu befördern, und diesen seinen Zweck erreichte er dadurch,

daß er den Thieren zu diesem Behuf angemessene Formen, namentlich Rundung, anzüchtete. Von seinen Schafen konnte er drei auf den Markt schicken, ehe von den nach der alten Methode gezüchteten eins schlachtbar war. Die Bakewell'sche Zucht ging also hauptsächlich darauf aus, daß die Thiere umfangreicher, runder, in den fleischreichen Theilen entwickelter waren, daß sie nicht mehr Knochen hatten, als zum Tragen des Körpers nothwendig erforderlich waren, und daß infolge dessen ihr Gewicht soviel als möglich Fleisch repräsentirte.

Das „British farmers magazine" erzählt, daß Bakewell durch die Begründung seiner neuen Rasse viel Geld verdient habe. Er vermiethete seine Böcke zu 7 Thlr. das Stück, und dieses war zu einer Zeit (1760), wo die Rasse ihre Vollkommenheit noch keineswegs erreicht hatte. Sowie er aber neue Fortschritte machte und der Ruf seiner Heerde sich weiter verbreitete, hoben sich die Preise noch mehr, und im Jahre 1789 vermiethete er seine Böcke auf eine Saison um den ungeheuern Preis von 6000 Guineen. Der Reichthum, welchen Bakewell durch seine Züchtungsgrundsätze seinem Vaterlande verschaffte, ist unberechenbar. Bakewell schuf aber durch die mit Consequenz fortgesetzte Inzucht nicht nur eine besondere Schafrasse, welche das höchste zu erreichende Maximum von Frühreife und Ertrag verwirklicht, sondern er hat auch durch sein Beispiel überhaupt die Mittel gelehrt, wie man die einheimischen, unter andern Bedingungen lebenden Rassen vervollkommnen kann.

Bakewell blieb nämlich nicht bei der ihm eigenthümlichen Methode der Veredlung des Schafviehs stehen: durch seine auf der Inzucht basirenden Züchtungsgrundsätze schuf er auch eigenthümliche Gebilde des Rindviehs und der Schweine, und zwar war sein Hauptaugenmerk bei diesen Thierarten auch auf Frühreife und Fleischansatz gerichtet. Von dem Rindvieh wählte er zum Gegenstande seiner Verfahrungsweise die langhörnige Rasse Mittelenglands, welche anerkanntermaßen viel Mängel hat. Zwar gelang es Bakewell nicht, trotz Geschicklichkeit und Ausdauer, diese ursprünglichen Mängel ganz zu beseitigen, aber er hat wenigstens Beispiele und Muster aufgestellt, die man überall befolgte, und welche endlich sämmtliche englische Rassen zu ihrem großen Vortheil umgestaltet haben. Ganz Großbritannien besitzt gegenwärtig keine Rindviehrasse, welche nicht mehr oder weniger das Gepräge des Bakewell'schen Systems an sich trägt. Insbesondere ist das Verfahren Bakewell's auf die Rasse des Teesthales angewendet worden. Die Thiere dieser Rasse können schon vom zweiten Jahre an gemästet werden und erlangen in diesem jugendlichen Alter ein Gewicht wie keine nach andern Grundsätzen gezüchtete Rasse. Kopf, Beine, Knochen sind im allgemeinen so verhältnißmäßig klein, dagegen die fleischreichsten Theile des Körpers so stark entwickelt, daß fast drei Viertel des Gewichts aus Fleisch bestehen. Daß die Ausübung der Bakewell'schen Methode von größtem wirthschaftlichen Vortheile ist, bedarf kaum eines nähern Nachweises. Wir brauchen nur eine einfache Parallele zwischen der Fleischproduction Großbritanniens und Frankreichs zu ziehen, um diesen Vortheil zu veranschaulichen.

Großbritannien umfaßt circa 30 Mill. Hektaren Landes und besitzt 8 Mill. Stück Hornvieh, von denen jährlich circa 2 Millionen geschlachtet werden. Diese liefern, à Stück 500 Pfd., 1000 Mill. Pfd. Fleisch.

Frankreich dagegen umfaßt circa 53 Mill. Hektaren Landes und besitzt 10 Mill. Stück Hornvieh, von denen jährlich 4 Millionen geschlachtet werden, die aber à Stück nur 200 Pfd., zusammen also nur 800 Mill. Pfd. Fleisch geben.

Während sonach Frankreich 23 Mill. Hektaren Landes und 2 Mill. Stück Rindvieh mehr hat als Großbritannien, erzeugt ersteres Land doch 200 Mill. Pfd. Fleisch alljährlich weniger als letzteres Land. Dieser ungeheuere Unterschied zum Vortheile der Fleischproduction Großbritanniens beruht zu allermeist auf der Verschiedenartigkeit der Züchtungsart.

Wie Bakewell durch seine Züchtungsmethode hauptsächlich auf solche Körperformen abzielte, welche bei frühzeitiger Schlachtreife das höchstmögliche Gewicht an Fleisch und Fett gaben, ebenso hätte er, wenn dieses die Verhältnisse Englands erheischt, durch angemessene Züchtung in sich fort den Milchreichthum, den Wollreichthum und die Wollfeinheit zur Hauptsache erheben können, denn sowol jenes als dieses vermag der Züchter, sobald er nur rationell, consequent und unverdrossen lange Zeit hindurch verfährt.

Wenn man aber den Züchtungsgrundsätzen Bakewell's in Bezug auf die Production Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so trifft ihn doch ein Vorwurf, der bei allen denen etwas wiegt, welche bei der Viehzucht nicht ausschließlich auf materiellen Gewinn ausgehen, sondern auch auf die Schönheit der Formen etwas geben, und das soll der Viehzüchter jedenfalls, er soll ästhetischen Geschmack haben. Diesen ästhetischen Geschmack setzte Bakewell ganz aus den Augen. Er

war nur darauf bedacht, soviel als möglich Fleisch und Fett zu erzielen, wenn auch über diesem Bestreben die betreffende Art und Rasse des Viehes zur Misbildung, zur Caricatur herabsank. Und das war auch wirklich der Fall, denn die von Bakewell gezüchteten Thiere waren bloße Fleisch- und Fettklumpen, namentlich standen die Extremitäten in gar keinem Verhältniß zu dem Körper; die Thiere waren mit einem Worte häßlich und zierten weder Stall noch Weide. Mit Recht kann man aber an den Thierzüchter die Forderung stellen, daß er über dem Nützlichen das Schöne nicht ganz vernachlässigen, daß er auch den edeln Naturformen Rechnung tragen soll.

Das aber steht fest, daß Bakewell und nach ihm alle die, welche in seine Fußtapfen traten, durch ihre Züchtungsgrundsätze in Bezug auf die Production Großes erreicht haben. Man könnte deshalb leicht der Meinung sich hingeben, daß die Inzucht dasjenige Züchtungssystem sei, welches bei allen Thierarten und unter allen Umständen das beste sei. Dem ist jedoch nicht so, wie wir jetzt nachweisen werden.

Nach von Weckherlin — unstreitig der berühmteste deutsche Schriftsteller über Thierzüchtung und auch praktisch erfahren darin — ist die Inzucht dann zu empfehlen, wenn ein Viehstamm oder eine Heerde bereits eine gewisse allgemeine Vollkommenheit in ihren Eigenschaften oder Producten erreicht hat, oder wenn diese Eigenschaften oder Producte den lokalen oder sonstigen Verhältnissen gerade entsprechen, überhaupt den Anforderungen genügen und durch Zuführung fremder Veredlungsthiere keine lohnende Verbesserung mehr erwarten lassen. Durch die Inzucht werden die vorhandenen befriedigenden Eigenschaften nicht nur am sichersten erhalten und von Generation zu Generation mehr befestigt, sondern auch, je nach der richtigen Auswahl der besten Individuen zur Fortzucht, immermehr verbessert.

Weckherlin geht von dem Hauptgrundsatze aus, daß bei der Inzucht das Product der Paarung im Durchschnitt — also abgesehen von den Abweichungen, die bei den einzelnen Individuen jeder Generation immer vorkommen — immer gleich ist der Summe der älterlichen und voralterlichen Eigenschaften, dividirt durch die Anzahl der zur Aufsummirung gezogenen Ascendenten.

Dem strengen Wortbegriff nach bedingt dieser Grundsatz ein gewisses Gleichbleiben; wenigstens gestattet er an sich keine Steigerung der Eigenschaften, da jede neue Generation niemals höher stehen kann als der allgemeine Durchschnitt der frühern. In den Abweichungen der einzelnen Individuen von diesem Durchschnitt aber sucht von Weckherlin den Grund, daß jenes Gleichbleiben fortwährenden Abweichungen unterworfen ist, ins Rückschreiten übergeht, wenn die unter dem Durchschnitt stehenden, also die mit schlechten Eigenschaften begabten Individuen zur Fortzucht gelangen, dagegen ein Vorschreiten zur natürlichen Folge hat, wenn die weiter wirkenden Zuchtthiere über dem Durchschnitt stehen, also die vorzüglichern Eigenschaften besitzen.

Durch diese Umstände ist nun der Kunst des Züchters die Möglichkeit gegeben, die Zucht nach einer bestimmten Richtung zu verfolgen. Dabei kommt aber alles auf die richtige Auswahl derjenigen Individuen jeder Generation an, welche die meisten guten Eigenschaften in sich vereinigen oder die besonders wünschenswerthen im höchsten Grade vereint besitzen, um sie, mit Ausschluß der minder guten oder mangelhaften, weiter zur Zucht zu benutzen.

Je weniger die guten Eigenschaften eines Viehstandes befestigt sind, desto größer stellen sich auch die Abweichungen zwischen den einzelnen Exemplaren heraus, desto größer ist auch die Gelegenheit zu Rückschlägen, desto geringer sind die Mittel zu wahren Verbesserungen, indem die äußersten Grenzen jener Abweichungen bei der fernern Zucht und Vererbung concurriren. Dagegen sind die Abweichungen um so geringer, je constanter ein Viehstamm ist; Rückschritte können dann bei sorgloser Behandlung nur in kleinerm Maße vorkommen, aber auch zu Verbesserungen bieten sich der sorgfältigsten Auswahl nicht mehr so überwiegend hervorstechende Exemplare dar.

Hieraus geht zur Genüge hervor, und von Weckherlin betont dieses besonders stark, daß der Grad der Constanz in gleichem Verhältniß steht zum Grade der Homogenität oder Gleichheit der Individuen, und im umgekehrten Verhältnisse zu den inzüchtlichen Verbesserungs- oder Verschlechterungsmitteln.

Auch die gewöhnliche Erfahrung schon bestätigt die Beförderung der Zucht durch Auswahl des Besten, und es ist wohlbekannt, daß bei zweckmäßiger Auswahl der Zuchtthiere die Eigenschaften derselben stets höher stehen als die dem allgemeinen Durchschnitt entsprechenden. Denn das Mehr, mit welchem diese höhern Eigenschaften zu der zur Vererbung gelangenden Masse der voralterlichen Gesammteigenschaften hinzutreten, muß den neuen Quotienten erhöhen. Fehlt es dagegen an ausgezeichneten Thieren zur Auswahl behufs der Zucht, oder begeht man in die-

ser Auswahl Misgriffe, und stehen infolge dessen die neu hinzutretenden Eigenschaften unter dem mittlern Durchschnitt, so wird und muß ein Zurückgehen des Quotienten eintreten, welcher die Eigenschaften der nächsten Generation bedingt.

Der Thierzüchter achtet aber in der Regel zu viel auf die Qualitäten der gegenwärtigen Zuchtthiere und zu wenig auf die Mitwirkung der voraelterlichen Eigenschaften; er ist unbekümmert darum, ob die Vorzüge jener durch gleichbegabte Voraeltern constant gemacht oder nur durch Launen der Natur bei dem einzelnen Thiere hervorgerufen worden sind. Im letztern Falle steht aber das Product der Zeugung, die Nachkommenschaft, nicht im arithmetischen Mittel zwischen den Eigenschaften beider Ältern, sondern im arithmetischen Mittel einer langen Reihe von Voraeltern.

Weckherlin sucht dieses durch Zahlen deutlicher zu machen. Er drückt die Gesammteigenschaften eines Zuchtthieres durch die Zahl 10 aus und gibt ihm 10 Ahnen, deren Eigenschaften durchschnittlich nur den Werth von 9 hatten. Dieses Thier wird seinerseits nur mit $\frac{10 \times 9 + 10}{11} = \frac{100}{11} = 9\frac{1}{11}$, also nicht mit dem ihm selbst innewohnenden Werthe von 10 vererben, insofern ihm nicht zufällig eine größere Vererbungsfähigkeit seiner eigenen Eigenschaften beiwohnt, wie sie in der Wirklichkeit allerdings zuweilen vorkommt, im Großen und Ganzen aber nicht in Betracht kommen kann. Umgekehrt wird ein minder vorzügliches Thier, dem nur der Werth von 9 beigelegt werden kann, mehr leisten, als man sich von seiner Individualität verspricht, wenn es bessere Voraeltern, z. B. im Durchschnittswerth von 10 hatte. Seine Vererbung berechnet sich dann auf $\frac{10 \times 10 + 9}{11} = \frac{109}{11} = 9\frac{10}{11}$.

Diese Beispiele beziehen sich indeß nur vergleichsweise auf den Zuchtwerth der einzelnen Individuen, ohne specielle Rücksicht auf den Standpunkt der Heerden, in denen sie angewendet werden sollen, denn soll das im zweiten Falle gedachte Zuchtthier in der Heerde, aus der es hervorgegangen, und in welcher schon der Durchschnittswerth von 10 erreicht ist, wirken, so würde dasselbe einen offenbaren Rückschritt hervorrufen, weil es selbst unter dem Durchschnittswerthe steht.*)

Genaue Beobachtung hat den Thierzüchtern gelehrt, daß sich die Thiere um so leichter und inniger verbinden, und daß aus ihrer Begattung um so ähnlichere Nachkommen hervorgehen, je ähnlicher sie sich selbst sind. Mag nun diese Ähnlichkeit aus einer frühern Verwandtschaft oder aus einer zufälligen Gleichheit einzelner Bestandtheile der Gesammteigenschaften entspringen — immer wirkt sie bei der Verbindung von beiden Seiten und steigert das Vermögen der Weitervererbung; immer werden die Nachkommen einer solchen Paarung die von beiden Seiten angeerbten ähnlichen Eigenschaften schon in höherm Grade besitzen.

Je unähnlicher sich dagegen zwei Thiere sind, welche sich begattet haben, desto unähnlicher sind sich auch alle Eigenschaften ihrer Nachkommen; denn indem jede Eigenschaft für sich allein forterbt, erbt sie in geringerm Grade fort. Noch mehr ist dieses der Fall, wenn die verschiedenen Eigenschaften der Ältern constant sind, denn dann wird jede constante Eigenschaft um so fester in ihrer Eigenthümlichkeit beharren, sie wird, wie sich von Weckherlin ausdrückt, sich blos mechanisch, aber nicht innig vermischen. Die Wissenschaft lehrt, und die Erfahrung bestätigt es, daß sich eine Eigenschaft gewissermaßen an die andere anlehnt, und der Zukunft bleibt es überlassen, welche von diesen Eigenschaften, die andere verdrängend, den Sieg davontragen wird; doch kommt es auch vor, daß mehrere Eigenschaften eine Verbindung miteinander eingehen. Ist die Constanz des Vaters oder der Mutter fester begründet, sind die Eigenschaften des einen Fortpflanzungsthieres durch eine größere Zahl von Generationen und gleichartiger Voraeltern constanter, so vererbt dieses Thier auch überwiegend seine Eigenschaften, während es die Eigenschaften des andern Fortpflanzungsthieres hinsichtlich der Vererbung unterdrückt.

Weckherlin sowol als Pabst führen viele Beispiele von der schwierigen Verbindung ungleicher Rassen an, unter den Schafen z. B. der Electorals und Infantados. „Nur selten", sagt von Weckherlin, „zeigen die Blendlinge aus der Verbindung dieser beiden Rassen eine glückliche Mischung der beiderseitigen guten Eigenschaften. Die Feinheit, Sanftheit und zarte Kräuselung des Electoralwollhaars nimmt nicht die Kraft des Infantadohaars, und das ganze Vlies

*) S. Weckherlin, „Die landwirthschaftliche Thierproduction" (dritte Auflage, 3 Bde., Stuttgart 1857), I, 66.

nicht die Dichtheit und Schwere an, welche der letztern Rasse eigenthümlich ist. Verschiedene Grade von Feinheit, Sanftheit, Haarbildung, Dichtheit, Länge, Form der Stapel und andere Haar- und Vlieseigenschaften weichen auf mehreren sonst gleichartigen Stellen des Körpers voneinander ab; es zeigen sich ungleich feine, ungleich gekräuselte Wollhaare, lockere und geschlossene, lange und kurz gestapelte Partien, und der Fettschweiß der Infantadorasse kommt hier und da immer wieder zum Vorschein."

Unter allen Züchtungsmethoden gibt es keine, welche so viel und so große Ähnlichkeit unter den einzelnen Exemplaren einer Heerde hervorzurufen vermag, als die Inzucht, denn in jedem Thiere herrscht hier ein und dasselbe Blut, walten die Eigenschaften vor, welche mit dem Blute identisch sind, und wenn auch diese Eigenschaften im Anfange der Zucht noch nicht überall sichtbar hervortreten, so ist doch die Fähigkeit vorhanden, dieselben zu erzeugen. Mit jeder Generation steigt die Summe der Ähnlichkeiten und mit diesen das entsprechende Vererbungsvermögen, bis endlich völlige Constanz eintritt.

Betrachtet man die wilden, nicht durch die leitende Willkür des Menschen veränderten Thiere, so gewahrt man bei ihnen den höchsten Grad der Ähnlichkeit und Constanz; jede neue Generation gleicht der vorhergehenden vollkommen, weil der Quotient aus der Masse der voälterlichen Eigenschaften immer einer und derselbe bleibt. Nur wenn gewisse einflußreiche Bedingungen dauernd auf mehrere Generationen dergestalt einwirken, daß die bisherige natürliche Bildung auf irgendeine Weise gestört wird oder eine andere Richtung nimmt, entstehen Abweichungen, die nach Maßgabe der längern oder kürzern Dauer der fremden Einwirkungen sich selbständig befestigen, einen neuen Rassetypus begründen oder auch sich allmählich wieder verwischen, wenn die veranlassenden Bedingungen zu wirken aufhören. Auf diese Weise kann man sich die abweichenden Formen und Verhältnisse verschiedener Rassen einer Thierart, z. B. die größere oder kleinere Körperform durch fortwährend reichliche oder kärgliche Ernährung, die dichtere oder dünnere Behaarung durch den klimatischen Einfluß veränderten Aufenthalts, den kleinen und harten oder platten und weichen Huf durch den Boden, auf welchem das Pferd u. s. w. heimisch ist, erklären.

Es ist bereits der Züchtungsgrundsätze der Nomadenvölker gedacht worden. Da dieselben für die Zucht überhaupt und für die Inzucht insbesondere von großer Wichtigkeit sind, so kommen wir nochmals auf dieselben zurück.

Jene Nomadenvölker legen nicht allein auf die reinste väterliche, sondern auch und ganz besonders auf die reine Abstammung der Mutter den größten Werth, und zwar nach den funfzigjährigen Beobachtungen Petri's und den Erfahrungen vieler anderer Thierzüchter mit vollem Rechte. Das in und aus dem Körper der Mutter sich entwickelnde Junge hat nämlich, im ganzen genommen, stets die Neigung, sich mehr nach der Mutter als nach dem Vater zu bilden, und pflanzt sonach die Eigenschaften der Mutter auch in der Nachkommenschaft fort. Begattet sich demnach das edelste Rassevaterthier mit einem Mutterthiere, welches zwar auch von homogenem Blute, aber von einer etwas niedrigern Qualität in irgendeiner Körpereigenschaft ist, so kann doch das Junge davon, wenn es auch scheinbar alle Vollkommenheiten des Vaterthieres besitzt, nie so hochedle Nachkommen zeugen, als wenn das Mutterthier in allen Eigenschaften dem Vaterthiere ganz gleich gewesen ist oder dasselbe noch übertroffen hat. Genau geführte Sprungregister beweisen diese Wahrheit sowol, als auch, daß jedes von ganz gleichen Ältern erzeugte Thier bei homogener Paarung wieder gleiche und in der Regel vollkommene Junge zeugt.

Bei dem Begattungsacte der Thiere wirkt indessen und ganz vorzüglich auch der momentane Kraftzustand der Erzeuger nicht allein auf Gesundheit, sondern auch auf vorzügliche väterliche oder mütterliche Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des künftigen Jungen, und nach dem Verhältnisse, in welchem die Natureigenschaften des Vater- oder Mutterthieres während des Actes der Begattung sich im gesunden, kräftigen Zustande befinden, treten sie auch in dem Jungen mehr oder weniger ins Leben. Dadurch modificirt sich die Vererbung selbst bei den homogensten Paarungen, und dieses sind die Hauptursachen, daß man überhaupt unter den Thieren so wenige einander in allen Verhältnissen vollkommen ähnliche findet.

Es ist aber ebenfalls eine auf unumstößliche Wahrheit gegründete Erfahrung, daß, wenn man während der Veredlungszucht und Auffrischung des Blutes der Mutterthiere, z. B. bei Schafen, eine Originalrasse von Vaterthieren, und aus derselben die hochedeln, wollreichsten Vaterthiere zur Zucht wählt, ohne zu frühzeitig selbst nachgezogene Mestiz-Vaterthiere für diesen Zweck zur Paarung zu verwenden, man auch durch diese Veredlungsart das höhere Erträgniß

an Wolle und an Verkaufsthieren dauerhaft begründen kann, um nach erreichter Consolidation zu einer constanten, rückschlagfreien Nachkommenschaft zu gelangen, die sich durch einen höchst regulären, möglichst dichten Stapelbau und anhaltende Gleichheit des Vließes charakterisirt.

Ist dieses Ziel endlich durch diese Art von Züchtung erreicht, dann gilt es, die oben erwähnten Züchtungsgrundsätze der Nomadenvölker genau zu befolgen und consequent für immer fortzusetzen. Man muß zur Erhaltung des reinen Blutes eine Stammzucht, sei es von Pferden, Rindern u. s. w., mit Bedacht auswählen, um daraus alljährlich die Vaterthiere zur Fortpflanzung erzeugen zu können. Je reiner diese Auswahl bewerkstelligt wird, je ähnlicher sich die Thiere in Gestalt und Eigenschaften sind, desto vollkommener werden sie zur Zeugung und desto vollkommener wird auch die Nachzucht sein.

Wer also im Stande ist, ohne fremde Hülfe, d. h. ohne fremdes Blut, wäre es auch aus der allernächsten Blutsverwandtschaft, seine Heerde durch und aus sich allein zu immer größerer Vollkommenheit fortzuführen, die consequenteste Inzucht festzuhalten, hat ohne alle Frage in der Veredlung gewonnen und so viel voraus, daß er auf möglichste Constanz und Vererbungsfähigkeit als Folge der nächsten Blut- und Familienverwandtschaft sicher rechnen kann. Je längere Zeit eine solche consequente Inzucht fortdauert, desto fester prägt sich nach und nach durch Fixirung gewisser Eigenschaften ein eigener Heerdencharakter aus, der dieser Heerde eigenthümlich ist. Damit sind aber die Vortheile der Inzucht noch nicht erschöpft. Diese Züchtungsmethode ist auch wohlfeil, leichter als jede andere Züchtungsart auszuführen und sicherer in ihren Erfolgen als die Kreuzung, und deshalb eignet sich die Inzucht vorzugsweise für den kleinern Thierzüchter. Daß die Inzucht die wohlfeilste Züchtungsmethode, bedarf keines Beweises, denn man züchtet bei ihr nicht mit fremdem, zu hohem Preise angekauftem Blute, sondern mit seinen eigenen vorhandenen Thieren. Dieses hat zudem den großen Vortheil, daß die Nachzucht der Inzucht schon von frühester Jugend auf an die örtlichen Verhältnisse, insbesondere Futter und Klima, gewöhnt ist, und daß sie die Nachtheile derselben leichter erträgt als diejenige Nachzucht, welche aus fremdem Blute hervorgegangen ist. Daß die Inzucht leichter ausführbar ist, als die Zucht mit fremdem Blute, kann ebenfalls keinem Zweifel unterliegen. Man wählt einfach aus dem Stamme, welcher einer Veredlung sehr bedürftig ist, diejenigen Stücke zur Zucht aus, welche die schönsten Körperformen haben und in ihrer Art am nutzreichsten sind. Von den aus dieser Zucht Geborenen wählt man immer von neuem wieder die schönsten und nutzreichsten Thiere zur Nachzucht, um in den guten Eigenschaften eine gewisse Beständigkeit zu begründen. Sowie sich nun die bessere Nachzucht vermehrt, in demselben Verhältnisse schafft man die ältern fehlerhaften Thiere ab, und fährt damit so lange fort, bis man das gewünschte Ziel erreicht hat. Sicherer als jede andere Züchtungsmethode ist die Inzucht insofern, als Thiere, welche unter den gegebenen Verhältnissen nutzreich sind, diese Eigenschaft auch sicherer auf ihre Nachkommen vererben als solche, welche nur in bessern Verhältnissen, in ihrer Heimat, den höchsten Nutzen geben, in fremden, weniger günstigen Verhältnissen aber in der Nutzung mehr oder weniger zurückgehen. Unter allen Verhältnissen beruht aber freilich die Durchführung einer Veredlung zunächst und vor allem auf Gewinnung hinreichenden und guten Futters; wo es an diesem fehlt, ist an eine Veredlung nicht zu denken Es muß stets ein vermehrter und verbesserter Futterbau da vorausgehen, wo nur schlechtes Vieh in Formen und Eigenschaften vorkommt.

Wenn wir in Vorstehendem die große Bedeutung der Inzucht für die Veredlung der Viehstämme geschildert haben, so wollen wir nun aber auch die Stimmen derjenigen hören, welche sich entweder durchaus gegen die Inzucht erklären oder dieselbe nur in gewissen wenigen Fällen angewendet wissen wollen. Das Raisonnement dieser Gegner geht etwa dahin, daß die Natur schon die Gesetze für die Vermehrung aller lebenden Wesen festgestellt habe, und obgleich mehrere dieser Gesetze keinen so absoluten Charakter hätten, daß sie nicht zuweilen ausnahmsweise verletzt werden könnten, so bleibe doch im allgemeinen eine Übertretung nicht ungestraft. So sei es, obgleich die Paarungen zwischen Individuen einer Familie nicht unfruchtbar seien, nichtsdestoweniger wahr, daß die Producte solcher Verbindungen sehr häufig äußerst unvollkommen ausfallen, und daß die Fortsetzung einer solchen Methode augenscheinliche und traurige Unförmlichkeiten zur Folge habe. Diese so häufigen ungünstigen Resultate seien eine Strafe dafür, daß man den unwandelbaren Gesetzen der Natur Trotz bieten wolle. Mit den Thieren verhalte es sich genau so wie mit den Pflanzen. Die Pflanzenphysiologie lehre, daß es nothwendig sei, mit dem Samen aller Pflanzen und vorzüglich der Getreidearten zu wechseln, daß man Samen wählen müsse, der auf anderm Boden und in wesentlich verschiedener Kli-

matischer Lage gewachsen sei. Der Blumist oder Baumgärtner sei ebenfalls genöthigt, neue Quellen der Fortpflanzung in den Samenschulen, Ablegern, Pfropfreisern u. s. w. zu suchen. Die Wirkungen, welche aus den Paarungen in derselben Familie hervorgingen, seien die Verschlechterung der Knochen und Flechsen bei den so erzeugten Thieren. Ihre Muskelkraft sei vermindert, ihre Natur kränklich, unbelebt, verkümmert, ausgeartet und, was noch schlimmer, neige sich immermehr zur Ausartung. Es gebe Fälle, wo das System der Inzucht einige gute Resultate hervorbringen könne, wenn sie in vernünftigen Schranken bleibe, z. B. bei der Züchtung von Hornvieh und Hammeln, wo es die Absicht der Züchter sei, Thiere zu erhalten, welche feine Knochen, zarte Muskeln, eine Neigung zur Ruhe, zur Unthätigkeit hätten, damit sie geeigneter würden, mehr Fett anzusetzen, was ihren Werth erhöhe. Aber dieses System von Blutsverwandtschaft dürfe nicht zu weit getrieben werden, denn man werde sonst das Unangenehme haben, Thiere zu erzeugen, welche so zum Fettwerden geneigt würden, daß sie den vorgesetzten Zweck, nämlich den Menschen zur Nahrung zu dienen, nicht erfüllen und nicht mehr denselben Werth haben könnten. Wenn die reine Rasse zu lange durch sich selbst fortgepflanzt sei, dann dürfe man die Inzucht nicht weiter fortsetzen. Das Hundegeschlecht sei aus denselben Ursachen der Entartung unterworfen; deshalb verwende der erfahrene Sportsman auf diesen Gegenstand die größte Aufmerksamkeit. Er wähle sorgfältig männliche Hunde aus entfernten Hundeställen, damit keine Verwandtschaft mit seinen Hündinnen stattfinde. Gewiß wäre es klug, ein solches Beispiel auch in Bezug auf die Pferde zu befolgen. Nur die dritte Generation könne man gelten lassen, und selbst dieser Verwandtschaftsgrad scheine näher, als die Klugheit erlaube. Wolle man in der Thierzucht Erfolge erzielen, so müsse man sich hüten, dem Beispiele derjenigen zu folgen, die, wenn sie einen Hengst besäßen, ihre Stuten von demselben decken ließen, ohne sich um ihre Abstammung zu bekümmern, ohne auf ihren Bau Rücksicht zu nehmen. Ein Züchter, der ein bedeutendes Gestüt besitzt, in welchem sich Stuten von jedem Wuchs und von verschiedenen Familien befänden, würde sehr unrecht handeln, sie nur von einem und demselben Hengste bedecken zu lassen, einzig aus dem Grunde, weil derselbe ihm gehöre. Dieses wäre eine schlecht angewendete Ökonomie, eins der irrigsten Systeme und den Interessen des Züchters ebenso entgegen wie den Gesetzen der Natur und den Grundsätzen der Pferdewissenschaft.

In diesen und ähnlichen Behauptungen ist wol ein Theilchen Wahrheit, im ganzen aber schießen sie über das Ziel weit hinaus, sind gänzlich einseitig und verkennen selbst auch die Grundsätze der Thierphysiologie. Denn wenn auch die Blutmischung unter allen Umständen bei mancher Thierart den Vorzug vor der Verwandtschaftszucht besitzt, wenn man auch zugeben muß, daß bei letzterer Züchtungsmethode die schönen Formen der Thiere nicht aus den Augen zu setzen sind, so ist man doch noch nicht berechtigt, die Inzucht an und für sich und im allgemeinen als eine schlechte Züchtungsmethode zu bezeichnen. Zunächst ist sie sicherlich die naturgemäßeste, wie dieses die in der Freiheit lebenden Thiere zur Genüge beweisen, und wie es auch die durch ihre Zuchten berühmten Nomadenvölker bezeugen. Wer in seine Heerde fremdes Blut einführt, wer infolge dessen seine reine Zucht unterbricht, der legt dadurch das Bekenntniß ab, daß seiner Heerde noch vollkommene Eigenschaften abgehen, daß er fremde Hülfe bedarf, um weiter zu kommen. Durch Beimischung fremden Blutes wird aber der Heerdencharakter mehr oder weniger verwischt, die Eigenthümlichkeit verliert sich, dem Organismus wird seine Basis entzogen; statt dem bisherigen Sichern, Gewissen tritt nun Schwankendes, Hinneigen zu diesem und jenem Charakter ein.

Auch von Weckherlin bekämpft die Furcht vor einer bei fortgesetzter Inzucht nachtheiligen Einwirkung der allzu nahen Verwandtschaft. Diese Furcht gründe sich auf einige Erfahrungen, welche sich indeß wol immer auf begangene Fehler zurückführen lassen dürften. Am meisten sei über Schwächung und Verzärtelung des Körperbaues geklagt worden. Namentlich sei dieses bei Pferden und Schafen in den Zeiten geschehen, wo man von der Veredlung einen noch zu einseitigen Begriff hatte, ohne Festhaltung wichtiger Nebenbedingungen nur nach einer Richtung hin eifrigst fortveredelte, wo man hochedle, aber schwächliche, feinbeinige Rosse, superfeine, aber wollarme, fast nackte Schafe zur Zucht verwendete. Die Schwächlichkeit mußte hier natürlich zunehmen, je mehr dergleichen überfeinerte Eigenschaften mit den steigenden Verwandtschaftsgraden bei der Vererbung concurrirten und allmählich vorwaltend wurden. Hätte man, wie es beim Rindvieh und den Schweinen meist zu geschehen pflegt, auch auf kräftigen Körperbau gesehen, so würde die nahe Verwandtschaft ebenso wenig wie bei diesen und allen

andern sich in nächster Blutsverwandtschaft paarenden Thieren geschadet haben. Den Nachtheilen enger Familienverbindung liege nur ein moralisches Princip zum Grunde, könne daher auch nur bei dem mit Vernunft begabten Menschen in Betracht kommen.

So oft sich bei Thieren ein wirklicher Nachtheil aus der Inzucht ergebe, liege die Ursache gewiß nur in der Überhandnahme einer fehlerhaften, in dem Stamme eingewurzelten und durch die fortgesetzte Inzucht immer constanter und bedeutender gewordenen Eigenschaft, deren Entfernung bei der Wahl der Zuchtthiere nicht gehörig berücksichtigt wurde.

Insofern die nahe Verwandtschaft der stärkern Vererbung vorherrschender Eigenschaften günstiger sei, trage sie hier allerdings die Schuld des verschlimmerten Fehlers mit; dieses könne ihr aber nicht zum Vorwurf gereichen, im Gegentheil diene es zum Beweis ihrer Wirksamkeit bei Förderung der Rassenbefestigung, die der leitende Mensch nur auf die vortheilhafteste Seite, d. h. auf die stete Verbesserung der Eigenschaften hinzurichten brauche.

Damit soll aber keineswegs die Inzucht als die allein rationellste Züchtungsmethode hingestellt werden. Man muß auch die Berechtigung der Blutmischung anerkennen, aber immer nur dann erst, wenn ein Viehstamm oder eine Heerde noch nicht eine gewisse allgemeine Vollkommenheit in den Eigenschaften oder Producten erreicht hat, oder wenn diese Eigenschaften oder Producte den sonstigen Verhältnissen nicht entsprechen, überhaupt den Anforderungen nicht genügen. In diesen Fällen darf man nicht Inzucht betreiben, sondern man muß kreuzen.

Unter Kreuzung versteht man die Paarung von Thieren einer Art aus zwei verschiedenen Stämmen oder Rassen, sie mögen verwandt oder nicht verwandt miteinander sein. Kreuzung findet auch dann statt, wenn die Nachkommen jener Paarungen mit dem Zuchtthiere, mit welchem zuerst gekreuzt wurde, wieder gepaart werden, obgleich sie diesem Zuchtthiere schon näher verwandt sind, und so fort, bis das fremde Verhältniß beider Stämme ganz aufgehoben oder ausgeglichen ist.

Durch die Kreuzung beabsichtigt man im allgemeinen, die geringere Güte in Formen und Eigenschaften der vorhandenen Thiere eines Stammes oder einer Heerde durch die bessern Formen und Eigenschaften eines andern Stammes zu verbessern. Dieses setzt voraus, daß die Thiere, mit welchen man die Verbesserung oder Veredlung bewirken will, besser und edler als die eigenen, daß sie jedenfalls rein gezogen sein müssen. Wenn man also durch die Kreuzung günstige Resultate in der Zucht sicher erlangen will, so ist es Bedingung, daß sowol das Vaterthier als die Mutterthiere rein gezogenen, selbständigen Stämmen angehören, wobei zu bemerken ist, daß Vaterthiere aus Stämmen, welchen die gewünschten Eigenschaften eigenthümlich sind, diese leichter vererben als die weiblichen Thiere. Durch das Kreuzen kann man einem selbständigen Stamme alle bessern Eigenschaften eines fremden Stammes mittheilen; es können auf ihn natürlich aber auch alle schlechten Eigenschaften des fremden Stammes übertragen werden. Die Eigenschaften, welche man einem Stamme mittheilen will, können nur durch Zuchtthiere übertragen werden, welche wirklich diese Eigenschaften besitzen, die ihrem Stamme eigen sind, und welchen ein günstiges Fortpflanzungs- und Vererbungsvermögen innewohnt. Dieses wird sich durch die ersten Nachkommen ihrer Paarung, deren Leistungen und mitgetheilten Eigenschaften ergeben. Aus einer Paarung mit gemischten Thieren gehen Rückschläge hervor, und die Paarung eines männlichen Zuchtthieres eines bessern oder edlern Stammes mit einem weiblichen Zuchtthiere eines geringern oder gemeinen Stammes gibt Nachkommen, welche geringer als der Vater, besser als die Mutter sind, und Mestizen, halbschlägig, Halbblut genannt werden. Die weiblichen Mestizen, wieder mit dem männlichen Zuchtthiere, ihrem Vater gepaart, geben Nachkommen, welche wieder mehr dem Vater sich nähern und höher stehen als die Mutter, und in derselben Art fortgepaart, gelangt man in fünf bis acht Generationen dahin, daß die Nachkommen der letzten Generation dem angehörigen Stamme gleichstehen. Arten die Nachkommen in der größten Mehrzahl dem Vater gut nach, so kann man gewiß sein, daß der beabsichtigte Zweck der Kreuzung in Erfüllung gehen werde; arten aber die Nachkommen gar nicht nach dem Vater, so darf man denselben nicht zur fernern Zucht verwenden. Man darf auch die männlichen Nachkommen der ersten Paarung, der zweiten oder der fernern Generation alsdann nicht zur Zucht verwenden, solange der Stamm noch nicht wieder selbständig geworden ist.

Soll durch die Kreuzung eine gewisse Diensttauglichkeit erreicht werden, will man Thiere zu einem bestimmten Gebrauchszwecke erziehen, z. B. bei Pferden einen größern oder gedrungenern Wagenschlag, bei Schafen eine Wolle, welche sich mehr der Kammwolle nähert, bei Rindern Milchergiebigkeit oder Mastungsfähigkeit u. s. w., so darf man die Zuchtthiere ebenfalls nur aus

rein gezogenen, selbständigen Stämmen wählen, welche die gewünschten Eigenschaften besitzen; doch dürfen die zu kreuzenden Thiere, wenn besondere Körperverhältnisse bedingt werden, ihren Körperverhältnissen und Formen nach nicht zu verschieden sein, während die Eigenschaften schon eher verschieden sein können und, um gewisse Zwecke zu erreichen, verschieden sein müssen.

Übrigens betreibt man die Kreuzung, je nach den Umständen, auf verschiedene Weise. Mit von Weckherlin kann man drei verschiedene Methoden der Kreuzung annehmen:

1) Die vorübergehende Kreuzung. Man bezweckt durch dieselbe, einem Viehstamme, den man bisher in sich selbst gezüchtet hat, eine ihm noch fehlende bessere Eigenschaft beizubringen, andere schlechtere Eigenschaften dagegen zu unterdrücken. Weckherlin empfiehlt die Anwendung dieser Art von Kreuzung in einer Heerde, die in ihrem schon erreichten hohen Veredlungszustande beinahe der Heerde gleicht, für welche man die Inzucht empfehlen kann, welche aber deshalb noch nicht ganz befriedigt, weil ihr schätzbare Eigenschaften ganz fehlen oder Mängel eigen sind, deren Beseitigung auf dem Wege weiterer Inzucht nicht schnell oder nicht vollkommen genug gelingen will. Zur Erzielung des beabsichtigten Zwecks muß man entsprechende Zuchtthiere aus einer möglichst constanten Heerde auswählen, welche die gewünschten zu vererbenden Eigenschaften besitzen, dagegen von den Fehlern frei sind, die man vertilgen will. Diese Zuchtthiere gebraucht man so lange zur Paarung, bis man den beabsichtigten Zweck erreicht hat, und dann kann die Inzucht wieder fortgesetzt werden. Damit bei dieser die neu eingeführten Verbesserungen nicht wieder durch die vorwaltend forterbenden, alt angestammten Eigenschaften unterdrückt werden, muß man jene Verbesserungen bei der Wahl der Zuchtthiere gehörig bevorzugen oder wenigstens streng im Auge behalten.

2) Die consequente Kreuzung, oder diejenige Kreuzungsart, wo fremde männliche Zuchtthiere aus einem und demselben höher stehenden oder sich durch vollkommene Eigenschaften auszeichnenden Stamme fortdauernd zur Zucht angewendet werden. Die tüchtigsten Thierzüchter, und unter ihnen auch von Weckherlin, entscheiden sich hierbei für den Originalstamm, dessen Eigenschaften dem vorgesteckten Ziele am meisten entsprechen, dessen Constanz und richtige inzüchtliche Behandlung auch für die fortdauernde Lieferung guter Zuchtthiere Gewähr leistet, und dessen Einverleibung in die Heerde nicht etwa eine allzu große Kluft zwischen der Organisation beider oder sonst irgendein Hinderniß im Wege steht. Je länger und consequenter die Benutzung männlicher Zuchtthiere aus einem solchen Stamme fortgesetzt wird, desto größer wird allmählich die Verwandtschaft und mit dieser auch die Ähnlichkeit des zu veredelnden mit dem edeln Stamme, sodaß zuletzt Thiere erhalten werden, welche den inzüchtlich gezogenen ganz nahe kommen. Die bessern Eigenschaften der Väter verbreiten sich von Generation zu Generation mehr, indem neben der jedesmaligen vollen Wirksamkeit des männlichen Geschlechts auch das weibliche, welches immer mehr von dem väterlichen Blute in sich enthält, steigernd mitwirkt. Weckherlin behauptet, daß die Zunahme bei jeder Generation die Hälfte des Unterschieds zwischen dem väterlichen und mütterlichen Veredlungszustande betrage, daß sie also zu Anfange am stärksten sei und dann abnehme, je kleiner dieser Unterschied bei zunehmender Verbesserung der weiblichen Thiere werde. Zuletzt entstehe beinahe vollkommene Gleichheit und Constanz, womit zugleich der Zeitpunkt erreicht sei, auf welchem man zu der minder kostspieligen Inzucht übergehen könne. Die consequente Kreuzung ist jedenfalls das zweckmäßigste, am schnellsten zum Ziele führende und sicherste System, vorausgesetzt, daß man einen Originalstamm wählt, welcher selbst im steten Fortschreiten begriffen ist, und aus dem man die männlichen Veredlungsthiere ununterbrochen bezieht. Allerdings ist die daraus erwachsende dauernde Ausgabe eine nicht unansehnliche, aber sie wird sich um so reichlicher belohnen, je größer der damit verbundene Vortheil ist.

3) Die Wechselkreuzung oder diejenige Kreuzungsart, wo man abwechselnd männliche Zuchtthiere verschiedener fremder Stämme zur Paarung verwendet. Man wählt solche fremde männliche Zuchtthiere ohne Rücksicht auf Festhaltung eines und desselben Blutes oder constanten Stammes allemal da, wo sie sich den gestellten Anforderungen an Verbesserung einzelner Eigenschaften und Beseitigung einzelner Fehler am meisten entsprechend vorfinden.

Die Wechselkreuzung eignet sich besonders für solche Heerden und Stämme, welche — abgesehen von dem Grade einer dem Blute nach vielleicht schon hohen Veredlung in ihren Gesammteigenschaften — weder eine befriedigende Einheit noch irgendeine vorherrschend gute Richtung angenommen haben, vielmehr ein Gemisch schwer miteinander zu vereinigender Eigenschaften enthalten. Ferner ist die Wechselkreuzung mit Nutzen da anzuwenden, wo man aus

Vorhandenem und Fremdem, überhaupt aus Verschiedenem, neue noch fehlende Einzel- oder Gesammteigenschaften componiren, Neues schaffen will.

Zur Anwendung auf die zuerst erwähnten Heerden muß man solche Zuchtthiere auswählen, welche am geeignetsten erscheinen, diese oder jene isolirt dastehende Eigenschaft mit andern zweckmäßig zu verschmelzen, die guten zu erhalten und zu vereinigen, die mangelhaften mehr und mehr zu beseitigen und an ihre Stelle bessere einzuführen. Für die aus der ersten Kreuzung hervorgegangene Generation werden dann wieder solche männliche Zuchtthiere gewählt, die dem schon etwas veränderten, jedoch immer noch gemischten Zustande wieder am meisten entsprechen und von neuem dazu beitragen können, mehr Einheit herbeizuführen. Auf diese Art wird fortgefahren, bis die beabsichtigte Consolidirung erzielt ist. Für die Bildung ganz neuer Eigenschaften läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen, denn es kommt zu sehr darauf an, was man beabsichtigt, ob in den zu verwendenden Zuchtthieren irgendeine Richtung nach dem vorgesteckten Ziele obwaltet oder erzeugt werden kann. Ist dieses der Fall, so braucht man immer nur diejenigen Zuchtthiere zu paaren, von denen sich die meiste Wirkung auf die Erzeugung und Vervollkommnung des neuen Gebildes erwarten läßt.

Die Wechselkreuzung wird in der Praxis sehr häufig angewendet, nicht nur bei noch zurückstehenden gemischten Viehstämmen, deren Anzahl wol die überwiegende ist, sondern auch bei schon hochveredelten, denen nach der einen oder andern Richtung hin eine Aufhülfe noth thut. Sie erfordert aber die gründlichste Kenntniß und Sorgfalt, und kann nur dann vom besten Erfolge sein, wenn die ganz specielle Paarung der am meisten zusammenpassenden Thiere durch den Sprung aus der Hand stattfindet. Bestimmte Einzelzwecke lassen sich durch die Wechselkreuzung am vollkommensten erreichen; den Gesammtqualitäten und der nothwendigen Befestigung derselben kann aber sehr leicht großer Nachtheil aus der mehrfachen Mischung des Blutes erwachsen. Zu den gewünschten Eigenschaften können auch eine Menge fremder tadelhafter Eigenschaften, die von so verschiedenen, vielleicht schlechten Urstämmen fortgeerbt sind, hinzutreten, welche den Quotienten in der Totalqualität leicht reduciren oder wenigstens die wünschenswerthe Homogenität und Constanz beeinträchtigen.

Wie vortrefflich aber auch in gewissen Fällen die Kreuzung ist, so darf man dieselbe — wie schon erwähnt — nicht ins Unendliche fortsetzen wollen, sondern sie ist nur so lange räthlich und gut, bis das Ziel, nach welchem man strebt, erreicht ist; ist dieses der Fall, dann muß man durch consequente Inzucht das Erstrebte festzuhalten und aus und durch sich selbst zu vervollkommnen suchen.

Die Kreuzung, so wünschenswerth auch ihre Anwendung unter bestimmten Verhältnissen, läßt sich doch nicht überall ausführen, weil es dazu theils an den nothwendigen Mitteln, theils an der erforderlichen Intelligenz fehlt. Dieselbe ist allemal kostspieliger als die Inzucht, weil jene fremden ausgezeichneten und deshalb hoch im Preise stehenden Vaterthiere angekauft werden müssen; sie ist ferner schwerer ausführbar als die Inzucht, weil der, welcher die Kreuzung ausführt, ausreichende physiologische Kenntnisse und Erfahrungen haben muß, wenn die Kreuzung wirklich zum vorgesteckten Ziele führen soll. Deshalb ist die Kreuzung auch weniger Sache des kleinen Züchters, indem es diesem zu solcher Art der Thierveredlung einerseits an den nöthigen Mitteln, andererseits aber oft an der erforderlichen Intelligenz mangelt.

Nach dieser allgemeinen Erörterung über Inzucht und Kreuzung wenden wir uns noch in Kürze zu den speciellen Züchtungsmethoden bei den verschiedenen Hausthierarten.

Was zuvörderst das Pferd anlangt, so ist, je ähnlicher die Eigenschaften der zu paarenden männlichen und weiblichen Individuen sind, desto sicherer auch auf ein ihnen gleiches Product zu rechnen. Daraus folgt von selbst, daß durch die fernere Paarung solcher Thiere, die sich infolge der Vererbung ihrer Eigenschaften am ähnlichsten sind, also auf dem Wege der Inzucht, die vorhandenen Eigenschaften am sichersten dauernd erhalten werden können. Die Scheu vor Verwandtschaftspaarung ist, wie schon oben erwähnt, bei den Thieren nicht begründet; sie ist nur abgeleitet von den menschlichen Verhältnissen, wo moralische Rücksichten die Verbindung unter nahen Verwandten verbieten, und unterstützt worden durch die schlechten Erfolge unvorsichtiger Paarung an sich schwächlicher oder fehlerhafter Thiere, deren Mängel sich natürlich verdoppeln mußten. Durch Kreuzung kann zwar ein Product erzielt werden, welches der beabsichtigten Eigenschaftsmischung im Mittel entspricht, die Zahl der möglichen Fälle ist aber größer, in denen die gewünschte Vermittelung nicht eintritt, vielmehr gerade schlechte Eigenschaften vorwaltend bleiben. Noch gewisser aber ist die unsichere weitere Vererbung des aus nicht homogener Paarung hervorgegangenen inconstanten Products. Der Begriff einer Rasse liegt nicht in der Reinheit des Blutes

allein, sondern auch in dem Gleichbleiben derjenigen Formen und Eigenschaften, welche bestimmten Zwecken entsprechen. Findet dieses Gleichbleiben auf dem Wege der Vererbung durch mehrere Generationen ohne wesentliche Abweichung statt, dann erst ist eine Rasse als fest begründet und selbständig zu betrachten. Die Erhaltung einer solchen Rasse ist bei nur einiger Aufmerksamkeit und Verhütung von Abwegen nicht mehr schwierig. Es ist sogar ihre Verbesserung aus sich selbst unzweifelhaft zu gewärtigen, sobald nur immer die besten und vollkommensten Individuen zur Fortzucht verwendet werden, indem dadurch in der Masse der zu erwerbenden Eigenschaften, deren Durchschnitt die neuen Generationen repräsentiren, die guten Bestandtheile vermehrt, die mangelhaften vermindert werden. Für bestimmte verschiedene Züchtungszwecke, die den verschiedenen Gebrauchszwecken entsprechen, müssen auch ebenso viel bestimmte Rassen vorhanden sein und constant erhalten werden, es sei denn, daß man für gewisse Gebrauchszwecke erfahrungsmäßig durch Kreuzung entsprechende Producte erhält, die dann aber innerhalb der Rasse nicht weiter fortzuzüchten sind.

Bei dem Rind ist die Verbesserung durch Inzucht selbst bei ausgezeichneten Rassen nothwendig, und es dürfen deshalb alle zu einer Ausartung sich hinneigenden Individuen zur Paarung nicht aufgestellt werden. Die Kreuzung oder das Paaren mit bessern Thieren muß so lange fortgesetzt werden, bis die Nachzucht in den gewünschten Eigenschaften constant geworden ist; dies wird um so nothwendiger, je schlechter das einheimische Vieh ist. Die Vollendung dieser Veredlung besteht dann darin, daß das vorhandene, bereits durch sich selbst möglichst verbesserte, durch immer bessere oder edlere Bullen veredelte Rindvieh zuletzt mit Originalstieren derjenigen Rasse oder desjenigen Stammes gepaart wird, welche die vollkommensten Eigenschaften zur Erfüllung der ökonomischen Aufgabe besitzen und diese auch auf die Nachzucht bleibend vererben. Es ist aber nicht genügend, eine Kreuzung mit edeln Bullen vorzunehmen, da diese auf die Nachzucht nur die Anlage zum Besserwerden vererben, nicht aber das Vermögen, unter allen Verhältnissen zu gleicher Vorzüglichkeit zu gelangen, sondern die beabsichtigte Veredlung muß auch durch hinreichendes und zuträgliches Futter unterstützt werden. Erst dann kann die Veredlung durch Kreuzung oder die Paarung besserer und edlerer fremder Bullen mit den einheimischen minder vorzüglichen Kühen mit sicherm Erfolg und Vortheil geschehen. Bei der Auswahl der Zuchtstiere zur Veredlung der Nachzucht hat man außer dem Nutzungszweck noch Rücksicht zu nehmen auf die Abkunft und das Vererbungsvermögen. In Beziehung auf die Abkunft sind diejenigen Bullen die besten, welche Rassethiere sind, bei welchen die eigenthümlichen Vorzüge mit der Natur des Thieres innigst verbunden sind und um so sicherer auf die Nachzucht vererbt werden. Solche Rassestiere werden in allen jenen Gegenden und Wirthschaften, wo der Viehstand schon in einem gewissen Grade veredlungsfähig ist, mit gutem Erfolg gebraucht; wo aber diese Fähigkeit wegen Mangel an guter Haltung noch nicht begründet ist, da wird auch der Veredlungszweck wenig erreicht, und die angeerbten guten Eigenschaften gehen bald wieder verloren.

Das Schaf kann nach Elsner verbessert werden erstens dadurch, daß man durch Einmischung fremden Blutes den innern Organismus dahin zu bringen sucht, daß die Haut der Thiere eine Beschaffenheit erlangt, bei welcher sie die Wolle in Menge und Güte so hervorbringt, wie es der Züchter wünscht, und zweitens dadurch, daß man diesen Organismus in ungestörter Ordnung zu erhalten sucht. Man erreicht diesen Zweck durch aufmerksam und consequent fortgesetzte Veredlung. Jede Kreuzung hat den eigentlichen und letzten Zweck, die Wolle nach Menge und Güte auf den höchsten Punkt zu bringen. Um dieses zu bewirken, muß vor allem die Haut, auf welcher die Wolle wächst, in dem Zustande sein, daß sie sich ganz für den beabsichtigten Zweck eignet. Durch Paarung mit Widdern aus fremden Heerden erreicht der rationelle Schafzüchter seinen Zweck auf doppelte Art: er bringt den Organismus der Nachzucht seiner Schafe dahin, daß sie eine andere Natur, nämlich die des Widders annehmen, die sich dann auf die Haut und die darauf wachsende Wolle überträgt. Hat er dieses erreicht, so tritt der zweite Status ein: er sucht sie nämlich in der erreichten Beschaffenheit zu erhalten und fortzusetzen, unterstützt deshalb die neu eingepflanzte Natur auf alle Weise durch kluge und umsichtige Paarung, wozu er sich, wenn er hoch genug gestiegen ist, der selbsterzogenen (Veredlung durch Inzucht), wenn er aber diesen noch nicht ganz traut, der fremden Zuchtthiere (Veredlung durch Kreuzung) bedient. Während bis in die neueste Zeit die Zwecke der Schafzüchter nur auf Erzeugung von viel und in ihrer Art guter Wolle gerichtet war, gelangt man gegenwärtig immermehr zu der Ansicht, daß man über der Wollerzeugung nicht die Fleischerzeugung hintansetzen dürfe; und so kommt es denn, daß man jetzt schon mehrfach Woll- und Fleischthiere gleichzeitig züchtet, was natürlich nur mittels Kreuzung geschehen kann. Am besten

hat es sich bewährt, die inländischen Merinos mit den viel Fleisch und gleichzeitig auch viel, aber weniger edle Wolle liefernden Southdownschafen zu kreuzen. Die Wolle der Merinos wird zwar durch solche Paarung in ihrer Feinheit herabgedrückt und länger, aber dafür liefern die Thiere mehr Wolle und, was die Hauptsache in unserer fleischarmen und fleischtheuern Zeit ist — viel saftiges Fleisch.

Bei dem Schweine spielt die Kreuzung eine große Rolle. Man kann durch dieselbe, wie dieses das Beispiel Englands und in neuester Zeit auch Deutschlands lehrt, eine große Menge Unterrassen erzeugen, und auf diesem Wege zu einem Schweinestamme gelangen, der alle gewünschten Eigenschaften in sich vereinigt. In Deutschland hat man in neuester Zeit viel mit englischen Vollblutebern gekreuzt und sehr gute Resultate hinsichtlich der Mehrproduction an Fleisch und Fett erzielt. Wo aber gekreuzt wird, da dürfen die Producte der Kreuzung nicht durch Inzucht fortgepflanzt werden, sondern man muß immer wieder von neuem kreuzen. Überhaupt muß man die Schweine nicht in zu naher Blutsverwandtschaft paaren, weil eine solche Paarung die Mutterthiere unfruchtbar macht.

Der Hund soll nur in sich und unter sich in derselben Art und Rasse fortgepaart und fortgezüchtet werden, weil man nur so reine Hunde Einer Art und Rasse erhält. Die Producte zweier gemischter Arten geben keine Zucht, die einem bestimmten Zwecke entspricht. Nur dann empfiehlt sich die Kreuzung mit verschiedenen Rassen einer Art, wenn man dem Bedürfnisse nach gewisse Zwecke erreichen will. Man paart z. B. glatthaarige Hühnerhunde mit flockhaarigen, um die Eigenschaften beider in den Nachkommen zu vereinigen: gleichzeitigen Gebrauch zur Land- und Wasserjagd. Solche Nuancirungen müssen dann aber in sich bis zur Selbständigkeit fortgezüchtet werden, wenn die Nachkommen eine Rasse bilden sollen, und diese Selbständigkeit darf sich nicht blos auf äußere Formen und Eigenthümlichkeiten, sondern sie muß sich selbst auf die reine Farbe der Haare erstrecken. Als Regel gilt daher, Hunde von einer Art, einer Rasse, gleichen Formen und Eigenschaften und gleicher Haarfarbe unter sich zu paaren, wenn man den Stamm sicher erhalten, dagegen zwei Rassen einer Art miteinander zu paaren, wenn man besondere Eigenschaften oder Formen erzeugen will.

Das Federvieh wird zwar in der Regel in sich selbst fortgezüchtet, sehr wünschenswerth wäre es aber, wenn bei demselben, und namentlich bei dem Huhn, die Kreuzung angewendet würde, um aus der Federviehzucht einen größern Nutzen zu ziehen. Die Kreuzung verfolgt hier hauptsächlich den Zweck, mehr und besseres Fleisch zu erzeugen.

Außer dem bereits genannten Werke von Weckherlin führen wir schließlich für diejenigen, welche sich für den hier abgehandelten Gegenstand besonders interessiren, noch einige der bedeutendsten deutschen Schriften über Thierveredlung an: Schmalz, „Thierveredlungskunde" (mit 17 Tafeln; Königsberg 1832); desselben „Neue Ansichten und Erfahrungen über Rassebildung" (Königsberg 1848); Pabst, „Die landwirthschaftliche Hausthierzucht" (vierte Auflage, Darmstadt 1854).

Die Vertheidigungsmittel Englands

gegen eine französische Invasion.*)

Alle politischen Köpfe sind darüber einig, daß des Bonapartismus nächstes Ziel England ist, daß es zum Kriege zwischen den beiden „ewigen Alliirten" kommen wird und muß, daß Abukir und Trafalgar, Waterloo und St.-Helena zugleich gerächt werden sollen. Die thatsächlichen oder vielmehr die gelegentlichen Ursachen dieses großen Conflicts wimmeln: von Marokko bis China und von Italien bis Suez liegen die Pulvertonnen umher, auf die nur der Funke zu fallen braucht. Aber die Stimmungen in der Presse sind fast noch bedenklicher als die Thatbestände.

Die bezahlten und inspirirten Blätter in Frankreich arbeiten seit Villafranca auf Misverständnisse und Hader mit England hin. Ja, der freiwillige Chauvinismus überbietet den geworbenen an Heftigkeit. Das „Journal des Débats" wirft sich zum Anglomastir auf; und Hr. Louis Jourdan vom „Siècle" schreibt eine eigene Broschüre wider den seemächtigen Nach-

*) Wir bemerken, daß dieser Artikel Ende November 1859 niedergeschrieben wurde. D. Red.

bar; man findet kaum noch ein einziges Journal, „La Presse" nämlich, das solchem Tone zu opponiren wagt. Die „Débats", deren Verhalten vielen unbegreiflich erscheint, finden in dem Wachsthum der französischen Marine und in der protzigen Stellung des zweiten Empire die wahre Fortsetzung der Tendenzen des Herzogs von Joinville. „Siècle" aber ist der Repräsentant des allgemeinen Stimmrechts, der den italienischen Krieg zur Popularität brachte, und der zur Noth der Arbeiter- und Kleinbürgerwelt demonstriren wird: ein Krieg wider England werde im Interesse der „Gleichheit" und der „Demokratie" geführt.

Hr. Michel Chevalier, der bekannte Ökonom, findet die Stimmung der „Débats" so bedenklich, daß er diesem seinen Organ einen längern Brief schreibt, der bei einem so timiden Mann ein Act des Muthes genannt werden muß. Chevalier nennt nämlich die englische Seeherrschaft das Interesse an der „Sicherheit der Meere" und behauptet, ein Handel wie der englische sei ganz undenkbar ohne die absolute „Sicherheit der Meere". England habe einen Export von 3 Milliarden Fr. und beziehe 25—30 Mill. Hektoliter Nahrungsstoffe vom Auslande. Seine physische Existenz hänge also an seiner Seemacht. Und sobald England glauben müsse, es drohe seiner Existenz als aus- und einführender Macht Gefahr, so werde es sich zu einem „Coup" aufmachen, der erschütternd aber entscheidend wirken werde. Chevalier warnt also gewissermaßen seine Landsleute, den Leoparden nicht zu wecken; aber in seiner Warnung liegt gerade der stärkste Beweis für die französischen Absichten.

Von englischer Seite sind die Geständnisse nicht minder merkwürdig. Abgesehen von der ganzen Haltung der unabhängigen Presse Londons, der „Times" im Namen der City, der „Daily-News" im Namen Lord John Russell's, des „Morning Herald" im Namen der Tories, ist insbesondere ein Artikel des officiösen „Observer" schwer ins Gewicht gefallen. Dieses Blatt erklärt nämlich geradezu: Ludwig Napoleon Bonaparte treibe auf einen Krieg mit England, er führe die Erniedrigung Englands zu einer Macht zweiten Ranges im Schilde; seine Agenten heizten die französische Volksstimmung, riefen Waterloo und St.-Helena an, schleppten alle Misverständnisse zwischen den beiden Ländern seit 1854 auf die Tagesordnung, vom Krimkriege an bis zum spanischen Kriege wider Marokko und bis zum Verbote des Sultans wider den Kanal von Suez. Nur in einem irre sich die französische Politik: die Landung auf der englischen Küste, die Besetzung Londons, die Plünderung der Bank von England — so bedeutend dies auch einem Zuaven vorkommen möge — werde nicht so ohne weiteres von statten gehen. Dafür sei gesorgt!

Die Stimmung in ganz Europa oscillirt so ausschließlich um das Verhältniß zwischen Frankreich und England herum, daß man die Zusammenkunft zwischen dem Prinz-Regenten von Preußen und dem russischen Zaren nur darauf angesehen hat. Bildet sich eine Coalition wider die nächste Anmaßung des Empire, oder soll Preußen im französischen Interesse neutralisirt werden?

Angesichts einer so drohenden politischen Sachlage rückt vor allen Stücken die militärische Frage in den Vordergrund: Wie verhalten sich die Streitkräfte Frankreichs zu denen Englands? und ganz im besondern: Kann Frankreich hoffen, England mit Erfolg anzugreifen — welche Defensivmittel besitzt das Inselkönigreich? Wir werden diese Fragen nach den neuesten Documenten, gestützt auf die besten Autoritäten, zu beantworten suchen, und unserer Neigung und Vorliebe dabei strenge Fesseln der Objectivität anlegen.

Der Grundfehler des englischen Volks als Nation ist seine Sorglosigkeit, von der man nicht sagen kann, ob sie die Mutter oder die Tochter seiner unglaublichen Unwissenheit über fremde Länder und Staaten ist. Besonders seit 1815, wo der englischen Zähigkeit und Entschlossenheit allerdings die größten Thaten gerathen waren, hat sich das Land in stereotype Bravaden eingehüllt, die im Grunde genommen ebenso viele Vorurtheile, d. h. ebenso viele Gefahren sind. „Rule Britannia!" hieß das Zauberwort, mit dem man alle bösen Geister unfehlbar zu verscheuchen glaubte. „Our wooden walls" — unsere hölzernen Mauern — damit wähnte man jeden Feind in Respect zu erhalten, ja die Drohung selbst abzuwehren. Die großen Militärs haben diese Renommage längst bedenklich gefunden, und wer die Wirkungen von Dampf und Schraube kennt, der findet sie geradezu albern.

Der Mann, der zuerst das englische Nationalvorurtheil beim Namen zu nennen wagte, und dabei wahrlich nicht zum ersten male seine ungeheuere Popularität aufs Spiel setzte, war der alte Herzog von Wellington. Im Jahre 1847 schrieb der Eiserne Herzog jenen historisch gewordenen Brief an seinen Freund und langjährigen Waffenbruder, den General Sir John Fox Burgoyne, in welchem wir lesen: „Sehr oft habe ich die ganze Küste untersucht und recognoscirt, von North-Foreland über Dover, Folkestone, Beachy-Head, Brighton, Arundel, bis nach Selsey-Hill bei Portsmouth, und ich erkläre, daß, ausgenommen unter dem unmittelbaren Feuer des Castells

von Dover, kein Platz auf der Küste ist, wo man nicht Infanterie landen könnte, welche Ebbe, welcher Wind und welches Wetter immer seien. Es gibt keinen Punkt, wo nicht ein so auf die Küste geworfenes Corps Infanterie auf fünf Meilen Entfernung höchstens, und durch Steigungen für die Infanterie passirbar, eine Straße ins Innere des Landes anträfe.

„Auf dieser Küstenausdehnung von North-Foreland bis Selsey-Hill befinden sich nicht weniger als sieben Häfen oder Flußmündungen, alle vertheidigungslos, deren sich ein Feind, der Infanterie auf die Küste gesetzt hätte, bemächtigen könnte, um seine Cavalerie und Artillerie jedes Kalibers auszuschiffen, sich dort mit Hülfe dieser Mittel zu etabliren und seine Verbindungen mit Frankreich offen zu halten.

„Der der Hauptstadt zunächstgelegene Küstenpunkt ist ohne Widerspruch die Küste von Sussex, östlich und westlich von Beachy-Head und bis nach Selsey-Hill. Nicht weniger als 12 Straßen führen von Brighton nach London, und die französische Armee müßte sich seit der Zeit, wo ich sie besser kannte, sehr geändert haben, wenn sie nicht 40 Generalstabsoffiziere zählte, die im Stande wären, den Marsch von 40000 Mann auf die Küste hin, ihre Einschiffung mit Pferden und Artillerie in den verschiedenen französischen Häfen, ihre Ausschiffung auf den bestimmten Küstenpunkten Englands, ferner die der Artillerie und Cavalerie in den bezeichneten Häfen oder Flußmündungen, endlich die Concentration der verschiedenen Colonnen zum Marsch von Etappe zu Etappe, nach London, zu ordnen und zu leiten.

„Ich gehe ganz auf Ihre Ansichten (Sir John Burgoyne's) ein, in Betreff der Gefahr unserer Lage, in Betreff der Größe des Streitobjects. Mich ergreift ganz besonders die Gewißheit einer Niederlage, wenn wir nicht rechtzeitig die nothwendigen Maßregeln zu unserer Vertheidigung ergreifen, mich ergreift die unauslöschliche Schmach eines solchen Unheils.

„Ohne alle andern Folgen dieses Unheils in Erwägung zu ziehen, als z. B. den Verlust der socialen und politischen Stellung dieses Landes unter den Nationen Europas, muß man darin das Preisgeben aller seiner Alliirten erblicken, die in Verbindung mit ihm oder mit seiner Hülfe erfolgreich für seine Ehre und sein Heil und für die Unabhängigkeit und Freiheit der Welt gekämpft haben. Wer hat jemals von den Alliirten eines Landes sprechen hören, das unfähig wäre, sich selbst zu vertheidigen!

„Ich bin bald 77 Jahre alt, das heißt ich nähere mich dem Ende einer ehrenhaft durchlaufenen Bahn. Ich hoffe, daß der Allmächtige mir den Schmerz ersparen wird, Zeuge einer Katastrophe zu sein, welcher vorzubeugen ich meine Zeitgenossen nicht zu bewegen vermochte, solange es noch Zeit war"....

England hörte nicht, es lachte über den ehernen Patrioten, es hing seine Caricatur an die wooden walls!

Präcedenzfälle dürfen in ihrer Wirklichkeit nicht überschätzt werden; und vor allem muß man sie richtig auffassen. Der erste Bonaparte bedrohte im Jahre 1803 England von Boulogne aus mit einer Landung. Er kam nicht — triumphiren die Engländer — folglich wird auch der zweite Bonaparte wol zu Hause bleiben! Für den Herzog von Wellington wäre das ein haarsträubender Schluß; er ist es nicht minder für seinen Correspondenten, den General Sir John Burgoyne, dessen Ansichten uns ganz neuerdings in authentischer Form vorgelegt werden.*)

Sir John, Generalinspector der Fortificationen seit 1845, der erste Militäringenieur des Landes, drückt sich über den Präcedenzfall folgendermaßen aus: „Damals fegte unsere Marine die See in allen Theilen der Welt, einzelne Fregatten oder kleinere Kreuzer insultirten täglich jeden Punkt der französischen Kanalküsten; und sogar unter diesen Umständen bewies ein scharfer Blick und strenge Erwägung der Gefahr das Risico, sich auf eine solche bestimmte maritime Überlegenheit zu verlassen; auch wurden deshalb keine Mittel vernachlässigt, um einen kräftigen Widerstand am Ufer selbst zu bereiten. Die Regierung ward ermächtigt, die reguläre Armee innerhalb des Vereinigten Königreichs auf mehr als 100000 Mann zu bringen; wir hatten eine Miliz von 80000 Mann auf den Beinen, die sehr ansehnliche Truppen bildete, und eine Macht von Freiwilligen oder levée en masse, die sich auf 300000 Mann belief, eingeschrieben, bewaffnet und mehr oder weniger wirksam organisirt.

„Dessenungeachtet bemerkt Alison in seiner «Geschichte der Französischen Revolution», daß es sich in der Folge gezeigt habe, wie nahe die Invasion daran war zu gelingen, und wie wenig die Engländer die Gefahr inne wurden, die ihnen wirklich drohte.

---

*) „The military opinions of general Sir John Fox Burgoyne. Collected and edited by Captain George Wrottesley" (London 1859). Die Vorrede ist datirt vom 7. Juni 1859.

„Obgleich mir der Widerstand nicht so problematisch erscheint, so war es doch lediglich die Gelegenheit, welche der französische Admiral (mir scheint unnöthigerweise) unserm Nelson gab, die Schlacht bei Trafalgar zu schlagen und zu gewinnen, welche den Angriff ablenkte.

„Macht und Mittel der Franzosen, die Sache wieder zu beginnen, sind dieselben wie 1803, wogegen unser organisirter Widerstand verschwunden ist. Was würde sich heute ereignen? Nach dem Urtheile unserer intelligentesten Seeoffiziere ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Franzosen in den ersten Monaten eines Kriegs eine absolute Überlegenheit zur See haben würden; der größte Advocat unserer Streitmittel könnte das nicht für unmöglich erklären. Sparsamkeit und Verkürzung des Budgets noch ein bischen weiter getrieben, noch etwas Aufreizung des Nationalgefühls in Frankreich, die Seemacht auszudehnen, und die Sache würde entscheidend; ganz abgesehen von dem Umstande, daß wir nie sicher sein können, auf irgendeinem Punkte eine beständige maritime Überlegenheit zu besitzen."

Sir John Burgoyne hatte im Jahre 1850 dasselbe Schicksal wie Lord Wellington im Jahre 1847, obgleich er schon derber auftrat und den wahren Krebsschaden der neuern englischen Politik, den Utilitarismus von Manchester, mit seiner scharfen Klinge nicht verschonte. „Es ist in England nicht selten", sagt der würdige General, „die Meinung eines bartlosen Touristen, eines anonymen Scribenten oder eines officiellen Repräsentanten der Cotonokratie von Manchester derjenigen der Männer von Fach und der ersten Militärautoritäten des Landes vorgezogen zu sehen. Handelt es sich um den Werth einer Kanone, so hört man eher auf den Metallgießer als auf den ausgezeichnetsten Artillerieoffizier. Erfahrung heißt «militärisches Vorurtheil und Bigoterie»; man beraubt diejenigen alles Ansehens, welche hohe Commandos führen, und man macht die Generale für Fehler verantwortlich, welche sie meist selbst signalisirt und durch nützliche Reformen abzustellen suchten, die man leider beständig gering schätzt."

Auch an fernern Warnungsstimmen hat es England nicht gefehlt. Sir Francis Head, als unterhaltender Belehrer mit Recht so bekannt, das Muster des Gentleman, mit dem sogar der Kaiser Napoleon fortfuhr zu correspondiren, veröffentlichte 1850 ein sehr ernstes Buch: „Defenceless state of Great-Britain", worin es gerade herausgesagt wurde, daß im Falle eines Kriegs zwischen Frankreich und England „das Volk jenes Landes den Willen, die Absicht und den entschiedenen Plan, obendrein die Macht habe, dieses Land anzufallen und sich Londons durch einen Handstreich zu bemächtigen, während es uns unter unserm jetzigen System durchaus unmöglich ist, einen wirksamen Widerstand zu leisten". Sir John Burgoyne, der das Buch in „Bentley's Miscellany" (December 1850) anzeigte, bemerkt im Geiste des Sir Francis: „Die Franzosen werden den Krieg mit einer entschiedenen Überlegenheit zur See (a decided naval superiority) beginnen, und können, wenn auch nicht für Jahre, wenigstens etliche Monate lang dieselbe im Kanal oder auf jedem andern Punkte der Erdkugel behaupten."

„Frazer's Magazine" sagte: „In übertriebenem Vertrauen auf unsere Übermacht zur See hat sich der größte Theil der Bewohner des Vereinigten Königreichs daran gewöhnt, über den Gedanken einer Invasion zu lächeln. Dennoch, und wie zahlreiche Chancen auch ein solches Project gegen sich habe, die competentesten Marineautoritäten Englands erklären, daß es vollkommen ausführbar sei (perfectly practicable)."

Admiral Charles Napier, dessen Bramarbasiren in der Ostsee vielleicht mehr Berechnung war, als man glaubt, und dessen Streit mit Sir James Graham in einer Katastrophe definitiv erledigt werden dürfte, erklärte 1850: „Die hölzernen Wälle werden England nicht retten, seit den Dampfschiffen und der Erbauung der schönen Rhede von Cherbourg — das wachsame Auge und der gehobene Arm der alten Nebenbuhlerin Englands. Der größte Theil unserer Streitkräfte zur See besteht aus sehr mangelhaften Schiffen, die allenthalben schlechter sind als die Fahrzeuge des Feindes." Der Admiral Bowles, Mitglied des Admiralitätsraths, war längst derselben Ansicht.

Trotz alledem haben die wooden walls bei der Majorität der Engländer vorgehalten, und diese Majorität lebt und stirbt darauf, daß wenn die französische Flotte 100000 Mann auf den Küsten des Kanals absetzen wollte, sie unfehlbar zerstreut und zerschmettert werden würde. England würde gar nicht dazu kommen, seinen „Hauptplatz" zu vertheidigen, sondern nur den „Graben", d. h. den Kanal, in welchem seine Flotte unbestreitbar die Übermacht habe.*)

Die selbstbewußtesten Engländer mit ihrem cry von den wooden walls geben zu, daß sie

*) Beobachtung des Kapitäns A. Brialmont auf einer jüngsten Reise nach England, im „Journal de l'armée belge" (1859), Bd. 17, zweite Lieferung, Nr. 98.

auf das Waffenglück nach der Landung der Franzosen Verzicht leisten. Ihre „unüberwindliche Flotte" soll ja die französische Landungsflotte „zerstreuen und zerschmettern". Ohne auf den berühmt gewordenen Artikel über die Stärke der beiden Marinen in „Unsere Zeit" zurückzukommen, in welchem nachgewiesen wurde, daß die französische Marine mindestens ebenso „unüberwindlich" ist als die englische, müssen wir Folgendes hervorheben.*)

Die „Unüberwindlichkeit" der englischen Flotte war eine Thatsache im Jahre 1815, nach den französischen Niederlagen, und als das Segel die Herrschaft führte. Damals bestand die französische Marine aus 69 größern und kleinern Fahrzeugen, während die englische zählte: 177 Linienschiffe, 238 Fregatten und 328 kleinere Fahrzeuge. Auch 1858 noch war die englische Flotte der französischen überlegen, wenn blos Segelschiffe in Betracht gezogen wurden. Die englische Flotte hatte nämlich 35 Linienschiffe, 70 Fregatten und 190 Flotillenschiffe; Frankreich dagegen nur 9 Linienschiffe und 28 Fregatten. Aber erstens hat England Stationen in allen Meeren zu versorgen und muß beständig einen großen Theil seiner „hölzernen Mauern" weit außer Landes halten, so z. B. im Jahre 1858 139 Schiffe in Commission und 21948 Matrosen oder Marinesoldaten. Als der italienische Krieg ausbrach, bestand die Kanalflotte aus 8 Linienschiffen, von denen 4 im Mittelmeere, und aus 2 Fregatten! Zweitens aber wird gegenwärtig die Stärke zur See nur noch nach Dampfern und Schraubendampfern berechnet, und in diesem Betracht lauten die verbürgtesten Nachrichten ganz anders.

Lord Derby ernannte am 1. Dec. 1858 ein Untersuchungscomité, das über den Zustand der beiden Marinen Bericht erstatten sollte, und dieses Comité kam zu folgendem Resultat: „England und Frankreich haben in diesem Augenblick ganz dieselbe Zahl von Dampflinienschiffen fertig; Frankreich hat 8 Dampffregatten mehr fertig als England. Wenn die jetzt im Bau begriffenen Schiffe zu Ende geführt sind, so hat England 10 Dampflinienschiffe mehr als Frankreich, und Frankreich 12 Dampffregatten mehr als England. Außerdem wird Frankreich haben 4 eisenbeschlagene Linienschiffe (vaisseaux blindés, mit Blendwerk versehen)." Ende des Jahres 1858 standen sich also die beiderseitigen Flotten in ihren Hauptkategorien gleich, ein Unterschied fand nur noch in den Kanonenbooten statt.

Das Comité rechnete aber ferner aus, daß 1861 in England fertig sein würden 43 Dampflinienschiffe, in Frankreich 44 (mit den eisenbeschlagenen); 1863 kann England haben 56, Frankreich mehr. Man weiß zudem aus einem Bericht des französischen Marineministers, daß Frankreich bis zum Jahre 1871 eine Dampfmarine von 150 Kriegsfahrzeugen, und außerdem 72 Dampftransportschiffe haben will. Funfzig dieser Transportschiffe sind gegenwärtig in Arbeit und die französischen Blätter haben es kein Hehl, daß jedes Transportschiff 3000 Mann oder ein Regiment aufnehmen soll, und zwar „für eine kurze Überfahrt". Es fehlt nur noch das Datum der Abfahrt.**)

England hat bisher immer auf seine Legionen von Jack tars oder Theerjacken gepocht; aber der Dampf rangirt den Matrosen mehr und mehr aus; die ungeheuern Mannschaften, die früher zur Leitung und Führung des Schiffes nothwendig waren, und die im Nothfalle mit ihren

*) Der Verfasser bezieht sich auf den Artikel „Die Marinen Englands und Frankreichs", mit dem der zweite Band dieses Werks beginnt. Der Autor der Parallele ist ein deutscher Seemann, welcher beide Flotten aus Erfahrung kennt, und gegen dessen Unparteilichkeit kein Zweifel besteht. Die „Times" brachte im December 1858 eine Übersetzung des Artikels, eine andere enthält die Schrift „The Navies of the World" (London 1859) von Hans Busk, die sich außerdem noch mit einer umständlichen Analysirung desselben beschäftigt. Verschiedene englische Blätter kritisirten den Artikel, bald zustimmend, bald abwehrend, je nach dem politischen Standpunkte. Die officiöse Presse Englands bemühte sich, den Nachweis zu liefern, daß der deutsche Autor den vollen Bestand der britischen Marine nicht genau gekannt habe. Angenommen, dies sei bis zu einem gewissen Grade der Fall gewesen, so ist doch durch den Nachweis in der Hauptsache nichts geändert worden. Es bleibt immer noch bestehen: 1) daß die französische Marine innerlich besser organisirt ist als die englische, und 2) daß sich beide Marinen rücksichtlich des Personals und Materials im ganzen die Wage halten. Einige Stimmen suchten den Eindruck des Artikels zu schwächen, indem sie kurzweg erklärten, er verfolge die Tendenz, die Macht Englands vor der Welt herabzusetzen, im Interesse Frankreichs. Wir haben es unter unserer Würde gehalten, uns gegen solche Unterstellung zu vertheidigen. Wer „Unsere Zeit" liest, weiß es wohl, daß wir nicht zur Unterstützung Napoleonischer Herrschaftsgelüste schreiben. Dagegen wollten wir durch jene Parallele darauf aufmerksam machen, welchen Gefahren das britische Volk und die europäische Welt mit ihm entgegengehen, wenn man in England fortfährt, auf die militärische Disciplinirung und Machtentfaltung des zweiten Kaiserreichs mit naiver Selbstgenügsamkeit herabzusehen. D. Red.

**) Über die Entwickelung und Bedeutung des Transportwesens in der französischen Kriegsmarine siehe den Artikel „Graf Bouet-Willaumez", S. 522 fg. dieses Bandes. D. Red.

kurzen Messern enterten oder ans Land stiegen, sie werden jetzt durch Maschinisten und durch Linientruppen ersetzt. Eingeschossene Kanoniere aus den Artillerieregimentern sind obendrein zuverlässiger als plötzlich gepreßte oder geworbene Matrosen. Das Dampfschiff ist eine Maschine, welche von Heizern besorgt wird; es ist eine Brücke, welche man auf den Landungsplatz zuschnellt. Das Meer ist das kräftigste Bindemittel geworden, das hat Fürst Menschikow im September 1854 erfahren. Auch das „United Service Journal" faßte die Sache richtig auf, als es erklärte: „We no longer live in an island in a military sense": Militärisch gesprochen, leben wir nicht mehr auf einer Insel!

Die Franzosen sind sich dieser Revolution in der Marine sehr wohl bewußt, und wie sie für alles rasch den fassendsten Ausdruck finden, davon zeigt wieder eine Correspondenz aus Toulon im „Messager du Midi": „Am 15. Nov. ist die erste kürassirte Fregatte unserer Marine vom Stapel gelassen worden. Bisjetzt hatten wir nur schwimmende Batterien, eine Art von Pontons, die ohne einen Remorqueur nicht vom Platz kommen konnten; während die neuen Fregatten mit ihrer Unverwundbarkeit zugleich alle Eigenschaften der größten Schnellfahrer verbinden. Man erwartet die Versuche mit großer Ungeduld; wenn sie gut ausfallen, so wird die alte Marine den Gnadenstoß empfangen haben. Man braucht an Bord dieser neuen Galeren nur ein Regiment Zuaven und ein paar Maschinisten einzuschiffen. Unsere Generation wird den letzten Matrosen gesehen haben."

Alle Marineoffiziere sind, im Bunde mit dem gesunden Verstande, darüber einverstanden, daß eine kleinere Marine, dafern sie aggressiv verfährt, selbst Vortheile vor einer größern hat; denn die größte Marine ist nicht so groß, daß sie auf allen angreifbaren Punkten der kleinern überlegen sein könnte. Mit welcher Sicherheit greift nun erst eine gleich starke Marine an, wie bequem geleitet sie ein funfzig Transportschiffe mit 150000 Mann Kerntruppen, um später die feindliche Flotte zu erwarten! Wie sicher lauert ein Theil dieser Flotte hinter den Dämmen von Cherbourg, um sich von dort auf denjenigen Punkt zu stürzen, wo man gerade das größte Unheil anzurichten im Stande ist!

Der Dampf widersteht der Hochflut und den Windstößen, dafern der Himmel nicht ein Wunder thut, und Sir John Burgoyne bemerkt ganz richtig, es sei nicht gut auf Wunder zu speculiren! Die Überfahrt von der französischen Küste nach der englischen, wie sie sich von Selsey-Hill nach North-Foreland erstreckt, wird in ein paar Stunden, im Zeitraume einer einzigen Nacht bewerkstelligt; es ist gar nicht einmal nöthig, daß die Engländer bis zur Ankunft der Franzosen etwas merken. Entwischte doch Napoleon mit seiner Segelflotte der englischen im Mittelmeere, als er auf dem Wege nach Ägypten war!

Hr. Louis Reybaud, einer von den Ökonomisten, Erwürger aller Socialisten und Biograph des edeln Jérôme Paturot, gab kürzlich auch sein Gutachten über die Invasion Englands ab, und zwar in der „Revue des deux mondes". Diesmal ist Reybaud Admiral und General und behauptet, die Befürchtungen der englischen Admirale und Generale „hielten keine ernste Prüfung aus", die Invasion sei ein „Unsinn". Der Sinn des Hrn. Reybaud besteht darin, daß er die Landungsflotte in Kampf gerathen läßt; „einige Schnellfahrer der feindlichen Flotte werden detachirt, nehmen unsere Schiffe eins nach dem andern, schießen sie zusammen, bohren sie in Grund — wie soll man dieser Zerstörung widerstehen? Unsere Kampfschiffe müßten zahlreicher sein als die feindlichen, und es hat immer das Gegentheil stattgefunden. Aber gehen wir noch weiter, die Landung ist vollbracht, unsere Armee formirt sich, wir haben festen Fuß gefaßt. Was fangen unsere Schiffe an? Sollen sie auf den Rheden liegen bleiben, neuen Angriffen und der Entfesselung der Winde preisgegeben? Oder ziehen sie sich zurück, und lassen die Armee ohne Verbindung mit dem Continent, sich selbst überlassen inmitten einer bewaffneten Bevölkerung, ohne die Gewißheit fernerer Hülfe?" Den Kampf zur See müssen die Franzosen freilich riskiren. Den Sieg der Engländer aber stützt Reybaud auf ein Factum, welches erwiesenermaßen falsch ist, nämlich auf die „Überlegenheit der englischen Marine" im Kanal! Die Beschäftigung der französischen Flotte nach vollbrachter Landung kennen der Herzog von Wellington und der General Burgoyne besser als Louis Reybaud: sie wird sich eines guten Hafens bemächtigen und den Kanal von zwei Ufern aus beherrschen!

Sir John Burgoyne sagt: „Es ist nicht nöthig, daß 100000 Mann auf einmal landen; eine viel geringere Zahl würde genügen, um Fuß zu fassen, und wenn das einmal erlangt wäre, wenn man Besitz von einem unserer kleinen Häfen genommen hätte, würden Verstärkungen folgen, so rasch als jedes einzelne Schiff auf eigene Faust sie hinüberführen könnte. Und zuletzt, wenn der Feind im Besitz beider Ufer wäre, könnte die Verbindung zwischen den beiden Ländern

nicht mehr abgeschnitten werden, wären wir selbst im Stande, die Überlegenheit zur See zu erlangen oder wieder an uns zu reißen."

Aber man kann ja die gelandete Armee ins Meer werfen und auf ihre Schiffe zurückschlagen! Freilich kann man das; so dachten auch die Trojaner, kurz zuvor ehe ihre Stadt geplündert wurde! So sahen auch die Russen auf der Krim die Sache an, und am allergemessensten Befehle hatte es der Zar Nikolaus nicht fehlen lassen. Nur muß auch einer dasein, der sich werfen läßt! Und die Schiffe im guten Hafen sind nicht mehr blos die Rettungsbrücke, sondern auch die Leiter, auf der stets neue Mannschaft, stets neue Zufuhr emporsteigt. Es sei denn, daß die englische Armee neben ihrer sprichwörtlichen Standhaftigkeit auch die zermalmende Überzahl für sich hätte. Was aber hat England den 150000 Franzosen entgegenzustellen?

„Wenn wir Irland und jeden Theil des Vereinigten Königreichs gänzlich ausziehen, so können wir wahrscheinlich nicht mehr als 50- oder 60000 Mann (und das durch alles mögliche Läppern, by dribblets) Truppen von jeder Waffengattung zusammenbringen und diese noch, so vortrefflich immer die Regulären sein mögen, sehr unvollkommen versehen mit manchen zu einer Campagne absolut nothwendigen Requisiten, ohne eine entsprechende Artillerie, organisirten Stab, Commissariat u. s. w." (Sir John Burgoyne.)

Man behauptet augenblicklich, es seien 100000 Mann Truppen im Vereinigten Königreich anwesend. Wir bezweifeln das für jetzt; aber brächte man es wirklich zu dieser Höhe, so wären 40000 Mann nicht zu viel zur Deckung von Irland, wo der „Abkömmling" der irischen Könige, Mac Mahon, leicht zur Unterstützung der „weltlichen Macht des Papstes" und zur „Befreiung einer Nationalität" eine Filiallandung bewerkstelligen möchte. Was wollen 60-, ja 80000 Engländer wider 150000 Franzosen machen, zumal sie sich gar nicht zum voraus concentriren und die Marschroute des Feindes nicht einmal erahnen können!

Das Zerstören der Eisenbahnen ist ein zweischneidiges Schwert, und Sir John Burgoyne sah von allen Schienenwegen ab, als er schrieb: „Wenn Frankreich im Kanal eine zeitweilige Obermacht erlangt, so würde London in weniger als 10 Tagen in die Hände des Feindes fallen." Wellington erklärte 1847: „Wenn die Anstrengungen der Flotte nicht ausreichen zu unserer Vertheidiguug, so stehe ich keine acht Tage lang für die Sicherheit Englands, sobald der Krieg erklärt ist."

Als entscheidende Reserve bringt das weniger selbstgewisse Engländerthum ins Feuer die „Hunderttausende von Freiwilligen", Büchsenschützen, levée en masse oder Landsturm. Bekanntlich gibt es in England seit dem italienischen Kriege neben allen den andern movements auch ein rifle-movement. Die Association zur Nationalvertheidigung hat sich soeben unter den höchsten Auspicien förmlich constituirt. Hr. Sidney Herbert präsidirt, Vicepräsidenten sind die Lords Palmerston und Derby. 300000 ist die Zahl der Freiwilligen, auf welche man rechnet. Was beweist das alles? Daß die Engländer Patriotismus besitzen, daß die Parteien beim Gedanken an die Gefahr des Vaterlandes verschwinden, endlich daß eine dauernde Eroberung Englands durch die Franzosen unmöglich sein würde. Denn was die Brauchbarkeit der Freiwilligen wider den ersten Anprall disciplinirter und wohlgeführter Scharen betrifft, so wird sich wol niemand der leisesten Täuschung hingeben. Sir John Burgoyne hatte an der Seite des Herzogs von Wellington die spanischen Guerrillas am Werke gesehen, und er bemerkt in Bezug auf die obschwebende Frage: „Was die Hunderttausende tapferer Briten betrifft, welche sich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes erheben sollen, wie das stolze Nationalgefühl behauptet, so würden sie vor dem zehnten Theile ihrer Zahl an französischen Soldaten wie Spreu vor dem Winde zerfliegen (fly like chaff before the wind), und es ist gar keine Herabwürdigung unserer Soldaten, das zu sagen; denn wir wissen aus Erfahrung, daß ein Corps unserer Soldaten, welches aus demselben Material besteht, jede beliebige Zahl Undisciplinirter vor sich hertreiben kann. Und dann, wie sollen diese Massen, so herbeigerufen, bewaffnet, equipirt oder auch nur in Bewegung gesetzt werden?"

Freiwillige, Guerrillas, sind ein aufständisches Volk, welches ein ihm aufgelegtes Joch abzuschütteln vermag, keineswegs aber im Stande ist, der Auflegung des Joches selbst vorzubeugen. Bonaparte will aber im Namen des gesunden Menschenverstandes England nicht erobern; er will zu London Contributionen ausschreiben, sich seine Kosten bezahlen lassen und dann wegen Gibraltars, wegen des Kanals von Suez, vielleicht wegen Irlands stipuliren. Dann zieht er wieder ab; geht es seinem Kopfe nach, so dauert der englische Feldzug noch kürzere Zeit als der italienische....

Die Demüthigung Englands, die Entweihung seines seit der Dänenzeit jungfräulichen

Bodens, die Zerstörung von soviel als möglich Schiffen, der im Lande selbst dictirte Frieden, vielleicht die Abtretung der Insel St.-Helena: das wäre der Triumph Ludwig Bonaparte's. Er hätte den Engländern doch gezeigt, daß man auf ihre Kreideküsten kommen kann, daß sie sich nicht gar zu patzig machen müssen, daß das Beste für sie ist, wenn sie dem Herrn und Meister in den Tuilerien hübsch in allen Dingen Folge leisten, gehorsamst nach seiner Pfeife tanzen und ihn die europäische Welt nach Belieben ordnen lassen. Nach der glücklich vollbrachten Landung einer französischen Armee wäre England nichts mehr im Rathe der Mächte, seine Staatsmänner müßten die Rolle aufgeben, welche sie sich nach den französischen Journalen „angemaßt" haben, und „die so schlecht zu dem wirklichen Machtbestande Großbritanniens paßt".

Dies alles fühlte der Generalinspector der britischen Befestigungen, als er schrieb: „Die gewöhnliche Antwort, wenn von der Invasion die Rede, lautet: «Laßt sie nur kommen, ich möchte sie gern sehen»; aber es fehlt auch der allergeringste Vernunftgrund für eine solche Bravade. Ich, im Gegentheil, möchte sehr nachdrücklich betonen: «Es sollte mir sehr leid thun, sie zu sehen.»"

Was denn aber thun? Wie kann sich England rüsten, besonders wenn die Gefahr längere Zeit, gleich einem Damoklesschwerte, über seinem Haupte hängen sollte? Das eben ist die große Frage, die um so größere Frage, je hartnäckiger sich die wooden walls benehmen dürften; denn wenn man sich vor wie nach auf die Flotte, selbst auf eine ideale Flotte verließe, so ständen wir für nichts. General Burgoyne verläßt sich nicht auf die Flotte, er schlägt vor: 1) Vermehrung der stehenden Armee in England selbst; 2) sofortige Anfertigung der nöthigen Equipirung; 3) Organisation der Miliz, sodaß sie im Kriegsfalle rasch versammelt und equipirt werden könne; 4) Befestigung der bedrohten Küstenpunkte.

Darin liegt die Wahrheit, aber sie ist noch sehr vag ausgedrückt. Verstärkung der Armee, bis zu welchem Punkte? Was muß die englische Armee sein, solange das zweite Empire dauert, einerlei welche augenblicklichen Aspecten die diplomatische Börse darbieten mag? Wir meinen, mindestens 100000 Mann als Kern der Vertheidigung. Die Miliz muß ferner, und sei es durch ein Ausnahmegesetz, vollkommen kriegspflichtig gemacht und für den Felddienst eingeübt werden. Sie muß ein erstes Landwehraufgebot sein, das man innerhalb vierzehn Tagen, auf eine augenblickliche Ordre hin, marschfertig bei den Fahnen haben kann. Die ganze Armee wäre sonach 200000 Mann stark.

Die Befestigung der Küstenpunkte kann nicht schaden, reicht aber nicht aus; denn alle Punkte von Portsmouth bis North-Foreland kann man nicht zuverlässig befestigen. Man thue, was man kann, um die Chancen der Landung zu vermindern und sein Augenmerk auf möglichst wenige Punkte zu beschränken. Es werden Landstriche genug übrig bleiben. Vor allen Stücken hat England keinen festen Knotenpunkt, der eine Belagerung aushielte und der durch diese Belagerung London deckte. Es müßte dies zugleich ein Punkt sein, den der vorrückende Feind nicht beiseite liegen lassen könnte, und der allen Truppen des Vereinigten Königreichs erlaubte, sich innerhalb vierzehn Tagen zu concentriren.

Und hier geben wir dem Kapitän Brialmont vom belgischen Generalstabe das Wort. *) England, sagt er, bedarf eines festen Platzes zur Concentration und zum Rückzuge. Nur durch den Zeitverlust, der einer Invasionsarmee vor einem solchen Platze erwächst, gewinnt die englische Flotte die Zeit, sich zu sammeln und der feindlichen Armee ihre Operationsbasis abzuschneiden. Portsmouth besitzt zwar ein gutes verschanztes Lager; aber die Fronte dieses Lagers ist nicht ausgedehnt genug, um die Blokade von seiten der Flotte auszuhalten. Ferner ist die strategische Position von Portsmouth nicht im Stande, den Feind vom Weitermarsche auf London abzuhalten. Folgendes, fährt der Befestiger von Antwerpen fort, wären unsere Vorschläge: 1) die Befestigungen von Chatam (unweit der Themsemündung) erweitern; 2) eine neue Festung zu Guildford anlegen, wo der Haupthöhenzug herstreicht, der die Grenze des südlichen Abhangs von England bildet; 3) einen großen Depotplatz mit weitem verschanzten Lager zu Croydon errichten, 10 Meilen von London. Dieser Platz befände sich hinter der Mitte der leicht zu vertheidigenden Hügelkette, die über Dover, Chatam, Guildford, Farnham u. s. w. streicht. Drei wichtige Ausgänge aus dieser Kette wären dann besetzt durch die Festungen Dover, Chatam, Guildford. Portsmouth wäre in diesem System ein avancirter Posten, der einen Angriff von rechts her deckte.

Die verwundbare Küste Englands liegt zwischen Deal und Portsmouth. Freilich könnte

*) „Situation militaire de la Grand-Bretagne", im „Journal de l'armée belge" (1859), Nr. 98.

man auch nördlich von der Themse landen, z. B. in der Grafschaft Essex, oder auf der Westküste Englands, im St.-Georgskanal; aber solche Landungen könnten nur zu Diversionen dienen, oder zur Erhebung von Contributionen auf dem Küstenstrich. Niemals wird es eine Transportflotte wagen, vor Dover, Portsmouth und Plymouth vorbeizufahren und den englischen Schiffen auf ihren Rheden die Flanke zu bieten; nie wird auch die französische Armee eine lange und schwer zu haltende Operationslinie nehmen, indem sie auf der westlichen oder östlichen Küste landete, die von ihren Häfen allzu weit entfernt sind.

Nichtsdestoweniger muß die zu Croydon concentrirte englische Armee sich ganz oder theilweise aufs linke Themseufer bewegen können, und deshalb muß ein erster Brückenkopf vor Gravesend im Fort Tilbury errichtet werden, ein zweiter Brückenkopf zu Woolwich, ein dritter zu Kingston. Die beiden erstern müßten so organisirt sein, daß sie durch ihre Werke zur Deckung der Themse gegen eine feindliche Flotte dienen könnten.

Croydon ist bereits durch das Eisenbahnnetz in Verbindung gesetzt mit den Häfen des Kanals, und diese Häfen stehen wieder unter sich in Verbindung. Auf welchem Punkte, zwischen Portland und North-Foreland, die Landung auch statthätte, die englische Armee könnte aus ihrer Centralposition nahe bei London sich beständig zur rechten Zeit gegen die Eindringlinge wenden, ihnen das Terrain Fuß für Fuß streitig machen, und sich alsdann in das verschanzte Lager zu Croydon zurückziehen. Von diesem Lager beschützt, hätte die englische Armee nichts von einer doppelten, ja dreifachen Macht zu befürchten, und solange sie ungeschlagen bliebe, könnte der Feind weder nach London marschiren, noch das Innere des Landes heimsuchen.

Diese Rathschläge einer belgischen Militärautorität wären in ihrem ganzen Umfange zu beherzigen, wenn wir heute 1851 statt 1859 schrieben. Aber ein fester Platz mit detachirten Forts extemporirt sich nicht so vom Abend auf den nächsten Morgen. Im allergünstigsten Falle gehören drei Jahre zur Ausführung. Das Fatum aber, welches sich der Napoleonide durch seinen Staatsstreich aufgeladen, und welches die französischen Unteroffiziere und die Zuaven repräsentiren, läßt ihm wol keine drei Jahre Zeit. England thäte nicht wohl daran, auf die Möglichkeit zu speculiren, daß auch diesmal das „Lager von Boulogne" zu östlichen Schlägen dienen könnte; es muß der directen Gefahr ins Auge blicken. Kann es keine Festung mehr zu Stande bringen, so muß es wenigstens das feste Lager sofort anlegen, mit starken Frontenforts, deren Feuer sich auf Zielschuß kreuzt; dahinter eine Reihe von Bastionen, bestimmt, sich an eine mögliche Ringmauer anzulehnen — kurz ein wohlpräparirtes Schlachtfeld oder vielmehr eine Reihe von Schlachtfeldern zur Auswahl, ein zehnfaches und zehnfach festeres Mont-St.-Jean, da ein Torres Vedras vielleicht nicht herzustellen sein wird. Die Wahl von Croydon ist nur zu billigen, die Lage ist vortrefflich, und Truppen wie Miliz haben alsdann von vornherein ein bestimmtes Rendezvous. Die Vertheilung der Streitkräfte bis zum entscheidenden Augenblicke gewinnt nur so Sinn und Verstand.

Wenn Kapitän Brialmont vom continentalen Standpunkte aus ganz kategorisch und plötzlich die Einführung der allgemeinen Conscription oder doch Wehrpflichtigkeit in England fordert, so machen wir dazu ein großes Fragezeichen; nicht nur wegen der Natur und Tradition des englischen Volkes selbst, sondern hauptsächlich wegen der Zeit, die eine solche totale Revolution erfordern würde, ehe an die Stelle des Alten etwas stichhaltiges Neues gesetzt sein könnte. Zu einem solchen Experiment ist offenbar jetzt keine Zeit vorhanden. Was uns noch zu thun scheint, deuteten wir oben an: strengere Kriegspflichtigkeit der Milizen. Ein weiterer Schritt ward bereits vom Herzog von Cambridge als oberstem Befehlshaber vollbracht: nämlich Reduction der Prügelstrafe auf ein Minimum. Alle Unbescholtenen, folglich alle Neueintretenden können künftig dieser Strafe nicht mehr ohne weiteres verfallen; sie müssen zuerst degradirt, d. h. in die Strafklasse versetzt werden. Auch hier ist die neunschwänzige Katze auf genau artikulirte entehrende Vergehen beschränkt, und die strengste Nothwendigkeit als Richtschnur vorgeschrieben. Wer ein Jahr lang tadellos in der Strafklasse aushält, avancirt wieder unter die Unbescholtenen. Diese einfache Disciplinarvorschrift ist ein großer Fortschritt: es wird fortan unbedenklich, den rothen Rock Ihrer Majestät anzuziehen, und das Ganze scheint uns schon auf die Milizen berechnet zu sein.

Was die zwangsweise „maritime Inscription" betrifft, welche Brialmont nach französischem Muster verlangt, und die bei einer so gewaltigen seefahrenden Nation auf die handgreiflichsten Unmöglichkeiten stoßen müßte: so ist auch in diesem Punkte bereits eine wichtige Ersatzmaßregel getroffen worden. Die Admiralität wirbt nämlich 30000 Matrosen an, die vorläufig nur zu 28 Tagen Dienst im Jahre verpflichtet sind, welche 28 Tage noch in vier Perioden getheilt wer-

den können. Sechs Pfund Sterling werden einstweilen auf den Mann bezahlt. Der Mann darf sich aber nicht über sechs Monate von den englischen Küsten entfernen. Nach achtjähriger Inscription zahlt der Staat 12 Pf. St. jährliche Pension.

Die Geworbenen sind selbstredend lauter fertige seamen, die ein Schiff vollkommen zu regieren verstehen; ihr Exercitium von 28 Tagen ist daher nur dem Artilleriedienst, der Handhabung des schweren Geschützes gewidmet. In dieser Weise wird den Klagen des Sir Francis Head und denen des Kapitäns Plunkett auf einen Schlag abgeholfen. Der erstere klagte, es gebe in England kein gütliches Mittel, im gegebenen Augenblicke die Mannschaft der Navy zu vervollständigen. Der letztere rief aus: „Wem sollen wir den Dienst der Feuerschlünde anvertrauen? Handelsmatrosen, die der Küsten- oder Kohlenschifferei durch die Presse abgenommen werden? Menschen, die niemals eine Kanone gesehen; Menschen, die sich die Arme abreißen lassen oder die Beine ihrer Kameraden zerschmettern würden, indem sie mit ihren Geschützen manövrirten!" Künftig wird man Matrosen haben, und auch solche, die nur dem Feinde Arme und Beine zerschlagen.

Die Sicherheit und Unabhängigkeit Englands ist nicht nur eine Frage des Patriotismus und des Ehrgefühls für die Bewohner jener Inseln; es ist eine Frage für Europa, ja eine Weltfrage. Wenn Großbritannien niedergeworfen wäre, wer stände noch aufrecht? Nach der beabsichtigten Demüthigung Englands ginge das Caudinische Joch über einen Welttheil! Der Continent von Europa, und namentlich die stammverwandten Germanen, von der Scheldemündung bis zur fernsten Ostsee, haben daher das Recht, sich um die Defensivmittel Englands zu bekümmern; sie haben die Pflicht, die Engländer aus ihrer Arglosigkeit und Selbstgewißheit aufzuschrecken, selbst auf die Gefahr hin, ihnen unangenehme Dinge zu sagen. Denn die Wahrheit hat allemal Dornen und Widerhaken.

England ist es sich selbst, es ist es Europa schuldig, sich als wehrhaften Eisbrecher wider die Thauflut des zweiten Empire hinzustellen, sein Gewissen rein zu halten vor der kommenden Geschichte, und das Glück seines riesigen Reichthums der Welt abzukaufen durch Opfer der Selbstvertheidigung. Es hat seit dem 2. Dec. 1851 schon Verschuldung genug auf sich geladen, es hat jetzt wohl Acht zu geben, daß es nicht, den Stein des verbrecherischen Leichtsinns am Halse, untersinkt in denselben Fluten, die es so lange stolz beherrscht hat. Wie Nelson vor der entscheidenden Seeschlacht ausrief: „Old-England expects that everybody will do his duty!" so ruft der europäische Continent jetzt dem Inselreiche zu: Europe expects that Old-England will do her duty!

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Stephenson** (Robert), der berühmte englische Ingenieur, Sohn des gleichberühmten George S., starb in London am 12. Oct. 1859 und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Er war zu Willington in Northumberland am 16. Dec. 1803 geboren. Sein Vater, der selbst ohne alle Schulbildung, seine glänzenden Erfolge allein seinem ausgezeichneten mechanischen Talente verdankte, legte sich die härtesten Entbehrungen auf, um dem Sohne eine gute Erziehung zu verschaffen. Der junge Robert besuchte die Schule in Long-Benton, dann eine Lehranstalt in Newcastle, wo er bald eine angeborene Neigung für wissenschaftliche Beschäftigungen und namentlich für Mechanik verrieth und Mitglied des dortigen literarisch-philosophischen Instituts wurde, dessen Bibliothek er zu seinen Studien benutzte. Bereits im Jahre 1818 mußte er jedoch die Schule verlassen, um bei dem Kohlenwerke Nicholas Wood's in Killingworth in die Lehre zu treten, wo er in den nächsten drei Jahren sich praktisch mit allen Zweigen des Grubenbetriebs vertraut machte und in seinen Freistunden gemeinschaftlich mit dem Vater, der in demselben Meiler angestellt war, an der Vervollkommnung der Eisenbahnlocomotive arbeitete. Unterdessen hatten sich die Umstände des ältern S. verbessert und Robert konnte 1820 auf ein halbes Jahr die Universität Edinburg beziehen, wo er die Vorlesungen Hope's über Chemie, Leslie's über Physik und Jameson's über Geologie und Mineralogie hörte und den Preis in der Mathematik davontrug. Im Jahre 1822 trat er als Lehrling bei seinem Vater ein, der es schon so weit gebracht hatte, eine eigene Locomotivenfabrik in Newcastle anlegen zu können; nach zwei Jahren angestrengter Arbeit mußte er indessen dieser Beschäftigung entsagen, um seine leidende Gesundheit durch eine Reise nach Südamerika wiederherzustellen, die er zur Untersuchung der dortigen Gold- und Silberbergwerke unternahm. Nachdem er dort die Silberminengesellschaft von Columbia ins Leben gerufen, kehrte er im December 1827 nach England zurück, wo er zu rechter Zeit eintraf, um seinem Vater bei dem Baue der ersten größern Eisenbahn von

Manchester nach Liverpool behülflich zu sein. Zugleich übernahm er die Leitung der Locomotivenfabrik und zwar mit solchem Erfolge, daß ihm der für die beste Locomotive ausgestellte Preis von 500 Pf. St. zuerkannt wurde — eine Ehre, die er jedoch nicht für sich, sondern für seinen Vater und dessen Gehilfen Booth in Anspruch nahm, dem er die Idee des Multitubularkessels verdankte. Dieser Preislocomotive, die den Namen Rocket führte, folgte eine neue, The Planet, und die eigens für die amerikanischen Schienenwege bestimmte Bogie, die mit einigen Modificationen der Typus aller bis auf den heutigen Tag in beiden Welttheilen gebrauchten Dampfwagen geblieben sind. Von nun an widmete S. seine Kräfte hauptsächlich den großartigen Eisenbahn- und Brückenbauten, die unter seiner Leitung in England und im Auslande unternommen wurden. Zunächst ward er mit dem Bau der Zweigbahn von Warrington betraut, die jetzt einen Theil der Great-Junction-Railway zwischen Birmingham und Liverpool bildet. Größere Schöpfungen waren die London-Birmingham-Eisenbahn, die am 1. Juni 1834 begonnen und am 15. Sept. 1838 eröffnet wurde, die aus Holz und Eisen aufgeführte Überbrückung des Tyne bei Newcastle, der Viaduct über das Tweedthal bei Berwick und endlich die wundervolle Britanniaröhrenbrücke über die Menaistraße, die er in Verbindung mit Fairbairn, Hodgkinson und Clark zwischen den Jahren 1846 und 1850 zu Stande brachte, und die mit Recht als einer der glänzendsten Triumphe der Mechanik betrachtet wird. Unter seiner Aufsicht oder Mitwirkung wurden auch die Blackwall-, Norfolk- und Ailesbury-Eisenbahnen, und die Midland- und Eastern-Counties-Linien ausgeführt. Die von Brunel empfohlenen atmosphärischen Bahnen wurden von S. als unpraktisch verworfen, der auch in dem großen Kampfe der engen gegen die weitspurigen Gleise, welcher alle Ingenieure Englands in zwei Lager spaltete, Sieger blieb. Seine Autorität in Eisenbahnsachen stieg hierdurch noch höher; kaum an irgendeinem Punkte der Erde ward eine Bahn angelegt, bei der man ihn nicht zu Rathe gezogen hätte. Seine Betheiligung an den belgischen Bahnen belohnte der König 1844 mit dem Kreuze des Leopoldsordens; aus gleicher Rücksicht ward ihm 1846 das Großkreuz des norwegischen Olafsordens zu Theil. Er entwarf den Plan zu der Eisenbahn von Florenz nach Livorno, besuchte die Schweiz, um sein Urtheil über das für jenes Land am meisten geeignete Bahnsystem abzugeben, und leitete den Bau des Schienenwegs von Alexandrien nach Kairo, auf welcher Linie sich zwei Röhrenbrücken, über den Damiettearm des Nil und über den großen Kanal bei Besket-al-Saba befinden, die sich von der Britanniabrücke dadurch unterscheiden, daß der Fahrweg nicht durch das Rohr, sondern über dem Rohre wegführt. Das herrlichste Denkmal seiner Thätigkeit wird aber vielleicht die von ihm entworfene riesenhafte Victoriabrücke über den St.-Lorenz in Canada bilden, deren Eröffnung Anfang 1860 stattfinden soll. Über seine Brückenbauten hat S. selbst in einem Artikel der „Encyclopaedia Britannica" Bericht erstattet.

In seinem Privatcharakter genoß S. der höchsten Achtung. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen und jedes Jahr spendete er Tausende im geheimen zu milden Zwecken. Ohne eine Spur von Fachneid, hatte er selbst unter denjenigen seiner Collegen, deren Ansichten er bekämpfte, wie unter den Anhängern des Suezkanals, keinen persönlichen Feind. Weniger genial als sein großer Nebenbuhler Brunel, den er nur einige Wochen überlebte, war er doch gediegener in seinen Entwürfen, die daher auch alle von dem vollständigsten Erfolge gekrönt wurden. Trotz seiner überhäuften Beschäftigungen nahm er regen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten und an wissenschaftlichen Untersuchungen. In seinen politischen Grundsätzen der conservativen Partei gehörig, ward er von ihr 1847 zum Parlamentsmitgliede für Whitby in Yorkshire gewählt, welchen Ort er bis zu seinem Tode vertrat. Außerdem war er Mitglied der Royal Society und vieler anderer gelehrten und gemeinnützigen Vereine. Die ihm von der Königin Victoria angebotene Ritterwürde hat er abgelehnt. Er hinterließ ein auf 500000 Pf. St. geschätztes Vermögen, welches, da er kinderlos starb, auf Seitenverwandte überging.

Ulybyschew (Alexander Dmitriewitsch), bekannt als Kunstkritiker, wurde 1791 aus einer ursprünglich tatarischen Familie im Gouvernement Nishnij-Nowgorod geboren, studirte auf deutschen Hochschulen und trat dann beim russischen Ministerium des Auswärtigen in Dienst, aus welchem er 1831 mit dem Range eines Wirklichen Staatsraths den Abschied nahm. Von den Geschäften zurückgezogen und im Genusse eines unabhängigen Vermögens auf seinen Gütern lebend, widmete er sich jetzt ganz den musikalischen Studien, denen er von früher Jugend leidenschaftlich ergeben war. Namentlich war die deutsche Musik und als Vertreter derselben Mozart der Gegenstand seiner enthusiastischen Verehrung; viele Jahre hindurch beschäftigte er sich damit, die Materialien zu dem großen Werke über das Leben und die Tondichtungen seines Lieblings zu sammeln, welches er endlich unter dem Titel „Nouvelle biographie de Mozart, suivie d'un aperçu sur l'histoire générale de la musique et de l'analyse des principaux ouvrages de Mozart. Par A. Oulibicheff" (3 Bde., Moskau 1843) veröffentlichte. Diese Arbeit, die mit allgemeinem und gerechtem Beifall aufgenommen wurde, ist fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden (deutsch, Stuttgart 1847) und machte den Namen U.'s als genialen Kunstkritikers in den weitesten Kreisen bekannt. Weniger Anklang fand „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. Par A. Oulibicheff" (Leipzig 1857; deutsch von L. Bischoff unter dem Titel: „Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger. Von A. Ulibischeff", Leipzig 1859), ein Werk, das sich zwar durch eine Fülle von ebenso feinen als tiefsinnigen Bemerkungen auszeichnet, in dem sich jedoch die ausschließliche Vorliebe des Verfassers für Mozart allzu sehr auf Kosten seines großen Nachfolgers geltend macht. In russischer Sprache schrieb U. mehrere Aufsätze über Musik und Kunst für die „Nordische Biene" und andere Zeitschriften. Eine Schrift über die politischen und socialen Verhältnisse seines Vaterlandes, die den Stempel eines aufgeklärten Patriotismus trägt, ist bisher Censurschwierigkeiten halber noch nicht im Druck erschienen. U. starb zu Nishnij-Nowgorod am 24 Jan. (5. Febr.) 1858.

Die französische Armee,

ihre Organisation und ihr Geist.*)

Das französische Volk ist seit 1789 auf der Jagd nach dem „höchsten Gute", und niemals, solange die Weltgeschichte rollt, hat man ein gleich idealistisches Treiben und Drängen erblickt. Seit die feudale Welt eines ganzen Jahrtausends zuerst durch die Literatur der Aufklärung, dann durch Männer der That wie Mirabeau, endlich durch die Henker der Vergangenheit, Danton und Robespierre, zu Stück und Scherben geschlagen war, galt es den heiligen Gral der Zukunft zu suchen und eine neue bessere Welt an die Stelle der Trümmer zu setzen. Und zwar auf einmal, und zwar sofort! Burke hatte gut die Entwickelung der Tradition predigen, scharfsinnig und beredt darthun, wie die Franzosen hübsch ihren Adel hätten behalten, ein Unterhaus daneben pflanzen, das Königthum als Garantie der Freiheit anschonen sollen. Der lebhafte französische Geist, an der Kluft zwischen zwei Welten stehend, lachte über solche Fossilienphilosophie. Das Goldene Zeitalter liegt ganz in der Zukunft, kein Atom davon birgt die Vergangenheit! rief er aus. Also vorwärts und immer vorwärts!

Daß die Nation auf solcher Ikarusbahn Gefahr laufen, öfter und gefährlicher als andere politische Faunen zu Falle kommen mußte, liegt in der Natur der Sache. Wer viel geliebt hat, dem muß viel verziehen werden, und die Franzosen lieben leidenschaftlich das Ideal. Gar oft haben sie seitdem in verkehrter Richtung gezeigt, wessen sie fähig sind; ihre Verirrungen selbst legen Zeugniß ab von der Größe ihrer Anlagen. Ein Knabe, der mit herculischer Anstrengung einen edeln Obstbaum bis auf die Wurzeln ausgräbt, wird von dem Haushalter ob dieser Leistung nicht besonders gelobt werden; aber das Auge des Pädagogen wird schon herausmerken, welche Energie und Anstelligkeit in dem jungen Blute steckt. Vielleicht lächelt der Genius der Geschichte gerade so zu den zerstörerischen Fähigkeiten der Franzosen, zu ihrer Schlag- und Eroberungscapacität.

Etwas Großes, Unerhörtes durch Einheit erreichen: das war das dunkle Ziel, dem man seit der großen Revolution nachtrachtete. Was dieses Große, des Schweißes der Edeln werth, sei, wie die Thätigkeit beschaffen sein müsse, welche für dieses Ziel eingesetzt zu werden verdiene: darüber schwankten die Ansichten und Meinungen bis auf den heutigen Tag; und als der Convent die allgemeine ideale Willfährigkeit zur Vertheidigung der Republik und des Vaterlandes mit Erfolg angewendet und disciplinirt hatte: da trat eine gänzliche Verwechselung von Mittel und Zweck ein, über welche die französische Masse noch bisjetzt nicht aufgeklärt ist. Ein militärisches Genie ersten Wuchses, einer der größten Feldherren der Welt, bemächtigte sich dieser Verwechselung und dieses Misverständnisses, erhob das Mittel vollständig zum Zweck, und machte die Franzosen eine halbe Generation lang glauben, sie seien blos zum Kriegen, Siegen und Erobern auf der Welt. Andere Völker mögen dies oder jenes thun, den Welthandel besorgen, die Ideologie verfolgen: Tu, Galle, memento subjicere gentes! Es war eine großartige Verirrung, die trotz aller Macht des Genies, trotz aller Bravour der Franzosen endlich scheitern mußte. Es entstand die zweite Völkerwanderung gegen Neurom, und die mittlerweile etwas civilisirten „Barbaren" campirten auf dem Forum und ließen Frankreich unter dem Joche hergehen.

Das gedemüthigte Frankreich warf sich unter verschiedenen Zuckungen auf eine andere Seite; es huldigte der bürgerlichen Freiheit und den socialen Ideen, 33 Jahre lang. In dem Augenblicke aber, wo es sich wie Ein Mann erhob, um die beste Gesellschaft zu erstürmen und das sociale Eldorado einzurichten, fühlte es sich auch schon unfähig zur Erreichung dieses Ideals, solcher Aufgabe zum andern male nicht gewachsen; ermattet sank es dem Erben der Kriegs-, Siegs-, und Eroberungstheorie in die Arme. Unter stechenden Gewissensbissen gestand es sich: Dazu wenigstens bist du reif, für die Möglichkeit dieses Régime spricht deine Erfahrung! Treiben wir es nur nicht wieder so toll wie das erste mal, kriegen wir in fest bestimmten Grenzen, siegen wir mit Anstand und Großmuth, erobern wir — womöglich nichts! Und um gleich das richtige Aushängeschild an der Thür anzubringen, und alles mit Einem Worte zu sagen:

*) Der Artikel gewährt eigentlich noch mehr als der Titel besagt: er enthält neben der Darstellung der französischen Armee eine vergleichende Charakteristik aller großen Armeen Europas. D. Red.

L'empire, c'est la paix! Die militärische Reorganisation Frankreichs soll niemand Furcht einflößen; die soldateske Centralisation ist ohne Gefahr für unsere Nachbarn, der Krieg wird friedlich geführt werden!

Auf diesem Doppelsinne beruht das gegenwärtige Frankreich; dieser Orakelspruch ist das Schicksalssymbol für ganz Europa, und bereits zwei Kriege haben die Großmächte des Welttheils an sich vorüberziehen lassen, ohne zur Einsicht und zum Entschlusse über das gegenwärtige französische Wesen zu gelangen. Die Napoleonische Armee wird immer kriegsgeübter und kriegstüchtiger, auch von Feldzug zu Feldzug stets kriegssüchtiger, und die europäische Welt lebt auf dem vertrautesten Fuße mit der Idee, daß nächstens die Reihe an England oder an Preußen, vielleicht an alle beide zugleich kommen müsse. Der Respect vor der französischen Armee ist in alle Schichten und Klassen gedrungen; man vergißt fast die Besorgniß ob der Bewunderung: der Glaube an die rein militärische Bestimmung Frankreichs hat Europa angekränkelt.

Was ist denn diese französische Armee, dieses furchtbare Kriegs- und Siegsinstrument, diese verkörperte Bestimmung des idealistischen Frankreich? Wie ist sie zusammengesetzt, und welcher Dämon sitzt im Innern des Gehäuses, um es so unwiderstehlich vorwärts zu treiben? Das verdient wol einmal zu Nutz und Frommen aller Nichtfranzosen erörtert zu werden.

Zahlen entscheiden, ist ein neuerdings sehr beliebt gewordenes Wort; besonders im Kriege, der doch ein Aufeinanderplatzen physischer Kräfte ist, scheint dieses Wort höchste Geltung haben zu müssen. Gerade hier aber könnte man mit unendlich größerm Rechte sagen: Zahlen täuschen. Was wüßte z. B. derjenige vom Ausgange eines Kriegs, der die europäischen Landarmeen, selbst nach den sorgfältigsten Statistiken, zu analysiren verstände? Vor dem Krimkriege hieß es von Rußland, seine große Operationsarmee umfasse 418166 Mann Infanterie, 99260 Mann Cavalerie, 31548 Mann Artillerie und Genie: Summa 550000 Mann mobiler Truppen. Daneben figurirte die Kaukasusarmee als „innere Armee“ mit 165383 Mann, und nach niedrigster Angabe mit 116000 Mann; dann gab es eine irreguläre Truppenmacht von 126200 Mann. Endlich „besondere Corps“, 96 angesiedelte Bataillone mit 108000 Mann. Summa Summarum zum mindesten eine Heeresmacht von 900000 Mann.*) Frhr. von Reden stellte einen Solletat von 1,512242 Mann auf, von denen jedoch nur 788988 Mann activ seien.**) Der russenfreundliche Hr. von Harthausen in seinem bekannten Werke schätzte die große „Operationsarmee“ sammt der Reserve in zwei Abtheilungen auf 699000 Mann nebst 1468 Geschützen; die „innere Armee“ sammt Specialcorps, auch activen Kosacken, auf 315000 Mann; die irregulären Truppen, d. h. die blos dienstpflichtigen Kosacken auf 129000 Mann; die Militärcolonien auf 82000 Mann: Summa 1,250000 Mann. Woher kam es denn, daß auf dem Kriegsschauplatz im letzten orientalischen Kriege nie mehr als höchstens 200000 Mann beisammen waren, daß in den Jahren 1854 und 1855 die furchtbaren Aushebungen in den östlichen und westlichen Gouvernements verordnet wurden, zweimal 9, zweimal 10, einmal resp. 12 und 10 Rekruten von je 1000 männlichen Seelen? Daß man sogar zur Bildung der „Reichswehr“ im ganzen Lande 13 Rekruten auf 1000 männliche Seelen preßte? Und angenommen, Rußland habe wirklich zu einer gegebenen Zeit eine volle Million Soldaten auf den Beinen gehabt: weiß man nicht, daß es in dem „lokalisirten“ Krimkriege 250000 Mann theils im Kampfe, theils im Lazareth, theils endlich auf dem Marsche eingebüßt hat, ein Viertel seiner Macht, und mehr als die Franzosen, Engländer, Türken und Sardinier zusammengenommen?! Wozu nützt nun die ungeheure Zahl von einer Million Krieger, wenn sie innerhalb zweier Jahre dreimal decimirt wird? Zweifelt ein Mensch daran, daß die Franzosen zur Noth allein mit den Russen und mit Sewastopol fertig geworden wären?

Frankreich hat nach Hrn. von Wickede***) auf vollem Kriegsfuße einen Solletat von 580000 Mann mit 82000 Cavaleriepferden und 1182 mobilen Geschützen. Gilt es nicht gerade einen Kampf mit einer Seemacht, so läßt sich Algerien mit 25—30000 Mann behaupten; 120000 Mann bleiben in den Depots, Festungen und größern Städten zurück; sodaß die französische Armee mit 400000 Mann und 80000 Cavaleriepferden ins Feld rücken kann. Bis die dortige Regierung auf ihre Reserve von ausgedienten Soldaten und zurückgestellten Rekruten, zusammen etwa 150000 Mann, zurückgreift, muß wahrhaft Noth an den Mann gehen.

*) S. Kolb, „Handbuch der vergleichenden Statistik“ (Zürich 1857).

**) S. Frhr. von Reden, „Rußlands Kraftelemente und Einflußmittel“ (Frankfurt a. M. 1854).

***) S. von Wickede, „Vergleichende Charakteristik der österreichischen, preußischen, englischen und französischen Landarmee“ (Stuttgart 1856), von uns mehrfach dankbar benutzt.

Eine halbe Million französischer Soldaten ist also sicherlich alles, was über die Landesgrenze gebracht werden kann: glaubt man, diese halbe Million habe die allergeringste Furcht vor der ganzen Million der russischen Armee?

Ein anderes Beispiel. Die beiden ersten Tabellen einer jüngst begonnenen Militärstatistik*) enthalten Österreich und Frankreich. Da der Verfasser sich auf die allerneuesten officiellen Documente stützt, so verdient er vor allen Glauben. Österreich hat danach 743783 Mann Soldaten und 139538 Pferde; Frankreich 595785 Soldaten und 144726 Pferde und Maulesel. Frankreich hat also 147998 Soldaten weniger als Österreich, und da die Maulesel nur zur Bagage vernutzt werden können, höchstens ebenso viele Cavaleriepferde, in Wahrheit sogar eine unbedeutendere Cavalerie. Frankreich hat 396 Schwadronen, Österreich 366 stärkere Schwadronen; Frankreich zählt 245 Batterien, Österreich allerdings nur 188, jedoch von acht, statt von sechs Kanonen wie bei den Franzosen. An Generalen besitzt Österreich 521, Frankreich 526; Stabsoffiziere sind in der französischen Armee 2068, in der österreichischen nur 1302; Subalternoffiziere zählt Frankreich 17088, Österreich 17198. Wo steckt nun, mit Ausnahme der Batterienzahl, der numerische Unterschied beider Armeen, die sich jüngst in den Ebenen des Po gemessen haben? Österreich hat mehr Mannschaft als Frankreich aufzuwenden, welches allerdings die Piemontesen und die italienischen Freicorps zur Aushülfe hatte. Dieser Succurs mag eine dritte Hauptschlacht zwischen Po und Mincio erspart haben — die Verdienste Garibaldi's dürfen gewiß nicht unterschätzt werden —: zweifelt aber jemand daran, daß die Franzosen zu einem zweiten Magenta oder Solferino, auch auf eigene Faust, fähig gewesen wären? Was bedeuten also die Zahlen in der Militärstatistik?

Die französische Armee soll auf dem Friedensfuße, wenn seit dem Empire noch von einem „Friedensfuße" gesprochen werden kann, 380000 Mann betragen; wenigstens mochten nach den provisorischen Verabschiedungen vom Juni 1856 etwa so viel unter den Fahnen bleiben. Die preußische Armee auf Friedensfuß zählt nach Hrn. von Wickede nur 122260 Mann, nach Kolb's „Statistik" 129117 Mann mit 30545 Pferden; von der Landwehr befinden sich alsdann nur bei den Stämmen 4123 Mann nebst 348 Pferden. Auf vollständigem Kriegsfuß wächst die preußische Armee an Linie und Landwehr ersten Aufgebots auf 395483 Mann, von denen 95975 in den Depots und Festungen zurückbleiben, 299481 ins Feld rücken können. Außerdem werden noch 129900 Mann zweiten Aufgebots namhaft gemacht, was die ganze Sollstärke der preußischen Armee auf 525338 Mann erhebt, von denen im Nothfalle 400000 ins Feld rücken könnten. Auf die früher Ausgedienten und die übergangenen Rekruten kann Preußen mindestens ebenso stark zurückgreifen wie Frankreich, ja nach Lage der Dinge viel stärker, da Preußen Frankreich schwerlich angreifen wird, mithin als der angegriffene Theil viel eher den Patriotismus seiner Bevölkerung in Anspruch nehmen dürfte. Alles in allem hat dennoch ein wohlarrondirtes Land von 36 Mill. Menschen größere Ressourcen für den Krieg als ein langgestreckter Länderfaden von 18 Mill. Einwohnern, also nur der Hälfte der Bevölkerung. Ist das ein Grund für Preußen sich vor Frankreich zu fürchten, Unbilliges von der französischen Politik zu ertragen; oder ist nicht jeder Preuße fest überzeugt, daß die preußische Armee nach etlichem Lehrgeld und verschiedenen bittern Erfahrungen mannhaft gegen die Franzosen stehen und ihre Kolben an den Zuavenschädeln erproben würde? Kein Mensch denkt daran, daß, selbst nach einem preußischen Magenta oder Solferino, Preußen seine Lombardei, d. h. die Rheinprovinz, dem Nachbar opfern würde! Zahlen thun es also wiederum nicht allein.

Hr. von Wickede rechnet aus, daß England mit Zuziehung aller Fremdenlegionen für einen auswärtigen Offensivkrieg nur ungefähr über 110000 Mann Infanterie aller Waffengattungen, ferner über 11000 Mann Reiterei, 300 Geschütze und etwa 2000 Mann Genietruppen verfügen könne. Obendrein müßten die Colonien noch von allen irgend entbehrlichen Truppen entblößt werden, und die Einerercirungen in den Depots rasch von statten gehen. Ganz selbstredend dürfte keine Rebellion der Seapoys dazwischentreten, ja nicht einmal der Aufgang nach Peking mit gewaffneter Hand zu erzwingen sein. Aber wo hat England je in Spanien und Portugal 120000 Mann englischer Truppen zur Disposition gehabt, gegen 300000 lorberbe-

*) „Tableaux de la composition des armées européennes sur le pied de guerre, dressés d'après les documents officiels les plus récents. I. L'Autriche. II. La France" (III. wird enthalten Sardinien oder Preußen; Brüssel, Gent und Leipzig 1859). Eine treffliche, fleißige Arbeit des Hrn. Vandesande, Kapitän im belgischen Generalstabe.

deckte französische Soldaten, von den tüchtigsten Marschällen geführt? Nicht einmal bei Waterloo hatte der Herzog von Wellington eine solche Zahl. General J. Burgoyne*) macht soeben das wenig trostreiche Geständniß, daß die gesammte Heeresstärke in Großbritannien und Irland, sämmtliche Truppen an den Küsten des Kanals concentrirt, nicht über 60000 Mann betragen würde; daß überdem die englische Kanalflotte bei den vielen Seestationen in allen fünf Erdtheilen unmöglich fortwährend auf einer Höhe erhalten werden könne, die im Stande wäre, eine französische Flottenlandung zu verhindern; daß mithin der Kanal zwischen Dover und Calais leicht ein vier bis sechs Wochen im Alleinbesitz der Franzosen sein dürfte. Man fragt tiefbetreten: wer und was denn in aller Welt die Eroberung Englands durch Frankreich hindern könne? 150000 Franzosen, denen der Kanal einen Monat lang zum Hinüberspazieren offen steht, werden doch 60000 Engländer, die sie nach Belieben angreifen können, zu schlagen verstehen; und die Hindernisse auf dem Wege von der Küste nach London müssen ja nach des alten Generals Ausdrucke „wie Spreu vor dem Winde verwehen"! Dennoch widersetzt sich die ganze geschichtliche Erfahrung, unsere gesammte Kenntniß vom Charakter der angelsächsischen Rasse, der Annahme von einer wirklichen Eroberung Englands durch die Franzosen. England verfügt, außer seiner zur Offensive disponibeln Armee, noch über eine Miliz von 80000 Mann Infanterie und 12000 Mann Cavalerie, welche freilich ihren Mangel an Gedrilltheit durch patriotischen Muth zu ersetzen hätten; ferner über 10000 Arbeiter in den Arsenalen und Werften der Regierung, zum Theil ausgediente Matrosen, noch immer von Zeit zu Zeit exercirt, vorzüglich brauchbar bei Küsten- und Positionsbatterien; sodann über 60000 Pensionirte der Flotte und des Landesheers, von denen zwei Drittel noch körperlich und geistig valid sind; endlich über die zahllosen neucreirten Riflemen, die sich gerade in Hinblick auf eine solche Eventualität gebildet und eingeschossen, auch bereits ihren Tyrtäus an den Dichter Alfred Tennyson gefunden haben.**) Die Franzosen würden also anstatt der 60000 Mann Sir J. Burgoyne's, einer Defensivstärke, welche nicht einmal an die belgische reicht (beiläufig 80000 Mann), etwas ganz anderes, zum großen Theil gar nicht Berechenbares, in England vorfinden. Und auch dieses furchtbare Etwas steht durchaus in keiner Militärstatistik. Ein zehnfach größeres Minus, als das Plus der Garibaldi'schen Revolutionirung der Lombardei war, würde sich für eine französische Invasionsarmee herausstellen.

Dringen wir ein wenig tiefer in die Zahlen der Militärstatistik ein; betrachten wir uns das Verhältniß der einzelnen Waffengattungen in derselben Armee wie in verschiedenen Armeen des Continents. Vielleicht liegt hier der Schlüssel zu etlichen Unbegreiflichkeiten. Frankreich und Preußen haben eine Garde, Österreich hat keine; aber die Garde in dem kaiserlichen Frankreich bedeutet etwas ganz anderes als in dem landwehrhaften Preußen. Die Garde als privilegirtes, höher gelohntes Corps wird so ziemlich von allen aufgeklärten Militärschriftstellern der Neuzeit verworfen, und wir sehen in der That nicht ab, was die jungen, bartlosen, hochgeschossenen Jünglinge der preußischen fünf Garderegimenter (vier zu drei Bataillonen, das Reserveregiment zu zwei) im ganzen 14028 Mann, im Kriege mehr ausrichten sollen als tüchtige Linienregimenter. Zu eigentlichen Strapazen dürften diese Leute, die meistens ein sehr rasches Wachsthum durchmachten, sicherlich weniger fähig sein als untersetzte Leute von Durchschnittstaille. Die vier Gardelandwehrregimenter mit ihren 12 Bataillonen sind bestimmt in den Tagen der Entscheidung mehr werth als die parallelen ständigen Truppen. Ganz anders verhält es sich mit der französischen Kaisergarde; diese ist der Ausschuß und die Blüte aller übrigen Regimenter, besteht nur aus gedienten Soldaten und hat in der Krim wie in Italien erfahren müssen, daß sie keineswegs bis zum Ende einer Affaire aufgespart wird, sondern ihre höhere Löhnung gehörig

*) „The military opinions of general Sir John Fox Burgoyne. Collected and edited by captain George Wrottesley" (London 1859).

**) Des sanften Tennyson „Riflemen-Lied" beginnt also:

There is a storm of thunder afar,
Storm in the south that darkens the day.

„Übt euch, ihr Schützen! Seid bereit dem Wetter zu trotzen! Bleibt nicht taub bei dem Wetter, das euch warnt! Laßt euch nicht verführen durch die Vorspiegelungen des Despoten! Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln? Wie kann ein Tyrann den Völkern die Freiheit bringen? Übt euch, Schützen, u. s. w. Beiseite jetzt mit der Reform des Parlaments! Gebt acht auf euere Stutzen und auf die Scheibe! Besser ein Faulflecken als eine verfaulte Flotte und eine Stadt in Flammen. Übt euch, Scharfschützen u. s. w. Schützen, seid bereit zu siegen oder zu sterben! Übt euch im Namen der Freiheit und der Königin! Wir haben freilich einen getreuen Alliirten, aber der Teufel weiß allein, was er im Schilde führt. Übt euch, Scharfschützen, seid bereit, dem Wetter zu trotzen!"

abverdienen muß. Bei dem vergeblichen Sturm auf den Malakow vom 18. Juni 1855 war die Garde im verzehrendsten Feuer. Die französische Garde ist weit eher ein politisches als ein militärisches Corps; sie ist von Anfang an für den persönlichen Schutz des Kaisers bestimmt gewesen, und man rechnete in Paris auf die Erhebung des Generals St.-Jean d'Angely zum Marschallat schon seit dem Abzuge aus Frankreich! Die französische Garde besteht aus Infanterie: sieben Regimenter, unter denen drei Grenadier- und vier Voltigeurregimenter sind (21455 Mann); ein Regiment Zuaven (1864 Mann), die bei Magenta so bedeutend litten; ein Bataillon Jäger zu Fuß (1317 Mann); aus Gensdarmerie: ein Regiment zu Fuß und eine Schwadron zu Pferde (2663 Mann); aus Cavalerie: zwei Kürassier-, ein Dragoner-, ein Guiden-, ein Jägerregiment (zusammen 7764 Mann); aus Artillerie: ein Regiment zu Fuß (2370 Mann), ein Regiment zu Pferde (1572 Mann); aus Genietruppen: eine Division (314 Mann) und der Mannschaft des Train: eine Schwadron und vier Compagnien (1102 Mann). Dieses vollständig ausgerüstete Armeecorps, das zur Noth einen Feldzug unternehmen, positiv eine ganze französische Provinz erobern und im Zaume halten könnte, zählt also 40421 Mann. Die Gensdarmerie, welche wir schon bei der Garde kennen lernten, besteht als besonderes Corps aus 75 Legionen zum Departementaldienst, einer Legion für Algerien, vier Colonialcompagnien, drei weitern Detachements außer Europa, der Garde von Paris und einer Compagnie Veteranen, im ganzen 23293 Mann, die zur Hälfte beritten sind, zur Noth viele Pferde an die Cavalerie, und vortreffliche Unteroffiziere an neuzubildende Compagnien abgeben können. Sechzehn oder mehr Elitencompagnien sind zum sofortigen Ausrücken ins Feld bestimmt, namentlich zur Sicherstellung der von der Armee besetzten Landestheile. Im orientalischen Kriege erfüllte diese Gensdarmerie ihre Bestimmung zu Konstantinopel, Varna und in der Krim. Besondere Fürsorge von seiten des Kaisers Napoleon III. hat auch dieses Corps an den Gewaltherrscher gefesselt, der also mit der Garde schon 64000 Mann Leibwache um sich geschart hat.

Österreich hat seit 1850 seine Gensdarmerie in allen Provinzen des Reichs reorganisirt und dieselbe mit Hinzuziehung der Militärpolizeiwachen auf 24932 Mann erhöht; doch wird der österreichischen Gensdarmerie der Vorwurf gemacht, daß sie aus zu jungen Leuten bestehe, die polizeilich nicht wohl zu verwenden seien; im Kriege aber mögen sie allerdings als Elitecorps vortrefflich dienen. Die preußische Gensdarmerie, rein zu Polizeizwecken bestimmt, übrigens nur etwa 2000 Mann stark und in acht Brigaden getheilt, ist wie die französische aus gedienten Unteroffizieren zusammengesetzt, hat jedoch mit dem Kriegsfuße nichts zu schaffen; die Armeegensdarmen sind wenig zahlreich und lediglich zum Dienste in den Hauptquartieren der Armeecorps bestimmt. Diese Truppe entspringt daher wie die Garde den innern Nothwendigkeiten und preßhaften Zuständen Frankreichs und Österreichs, im erstern Lande vielleicht auch den Eroberungsgelüsten.

Die französische Infanterie besteht aus 102 (Nr. 101 und 102 datiren vom 2. Mai 1859) Linienregimentern (300288 Mann), 20 Bataillonen Jäger zu Fuß (25760 Mann), 3 Regimentern Zuaven (9030 Mann), 3 Bataillonen leichter afrikanischer Infanterie (2916 Mann), 2 Fremdenlegionen (4002 Mann), 4 Regimentern algerischer Tirailleurs, Turcos (15739 Mann), 2 Compagnien Veteranenunteroffiziere (242 Mann), 3 Compagnien Veteranenfüsiliere (333 Mann) und 8 Strafcompagnien, 6 Füsilier- und 2 Pioniercompagnien (1042 Mann): im ganzen 359352 Mann, unter denen an leichter Infanterie (Jäger, Zuaven, leichte afrikanische Infanterie, Turcos) nicht weniger als 53445 Mann sich befinden. Österreich zählt 62 viel stärkere Regimenter Linieninfanterie, durchschnittlich zu 6886 Mann, (426932 Mann); 14 Regimenter Grenzer und das Titelbataillon (55460 Mann), das Regiment Tiroler Jäger (6966 Mann), 25 Bataillone Jäger (27375 Mann) und 13 Compagnien Stabsinfanterie (2843 Mann): zusammen 519576 Mann, unter denen an leichter Infanterie (Grenzer, Tiroler und andere Jäger) 89801 Mann, und blos an Jägern 34341 Mann sich befinden. Der Vorzug der leichten Infanterie in bedeutender Zahl ist demnach Frankreich und Österreich gemeinschaftlich. Preußen aber steht in diesem Betracht gewaltig zurück: es hat auf dem Friedensfuße nur 4308 Jäger, im Kriege mit Zuziehung aller Reserven und Landwehr doch nur 10000 Mann. Es ist wahr, daß sämmtliche Füsilierbataillone der preußischen Armee, 36 an der Zahl, wesentlich zu den leichten Truppen gezählt werden; auch haben alle Füsiliere Zündnadelgewehre und schießen so sicher wie die Jäger mit ihren Büchsen; aber die Mobilität zum Tirailliren geht ihnen denn doch wol ab, und zu kühnen Expeditionen gehört auch das Jägerhabit, fast dessen Farbe, ganz besonders der Geschwindschritt der leichten französischen Truppen. Preußen wird an seiner Garde oder doch an der Linieninfanterie Abzüge machen müssen,

um seine leichten Truppen rasch zu vermehren; die jüngste Erfahrung hat gezeigt, daß die heftigen Zusammenstöße geschlossener Colonnen an ihrer Wichtigkeit eingebüßt und daß Tirailleurzüge nebst Bajonnetfechten deren Stelle großentheils eingenommen haben. Warum hat Preußen nicht ein paar Regimenter Lützower als Gegengift wider die Zuaven? Die kleinen belgischen „Partisans" oder Jäger zu Fuß sind ein treffliches Corps, das vielleicht nach einiger Kriegsübung den berühmten Zuaven selbst zu schaffen machen könnte.

Die französische Cavalerie besteht aus Reserve-, Linien- und leichter Cavalerie; die Reserve begreift 2 Regimenter Carabiniers (2400 Mann) und 10 Regimenter Kürassiere (12000 Mann); die Liniencavalerie 12 Regimenter Dragoner (15120 Mann) und 8 Regimenter Lanciers oder Ulanen (10080 Mann); die leichte Cavalerie 12 Jägerregimenter (15840 Mann), 8 Husarenregimenter (10560 Mann) und 3 Regimenter Afrikanische Jäger (3960 Mann). Außerdem gehören zur Cavalerie 3 Spahisregimenter (4365 Mann) und 10 Compagnien Remontereiter (2800 Mann). Mit Einschluß der letztern zählt die französische Armee also 77125 berittene Soldaten, unter denen an leichter Reiterei (Jäger, Husaren, Afrikanische Jäger und Spahis) 34725 Mann sich befinden. Österreich hat an schwerer Cavalerie: 8 Dragoner- und 8 Kürassierregimenter (21712 Mann), daneben 10 Schwadronen Stabsdragoner (2070 Mann); an leichter Cavalerie 12 Husaren- und 12 Ulanenregimenter (49200 Mann); außerdem 14 Divisionen irregulärer Reiterei der Grenzer (3962 Mann): im ganzen 76944 Mann Reiterei, unter denen 53162 Mann leichte.

Frankreich ist bekanntlich nicht besonders beritten, seine Pferde sind fast durchschnittlich unansehnlich, mit Ausnahme der normannischen auch nicht groß; die Pflege und Wartung der Thiere ist des Stockfranzosen Sache nicht. Doch zeichnet sich die französische Cavalerie aus durch Stoßfechten, und ihre Stülphandschuhe werden zur Nachahmung empfohlen. Unter der jetzigen Regierung wird sehr viel für Ausbildung und Verstärkung dieser Waffengattung gethan, obgleich sie im orientalischen Kriege fast gar nicht (Attake von Eupatoria), im italienischen Kriege nicht in entscheidender Weise zur Verwendung kam. Vielleicht denkt Napoleon III. nur an das Gleichgewicht der Kräfte in seinem Heerorganismus, indem er absichtlich die schwache Seite der Armee verstärkt; vielleicht geht sein Augenmerk nebenbei auf Pferdezucht. Die österreichische Cavalerie ist bisjetzt die erste der Welt gewesen, und das Reiterlied aus „Wallenstein's Lager" ist in Wahrheit die österreichische Marseillaise. Der hohe Adel von ganz Europa, der des Kaisers von Österreich Waffenrock vor allen liebt, muß hoch zu Rosse sitzen und in voller Behaglichkeit in den Tod reiten. Nicht zufällig gilt der jetzige Kaiser Franz Joseph für einen der besten Reiter Europas, und die berliner Gardeoffiziere, die sich auf aristokratischen „Schick" verstehen, sahen ihm bei seinem Besuche zu Berlin anbetungsvoll nach, als er „nach dem Buch" unter den Linden dahersprengte. Die schweren Kürassierpferde wachsen in Böhmen und Mähren, auch ein wenig in Oberösterreich, Steiermark und Kärnten; und der deutsche Reiter, der sie besteigt, stammt aus denselben Provinzen des Reichs. Die leichte Reiterei der Österreicher ist nun ganz unübertrefflich; sie hat zwei Specialitäten, welche in der Welt nicht wieder anzutreffen sind, nämlich galizische Reiter auf polnischen Pferden für die Ulanenregimenter mit der berühmten Lanze, und die ungarischen Husaren auf ungarischen, siebenbürgischen und moldauischen Pferden. Was Österreich ohne seine ungarischen Husaren ist, hat man in den Jahren 1848 und 1849 gesehen, und daß die vielen gefangenen Österreicher im Jahre 1859 nicht lauter ehrliches Kriegsproduct waren, ist ein öffentliches Geheimniß.

Österreich hat im letzten Kriege keins seiner alten Cavaleriewunder verrichtet, und dieser Umstand gibt, ganz abgesehen von aller Desertion, Stoff zum reichlichsten Nachdenken. Wäre der orientalische Krieg nicht abgebrochen worden, sondern redlich zur „Befreiung der Nationalitäten" verwendet worden, wäre mit einem Worte Österreich auf Rußland gestoßen: dann hätte sich die österreichische Cavalerie auf ihrem wahren Terrain befunden, und die deutschen Reiter würden die russische Gardecavalerie über den Haufen geritten und erdrückt, die Husaren aber die Kosacken überflügelt und die Batterien erflogen haben. Cavalerieschlachten bedürfen der großen Ebenen in Ungarn, der Walachei, der Moldau, in Polen; im Westen Europas, selbst da, wo das Terrain eben ist, widersetzt sich die Cultur, das Vorhandensein der Pflanzungen, Gräben u. s. w. der Entwickelung der Reitermassen; die Theilung des Ackerbodens zwingt hier schon ganz allein zur Änderung der Taktik! — Preußens Cavalerie wurde weltberühmt durch die Husaren des alten Fritz, und die preußische Cavalerie behauptet bis zur Stunde ihren Ehrenplatz im Wehrsystem des Landes. Ob man jedoch hinlänglich über Natur und Bestimmung der Cavalerie innerhalb des von Scharnhorst gegründeten Volksheerwesens nachgedacht,

ist eine noch nicht beantwortete Frage. Landwehrmänner als schwere Cavaleristen mit Effect zu verwenden, ist sicherlich ein Problem: im Kriege sollen nämlich zu den 40 Schwadronen schwerer Cavalerie (1 Regiment Garde-du-Corps, 1 Regiment Gardekürassiere, 8 Regimenter Linienkürassiere) auch die Landwehrkürassiere stoßen, und zwar ohne Küraß, unter demselben Rittmeister! Auch die Ulanen-, wie die Husaren- und Dragonerregimenter haben ihre Landwehr, welche im Falle des Kriegs plötzlich beritten gemacht werden muß! Daraus folgt, daß außer den 27000 Pferden, welche zur stehenden Armee gehören, noch mindestens 20000 blos für Cavalerie im Falle des Ausmarsches beschafft werden müssen; denn nach der bisherigen Armeeorganisation sollen ins Feld rücken 292 Schwadronen mit 48860 Pferden. Damit aber nicht genug, werden für die Depots und fürs zweite Aufgebot erfordert weitere 19650 Pferde (163 Schwadronen), also blos für die Cavalerie ein Mehr von 40000 Pferden! Rechnet man die Ergänzungen für Artillerie und Train dazu, so ergibt sich ein plötzlicher Gesammtbedarf von 84000 neuen Pferden, welche sehr viel Geld, sehr viel patriotische Bereitwilligkeit und eine nicht wohl zu verkürzende Zeit in Anspruch nehmen! Schwerlich wird man alsdann über eine homogene Reiterei verfügen, mit welcher der Generalstab der Armee wirthschaften könnte wie der französische oder österreichische mit der seinigen. Wir legen daher den Männern, welche augenblicklich mit der Reorganisation der volksthümlichsten Großstaatsarmee beschäftigt sind, die Frage dringend ans Herz, ob nicht in dem System der preußischen Cavalerie eine große Kraftverschleuderung vorliege, und ob nicht zum Heile der preußischen Wehrfähigkeit viel mehr auf Jäger und Scharfschützen zu reflectiren wäre.*)

Die ganz ausgezeichnete französische Artillerie zählt (außer ihrem besondern Generalstab (1295 Mann) 5 Regimenter zu Fuß, à 12 Batterien Positionsgeschütze und 6 in Reserve, jede Batterie zu 6 Geschützen (17815 Mann mit 6690 Pferden); 7 Regimenter fahrende Artillerie, à 15 Batterien, außer den Depots, jede Batterie zu 4 Geschützen (26068 Mann nebst 21595 Pferden); 4 Regimenter reitende Artillerie, à 8 Batterien, außer den Depots (7996 Mann nebst 8580 Pferden). Die Pontonniere bilden in Frankreich ein zur Artillerie gehöriges Regiment in 12 Compagnien Kanonier-Pontonniere, 4 Compagnien Kanonier-Conducteure, außer den Depots (2421 Mann nebst 896 Pferden). Dann folgen 12 Compagnien Artilleriearbeiter (1272 Mann), 5 Compagnien Waffenschmiede (530 Mann), 4 Compagnien Veteranen-Kanoniere (560 Mann): zusammen 56662 Mann mit 37761 Pferden. Ins Feld werden geführt 197 Batterien mit 1182 Geschützen. Österreich zählt, außer dem Stab der Waffe, 12 Regimenter Feldartillerie (47214 Mann mit 27468 Pferden), 1 Regiment Raketenwerfer (3850 Mann mit 2476 Pferden), 1 Regiment Küstenartillerie (3439 Mann), $14^1/_2$ Sectionen Grenzerartillerie (794 Mann): zusammen 55297 Mann mit 29944 Pferden. Auf vollem Kriegsfuß rücken aus 168 Batterien mit 1344 Geschützen, daneben etwa 20 Raketenbatterien. Jedes österreichische Artillerieregiment hat 4 Fußbataillone mit 6-Pfündern, 3 Fußbataillone mit 12-Pfündern, 1 Haubitzenbataillon und 6 sogenannte Cavaleriebatterien. — Preußen soll bei mobilisirter Armee und armirten Festungen 37000 Mann Artilleristen besitzen, welche mit 864 Geschützen ins Feld rücken können. Bisher bestand das Kaliber der preußischen Feldartillerie zu zwei Dritteln aus 6pfündigen Geschützen, und sollte jedes Regiment nur drei 12-Pfünder-Batterien und eine Haubitzenbatterie beim Ausmarsch mitnehmen. Es ist gerade so unnöthig, hier jetzt noch auf Reformen zu dringen, als es überflüssig war, vom Kaliber des französischen Geschützes ein Wort zu sagen. Die französische Artillerie ist reformirt und ihre „gezogenen Kanonen" sind der österreichischen Artillerie überall Meister geworden. Ein 4-Pfünder bedeutet künftig etwas ganz anderes als früher; bei Solferino schlugen die Kugeln durch die erste und zweite Linie bis in die Reserven hinein, und richteten dort fast größere Verwüstung an als vorn auf der Fronte! Daß die Österreicher trotzdem einen ganzen langen Sommertag standhielten, spricht wahrlich sehr zu ihren Gunsten; und da bei jedem zukünftigen Kriege alle Heere gezogene

*) Über die beabsichtigte Heerreorganisation in Preußen erfahren wir andeutungsweise so viel, daß man auf eine schlagfertigere stehende Armee bedacht ist, sodaß die Landwehr nicht mehr vor Ausbruch eines Kriegs einberufen zu werden brauchte. Man will mehr Leute als bisher einstellen und dadurch ein Drittel der Zeit für den einzelnen gewinnen; auch sollen die Leute länger bei der Reserve bleiben. Die Landwehrcavalerie würde, sagt man, abgeschafft, dagegen die Liniencavalerie um 11 Dragoner- und 7 Ulanenregimenter vermehrt. Der Cavalerist bliebe künftig vier Jahre bei der Fahne, ein Jahr lang Reservist. Die drückenden Gemeindekosten für Erhaltung der Familien ausrückender Landwehrmänner sollen in dieser Weise sehr bedeutend vermindert werden. Das Vorstehende ist natürlich unverbürgt.

Geschütze haben werden, so bereitet sich eine totale Reform in der Taktik und Aufstellung der Schlachtlinie vor.

Eine gleichfalls vortreffliche Einrichtung hat das französische Geniecorps; hier gibt es förmliche Genietruppen, Sappeurs und Mineurs, während die Pontonniere bekanntlich unter der Artillerie figuriren. In Preußen dagegen müssen die Pionniere zugleich Pontonnierdienste thun. Das französische Genie hat, außer dem besondern Generalstabe, 3 Regimenter à 2 Bataillone und 1 Compagnie Sappeur-Conducteure (10944 Mann); daneben 2 Arbeitercompagnien zu Metz und Algier (492 Mann); außerdem an Militärequipagen: 2 Constructions- und 2 Reparationsparks (72 Mann), 4 Compagnien Bautenarbeiter (768 Mann), 5 Schwadronen und 35 active Compagnien, 5 im Depot (10396 Mann mit 12485 Pferden): zusammen Genie und Equipagen 22772 Mann und 12485 Pferde. In Österreich bestehen die „technischen Truppen", außer dem doppelten Stabe für Genie und Pontonniere: aus Genietruppen, 12 Bataillone zu 5 Compagnien (11232 Mann und 360 Pferden), dem Pionniercorps, 6 Bataillonen, 6 Brückengespannen und 3 Materialdepots (8804 Mann und 3636 Pferden), dem Flotillencorps für Donau, Lagunen und Seen (3021 Mann), und dem Train der Militärequipagen (außer dem besondern Stabe 18204 Mann mit 24495 Pferden): zusammen 41261 Mann und 28491 Pferde. — Das preußische Pionniercorps in 9 Abtheilungen (1 für die Garde, 8 für die Linienarmeecorps), welches die heterogensten Dinge zu verrichten hat und mit Arbeit überladen ist, bringt zum Ausmarsch nur 4068 Mann auf; die Reserve der neun 3. Compagnien beträgt 2025 Mann; die Festungsbesatzung und die Landwehrpionniere 1650 Mann: im ganzen also 7743 Mann. Im Frieden hat Preußen nur 216 Ingenieuroffiziere. Über den preußischen Train, der auf Kriegsfuß über 30000 Mann beträgt, wußten die rücksichtsvollsten Beobachter bei der Mobilisirung von 1850 nichts Lobendes zu sagen; seitdem ist sicherlich vieles verbessert worden, doch constatirte man auch im Sommer 1859, daß die Zahl der Fuhrwerke zur Train- und Proviantcolonne bei weitem nicht dem Bedürfniß der Truppen entspräche, und ebenso zeigte sich ein empfindlicher Mangel an Wagen zum Transport der Schwerverwundeten. Eine wesentliche Vermehrung dieser Fuhrwerke ist beschlossen, 1200 Proviantwagen allein sind bei der Actiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf bestellt. Jedenfalls bleibt es mehr als schwierig, einen vollständigen Armeetrain, der im Frieden gar nicht besteht, und dessen Personal auf dem Papiere aus denjenigen Leuten zusammengesetzt ist, die man sonst zu nichts gebrauchen kann, im Nu aus der Erde zu stampfen, und zwar angesichts von Armeen, die auf sieben- bis achtjähriger Conscription beruhen.

Wir haben durch das Bisherige nun weiter erfahren, daß Frankreich nicht nur seine Armee in angemessener Stärke und gehöriger Bereitschaft zu halten versteht, sondern auch, daß die verschiedenen Waffengattungen in entsprechendem Verhältniß einander coordinirt sind; daß das Empire die Vorzüge jeder dieser Gattungen vortrefflich kennt und nur da nachhilft, wo Naturanlage des Volks, ja selbst Beschaffenheit der Landescultur eine Lücke oder einen Mangel andeuten. Der Fehler, welchen jede Garde oder privilegirte Truppe an sich trägt, ist durch die Wahl der Mannschaft und durch deren Verwendung ausgemerzt; die leichte Infanterie umfaßt ein Siebentel der Infanterie überhaupt; die Cavalerie ist absichtlich verstärkt, um dem Feinde, wer er auch sei, keine Blöße darzubieten; die leichte Cavalerie macht wieder die Hälfte der Cavalerie überhaupt aus; die Artillerie ist quantitativ wie qualitativ über jedes Lob erhaben und durch die neuen Erfindungen für den Augenblick unbesiegbar gemacht; das Genie, die lebendige Seele der Armee im Felde, vorzüglich; das Fuhrwesen ausreichend und stets mobil. Endlich ist der theoretische Unterricht für Artillerie- wie Genie- und Stabsoffiziere in wahrer Vollendung organisirt: da ist zuerst die berühmte Polytechnische Schule zu Paris für alle drei Gattungen; dann die Applicationsschule für Artillerie und Genie in Metz (120 Secondelieutenants zur Artillerie, 50 für das Genie), zugleich Feuerwerkerschule; dann die Applicationsschule für den Generalstab (75 Secondelieutenants); die Militärschule zu St.-Cyr (620 Zöglinge für Generalstab, Infanterie, Cavalerie und Marineinfanterie); das Militärprytaneum zu La Flèche (für 600 vermögenlose Offiziersöhne); 12 Regimentsartillerieschulen für Unteroffiziere, die Offiziere werden wollten; die Schießschule und Gymnastische Schule zu Vincennes, woselbst Lehrer für alle Truppentheile ausgebildet werden; Unteroffizierschulen bei jedem Regiment; die Cavalerieschule zu Saumur.

Auch in Preußen verdient der theoretische Militärunterricht volles Lob; die Cadettenhäuser sind gut eingerichtet, die Examinationscommission ist streng und unparteiisch; die allgemeine Kriegsschule zu Berlin läßt nichts zu wünschen übrig; die Divisionsschulen für Portepéefähn-

riche werden von vielen kleinen deutschen Contingenten benutzt; das Lehrinfanteriebataillon zu Potsdam, die Militärreitschule in Schwedt, die Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin, alle diese Institute erfreuen sich eines verdienten Rufs. — Die österreichische Armee besitzt 10 niedere und 10 obere Erziehungshäuser, 6 Compagnieschulen für die Infanterie, 1 für die Cavalerie, 5 für die Artillerie, 1 für das Genie, 1 für die Pionniere, 12 für die Grenzer, bei denen neuerdings auch noch 15 Regimentsschulen eingerichtet wurden; 4 Cadetteninstitute, 4 Militärakademien, aus denen die Zöglinge als Secondelieutenants hervorgehen; das Institut der Militärprofessoren, das Central-Reitinstitut, die höhern Lehrcurse für Artillerie und Genie, die Kriegsschule, die Militäradministrationsschule, die Josephinische Akademie für Medicin und Chirurgie, das Thierarzneiinstitut u. s. w.

Vergleicht man nun die Leistungen der österreichischen Armee mit denen der französischen im letzten italienischen Feldzuge, und stellt diese Leistungen mit der vorhin aufgeführten comparativen Armeeorganisation zusammen, so wird sich, bei der relativen Unwichtigkeit der Cavalerie in neuester Zeit, kaum ein anderer ersichtlicher Vortheil zu Gunsten Frankreichs herausstellen, als dessen Artillerie sammt deren neuesten Erfindungen. Bringt man diesen Vorzug aber auch in höchste Anrechnung und erklärt sich Solferino zur Genüge daraus, so bleiben doch in dem ganzen Feldzuge von 1859 noch Räthsel genug, die auf anderweitige Erklärung warten. Solche Räthsel sind die Führung der Campagne auf beiden Seiten, die Raschheit der französischen Schläge, das fluchtartige Zurückweichen der Österreicher, die Consequenzen aller französischen Siege, die weit über die Tragweite der militärischen Entscheidungen hinausgingen. Was sichert der französischen Armee regelmäßig in der ersten Campagne den Sieg?

Die Pflege der Truppen im Felde sowie die Ambulancen oder fliegenden Hospitäler könnten wir füglich übergehen, da in diesem Betracht aller Vortheil auf österreichischer Seite war. Die österreichischen Truppen waren förmlich zu Hause; Piemont war von seiner eigenen Armee hinlänglich in Anspruch genommen, und ein guter Theil des Landes auf dem rechten Ticinoufer von den Truppen des Feldzeugmeisters Gyulai ausgesogen. Die französische Armee ersetzte alles durch ihre vorzügliche Administration, welche in Algerien ihre beständige Übungsschule hat und in der Krim die ganze Unordnung und Unzuverlässigkeit der englischen Heerverwaltung in das hellste und kläglichste Licht gestellt hatte. Ganz besonderes Lob verdient die französische Armeebäckerei, die eigentlich alles liefert, womit eine französische Armee bei Leben und Kraft erhalten wird; mit Brot und Kaffee leistet sie nämlich zur Noth eine halbe Campagne. Die englische „Times", die lange Zeit nicht allzu franzosenfreundlich war und erst beim Sturme der großen Schläge in Italien andere Segel aufspannte, gab im Juni 1859 der Wahrheit in folgender Weise die Ehre; sie lobte die französischen Soldaten wie die französische Armeeverwaltung zugleich, indem sie sagte:

„Diese Soldaten finden sich in alle Umstände eines Feldzugs mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Leichtigkeit; sie schiffen sich in einem Hafen ein, im andern aus, ohne die geringste Verlegenheit, ohne die mindeste Verwirrung; sie nehmen ihren Platz in einem Eisenbahnzug so bequem als wäre es ein Parademanöver. Begegnet man ihnen am Ende eines langen Marsches, so schreiten sie ebenso rasch, ebenso elastisch als kämen sie aus ihrer Kaserne. Prüfet obendrein ihren Organisationsinstinct: eine Armee von mehr als 100000 Mann ist in Bewegung gesetzt, logirt, campirt, ernährt worden, und verlangt dabei so wenig von den lokalen Hülfsquellen, daß die Mundvorräthe in Sardinien kaum im Preise gestiegen sind. Die Rationen der französischen Truppen sind von Frankreich transportirt worden, eingepackt in französische Magazine, bereitet von französischen Händen, ohne daß man einen sardinischen Metzger oder einen piemontesischen Backofen in Anspruch genommen hätte. Diese ungeheuere Armee hat sich selbst genügt, ihre Versorgung kommt ihr ebenso regelmäßig zu wie der Bevölkerung von Paris, und ihre Bewegungen im Felde sind gerade so präcis wie die einer Division, welche auf dem Champ de Mars Revue passirt... Die Organisation der französischen Armee ist bewunderungswürdig, bewunderungswürdiger als ihr Triumph selbst, wenn sie zum Treffen kommt. Die Franzosen sind geborene Soldaten, das kann man nicht leugnen. Es ist noch immer die alte gallische Rasse, mit der Uniform und den Verbesserungen der Neuzeit."

Seit Österreich im Jahre 1850 den Centralisationspfad betrat, hat es dort wahrlich nicht an Reformen und Neuerungen, die großentheils Verbesserungen sein mochten, gefehlt; in keinem europäischen Lande ist wol so vieles in und an der Armee geändert und umgewandelt worden als gerade in diesem frisch zusammeneroberten Staate. Kein Monat vergeht noch jetzt, schrieb Hr. von Wickede 1856, wo nicht bei einer oder der andern Waffe Neuerungen eingeführt wer-

den. Dennoch hängt der Zopf und das Herkommen gewisser tiefgreifender Einrichtungen der österreichischen Armee hinten. Wir sprechen noch blos von materiellen Einrichtungen, die aber bald genug ins moralische Gebiet hinüberspielen. So ist z. B. die Bagageführung der österreichischen Truppen äußerst schwerfällig und für die freie Bewegung der Mannschaft geradezu hinderlich. Hr. von Wickede sah ein italienisches Bataillon mit 63 schweren Packwagen; 128 Soldaten zottelten um diese Zweispänner außer Reih und Glied herum! Über 38 Wagen führt jedes Bataillon bei sich, die Soldaten werden massenhaft zur Escorte auscommandirt. In Frankreich ist so etwas unerhört, das Frachtfuhrwesen ist eine Sache für sich, nicht ein Viertel so viele Soldaten dürfen aus Reih und Glied treten.

Nicht minder tadelnswerth ist die zu große Zahl von Leuten in den größern und kleinern Heeresabtheilungen: ein österreichisches Regiment hat 4 Feldbataillone, 1 Grenadierbataillon und 1 Depotbataillon; jedes Feldbataillon zählt 6 Compagnien, die beiden andern 4. Jede Compagnie hat 1 Hauptmann, 1 Ober-, 1 Unterlieutenant erster und 1 Unterlieutenant zweiter Klasse, 2 Feldwebel, 12 Corporale, 4 Trommelschläger und Hornisten, 2 Zimmerleute und 196 Gemeine: im ganzen 220 Mann. Nur 4 Offiziere auf 220 Mann! Danach zählt ein Feldbataillon 1324 Mann, ein Grenadierbataillon 884, ein Linieninfanterieregiment in voller etatsmäßiger Kriegsstärke 5964 Mann! In Preußen ist die Sache bei der Infanterie noch ärger: die preußischen Regimenter haben drei Bataillone, die Reserveregimenter nur zwei; aber jede preußische Compagnie zählt an 250 Mann mit nur 5 Offizieren, von denen im Kriege oft noch abcommandirt wird. Die französische Compagnie trifft das Richtige, 120 Mann, und die englische Armee, die in sehr vielen Dingen nicht mustergültig ist, läßt es gar bei 110 Mann bewenden. Die französische und englische Compagnie kommen also auf die alte römische Centurie zurück, die auf wahrhaft militärischem Instinct beruhte.

Österreich hat auf dieselbe Mannschaft 6 Stabsoffiziere und 32 Hauptleute, auf welche kommen: in England 2 Generale, 5 Oberste, 8—9 Oberstlieutenants und 54 Hauptleute; in Preußen 1 General, 2 Oberste, 6 sonstige Stabsoffiziere und 24 Hauptleute; in Frankreich 1 General, 8 Stabsoffiziere und 44 Hauptleute. Ein Cavalerieregiment in Österreich zählt ohne Depot 1800 Mann mit 4 Stabsoffizieren, 8 ersten Rittmeistern, 8 zweiten Rittmeistern, 16—17 Oberlieutenants und 16—17 Unterlieutenants. Preußen hat per Regiment (740 Mann) 2 Stabsoffiziere, 4 Rittmeister, 16—17 Lieutenants, 4 Fähnriche. Frankreich per Regiment (1491 Mann) 64—65 Offiziere. England per Regiment (650 Mann) 5 Stabsoffiziere, 25 Hauptleute und Lieutenants. Die französischen wie die österreichischen Cavalerieregimenter sind zu zahlreich; aber Frankreich hat wenigstens nur 23 Cavaleristen auf 1 Offizier, während in Österreich 33 auf 1 Offizier kommen. Preußen steht in der Mitte 1 : 27, und England hat das günstigste Verhältniß 1 : 22.

Die Artillerie ist abermals in Frankreich verständiger eingerichtet als in Österreich; Frankreich hat nämlich so viele Offiziere auf eine Batterie von sechs Geschützen als Österreich auf eine Batterie von acht Geschützen. Auch ist die österreichische Bespannung zu schwach, nur vier Pferde auf den 6-Pfünder, nur sechs Pferde auf den 12-Pfünder. Die Offiziere sind wie das Nervensystem, wie die Stränge des Systems der Relation; je weiter sich diese Stränge verästen, desto lebendiger und thatkräftiger wird der Organismus. Besonders seitdem sie nicht mehr hinter der Colonne marschiren dürfen, sondern an der Spitze schreiten müssen, dem feindlichen Zielschusse förmlich als Scheibe ausgesetzt, ist ihre Wichtigkeit und die Bedeutung ihrer Zahl noch unendlich gewachsen. Während es nämlich noch in den Kriegen des ersten Napoleon hieß: Offiziere geschont! Bewahren wir diejenigen, welche für uns alle denken und sorgen! ist der Demokratismus, der sich aus dem politischen Leben so behutsam zurückgezogen hat, derart in die Reihen der „Ordnungsretter" selbst gefahren, daß es beim Angriff wie beim Festungssturm vor allen Stücken heißt: Offiziere vorauf! Ihr habt die Epauletten, bezieht höhere Löhnung und bessere Verköstigung — so setzt denn auch euere Haut zuerst ein! Heutzutage verlangt der Soldat, daß der General selbst zuerst auf die Bresche steige, wo er doch wahrlich kaum so viel werth ist wie ein anderer Mann. Jeder erinnert sich, wie die englischen Offiziere in der Krim gleich Fliegen fielen, noch mehr als die französischen; natürlich, sie sind im Verhältniß zur Mannschaft noch zahlreicher. Die französischen Scharfschützen bliesen bei jeder Attake die russischen Offiziere weg, und hatten dann ihre Freude daran, wenn die Truppe gleich einer hirtenlosen Heerde dastand!

Auch die französischen Offiziere fielen in furchtbaren Zahlen bei jeder Affaire, aber die französische Truppe steht niemals hirtenlos da, sie gleicht weder vorher noch nachher einer Heerde. Trotz aller Strenge der Disciplin, die sich in Afrika bis zu unmenschlichen Strafen verirrt, wird

der französische Troupier von Anfang der Stunde gelehrt, er selbst zu sein. Er kennt nicht nur die Handhabung seiner Waffe, obgleich sein Paradetritt durchaus nicht tadellos genannt werden kann, er weiß auch ebenso gut zu commandiren wie Ordre zu pariren. Der Sergeant springt im Nu an Lieutenants- oder Kapitänsplatz, der Corporal, ja der Gemeine führt im Nothfalle die Compagnie, und geht es nicht vollkommen schulgerecht, so geht es doch. Schon bei dem ersten Einexerciren werden die Rekruten abwechselnd mit dem Commando betraut, und so ein Bauernbursche, nach dessen Pfeife plötzlich ein Hundert von seinesgleichen tanzen, fühlt sich nicht schlecht; es rappelt ihm plötzlich im Tornister, und was darin rappelt, ist nichts anderes als der berühmte Napoleonische „Marschallstab".

Alle Beobachter wissen nicht genug Rühmens zu machen von der staunenswerthen „Anstelligkeit" der französischen Soldaten. Diese Anstelligkeit mag theilweise im Blute liegen, aber sie wird auch erzogen und ausgebildet. Ein französischer Offizier stellt ein Piket von 20 und etlichen Mann aus, mit der einfachen Weisung an die Leute, „auf ihrer Hut zu sein". Sofort stellen diese Leute ihre Wachen aus, organisiren sich für den Tag- und Nachtdienst, und thun ihre Pflicht, indem sie sich einfach ihrer Haut wehren. Das Ideal des „dummen" und in seiner Dummheit so beliebten Soldaten ist jene russische Schildwache, die in Petersburg an der Newa stand und bei dem Übertreten des Flusses bis an den Hals auf ihrem Posten stehen blieb. Ein französischer Factionnär wäre davongelaufen, um Hülfe und Rettung für andere herbeizuholen! Man sagt, der Zar habe jenes Ideal der „Brauchbarkeit" decorirt; in Frankreich wäre der Mann zu den Spießruthen des — Gelächters verurtheilt worden. Anekdoten sind nicht immer wahr, aber sie charakterisiren oft meisterhaft, der Italiener sagt: ben trovato! Ein österreichischer Soldat steht auf Wache, die Hand am Gewehr; ein vorübergehender Kamerad legt ihm ein Stück brennenden Zunders auf die Hand; die Schildwache ruft maliciös: „Dos loß i holt liegen, bis der Herr Lieutenant kommt!" In höherer Sphäre heißt das: der Hauptmann darf nichts ohne die förmliche Weisung des Generals thun, mag zwischen der Ordre und der Ausführung sich ereignet haben, was da wolle, mag jene Ordre im entscheidenden Augenblick Sinn und Verstand haben oder barer Unsinn sein. Reicht die Ordre für die wirklichen Thatbestände nicht aus, so stehen die — Subalternen am Berge. Der französische Hauptmann, ja der Lieutenant handelt im gegebenen Moment nach eigener Inspiration, und so geht es hinauf bis zum Führer des Armeecorps. Ein französischer Offizier, der geschlagen wird, fühlt seine Verantwortlichkeit nicht durch eine Ordre gedeckt; der Commissar des Convents, der weiland die französischen Generale zum Siegen anhielt, steckt heute in jedes Commandirenden Brust. Es hat dem Marschall Canrobert nichts geholfen, daß er nach Solferino behauptete, er habe die äußerste Rechte decken müssen; Marschall Niel frug ihn sehr spitzig, ob ein Marschall von Frankreich einem Divisionsgeneral nicht zu Hülfe kommen müsse, und Marschall Niel gewann seinen Proceß vor der Meinung der Armee; der Kaiser sah sich sogar genöthigt, den Streit zu ersticken, um Canrobert zu retten. Der General Mac Mahon sollte bekanntlich oberhalb des Schlachtfeldes von Magenta in die Lombardei und auf Mailand vorrücken, als ihn die furchtbare Kanonade stutzig machte. Trotz aller Ordres von der Welt ändert er seine Marschroute, langt auf der Wahlstatt an und gewinnt — durch Insubordination — die Schlacht. Er wird Marschall und Herzog, doch schreibt er zur Beruhigung seines Militärgewissens an den verbannten General Changarnier zu Mecheln, was dieser sein früherer Vorgesetzter zu seinem Betragen sage. Changarnier antwortete in gentilster Weise: Mac Mahon habe einen jener Fehler begangen, durch die man sich und die französische Armee mit Ruhm bedecke! Wie pauvre nahm sich dagegen der Schlachtbericht des Feldmarschallieutenants Gyulai aus, der zwei Armeecorps beschuldigte, sich zu weit vom Schlachtfelde von Magenta entfernt und somit dem Höchstcommandirenden die Möglichkeit genommen zu haben, am andern Morgen früh die Schlacht zu erneuern. Also auf französischer Seite Sieg, der Ordre zum Trotz, auf österreichischer Niederlage, welche auf die Schultern der Insubordination gewälzt wird!

Die mangelnde „Anstelligkeit" der österreichischen Soldaten läßt sich nicht durch allzu kurze Dienstzeit entschuldigen. Die österreichischen Conscribirten treten auf acht Jahre ein, die französischen auf sieben, und wenn man annehmen darf, daß die 4—4 ½ Jahre, welche der französische Soldat bei der Fahne bleibt, vollkommen genügen, um einen Militär zu bilden, so fehlt es sicher den Österreichern nicht an Zeit. Nein, Zeit haben sie genug, wie der jetzige Kaiser genug reformirt hat; aber man will Automaten anfertigen, keine selbstdenkenden Menschen, ein schlagfertiges Heer, aber ohne eigene Nerven, eine große Armee, aber ohne jene Autonomie des wahren Troupier, die nur wieder durch den Genius des Feldherrn gebändigt werden darf. Frankreichs ge-

genwärtige Regierung wagt vielleicht alles mit einer Armee, die einmal für eine nie wiederkehrende Epoche geschaffen wurde; denn diese Armee ohne den „Kleinen Corporal" ist ein Anachronismus, es ist kein Raum für sie auf der Welt; aber Österreich hat sich eine furchtbare Verschuldung aufgeladen, seine Finanzen auf ein Menschenalter ruinirt, um nach dem Unmöglichen zu jagen. Es gedachte eine Armee zu haben wie Frankreich, ohne die französische Revolution durchzumachen; wenn alles von 1789 unter die Füße getreten wird, wenn es ein Spott und Schabernack ist, daß Napoleon III. „die Principien von 1789" als seinen Leitstern anruft: diese Principien sitzen dem französischen Volke tief im Fleische, und in der Armee herrscht, wer immer regiere, jener Geist der Freiheit und der Ordnung, der persönlichen Initiative bei aller Strenge des Gesetzes, jene Individualisirung mitten in der Communität, welche das Ideal des 19. Jahrhunderts bilden, und von denen leider in der Civilgesetzgebung bisjetzt noch nichts zu verspüren ist. Arbeit und Entsagung, strenger Dienst fürs Allgemeine, und beständiges Einsetzen von Gesundheit, Gliedern und Existenz: das ist der active Kriegsdienst überall, also auch in Frankreich. Und dennoch ist der Auszug der Franzosen ein Fest, die Schlacht ein Jubel, und keine heimkehrenden Invaliden und Krüppel sind im Stande, ihnen diesen Cultus zu verleiden, weil eben in dieser Sphäre der Armee alle menschlichen Aspirationen befriedigt werden, weil das Menschliche nicht in der Zwangsjacke zusammengeschnürt wird.*)

Die österreichische Armee geht aus der Conscription hervor wie die französische; im Ursprunge kann also der Unterschied wieder nicht liegen. In Österreich gibt es noch immer Standesexemtionen, während die Gleichheit in Frankreich wirklich eine mathematische ist: der größere Zwang herrscht demnach in Frankreich. Dieser Zwang, der keineswegs ein Werk der Revolution war, sondern nur eine außergewöhnliche Maßregel zum Schutze des Vaterlandes (salus publica), wurde von dem Kriegsmeister Bonaparte in die Gesetzgebung eingeführt. Kein Imperialist der alten Schule kann sich seitdem Frankreich vorstellen ohne Zwangsconscription; die gebildetsten Militärs schwärmen für diese bequeme Fabrik von Kanonenfutter. Der gemeine Franzose nennt dieses Institut l'impôt du sang, die Blutsteuer, und aufrichtig gesprochen, uns dünkt, daß wer diese siebenjährige Auflage entrichtet hat, zeitlebens von aller Steuer befreit sein sollte, wäre so etwas nur thunlich bei den indirecten Erhebungsarten. Was die französische Masse über diesen furchtbaren Druck tröstet, ist zuerst dessen rücksichtslose Allgemeinheit, sodann die kriegerische Natur jedes Franzosen, der, einmal in der Militärjacke, auf der Stelle ein anderer Mensch wird, endlich kriegerische Zeitläufe wie die gegenwärtigen, wo man ja „Carrière machen" kann.

Stellvertretung für Geld ist in Österreich wie in Frankreich gestattet, und in Frankreich ist sie bei niederer Werthung des Geldes eher billiger als in Österreich. 3000 Fr. zu 2500 Fr. dürfte das Verhältniß sein. Früher mußte der Conscribirte in Frankreich selbst zusehen, wie er sich einen Ersatzmann verschaffte, und die Gesellschaften zur Lieferung von Remplaçants waren eine Landplage, sie sogen beiden Theilen das Blut aus, den Nachfragenden wie den sich Anbietenden. Unter dem zweiten Empire besorgt die Regierung wie in Österreich die Stellvertreter, und zwar zu festen, doch zeitlich schwankenden Preisen. Dieses System hat große Vortheile und bittere Nachtheile. Vortheile, indem die Auswahl der Stellvertreter sorgsamer ist und viel Schund aus den Reihen der Armee entfernt hält; es werden nämlich nur ausgediente Leute zu neuen Capitulationen zugelassen. Die Neugeworbenen erhalten ihr Kapital gar nicht in die Hand, können also keinen Misbrauch damit treiben; sie beziehen außer der Löhnung nur die Zinsen, welche aus der Armee-Dotationskasse verabreicht werden. Auf der andern Seite heftet die Regierung, besonders eine kriegerische, abermals einen Theil der Armee an sich, und da der Ersatzmänner des Staats jetzt schon circa 50000 sind, so wächst die Leibgarde Napoleon's III. von 64000 auf 114000 Mann! Die Dotationskasse bringt ferner einen neuen Theil des öffentlichen Vermögens zur Verfügung der Gewalt; das Kapital jener Kasse figurirt neben dem der Sparkassen in der „schwebenden Schuld". Kein Wunder daher, daß Ludwig Napoleon, der in seinen „Betrachtungen über die Rekrutirung der Armee" (im Fort Ham verfaßt) für die preußi-

*) Man könnte denjenigen österreichischen Militärautoritäten, welche noch zur Stunde nicht begreifen, weshalb ihre herrliche Armee bei Magenta und Solferino geschlagen wurde, sagen: Es fehlt euerer Armee nur eins, nämlich die Seele. Schulen für die Unteroffiziere und allgemeines Avancement! Irren wir nicht, so waren das auch die Ideen des ermordeten Generals Latour, der dadurch vielleicht seine französische Abstammung verrieth. In den Archiven des Kriegeministeriums zu Wien muß sich darüber noch etwas Schriftliches vorfinden. Nur lassen sich solche Ideen nicht ausschließlich im Militär durchführen: es handelt sich um die Gleichheit vor dem bürgerlichen Gesetz in allen Lebenssphären.

sche allgemeine Wehrpflicht schwärmte, es in der Praxis beim System seines Onkels, bei der Conscription mit Stellvertreterschaft bewenden läßt.

Beim Kriege als Handwerk fällt eine auf 7—8 Jahre rekrutirte Mannschaft, in welcher sich 100000 Mann ausgedienter Truppen befinden, schwer in die Wagschale. Eine solche Armee ist wesentlich zur Offensive, zur Bewältigung der ausgesuchtesten Schwierigkeiten geeignet, während Landwehr- und Milizarmeen von Haus aus zur Defensive bestimmt sind. Kommt aber einer so mannhaften Armee wie der französischen die Abwesenheit aller Pedanterie, alles Caporalismus zu Hülfe, so wird sie auch einer gleichalterigen, wie der österreichischen, nur mit Vortheil gegenüberstehen. Man sehe nur den Österreicher in die Schlacht rücken: zugeknöpft bis oben hin, das Centnerungethüm von Tschako auf dem Kopfe, auf seinem Rücken den Packwagen von Tornister, zusammt dem Kochgeschirr! Dante hat in seiner Hölle nichts Raffinirteres von Grausamkeit ersonnen als dieses österreichische Kochgeschirr hinter leeren Magenwänden! Am Tage nach Magenta fanden die Franzosen ganze Magazine voll Tschakos, Tornister, Kochgeschirre, Bürsten auf dem Schlachtfelde, gerade die Dinge, welche den Feind verhindert hatten zu kämpfen! Es war ein massenhaftes Epigramm: Die Österreicher hatten sich emancipirt! Der Franzose versteht das Ding anders: Er muß getrunken und gegessen haben, ehe er ins Feuer geht; er ißt und trinkt noch, wenn er überrumpelt wird, er soll schon nachholen! Eine Tasse Kaffee, ein Zwieback genügen — Masséna hat seine Armee 14 Tage lang mit Zwieback erhalten *) — und dann spaziert die Truppe ab. Hat die Sache Eile, ist das Terrain holperig, soll das Bajonnet aufgepflanzt werden, so wird commandirt: „Tornister ab!" Eine kleine Bedeckung genügt zum Schutze der Bagage; ist der Marsch länger, so folgt die Bagage auf Wagen, es gibt ja Pferde, jedem das Seine, der Mensch ist kein Thier! Der Tschako kommt gar nicht mit ins Feld, er bleibt in der Garnison, die Schlacht ist eben kein Parademarsch. Die afrikanischen Offiziere trugen in Italien keine Epauletten, sondern etliche schmale Litzen am Vorderarm und an der Mütze; es wird ohnehin schon genug auf die Offiziere visirt. Und so stürzt sich der ungenirte, leicht bewegliche Franzmann in den Kampf, als ging's zu einer partie de plaisir. Von Zuaven und Turcos ist noch nicht einmal die Rede.

Ein gewaltiger Übelstand in der österreichischen Armee sind die bunt durcheinander gewürfelten Nationalitäten, die wandelnde Sprachenkarte des Heeres. Für das Exercitium lassen sich die paar Brocken Deutsch schon auswendig lernen und verstehen, auch müssen die Offiziere in der Reichssprache bewandert sein. Aber im wirren Schlachtgetümmel ereignen sich Dinge, die nicht im Reglement vorgezeichnet sind; es stoßen Leute aufeinander, die nie zusammen exercirt haben, und da mag es denn oft babylonisch genug zugehen. Frankreich bildet dagegen eine homogene Masse, die Landessprache ist wirklich eine und dieselbe, und wenn der baskische Bauer den elsassischen und beide den bretagnischen nicht verstehen, so reden doch ihre Söhne alle dasselbe Schriftfranzösisch, tant bien que mal, und wissen sich ihre Ansichten und Wahrnehmungen mitzutheilen. Preußen ist in diesem Betracht noch besser gestellt als Frankreich; mit Ausnahme der Polen und Kassuben ist seine Armee kerndeutsch, was ein viel engerer Begriff ist als das staatliche Franzosenthum.

Das österreichische Offiziercorps widerspricht nun vollends allen Ansprüchen an eine nationale Armee; „des Kaisers Rock" ist nichts Nationales, kaum etwas Staatliches, denn es tragen ihn eine Masse von Nichtösterreichern, Ausländer aus allen möglichen Ländern. Es ist ein Ehrenplatz von gutem Ruf, dieses österreichische Offiziercorps, sonder Zweifel; die frankste Kameradschaftlichkeit herrscht unter den Offizieren derselben Rangstufe, die sich sogar in dem vertraulichen Du anreden; aber wenn Ehre auch wirklich ein Bein ansetzen könnte, kann sie Altar und Herd ersetzen? Gibt die Epaulette ein Vaterland in jenem hohen Sinne, der Wunder verrichtet, alle strategischen Künste zu Schanden macht und mit jungen Rekruten und freiwilligen Knaben dem ersten Schlachtenmeister der Jahrhunderte Stand hält? Alle französischen Offiziere sind Nationalfranzosen, die Fremdenlegion wird nur außer Landes verwandt; Standesunterschiede gibt es keine in der französischen Armee. In diesem Betracht steht Preußen thatsächlich hinter Frankreich zurück; nur in der Artillerie und bei den Ingenieuren hat sich der bürgerliche Fleiß seine Stelle unbestritten errungen; bei den übrigen Truppentheilen herrscht der Adel vor.

*) Im allgemeinen ist die ausdauerndste und bedürfnißloseste Infanterie aus dem mittägigen Europa, und zwar in folgender Rangordnung: Franzosen, Spanier, Türken, sodaß die türkische Mannschaft den Preis davonträgt.

Nur durch Einrechnung der Landwehr kommen die bürgerlichen Offiziere auf 6825, wogegen der Adel 5534 Offiziere zählt (Rangliste für 1856).

Das französische Offiziercorps ist weniger comme il faut als das österreichische und preußische, und trotz aller Achtung, in welcher neuerdings die französische Armee im Lande steht, hat es der Offizier keineswegs dort zur norddeutschen „Salonfähigkeit" gebracht. Er muß die Uniform ausziehen und den Frack anlegen, um in der Soirée oder auf dem Balle zu erscheinen; das soldateske Frankreich bezeigt der bürgerlichen Welt dieselbe Rücksicht, wie sie in dem mercantilen England geübt wird! Dieses Verhältniß wird begreiflich, wenn man weiß, daß die französischen Offiziere durchaus nicht regelmäßig aus Cadettenhäusern und Militärschulen kommen, sondern tüchtig aus der Welt der Unteroffiziere heraufwachsen. Das ist weit weniger elegant, aber um so mehr praktisch. Mitten im Frieden wird mindestens der dritte Theil aller Offiziere aus gedienten Unteroffizieren gebildet, im Kriege wird die Proportion selbstredend noch stärker. Kein Land Europas hat solches Avancement aufzuweisen. England sah sich im orientalischen Kriege zur Concession im Princip genöthigt, tüchtige Sergeanten sind hin und wieder unter die Epaulette gebracht worden; aber die Zahl solcher Avancirten ist nur klein, kann im Frieden bei der Verkäuflichkeit der Stellen nicht wachsen, und der epaulettirte Unteroffizier fühlt sich unmöglich wohl am Speisetische der reichen Eingekauften, von denen z. B. ein Cavalerielieutenant jährlich 10000 Fl. Zulage von Hause bedarf! In Frankreich hat, bei dem vollständig demokratischen Avancement, wie es geschichtlich nur die katholische Kirche aufzuweisen vermag, jeder Krieg die lauteste und energischste Fürsprache im Heere selbst: das Corps der Unteroffiziere betreibt die Propaganda der Gloire, wie nur je ein Mönchsorden das Werk der Bekehrung betrieben hat. Daß wir uns auszeichnen werden, versteht sich von selbst; laßt uns nur erst hinaus, laßt uns nur an diese Russen, an diese Österreicher kommen! Der Lieutenant ist uns gewiß, auf den Lieutenant folgt der Kapitän. Der Kapitän ist für die Masse freilich das durchschnittlich Letzte und Höchste; aber ein Compagnieführer ist schon ein Herr und Meister, ein kleiner Tyrann und Napoleon; und dann, wer kann wissen, wem Gott die Kapitänsstelle gibt, dem gibt er auch Verstand für den Oberstlieutenant und für den Oberst; und der Sergeant Junot wurde Herzog von Abrantes, Ney Fürst von der Moskwa! Der kleine Empereur fing auch als Lieutenant an! Das System hütet sich, diese Ambition zu stören oder zu ernüchtern; es weiß recht gut, daß die großen Lose selten im Topfe sind; daß ganz eclatante Verdienste vorhanden sein müssen, bis der ehemalige Unteroffizier es zum Stabsoffizier bringt; mittlerweile kann es die theoretisch gebildeten Kapitäns ruhig in den Stab hineinbefördern. Anciennetät gilt ja nicht, zu knurren hat niemand das Recht, und wenn auch, der Grognard erfreut sich der herkömmlichen Licenz im französischen Heere — Principien von 1789! Die meisten jungen und frischen Generale zählt die französische Armee; so war es unter dem ersten Napoleon, so war es unter Ludwig Philipp, so ist es jetzt wieder. Da schleppt kein mottiger Peninsularzopf hinten nach, wie in England; da gibt es nicht wie in Preußen „junge Soldaten und alte Generale"; da legt sich kein österreichischer Hofkriegsrath in die Quere! So kommt es, daß der französische Lieutenant durchschnittlich mit 28—30 Jahren Compagnieführer ist, während er in Preußen bis zum Schwabenalter warten muß; daß der französische Brigadegeneral nicht über 45, der Divisionsgeneral nicht über 50 Jahre zählt. Im vierzigsten Jahre muß man Bataillonschef sein, oder es hapert irgendwo.

Der französische Offizier ist die permanente Mobilität; er hängt und klebt an nichts, weder seidene noch andere Bande fesseln ihn; er steht wie der Priester der katholischen Kirche außer allen staatlichen und gesellschaftlichen Verbindungen. Er wohnt in schlichtem Garni unweit der Kaserne, seine Bibliothek — das Reglement, seine Garderobe — die Uniform, selten ein Civilanzug, zwei Hemden zum Wechseln, sechs ist ein wahres Raffinement und ein bedenklicher Reichthum. Er hat keine Frau und keine Verlobte, er hat seine bonne amie, welche mit der Garnison wechselt. Er erhält Marschordre, eine halbe Stunde später liegt seine kleine Malle auf dem Bagagewagen, und er trägt Gemeinde, Bezirk, Provinz, Vaterland, Verwandtschaft, Freundschaft, Liebe und Familie an den Schuhsohlen mit fort. Er pfeift daher, lustig und guter Dinge, alle Sorgen sind begraben, alle Schulden getilgt; er wird sie zahlen, wenn er als Kapitän, als Oberst wiederkehrt; kehrt er gar nicht wieder, so ist „unser Schuldbuch zerrissen" und „allen Sündern vergeben". Bis zum Obersten sind die Gagen gering, das Regiment macht alles gleich, und warum sollten wir nicht General werden, es gibt ja in Frankreich 526 Generale! Man vergleiche mit dieser Silhouette eine preußische Mobilmachung! Da bekundet sich der germanische Familiengeist in seiner ganzen Rührungsfülle: Frauen, Kinder, Ältern, Bräute umringen weinend den Krieger, der selbst in Gefühl schwimmt; die Sorge mit zahnlosem Angesicht schreitet neben-

her. Es muß etwas Großes auf dem Spiele stehen, bis dem ersten Landwehraufgebot und selbst der Linie solche Opfer zugemuthet werden können.

Die preußischen Divisionen bestehen auch im Frieden, die Regimenter sind förmlich lokalisirt, wahre Bezirksregimenter, welche zu Provinzial-Armeecorps gehören; das sind Truppen, die sich einbürgern, einnisten, tausend Verbindungen eingehen; zahlreiche Unteroffiziere sind verheirathet und Familienväter. Garnisonwechsel gehören zu den Seltenheiten; auch im Felde rückt das vorher gebildete Armeecorps aus, Genoß kämpft neben Genoß. Das hat seine Vorzüge, aber auch seine großen Nachtheile. Die französischen Regimenter sind ewig auf der Wanderung; Frankreich, ja Nordafrika dazu, heißt ihre Garnison; in neuerer Zeit sind sie nicht einmal auf irgendeine Kaserne fest angewiesen, sie bilden Lager, zu Helfaut, zu Châlons. Sie wandern von Frankreich nach Algerien, von Algerien nach Konstantinopel, Varna, Sewastopol, Turin, Genua, Rom, immer kriegstüchtig, immer kriegsbereit, immer kriegsgeübt. Ist keiner europäischen Großmacht etwas am Zeuge zu flicken, so sind die Kabylenstämme zur Hand oder die räuberischen Mauritanier verdienen eine Züchtigung. Übrigens ist die Erde groß, die „Civilisation" ist „nach China zu tragen", das „Christenthum" in Cochinchina und Anam zu „schützen". Nur die kaiserliche Garde ist in Frankreich beständig in Divisionen und Brigaden formirt; alle übrigen Divisionen und Brigaden werden erst beim Ausmarsch gebildet; alle Gründe der Zweckmäßigkeit machen sich bei dieser Formation geltend, und der Centralisationsdraht im Kriegsministerium zu Paris zittert im Nu jede beliebige Combination zusammen. Kein Mensch kann sagen, ob die französische Armee auf Kriegs- oder Friedensfuß steht; kein Mensch kann berechnen, wie stark diese Armee in acht Tagen sein werde. Die Beurlaubung der Reservisten ist willkürlich und verschieden: die Schöpfung der 9. Compagnie im Bataillon, oder gar des 4. Bataillons zu neun Compagnien im Regiment (Ordonnanz vom 8. Sept. 1841) erhebt den Effectivbestand der Linieninfanterie für die 100 bleibenden Regimenter auf 10000 Offiziere und 318000 Mann, respective auf 13000 Offiziere und 401400 Mann. Was hindert die plötzliche Bildung eines 4. und 5. Zuavenregiments, eines 3. und 4. Regiments der Fremdenlegion? Bildete nicht zur Zeit des orientalischen Kriegs der General Ochsenbein eine „schweizerische Legion"? Von den 140000 normalen Rekruten der französischen jährlichen Aushebung werden gewöhnlich nur 80—100000 genommen; aber man kann zurückgreifen und vor allen Stücken die laufende Aushebung vollständig ausbeuten; man kann endlich vorgreifen und die Rekruten des folgenden Jahres einberufen. Der erste Napoleon erschöpfte zwar Frankreich durch dieses Manöver; aber die Procedur hält lange vor, und der Franzose ist eine kriegerische Natur. Er hat sogar ein sehr kurzes Gedächtniß: der erste Napoleon hat das flache Land entvölkert, die Bauerschaft aufs äußerste decimirt — eine Generation später wird sein Neffe von den französischen Bauern zum Kaiser gemacht! Zu Anfang des Jahres 1859 war viel Streitens darüber, ob die französische Armee kriegsbereit sei; die imperialistischen Organe der Presse behaupteten bekanntlich, man habe in Frankreich „nicht gerüstet". Man gebe ihnen das zu — was folgt daraus? Im Nu standen 100000 Franzosen in Italien! Also ist die französische Armee stets gerüstet, und für alle europäischen Armeen ist der Friedensfuß absolut unmöglich, solange das Empire dauert!

Wenn die Trommel ertönt, wenn das Horn erschallt, wenn es heißt: „für Frankreichs Ehre und Ruhm" fechten, so ergreift ein mächtiger Schwindel das Land, ein Fanatismus, den das gesammte übrige Europa nicht kennt, und der nur wiedergesehen wird auf der englischen Flotte, wenn es gilt: Rule Britannia! Der diplomatische Haber mag das Land kalt lassen, die Kriegsaussicht noch alle bürgerlichen Kreise mit banger Ahnung erfüllen, die Kriegserklärung selbst auf der Börse mit einer Baisse begrüßt werden. Gestützt auf die Unteroffiziere und Lieutenants, auf den „wahren Adel der Nation" erklärt der oberste Kriegsherr: Mon peuple sera toujours content, lorsque je le serai, oder er wirft den „Pékins" die verachtungsvollen Worte hin: „Interessirte Schwachseligkeiten, gemeine Interessen!" und das bewaffnete Volk rasselt mit dem Gewehr, schlägt die Waffen aneinander, gerade wie zur Zeit der März- und Maifelder, wenn die Ostgothen, Burgunden oder Longobarden einen Heerkönig auf den Schild erhoben. Alle bürgerlichen Abstimmungen mögen falsch, erzwungen und erlistet sein; diese Abstimmung der Armee ist ehrlich und wahr — und unumgänglich.

Es gibt in der französischen Armee wie im französischen Volke politische Partrien, Orleanisten, Legitimisten, Republikaner: Bosquet war Republikaner, der seine ganze Division gegen die zehnjährige Präsidentschaft stimmen ließ; Pélissier war Orleanist aus der Schule des Marschalls Bugeaud; man sagt dem Marschall Mac Mahon legitimistische Neigungen nach.

Wenn aber honneur und gloire der armée française auf dem Spiele stehen, so ist jeder vorab Franzose und Soldat: Bosquet gewinnt die Schlacht an der Alma, Pélissier stürmt Sewastopol, Mac Mahon rettet das Empire und den Empereur bei Magenta! In dem großen wirbelnden Waffentanz verschwindet die Politik und der Dogmencultus, und der zweideutigste Cäsar an der Spitze der Armee zieht die wilde Jagd magnetisch hinter sich her, dafern er nur nicht persönlich feige ist. Spott, Ironie, beißende Satire, Epigramme, alles ist erlaubt, dafern der Soldat seine Pflicht thut, d. h. dafern er unerschütterlich bei der Fahne steht. Als die französische Garde 1812 von Moskau zurückkehrte, sahen die Hintermänner das vierfache N auf den Knöpfen der Vordermänner; die Elsasser fragten lachend ihre Kameraden, ob sie wol wüßten, was die vier N bedeuteten, und lauter lachend riefen sich die Sundgauer mit den schnarrenden Kehllauten in der Gurgel zu: „Nur Nicht Nach Norden!" Ob der große Napoleon so viel deutsch verstand, konnte füglich einerlei sein, er mußte diese Nadel jedenfalls hinabschlucken. Am Morgen des 8. Sept. 1855 spielte die Militärmusik: „Partant pour la Syrie"; die Regimenter marschiren nicht; aus den Reihen erscholl die alte Weise von wunderbarer Melodei: „Allons enfants de la patrie!" Immer lauter wurde das Lied von Rouget de Lisle; die Musik läßt sich anstecken und kehrt von „Syrien" ins „Vaterland" um. Die Colonnen setzen sich in Geschwindschritt, und durch den erstickenden Pulverdampf bricht sich die Marseillaise und die Schar des Todes zugleich Bahn — das Grablied und die Todtengräber des russischen Marinearsenals am Schwarzen Meere! Die französischen Heerführer sind alle wie Julius Cäsar, der gleichfalls die beständige Zielscheibe aller erdenkbaren Bosheit und Stichelei abgab. Ohne diese absolute Preßfreiheit kein Cäsar und kein französischer General-en-Chef. „Moechum calvum adducimus!" sangen die römischen Legionen, wenn sie den Triumphator in die Ewige Stadt zurückbrachten. „Den Ehebrecher bringen wir, der Kahlkopf ist zugleich." „Partant pour la Syrie", diese Fadaise der Königin Hortense, ist vom Armeerepertoire sozusagen verschwunden, in der italienischen Campagne ward das Sturmlied der Revolution wieder officiell, und als Gegenstück zu den vier N schuf man die glorreiche Tetrade der M: Montebello, Magenta, Mailand, Marignan!

Die Unbändigkeit der französischen Soldaten steigert sich, wenn man von der Linie zur Elite hinaufsteigt. Der Zuave ist der bekannteste Typus in der neuern Kriegsgeschichte geworden, er ist in aller Munde, er droht zur Mythe zu werden. Schon der bloße Gedanke, einem Zuaven gegenüberzustehen, ruft in gewissen Kreisen Grauen hervor. Die Zuaven waren ursprünglich Nordafrikaner im Nationalcostüm, eine leichte und verwegene Infanterie; das Costüm ist geblieben, aber jetzt stecken wohlbekannte europäische Gesichter darin, pariser Ausschuß, oft Auswurf, verlorene belgische Söhne, auch leider Deutsche. Außer den Gardezuaven gibt es jetzt drei ganze Regimenter dieses Corps der Rache. Ihre sehr bequeme, dabei durchaus kleidsame Tracht, die durch hundert Abbildungen populär geworden ist, macht sie äußerst mobil; die meisten sind keine Jünglinge mehr, ihr Pathos ist der Ruf der Truppe. Sie sind in Algerien eingeweiht worden und greifen mit einem Feuer an, das einen österreichischen Infanteristen von vornherein aus der Fassung treibt; schon ihr Aussehen wirkt schreckenerregend. Diese Wirkung dürfte jedoch wol kaum bis zu einem zweiten Feldzuge vorhalten. Man gewöhnt sich endlich an den Teufel selbst. Die Zuaven greifen sehr resolut mit dem Bajonnet an, aber im Bajonnetfechten stehen die preußischen und auch die belgischen Truppen über ihnen; die Preußen schießen auch durchgängig besser als die Franzosen. Die Hauptsache bei den Zuaven ist, daß es für sie kein unübersteigliches Terrain gibt, sodaß die „natürlich befestigten Positionen" gerade die directe Einladung für diese Kletterkatzen sind. Die Turcos, oder eigentlich tirailleurs indigènes, rekrutiren sich wirklich aus Kabylen, Mauren, Negern und Halbtürken; sie schleichen sich an den Feind heran, bringen unvermerkt bis in seine Glieder hinein, erheben sich plötzlich vom Boden, stoßen ein wildes, barbarisches Geheul aus, und schon sitzt ihr Eisen dem Feinde im Rücken. Ganz besonders müssen sich Schild- und Feldwachen vor diesen Ungethümen hüten, denn sie kriechen ungehört bis in nächste Nähe heran. Was sie im Quartier und namentlich auf erobertem Boden machen, läßt sich nicht beschreiben; sie sind Bestien, und wenn Graf Cavour mit moralischem Aplomb die Kriegführung des Feldmarschallieutenants Urban vor Europa denuncirte, so hätte Österreich die Einführung dieser Turcos in europäische Kriege brandmarken sollen. Jedes sittliche Gefühl des Abendlandes würde sich laut empört haben, und Napoleon III. hätte es sich vergehen lassen, die „Freiheit" durch Kinder Sodoms und Gomorrhas „nach Italien zu importiren". Aber freilich, wo war österreichischerseits eine Spur von Energie in den höhern maßgebenden Sphären?

Die Zuaven sind wild und ausgelassen, aber im Grunde gutmüthig, jovial, humoristisch;

Grausamkeit ward ihnen niemals nachgesagt, aber das bürgerliche Gesetzbuch haben sie nicht erfunden, und wenn eine politische Partei in Frankreich den Namen der partageux verdiente, so gewiß die Zuaven. Sie lieben die Thiere wie die Kinder, aus demselben Grunde; sie sind großherrlich, protectionssüchtig; Katzen bringen sie vom Schlachtfelde heim, welche bei spätern Revuen auf ihren Tornistern sitzen. Von Solferino brachten sie als spolia opima ein Regimentshuhn mit nach Paris zum Triumphaufzuge. Sie besitzen in vollster Ausdehnung das Janitscharenhochgefühl, daß man nur Sultan sein könne von Zuavengnaden, und daß, wenn es ihnen zu eng im Schloß wird, Napoleon III. sich beeilen muß, einen Krieg anzuzetteln. In ihren Kasernen zu Paris führen sie ein sorgloses cabetistisches Leben, haben ihre Haus- und Tischordnung und fragen nach keinem Menschen in der Welt. Glaubwürdige Augenzeugen versichern uns, daß noch nach Sewastopol der Toast auf den „Empereur Napoleon" also ausgebracht wurde: „A la santé du Vieux, pas de celui-ci!" Und als man ihnen bemerkte, der Aufenthalt in ihrer Kaserne sei für Fremde compromittirend, erklärten sie lachend: Sie hätten ihre Schildwache am Thore, und wider ihren Willen könne nicht einmal der Empereur Napoleon III. den Fuß in ihre Kaserne setzen! Ob Magenta und Solferino an diesem Verhältnisse etwas geändert haben, ist mehr als wir sagen können.

Elitetruppen wie die Zuaven sind bei der jetzigen Kriegführung von unschätzbarem Werthe. Zur Entscheidung der heutigen Schlachten bedarf man einer qualitativ höhern Mannschaft, um Defensivpositionen zu nehmen, an deren Besitz der Ausgang der Dinge hängt. Diese Truppen müssen mobil, degagirt und ausdauernd, dabei nicht allzu jung sein. Wohin die gezogene Kanone nicht reicht, dahin klettert der Zuave. Die Persönlichkeit, welche durch die modernste Artillerie ganz verdrängt zu werden drohte, taucht mächtiger als je in solchen Regimentern wieder auf. Dem Zündnadelgewehr und seiner Schußweite hat Frankreich die „gezogenen Kanonen" entgegengesetzt; die Zuaven sind die wahren Pendants zum Canon rayé; mit beiden zusammen hat Napoleon III. in Italien gesiegt. Alle Kriegführung strebt da hinaus: Tirailleurs, Jäger, Zuaven, welche die demokratische Persönlichkeit darstellen; die Regierungen oder das Element der Collectivgewalt mit Kanonen dreinredend.

Faßt man die drei großen Continentalmilitärmächte von ihrer hervorragendsten Seite auf, so ist Frankreich eine Artilleriemacht, Österreich eine Cavaleriemacht, Preußen eine Infanteriemacht. Das Artilleriewesen ist Napoleonisch, cäsarisch, despotisch; das Cavaleriewesen ist aristokratisch, patricisch, habsburgisch-lothringisch; das Infanteriewesen ist Scharnhorstisch, landwehrmäßig, demokratisch. Der Bonapartismus ist aber, wie Janus, eine Doppelmaske, die nach einer Seite hin beständig die „Principien von 1789" sehen läßt; deshalb findet auch die Infanterie, und besonders die leichte, im imperialen Heere ihre besondere Pflege. Und wie die Demokratie und die Revolution beständig voraufgehen, um den Bonaparte die Kastanien aus dem Feuer zu holen, so tiraillirt die französische leichte Infanterie den Kanonen vorauf; die großen despotischen Schläge folgen hinterdrein oder über die Köpfe der Tirailleurs weg. Diese Combination hat soeben das Princip der Cavalerie über den Mincio zurückgeworfen; denn auch die österreichische Infanterie, selbst die zahlreichen Jäger, haben noch die Gravitation der Pferde und die Unbehülflichkeit der Sechsfüßer. Ein Krieg zwischen Preußen und Österreich um Deutschlands Einheit und Autonomie würde das preußische Landwehrsystem, das Bajonnet und die Wucht des Kolbens zu seiner vollen Geltung bringen, und aller Haß, den die wiener Hofkanzlei gegen das „übermüthige, herrsch- und habsüchtige" Preußen, diesen „Parvenu" unter den Großmächten aussäen möchte, würde schwerlich standhalten vor dem Willen der Preußen, vor diesem echten Landwehrprincip. Das Genie Friedrich's des Großen würde als Volkspathos wieder aufleben. Damit ist nicht gesagt, die österreichische Armee würde als Armee ihre Pflicht nicht thun; aber auf diesem Punkte sind wir aus der Berechnung der materiellen Kräfte hinaus und in das Bereich jener so unbegreiflichen immateriellen Wahrheiten gelangt, welche noch imponderabler als der elektrische Strom sind, und noch viel größere Wirkungen hervorbringen.

Käme es zum Kriege zwischen Frankreich und Preußen, so wäre Preußen vorab nicht der jetzige politische Begriff, sondern der Repräsentant und Führer Deutschlands; seine Truppenzahl erhübe sich also auf die Höhe der französischen. Der unberechenbare Vortheil, zuerst im Besitz der „gezogenen Kanonen" zu sein, ist für Frankreich von Stund an verloren; solche Privilegien kommen unter gleichgearteten Nationen desselben Welttheils alle drei bis vier Jahrhunderte einmal vor. Seit dem dritten englischen Eduard, unter welchem die Feldschlangen zuerst mit Pulver bedient wurden, hatte die Kriegsgeschichte nichts Ähnliches wieder aufzuweisen. Beim

nächsten Kriege werden alle europäischen Mächte mit Gezogenen ins Feld wie auf die See rücken, dafern nicht alle Infanterien bereits lauter gezogene Flintenläufe haben. Preußen wird also seinen Batterien immer eine wohlgeübte zahlreiche leichte Infanterie beizugeben haben, damit das Duell zwischen krankhaft übermüthigem Romanismus und selbstbewußtem Germanismus bei gleichem Winde und gleicher Sonne stattfinde. Aber bei der besten Vorsorge und dem besten Willen wird die preußische Armee die ersten Monate lang wahrscheinlich im Nachtheile bleiben; der Abgang von Maroden wird sich bei den jungen hochgeschossenen Leuten stärker erweisen als bei den französischen Truppen. Hr. von Wickede dehnt diese Nachtheile bis zum zweiten Feldzuge aus. Aber Preußen und das preußische Deutschland werden ihre unverwüstliche Defensivkraft, was auch die anfängliche Entscheidung bringen möchte, zuverlässig und endgültig bewähren.

Frankreich mag noch so despotisch regiert werden, es verschließt sich nicht gegen die Entdeckung und die Erfindung, am wenigsten unter Napoleon III., der sich in der Wissenschaft einen Namen zu machen suchte, ehe sein politischer Stern aufging. Hätte der Onkel den Amerikaner Fulton, der die Schiffe mit Dampfkraft bewegen wollte, nicht auf das Narrenhaus angewiesen: wer weiß, ob die Landung in England nicht zu Anfang des Jahrhunderts vor sich gegangen wäre! Der Neffe hat seine Flotte mit den Flügeln des Dampfes begabt und die Schraube hinzugefügt. Die erste Revolution hatte bereits den Aërostaten zum Recognosciren im Felde gebraucht und eine besondere „Compagnie von Luftschiffern" unter der Führung des Colonel Coutelle organisirt. Als beim Krönungsfeuerwerk im December 1804 ein Ballon mit der feurigen Krone auf- und davonflog, auf dem Grabmale Nero's einen Augenblick hängen blieb und dann in den See Bracciano stürzte, löste der gekrönte Cäsar die Luftschifferei in Frankreich auf und befreite seine Feinde von ihrem großen Schrecken über die unerreichbaren Spione. Der zweite Empereur ließ den Luftschiffer Godard von Paris nach Italien kommen, und die englische „Times" erzählte uns, daß am Morgen des Tags von Solferino alle Positionen der Österreicher durch einen Ballon ausgekundschaftet worden! Die Österreicher, schon einmal in den neunziger Jahren „zwischen Maas und Sambre" über dieses Teufelswerk erschreckt, ließen sich 1859, trotz aller „Reformen" in ihrer Armee, noch einmal erschrecken und schlagen. Hoffentlich wird auch in dieser Beziehung künftig vorgebeugt, nach der Devise, daß man vom Feinde am meisten lernen kann!

Die Einführung erprobter Neuerungen ist im französischen Heerwesen förmlich organisirt; es ist fast unmöglich, daß ihm etwas Zweckmäßiges und Brauchbares entgehe. Generalstab, Artillerie, Genie, Infanterie, Cavalerie, kurz jede Waffenabtheilung hat ihre besondere prüfende und berathende Commission, welche jede Mittheilung, selbst von Laien, berücksichtigt, nichts vornehm zurückweist, die Erfinder und Verbesserer zur Probe zuläßt und das Probehaltige rasch empfiehlt. So wissen wir aus bester Quelle, daß eine wesentliche Zuthat zu den „Gezogenen Kanonen" einem deutschen Mechaniker verdankt wird, der bei einem deutschen Kriegsministerium mit der Bemerkung ab- und zur Ruhe verwiesen worden war, „man kenne die Sache längst"! Die französischen Socialisten verlangten unter Ludwig Philipp und noch 1848 ein „Ministerium des Fortschritts"; politisch wurde das nicht berücksichtigt, aber militärisch besitzt Frankreich dieses „Ministerium des Fortschritts", in ebenso viele Departements getheilt als es Waffenarten und Heerabtheilungen gibt. Wir fordern die betreffenden höchsten Stellen in Deutschland auf, sich eine solche Institution reiflich, doch nicht zu lange, zu überlegen.

Frankreich unter einem Napoleoniden ist nur als Militärdemokratie denkbar; unter einem verschlagenen Napoleoniden, der den Ballast eines halben Jahrhunderts auf seinem Rücken trägt, tritt diese Demokratie bei allem „Entrain" vorsichtig und sicher auf; sie ist mit allen Hülfsmitteln der Kunst und der Erfahrung ausgerüstet. Wohl vorbereitet und klüglich auf ein bestimmtes Terrain geworfen, überläßt man sie ihren ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften, ihrem martialischen Feuer, ihrer fougue, der furia francese. Im 6. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung fielen die nördlichen Briten häufig in das Gebiet der Franken, um bewaffnete Kornernte und Weinlese zu halten. Mit Wein und Weizen beladen zogen sie sich blitzschnell in ihre Wälder und Sümpfe zurück. Ihr Barditus hieß „Der Wein der Gallier":

Wein und Blut fließen vermischt, Wein und Blut fließen.
Weißer Wein und rothes Blut und fettes Blut, weißer Wein und rothes Blut.
Rothes Blut und weißer Wein, Ein Strom, rothes Blut und weißer Wein.
Das ist das Blut der Gallier, das fließt, das Blut der Gallier.
Ich habe Blut und Wein im schrecklichen Gemenge getrunken, ich habe getrunken Blut und Wein.
Wein und Blut ernähren wer davon trinkt, Wein und Blut ernähren.

Die Gallier haben das fränkische Blut rein aufgetrunken. Ihre Schlachtlieder haben mit den Jahrhunderten gewechselt, aber die fougue und die furia sind die nämlichen geblieben. Seit dem 9. Jahrhundert war das „Rolandslied" populär, es wurde im Chor von den Truppen gesungen, und dauerte bis zum dritten Königsgeschlecht. Bei Poitiers, 1356, ward es gesungen, konnte aber den König Johann nicht vor Niederlage und Gefangenschaft retten. Auf die „Menestrels" der neufränkischen Armee folgten die „Abenteurer" oder „Aventuriers", welche als unbändige Burschen die Poesie im Heere vertraten und zu Rhapsoden aller großen Ereignisse und Heerführer wurden: sie feierten die Schlacht bei Marignan, den Ritter Bayard, La Tremoille, Montmorency, den Connétable von Bourbon, und den berühmten Marschall Baron de la Palice, welchen ein späterer Spaßvogel in einen französischen Schwaben umwandelte, der „an Krankheit gestorben" sei. Vom 15. Jahrhundert bis zur Revolution trat die chanson de geste oder das „Vaudeville" an die Stelle der ernsten Bravourarie; lustig, spöttisch, scherzend und neckend wurde z. B. der Marschall Villeroi verarbeitet, bis unter dem liederlichen Ludwig XV. alles „galant" wurde, sogar der Refrain des Soldatenliedes. Mars war geschminkt und trug Schönpflästerchen im Gesicht; es wurden besungen die Fanchon, die Reihe der Manons, endlich la belle Bourbonnaise, la maîtresse de Blaise, aus deren Maske die freche Dubarry hervorguckte.*) Auch die französische Armee hatte sich heruntergesungen wie das französische Königthum — als plötzlich ein neuer Geist durch Frankreich fuhr, der ein Vaterland und eine Republik extemporirte, zu deren Vertheidigung „vierzehn Armeen" an die Grenze flogen. Da tauchte auch das Lied aller Lieder auf, das Sturmlied der Freiheit, die melancholisch gewaltige Marseillaise; unter ihren Klängen wurden die größten Kriegswunder verbracht, und selbst als die Enfants de la patrie nichts mehr waren als conscribirte Sujets de Sa Majesté Napoléon I., wirkte der Geist der Emancipation noch nach, und draußen erlagen die Throne wie drinnen jüngst die Bastille. Ein neues Lied ist seit 1848 nicht aufgekommen, aber die chanson de geste hat ihre Fortsetzer gefunden bis mitten ins Feldlager hinein, und vor Sewastopol wie in Italien spielten die Zuaven Komödien zum Todtlachen, mitten im schaurigsten Ernste, vor dem blutigen Zusammentreffen wie nachher.

Das zweite Empire gründet sich auf die Armee, wie das erste; es kann zu Falle kommen, wenn die Armee geschlagen wird; es kann aber auch zu Grunde gehen, wenn es der Armee nicht hinlänglich zu Willen ist. Schon war sein zweiter Krieg unmöglich, ohne den Empereur an der Spitze. Pelissier durfte nicht zum andern male mit Sieg und Lorbern gekrönt, Mac Mahon mußte auf dem Schlachtfelde vom Kaiser selbst zum Marschall geschlagen werden. Die innere Freiheit klopft seit Villafranca vernehmlich an der Tuilerienpforte, die bürgerliche Welt sieht ein, daß sie 1851 weit weniger „gerettet" als compromittirt worden ist. Es wird immer schwieriger, einen Krieg anzuzetteln, und zugleich wird der Krieg eine stets gebieterischere Nothwendigkeit. Hier liegt die Grenze des zweiten Empire angedeutet und zugleich die Aussicht auf eine friedlichere Epoche der Geschichte Europas. Welche Regierung auch auf Napoleon III. folgen möge, sie wird jedenfalls weniger soldatisch sein, schon weil sie billiger sein muß. Zwei Milliarden Francs hat der Krieg seit 1854 schon consumirt, ohne andere Vortheile für Frankreich als Feststellung des kaiserlichen Throns und Erlangung persönlichen Ansehens für Napoleon III. Die Franzosen sind zwar möglichst enthusiastisch und voller Chauvinismus, aber sie wissen zu Zeiten auch zu rechnen und die Bilanz zu ziehen.

Die bürgerlichen Klassen, welche den Cultus der Freiheit hegen und die Selbstregierung nicht vergessen können, sind zugleich abgesagte Feinde eines Kriegs mit England oder Deutschland. Halten daher England wie Deutschland ihre Streitkräfte in Bereitschaft, rüsten sie sich für den Fall eines plötzlichen Angriffs, reformiren sie ihr Heerwesen so rasch und so gründlich als möglich: so geräth das Empire in Zweifel und Unsicherheit, hat die innere Opposition wie die Wehrhaftigkeit des Gegners wohl zu überlegen, und kommt so auf alle Fälle in die Lage, keine Niederlage überdauern zu können. Ein freies Volk anzugreifen, das würde das heutige Frankreich allenfalls noch erdulden müssen; denn der Zwang und Druck sitzen ihm an der Kehle; und die Armee will sich schlagen, einerlei gegen wen. Aber von einem freien Volke geschlagen zu werden, außerordentliche Opfer von Frankreich zu verlangen, an die Bereitwilligkeit der Nation zu appelliren:

*) Man vergleiche das höchst interessante Buch von Georg Kastner: „Essai historique sur les chansons militaires des Français."

das geht über die Macht des zweiten Empire hinaus, das wäre die Abdankung **Darum gießet Öl auf euere Lampen und schlafet nicht; denn der Bräutigam kann jeden Augenblick kommen** und der Tanz beginnen.

Wem es aber in spätern Zeiten gelingen möchte, den prächtigen Instinct der Franzosen, Großes durch die Einheit zu vollbringen, die Gesammtkraft auf ein großes Ziel loszuschnellen, und doch dabei der Persönlichkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, auf einem andern, einem friedlichen Felde zu verwenden, den stürmischen Charakter der Nation im Bette der Cultur harmlos auf- und abwogen zu lassen: der wäre zugleich der größte Held der französischen Geschichte und der größte Wohlthäter der europäischen Menschheit.

Die Gitterbrücken der Weichsel

bei Dirschau und Marienburg.

Die großartigen Unternehmungen der Engländer charakterisirt der diesem Volke eigene gewaltige Nationalstolz. Indem sie sich eines steten Siegs über die Verhältnisse, über die Elemente für versichert halten, beginnen sie die schwierigsten Dinge, nicht selten ohne die zum glücklichen Vollbringen unumgänglich nöthigen Vorarbeiten und Überlegungen vorangeschickt zu haben. Mit großer Beharrlichkeit, ja Zähigkeit setzen sie allerdings ihre Riesenunternehmen weiter fort, beschreiten sie immer neue Wege, um zum vorgesteckten Ziele zu gelangen, aber, obschon sie durch außergewöhnliche Mittel unterstützt werden, bringen sie doch häufig die größten Opfer ohne Nutzen. Sie strecken ihren Telegraphendraht durch die ganze Breite des Atlantischen Ocean, ohne durch vorsorgliches Prüfen erforscht zu haben, ob das so construirte Kabel auch den Reibungen am felsigen Untergrunde nicht zu bald unterliege; ja nach der That erst muß eine Commission untersuchen, ob überhaupt Kautschuk oder Guttapercha besser isolire. Sie bauen den Leviathan, und es versagen ihnen die Maschinen, das ungeheuere Fahrzeug flott zu machen. Der Deutsche, mit vielleicht zu geringem Selbstvertrauen, geht später, aber dafür vorsichtiger zu Werke; gebietet er über geringere Mittel, gelangt er ans endliche Ziel auch mit weniger Opfern. Können wir auch nicht leugnen, daß die Engländer mit praktischem Sinne die meisten Erfindungen zuerst ausbeuten, so lernen wir sie, wenn auch später, doch um so besser gebrauchen und entwickeln, unter weiser Benutzung der bittern Erfahrungen, welche jene gemacht haben.

Für alle großartigen Bauunternehmen in Deutschland finden wir deshalb bis noch vor kurzem meist englische Entrepreneurs, nicht, weil wir es weniger verstanden, sondern weil sie mehr wagten und mit größerer Dreistigkeit an die Sache gingen. Da entstand in diesen Tagen, nur von Deutschen mit vaterländischem Material aufgeführt, ein specifisch deutsches Werk: die großen Weichselbrücken der Ostbahn, ein Werk, bei dessen Anblick das Vertrauen auf die eigene große Kraft dem Deutschen für alle Zukunft erstarken wird.

Mit der unaufhaltsam gegen Osten hin fortschreitenden Cultur, dem immer regern Verkehr in den Ostseeprovinzen seit dem Anschlusse dieser an Deutschland, war die Weichsel ein stets empfindlicher gefühltes Hemmniß für Handel und Wandel, eine stets gefährlichere Scheidelinie fröhlich aufblühender Landestheile vom Hauptkörper des preußischen Staats geworden. Die Nothwendigkeit, durch eine stehende Überbrückung dem Übel dauernd abzuhelfen, wurde gebieterisch, als es galt, den Nutzen der Eisenbahnen auch den östlich der Weichsel gelegenen Landstrichen zuzuführen. Aber große, unübersteiglich scheinende Hindernisse stemmten sich der Ausführung entgegen. Da baute der berühmte Stephenson die Britanniabrücke, und in genialerer Verwerthung seiner genialen Idee entstanden nun, basirt auf die solidesten Vorarbeiten und Berechnungen, mit riesenhaftem Apparat ins Werk gesetzt, die Dirschau-Weichselbrücke und die Marienburg-Nogatbrücke — gigantische Bauten, welche, mit der alten Marienburg in würdiger Nähe, glorreiche Denkmäler deutscher Kunst und deutschen Schaffens für alle Zeiten sein werden. Während im Südosten Europas der erste Act des Dramas „Civilisatorische Bestrebungen" in Scene gesetzt wurde, errichtete Preußen, unbehindert durch den Kriegslärm, jene Brücken, welche die Civilisation sicherer dem Osten zuführen werden als wohlwollende Imperatoren, selbst wenn sie auf jede ihrer Verheißungen den Stempel eines Siegs drücken.

Die Weichsel ist ein Strom, dessen geographische Lage und sonstige Beschaffenheit ihn für

die Schiffahrt sowol wie für die angrenzenden Landstrecken zu einem außerordentlich gefährlichen machen. Seine Quellen und Mündungen liegen unter demselben Meridian: er läuft also, trotz mannichfacher Krümmungen, wesentlich von Süden nach Norden. Im obersten Laufe, wo die Weichsel von den Beskiden (die nördlichen Vorkarpaten) kommt, hat sie ein sehr bedeutendes Gefälle, wovon sie den Namen führt; denn Weichsel soll vom polnischen Wisla herkommen, was soviel als „schwebendes Wasser" bedeutet. Weiter hin wird sie ein entschiedener Flachlandfluß mit geringerm Gefälle. Nichtsdestoweniger bleibt ihr Strom stark, da sie in Polen bedeutende Nebenflüsse aufnimmt. Sie führt eine Menge Sinkstoffe, namentlich Sand, mit sich; die Wassermasse, welche sie der Ostsee zuwälzt, ist in den verschiedenen Jahreszeiten eine sehr ungleiche; und schließlich, was vor allem bei Hochwasser sie sehr gefährlich macht: ihr Bette verengt sich nach den Mündungen zu.

So ungefährlich und unschuldig der Strom im Frühsommer erscheint, so furchtbar ist sein Anblick, so vernichtend sein Auftreten, wenn im ersten Frühjahre die Sonne den Schnee auf den Karpaten schmilzt, das herabströmende Wasser des Stromes die schon mürbe gewordene Eisdecke in den polnischen Ebenen hebt, zum Bersten bringt und die gewaltigen Eisschollen auf die untern Theile des Flusses schwemmt, welche noch in tiefer Winterruhe liegen. Die Sinkstoffe, welche der Strom wegen des geringen Gefälles nicht bis zur See führen konnte, haben ihn versandet, Grundeis verstopft ihn an andern Stellen, die Decke, noch zäh und fest, liegt eingekeilt im sich verengenden Bette, und dagegen stürmt mit unwiderstehlicher Gewalt die treibende Eislast. Die Schollen heben und wenden sich, bohren sich in den Grund, stellen sich aufrecht, und mit rasender Geschwindigkeit thürmen sich dahinter Eisberge auf, welche jeden menschlichen Versuchs, sie zu beseitigen, spotten. Zitternd und zagend müssen dann die Landleute geduldig abwarten, ob des Stromes Kraft selbst den Eiswall beseitigen werde. Wehe aber, ist dieser stärker als die Deiche: dann werden diese zerrissen, Wasser, Eis und Sand ergießen sich weit über das tiefer gelegene Land, und nicht blos des Jahres Ernte, das Vieh, die Häuser, der augenblickliche Besitz gehen verloren, sondern der Acker wird auf viele Jahre versandet, ja vielleicht für immer unbrauchbar gemacht. Oft genug sind Menschenleben den Fluten zum Opfer gefallen.

Natürlich ist während des stärksten Eisgangs oft auf viele Tage jeder Verkehr über den Strom gehemmt. Die Posttasche wird vielleicht an vorher gespanntem Seile hin- und hergezogen. Erst wenn das Toben des Stroms nachläßt, setzen auf mit flachem Kiele gebauten Kähnen einzelne Menschen über; doch müssen die Kähne in fortwährendem Schaukeln bleiben, damit die Eisschollen heruntergedrückt werden und nicht, den Kahn festfahrend, ihn zur unfreiwilligen Reise stromabwärts zwingen. Größere Wagen- und Waarentransporte müssen selbstverständlich bis zur vollständig wiederhergestellten Ruhe unterbleiben.

Wie sehr erwünscht, wie nothwendig es also auch war, durch eine stehende Brücke eine ununterbrochene Communication herzustellen, so schien es doch nicht möglich, da jeder in den Strom gesetzte Brückenunterbau, sollte er selbst auch dem Eisandrange zu widerstehen im Stande sein, doch eine zu gefährliche Flußbettverengung zu erzeugen, eine zu günstige Veranlassung zu Eisstopfungen abzugeben drohte. Zwei Versuche, den Fluß dauernd in Fesseln zu schlagen, hatten sich als vergeblich erwiesen. Im 16. Jahrhundert wurde bei Thorn eine Pfahljochbrücke erbaut; doch, mit unendlichen Kosten erhalten, unterlag die Brücke mit vielen Menschenopfern dem zürnenden Flußgotte im Jahre 1855. Ein gleiches Schicksal hatte vor etwa hundertundzwanzig Jahren eine ähnliche, von den Ordensrittern bei Marienburg im 14. Jahrhundert angelegte Brücke. Man ließ sich jedoch nicht abschrecken und beschloß, unzähligen engherzigen Abmahnungen zum Trotze, einen neuen Kampf mit dem unbändigen Strome einzugehen.

Wo indessen sollte die Brücke hinkommen? Wenn es auch natürlich schien, die Weichsel da zu überbrücken, wo sie sich noch nicht getheilt hat, also etwa bei Graudenz oder Thorn, so entschieden doch technische, politische wie militärische Rücksichten für eine doppelte Überbrückung, und zwar eine Überbrückung der Weichsel bei Dirschau, der Nogat bei Marienburg.

Die Ufer der Weichsel, wo diese den uralisch-baltischen Höhenzug durchschneidet, also etwa von Thorn bis Dirschau, sind ziemlich hoch, treten bald mehr, bald weniger an den Fluß heran, und machen ein Hinüberführen der Eisenbahn dadurch schwierig und sehr kostspielig. Bei Dirschau und Marienburg entspricht dagegen die Uferhöhe ziemlich derjenigen, welche für die Brückenbahn nöthig ist; es wird also kein Abtrag, keine Erhebung erforderlich. Wie sich ferner, des leichtern Baues wegen, die Eisenbahnen das niedere, das ebene Land suchen, ist es dieses auch, welches ihrer am ehesten bedarf. Es ist das reichere, fruchtbarere Land, braucht deshalb die besten Communicationsmittel, während in schlechten Jahreszeiten, der Bodenbeschaffenheit

zufolge, die Wege gerade hier am wenigsten brauchbar sind. Die Ostbahn mußte durch die reichen Werder, die üppigen Niederungen der Weichsel und Nogat geführt werden, sollte sie für Preußen ihren Zweck vollständig erfüllen. Von der Höhe war die Verbindung mit der Bahn leicht zu ermöglichen. Denke man weiter an die Lage von Königsberg und Danzig, diesen beiden Bollwerken Preußens. Sollte man Danzig ganz isolirt lassen, oder höchstens durch eine lange Zweigbahn, welche zur etwa bei Thorn gelegenen Brücke führte, mit der Ostbahn verbinden? Eine möglich kürzeste Communication zwischen beiden Städten, welche außerdem in der Nähe der See der Küste parallel sich hält, erschien sowol für jene Festungen als auch für eventuelle Vertheidigung der Küsten zwischen ihnen am wünschenswerthesten. Entschieden mußte der Besitz des großen Werders, des Delta zwischen Weichsel und Nogat, durch eine Durchführung der Eisenbahn und eine Fortificirung derselben gesichert werden. Gelänge es einer Invasionsarmee, sich dieses Landstrichs zu bemächtigen (seine Nordgrenze, die Elbinger Weichsel, ist im Sommer leicht zu durchschreiten), sie hätte, unterstützt von einer Seemacht, daran eine vortreffliche Operationsbasis. Dirschau und Marienburg, geeignet dazu durch ihre hohe Lage, müssen ein paar Brückenköpfe werden, welche nordwärts durch Schanzenanlagen zu verbinden und nachhaltig zu schützen sind. Schließlich lag wol bei jenen Vorüberlegungen schon in Absicht, eine Bahn durch Pommern nach Danzig zu führen, deren Anschluß an die Ostbahn bei Dirschau sich am natürlichsten gestaltete. Aus solchen Gründen ward die Lage der Bahn und der Brücken beschlossen, in welcher wir sie jetzt in Ausführung gebracht sehen.

Nachdem im December 1849 das Gesetz, betreffend die Ausführung der projectirten Brücken und der durch eine solche Anlage derselben nothwendigen Strom- und Deichregulirungen, erlassen, das Geld dazu bewilligt war, begann der Bau im Frühjahr 1850.

Betrachten wir zunächst jene Strom- und Deichregulirungen, welche zwar nur in mittelbarem Zusammenhange mit den Brückenbauten stehen, für die spätere Sicherheit der Werke aber von entschiedener Wesenheit sind. Die Weichsel hat an der Montauer Spitze, etwa drei Meilen oberhalb Dirschau, die Nogat abgezweigt, und zwar geschah der Ausfluß unter ziemlich stumpfem Winkel. Allmählich gestaltete sich infolge dieses stumpfen Ausmündungswinkels das Verhältniß der Wassertheilung für die Weichsel immer ungünstiger, und es nahm, namentlich seit dem Jahre 1840, die Nogat fast das Doppelte der Wassermenge auf, welche sie zwischen ihren Eindeichungen, ohne Gefahr für dieselben, abführen konnte.*) Die Folge davon war: ein immer bedeutenderes und schnelleres Versanden der Weichsel unterhalb der Montauer Spitze, während die Nogat stets tiefer und reißender wurde. Mangelhafte Eindeichung vor der Stromtheilung leitete außerdem die Haupteismassen in die Nogat, und furchtbare Durchbrüche der Deiche der letztern waren unausbleiblich. Um die Wasservertheilung auf das ursprüngliche normale Verhältniß zurückzuführen, wurde nun, etwa eine halbe Meile unterhalb der Montauer Spitze, ein Kanal gegraben, mit einem Querprofil, welches der der Nogat zukommenden Wassermenge entspricht. Dieser Kanal, eine Viertelmeile lang, ist mit gewaltigen Eisbrechern an seinem Austritte aus der Weichsel versehen, und führt unter viel spitzerm, also für die Nogat ungünstigerm Winkel in diese die Fluten, als deren alte Ausmündung es that. Die letztere ist mittels doppelter Coupirungen, aus Faschinensenkstücken hergestellt, geschlossen. Außerdem sind vielfache Regulirungsbauten, Buhnen u. s. w. in der Weichsel zu deren Aufräumung und Erzeugung eines geregelten Stromlaufs angelegt, schließlich die Eindeichungen der Nogat und Weichsel in einer Gesammtlänge von circa 20 Meilen auf eine Kronenbreite von 20 Fuß und eine Höhe gebracht, welche den höchsten eisfreien Wasserstand des Stroms um 8 Fuß überragt. Diese Dämme haben wasserwärts eine dreifüßige, landwärts eine zweifüßige Böschung.

Es bleibt eine gefährliche Sache, einem entschieden ausgesprochenen Willen der Natur Zwang anthun zu wollen. Ist es einstweilen gelungen, den Strom in die Bahn zu lenken, welche Menschenwitz für vortheilhaft erachtete, so hegt man schon wieder begründete Sorge, der bezwungene Riese werde sich seiner würdig rächen. Die Wassermenge, welche gegenwärtig die

---

*) Viele halten die Nogat für einen selbständigen Strom, welcher, nachdem er die Liebe aufgenommen hat, sich an der Montauer Spitze mit der Weichsel vereinigt, um sich sehr bald wieder von ihr zu trennen. Bis zum 16. Jahrhundert bildete die Weichsel entschieden den Hauptstrom, und die Nogat war an ihrem Ausflusse nur wenige Ruthen breit. In der Mitte des genannten Jahrhunderts wurde mittels einer Kämpendurchstechung der Nogat mehr Wasser zugeführt, und dieser Durchstich, der sogenannte Mägdegraben, erweiterte sich von Jahr zu Jahr zu bedeutenderer Breite und Tiefe. Trotz mannichfaltiger Vorkehrungen und Abhülfen verlor die Weichsel an Wasser immermehr, und die Nogat gestaltete sich zum Hauptstrome.

Rogat erhält, beträgt ein Drittel der ungetheilten Weichsel, muß aber, da jetzt die Rogat der Versandung anheimfällt, allmählich abnehmen. Hört deshalb dieser Fluß auf schiffbar zu sein, so macht nunmehr für die Weichsel die unselige Verengung ihres untern Strombetts jedes Hochwasser um so gefährlicher. Engherzige Leute, welche von vornherein an der Möglichkeit der Stromüberbrückung zweifelten, welche das Beginnen thöricht, vermessen, eine Gotteslästerung schalten und scheelsüchtig auf die glückliche Vollendung blickten, haben die große Überschwemmung im Jahre 1855 der Stromverengung durch die Brückenpfeiler schuld gegeben. Die größte Anspannung des Flusses war aber unterhalb der Brücke, und die Schuld deshalb wol nur in der neuen Stromtheilung und dem Umstande zu suchen, daß die neuen Regulirungsanlagen und der größere Strom die Weichsel noch nicht aufgeräumt hatten, daß das Wasser, den gewöhnlichen Ausfluß durch die Rogat vermissend, anstaute, sich gewaltsam in die letztere drängte und die Dämme durchbrach. Es bleibt zu hoffen, daß eine späterhin erzielte größere Tiefe der Weichsel ähnlichen Ereignissen vorbeugt; wahrscheinlich aber wird ohne sehr kostspielige Erweiterungen des untern Strombetts dem Übel nicht dauernd abzuhelfen sein.

Jedenfalls haben die Bauten an der Montauer Spitze es ermöglicht, Brückenpfeiler in die Rogat setzen zu können.

Wenden wir uns jetzt zu den Brücken selbst. Es verlangten diese eine stabile Bahn auf möglichst wenigen Unterstützungen. Es lag in der ersten Absicht, trotz der traurigen Erfahrungen, welche man mit Kettenbrücken bei Genf und Angers gemacht hatte, die Weichselbrücken nach dem System der Hängedrahtbrücken zu erbauen. Allerdings erlauben diese eine weite Überspannung (die im Staate Virginien bei Wheeling über den Ohio führt über 960 Fuß Öffnung), aber ihre Stabilität ist zu gering, die ungleiche Inanspruchnahme ihrer Theile durch die Belastung zu gefährlich, als daß es nicht stets aufs höchste fraglich bleiben sollte, ob mit ihnen ein günstiges Resultat zu erzielen sei. Dem Geh. Oberbaurath Lentze und den genialen Ideen und tiefen Berechnungen des Schweizers Schinz haben wir es zu verdanken, daß man bei Dirschau und Marienburg von den Kettenbrücken abging und dem Gittersystem vertraute. Auch dieses System erlaubt hinreichend weite Auseinanderstellung der Unterstützungen, zeichnet sich aber bei großer Tragfähigkeit durch vorzügliche Stabilität und solide Verbindungen aus.

Einige Worte dürften zur Erklärung des angewandten Systems am Platze sein. Denken wir uns einen horizontal gelegten Balken, welcher nur an den Enden unterstützt und gleichmäßig belastet ist, so wird derselbe sich in der Mitte durchbiegen, d. h. seine obere Faserlage wird sich zusammenziehen, seine untere sich ausdehnen. Das Durchbiegen des Balkens wird mit der Vermehrung der Last sich so lange vergrößern, als der Widerstand gegen das Zusammendrücken in der obern Faserschicht, der Widerstand gegen das Zerreißen in der untern Lage der Last das Gleichgewicht hält. Hört dieses auf, so bricht der Balken. Innerhalb desselben, etwas über dessen Mitte, wird eine Schicht sein, deren Längendimension beim Durchbiegen dieselbe bleibt. Die Kräfte dieser Schicht werden also beim Tragen gar nicht in Anspruch genommen; sie wirkt im Gegentheil nur schädlich, da sie ihr Gewicht der Last zufügt. Je weiter die andern Faserlagen von dieser Schicht entfernt liegen, je mehr helfen sie den beiden äußern tragen. Stephenson schloß hieraus: Wenn wir einen Balken höhlen, also blos seine vier äußern Schichten lassen, die obere und untere hauptsächlich zum Tragen, die beiden Seiten zum stetigen Auseinanderspannen jener, so trage die so entstandene Röhre ebenso gut als der volle Balken. Nach dieser Idee baute er über die Menaistraße die Britanniabrücke und sah seine Schlußfolgerung glänzend bewahrheitet.

Auf solchem Erfolge fußend, ging man einen Schritt weiter und construirte einen sozusagen idealen Balken, wie die Theorie ihn zum Tragen als am geeignetsten erklärte. Man nahm nur die obere und untere Faserlage und hielt sie durch Material von den geringsten Dimensionen, also dem kleinsten Gewicht stetig auseinander, kurz: man erzeugte ein Gitter zwischen einem obern und untern Rahmen. Stellen wir zwei solcher Tragegitter parallel zusammen, unterstützen sie in angemessenen Entfernungen, sichern sie gegen Seitenschwankung, setzen auf sie oder hängen an sie eine Brückenbahn, so haben wir eine Gitterbrücke, wie wir sie von Holz oder Eisen schon vielfach, nirgends aber in so kolossalen Dimensionen und genialen Anordnungen in Ausführung gebracht sehen als bei Dirschau und Marienburg.

Wie wir oben sahen, tragen sämmtliche Fasern des Balkens, nur eine mittlere Lage nicht, die oberste und unterste Lage aber am meisten; deshalb tragen auch sämmtliche Theile des Gitters mit, und die Gitter an und für sich mehr, je höher sie sind. Dieser Umstand führt zu einer Verschiedenheit der Anwendung derselben. Bei der offenburger Brücke über den Kinzig

z. B. sind die Gitter einfach durch Eisenbahnschienen oben und unten zusammengegürtet, das Tragen ist also dem Gitter allein überlassen. Bei Dirschau dagegen sind oben und unten Rahmen aus mächtigen, horizontal und vertical gestellten Platten angebracht, und dadurch ist, da diese das Tragen hauptsächlich verrichten, an Höhe der Gitter bedeutend erspart. Bei Marienburg, wo fortificatorische Rücksichten eine noch größere Verringerung der Brückenhöhe geboten, sehen wir noch stärkere, noch breitere Rahmen, während die Gitter noch mehr abnehmen.

Die baulichen Einrichtungen der dirschauer Brücke sind im allgemeinen auch für die marienburger maßgebend gewesen, daher wollen wir jene zuerst betrachten, und nachher nur sehen, wo sich Änderungen an der Nogatbrücke zeigen.

Zwischen den Eindeichungen der Weichsel liegt, nahe der hohen dirschauer Seite, das eigentliche Flußbett, in welchem sie sich für gewöhnlich in einer Breite von 1200 Fuß bewegt, und daneben zu beiden Seiten das Vorland oder der Außendeich, über welchen der Strom bei hohem Wasserstande Eis und Fluten wälzt. Die Brücke mußte also von Deich zu Deich geführt werden, und zwar mit einer Gesammtdurchlaßöffnung zwischen den Pfeilern, welche dem Hochwasserprofil oberhalb Dirschau entspricht. Dies Profil verlangte 2316 Fuß Gesammtbrückenöffnung. Da sieben Pfeiler die Brücke tragen sollten, erhielt man sechs Öffnungen zu 386 Fuß. Für die obere Breite der fünf Mittelpfeiler, von denen nur die zwei linken in dem eigentlichen Strome, die fünf rechten schon auf dem Außendeich ihren Platz finden, bestimmte man 31 Fuß, eine Breite, welche genügt, um dem schweren Überbaue ein sicheres Auflager geben und dem seitlichen Drucke des eistreibenden Stroms widerstehen zu können. Die beiden Endpfeiler mußten jeder eine Breite von 98½ Fuß erhalten, welche Dimension der Dammausladung entsprach und zugleich Raum für die erforderlichen Vertheidigungsanlagen gewährte. So ergab sich eine Gesammtlänge der Brücke von 2668 Fuß. Indem man das hohe dirschauer Ufer als Anfang der Brücke beibehielt, erreichte man diese Entfernung durch ein Verlegen des rechtseitigen Deiches. Die Längendimension der Pfeiler setzte man zu 81 Fuß an.

Die Mittelpfeiler ruhen auf einer Basis von acht Banquets, sie verjüngen sich dann nach oben um 1 Fuß ihrer Breite, und ihr Querschnitt zeigt ein Oblongum, mit nach ober- und unterstrom durch Kreisbogen, welche die Seiten tangiren, gebildeten Spitzen. Die Landpfeiler haben wasserwärts gleiche Banquets, sind aber an den Seiten nicht abgerundet. Der erste, dritte, fünfte und siebente Pfeiler reicht mit seiner Oberkante bis 39 Fuß am Pegel, der zweite, vierte und sechste nur bis 35½ Fuß: so verlangt es der Oberbau. Die Mittelpfeiler werden durch zwei runde, bis zu einer Höhe von 113 Fuß am Maße ansteigende Thürme geziert und, wie diese, durch eine in alter Weise crenelirte Mauerbrustwehr gekrönt. An den Köpfen der Pfeiler kragen kanzelartige Vorsprünge, von Consolen getragen, über die Fluten hinaus. Alle vorkommenden Wölbungen der Thüren, Fenster und Auskragungen sind spitzbogig. Die Uferpfeiler enthalten bombensicher überwölbte Geschützkasematten mit dem nöthigen Zubehör, welche eine Seitenvertheidigung der Brücke ermöglichen sollen. Während die Thürme auf den Mittelpfeilern, der Gestalt deren Köpfe entsprechend, runde sind, stehen auf den Endpfeilern viereckige, welche sonst in gleichem Stile gebaut sind. Sie rahmen ein spitzbogiges Portal ein, welches zur innern Brücke führt. An diese Thürme schließen sich crenelirte Flügelmauern an, die mit viereckigen, niedrigern Thürmen an ihrem Ende eine Art Vertheidigungstambour abgeben. Bei einer der massiven Größe des Werks anpassenden Einfachheit erfreuen die Verhältnisse der einzelnen Theile durch eine selten schöne Harmonie.

Die ungeheuere Last des Überbaues, auf ein Minimum von Unterstützungen vertheilt, bedingte für diese eine höchst solide Gründung. Bohrungen ergaben einen Baugrund von grobkörnigem Sande, welcher, nur wenig in den obern Schichten mit Schlick untermischt, in mächtiger Schicht lagert. Ein solcher Grund verlangte eine noch größere Verdichtung und namentlich Sicherung gegen Unterspülung. Entsprechend der erforderlichen Basis der Mittelpfeiler von 4444 Quadratfuß, wurde zunächst mit der Zugramme eine Schirmwand von Spundpfählen, ohne Feder und Nute 1 Fuß stark, tiefst möglich, oberstromwärts eingeschlagen, welche die Baugrube gegen Versandung schützte, und hinter dieser Wand die Grube bis 10 Fuß unter dem Nullpunkt des dirschauer Pegels ausgebaggert. Nur an einzelnen Stellen, wo das Flußbett selbst bis auf 12 Fuß vertieft war, wurde es nöthig, bis 15 Fuß hinunterzugehen. Darauf wurden doppelte Wände in weiterm Umfange um die Baugrube gerammt, bestimmt zunächst, die Laufbrücke für die Dampframme, dann das Gerüst zur Verlegung der Hausteine zu tragen. Jene Wände, miteinander durch Zangen verbunden, bestanden aus in bestimmten Entfernungen voneinander eingerammten, verholmten Pfählen und dazwischen gelagerten Faschinen; oben

trugen sie Laufschienen. Die Dampframme schlug nun die das Fundament einschließende Spundwand vollständig ein, wonach die Baugrube, ein Sechseck mit zwei dem Stromlauf parallelen, langen Seiten, vollends ausgebaggert und geebnet wurde. Darauf rammte man in den Boden zu dessen Verdichtung 257 Rundpfähle, so tief es ging, und schnitt sie mit der Pendelsäge unter Wasser 1 Fuß über dem ausgebaggerten Grunde ab. Beton, eine Mischung von hydraulischem Mörtel mit faustgroßen Steinstücken, welche die Eigenschaft hat, wenn sie vorsichtig versenkt wird, unter Wasser schnell zu erhärten und eine Art Monolith zu bilden, schüttete man lagenweise 10 Fuß hoch, also bis zum Nullpunkt, und umgab schließlich die innere Baugrube an der Spundwand mit einer dünnen Betonmauer, welche die später ausgeschöpfte Grube wasserfrei hielt, und ein sorgfältiges Mauern auch der untersten Steinschicht erlaubte. Zu gleicher Zeit wurde die einschließende Pfahlwand mit etwa 1600 Schachtruthen unregelmäßiger Feldsteine umschüttet, eine solche Menge, daß, wenn später das Flußbett sich bis auf 10 Fuß unter dem Nullpunkt um die Pfeiler wirklich vertiefen sollte, die Steine die letztern noch mit einer Decke gegen Unterspülung schützen, welche 20 Fuß Höhe und 40 Fuß Anlage hat. Die Kosten dieser Packung betragen für jeden Pfeiler circa 17000 Thlr.

Solcher Art sind sämmtliche Mittelpfeiler gegründet, ähnlich die Landpfeiler, nur nach Umständen weniger tief und wegen ihrer bedeutenden Basis von 9834 Quadratfuß ohne Grundpfähle.

Sämmtliche Mittelpfeiler, die Kanten und die dem Wasser zugekehrten Seiten der Uferpfeiler sind mit Hausteinen bekleidet, an den Banquets und Köpfen sogar in doppelten Reihen. Das unterste Banquet besteht ganz aus Werkstücken. Die Oberstromseite, als die am meisten gefährdete, hat Basaltlavasteinbedeckung (aus Niedermendig), die Unterstromseite Granit aus Schlesien und vom Harze; die Flanken haben bis 13 Fuß am Pegel Granit, dann bis $32\frac{1}{2}$ Fuß den sehr festen oberkirchener Sandstein; innen ist Porta-Sandstein verwandt. Die Abdeckungen der Thurmzinnen und Mauerkrönungen bestehen gleichfalls aus Granit. Zur Unterlage für die Tragegitter endlich sind noch zwei Schichten, die obere Basaltlava, die untere Sandstein, durchgeführt. Auf eine tüchtige zweckentsprechende Verlegung der Hausteine ist große Mühe verwendet. Sie liegen unter sich in innigem Verbande, einzelne tief hineingreifende Sandsteine verankern die Bekleidung ins Massiv, dritte Reihen verstärken die Vorder- und Hinterköpfe, und alle Werkstücke, sorgfältig behauen und bearbeitet, sind außerdem unter sich durch verzinkte und asphaltirte eiserne Klammern, die Sandsteine durch kubische Thondübel verbunden.

Die andern Paraments sind äußerst sauber mit geschliffenen, sehr hart gebrannten Ziegeln aufgeführt. Die Steine haben genau für den Verband passende Dimensionen; die einen halben Zoll breiten Fugen sind geglättet und ein wenig versenkt. Hebt diese Vertiefung auch in etwas den monotonen Eindruck, welchen große Mauerflächen immer machen, so kann sie doch für die Dauer der Steine leicht nachtheilig werden. In der That sieht man an den Stellen, welche schon vier bis fünf Jahre stehen, häufig abgeblätterte Ziegel; doch kann der Grund hiervon auch in der nicht völligen Reinheit des Steinmaterials liegen. Das Innere der Pfeiler besteht aus Mauerwerk von nicht geglätteten Klinkerziegeln. In den Uferpfeilern liegt Concretmauerwerk auf Erdbogen; es ist dieses eine Art Gußmauerwerk wie der Beton, nur mit viel mehr Sandzusatz als dieser. Überall ist dasselbe Verbindungsmaterial verwendet worden: ein tüchtiger hydraulischer Mörtel, welcher aus in der Nähe gewonnenem Material bereitet wurde.*)

Der Brückenbau ist in einer solchen Höhe über dem Strome weggeführt, daß er diesen beim bedeutendsten Hochwasser 12 Fuß, beim höchsten noch schiffbaren Wasserstande 26 Fuß überragt. Er besteht aus drei gesonderten, gar nicht miteinander verbundenen Strecken Eisengitter. Jede Strecke geht über einen Mittelpfeiler weg, und ruht demnach auf drei Unterstützungen. Die beiden Landpfeiler mitgerechnet, geben der erste, dritte, fünfte und siebente Pfeiler die Endauflager. Auf diesen Pfeilern sehen wir deshalb auch die Thürme durch gothische Bogen, welche die Gitterstrecken oben voneinander trennen, verbunden. Die Mitten ruhen auf dem zweiten, vierten und sechsten Pfeiler. Die ganze Brücke aus Einer Strecke zu fertigen, erlaubte nicht die beim Eisen zu bedeutende Dimensionsveränderung im Temperaturwechsel. Wollte man andererseits für jede Spannung eine Strecke abtheilen, so fand eine zu vielfache Zerstückelung der Gitter statt, und es wurde außerdem mehr Material nothwendig. Es ergibt sich nämlich für diese An-

*) Im Beton und dem gewöhnlichen Mauermörtel waren gleiche Theile Sand und Kalk gemischt, dagegen zeigten noch sieben Theile Sandzusatz im Concretmauerwerk eine genügende, nicht zu langsame Erhärtung.

ordnung eine tiefer gehende und ungünstiger geformte Durchbiegungscurve, als wenn eine Strecke über zwei Spannungen geführt wird. Denkt man sich diese Durchbiegungscurve (es ist die Kettenlinie) aus Bogen verschieden großer Kreise zusammengesetzt, so wird an der Stelle des Bogens, welchem der kleinste Radius zugehört, die größte Anforderung an das Material gestellt sein, dieses dort mithin am stärksten verlangt werden. Nun finden wir aber den kürzesten Radius in der obenerwähnten tiefer gehenden Curve, finden außerdem in der andern, der Curve bei zwei Spannungen, zwei Stellen, an denen der Radius unendlich groß ist, also das Material auf ein Minimum beschränkt werden kann, und sehen schließlich, daß in der letztern die größte Inanspruchnahme der Träger gerade über dem Mittelpfeiler, also an günstiger Stelle sich befindet: darum entschied man sich für einen Bau der Gitter aus drei Strecken bestehend.

Ursprünglich hatte es in der Absicht gelegen, die für das erste Project einer Kettenbrücke entworfenen fünf Öffnungen zu 500 Fuß auch bei der Gitterbrücke beizubehalten: bei der Vertheilung der ganzen Brückenlänge auf drei Doppelstrecken wurden nun aber sechs Öffnungen nöthig. Diese genialen Verbesserungen des alten Projects haben den schon obenerwähnten Ingenieur Schinz zum Urheber, und wir werden in Folgendem das glänzende Resultat sehen, welches dadurch erzielt worden ist.

Die Gitter, aus geschmiedetem, gewalztem Eisen construirt*), verbunden durch heiß eingetriebene vernietete Bolzen, sind im Ganzen $37^2/_3$ Fuß hoch, und in ihren einzelnen Theilen, der Länge nach, von verschiedener Stärke. Diese Stärke ist auf Entfernungen von 6 zu 6 Fuß der Brückenlänge, anpassend der Inanspruchnahme durch das eigene Gewicht und die größte denkbare zufällige Belastung, aufs genaueste berechnet und aufs reichlichste angeordnet. Bei einer Probebelastung von 2128 Pfd. auf einen Fuß der Brückenlänge durchbogen sich die Gitter nur um $^5/_8$ Zoll mehr, während bei der Canveybrücke, einer Brücke von gleichem Material, deren Öffnungen nur wenige Fuß weiter sind als die der Weichselbrücke, bei einer Belastung von nur 1313 Pfd. auf den Fuß die Durchbiegung sich um $1^1/_2$ Zoll vergrößerte. Dieses günstige Resultat bei der Weichselbrücke ist nur dem genau angepaßten Verhältnisse der Stärke des Materials zu dem erforderlichen Widerstande gegen das Verbiegen, also auch der Verringerung der Dimensionen derjenigen Theile, welche weniger zu tragen haben, und dem Umstande zuzuschreiben, daß man die am meisten beanspruchten Stellen durch die Mittelpfeiler unterstützte. Es ist durch beides eine Verminderung des Eisengewichts, welches die Brücke im zuerst berechneten Project haben sollte, um ein ganz Beträchtliches erzielt worden. Die jetzt aufgestellten Gitter wiegen 14 Mill. Pfd.

Wie wir schon oben anführten, beruht das Haupttragevermögen der Gitter bei der dirschauer Brücke in den Rahmen, welche oben aus je vier horizontalen und vier verticalen, unten aus je zwei von jeder Sorte langlaufenden Eisenplatten bestehen. Auseinandergespannt und in constanter Entfernung gehalten sind diese also construirten Rahmen durch circa 25 Fuß hohe Gitter, deren Stäbe sich rechtwinkelig in Entfernungen von 2 Fuß der Länge und der Höhe überkreuzen. Gegen die Rahmen stehen die Gitterstäbe unter 45 und 135 Grad, eine Stellung, entsprechend derjenigen Richtung, in welcher die Wände den größten Widerstand zu leisten haben. Über die Rahmen greifen die einzelnen Stäbe so weit weg, daß eine mehrfache Vernietung ermöglicht ist.

Zur stabilern Haltung der Gitter sind diese alle 6 Fuß der Länge auf den Pfeilern, und in deren Nähe alle 3 Fuß mit L-förmigen Eisen von außen und innen zusammengegürtet, welche vertical gestellt sind und von Rahmen zu Rahmen reichen. An neun äußern dieser Stäbe auf den Mittelunterlagern, an vier äußern auf den Endunterlagern sind zur Erzielung noch größerer Steifigkeit Querplatten genietet, welche die Breite der Rahmenausladung haben, und unter sich auf der Wasserseite durch ein, dem Hauptgitter parallel laufendes zweites Gitter verbunden werden. Alle rechtwinkeligen Verbindungen geschehen durch dünnere L-Eisen; desgleichen sind solche im Querschnitt um die ganzen Rahmen gespannt.

Die beiden Tragegitter stehen 20 Fuß auseinander; oben und unten vermitteln verticale Quergitter die Verbindung, unten dienen sie zugleich als Träger der Fahrbahn. Zwischen diesen Quergittern einerseits und den Rahmen andererseits sind oben zwei, ist unten ein horizon-

*) Solches Eisen besitzt die meiste absolute Festigkeit, welche beim Tragen der Gitter hauptsächlich in Thätigkeit tritt. In den obern Rahmen freilich wirkt rückwirkende Festigkeit, und hat man, wegen seines bedeutenden Widerstandes gegen das Zerdrücken, dort bei andern Brücken häufig Gußeisen verwendet.

tales Gitter gespannt, in welchen sich die Stäbe auch rechtwinkelig, aber in Entfernungen von 6 Fuß überkreuzen. Sie sind bestimmt, die Brücke gegen Seitenschwankungen zu schützen.

Die erforderliche Veränderung der Träger in den Profilen wird erreicht: durch sieben verschiedene Stärken der Gitterstäbe (dieselben variiren zwischen 5 Zoll Breite und 1 Zoll Stärke, und 4 Zoll Breite und $^1/_2$ Zoll Stärke), durch Verstärkung oder Verdoppelung der Rahmplatten, durch Verbreiterung der horizontalen Stücke des obern Rahmen, und schließlich durch Zusatz zweier horizontalen und zweier verticalen Platten zu dem untern Rahmen in der Nähe und auf den Mittelauflagern: daher die geringere Höhe der letztern, wie oben schon erwähnt ist. Die Dimensionen der stets 12 Fuß langen Platten wechseln zwischen $^3/_8$, $^4/_8$ und $^5/_8$ Zoll Stärke und gehen von $1^1/_4$—$4^1/_2$ Fuß Breite.

Diese ebenbeschriebenen Gitterverbindungen wurden in der dazu errichteten Maschinenbauanstalt bei Dirschau in den einzelnen Theilen hergerichtet, diese genau aneinander gepaßt, zu größern Stücken versuchsweise zusammengesetzt, wieder auseinander genommen und auf Schienenwegen an die Weichsel gebracht. Für jede Strecke mußten zwei großartige Brückengerüste in dem Strome errichtet werden, welche ein Aufbringen und Zusammensetzen der Gitter erlaubten, stark genug waren, diese zu tragen, und dem Andrange des Flusses, selbst bei Hochwasser, widerstehen konnten. Natürlich hatte man zum Erbauen dieser Pfahlbrücken für das Aufbringen der Gitterstrecke, sowie zum Wiederabbrechen derselben, nur die Zeit zwischen Frühjahr und Spätherbst, wollte man nicht das Holz, dessen Werth im Gerüste für zwei Spannungen etwa 40000 Thlr. betrug, der Gefahr aussetzen, vom Eise fortgerissen zu werden. Für die mittelste Strecke, welche schon über dem Außendeiche sich befindet, erlaubten es günstige Temperaturverhältnisse, wenigstens den Unterbau des Gerüstes den Winter von 1854 zu 1855 über ohne bedeutenden Schaden stehen zu lassen.

So wurden die Gitter in drei Jahren auf die Pfeiler gebracht. Sie ruhen nicht direct auf diesen, sondern auf Rollen, welche sich zwischen geglätteten gußeisernen Platten hin- und herbewegen. Auf den Mittelauflagern sind jene Rollen an der Seite geschwächt: sie haben ein Querprofil etwa wie die veralteten Semmelschienen, nur daß die untere Rundung bedeutend stärker ist, womit, durch Versenkung des Schwerpunktes, ein pendelartiges Bewegen der Rollen erreicht wird. Auf der Mitte der Mittelauflager sind die Gitter durch Keile festgesetzt. Während durch die obenbeschriebene Vorrichtung eine Längenveränderung der Gitter beim Temperaturwechsel ohne Störung ermöglicht wurde, machte die namentlich an den Kanten der Endauflager nicht unbedeutende Formveränderung der Durchbiegungscurve bei geringster und größter Belastung eine Vorkehrung nöthig, welche die Gefahr jener Veränderung für die Haltbarkeit der Träger und der Unterstützungen aufhob. Während an der Canoybrücke einfache 6 Fuß starke Holzbettungen dies thun, welche dem verschiedenen Drucke nachgeben und die der Curve entsprechende Oberfläche annehmen, schien es wünschenswerth, wegen der geringen Dauer des Holzes sich andern Materials mit gleichem Erfolge bedienen zu können. Auch hier wußte Schinz in genialer Weise zu helfen. Er legte die Enden der Strecken auf Stahlfedern, deren Anordnung einerseits die genau regulirte Belastung auf viele Punkte, andererseits den Druck zweckentsprechend vertheilte. Die ganze Einrichtung macht in etwas den Eindruck zu großer Subtilität, so ingeniös auch der zu Grunde liegende Gedanke sein mag. An der Rheinbrücke ist deshalb auch schon ein einfacheres Princip angewendet.

Die größte zu erwartende Längenveränderung beim Temperaturwechsel wird für die ganze Länge der Brücke etwa 20 Zoll betragen und sich natürlich an den sechs Enden der Strecken hauptsächlich äußern. Deshalb sind hier Spielräume von 5 Zoll für nöthig erachtet worden, welche durch eiserne Platten, resp. Bohlen und Auszugschienen stets gedeckt bleiben.

Die Pfeilerthürme sollten ursprünglich zur seitlichen Haltung dienen, weshalb auch durch bedeutende Strebepfeiler ihre Stabilität vermehrt ist. Federn, Zugbänder, Guttaperchapolster u. s. w. sollten die etwa bei Sturm entstehenden seitlichen Schwankungen aufheben und unschädlich machen. Es zeigte sich indessen, daß selbst beim stärksten Winde dergleichen nicht zu befürchten seien, und die projectirten Sicherheitsmaßregeln blieben deshalb weg.

In der Mitte der Brückenbahn, welche 6 Fuß über der Unterkante der Träger gehalten ist, führt über Langschwellen das Eisenbahngleis, zu beiden Seiten davon, mit Bohlen quergedeckt, eine Bahn für gewöhnliches Fuhrwerk, welche von den Gittern durch einen erhöhten schmalen Fußsteg für die Fuhrleute getrennt ist. Diese beiden Bahnen für Fuhrwerk, in einer Breite von nur 5 Fuß 2 Zoll, sind etwas zu schmal. Es läßt sich ein Reiben der Wagenräder an den Schienen einerseits, oder an der mit Eisenblech beschlagenen Fußbahn andererseits, nicht ver-

meiden, und häufige Beschädigungen sind die Folge. Eine Verschmälerung des Fußstegs um wenige Zoll würde wesentlich dem Übel abhelfen.

Natürlich ist, wenn Züge erwartet werden, die innere Brücke für den sonstigen Verkehr gesperrt. Außerhalb der Gitter, auf den Pfeilern um die Thürme herum, laufen die jederzeit zu benutzenden, mit Bohlen eingedeckten, 3 Fuß breiten Fußstege.

Sämmtliches Holz ist zur bessern Conservirung mit Kupfervitriol getränkt. Zwischen den Schienen sichern Blechtafeln die hölzernen Unterlagen vor Feuersgefahr von Kohlen, welche aus den Locomotiven fallen könnten. Alle 18 Fuß der Länge stehen auf den Gittern zwei eiserne Elektricitätsableiter, welche nach Gay-Lussac construirt sind. Sie laufen in eine Platinaspitze oder vielmehr Schneide aus, welche in einen Messingknopf gelöthet ist. Blitzleiteschienen führen an den Pfeilern ins Wasser.

Man wollte sämmtliches Eisen der Brücke zuerst mit Mennige (Minium) als bestes Mittel gegen Rost, dann mit einer Bronzeölfarbe streichen, hat es aber beim Anstrich mit jenem rothen Bleioxyd bewenden lassen, weil diese Farbe die Wärmestrahlen am wenigsten aufnimmt, also das Eisen der geringsten Temperaturveränderung unterwirft. Freilich wird eine genauere Controle nothwendig, da etwaige Rostflecke nicht ins Auge fallen. Der Anstrich soll alle drei Jahre erneuert werden.

Für durchgehende Schiffe der Brücke eine Durchlaßöffnung zu geben, war in jeder Beziehung unstatthaft. Um die Masten der durchpassirenden Schiffe ausheben und wieder einsetzen zu können, sind einfache, tüchtige Krahne an der Ober- und Unterstromseite der Brücke errichtet. An dem linken Endpfeiler ist ein gepflasterter Treidelpfad durchgeführt. Die Brücke wird des Nachts mit Gas, alle 90 Fuß eine Flamme, erleuchtet.

An der Ausschmückung der Brückeneingänge durch die Einsetzung von Hautreliefs wird gegenwärtig gearbeitet. Über den Portalen, in 25 Fuß breiten, 10 Fuß hohen Rahmen, werden in der Fabrik von March in Charlottenburg gearbeitete Reliefs von gebranntem Thon eingefügt, welche in Kolossalfiguren theils den wichtigsten geschichtlichen Moment für die Brücke wiedergeben, theils in allegorischer Weise auf den Sinn und die Bedeutung des Werkes hinweisen. Über dem linksseitigen Portale ist die Eröffnung der Brücke durch den König dargestellt, in dessen Gefolge der Handelsminister von der Heydt, der Generalbaudirector Mellien, der Geh. Oberbaurath Lentze, der Leiter des gauzen Baues, der Architekt Schinz und andere für den Brückenbau wichtige Personen porträtirt sind. Dahinter drängt das Volk, des Segens theilhaftig zu werden, welchen die Vollendung des Werks dem Lande gewährt. Modellirt ist dieses Relief vom Bildhauer Bläser.

Auf dem Bilde des rechtsseitigen Eingangs (gefertigt vom Bildhauer Schievelbein) steht der große Hochmeister Winrich von Knipprode im Angesicht seines alten Herrschersitzes. Unter seinem Schilde verkünden Priester den alten Preußen das Christenthum, führen sie zur Cultur und Wissenschaft, während der gefangene Litauerfürst Keistut mit gefesselten Armen ohnmächtig dem ihm verhaßten Treiben zuschaut. Die Inschriften, welche ihren Platz unter diesen Bildern finden sollen, sind noch nicht entworfen.

So ist unter dem Schutze des Friedens abermals ein alter Widersacher, der gewaltige Stromriese, durch Geisterkraft in Fesseln geschlagen; wol wird auch er noch oft gegen seine Banden wüthen, aber hoffentlich ist seine Übermacht für immer dahin und das völkerbeglückende Band des Verkehrs um Ost und West für alle Zeiten geschlungen.

Gilt das erste Erstaunen beim Anblick der dirschauer Brücke der Massenhaftigkeit des Baues, seinen kolossalen Dimensionen, und wird dieser Eindruck der Großartigkeit durch die etwas monotone Wiederkehr gleicher Verhältnisse unterstützt, so überrascht dagegen die Marienburger Brücke durch geniale Anordnung, große Mannichfaltigkeit ihrer baulichen Theile und durch bedeutenden, jenem Wechsel entsprechenden Reichthum in der Architektur.

Innerhalb der Festungsanlagen Marienburgs an einer Stelle erbaut, wo die Nogat eine größere Breite hat als weiter auf- und abwärts, nimmt diese Brücke über die Nogat eine Länge von $890\frac{1}{2}$ Fuß ein.

Die aus einer Strecke bestehenden Gitterträger ruhen nur auf einem, in der Mitte des Stromes gelegenen Mittelpfeiler von 22 Fuß Stärke, und auf zwei 20 Fuß breiten Uferpfeilern. Sie führen über zwei Spannungen von je 312 Fuß Länge. Beide Uferpfeiler sind mit den eigentlichen Endpfeilern, welche linksseitig im Deiche und rechtsseitig hinter der Uferaufmauerung liegen, durch 52 Fuß weite Brückengewölbe verbunden. Die Gesammtdurchlaßöffnung zwischen den Unterstützungen ist größer als das kleinste Flußprofil in der untern Nogat.

Die drei mittelsten Pfeiler haben eine ähnliche Form wie die dirschauer, doch gehen die abgerundeten Köpfe nur bis zum höchsten Wasserstande von 30 Fuß am Maße; hier sind sie abgedacht und mit Hausteinen gedeckt, während der eigentliche Pfeilerkörper, nun viereckig, mit einer Länge von 45 Fuß noch 8 Fuß höher steigt. Ebenfalls viereckige Thürme zu beiden Seiten der Träger erheben sich circa 70 Fuß über der Plateforme und rahmen auf den Uferpfeilern die Portale ein. Am linken Ufer hat der Endpfeiler landwärts zwei quadratische Flügel von 37 Fuß Seitenausdehnung: über diesen stehen Geschützthürme mit bombensichern Gewölben. Rechtsseitig schließt sich die Ufermauer des Endpfeilers an die Stadtmauer an, welche eine revetirte Enveloppe um den vertheidigungsfähigen Theil Marienburgs bildet.

Der Bau der Pfeiler zeigt keine andern Abweichungen von dem bei der dirschauer Brücke beschriebenen, als welche der specielle Baugrund und andere neue Verhältnisse gerade erheischten.

Die nothwendige Entziehung der Gitter einem directen Geschützangriff und die dazu erforderliche Deckung durch einen noch anzulegenden Erdwall hinter der obenerwähnten Mauerenceinte, bedingte eine geringere Höhe, als die Brücke über die Weichsel hat. Deshalb, und da es außerdem die zu erwartenden günstigern Flutverhältnisse erlaubten, begnügte man sich, mit der Unterkante der nur 24 Fuß hohen Träger blos $10^1/_2$ Fuß über dem höchsten Wasserstande zu bleiben, und die Brückenbahn nur $3^1/_2$ Fuß über jener Unterkante zu führen. Natürlich mußten die Rahmen bedeutend verstärkt werden, und es verbreitern sich daher die horizontalen Platten oben und unten nach innen derart, daß wir die Brücke dort röhrenartig geschlossen sehen.

Da gleichfalls die Profilstärken des Materials dem gegen ein Verbiegen erforderlichen Widerstande entsprechend berechnet und bestimmt sind, finden auch hier, nur mit zweckentsprechenden Modificationen, die dazu nöthigen constructiven Maßnahmen statt, wie wir sie bei der andern Brücke sahen. In ähnlicher Weise wiederholen sich die sonstigen Einrichtungen.

Die Portale prangen im geschmückten Kleide des gothischen Stils. Über der mit reichgegliederter Einfassung umgebenen Einfahrt wölbt sich ein Spitzbogen, ein wenig gedrückt, dem kräftigen Mauerüberbau entsprechend. Die Seitendreiecke über dem Bogen schmücken Medaillons mit heraldischen Emblemen im innern Felde.

Der untere Theil der Façade wird durch ein zierliches Kranzgesimse abgeschlossen und trägt fünf Fensterblenden. Die vier äußern davon sind innerhalb ihrer Bogen mit gothischen Spinnengeweben in feinem Maßwerke, welche sternförmige Figuren bildet, geziert; das mittelste dagegen ist bestimmt, eine Steinfigur in sich aufzunehmen.

Diese Statuen sind noch nicht gefertigt, auch noch nicht bestimmt, wen sie vorstellen sollen. Man meint, diese Ehre sei dem Hochmeister Hermann von Salza, welcher des Ordens Thätigkeit in Preußen eröffnete, und Winrich von Knipprode zugedacht: dem letztern vielleicht als wahrscheinlichem Erbauer des in gleich herrlichem Stile aufgeführten Hochmeisterschlosses. Über den Nischen erheben sich die spitzen Giebelfrontons, geschieden voneinander durch hoch aufstrebende Fialen: Pyramiden, welche die organischen Ausläufer der Fensterpfeiler bilden. Alle freien Abdachungen sowie die äußere Seite des Portalbogens sind mit Zierathen (sogenannten Krabben) reichlich besetzt und mit prächtigen Kreuzblumen an der Spitze gekrönt. Leider ist das Klima und der offene, jedem Winde ausgesetzte Stand solchem frei sich tragenden Steinschmucke nicht günstig, und es haben deshalb namentlich die Fialen schon mehrfache Reparaturen nothwendig gemacht.

Wer die fertigen Brücken zum ersten male erschaut, dem wird der Eindruck des Wunderbaren. Wer die riesigen Gitter in geraden Linien, luftig und kühn, von Ufer zu Ufer schweben, wer die schlanken Pfeiler frank und frei den Wogen trotzen sieht, der wird überwältigt vom Schauen dessen, was ihm unmöglich scheint. Solcher Eindruck entgeht dem, welcher — wie der Verfasser dieser Darstellung — die Werke allmählich entstehen sah. Man erinnert sich des ganzen Apparats, weiß wie dies gefertigt wurde, kennt die Mittel, durch welche jenes gelang, und — um ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen — erhält ein Anschauen des Unmöglichen, da man das Schwierige leicht behandelt sieht. Gerade diese Kenntniß verschafft aber auch nur allein den richtigen Einblick in die Großartigkeit des Erschaffenen. Werfen wir darum noch einen Blick auf den Baubetrieb.

Tausende von Arbeitern waren herbeigeeilt zum berühmten Brückenbau. Anfangs fehlte es für sie an Wohnungsräumen, und jahrelang lebte ein großer Theil, Troglodyten gleich, in Höhlen, welche sie in die lehmigen Abhänge der dirschauer Hügel gegraben hatten. So machten sie das böse Cholerajahr 1852 durch, und viele sanken der Seuche zum Opfer.

Aber unaufhaltsam ging der Bau fort. Große Gebäude wurden für die Direction, die Be-

amten und die Bureaux erbaut, eine Maschinenfabrik ward angelegt, und in dem nahen Kniebau, wo sich geeignetes Material vorfand, eine Ziegelei errichtet.*) Ein Tunnel verband diese mit der Weichsel, auf welcher die Steine nach Dirschau geschafft wurden.

Der Cement, gleichfalls in der Nähe gewonnen, bedurfte zu seiner Präparation der Plätze, auf denen er geschlemmt und geformt, der Schuppen, in denen er getrocknet, der Öfen, in denen er gebrannt, und der Mühlen, auf denen er gekleint wurde. Wegen des ungeheuern Bedarfs an diesem Material waren jene Anlagen in riesigem Maßstabe ausgeführt: in den Öfen ging das Feuer nicht aus, in den Dampfmühlen drehten sich die den Cement mahlenden Steine, die den Beton mischenden Trommeln Tag und Nacht. In der Nähe befand sich die Sandwäsche. Dieser Sand wurde aus dem Flusse gebaggert und mußte, da er nicht lehmfrei war, geschlemmt werden.

Dann gab es große Plätze, auf welchen die rohen Bruchsteine behauen und zum Versetzen bereitet wurden; ausgedehnte Gerüste, auf welchen Laufbrücken hin und her gingen, mit Schienen versehen, um den Transport der Werkstücke zu fördern. Solcher Laufbrücken, welche aus Balken bestanden, die mit Zugeisen gesprengt waren, gab es viele im Baubetriebe: leichtere wurden bei der Betonschüttung, dem Transport verwendet; die schwerste aber trug die Dampframme, welche bei gefülltem Kessel ein Gewicht von 450 Ctrn. hatte. Weite Zimmerplätze bearbeiteten das Holz zum Überbau.

Diese einzelnen Arbeitsstellen waren unter sich und mit der Weichsel durch ein großartiges Schienennetz verbunden, und unaufhörlich ging auf diesem der Transport des Materials. Schiefe Ebenen mit doppelter Fahrbahn führten zur Weichsel hinab, und die hinuntergleitenden Betonmassen zogen selbst die auf der Weichsel angekommenen Bruchsteine auf die Werkstätte hinauf: überall tief durchdachte Anordnung, geniale Kraft- und Raumverwerthung. In ähnlicher Weise waren die Einrichtungen bei Marienburg.

Der Geh. Oberbaurath Lentze, unterstützt von einem großen Beamtenpersonal, leitete den Bau und führte ihn in einem Zeitraum von sieben Jahren zu einem glücklichen Ende. Sämmtliche bauliche Anordnungen sind von ihm getroffen, sämmtliche Decorationen, wie die Facaden, die Portale u. s. w., vom Geh. Oberbaurath Stüler entworfen, sämmtliche statistische Berechnungen und Stärkebestimmungen vom Architekten Schinz gefertigt. Die Maschinenbauanstalt stand speciell unter dem Maschinenbaumeister Krüger; alle Maurerarbeiten wurden vom Maurermeister Krüger geliefert.

So sind sie nun beendigt diese grandiosesten Schöpfungen der Neuzeit, und mit sicherer Hoffnung erwarten wir die Bestätigung ihrer Vorzüglichkeit von der Zukunft.

Man hätte dem Landmeister Meinhard von Guarfurth, welcher einst die Weichsel eindeichte, ein Denkmal auf den Brücken setzen sollen, denn in ihnen krönt sich sein Werk. Dieselbe Menschenkraft, welche in ewigem Kampfe mit den Elementen vor keiner Arbeit zurückschreckt, welche, trotz manchem Irren, ungeachtet mancher Niederlagen, endlich stets den Sieg erringt, dieselbe Kraft ist es, welche den Landmeister vermochte, zum Wohle seiner Unterthanen dem unbändigen Strome feste Bahnen vorzuschreiben und hierdurch auch unserer Zeit, nach sechshundert Jahre langem Kampfe, seine Macht gänzlich besiegen half. Derselbe Geist, welcher in des Großmeisters Remter die himmelanstrebenden Bogen wölbte, ist es, welcher heute die sausenden Züge über weite Tiefen hinweggleiten läßt. Derselbe erhabene Geist, dem es gegeben ist, die rohe Masse zu schönem Leben zu beseelen, grüßt in Schloß und Brücken, geschmückt von demselben Kleide, sich über Jahrhunderte hinweg: ein sicheres Pfand seiner Unvergänglichkeit!

Christian Daniel Rauch.

Das Leben des Künstlers, dem wir hier unsere Betrachtung widmen, dehnt diese ganz von selbst auf die Entwickelung der neuern Bildnerkunst aus. Denn nicht nur ist dieses Leben „hoch gekommen", nicht nur war es köstlich durch Mühe und Arbeit bis ans Ende, sondern es stand seiner Natur und seinem Charakter nach recht eigentlich mit dem Bildungsprocesse der Kunst, welcher es gewidmet war, in engster Verbindung. Es ist daher gerechtfertigt, als Piedestal zu

*) Die kniebauer Ziegelei, welche noch im Gange ist, liefert jährlich circa 5 Mill. Ziegel. Es kostete das Tausend derselben, inclusive Acquisition der Grundstücke, der Fabrikation und des Transports zur Brückenstelle, circa 6 Thlr. Die Schachtruthe Cement kostete, ebenso berechnet, 20 Thlr.

dem Bilde, das wir entwerfen wollen, einige Andeutungen vorauszuschicken, die uns auf den Punkt führen, wo Christian Rauch's Wirksamkeit beginnt.

Das griechische Volk besaß so viel plastischen Geist und so viele plastische Kraft, daß es nicht nur in seiner Freiheit auf eigenem Boden eine wunderbare Kunstblüte hervorrufen konnte, sondern daß es auch unter der Botmäßigkeit von Rom durch seine Künstler auf dem ewigen Boden der Kaiserstadt bis zu den Zeiten Hadrian's eine herrliche Nachblüte der plastischen Kunst zu unterhalten vermochte. Nach dem endlichen Verfall derselben machte das Christenthum seine der Plastik ungünstige Wirkung geltend.

Nicht nur die Gottesbilder, deren es bedarf, sondern auch diejenigen, welche die Kunst ihm freiwillig gibt, hat das Christenthum in letzter Instanz aus den Händen der Malerei zu erwarten, und diese Kunst tritt jetzt vor der strengern, formenmächtigen Schwester in den Vordergrund der Entwickelung. Gleichwol ruht die Bildnerkunst nicht. Als die Malerei in den größten italienischen Meistern der christlichen Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, da dienten der Bildnerkunst nicht nur dieselben Hände, welche die Sixtinische Madonna, das Weltgericht und das Abendmahl schufen, sondern sie blühte in den Werkstätten der Ghiberti, Donatello und Robbia. Das aber war freilich nicht mehr die alte götterbildende Kunst der Griechen. Die heiligen Figuren des Alten und Neuen Testaments, die Porträtstatue nahmen die Stelle der Götter und Helden ein. Wie galvanisch erhöhte Gemälde heften sich die Reliefs Ghiberti's an jene „Paradiesespforten" des Baptisteriums von Florenz, und reizvoll umranken die blühenden Gebilde der Robbia die heitern Formen der Renaissancebauten. Alle diese Schöpfungen reden von dem Einflusse der Antike, die den Italienern vor der Thür lag, und deren Einwirkung sie sich nicht entziehen konnten. In der Antike trat ihnen ein an dem Studium der Natur erstarkter und ausgebildeter Stil vor Augen. Dieses Vortheils entbehrten die deutschen Bildner des Mittelalters. Dagegen floß ihnen aber die Urquelle, die Beobachtung der Natur, ebenso rein.

Strengere Schranken freilich legte die vom christlichen Geiste durchdrungene und ihn in ihren Werken bezeugende germanische Baukunst der Bildhauerei auf. Sie forderte nicht nur quantitative Unterordnung, sie wirkte auch auf den Stil ein, und der bildnerische Trieb ergoß sich in die Profanwelt und adelte die Erzeugnisse des Handwerks auf eine ansprechende, ja wunderbare Weise. So gelangt die Plastik zu der deutschen Blüte unter den Händen jener nürnbergischen Zeitgenossen unsers Dürer; so riß die schrankenlose Subjectivität Michel Angelo's diese Kunst aus ihrer untergeordneten Stellung wieder empor und zeigte, daß sie auch in der veränderten, in der christlichen Welt- und Gottanschauung ihre Stellung und ihre Aufgaben habe. Es kam hinzu, daß die Renaissancearchitektur die äußere Erweiterung des Gebiets ebenso sehr begünstigte, als die gothische Baukunst hierin einschränkend gewesen war. Geboren aus dem sculpturfreundlichen Tempelbau der Hellenen und dem plastischen Schmuck begehrenden Prachtbau der Römer, gestattete sie gern der ernsten Huldigung des Grabmonuments seine decorativen Freiheiten, und aus ihnen folgten leicht die Concessionen an die Plastik selbst. Mit der Ausdehnung, welche reißend geschwind nun die kirchlichen Aufgaben erhielten, wuchsen auch die profanen, die mythologischen, die monumentalen. Die Kleinkunst, welche für das Innere der Kirchen und Paläste sorgte, war längst in Übung und Blüte gewesen; aber die Gärten wollten wieder belebt sein von den Gestalten der mythologischen Fabelwelt, sie sollten wieder Stein und Bein erhalten, die Grotten wollten ihre Nymphen, die Wasserspiele ihre Tritonen, der Schattengang seine Hermen. Auf den öffentlichen Plätzen aber forderte die Porträtstatue ihr Recht.

Auf diesem Gebiete und mit mehr oder weniger hervorragenden, zum Theil ausgezeichneten Kräften arbeitete die Bildnerkunst mehr als ein halbes Jahrhundert nach Michel Angelo fort, ohne daß sie eine entschiedene und wohlgesicherte Stellung erworben hätte, die sich aus innern und nothwendigen Gründen hätte behaupten lassen. Denn zu dem Eindrucke, welchen Michel Angelo übte, zur Behauptung der Stellung, welche seine Plastik einnahm, gehörte eben er selbst, der ganze Mann. Ist es anders mit allen auf Subjectivität begründeten Erscheinungen?

Die Gründe für diesen Entwickelungsgang der Sculptur sind oben schon angedeutet. Der damalige Kunstgeist hatte sich — das lag in der christlichen Anschauung — malerisch auszusprechen. Die Malerei feierte daher sehr natürlich alle Erfolge, welche der Bildnerkunst versagt bleiben mußten. Warum in Italien? warum nicht auch, oder warum nicht nur bis zu einem gewissen Grade in Deutschland? — das gehört in die Schilderung der malerischen Entwickelung. So viel ist indeß hier anzumerken, daß, in dem Maße, wie der Norden den eigentlichen Gärungsprocessen fern blieb, er immer die abklärenden und bestimmenden Elemente dazuthat.

Nach der angeführten Periode war es daher zunächst — so scheint es — die Aufgabe der Plastik, sich zu ruiniren, sich ganz der weichern Schwester zu unterwerfen, welche einmal die Hegemonie führte. Ein Princip nach dem andern gab die Plastik zu Gunsten malerischer Grundsätze verloren. Der sie alle opferte, der in ihrer entschiedenen Verneinung eine ungemein feste Position gewann und von hier aus anderthalb Jahrhunderte lang zunächst Italien und von da aus die ganze künstlerische Welt beherrschte, war Lorenzo Bernini. Dieser Künstler war kein Maler, aber es war, als ob er unaufhörlich, wie Borromini dem Genius der Baukunst, so er dem Geiste der Sculptur in den Ohren gelegen habe, daß er malen möchte. Die Architektur mußte ihre gerade Linie aufgeben, sich den scheinbaren Durchbruch der Kuppeln — Kunststückchen, zu denen sie ihre eigene Weisheit geliehen hat — gefallen lassen; die Sculptur log dem Stein die Leichtigkeit eines Spielwerks der Westwinde an und bildete Bäume, Wolken und Sonnenstrahlen. In die menschliche Gestalt aber, sie mag unter Umständen und als Charakter gebildet sein, wie und als welchen sie wolle, fährt ein Affect, der dem Wesen der Plastik geradezu Hohn spricht. Alles mußte dramatisch bewegt sein. Natürlich, daß hierbei die Gruppenbildungen besonders ihre Rechnung fanden. Hier konnte sich die Action gewaltiger, thätlicher auslegen als bei Einzelfiguren. Die Muskulatur ist aufgeblasener als die Helden selbst. Schlimm also, wo sie unbekleidet ist, noch schlimmer, wo sie ein Gewand trägt, da der erste Grundsatz plastischer Bekleidung, den Ausdruck des Körpers in seiner Wirkung zu unterstützen, vergessen war. Der potenzirte Seelenzustand, worin die Figuren gedacht wurden, forderte gewaltsame Geberden und Bewegungen. Wo anders sollten diese hergenommen werden als aus der Wirklichkeit? Daher bei allem Affect soviel Naturalismus. Aus demselben Grunde aber ist das Porträt in dieser Zeit die starke Seite der Bildnerkunst, die Allegorie, obgleich in der Anwendung blühend, die schwächste. Daß endlich wirkliche Bemalung hinzutrat, darf nicht wunder nehmen und verschlechterte die Sache nicht einmal. Dagegen leuchtet ein, daß das Relief, schon im 15. Jahrhundert zu einem Gemälde herabgedrückt, sein Wesen völlig auf- und preisgegeben hatte in einer Zeit, wo die ganze Sculptur malte.

So standen die Sachen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts: es war so ziemlich alles verloren, es mußte so ziemlich alles zurückerobert werden.

Es war kein Heil als in der Antike. Was half es, daß schon Rafael mit einem Eifer, der als die wahrscheinliche Ursache seines frühen Todes angesehen wird, die Gräber der alten Sculpturwelt aufzureißen begann; was half es, daß der Belvederesche Apoll und der Laokoon an das Tageslicht stiegen, wenn nicht Winckelmann kam, um mit kundiger Hand den Schleier hinwegzuziehen, hinter welchem die sich nach einer neuen Morgenröthe sehnenden Künstler tasteten. Als er zu lehren anfing, wurde Antonio Canova geboren, welcher zuerst wieder mit Bewußtsein auf die ewig gültigen Gesetze der Plastik zurückkam, und, als er Rom gesehen hatte, in seinem Theseus die Hoffnung auf die Wiedergeburt des reinen und strengen Stils der Antike erweckte. Aber seine Natur trieb ihn zum Lieblichen und Reizenden. Canova ist ein Ansatz zur Wiedergeburt der Antike im neuen Geiste, aber er repräsentirt sie selbst nicht. Aus seinem eigenen Munde, der sich rühmen durfte, eine großartige Umwälzung hervorgebracht, eine ganz neue Schule begründet zu haben, aus seinem Munde vernehmen wir die Worte, daß der Jason Thorwaldsen's in einem ganz neuen, großartigen Stile gemacht sei. Der italienische Bildner hatte das Ziel gewußt und den Weg; aber seine weiche Natur hatte ihn nach einem kräftigen Anlaufe auf andere Wege geführt: der eigentliche Regenerator mußte aus dem Norden — aus Island — kommen.

Als Thorwaldsen seinen unsterblichen Jason schuf, begann sich erst die Aufmerksamkeit der nächsten Förderer auf den sieben Jahre jüngern Rauch zu richten.

Christian Daniel Rauch wurde am 2. Jan. 1777 in Arolsen, der Hauptstadt von Waldeck, geboren. Der Vater war Kammerdiener des Fürsten und hatte ein aufmerksames Auge auf die Erziehung der Kinder. Die Gelegenheit zum Unterricht war aber dürftig, und man erfährt aus nachgelassenen Blättern, daß die Unterweisung in wenig mehr als einer Art von Religionsunterricht bestand. Die französische Sprache wurde mit einem Hausfreunde, einem Emigranten, betrieben. Besonderes Vergnügen gewährte den Schulkindern ein geographischer Atlas, der für gewöhnlich dem Schulmeister als Sitzunterlage diente, dessen geheimnißvolle Bilderschrift die Phantasie der Jugend reizte. Mehr als die bunten Umrisse zogen aber den aufgeweckten Knaben die im Schlosse befindlichen Kunstwerke, besonders die plastischen, an. Copien nach antiken Bildwerken, eine Marmorbüste des großen Königs, dem er einen Statuenberg aufzurichten bestimmt war, eine jetzt wieder mit großer Vorliebe in Abgüssen gesuchte Büste von

Trippel's Hand, die den jungen Goethe darstellt: diese und andere Werke nennt der Meister als diejenigen, von denen er die ersten Eindrücke empfangen habe und die den sehnlichen Wunsch in ihm erzeugten, ähnliche Dinge hervorbringen zu lernen.

So kam er, 13 Jahre alt, zu dem Hofbildhauer Valentin in die Lehre. Der Meister Valentin war trotz seines vornehmen Titels ein braver Handwerker. Er war ein gereister Mann, er hatte London gesehen, hatte dort gearbeitet und war unter den Statuen der Westminsterkirche und des Britischen Museums gewandelt. Von diesen Herrlichkeiten erzählte er seinem Lehrburschen, wenn dieser den täglichen Weg aus der Stadt in das Dorf zurückgelegt hatte, wohinaus der Meister der Ersparung wegen gezogen war. Dort machten sie allerlei Verzierungen und Schnörkel in Holz und Stein für Grabmonumente und Bilderrahmen nach vergilbten Kupferstichen und Zeichnungen, die den Hülfsapparat der einfachen Werkstatt bildeten. Fünf Jahre dauerte diese Lehrzeit. Dann ging Rauch, 1795, nach Kassel zu dem Hofbildhauer Johann Christian Ruhl. Dieser war unlängst aus Italien zurückgekehrt und von seinem Kurfürsten mit den sämmtlichen Bildhauerarbeiten beim Bau des Schlosses Wilhelmshöhe betraut worden. Da gab es denn doch schon andere Arbeiten als auf dem waldecker Dörfchen; auch wurde daneben auf der Akademie nach dem lebenden Modell studirt. Außer den Decorationsarbeiten bei großen Bauten fand die damalige Sculptur ihr bei weitem größtes Feld in den Denkmälern, welche Verstorbene feierten und sich in allegorisirender Weise aussprachen, wobei das Geschlecht der Genien eine große Rolle spielt und als Vertreter der Liebe und Freundschaft fungirt. Seltener waren die rein künstlerischen Aufgaben.

Der kasseler Aufenthalt nahm ein schnelleres Ende, als Rauch gedacht hatte. Zuerst starb der Vater des jungen Künstlers, wodurch derselbe genöthigt wurde, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen; sodann ein älterer Bruder, dessen zärtliche Theilnahme ihm jene Sorgen erleichtert hatte. Dieser Bruder war Hofgärtner und Castellan von Sanssouci bei dem preußischen Könige gewesen. Rauch eilte nach Berlin, um die kleine Hinterlassenschaft für die Mutter zu ordnen. Bei dieser Gelegenheit wurde er dem Könige Friedrich Wilhelm II. vorgestellt, welcher das Wohlwollen, das er zu seinem Castellan gehabt hatte, auf den jüngern Bruder desselben übertrug. Dies veranlaßte den Geh. Kämmerer Rietz, auf den jungen Mann einzureden, daß er die ungewisse, dornenvolle künstlerische Laufbahn aufgeben und am königlichen Hofe bleiben möchte, wo es ihm bei seiner schönen Gestalt gar nicht fehlen könne sein Glück zu machen. Aus Liebe zur Mutter, und mit der großen Welt um ihn noch ebenso unbekannt wie mit der noch größern in ihm selbst, gab der Widerstrebende nach und wurde auf Empfehlung des Kämmerers Kammerdiener des Königs. Im Sommer desselben Jahres wollte der König nach Pyrmont ins Bad gehen. Rauch wurde, mit den dortigen Verhältnissen bekannt, vorausgesandt, um die Einrichtungen zur Aufnahme desselben zu besorgen. Nach der Rückkehr im November starb der König.

Unverweilt bat Rauch, dessen künstlerischer Trieb in zu starkem Widerspruche mit seiner täglichen Beschäftigung war, um seine Entlassung aus dem Dienstverhältnisse. Dies schlug ihm der neue König, Friedrich Wilhelm III., zwar ab, aber aus keinem andern Grunde, als um sich selbst zu überzeugen, ob er den ihm persönlich angenehmen jungen Mann wirklich der Kunst zu überlassen habe. Er gestattete ihm daher alle möglichen Freiheiten in Bezug auf die Ausbildung seines Talents. Der junge Kammerdiener durfte sich im Vorzimmer Modellir- und Zeichenapparate halten, bei deren Gebrauch ihm mitunter die fürstlichen Herrschaften zusahen, wenn ihr Weg sie vorüberführte; auch durfte er die Akademie der Künste besuchen. Diese stand damals unter dem Directorate von Gottfried Schadow, der nicht freigebig war in der unbedingten Ermunterung für die künstlerische Laufbahn, der vielmehr dem Drange zu ihr gern ein Wehr entgegensetzte, durch welches sich das echte Talent desto sicherer und stärker hindurchzuarbeiten hatte. Auch die Arbeiten Rauch's hatten anfangs nicht seinen Beifall. Überhaupt war die Stellung des jungen Mannes zur Akademie, der er doch als eigentlicher Schüler nicht angehörte, auf beiden Seiten unbequem; es war so gar wenig Zunftmäßiges darin. So kam es denn, daß er ziemlich allein stand und sich der besondern praktischen Unterweisung der Professoren nicht sehr zu erfreuen hatte. Er blieb selbst an der Akademie wesentlich Autodidakt. Er hat das später oft beklagt; allein manchen Lehrern gegenüber war es ein offenbarer Vortheil. Und so hatte der König richtiger gehandelt, als er vielleicht selbst gedacht: der Übergang seines Kammerdieners in seinen Bildhauer war durchaus allmählich, und vollzog sich genau in dem Maße, wie die Kunst in der Seele des Günstlings wirksamer wurde.

Hier ist der Ort, auf die damaligen bildnerischen Zustände in Berlin zurückzusehen, welches gerade durch Rauch als Bildhauerschule zu so großem Ansehen gelangen sollte. Zwar hat Berlin in seinem Großen Kurfürsten von Schlüter ein Denkmal edelster Gattung aus einer sonst entarteten Zeit aufzuweisen. Auch die bauliche Thätigkeit dieses halb wunderbaren Mannes gehört Berlin an und gereicht der Stadt zur großen Zierde. Doch ist bekannt, daß unter des Großen Friedrich Regierung der französische Geschmack in Kunst und Literatur ein entschiedenes Übergewicht erhielt. Vergeblich streckte, wie mahnend, der schöne Tiberknabe, der sogenannte Adorante, der unter Friedrich in Besitz von Berlin kam, die wohlgeformten Arme aus und zeigte die reinste einfachste Natur. Französische Bildhauer, echte Anhänger Bernini's, zogen den Feldherren römische Harnische an, bauschten ihre Fahnen und Gewänder, welche mit dem Haarbeutel um die Wette flattern. So stellt sich die Statue Schwerin's auf dem Wilhelmsplatze in Berlin dar. Sie ist von Adam, dem Sohne des berühmten Lambert Adam. Überhaupt zeigt der Wilhelmsplatz in Berlin in seinen Feldherrnstatuen eine Geschichte der damaligen Sculptur. Der ebenerwähnten Figur gegenüber steht diejenige Winterfeldt's von Renz, in einer Haltung, als wenn der General zur Menuette antreten, nicht als ob er in die Schlacht gehen wollte. Nach Adam war der Niederländer Tassaert Hofbildhauer geworden. Von ihm sind Seydlitz und Keith, beide schon in dem Costüm ihrer Zeit, aber unbeholfen in dieser naturalistischen Darstellungsweise. „Es wurde ihm schwer", sagt Schadow, „den Stutz eines Hutes zu modelliren, und noch schwerer, ihn nach preußischer Art auf den Kopf zu setzen." Erst Schadow, der Schüler des Flamänders, brachte in seinem Ziethen und Leopold von Dessau die volle, fast bis zum Erschrecken lebendige Wirkung eines verwegenen Naturalismus hervor, der aber doch der künstlerischen Haltung nicht entbehrte. Gegen dieses naturalistische Streben der berliner Schule erklärten sich freilich die „Propyläen", welche zu der Nachahmung der Antike hindrängten, die Freiheit des Gedankens gewahrt haben wollten. Wie sie sich das dachten, das erklärt am besten die Blücher-Statue in Rostock, welche Schadow auszuführen bekam, die aber der Idee nach Goethe fertigen half. Hier ist kein römischer Harnisch, kein nacktes Bein mehr, aber auch keine Husarenuniform und Kriegermütze; hier ist ein wunderbares Gemisch von einem alten gezähmten Dacier und einem Hercules; die Reliefs sind ebenfalls aus realen und symbolischen Elementen gemischt. Wie Goethe es in seiner „Iphigenia" verstanden hatte, den antiken Stoff in deutschem Geiste zu geben, so wollte er auf dem Gebiete der Bildnerei den deutschen Stoff in antikem Geiste gegeben sehen. Sehr richtig; nur mußte dabei weniger symbolisch und dichterisch, mehr plastisch verfahren werden. Einer, der wesentlich zur Lösung jener Aufgabe der modernen Plastik beitrug, sollte Rauch werden, der Einiger und Versöhner und Zusammenfasser des Naturalistischen und Idealen.

Im Jahre 1802 erschien Rauch zum ersten mal mit einem Werke seiner Hand auf der akademischen Ausstellung: es veranschaulichte den schlafenden Endymion mit der Artemis. Ein kurzer Studienaufenthalt in Dresden schloß sich daran. Im nächsten Sommer, während des Aufenthalts in Charlottenburg, wurde die Büste der schönen Königin Luise modellirt, und diese erhielt in dem Maße den Beifall des königlichen Gemahls, daß er den Künstler mit Reisegeldern für Rom versah, damit er seine Arbeit dort in Marmor übersetze. Aus dieser Römerreise wurde ein mehr als sechsjähriger Aufenthalt in der Ewigen Stadt.

Rauch verkehrte in Rom mit den beiden Fachgenossen Thorwaldsen und Canova, er trat besonders zu Wilhelm von Humboldt, der damals als Minister in Rom residirte, in ein sehr förderndes Verhältniß. Mit großem Eifer war der junge Künstler schon am preußischen Hofe beflissen gewesen, nicht blos Hand und Auge, als die Werkzeuge, sondern auch den Geist, als den eigentlichen Schöpfer seiner Kunst, gleichmäßig zu bilden und die durch seine Jugenderziehung gebliebenen Lücken zu ergänzen. Das Humboldt'sche Haus, der Umgang mit einem classisch-philosophischen Geiste, wie derjenige Wilhelm's, waren hier die richtige Schule. Rauch hatte genug vorgearbeitet, um durch Umgang abrunden zu können. Unter diesen glücklichen Bedingungen reifte der Künstler schnell, und das erste Werk, womit er in die Reihe der Meister eintrat, war — ein wahres Meisterstück.

Die schöne und edle Königin Luise war am 19. Juli 1810 zum unendlichen Schmerze ihres Gemahls und des ganzen Volks gestorben. Es sollte ihr ein würdiges Monument errichtet werden. Der König hätte lieber einen Gott gehabt zur Ausführung dieses Denkmals. Daß man sich an die ersten Künstler wandte, war selbstverständlich. Aber Thorwaldsen und Canova, beide lehnten die Arbeit ab mit der besondern Hindeutung auf Rauch und dem Urtheil, daß der König in ihm einen Künstler besäße, der vor ihnen Anspruch auf die ehrenvolle Arbeit habe

und ihr vollkommen gewachsen sei. Rauch wurde zu Anfang des Jahres 1811 nach Berlin gerufen und mußte seinen Entwurf unter den Augen des Königs ins Große übertragen. Dann wurde er damit wieder nach Italien gesandt, um den Marmor in Carrara selbst auszusuchen und das Werk in Rom zu arbeiten. Auf einem Ruhebette liegt die schlummernde Königin: das ist der einfache Gedanke des Werks, die uralte Form für Grabmäler. Nicht blos zu dieser mußte zurückgegangen werden, wenn dem schlichten Sinne des Königs genügt werden sollte, nicht nur alle Anspielungen und sinnreichen Zuthaten waren vom Übel; sondern ohne Affectation die höchste Anmuth, den bezauberndsten Liebreiz bei aller Natürlichkeit der Stellung über die Formen auszugießen, dazu hätte der Geist Luisens selbst die Hand des Künstlers gedrängt. Und so ist es denn ein höchst vollkommenes Bildwerk geworden. Im stillen charlottenburger Schloßgarten steht es. Am Ende einer tiefdunkeln Tannenallee tritt aus dem Grün das von Schinkel erbaute einfache Mausoleum von rothem Granit hervor, welches nun bereits beide Gatten, nebeneinander ruhend, birgt, und welches seit dem 30. Mai 1815 der Wallfahrtsort für Tausende geworden ist. Das zauberhafte Bild selbst, seine Aufstellung bewirken, daß man, wenn man als Kunstfreund gekommen, als Wallfahrer wieder geht, wie wenn man in einem Heiligthume gewesen wäre, wo göttliche Tugenden vergegenwärtigt sind. Der unumschränkteste Beifall wurde dem Werke zu Theil. Die Akademie von San-Lucca ernannte den Künstler zu ihrem Mitgliede, und sein Ruhm war gegründet. Nur er selbst war nicht zufrieden. Mit einem gleichen Marmor wie derjenige, dem er soeben Leben verliehen, schloß er sich ein. Elf Jahre lang arbeitete er in heimlichen Stunden an einer Wiederholung des Werks. Wieder legten sich die Hände auf der Brust zusammen, wieder flossen die Gewande an dem herrlichen Körper herab und falteten sich reich umher, wie Wellen, welche das Bildniß tragen, wieder neigte sich das schöne Haupt zur Seite, und wer schließlich entscheiden sollte, welche die anmuthreichste, der würde allerdings sagen müssen: die letztere Arbeit, welche jetzt im Antikentempel zu Sanssouci steht, zeigt, was der Künstler selbst allein zeigen konnte, daß die Anmuth noch einfacher und vollkommener, die Beseelung noch zarter auszudrücken war als in seinem ersten Werke.

Seine nächsten monumentalen Arbeiten waren die Porträtstatuen von Scharnhorst und Bülow.

Was die Königin Luise nicht mehr hatte erleben sollen, die Befreiung des Vaterlandes von fremder Herrschaft, das feiern manche Monumente in Berlin, und besonders der schöne Opernplatz und die Linden sollten derartige Zeugnisse rühmlicher Tage aufnehmen. Dem siegreich heimkehrenden Heere war in dem Brandenburger Thor, dessen Reliefs die Thaten des Hercules schildern, in dessen innern Nischen Pallas Athene und der schlachtenkundige Ares der Krieger warten, und auf welches der alte Meister Schadow die voraufziehende Victoria gestellt, ein Triumphbogen errichtet worden. Schinkel hatte eine neue stattliche Brücke über den Fluß geschlagen, welche zum Königsschlosse führt, und eine Reihe von Marmorgruppen auf die Pfeiler derselben gedacht, welche eine Verherrlichung des Freiheitskriegs bilden und erst in der Neuzeit durch die Phantasie der Bildhauer aus Rauch's Schule zur Verwirklichung gekommen sind. Er selbst, der Meister aber, schuf die Gestalten der Helden nacheinander, deren Namen in der Erzählung und den Liedern jener begeisterungsvollen Zeit leben, und zuerst, wie schon bemerkt, den Sieger von Dennewitz und Scharnhorst, den Denker der Schlachten. Zu beiden Seiten der Königswache, welche Schinkel in Form eines castellartigen Baues mit einem Prostylos errichtet hat, stehen die Braven aus weißem Marmor, der sich vortheilhaft von dem feinen Laube grüner Akaziengruppen abhebt.

Schon bei diesen ersten Porträtstatuen, welche Rauch arbeitete, zeigte er das Princip, welches all seinem Schaffen zu Grunde lag. Er gibt der Selbständigkeit des Individuellen ihr volles Recht, aber er entreißt es den Schranken der bloßen Natürlichkeit und der schlechten Wirklichkeit, indem er es in das Allgemeine, in die freie Gedankenwelt erhebt und sein edelstes Selbst zur Anschauung bringt. So wurde er, was man einen wahrhaft großen Stilistiker nennt. Hieran festhaltend, hat er alle Aufgaben der Porträtplastik — denn auf diesem Gebiete lag seine Hauptthätigkeit — glücklich gelöst. Und wahrlich, in der untrennbaren Einheit von beidem, dem Idealen und Realen, liegt alles Geheimniß des glücklichen Gelingens. Die Hand, welche mit dem Geheimniß dieser Durchdringung vertraut ist, schlichtet auch bei jeder Aufgabe von neuem und selbstverständlich die der modernen Porträtfigur sich gegenüberstellenden Schwierigkeiten.

Mit der Forderung an die Bildnerkunst, daß sie eine „Darstellung vollkommener Naturen"

sein soll, ist die Nothwendigkeit der Idealisirung ausgesprochen. Gleichwol muß auch dem Gott sein Theil Porträt zugewogen werden, wenn die Darstellung nicht ins Charakterlose sich verlieren soll. Es ist daher an der Individualisirung festzuhalten. Wir brauchen hier nicht auszuführen, wie sehr das nicht nur an den Köpfen, sondern auch an den Körpern der antiken Plastik geschehen ist, auch da geschehen ist, wo der Körper durch die Gewandung bedeckt erscheint. Die griechische Tracht ist aber an und für sich eine ideale. Sie ist es um so mehr, als sie aus Achtung vor dem Körper, den sie zu umgeben hat, ihm seine Freiheit läßt, dafür aber auch ihre eigene Freiheit ihm gegenüber in Anspruch nimmt und behauptet. Sie klebt sich ihm nicht an; sie verlangt nur einzelne Stütz- und Haltpunkte, wie die goldene Spange auf der Schulter und den Gürtel auf der Hüfte; im übrigen fällt sie frei nach ihren eigenen Gesetzen und stumpft daher keine Bewegung ab oder widerspricht ihr gar, sondern unterstützt sie frei und ausdrucksvoll. Dieser ihr natürlicher Charakter macht sie zu einem Stoff für künstlerische Behandlung, macht sie stilfähig.

Nichts war daher natürlicher, als daß die Bildnerkunst von ihr nicht lassen wollte, selbst da ihre Aufgaben nicht mehr mit ihr zusammenfielen. Und so sehen wir denn neuere und immer neuere Köpfe auf den Gliedern der Antike; ja, als diese selbst von der Verschrobenheit des Rococo gelitten und alles andere eher zeigten denn „edle Einfalt und stille Größe", kam es so weit, daß die Alongeperrüken unmittebar auf den römischen Harnisch und die faltige Toga gesetzt wurden. Noch Canova bildete den König Ferdinand IV. von Neapel in antiker Rüstung mit einem griechischen Helm auf dem Haupte, seinen berühmten Napoleon sogar nackt mit Siegesgöttin und Speer in den Händen. Thorwaldsen gab noch 1827 Poniatowski und dem Herzoge von Leuchtenberg antikes Costüm; bei Pius VII. kam das Ornat, bei Kopernicus die ältere polnische Tracht, bei Maximilian I. die Rüstung zur Hülfe. Auch sein Gutenberg hat das malerische Zeitcostüm, und selbst dies ist nicht ohne lang herabwallendes Oberkleid gegeben. Es bleiben nur noch zwei der Porträtstatuen von Thorwaldsen zu nennen, Lord Byron und Schiller. Beide sind sogenannte Mantelfiguren, gehören aber zu den schwächern Leistungen des großen Mannes. Freilich, den modernen Mantel für die antike Toga zu substituiren, das lag nahe genug; allein das will ausgeführt sein. So ein moderner Mantel ist nicht so zugeschnitten, um auf antike Weise getragen zu werden. Man erinnere sich an jenen römischen Redner, der einen stürmischen Clienten, welcher ihm den Wurf seiner Toga in Unordnung gebracht hatte, wegen einer Stunde Versäumniß gerichtlich zu belangen drohte: so viel Zeit behauptete er gebraucht zu haben, um sich das Oberkleid würdevoll wieder zurecht zu legen. Hier steckt der Unterschied: das antike Gewand will getragen sein, den modernen Mantel hängt man auf den Körper wie auf einen Kleiderriegel. Und doch wollte nun die moderne Plastik damit wie mit einer Toga verfahren! Sie macht entweder das Kleid unkenntlich oder den Mann durch die befremdliche Art, wie sie es ihm umthut. Wir haben eine Menge solcher Mantelfiguren, die diesen Widerspruch nicht lösen; man begreift ihnen gegenüber nicht, was diesen Männern einfiel, sich ihren ehrlichen deutschen Mantel auf so abnorme Weise umzuthun. Erst das ist die richtige Lösung der Aufgabe, auch dem modernen Kleide seinen Charakter zu lassen und es innerhalb desselben plastisch zu verwerthen. Dies ist von Rauch geschehen, und zwar hat er schon gleich in den beiden ersten, genannten Statuen von Scharnhorst und Bülow dieses richtige Gesetz in aller Bestimmtheit hingestellt.

Der Schadow'sche Naturalismus war um eine Linie über die Grenzen einer edeln Realität hinausgegangen; Rauch führte ihn auf das richtige Maß zurück und wußte ihn dazu mit der nothwendigen Idealität zu durchdringen. Die beiden Generale sind in ihrer Uniform dargestellt, wie sie die Zeitgenossen gesehen haben. Der Reitermantel ist um ihre Schulter geschlagen, aber nicht fremdartig, theatralisch, auch nicht nüchtern-prosaisch, sondern mit unbewußt idealem Anklange, wie es in gehobenen Momenten des Daseins bedeutender Männer geschehen kann und ihnen so wohl ansteht. So vereinigt sich hier der allgemeine Gedanke, den diese Repräsentanten der kriegerischen Erhebung auszudrücken haben, und der individuelle Charakter beider zu einem schönen künstlerischen Ganzen. Das Denkmal Scharnhorst's versinnlicht die Vorbereitung zur kriegerischen That: der Feldherr lehnt in nachsinnender Stellung an einem Eichenstamm. Das Denkmal Bülow's dagegen veranschaulicht die That selbst: kühn und sicher steht er da, dem Kampfe, den er beherrscht, ins Auge schauend. In einem vorzüglich schönen Verhältnisse zu den Statuen selbst steht ihr Untersatz, dessen architektonischer Theil von dem befreundeten Schinkel angegeben wurde, dessen schönster Schmuck aber die Reliefs sind, welche in allegorischer Weise die Thaten der Helden feiern. Wir begegnen schon hier den herrlichsten

Ausprägungen der Victoria-Gestalt, in welcher der Meister später noch so Großes leisten sollte, sowie jener Ausbildung des preußischen Wappensymbols, des Adlers, welche seitdem mustergültig geworden ist.

Wir haben eben gesagt, daß Rauch in diesen beiden Porträtstatuen das gültige Gesetz für die Behandlung ähnlicher Aufgaben maßgebend hinstellte: Über die Tracht der Zeit legt sich das vollere Gewand derselben, seinem Charakter einerseits und der künstlerischen Absicht andererseits entsprechend. Was bei den Generalen der Reitermantel, das ist bei der nächsten Statue, der des Kaisers Alexander I., der Hermelin. Der Fürst erscheint im Begriff, den Siegerdegen in die Scheide zu stoßen. Die ganze Erscheinung ist edel, ritterlich und frei, und wie der Degen zur Rast zurückkehrt, so scheinen sich die bewegten Falten des Mantels nach dem Kampfe in Ruhe zu legen. Sowol dieses Standbild, welches Graf Ostermann-Tolstoi ausführen ließ, als auch die beiden vorhin erwähnten begann Rauch noch in Carrara und vollendete sie in Berlin.

Es folgten nun zwei kolossale Modelle zu ehernen Denkmälern für den Fürsten Blücher von Wahlstadt, eins für Breslau, das andere für Berlin. Bei dem erstern ist der Feldherr stürmisch vorwärts schreitend dargestellt. Die erhobene Rechte scheint die Truppen zum Nachfolgen aufzurufen, der Mantel umweht die Gestalt gleichwie erregte Meereswellen, sodaß das Ganze mehr einen malerischen als einen plastischen Charakter hat. Diese Abweichung von der oben geschilderten Darstellungsweise Rauch's erklärt sich durch eine Notiz in Schadow's „Denkwürdigkeiten", wo wir die Angabe finden, daß Rauch sich nach einer von Schadow herrührenden Zeichnung gerichtet habe. In dem Blücher-Denkmal zu Berlin dagegen, dessen Enthüllung im Jahre 1826 stattfand, sehen wir den Meister wieder in der ihm eigenthümlichen Richtung. Der gefeierte Held hat den linken Fuß auf eine erbeutete Kanone gestellt, die niederhängende Rechte hält den gezückten Degen, der Mantel ist fast wie ein Schild um den Leib geschlagen, und so zeichnet sich die ganze Gestalt, auf sehr hohem Piedestal stehend, in scharfen Umrissen ab, eine kriegerische Greisengestalt voll straffer Jugendkraft. Der Untersatz ist hier mit Erzplatten bedeckt, welche dreifache Reliefstreifen enthalten. Oben zeigen sie sinnbildliche Darstellungen, welche sich auf die Weihung des Helden zum Krieg, auf seinen stürmenden Siegeslauf und auf den Dank des Vaterlandes beziehen. Unten sieht man an den Seitenwandungen einen schlummernden und einen aufgeweckten, wie zum Angriff dahinschreitenden mächtigen Löwen. Die Mitte endlich nimmt ein sehr figurenreicher Fries ein, welcher das Aufbrechen der preußischen Armee, ihre siegreiche Bahn gegen Paris und ihren Einzug daselbst in realistischer, mitunter genrehafter Weise zur Anschauung bringt.

Alle fernern Porträtstatuen sind in Erz ausgeführt, der Marmor blieb für die idealern Aufgaben und für die Büsten. Von letztern ging eine große Anzahl aus seiner Werkstatt eigenhändig gefertigt hervor: bis zum Jahre 1824 zählte man deren schon über 70 und darunter 20 kolossale.

Im Jahre 1826 wurde Rauch von dem eben zur Regierung gelangten König Ludwig nach München gerufen, um die kolossale Statue des Königs Maximilian Joseph zu formen. Der Monarch ist auf dem Throne sitzend dargestellt. Die Rechte ist segnend erhoben, welches auf das Verfassungswerk zu beziehen ist. Der architektonische Aufbau, der den Thron und den Fürsten trägt und in seiner Zeichnung von Leo Klenze herrührt, ist wiederum reich an beziehungsvollen Reliefdarstellungen. Wir erblicken an dem mächtigen Doppelpostament, dessen unterer Theil scheinbar von vier aus den Ecken hervortretenden Löwen getragen wird, die herrlichen Einzelgestalten der Bavaria und der öffentlichen Wohlfahrt; ferner figurenreiche Darstellungen, welche das Regiment des Fürsten und das segensvolle Gedeihen des Landes unter demselben vorführen. Da sieht man den Landbau blühen und die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen sich entfalten; da versammeln sich die Stände des Reichs und nehmen die Verfassungsurkunde vom Könige entgegen; da führt ein Engel des Lichts die Hüter des protestantischen und katholischen Glaubens zu einträchtigem Bruderbunde zusammen. Auf sehr unbefangene Weise reihen sich die allegorischen Gestalten den aus der Wirklichkeit des Lebens hergenommenen ein, obwol das für den innern Gedankengang nicht immer ganz ohne Zwang abgeht. Das Ganze ist mit dem Fußgestelle 30 Fuß hoch.

Zu der Denkmälergruppe, welche jetzt den Künstler beschäftigte, gehört noch das Standbild des Königs Friedrich Wilhelm I. für Gumbinnen und dasjenige von Hermann Francke für Halle, welches diesem frommen Manne sein Waisenhaus verdankt. Hier gab der Talar des Gottesmannes die Gelegenheit zur stilvollen Behandlung der Gewandung. Das Bildniß wird zu einer Gruppe durch zwei von beiden Seiten hinzugefügte Waisenknaben, zu denen der Freund der

Verlassenen in liebevolle Beziehung gesetzt ist. Auch hier vereinigt sich das ideale Costüm der Kinder wiederum auf die ungezwungenste Weise mit dem der Hauptfigur.

Es war im Jahre 1828, als jene oben bereits erwähnte Wiederholung der Statue der Königin Luise ans Licht trat. Überhaupt ist hier, nach so vielen Arbeiten auf dem Gebiete der Porträtplastik, einer Reihe anderer Arbeiten zu gedenken, welche ihrer Natur und Ausführung nach der idealen Welt angehören. Vorher aber sei noch eines Werks erwähnt, welches sowol zu dem einen wie zu dem andern Gebiete gerechnet werden kann. Es ist dies das Marmordenkmal der im sechsten Jahre verstorbenen Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt; ein reizendes Kind auf dem Lager dahingegossen, mit dem halbfertigen Blumenkranz und losen Blüten in den Händen, wie eingeschlummert unter der lieblichen Beschäftigung.

So weit hatte sich die bildnerische Kraft der Neuern an der Antike erstarkt, daß sie von der bloßen Nachahmung abstehen durfte, daß sie es wagen konnte, neu zu sein. So wurde die ausgegrabene Herrlichkeit der alten Götterwelt nicht blos an ihren Gliedmaßen, sondern auch in ihren Gedanken restaurirt. Thorwaldsen ergänzte nicht nur die fehlenden Schenkel- und Armstücke der Ägineten, sondern er wußte einen seiner Lieblingsgegenstände, die Mythe von Amor und der Psyche, in neuen und doch in antikem Geiste gedachten Darstellungen auszulegen, sodaß man sagen kann, er habe nachgeholt, was die Alten zu bilden vergessen haben oder was die neidische Erde uns bisjetzt nicht zurückgegeben hat. Sollte nicht auch die Gestalt der Siegesgöttin bei den Alten mannichfaltigere Ausprägung empfangen haben, als deren auf uns gekommen sind? Ohne Zweifel! Doch sind die wahrhaft schönen antiken Victorien-Gestalten sehr zu zählen. Dies aber ist die Figur, für welche Rauch die Gedankenrestauration der Antike übernommen hat. Es war zunächst seine Aufgabe, für die Walhalla des Königs Ludwig bei Regensburg sechs überlebensgroße Victorien-Statuen in Marmor zu bilden. In der weiten Halle des Ruhmestempels, wo sich zahlreich die Büsten der großen Männer und Frauen versammeln, sollte hoch über ihnen die Gottheit weilen, welche die Kränze des Ruhms und der Ehre austheilt; Bewohnerinnen dieses geweihten Tempels, sollten sie die Aufgenommenen empfangen und zum Fortleben in dem Gedächtnisse der Nachwelt einführen.

Da nun sieht man die Nike sitzen, ernst, ruhig, in antiker Würde. Die leichten Füße, über welche sich das Gewand in majestätischer Faltung legt, sind übereinander geschlagen; in jeder Hand hält sie einen Kranz. Der Weg zu ihr ist steil; sie ist bereit, den Lohn zu geben, aber ihr Lohn ist kostbar, und sie erwartet ruhig, bis auch die letzte Anstrengung überwunden und die Stirn ausgereift ist für die herrliche Krone. Nicht also ihre begeisterte Schwester, die unter dem Namen der kranzwerfenden selbst so berühmt geworden ist. Sie ist in Entzücken versetzt über ruhmwürdige Thaten, sie scheint vielen ihren Beifall spenden zu müssen; denn indem sie in der Hand, mit welcher sie sich aufstützt, mehrere Kränze faßt, wirft sie den einen mit anmuthiger Bewegung von ihrem Sitze, an welchem sie sich flüchtig niedergelassen, hinunter. Wiederholung und Nachbildung (eine sehr schöne Wiederholung im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin) haben diese Statue sehr populär gemacht. Ohne Zweifel trug die modernere Auffassung dazu bei. Unsere im Beifall eher zu verschwenderische Zeit liebt das Entgegenkommen der Ruhmeskränze; der herbere Charakter der Zuersterwähnten sagt dem antik gewöhnten Auge mehr zu. Die andern vier Siegesgöttinnen sind stehend dargestellt. Eine derselben versucht den Kranz auf ihr eigenes Haupt. Es ist der sich selbst krönende Sieg, er ruht befriedigt in seiner eigenen Herrlichkeit, oder die Göttin übt an ihrer eigenen Wohlgestalt ungeduldig das schöne Geschäft, das sie sich sehnt, an andern auszuüben. So steht sie in stiller Glorie da, ein Lorberzweig lehnt in ihrem rechten Arm. Aber als hätte sie zu lange gesäumt in ihrer Selbstbetrachtung, fliegt sie in anderer Gestalt wieder herab, daß das Gewand den leichten Körper umwallt, und ihren Kranz streckt sie der Stirn des Siegers entgegen. Langsamen Schrittes aber und gesenkten Hauptes geht ihre Schwester einher; es ist als ob der volle Kranz ihr das zarte Haupt neige, sie scheint der Opfer zu denken, welche der Sieg gekostet hat; es gilt einem Siege, aber einem theuer erkauften. Den jauchzenden Empfang dagegen drückt die letzte Victoria aus. Sie schreitet, selbst siegestrunken, mit elastisch leichtem Fuß einher, in beiden Händen ihre Kränze tragend. Schöner ist die Siegesfreude nicht auszudrücken, die ganze Gestalt ist von ihr durchbebt. Mit geringen Veränderungen sind diese Siegesgöttinnen dann vom Meister hier und da in Anwendung gebracht worden. So stehen ihrer zwei auf Säulen in den Gebüschen des Schloßgartens von Charlottenburg. Die eine schreitet, seitwärts blickend, die Palme über der Schulter, den Kranz erhebend, triumphirend daher, wie an der Spitze einer siegreichen Colonne; die andere ähnelt der, welche von einer Säule auf dem Belle-Allianceplatz grüßt,

den Palmenzweig in der Linken schwingend, den Kranz in der Rechten der Stadt entgegenstreckend. Noch drei andere empfangen die Eintretenden im Treppenhause des Regenten von Preußen; wieder eine andere Variation zeigt eine überlebensgroß auf dem Schlachtfelde von Leuthen aufgerichtete.

Auch die beiden Waisenkinder vom Francke'schen Monument wurden als eigene Statuen umgearbeitet und mögen auch zu zwei später gefertigten Kinderfiguren den Anlaß gegeben haben: einen Knaben mit einer Opferschale in Händen — so stiftete Rauch dieses Bildwerk nach seiner Vaterstadt Arolsen —, ein Mädchen mit bittend erhobenen Händen als Figur der „Hoffnung".

Eine andere der Idealwelt angehörende Figur ist die unbekleidete Gestalt einer Danaide. Nur auf dem rechten aufgestellten Bein liegt ein Tuch als Schutz gegen den unglückseligen Krug, den sie daraufstützt und auf welchen hernieder sie leise das schöne Haupt neigt. Es ist ein rührendes Bild, soviel Schönheit zu einer so unfruchtbaren traurigen Arbeit verurtheilt zu sehen; man dächte sich gern eine Nymphe darunter, allein die tiefe Trauer in dem schönen Antlitz erlaubt es nicht.

Einige Reliefcompositionen idealen Inhalts, die Darstellung einer Eurydice und die einer bacchschen Scene, gehören auch in diese Periode.

Es folgen dann wieder eine Reihe von Bildnißstatuen in kolossaler Dimension. Zunächst diejenige Albrecht Dürer's für Nürnberg, welche im Jahre 1836 im Modell vollendet und 1840 enthüllt wurde. Der Meister von deutscher Kunst und Art ist barhäuptig dargestellt mit dem langen pelzverbrämten Mantel um seine stattliche Figur. Die Linke faßt die Falten desselben mit festem Griff zusammen, in der Rechten hält er die Zeichenstifte, Pinsel und ein Lorberreis. So beherrscht er den jetzt nach ihm benannten Platz. Der Bildner hat ihn deutsch im Charakter, stattlich in der Erscheinung wiedergegeben, und damit ist Albrecht Dürer durchaus geschildert. Um dieselbe Zeit entstand auch die Gruppe der beiden Polenkönige, denen als den ersten christlichen Polenfürsten der Graf Raczynski im Dome zu Posen dieses Denkmal errichten ließ. Der Herzog Mieczyslaw und sein Sohn der König Boleslaw Chrobri zeigen sich als Streiter des Herrn mit dem Worte und mit dem Schwerte. Der Vater trägt ein weites faltenreiches Gewand, in seiner Hand ruht ein Kreuzesstab, der das Ganze nach oben in befriedigender Weise abschließt. Der Sohn ist mit Schuppenkleid und Kettenpanzer gerüstet, und die Hand faßt das zur Vertheidigung des Glaubens bereite Schwert. Die junge Kraft und das friedliche Alter ergänzen einander vortrefflich, und die Gestalten sehen aus wie aus der guten alten Zeit, wo man die frommen und ritterlichen Herren, noch wie sie leibten und lebten, an die Monumente in die Dome zu stellen pflegte. Gleichwol lag kein Anhalt irgendeiner Art an Bildnisse vor, und so war es ganz in die Macht der Phantasie des Bildners gegeben, den Charakteren ein individuelles zeitgemäßes Gepräge zu verleihen. Die Modelle wurden 1837 vollendet, die Aufstellung fand zwei Jahre darauf statt.

Ein anderer Fürst, der nicht minder ausgeharrt hatte im Kampfe, wurde 1840 mit seiner vorausgegangenen Gemahlin vereinigt: Friedrich Wilhelm III. Es war der Wunsch des Monarchen, neben seiner Luise im Garten zu Charlottenburg zu ruhen, und so wurde in der Halle des Grabmals auch sein Marmorbildniß neben das der Königin gestellt. Man erblickt die Gestalt des Herrschers gerade hingestreckt, einfach, schlicht und soldatisch, wie er im Leben war, eher etwas steif, was die untergeordneten Partien, die Beine, anbetrifft; nur nicht in den Hauptsachen, in dem Kopfe und den ineinander genommenen Händen: jener ist von einem milden Ernst durchleuchtet. Die Bekleidung besteht aus der Generalsuniform, welche aber nur oben am Halse sichtbar ist, außerdem trägt er den einfachen Kriegermantel, jenes Ehrenkleid, in dem er schwere Prüfungsjahre durchgemacht hat, und in welchem er auch als Leiche auf dem Todtenbette lag.

Mit der Aufstellung dieses Marmorbildes (1843) war eins der schönsten Mausoleen der Neuzeit vollendet. Die Häupter der Schlummernden schauen nach der Nische, in welcher ein einfacher Altar steht mit dem marmornen Bilde des Gekreuzigten. An den Wänden liest man bedeutungsvolle Sprüche aus dem Evangelium. Schön gebildete marmorne Candelaber, der eine von Tieck's, der andere von Rauch's Hand, sind zur Seite aufgestellt.

Zwei Jahre später, als die Schwester der Königin Luise, die Königin Friederike von Hannover, gestorben war, ließ ihr Gemahl, Ernst August, zu Herrenhausen ganz nach dem Muster des Mausoleums von Charlottenburg eine Grabstätte erbauen und begehrte von Rauch die dazugehörige Statue der Königin. Er hat sie ähnlich dargestellt wie die Königin Luise; nur ist daran der große Entwickelungsschritt bemerkbar, den inzwischen die Bildnerkunst mit Rauch

und durch ihn gethan hatte. In größern und freiern Linien und in mehr selbständigem natürlichen Charakter legt sich der Hermelin um die schlafende Fürstin, ein Diadem ziert ihr Haupt, die Hände sind auf der Brust gefaltet. Am Saume des Bahrtuchs wiederholt sich ihr Namenszug mit dem Wappenzeichen. An dem Fußgestell ist auf der einen Seite das hannoverische, auf der andern das mecklenburgische Wappen angebracht. An den Ecken befinden sich Engelfiguren in situationsgemäßer Handlung. Auch dieser schlummernden Fürstin wurde später (1855) der Gemahl im Bilde beigesellt. König Ernst August ist in reicher Husarenuniform gegeben, welche nur wenig durch den Mantel verhüllt wird.

Zwei andere an dieser Stelle zu erwähnende Statuen sind das Kolossalstandbild des Feldmarschalls Gneisenau und dasjenige des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin. Das zuerst genannte war eine Weihegabe des preußischen Heeres und wurde bereits im Jahre 1841 auf dem Familiengut Sommereschenburg bei Helmstedt aufgerichtet. Der Feldherr trägt den Reitermantel umgeschlagen; in der Rechten hält er einen Degen, der aber in der Scheide steckt und den er in der Mitte derselben gefaßt hat, mehr um damit eine anordnende Geste zu unterstützen als Kampfgebrauch damit zu machen, sodaß die ganze Figur sehr glücklich die stets bereite Thätigkeit des Helden, aber auch den theoretischen Charakter derselben ausdrückt. Der Großherzog Paul Friedrich (in Modell vollendet 1843, aufgestellt 1849) stellt sich im kurzen Waffenrocke dar. Die Vorderseite wird nur wenig von dem Hermelin bedeckt. Die in die Seite gestemmte Linke nimmt einen Theil desselben mit auf und unterbricht dadurch den glatten Faltenfall, während die Rechte sich auf ein langes Schwert stützt.

Neben den letztgenannten Werken, und zwar schon seit dem Jahre 1836, war in der Werkstatt des Künstlers an dem kolossalen, gestaltenreichen Werke gearbeitet worden, welches er seiner Nation als unvergängliches Vermächtniß hinterlassen hat: dem Statuenbau Friedrich's des Großen. Die Geschichte dieses Denkmals beginnt schon zu Lebzeiten des großen Königs. Im Zusammenhange dargestellt findet sie sich von H. Weiß im Jahrgange 1857 des „Deutschen Kunstblatt", S. 173 fg. „Nach Beendigung des Feldzugs gegen Kaiser Joseph", schreibt der alte Schadow, „bildete sich im Jahre 1779 in der berliner Garnison das Einverständniß: Friedrich dem Großen ein Denkmal zu errichten, gleich dem des Großen Kurfürsten auf der langen Brücke." Der oben bereits genannte Tassaert machte das Modell, die Geldbeschaffung wurde vorbereitet. Aber der König schlug alles nieder mit der Bemerkung, daß es eine schickliche Sitte sei, nicht während des Lebens, sondern nach dem Tode dem Feldherrn ein Denkmal zu errichten. Kaum aber war der König gestorben, so wurde die Idee von neuem aufgenommen und in unzähligen Entwürfen, welche auf eine sehr interessante Weise die künstlerischen Anforderungen der verschiedenen Epochen ausdrücken, immer wieder von neuem bearbeitet. Friedrich Wilhelm II. erklärte, daß das Denkmal auf seine Kosten errichtet werden solle, und seine Nachfolger traten in diesen Beschluß ein. Friedrich Wilhelm III. übertrug Rauch die Aufgabe. Bis dahin hatte man Entwürfe von Schadow (mehrere verschiedene), Bardou, Rode, Chodowiecki, den beiden Meil, Frisch, Asmus Carstens, Bettkober, Hillner, Cunnigham, Melzer, Wohler, Eckstein, Renz, Matthies, Gentz, Langhans, Hirt, Gilly, Haun, Rustad, Schinkel (sechs verschiedene Compositionen) gesehen. Tempel, Grabmäler, Säulen, Rotunden, mächtige Bauten der verschiedensten Art waren vorgeschlagen worden, und was das Costüm betrifft, so hielt man lange an dem römischen fest, obwol auch das altdeutsche vertreten war. Rauch selbst hat vier verschiedene Entwürfe gemacht. Von ihnen begegnete derjenige nach dem Muster der Trajanssäule in Rom, die mit einer Victoria gekrönt und vor sich auf besonderm Sockel das ideal costümirte Reiterstandbild des Königs haben sollte, zunächst dem meisten Beifall des Monarchen. Später erhielt jedoch eine Reiterstatue im Zeitcostüm auf hochgedoppeltem Piedestal mit Reliefs symbolischen Inhalts die Genehmigung. Der Grundstein wurde endlich am 1. Juni 1840 gelegt an derselben Stelle, die schon der unmittelbare Nachfolger des großen Königs dazu ausersehen hatte, und das Reiterbild selbst wurde in Angriff genommen. Der König Friedrich Wilhelm IV. ging dann auf den schon existirenden reichern Entwurf des Piedestals zurück, welcher den Gedanken des Monuments in so verständlicher und beredter Weise ausspricht, und so kam denn als Summe aller Bestrebungen und Bemühungen der plastisch-künstlerischen Phantasie das in Gedanken so natürliche und einfache, in seiner Ausführung so herrliche Denkmal zu Stande, wie es die Mitwelt jetzt am Eingange der Linden prangen sieht. Der 31. Mai 1851 war der Tag der Enthüllung. Niemand von den Tausenden, welche ganz Preußen zu dieser Feier versammelt hatte, wird den Moment vergessen, als der greise Künstler in aller seiner majestätischen Schönheit an der Spitze des Festzugs auf den weiten Platz trat. Die freudige Begrüßung der Nächsten

schwoll augenblicklich an zu einem begeisterten Jubelruf der unabsehlichen Menge, welche, aufgethürmt wie Gebirgswände, die Plätze umgab. Unendlicher Jubelruf wiederholte sich, als nach der Rede des Königs die vier schön ornamentirten Zeltwände, welche das Werk umgeben hatten, blitzschnell wie durch Federdruck hinter grünen Hecken herunterfallend, von der Erde gleichsam verschlungen wurden und nun der riesige Statuenbau im Glanze der Maisonne strahlte. 43 Fuß hoch erhebt er sich von der Granitstufe, die seinen ersten Untersatz bildet. Auf ihren quadratischen Ausladungen an den Ecken ruhen schneckenförmig gewundene Consolen, welche die Ecken der zweiten bronzenen Unterlage bilden. Diese ist für die Inschriften. Vorn steht die Widmung. Die Langseiten tragen 61 Namen von Helden des Kriegs, die Rückseite 15 Namen von Männern des Friedens. Nun folgt der 10 Fuß hohe Würfel, welcher den Kern des Fußgestells bildet. Auf den Consolen, also aus den Ecken des Würfels hervorreitend, befinden sich vier lebensgroße Reiterstatuen. Zwischen diesen an den Wänden entlang gruppiren sich 20 Pedesterstatuen; noch andere quellen aus den Wänden als Reliefsdarstellungen hervor. Heinrich, der Bruder des Königs, und Ferdinand von Braunschweig, die Repräsentanten der Taktik, sitzen auf ruhigen Pferden an der Vorderseite, wohin der Blick gerichtet ist; an der Rückseite aber, auf lebhaft bewegten Rossen, erblickt man Ziethen, und das Ideal eines männlich schönen Reiters, den tapfern Seydlitz. Ringsum der Kranz der Helden gleicht einer Versammlung von Kriegern, schön und bedeutungsvoll gruppirt, doch durchaus so, als ob sie nicht für den Zuschauer, sondern für sich und füreinander dawären. Die ganze Geschichte des Alten Fritz geht vor dem Geiste vorüber, wenn man alle die zum Theil so bekannten Köpfe sieht und die Namen der Helden und ihrer Ehrentage liest und hört. Die Rückseite nehmen die Staatsmänner, Denker und Künstler ein. Da sieht man den schlagfertigen Lessing in stolzer Haltung mit dem gebückten, etwas zusammengeschrumpften Philosophen von Königsberg reden. Die Verschiedenheit des Naturells in diesen Charakteren, welche beide zur Waffengattung der Kritiker gehörten und beide auf ihrem Gebiete so epochemachend und reformatorisch wirkten, ist vorzüglich zum Ausdruck gekommen. Hinter ihnen blickt Graun hervor; sein nach oben schauendes Auge strahlt von Innigkeit und Sanftmuth wider. Vor ihm sitzt der Graf von Carmer, der das „Allgemeine Landrecht" vorbereitete. Ferner erblickt man die Grafen von Schlabrendorf und Finkenstein, einsichtsvolle Räthe des Königs.

Die oberste Abtheilung des Piedestals ist für Reliefsdarstellungen eingeräumt, welche wichtige Momente aus dem Leben des Königs vergegenwärtigen. Hier sind die Ecken abgestumpft, und an den so entstehenden Flächen thronen, durch allegorische Gestalten repräsentirt, die vier Regententugenden der Gerechtigkeit, Stärke, Klugheit und Mäßigung. Die Relieftafeln aber führen die Geburt des Helden vor Augen, den Unterricht der Pallas Athene in der Weisheit und in den Waffen. Dazwischen sieht man ihn auf der Brunnenröhre von Kollin sitzen in dem Moment äußerster Bedrängniß; hinter ihm aber schwebt im flachern Relief wie eine Vision seine Reitergestalt, geführt von Athene und gefolgt von der Nike mit Palmen und Lorbern. Dann sieht man ihn in den Werkstätten der schlesischen Weber, dann im einsamen Gemache die Flöte blasend, dann am Bau von Sanssouci beschäftigt. Die Rückseite endlich enthält seine Apotheose. Auf einem Adler ruhend schwebt er, lorberbekränzt und hauptumstrahlt, dem Himmel zu. Neben ihm befinden sich die Krone, die er getragen, das Schwert und die Feder, die er geführt, und der Lorber, den er errungen hat. Mit großer Naivetät sind auf all diesen Reliefs die idealen und realen Figuren nebeneinander gestellt, und die Schönheit der erstern überredet uns, das ganz natürlich zu finden; man könnte fast behaupten, daß einem etwas fehlen würde, wenn man, durch soviel Heldenthum gehoben, nun nicht auch der Pallas selbst begegnete, welche ohnehin der damaligen Zeit in Versen und Gestalten so geläufig war.

So sind wir zu dem Bilde des großen Königs selbst emporgestiegen. Die Reiterfigur hat eine Höhe von 17 Fuß. Der König erscheint in der Uniform, die er trug, den Degen an der Seite, den Krückstock am Arm hängend. Unter dem dreieckigen Hut schaut, von mächtigen Brauen überschattet, das durchdringende Auge hervor, das in dieser zerbrechlichen Gestalt von der unbesiegbaren Stärke eines Riesengeistes zeugt. Nur den Königsmantel, der hinten herabwallt, hat die symbolische und plastische Nothwendigkeit der Alltagserscheinung hinzugethan.

In dem ganzen Werk war wieder das neue, noch nicht Dagewesene gegeben. Rauch war es wieder gewesen, der, nachdem die plastische Phantasie sich mehr als ein halbes Jahrhundert lang gemüht hatte, dem Gedanken Ausdruck zu geben, ihn in antiker Einfachheit, gemeinverständlich, groß, klar und nachdrücklich zur Erscheinung brachte.

Die Enthüllung des Friedrichsdenkmals war eine Angelegenheit des ganzen Landes gewesen.

So populär der große König war, und zwar in dem Maße, daß sich die Jetztwelt noch immer gern gleichsam als seinen Mitlebenden betrachtet, so populär wurde dieses sein Ehrendenkmal. In tausend und abertausend Abbildungen wurde es verbreitet, überall und in allen Stoffen, mit jeglichen Mitteln der Vervielfältigung wurde es wiederholt. Der Schöpfer desselben stand als vierundsiebzigjähriger Mann in vollster Blüte seiner Kraft, auf dem Gipfel seines Ruhms. Neue Arbeiten bereiteten sich in seiner Werkstatt schon wieder vor; ja, nach dem Wunsche des Königs sollte sofort eine ähnliche Turma, wie die eben vollendete, in Angriff genommen werden, welche Friedrich Wilhelm III. mit den Paladinen des Freiheitskriegs zum Gegenstande haben sollte. Eine blühende Schule umgab den Meister. Rietschel, Wredow, Drake, Bläser und andere glänzten längst als gefeierte Meister der Kunst, und wen nur irgend die moderne Plastik nennt, fast immer war er wenigstens zeitweise in Rauch's Nähe oder unmittelbar in seiner Werkstatt und unter seiner Leitung als Schüler thätig gewesen. Schon vier Jahre früher, zu seinem siebzigsten Geburtstage, hatten sie ihm einen goldenen Lorberkranz gebracht unter dem Schein der Fackeln, welche die breite Klosterstraße füllte, wo seine Werkstätten im sogenannten Lagerhause liegen. Zehn Jahre später wurde ihm ein Pergament gewidmet, welches in gebundener Rede ihre Empfindungen aussprach und — woran er sich besonders zu erfreuen liebte — viel ruhm- und ehrengekrönte Namen trug, deren Inhaber sich alle mit Freuden seine Schüler nannten. Jetzt aber bei der Enthüllung seines größten Werks feierte man ihn mit Rede und Gesang in der Akademie, ein Ehrenfest, welches alles versammelte, was die Residenz an Männern des Staats, der Wissenschaft und der Kunst aufzuweisen hatte. Als er nach der Cantate, von Kopisch und Meyerbeer, in die königliche Loge gerufen wurde und der Monarch den gefeierten Liebling umarmte, da brach die Versammlung in einen Beifall aus, welcher deutlich zeigte, daß keine Gunst zu hoch war für den, der es verstanden hatte, in dauerndem Erz aus der Seele und in die Seele aller zu reden. Aus Weimar wurde ihm ein Lorberkranz von den Zweigen desselben Baums gesandt, von dem einst Goethe diese Zierde der Künstler empfangen hatte. Seine Orden, deren er schon, außer den preußischen, von Hannover, Sachsen, Braunschweig, den Niederlanden u. s. w. trug, wurden um den Stern des Adlerordens vermehrt. Die Universität Halle sandte das Doctordiplom, der Magistrat von Berlin eine besondere Dankadresse.

Wenden wir uns nun den weitern Arbeiten zu. Die Costümfrage war bei Gelegenheit der Goethe- und Schillergruppe, welche man zu Weimar aufzurichten beschlossen hatte, wieder Gegenstand der Erwägung der Bildhauer und der Erörterung der Kunstrichter geworden. Rietschel's „Lessing" hatte aufs neue bewiesen, daß auch das Rococokleid plastisch courfähig ist, wenn der Bildner nur vermocht hat, den Mann hineinzustecken. König Ludwig nahm die Nothwendigkeit des Zeitcostüms bei Porträtstatuen als gültige Regel an und knüpfte an sein Versprechen, das Erz für die Gruppe herzuschenken, die Bedingung, daß die Dichter in der Tracht ihres Zeitalters erscheinen sollten. Rauch, auf den man zunächst bei der Ausführung des Denkmals rechnete, hatte inzwischen die Skizze einer Gruppe gefertigt, welche die beiden Dichter in einer idealen Gewandung zeigt. Das Anerbieten des Königs Ludwig aber gab den Ausschlag, und nun empfahl Rauch selbst, seinem großen Schüler Rietschel die Arbeit zu übertragen, welches bekanntlich auch geschehen ist. In Bezug auf die Gültigkeit des einen und des andern Costüms blieb die Meinung geltend, daß sich das Zeitcostüm mehr für den öffentlichen Platz, das ideale dagegen mehr für ein besonders dafür erbautes Heiligthum, welches von den besonders Gestimmten aufgesucht sein will, eigne. Rauch's Gestalten tragen beide den Chiton und das Himation. Die Füße sind mit Sandalen bekleidet. Doch ist die Art und Weise, wie beide den Mantel umgelegt haben, eine verschiedenartige. „Goethe ist als der ältere Mann, der fest im Leben stehende, der vielseitig praktisch thätige gefaßt; er hat den Mantel, wie im augenblicklichen Entschluß leicht und frei umgeworfen, sodaß derselbe über seinen beiden Schultern und in der Hauptmasse über der rechten Seite hängt. Schiller dagegen, der zu seiner Linken steht, als der jüngere in das Leben eintretend, als der Mann, der den hohen Stil in der Poesie mit Entschiedenheit festhielt, hat im Tragen seines Mantels mehr Repräsentation, indem er ihn nach classischer Sitte trägt. Beides entspricht der körperlichen Grundgeberde der beiden Männer. Goethe steht vollkommen fest und sicher, fast wie ein wenig hinten übergelehnt, da, während Schiller einen leise ekstatischen Zug in seiner Bewegung, etwas schwärmerisch vorwärts Strebendes verräth." (Kugler.) Eine Radirung des Entwurfs befindet sich in Nr. 29 des „Deutschen Kunstblatt", Jahrgang 1855. Es sei bei dieser Gelegenheit jener vielverbreiteten Statuette gedacht, welche Goethe im zugeknöpften Oberrock darstellt, die Hände behaglich auf den Rücken gelegt; bequem und würdevoll zugleich in der ganzen Erscheinung.

Am 21. Mai 1855 erhielt auch die Blücher-Statue auf dem Opernplatze in Berlin ihre Genossen in den Kolossalstatuen von York und Gneisenau. Sie wurden ohne besondere Festlichkeiten in der frühen Morgendämmerung aufgestellt. Nur eine militärische Heerschau begrüßte sie, wie um ihnen zu zeigen, daß die Söhne derer noch leben, mit denen sie ihre Siege und Deutschland seine Freiheit erkämpft haben. York in fester, sicherer, in sich abgeschlossener Haltung steht da wie die verkörperte Furchtlosigkeit; er stützt die Linke auf den Säbel und hat die Rechte oben daraufgelegt, wie zur Bekräftigung, daß die große Noth des Vaterlandes durch das Eisen gebrochen werden soll und muß. Der sehr einfach und in edelstem Wurfe umgeschlagene Mantel läßt fast die ganze Brust offen. Gneisenau ist in freierer Geberde dargestellt; er rechnet mit vorhandenen, concreten Streitkräften, er ordnet an, er bestimmt. So repräsentiren beide Bildnisse die vorbereitenden Stadien zu der kriegerischen Action des alten „Vorwärtstreibers", den sie in der Mitte haben. Die Piedestale sind von geschliffenem Granit in sehr wohlgefälliger Form architektonisch gegliedert, sie haben vorn eingelassene Erztafeln, in denen die Inschriften von wiederum sehr anmuthigen Victorien gehalten werden, auf der Rückseite die Wappen der Gefeierten.

Die nächste Statue galt Kant, und wurde für Königsberg gefertigt. Rauch bewahrte als seltene Reliquie einen Schattenriß von der ganzen Figur des Philosophen mit seiner eigenen Namensunterschrift. Diese hatte er schon für das Friedrichsdenkmal zu Grunde gelegt. Sie wurde mit den für die freie Einzelstellung gebotenen geringen Modificationen benutzt. Der Denker erscheint demgemäß in der Tracht seiner Zeit. Die Linke hält zugleich den Rohrstock und den dreieckigen Hut, welcher letzterer natürlich die Stirn, den Wohnsitz der Gedanken, nicht bedecken darf. Die rechte Hand ist, wie lehrend, erhoben. Etwas plastisch Unschöneres, als die Figur des Weisen von Königsberg, ist nicht gut gedenkbar. Dagegen hatte Rietschel es leicht mit der straffen wohlgebildeten Gestalt Lessing's. Aber Rauch war nicht der Mann, schwierigen Aufgaben aus dem Wege zu gehen. Er, dessen Hand nicht daranwollte, unsern größten Dichtern das Rococokleid umzulegen, ging an die Aufgabe, dies bei den allerschlimmsten Körperbedingungen zu thun: „Man muß immer mit fortgehen", sagte er, baute sich einen wohlgebildeten unbekleideten Mann auf und ging nun mit zarter Hand von dem vorgebogenen Kopf an allen charakteristischen Abweichungen nach, welche dem Denker des 18. Jahrhunderts nicht erlaubten, wie Plato zugleich weise und männlich schön zu sein. Diese Behandlung des widerwilligen Stoffs, die sich nicht offenbaren kann in einem stark hervorstechenden Mittel, in irgendeiner herbeigezogenen Abhülfe, welche Arbeit hatte sie hier, wo die Punkte des Schönen und des Charakteristischen so weit auseinander liegen! Die stille Überredung, welche im Leben oft ein schöner und starker Geist auf uns ausübt, als sei seine zufällig mangelhafte äußere Hülle keineswegs so unangenehm, vielmehr nicht blos charakteristisch, sondern auch gefällig, diese Überredung war hier Sache des Bildhauers. — Und Rauch hat diese Aufgabe auf außerordentliche Weise gelöst.

Dankbarer war die Aufgabe, Albrecht Thaer, den Begründer der rationellen Landwirthschaft, darzustellen, und Rauch hat in dieser letzten Porträtstatue eine seiner vorzüglichsten geschaffen. Dieselbe stellt sich in einem einfachen ländlichen Kleide dar, durchaus in der Mode der Zeit und zugleich mit einem gewissen Charakter von Rusticität. Stulpenstiefel und kurze Beinkleider, eine überschlagende Weste mit zwei Reihen Knöpfen, ein weiter bequemer Rock, dabei ein krauses Jabot und eben solche Manschetten geben der ganzen Gestalt den Habitus eines deutschen Landmanns und zugleich eine glückliche Mischung von Bürgerlichkeit und aristokratischer Bildung. Der Gestus ist einfach, aber lebendig. Während die Linke auf dem Pflug ruht, hat der Vater der neuen Landwirthschaft die Rechte sanft, wie zum Lehren, erhoben, sodaß von dem Boden auszuströmen und in die Zuhörerschaft überzugehen scheint das Gesetz, welches er den Boden gelehrt hat. Der Ausdruck des Kopfes hat etwas ungemein Anziehendes, indem sich Güte mit Intelligenz darin paart. Den reichen Piedestalschmuck ist Hugo Haagen, ein Schüler des Meisters, in Begriff auszuführen. Das Denkmal soll seine Stelle in dem Garten vor der Bauschule in Berlin finden.

Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß die Porträtbüsten nicht aufhörten in ununterbrochener Folge nebenher aus seiner Meisterhand hervorzugehen. Aus der großen Fülle seien nur die beiden des Königs Friedrich Wilhelm IV. und Alexander von Humboldt's genannt. Es ist in diesen Arbeiten eine Feinheit, eine tiefverstandene und empfundene Durchbildung der individuellsten Erscheinung, die bis an die Grenze dessen zu gehen scheint, was überhaupt mit dem Meißel darstellbar ist.

Unter allen diesen Werken der Porträtgestaltung hatte er sich recht lebhaft wieder nach einer

idealen Aufgabe gesehnt, und es war ihm daher sehr erwünscht, als der König von ihm eine lebensgroße Marmorgruppe begehrte, welche gewissermaßen für eine Verkörperung des Gebets gelten konnte: Moses auf dem Gipfel des Berges während der Schlacht Israels mit den Amalekitern, wo er sich nach den Worten der Schrift von Aaron und Hur die Hände aufrecht halten läßt, bis der Sieg erfochten. Dies ist das letzte Werk des Künstlers geworden. Er erlebte die Rückkehr des Modells von Carrara, wo es in Marmor vorgearbeitet werden sollte, nicht mehr. Die plastische Composition ist großartig und höchst wirksam geordnet, die Gestalten sind energisch charakterisirt, die Ausführung ist in einem Stile bewirkt, welcher breite Fülle mit sinnvoller Durchbildung aufs glücklichste verbindet. Alles bekundet auch hier den Meister, der seines Schaffens vollkommen sicher ist und den künstlerischen Stoff noch immer mit männlicher, ungeschwächter Kraft beherrscht.

Denn das war sein beneidenswerthes Schicksal, nicht wie ein lebensschwacher Greis zu scheiden, der vom Ausruhen zur Ruhe eingeht, sondern wie der Unsterblichen einer, der sich in kleinerer Arbeit unterbricht, um eine größere anzufangen. Der Thon blieb feucht, Hammer und Meißel blieben warm bis zuletzt, da er plötzlich von einer Werkstatt in die andere trat. Im Herbste 1857 ging er, zur Berathung über ein körperliches Übel, das mindestens keine nahe Gefahr befürchten ließ, nach Dresden. Dort brach aber dasselbe mit unvorhergesehener Heftigkeit aus, und nach einigen schmerzvollen Wochen starb er am 3. Dec. Die Leiche wurde nach Berlin zurückgeführt. In der Werkstatt, die er „seine Heimat" genannt hatte, versammelten sich um sie, vom Regenten an, die Vertreter aller Lebenskreise und geleiteten sie in langem Zuge zur letzten Ruhe.

Das ganze reiche Leben des Künstlers gibt das Bild eines langsam und zielgewiß reifenden Künstlergeistes. In seinen jungen Jahren brach kein Werk aus den Schöpfungsversuchen seines Genius hervor, welches das Außerordentliche, alles Besiegende vor Augen gelegt hätte. Erst in der Mitte der dreißiger Lebensjahre stellte er in dem Denkmal der Königin Luise als Summe seines naturgemäß und Schritt vor Schritt vorwärts bringenden Strebens ein hohes Zeugniß seiner Reife hin. Mit den folgenden Denkmälern bis in die Mitte der funfziger Jahre behauptete er den ersten Platz unter den Meistern. Thorwaldsen war reicher an Gestalten, welchen das alte Griechenblut durch den Körper wallte; Schwanthaler war werkfertiger und fruchtbarer. Thorwaldsen war der classische Bildhauer; Schwanthaler, selbst in seinen antiken Vorwürfen, durchaus romantisch. Rauch die glückliche Vereinigung beider; er war — wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen — der Neu-Classiker; er war der echte Repräsentant der germanischen Bildnerkunst, er trug das Gefühl ihres Vermögens und ihrer Aufgabe in sich. Ihre Entwickelung war die seinige. Diejenigen Seiten, welche sie vorzugsweise herauszubilden hatte, er hat sie zu seiner Aufgabe gemacht. Selbst wo sie in andern Geistern den Impuls zu ihrer weitern Entwickelung nach dieser oder jener Richtung hin anschlug, Rauch erkannte ihre Winke und zeigte immer aufs neue, daß er das ganze Gebiet beherrschte und dazu geboren wäre, auf diesem Gebiete Fürst und Führer zu sein. Somit ist nichts natürlicher als die große weitverbreitete Schule, als deren Stifter er gelten muß und welche dem Ort seiner Wirksamkeit, Berlin, die erste Stelle unter den modernen Bildhauerschulen anweist. Wir haben oben schon angedeutet, wie er es liebte, zahlreiche Schüler an der umfassenden Thätigkeit seiner Werkstatt theilnehmen zu lassen, aber der eigentliche Gewinn, den sie von seiner Leitung empfingen, der aus seiner Schule eine Reihe von Meistern hervorgehen ließ, welche das Vaterland mit Stolz nennt, ist „die Übertragung jenes Sinnes nie rastender künstlerischer Treue, die strenge und unbedingte Hinweisung auf die Gesetze der natürlichen Erscheinung, die feste und stets vom eigenen Beispiel begleitete Lehre dessen, was diese Erscheinung wahr, schön und groß macht".

Wie in der Kunst, so war er auch im Leben selbst als Meister der immer jugendliche Mitstrebende. Der stete Verkehr mit den ausgezeichnetsten Geistern auf allen Gebieten des Lebens erhielt ihn immer frisch, und er hatte eine seltene Gabe, sich die Resultate der Forschung und des Experiments zutragen zu lassen und in sein geistiges Eigenthum zu verwandeln. Diese Eigenschaft machte sein Gespräch angenehm und lebendig, die würdevolle und zugleich anmuthige Form seines Wesens, seinen Umgang bezaubernd. Wie er jung blieb, so blieb er schön. Nichts Imposanteres und zugleich Freundlicheres als seine körperliche Erscheinung. Aus dem gesunden stattlichen Antlitze strahlten zwei tiefblaue Augen voll Majestät und Güte, und das silberweiße Haar umfloß es stolz, wie man den Olympischen zu sehen gewohnt ist. In seiner Werkstatt trug er ein schwarzes Sammtbaret und feine weiße Halsbekleidung; ein langer bequemer Rock von der Farbe des getrockneten Thons umgab die Gestalt, welche einen entschieden aristokratischen

Eindruck machte. So konnte man ihn bis zu seinem Ende täglich in seiner Werkstatt stehend arbeiten sehen; denn alles, was Müdigkeit und Schwäche oder gar Gebrechlichkeit des Alters heißt, schien ihm so fremd zu sein und so fern zu liegen, daß der Gedanke daran in seiner Nähe gar nicht aufkam. Ganze Decennien schienen an diesem „wandelnden Kunstwerk", wie man nicht mit Unrecht seine Erscheinung genannt hat, durchaus spurlos vorüberzugehen.

Die Festhaltung dieser äußern Erscheinung haben die zeichnenden Künste und die Plastik versucht. Das jüngste Bild, ein Farbendruck, nach einer Zeichnung von L. Pietsch, zeigt die ganze Werkstatt und ihn selbst in der obenbeschriebenen Weise an den Modellirstuhl lehnend, mit der Büste des Königs beschäftigt. Von seiner Hand sind die Worte: „Meine Werkstatt — meine Heimat", daruntergeschrieben. Von Eduard Eichens hat man zwei Stiche: ein Brustbild in schwarzer Kunst aus den frühern Lebensjahren und ein Kniestück in Linienmanier nach einem trefflichen Lichtbilde von Biow, vom Jahre 1850. Was die plastische Darstellung anbetrifft, so existirt ein kleines vielverbreitetes und vorzügliches Medaillon von B. Afinger. Büsten gibt es zwei: eine von Christian Tieck, die ihn in jüngerm Lebensalter darstellt, eine andere von E. Rietschel aus den letzten Lebensjahren — ein Meisterstück von Auffassung und Darstellung. An Standbildern weist die Glyptothek in München, in einer ihrer Nischen der Außenwände, eins von Marmor auf von der Hand M. Widnmann's, das aber in der ganzen Anordnung und Erscheinung etwas Fremdartiges hat. Herrlich dagegen ist das von Friedrich Drake in Modell vollendete, welches in Marmor unter die Vorhalle des alten Museums in Berlin gestellt werden soll Hier erscheint der Künstler in Haltung und Geberde und, was das Costüm betrifft, in dem mantelartigen Überwurfe, wie man ihn im Leben einhergehen zu sehen pflegte. Eine Abbildung dieses Standbildes befindet sich im Jahrgang 1854 des „Deutschen Kunstblatt", Nr. 9.

Der Magistrat von Arolsen hat das Haus, worin Rauch geboren und erzogen wurde, angekauft und eine Wohlthätigkeitsanstalt darin errichtet.

Wie viele Schüler auch im lebendigen Geist seine Lehre weiter tragen, Eins ist noch übrig, ihr bis in die fernste Zeit eine nachhaltigere Wirkung zu sichern: die Errichtung eines Rauch-Museum, in welchem man die Abgüsse seiner sämmtlichen Werke nebeneinander vereinigt fände und Auge in Auge wäre mit dem Entwickelungsgange dieses Meisters und der Kunst, die er geübt hat. F. E.

Das Seerecht in Kriegszeiten.

Schon während des Siebenjährigen Kriegs von 1756—63, der bekanntlich gleichzeitig ein äußerst erbitterter Seekrieg zwischen Großbritannien und Frankreich war, hatten die Rhederei und der Handel der neutralen Staaten überhaupt, insbesondere aber der deutschen Küstenländer, durch die Willkür der Seemächte empfindlich zu leiden. Die Grundsätze des sogenannten Prisenrechts haben sich vornehmlich in dieser Zeit zu förmlichen Systemen ausgebildet. Zu den Nachtheilen, welche die allgemeinen Beschränkungen des neutralen Handels durch die immer weiter gehenden Ansprüche der kriegführenden Mächte schon an und für sich zur Folge haben mußten, trat noch der wesentliche Übelstand, daß in einigen Hauptfragen der Rechte und Pflichten der Neutralen die vorerwähnten Seemächte voneinander abweichende Regeln aufstellten, und hiernach bei der Anhaltung und Aburtheilung feindlicher und neutraler Schiffe und deren Ladungen verfuhren.

Die Engländer hielten fest an dem Satze, welchen das alte Consolato del Mare ausgesprochen hat, daß feindliche Waare auch am Bord neutraler Schiffe der Wegnahme unterliege, während neutrales Eigenthum am Bord aufgebrachter feindlicher Schiffe freizugeben sei. Die Franzosen hatten ursprünglich ein den Neutralen noch ungünstigeres System, indem sie feindliches Eigenthum auf neutralen und neutrales Eigenthum auf feindlichen Schiffen wegnahmen. Selbst die Marineordonnanz von 1681 setzte noch fest: „Alle Schiffe, auf welchen feindliche Waaren verladen, und alle Güter unserer Unterthanen oder Verbündeten, welche an Bord feindlicher Schiffe verladen sind, sollen gleichmäßig der Confiscation unterliegen." Nur in einzelnen Verträgen ließ Frankreich auf den von den Holländern im Interesse ihrer Frachtfahrt aufgestellten Grundsatz sich ein, daß die neutrale Flagge das feindliche Eigenthum decke, woran man denn, mit anscheinender Folgerichtigkeit, die frühere Maxime knüpfte, daß neutrales Eigenthum in

feindlichen Schiffen für gute Prise zu achten sei, robe d'ennemi confisque robe d'ami. Erst um die Zeit der bewaffneten Neutralität hat Frankreich dies veränderte System, als dessen Vorkämpfer dann später Napoleon I. den Engländern gegenüber auftrat, mit wirklicher Consequenz sich angeeignet.

Hinsichtlich der Nationalität der Schiffe wollten die Franzosen, der Regel nach, die Rechte der Neutralität keinem Schiffe zugestehen, welches nach Ausbruch des Kriegs aus feindlichem Eigenthum in das Eigenthum eines Neutralen übergegangen oder das auf feindlicher Werfte erbaut war; während die Engländer principiell nur den allerdings stets sehr schwierig gemachten Nachweis der bona fides des Erwerbs durch den neutralen Eigenthümer verlangten, diese Bedingung indeß auch für die schon vor dem Ausbruche des Kriegs, als derselbe bereits in Aussicht stand, gekauften Schiffe in Anwendung brachten.

Noch in andern Punkten gingen die Grundsätze des englischen und französischen Prisenrechts wesentlich auseinander, und vieles fehlte an einer consequenten Durchführung derselben Regeln und an unparteiischer Beurtheilung der vorkommenden zweifelhaften Fälle. Insbesondere gab der Begriff „Kriegscontrebande" und der Verkehr mit den Colonien der kriegführenden Mächte zu mancherlei Chicanen Anlaß.

Während des heftigen Seekriegs, der sich an die Losreißung der nordamerikanischen Colonien von England anschloß, erneuerten sich die Bedrückungen des neutralen Seehandels durch die kriegführenden Mächte, zugleich wurden aber auch die Klagen des dadurch beeinträchtigten Handelsstandes und der denselben vertretenden Regierungen lauter.

Wenn die Reclamationen damals und auch später viel vorwiegender gegen England als gegen Frankreich gerichtet waren, so dürfte dies seinen Grund nicht so sehr darin haben, daß die französische prisenrechtliche Praxis dem Interesse der Neutralen im ganzen besser convenirt hätte als die britische. Es läßt sich vielmehr daraus erklären, daß bei weitem die Mehrzahl der aufgebrachten neutralen Schiffe von britischen Kreuzern angehalten waren, indem die Engländer fast durchweg mit ihrer überlegenen Seemacht den Kanal und die Nordsee beherrschten, und es hauptsächlich deutsche, dänische und schwedische Schiffe betraf, welche von den Neutralen diese Gewässer am meisten befuhren. Übrigens waren unter diesen Flaggen die deutschen Schiffe diejenigen, die am meisten zu leiden hatten, da Schweden und Dänemark in ihren mit Großbritannien 1661 und 1670 abgeschlossenen Verträgen sich einige Privilegien hinsichtlich des Verkehrs in Kriegszeiten ausbedungen hatten.

Im Jahre 1780 entstand infolge einer Erklärung der Kaiserin Katharina die sogenannte erste bewaffnete Neutralität. Es wurde beansprucht: 1) die neutralen Fahrzeuge sollten frei von einem Hafen zum andern und an den Küsten der kriegführenden Staaten fahren dürfen; 2) feindliches Eigenthum am Bord neutraler Schiffe solle frei sein mit Ausnahme der Contrebande; 3) der Begriff der Contrebande solle auf die in einem frühern Vertrage zwischen Großbritannien und Rußland benannten Artikel beschränkt sein; 4) nur eine effective Blokade solle verbindlich sein; 5) für die Entscheidungen der Prisengerichte sollten die vorstehenden Grundsätze maßgebend sein.

Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß der eigentliche Ursprung dieser Grundsätze auf den Einfluß des hamburger Professors Büsch zurückzuführen ist. Der großbritannische Gesandte Harris (später erhoben zum Earl of Malmsbury) berichtet nämlich zu Anfang des Jahres 1788 seiner Regierung aus Petersburg, daß ihm von Vertrauten des Grafen Potemkin mitgetheilt worden, er wisse nicht, wer der Kaiserin die fünf Punkte in den Kopf gesetzt, aber da sie seit einigen Monaten Hrn. St.-Paul, ihren Agenten in Hamburg, und den Grafen Woronzow, den Vorsteher des Handelsamts, häufig gesehen, so vermuthe er, die Kaiserin habe jene Punkte gesprächsweise aufgefaßt. Der genannte St.-Paul war 1777 als russischer Generalconsul in Hamburg angestellt, wo er bis an seinen Tod (1792) seinen Wohnort hatte, und es läßt sich wol nicht bezweifeln, daß er mit Büsch, dem um jene Zeit schon die Übergriffe der Engländer in die völkerrechtlichen Befugnisse der Neutralen ein Ärgerniß waren, in nähere Berührung gekommen sein wird. In den damaligen Zeitverhältnissen hatte Hamburg an der Geltendmachung der obenerwähnten Grundsätze offenbar ein ungleich stärkeres directes Interesse als ganz Rußland, und bei Kaiser und Reich war leider nicht die mindeste wirksame Abhülfe zu erwarten.

Dänemark, Schweden, Holland und Preußen traten der russischen Erklärung bei. Frankreich sprach sich günstig für die aufgestellten Grundsätze aus. Großbritannien dagegen wollte dem Rechte der Confiscation feindlicher Güter am Bord neutraler Schiffe in keiner Weise entsagen, obschon eine Wirkung der Vereinigung der Neutralen sich dadurch bemerkbar machte, daß

während der übrigen, nicht mehr langen Dauer des Kriegs die Instructionen für die britischen Kreuzer etwas milder und vorsichtiger abgefaßt wurden, und daß die Kaperei bedeutend abnahm.

Mit dem Ausbruche des Kriegs der Coalition gegen Frankreich im Jahre 1792 begann für den deutschen Seehandel eine neue Periode der mannichfachsten Beeinträchtigung durch die Beschränkungen, welche die großbritannische Regierung mittels ihrer Geheimrathsbefehle (Orders in council) und der strengen Entscheidungen ihrer Prisengerichte gegen die Neutralen in Anwendung brachte. Dies veranlaßte Professor Büsch im Jahre 1793 zur Ausarbeitung einer Schrift: „Über die Zerrüttung des Seehandels und deren insbesondere für den deutschen Seehandel zu besorgende böse Folgen." Er hatte diese Schrift hauptsächlich zur Mittheilung an deutsche Fürsten und Staatsmänner bestimmt. „Es ist Zeit zu beweisen", sagt er, „daß alle Zerrüttung des deutschen Seehandels nicht blos zum Schaden derer Städte, die ihn treiben, sondern des gesammten Deutschland sei." Wenn seine Hoffnung darauf gerichtet gewesen war, daß hiernach eine erfolgreiche Verwendung verbündeter deutscher Regierungen beim londoner Cabinet für gerechtere und mildere Behandlung des neutralen Handels eintreten werde, so erwies diese sich als illusorisch, denn es zeigt sich durchaus keine Spur, daß eine solche Verwendung irgendwie stattgefunden, und mit der wachsenden Willkür der britischen Kreuzer und Prisengerichte wurde auch die Zahl der von diesen condemnirten deutschen Schiffe von Jahr zu Jahr größer.

Um wenigstens nicht dem Vorwurfe sich auszusetzen, daß man in den deutschen Seestädten diesen Zustand als einen sich von selbst verstehenden anerkenne, blieb bei der mangelnden Theilnahme der deutschen Regierungen und der immer weiter gehenden Ausdehnung der angeblichen Rechte der Kriegführenden in Bezug auf den Seehandel nichts übrig als eine Berufung an die öffentliche Meinung. Dies geschah denn auch in gründlicher Weise, indem Büsch die vorhin erwähnte Schrift in einer gänzlichen Umarbeitung neu erscheinen ließ, unter dem bezeichnenden Titel: „Über das Bestreben der Völker neuerer Zeit, einander in ihrem Seehandel recht wehe zu thun." Es finden sich in diesem Buche eine Menge Fälle besprochen, wo Neutrale durch die Aufbringung seitens englischer Kreuzer und die Entscheidungen des londoner Prisengerichts gegen alle sonst geltenden Rechtsgrundsätze in harten Verlust gebracht waren. Merkwürdig ist, wie Büsch in diesem 1800 geschriebenen Buche seine Hoffnung, daß künftig eine gerechtere Behandlung des neutralen Handels eintreten werde, vor allem auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika setzt. „Es werden durch ihre Energie", sagt er (S. 322), „bessere Zeiten kommen, die ich aber nicht mehr erleben werde."

Vom Jahre 1806 an, als die Continentalsperre eintrat, und andererseits Elbe und Weser von den Engländern blokirt wurden, bis 1814 war der ganze deutsche Seehandel so gut wie vernichtet, und kamen deshalb für Deutschland während dieser Zeit die Rechte der Neutralen wenig in Betracht.

Auf dem Wiener Congresse unterblieb es leider, gemeinsame völkerrechtliche Grundsätze in Bezug auf die Rechte und Pflichten der Neutralen in Kriegszeiten festzustellen; dieser Gegenstand scheint damals auffallenderweise von keiner Seite in Anregung gebracht zu sein.

In den Jahren 1814—54 wurden die deutschen Küstenstaaten nur durch den 1848 und 1849 entstandenen Krieg mit Dänemark in praktischer Weise (wenn auch, wie man einräumen muß, mit ziemlicher Mäßigung) daran erinnert, welche bedenkliche Rückwirkung jeder Kriegszustand mit einer Seemacht unter den bisherigen völkerrechtlichen Verhältnissen auf den deutschen Seehandel äußern muß.

Während des ganzen gedachten längern Zeitraums (von 1814—54) ward seitens der deutschen Regierungen, abgesehen von einigen irrelevanten Artikeln in verschiedenen Handelsverträgen mit transatlantischen Staaten, nichts gethan, um, in vorsichtiger Fürsorge für den deutschen Seehandel, bei eventuellen künftigen Seekriegen fremder Staaten, der Wiederkehr der frühern Unbilden des neutralen Verkehrs einigermaßen vorzubeugen. Auch von andern Seiten war hierin nichts erreicht worden, und die völkerrechtliche Sachlage war in dieser Beziehung noch dieselbe geblieben wie vor dem Wiener Congreß. Mit der größten Spannung erwartete daher der Handelsstand der deutschen Küstenstaaten den Verlauf der Dinge, als seit Ende 1853 der Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und den Westmächten immer wahrscheinlicher wurde.

Am 29. März 1854 veröffentlichten Großbritannien und Frankreich ihre Kriegsdeclarationen gegen Rußland. Gleichzeitig wurde von ihnen erklärt, daß sie, von dem Wunsche geleitet, den Krieg für diejenigen Staaten, mit denen sie im Frieden verblieben, so wenig lästig zu machen als möglich, um den neutralen Handel vor aller unnöthigen Störung zu bewahren, bis auf

weiteres auf einen Theil der ihnen als kriegführenden Mächten zustehenden Rechte verzichten wollten.

Folgende Rechte müßten jedoch nothwendig vorbehalten bleiben: Kriegscontrebande mit Beschlag zu belegen; Neutrale zu verhindern, Depeschen des Feindes zu befördern; Neutrale zu verhindern, irgendeine effective Blokade zu brechen, welche mit einer angemessenen Macht gegen feindliche Festungen, Häfen oder Küsten ins Werk gerichtet sei.

Kaperbriefe wolle man bis auf weiteres nicht ausgeben, sondern die Operationen auf die regulären Streitkräfte beschränken.

Neutrales Eigenthum in feindlichen Schiffen und feindliches Eigenthum in neutralen Schiffen sollten, Kriegscontrebande ausgenommen, der Confiscation nicht unterliegen. Zu diesem Zwecke verzichten bis auf weiteres England auf das bisher in Anspruch genommene Recht, feindliches Eigenthum in neutralen Schiffen zu confisciren, und Frankreich auf das bisher beanspruchte Recht, das in feindlichen Schiffen vorgefundene neutrale Eigenthum zu condemniren.

Beide Staaten also, Großbritannien wie Frankreich, machten auf diese Weise zu Gunsten der Neutralen eine wesentliche, und zwar jeder eine besondere Concession, und fanden auf solche Weise eine gemeinschaftliche Basis für die Behandlung des neutralen Handels.

Wenn auch zunächst das allgemeine Bedürfniß der beiden verbundenen Westmächte, zu einer Verständigung über gemeinschaftliche Grundsätze des Seerechts in dem gemeinsam begonnenen Kriege zu gelangen, jene Declarationen veranlaßt hatte, so machte sich doch außerdem noch ein anderes sehr gewichtiges Motiv für eine solche, die Interessen der Neutralen berücksichtigende Politik geltend, nämlich die Besorgniß, ohne dieselbe sehr bald in einen Conflict mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu gerathen.

Allein auch der andere kriegführende Theil blieb in dieser Sache nicht ganz passiv. Am 22. Juli 1854 ward zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten ein Vertrag geschlossen, um, wie es im Eingange desselben heißt, die Grundsätze für das Recht der Neutralen zur See für alle Zeiten festzustellen. Diese Grundsätze sind: „Frei Schiff macht frei Gut", d. h. 1) feindliches Eigenthum am Bord neutraler Schiffe ist der Wegnahme nicht unterworfen, Kriegscontrebande ausgenommen, und 2) neutrales Eigenthum am Bord feindlicher Schiffe unterliegt gleichfalls der Wegnahme nicht, Kriegscontrebande ausgenommen.

Es darf nicht verkannt werden, daß durch die Erklärungen der kriegführenden Westmächte vom 28. und 29. März 1854 und das demgemäß während der Dauer des Kriegs von ihnen beobachtete Verfahren zu Gunsten des neutralen Handels, im Vergleich mit frühern Zeiten, viel erreicht worden, daß gar manche Verluste und Störungen demselben dadurch erspart worden sind. Es würde indeß voreilig sein, anzunehmen, daß nun den neutralen Staaten für ihre commerziellen Interessen jede Beeinträchtigung fern geblieben. Vor allem darf man nicht außer Augen lassen, daß im letzten Kriege die feindlichen Maßregeln gegen einen Staat getroffen wurden, dessen hauptsächliche Häfen fast während der ganzen Dauer des Kriegs in effectivem Blokadezustande waren, dessen Rhederei von verhältnißmäßig nicht sehr bedeutendem Umfange ist, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit zu den neutralen Mächten gehörten, und daß unverkennbar am Ende des zweiten Kriegsjahres schon wieder die Tendenz hervortrat, den Verkehr der Neutralen mit dem feindlichen Staate mehr und mehr zu beschränken, eine Tendenz, deren weitreichende praktische Folgen vermuthlich nur durch den bald darauf abgeschlossenen Frieden zurückgehalten worden sind.

Welchen Beschränkungen, Gefahren und Unzuträglichkeiten der Handel der Neutralen während des letztverflossenen Kriegs, ungeachtet der gemachten Concessionen, noch unterworfen gewesen, wird man am einfachsten daraus abnehmen können, wenn man sich einen Theil der bei den englischen und französischen Prisengerichten vorgekommenen Fälle, in denen es sich um Ansprüche von Neutralen handelte, vergegenwärtigt.

Die in Hamburg erschienene „Sammlung der Actenstücke, betreffend Schiffahrt und Handel in Kriegszeiten" enthält fünf solcher Fälle, die vor den französischen Prisengerichten entschieden worden sind.

Die unter neutraler Flagge fahrenden Schiffe Christian (dänische Flagge), Orione (toscanische Flagge), Alexander (ionische Flagge) wurden condemnirt, weil auf Grund des Prisenreglements von 1778 ihnen wegen Verkaufs nach Ausbruch des Kriegs oder Unregelmäßigkeit in ihren Papieren die Rechte der Neutralität aberkannt und sie als feindliches Gut angesehen wurden. Das hannoverische Schiff Vrow Houwina, von Lissabon nach Hamburg bestimmt, also ein neutrales Schiff auf der Fahrt von einem neutralen Hafen nach einem andern neutralen

Hafen, wurde aufgebracht, weil es eine Partie Salpeter am Bord hatte, und angenommen wurde, daß dieselbe für Rußland bestimmt sei, da sich aus den am Bord vorgefundenen Papieren das Gegentheil nicht erweisen lasse. Der Salpeter wurde confiscirt, das Schiff freilich freigelassen, allein in die Untersuchungskosten verurtheilt. Das französische Schiff Marguerite Zélonide ward aufgebracht, weil es eine Partie Blei, von Spanien nach Hamburg bestimmt, am Bord hatte und dies den Verdacht des Transports von Kriegscontrebande zu Gunsten des Feindes erwecke. Schiff und Ladung wurden freigegeben, allein wegen Unregelmäßigkeit der Papiere in die Kosten der Untersuchung verurtheilt.

Überblickt man sodann die vor den englischen Prisengerichten in London während des letzten Kriegs vorgekommenen ungleich zahlreichern Fälle, wie solche in einem dem Parlamente vorgelegten Documente aufgezählt sind, so findet man unter den 206 abgeurtheilten Fällen 116 Fälle, welche die neutrale Flagge betroffen haben. Es sind freilich eine große Anzahl der aufgebrachten Schiffe und Ladungen wieder freigegeben, allein nur in äußerst wenigen Fällen ist hierbei der Captor in die Kosten verurtheilt worden.

Es würde zu weit führen, die in Betracht kommenden Entscheidungen im einzelnen durchzugehen, und wird es auch völlig genügen, nur einige der hauptsächlichsten Momente hier anzudeuten.

Obschon das britische Prisenrecht, wie bereits oben bemerkt, den Grundsatz anerkennt, daß der Erwerb eines feindlichen Schiffs durch einen Neutralen, nachdem der Ausbruch des Kriegs in Aussicht gestanden (imminente bello) oder schon wirklich eingetreten, zulässig sei, sobald die Eigenthumsübertragung bona fide geschehen, so wird doch beständig geltend gemacht, daß ein solcher Wechsel der Flagge in allen Fällen höchst verdächtig und, solange nicht das Gegentheil klar bewiesen worden, ein Scheinkauf zu präsumiren sei. Eine Folge dieser Präsumtion ist, daß das Prisengericht, selbst wenn alle Papiere in Ordnung sind, durch die Umstände im ganzen bewogen werden kann, einem Schiffe den Charakter der Neutralität abzusprechen. Das Gericht erklärte bei einer Gelegenheit: „Ein wirklich bona fide-Ankauf stehe allerdings dem Neutralen zu, allein, wenn ein Neutraler, um einen außergewöhnlichen Gewinn zu machen, sich auf derartige gefährliche Speculationen einlasse, so übernehme er damit auch die Verbindlichkeit, vorkommendenfalls das Gericht durch die klarsten Beweise von der vollen Redlichkeit der Transaction zu überzeugen. Wenn er solchen Beweis gar nicht oder nur theilweise beibringe, oder wenn die Verhandlungen darthun, daß ein besserer Beweis hätte geliefert werden können, so dürfe er auf Grund einer solchen unvollkommenen Beweisführung keine Restitution erwarten."

Die Schiffe Ernst Merck (mecklenburgische Flagge) und Franz Drake (hamburgische Flagge) wurden auf Grund dieser Behandlung der Sache condemnirt, obschon ihre Papiere ganz in Ordnung waren; auf diese, wurde bemerkt, komme wenig an, da sie bekanntlich in den deutschen Seestädten leicht für einige Thaler zu haben seien!

Und wenn auch häufig wegen unbegründeten Verdachts des Scheinkaufs aufgebrachte neutrale Schiffe schließlich freigegeben wurden, so sind doch der durch die Aufbringung und den Proceß verursachte Zeitverlust und die Kosten eine äußerst empfindliche Beschädigung des Neutralen.

Waaren am Bord feindlicher oder vom Prisengericht für solche erklärter Schiffe werden als neutrales Eigenthum nicht anerkannt, wenn auch der Absender ein Neutraler ist und noch keine Bezahlung empfangen hat, sobald sie von Unterthanen des feindlichen Staats beordert sind, oder wenn der Gerichtshof, trotz der entgegenstehenden formellen Documente zu Gunsten des neutralen Eigenthums, das Eigenthumsverhältniß nach der ganzen Sachlage anders auffassen zu müssen glaubt. Ein Vorschuß oder eine Cession geben dem Neutralen keinen Anspruch auf Rückerstattung der in einem feindlichen Schiffe auf Ordre eines feindlichen Unterthanen verladenen Güter, selbst wenn solcher Vorschuß oder Cession bereits vor Ausbruch des Kriegs stattgefunden hat.

Wie leicht die Neutralen durch angeblichen Versuch des Bruchs der Blokaden in Schaden kommen können, dafür liefert eine lange Reihe der deshalb aufgebrachten Schiffe einen klaren Beweis.

Die weite Ausdehnung, welche dem Verbot des Transports von Kriegscontrebande gegeben werden kann, läßt sich aus den oben angegebenen Fällen der Vrow Houwina und der Marguerite Zélonide ersehen. Allem Anschein nach hätten auch bei Fortdauer des Kriegs die hierauf gerichteten Ansprüche der kriegführenden Seemächte zu noch bedeutend weiter gehenden Einschränkungen

des neutralen Handels geführt, vielleicht gar zu einer Untersuchung aller die Elbe und Weser einlaufenden Schiffe durch britische und französische Kreuzer.

Aus vorstehenden Andeutungen ergibt sich, daß trotz der liberalen Erklärungen der Westmächte zu Anfang des Kriegs der Handel der Neutralen noch manchen Beschränkungen und Störungen ausgesetzt geblieben ist, und ferner daß aller Wahrscheinlichkeit nach bei längerer Fortdauer des Kriegs, oder bei einem Kriege mit einem geographisch anders situirten Staate als Rußland, die Neutralen sehr viel zu leiden gehabt haben würden.

Glücklicherweise endete der Krieg schon nach etwa zweijähriger Dauer, und der zum Abschlusse des Friedens in Paris versammelte Congreß beschloß bei dieser Veranlassung, für alle Zukunft einen allgemeinen Fortschritt des Völkerrechts sicher zu stellen. In der 22. Conferenzsitzung vom 8. April 1854 machte nämlich der Vorsitzende des Congresses, der französische Minister Graf Walewski, den Vorschlag: Der Congreß möge sein Werk durch eine Declaration abschließen, welche einen bemerkenswerthen Fortschritt im Völkerrecht bilden und von der ganzen Welt mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit werde aufgenommen werden. Der Westfälische Friedenscongreß habe die Gewissensfreiheit feierlich anerkannt, der Wiener Congreß die Abschaffung des Sklavenhandels und die Freiheit der Flüsse, es werde des Pariser Congresses würdig sein, durch Feststellung der Grundlagen eines gleichförmigen Seerechts in Kriegszeiten Zwistigkeiten, die schon zu lange gedauert, ein Ende zu machen. Worauf der britische Bevollmächtigte sofort bemerkte: England habe beim Beginne des Kriegs auf alle Weise dessen Wirkungen zu mildern gesucht und zu diesem Behufe im Interesse der Neutralen während des nunmehr beendigten Kampfes Grundsätzen entsagt, welche es bis dahin unverändert aufrecht erhalten hatte. England sei geneigt, hierauf definitiv zu verzichten, unter der Bedingung, daß in gleicher Weise die Kaperei für immer abgeschafft werde. Die Kaperei sei nichts anderes als eine organisirte und legale Seeräuberei, die Kaper seien eine der größten Geißeln des Kriegs, und der gegenwärtige Zustand der Humanität und Civilisation verlange, daß einem so wenig zeitgemäßen System ein Ende gemacht werde.

Der Congreß (bekanntlich bestehend aus den Bevollmächtigten Österreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens, Rußlands, Sardiniens und der Türkei) ging auf diesen Vorschlag ein und vereinigte sich bald (am 16. April 1856) zu folgender Erklärung:

I. „Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft.

II. „Die neutrale Flagge deckt das feindliche Gut, mit Ausnahme der Kriegscontrebande.

III. „Neutrales Gut unter feindlicher Flagge mit Ausnahme der Kriegscontrebande darf nicht mit Beschlag belegt werden.

IV. „Die Blokaden müssen, um rechtsverbindlich zu sein, wirksam sein, d. h. durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, welche hinreicht, um den Zugang zur Küste des Feindes wirklich zu verhindern.

„Diese Declaration ist und wird nur zwischen denjenigen Staaten verbindlich sein, welche derselben beigetreten sind oder beitreten werden.

„Die in der Declaration ausgesprochenen vier Grundsätze gelten als untheilbar, und diejenigen Staaten, welche sie unterzeichnet haben oder derselben ferner beitreten werden, sind verbunden, künftig wegen der Anwendung des Seerechts in Kriegszeiten keine Übereinkunft zu schließen, welche nicht zugleich auf den vier Grundsätzen der gedachten Erklärung beruht."

Die vorstehenden Bestimmungen enthalten, wie auf den ersten Blick zu ersehen ist, lediglich diejenigen Grundsätze, welche Großbritannien und Frankreich schon durch ihre Declarationen vom 28. und 29. März 1854 beim Ausbruche des letzten Kriegs bereits aufgestellt hatten, allein durchaus keine weiter gehende oder neue Concession. Die wirkliche Bedeutung der Erklärung vom 16. April 1856 besteht nicht so sehr in dem neuen Inhalt der Grundsätze selbst sondern darin, daß hierdurch die Fortdauer der beim Ausbruche des Kriegs vorläufig nur bis auf weiteres und mit Vorbehalt der Zurücknahme im Interesse des neutralen Handels gemachten Zugeständnisse jetzt für alle Zukunft durch eine völkerrechtliche Sanction gesichert erscheint, wenigstens zwischen denjenigen Staaten, welche jene Declaration ursprünglich abgeschlossen oder nachträglich angenommen haben.

Vom größten Interesse aber mußte es hierfür sein, wie sich die Vereinigten Staaten von Amerika zur Pariser Declaration stellen würden. Von jeder der Mächte, die jene Declaration ursprünglich abgeschlossen haben, mit Ausnahme von Großbritannien und der Türkei, erging an das Cabinet zu Washington die Aufforderung zum Beitritt, und zwar unter der ausdrücklichen Bemerkung, daß die vier Punkte als ein untrennbares Ganze betrachtet und

jeder einzelne derselben also nur in Rücksicht derjenigen Nationen als verbindlich gelten würde, welche ihren Beitritt zu sämmtlichen vier Punkten der Declaration erklärt hätten.

Der damalige Staatssecretär der Vereinigten Staaten W. Marcy erwiderte im Auftrage des Präsidenten auf diese Aufforderung durch eine ausführliche Note vom 28. Juli 1856 in folgendem Sinne:

Die Vereinigten Staaten müssen es ablehnen, den vier Grundsätzen der Pariser Declaration in ihrer Totalität beizutreten. Dem zweiten und dritten Grundsatze dieser Declaration — daß die neutrale Flagge feindliches Gut decke, mit Ausnahme von Kriegscontrebande, und daß neutrales Gut unter feindlicher Flagge, Kriegscontrebande ausgenommen, nicht mit Beschlag belegt werden dürfe — welche beiden Sätze mit den Grundsätzen ihrer dieserhalb abgeschlossenen Verträge mit Rußland, Neapel und andern Staaten völlig übereinstimmen, ertheilen die Vereinigten Staaten ihre unbedingte Zustimmung. Eine Anerkennung des vierten Grundsatzes der Declaration, wonach Blokaden, um rechtsverbindlich zu sein, durch eine gehörige Streitmacht erhalten werden müssen, erscheint ihnen eigentlich überflüssig, da diese Regel seit langer Zeit gar nicht als unsicher angesehen noch die Ursache beklagenswerther Streitigkeiten geworden ist. Wenn Streitigkeiten in Bezug auf Blokaden vorgekommen, so sei es in Rücksicht der Thatsachen selbst, nicht des Rechts gewesen. Diejenigen Staaten, von denen sogenannte „Blokaden auf dem Papier" verfügt seien, hätten selten oder wol niemals es unternommen, ein solches Verfahren auf Grund von Principien zu rechtfertigen, sondern meistens die Unrechtmäßigkeit der Praxis selbst anerkannt, und die dadurch Beeinträchtigten entschädigt. Dagegen sei es eine oft und sehr bestrittene Frage, welche Streitmacht als hinreichend zu erachten sei, um den Zugang zu einer feindlichen Küste zu verhindern, und diese praktische Frage sei nach erfolgter Declaration des Pariser Congresses gerade ebenso zweifelhaft geblieben, wie sie es vorher gewesen; die bloße Wiederholung eines unbestrittenen allgemeinen Grundsatzes habe diese Schwierigkeit durchaus nicht gehoben oder vermindert. Was man nun auch von diesen Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit der Aufnahme des gedachten vierten Satzes in die Declaration halten möge, die Vereinigten Staaten seien im Princip mit demselben ebenso einverstanden, wie mit dem zweiten und dritten Grundsatze.

Ganz anders verhalte es sich aber mit dem in der Pariser Declaration an erster Stelle aufgestellten Grundsatz, daß künftig keine Kaperei stattfinden solle, d. h. daß künftig nicht mehr, wie es in frühern Seekriegen allgemein die Regel war, Privatpersonen durch Ertheilung von sogenannten Kaperbriefen (letters of marque) ermächtigt werden sollen, bewaffnete Schiffe zu dem Zwecke auszurüsten, um feindliche Schiffe aufzubringen und durch die competenten Prisengerichte condemniren zu lassen. Die Vereinigten Staaten knüpfen ihre Zustimmung zu diesem Grundsatze an die Bedingung, daß gleichzeitig das weiter gehende Princip anerkannt werde, wonach künftig in Kriegszeiten das Privateigenthum auf dem Meere überhaupt die nämliche Sicherheit genießen soll, als dies gegenwärtig rücksichtlich des Privateigenthums auf dem Lande geschieht, daß mithin das Aufbringen feindlicher Kauffahrteischiffe, nicht nur durch Kaper, sondern auch durch reguläre Kriegsschiffe als unstatthaft anerkannt werde. Solange dieser weiter gehende, offenbar viel liberalere und richtigere Grundsatz nicht anerkannt werde, könnten und würden die Vereinigten Staaten keineswegs auf die ihnen nach unzweifelhaftem Völkerrechte zustehende Befugniß verzichten, in Kriegszeiten Kaperbriefe zu ertheilen.

Als hauptsächliches Motiv hierfür wird in der Depesche des Hrn. Marcy folgende Betrachtung hervorgehoben:

Es könne nicht im mindesten wunder nehmen, daß große Seemächte bereit seien, auf die für sie verhältnißmäßig nutzlose Anwendung der Kaperei zu verzichten, unter der Bedingung, daß Staaten mit nicht so starker Kriegsflotte darin einwilligen würden, diesem wirksamsten Mittel der Vertheidigung ihrer Rechte zur See zu entsagen. Es sei ernstlich zu besorgen, daß wenn die Kaperei abgeschafft werde, die Herrschaft auf dem Meere gänzlich denjenigen Nationen überwiesen werde, welche geneigt sind, bedeutende Flotten zu unterhalten und die Mittel hierzu besitzen. Falls eine solche Nation später mit einem Staate, der nur eine geringe Seemacht unterhält, in Krieg verwickelt werden sollte, so werde die zur See mächtigere Nation, nach Abschaffung der Kaperei, sich nicht weiter um die Sicherheit und den Schutz ihres Handels zu bekümmern haben, sondern könne ihr ganzes Augenmerk auf die Staatskriegsschiffe des feindlichen Landes richten. Letztere könnten etwa durch die Hälfte oder einen noch geringern Theil der Flotte in Schach gehalten werden, während die übrigen Kriegsschiffe den Handel des Feindes vom Ocean wegfegen würden. Es sei daher unzweifelhaft das Interesse der an Seemacht schwächern Staaten, einer

Maßregel zu widerstehen, welche die Ausdehnung der regelmäßigen Kriegsflotten begünstigen müßte.

Der Präsident der Vereinigten Staaten beantrage daher: dem ersten Satze in dieser Declaration — „Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft“ — folgende Worte beizufügen: „und soll das Privateigenthum von Unterthanen oder Bürgern eines kriegführenden Staats auf hoher See dem Aufbringen auch durch Staatskriegsschiffe des andern kriegführenden Theils nicht unterliegen, mit Ausnahme von Kriegscontrebande.“

Mit diesem Amendement erklärt die Regierung der Vereinigten Staaten sich bereit, den ersten sammt den drei andern Grundsätzen der Pariser Declaration anzunehmen. Werde aber solches Amendement für nicht annehmbar erachtet, so erklärt der Präsident seine Zustimmung zu dem zweiten, dritten und vierten Grundsatze der Declaration unabhängig von dem ersten Satze wegen der Kaperei.

Außerdem wird von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, wenn auch nur erst beiläufig, noch eine andere wichtige Feststellung des Seevölkerrechts in Vorschlag gebracht, nämlich in Betreff des Handels der Neutralen mit Kriegscontrebande. Indem die kriegführenden Staaten jetzt die Befugniß in Anspruch nehmen, den Neutralen den Handel mit Kriegscontrebande nach dem feindlichen Lande ganz allgemein zu verbieten, entspringe hieraus durch das zur Ausübung dieser Befugniß in Anspruch genommene sogenannte Untersuchungsrecht (right of search) eine Quelle großer Belästigung und vielfacher Beeinträchtigung des neutralen Handels. Nationen, welche ihre friedlichen Beziehungen aufrecht erhalten, sollten in ihren Handelsinteressen nicht gestört werden durch diejenigen Staaten, welche sich zur Kriegführung entschlossen haben, vorausgesetzt, daß die Bürger der im Frieden verbliebenen Nationen ihre Neutralität nicht durch eine directe Einmischung in die militärischen Operationen der Kriegführenden compromittiren. Das Verbot des Verkehrs mit belagerten oder blokirten Plätzen sei alles, was mit Recht gefordert werden könne; eine weiter gehende Beschränkung des Handels der Neutralen, die in keiner Weise Schuld tragen an den Feindseligkeiten, widerstreite den klaren Forderungen der Gerechtigkeit.

Der eben im Auszuge mitgetheilten Erwiderung des washingtoner Cabinets vom 28. Juli 1856 war schon 14 Tage früher, am 14. Juli desselben Jahres, ein Circularschreiben an die diplomatischen Vertreter der Union bei solchen Staaten, welche an dem Pariser Congresse nicht betheiligt gewesen, vorangegangen. Es wird in demselben daran erinnert, daß die Vereinigten Staaten schon vor zwei Jahren wegen allgemeiner Annahme des zweiten und dritten Grundsatzes der Pariser Declaration mit verschiedenen Seestaaten Verhandlungen eröffnet hätten. Die Bedingungen, an welche die Annahme der Pariser Declaration geknüpft sei, müßten diese Verhandlungen mit allen denjenigen Staaten niederschlagen, welche der Pariser Declaration beitreten würden, denn die vier Punkte dieser könnten ja nur als ein untheilbares Ganze oder gar nicht angenommen werden, und sei damit noch die fernere Verpflichtung verbunden, künftig keinen Vertrag über die Rechte der Neutralen abzuschließen, der nicht alle jene vier Grundsätze in sich begreife.

Einige der Staaten, welche die Pariser Declaration zuerst abgeschlossen, oder welche aufgefordert seien, derselben beizutreten, hätten Verträge mit den Vereinigten Staaten, worin die Befugniß zur Ausrüstung von Kapern nicht allein anerkannt, sondern selbst specielle Bestimmungen dieserhalb vereinbart seien. Es müsse für jetzt dahingestellt bleiben, ob und inwieweit diese Vereinbarungen mit der in Vorschlag gebrachten neuen Verbindlichkeit in Einklang zu bringen sein würden. Solange nicht das Princip, Privateigenthum auf der See aller und jeder Confiscation sowol durch reguläre Kriegsschiffe als durch Kaper zu entziehen, volle Anwendung gefunden, müsse der Beitrit zur Pariser Declaration äußerst schädlich sein für den Handel aller Nationen, welche nicht den ersten Rang unter den Seemächten einnehmen. Die amerikanischen Ministerresidenten u. s. w. werden aufgefordert, diese allgemeine Ansicht von der Sache den Regierungen, bei denen sie accreditirt sind, mitzutheilen, in der Hoffnung, daß dieselben danach vielleicht Anstand nehmen würden, der Pariser Declaration beizutreten.

Als den verschiedenen Regierungen diese amerikanische Note mitgetheilt wurde, hatten die meisten derselben ihren Beitritt zur Pariser Declaration bereits erklärt. Es war dies geschehen von Neapel am 31. Mai, vom Kirchenstaate am 2. Juni, von Toscana am 5. Juni, von Belgien am 6. Juni, von den Niederlanden am 7. Juni, von Griechenland am 8. Juni, von Schweden und Norwegen am 13. Juni, von Dänemark am 25. Juni, vom Deutschen Bunde am 10. Juli, von Portugal am 28. Juli 1856. Unter den europäischen Staaten ist Spanien allein der Pa-

riser Declaration im ersten Punkte nicht beigetreten, sondern hat sich wegen Ausgabe von Kaperbriefen freie Hand vorbehalten.

Die Botschaft des Präsidenten an den Congreß vom 2. Dec. 1856 äußerte sich über die obschwebenden Verhandlungen wie folgt:

„Ich habe die Bereitwilligkeit abseiten unserer Regierung erklärt, allen Grundsätzen, welche in der Pariser Declaration enthalten sind, beizutreten, vorausgesetzt, daß der eine derselben, welcher sich auf die Beseitigung der Kaperei bezieht, so amendirt werde, daß man dadurch den Zweck, welcher beabsichtigt sein soll, wirklich erreicht, nämlich die Sicherstellung des Privateigenthums auf der See vor feindlicher Wegnahme. Zu diesem Behufe ist beantragt, dem Satze: «Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft», noch beizufügen: «und soll das Privateigenthum von Unterthanen und Bürgern kriegführender Mächte auf hoher See frei sein von der Nehmung durch reguläre Kriegsschiffe der andern kriegführenden Macht, mit Ausnahme von Contrebande.» Dieses Amendement ist nicht nur denjenigen Mächten mitgetheilt, welche uns aufgefordert haben, der Declaration der Abschaffung der Kaperei beizutreten, sondern auch allen andern Seestaaten. Es ist bisjetzt noch von keinem Staate verworfen und von allen, die in Erwiderung darauf uns eine Mittheilung gemacht haben, günstig aufgenommen worden.

„Einige der Regierungen, welche den Vorschlag der Vereinigten Staaten günstig betrachten, haben eine definitive Verhandlung der Sache ausgesetzt, um dieselbe zuvor mit andern Regierungen, welche bei den Pariser Conferenzen betheiligt gewesen, zu berathen. Ich habe indeß die Genugthuung, schon jetzt sagen zu können, daß der Kaiser von Rußland die vorgeschlagene Modification gänzlich und ausdrücklich gebilligt hat, und mit dazu wirken will, die Zustimmung anderer Mächte zu erlangen; Zusicherungen ähnlicher Tendenz sind auch in Bezug auf die Ansichten des Kaisers der Franzosen uns zugegangen."

Die russische Note ist dem Congresse in den Anlagen zur Botschaft vorgelegt worden. Der russische Geschäftsträger, Hr. von Stoeckl, schreibt am 27. Nov. 1856 dem Staatssecretär Folgendes: „Die Aufmerksamkeit des Kaisers hat sich in sehr hohem Grade dem Vorschlage zugewandt, mit welchem die Vereinigten Staaten die an sie ergangene Einladung, der Declaration vom 16. April beizutreten, beantwortet haben. Se. Majestät stimmt völlig überein mit den Ansichten der Regierung der Vereinigten Staaten, welche Hr. Marcy in seiner ebenso klaren wie gemäßigt gehaltenen Note vom 28. Juli entwickelt hat. Der Vorschlag der Föderalregierung verdient, nach dem Dafürhalten Sr. kaiserlichen Majestät, um so mehr in Betracht gezogen zu werden, als der ehrenwerthe Staatssecretär nicht die ausschließlichen Interessen der Vereinigten Staaten, sondern diejenigen der ganzen Menschheit verficht.

„Die kaiserliche Regierung würde sich glücklich schätzen, sollte ihre Mitwirkung dazu beitragen, daß der Vorschlag der Vereinigten Staaten zur allgemeinen Annahme gelange und wenn alle Mächte durch einen gemeinsamen, vor aller Welt proclamirten Beschluß sich dahin vereinigen würden, für Privateigenthum auf der See die nämlichen Principien der Unverletzlichkeit gelten zu lassen, welche die Kriegführenden für Eigenthum auf dem Lande beobachten.

„Der Geschäftsträger ist demgemäß instruirt, Hrn. Marcy davon in Kenntniß zu setzen, daß Se. Majestät der Kaiser seinerseits die Bedingungen acceptirt, unter welchen die Vereinigten Staaten in die Abschaffung der Kaperei willigen, nämlich, daß das Privateigenthum der Unterthanen und Bürger der contrahirenden Staaten in Kriegszeiten durch ihre respectiven Kriegsschiffe nicht belästigt werden soll, ebenso wenig wie durch diejenigen aller der Staaten, welche dieser Declaration sich anschließen. Derselbe ist ebenso zu der fernern Erklärung instruirt, daß, falls der Vorschlag der Vereinigten Staaten Gegenstand einer collectiven Berathung werden sollte, dieselben sich des zustimmenden Votums des kaiserlichen Cabinets versichert halten können."

In England haben, nachdem die Pariser Declaration vom 16. April 1856 bekannt ward, sowol im Parlament als auch in der Presse und sonst viele Stimmen sich höchst misbilligend über die dadurch für immer aufgegebene Befugniß zur Confiscation feindlichen Guts am Bord neutraler Schiffe geäußert. Noch viel entschiedener aber hat man sich gegen eine Annahme des von den Vereinigten Staaten in Vorschlag gebrachten Amendements wegen Sicherstellung des Privateigenthums zur See auch gegen die Confiscation durch reguläre Kriegsschiffe erklärt. Es läßt sich wol nicht in Abrede stellen, daß die öffentliche Meinung in England bisjetzt sehr dagegen ist, die Rechte einer kriegführenden Seemacht in Bezug auf die Störung des Seehandels des feindlichen Staats noch weiter beschränken zu lassen, als dies bereits durch die Pariser Declaration geschehen. Nur ein unbedingtes Festhalten der Vereinigten Staaten an dem Rechte, im Kriegsfalle Kaperbriefe auszugeben, solange nicht eine völlige Gleichstellung

des Privateigenthums auf der See und dem Lande in Kriegszeiten ausdrücklich anerkannt ist, und eine damit zusammentreffende nachhaltige moralische Pression sowol durch Vorstellungen der übrigen bedeutendern Handelsstaaten als durch die öffentliche Meinung in Europa, dürften die Aussicht eröffnen, schließlich auch England zu bestimmen, die Pariser Declaration in dem angegebenen Sinne zu erweitern.

Allein ganz ohne bedeutsamen Anklang sind die amerikanischen Vorschläge in England doch nicht geblieben. Vor allem ist zu beachten, daß seitens der Regierung bisjetzt noch kein Actenstück ausgegangen ist, wodurch der von den Vereinigten Staaten aufgestellte Grundsatz einer allgemeinen Sicherstellung des Privateigenthums auf der See principiell zurückgewiesen würde. Lord Palmerston hat bekanntlich in einer öffentlichen Rede in Liverpool über die hohe Wichtigkeit des angeregten neuen Grundsatzes und die ernstliche Inbetrachtnahme desselben sich eher anerkennend als widerstrebend ausgesprochen. Lord John Russell freilich hat gegen die Möglichkeit der Zustimmung zu solchen Vorschlägen, wodurch, wie er meint, Großbritanniens Macht in seinen Grundlagen würde erschüttert werden, gewaltig geeifert.

Der Vorschlag zu einer freisinnigen Erweiterung des ersten der vier Grundsätze der Pariser Declaration hatte, wie die Präsidentenbotschaft bemerkt, nicht allein von seiten Rußlands die entschiedenste Zustimmung, sondern auch bei den meisten andern europäischen Staaten günstige Aufnahme gefunden. Wenn es dessenungeachtet seitdem noch zu keinerlei vertragsmäßigem Abschlusse auf dieser Basis, ja noch nicht einmal zu eigentlichen Verhandlungen hierüber gekommen ist, so liegt allem Anscheine nach die Hauptursache hiervon in der spätern Politik des washingtoner Cabinets selbst. Der 1857 in sein Amt eingetretene neue Präsident der Vereinigten Staaten, Hr. Buchanan, sowie dessen Staatssecretär, General Cass, scheinen nämlich von der Ansicht auszugehen, daß das von Hrn. Marcy in Vorschlag gebrachte Amendement im Interesse der Vereinigten Staaten nicht ausreiche. Es ist darauf hingedeutet worden, der Verzicht auf die Kaperei müsse noch von der fernern Bedingung abhängig gemacht werden, daß auch rücksichtlich des Blokaderechts und der Confiscation von Kriegscontrebande zur Sicherstellung des Handels in Kriegszeiten vorher zeitgemäße liberale Grundsätze anerkannt werden. Über den nähern Inhalt der dieserhalb aufzustellenden neuen Vorschläge hat bisjetzt nichts Bestimmtes verlautet; wahrscheinlich werden dieselben im wesentlichen dahin gehen, daß künftig Blokaden nur zu dem Zwecke sollen stattfinden dürfen, die Zufuhr von Kriegscontrebande nach blokirten Plätzen zu verhindern, nicht aber um die Störung des sonstigen Seehandels des feindlichen Staats als Kriegsmittel zu benutzen. Die Vertheidiger dieser weiter gehenden Forderungen machen geltend, die Sicherstellung des amerikanischen Handels gegen die Wegnahme der Schiffe habe wenig zu bedeuten, wenn der Feind durch Blokade der Häfen den Handel selbst lähmen und den Reichthum des Landes in seinen Quellen bedrohen dürfe. Ferner sei auch die in dem Marcy'schen Amendement zugegebene Ausnahme in Betreff der Kriegscontrebande verwerflich, weil gerade sie den gehässigen Anspruch auf das Durchsuchungsrecht begründen helfe.

Eine andere Partei in den Vereinigten Staaten geht noch weiter, indem sie die Aufrechterhaltung des Kaperwesens um jeden Preis verficht. Sie behauptet, daß die Furcht vor den amerikanischen Kapern es allein sei, was das übermüthige England in Schranken halte, und daß die Regierung überall kein Recht habe, durch Verzicht auf die Ausgabe von Kaperbriefen das Land für alle Zeit bindend zu verpflichten.

Die künftige Politik der Regierung der Vereinigten Staaten in dieser Frage dürfte wesentlich davon abhängen, einmal, wie die Majorität im Senate des Congresses, wenn der Gegenstand hier zur Sprache kommt, sich erklären wird, und dann, ob und welche Schritte diejenigen europäischen Mächte in der Sache thun werden, denen um möglichst ausgedehnte Sicherstellung des Handels in Kriegszeiten auf Grund allgemein anerkannter völkerrechtlicher Grundsätze fast noch mehr gelegen sein muß als den Vereinigten Staaten.

Nachdem in Vorstehendem ein Rückblick geworfen ist auf einige Hauptmomente der bisherigen Gestaltung des sogenannten Seerechts in Kriegszeiten, wird uns jetzt die Frage beschäftigen, welche fernere Entwickelung dieser Angelegenheit den deutschen Interessen praktisch am besten zusagt und wie solche zu befördern sein möchte.

Wenn zu Ende des vorigen Jahrhunderts im übrigen Deutschland der innige Zusammenhang des ungestörten Gedeihens des Seehandels seiner Küstenländer und der allgemeinen materiellen Interessen des ganzen Landes völlig verkannt werden konnte, so ist dies gegenwärtig nicht mehr zu besorgen. Eine gewaltsame zeitweilige Hemmung, oder selbst schon eine theilweise Beeinträchtigung des deutschen Seehandels würde zunächst freilich in dem Wohlstande der Küsten-

staaten eine furchtbare Erschütterung herbeiführen, aber sehr bald auch im Binnenlande höchst empfindliche Störungen und Verluste zu Wege bringen. Um sich eine Vorstellung von einer solchen Calamität zu machen, hat man nur nöthig zu bedenken, daß unter allen Staaten nächst Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika die norddeutschen Küstenstaaten, in ihrem natürlichen eng verbundenen Zusammenhange betrachtet, jetzt die bedeutendste Rhederei besitzen und den ausgedehntesten Seehandel betreiben; ihre commerzielle Prosperität ist gerade im letzten Decennium in ganz erstaunlicher Progression gewachsen. Um einige wenige Zahlenbelege beizubringen, möge unter anderm nur daran erinnert werden, daß die Rhederei der beiden Städte Hamburg und Bremen von

414 Schiffen von 55000 Lasten (à 4000 Pfd.) Tragfähigkeit im Jahre 1842 auf

739 Schiffe von 163000 Lasten im Jahre 1858 gestiegen ist, und daß allein diese Schiffe jetzt ein Kapital von mehr als 50 Mill. Thlrn. repräsentiren, daß ferner der Werth der Ausfuhr seewärts, welche die beiden Städte in den letzten Jahren vermittelt haben, sich auf durchschnittlich 140 Mill. Thlr. belaufen hat!

Faßt man die Eventualität ins Auge, daß Deutschland, ohne gleichzeitige Bundesgenossenschaft mit einer dominirenden Seemacht, in einen Kriegszustand mit einer Macht geräth, welche in der Lage wäre, auch ohne alle Anwendung von Kaperei, nur durch ihre regulären Kriegsschiffe die deutsche Schiffahrt zu ruiniren, so ist klar, daß in solchem Falle die Pariser Declaration so gut wie gar keinen Schutz gewährt. Dagegen fände der deutsche Seehandel die so wünschenswerthe Sicherheit, wenn die von den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Vorschlag gebrachten Grundsätze zu allgemeiner Anerkennung gelangen würden.

Der erwünschteste Zustand würde ohne Zweifel derjenige sein, welchen man zuletzt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als Bedingung des Verzichts auf die Ausgabe von Kaperbriefen aufgestellt hat, nämlich:

1) Befreiung des Privateigenthums auf der See von jeder Anhaltung und Confiscation, sowol durch Kaper als durch reguläre Kriegsschiffe.

2) Beschränkung des Blokaderechts auf die Verhinderung der Zufuhr von Kriegscontrebande in blokirte Plätze, und Statuirung eines Blokadebruchs nur für die Fälle, wo ein vom Blokadegeschwader unter desfallsiger Bemerkung in den Schiffspapieren abgewiesenes Schiff dessenungeachtet zum zweiten mal in den blokirten Hafen einzulaufen den Versuch macht.

3) Beschränkung des Begriffs Kriegscontrebande auf Waffen und Munition und sonstige Gegenstände, welche unmittelbar zu militärischen Zwecken benutzt werden, und auf den Versuch einer Einfuhr derselben in blokirte Plätze.

Kommen diese Grundsätze zu allgemeiner völkerrechtlicher Geltung, so ist klar, daß selbst in dem Falle, daß Deutschland in einen Krieg mit irgendwelcher Seemacht geriethe, seine Rhederei und sein Seehandel ihren ruhigen Fortgang haben würden.

Es ist freilich nicht eben wahrscheinlich, daß trotz aller Anstrengungen es in nächster Zeit schon gelingen sollte, diese umfassenden Grundsätze, namentlich diejenigen in Bezug auf das Blokaderecht, von England und vielleicht auch von einigen andern Seemächten angenommen zu sehen.

Sollte aber auch die allgemeine Anerkennung einer so weit gehenden Sicherstellung des Seehandels in Kriegszeiten für jetzt nicht zu erlangen sein, so würde doch schon die Annahme des mehrerwähnten Marcy'schen Amendements zum ersten Grundsatze der Pariser Declaration, wonach Privateigenthum auf der See auch der Aufbringung durch reguläre Kriegsschiffe des Feindes nicht mehr unterworfen sein soll, Kriegscontrebande ausgenommen, Deutschland zum außerordentlichen Vortheil gereichen, sowol wenn es in einen Kriegszustand mit einer Seemacht geriethe, als auch für den Fall der Neutralität bei einem Kriege zwischen andern Staaten.

Im erstern Falle würden die deutschen Schiffe, solange ihre betreffenden Landeshäfen nicht blokirt sind, den gewohnten Verkehr, ausgenommen mit Kriegscontrebande, ruhig fortsetzen können, und träte eine Blokade der Häfen ein, so könnten sie mittlerweile ungestört zwischen neutralen Häfen Frachtfahrt betreiben. Ein beträchtlicher Theil des Nationalvermögens und der Fortgang eines wichtigen Gewerbszweigs, die, wie die Sachlage jetzt ist, beim Ausbruche eines Kriegs völligem Ruine ausgesetzt sind, würden alsdann sicher gestellt sein.

Was den Fall der Neutralität Deutschlands anlangt, so würde natürlich durch die völlige Sicherstellung der Handelsschiffe der kriegführenden Staaten jeder besondere Grund wegfallen, daß Neutrale durch wirklichen oder auch durch Scheinkauf Schiffe, welche bis dahin Angehörigen eines der kriegführenden Staaten gehört haben, erwerben, und daß diese Schiffe dann wegen

Verdachts noch fortdauernden feindlichen Interesses, oder auch weil jeder solcher Ankauf nach ausgebrochenem Kriege für unzulässig angesehen wird, aufgebracht werden. Ebenso würde durch Annahme des fraglichen Amendements jedes Risico wegfallen, daß wegen Formfehler der Neutrale trotz wohlbegründeter Ansprüche durch Wegnahme von Gütern am Bord feindlicher Schiffe in Verlust geräth. Die ganze Thätigkeit der Prisengerichte, diese directe wie indirecte Quelle so vielfacher Belästigungen und Beeinträchtigungen der Neutralen, würde durch die Annahme des Marcy'schen Amendements auf ein Minimum hinabsinken; es würden nämlich nur noch Fälle in Bezug auf Kriegscontrebande bei denselben vorkommen.

Wenn wegen der Erweiterung des ersten Grundsatzes der Pariser Declaration auf Grund des amerikanischen Vorschlags vom 28. Juli 1856 eine gemeinschaftliche Verhandlung mehrerer Mächte stattfinden oder eventuell eine Reihe von Einzelverträgen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossen werden sollte, so liegt es sehr nahe, bei dieser Gelegenheit in Bezug auf den Begriff der Kriegscontrebande präcise Bestimmungen zu treffen, um der Unsicherheit und Willkür hierbei möglichst vorzubeugen. Es ist bekannt, welch schreiender Misbrauch früher mit dem Begriffe Kriegscontrebande zum Nachtheil des neutralen Handels getrieben worden ist, und man wird sich erinnern, daß selbst noch zu Anfang des letzten Kriegs zwischen den Westmächten und Rußland im britischen Parlament von officieller Seite die Meinung geäußert worden, daß unter Umständen auch Steinkohlen zur Kriegscontrebande gerechnet werden könnten. Es wird dahin zu streben sein, daß ausdrücklich nur Waffen und Munition, Schwefel, ostindischer und raffinirter Salpeter, Blei und vielleicht noch einige andere Gegenstände, welche u n m i t t e l b a r zu militärischen Zwecken dienen, für Artikel der Kriegscontrebande erklärt werden, und daß die Anhaltung derselben auf die Fälle des Versuchs einer Einfuhr in blokirte Häfen beschränkt werde.

Den mancherlei Weitläufigkeiten und Chicanen, welche durch Wegnahme von Schiffen wegen angeblichen Blokadebruchs eintreten, würde am einfachsten und wirksamsten dadurch für die Zukunft vorgebeugt werden, wenn in Verbindung mit dem vierten Grundsatze der Pariser Declaration als allgemeine Regel anerkannt würde, einen zur Condemnation von Schiff und Ladung berechtigenden Blokadebruch nur in den Fällen zu statuiren, wo ein durch Kreuzer des Blokadegeschwaders abgewiesenes Schiff, in dessen Papieren diese Abweisung ordnungsmäßig notirt worden, dennoch sich dem blokirten Platze wieder zu nähern versucht.

* * *

Nachdem seit Anfang 1857 das öffentliche Interesse an einer weiter gehenden Reform des Seerechts in Kriegszeiten sich sehr verloren hatte, ist im Laufe des Jahres 1859, als die Eventualität eines Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich immer drohender herantrat, die außerordentliche Wichtigkeit der Sache in Deutschland lebhafter als je zuvor erkannt worden, aber dennoch nicht in dem Maße, wie sie es verdient. Man mußte sich sagen, welche Erschütterung des Erwerbs und Wohlstandes bevorstehe, wenn ohne allen Schutz die Rhederei und der Seehandel längs der ganzen Küste von Memel bis Kiel, und von der Eider bis zur Ems, und damit namentlich auch fast die materielle Existenz der drei Hansestädte den empfindlichsten Verlusten und Störungen preisgegeben wären. Man mußte in den deutschen Seestädten bei Erwähnung der drohenden Eventualitäten zu der Überzeugung kommen, daß der so vielfach gerühmte Fortschritt im Seevölkerrecht durch die Pariser Declaration vom 16. April 1856 in solchem Falle Deutschland nur wenig nützen werde.

Durch den Frieden von Villafranca und Zürich scheint freilich die Gefahr eines europäischen Kriegs für die allernächste Zeit verschwunden, und für den Fall des spätern Ausbruchs eines solchen darf es nach jetziger Lage der Dinge für wahrscheinlich gelten, daß Deutschland nicht ohne die Bundesgenossenschaft Englands Frankreich gegenüberstehen würde, wodurch natürlich die Besorgniß vor einer Blokade wesentlich verringert wird. Nichtsdestoweniger hat in den deutschen Seestädten, bei dem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit in der großen Politik, das einmal wach gewordene Bewußtsein von der Ungerechtigkeit, Inconsequenz und allgemeinen Schädlichkeit des jetzigen Seerechts in Kriegszeiten sich seitdem lebendig erhalten, und es haben sich neuerdings weitere Schritte daran geknüpft. Die Senate der Hansestädte haben, gutem Vernehmen nach, gleich nachdem der Zusammentritt eines europäischen Congresses in Paris zunächst zur Regulirung der italienischen Angelegenheiten beschlossen war, auf Anregung der Handelskammern den Plan aufgefaßt, wenn irgend thunlich die Frage wegen fernerer zeitgemäßer Ausbildung der völkerrechtlichen Grundsätze für den Seehandel in Kriegszeiten an den Congreß zu bringen. Außerdem hat aber am 2. Dec. 1859 in Bremen eine öffentliche Versammlung

zur Besprechung der internationalen Seerechtsverhältnisse in Kriegszeiten stattgehabt, in welcher nachstehende Resolutionen gefaßt worden sind:

„In Erwägung, daß die Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums die einzige Grundlage bildet, auf welcher der geistige und materielle Austausch der Völker sicher gedeihen, auf welcher Gesittung und Wohlstand sich frei entwickeln und ungefährdet in die entlegensten Gebiete der Erde dringen können, daß deshalb von allen Nationen, die eine Ehre darein setzen, als Vorkämpfer der Civilisation zu gelten, dieser Grundsatz auch im Kriege heilig gehalten werden sollte;

„In Erwägung, daß demzuwider völkerrechtlich im Seekriege noch gestattet wird, was am Lande längst als rohe Gewalt gebrandmarkt ist, in friedlicher Ausübung ihres Berufs begriffene Privatpersonen ihrer Freiheit und ihres Eigenthums zu berauben, Handelsfahrzeuge nebst ihrer Ladung wegzunehmen und zu zerstören, ihre Mannschaft gefangen zu halten;

„In fernerer Erwägung, daß das Unrecht dieses Verfahrens bereits allseitig in das Bewußtsein getreten, daß die von fast sämmtlichen Staaten anerkannte Declaration des Pariser Congresses vom 16. April 1856 einer richtigen Anschauung Bahn zu brechen begonnen hat, daß sie nicht blos die Interessen der Angehörigen neutraler Staaten, daß sie das Eigenthum selbst der Angehörigen kriegführender Staaten in dem Fall, wenn es sich am Bord neutraler Schiffe befindet, in Schutz nimmt, daß infolge theils dieses Vorgangs, theils des offenkundigen Wunsches mancher Regierungen, z. B. der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach vollständiger Beseitigung des eingewurzelten Unrechts, die allseitige Anerkennung des Anspruchs von Handel und Schiffahrt treibenden Privatleuten auf Sicherheit für sich und ihr Eigenthum, soweit sie den Bedingungen des Kriegs nicht entgegenhandeln, wesentlich erleichtert ist;

„In Erwägung sodann, daß dem gegenwärtig wieder zusammentretenden Congresse der europäischen Großmächte die Aufgabe nahe liegt, das begonnene Werk seines Vorgängers zu vollenden und sich durch völlige Verbannung der Willkür roherer Zeiten aus den Normen des Seerechts ein segensreiches und ewiges Andenken in den Annalen der Civilisation zu stiften;

„In Erwägung endlich, daß zu dem Zweck alle, welche das eigene Interesse oder eine warme Theilnahme am Fortschritte des Rechts zunächst dazu antreibt, laut ihre Stimme erheben und der eigenen Regierung wie dem versammelten Rathe der Nationen das einstimmige Urtheil der gebildeten Welt verkünden sollten; beschließt die Versammlung:

„1) Die Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums in Kriegszeiten zur See, unter Ausdehnung auf die Angehörigen kriegführender Staaten, soweit die Zwecke des Kriegs sie nicht nothwendig beschränken, ist eine unabweisliche Forderung des Rechtsbewußtseins unserer Zeit;

„2) Ein Hoher Senat der Freien Hansestadt Bremen ist angelegentlich zu ersuchen, diesen Grundsatz vertreten und seine Durchführung, sei es bei den verbündeten deutschen Regierungen, sei es bei den Mächten des Congresses in Anregung bringen zu wollen;

„3) Der gleichstimmige Ausspruch und die gleichstimmige Einwirkung auf ihre Regierung von seiten aller, welchen die Durchführung jenes Grundsatzes im eigenen, wie im Interesse des Rechts und der Civilisation am Herzen liegt, ist möglichst zu erstreben;

„4) Zur Ausführung dieser Beschlüsse wird ein Comité niedergesetzt, welches namentlich die Mittheilung derselben an einen Hohen Senat, an die Handelskammer, an die hier residirenden Consuln anderer Staaten, und in ausgedehntem Maße an solche Kreise und Personen Deutschlands und des Auslandes, die an der Wohlfahrt des Seeverkehrs eng betheiligt sind, mit der Aufforderung übernehmen wird, im gleichen Sinne thätig sein zu wollen."

Das Comité hat in seinem Begleitschreiben bei Verbreitung dieser Resolutionen mit Recht folgende Gesichtspunkte hervorgehoben:

„Das internationale Seerecht ist nicht im Einklange mit den Forderungen unserer Zeit. Ist auch von den meisten Staaten infolge der Pariser Declaration vom 16. April 1856 die Abschaffung der Kaperei, der Schutz neutraler Seeschiffahrt und neutralen Eigenthums am Bord von Fahrzeugen kriegführender Staaten, der Schutz feindlichen Eigenthums am Bord neutraler Schiffe und die Aufhebung der sogenannten Blokade auf dem Papier sanctionirt worden, so bleibt doch, falls ein allgemeiner Krieg ausbrechen sollte, die Handelsmarine und das Eigenthum der Angehörigen aller kriegführenden Staaten, soweit es in nicht neutralen Schiffen verladen ist, der Vernichtung durch feindliche Kriegsschiffe und durch die Kaper derjenigen Staaten, die, wie die Vereinigten Staaten*), nur unter allseitiger Anerkennung weiter gehender

*) Auch Spanien hat ausdrücklich erklärt, auf die Ausgabe von Kaperbriefen nicht verzichten zu wollen.

Garantien jener Declaration beitreten zu wollen erklärt haben, so bleibt ferner die Freiheit ihrer Seeleute der feindlichen Gefangenschaft, ja selbst das Eigenthum Neutraler, sofern es sich um ihre nach dem Ausbruche des Kriegs von Angehörigen feindlicher Staaten angekauften Schiffe handelt, der Confiscation und, sofern sie Waaren in feindlichen Schiffen verladen haben, zwar nicht der Wegnahme, wol aber einer möglicherweise lange dauernden Untersuchung und ihren Folgen preisgegeben.

„Dieser Zustand verdient eine schleunige Abstellung, da er Millionen friedlichen Eigenthums der Gefahr der Vernichtung aussetzt, da er beim Ausbruche eines Kriegs Hunderttausende fleißiger Hände brach legt, da er schon bei der näher rückenden Möglichkeit eines Kriegs den Unternehmungsgeist in Fesseln schlägt, den Segen ausgedehnter Handelsspeculation für die Betheiligten wie für die Ausbreitung des Wohlstandes und der Bildung über die ganze Erde vereitelt."

In sämmtlichen bedeutendern deutschen Seestädten hat der Handelsstand auf die so gegebene Anregung den obigen bremer Resolutionen sofort seine ungetheilte Zustimmung ertheilt und an die Regierungen dringende Vorstellungen ergehen lassen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Verwirklichung der darin ausgesprochenen Grundsätze zu erstreben. Ob und wie weit die Sache bei dem Handelsstande und den sonst Betheiligten in andern Ländern des europäischen Continents Anklang findet, läßt sich augenblicklich (Mitte December 1859) noch nicht sagen. Dagegen hat die englische Presse sich in ihren wichtigsten Organen bereits mit aller Entschiedenheit für die Aufrechthaltung der bisherigen Praxis im Seevölkerrechte und gegen die begonnene Agitation zu deren Reform ausgesprochen, und zwar ist dies seitens der „Times" durch ihren Leitartikel vom 10. Dec. in einer so bittern und verhöhnenden Weise geschehen, wie es weder der Sache selbst noch auch eines solchen Organs würdig ist. Dem Verfasser jenes Artikels scheint völlig unbekannt geblieben zu sein, was Lord Palmerston, damals wie jetzt Premierminister, am 7. Nov. 1856 in einer Versammlung von liverpooler Rhedern und Kaufleuten öffentlich ausgesprochen hat. Er sagte unter anderm:

„Ich kann nicht umhin die Hoffnung zu hegen, daß diejenigen Milderungen des frühern Seerechtssystems, welche im Anfange des letzten Kriegs beliebt worden sind, welche während der Dauer desselben in Anwendung blieben, und welche seitdem durch bindende Verpflichtungen bestätigt sind, vielleicht sich noch weiter ausdehnen lassen; daß im Laufe der Zeit diejenigen Grundsätze des Kriegs, die für Feindseligkeiten zu Lande Geltung haben, ohne Ausnahme auf Feindseligkeiten zur See ausgedehnt werden, sodaß Privateigenthum künftig von keiner von beiden Seiten Gegenstand der Beraubung sein wird. Wenn man auf die Erfahrung früherer Perioden blickt, so wird man nicht finden, daß irgendein mächtiges Land jemals durch Verluste, welche die Privatpersonen zu dulden hatten, besiegt worden ist. Der Kampf der Armeen zu Lande und der Flotten auf dem Meere ist es, wodurch die großen Streitigkeiten der Nationen entschieden werden; und es ist vielleicht wünschenswerth, daß diese Kämpfe beschränkt werden auf die Streitkräfte, welche unter dem Commando und der Leitung der respectiven Staaten agiren."

Das Wünschenswertheste ist, daß der neue Pariser Congreß bewogen werde, die fernere, den berechtigten Forderungen der Zeit entsprechende Regulirung des Seevölkerrechts auf Grund der Pariser Declaration vom 16. April 1856 und der Erklärung der Regierung der Vereinigten Staaten vom 28. Juli desselben Jahres in Berathung zu ziehen, und die danach anerkannten Principien in gleicher Weise, wie es mit jener frühern Declaration geschehen, zur völkerrechtlichen Geltung zu bringen. Will sich der Congreß selbst nicht mit der Sache beschäftigen, so möchte zu beantragen sein, daß er die Niedersetzung einer besondern internationalen Commission für diese Angelegenheit beschließe. Ist aber auch dies nicht zu erreichen, so wird deshalb die einmal begonnene, in dem Rechtsbewußtsein unserer Zeit wurzelnde Bestrebung nicht aufzugeben sein, sondern in solchem Falle die öffentliche Meinung und die beharrlichen Bestrebungen des zunächstbetheiligten Handelsstandes in Preußen, Österreich und Rußland die Regierungen zu bewegen haben, mit den Vereinigten Staaten auf der Basis ihrer Vorschläge vom 28. Juli 1856 besondere Verträge über das Seerecht in Kriegszeiten abzuschließen, wozu Rußland sich bereits officiell bereit erklärt hat. Der bevorstehende Wechsel des Präsidenten der Vereinigten Staaten dürfte hierzu geeignete Gelegenheit geben, da, solange Hr. Buchanan und General Cass, als dessen Staatssecretär für das Auswärtige, einen Haupteinfluß hierauf hatten, eine Verhandlung voraussichtlich ohne Erfolg geblieben wäre. Haben aber erst drei europäische Großmächte über ein gerechtes und zeitgemäßes Seevölkerrecht mit den Vereinigten Staaten bündige Verträge abgeschlossen, so wird eine große Zahl der beim Seehandel stark

betheiligten Mittelstaaten, wie die Niederlande, Schweden und Norwegen, Dänemark, sämmtliche deutsche Küstenstaaten, sich beeilen, diesem Vorgange zu folgen. Und auch Frankreich wird schwerlich zurückbleiben, denn nach den amerikanischen Erklärungen über das Bedenkliche, der Kaperei zu entsagen, ohne gleichzeitige Ausbedingung der Sicherstellung des Eigenthums zur See auch gegen reguläre Kriegsschiffe, wird vermuthlich der französischen Regierung sich schon jetzt die Überzeugung aufgedrungen haben, daß sie Großbritannien gegenüber keinen geringen politischen Misgriff gemacht hat durch Annahme des ersten der vier Grundsätze in der Pariser Declaration. Wenn nach Ausbruch eines Kriegs zwischen Frankreich und England die französischen Kriegsschiffe von der britischen Marine größtentheils genommen oder zerstört werden sollten, wenn die französischen Handelsschiffe auf allen Meeren aufgebracht würden und eine effective Blokade der bedeutendern französischen Häfen einträte, so würde Frankreich nur noch durch Aufstellung von Kapern, deren Ausrüstung natürlich den veränderten Schiffahrtsverhältnissen sich anpassen müßte, dem britischen Handel empfindlichen Schaden zufügen können, nicht allein direct durch Wegnahme von Schiffen und Ladungen, sondern noch viel mehr indirect durch das infolge des bloßen Vorhandenseins der Kaperei vermehrte Risico und die damit verbundene erhebliche Steigerung der Versicherungsprämien.

Wie die Dinge jetzt stehen, ist der Vortheil bei der Pariser Seerechtsdeclaration entschieden auf seiten Englands, und Frankreich kann seinen politischen Misgriff nur dadurch wieder gut machen, wenn es den Vorschlägen der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sich anschließt, und den ersten Grundsatz wegen Aufhebung der Kaperei dahin vervollständigt, daß es die Confiscation des Privateigenthums zur See auch durch Staatskriegsschiffe für völkerrechtlich unzulässig erklärt.

Sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die vier Großmächte des europäischen Continents nebst einer Anzahl mittlerer und kleinerer Seestaaten in diesem Princip einig, so wird auch Großbritannien nicht im Stande sein, auf die Dauer demselben seine Anerkennung zu versagen.

Ferdinand Alphonse Hamelin,

französischer Admiral und Marineminister.

Wie die französische Landarmee ausgezeichnete Generale aufzuweisen hat, die, von der Pike auf dienend, sich den Marschallsstab und hohe Würden erkämpften, so besitzt auch die Marine Frankreichs gegenwärtig mehrere Admirale, welche noch unter dem ersten Kaiserreiche als einfache Schiffsjungen in den Dienst der Flotte traten und sich durch eigenes Verdienst zu den höchsten Stellen aufschwangen. Unter diese Seemänner gehört auch der jetzige Admiral und Marineminister Hamelin, den man mit Recht als den tüchtigsten Offizier der französischen Flotte bezeichnen darf.

Der Name Hamelin hat in Frankreich überhaupt einen guten Klang. Der im Jahre 1839 in Paris verstorbene Contreadmiral Jacques Hamelin, der Onkel des gegenwärtigen Ministers, war eine der ersten Zierden der Flotte, jedoch ein zu großer Verehrer des ersten Kaiserreichs, um unter den Bourbonen und Orleans seine Verdienste belohnt zu sehen. Er starb als Contreadmiral, zu welcher Charge ihn Napoleon I. bereits 1811 erhoben hatte, zwar allgemein geachtet, aber so arm, daß seine Witwe nicht die Kosten des Begräbnisses erschwingen konnte. Auf Antrag seines Waffengefährten, des Admirals Duperré, mußte er auf Staatskosten beerdigt werden. Er hatte als Offizier und Commandant nicht weniger als zwanzig Seeschlachten beigewohnt und drei schwere Verwundungen davongetragen, die ihn jedoch nicht hinderten, auch fernerhin den schwierigsten Dienst zu thun. Seine glänzendste Waffenthat führte er im September 1809 in den Gewässern zwischen Madagaskar und Isle de Bourbon aus. Er kreuzte dort als Geschwaderchef und hatte sein Commandozeichen auf der Fregatte Venus von 36 Geschützen gehißt, als ein fremdes Segel, die englische Fregatte Ceylan von 40 Kanonen, signalisirt wurde. Kapitän Hamelin, gefolgt von der Corvette Victor, machte sogleich Jagd auf das feindliche Schiff. Der Victor war jedoch ein zu schlechter Segler und kam erst nach Beendigung des Kampfes an. Die beiden Fregatten liefen einander ganz nahe und eröffneten ihr Feuer mit furchtbarer Heftigkeit. Am meisten litt die Venus; gleich nach den ersten Breitseiten des Feindes verlor sie ihren Besanmast und alle drei Marsstengen. Dieser Unfall mußte sie sichtbar in

die Gewalt des Feindes liefern, wenn der französische Kapitän sein Schiff nicht durch ein ebenso kühnes als gewagtes Manöver gerettet hätte. Durch den Fall des Mastes und der drei Stengen, die noch in ihren Tauen über Bord hingen, war die ganze Backbordseite maskirt, und Hamelin blieb allein auf den Gebrauch der Steuerbordkanonen angewiesen. Mit den wenigen übrig gebliebenen Segeln wendete er das Schiff, manövrirte, als ob er dem Feinde an Bord laufen und ihn entern wollte, legte sich mit seiner freien Seite quer vor den Spiegel des Ceylan, befestigte sich trotz aller Anstrengungen der Engländer dort mit den Enterhaken und überschüttete hier seinen Gegner der Länge nach mit einem Eisenhagel aus seiner freien Batterie. Nach einigen glatten Lagen stürzten gleichfalls die Stengen des Engländers über Bord, und die französischen Kartätschen räumten so furchtbar in den feindlichen Batterien auf, daß sich der Ceylan ergeben mußte.

Die jetzt herangekommene Corvette Victor nahm die Prise in das Schlepptau, und der Sieger schickte sich an, seine Beute in Sicherheit zu bringen. Nach einigen Stunden fanden sich jedoch die drei Schiffe plötzlich im Fahrwasser einer starken englischen Schiffsdivision. Um wenigstens den Victor zu retten, entsandte Kapitän Hamelin diesen mit der Prise nach entgegengesetzter Richtung und unternahm es mit seiner verstümmelten Fregatte und dem geringen Reste seiner Munition das ganze englische Geschwader durch einen Kampf aufzuhalten, um dadurch dem Victor Zeit zur Flucht zu geben. Diese Absicht erreichte er vollkommen. Denn als er nach verzweifelter Gegenwehr endlich von der Übermacht besiegt wurde, hatte er seine Feinde so zugerichtet, daß diese an die Verfolgung der Corvette nicht mehr denken konnten. In diesem Kampfe wurde ihm die linke Hand zerschmettert und durch einen Splitter, der ihm gegen den Kopf flog, seine Seh- und Hörkraft angegriffen. Nachdem er bald darauf durch den Sieg des Kapitäns Duperré über das englische Geschwader aus seiner Gefangenschaft befreit worden, kam er im folgenden Jahre nach Paris, wo er dem Kaiser vorgestellt und von diesem wegen jener ruhmvollen Waffenthat öffentlich beglückwünscht wurde. Im Jahre 1811 erfolgte sodann seine Beförderung zum Contreadmiral und Baron des Kaiserreichs. Nach der Restauration der Bourbons, 1814, wurde er Ritter des Ludwigordens, 1818 Hafenadmiral von Toulon, 1832 Generalinspector der Equipages de ligne und 1833 Generaldirector der Plankammer der Marine, welchen Posten er bis zu seinem Tode verwaltete, ohne seine wohlerworbenen Verdienste durch die Beförderung zum Viceadmiral anerkannt zu sehen.

Dieser Mann war der Lehrmeister seines Neffen, des gegenwärtigen Marineministers, und jenes Gefecht auch die erste Waffenthat des letztern, der damals als Cadet auf der Venus durch sein unerschrockenes muthiges Benehmen aller Augen auf sich zog und seitdem der Stolz seines tapfern Onkels wurde.

Ferdinand Alphonse Hamelin wurde am 2. Sept. 1796 in Pont-l'Evêque, einer kleinen Stadt im Departement Calvados, geboren. Er begann seine maritime Laufbahn in noch jüngerm Lebensalter als Nelson. Letzterer ging mit 12, Hamelin bereits mit 10 Jahren zur See. Beide traten aber als einfache Schiffsjungen ein, und der erste Lehrmeister eines jeden war ein Oheim: bei Nelson der Kapitän Sucklin auf dem Raisonnable, bei Hamelin, wie schon erwähnt, der Commandant der Venus.

Die Campagne der Venus in den indischen Gewässern dauerte von 1806—10, und während dieser Zeit wurde der Schiffsjunge Hamelin 1808 zum Cadetten zweiter Klasse ernannt. Im Jahre 1812 stieg er zum Cadetten erster Klasse, im folgenden Jahre zum Fähnrich zur See. Nachdem er als solcher auf der Corvette Loire noch einmal nach Isle de Bourbon zurückgekehrt war, ging er mit der Fregatte Cauchoise auf die Flottenstation in der Levante ab. Wie sehr es sich der junge Hamelin angelegen sein ließ, seinem Stande Ehre zu machen, und wie eifrig er bestrebt war, sich die fortdauernde Zufriedenheit seines strengen und große Anforderungen stellenden Oheims zu erhalten, geht aus einem Briefe hervor, in dem letzterer seinen Neffen dem damaligen Minister-Admiral Halgan empfahl. Dieses Schreiben, aus dem Jahre 1820 lautet: „Ich empfehle Ihrem Wohlwollen meinen Neffen, den Fähnrich zur See Hamelin. Ich schwöre Ihnen zu, daß sein Eifer und seine Kenntnisse ihn Ihrer Protection würdig machen. Er ist ein sehr guter Offizier, der ebenso für sein Fach eingenommen ist, als er darin etwas Tüchtiges leistet." Daß diese Empfehlung der Wahrheit gemäß und nicht von verwandtschaftlichen Gesinnungen beeinflußt war, bezeugte die spätere Laufbahn des jungen Fähnrichs.

Im Jahre 1823 finden wir Hamelin als Lieutenant zur See und als Theilnehmer an der Expedition gegen Cadiz sowie an den Zügen längs der spanischen Küste. Seine Beförderung zum Fregattenkapitän erfolgte im Jahre 1828, die zum Linienschiffskapitän im Jahre 1836.

Im Jahre 1842 wurde er zum Contreadmiral ernannt, erhielt den Befehl über die Flottenstation im Stillen Meere und hißte seine Flagge auf der Fregatte Virginie auf. Die französische Politik war damals auf Wiedergewinnung und Vermehrung ihres Einflusses in jenen Gewässern gerichtet, und der Contreadmiral Hamelin wußte diesen Absichten zu entsprechen. Seine Umsicht, Energie und diplomatische Feinheit verschafften Frankreich nicht nur einen bedeutenden Einfluß im Stillen Meere, sondern auch reelle Vortheile durch die Acquisition wichtiger Inselgruppen und Colonien. Im Jahre 1848 wurde Hamelin Viceadmiral.

Hamelin hat eine schnelle Carrière gemacht und viele seiner Kameraden, die längere Jahre gedient als er und keineswegs untüchtig sind, überflügelt und im Avancement übersprungen. Allein die allgemeine Liebe und Achtung, die er in der gesammten französischen Flotte besitzt und durch keinen Neid getrübt wird, zeigt, daß sich sein Emporsteigen nur auf persönliches Verdienst gründet. Die Liebe zu seinem Fache ist der hervorstechendste Zug bei ihm; er fühlte sich stets unbehaglich, wenn er nicht den schwankenden Boden eines Schiffs unter sich wußte. „Nun bin ich schon mehrere Monate am Lande", schrieb er 1830 an den Minister Halgan, „und ich finde, daß dies sehr lange für einen Seeoffizier von noch nicht 33 Jahren ist." Sein großer Diensteifer, die ungewöhnlichen Kenntnisse, welche er in allen sein Fach betreffenden Wissenschaften besaß, sowie sein praktischer Verstand lenkten schon früh die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn. Bereits im Jahre 1823 wurde dem jungen Lieutenant Hamelin ein Commando anvertraut, dessen Wichtigkeit davon zeugte, welche hohe Meinung man schon von seiner Fähigkeit hegte.

Um jene Zeit stand das algierische Korsarenthum in vollster Blüte. Die Züchtigungen, welche zu verschiedenen Zeiten Engländer, Spanier und Franzosen den Raubstaaten hatten angedeihen lassen, waren vergessen. Die Raubschiffe der afrikanischen Küste beunruhigten mehr als je die Gewässer des Mittelmeers, und namentlich fügten sie dem französischen Handel so empfindlichen Schaden zu, daß sich die Regierung entschloß, beständige Kreuzer gegen das Unwesen aufzustellen. Es wurde eine starke und besonders schnellsegelnde Corvette ausgerüstet und das Commando über dieselbe dem Lieutenant Hamelin übertragen. Dieser rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen auf glänzende Weise. Mit seltener Thätigkeit verfolgte er die Seeräuber bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel, schlug, verbrannte und bohrte ihre Schiffe in den Grund, wo sie sich sehen ließen, holte sie mit Kühnheit aus ihren eigenen Häfen unter den Kanonen ihrer eigenen Forts heraus und setzte sie in solchen Schrecken, daß nach einem Jahre das Mittelmeer von ihnen gereinigt war. Als Hamelin nach Frankreich zurückkehrte, herrschte über die kaltblütige Kühnheit, die Geschicklichkeit und Klugheit des jungen Offiziers in der ganzen Marine nur Eine Stimme, und die Handelskammer von Marseille votirte ihm ihren Dank für seine dem Handel geleisteten Dienste. Dabei hatte er es meisterhaft verstanden, seinen Untergebenen einen gleichen Geist der Thätigkeit, Ordnung und Disciplin einzuflößen, wie er ihn selbst beseelte. Nirgends herrschte eine bessere Disciplin, wurde der Dienst regelrechter gehandhabt als am Bord des von ihm befehligten Schiffs. Er ging vollständig auf die Ideen des Admirals Lalande, des Regenerators des französischen Flottendienstes ein, oder vielmehr er erkannte in ihnen nur seine eigenen Ansichten wieder und suchte sie deshalb mit soviel größerm Eifer durchzuführen. Hamelin wurde unter den Orleans ein Liebling des Prinzen Joinville und der gesammten Flotte, und alles drängte sich, unter seinem Commando zu dienen.

Seine Berufung zum Oberbefehlshaber der französischen Flotte im Schwarzen Meere im Jahre 1853, beim Beginn des orientalischen Kriegs, erregte in Frankreich große Befriedigung. Man war überzeugt, daß Napoleon III. mit klugem Griffe denjenigen herausgefunden, der ein so bedeutsames Commando am würdigsten übernehmen konnte. Die Seestreitkräfte Frankreichs im Schwarzen Meere beliefen sich, als Hamelin sein Commando antrat, auf 15 Linienschiffe, 9 Fregatten, 3 Corvetten, 8 Avisos und kleinere Fahrzeuge, mit zusammen 1742 Geschützen und 7840 Pferdekraft. Die vereinigten Flotten der Westmächte versuchten vergeblich die russischen Schiffe aus dem Hafen von Sewastopol herauszulocken: sie mußten sich begnügen, diesen Hafen zu überwachen und die übrigen russischen Häfen zu blokiren. Es schien als ob sich noch lange keine Gelegenheit zu einem activen Auftreten der Flotten bieten wollte. Die völkerrechtswidrige Behandlung eines nach Odessa geschickten englischen Parlamentärs führte indessen den Kampf herbei. Die englische Dampffregatte Furious war am 6. April 1854 unter Parlamentärflagge vor Odessa erschienen und hatte ein Boot zur Abholung des englischen Consuls ans Land geschickt. Als man dem Parlamentär mitgetheilt, daß der Consul bereits abgereist sei, trat das Boot sofort seinen Rückweg nach dem Furious an. Nachdem es

sich aber etwa 3000 Schritte vom Ufer entfernt, wurde es aus den Hafenbatterien beschossen und ebenso auf den Furious gefeuert. Dieses Verfahren, das der Commandant von Odessa, Baron von Osten-Sacken, dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er angab, der Furious habe Miene gemacht, in den Hafen einzulaufen, wurde von Hamelin als ein genügender Grund zum Bombardement der Stadt betrachtet, da die verlangte Genugthuung verweigert ward. Der Hafen von Odessa zerfällt in zwei Theile, in den Kriegs- und den Handelshafen. Letztern und die Stadt selbst beschlossen die verbündeten Admirale zu schonen; nur dem Kriegshafen nebst den kaiserlichen Etablissements und den sie beschützenden Batterien sollte der Angriff gelten. Am 20. April ankerten die vereinigten Flotten etwa drei Meilen östlich von Odessa, und die Befehlshaber entsandten ein Ultimatum an General Osten-Sacken, in dem sie bis zum 21. abends als Entschädigung für die Verletzung der Parlamentärflagge die Auslieferung sämmtlicher englischer, französischer und russischer Schiffe, welche im Hafen von Odessa ankerten, verlangten, andererseits aber mit einem Bombardement drohten. Diese Aufforderung blieb russischerseits unbeantwortet, und der Angriff wurde daher auf den 22. April festgesetzt.

Die Geschwader der Westmächte zählten von seiten der Engländer 10 Linienschiffe, 1 Segelfregatte, 5 Dampffregatten und 1 Dampfcorvette mit zusammen 1117 Geschützen, während die Franzosen 9 Linienschiffe, 3 Dampffregatten und 1 Dampfcorvette mit zusammen 952 Geschützen hatten. Die Vertheidigung von Odessa gegen die See bestand aus sechs Batterien mit 48 Geschützen. Davon nahm jedoch nur eine mit vier 24pfündigen Haubitzen armirte Batterie auf der Spitze der Mole des Kriegshafens effectiven Antheil am Kampfe, da die übrigen Batterien von den angreifenden Schiffen zu weit entfernt lagen, um diese mit ihren Kugeln zu erreichen. Von den Schiffen kamen dagegen nur sieben Dampffregatten und eine Zeit lang auch die beiden Dampfcorvetten sowie eine Segelfregatte ins Gefecht, indem die geringe Wassertiefe eine Annäherung der Linienschiffe auf Schußweite nicht gestattete. Diese Fahrzeuge, zusammen 139 Geschütze des schwersten Kalibers (68pfündige Bombengeschütze, 56- und 32-Pfünder) zählend, postirten sich auf 3000 Schritt von der erwähnten Batterie der Mole, mit Ausnahme der Segelfregatte Arethusa von 50 Kanonen, welche die südlich gelegenen Batterien beschoß. Die Verbündeten begannen ihr Feuer um 6 Uhr 36 Minuten morgens mit einer Division von drei Fregatten und einer Corvette. Um 10 Uhr 30 Minuten schloß sich ihnen die zweite Division von vier Fregatten und einer Corvette an. Dagegen fiel die französische Dampffregatte Vauban aus, welche durch drei glühende Kugeln in Brand geschossen war und sich zur Löschung des Feuers hinter die Linie zurückziehen mußte. Um 12 Uhr mittags kehrte der Vauban in die Schlachtlinie zurück. Um dieselbe Zeit nahm das Feuer der Molenbatterie ab, die Batterie wurde verlassen. Sechs Barcassen der Linienschiffe näherten sich inzwischen dem Ufer und schossen durch Congreve'sche Raketen die im Kriegshafen liegenden Schiffe in Brand. Um 12 Uhr 50 Minuten flog das Pulvermagazin der Molenbatterie in die Luft. Die Schiffe näherten sich um 600 Schritt dem Lande und zerstörten schließlich mit Hülfe der Raketenboote ohne Widerstand alle Regierungsgebäude und Kriegsetablissements. Um 4 Uhr 30 Minuten war dies geschehen, und da auch alle Schiffe im kaiserlichen Hafen, 53 an der Zahl, brannten, wurde das Gefecht abgebrochen und die Schiffe der Verbündeten zogen sich zurück.

Der Operationsplan Hamelin's und des englischen Admirals Dundas war vollständig durchgeführt, und zwar mit außerordentlich geringem Verluste. Der Vauban war zwar in Brand gerathen, aber schon nach zwei Stunden stand er wieder kampffähig. Auch die andern Schiffe hatten einige Kugeln in den Rumpf erhalten. Die Franzosen hatten keinen, die Engländer nur zwei Todte und zehn Verwundete. Offenbar wäre das Resultat ein anderes gewesen, wenn die Russen ihre Batterien besser placirt und armirt hätten. So kämpfte jedoch fast nur die Molenbatterie mit ihren vier 24-Pfündern gegen eine ungeheuere Übermacht. Daß die Batterie diesen ungleichen Kampf sechs Stunden lang aushalten konnte, lieferte nicht nur den Beweis für den bewunderungswerthen Muth ihrer Besatzung, sondern auch dafür, in wie bedeutendem Vortheile sich Landbatterien angreifenden Schiffen gegenüber befinden.

Nach dem Angriffe auf Odessa blieb die Aufgabe der alliirten Flotten während des Sommers auf die Blokade der Häfen und den Transport der Belagerungstruppen beschränkt, da man einen Angriff Sewastopols von der Seeseite ohne gleichzeitiges Bombardement von der Landseite mit Hoffnung auf Erfolg nicht wohl unternehmen konnte. Hamelin verwandte diese Zeit, um die Schlagfertigkeit seiner Schiffe auf den höchsten Grad zu bringen, und die Engländer konnten hier zum ersten male die Entdeckung machen, daß die Franzosen ihnen in jeder Beziehung gleich, ja in manchen Dingen überlegen wären. Die vorzügliche Disciplin, welche der

französische Admiral auf allen seinen Schiffen zu erhalten wußte, die praktische Tüchtigkeit und Gewandtheit der Matrosen, die Schnelligkeit in der Ausführung der Manöver, die musterhafte Ordnung am Bord, die vorzügliche Einrichtung des Transportwesens, die nach Anweisung des Oberbefehlshabers der Contreadmiral Bouet-Willaumez in das Leben rief, die mit so weiser Voraussicht geordnete Verpflegung der Land- und Seetruppen waren hauptsächlich das Verdienst Hamelin's.

Gegen Mitte October 1854 waren die Belagerungsarbeiten an der Südseite von Sewastopol so weit gediehen, daß ein allgemeines Bombardement erfolgen konnte. Es wurde dazu am 17. Oct. morgens 6½ Uhr das Signal durch drei Bomben aus dem Centrum der französischen Linien gegeben. Den Flotten war dabei die Aufgabe zugefallen, den südlichen Theil der Stadt, den Hafen und die Forts Alexander, die Artilleriebucht und namentlich die Quarantänebatterien zu beschießen, welche die Werke der Alliirten flankirten. Ebenso mußte das Fort Konstantin auf der gegenüberliegenden Uferspitze des Hafens nebst den dahinterliegenden Erdwerken von den Schiffen bombardirt werden; denn was die Russen in Bezug auf die Seevertheidigung Odessas versäumt, hatten sie in Sewastopol doppelt gut gemacht. Hier waren die Festungswerke so vortrefflich situirt, daß eins das andere immer unterstützte und einzelne derselben nicht zu einem besondern Angriffspunkte der Flotten gewählt werden konnten. Die alliirten Geschwader zählten 14 französische, 10 englische und 2 türkische Linienschiffe; ferner eine Segelfregatte, eine Dampffregatte und vier Dampfcorvetten von seiten der Engländer. Die übrigen sieben Dampffregatten und neun Dampfcorvetten, welche die Engländer und Franzosen besaßen, kamen nicht in das Gefecht, sondern wurden an die Segellinienschiffe festgemacht, um diese bei dem stillen Wetter zu bugsiren. Die Kanonenzahl sämmtlicher kämpfender Schiffe betrug 2398. Hiervon war der größte Theil 32-Pfünder, ein Drittheil 68-Pfünder, ein kleiner Theil 56-Pfünder. Da jedoch wegen der bugsirenden Dampfer die Schiffe nur mit einer Seite und wegen der großen Entfernungen meistentheils nur mit den schweren Geschützen der untern Batterien kämpfen konnten, reducirte sich die wirkliche Zahl der verwendeten Geschütze auf 900, denen 480 russische Geschütze, hauptsächlich 24-Pfünder, entgegenstanden.

Um 1 Uhr mittags hatten die Flotten ihre Position vor dem Hafen genommen und begannen das Feuer. Die französischen Schiffe lagen mit einem Theile der englischen an der Südseite, den Quarantänebai-, Alexanderbai- und Artilleriebai-Batterien gegenüber, in der großen Schlachtlinie, während ein aus vier Linienschiffen, zwei Fregatten und einer Corvette bestehendes englisches Geschwader eine besondere Linie bildete und im Norden gegen das Fort Konstantin und die übrigen nördlichen Werke operirte. Die Entfernung der Hauptlinie von ihren Zielobjecten war etwa 3000 Schritt, die des detachirten Geschwaders nur 1500. Der Kampf währte fünf Stunden, von 1—6 Uhr, als ihm die einbrechende Nacht ein Ziel setzte. Das Resultat war für die Alliirten entschieden nachtheilig. Obwol die beiden Admirale Hamelin und Dundas ihre Dispositionen gut getroffen, die Besatzungen der Schiffe sich durch Ausdauer und Muth ausgezeichnet hatten, standen doch die Verluste der Verbündeten in keinem Verhältnisse zu den errungenen Vortheilen — eine Wahrnehmung, die sich fast bei allen Kämpfen von Schiffen gegen Landbatterien wiederholt. Zwar wurde das Feuer der mit 50 Geschützen besetzten Quarantänebatterie gegen 3 Uhr schwächer, allein es belebte sich wieder kurze Zeit nachher und dauerte dann ununterbrochen bis zum Ende des Bombardements. Wenngleich dies temporäre Aufhören des Feuers dem Verluste zugeschrieben werden mußte, den die von oben ungeschützten Bedienungsmannschaften der Quarantänebatterie durch die Masse der von Engländern und Franzosen auf sie gerichteten Kugeln und Granaten erlitten, wurden doch die Batterien selbst nicht ernstlich beschädigt, und keiner der officiellen Berichte erwähnt, daß auch nur ein Geschütz demontirt worden sei. Dagegen war der Verlust der Flotten erheblich, und besonders litt das dem Fort Konstantin gegenüberstehende Geschwader sehr stark, welches sich, mit Admiral Lyons an der Spitze, bis auf 1500 Schritt (so weit erlaubte es die Wassertiefe) den Batterien genähert hatte. Drei Linienschiffe und eine Fregatte dieses Geschwaders wurden in Brand geschossen und kampfunfähig gemacht und mußten aus der Linie bugsirt werden. Das vierte Linienschiff, der Agamemnon, ward von 240 Kugeln und Granaten getroffen und verschiedenemal in Brand gesetzt, verlor jedoch merkwürdigerweise nur 29 Mann und stellte sein Feuer nicht ein. Die Schiffe in der Hauptlinie wurden trotz der bedeutenden Entfernung gleichfalls hart mitgenommen. Das Hinterdeck des französischen Admiralschiffs war besonders das Ziel der russischen Kugeln gewesen. Dasselbe wurde fast ganz zerstört, der Rumpf des Schiffs war von 50 kalten und drei glühenden Kugeln getroffen. Eine zehnzöllige Bombe crepirte auf dem

Halbdeck, tödtete den Adjutanten des Admirals und verwundete sämmtliche Offiziere und Cadetten, welche dort versammelt waren, mit alleiniger Ausnahme Hamelin's und seines Stabschefs, des Contreadmirals Bouet-Willaumez. Der Verlust an Mannschaften in diesem heißen Kampfe war groß; er betrug auf seiten der Franzosen an Todten und Verwundeten 215, auf seiten der Engländer 310 Mann. Obgleich sich die Alliirten mit großem Muthe schlugen, die Dispositionen der Flotten nicht besser getroffen sein konnten, war doch der ganze Angriff ein verfehlter. Hamelin hatte im Kriegsrathe jedenfalls die entscheidende Stimme gehabt, und er kann darum nicht freigesprochen werden, hier einen Fehler begangen zu haben. Es war mit den Oberbefehlshabern des Belagerungsheeres die Verabredung getroffen worden, das Bombardement zu Lande und zu Wasser gleichzeitig zu beginnen, und man hatte den Anfang auf 6½ Uhr morgens festgesetzt. Nur auf diese Weise konnte auf Erfolg gerechnet werden, da es in General Canrobert's Absicht lag, die den Belagerungsbatterien so gefährlichen Geschütze der südlichen Forts durch die Schiffe zu beschäftigen und das Feuer der Flotten als eine Diversion zu benutzen. Anstatt dessen fingen die Schiffe erst nach dem Bombensignal um 7 Uhr morgens an, Vorbereitungen zur Schlacht zu treffen, und feuerten ihre ersten Schüsse nicht vor 1 Uhr mittags, als bereits die Belagerungsbatterien zum Schweigen gebracht waren und die Geschütze der südlichen Forts sich lediglich mit den Schiffen beschäftigen konnten. Damit war aber der ganze Zweck verfehlt. Es ist bisjetzt zwar nicht aufgeklärt, weshalb eigentlich die Flotten nicht schon am frühen Morgen in Schlachtlinie waren, aber jedenfalls trifft den französischen Admiral bei dieser Verzögerung große Schuld, ein so vortrefflicher Offizier und thatkräftiger energischer Mann Hamelin sonst sein mag.

Die herannahende Winterzeit und das damit verbundene schlechte Wetter setzte den Operationen der alliirten Flotten im Schwarzen Meere ein Ziel. Mit Ausnahme einiger zur Bewachung Sewastopols zurückgelassener Kreuzer zogen sich die Flotten in die sichere Bai von Kamiesch zurück, nachdem sie den furchtbaren Sturm vom 14. Nov. noch im offenen Meere ausgehalten und die französische Flotte dabei durch das Scheitern des Linienschiffs Henri IV und der Dampfcorvette Pluton herbe Verluste erlitten hatte. Am 2. Dec. 1854 wurde Hamelin zum Admiral befördert, jedoch zugleich nach Frankreich zurückberufen und der Oberbefehl der Streitkräfte im Schwarzen Meere dem Viceadmiral Bruat übertragen. Es ist anzunehmen, daß diese Abberufung mit dem Bombardement von Sewastopol in Verbindung stand, da Hamelin nach seiner Abberufung längere Zeit ohne bestimmte Beschäftigung blieb. Der im April 1855 erfolgte plötzliche Tod des Marineministers Ducos brachte jedoch für Hamelin's Stellung eine unerwartete Wendung. Zur Wiederbesetzung dieses Postens bedurfte Napoleon III. eines Mannes, der mit vorzüglichen praktischen und theoretischen Kenntnissen die nöthige Thatkraft zur Ausführung der gewaltigen Plane verband, die der Kaiser rücksichtlich des französischen Seewesens unausgesetzt im Auge hält. Es bedurfte eines Mannes, der Organisationstalent besitzt, und zu dem die Marine mit Vertrauen aufblickt. Diese Eigenschaften vereinigte Hamelin in seiner Person. Wenn ihm auch der Kaiser vorübergehend zürnen mochte, verkannte er doch keineswegs die ausgezeichneten Fähigkeiten des Admirals, die er während einer funfzigjährigen Dienstzeit bewährt hatte. Durch ein Decret vom 19. April 1855 wurde Hamelin zum Marineminister ernannt.

Der Minister Hamelin hat das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Seit vier Jahren steht er an der Spitze des Marinedepartements, und seit dieser Zeit ist Großes geschaffen, noch Größeres vorbereitet worden. Die von Hamelin's Vorgänger angebahnte Reorganisation der Personalverhältnisse der Marine ist von ihm zu Ende geführt und der innere Dienst der Flotte mit den Anforderungen, welche ihre großartige Erweiterung bedingt, in Einklang gebracht worden. Der mächtige Kriegshafen von Cherbourg ist vollendet, das Arsenal von Toulon vergrößert und den Ansprüchen der Neuzeit gemäß umgeändert worden, und in Brest, L'Orient und Rochefort ist ein Gleiches geschehen. Das Material der Flotte hat sich seit 1855 außerordentlich vermehrt. Dem Seetransportwesen hat Hamelin insbesondere seine Aufmerksamkeit gewidmet, indem er den Vorschlägen des Contreadmirals Bouet-Willaumez ein williges Ohr und kräftige Unterstützung lieh. Während Frankreich 1855 nur 12 eigens für den Zweck des Transports erbaute Dampfschiffe besaß, zählt seine Flotte gegenwärtig deren 50, von denen jedes ein vollständiges Regiment aufnehmen kann. In gleicher Weise hat sich die Zahl der Dampfkanonenboote von 30 auf 60 erhöht, von deren Wirksamkeit man sich so große Resultate verspricht. Welche Sorgfalt man der Construction dieser Klasse von Fahrzeugen gewidmet, beweisen die angestellten Versuche, bei denen die Technik ihre glänzendsten Triumphe feierte.

Die Kanonenboote, welche bestimmt waren, auf dem Gardasee gegen Peschiera zu operiren,

wegen des plötzlichen Friedensschlusses aber nicht in Thätigkeit kamen, wurden in der Zeit von zwei Monaten in der großen „Maschinenfabrik des Mittelmeers" zu Marseille gefertigt und müssen als ein Meisterwerk der Schiffsbaukunst und der Mechanik gelten. Sie haben einen Gehalt von 110 Tonnen, sind mit zwei 30pfündigen gezogenen Geschützen armirt, mit zwei voneinander unabhängigen Schraubenmaschinen, à 16 Pferdekraft, ausgerüstet und mit starken Eisenplatten gepanzert. Die besondere Furchtbarkeit dieser Kriegsmaschinen liegt jedoch darin, daß sie sich auseinander nehmen, mit Schiffen oder Eisenbahnen transportiren und ebenso leicht wieder zusammensetzen lassen, um gegen Festungen, die an Flüssen liegen, zu agiren. Am 30. Mai 1859 wurden diese Kanonenboote vom Marineminister in der erwähnten Maschinenfabrik bestellt, und am 5. Juli, mithin nach fünf Wochen, schiffte man das erste auf einer Fregatte nach Genua ein, wo es am 6. Juli anlangte. Man stand im Begriff, dasselbe auf der Eisenbahn über Mailand an den Gardasee zu schaffen, als die Friedenspräliminarien von Villafranca den Transport sistirten. Das Boot wurde hierauf nach Toulon zurückgeschickt, und hier stellte man am 20. Aug. damit Versuche an, welche seine Kriegstüchtigkeit erproben und auch darthun sollten, in welcher Zeit ein solches Boot zusammengesetzt und flott gemacht werden könnte. Auf ein gegebenes Signal begann die Operation, und nach fünfundachtzigstündiger Arbeit war das Boot zusammengesetzt, vom Stapel gelassen, mit seinen Geschützen bewaffnet und schwamm auf der Rhede von Toulon fertig zu jeder Kriegsoperation. Wenngleich, wie bei den Canons à la Napoléon, auch die Erfindung dieser Kanonenboote dem Kaiser zugeschrieben wird, darf doch Hamelin nicht weniger Anspruch auf dieses Verdienst machen, und jedenfalls hat er die Gedanken des Kaisers zur That gefördert. Sein Name ist ja überhaupt mit der gegenwärtigen mächtigen Entwickelung der französischen Marine aufs engste verknüpft.

Wie während seiner ganzen Dienstzeit, widmet der Admiral Hamelin auch als Minister seinem ausgedehnten Dienstkreise alle seine Kräfte. Wie er 1849 als Marinepräfect von Toulon dem Marineminister schreiben konnte: „Während der drei Jahre, welche ich der Präfectur des fünften Arrondissements vorstehe, habe ich nicht einen Tag Urlaub gehabt", hat er sich auch während seiner vierjährigen Ministerschaft nicht eine Woche zur Erholung gegönnt. Zwar ist ihm durch die gegenwärtige Trennung der Verwaltung Algeriens und der übrigen Colonien von dem Marineministerium eine große Last abgenommen, aber auch die alleinige Verwaltung der französischen Marine, bei der es sich unter Napoleon III. um die großartigste Vermehrung und Entwickelung handelt, muß als eine Riesenaufgabe gelten.

Mit Recht darf der Admiral Hamelin als der tüchtigste Seeoffizier Frankreichs bezeichnet werden. Er weiß mit einem Schiffe auf das beste zu manövriren; er ist ein thätiger und kluger Taktiker, dessen Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart durch nichts alterirt werden kann; er ist ein kühner und glücklicher Führer. Mag er als erster Offizier ein Schiff ausrüsten, einfach eine Wache commandiren, sich mit den Interessen und Pflichten eines zahlreichen Personals beschäftigen, oder an der Spitze eines wichtigen Arsenals stehen, oder der Chef eines Ministeriums sein, stets finden wir Hamelin an seiner Stelle, stets ausgezeichnet und im ungetheilten Besitze des Vertrauens und der Liebe aller derer, die mit ihm zu thun haben. Seine Eigenthümlichkeit ist, für alle Posten gleich passend zu sein, sie mit derselben Tüchtigkeit vollständig auszufüllen. Aus der Kajüte seines Schiffs trat er in die Studiencommission der Polytechnischen Schule, wurde Mitglied der Admiralität, sodann der Commission für die Seefestungen und später Generalinspector derselben. Er ist ein Mann der Feder und des Schwertes, des Rathes und der That; er ist Diplomat und Feldherr in gleich ausgezeichneter Weise. Außerdem zeigt er sich als ein zärtlicher Familienvater und treuer aufopfernder Freund; aber jeder dieser verschiedenen Menschen in ihm ist dem Seeoffizier untergeordnet. Insofern man einen Mann von Geist fanatisch nennen kann, ist Hamelin ein Fanatiker seines Berufs. Das Seefach ist für ihn nicht allein Mittel zum Zweck, nicht der Weg zur Beförderung; für ihn ist die Marine ein Beruf, eine Nothwendigkeit, ein Zug des Herzens.

Wie der Minister ein würdiger Erbe und Träger des Namens Hamelin geworden, so verspricht er auch seinem Vaterlande und speciell der Marine in seinen beiden Söhnen würdige Träger desselben zu hinterlassen. Wie sein Onkel für ihn, ist er auch für seine Söhne der Lehrer gewesen; beide haben ihre Schule im Krimkriege unter den Augen des Vaters durchgemacht und sich ihrer Vorfahren würdig gezeigt. Der ältere ist Lieutenant, der jüngere Fähnrich zur See, und beide sind Zierden des französischen Seeoffiziercorps.

Franz Graf von Schlik,

österreichischer General der Cavalerie.

Franz Heinrich Reichsgraf von Schlik zu Bassano und Weißkirchen ward am 23. Mai 1789 zu Prag geboren. Seine Kinderjahre verlebte er zu Frankfurt a. M. und Mainz, wo sein Vater, der längere Zeit österreichischer Gesandter am dänischen Hofe gewesen war, sich damals aufhielt. In den Wirren der Kriegszeit gewann er Lust zum Soldatenstande; sein Vater hatte ihn indessen für die diplomatische Laufbahn bestimmt, und seine Erziehung ward darauf eingerichtet. Nachdem er dazu genügend vorgebildet war, mußte er von 1805 ab die Rechte studiren. Unterdessen starb 1806 sein Vater, und 1808 begann Österreich sich zu neuem Kampfe gegen Napoleon zu rüsten. Zu dieser Zeit errichtete der junge Schlik auf seinen Gütern in Böhmen drei Landwehrcompagnien und erhielt dafür ein Offiziерspatent. Als aber 1809 der Kampf wirklich ausbrach, trat er in die Linie über, und zwar in das Kürassierregiment Nr. 3, damals Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Der damalige Generaladjutant des Kaisers Franz, Feldmarschallieutenant Bubna, wählte Schlik bald zu seinem Adjutanten, der somit in das große Hauptquartier kam. In der Stellung bei Bubna blieb er vorläufig auch nach dem Kriege, als jener den Auftrag, das adriatische Küstenland an die Franzosen zu übergeben, erhalten hatte. Im Jahre 1810 nahm Schlik seinen Abschied und ward zum kaiserlichen Kämmerer ernannt.

Als 1813 der Krieg von neuem ausbrach, trat auch Schlik wieder in den Dienst und kam als Ordonnanzoffizier in das Gefolge des Kaisers Franz. Während der Schlacht bei Dresden ward er zu Schwarzenberg entsendet und begleitete diesen; ebenso wohnte er infolge einer Sendung dem Gefechte von Pirna bei, ging von dort wieder zu Schwarzenberg und machte den Rückzug und die Schlacht bei Kulm mit. Nach der Schlacht bei Leipzig erhielt er von einem Kosacken, der mit andern wehrlose Gefangene mishandelte, als er diese schützen wollte, einen Pikenstich ins rechte Auge. Dieses ging verloren, und Schlik mußte von da an eine Binde um den Kopf tragen, die er auch bis heute nicht abgelegt hat. Sieben Monate mußte er daniederliegen und machte infolge davon den Feldzug von 1814 nicht mit. In diesem Jahre ward er zum Major befördert und während des Wiener Congresses zum Kaiser Alexander von Rußland als dienstthuender Kämmerer commandirt. Im Jahre 1815 erhielt er eine Division (zwei Escadrons) im Regiment Nr. 5, Radetzky-Husaren, fand aber keine Gelegenheit zur Thätigkeit. Während des nachfolgenden Friedens rückte er nun allmählich zum Generalmajor (1835) und zum Feldmarschallieutenant (1844) auf, und ward 1847 zum Inhaber des Regiments Prinz Eugen von Savoyen, Dragoner, ernannt. Im Jahre 1848 war er kurze Zeit Gouverneur von Krakau und erhielt dann, als Fürst Windischgrätz sich zum Angriff auf Ungarn anschickte, den Befehl über das etwa 8000 Mann starke detachirte Corps, welches aus Galizien über den Duklapaß in Ungarn einbrechen sollte. Er erhielt so zum ersten male die Gelegenheit, sich im Ernst als Befehlshaber einer größern Abtheilung zu zeigen. In den ersten Tagen des December begann er seine Bewegung und griff am 11. Dec. die Stellung von Budamér an, welche die Ungarn unter Pulszky vor Kaschau genommen hatten. Obgleich er die Stärke der Ungarn etwa viermal so groß schätzte, als sie wirklich war, und folglich auch etwa viermal so groß als seine eigene Macht, trennte er seine Abtheilung doch in mehrere Colonnen, von welchen die eine eine Umgehung ausführen sollte. Sein Fronteangriff auf die hier stehenden noch wenig disciplinirten Ungarn glückte, dagegen kam die sehr weit ausholende Umgehung gar nicht zur Wirkung, und die Ungarn behielten den Rückzug frei, der ihnen durch jene Umgehung verlegt werden sollte.

Schlik blieb nun vorläufig in und bei Kaschau stehen, um die Entwaffnung des umliegenden Landes vorzunehmen und Befehle von Windischgrätz einzuholen. Letztere erhielt er; sie gingen dahin, er solle über Rosenau und Losoncz zur Vereinigung mit der Hauptarmee auf Waitzen marschiren. Bevor er diesen Marsch antrat, wollte er sich aber erst vergewissern, daß er um seine linke Flanke unbesorgt sein könne. Er wußte, daß er den Ungarn bei Budamér geringe Verluste beigebracht habe, und daß diese in der Richtung auf Tokay, jetzt unter Mészáros, stärker als früher standen. Am 26. Dec. brach er aus der Gegend von Kaschau auf, und am 28. traf er bei Szikszó mit Mészáros zusammen. Dieser letztere ging nach einer kurzen Kanonade auf Miskolcz zurück. Schlik verfolgte ihn nicht, da er die Nachricht erhielt, daß sich

um Kaschau, nachdem er dieses kaum verlassen hatte, der Landsturm von neuem organisirt habe. Er kehrte auf diese Nachricht am 30. Dec. nach Kaschau zurück.

Anfang Januar war Mészáros auf etwa 12000 Mann verstärkt worden und hatte zugleich den Befehl erhalten, Schlik nach Galizien zurückzuwerfen. Er rückte deshalb wieder gegen Kaschau vor und griff Schlik in seiner dortigen Stellung an. Dieser Angriff, am 4. Jan. 1849, ward von Schlik mit geringer Mühe und kaum nennenswerthem Verluste abgeschlagen, und die Ungarn flohen in der größten Verwirrung nach Tokay, indem sie 16 Geschütze und 500 Gefangene in den Händen der Österreicher ließen.

Wie man sich erinnert, fehlte es in der Armee des Fürsten Windischgrätz durchaus an einem festen Zusammenhalt. Die Unterbefehlshaber waren weit entfernt, Befehlen, die sie von jenem erhielten, pünktlich nachzukommen, und zogen es vor, auf eigene Faust zu handeln. Jeder hielt den Punkt, wo er stand, für den wichtigsten. Sie betrugen sich nicht wie Generale, die zu Einem Zwecke zusammenwirken sollen, sondern wie eine Art Paschas, deren jeder sein Revier auszubeuten bestrebt ist. Sie bestürmten Windischgrätz beständig mit Forderungen um Verstärkung, und dieser war schwach genug, solchen Forderungen fast immer zu entsprechen, da er bald selbst nicht mehr wußte, was er wollte. Nur wo die Unterbefehlshaber endlich in die Klemme kamen, gehorchten sie den Befehlen Windischgrätz', die sie zu ihm beriefen. Diese Dinge, welche sich in dem österreichischen Heere oft genug wiederholen, sind es, die den Franzosen das Recht zu der Behauptung geben, die österreichischen Generale seien keine Soldaten, sondern als Generale verkleidete große Herren. Schlik machte keine Ausnahme von der Regel, wie theils schon aus dem Frühern sich ergibt, theils sich aus dem Folgenden noch deutlicher ergeben wird.

Schlik war nach dem siegreichen Gefechte von Kaschau am 4. Jan. dort stehen geblieben und hatte sich wiederum mit der Entwaffnung des wie aus der Erde aufgetauchten Landsturms befaßt. Bald erhielt er die Nachricht, daß das früher von Mészáros commandirte ungarische Corps zwischen Tokay und Miskolcz abermals verstärkt und unter den Befehl Klapka's, eines jungen, energischen Führers gestellt worden sei, von welchem er einen neuen Angriff befürchtete. Statt nun dem frühern Befehle des Fürsten Windischgrätz nachzukommen und zur Vereinigung mit demselben abzumarschiren, bat er vielmehr um Verstärkung, und Windischgrätz sendete ihm wirklich 4000 Mann neue Truppen zu.

Des Anmarsches derselben sicher, brach Schlik am 19. Jan. von Kaschau gegen Tokay auf und griff hier am 22. Klapka's Stellung an. Der Angriff ward abgeschlagen, und Schlik ging hinter die Hernad zurück, wo die 4000 Mann, die Windischgrätz ihm gesendet hatte, zu ihm stießen. Durch diese verstärkt ging er am 31. Jan. abermals gegen Tokay vor. Jetzt aber erwartete der von der Verstärkung des Feindes wohlunterrichtete Klapka den Angriff nicht, sondern zog sich hinter die Theiß nach Rakamaz zurück und ließ die tokayer Brücke abbrennen.

In den Januar 1849 fällt der Zug Görgei's in die Bergstädte. Ende Januar schickte sich dieser an, den Befehlen der Regierung nachzukommen und erst ostwärts, dann südwärts zur Vereinigung mit Klapka an die obere Theiß abzumarschiren.

Schlik, als er am 19. Jan. von Kaschau gegen Tokay aufgebrochen war, hatte dort und bei Leutschau eine Brigade unter Deym zur Bewachung des Landes und Beobachtung des Feindes zurückgelassen. Als er nun am 28. Jan. beim Marsche auf Tokay Nachricht von dem wirklich begonnenen Marsche Görgei's auf Leutschau erhielt, sendete er noch einige Bataillone Verstärkung zu Deym. Bald, am 4. Febr., kamen dringendere Nachrichten Deym's über das Vorrücken Görgei's, und Schlik führte nun den Rest seines Corps von der Theiß nach Kaschau. Hier angekommen, erfuhr er, daß Görgei, nachdem er am 5. Febr. den Braniczkopaß habe erstürmen lassen, am 6. in Eperies angekommen sei. Am 8. Febr. traf dann die weitere Nachricht ein, daß auch Klapka von der Theiß her ihm gefolgt sei, daß er also zwischen Görgei und Klapka mitten innestehe.

Schlik hatte nun zuerst den ganz löblichen Plan, die Zwischenstellung zwischen seinen beiden Gegnern zu benutzen, um sich erst auf den einen, dann auf den andern zu werfen und sie so nacheinander abzuklopfen. Er nahm auch wirklich einen Anlauf zuerst gegen Klapka zu marschiren, welcher der schwächere von beiden war. Aber alsbald stiegen Zweifel in ihm auf, und da ihm niemand die Garantie eines Siegs über Klapka zu geben vermochte, zog er es vor, an die eigene Sicherheit zu denken und jetzt, um dieser willen, endlich den ursprünglichen Befehlen Windischgrätz' zur Vereinigung der Hauptarmee nachzukommen. Er schlug daher am 9. Febr.

die Straße über Torna auf Rima-Szombat ein. Am 10. Febr. konnten sich infolge dieses seitwärtigen Ausweichens Schlik's Klapka und Görgei ungehindert bei Kaschau vereinigen.

Am 14. Febr. war Schlik in der Gegend von Tomallya, als der Anmarsch eines feindlichen Corps über Putnok gemeldet ward. Es war Dembinski, der Ende Januar den Oberbefehl über sämmtliche ungarische Truppen erhalten hatte und nun mit einer Division von Lök an der Theiß heranrückte. Augenblicklich machte Schlik Fronte gegen ihn. Das sich entspinnende Gefecht beschränkte sich auf eine bloße Kanonade, und Dembinski, der vor dem Herankommen Görgei's und Klapka's nichts Ernstliches zu unternehmen gedachte, zog sich zurück. Nun stellte Schlik augenblicklich seinen Marsch zur Vereinigung mit der Hauptarmee wieder ein, und schob seine Vortruppen gegen Miskolcz und Erlau. Aus diesen Stellungen meldete er am 21. Febr. dem Fürsten Windischgrätz, daß die Ungarn einen großen Schlag gegen Pesth hin ausführen zu wollen schienen. In der That concentrirte zu dieser Zeit Dembinski die Hauptarmee zwischen Miskolcz und Mezö-Kövesd und schob sie in den folgenden Tagen an die Tarna vor. Windischgrätz ging den Ungarn über Hatván entgegen, und am 26. und 27. Febr. kam es bei Kápolna zur Schlacht.

Am 27. Febr. nahm an dieser Schlacht auch das Corps von Schlik theil. Schlik hatte ursprünglich den Befehl, über Petervásár nach Gyöngyös zu rücken, um sich hier mit der Hauptarmee zu vereinigen. Die Wege von Petervásár nach Gyöngyös waren aber so schlecht, daß Schlik dem Fürsten Windischgrätz den Vorschlag machte, er wolle lieber über den Paß von Sirok auf Verpeleth marschiren. Windischgrätz war damit einverstanden. Am 26. Febr. gelang es Schlik nun, den Paß von Sirok zu nehmen. Am nächsten Morgen ging er auf Verpeleth vor und stand nun hier alsbald in der rechten Flanke der Ungarn. Er nahm Verpeleth mit Sturm, ließ sich indeß dann von Görgei im weitern Vorrücken aufhalten. Der Sieg blieb übrigens in der Schlacht den Österreichern; um Mittag trat Dembinski den Rückzug an.

Windischgrätz verfolgte die Ungarn nicht über die Theiß, nahm vielmehr nach deren Rückzuge wiederum eine Aufstellung zur Deckung von Pesth. Schlik mit seinem Corps, welches jetzt das dritte der Hauptarmee genannt wurde, erhielt erst seinen Posten bei Jasz berény, später bei Czegléd angewiesen.

Als die Ungarn gegen Ende März wieder in die Offensive übergingen, ward Schlik von neuem nach Jasz berény beordert. Er ging auch wirklich dorthin, brach aber, kaum daselbst angekommen, ohne Windischgrätz zu fragen, nach Alberti auf, weil er dort besser zu stehen glaubte. Bei dem weitern Vordringen der Ungarn ward er von Alberti nach Gödöllö zurückgerufen.

Um sich von den Absichten der Ungarn Kunde zu verschaffen, beschloß Windischgrätz am 31. März eine große Recognoscirung. Schlik mußte dieselbe am 1. April gegen Hatván vorführen. Am 2. April traf er hier mit dem rechten Flügel der Ungarn zusammen. Ohne eigentlich dazu gezwungen zu sein, trat er, da er weit überlegene Kräfte gegen sich zu haben glaubte, alsbald, während kaum die Kanonade zur Einleitung des Gefechts sich entsponnen hatte, den Rückzug an und setzte denselben am 3. April bis Gödöllö fort. Hier commandirte er während der Schlacht vom 6. April den linken Flügel der österreichischen Armee und behauptete sich ohne Mühe, da die Ungarn auf dieser Seite nur einen Nebenangriff machten und keine besondere Kraft und Energie entwickelten.

Schlik behielt bei dem Rückzuge gegen Pesth den linken Flügel und marschirte, als statt Windischgrätz' Welden den Oberbefehl übernommen und den Rückzug auf österreichisches Gebiet beschlossen hatte, mit seinem Corps von allen, die überhaupt diese Richtung einschlugen, zuletzt von Pesth ab. Am 26. April nahm er vor Komorn an dem Gefechte theil, welches Welden Görgei lieferte, als derselbe dort vom linken aufs rechte Donauufer überzugehen versuchte.

In der Armee Haynau's, welche im Juni die Operationen wieder eröffnete, erhielt Schlik den Befehl des 1. Armeecorps. Mit demselben griff er am 28. Juni, bei Eröffnung der Offensive auf dem rechten Donauufer, die Stellung von Raab in der Fronte an, während die übrigen Corps sie in der linken Flanke umgingen; am 2. Juli commandirte er in der Schlacht bei Komorn den linken Flügel am Walde von Acs, ebenso am 11. Juli in der zweiten Schlacht bei Komorn, und beide male mit Glück. Als Haynau seine Hauptmacht gegen Pesth in Bewegung setzte, blieb Schlik vorläufig vor Komorn zur Beobachtung dieses Platzes stehen. Am 23. Juli mußte er dann auch von Komorn aufbrechen, um der Hauptarmee zu folgen. Mit dem 1. Aug. stand er an der Theiß, und sein Corps bildete den linken Flügel der Haynau'schen Armee, wie zum Beginn der Operationen. Er ging bei Alpár auf das linke Ufer der Theiß

über und zog diesen Strom abwärts an die untere Maros. Am 4. Aug. traf er an diesem Flusse bei Makó ein und machte Anstalten, die zerstörte Brücke herzustellen, um am 5. dann an das linke Marosufer überzugehen. An diesem Tage kämpfte Dembinski mit den Ungarn bei Szöreg gegen die Hauptmacht Haynau's, der von Szegedin vorgedrungen war und ihm nun in Fronte gegenüberstand. Das Vorgehen Schlik's von Makó hätte die Stellung Dembinski's bei Szöreg vollständig in den Rücken genommen, und bewog diesen, seine Position zu räumen und gegen Temesvar zurückzugehen. Auch daß Dembinski die Rückzugsrichtung auf Temesvar einschlug, welche für ihn bei weitem nicht so vortheilhaft war, als es diejenige auf Arad gewesen wäre, über welches die Vereinigung mit Görgei leichter bewerkstelligt werden konnte, war das Verdienst der Operation Schlik's, da Dembinski fürchtete, daß dieser ihm schon den Weg nach Arad verlegt habe. Allerdings hatte Haynau diese Operation angeordnet, doch Schlik führte die ihm gewordenen Befehle mit Kraft und Schnelligkeit durch. Es ist eine erwähnenswerthe Erscheinung in dem Sommerfeldzuge, daß Haynau mit eiserner Hand die Corpscommandanten in der rechten Bahn zu halten wußte. Weil er selbst kein verkleideter großer Herr, sondern wirklicher Soldat war, machte er dazu auch diejenigen Corpscommandanten, welche sich unter Windischgrätz eben noch wesentlich als in Generale verkleidete große Herren gezeigt hatten.

An der Schlacht von Temesvar nahm Schlik mit seinem Corps nicht theil; er hatte nach Dembinski's Rückzuge von Szöreg und während Haynau's Verfolgung dorthin den Auftrag, mit seinem Gros längs des linken Marosufers, mit einem Detachement längs des rechten Ufers stromaufwärts gegen Arad zu ziehen, um Görgei, der von Dembinski aus dem Norden erwartet war, aufzuhalten, falls derselbe versuchte, das linke Ufer des Flusses zu gewinnen und seine Vereinigung mit Dembinski zu bewerkstelligen. Am Tage nach der Schlacht bei Temesvar, am 10. Aug., traf Schlik bei Dreispitz am Wege von Temesvar nach Arad auf die Spitze der Görgei'schen Armee, das Corps von Nagy-Sándor, welches sich nach kurzem und unbedeutendem Gefechte auf Arad zurückzog. Schlik ging darauf gegen Arad vor und forderte dessen Commandanten, Damianich, wiederholt zur Übergabe auf. Damianich wies diese Aufforderung zurück; er ergab sich bekanntlich nach der bei den Ungarn damals herrschenden Vorliebe an ein Kosackendetachement.

Schlik hatte während des ungarischen Kriegs, wie aus unserer kurzen Skizze zu ersehen ist, manche der hergebrachten Fehler österreichischer Generale gezeigt; vor den meisten aber hatte er sich allerdings durch Thatendrang und wirkliche Thätigkeit ausgezeichnet, und unter der straffen Leitung Haynau's bewies er sich als einen sehr tüchtigen Corpscommandanten. Sein Ruf in der österreichischen Armee war somit begründet, und seine wirklich ritterliche Erscheinung und seine ritterliche Denkweise erwarben ihm überall nicht blos die Achtung, sondern auch die Liebe seiner Untergebenen. Das Wort ritterlich wird allerdings in unserer Zeit vielfach gemisbraucht; doch auf Schlik paßt es wirklich. Um nur eins anzuführen, hielt er von allen den gegen die Ungarn nach dem Jesuitensatz, daß der Zweck die Mittel heilige, angewendeten betrügerischen und feigen Scheußlichkeiten seine Hände rein.

Am 5. Sept. 1849 wurde er zum General der Cavalerie (im gleichen Range mit dem Feldzeugmeister) und zugleich zum commandirenden General in Mähren und Schlesien ernannt. Während des orientalischen Kriegs ward er an die Spitze der vierten Armee in Galizien berufen. Da Österreich sich vom Kriege fern hielt, kam er hier nicht in Thätigkeit und hatte keine Gelegenheit zu zeigen, ob er auch eine Armee als oberster Feldherr zu führen verstehe.

Nun kam das Jahr 1859 heran und mit ihm der Krieg in Italien; die Truppen der vierten Armee mußten allmählich in das adriatische Küstenland abrücken, und Schlik erhielt hier im Mai den Oberbefehl. Die Ereignisse folgten sich rasch. Nach der Mitte Juni waren die Österreicher hinter den Mincio zurückgeworfen und man erwartete den Beginn eines neuen und mörderischern Kampfes, als er bis dahin noch stattgefunden. Der Kaiser Franz Joseph selbst übernahm den Oberbefehl über die am Mincio und an der Etsch concentrirten Streitkräfte, welche sich im wirklichen Bestande, einschließlich der Festungsbesatzungen, auf ungefähr 200000 Mann beliefen. Nach Abzug der Festungsbesatzungen ward diese, etwa noch 170000 Mann starke Heeresmacht in zwei Armeen eingetheilt, und Schlik ward aus dem Küstenlande an den Mincio berufen, um hier den Oberbefehl über die sogenannte zweite Armee, oder den rechten Flügel des Heeres, ungefähr 100000 Mann, an Stelle Gyulai's zu übernehmen.

Das Verhalten Preußens bestimmte den Kaiser Franz Joseph, zuwider dem ersten Plane,

der darauf hinaus ging, den Angriff innerhalb der Festungsgruppe zu erwarten, selbst wieder über den Mincio vor und Napoleon entgegenzugehen. Am 24. Juni kam es zur Schlacht von Solferino. Schlik hatte in ihr den Oberbefehl des rechten Flügels, der sich von Pozzolengo bis an die Straße von Montechiaro nach Mantua ausdehnte. Als die Schlacht im Gange war, hielt sich Schlik bis zum Verlust von Solferino und San-Cassiano auf den Höhen zwischen diesen Punkten auf. Er setzte sich hier wie in frühern Jahren mit größter Ruhe dem feindlichen Geschützfeuer aus; aber von eigentlicher Leitung der von ihm befehligten Armee war so wenig die Rede als auf dem linken Flügel. Auch er arbeitete mit daran, dorthin, wo eben gekämpft ward, ohne zu unterscheiden, ob der Kampf dort eine Bedeutung für den gesammten Gang der Schlacht habe, einzelne Brigaden, ja einzelne Bataillone und Escadrons vorzuziehen, und that so das Seinige für die Zersplitterung und allmähliche Verwendung der Kraft, welche den Österreichern bei Solferino so verderblich ward. Er hatte nicht dafür gesorgt, die rückwärts stehenden starken Reserven rechtzeitig so weit vorwärts zu ziehen, daß sie im entscheidenden Augenblicke verfügbar gewesen wären. Als dann in solchem Moment die Infanterie fehlte, ließ er die rascher heranzubringende Reiterei auf einem Terrain, auf welchem sie kaum auftreten konnte, und unter Umständen, in denen sie gewiß nichts auszurichten vermochte, vorgehen oder wollte sie wenigstens vorgehen lassen. Obgleich dieses Verfahren von unüberlegten Lobrednern als aus einer „eines Feldherrn wahrhaft würdigen Anschauung" entsprungen bezeichnet worden ist, werden wol schwerlich viele dem beistimmen. Wir wollen es unentschieden lassen, ob das Alter auch Schlik — der jetzt im siebzigsten Lebensjahre steht — heruntergebracht hat, oder ob er überhaupt niemals fähig gewesen sei, mehr als ein Corps von mäßiger Stärke zu commandiren, und ob er immer eines starken Oberbefehls, einer Haynau'schen Hand über sich bedurft habe, um etwas zu leisten.

Seine Thätigkeit oder Unthätigkeit in der Schlacht von Solferino war die einzige in diesem Feldzuge, da demselben der Friede von Villafranca bald darauf ein Ende machte.

Wahrscheinlich wird es auch Schlik's letzte kriegerische Thätigkeit gewesen sein und er sich gänzlich aus dem Dienste zurückziehen.

Der Graf von Schlik ist Herr der Fideicommißherrschaften Kopidlno und Altenburg und der Allodialherrschaft Welisch-Wokschitz, beides sehr ausgedehnte Besitzungen. Er vermählte sich 1817 mit Sophie, geborene Gräfin von Eltz, die 1821 starb und ihm zwei Töchter und einen Sohn hinterließ. Dieser Sohn, Graf Heinrich Franz, war Offizier in der Armee, starb im Alter von 39 Jahren am 11. Aug. 1859, und hinterließ zwei Töchter und zwei Söhne in noch sehr jugendlichem Alter. Zum zweiten mal vermählte sich der General Graf von Schlik mit Wilhelmine von Breuern, die ihm eine Tochter geboren.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

*__Bülau__ (Friedrich), Professor der praktischen Philosophie und Politik an der Universität zu Leipzig, bekannt als Publicist und Geschichtschreiber, starb plötzlich am 26. Oct. 1859. Zu Freiberg im Erzgebirge am 8. Oct. 1805 geboren, studirte er in den Jahren 1823—27 zu Leipzig die Rechte, begann 1829 seine akademische Laufbahn und wurde 1833 außerordentlicher, dann 1836 ordentlicher Professor. Er war ein Mann von vielseitigem Wissen, größter Belesenheit und unermüdlicher Thätigkeit und brachte diese Eigenschaften vorzugsweise auf dem literarischen Gebiete als Schriftsteller zur Anwendung. Im letzten Jahrzehnd seines Lebens beschäftigte er sich insbesondere mit der Ausführung des Werks: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten" (Bd. 1—11, Leipzig 1850—59). Von diesem nach verschiedenen Seiten hin so interessanten Werke hat er auch noch kurz vor seinem Tode den zwölften Band druckfertig gemacht. B. war in allen Dingen, welche die Presse betrafen, ungemein bewandert. Er versah von 1837 an wol zehn Jahre hindurch das Amt eines Censors für die periodische Presse, und bewies in dieser schwierigen Stellung viel Takt und anerkennenswerthe Mäßigung. Von 1843—48 redigirte er die „Deutsche Allgemeine Zeitung"; in den Jahren 1851—54 führte er die Redaction der „Leipziger Zeitung". Im Jahre 1849 wurde er an der Universität Leipzig zum Rector erwählt, und dieses Amt behielt er auch im Jahre 1850. Auf den Landtagen von 1852 und 1854 vertrat er die Universität in der Ersten Kammer. So viel Kenntnisse und formale Gewandtheit auch B. besaß, war er doch wenig geeignet, in

dem wissenschaftlichen und politischen Leben seiner Zeit eine gewichtige Stellung einzunehmen. Ein freisinniger und menschenfreundlicher Privatcharakter, fehlte es ihm in der Wissenschaft wie auch in der Publicistik an festen principiellen Grundsätzen und Überzeugungen, sodaß er als äußerlicher Vermittler zwischen den Parteien hin und her schwankte. Seit den Ereignissen von 1848 und 1849 neigte er sich freilich immer entschiedener der Reaction zu, und in der letzten Zeit seines Lebens lieh er sogar den Bestrebungen der Junkerpartei im Großherzogthum Weimar seine Feder, in einem publicistischen Votum, das gegen die Verfassung des Landes gerichtet war. Dieselben Ansichten verfocht er auch in seiner Schrift: „Die Rittergüter und ihre Stellung zu Staat und Gemeinde" (Leipzig 1857).

*Golizyn (Fürst Sergei Michailowitsch), russischer Reichsrath, der letzte Repräsentant des altmoskowitischen Bojarenthums, verschied, nachdem er noch bei der Krönung Alexander's II. die Functionen eines Krönungsmarschalls verrichtet, im Alter von beinahe 90 Jahren am 7. (19.) Febr. 1859. Er war außer Nesselrode das einzige Individuum in Rußland, welches den ersten Klassenrang besaß. In seinem Palaste zu Moskau und auf seiner Herrschaft Kusminskoje lebte er fast ein halbes Jahrhundert hindurch mit königlichem Glanze und hinterließ ein unermeßliches Vermögen, in das sich seine Kinder und Kindeskinder theilten.

*Grey (Thomas Philip de), Graf de Grey von Wrest, Pair von England, starb am 14. Nov. 1859 in London, 78 Jahre alt. Von väterlicher Seite aus einer neuadelichen Familie (Robinson) entsprossen, repräsentirte er in weiblicher Linie eins der ältesten und erlauchtesten Geschlechter Englands, die Grafen und Herzoge von Kent, von denen er weitläufige Besitzungen in Bedfordshire und Lincolnshire erbte. Seine politische Thätigkeit begann erst in ziemlich vorgerückten Jahren, als er 1834 in dem kurzen Ministerium Sir Robert Peel's das Amt eines Ersten Lords der Admiralität erhielt. Von dieser Zeit an gehörte er zu den angesehensten Mitgliedern der conservativen Partei und bekleidete im zweiten Ministerium Peel von 1841—44 den Posten eines Lordlieutenants von Irland, wo er bei der von O'Connell geleiteten und eben in voller Blüte stehenden Repealagitation einen schwierigen Stand hatte, aber trotzdem durch seine Leutseligkeit sich persönlich beliebt machte. Seit dem Zerfall der Torypartei im Jahre 1846 erschien er nur selten im Oberhause und widmete sich hauptsächlich wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er war Präsident des Instituts der britischen Architekten, Mitglied der Royal Society, der Society of antiquaries und anderer gelehrten Vereine. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten ist eine 1853 erschienene Lebensskizze seines vieljährigen Freundes, des Herzogs von Wellington, bekannt. Er war in Whitehall am 8. Dec. 1781 geboren, studirte in Cambridge und verheirathete sich am 20. Juli 1805 mit einer Tochter des Grafen von Enniskillen, hinterließ aber keine männliche Nachkommenschaft. In dem Titel eines Grafen de G. und Barons Grantham folgte ihm daher sein Neffe, der Graf von Ripon, während die alte Baronie Lucas von Crudwell auf seine älteste Tochter, die verwitwete Gräfin Cowper, überging.

*Grimm (Wilhelm Karl), der jüngere der beiden berühmten Gelehrten, welche die deutsche Vorzeit in Sprache und Literatur wieder an das Licht gezogen haben, starb am 16. Dec. 1859 zu Berlin. Er war am 24. Febr. 1786, ein Jahr nach seinem Bruder Jakob Ludwig, zu Hanau geboren, von wo der Vater bald darauf als Amtmann nach Steinau an der Straße versetzt wurde. Die Gymnasialzeit verlebten beide Brüder gemeinsam in Kassel, ebenso die Universitätszeit in Marburg. Doch war Wilhelm in den Studien vielfach durch ein schweres Leiden behindert, dessen Gefahr zwar beseitigt wurde, von dem sich aber seine Gesundheit nie wieder ganz erholt hat. Genesung suchend, kam er 1809 nach Berlin, wo er namentlich mit Achim von Arnim eine Freundschaft schloß, die auf sein Leben wie auf die Richtung seiner Studien einen bedeutsamen Einfluß hatte. Die erste Anstellung fand er 1814 bei der Bibliothek in Kassel, wo 1816 der Bruder sein Amtsgenosse wurde. Es folgte darauf eine schöne und fruchtbare Zeit wissenschaftlicher Muße, bis 1830 Jakob sein Amt aufgab und als Bibliothekar und Professor nach Göttingen berufen ward. Wilhelm ging mit ihm, als Unterbibliothekar, und wurde 1835 zum außerordentlichen Professor ernannt, in welchem Jahre er auch seine Gattin heimführte, eine Urenkelin des Dichters Salomon Geßner. Als 1837 die hannoverische Verfassung gewaltsam aufgehoben wurde, waren die Brüder unter den Sieben, die dagegen Einsprache erhoben; sie wurden des Amtes entsetzt, Jakob überdies des Landes verwiesen. Aus dem Exil wurden sie befreit im Jahre 1841 durch Berufung nach Berlin als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, wo sie fortan in brüderlicher Gemeinschaft ihre großen auf die deutsche Philologie und alte Literatur gerichteten Arbeiten fortsetzten. In der Erforschung der Sprache hat der noch höher begabte Bruder die Hauptarbeit gethan; aber Wilhelm war auch hier wie auf andern Gebieten sein treuer Mitarbeiter. Neben den grundlegenden Werken des Bruders erschienen auch von Wilhelm seit dem zweiten Jahrzehnd unsers Jahrhunderts epochemachende Schriften, wie „Die deutschen Runen" (1821) mit staunenswerthen Aufschlüssen über die Schrift und Schreibekunst der Vorfahren, „Die deutsche Heldensage" (1829), eine umfassende Sammlung von quellenmäßigen Belegen für die Heldensagen des deutschen Alterthums. Besonders war sein Fleiß dem Studium der alten Dichtungen gewidmet, die es galt, aus dem Staube des Alters hervorzugraben und womöglich in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen. So bearbeitete er als Herausgeber das „Rolandslied" vom Pfaffen Konrad, den „Rosengarten", die „Goldene Schmiede" von Konrad von Würzburg, „Freidank's Bescheidenheit", diese köstliche Spruchsammlung des 13. Jahrhunderts, und anderes. Alle diese Ausgaben zeigen eine liebevolle Hingabe an die Sache, ein feines Eingehen in Geist und Wesen der Werke, eine treue Bemühung zugleich um Ausbeutung und Verwerthung ihres Gehalts für die große Aufgabe, das geistige Leben unserer Vorfahren auf wissenschaftlichem Wege wieder zum Bewußtsein des deutschen Volks zu bringen. Seine Arbeiten bekunden, gleich denen seines Bruders, neben der Gelehrsamkeit und Belesenheit eines Gelehrten ersten Ranges, einen tiefpoetischen Sinn, der mit dem feinsten Gefühl und der wärmsten Empfindung den eigentlich menschlichen Gehalt der alten Zeiten und Werke zu erfassen vermag. Mit Vorliebe wandte

sich dieser poetische Sinn Wilhelm's an das Volksmäßige in Dichtung und Sage, das mit seiner duftigen Einfachheit und unscheinbaren Tiefe einen besondern Reiz auf ihn ausübte. So war sein erstes Werk eine „Übersetzung altdänischer Heldenlieder" (1811), und er hat in dieser Richtung, nebst dem Bruder, grundlegend gewirkt. Gemeinsam gaben sie die „Die deutschen Sagen" (1816) heraus. Vorher schon erschien die erste Ausgabe von den „Kinder- und Hausmärchen" (1812), die auch von beiden Brüdern angelegt war, denen aber im Verlauf der folgenden Ausgaben Wilhelm vorzugsweise dauernden Fleiß zuwandte durch Nachsammeln, Verbessern, Heranziehen der fremden Märchenliteraturen zur Vergleichung. Dies Buch ist vielleicht die merkwürdigste Leistung der Brüder. Ein den meisten Gebildeten verächtliches Ammengeschwätz war noch das volksmäßige Kindermärchen, als die Gebrüder G. zu sammeln und herauszugeben anfingen unter dem ermunternden Zureden Achim's von Arnim. Durch sie aber wurde dieses verachtete Märchen alsbald eine Quelle der Poesie für die Dichtung, eine Herzensfreude der Kinder und ein wichtiges Werkzeug für die Arbeit der neuen vaterländischen Wissenschaft zur Erforschung der Volksseele alter Zeiten. Die letzte Zeit fand beide Brüder vereinigt in der Arbeit an dem großen grundlegenden Werke für die neuhochdeutsche Sprache, dem „Deutschen Wörterbuche", dem der Verschiedene seinen ganzen treuen Fleiß, seine ganze liebende Hingebung widmete. So war Wilhelm G. der Mitgründer der im eigentlichsten Sinn des Worts deutschen Wissenschaft, und dadurch einer der ersten Mitarbeiter an der geistigen Herstellung des neuen Vaterlandes. Die Nation soll und wird seinen Namen unter die Namen stellen, denen sie für alle Zeit die höchste Ehre und Dankbarkeit zollt.

* **Hunt** (James Henry Leigh), einer der liebenswürdigsten englischen Dichter und Essayisten, starb zu Putney am 28. Aug. 1859 im fünfundsiebzigsten Lebensjahre. Seine letztern größern Arbeiten waren die „Religion of the heart" (London 1853), in der er seine Ansichten von der natürlichen Religion niederlegte, und „The Old Court Suburb" (2 Bde., London 1855), eine Beschreibung der londoner Vorstadt Kensington, mit besonderer Rücksicht auf die mit derselben verknüpften literarischen Erinnerungen. In seiner „Autobiography and reminiscences" (3 Bde., London 1850; zweite Auflage, 1852) hat er ein anziehendes Bild von einem Leben voller Kampf und Mühe entworfen, dessen heiterer Abend im Besitz der allgemeinen Achtung und der innigsten Verehrung der Literatenwelt hinfloß. Ohne in poetischem Genius an die Heroen der englischen Dichtkunst hinaufzureichen, empfiehlt sich H. durch die Leichtigkeit und Zierlichkeit seiner Verse, eine reiche Phantasie und das warme Gefühl für alles Gute und Edle, von welchem seine Schöpfungen durchdrungen sind. Als Prosaiker ist er vielleicht noch bedeutender; er war und blieb bis an sein Ende der frischeste und lebhafteste Erzähler, und seine geistreichen Plaudereien fesseln unwiderstehlich durch ihre Anmuth und gemüthliche Naivetät. Auch durch seine Übersetzungen aus dem Italienischen und seine Ausgaben der dramatischen Schriften Wycherley's, Congreve's und Farquhar's hat er sich um die englische Literatur verdient gemacht, zu deren Zierden er stets gehören wird.

* **Ritter** (Karl), der größte Geograph unserer Zeit, starb zu Berlin am 28. Sept. 1859 in seinem einundachtzigsten Lebensjahre. Er war am 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg geboren, erhielt nach dem frühen Tode des Vaters seine erste Erziehung im Institute zu Schnepfenthal und bildete sich dann auf dem Pädagogium zu Halle unter Niemeyer aus. Im Jahre 1798 trat er als Erzieher in das Bethmann-Hollweg'sche Haus zu Frankfurt a. M. Er begleitete seine Zöglinge auf die Akademie nach Genf, dann auf Reisen in Frankreich, der Schweiz und Italien, endlich auf die Universität nach Göttingen. Aus dieser Zeit stammt sein erstes Werk „Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde" (2 Bde., Frankfurt a. M. 1807), in welchem seine spätere wissenschaftliche Richtung schon zu erkennen ist. Zu Göttingen verweilte er auch noch für sich in den Jahren 1814—19, um die Schätze der Bibliothek benutzen zu können. An Schlosser's Stelle wurde er sodann Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt a. M., in welcher Stellung er alsbald die „Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodot" (Berlin 1820) veröffentlichte. Dieses ausgezeichnete Werk hatte noch im Jahre 1820 seine Berufung als Professor der Geographie an die Universität sowie die Allgemeine Kriegsschule zu Berlin zur Folge, wo er fortan, mit Unterbrechung durch einige Reisen in verschiedene europäische Länder, bis an sein Ende gelebt, gedacht und gelehrt hat.

R. hat als Geograph und Historiker die Wechselbeziehung zwischen den einzelnen Theilen des Planeten, sowie das Verhältniß der Erdgestaltung zu der geschichtlichen Entwickelung des Menschenlebens mit wissenschaftlicher Consequenz aufgewiesen, und ist dadurch der Begründer einer neuen Wissenschaft, der „vergleichenden" oder „philosophischen" Erdkunde geworden. Wie Alexander von Humboldt vom Standpunkte des Naturforschers aus die Erde und bald das ganze Weltgebäude zu erfassen suchte, so hat R. zu gleicher Zeit vom Boden der historischen Wissenschaft aus den organischen Zusammenhang und die Einheit des planetarischen Lebens zur wissenschaftlichen Anschauung erhoben. Vor R. war die Erdkunde nur im wörtlichen Sinne Geographie, d. h. Erdbeschreibung, eine Schilderung und Durchforschung der einzelnen Theile und Erscheinungen, eine Masse von positiven Kenntnissen, die der Durcharbeitung zu einem begriffenen Ganzen harrte. Freilich machten es diese täglich wachsende Masse der geographischen Kenntnisse, die unermeßlichen Fortschritte der Naturwissenschaft und die großen historischen Forschungen unserer Zeit erst möglich, daß R. die Erdenwelt und die Menschheit als eine höhere Einheit erfassen und von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus den Satz aussprechen konnte: „Der Planet ist das Erziehungshaus des Menschengeschlechts."

Mit Recht hat R. seinem Hauptwerke den Titel gegeben: „Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie als höhere Grundlage des Unterrichts in den physikalischen und historischen Wissenschaften." Dieses Werk erschien in seinen Anfängen zum ersten mal zu Berlin in zwei Theilen in den Jahren 1817—19. Als einige Jahre später eine neue Auflage nöthig wurde, entschloß er sich, mitten in der steigenden Anerkennung seines

Wirkens, das Werk nach einem großartig erweiterten Plane herzustellen. Es erschien der erste Theil dieser zweiten Auflage zu Berlin im Jahre 1822, der neben einer allgemeinen Einleitung in die Wissenschaft den Erdtheil Afrika umfaßt. Sodann begann er die Darstellung Asiens, die bis zum Jahre 1858 auf 17 starke Bände anwuchs (Ostasien Bd. 2—6; Westasien 7—12; Arabien 12—13; die Sinaihalbinsel Bd. 14—17; Bd. 18 Anfang der Darstellung von Kleinasien), ohne daß er mit der Behandlung dieses Erdtheils zu Ende gekommen wäre. Das Material, das ihm die rastlose geographische Forschung und Entdeckung sowie die moderne Natur- und Geschichtswissenschaft zuführten, wuchs unter der Hand immer mächtiger, und sein eigener Bau nahm immer größere Verhältnisse an, sodaß selbst der eisernste Fleiß und ein ungewöhnlich langes Menschenleben nicht im Stande waren, denselben zu vollenden. Mit der reichen Entfaltung des Materials, in die sich R. eigentlich wol gegen seine ursprüngliche Absicht gedrängt sah, ist ohne Zweifel der Übersichtlichkeit und dem philosophischen Element des Werks Eintrag geschehen. Wie man weiß, wollte R. nach der Darstellung der asiatischen Welt zur Behandlung des europäischen Continents übergehen, und er hat für diese schwere Aufgabe im Laufe der Jahre die umfassendsten Vorbereitungen getroffen. Sicherlich finden sich unter dem großen Kreise seiner unmittelbaren Schüler begabte Männer, die das Werk im Sinne und der Richtung des Meisters der Vollendung entgegenführen. Ist dieses Ziel erreicht, ist das ganze Material der geographischen Kenntnisse unsers Zeitalters in diesem Riesenbau zusammengefaßt und organisch verarbeitet, dann wird auch die Hand nicht fehlen, welche die Idee des Werks in größerer Klarheit, Reinheit und Ebenmäßigkeit zur Ausführung bringt. Zur Erläuterung seines Werks unternahm R. in Verbindung mit dem spätern General Etzel auch ein großes Kartenwerk, den „Atlas von Asien", der dann von Grimm, Mahlmann und Kiepert fortgesetzt wurde.

Außer seinen großen Arbeiten lieferte R. auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde eine Reihe specieller Untersuchungen und kleinerer Abhandlungen, die theils in den Schriften der berliner Akademie, deren Mitglied er war, theils in den Berichten der Geographischen Gesellschaft zu Berlin, theils auch in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" enthalten sind. Seine akademischen Schriften hat er gesammelt herausgegeben unter dem Titel: „Einleitung und Abhandlungen zu einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde" (Berlin 1852). Es sind diese Abhandlungen voll von großen und schlagenden Gedanken, welche die Welt und das Leben durchleuchten und den empfänglichen Leser unwiderstehlich fesseln.

R. war natürlich ein Mann von den großartigsten historischen, linguistischen, selbst naturwissenschaftlichen Kenntnissen, aber auch ein scharfer Denker und philosophischer Geist, der das Material zu durchdringen, zu beleben und in geistigen Fluß zu bringen wußte. Seine schriftliche Darstellung zieht in majestätischer Ruhe dahin, gleich einem Strome in reicher Landschaft. In mündlicher Rede, als Lehrer auf dem Katheder, wußte er durch seinen ernst-feurigen Vortrag den fähigen Zuhörer für Stoff und Idee zugleich zu begeistern. Sein Leben war im ganzen ein zurückgezogenes, das Leben eines eifrigen Gelehrten. Abgesehen von seinem wissenschaftlichen Verkehr und seinen gelehrten Verbindungen, hatte er keine weiten und vielseitigen Beziehungen zur Außenwelt, wie etwa sein großer Freund Humboldt. Er lebte unter seinen Büchern, Karten, Globen, durchmaß und durchforschte hier die Welt, sichtete und begeistigte den Stoff, den ihm die rastlose Forschung zuführte. Er arbeitete an seiner großen Aufgabe mit ehernem Fleiße, und gewöhnlich traf ihn noch der anbrechende Tag am Werke. Im Umgange äußerst human, bewies er sich insbesondere gegen junge Männer der Wissenschaft freundlich, liebevoll, aufmunternd und auch, wenn es galt, aufopfernd. Sein rastlos thätiges Leben und Streben hat R. bis in seine letzten Tage fortgesetzt. Ende Juli 1859 kehrte er aus Teplitz von einer Badecur nach Berlin zurück, um eine begonnene Arbeit zum Schlusse zu bringen. Bald nach der Rückkehr erkrankte er, die Kräfte schwanden dem Greise, aber er stellte die Arbeit nicht ein, setzte sie selbst auf dem Krankenlager fort, bis der Genius sanft die Fackel senkte. Am 1. Oct. 1859 wurde seine irdische Hülle auf dem Marien- und Nikolaikirchhofe in Berlin beigesetzt, an der Seite seiner Gattin, die ihm beinahe 20 Jahre früher vorausgegangen war. Er hinterließ eine große Bibliothek, reich an wissenschaftlichen Werken jeder Art, vielleicht einzig in Bezug auf Geschichte, Geographie und Kartensammlungen. Diese Bibliothek fiel seinem bejahrten Bruder zu, der in seinem Hause lebte, die Schätze der Wissenschaft jedoch nicht benutzen kann.

* **Westmorland** (John Fane, Graf von), englischer General, Diplomat und Componist, starb am 16. Oct. 1859 auf seinem Landsitze Apthorpe-House in Northamptonshire im sechsundsiebzigsten Lebensjahre. Nachdem er 1855 als zweiter Bevollmächtigter Englands, neben Lord John Russell, an den Wiener Conferenzen theilgenommen, hatte er sich im November desselben Jahres mit einer Pension von der diplomatischen Laufbahn zurückgezogen, auf der er nur noch einmal, im Juli 1856 erschien, um dem König der Belgier die Glückwünsche der Königin Victoria zum fünfundzwanzigsten Jubelfeste seiner Thronbesteigung darzubringen. Kurz vor seinem Tode hatte er die Erinnerungen seines politischen Lebens in einem Werke unter dem Titel: „The great European Congresses: Vienna, Paris, Aix-la-Chapelle, Troppau and Laybach" (2 Bde.) niedergelegt, welches demnächst in London erscheinen wird. Als zwölfter Graf von W. folgte ihm sein Sohn **Francis William Henry, Lord Burghersh**, Oberstlieutenant in der britischen Armee und Adjutant des Herzogs von Cambridge, geb. am 19. Nov 1825 und vermählt mit einer Tochter des Grafen Howe.

Register zum dritten Bande.

Wie im Werke selbst, sind auch im Register alle Artikel, die wesentlich zur Ergänzung der betreffenden Artikel des „Conversations-Lexikon" dienen sollen, durch ein Sternchen (*) bezeichnet.

Dagegen ist denjenigen Gegenständen, welche keine selbständigen Artikel haben, sondern in solchen nur mit behandelt sind, zur Unterscheidung ein Kreuz (†) vorgesetzt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schöllhorn.